Encyclopädie

der

deutschen Nationalliteratur

oder

biographisch-kritisches Lexikon

der

deutschen Dichter und Prosaisten

seit den frühesten Zeiten,

nebst

Proben aus ihren Werken.

Bearbeitet und herausgegeben

von

Dr. H. L. R. Wolff,

Professor an der Universität zu Jena.

Achter oder Supplementband.

Leipzig,

Verlag von Otto Wigand.

1847.

58

Digitized by Google

BIBLIOTECA
REAL
MADRID

Digitized by Google

Alexander, Graf von Würtemberg.

ward am 5. Nov. 1801 zu Kopenhagen geb., war ein Sohn des Herzogs Wilhelm v. Würtemberg, Oheims des regierenden Königs, lebte als würtembergischer Obrist bei Eßlingen und starb daselbst 1844.

Er schrieb:

Gedichte. gr. 12. Stuttgart 1837. Scheible, Rieger und Sattler.
Lieder des Sturmes. gr. 12. Stuttgart 1838. Metzler.
Gesammelte Gedichte. 8. Stuttgart u. Tübingen 1841. Cotta.

Ein lebendiges, gewandtes poetisches Talent, das sich zwar nicht über den Dilettantismus, in der edelsten Bedeutung dieses Wortes, erhob, aber mit frischer Lebensanschauung eine reiche Phantasie und glückliche Beherrschung der Form verband und manches sehr gelungene Lied, manche treffliche Romanze hinterlassen hat.

Der alte Soldat.

Ich steh' allein in dieser Welt,
Als wie ein Fels im Meere;
Ich habe weder Gut noch Geld,
Hab' nichts als meine Ehre.

Sturmvögel wirb im luft'gen Kreis
Des Felsen Haupt umschweben,
Und Sturmgedanken mich, den Greis,
Verfolgen durch das Leben.

Zum Angriff hört' in mancher Schlacht
Ich die Trompete schmettern,
Und war in dichter Pulvernacht
Umzuckt von tausend Wettern.

Den Felsen trifft der Wetterstrahl,
Der Fels bleibt unerschüttert;
Mich traf die Kugel ohne Wahl,
Ich habe nicht gezittert.

Besitze weder Weib noch Kind,
Die Kameraden starben,
Und meine eing'gen Freunde sind
Mir meine tiefen Narben.

Verscheucht den Schlaf um Mitternacht
Das Brennen tiefer Wunden,
Dann denk' ich froh an manche Schlacht,
An hohe Siegesstunden.

Und hätt' ich die Erinn'rung nicht
Von jenen großen Tagen,
So könnt' ich auch den Friedrn nicht,
Den lästigen, ertragen.

Zapfenstreich.

Es wirbeln die Trommeln den Zapfenstreich,
Zur Nachtwache blasen Trompten,
Die Töne tragriffen mich tief sogleich,
Die ferne herüber gewehten.

Am Waldhang saß ich und dachte der Zeit,
Wo Mancher, der heut beim Verlesen
Sein „Hier" im Uebermuthe noch schreit,
Auf dem Feld der Schlacht wird verwesen.

Da ladet der wilde Soldatentod
Wohl Manchen zum blutigen Reigen,
Vergebens tönt dann das Aufgebot,
Beim Verlesen wird Mancher wohl schweigen.

Noch tönet herüber durch dunkle Nacht
Der Zapfenstreich aus der Kaserne;
O! könte er lieber nach blut'ger Schlacht
Aus feindlichem Land in die Ferne.

Und geht beim Verlesen mein Namen einst ab,
Und ist mir vom Schicksal beschiedrn
Auf dem Felde der Ehre ein ritterlich Grab,
Ist's immer noch besser, als Frieden.

Spazierritt.

I.

Herr Kamerad! die Rosse scharren
Mit Ungeduld im dumpfen Stall
Und frisch belaubte Wälder harren
Auf unsres Hufschlags Widerhall.

Fort vom Studierpult, weg die Feder,
Die dich mißhaltet hinter'm Ohr,
Schlag zu das alte Buch von Leder,
Schwing dich zu Rosse frisch empor.

Heraus aus deinem trüben Kerker,
Gefangener der Wissenschaft,
Im Waldr schlägt dir freier, stärker
Das Herz, als dort in trüber Haft.

In einer Stadt die dumpfe Schwüle
Beengt des Geistes freien Flug,
Im jugendlichen Wald die Kühle
Die Schwingen hebt zu mächt'gem Zug.

I.

Wie herrlich ist's, auf wilden Rossen
Zu jagen durch die grünr Nacht,
Wie kämpft sich da so unverdrossen
Die wechselnde Gedankenschlacht.

Digitized by Google

Da dringt empor zum Himmelsbogen
Die kräft'ge Männerrede frei,
Man ist dem eitlen Trug entzogen,
Der Stadt und ihrem Einerlei.

Wir sind nicht ganz von dieser Erde,
Wenn wir im goldnen Abendschein
Auf flugbegabtem treuem Pferde
Frisch jagen über Stock und Stein.

Es ist als ob herüberwehten
Die Lüfte frei aus dess'rer Welt,
Als eine Stärkung dem Planeten,
Der nur noch morsch zusammenhält.

Die Straße wird zum luft'gen Faden,
Das Roß gar flüchtig weiter spinnt,
Des Reiters Geist auf solchen Pfaden
Den meisten Raum für sich gewinnt.

III.

Die Sonne sinkt, schon wird es düster
Und lange Schatten wirft der Wald,
Und lauter wird auch das Geflüster,
Das aus den Bäumen niederhallt.

Die Sonne sinkt und wir vom Berge,
Wir steigen nieder in das Thal,
Hinab, wo Gräber sind und Särge,
Des Unglücks viel und manche Qual.

Den kühn gewundnen Steg durch Felsen,
Wir retten mühsam ihn hinab,
Es droht Gefahr schon uns'ren Hälsen,
Wir sitzen still vom Rosse ab.

Und als wir mühsam nun gedrungen
Zu Thale durch den Felsenschacht,
Die Abendglocke war verklungen
Und ringsum war es trübe Nacht.

In uns'ren Herzen aber brannte
Ein helles Feuer lichterloh,
Das alle Nacht in uns verbannte,
Der Geist war warm und lebensfroh.

Uns kümmert nicht die Nacht im Kreise,
Wir sind gestärkt und wohlgemuth,
Und trinken froh nach uns'rer Weise
Den vollen Becher Rebenblut.

Und bist du vom Geschick geschlagen,
Bist du vom Kampfe müd und matt,
Und wenn dich finstre Grillen plagen
Im dumpfen Kessel einer Stadt,

Dann horche wie die Rosse scharren,
So ungeduldig in dem Stall,
Bedenke, daß die Wälder harren
Auf uns'res Hufschlags Widerhall.

Vision.

Trompeter! spielet auf ein Lied,
Ein Lied für alte Soldaten;
Wir wollen, wie es oft geschieht,
Bei schäumendem Wein uns berathen.

Nun spielen die Trompeter auf
Gar eine kräftige Weise,
Und die alten Herren, sie thauen auf
Von ihrem russischen Eise.

Sie drehen die Bärte, und Wort und Blick
In hoher Erinnerung glühen,
Sie denken sich in die Schlachten zurück
Und roth ihre Narben aufblühen.

Die Herren aus guter alter Zeit
Erzählen manch seltsame Mähre
Von Kriegerlust und von Kriegerleid,
Von errungener Sieges-Ehre.

Wie da im Kreise die jungen Herrn
So eifrig die alten belauschen,
Sein junges Gesicht wohl mancher gern
Für Narben möchte vertauschen.

Und einer, dem das russische Eis
Vor Zeiten gebleichet die Locken,
Schlug an nun, von tiefer Begeist'rung heiß,
Der Erinn'rung gewaltige Glocken.

„Als der Kaiser die große Schlacht gewann
Bei Moskau, da stand ich zur Seite
Dem allgewaltigen, großen Mann
Nach durchkämpftem blutigem Streite.

Ich stand ihm zur Seite, wie war er da groß,
Als seine Augen erglühten,
Er wähnte zu pflücken in Moskaus Schooß
Von seinen Siegen die Blüthen.

Ich stand ihm zur Seite im höchsten Glück,
So war es noch keinem gewogen,
Da stieß es den Liebling treulos zurück
In des Unglücks finstere Wogen.

Die warfen den riesigen Geist umher
Und ließen ihn endlich verschmachten
Auf einsamem Felsen im stillen Meer
Den großen Lenker der Schlachten.

Am Kremel sank nun die Sonne hinab,
Mit glühendem Nordlands Scheine,
Die Sonne von Austerlitz sank in das Grab
Am blutigen Leichensteine.

Bald hatt' ich versorgt mein treffliches Roß,
Den treuen Genossen im Streite,
Doch mied ich der Brüder lärmenden Troß
Und legte mich sinnend zur Seite.

Auf die Seele fiel mir das volle Gewicht
Von jener gewaltigen Stunde
Und schlafen konnt' ich noch lange nicht,
Als Alles schon schlief in der Runde.

Als endlich der lang vermiedene Gast
Sich mir auf die Augen gesenket,
Ein Traumbild mich jählings umklammert und faßt,
Mit Grausen mein Geist sein gedenket.

Der Traum, Kameraden, bei meinem Bart!
Ihr möget mich deshalb verlachen,
Es war kein Traum von gewöhnlicher Art,
Es war ein seltsames Wachen.

Noch einmal sah ich zur nächtlichen Stund'
Die Stadt der Zaaren auftauchen,
Da plötzlich begann es im finstern Grund
Als wie zu flammen, zu rauchen.

Dann sah ich ein blutiges Morgenroth
Sich breiten über die Erde,
Da sank zusammen im jähen Tod
Vor Starren die bleiche Heerde.

Und eine glühende Riesenhand,
Nach Westen drohend sie deutet,
Mit allen Glocken im fernen Land
Der Todtengesang ward geläutet.

Dann sah ich im finsteren Leichenzug
Die große Armee defiliren,
Die Trauertrommel gar ernst sie schlug
Den moosigten Grenadieren.

Sie leiten den eigenen Ruhm zu Grab
Mit militärischen Ehren,
Und als sie ihn stille gesenket hinab,
Zu leben sie nimmer begehren.

Digitized by Google

Und als sie nun waren am Grab vorbei
Da sah ich die bleichen Gestalten
Mit ruhigem Ernst ohne Nothgeschrei
Verfallen den finstern Gewalten.

Die Kälte, der Wahnsinn, der Hungertod,
Mit lüsterner Gierde sie nahten,
Noch nie war auf Erden so große Noth,
Als dort bei den alten Soldaten.

Der Kaiser zuletzt sprengt blutig bleich
An das Grab mit verhängtem Zügel,
Die Krone legt er von seinem Reich
Dort nieder am einsamen Hügel.

Noch träumend sprang ich vom Lager auf,
Mein Auge war wie geblendet,
Gehemmt war des Kaisers Siegeslauf,
Es hatte sein Glück sich gewendet.

Gar finstere Ahnung ergriff nun mein Herz,
Der Frohsinn war mir gebrochen,
Von Stund an sehnt' ich mich heimathwärts,
Und wahr hat mein Traumbild gesprochen.

Bald traf meinen Blick der glühende Kreis,
Drin die Stadt der Zaaren auflodert,
Ich selbst durchschritt den Schnee und das Eis,
Drin die große Armee ist vermodert."

Räuber-Zweikampf.

Wälder tönen in dem Schweigen
Einer düstern Sommernacht
Der Zigeuner heiß're Geigen,
Und es braust gleich einer Schlacht
Der Akkorde tolles Rauschen;
Hörner fallen gellend ein,
Mit dem Echo Klänge tauschen,
Lange hallend — silberrein. —
Vor der Schenke auf dem Rasen,
Bei des Feuers trüber Gluth,
Während ihre Rosse grasen,
Die Tschikoschenbande ruht. —
Aus den Flammen, aus dem Rauchen,
Angefacht von Windesstoß,
Finstere Gestalten tauchen,
Wie Dämonen, riesengroß. —
Häufig kreist der volle Becher,
Schäumend hoch von Ungarwein,
Und die Wangen wilder Zecher
Färbt ein dunkelrother Schein.
Aufgeregt von den Tönen
Aus Rakozis Heldenzeit,
Von den Blicken mancher schönen
Schwarzgelockten Räubermaid,
Springen sie von ihren Sitzen.
Rasch beginnt der wilde Tanz;
Blank geschliff'ne Waffen blitzen
Heller bei der Flammen Glanz;
Seidentücher, schöne Bänder,
Manches theure Angebind,
Und der Mäntel bunte Ränder
Flattern lustig in den Wind.
Laut die schweren Sporen klirren,
Und es schlägt manch breite Hand
Fest den Takt; die Augen irren
Trunken nach der Schenke Wand,
Wo die schmucken Dirnen kauern
Sich verbergend scheu und leis —
Und auf Räuberblicke lauern
Aus der Tänzer wildem Kreis.
Hoch vor Allen ragt des alten
Räuberwirthes hoheß Kind
Aus den weiblichen Gestalten,
Herrin unter dem Gesind:
Resi mit dem wunderschlanken
Leibe, mit dem blonden Haar,
Dessen Locken üppig ranken
Ueber blauem Augenpaar.

Sittig will sie sich bescheiden,
Gerne fliehen Spiel und Sang;
Räubertöchter manches leiden —
Heute schlägt ihr Herz so bang;
Denn zwei finstre Raubgesellen
Folgen ihr von Ort zu Ort,
Schaun Liebesgarne stellen
Mit Gebärde für und Wort. —
Ferko, Pali aus der Bande
Sind die Kühnsten in dem Streit,
Lange reif zur Galgenschande,
Allgefürchtet weit und breit. —
Solchen sieggewohnten Helden,
Die am keksten sind zu Pferd,
Deren Thaten Lieder melden,
Auf der Heide hoch gehrt,
Von den schmucken Dirnen allen
Keine ihre Gunst verneint. —
Räubern Thränen wohl gefallen,
Und sein Resi heimlich weint. —
Laß das Weinen, laß das Sinnen!
Fache nicht die heiße Gluth!
Wenn zwei Räuber um dich minnen,
Werden Thränen bald zu Blut. —
Balder schon die Herzen pochen,
Schwer gedrückt von Liebeswucht;
Heißer in den Adern kochen
Leidenschaften, Eifersucht. —
Jeder will beim Tanze zeigen
Größ're Kraft und feine Kunst,
Daß sich ihm zu möge neigen
Resis Blick und ihre Gunst. —
Seine volle Flasche gaukelt
Pali auf dem Kopf gewandt;
Wie er springt, wie er sich schaukelt,
Fällt kein Tropfen in den Sand. —
Ueber der Kam'raden Gruppe
Ferkos schwerer Fokosch saust
Hoch wie eine Sternenschnuppe —
Sicher, mit gewandter Faust
Ob den Dirnen, die erschrecken,
Fängt er auf im jähen Fall,
Resis Beifall zu erwecken,
Seine Art als leichten Ball.
So nach Tänzerruhme ringend,
Rast das liebentbrannte Paar,
Höher, immer höher springend,
Daß im Winde fliegt ihr Haar. —
Endlich bleiben aus die Quellen
Der wild tobenden Musik,
Und sie ruhen nach dem schnellen
Tanze einen Augenblick. —
Wie am fernen Himmelsbogen,
Aus des Aethers reinem Blau
Plötzlich kommen angezogen
Wetterwolken dunkelgrau,
Also ziehen ernste Falten
Auf der Nebenbuhler Stirn;
Wilde Mordgedanken walten,
Toben schon in Wurf und Hirn.
Und wie Doppelblitze leuchten,
Drehend durch das weite Thal,
Aus den finstern, aufgescheuchten
Wolkenbildern ohne Zahl,
Also schlagen trübe Flammen
Aus der Augen tiefer Gluth,
Trifft ihr scheuer Blick zusammen,
Und im Herzen wächst die Wuth.
Näher dringt das dumpfe Grollen
Kampfergriffener Natur,
Und es tönt des Donners Rollen
Fern her über Wald und Flur:
Aus der Wilden Augensprache
Werden Worte alsbald,
Und im Durst nach schneller Rache
Murmelt Ferko scheindar kalt:
„Höre, Pali! Auf der Heide,
„In dem ganzen Ungarland,
„Geht kein schlechter Roß zur Weide,
„Als dein Schimmel, wie bekannt!"
„„Sei verdammt, daß du geboren!""
Flucht nun Pali, zornesschnell,
„Nimmer sah ich größ'ern Thoren.
„Schweige, elender Gesell!

Digitized by Google

„Nicht vom Stamm der Magyaren
„Bist du, wie wir Alle sind;
„Schlichst dich ein in unsre Schaaren,
„Feigling du! Zigeunerkind!"
Starke Donnerschläge schlagen
Schon an das empörte Ohr;
Losgerissʼne Stürme klagen
Heulend im gewaltʼgen Chor.
Plötzlich auf vom Boden springend
Der Tschikoschen Führer ruft,
Den bekannten Fokosch schwingend
Durch die nächtlich kühle Luft:
„Solche Worte, Kameraden!
„Duldet nimmer ein Magyar;
„Das kann unserm Ruf schaden!
„Kämpfen muß das Zänkerpaar,
„Auf dem Sür*), den sie getragen,
„Reich verbrämt mit schönem Roth,
„Sich für Räuberthre schlagen.
„Leben gilt es oder Tod! —
„Aber mich soll Gott verdammen!
„Wer von seinem Platze weicht,
„Den schlägt mein Fokosch zusammen,
„Daß er alsogleich erbleicht." —
Also ist des Alten Wille
Und es öffnet sich kein Mund.
Allgemeine tiefe Stille
Thut der Räuber Beifall kund.
Lautlos aus den Eisenschnallen
Ferko, Pali alsogleich
Lassen ihre Mäntel fallen,
Kampfbegierig, zornesbleich.
Ihre Kameraden führen
Sie zur ausgewählten Stell';
Ander rasch das Feuer schüren,
Daß zum Kampf es lohre hell. —
Zu den Waffen greift die Bande,
Rasch die Strafe zu vollzieh'n,
Sollte zu der Räuber Schande
Von den Kämpfern einer flieh'n. —
Auf des Führers stilles Zeichen
Tritt ein Jeder auf sein Kleid. —
Wie zwei Tiger sich umschleichen
Kampfbegierig, sprungbereit,
Also mit den Augen messen
Sich die beiden Kämpfer lang,
Ihre starken Fäuste pressen
Den Fokosch im Zornesdrang. —
Saht ihr draußen, wie das Wetter,
Hergejagt vom Sturmespflug,
Mit betaubendem Geschmetter
In die starke Eiche schlug?
Solch ein Blitz drang Ferko's schwere
Streitart ein in Pali's Haupt,
Daß die mordgeübte Rechte
Ihm das heiße Leben raubt. —
Doch dem Sieger rauscht entgegen
Wilden Jubels Widerhall
Und des Hauptmanns bester Segen,
Ob des Feindes jähem Fall. —
Pali wird, der blutig bleiche,
Eingehüllt in seinen Sür,
Und Kameraden seine Leiche
Tragen vor des Hofes Thür. —
Dort am wilden Mispelbaume
Die Zigeunermutter saß,
Aufgeschreckt aus düstrem Traume,
Geisterartig, leichenblaß.
Und sie spricht nach alten Sagen
Ob dem Todten manchen Spruch,
Hüllt ihn dann mit dumpfen Klagen
In ihr weißes Leichentuch,
Weinet um den schönen Jungen,
Der vor manchem langen Jahr
Gaukelnd zu ihr kam gesprungen,
Mit dem schwarzen Seidenhaar. —
Das Gewitter zieht vorüber,
Und die finstre Wolkenschlacht
Ohne Blitze wird noch trüber,
Schaurʼger die Regennacht. —
„Auf, Zigeuner! stimmt die Geigen!
„Laßt uns in die Schenke zieh'n!
„Bei des Tanzes lust'gem Reigen
„Möge uns die Nacht entflieh'n."
Also Ferko. Und im Fluge,
Ohne Rast und ohne Ruh,
Vor der Leidenschaften Zuge
Eilt er auf schön Resi zu,
Führt sie rasch zum wilden Tanze;
Seine Sporen klirren hell,
Freuet sich beim Fackeltanze
Ob dem reichen Thränenquell,
Der auf Resis bleiche Wangen
Von den schönen Augen fließt,
Zu der Liebe Heißverlangen
Gluth auf Gluthen immer gießt.
Und es toben, bis am Morgen
Winkt der erste Sonnenstrahl,
Die Tschikoschen ohne Sorgen,
Daß es hallt durch Berg und Thal. —
Auf des alten Führers Zeichen
Säumet auf der ganze Troß;
Im Galoppe schnell entweichen
Die Tschikoschen hoch zu Roß. —
Palis treuer Apfelschimmel
Wittert an den todten Herrn,
Folgt allmählig dem Gewimmel,
Langsam trabend — nimmer gern.

*) Mantel.

Nächtlicher Ritt.

Ferko.

Marzi, tapfrer Kamerade,
Auf! zu süßem Raub ich lade!
Eben sah ich eine Heerde
Hochgeschweifter edler Pferde,
Flüchtig — wie vom Sturm verschlagen —
Unbewacht zum Walde jagen. —
Als die Sonne sich begrabend
In des Balatones Fluthen,
Ihre letzten rothen Gluthen
Zuwarf noch dem späten Abend,
Hättest du die edlen Thiere
Wie vergoldet schauen sollen,
Und mitlauschen ihrem vollen
Kriegeslustigen Gewiehre.
Aus dem flüchtigen Gewimmel
Glänzte hell ein Silberschimmel.
Weit voran dem langen Zuge,
Sprengt' er keck im wilden Fluge.
Hoch ihm Schweif und Mähnen wehten,
Gleich als wären es die Fahnen,
Die das Rudel lustig mahnen
Ihrem Führer nachzutreten.
Nie seh' ich im Leben wieder
Schwungbegabt're, schön're Glieder. —

Marzi.

Bist mein liebster Raubgenosse,
Auch gefiel mir wohl der Fang,
Doch mir träumte eben bang
Von dem schwarzen Geisterrosse.
Hör' nur, wie die Wölfe heulen,
Die das Hochgericht umschleichen,
Und es kreuzen finstre Eulen,
Das sind keine guten Zeichen. —

Ferko.

Laß die Zeichen! eitles Träumen!
Als ich nach den Waldesräumen
Sah die edlen Rosse hetzen,
Sich am kühlen Bach zu letzen,
Kam zuletzt mit tollem Rasen
Ueber Felsen, über Schluchten,
Noch ein Roß in wilden Fluchten,
Das verspätet sich dei'm Grasen.
Stärk're Knochen als des Fuchses
Nie auf unsrer Heide wuchsen.
Röther als die Abendsonne
Glänzt sein Haar zu meiner Wonne,
Und er droht mit jedem Tritte,

Digitized by Google

Daß gespalten in der Mitte
Unter ihm die Mutter Erde
Vom gewalt'gen Hufschlag werde.
Fest das Kreuz wie Stahl und Eisen,
Wollte wahrlich mir getrauen
Einen Thurm darauf zu bauen.
Mit dem Rosse wollt' ich reißen
Kämpfend auf den Boden nieder
Der Husaren dichtste Glieder. —
Nun, wird Marzi mit mir kommen,
Eh' die Hoffnung uns benommen,
Solche Rosse zu gewinnen!
Aufgesessen! kein Besinnen!

Marzi.

Wohl, Kam'rad, wir wollen reiten,
Uns die Pferde zu erstreiten. —
Wohl wird mir der Fuchs behagen,
Gilt es einst sich durchzuschlagen.
Einen Pfiff nach meinen Rüden,
Den erprobten, nimmermüden.
Monza! Wigias! Auf zum Hetzen,
Kommet mit, in muntern Sätzen,
Unsre Beute aufzuschrecken
Aus den tiefen Waldverstecken.

Ferko.

Rasch zu Pferde, Raubgesell,
Sonst scheint uns der Mond zu hell!
Laß den Sattel und die Bügel;
Gibt uns beiden schnell're Flügel,
Wenn wir durch die Heide jagen
Von dem bloßen Roß getragen. —
Nun greif' aus, mein wack'rer Renner,
Daß ich bald an deiner Seite
Den geliebten weißen Sennar
Einopfangen heimwärts leite. —
Schau, Kam'rad, dort ist die Stelle,
Dort an jener Waldesquelle
Rasten die gesuchten Pferde.
Drauf jetzt! Fort, die ganze Heerde!
Fasset an, ihr treuen Hunde,
Machet blitzgeschwind die Runde,
Hetzt, lustig angeschlagen! —
Jetzt, Kam'rad, gilt es zu jagen!
Sahst du wohl den Schimmel vorne,
Ueber Hecken, über Dorne,
Wie ein flüchtig Meteor
Jagt er seinen Brüdern vor,
Und der Fuchs ist ihm zur Seite,
Schau, jetzt suchen sie das Weite. —

Marzi.

Bruder, das gefällt mir nicht,
Daß die Rosse dorthin schwenken,
Und zum nahen Hochgericht
Ihre flücht'gen Tritte lenken. —
Mich durchdringen kalte Schauer,
Hangt nicht dort, wie auf der Lauer,
Turu, den wir jüngst verloren?
Horch! noch klirren seine Sporen,
Wie er mit den Armen winkt!
Wie sein starres Auge blinkt! —

Ferko.

Ei so laß den Narren hangen —
Warum ließ der Bursch sich fangen!
Sein Bewegen rührt vom Winde,
Der den Galgen hat durchfahren —
Todte bringen nicht Gefahren,
Auf! und tummle dich geschwinde!

Marzi.

Weit aus unserem Revière
Jagen schon die tollen Thiere,
An den See sind sie geflogen!
Horch, die Wellen, sturmgehoben,
Wie sie an das Ufer toben!
Um den Fang sind wir betrogen,
Denn sie stürzen ohne Grausen
In der Fluthen wildes Brausen.

Ferko.

Wenn ein Roß, das ich will jagen,
Flüchtig stürzte ohne Zagen
In den tiefsten Ocean,
Folgt' ich dennoch meiner Bahn.
Haben muß ich jenen Schimmel,
Und wär' er gebannt am Himmel. —

Marzi.

Gutes will mir nimmer ahnen,
Lasse ab von deinen Bahnen!
Schau, wie meine treuen Hunde,
Sonst so keck, schau wie sie zittern,
Weil sie eine böse Stunde
Und die Geisternähe wittern.
Unheimliche schwarze Schatten
Wirft dein Pferd rings auf die Matten,
Wie durch zaubrische Gewalt
Wird es höher von Gestalt.

Ferko.

Ei mit deinen tollen Faxen!
Laß es meinethalben wachsen,
Daß ich in den Mond mag langen
Und mir Wolkenroß fangen,
Oder spielen mit den Sternen
In den fernsten Himmelsfernen.

Marzi.

Kamerad, dir droht Gefahr.
Ferko, Ferko, habe Acht,
Deines Rosses lichtes Haar
Schwärzer ward es als die Nacht,
Und aus seinen weiten Nüstern,
Aus drei Athems Schwefeldampf,
Spinnt mit Schauern, spinnt mit Flüstern
Sich ein toller Kobaldskampf.
Aus den schönen Silbermähnen,
Die den Hals ihm sonst umflattern,
Ward ein Klumpen schwarzer Nattern,
Drohend dir mit gift'gen Zähnen. —

Ferko.

Würde auch mein Roß zur Stund
Schwärzer als der Hölle Grund,
Muß den Schimmel ich erwerben,
Und sollt' ich darüber sterben.
Fürchte mich nicht viel vor Geistern,
Selbst das schwarze Roß bemeistern
Wollt' ich wohl trotz seiner Tücke,
Ich vertraue meinem Glücke.

Marzi.

Toller Bursche, wahrlich, weiter
Bin ich nimmer dein Begleiter!
Ha, bei Gott! Er stürzt dem Rudel
Nach sich in der Brandung Strudel,
Jeder, den ein Weib geboren,
Wär' in diesem Sturm verloren,
Nur der Satan kann verleiten,
So in seinen Tod zu reiten. —

Ferko.

Weh! mir starren alle Glieder!
Falsches Roß, du ziehst mich nieder,
Und es halten tausend Schlangen
Meinen starken Arm gefangen! —
Heilige Ilona*), rette
Mich aus diesem Wasserbette!
Marzi! Marzi! Keine Gnade!
Noch seh' ich im Untersinken
Fern des Schimmels Mähnen winken,
Um den Schimmel ist's doch Schade!

*) Ilona, Helena, Schutzheilige am Plattensee.

Digitized by Google

Zigeuner-Symphonie.

Erste Violine.

Auf, mein Sohn, und laß uns geigen
Einen ernsten Schlachtenreigen,
Von Kinyssi *) Pál, dem Wilden,
Der auf Ungarns Schlachtgefilden
Heldenruhm sich hat erworben,
Bis er siegend ist gestorben.

Zweite Violine.

Wohl, mein Vater, laßt uns spielen!
Ehre Allen, die da fielen,
Doch vor Allen Ruhm und Ehre
Dem Kinyssi Pál, dem Recken,
Der durch seines Armes Schwere
War des Türkenheeres Schrecken

Nun greifen sie zusammen,
Wild schlagen auf die Flammen
Der tobenden Begeist'rung,
Es stürzen ihre Gluthen,
Ein Strom von heißen Fluthen,
Sich donnernd in den Abgrund.

Viola.

Türkenwürger sie ihn nannten,
Den Gewalt'gen, Zornentbrannten.
Seinem guten Schwerte immer
Folgten Stöhnen, Todesgewimmer.
Oft hat er das Schwert geschwungen,
Fernhin ist sein Ruhm erklungen.

Nun greifen sie zusammen,
Wild schlagen auf die Flammen
Der tobenden Begeist'rung,
Es stürzen ihre Gluthen,
Ein Strom von heißen Fluthen,
Sich donnernd in den Abgrund.

Cimbal.

Seines Rosses flücht'ge Hufe
Waren nie vom Blute trocken,
Und vor seinem Schlachtenrufe
Floh der Muselmann erschrocken.
Immer nur zu großen Siegen
Hat den Rappen er bestiegen.

Wie der Sturm mit seinen Schaaren
Jagt den bleichen Mond durch Nebel,
So Kinyssi Pals Husaren,
In der Faust den guten Säbel,
Nach dem halben Monde jagten
Und im Kampfe nie verzagten.

Nun greifen sie zusammen,
Wild schlagen auf die Flammen
Der tobenden Begeist'rung,
Es stürzen ihre Gluthen,
Ein Strom von heißen Fluthen,
Sich donnernd in den Abgrund.

Basso.

Mancher Pascha mußte geben
Dem Gewaltigen das Leben,
Und das Aug' voll Siegesglanze
Nimmt er dann beim Waffentanze
Einen Türken in die Zähne,
Daß man ihn nicht müde wähne.

Und dann trank er wohl zum Spaße
Türkenblut **) aus einem Fasse
Auf das Wohlsein der Magyaren,
Auf das Wohlsein schmucker Dirnen:
Hoch die tapferen Husaren,
Mit den Narben auf den Stirnen!

*) Kinyssi, sprich: Kinnschi.

**) Türkenblut heißt ein rother Banater-Wein. Er wird wegen seiner Farbe so genannt. Der Weinstock, von dem er kommt, soll roth angelaufene Blätter haben, was das Volk der Waffe von Türkenblut zuschreibt, welches dort nach einer geschlagenen Schlacht zu Thal floß.

Nun greifen sie zusammen,
Wild schlagen auf die Flammen
Der tobenden Begeist'rung,
Es stürzen ihre Gluthen,
Ein Strom von heißen Fluthen,
Sich donnernd in den Abgrund.

Viola.

Wie der wilde Sturm den Regen
Zwingt zum düstern Waldesgrunde,
Also sollen euch bewegen
Meine Saiten nun zur Stunde,
Daß ihr Thränen müßt vergießen,
Die dem tapfern Helden fließen.

Eine Kugel hat geschlagen
In das Herz dem hohen Recken,
Hat ihn brausend fortgetragen,
Den gewalt'gen Türkenschrecken,
In das Land, wo Heldengeister
Ehren werden ihn als Meister.

Nun greifen sie zusammen,
Trüb schlagen auf die Flammen
Wehmüthiger Akkorde,
Wie ferne Grabgesänge,
So fallen ihre Klänge
Hinsterbend in den Abgrund.

Erste Violine.

Bei Vesprém erbau'n von Steinen
Auf den modernden Gebeinen
Hoch ein Denkmal der Magyaren
Unbesiegte Reiterscharen.
Oben kräftig ausgehauen
War des Helden Bild zu schauen.

Mahnend blickt, mit finst'rem Ernste,
Hoch von seinem Felsenthron
Der Gewalt'ge in die fernste
Schluchten und den Balaton,
Regend auf zu großen Thaten
Tapf're ung'rische Magnaten.

Nun greifen sie zusammen,
Wild schlagen auf die Flammen
Der tobenden Begeist'rung,
Es stürzen ihre Gluthen,
Ein Strom von heißen Fluthen,
Sich donnernd in den Abgrund.

Zweite Violine.

Hundert Jahre hat verschlungen
Zeit, die nimmersatte, leere;
Abermals sind eingedrungen
Mit des Krieges voller Schwere
Die verdammten Türkenhunde,
Mordend, brennend in der Runde.

Viola.

Und es führet ein wilder, rauher
Pascha von drei Pferdeschweifen
Diese Horden, füllt mit Schauer
Rings die Gegend, wo sie streifen.
Weint, ihr Ungardirnen alle!
Euer Klaggesang erschalle!

Nun greifen sie zusammen,
Trüb schlagen auf die Flammen
Wehmüthiger Akkorde,
Wie ferne Grabgesänge,
So fallen ihre Klänge
Hinsterbend in den Abgrund.

Basso.

Eines wilden Stromes Wogen
Sind sie bis Vesprém gezogen.
Hei! da starrten auf sie nieder
Kinyssi's gewalt'ge Glieder.
Trotzig, wie vor hundert Jahren,
Blickt er auf die Türkenscharen.

Digitized by Google

Und ein Derwisch, grau von Barte,
Der zuerst das Bild gewahrte,
Schlägt des halben Mondes Zeichen,
An die Ahnen still gedenkend,
Die Kinzyal schlug zu Leichen,
Blut'ge Türkenschlachten lenkend.

Cimbal.

Doch der Pascha haut die Bügel
In die Lenden scharf dem Schimmel,
Er verhängt die gold'nen Zügel,
Jagt voraus weit dem Gewimmel
Seines Heeres, daß im Rennen
Seinem Roß die Hufe brennen.

Fest parirt der Sturmeswilde
Vor Kinzyal's Ehrenbilde,
Daß nach dem gewalt'gen Jagen
Sich das Roß schier überschlagen,
Braufend kommt im weiten Bogen
So die Bombe angeflogen.

Erste Violine.

Den Gewalt'gen laut verhöhnend
Schießt dem Bild er vor die Stirn,
Von dem Stein die Kugel dröhnend
Prallt dem Pascha in's Gehirn;
Niedersinkt er todt vom Rosse
In die Arme seinem Trosse.

Zweite Violine.

Also hat nach hundert Jahren
Noch Kinzyal's Bild bezwungen
Einen ungläub'gen Barbaren.
Dieses Lied war ihm erklungen,
Hoch soll sein Gedächtniß leben
Bei dem Saft der Ungarreben.

Nun greifen sie zusammen,
Wild schlagen auf die Flammen
Der todenden Begeist'rung.
Es stürzen ihre Gluthen,
Ein Strom von heißen Fluthen,
Sich donnernd in den Abgrund.

Der Gemsjäger.

Auf schwindelhohem Alpenpfade zieht
Ein Wanderer durch frische Morgenlüfte;
Scheu blickt er nieder in die finstern Klüfte,
Des Todes rauhes, schauriges Gebiet. —

Im schwarzen Felsenthale unten rauscht
Ein wilder Strom mit gellendem Geplätscher;
Im Hintergrund ein eisig starrer Gletscher
Dem Donner stürzender Lawinen lauscht. —

Hoch in die Wolken hebt sich schroff und steil
Ein Riese aus dem Thal mit spitzem Horne,
Als hatte Gott, entbrannt von hohem Zorne,
Der Erde zugeschleudert einen Keil.

Der greise Führer blickt mit kaltem Muth
Und ohne Schwindeln in die Tiefe nieder,
Den Fremdling stützen seine starken Glieder,
Auf dem sein ernster Blick verächtlich ruht. —

„Ihr saht wohl nie so steilen Felsenhang?"
Begann der Aelpler, dem um Bart und Lippen
Ein höhnisch Lächeln spielt. „Die schwarzen Klippen,
„Sie machen euch, dem Ungewohnten, bang?

„Uns Gemsenjägern droht hier nicht Gefahr;
„Auf diesen Stegen spielen unsre Kinder;
„Ich glaub', ich schritte sicher hier als Blinder:
„Gewohnheit macht den Meister doch fürwahr!

„Dort drüben nach den steilen Wänden schaut,
„Auf denen hell im Morgenlichte blinken
„Die eisbedeckten, hohen Silberzinken,
„Dort mag's wohl sein, daß einem Weidmann graut.

„Setzt euch auf diesen Stein zu kurzer Rast,
„Dann will ich eine Mähre euch verkünden,
„Wie einen Jäger dort ob vielen Sünden
„Des Himmels Zorn mit starkem Arm erfaßt.

„Der kühne Jagel war von hartem Sinn?
„(Man sagt, er hab' dem Teufel sich ergeben)
„Er führt' ein gottlos wildes Heidenleben,
„War immer aus auf schnöden Gelbgewinn.

„Geboren wird kein Weidmann mehr, der keck
„Wie Jagel zieht auf steilen Alpenstegen
„Und Gott versuchend, tollkühn und verwegen,
„Dem Wilde folgt in's heimtückste Versteck.

„Auch kann sich Niemand denken, daß ein Ziel
„Er mit der Kugelbüchse je verfehlte;
„Die Gemse, so er aus dem Rudel wählte,
„In's Herz getroffen ihm zu Füßen fiel.

„Früh zog er einst am heil'gen Sonntag aus.
„Es hielten ihn von seinem finstern Wege
„Nicht ab die feierlichen Glockenschläge,
„Die mahnend tönten von dem Gotteshaus. —

„Ein guter Wechsel ist dort an der Wand,
„Wo höher sich empor die Felsen bäumen,
„Wilder herab die Wasserfälle schäumen,
„Dort war des Jagels allerliebster Stand.

„Der Durst des Jägerauges ward bald gestillt.
„Gelockt von des Bösen Zauberkünsten
„Trat jäh hervor aus fernen Nebeldünsten
„Auf schneller Flucht ein aufgescheuchtes Wild.

„Ein starker Gemsbock naht in hohem Schwung,
„Mit scheu zurückgeworfenem Gewichte,
„Er rafft wild von Schicht auf Felsenschichte;
„Doch nicht zu Thale geht der kühne Sprung.

„Sich wendend an der Felsenkante Traut,
„Als würd's von Wolken mächtig angezogen,
„Entteilt das Wild in immer fernern Bogen
„Hinan die steile Wand mit raschem Lauf.

„Sobald nun Jagel die verwünschte Flucht
„Der Gemse sah, so schnallt die Gletschereisen
„Er um den Fuß und folgt in weiten Kreisen
„Der stäubete durch die schneegefüllte Schlucht.

„So stürmt er fort, nicht achtend der Gefahr,
„Empor sich schwingend immer höher, steiler,
„Bis er an dem gewalt'gen Riesenpfeiler
„Vor jener spiegelglatten Felswand war.

„Nicht lange sinnend, was er nun beginnt,
„Verwundet er mit einem raschen Schnitte
„Den starken Fuß in seiner Sohlen Mitte,
„Daß heiß ein Quell aus seinen Adern rinnt.

„Und so von eig'nem Blute angeklebt,
„Geboren von der Jagdlust Gluthverlangen,
„Verhöhnend in der Brust das Todesbangen,
„Er zwischen Erd' und Himmel höher strebt.

„Er blickt empor; es sinkt ihm schier der Muth —
„Da locken ihn die stattlichen Gewichter,
„Da blinken ihm die hellen Augenlichter
„Der Gems' und sachen an die Jägergluth.

„Er säßt nicht nach, es gilt noch einen Zug,
„Er hat erreicht die höchste von den Zinnen,
„Die stolze Lämmergeier nur gewinnen
„In sonnenhohem, königlichem Flug. —

„Die Büchse schnell er von der Schulter hängt,
„Um anzuschlagen nach dem scheuen Wilde;
„Ein Augenblick — und jäh das Trugebilde
„Der Abgrund in die Nebelarme fängt. —

Digitized by Google

„Als er nun rückwärts in die Tiefe schaut,
„Zum erstenmal erbleichen seine Wangen,
„Dem Gottesläugner vor den Riesenschlangen,
„Die sein Gewissen fest umschlingen, graut. —

„Im engen Kreis der düst're Abgrund droht;
„Zurück zu kommen von dem Schauerorte
„Vermag er nicht; die weite dunkle Pforte
„Oeffnet allein gewisser Hungertod. —

„So an dem Grenzstein für die Ewigkeit,
„Harrt er drei Tage und drei bange Nächte,
„Ob mitleidsvoll ihm nicht Erlösung brächte
„Der Alpenfrost im weißen Leichenkleid.

„Und wenn sein stieres Aug' den Abgrund traf,
„Besann er sich, ob er den Tod nicht wecke,
„Der unten in dem düsteren Verstecke
„Auf Opfer harrt im trügerischen Schlaf.

„Zum vierten Male drang der Sonne Strahl
„Neugierig ein zuerst bei jener Spitze,
„Die Jagel sich gewählt zum Marterſitze,
„Durch Nebel langsam schleichend in das Thal.

„Da sah der Todversall'ne schimmern weiß
„Hier auf dem Steg die priesterliche Kutte
„Von einem Mönch. Dem rauhen Felsenschutte
„Entwand sich mühsam nur der fromme Greis.

„Ein lauter Hülferuf drang zu dem Ohr
„Des alten Priesters, der mit bangem Zagen,
„Erschrocken ob den unheimlichen Klagen,
„Das fromme Aug' zu Jagel hebt empor.

„Der rief hinunter in sein off'nes Grab:
„„Verstiegen hab' ich mich zu diesen Zinnen;
„„Unmöglich ist's, dem Tode zu entrinnen —
„„Komm' zu den Menschen nimmermehr hinab!

„„O Herr! Erbarmt euch meiner tiefen Noth!
„„Oft überhäuft' ich euch mit bitt'rem Spotte
„„Und wollte nimmer glauben eurem Gotte.
„„Ich bin bekehrt — mir droht gewisser Tod! —

„„Vergebens rief ich hier den Teufel an; —
„„In Angst sucht' ich die kindlichen Gebete,
„„Die bald vergessen, vor; der Sturm verwehte
„„Sie schnell und riß sie fort auf rauher Bahn. —

„„Wild flucht' ich nun: Kein Teufel lebt! kein Gott!
„„Da schallte, mein Gewissen zu erregen,
„„Mir eine Geisterstimme hohl entgegen;
„„Der Felsen banger Widerhall: „ein Gott!"

„„Scharf drang die Stimme in mein hartes Herz;
„„Verzweiflung packte mich mit wilden Krallen,
„„Als ich den Fluch so hörte widerhallen;
„„Zum erstenmal fühlt' ich der Reue Schmerz.

„„Zu diesem Erdenleben hat den Steg
„„Des Schicksals Strafgericht mir abgeschnitten.
„„Nun wollt' ich euch, o frommer Priester, bitten:
„„Zeigt mir zum Himmel den gewissen Weg!

„„Auch sorget, daß mit todessich'rem Schuß
„„Mich ein Kam'rad von meiner Qual befreie,
„„In meine Sünden sich kein Selbstmord reihe,
„„Den ich verzweifelnd sonst begehen muß.'" —

„Daß Jagel seine Sünden so bereue,
„Ihm naht mit kindlich demuthsvoller Bitte,
„Erstaunt der Mönch, dann fördert er die Tritte,
„Ein Seelentheil zu retten hoch erfreut. —

„Im Dorfe läßt er bald der Glocke Klang
„Ertönen, daß gebetsam die Gemeinde
„Sich zu Gebet und Messe schnell vereinte,
„Bei Orgelspiel und heiligem Gesang.

„Bis zu den fernsten Bergen drang der Ton. —
„In schwarzer Mändel feierlichem Staate —
„Voran der Priester in dem Sterbornate —
„Den Alpen zu zog die Prozession.

„Ich selber sah von fern als schwaches Kind,
„Wie auf dem schmalen Pfad am Felsenhange
„Der lange Zug als eine schwarze Schlange
„Zu Berge schlich im mühsamen Gewind. —

„So schritt bis zu dem kühnen Felsenbug,
„Wo jähen Einsturz droht die steile Platte,
„Dort auf die kleine, kümmerliche Matte,
„Im abgemeß'nen Tritt der ernste Zug.

„Mit starken Armen bauet nun die Schaar
„Der Männer, die zur Arbeit sich vereinen,
„Aus abgestürzten, schweren Felsensteinen
„Zu Gottes Ehren einen Hochaltar.

„Der Priester hielt sodann ein Todtenamt,
„Und als es in den Bergen war verklungen,
„Ward feierlich von der Gemeind' gesungen
„Ein banges Miserere allzusammt.

„Gar seltsam mischten sich dem frommen Sang
„Des Hirtenknaben munt're Bergeslieder,
„Der Ministranten Läuten hallte wieder
„Zugleich mit einer Heerde Glockenklang.

„Der arme Jagel, wie ein Bild von Stein,
„So bleich in's weite Thal hinunter starrte,
„Mit Ungeduld des Augenblickes harrte,
„Wo ihn der Tod erlöst von seiner Pein.

„Mit Freuden hört er seinen Leichenchor;
„Die lauten Töne seine Seele mahnen,
„Daß bald sie schwebt auf freien Himmelsbahnen.
„Nun rief der Mönch zu Jagel laut empor:

„„Eh' ich die Sünden euch erlassen kann,
„„Will ich zuvor noch eure Beichte hören.
„„Ihr müsset bei dem Sakramente schwören,
„„Daß ihr entsagt des Teufels Trug und Wahn.""

„Und in die off'ne Kirche der Natur
„Rief Jagel von dem Felsenthurme nieder,
„Daß in den Bergen laut es hallte wieder,
„Mit fester Stimm' den feierlichen Schwur. —

„Erregt von des Gewissens banger Qual,
„Gepeinigt von des sichern Todes Grauen,
„Sich eine Brücke himmelwärts zu bauen,
„Donnert er seine Beichte in das Thal:

„„Dem Teufel schrieb ich mich in's große Buch,
„„Darin er Rechnung führet über Seelen,
„„Die ihm's gelingt dem wahren Gott zu stehlen.
„„Fortan war mein Gebet ein langer Fluch.

„„Auch war ich bei dem Bösen sehr in Gunst;
„„Es haben die unheimlichen Gewalten
„„Der Hölle lange treu zu mir gehalten,
„„Ich lernte vieles von der schwarzen Kunst.

„„Mein böses Herz benutzte schlimm die Macht
„„Der Zauberei; durch meine böse Tücke
„„Hab' ich aus seinem stillen, heiteren Glücke
„„Im Dorfe manchen Ehrenmann gebracht. —

„„Es hat mich fremder Jammer nie gerührt,
„„Und eure Seelen faßte banges Grauen,
„„Thät ich euch kund die Menge der Jungfrauen,
„„Die ich mit teuflisch arger List verführt.

„„In unserm Felsenthale ist kein Ort,
„„Wo ich nicht einst begangen eine Sünde;
„„Es waren Zeugen diese tiefen Gründe
„„Von manchem Raub und fluchervüllten Mord. —

„„Blickt nur hinunter an dem hohen Rand
„„Von jener überhängig steilen Klippe,
„„Und fraget dort die modernden Gerippe!
„„Sie fielen alle einst von meiner Hand. —

„„Erst jüngst erfüllte mich die tolle Wuth
„„Der Eifersucht. Da hab' ich schnell entschlossen
„„Den starken Günther heimlich hier erschossen;
„„Denn seiner Braut galt meine schlimme Glut!""—

Digitized by Google

„So immer lauter drängt sich Wort auf Wort;
„Die Schauerreden sich zusammen ballen
„Und einem Bergsturz gleich hinunter fallen;
„Der grause Jagel brichtet Mord auf Mord.

„Ob den Verbrechen, die er ohne Zahl
„Hinunter ruft in lautem Geldverdammen,
„Schrecken die kalten Gletscher bang zusammen,
„Lawinen stürzen donnernd in das Thal.

„Des Priesters weißes Haar zu Berg sich sträubt
„Vor solcher Last fluchwürdiger Verbrechen.
„Das Mitleid darf hier zagend nicht mehr sprechen;
„Es wird vom Abscheu fühllos übertäubt. —

„Die staunende Gemeinde zagend schweigt,
„Es hat die Beichte sie mit Schreck erfüllet,
„Und zaudernd nur das Heiligste enthüllet
„Der Mönch und es dem bleichen Mörder zeigt.

„Sich rasch bekreuzend über Stirn und Brust,
„Erhebt er hoch die Hostie mit dem Arme,
„Fast zweifelnd, ob sich dießmal Gott erbarme
„Des Sünders, der sich solcher Schuld bewußt. —

„Als Jagel nun erblickt den Leib des Herrn,
„Da flohen ihn die höllischen Gewalten;
„Bekehrt sah man ihn zum Gebete falten
„Die mordbefleckten Hände aus der Fern'.

„Und wie der Abendsonne letztes Licht
„Auf die erstarrten, hohen Gletscher sprahlt,
„Die Sehnsucht nach der Hostie sich malet
„Auf seinem todesbleichen Angesicht.

„Indessen die Gemeinde betend kniet,
„Hat frisches Pulver auf die Pfann' gegossen
„Einer von Jagels finstern Jagdgenossen,
„Und, seinen Schuß zu messen, aufwärts sieht.

„Der Bruder Günthers war's, der schwarze Fritz;
„Die zielgeübten, dunklen Augen sprechen,
„Daß er den Mord des Bruders selbst will rächen,
„Durch seiner Büchse todesfich'ren Blitz.

„Ihm dient zum Ziel des Mörders schwarzes Herz —
„Ein lauter Knall aus sichten Pulverflammen
„Ertönt; es sinkt das Opfer schnell zusammen,
„Und fällt in jähem Sturze abgrundwärts. —

„Da hub ein arger Sturm zu rasen an,
„Die Berge zitterten hier in der Runde,
„Der Teufel zürnte schwer, daß seinem Bunde
„Jagel entsagt und seinem Höllenwahn.

„Dem Priester riß, wie zittert seine Hand!
„Das heil'ge Brod der Sturm mit lautem Toben,
„Und als das grause Wetter war verstoben,
„In Jagels Munde man die Hostie fand.

„Von Kind auf Kindeskind die Sage geht
„In diesem Thal, es wolle Gott uns lehren:
„Es kann der größte Sünder sich bekehren;
„Zur Reue ist es nimmermehr zu spät.“ —

Der alte Führer hatte also kaum
Die schaurige Begebenheit geendet,
Als sich der fremde Wand'rer lachend wendet,
Ungläubig blickend nach dem Felsensaum.

Da springt der Aelpler jählings zornesroth
Von seinem Sitze, rufend: „Wollt ihr lachen?
„Bei Gott und allen Heiligen! In den Rachen
„Des Abgrunds stürzt' ich euch zu sich'rem Tod!

„Glaubt ihr, was ich erzähle, sei nur Tand?“
Und mit den schnigt starken Bergesarmen
Hebt er den jungen Laffen ohn' Erbarmen
Hinaus über der Felsen steile Wand. —

„Nun, wollt Ihr lachen? —!“

Ahasver und Bonaparte.

Das letzte Lebensmark hatt' ich gesogen
Aus der Sahara hoffnungsfiefem Sande,
Durch Nubien kam ich dann herabgeflogen
In der Aegypter segensreiche Lande.

Die Wolken drängten, durstige Kameele,
Dem alten Nilstrom zu in wildem Fluge;
Mit ihnen zog wohl manche arme Seele
Verschmachtet einst auf langem Wüstenzuge.

Ein Schiff fiel mir in's Aug', eine Corvette,
Die rasch durch's Delta eilt auf flücht'gen Pfaden.
Doch paßt nicht für die Seglerin, die nette,
Die unheimliche Fracht, die sie geladen.

Denn Mumien sind's, Ibisse, Krokodille,
Durchwühlter Katakomben ekle Frucht,
Jahrtausende bedeckt mit heil'ger Stille
Und eines Obelisken schwere Wucht.

Am Buge liegt ein Sphynx mit üppigen Brüsten
Und trügerischem Blick, dem wahren Bilde
Des Weibes, das erglüht in Teufelslüsten
Mit Tigerkrallen und scheinbarer Milde.

Es wimmelt das Verdeck von grausem Plunder,
Von bunten Fratzen und Hieroglyphen,
Es schien als wären aufgetaucht die Wunder
Der alten Magier aus des Niles Tiefen.

Mir sind zuwider diese Erdenwürmer,
Wenn sie in mein Geschäft mir vorlaut greifen
Als Alterthümler, wüste Gräberstürmer,
Und vor der Zeit die alten Mauern schleifen.

Der Obelisk von gutem Schrot und Korne
War von der Wüste her mir wohl bekannt,
Ganz unverhofft schlug ich entdrannt von Zorne
Mit voller Kraft des Schiffes Steuerwand.

Hei! wie sind da die lustigen Provencalen
Verstummt und plötzlich ernst geworden,
Nie sah ich blässere Gesichter malen
Die Angst vor mir und meinen wilden Horden.

Am Quaterdecke, wie aus Erz gegossen,
Ein Jüngling ruht und seine tiefen Träume,
Sie gelten Schlachten nur und wilden Rossen,
Es jagt sein Geist kühn durch des Erdballs Räume.

Und Länder sieht er fallen, Völkerschaften,
Doch höher stets sich seine Pläne thürmen,
Es schweigt die Seele frei von ihren Haften,
Sein Schlaf war fest. Er hörte nicht mein Stürmen.

Zwei Wachen, bärt'ge Grenadiere, schritten
Ernst auf und ab. Es zeugen ihre Narben,
Daß sie in manchem Kampfe mitgestritten,
Wo sich der Tod gebunden dichte Garben.

Bald sind sie gleich dem andern Volk erlegen,
Dem Ocean sein altes Recht einräumend,
Den ich zu ungeheuren Wellenschlägen
Trieb an, das Schiff hoch in die Lüfte bäumend.

Ich hatte nimmermehr mich so befliffen,
Ein gutes Fahrzeug in den Grund zu bohren,
Den Steuermann und die Gehülfen riffin
Die Wogen fort. Sie sind im Meer verloren.

Das Schiff, gleich einem willenlosen Rumpfe,
Treibt durch die Fluthen aufgegeben,
Das Schiffsvolk, blickend auf der Masten Stumpfe,
Verzagt, nur denkend an sein armes Leben.

Doch, wie ich auch gerast zu jener Stunde,
Flott blieb die abgemastete Corvette,
Nicht konnt' ich sie vermählen mit dem Grunde,
Wo ich bereitet ihr das Hochzeitbette.

Wie nun die Einen fluchen, And're beten,
Und immer näher die Verzweiflung bringt,

Sah ich aus einem Sarkophage treten,
Von dem zumal der schwere Deckel sinkt,

Gespenstisch einen Fremdling. Fest umschlossen
Hält er inbrünstig einer Mumie Bild,
Es flammte auf den trüben Grabgenossen
Die Gluth des Blicks, den keine Thräne stillt.

Er sucht den Tod und kann ihn nimmer finden.
Es war der Ahasver, der ew'ge Jude,
Den ich dem Sarkophag sich sah entwinden,
D'rin er zur Ueberfahrt verborgen ruhte.

Wild schüttelt er den Staub aus Bart und Haaren.
Ich hatte ihn aus seinem Todesbrüten
Wohl aufgeschreckt, als ich so rauh durchfahren
Das Tackelwerk in meines Zornes Wüthen.

Den Jüngling sucht der schroffe Blick des Juden,
Er stürzet auf ihn zu und spricht die Worte:
„Nicht darfst du mir versinken in den Fluthen,
„Ich steh' zu dir, gleich einem sichern Horte."

„Und nicht umsonst hab' ich dies Schiff bestiegen!
„In seinem Raum sich jetzo die Geschicke
„Der ganzen Welt in ihrer Kindheit wiegen.
„Ich wandte in die Zukunft meine Blicke;"

„Prophetisch hat mein Geist es mir verrathen,
„Daß du aus Rom den Papst noch wirst verjagen,
„Und daß ein Krieg, umfassend alle Staaten,
„Das Christenthum bedroht mit großen Plagen."

„Gewalt'ger Geist, du darfst mir nicht verderben,
„Du sollst mir helfen, meinen Haß zu kühlen
„Gegen das Kreuz, der, kann ich nimmer sterben,
„Mir ewig wird die tiefste Brust durchwühlen."

„Und sänke jener Christus, dem ich fluche,
„Noch einmal mit dem Kreuz vor meiner Schwelle,
„Ich wäre wieder taub für sein Gesuche,
„Stieß ihn zurück so kalt wie jene Welle."

„Die neue Lehre, die er einst gelogen,
„Wird an den Talmud mir den alten Glauben,
„In dem der hohe Priester mich erzogen,
„Noch in der fernsten Ewigkeit nicht rauben."

Er schweigt und drückt die eisumstarrten Lippen
Als Weihe auf die bleiche Felsenstirne
Dem Jüngling. So begräbt die nackten Klippen
Die Schlaglawine, die sich stürzt vom Firne.

Nun merkt' ich wohl, daß fruchtlos mein Bestreben,
Dies Schiff im Meeresgrunde zu versenken,
Ich winkte meinen Horden, nachzugeben,
Und half nach Toulon schnell das Wrack zu lenken.

Dem Jüngling folgt' ich nach auf fernen Zügen,
Im Kaiserglanz, an manchem großen Tage
Sah ich um ihn den finstern Geist der Lügen,
Und jenen Fremdling aus dem Sarkophage.

Atlas.

Scenen aus den Feldzügen der Franzosen gegen die Beduinen.

Ein Pfeiler, drauf gebaut der Himmelsbogen,
Der greise Atlas aus den Wolken schaut,
Die den Gebieter trauernd schwarz umzogen.

Vom Thalesgarunde wilde Trauerweln klingen,
Und fremder Krieger Stimmen werden laut,
Die munter vorwärts zu dem Gipfel dringen.

Unheimlich tönen ihre Siegeslieder,
Dem alten Berge vor den Tönen graut,
Sein Echo giebt sie dumpf und klagend wieder.

Sind es die sieggewohnten Legionen
Der Römer, die, erstanden aus der Gruft,
Verwegen stürmen zu den Wolkenthronen?

O weckt den Alten nicht aus seinem Schlummer!
— So rauscht es geisterartig in der Luft —
Und rührt nicht auf den längst verharschten Kummer!

Die Krieger ungerührt — sonder Gedanken,
Winden sich auf durch Stein und finst're Schluft.
Was kümmert Geisterweh'n die luft'gen Franken? —

Auf weiter Ebene wie eine Kette
Dehnen die Bataillone sich, und hell
Erglänzen todgewöhnt die Bajonette.

In weiter Ferne, eine Sturmeswolke,
Beduinen jagen durch die Wüste schnell;
Die Erde dröhnet unter'm Reitervolke.

Der Roßschweif flattert von dem halben Monde,
Die hohen Sättel schmückt des Tigers Fell,
Deß Blutbegierde nie den Feind verschonte.

Es wehen der Araber weiße Kleider
Gespenstisch in der Wüste heißem Wind,
Der Turban deckt die kupferfarb'nen Reiter.

Sie sind entbrannt von hohem Kriegerzorne,
Ihr liebster Wunsch ist, daß die Schlacht beginnt,
Und wird' ein Feind aus jedem Sandskorne.

Wild aus den Augen ihre Blicke flammen,
Als sie zum festen Walle sich geschwind
Auf Leben oder Tod zusammen dammen.

Da plötzlich jagt hervor aus seinen Schaaren
Ein Beduinenfürst; der Wetterstrahl
Kommt so aus der Gewitternacht gefahren.

Dampf sprüht sein edles Roß aus weiten Nüstern,
Es fliegt — kein Hufschlag schallet durch das Thal;
Die Mähnen ihm das wilde Aug' umflüstern.

Ein Dämon sprengt er durch die Bataillone,
Naht kühn dem Franken-Obergeneral:
Den blickt er an mit Muth und bitt'rem Hohne;

Die dunkeln Augen Zorn und Rache glänzen,
Den krummen Säbel preßt die starke Hand,
Von Kindheit schon geübt in Waffentänzen.

Sich höher bebend auf dem wilden Rosse,
Rief nun der Scheik: „In unserm freien Land
„Was suchet ihr mit eurer Heeres Trosse?

„Saht ihr im Morgenroth die Minarette
„Jovnig erglüh'n am fernen Himmelsrand?
„Entweichet nicht der Freiheit letzte Stätte!

„Es steht vor unser'er Stadt geweihten Mauern
„Mein tapf'res Heer; im Hinterhalte droht
„Die Wüste euch mit ihren Todesschauern.

„Und solltet ihr das Heiligthum erreichen,
„So geht der Weg durch heißen Kampf, und roth
„Färbt sich die Bahn von euren blut'gen Leichen.

„Erschrecket euch nicht, an unser Thor zu schlagen
„Mit eurem Schwert! Es wäre sich'rer Tod,
„Gerechter Lohn für euer tolles Wagen!"

Der Maure sprach, als hätte sich von Gluthen
Ein Strom ergossen in des Eismeers Reich,
So starr und fest des Franken Blicke ruhten.

Sein Reden war: „„Wenn ihr euch wollt ergeben,
„„Die blanken Waffen strecken alsogleich,
„„So will ich schonen euer armes Leben.""

Da ward von edlem ritterlichem Zorne
Des Beduinen Kupferwange bleich;
Verwundet hatten ihn des Wortes Dorne. —

Digitized by Google

„Eh' Muſelmänner ihre Waffen ſtrecken
„Vor euch, verdammte Chriſtenhunde! hört!
„Sollt ihr noch eher Todte auferwecken!"

Es wendet ſchnell ſein Roß der Sohn der Wüſte:
Der Wahn der Feigheit hat ſein Herz empört.
Die Franken nicht mit einem Blick er grüßte.

Er eilt zurück auf Leben oder Sterben.
Der Beduinen tapf're Horde ſchwört
Dem Chriſtenheere ſchmähliches Verderben.

Die heiße Schlacht entbrennt, und der Kanonen
Gewalt'ger Blitz die Muſelmänner mäht,
Des Glaubens Tapferkeit mit Tod zu lohnen.

Vor des Geſchützes Macht die Glieder wanken;
Verlaſſen hat ſie treulos der Prophet
Und ſiegend vorwärts bringen ſchon die Franken.

Gewonnen iſt die Schlacht nach ſicherm Plane,
Und Sklaverei vom Atlas niederweht
Die vielgeprieſ'ne bunte Freiheitsfahne.

Ein Ritt durch die Wüſte.

Ein ſchwarz Kameel, das Sterne graſ't,
Die Wolke zog am Himmel.
Da kam im Sturme hergeraſ't
Ein Scheik auf flücht'gem Schimmel.

Greif aus, o Kabron, trefflich Roß,
Du Perle aller Stuten!
Mordlüſtern naht der Feinde Troß,
In Schmach muß ich verbluten.

Greif aus, ſonſt ſtirbt mein edler Stamm,
Die Brüder ſind erſchlagen,
Greif aus und ſpann die Muskeln ſtramm,
Mein Roß, jetzt gilt's zu jagen.

Abdallah ſpricht's, der kühne Held,
Er ſtreicht dem Pferd die Mähnen,
Und Kabron ſtolz die Nüſtern ſchwellt
Und ſpannt die kräft'gen Sehnen.

Sie ſchießet durch der Wüſte Sand,
Als wie auf Sturmes Flügeln,
Es treibt ſie ſchneller Wort und Hand,
Als Sporen an den Bügeln.

Der edle Stammbaum tritt hervor
In hochgeſchwollten Adern,
Sie legt und ſpitzet keck das Ohr,
Wie mit dem Feind zu hadern.

Ja, ſpitz das Ohr und lauſche nur,
Schon naht mit finſt'ren Mienen,
Im Herzen Tod und Rachegeſchwur,
Die Schaar der Beduinen.

Greif aus, mein Roß, ſie rennen gut,
Friſch ſind ſie von der Weide.
Nun, Kabron, zeig' dein trefflich Blut,
Sonſt ſterben wir wohl beide.

Mein Hatagan mit ſicher'm Stoß
Zur Stelle dich verderbe,
Bevor ich dich dem feindesſtroß
Belaß! ein ſchmählich Erbe.

Das edle Roß in wilder Jacht
Fliegt weiter ohn' Ermatten,
Da ſcheuchet auf der Tag die Nacht,
Fern fliehen ihre Schatten.

Mit heißem Brand die Sonne glüht,
Verſengt die letzten Halme,
Der Samum ſinnbetörend zieht
Durch's Land mit trübem Qualme.

Wild ſchüttelt er das Rieſenhaupt,
Den Sand aus gelben Locken,
Und als er hoch zum Himmel ſtaubt,
Die Feinde laut frohlocken.

Gewiß iſt ihnen nun der Fang,
Der Flüchtling iſt verfallen,
Sie laſſen durch die Wüſte bang
Den Schlachtenruf erſchallen.

Manch braune Fauſt das Schwert umſchlingt
Und reißt es von der Seite,
Und mancher hoch die Lanze ſchwingt
Und ſchleudert ſie in's Weite.

Vernahmſt das Sauſen du am Ohr,
Mein Roß, des Todes Mahnen?
Da rafft ſich Kabron friſch empor,
Bricht durch den Sturm ſich Bahnen.

In Strömen fließt herab der Schweiß,
Schon pochen wild die Flanken,
Und aus den Nüſtern glüht es heiß,
Doch rennt ſie wie Gedanken.

Wie ſtaunten da ob ſolcher Kraft
Der Wüſte flücht'ge Söhne!
Es war als ob die Eigenſchaft
Des Roſſes ſie verſöhne.

Da plötzlich ruft die Horde zu
Dem Scheik, halt' ein zu jagen
Und gönn' dem edlen Thiere Ruh!
Dein Roß hat uns gejchlagen!

Hör' unſern Schwur, halt ein, halt ein,
Den Schwur bei unſern Bärten,
Du ſollſt dem Stamm willkommen ſein,
Wir ſind dir nun Gefährten.

Und halten wir nicht unſern Schwur,
Vertrockne uns die Quelle,
Zur Wüſte werde uns die Flur,
Verſagt ſei jede Schwelle.

Doch laſſ' uns küſſen ſchön und breit
Dem edlen Roß die Stirne,
Wir küßten nicht im Hochzeitkleid
So gern die ſchönſte Dirne.

Und willſt du theilen nicht das Zelt
Mit uns, zieh friedlich weiter,
Gott ſchütze dich im Sturm der Welt,
Abdallah, tapfrer Streiter.

Auf, waſch' die Füße deinem Pferd,
Das dich ſo treu geleitet,
Das Waſſer iſt den Sorbet werth,
Den Houris dir bereitet.

Es winkten lang mit Tuch in Hand
Die bräunlichen Geſellen,
Bis Kabron fern am Himmel ſchwand
In heißen Sandes Wellen.

Und als Abdallah dem Bereich
Des Feindes nun entſchwunden,
Springt er vom Sattel, blutig, bleich,
Vergeſſend ſeiner Wunden.

Er küßt die Stirne ſchön und breit,
Des beſten Pferds der Erde,
Dem Scheriff er von Mekka weiht
Ein Fohlen von dem Pferde.

Digitized by Google

Auf Lenau's einsamen Trinker.

I.

Du bist allein
Bei'm Lampenschein,
Trinkst, ohne zu ermatten,
Die süße Gluth,
Das Rebenblut
Allein mit deinem Schatten.

Dir ist die Welt,
Das Himmelszelt
Sogar ist dir zuwider:
Ich glaube schier,
Verhaßt sind dir
Jetzo die eig'nen Lieder.

Den Schatten nur,
Den die Natur
Doch jedem hat gegeben,
Du liebst ihn noch
Und hältst ihn hoch
Als wie dein eig'nes Leben.

Er ist dein Sohn,
Das weiß ich schon:
Das Licht hat ihn geboren;
Du liebst das Licht,
Und nimmer bricht
Die Treu', die du geschworen.

II.

Es bläst dein Hauch
Der Pfeife Rauch
In Wirbeln an die Decke:
Da tret' ich ein,
Doch leise fein,
Auf daß ich dich nicht wecke.

O wacher Traum!
O trüber Traum!
Das ist kein Selbstvergessen!
Da dringt voran
Ein langer Mann,
Mein Schatten viel vermessen.

Nun schreckst du auf,
Wie wenn im Lauf
Ein Schiffer stößt auf Klippen:
Ein leiser Fluch
Ob dem Besuch
Entschlüpft wohl deinen Lippen.

Die Freundeshand
Hast du erkannt
Jedoch gar bald am Drucke;
Mir war zumal,
Als wenn ein Strahl
Dir warm das Herz durchzucke.

III.

Herr Bruder, schau
Die Schatten grau,
Wie freundlich sie sich grüßen:
Wie an der Wand
Sie sich die Hand
Nun reichen und sich küssen.

Wir stoßen an,
Sie stoßen an
Dort trüben an der Mauer:
Wir trinken aus,
Sie trinken aus
Mit frohem Wonneschauer.

Herr Bruder, laß
Das edle Naß
Uns stets zusammentrinken,
Und schlägt die Zeit
Zur Ewigkeit,
Lass' in Ein Grab uns sinken!

Daß wir vereint,
Zugleich beweint
Dereinst als Schatten schweben,
Von dieser Welt
Zum Sternenzelt,
Zu einem bessern Leben.

Doch heute sei
Der Becher frei,
Und hoch von uns geschwungen;
Und manches Lied,
Das uns entzieht
Der niedern Welt, gesungen.

So wollen wir
Jetzo zu vier
Ein's trinken ohn' Ermatten,
Die süße Gluth,
Das Rebenblut
Im Bund mit unsern Schatten.

Wir stoßen an,
Sie stoßen an:
Die Poesie soll leben!
Nach gutem Brauch
Die Schatten auch
Die Nagelprobe geben.

Louis von Arentsschildt

ward den 29. Juli 1807 zu Osnabrück geboren, trat 1825 als Cadet und im folgenden Jahre als Offizier in die hannöversche Armee, studirte 1835 u. 36 in Göttingen, und lebt gegenwärtig in Nienburg.

Er schrieb:

Zerstreute Gedichte. Sonette, ohne Druckort. 1841. Gedichte. Hannover 1845.

Ein gefälliges vorherrschend lyrisches Talent, das mit anmuthiger Phantasie Gewandtheit in Behandlung der Form und Sprache verbindet.

Modernes Ritterthum.

Bojardo sang von kühnen Rittern,
Die mit dem scharfgeschliffnen Stahl,
Gleich mastzerschellenden Gewittern,
Den Feind verfolgt durch Berg und Thal.

Es ist die Ritterzeit verschwunden,
Die Burg versank in Schutt und Staub,
Das scharfe Schwert ruht Rost-gebunden,
Den Schild vergrub das dürre Laub.

Was unsre Ahnen groß vollbrachten,
Das klingt im Liede fort und fort,

Digitized by Google

Das strahlt aus goldnen Ruhmesschachten,
Das rauscht im stolzen Sängerwort.

War groß die Zeit, die längst vergangen,
Wirkt, daß ihr groß auch unsre schafft;
Auch sie hat Riesen, Zaubrer, Schlangen,
Zum Schwerte greifet, greift zum Schaft.

Der scharfe Stahl sei der Gedanken,
Charaktertreu der starke Speer,
Zersprengt den Bann der Geistesschranken,
Schaut fest mit reinem Blick umher.

Laßt hell die Tricolore flammen
Des Geistes, der im Freien kreist,
Dann schaaren alle sich zusammen
Die Ritter von dem heil'gen Geist.

Die Lüge ist der Feind, die Feigen,
Das Schlechte, der Ehrenmord,
Das gleißneri-che, gift'ge Schweigen,
Es ist das Schwert, der Schild — das Wort:

Das goldne Wort der Ueberzeugung,
Das aus der Seele reinem Born
Hervorquillt, mächtigster Verzweigung
In warmer Liebe, kaltem Zorn.

Der Sänger sei der Held, der Thaten
Vollbringe, die er einst verklärt,
Daß seines Geistes goldne Saaten
Ein kommendes Jahrhundert ehrt.

Macht der Töne.

Ein Jüngling wandelt tief im Hain,
So frühlingsfroh im Herzen,
Die Augen strahlen hell und rein,
Gleich heil'gen Altarkerzen.

Hell bebet sich sein Abendlied
Auf weichen Westes Wellen
Stolz wie der Aar durch Wolken zieht,
Und rein wie Bergesquellen.

Ein Wandrer, der am Berge zieht,
Hört froh die Töne schallen,
Stimmt ein in das bekannte Lied,
Hell in des Waldes Hallen.

So wandern sie im fremden Land,
Seelbander, ob geschieden,
Befreundet schon und schnell bekannt
Im stillen Seelenfrieden.

Und immer ferner tönt das Lied,
Bald ist es ganz verklungen;
Wie wenn der Freund vom Freunde schied,
Hat Schmerz die Brust durchdrungen.

Sympathie.

Wo in des Grames Mantel eingeschlagen,
In seines Herzens Mitternacht versunken,
Den Himmel schilt ein Mensch mit wilden Klagen,
Deß Lippen leer den Leidenskelch getrunken:

Dem drängt es mich des Trost's ein Wort zu sagen,
Daß seines Auges Thränen könnten fließen;
Denn jeder Mensch muß hoffnungslos verzagen,
Der all sein Weh im Busen muß verschließen. —

Wo mir der Himmel aus der Kinder Blicken
Entgegen lacht, von rosig blüh'nden Wangen,
Da ahn' ich, wie von seligen Geschicken
Die Glocken rein in ihrer Brust erklangen.

Wo nur ein Mensch ein Weh, ein Glück geheim hat,
Ist mit mein voller Antheil auch gegeben;
Denn jedes Menschenherz ist meine Heimath,
Unendlich reich mein scheinbar einfach Leben.

Joseph Aschbach

ward geboren am 29. Apr. 1801 in dem nassauischen Städtchen Höchst am Main, erhielt seine Schulbildung in Heidelberg, wo seine Aeltern 1811 ihren Wohnsitz nahmen, und machte auch seit 1819 daselbst seine akademischen Studien. Der anfänglichen Neigung zur Theologie entsagend, betrieb er in der ersten Zeit besonders die philologischen und philosophischen Wissenschaften, verband damit ein eifriges Studium der neuern Philosophie, und wandte sich erst in den letzten Jahren seiner akademischen Laufbahn vorzüglich dem Geschichtstudium unter Schlosser's Leitung zu. Nach Beendigung der Universitätsjahre ward A. im Sommer 1823 als Lehrer am Gymnasium zu Frankfurt a. M. angestellt und später zum Professor befördert.

Er schrieb:

Geschichte der Westgothen. Frankfurt 1827.
Geschichte der Omaiyaden in Spanien. 2 Bde. Frankfurt 1829—30.
Geschichte Spaniens und Portugals zur Zeit der Herrschaft der Almoraviden und Almohaden. 2 Bde. Frankfurt 1833—37.
Geschichte Kaiser Sigismund's. 4 Bde. Hamburg 1838.

Ein eben so gründlicher als gewandter und scharfsinniger Geschichtsforscher, hat sich A. durch seine historischen Leistungen einen höchst geachteten Namen erworben.

Berthold Auerbach

wurde zu Nordstetten im Würtembergischen Schwarzwalde am 28. Febr. 1812 geboren. Seinen ersten Unterricht erhielt er in der christlichen Dorfschule, nachdem aber eine jüdische Dorfschule dort errichtet worden, besuchte er diese. Der tüchtige Lehrer, Bernhard Frankfurter, welcher noch mit Segen an jener Schule wirkt, hatte auf A.'s Jugendbildung den größten Einfluß. Da er bestimmt war, jüdischer Theolog zu werden, so lernte der Knabe schon früh im Talmud studiren. 13 Jahre alt kam er in Pension zu dem Rabbiner an der Talmudschule in Hechingen. Nach zwei Jahren setzte er seine Ausbildung an der Talmudschule in Carlsruhe fort, und

Digitized by Google

während seines dreijährigen Aufenthaltes in dieser Stadt nahm er die Beschäftigung mit den Anfangsgründen der lateinischen Sprache, welche er in der jüdischen Dorfschule begonnen hatte, durch Privatunterricht wieder auf, und besuchte in einzelnen Stunden das dortige Gymnasium, wodurch er sich einige Kenntnisse im Griechischen erwarb. Im Frühling 1830 ging A. nach Stuttgart, wo er nach einem halben Jahre Privatunterricht die oberste Classe des dortigen Gymnasiums besuchte. Nachdem er im Frühling 1832 seine Gymnasialstudien beendigt hatte, bezog er die Universität Tübingen, wo er zuerst Jurisprudenz studirte, jedoch bald sich der Philosophie zuwandte und sich zum jüdischen Theologen bestimmte. Ostern 1833 bezog er die Universität München und hörte namentlich Schelling. In burschenschaftliche Untersuchungen verwickelt, brachte er den Winter 1833 in Stuttgart zu. Ostern 1834 besuchte A. die Universität Heidelberg und vollendete daselbst im Sommer 1835 seine Studien. In Folge der obenerwähnten Untersuchung wurde er auf zwei Monate Festung zu Hohen-Asperg verurtheilt. 1838 ging er nach Frankfurt a. M., 1840 nach Bonn und im Herbst desselben Jahres nach Mainz, wo er dritthalb Jahre blieb. Im Herbst 1843 reiste A. nach Carlsruhe, von da theils per Eisenbahn nach Fulda, Berlin u. s. w., den Sommer 1845 brachte er in Leipzig zu, machte darauf Reisen durch Deutschland und kehrte dann wieder nach Leipzig zurück.

Seine Schriften sind:

Das Judenthum u. die neueste Literatur. Ein kritischer Versuch von Berthold Auerbach. 8. Stuttgart 1836.

Spinoza. Ein historischer Roman. 2 Bde. gr. 12. Stuttgart 1837 bei Scheible.

Dichter und Kaufmann. Ein poetisches Lebensgemälde. 2 Bde. Stuttgart 1839 bei Krabbe.

Spinoza's sämmtliche Werke. Aus dem Lateinischen. Mit einer Biographie. 5 Bde. Stuttgart 1841 bei Scheible.

Wer ist glücklich? Philosophische Novelle. In den Grenzboten abgedruckt.

Liebe Menschen! Philosophische Novelle. Im Freihafen.

Der gebildete Bürger. Buch für den denkenden Mittelstand. Carlsruhe 1841 bei Bielefeld.

Schwarzwälder Dorfgeschichten. 2 Thle. 2. Aufl. 1845. Mannheim 1843 bei Bassermann.

Deutsches Familienbuch. Leitung desselben bis Ende 1844.

Der Gevattersmann. Calender 1845 u. 46.

Grundzüge der volksthümlichen Literatur. Angeschlossen an eine Charakteristik Hebels. Carlsruhe 1845.

Die Sträflinge. Dorfgeschichte. In der Urania für 1846. Aufsätze in Zeitschriften u. s. w.

Ein Volksschriftsteller zu sein, im edelsten Sinne des Wortes, für Aufklärung, wahre Religiosität, Menschenliebe und eine gesunde Lebensanschauung und Menschen- und Weltkenntniß bei der Menge mit allen seinen Kräften zu wirken, das ist das schöne Ziel, welches A. sich gesteckt, und für welches er, in unablässigem Streben es zu erreichen, schon höchst Bedeutendes geleistet hat. Er erfreut sich einer glücklichen Phantasie und einer trefflichen, stets seinem Gegenstande und seinen Lesern durchaus angemessenen Darstellungsgabe, der sein tiefes Mitgefühl für die Leiden der Menschheit, besonders in den unteren Klassen, einen eben so eigenthümlichen Reiz verleiht, wie sein Haß alles Schlechten und aller Lüge ihr jene männliche Beredtsamkeit giebt, welche entschieden den Weg zum Herzen zu finden weiß. Seine Dorfgeschichten und sein Gevatterstmann haben daher auch eine so ungewöhnliche Verbreitung unter allen Ständen gefunden, daß dieser Umstand allein den genügendsten Beweis für das hier ausgesprochene Urtheil liefert.

Der Tolpatsch.

Ich sehe Dich vor mir, guter Tolpatsch, in Deiner leibhaftigen Gestalt, mit Deinen kurzgeschornen blonden Haaren, die nur im Nacken eine lange Schichte übrig hatten. Du sitzest mich an mit Deinem breiten Gesichte, mit Deinen großen blauen Glotzaugen und dem allweg halb offenen Munde. Damals, als Du mir in der Hohlgasse, wo jetzt die neuen Häuser stehen, einen Lindenzweig abschnittst, um mir eine Pfeife daraus zu machen, damals dachten wir nicht daran, daß ich einst der Welt etwas von Dir vorpfeifen würde, wenn wir so weit weit auseinander sein werden. Ich erinnere mich noch wohl Deiner ganzen Kleidung, freilich ist sie leicht zu behalten, denn Hemd, rother Hosenträger, und für alle Gefahren schwarzgefärbte leinene Hosen war ja Alles; am Sonntag, ja da war es anders, da hattest Du Deine Pudelkappe*), Dein blaues WammS mit den breiten Knöpfen, die scharlachrothe Weste, die kurzen gelben Lederhosen, die weißen Strümpfe und die klaffenden Schuhe so gut wie ein Anderer, ja sogar meist noch eine frisch gepflückte Blutnelke hinter'm Ohr stecken; aber es war Dir nie recht wohl in dieser Pracht, drum bliebs ich bei Dir in Deinem Alltagskleide. —

Jetzt aber, nimm mir's nicht übel, lieber Tolpatsch, und mach Dich wieder fort, ich kann Dir Deine Geschichte nicht so in's Gesicht hinein erzählen; sei rubia, ich werde Dir nichts Böses nachsagen, wenn ich auch per „Er" von Dir forcche.

Der Tolpatsch trägt ein ganzes Geschlechtsregister in seinem Namen, denn er heißt eigentlich „des Bartels Basche's**) Bua" und sein Taufname ist Aloys; wir thun ihm den Gefallen und bleiben bei seinem rechten Namen, das freut ihn, da außer seiner Mutter Marei und uns wenigen Kindern ihn fast Niemand so nannte, jeder hatte die Frechheit, Tolpatsch zu sagen. Darum ging auch unser Aloys, obgleich er schon bedeckn Jahre alt war, am liebsten mit uns Kindern um; an verdeckten Orten spielte er Haufchens mit uns, oder rannte mit uns im Felde umher, und wenn der Tolpatsch, eher besser, der Aloys bei uns war, waren wir geborgen gegen jeden Angriff der Kinder von der Leimaruhe; denn die ganze Dorfjugend war fast immer in zwei feindliche Parteien getheilt, die sich auf allen Wegen und Stegen scharf beobachteten.

Die Altersgenossen unseres Aloys begannen aber schon eine Rolle im Dorfe zu spielen, sie rotteten sich allabendlich zusammen und zogen, gleich den großen Burschen, singend und pfeifend durch das Dorf, oder standen schäkernd vor dem Wirthshause zum Adler an der großen Holzhexe, und neckten die vorübergehenden Mädchen. Das vornehmste Kennzeichen eines großgewordenen Burschen ist aber die Tabakspfeife, da standen sie dann mit ihren silberbeschlagenen und mit silbernen Ketten behangten Ulmer Maserköpfen; sie hatten sie kalt im Munde, manchmal aber wagte es einer bei des Bäckers Magd in der Küche eine glühende Kohle zu holen, und dann machten sie fröhliche Gesichter zu ihrem Rauchen, wenn ihnen auch noch so übel davon wurde.

Auch unser Aloys hatte schon zu rauchen angefangen, aber nur ganz im Verborgenen. Eines Sonntag Abends wagte er es, die Pfeifenspitze aus seiner Brusttasche herausgucken zu lassen und sich so zu seinen Altersgenossen zu gesellen; einer von ihnen zog ihm mit Hallob die Pfeife aus der Tasche, Aloys forderte sie zurück, sie wanderte aber unter Jubel und Lachen von Hand zu Hand, und als sie Aloys mit immer größerem Ungestüm forderte, da war sie verschwunden, keiner wollte sie mehr haben. Aloys zerrte nun an Allen herum und forderte mit Weinen seine Pfeife, aber Alles lachte, da packte er die Mütze des ersten, der ihm die Pfeife genommen, und rannte damit davon in des Schmied Jakoben Haus; der Mützenlose brachte nun die Pfeife, die in der Holzhexe versteckt war, zu Aloys hinauf.

Das Haus des Schmied Jakob Bomüller, das war der „Ausgang" des Aloys, hier war er nämlich immer, wenn er nicht zu Haus war, und er blieb nie zu Haus, sobald er seine Arbeit darin fertig hatte; die Frau des Schmied Jakob war seine Base, und außer seiner Mutter und uns wenigen Kindern nannte ihn auch noch die Frau Appion (Apollonia) und ihre älteste Tochter Marannele bei seinem rechten Namen: Aloys. Des Morgens stand der Aloys früh auf, und wenn er seine zwei Kühe und seine Kalbin gefüttert und getränkt hatte, ging er nach des Jakoben Haus, klopfte, bis ihm das Marannele aufmachte, und nach einem einfachen „guten Tag" ging er durch den Stall in die Scheune; die Thiere kannten ihn, sie brummten jedesmal freundlich und wendeten die Köpfe nach ihm, er aber ließ sich dadurch nicht lange aufhalten, sondern ging in die Scheune und steckte den beiden Ochsen und den beiden Kühen (Futter) auf.

*) Pelzverbrämte Mütze ohne Schild mit einer Troddel von Goldtraht in der Mitte.

**) Bartholomäus, Sebastian.

Digitized by Google

Besonders freundlich stand Aloys mit der Bleßkuh, er hatte sie vom Kalb an aufgezogen, und wenn er so bei ihr stand und ihrem Fressen mit Behagen zusah, dann leckte sie ihm oft die Hände, was seiner Morgentoilette zu gute kam. Wenn er dann die Thüre des Stalles öffnete, und die Sauberkeit darin wieder herstellte, pflog er manches trauliche Wort mit den Thieren, indem er sie bald rechts bald links stellte; kein Dünger im ganzen Dorfe war so breit und so schön viereckig geschichtet, wie der an des Schmied Jakoben Haus, denn das stiftet eine Hauptzierde eines ächten Bauernhauses. Dann wusch und striegelte er die Ochsen und Kühe, daß man sich darin spiegeln konnte, drauf lief er hinaus an den Brunnen vor dem Hause und pumpte den Trog voll; er ließ dann die Thiere hinausspringen, und während sie draußen soffen, machte er ihnen frische Streue. Wenn nun das Marannele in den Stall kam, um die Kühe zu melken, war alles sauber und aufgeräumt. Oft, wenn eine Kuh „kreitig" war, d. h. ausschlug, und sich nicht melken lassen wollte, stellte sich Aloys zu ihr und hielt seine Hand auf das Rückgrat der Kuh gelegt, bat mit das Marannele besser melken konnte; meist aber machte er sich sonst noch etwas zu schaffen, und wenn dann das Marannele sagte: „Aloys, Du bischt e braver Bua," da schaute er nicht auf nach ihr, sondern er kehrte mit dem Stallbesen so heftig, als wollte er die Pflastersteine aus dem Boden kehren. Drauf schnitt er in der Schosne Futter für den ganzen Tag, und wenn er die niedere Arbeit vollendet hatte, stieg er die Treppe hinauf, holte Wasser für die Küche, hackte klein Holz und ging endlich in die Stube. Das Marannele brachte die Suppenschüssel, stellte sie auf den Tisch, faltete die Hände, ein Jeder that desgleichen, und nun betete sie vor; nachdem man darauf das Zeichen des Kreuzes gemacht, setzte man sich mit einem „G'segn' es Gott" zu Tische. Alles aß aus einer Schüssel, und Aloys holte sich oft einen Löffel voll von dem Platze, wo das Marannele sich schöpfte. Still und ernst, wie bei einer heiligen Handlung, saß man bei Tische, nur äußerst selten wurde ein Wort gesprochen; als abgegessen und abermals gebetet war, trollte sich Aloys wieder fort.

So lebte unser Aloys bis in sein neunzehntes Jahr, und als ihm zu Neujahr das Marannele ein Hemd schenkte, zu dem es den Hanf selber gebrochen, das es selber gesponnen, gebleicht und genäht hatte, da war er ganz selig; es that ihm wehe, daß er nicht „bembärmelig" über die Straße gehen konnte, es hätte ihn trotz der grimmen Kälte gewiß nicht gefroren, aber die Leute hätten ihn ausgelacht, und Aloys wurde immer empfindlicher gegen den Spott der Leute.

Dazu war besonders des alten Schultheißen Knecht schuld, der seit der Erndte in das Dorf gekommen war; es war ein schöner schlanker Bursch, mit einem trotzigen Gesichte, das durch den rothlichen Schnurrbart noch eine besondere Auszeichnung hatte. Jörgli, so hieß der Knecht, war Kavallerist, und trug fast immer seine Soldatenmütze. Wenn er Sonntags in seiner geraden kecken Haltung, die Füße auswärts setzend und die Sporen klingen lassend, die Soldatenmütze auf dem Kopfe, mit den lederbesetzten Reithosen angethan, das Dorf hinaufging, da sagte sein ganzes Wesen: „ich weiß, daß alle Mädle sich in mich verguckeln;" oder wenn er seine Pferde zur Tränke an den Jakoben Brunnen ritt, da wollt' dem guten Aloys fast das Herz springen, wenn er sah, wie das Marannele jedesmal zum Fenster herauslugte, er wünschte, daß es gar keine Milch und Butter auf der Welt gebe, damit er auch Pferdsbauer wäre.

So unerfahren auch unser Aloys war, so waren ihm doch die Unterschiede der drei Stände wohl bekannt; da standen zu unterst die Kühbauern, die von ihren Zugthieren auch noch Milch- und Kälber ziehen mußten, dann kamen die Ochsenbauern, deren Zugthiere man doch noch mästen und schlachten kann. Zuoberst aber standen die Pferdsbauern, deren Zugthiere weder Milch noch Fleisch geben, und die doch das beste Futter fressen und oft am meisten gelten.

Ich glaube nicht, daß Aloys hiebei an den Nähr-, Lehr- und Wehrstand dachte.

Heute am Neujahrstage zeigte sich ein Vorsprung, den der Jörgli als Pferdsbauer hatte. Er führte nach der Morgenkirche des Schultheißen Tochter und ihr „Gispiel" das Maranneli im Schlitten nach Emsyingen spazieren, und so sehr auch unserm Aloys darüber das Herz im Leibe zitterte, so folgte er doch dem Wunsche des Jörgli und half ihm die Pferde einstweilen im Schlitten einpredigen; er fuhr mit ihm im Dorfe umher und dachte nicht daran, welch eine schlechte Figur er neben dem stattlichen Soldaten ausmachte. Als die Mädchen eingestiegen waren, führte Aloys die Pferde noch einige Schritte, bis sie recht angezogen hatten, und rannte so neben den Pferden her, er ließ sie dann los, und als drauf der Jörgli unter Peitschenknallen und Rollengeklingel mit dem Zuckhaun der halben Gemeinde mit den beiden Mädchen dahin fuhr, da schaute ihnen Aloys noch lange nach, als man sie längst nicht mehr sehen konnte, er schalt dann den dummen Schnee, der ihm das Wasser aus den Augen trieb, und ging traurig nach Hause; es war ihm, als ob das ganze Dorf ausgestorben wäre, da das Marannele den ganzen Tag darin nicht zu finden sein sollte.

Ueberhaupt war Aloys schon seit dem Beginne dieses Winters oft sehr betrübt. Im Hause seiner Mutter kamen die Mädchen oft in die Karz, oder wie man es hier nennt, „zu Licht." Die Mädchen wählen zu diesen abendlichen Zusammenkünften immer am liebsten eine jung verheirathete Gesponin oder eine freundliche Wittwe, die älteren Hausherren lösen das harmlose Treiben doch zu sehr. So kamen die Mädchen auch oft zur Mutter Marei, und die Bauernburschen kamen wie immer unreinglas den dazu. Früher hatte sich Aloys gar nicht daran gekehrt, wenn man sich nicht um ihn kümmerte, er saß in einer Ecke und — that gar nichts; jetzt sagte er sich immer im Gedanken: „Aloys! beim Teufel, Du bist doch jetzt neunzehn Jahre vorbei, Du mußt Dich jetzt auch vornhin stellen," und dann sagte er wieder: „wenn nur der Teufel den Jörgli totzweise holen thät." Der Jörgli war das Endziel seines Unmuthes, denn er hatte bald, obners achtet er ein Knecht war (wie das überhaupt hier wenig Unterschied macht), die Oberhand über alle Burschen des ganzen Dorfes gewonnen, und sie mußten alle nach seiner Pfeife tanzen, und wie prächtig konnte er ihnen pfeifen und singen und jodeln und Geschichten erzählen wie ein Herzenmeister; er lehrte die Burschen und Mädchen neue Lieder, und besonders das Reiterlied: „Morgenroth ꝛc."

Als er zum Erstenmal den Vers sang:

„Thut Du Roth mit Deinen Wangen,
Die wie Milch und Purpur prangen."

da stand der Aloys plötzlich hoch auf, er schien größer wie sonst, er ballte die beiden Fäuste und biß die Zähne vor innerer Freude knarrend auf einander; es war, als ob er das Marannele mit seinen Blicken an sich zöge, als ob er sie erst jetzt recht sehe, denn grabeso wie es im Liede stand, sah sie ja aus.

Die Mädchen saßen im Kreise, ein Jedes hatte seine Kunkel*) mit dem Gottschaun bedeckten Knaufe vor sich stehen, an der Hand mit einem farbigen Bande befestigt war; sie netzten den Faden aus ihrem Munde und spannen mit der Spindel, die sich lustig auf dem Boden drehte. Es war dem Aloys immer wohl, wenn er „etwas zum Annetzen", eine Schüssel voll Aepfel oder Birnen für die Mädchen auf den Tisch stellen konnte, und er stellte die Schüssel immer nahe zu Marannele, damit sie auch tapfer zugreifen konnte.

Anfangs Winter that Aloys den ersten muthigen Schritt seiner Großjährigkeit. Das Marannele hatte eine neue mit Zinn eingelegte schöne Kunkel bekommen, als es nun zum erstenmale damit in die Spinnstube kam und sich zum Spinnen gesetzt hatte, trat Aloys vor, ergriff die Kunkel oben und sagte den alten Spruch:

„Jungfer derf i en' bitte
'ent **) mi Guere Engele schnitte,
Die kleine wie die große
Auf dere Jungfere Rocke.
Jungfer, warum seind Ihr so stolz?
Eure Kunkel steht doch nau vorn Holz,
Wenn sie wär' mit Silber beschlage
Nu wert' ***) i eu' was anders sage."

Mit einer ungewohnten Festigkeit, wenn auch mitunter mit Zittern, hatte Aloys den Spruch vorgebracht, das Marannele zuhörend mit die Blicke in den Schooß aus Scham und aus Angst, der Aloys möchte in seiner Rede stecken bleiben, jetzt aber sah es ihn mit glitzernden Augen an; nach alter Sitte ließ es drauf Spindel und Wirtel auf den Boden fallen, der Aloys hob beide Gegenstände auf, und das Marannele mußte ihm für die Spindel ein Knöpfle†) und für den Wirtel††) ein Fastnachtküchle versprechen. Das Beste aber kam zuletzt, Aloys gab die Kunkel frei, und als Ablösung gab ihm das Marannele einen rechtschaffenen Kuß; der Aloys schmatzte so laut, daß man ihn in der ganzen Stube hörte, und die andern Burschen ihn darum beneideten, er aber setzte sich wieder in eine Ecke, rieb sich die Hände und war mit sich und der Welt zufrieden. Das dauerte aber nicht lange, denn der Jörgli war sein Störefried.

Eines Abends bat der Jörgli das Marannele — das die erste Vorsängerin in der Kirche war — das Lied vom „schwarzbraunen Mädichen" zu singen; es begann ohne langes Zaudern, und der Jörgli sang die zweite Stimme mit so kräftigem Wohllaute, daß alle Anderen, die Anfangs mitzusingen hatten, nach einander stille wurden und den Beiden zuhörten, die so schön sangen Marannele, das sich von den Gesäßrinnen verlassen sah, sang Anfangs mit zitternder Stimme und stieß die andern

*) Spinnrocken.
**) Euch.
***) Machet wollt.
†) Schwäbisch Mehlspeise.
††) Ein Ring von beinhartem Holz oder Stein, den man in das Ende der Spindel steckt, damit man sie so beschwert besser drehen kann.

Digitized by Google

neben an, doch mit weiter zu singen, als ihm aber Niemand folgte, sang es keck weiter, als könne es gar nicht aufhören, und es war, als ob die Stimme Jörgli's es frei und fest emporhielte wie gewaltige Arme; sie sangen:

Morgens früh müssen wir marschiren
Wohl zum obern Thorle naus;
O Du wunderschönes schwarzbraunes Mädchen,
Wohl zum obern Thorle naus.

Geh' ich naus auf fremde Straßen,
Schönster Schatz, vergiß nicht mein;
Und wann Du trinkst ein Gläslein Weine
Zur Gesundheit mein und Deine,
Weil ich von Dir scheiden muß.

Jetzt lad' ich meine zwei Pistolen,
Thu vor Straßen einen Schuß,
Meinem Schatzlein zum Gefallen,
Weil es mich geliebet hat,
Der allen meinen Feinden zum Verdruß.

Es sind zwei Sternlein am blauen Himmel,
Glänzen heller als der Mond;
Einer scheint auf's schwarzbraun Mädelchen,
Einer scheint auf grünen Strauß.

Kauf ich ein Bündelein an meinen Degen,
Und ein Sträußelein auf meinen Hut,
Und ein Tüchelein in meine Taschen,
Meine Aeugelein abzuwischen,
Weil ich von Dir scheiden muß.

Gib ich meinem Pferd die Sporen,
Reit ich in dem Thor hinaus,
Gib ich Acht auf's schwarzbraun Mädchen,
Weil ich von ihm scheiden muß.

Als ein jedes der Mädchen seine vier bis fünf Spindeln voll gesponnen hatte, wurde der Tisch in die Ecke gerückt und auf dem freien Raume von kaum drei bis vier Schritten, den man dadurch gewonnen, begann nun eines nach dem andern zu tanzen; die Stärksten fangen den Andern dazu. Als der Jörgli mit dem Marannele tanzte, sang er selber einen Ländler und tanzte dabei wie eine Spindel; ja er brauchte fast nicht viel mehr Raum als eine Spindel, denn er behauptete: darin zeige sich ein ächter Tänzer, daß man sich auf einem Teller gewandt und flink drehen könne: als er nun endlich mit dem Marannele einhielt, und es dabei nochmals so heftig schwenkte, daß der faltige Rock hoch aufwallte, da ließ ihn das Marannele schnell stehen, wie wenn es sich vor ihm flüchtete, es sprang in die Ecke, wo der Aloys trübselig zuschaute, und reine Hand fassend, sagte es:

„Komm, Aloys, komm mit tanzen."

„Laß mich, Du weißt ja, daß ich nicht tanzen kann, Du willst mich nur foppen."

„Du Tor —" sagte Marannele, es wollte Du Tolpatsch sagen, aber es hielt schnell inne, denn es sah sein Gesicht, auf dem die Wehmuth ausgegossen war, daß ihm das Weinen näher stand als das Lachen, es sagte daher freundlicher: „nein, g'wiß nicht, ich will Dich nicht foppen; komm, und wenn Du auch nicht tanzen kannst, so mußt Du's lernen, und ich tang' so gern mit Dir als wie mit einem."

Sie tanzte nun mit ihm herum, aber Aloys schlenkerte seine Füße, wie wenn er Holzschuhe anhätte, so daß die Anderen vor Lachen nicht mehr singen konnten. —

„Ich lern Dir's ganz allein, Aloys," sagte das Marannele, ihn beruhigend.

Die Mädchen zündeten nun ihre Laternen an und wanderten nach Haus. Aloys ließ es sich nicht nehmen, sie noch zu begleiten, er hätte um Alles in der Welt das Marannele nicht allein mit den Anderen gehen lassen, wenn der Jörgli dabei war.

In der stillen schneeweichen Nacht schallte das Schäckern und Spaßen der Mädchen und Burschen weit hin durch das Dorf. Das Marannele aber war still und wich dem Jörgli sichtbar aus.

Als die Burschen die Mädchen alle nach Hause begleitet hatten, sagte der Jörgli zu Aloys: „Tolpatsch, Du hättest heute Nacht bei dem Marannele bleiben sollen."

„Hallunk!" sagte Aloys schnell, und lief davon. Die Andern aber lachten ihm nach, der Jörgli jodelte allein noch durch die Gassen bis nach Hause, daß es einem Jedun, außer den Schlafenden und Kranken, das Herz im Leibe erfreuen mußte.

Des andern Morgens, als Marannele die Kühe melkte, sagte Aloys zu ihm:

„Guck, ich könnt' den Jörgli grad' vergiften, und Du mußt ihn auch in Grundsüden 'nein verstuchen, wenn Du brav sein wilsst."

Das Marannele gab ihm Recht, suchte ihn aber auch zu überzeugen, daß er sich Mühe geben müsse, auch so ein flinker Bursch zu werden, wie der Jörgli. Da stieg in Aloys ein großer Gedanke auf, er lachte vor sich hin, er warf den Reifen alten Strohsack fort und streckte einen neuen hervor, dann sagte er laut: „Ja, ja, Du wirst Maul und Augen aufsperren, gib nau Acht." Er mußte nun sogar dem Marannele versprechen, „gut Freund" mit dem Jörgli zu bleiben, und er versprach es endlich nach langem Widerstreben, aber er mußte ja immer thun, was sie wollte.

Darum hatte Aloys heute dem Jörgli mit dem Schlitten geholfen, darum trieb ihm der Schnee das Wasser aus den Augen, als er den Wegrollenden nachsah.

Abends, so „zwischen Licht," trieb der Aloys seine Kühe zur Tränke an den Jakoben Brunnen; ein Rädchen junger Burschr, darunter auch der Jörgli und sein alter Freund, ein Jude, des langen Herzles Kobbel*) genannt, der mit dem Jörgli in gleichem Wegmeiste diente, hatte sich dort zusammengesellt; das Marannele lugte zum Fenster heraus. — Der Aloys machte den Gang des Jörgli nach, er ging ganz steif, wie wenn er einen Bahstock geschluckt hätte und hielt die Arme strack am Leibe herunter, wie wenn sie von Holz wären.

„Tolpatsch," sagte der Kobbel, „was krieg ich Schmusgeld**), wenn ich mach', daß Dich das Marannele heirathet?"

„Eine tüchtige Trachtet auf Dein Maul," sagte der Aloys, und trieb seine Kühe heim; das Marannele schob das Fenster zu, und die Burschen lachten aus vollem Halse, die Stimme Jörgli's tönte aus allen vor.

Aloys wischte sich mit dem Aermel den Schweiß von der Stirn, so viel Anstrengung hatte ihn die Aeußerung seines Unmuthes gekostet. — Auf dem Futtertrog in seinem Stalle saß er dann noch lange, und sein Plan reifte unwiderruflich in ihm. — —

Aloys war in das zwanzigste Jahr getreten und kam zur Rekrutirung; am Tage, als er mit den anderen Burschen nach der Oberamtsstadt Horb gehen sollte, kam er in seinem Sonntagsstaate nochmals in Marannele's Haus und fragte, ob er nichts aus der Stadt mitbringen solle. Als er fortging, ging ihm das Marannele nach, und auf der Hausflur wendete es sich ein wenig ab, zog ein blaues Bandchen aus der Brust, wickelte einen Kreuzer heraus und gab diesen dem Aloys; „da, nimm ihn," sagte es: „das ist ein Glückskreuzer, sieh, es sind drei Kreuz' darauf; weißt Du, wenn als Nachts so Sternfunken vom Himmel fallen, da fällt allemal ein silbren Schüsselle auf den Boden, und aus denen Schüsselen hat man die Kreuzer gemacht, und wenn man so einen Kreuzer im Sack hat, hat man Glück; nimm ihn zu Dir, und Du spiest Dich frei."

Aloys nahm den Kreuzer, als er aber über die Neckarbrücke ging, langte er in seine Tasche, drückte die Augen zu und warf den Kreuzer hinab in den Neckar: „Ich will nicht frei sein, ich will Soldat sein, wart' nur Jörgli!" so sagte er vor sich hin, seine Faust ballte sich und er warf sich keck in die Brust.

Im Wirthshause zum Engel wartete der Schultheiß auf seine Ortskinder, und als sie alle beisammen waren, ging er mit ihnen nach dem Oberamt. Der Schultheiß war ein eben so dummer als anmaßender Bauer; er war früher Unteroffizier gewesen, und bildete sich große Stücke auf seine „Charge" ein; er behandelte gern alle Bauern, ältere und jüngere, wie Rekruten; auf dem Wege sagte er zu Aloys: „Tolpatsch, Du zirbst gewiß das größte Loos, und wenn Du auch Nr. 1 ziehst, Du brauchst nicht bang zu sein, Dich kann man nicht zum Soldaten brauchen."

„Wer weiß?" sagte Aloys keck, „ich kann noch so gut Unteroffizier werden, wie Einer; ich kann so gut lesen und schreiben und rechnen wie Einer, und die alten Unteroffizire haben auch nicht allen Verstand gefressen."

Der Schultheiß sah ihn grimmig an.

Als Aloys vor das Rad hin ging, war seine Haltung fast herausfordernd keck, mehrere Loose kamen ihm in die Hand, als er in das Rad griff, er drückte die Augen fest zu, gleich als wolle er nicht sehen, was er nehme, und zog eines heraus; zitternd reichte er es hin, denn er fürchtete, daß er eine hohe Nummer sein könne, als er aber den Ausrufer „Nr. 17" rufen hörte, da zehlte er so laut auf, daß man ihn zur Ruhe verweisen mußte.

Die Burschen kauften sich nun Sträuße aus gemachten Blumen mit rothen Bändern daran, und nachdem sie noch einen tüchtigen Trunk genommen, zogen sie heimwärts; unser Aloys johlte und sang am lautesten.

Oben an der Steige harrten die Mütter und viele Mädchen der Ankömmlinge, auch Marannele war darunter. Aloys, mehr vom Lärmen als vom Weine betrunken, ging etwas unsicher Arm in Arm mit den Andern; diese Zuteauflichkeit war noch nie vorgekommen, aber heute waren sie Alle gleich. Als die Mutter die Nummer 17 an der Mütze ihres Aloys stecken sah, da weinte sie und rief einmal über das andremal: „daß Gott erbarm, daß Gott erbarm!" — Das Marannele fragte den Aloys bei Seite: „Wo hast Du denn meinen Kreuzer?" — „Ich hab ihn verloren," sagte Aloys, aber trotz seiner halben Unbewußtheit schnitt ihm diese Lüge doch tief in die Seele.

*) Jakob.
**) Maikerlohn.

Digitized by Google

Die Burschen zogen nun singend in das Dorf, und die Mütter und Mädchen der muthmaßlich „Gezogenen“ gingen weinend hinterdrein und trockneten sich mit den Schürzen die Thränen. —

Es waren noch sechs Wochen bis zur Visitation, und darauf kam ja eigentlich Alles an. Mutter Marei nahm einen großen Ballen Butter und einen Korb voll Eier und ging zu der Frau Doktorin; die Butter schmierte sich trotz des kalten Winters doch recht gut, Mutter Marei erhielt die Versicherung, daß ihr Aloys frei werden solle; „denn,“ sagte der gewissenhafte Arzt: „der Aloys ist ja ohnehin untauglich, er sieht ja nicht gut in die Ferne, und darum ist er ja manchmal so tappig.“

Der Aloys aber kümmerte sich gar nicht um all diese Geschichten, er war ganz verändert, schwenkte sich und pfiff immer, wenn er das Dorf hinaufging.

Der Tag der Visitation kam, die Burschen gingen diesmal etwas stiller nach der Stadt.

Als Aloys in das Visitationszimmer gerufen wurde und er sich entkleiden mußte, da sagte er keck: „Kusperet mich nur aus, ihr werdet kein Unthätele an mir finden; ich hab' keinen Fehler, ich kann Soldat sein.“ Er mußte sich unter das Maaß stellen, und als er es vollauf hatte, wurde er als Soldat eingeteagen; der Arzt vergaß Kurzsichtigkeit, Butter und Eier bei der kecken Rede des Aloys.

Jetzt, als es Ernst geworden und er unwiderruflich Soldat war, jetzt wurde es dem Aloys so bang, daß er hätte weinen mögen. Als er aber vom Obersmte herabkam, und seine Mutter sich weinend von den steinernen Stufen erhob, da richtete sich sein Stolz wieder auf und er sagte: „Mutter, das ist nicht recht, Ihr müsset nicht greinen; bis in einem Jahr bin ich wieder da, und unser Xaver kann schon einstweilen das Sach' im Feld schaffen.“

Nach der erlangten Gewißheit ihres Soldatenstandes brachten die Burschen mit Trinken, Singen und Johlen ein, was sie vorher zu wenig gethan zu haben glaubten.

Als der Aloys heim kam, gab ihm das Maarannele weinend einen Rosmarinstrauß mit rothen Bändern d'ran und nähte ihm denselben auf seine Mütze; Aloys aber zog seine Pfeife heraus, rauchte flott durch das ganze Dorf hinauf und zechte mit seinen Kameraden bis tief in die Nacht.

Noch ein dritter schmerzlicher Tag war zu überwinden, es war der Tag, wo die Rekruten nach Stuttgart einrücken mußten. Aloys ging früh in des Jakoben Haus, das Maarannele war im Stall, es mußte jetzt über alle Arbeit verrichten; Aloys sagte: „Maarannele, gib mir Deine Hand;“ sie gab sie ihm, und er sagte wieder: „versprich mir, daß Du nicht heirathest, bis ich wieder komm'.“ — „Gewiß nicht,“ bethevrte sie, und er sagte: „So, jetzt bin ich fertig, aber halt — komm, gib mir auch einen Kuß.“ Maarannele küßte ihn und die Kühe und Ochsen sahen verwundert zu, als wüßten sie, was vorging.

Aloys klopfte nun noch jeder Kuh und jedem Ochsen auf den Bug, und nahm so auch Abschied von ihnen, sie brummten vor sich hin.

Der Jörgli hatte seine Pferde an den Wagen gespannt, um die Rekruten einige Stunden weit zu führen, und so fuhren sie nun singend durch das Dorf; des Bäckers Konrad, der die Klarinette blies, saß mit auf dem Leiterwagen und begleitete die Liederweisen. Man fuhr im Schritt, von allen Seiten drängten sich noch die Freunde herbei und reichten eine Hand oder auch einen Abschiedstrunk.

Das Maarannele schaute zum Fenster heraus und grüßte noch freundlich. Man nahrerte sich dem Ende des Dorfes, und nun wurde nochmals „das Gesätz“ gesungen:

„Naus, naus, naus und naus,
Zum Nordstetter Thörle naus ꝛc.

Als man aber das Dorf verlassen hatte, wurde der Aloys plötzlich mäuschenstille, er schaute mit nassen Augen überall umher: hier neben auf der Haide, „Hochbur“ genannt, hatte das Maarannele das Tuch gebleicht, von dem er das Hemd anhatte; es war ihm, als ob alle Fäden brennten, so heiß war es ihm, er sagte allen Bäumen an der Straße und allen Feldern wehmüthig Ade; drüben im Schießmauernfeld, dort liegt sein bester Acker, er hat ihn so oft „umgezackert,“ daß er jedes Strünchen kennt, dort neben hatte er noch vorigen Sommer mit dem Maarannele Gerste geschnitten, weiter unten im „Hennebühl“ liegt sein Kleeacker, er hatte ihn gesäet, er sollte ihn nicht wachsen sehen; so schaute er lange umher, und als man die Steige hinabfuhr, blickte Aloys vor sich hin und sprach kein Sterbenswörtchen. Als man über die Brücke fuhr, starrte er dinab in den Fluß; wer weiß, ob er jetzt noch so keck seinen Glückskreuzer hinabgeworfen hätte? —

Durch die Stadt ging zwar das Singen und Johlen wieder von Neuem an, aber erst als man jenseits auf der Spitze der Bildechinger Steige angekommen war, da athmete Aloys wieder frei auf; vor ihm stand ja sein liebes Nordstetten, man meinte, man könnte hinüberrufen, so gleichauf lag es mit dem Berge, ob gleich es fast eine Stunde fern war; er sah das geth angestrichene Haus des Schmieds Jörgli mit den grünen Läden, und zwei Häuser davon wohnte das Maarannele, er schwenkte seine Mütze und begann nochmals:

„Naus, naus, naus und naus ꝛc.

Der Jörgli führte die Rekruten bis Herrenberg, von dort an gingen sie zu Fuß. Beim Abstehen fragte Jörgli den Aloys: „Soll ich nichts ausrichten an's Maarannele?“ — Aloys schoß alles Blut in den Kopf, der Jörgli war ihm gerade der unrechteste Botenmann, und doch hatte er eben den Mund geöffnet, um einen Gruß zu sagen, unwillkürlich aber brach er in die Worte aus: „Du beauchst gar nichts mit ihm schwätzen, es kann Dich auch für den Tod nicht ausstehen.“

Der Jörgli fuhr lachend davon.

Unterwegs hatten die Rekruten noch ein bemerkenswerthes Abenteuer: sie zwangen nämlich im Böblinger Wald einen Holzbauern, sie den zwei Stunden langen Wald zu fahren; Aloys war der Aergste dabei, er hatte den Jörgli so oft von verwegenen Soldatenstreichen erzählen hören, und er wollte auch so sein; er war aber auch der erste, der am Ende des Waldes seinen ledernen Beutel öffnete und dem wiederumkehrenden Bauern etwas gab.

Vor dem Tübinger Thore wurden die Ankömmlinge von einem Feldwebel in Empfang genommen. Mehre Rossstetter Soldaten waren ihren Landsleuten entgegen gegangen, der Aloys biß die Zähne übereinander, als sie Alle: „Grüß Gott, Tolpatsch!“ sagten. Das Johlen und Singen hatte nun ein Ende, still wie eine Heerde Schafe wurden die Rekruten in die Legionskaserne geführt. Aloys sagte seinen Landsleuten, daß er als Freiwilliger zur Kavallerie gehen wolle (denn er wollte es dem Jörgli nachmachen); als er aber hörte, daß er dann wieder nach Hause müsse, da das Erexzitium der Kavallerie erst im Herbste beginne, da dachte er: „Nein, das geht nicht, ich muß als ein ganz anderer Kerl heimkommen, dann soll mir noch einer Tolpatsch sagen, ich will Euch schon tolpatschen.“

Aloys wurde nun in das fünfte Infanterieregiment eingereiht, er war gegen alle Erwartung anstellig und gelehrig. Leider hatte er auch hier ein Mißgeschick, denn er bekam einen Zigeuner als seinen „Schlaf.“*) Der Zigeuner hatte einen abscheulichen Widerwillen vor dem Wasser, Aloys mußte ihn auf Befehl des Rottenmeisters jeden Morgen an den Brunnen hinabführen und ihn tüchtig waschen. Anfangs machte man dem Aloys Spaß, nach vier Wochen wurde es ihm aber sehr zur Last; er hätte lieber sechs Ochsen die Schwänze, als dem Zigeuner das Gesicht gewaschen.

In der Kompagnie unseres Aloys war auch ein verlorener Maler, er spürte bei Aloys manchen Muttergrinsing, und nun begann er ihn zu malen, in ganzer Uniform mit Ober- und Untergewehr, und der Fahne neben ihm; das war aber auch Alles, was man erkennen konnte, denn das Gesicht war eben ein Gesicht und weiter nichts; darunter stand jedoch mit schönen lateinischen Buchstaben: Aloys Schorer, Soldat im fünften Infanterieregiment.

Aloys ließ das Bild unter Glas und Rahmen bringen und schickte es mit dem Boten seiner Mutter; in dem Briefe, der dabei war, schrieb er: „Mutter, hänget das Bild in der Stube auf, zeiget es auch dem Maarannele, hänget es über dem Tisch auf, aber nicht zu nah am Turteltaubenkäfig, und wenn das Maarannele das Bild haben will, so schenket es ihm, und mein Kamerad, der es gemacht hat, sagt, Ihr sollter mir auch ein Bäckle Butter und ein paar Eilen reisten Tuch**) für meinen Feldrebel seine Frau, wir heißen sie nur die Feldwebelina, schicken. Ich hab' auch von meinem Kameraden langen Zanzen gelernt, ich gehe Sonntags zum ersternmal nach Hohlach zum Tanz; brauchst nicht maulen, Maarannele, ich will mich nur probiren. Und das Maarannele soll auch schreiben. Hat der Jakob seine Ochsen noch, und hat die Bleßkuh noch nicht gekalbt? Es ist doch kein recht Geschäft das Soldatenleben, man wird hundsbuckermüd' und hat doch nichts geschafft.“

Die Butter kam, und diesmal half sie besser; der Zigeuner wurde einem andern zugewiesen. Bei der Butter war aber auch ein Brief, den der Schullehrer geschrieben, darin hieß es:

„Unser Mathes hat aus Amerika fünfzig Gulden geschickt, er hat auch geschrieben, wenn Du nicht Soldat wärst, könntest Du jetzt zu ihm, er wollte Dir dreißig Morgen Ackers schenken; halt Dich nur brav und laß Dich nicht verführen, der Mensch ist gar leicht verführt; das Maarannele trugt so bald und bald mit mir, ich weiß nicht warum; als es sein Bild gesehen hat, hat es gesagt, das wärst Du gar nicht.“ — Bei diesen Worten schmunzelte der Aloys, denn er dachte: „So ist's recht, ja ich bin

*) Schlafkameraden, da stets zwei Soldaten auf einer Pritsche schlafen.
**) Hanfenes Linnen.

Digitized by Google

auch jetzt ein ganz anderer Kerl; hab' ich Dir's nicht gesagt, Marannele? gelt Du?" —

Monate waren vorüber, der Aloys wußte, daß nächsten Sonntag Kirchweih in Nordstetten sei; er erhielt durch seinen Feldwebel auf vier Tag Urlaub, er durfte in ganzer Uniform, mit Säbel und Tschako nach Haus.

O Du Glückliche! wie selig ward Du, als Du Samstag Morgens Dein Bubzeug in den Tschako legtest und mit einem „Bhü's Gott" bei Deinem Feldwebel Abschied nahmst! So eilig aber auch unser Aloys war, so sprach er doch noch mit der Wache am Kasernenthor und mit der Wache am Tübinger Thor; er mußte es Allen sagen, daß er heim ging, sie sollten sich mit ihm freuen, und ihn bauerten die Kameraden, die so mir nichts dir nichts auf einem kleinen Fleck zwei Stunden lang umherwandeln mußten, während er in dieser Zeit schon seiner Heimath um Vieles, Vieles näher war.

Erst vor Böblingen machte er Halt und trank auf der Waldburg einen Schoppen, er konnte aber nicht ruhig auf dem Stuhle sitzen, sondern ging alsbald wieder fürbaß.

In Rufringen begegnete ihm der Kobbel wieder, der ihn einst so geneckt hatte, sie reichten sich freundlich die Hand; Aloys hörte viel von der Heimath, aber kein Wort von Marannele und er scheute sich darnach zu fragen.

In Bohndorf endlich zwang er sich zur Rast, er hätte sich sonst noch den „Herzbengel" eingerennt, wenn er so fortgelaufen wäre; er streckte sich auf eine Bank hin und überdachte, wie Alles aufgucken werde, wenn er heim komme, dann stellte er sich wieder vor den Spiegel, setzte den Tschako etwas nach dem linken Ohre, drehte die Locke auf der rechten Seite und nickte sich Beifall zu.

Es war Abend geworden, als er wieder auf der Anhöhe vor Bildechingen stand, ihm gegenüber seine liebe Heimath; er johlte nicht mehr, er stand ruhig und fest und machte seinem Gebuertsorte den militärischen Gruß, indem er die Hand an den Tschako legte.

Immer langsamer ging Aloys, er wollte absichtlich bei Nacht nach Hause kommen, um dann bei andern Morgens Alle zu überraschen. Sein Haus war eines der ersten im Dorfe, es war Licht in der Stube, er klopfte an das Fenster und sagte: „Ist der Aloys nicht da?"

„Jesus Maria Joseph, ein Gendarm!" rief die Mutter.

„Nein, ich bin's, Mutter," sagte Aloys, und nachdem er wegen der niedrigen Thüre den Tschako abgenommen, ging er hinein und reichte der Mutter die Hand.

Bald nach den ersten Begrüßungen äußerte die Mutter ihre Bekümmernis, daß nichts mehr zu essen da sei, sie ging aber hinaus in die Küche und schlug ihm ein Paar Eier ein; Aloys stand bei ihr am Herde, und nun ergötzte er Alles, er fragte nach Marannele und warum sein Bild noch draußen hänge; die Mutter erwiderte: „Ich bitt' Dich, ich bitt' Dich, schlag' Dir das Marannele aus dem Sinn, das ist ein kreinnütiges Ding."

„Mutter, redet mir nimmer davon, ich weiß, was ich weiß," sagte der Aloys, sein vom Feuer auf dem Heerde roth überschienenes Antlitz hatte einen gewaltigen trotzigen Ausdruck. Die Mutter schwieg, und in die Stube zurückgekehrt, sah sie mit Herzensfreude, was ihr Aloys für ein prächtiger Bursch geworden war. Jeden Bissen, den er schluckte, schmeckte sie ihm in ihrem letzten Munde nach, den Tschako aufhebend, jammerte sie über seine grausame Schwere.

Des andern Morgens stand der Aloys früh auf, fummelte seinen Tschako, putzte das Behäng am Säbel und die Knöpfe, mehr als wenn er zur Ordonanz gemußt hätte; als es zum Erstenmale zur Kirche läutete, stand er fix und fertig da, als es zum Zweitenmale zusammen läutete, ging er das Dorf hinein.

Auf dem Wege hörte er zwei Buben mit einander reden.

„Ist das nicht der Tolpatsch!" sagte der Eine.

„Nein, er ist's nicht."

„Ja, er ist's," sagte der Erste wieder. Aloys schaute die Buben grimmig an, und sie rannten mit ihren Gesangbüchern davon. Aloys schritt, von allen Kirchgängern freundlich begrüßt, der Kirche zu; er kam vor dem Hause Marannele's vorbei, Niemand schaute heraus, er ging den Berg hinan, oft zurückschauend, und trat, als es eben zum Drittenmale läutete, in die Kirche. Er zog seine weißledernen Handschuhe aus und besprengte sich mit Weihwasser; er blickte überall in der Kirche umher, er sah nirgends das Marannele, er blieb an der Thüre stehen, auch unter den Ankömmlingen war es nicht. Der Gesang begann, die Stimme Marannele's war nicht darunter, er hätte sie ja aus tausenden heraus erkannt. Was nützte ihm nun das Staunen Aller, es sah ihn ja nicht, für es allein war er den weiten Weg gerannt und stand er da, so fest und stramm wie gegossen. Als aber nach der Predigt der Pfarrer die Marianne Bomüller von hier und den Georg Melzer von Wiesenstetten als Brautpaar verkündete, da stand der Aloys nicht mehr da wie gegossen, da gitterten seine Knie und seine Zähne klapperten. Aloys war der erste aus der Kirche, er rannte über Hals und Kopf nach Haus, warf Säbel und Tschako auf den Stubenboden und versteckte sich im Heu und weinte; einmal über das andere kam ihm der Gedanke sich zu erhängen, aber er konnte nicht aufstehen vor Wehmuth und Weinen, alle seine Glieder waren ihm wie zerschlagen, und dann dachte er auch wieder an seine Mutter und dann weinte er wieder und schluchzte laut.

Die Mutter kam endlich und fand ihn im Heu, sie tröstete ihn und weinte mit; er erfuhr nun, daß der Jörgli das Marannele verführt hatte und daß es hohe Zeit sei, daß sie zusammen gegeben würden. Er weinte von Neuem, dann aber folgte er seiner Mutter wie ein Lamm in die Stube. Als er hier sein Bild anschtig wurde, riß er es von der Wand und schmetterte es auf den Boden. Lange saß Aloys dann hinter dem Tische und hielt sich das Gesicht mit beiden Händen bedeckt, endlich stand er auf, pfiff ein lustiges Lied und ließ sich zu essen geben; er konnte aber nicht essen, er zog sich an und ging in das Dorf. Die Nachmittagsstriche war vorüber, aus dem Adler tönte die Musik zu ihm herab; die Augen niederschlagend, gleich als müßte er sich schämen, ging er an des Jakoben Haus vorbei; als er aber vorüber war, hob er seinen Blick kühn empor. Nachdem er beim Schultheiß seinen Urlaubspaß abgegeben, ging er nach dem Tanzboden; er schaute überall umher, ob Marannele nicht da wäre, und doch wäre ihm nichts unlieber gewesen als das. Der Jörgli aber war da; er trat auf Aloys zu, reichte ihm die Hand und sagte: „Grüß' Gott, Kamerad!" Der Aloys sah ihn an, als ob er ihn mit seinen Blicken vergiften wollte, dann drehte er sich um, ohne ihm eine Hand oder eine Antwort zu geben; er dachte jetzt, daß es eigentlich geschieter gewesen wäre, wenn er gesagt hätte: „Was Kamerad! der Teufel ist Dein Kamerad, aber ich nicht;" es war indeß zu spät zu dieser Antwort. — Von den Tischen brachten es nun alle Buben und Mädchen unserem Aloys zu, er mußte aus jedem Glas trinken, aber es schmeckte ihm Alles wie Galle so bitter; er setzte sich dann auch an den Tisch und ließ sich eine „Bouteille vom Besten" geben, und obgleich es ihm nicht schmeckte, trank er doch ein Glas nach dem andern. Die Mechtilde, die Tochter seines Vetters, des Mathes vom Berg, stand nicht weit von ihm, er brachte es ihr zu; das Mädchen that ihm herzlich Bescheid und blieb bei ihm stehen, denn es kümmerte sich Niemand um sie, sie hatte keinen Schatz und darum heute noch keine Tour getanzt, da Jeder fast fort und fort mit seinem Schatze tanzte oder mit der Gespielin des Schatzes und dem Schatz eines andern wechselte. Aloys fragte:

„Mechtilde, möchtest Du nicht auch tanzen?"

„Ja, komm', wir wollen einmal." Sie faßte Aloys bei der Hand, er stand auf, zog seine Handschuhe an, schaute sich noch mal um, als suche er etwas, und tanzte dann so flink, daß Alle staunten. Aus Höflichkeit bot Aloys nach dem Tanze der Mechtilde Platz neben sich an, er lud sich damit eine Last auf, denn sie blieb nun den ganzen Abend bei ihm sitzen; er kümmerte sich indeß wenig um ihre Unterhaltung, er schob ihr nur bisweilen das Glas hin, daß sie trinken solle. Die Zornesblicke des Aloys waren fast immer auf den Jörgli gehftet, der sich nicht weit von ihm gesetzt hatte; als man denselben fragte, wo das Marannele sei, sagte er, es sei „unpaß," und lachte dabei. Aloys biß so mächtig auf seine Pfeife, daß ihm ein Gelenk der Spitze im Munde blieb, er spie es mit Pfui! aus, der Jörgli sah ihn wuthend an, denn er glaubte, das Pfui gelte ihm; als aber Aloys ruhig blieb, zuckte Jörgli nur verächtlich mit den Achseln und begann allerlei Schelmenlieder zu singen, sie hatten meist einerlei Melodie und faft alle nur eine Strophe wie:

Und a lustiger Bua
Verreist allbot*) a Paar Schua;
Und e trauriger Rare
Der hot lang an e Paar.

Es war schon bald Mitternacht, als Aloys wiederum seinen Säbel von der Wand nahm und nach Hause gehen wollte, da sang der Jörgli mit seinen Kameraden das Fopplied, sie schlugen dabei mit den Fäusten auf den Tisch:

Hoan,**) hoan, hoan gang i net,
Wer will schaun beame gaun ***)
Der muß hoan Geld mel haun.****)
Hoan! hoan! hoan gang i net.

Aloys kehrte nochmals mit einigen seiner Kameraden um, und ließ sich noch zwei Flaschen Wein geben. Sie sangen nun andere Lieder darin, während Jörgli mit seinen Kameraden sang, Jörgli stand auf und rief: „Halt's Maul, Tolpatsch," da ergriff

*) Oftmals.
**) Heim.
***) Gehen.
****) Mehr haben.

Digitized by Google

dieser eine volle Flasche und warf sie dem Jörgli in's Gesicht, drauf sprang er über den Tisch und packte ihn an der Gurgel, die Tische fielen um, die Gläser klirrten auf dem Boden, die Musik hielt ein, eine Welle war Alles still, es war, als wollten sich die beiden Kämpfenden still erwürgen; dann aber entstand wieder ein allgemeines Halloh, Pfeifen, Schreien und Toben unter einander: die Freunde wehrten ab, indeß nach einer alten Bauerntaktik hielten sie beim Abwehren nur den Gegner ihres Freundes fest, damit dieser um so tüchtiger drauf klopfen konnte. Die Mechtilde aber riß den Jörgli so wacker am Kopf, daß sie ihm ein ganzes Büschel Haare ausraufte. Stuhlbeine wurden nun abgeknickt, die Paetelen, die sich um die beiden Kämpfenden gebildet hatten, zerblauten einander nach Herzenslust. Aloys und Jörgli aber hielten sich, wie wenn sie sich in einander verbissen hätten; endlich nach langem Ringen hob sich Aloys in die Höhe und warf den Jörgli auf den Boden, daß man meinte, er hätte das Genick gebrochen, dann kniete er auf ihn nieder, und es war, als ob er ihn erdrosseln wollte. Der Dorfschütz trat ein und machte dem Lärmen ein Ende, die Musik mußte nun für heute aufhören, die beiden Hauptkämpfer mußten in das Gefängniß des Rathhauses wandern. —

Mit einem zerraufen blaumäligen Gesichte, bleich und abgehärmt, verließ Aloys des andern Tags das Dorf; sein Urlaub war erst morgen zu Ende, aber was sollte er noch zu Hause? er ging so gern wieder fort ins Soldatenleben, er wäre am liebsten in den Krieg gezogen. Der Schultheiß hatte ihm die Rauferei in den Paß geschrieben, Aloys ging einer harten Strafe entgegen; er schaute sich nicht mehr um, er ging fort, ohne es zu wissen, und wünschte nie mehr wieder zu kehren. Als er in Nordstetten den Wegweiser nach Freudenstadt sah, von wo man nach Straßburg geht, hielt er eine Weile still, er gedachte nach Frankreich zu desertiren; da grüßte ihn unversehens Mechtilde und fragte: „Ei Aloys, gehst Du schon wieder nach Stuttgart?“

„Ja,“ antwortete dieser, und schlug den Weg dahin ein; die Mechtilde war wie ein Wegweiser vom Himmel erschienen, mit einem freundlichen „Bhüt' Gott“ schied er von ihr.

Auf dem Wege summte ihm immer das Lied im Kopfe, das der Jörgli einst zuerst gesungen hatte, jetzt konnte es der Aloys auch singen, und jetzt paßte es erst ganz auf das Marannele; er summte immer, ohne daß er es wußte, vor sich hin:

Ach wie bald, ach wie bald
Schwindet Schönheit und Gestalt.
Idyll Du fleh mit Deinen Wangen,
Die wie Milch und Purpur prangen,
Ach die Reisen welken all.

In Stuttgart angelangt, sprach er nicht mehr mit der Wache am Tübinger Thor und der an der Kaserne, er schaute wie ein Verbrecher Raum auf. Acht Tage mußte er im „dritten Grad,“ in einem finstern Gefängnisse, seine Rauferei abbüßen; oft war er so ungeduldig und wild, daß er sich an der Wand den Kopf entzwei rennen wollte, dann aber lag er wieder fast Tag und Nacht im halben Schlaf.

Als er aus dem Gefängnisse kam und auf sechs Wochen in die Strafklasse eingetheilt wurde, die sich keine Stunde von der Kaserne entfernen darf, sondern immer zum Appell bereit sein muß; da verfluchte er seinen Vorsatz, daß er zum Militär gegangen war und er sich so noch auf sechs Jahre an die Heimath gebunden hatte, er wäre gern fort, fort, so weit als es ging.

Da kam eines Tags Mutter Marei mit einem Briefe von ihrem Mathes aus Amerika, er hatte vierhundert Gulden geschickt, damit sich der Aloys einen Acker kaufe, oder, wenn er zu ihm wolle, sich mit dem Gelde vom Militär losmache.

Der Aloys, der Mathes vom Berg mit seiner Frau und seinen acht Kindern, darunter auch die Mechtilde, wanderten noch diesen Herbst gemeinschaftlich nach Amerika aus.

Als Aloys auf der See war, da summte er oft die Strophe des allbekannten Liedes vor sich hin, er verstand sie erst jetzt recht:

„Das, das, das und das,
Das Schifflein hat den Lauf;
Der, der, der und der,
Der Schiffmann steht schon drauf.
Sprär' ich einen rechten Sturmwind weh'n,
Als weiln' das Schiff zu Grunde geh'n,
Da stehen meine Gedanken
Zu wanken.“

In seinem letzten Briefe, vom Ohio, schreibt der Aloys an seine Mutter:

„Es drucket mir oft schier das Herz ab, daß ich all' das viele Gut so allein genießen soll, ich wünsch mir oft ganz Nordstetten herbei; den alten Zahn, das blinde Conradle, das Schackerle von der Steingrub, den Sogas, des Sauerbrunnenbasche und das Mauriele vom Hungerbrunnen, die sollten sich alle bei mir satt essen, bis sie nimmer weiter können: was hab' ich davon, wenn ich so allein da bin? Da könntet ihr dann auch sehen, wie der Lotpatsch jetzt seine vier Roß im Stall und zehn Fohlen im Felde hat. Wenn's dem Marannele nicht gut geht, schreibet mir's auch, ich will ihm 'was schicken: es darf aber nichts davon erfahren, von wem es ist, es dauert mich in's Herz hinein. Der Mathes vom Berg wohnt eine Stund' von mir, die Mechtilde ist eine tüchtige Schafferin, aber sie ist doch kein Marannele; wenn es ihm nur auch gut geht, hat es schon Kinder! Auf der Ueberfahrt ist auch ein gestudirter Landsmann, der Doktor Stäberle von Ulm, bei uns gewesen, der hat mit an einer Weltkugel gezeigt, daß wenn in Amerika Tag, es in Nordstetten Nacht ist, und so umgekehrt; ich hab' nicht mehr dran gedacht, aber jetzt, wenn ich als im Feld bin und so denk: was machen sie denn jetzt in Nordstetten? da fällt mir's ein: Potz Blitz, die schlafen ja jetzt, und des Schackerle's Hannes, der Nachtwächter, ruft sein: „B'hüt' uns Gott und Maria.“ Am Sonntag ist mir's am ärgsten, daß in Nordstetten jetzt Samstag zu Nacht ist, das sollt' nicht sein, es sollt' Alles Einen Tag haben. Am letzten Sonntag haben wir aber doch beim Mathes auf dem Berg getanzt, da war ja Kirchweih in Nordstetten, ich vergeß' das nie und wenn ich hundert Jahr alt werde. Ich möcht' nur auch einmal wieder eine Stund' in Nordstetten sein, da wollt ich auch dem Schultheiß zeigen, was ein freier Bürger von Amerika ist.“

Karl Friedrich Bachmann.

Geh. Hofrath und Professor der Philosophie zu Jena. Er ward zu Altenburg am 24. Jun. 1785 geboren, besuchte das dasige Gymnasium und seit Ostern 1803 die Universität Jena, wo er erst Theologie, nachher Philosophie studirte, in welcher er Hegel's, Krause's und Ast's Vorlesungen hörte, und Mitglied der lateinischen Gesellschaft unter Eichstädt war. Nachdem er 1806 die philosophische Doktorwürde erlangt hatte, ging er im Frühjahr 1807 nach Dresden, um durch Benutzung der dortigen Bibliothek sich auf die akademische Laufbahn vorzubereiten. Im Herbst 1808 reiste er nach Heidelberg in der Absicht, daselbst als Privatdocent aufzutreten; durch Krankheit daran gehindert, ergriff er die Gelegenheit, eine Hauslehrerstelle in der Nähe von Bern anzunehmen, und kehrte im Sommer 1810 nach Jena zurück, wo er bald darauf als Privatdocent auftrat, 1812 eine außerordentliche und 1813 die ordentliche Professur der Moral und Politik erhielt. Mit großer Liebe wendete sich B. dem Studium der Mineralogie zu; schon früher Prodirector der großherzogl. mineralogischen Gesellschaft, wurde er nach des Bergraths Lenz Tode, 1832, zum Director derselben ernannt. 1846 ward er Ritter des G. S. Falkenordens.

Er schrieb:

Uebersicht neuer Leistungen im Gebiete der Mineralogie. Hermes, Jahrgang 1824 fg.

Ueber Philosophie u. ihre Geschichte. Drei akademische Vorlesungen. Jena 1811 u. 1820.

Ueber die Philosophie meiner Zeit, zur Vermittelung. Jena 1816.

Ueber die Hoffnung einer Vereinigung zwischen Physik u. Psychologie. Preisschrift. Utrecht 1821.

System der Logik. Leipzig 1828.

Ueber Hegel's System und die Nothwendigkeit einer nochmaligen Umgestaltung der Philosophie. Leipzig 1833.

Anti-Hegel. Jena 1835.

Einzelne Abhandlungen, Recensionen u. s. w. in Zeitschriften u. s. w.

Digitized by Google

Bachmann hat kein eigenes System aufgestellt, wohl aber in unermüdlichem Streben nach der Erkenntniß des Wahren die anscheinend widerstrebenden Gegensätze zu vermitteln sich bemüht und die Philosophie nicht als Sache der Schule, sondern des Lebens betrachtend, diesem so nahe wie möglich zu führen und die gegenseitige Durchdringung zu befördern gesucht.

Karl Barth

ward im Octbr. 1787 zu Eisleben bei Hildburghausen geboren. Vom Vater zum Stande eines Goldschmieds bestimmt, sagte er sich später davon los und wurde Zeichner und Kupferstecher. Nach vielfachen Lebensschicksalen ließ er sich in Hildburghausen nieder. Sein Freund Rückert führte ihn im Deutschen Musenalmanach für 1834 der Welt als Dichter vor. Als Kupferstecher hat er einen sehr geschätzten Namen in der Kunstwelt.

Er schrieb:

Lyrische Poesien. Zerstreut in Almanachen.

Eigenthümliche, aber gesunde Lebensanschauung, Tiefe und Innigkeit erheben seine kleinen Gedichte über das Gewöhnliche und beurkunden eine echte, reichbegabte Künstlernatur.

Des Goldschmiedlehrlings Klage.

Von Rauch und Dampf und Feuerqualm umflossen,
Ein Sklave an den Ambos angeschlossen,
An schwarzer Esse wühlend in Metallen,
Wo ohrzerreißend Hammerschläge fallen
Und schrillend kreischt der schlimme Ton der Feilen:
Da soll ich Armer lebenslang verweilen,
Und ohne Hoffnung immer nur vom Frischen
Die heißen Thränen mit dem Feilstaub mischen!

Durch trübe Fenster nach dem fleckchen Himmel
Und nach der freien Mücken Tanzgewimmel
Blick' ich mit Neid aus meiner finstern Klause
Und wünsche mich weit weg vom Vaterhause.
Statt Silber schmied' ich Pläne zum Entweichen,
Wie meines Lebens Wunsch ich könn' erreichen:
Durch Farben Leben geben dem Gedanken,
Und dir, o Kunst, nur dienen ohne Wanken.

Alles nur ein Hauch!

Auf edler Frucht ein Duftdauch, den zerstöret
Die leiseste Berührung, ist die Unschuld;
Die Sünd' ein gift'ger Hauch auf reinem Spiegel,
Deß erster Anflug em'ge Flecken läßt;
Die ird'sche Lieb' ein Hauch der em'gen Liebe:
Der Traum ein Hauch von einem schönern Leben;
Das Leben selbst ein Hauch aus Gottes Munde;
Das Wort ein Hauch des ewigen Gedankens,
Und was ich sing', ein Hauch deß, was ich fühle.

Friedrich Wilhelm Barthold,

ordentlicher Professor der Geschichte zu Greifswald, ward am 4. Septbr. 1799 zu Berlin geboren, woselbst sein Vater Beamter in königlichen Diensten war. Die Erzählungen seiner Mutter, aus Mainz gebürtig, von den Erlebnissen in den Rheinlanden zur Zeit der französischen Revolution verfehlten nicht, auf B. schon in der Jugend einen für historisch-politische Betrachtung weckenden Einfluß zu äußern. Seine wissenschaftliche Vorbildung erhielt B. auf dem Friedrichswerderschen Gymnasium zu Berlin. Seit Michaelis 1817 widmete er sich der Theologie daselbst, fühlte sich aber bald zur Geschichte hingezogen, deren Studium er in Breslau unter Wachler und Raumer fortsetzte. Häusliche Verhältnisse zwangen ihn, längere Zeit als Erzieher ein Unterkommen zu suchen. Zu Ostern 1826 wurde B. als ordentlicher Lehrer am Collegio Fridericiano in Königsberg angestellt, wo er sich sehr bald der akademischen Laufbahn zuwendete. Im Frühjahre 1831 ward er als außerordentlicher Professor der Geschichte nach Greifswald versetzt, und im Nov. 1834 ordentlicher Professor daselbst.

Er schrieb u. A.:

Johann v. Werth im nächsten Zusammenhange mit seiner Zeit. Berlin 1826.

Der Römerzug König Heinrichs von Lützelburg. 2 Bde. Königsberg 1830—31.

Georg von Frundsberg u. das deutsche Kriegshandwerk zur Zeit der Reformation. Hamburg 1833.

Eine Reihe von Aufsätzen in Raumers „historischem Taschenbuche", z. B. „Jürgen Wullenweber", 1835; „Anna Iwanova", 1836; „Ausgang des Joanschen Zweiges der Romanow", 1837; „H. Chr. von Roßwurm", 1838.

Ein überaus fleißiger und scharfsinniger Sammler und Forscher, hat sich B. durch gesunde Kritik, reiches Wissen und treffliche Darstellung in seinen Schriften bleibendes Verdienst um die Aufhellung einzelner Punkte der vaterländischen Geschichte erworben.

Jürgen Wullenweber von Lübeck
oder
die Bürgermeisterfehde.

Erstes Capitel.

Kirchenverbesserung und Volksherrschaft in den wendischen Hansestädten. 1531.

Aengstlicher, als mit deutscher Ehre und geschichtlicher Wahrheit sich verträgt, pflegen die Vertheidiger des Protestantismus den Vorwurf abzuweisen, daß der Geist der neuen kirchlichen Lehre eine, alte politische Formen zersprengende Gewalt entwickelt und kühne Thatkraft erweckt habe, welche nie verjährende oder verkürzte Rechte in Anspruch nahm und muthig verfocht. Die Kirchenverbesserung ist überall in deutschen Landen die Sache des Volkes, der Bauern, des reichsstädtischen Bürgerthums und des niedern Adels gewesen, und hat in ihrem Entstehen die republikanische Tendenz, als eine der kirchlichen verwandte, in sich aufgenommen. So mußte denn eine doppelte Abwehr den nach zwei Zielen gerichteten Angriffen entgegentreten, die der alten kirchlichen und der alten weltlichen Macht. Die erstere waffnete zu allen Kämpfen dieselben Streiter, den römisch gesinnten Klerus; die zweite erscheint jedes Mal als diejenige, deren Rechte eben durch einen besonderen Angriff ge-

Digitized by Google

führet wurden. So sehen wir denn in den vier Kampfpartien, welche die Reformation begleiteten, eine vierfach verschlungene Combination streitender Kräfte. Als zuerst den Reichsadel Franz von Sickingen zur Abwehr drückender Fürstenmacht aufrief, waren die natürlichen Gegner die Fürsten, geistliche und weltliche, und der gewaltbahnde schwäbische Bund; als die Bauern aus schmachvoller und unchristlicher Leibeigenschaft nach Freiheit aufzublicken wagten, traten Alle gegen sie in den Kampf, denen sie Zehnten und Frohnden entzogen, Adel, Communen, Prälaten und Fürsten; so oft die niedern Bürger und Zünfte der Aristokratie des Raths und der Geschlechter Einhalt thaten, hatten sie die Geschlechter, das Reichskammergericht, den Kaiser, als Gewährleister des Bestehenden, sich gegenüber; wenn endlich die Fürsten zur Begründung ihrer Souverainetät kampffertig sich verbanden, stellte sich ihnen der Riese beleidigter kaiserlicher Macht entgegen. Weil nun in jener deutschen Revolution jeder zum Schlage aufgehobene Arm, gleichsam wie in einem Mühlwerke die correspondirende Gegenkraft in Bewegung setzte, trugen die republikanischen Aufstehungen das Gepräge der Vernichtung so lange in sich, bis es einer von den betheiligten Mächten gelang, durch ein allgemeineres Interesse die widerstreitenden politischen zum Schweigen zu bringen und für sich zu bewaffnen. Dies verstand nur die landesherrliche, indem sie das religiöse Moment für sich in den Kampf rief, und darum hat sie allein durch die republikanische Aufgeregtheit gewonnen: erst eine unabhängigere Stellung gegen das Reichsoberhaupt, dann die souveraine Gewalt über die Stände. So ist es denn erklärlich, daß im ganzen protestantischen Deutschland und auch in Dänemark, wo die Kirchenverbesserung die Frucht eines Kampfes war, die Fürstenmacht stufenweise als unumschränkte sich festsetzte, und daß demnach die Reformation, ungeachtet ihrer republikanischen Tendenz, im Ausgange den Schein gewann, als habe sie das Extrem des günstigt.

Aber außer diesen beiden Oppositionen entdecken wir in den wirren Händeln jener Zeit noch eine in den Gemüthern wirkende, welche den Aufschwung des politischen Freiheitseifers lähmte und niederhielt; es ist das protestantisch-theologische Bedenken, welches die Obrigkeit als eine von Gott eingesetzte in ihrem Bestehen verbürgte und jede, auch die sündhafteste Rechtsübermältigung eher ertragen hieß, als gottlos zur Gegenwehr zu greifen. Wie viel Schönes und Edles dieses urchristliche Weltentsäußerungsgebot für Kirche und Wissenschaft im deutschen Volke hervorgebracht haben mag; eine Lehre, die, um das Eine, das höchste Gut, festzuhalten, allen irdischen Rücksichten zu entsagen ermahnte: so hat sie dennoch in der politischen Entwicklung sehr dem folgenreichen Jahrhunderte unendlichen Schaden zugefügt und den Zerfall des Reiches- und Volksesganzen, die Erbindung des Nationalganzes mitverschuldet. Dieses fromme Duldungsgesetz, welches die Bestrafung irdischen Unrechts dem Richter über uns anheimstellt, ist Hamlet's Gewissen, welches „Feige aus uns Allen macht", und Unternehmungen unserer Vorfahren, voll von Kraft und Nachdruck, aus der Bahn lenkte. Diese Gewissensfurcht verflattete unsern frommen Altvordern nicht, nach dem doppelten Siegeskranze zu greifen; hatten sie die Freiheit des Gewissens errungen, so achteten sie weltliche Freiheit und Herrlichkeit gering; getrösteten sich genügsam gewannen sie im Verluste und verloren im Gewinn.

Keinem der Kämpfe, welche die Kirchenverbesserung in Deutschland und bei den stammverwandten Nachbarn begleitete, ist dieser Charakter gegenseitiger Kraftvereinigung und Selbstzerstörung, des Verlustes im Gewinnen, schärfer ausgeprägt, als der sogenannten Grafen- oder Bürgermeisterfehde, dem Gegenstande vorliegender Arbeit. In ihr werden wir alle ringenden Interessen jener großen Zeit sich vermischen, sich trennen, in scheinbar zufälliger Wahl und Gegenüberstellung sich abmühen sehen, damit denn endlich doch aus dem widerspruchsvollen Gewirre Das, was für das höchste Gut galt, seinen Platz behaupte, wiewol mit Vernichtung aller für das Volk gehofften Vortheile. In Dänemark und in den Hansestädten befestigt sich die neue Lehre unerschütterlich; aber in Dänemark erhebt über den zertretenen Bauern- und Bürgerstand der Adel sein stolzes Haupt und wählt einen machtlosen König, um in nothgedrungener schimpflicher Entsagung nach 125 Jahren alle seine trotzigen Rechte zu den Füßen der Souverainetät niederzulegen; die Hansen, als sie ihre so heldenkühn aufkämpfenden Häupter einem schmachvollen Tode preisgegeben, versinken in politische Nichtigkeit. Ist schon die Nachweisung der streitenden Kräfte um des folgereichen Gehalts willen anziehend, und spielen in die Entwickelung der Tragödie fast alle nachbaltigen Interessen Europas hinein, so mehrt den Reiz der Aufgabe das epische Schicksal großartiger, an Griechenland und Rom erinnernder Naturen; ihre Lösung wird ein Act historischer Gerechtigkeit, indem sie zwei tüchtige deutsche Männer, den Dictator der Hansen, Jürgen Wullenweber, und seinen Magister equitum, Marcus Meier, der Schande entzieht, mit welcher kurzsichtige Zeitgenossen und indolente Nachkommen ihr Andenken gebrandmarkt haben.

Der Glanz und die Macht, welche früher die deutschen Hansen umkleideten, waren im Laufe des ersten Drittels des sechzehnten Jahrhunderts in verminderterm Maße auf die fünf wendischen Städte: Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund und Greifswald, zurückgewichen und spiegelten sich wieder von diesen auf den Vorort Lübeck ab, das ersteng in ihrer Zahl allein als freie Reichsstadt sich behauptet, indem sie übrigen mehr oder weniger unter die Botmäßigkeit des nächsten Landesherren gekommen waren, und zweitens als höchstes Tribunal eines weithin geltenden bürgerlichen Rechts in Ansehen blieb, das seine sittliche Ueberlegenheit sicherte. Dieses „Lübsche Recht", die schönste Gabe, welche das deutsche Bürgerthum seinen fernsten Ansiedlungen an den Küsten der Barbaren mittheilen konnte, verlieh ihren Städten die wohlthätige Gewalt, an Adel und Geistlichkeit jede Strenge zu üben, wenn vor ihrem Schöppenstuhle angeklagte Verbrecher ihren Weichbilde ergriffen waren. Rewals Bürger durften sich im J. 1535 nicht scheuen, auf das Recht gestützt der Angehörigen eines „eigenen Bauern," den Urel von Rosenberg ersschlagen, diesen enthaupten zu lassen. — Hamburg und Bremen, der Nordsee zugewandt, und darum andern Handelsverhältnissen und Beziehungen, befolgten eine von den wendischen Orten abgesonderte Politik, deren Hauptaugenmerk die Bebherrschung der geschlossenen Ostsee war; Danzig, unter polnischem Einfluß, gestellte gemeinsamen Bestrebungen sich noch zu, soweit nicht örtliche Lage und Rücksicht auf Preußen und Polen dieselben verboten. Daß von 85 Gemeinden, in der Blüte der Hanse ihr verbrübert, außer den wendischen nur noch die überwendischen in losem Verbande geblieben, war neben innern Gebrechen die Folge der veränderten Weltstellung, der ausgebildetern Einheit, Kraft und Ordnung in den Monarchien, der neuen Gestalt des Verkehrs mit Auswärtigen, der Sicherheit, welche der Landfrieden den Straßen gab und das Ansehen des schützenden Bundes vermindernte; Umstände, die, mit zahllosen Localverhältnissen gedrängt sich vereinigt, ein Band lösen mußten, das ein gemeinsames Bedürfniß einst hervorrief.

In Lübeck, dem reichen Vororte, der Stätte der nord- und mittelteutschen Themis, hatte die Kirchenverbesserung an der oben angedeuteten doppelten Opposition mehr Widerstand und daher spätern Eingang gefunden, als in irgend einer Stadt des nördlichen Deutschlands; sie war allein das Werk des unermüdeten Eifers der niedern Zünfte. Früh schon erwachte unter der Menge das fromme Verlangen nach dem „reinern Worte"; eine zeine Predigerbatten Zugang gewonnen; aber noch im J. 1528 hatte der Rath die Apostel Luther's vertrieben, ja selbst eine neue Lehrer zu verlangen, und die Bürger auf Ermahnung eines Ausschusses von 36 Männern aus ihrer Mitte antrugen, um gemeinsam diese Angelegenheit zu betreiben. Als das Jahr 1528 dieses Geschäft noch nicht erledigte, berief die Gemeine am 12. September 1529 neue Achtundvierziger, ertheilte ihnen aber insgeheim die Weisung, sich auf keine Gedankrikel einzulassen, bevor nicht der Rath die Einführung der evangelischen Lehre zugestehe. Zugleich gab ihnen gefleigertes demokratisches Bewußtsein die Befugniß, die Aufsicht des gesammten Staatshaushaltes zu übernehmen. Der Rath erschrak, setzte heftig gegen so keperische, unerhörte Forderungen, war aber schon so weit aus seiner Stellung gewichen, daß dem Ausschusse die Schuldregister überliefert wurden. Immer noch in dem Wahne, die Junker und Kaufleute seien das Volk von Lübeck, hielt er unter mancherlei Bedenken die ungeduldige Menge hin, welche bereits den katholischen Gottesdienst zu stören begann; als aber beharrlich jede neue Abgabe verweigert wurde, gerümmelvolle Haufen die Kirche, den Markt, die Säle des Rathhauses füllten und am 10. Decemder ein Volksaufruf zu befürchten stand, gaben die eingeschüchterten Heeren dem Ausschusse, der auf 36 vermehrt war, nach und gestatteten die Zurückberufung zweier verteriebener Prediger. Jetzt war es um das Ansehen des bisherigen Regimentes, um die katholische Kirche in Lübeck geschehen. Vergeblich drohte Heinrich der Jüngere von Braunschweig, der berüchtigte Gegner der neuen Lehre, er werde sich des von seinen Vorfahren begabten Hochstiftes annehmen; die gebuldete Kirchenpartei ward schon eine unduldsame, drang ungestüm auf die Abschaffung der katholischen Predigt und erwirkte durch ihre Vierundvierzig er am 7. April 1530 einen Rathsbefehl an den römischen Klerus, sich dis auf Weiteres des Predigtstuhles gänzlich zu enthalten. Darauf ver-

Digitized by Google

stummte auch in der Domkirche die erbitterte Controverse; dagegen ward am zweiten Ostertage das Abendmahl zu St. Aegidien in beider Gestalt ausgetheilt und die neue Steuer übernommen.

Keineswegs aber ruhte jetzt die Tribunengewalt; der Rath mußte am 10. Juni 1530 sie urkundlich, als mit seinem Wissen und Willen rechtmäßig aus der ganzen Bürgerschaft gewählt, erklären und versprechen, die Annahme der Prediger als sein Werk zu vertreten. Als die Theilnahme der Vierundsechziger am Stadtregimente sanctionirt war, stürmten sie bald mit neuen Forderungen ein; nach einer Volksbewegung, welche bereits das schlummernde Rednertalent unter den Handwerkern geweckt, mußte der Rath am 30. Jun. 1530 die Abschaffung des gesammten katholischen Cultus, die Domkirche ausgenommen, befehlen und gleich darauf, als die furchtsamen Canoniker die Messe einstellten, alles Kirchensilber und die Altarkleinodien zur Verwendung der Stadt auf die Tresekammer bringen lassen.

In Folge des Reichstags zu Augsburg konnte die Veränderung der kirchlichen und städtischen Verfassung Lübecks nicht ohne kaiserliche Ahndung bleiben. Ein Pönalmandat Karls V gebot bei schwerer Strafe im October 1530 die Absetzung der Vierundsechziger und die Herstellung des alten Gottesdienstes. Aber das Volk achtete nicht das Geheiß des Reichsoberhauptes, und der Rath hatte so wenig die Kraft, den Beistand benachbarter Fürsten, wie vorgeschrieben, anzurufen, daß er vielmehr die Verantwortung des Ungehorsams auf sich nehmen und die „Verordneten“ auf 164 sich verstärken lassen mußte. Mönche und Geistliche wichen hoffnungslos aus der Stadt und sahen ihre Kirchen und Klöster in Armenhäuser und Schulen, ihre Einkünfte auf den Unterhalt der lutherischen Lehrer, sowie der milden Anstalten verwandt. Dem so gewaltsam gebildeten Kirchenstaate gab Dr. J. Bugenhagen, auf Ansuchen des Raths und der Bürgerschaft von Wittenberg nach Lübeck berufen, im Winter 15$^{30}/_{31}$ mit dem Beistande der Vierundsechziger eine feste gesetzliche Ordnung; am 18. Februar 1531 versprach der Rath alle Beleidigungen der Bürger zu vergessen und erhielt dagegen durch vier Bevollmächtigte das Handgelöbniß des Gehorsams und der Ehrerbietung. Tags darauf bezeichnete ein Dankfest in allen Kirchen die Vollendung der Reformation, sowie die Beschickung des Tags zu Schmalkalden die Beharrlichkeit der Gemeine, mit den übrigen protestantischen Ständen die neue Ordnung der Dinge zu vertreten. — Unter den kühnen, glücklichen Sprechern des Volks von Lübeck wird uns bei dem Amnestiegelöbnisse zum ersten Male ein Mann genannt, der gewiß schon in den einleitenden Bewegungen über seine Genossen sich erhob, aber erst jetzt als die Seele der Demokratie sich kundthat, nämlich Jürgen Wullenweber. Es ist uns nicht gelungen, über dieses merkwürdigen Volksführers früheres Leben und Bildung irgend etwas mehr als sein Geburtsjahr 1492 aufzufinden. In allen Zeitbüchern heißt er nur der „kühne Demagoge“ mit dem magern Beisatze, daß er ein Kaufmann gewesen, gleichwol nicht zu den großen Herren und Junkern gehört habe. Sein Geschlecht scheint ein in mehren Hansestädten ansässiges; denn im J. 1532 war ein Bruder Jürgen's, Joachim, Rathsherr zu Hamburg, der, wie durch Jenen gehoben, so auch in seinen Fall hineingezogen wurde. Daß ein nicht gewöhnlicher Grad von Verstandesbildung, Muth, bürgerlichem Bewußtsein, Wohlredenheit und Geschick im Rathe und im Felde dazu gehörte, so hohe Dinge anzuregen und hinauszuführen, lehrt auch die oberflächlichste Betrachtung seiner Thaten und ist auch von den erbittertsten Feinden bezeugt; seine Fehler, die mit dem Uebermaße des Kraftgefühls verbunden sein mußten, wird ohne besondere Charakterschilderung der Verlauf gegenwärtiger Geschichten kund thun. Sollen wir Eins zu seiner Individualisirung hinzusetzen, so ward ihm jene vollbürtige Staatsbürgernatur zu Theil, wie sie das freie Athen, als zu jeder Aeußerung des politischen Seins begabt, hervorrief. In den freien deutschen Städten war noch die Zeit jener Vollwüchsigkeit des Individuums, jene Unvermitteltheit und Einfachheit der Verhältnisse, in denen das Leben alle Tüchtigen ohne Hochschulen, Regierungscollegien und Militairakademien zu Richtern, regierenden Bürgermeistern und Feldherren erzog.

Während die übrigen Rathsglieder klüglich oder unmännlich dem Drange der Gegenwart sich fügten und die Herstellung des Alten vom Kaiser thatlos erwarteten, ertrugen die zwei ältesten Bürgermeister nicht die Verhöhnung ihres Amtes und die damit verbundene kirchliche Umwälzung. Nikolaus Brömsen, adeliger Herkunft, der im J. 1521 dem landflüchtigen schwedischen Ritter Gustav Erikson Wasa den gastlichen Schutz Lübecks erwirkt; dessen Bruder, ein Rechtsgelehrter, zu Augsburg das Pönalmandat betrieb; ein verständiger, doch nicht großer Combinationen fähiger Staatsmann, dem alten Glauben aus Ueberzeugung, dem Patrizierrechte aus Standesinteresse ergeben, ritt mit dem gleichgesinnten Amtsgenossen Hermann Plönnies am Ostersonnabend 1531 heimlich mit einigen Dienern aus der Stadt; erst nach Schönberg im Mecklenburgischen, dann nach Gadebusch, auf Mahnung Herzog Albrechts von Mecklenburg, dem Vollstrecker des kaiserlichen Mandates; aber dieser gefährliche Schritt beförderte die demokratische Umbildung Lübecks. Die Kunde vom Entweichen der höchsten obrigkeitlichen Personen erfüllte die Stadt mit banger Besorgniß; noch an demselben Nachmittage wurde bei verschlossenen Thoren durch die Verordneten der Rath berufen und durch den Wortführer derselben, Wullenweber, um die Ursache jener Flucht befragt. Vergeblich betheuerten die jüngern Bürgermeister, nichts um die Sache zu wissen, „sie würden unverbrüchlich den Vergleich mit der Bürgerschaft halten“; die Gemeine, heimliches Einverständniß befürchtend, ließ beide mit dem ältesten Rathsherrn im Rathhause, die übrigen zwölf Senatoren in ihren Häusern gefänglich bewachen. Ein ängstliches Osterfest ward von der Stadt und den Gefangenen begangen, denen rohe Bürger sogar mit dem Richtschwerte drohten; auf den Kanzeln beteten die Geistlichen, welche nach theologischem Berufe sich schon von der Opposition getrennt, um Abwendung eines allgemeinen Aufruhrs. Das Mistrauen wuchs, als der Stadthauptmann Friedrich von dem Werder, aus Schönberg zurückgekehrt, nachdem er beim Machthaber Wullenweber Geleit nachgesucht, Brömsen's feindliche Stimmung bezeugte, der seinerseits dem Rathe schrieb: „Furcht vor Gewalt und schimpflicher Entsetzung habe ihn wider frühere Absicht vermocht, der Ladung des Herzogs und kaiserlichen Briefen bis Gadebusch zu folgen.“

Die von dem Bürgermeister heimlich ohne Wissen des Raths gepflogenen Unterhandlungen, die Furcht vor eifriger Betreibung der Execution durch die Ausgewichenen, ihre unerhörte Flucht aus einem so hochwichtigen Amte rechtfertigte die weitern Sicherheitsmaßregeln der verwaisten Gemeine; als sämmtliche Rathsherren ihres Amtes überhoben sein wollten, widersetzte sich Wullenweber entschieden, befreite sie jedoch aus ihrer Haft auf das Gelöbniß, ohne Abnahme der Stadtrechnungen sich nicht zu entfernen, und ließ dem Ausschusse das große Siegel aushändigen.

Lag nun zwar der That nach fast alle Gewalt in den Händen der Tribunen, so schritt die Volkspartei dennoch dazu, sich dieselbe auch in altgesetzlicher Form zu übertragen und ein Gegengewicht unmöglicher zu machen. Das Rathscollegium bestand gegenwärtig nur aus 14 Gliedern, indem auch ein Senator nach Schmalkalden geschickt war. Gemäß dem Statute Heinrichs des Löwen vom Jahre 1158, dem Grundgesetze der lübecker Verfassung, sollten 24 Personen im Rathe sitzen. Demnach drangen die Verordneten auf Vollzähligkeit und erörterten zugleich historisch aus alten Pergamenten, wem das Wahlrecht zustehe. Als die Urkunde des Guelfen dem Rathe selbst die Küre zu vindiciren schien und die Tribunen erklärten, die Gemeine sei befugt, darüber zu entscheiden, schritten am 18. April 1531, wie das souveraine Volk sich zu ihren Gunsten ausgesprochen, die Hundertundvierundsechziger zur Wahl und erkoren neun Glieder aus ihrer Mitte, keineswegs vornehme Herren, von denen jedoch der alte Rath nur sieben annahm, indem er die Stellen der Ausgetretenen nicht als erledigt betrachtete. Brömsen's und Plönnies' gedruckte Vertheidigungsschriften fanden eine so gründliche als leidenschaftslose Widerlegung; da sie nicht zurückzukehren wagten, wurde am 9. September Gottschalk Lunte aus dem Ausschusse und Gotthard von Höreln aus dem alten Rathe in ihre Stelle gewählt, welcher Letztere jedoch der Annahme sich weigerte und, als sie ihm aufgenöthigt wurde, in Ahnung bösen Ausgangs vor Notar und Zeugen geheim protestirte. Die also entsetzten Consuln trugen den Haß gegen Lübecks „muthwilliges Regiment“ weiter nach Deutschland; Plönnies begab sich nach Münster und starb bald, Brömsen nach Brüssel an den Hof des Kaisers, der am 14. August den standhaften Vertheidiger alten Glaubens und alten Rechts zum Ritter schlug, ihn zum Rath machte und im Jahre darauf zu Regensburg den Adel der Brömsen ehrenvoll erneuerte. Einen halben Triumph hatte das Geschick seiner Vaterstadt ihm für spätere Zeit aufbewahrt; für jetzt wirkte ein zweites und drittes geschärftes Mandat des Kaisers vom 3. August 1531 nur eine Steigerung des Hasses, indem die Volkswuth den Junkerhof und die Gildenhalle der Kaufleute plünderte. Eine Disputation über Glaubenssachen, zu welcher die Bürgerschaft gegen das Domcapitel sich bereit erklärte und auch J. Wullenweber, als einen einsichtsvollen Eiferer für das Lutherthum, ernannte, kam nicht zu Stande, indem die Prälaten sich weigerten, über Dogmen zu disputiren, sonst aber Ruhe hielten, da die Hundertundvierundsechziger das Aussterben des Stiftes beabsichtigten und ihnen Schutz und Nießbrauch ihrer Pfründen für ihre Person verhießen. So war ohne Blutvergießen durch den „unordentlichen“ Rath ein gesetzlicher Gang der Dinge eingeleitet, ohne daß Wullenweber, die waltende Seele, aus bescheidener Zurückgezogenheit sich mit dem Pompe eines Bürgermeisters an die Spitze geschwungen hätte; erst die bedenklichen Zeitläufte der Jahre 1532 und 1533, eines persönlichen Einschreitens bedürftig, riefen ihn zur Dictatur auf.

Digitized by Google

Wie in Athen und in den an Verfassung und Sitte verwandten Bundesstaaten und in den lombardischen und tuscischen Gemeinen des Mittelalters eine gemeinsame Thätigkeit dieselben Erscheinungen, nur in kleinern Kreisen, hervorrief, die Schwankungen des demokratischen und aristokratischen Princips, des Guelfen- und Ghibellinenthums sich gleichzeitig bei allen wiederholten, so standen auch die wendischen und überwendischen Städte in dieser Gegenseitigkeit zu Lübeck, von welchem gemeinhin die Initiative ausging. Hatten die niedern Zünfte hier die Junkerherrschaft gebeugt, so war das Geschick derselben überall ausgesprochen; daß nun in der kirchlichen Reform Danzig und die wendischen Städte bis auf Greifswald, dem Universitäts- und Pfaffensitze, den Lübeckern vorausgeschritten, erklärt sich aus dem nähern Verhältnisse, in welchem die Reichsstadt zum katholischen Reichsoberhaupte verharrte, während Stralsund, Rostock und Wismar von schwankenden und in sich selbst uneinigen Landesherren zwar nicht gerade begünstigt, doch auch nicht gehemmt wurden. So war am frühesten Danzig, dann Stralsund durch demokratische Aufregung der protestantischen Partei gewonnen worden; letzteres konnte aber erst nach Lübecks Vorgange zu jener spröden republikanischen Verfassung gelangen, welche die letzte Anstrengung selbstständiger Kraft zu allgemeinen Zwecken bedingte. Schon das Jahr 1522 kündete kirchliche und politische Stürme in Stralsund an. Roloff Möller, aus bürgermeisterlichem Geschlechte, noch nicht 30 Jahre alt, keck, beredsam, schwang sich hier als Tribun der unzufriedenen Bürger auf, deutete ihnen im St. Johanniskloster aus einem Buche der Stadt Rechte und Einkommen, beschuldigte offen den Rath des Betrugs, und ward das Haupt neuer Achtundvierziger, welche durch einen Receß die alten Machthaber beschränkten. Auch hier widerstand am kräftigsten ein alter Bürgermeister, Nicolaus Smiterlow, adeliger Herkunft, so verständig und unbeugsam wie Brömsen, aber der neuen Lehre — er war mit Boguslav X. auf dem nürnberger Reichstage gewesen und hatte Luthern predigen gehört — nur deshalb nicht offener Anhänger, weil sie seine bürgerlichen Vorrechte bedrohte. In demselben Jahre verkündeten muthige Apostel das reinere Wort erst außerhalb der Kirchen; als aber in der stillen Woche 1523 der gereizte Pöbel einen Bildersturm wie zu Wittenberg erhob, bahnten ihnen die Achtundvierziger den Weg zum offenen Siege. An der kirchlichen Freiheit erstarkte bald die bürgerliche; einerseits zogen die Pfaffen mit ihren Baarschaften und Archiven auf Greifswald und luden der Stadt Häupter vor kaiserliches und geistliches Recht; andrerseits setzten um Johannis 1524 die Bürger ihren Tribun, der auf der Fischbank sein Tribunal aufgeschlagen, nebst Christoph Lorbeern mit Gewalt auf die Bürgermeisterbank und vermehrten den Rath mit Acht aus ihrer Zahl, worauf der stolze Altbürgermeister, seine Würde nicht mit den Eingedrungenen zu theilen, freiwillig aus der Stadt wich und zu Greifswald im verwandten Hause B. Sastrow's wie im Exile lebte. Die Herzoge von Pommern ließen diese Unbilden geschehen, theils hoffend, über die hadervolle Gemeine eher zu souverainer Gewalt zu gelangen, theils aus Furcht vor „Schwärmgeistern," welche ohne Scheu die Absetzung der Fürsten predigten. Als Kirche und Verfassung Stralsunds also umgestaltet waren, trat im J. 1526 eine Annäherung an das Alte ein, indem die Herzoge Georg und Barnim auf ihrer Huldigungsreise den verbannten Bürgermeister zurückführten und den Sturm der Gemüther in soweit beschwichtigten, daß das Kirchenregiment blieb, Roloff Möller dagegen die Stadt meiden mußte. So war zwar der Grund einer demokratischen Verfassung in Stralsund gelegt; daß aber die Gemeine sich zu größerm Machtbewußtsein erhob, ward erst Folge des spätern Fortganges des hansischen Vorortes.

Rostock und Wismar hatte ziemlich gleichzeitig dieselbe Entwickelung zu denselben Resultaten geführt. Die Boten der neuen Lehre, schon 1523 aufgetreten, überwanden mit muthiger Hülfe der Zünfte den Widerstand des katholischen Rathes, ertrotzten schon 1530 eine liturgische Ordnung, und nachdem Wismar die Hebungen der Klöster und geistlichen Stiftungen, das Kirchensilber schon 1525 zum Stadthaushalte eingezogen, theilten die Vierziger mit dem Rathe die öffentliche Verwaltung.

Fassen wir das bisher Gesagte zusammen, so sehen wir in den wendischen Städten im J. 1531 die Kirchenverbesserung durch das niedere Volk vollendet, in Lübeck, Stralsund und Wismar bereits entschiedene Ansätze einer populairen Verfassung, in allen eine demokratische Reizbarkeit, ein Kraftbewußtsein, welches zu hohen Dingen befähigte. Zugleich aber merken wir im Hinterhalte lauernd die Gegenpartei, die beleidigten Aristokraten, in deren Interesse es lag, den republikanischen Aufschwung nicht zu einem glänzenden Erfolge kommen zu lassen, und die, entrissene Vorrechte im Auge, lieber in einer machtlosen Stadt die Ersten sein wollten, als in einem weithin gebietenden Staatenbunde bürgerlicher Gleichheit sich bequemen.

Zweites Capitel.

Die nordischen Kronen. Christierns II Ende. Marx Meier, der Hufschmidt. Pläne der drei Bürgermeister im Zwischenreich nach Friedrichs I Tode. 1533.

Die Trennung der Union von Calmar war von allen verständigen hansischen Bürgern als die wichtigste Lebensfrage angesehen worden, indem sie ihre Rechte und ihre Stellung allein gegen eine getheilte Herrschaft der nordischen Reiche zu behaupten vermochte. Um die organische Auflösung dieser kolossalen, aber misgefügten Macht hatten die wendischen Städte ein nieverkanntes Verdienst sich erworben und die Ausbildung der dänischen und schwedischen Volksthümlichkeit im Kampfe gegen eine allgemeine Verknöcherung bedingt, zugleich aber die Welt an den Gedanken gewöhnt, in Lübecks Händen läge die Entscheidung, wer im Norden herrschen solle. Treu dieser unerläßlichen Politik, hatten die Hansen gegen Christiern II. eine nachhaltig-feindliche Stellung eingenommen, einen Mann, dessen königliche Tugend und Volksbeglückungsideen den starren feudalistischen Formen seines Jahrhunderts so weit vorausgeeilt waren, als die unsittliche Wahl seiner Mittel mit der sich durchbildenden öffentlichen Meinung im schreiendsten Widerspruche stand. Sein hochsinniges Streben, über der zertrümmerten Macht des Adels und der Geistlichkeit einen Thron zu errichten, dem ein erlöster Bauern- und ein freier Bürgerstand als St[illegible]en dienten, war vollkommen gescheitert, und die Flucht des gehaßten Neuerers und Adelsfeindes hatte Dänemark und Norwegen in die Hände seines an geschichtlicher Bedeutung ihm nimmer vergleichbaren Oheims, Friedrich I., gegeben, der Fall des Henkers von Stockholm dem nationalen, aber adeligen Gustav Erickson den Weg zur Krone gebahnt. Beide Revolutionen waren durch die thätigste Hülfe der Hansen begonnen und hinausgeführt; ins Leben verwundet durch den beschränkten Vollgenuß ihrer Handelsvorrechte und geschreckt durch die Drohgestalt eines *einigen* nordischen Reiches, hatten sie Alles daran gesetzt, machtlose Wahlkönige in die Stelle des gewaltigen Reformators zu bringen. So erwuchs zum hansischen Hauptorte ein Dankbarkeitsverhältniß der nordischen Kronen, das Friedrich I. und Gustav Erickson nur so lange bewahrten, als sie, den Angriffen des Vertriebenen, des Schwagers Karls V., blosgestellt, der Seestädte bedurften. Friedrich nahm, leise auftretend in schwächlicher Klugheit, welche Adel und Prälaten dem Wahlkönige geboten, nur einige Fäden des Reformationswerkes seines Vorgängers auf, und wollte eine stillere Entwickelung, wo die Weltlage zwischen durchgreifender Verfolgung des Systems und einem Rückschritte kein Mittel gestattete. Ihn drückte die Abhängigkeit von den stolzen Hansen und ihre sich gleichbleibenden Ansprüche, welche Dänemarks Erblühen als selbstständiger Handelsmacht verhinderten; aber er verschonte sie in erheuchelter Gerechtigkeitsliebe, so lange das Unwetter noch am Horizonte drohte. Auch Schwedens neuer König, dessen Verbindlichkeiten gegen Lübeck noch persönlicher und ausgesprochener waren, indem er für großmüthigen Schutz in der Verfolgung, für Geldunterstützung in der Staatsarmuth, für ausgerüstete Flotten in der Landesbedrängniß und Wehrlosigkeit zu danken hatte, hielt dieses mit den Interessen seiner Schöpfung unvereinbare Pietätsverhältniß mit innerm Unmuthe so lange fest, bis die Gefahr vor dem gemeinsamen Gegner der nordischen Kronen durch Lübecks muthvolles Einschreiten verbannt war. Aber unpolitischer Eifer entwand den Hansen alle Vortheile. König Christiern hatte im J. 1531 durch den berüchtigten Gustav Trolle, den vertriebenen Erzbischof von Upsala, ein geheimes Einverständniß mit dem Klerus von Norwegen angesponnen und begründete die Hoffnung seiner Wiederherstellung auf die Altgläubigen, als deren Patron er sich jetzt verkündete. Durch Vorschub seiner Schwägerin, der verwitweten Königin von Ungarn, Maria, Statthalterin der Niederlande, war es ihm gelungen, in holländischen und friesischen Häfen auf Kosten unternehmender Bürger, die den Vortheil für ihren Handel ermaßen, eine Flotte und ein Heer von 7000 Mann aus deutschen und nordischen Abenteurern aufzubringen, mit welchen er im October zu Enckhuysen und Medenblick unter Segel ging und nach einem gefährlichen Sturme mit geschwächten Streitkräften am 9. Nov. 1531 zu Opslo (Christiania) landete. Eifrige Prälaten hatten ihm so weit vorgearbeitet, daß bereits im Winter ein großer Theil des südlichen Norwegens bis auf das Schloß Aggerhus, dessen Vertheidiger Mogens Gyldenstiern ihn arg betrog, dem alten, durch Unglück gemilderten Herrscher huldigte und der norwegische Reichsrath am St. Andreasabende dem Könige Friedrich Treue und Gehorsam aufkündigte. Aber das Glück lächelte Christiern nur einen kurzen Winter. Zwar zeigte der dänische Reichsrath sich höchst saumselig in der Gefahr; desto regsamer dagegen die Lübecker, beunruhigt aus Handelseifersucht auf die kecken Holländer und in Hoffnung, durch kraftvolle Beihülfe die nordischen Reiche noch mehr an ihr Interesse zu knüpfen. Stand-

Digitized by Google

haft hatten sie am 1. Juli den kaiserlichen Gesandten, der die Hansen für den Vertriebenen gewinnen wollte, abgewiesen, und schon am 1. Sept. dem besorgten Könige Friedrich, der Eilboten und Abgeordnete über einander schickte, Schiffe versprochen, den fremden Krieg für den ihrigen erklärend. Ehe auch nur eine dänische Jacht ausgerüstet war, erschienen im December vier lübsche Orlogschiffe vor Kopenhagen, deren Hauptleute von dem Reichsrathe auf das stattlichste empfangen und beherbergt wurden; in Erbietung aller Freundschaft und Verbürgung der frühern Privilegien nicht kargend, erklärten die Herren, „die Lübecker hätten sich in solcher Noth nicht als Nachbarn, sondern als Väter Dänemarks erwiesen.“ Im Februar 1832 folgten unter dem Befehle zweier Rathsherrn noch zwei andere Fahrzeuge; weil indessen die dänische Flotte noch nicht beisammen war, mußten sie unthätig vor Kopenhagen den Frühling erwarten, indem sie, wie billig, das unedle Ansinnen ablehnten, allein in dieser Jahreszeit gegen den Feind auszulaufen. Hin und her gingen zwischen dem Hoflager Friedrichs und Lübeck Rathsherren und Abgeordnete; der königlichen Versicherungen war kein Ende und die Sperrung des Sundes vor den Holländern als der billigste Dank des Reiches betrachtet. Nach verdrießlicher Mahnung gesellte sich in der Fastenzeit nur ein Schiff zu den Lübeckern, welche aus Eifer, an den Feind zu kommen, dem umlagerten Aggerhus Hülfe brachten und, die Last des Krieges fast allein tragend, mit holländischer Beute zurückkehrten. Erst im Mai 1532 waren die lässigen Dänen fertig, um mit dem hansischen Geschwader, durch das Rostocker, Stralsunder und Danziger verstärkt, nach Norwegen unter Segel zu gehen. Diese Kampffertigkeit der Städte gab den Dingen bald eine andere Wendung; Christiern, der sich vergeblich auch an Schweden versucht, räumte das Feld von Aggerhus, zog sich unter Verlusten nach Opslo zurück und gab, gebeugt durch alte Erinnerungen und neue Widerwärtigkeiten, bald den Entschluß auf, mit Waffengewalt sich zu behaupten. Knud Gyldenstiern, erwählter Bischof von Odensee, befehligte die Flotte der Bundesgenossen mit unbeschränkter Vollmacht und trat kraft derselben am 14. Mai mit Christiern in Unterhandlung, der, entmuthigt, den hochfahrenden Forderungen auf Norwegen entsagte und nach mancherlei Wendungen gegen zugesichertes Geleit zum Oheim von Dänemark und zur Sühne sich führen zu lassen versprach. In dem am 1. Juli zu Aggerhus geschlossenen Vergleiche verbürgte der bevollmächtigte Bischof Sicherheit auf der Reise und aller Orten in Dänemark; ihn, wenn der Frieden sich zerschlüge, nach Norwegen oder nach Deutschland zurückzubringen, Verzeihung für die abtrünnigen Norweger, und gelobte, falls nach dem Tode Friedrichs Volk und Stände Christiern zum König erwählten, ihm nicht widerwärtig zu sein. Lange sträubten sich die hansischen Abgeordneten und Hauptleute den Vertrag zu unterzeichnen; nur zum Kriege gegen Christiern, nicht aber zu einem Tractate bevollmächtigt, der den Ueberwältigten in dänische Hände gab und den Städten für die aufgewandten Kosten kein Unterpfand gewährte. Ihr mannhaftes Erbieten, den so förderlich begonnenen Krieg hinauszuführen, ward abgelehnt, und überredet, daß Alles mit Wissen des principalen Kriegführers geschehe, willigten sie endlich in die Untersiegelung. Aber sowie die ehrlichen Deutschen übertölpelt waren, setzte unedle Klugheit Friedrichs auch seinen Bevollmächtigten in peinliche Verlegenheit. Noch vor der Besiegelung des Vergleichs- und Geleitsbriefes waren aus Dänemark zwei Beamte angelangt, welche, die Vollmacht Gyldenstiern's beschränkend, die bisher gepflogenen Unterhandlungen abzubrechen befahlen. Der Bischof, an seiner Ehre verletzt, wenn seine so weit gediehenen Bemühungen ungültig erklärt würden, weigerte sich der Rücknahme. König Christiern, der bei so veränderten Umständen sich gewiß nicht auf Gnade und Ungnade den Feinden ausgeliefert hätte, bestieg ungewarnt am 8. Juli 1532 zu Opslo ein dän. Schiff, des freundlichsten Empfangs „wie der verlorene Sohn“ beim Oheime gewärtig, und kam in Kurzem auf die kopenhagener Rhede. Friedrich ergriff die willkommene Gelegenheit, aller Sorge um den Prätendenten überhoben zu werden; der Reichsrath entschied sich für die Aufhebung eines gegen den Befehl des Königs verheißenen Geleits, und als der ängstliche Prälat, der Verantwortlichkeit sich zu entziehen, den Gefangenen obenein beschuldigte, durch verschiedene Schritte unterwegs das Geleit gebrochen zu haben, und der dänische und holsteinische Adel mit Gustav den König Friedrich zur Verhaftung des gehaßten Gegners verpflichtete, ward man einig, vor der Welt den schändlichsten Treubruch zu begehen. Was sollten die Bevollmächtigten der Hanse jetzt Anderes thun, als dem Beschlusse sich fügen? Mußten sie doch sogar, um für den Augenblick der vergeblichen Kriegführung entschuldigt zu sein, falls man den Geleiteten freiließe, gleichfalls auf seine Einsperrung dringen. So führte man den Unglücklichen, der noch immer Aussöhnung hoffte, nach Sonderburg, wo ein Kerker, der bis auf ein Fenster und ein Loch statt der Thüre vermauert war, ihn furchtbar enttäuschte und ihn in Gesellschaft eines Zwerges der Hoffnungslosigkeit eines lebenslänglichen Gefängnisses preisgab. Vier dänische und vier holsteinische Edelleute erhielten den Revers Friedrichs und seines Sohnes Christian und bewachten den gehaßten Adelsfeind mit unerbittlicher Strenge. Auf wessen Seite die Klugheit und der Gewinn, lag vor Augen; es war nicht einmal ein Act fürstlichen Edelmuths, sondern der Rechtlichkeit eines Privatmannes, den Berückten nach Norwegen zurückzuführen und ihm die Ergebung auf Gnade und Ungnade oder Fortsetzung des Krieges freizulassen; auf welcher Seite dagegen unwiederbringlicher Verlust und Spott, erfuhren die Lübecker nur zu bald. Während dieses Verlaufs in Norwegen war Friedrichs Verhältniß zu den Niederländern, die er als Bundesgenossen Christierns betrachtet hatte, ein anderes geworden. Noch im Januar 1532 hatten lübecker Abgeordnete, unter ihnen Wullenweber, den König in Gottorp dringend ersucht, durch einen Tractat mit ihnen den Niederländern den Sund zu versperren, und am 1. Mai war zwischen Dänemark und Lübeck ein Erbvergleich entworfen worden, kraft dessen beide Theile alle westerländischen Schiffe angreifen und den Krieg mit bedeutender Macht fortsetzen wollten. Eingewiegt durch die Hoffnung, zur ausschließlichen Beschiffung des Sundes berechtigt zu werden, hatten die Abgesandten diesen Entwurf nach Hause genommen, um ihn, vom Rath und der Bürgerschaft gebilligt, am Johannistage zu vollziehen. Als aber die Holländer von einem ihnen so nachtheiligen Tractate Kunde erhielten und die Angelegenheiten ihres Schützlings eine schlechte Wendung nahmen, arbeiteten sie gegen die Vollziehung desselben, indem auch der Statthalterin Maria und des Kaisers Briefe versicherten, jene dem landflüchtigen Könige geleistete Hülfe sei nur auf Vorschub einiger Privatleute erfolgt. Friedrich, nach entfernter Gefahr des hansischen Beistandes nicht mehr bedürftig, erkaltete in seiner Freundschaft in dem Maße, daß er, statt die gerechten Forderungen der Städte zu befriedigen, ein Handelsbündniß mit den Niederländern errichtete, ihnen die von den Lübeckern aufgebrachten Schiffe wiedergab, nur die Beschiffung Norwegens, so lange Christiern dort weilte, verbot und die Hansen ohne ihr Wissen mit einschloß. Diese gewiß nicht rühmliche Politik eröffnete den Getäuschten die Augen und brachte nothwendig ein feindliches Verhältniß zum dänischen Reiche hervor, welches in der furchtbaren Grafenfehde nicht eher ausbrach, bis das Duumvirat zweier merkwürdiger Männer die demokratische Reizbarkeit und Kräfte auf's Höchste gesteigert und der Tod Friedrichs eine gewaltsame Umkehr der Dinge im Norden zu erleichtern schien.

Unter den Kriegsleuten, welche dem abenteuernden Könige nach Norwegen gefolgt, befand sich Marx Meier, der früher zu Hamburg, seiner Vaterstadt, das Handwerk des Hufschmidts betrieben, aber aus Unbehagen am ruhigen Bürgerleben und aus Lust zu hohen Dingen zu den Waffen gegriffen hatte und, wie es Brauch war zu damaliger Zeit unter rüstigen Zünftlern, ein Landsknecht geworden war. Ihn schien die Natur zu einem andern Stande ausersehen zu haben, denn er war eine hohe kräftige Gestalt mit einnehmenden männlich schönen Zügen, von geschmeidigen und über sein früheres Verhältniß gebildeten Umgangsformen, voll Gewandtheit in allen Lagen des Lebens, und dabei eines so unbezwinglichen Muthes, daß er die verwegensten Anschläge auf sich zu nehmen nicht verzagte. Nach mancherlei Kriegsfahrten, von denen wir nur wissen, daß er im J. 1523 in der Belagerung Kopenhagens diente, hatte ihn sein Stern nach Holland unter die Fahnen Christierns und darauf nach Norwegen geführt. Durch persönliche Tüchtigkeit flößte er seinen Gegnern solche Achtung ein, daß die Lübecker, als er im Frühjahr auf einem Schiffe in ihre Gewalt gerieth, ihn mit Bewilligung Friedrichs als Fähndrich in ihre Dienste und nach mancher lobwürdigen That im Felde vor Opslo den bewährten Kriegsgesellen mit nach Lübeck nahmen, wo alles im Norden entlassene Kriegsvolk den deutschen Boden betrat. Hier eröffnete sich dem schönen Fremdling in Kurzem eine verheißliche Heimat; das demokratische Lübeck war der Ort, in welchem ein geburtloser, aber mit Fähigkeiten begabter und mit Selbstbewußtsein auftretender Mann sein Glück machen mußte; galt doch sein früheres Handwerk als Empfehlung bei der Menge, welche die Zünftler an die Spitze des Staats zu stellen strebte. Eben hatten die protestantischen Stände dem Kaiser zum Danke für den nürnberger Religionsfrieden machtvolle Hülfe gegen Soliman zugesagt, der im Frühjahre mit einem ungeheuren Heere nach Ungarn aufgebrochen war. Lübeck warb 800 auserlesene Knechte und übertrug dem Fremdlinge die Hauptmannschaft. Marcus Meier, mit so stattlichem Befehle der angesehenen Hansestadt Lübeck betraut, eilte dem kaiserlichen Heere zu, dessen Erscheinen und Schärtlin's Heldenthat am 19. September 1532 den Sultan vermochten, aus Oestreichs Grenzen eilig sich zurückzuziehen. Als darauf das Reichsheer auseinanderging, kehrte der Stadthauptmann nach Lübeck heim und lenkte im ritterlichen Gefolge, mit vielen Pferden, in köstlichen Kleidern noch mehr die Aufmerksamkeit des

Digitized by Google

Haufens, besonders aber der Frauen auf sich. Frauengunst gehört immer dazu, das Glück eines Abenteurers zu vollenden. Lübecks Frauen, auch die vornehmsten, erwiesen sich dem jungen Kriegsmanne hold und vermehrten sein Selbstgefühl. B. Sastrow, ein Zeitgenosse, berichtet, den Brief einer reichen Frau aus den ersten Geschlechtern Hamburgs gelesen zu haben, worin die naiven Worte vorkommen: „Mein lieber Marx, wenn ihr denn alle Kapellen habt besucht, so visitirt auch einmal die Hauptkirche." Aber er wollte durch eine angesehene Heirath ein sichreres Glück gründen, als durch vorübergehende gefährliche Buhlschaft. Im October 1532 war Herr Gottschalk Lunte, jener demokratische Bürgermeister, gestorben und seine Witwe, die schon vorher einen Mann gehabt, selbst gegen der Freundschaft Willen geneigt, unserm Helden ihre reiche Hand zu geben. Aber ihre Hochzeit am Pfingstsonnabend begleiteten allerlei unheilvolle Vorzeichen, obgleich sie einen Beweis des populairen Ansehns des Mannes gaben. An demselben Tage sollte vor Lübeck ein Missethäter enthauptet werden; als der Nachrichter den ersten Streich verfehlte, entstand ein Auflauf zu Gunsten des Unglücklichen, in dessen Folge fünf Büttel erschlagen wurden. Dem Unwesen konnte aber nicht gesteuert werden, weil zu derselben Stunde Marx Meier mit großem Gepränge als Bräutigam in das holsteiner Thor eintritt und ihm der Stadthauptmann mit allen reisigen Dienern ehrenhalber entgegengezogen war.

Marcus Meier, gehoben durch seine Persönlichkeit, in der Gunst des Volkes, das seinen Ritter bewunderte, den Ersten der Stadt kühn nahe getreten, mußte bald auf seiner Bahn einem Manne begegnen, den Geistesverwandtschaft vor Tausenden unausweichlich ihm zutrieb. Wullenweber und Marx Meier, der kecke Kriegsmann, dem die Welt gehörte, und der verwegen sinnende Tribun, vor dessen ehrgeizigen Blicken bereits ein anderes Lübeck, eine andere Hanse, ein anderer Norden sich gestaltete. Die vertraute Bekanntschaft beider Männer, der Austausch ihrer Plane und Hoffnungen, die Berathung über der Stadt Angelegenheiten, mußten die Formen zerstören, in welchen das Gemeinwesen sich zeither bewegte, und eine leidenschaftsvolle Thatkräftigkeit erwecken, welche die Heimat zur ersten Stadt des Nordens erheben oder auch ihr Verderben zur Folge haben konnte. Unentschieden bleibe, wer von Beiden den Andern in die Höhe luftiger Plane trug; der Zeitgenosse H. Bonnus beschuldigt den Kriegsmann, den besonnenern, aber gläubig ihm ergebenen Tribunen mit sich fortgerissen zu haben. Die Folge wird aber lehren, daß ein gleicher Fittig wohl Beide in gleich schwindelige Höhe führte.

So lange jener träge, dem Alten zugewandte Bestandtheil des Rathes gegen jede Machtäußerung der Popularen protestirte, blieb die Kraft der Gemeine gelähmt. Er mußte zuvörderst auf gesetzliche Weise ausgeschieden werden. Unverkennbar hatte die Schlaffheit desselben die Stadt um alle Früchte des letzten Krieges gebracht und das wichtigste Unterpfand ihrer Privilegien, den nordischen Prätendenten, den Dänen überliefert. Noch im Januar 1533 waren Abgeordnete von Lübeck den König in Holstein mit dem Gesuch angegangen, sie gegen die Holländer zu schützen, welche den Städten den Handel der Ostsee allmälig entwänden, oder ihnen wenigstens nur eine gewisse Anzahl Schiffe oder den Vertrieb gewisser Waaren zu verstatten. Aber Friedrich, damals auf dem Krankenlager, hatte jede Abhülfe verweigert und die Gesandten obenein mit Vorwürfen entlassen. So auf sich selbst angewiesen, mußte die Volkspartei die Hindernisse kräftiger Beschlüsse im Rathe selbst wegschaffen. Zur Rechtsform verhalf dem Tribun seine Kenntniß der alten Verfassung. Nach dem Statute Heinrichs des Löwen sollte in jedem Jahre der dritte Theil des Rathes abdanken, mithin „Niemand länger als zwei Jahre im Rathe sitzen, falls nicht die Bürger aus besondern Gründen auf eine Erstreckung der Würde antrugen." Da nun der Nothstand der Hansen ein kräftiges Regiment forderte und häufiger Wechsel der Rathsstellen dem demokratischen Ehrgeize schmeichelte, so setzte Wullenweber bei der Gemeine ohne Mühe die Herstellung der alten Ordnung ins Werk, und der Rath mußte sich am 21. Februar 1533 eine neue Wahl gefallen lassen, der zufolge erstens Wullenweber mit sieben Kaufleuten in das Collegium gekoren und am 8. März an Luntens Stelle zum Bürgermeister erhoben wurde. So nun ans Ruder der Republik mit größtentheils Gleichgesinnten gestellt, berief Wullenweber nach acht Tagen die Gemeine auf's Rathhaus, schilderte beredtsam die Gefahr des hansischen Handels bei dem wachsenden Verkehre der Niederländer in der Ostsee und forderte sie zum Kriege auf, um dem Ruin ihrer Wohlfahrt zuvorzukommen. Er erlangte zur Bestreitung des kostspieligen Unternehmens ihre Einwilligung, das in Folge der Reformation eingezogene Kirchensilber auf die Rüstung zu verwenden, ließ auf diesen unabweislichen Vorschlag die in der Tresekammer bewahrten Kirchengeräthe zu Gelde machen und verschonte sogar den kolossalen metallenen Kronleuchter zu St. Marien nicht. Eilig gingen darauf bei Beginn der Schifffahrt zwei Orlogschiffe unter zwei neuen Rathsherren in See und durchsuchten alle Fahrwasser bei Bornholm und den dänischen Inseln. Als jedoch die Holländer, von der Feindseligkeit unterrichtet, ihre Kauffahrer daheim hielten, legten sie sich lauernd in den Sund. Energischer wurde die kriegerische Maßregel, als Marx Meier, der eben Luntens Witwe heimgeführt, den Befehl des Kriegsvolks auf der verstärkten Flotte bekam. Um die wenig ehrbaren Sitten des wilden Obersten zu schildern, berichtet R. Kock als Augenzeuge, Meier sei, als die Flotte vor Kopenhagen anlegte, mit den anderen Herren von Lübeck in vornehmen Häusern aufgenommen worden, habe aber hier so wenig Behagen gefunden, daß er sich zwei Stunden darauf mit seinen Trabanten unter Trommeln und Pfeifen in ein „gemeines Jungfernhaus", allem Anstande zum Hohn, der Neuvermählte, geleiten ließ. Auf die Kunde, daß an der Küste Englands 24 holländische Kauffahrer lägen, segelten die Schiffe in die Nordsee; da diese aber in einem englischen Hafen Sicherheit gesucht, bemächtigten sie sich eines Spaniers und zweier Holländer, welche mit englischen Gütern auf Rechnung des Königs befrachtet waren. Mangel an Lebensmitteln nöthigte sie Tages darauf, sich in einem englischen Hafen zu versorgen. Marx Meier, dem kein Unternehmen zu tollkühn, landete am 15. August 1533 mit 8 Knechten, unter ihnen R. Kock, mit kriegerischem Gepränge an der gefährlichen Küste, ward aber, wie er drei Tage lang allerlei Unvorsichtigkeiten ausgeübt, weil er ohne Geleit war, in seiner Herberge als Seeräuber verhaftet und auf des Königs Befehl nach London in den Tower geführt. Entmuthigt durch des Hauptmanns Ausbleiben wagten die Zurückgebliebenen nicht, 20 Holländer in den Sund zu verfolgen; ihren Führer seinem Geschick überlassend, segelten sie, um Lebensmittel einzunehmen, in die Elbmündung. Aber Hamburg, in Beziehung auf die Holländer einer andern Politik folgend, weigerte sich, jene zu versorgen, weshalb sie die Zeit verloren, die Bedürfnisse aus Lübeck zu Lande herbeizuschaffen, und nur durch die Ditmarsen einigen Vorschub erhielten. Während widrige Winde und der Winter sie in der Elbe festhielten, durchschifften die Holländer den Sund, beeinträchtigten aller Orten den lübschen Handel und nahmen auch zwei Bergenfahrer.

Inzwischen war in dem dänischen Reiche eine Veränderung eingetreten, welche auf einmal alle scheinbar beruhigten kirchlichen und bürgerlichen Verhältnisse in Gährung brachte und eine unheilvolle Aera der Dinge heraufführte. Friedrich I. starb am 10. April 1533 zu Gottorp und hinterließ vier Söhne verschiedener Ehen, Herzog Christian von Anna von Brandenburg, geb. am 12. August 1503, also schon in reifern Jahren, und Johann, Adolf und Friedrich aus der Ehe mit Boguslavs X. Tochter, sämmtlich noch unmündig. Da kein Thronfolger ernannt war und der Adel sich nur verpflichtet, einen Sohn des Königs überhaupt zu wählen, erwuchs der katholischen Partei, die einem langsamen, aber gewissen Untergange entgegensah, die Hoffnung, ihre Kirche aus dem Verfalle wiederherzustellen. Den ältesten Prinzen empfahl zwar die männliche Reife seines Charakters, und er unterließ nicht, gleich nach des Vaters Tode dem Reichsrathe seine Person anzutragen, sowie er auch in Kiel die Huldigung der holsteinischen und schleswigschen Stände für sich und seine Brüder eingenommen. Aber der Klerus haßte und fürchtete den eifrigen Reformator. Schon in ihrem Beginn war Christian der neuen Lehre geneigt geworden; man erzählt, daß er bereits auf dem Reichstage zu Worms neckende Feindschaft gegen Mönche und Pfaffen zu erkennen gegeben, indem er in Gegenwart des Kaisers und der Fürsten unter der Predigt den Strick des Kapuziners, welcher durch ein Astloch der Kanzel blickte, festknötete, den heftigen Eiferer am Aufstehen hinderte und dem erzürnten Kaiser sich offen zum Schelmstück bekannte. An den Höfen deutscher Fürsten zu etwas leichtfertiger Sitte herangewachsen, war er zugleich mit der neuen Lehre vertrauter geworden, hatte dieselbe in den Erbländern eingeführt und schien daher der nationaldänischen, sowie der katholischen Partei als Ausländer und als Anhänger Luther's bedenklich. Dagegen neigten sich die Stimmen eines ehrgeizigen Adels, der sein Wahlrecht im Umfange geltend machte, wenn er den jüngern Prinzen vorzöge, und die zur alten Kirche aufstrebenden Bischöfe für Herzog Johann. Erst 12 Jahre alt, ließ er eine ihren Wünschen bequemere Regentschaft zu, und seinem jugendlichen Gemüthe konnte der Typus der alten Lehre wieder aufgedrückt werden, zu welcher eine nationalere Erziehung in Dänemark bereits den Grund gelegt. So wiesen denn die Reichsräthe Christians Botschaft, obgleich sie an die Verdienste seines Hauses um Dänemark erinnerte, kaltsinnig ab und schrieben, statt den Thron unverzüglich zu besetzen, erst auf Johannis einen Wahltag nach Kopenhagen aus, zu dem Christian nicht einmal eingeladen wurde. Während der Herzog mit löblicher Zurückhaltung den „Herren" die Entscheidung überließ, brüderlich das Interesse der jüngern Geschwister auf dem Landtage zu Kiel berieth, die Regierung für sich, sowie als Vormund derselben antrat, führte die Wahlangelegenheit die Reichsräthe und den Adel zahlreich am Ende des Juni 1533 nach Kopenhagen.

Digitized by Google

Als man beliebt, dem innern Zustande die nächste Aufmerksamkeit zu widmen, traten die Bischöfe mit ihrem überdachten Plane hervor und verlangten in einem kalten, entschlossenen Tone, unter Beschwerdeführung gegen die vorige Regierung, völlige Wiederherstellung Dessen, was ihnen an Rechten, Einkünften, Kirchen genommen; endlich eine Aenderung des Odenseer Recesses, welcher eine nur der Geistlichkeit gebührende Jurisdiction über seine Hintersassen dem Adel eingeräumt. Vergeblich wies dieser auf die gefährlichen Folgen hin, welche der Zwist der ersten Stände in einer Zeit, da Krieg mit den Hansen im Ausbruch und Christierns geheime Partei sich rege, nach sich ziehen könnte; vergeblich forderte er Aufschub der Entscheidung bis nach geschehener Königswahl; der starre Eifer des Klerus, die Wichtigkeit des Moments erfassend, ließ nicht ab, bis der Adel in den ersten Tagen des Juli einen neuen Reerß bewilligte, der zwar seine Rechte sicherstellte, aber die wichtigsten bisher für den Protestantismus gewonnenen Vortheile schnöde aufopferte. Nicht nur ward jede Reform gehemmt, sondern die junge Kirche um ihre sechs glänzendsten Jahre zurückgebracht. Als mit einem Streiche der Klerus so Folgenreiches gewonnen, kam man auf den Hauptgegenstand des Reichstages, die Wahl. Im Bewußtsein des eben erfochtenen Sieges erklärten die Bischöfe sich offen für Johann, als den geborenen Königssohn und als einen an Sprache und Sitten national-dänischen Prinzen, gegen den ältern Bruder seine fremde Erziehung, sowie sein leichtes Jugendleben einwendend; die weltlichen Stände dagegen, zum Theil aus Sorge für die neue Lehre und für die öffentliche Wohlfahrt, stimmten beharrlich für Christian und brachten alle Vortheile in Anregung, welche die Wahl eines Mannes vor einem Kinde, eines bewährten Fürsten vor einem unerfahrenen, zumal bei der noch nicht beruhigten Partei des vertriebenen Königs, allen Verständigen aufdrängte. Aber die Bischöfe, einzig ihr Interesse im Auge, wichen nicht von ihrem Entschlusse, und da die Erbitterten überall Verstärkung suchten, die kopenhagener Bürger bereits unruhig sich geberdeten, setzte der Klerus, dem Lande zum Verderben, den Aufschub der Wahl bis auf ein ganzes Jahr durch, unter dem Vorwande: die norwegischen Reichsräthe, die man für dieses Jahr nicht entboten, hinzuzuziehen. Dieser Mittelweg verhieß beiden Parteien die Erreichung ihrer Wünsche; man ordnete für das verlängerte Zwischenreich die Verwaltung zu Händen der weltlichen und geistlichen Reichsräthe, und eine selbstsüchtige Aristokratie, statt dem harrenden Volke einen König zu geben, theilte sich in die Attribute der höchsten Gewalt. Warme Freunde des Vaterlandes und der Verfassung, wie Erich Banner und Mogens Gioe, protestirten gegen eine Oligarchie, die, für die Dauer sich festzusetzen, ohne überhaupt einen König zu wählen, im Geheim urkundlich sich zusammenthat, und weigerten sich, das Decret zu unterzeichnen; man begnügte sich, die Magistrate zu Kopenhagen und Malmoe zur Wachsamkeit über ihre Bürger, denen man nicht traute, zu verpflichten, und schritt, unbekümmert um das wachsende Misvergnügen, als Regierungssenat zu andern Geschäften. Herzog Christians Gesandten, nachdem sie nochmals die Sache ihres Hauses dem Reichsrath empfohlen und den Entschluß desselben an den Tag gelegt, wie auch die Wahl ausfiele, sich nie von den Interessen des Reichs zu trennen, erhielten in Betreff der Königswahl eine ausweichende, auf den Vorschlag einer gemeinschaftlichen Sendung an die Statthalterin der Niederlande, um ein Bündniß mit dem burgundischen Hause zu schließen, eine so günstige Antwort, als der kluge Antrag verdiente, worauf denn dänische und holsteinische Herren sich nach Brüssel auf den Weg machten.

Als der Reichsrath durch diesen Schritt die Politik ausgesprochen, welche er gemeinschaftlich mit den Holsteinern, den persönlichen Feinden des lübecker Regiments, in Beziehung auf die Hansen befolgen wolle, ward die längst harrende Botschaft von Lübeck vorgelassen, die jene Orlogschiffe Meier's im hohen Sommer nach Kopenhagen geführt. Mit der Beredtsamkeit und dem Freimuthe, welche einer feurigen und stolzen Seele bei erlittenem Unrechte zu Gebote stehen, schilderte Wullenweber als Sprecher die Dienste, welche die Hansen dem dänischen Reiche mit Erschöpfung ihres Staates, mit dem Blute ihrer Bürger erwiesen, und klagte laut über Undank, welcher für diese Wohlthaten jeden gerechten Lohn vorenthalte. Das Bündniß, welches König Friedrich ihnen in den Tagen der Gefahr vorgelegt, sei ohne Gültigkeit und Erfolg geblieben; zur Abwehr genöthigt, um ihren sinkenden Handel zu retten, hätten sie zwar bereits Vortheile über die Gegner errungen; diese aber seien gegenwärtig mit solcher Schiffsmacht in der Ostsee erschienen, daß sie am Erfolge verzagten, wenn nicht den Holländern der Sund verschlossen oder mindestens nur mit einer gewissen Zahl Schiffe und gewissen Waaren die nordischen Küsten zu besuchen erlaubt würde. „Deshalb nun begehrten die Hansen, als so treue und zuverlässige Bundesgenossen, den kräftigsten Beistand des Reiches gegen die Holländer, welche nicht allein den Untergang des wendischen Handelsflors, sondern auch den Schaden Dänemarks selbst bezweckten." Dieses Ansinnen setzte die Regentschaft in nicht geringe Verlegenheit, was man mit einigem Scheine des Rechts dagegen eröffnen solle; sie fürchtete das mächtige Lübeck, welches im Zwischenreiche, verbunden mit unzufriedenen Bürgern und den heimlichen Anhängern Christierns, den gefährlichsten Krieg erregen konnte. Andererseits war es gleich bedenklich, den Kaiser, der die Sache des gefangenen Schwagers aufzugeben schien, in einer Zeit zu beleidigen, wo man mit einem burgundischen Bündnisse umging und die Bischöfe des Hauptes der katholischen Welt bedurften. Nach einer Zögerung von vielen Wochen gab man denn mit möglicher Schonung zur Antwort: „der Staat ohne König sei außer Stande, sich in die geforderte Verbindlichkeit einzulassen, welche außerdem einen zu erwählenden nicht verpflichten würde; Friedrichs I. Vertrag sei nur ein Entwurf gewesen, an dessen Erfüllung den Nachfolger nichts bände; der Regierungssenat dürfe die Freiheit des Verkehrs mit Fremden nicht verkümmern, am allerwenigsten gegen eine Macht feindlich verfahren, mit der man eben ein befreundetes Verhältniß eingegangen. Die Hansen möchten sich beruhigen, bis der gewählte König Mittel zu ihrer Befriedigung fände."

Eine so unerwartete Abfertigung erfüllte den hochstrebenden Bürgermeister mit Grimm über die Undankbaren, dem er ohne Erfolg mit Heftigkeit Luft machte. Die Lage des Reichs, welche gründlich zu beobachten ein zehnwöchentlicher Aufenthalt in der Hauptstadt ihm Gelegenheit gab, verhieß die Ausführbarkeit seiner riesigen Plane. Er trug sich aber nicht allein mit dem Gedanken, am Reichsrathe für schnöde Undankbarkeit Rache zu nehmen; das ganze nordische Königthum sollte den Unwillen der beleidigten Republik fühlen und der lübecker Herrschaft, der lutherischen Lehre und dem freien Bürgerthume ein glanzvoller Schauplatz eröffnet werden. Um diese Aufgabe, des größten Mannes der alten Welt würdig, ins Ungeheure zu steigern, liefen alle Bedingungen in der Gegenwart zusammen. Im Einverständnisse mit Friedrich hatte Gustav Wasa die Maske abgeworfen und die Versöhnung mit der burgundischen Regentin geschlossen. In Besorgniß um mehre nach Deutschland geflüchtete Anhänger Christierns hatte der Schwede bereits im Februar dieses Jahres durch den Grafen von Hoya in den Ostseeländern geworben, und gebietend über eine gerüstete Land- und Seemacht, trug er kein Bedenken, das Hülfsgesuch der Lübecker gegen die Holländer, welches, gleichzeitig mit Wullenweber's Werbung in Kopenhagen, Gesandte und Briefe ihm gebracht, kurzweg, als mit dem Interesse seines Reiches unvereinbar, abzuschlagen, noch vor der Antwort des dänischen Reichsrathes. Diese Unfreundlichkeit Wasa's, dem Lübeck als Mensch und als König die wesentlichsten Dienste geleistet, mag wol dem erbitterten Bürgermeister das stolze Wort eingegeben haben: „seine Stadt könne bald einen König wieder absetzen, dem es ja allein zum Throne verholfen." Gewiß ist, daß zur Zeit des Zerfalls mit dem dänischen Reichsrath eine Spannung zwischen Lübeck und Schweden eintrat, demzufolge die Hansen schwedische Schiffe und Güter, selbst für des Königs Rechnung, als Eigenthum eines säumigen Schuldners anhielten, und Gustav, das Handelsprivilegium von 1523 widerrufend, das Vergeltungsrecht brauchte. Den Vorwurf des Undanks zu entkräften, behauptete er, „der Lübecker frühere Dienste seien durch den eigenen Vortheil geboten und auch die schuldigen Summen längst abgezahlt." Ein Vergleichsversuch des Herzogs von Sachsen-Lauenburg, des Schwiegervaters Gustavs, hatte nicht zu gutem Ende geführt, indem der deutsche Fürst, den Städten verpflichtet, Bedingungen vorschlug, welche sein Eidam nicht eingehen zu dürfen glaubte.

Wullenweber, noch in Kopenhagen von diesen Vorfällen unterrichtet, verzagte nicht, auch mit zweien Königreichen in den Kampf zu treten, und bereitete mit einer arg klugen, zugleich frommen Benutzung der Umstände die Mittel. Längst kannte er die Stimmung der Gemüther in der Hauptstadt, eine Unzufriedenheit, die auf politischem und religiösem Boden zugleich wucherte. Die Aristokratie, erstarkt durch das Zwischenreich, erfüllte die Bürger mit Sehnsucht nach dem „guten Volkskönige", der unterdessen im Thurme zu Sonderburg auch den Tod seines einzigen Sohnes Johann beklagte. Auch die kirchliche Freiheit, welche Friedrich zögernd eingeräumt, schwebte in der drohendsten Gefahr. Die Bischöfe, deren Einfluß im Reichsrathe nach Banner's und Gioe's Entfremdung überwog, ließen durch katholische Hofmeister den gefügigen Knaben Johann, als dereinstigen katholischen König, erziehen und begannen unverzüglich die lutherischen Prediger zu verfolgen. Vor Allen war Hans Tausen, der begeisterte Lehrer der Bürger, ihnen ein Dorn im Auge, den sie schon im Juli vor einem niedergesetzten Gerichte frecher Beleidigung der bischöflichen Gewalt beschuldigten und ungeachtet seiner männlichen und frommen Vertheidigung aus Schonen und Seeland verbannten. Zwar brachte ein Aufstand der Bürger, zu deren Unterstützung Wullenweber die Mannschaft seiner noch auf der

Digitized by Google

Rhede liegenden Schiffe einzeln in die Stadt gerufen, eine Milderung des Urtheils hervor, aber des thätigen Reformators Wirksamkeit blieb in Kopenhagen unterbrochen. Was in der Hauptstadt nicht vollkommen glückte, gelang in den Sprengeln; überall wurden die lutherischen Prediger verjagt, sogar eingekerkert, die Kirchen eingezogen und ein Edict des Reichsrathes zur Unterdrückung gemisbraucht.

So bot der schweigende Unwille bes im Heiligsten gekränkten Volkes, der Unmuth des Bürgers über die Verkümmerung durch die Aristokraten, die am Tage liegende innere Zerrissenheit und Schwäche des Staates dem scharfsinnigen Dictator der Seestädte die Hand, um der Befestiger der neuen Lehre, der Wiederhersteller des niedergetretenen Bürger- und Bauernstandes zu werden und die Bedeutung der Hanse, als Aufseherin der Volksfreiheit, gegen Adel und Hierarchie zu verherrlichen. Zu diesem Werke — einem ruhmvoll großen, wenn ihm die Förderung der höchsten menschlichen Interessen auch nicht klar zum Bewußtsein geworden; einem über seine Zeit erhabenen, wenn die sittlichen Folgen ihm lebhaft vorschwebten — gewann Wullenwever schon jetzt entschlossene Arbeiter. Der Zeit Noth und Gleichartigkeit der Natur verständigten mit ihm Ambrosius Bokbinder, einen geborenen Deutschen, schon lange in Dänemark ansässig und mit der wichtigen Würde des Bürgermeisters in der Hauptstadt betraut. Ungeklimm hatte dieser seinen Eifer für die Reformation bereits im J. 1531 zu erkennen gegeben, indem er den Bilderssturm in der Liebfrauenkirche geleitet. Jürgen Kock, ein Westfale, durch Tüchtigkeit und Klugheit zum Bürgermeistramte in Malmoe, der zweiten Stadt des Reichs, gelangt, hatte hohes Vertrauen bei König Friedrich genossen; obgleich Stiefvater jenes kühnen Freibeuters und Admirals, des Klaus Anlyhof, der im J. 1524 für Christiern wacker gefochten und in Hamburgs Gefangenschaft enthauptet worden war, hatte ihn der König mit Vorrath belehnt, zum Ritter geschlagen und ihm die Hut des Münzmeistres zu Malmoe gegeben, nach welcher er gewöhnlich Mynter heißt. Pfäffische Zeitgenossen schildern ihn als einen Mann von furchterwekendem Aeußern, „der Sulla, Catilina und Simon Magus" in seiner Person vereinigte; durch Wucherkünste habe er bedeutenden Reichthum erworben, wiewol gegen seinen Geiz die Armenstiftung zeugt, die er zu Malmoe von dem verschmähten Lösegelde des gingerichteten Sohnes stundirt hatte. Diesen deutschen Landsleuten, voll dürgerlichen Selbstgefühls und religiösen Eifers, voll Einsicht auf ihre Mitbürger, trat Wullenweber näher, und das Bürgermeisterträumvirat ward bald einig, der Ärglist und der Gewalt mit Gleichem zu begegnen. Für's Erste bezweckte man noch nicht das Aeußerste; die Bürgermeister hofften Freiheit der Lehre und Privilegien, wenn sie Herzog Christian auf den Thron beförderten. Sollte dieser aber die Krone aus der Hand des Bürgerthums verschmähen, so versprach Wullenweber jede Hülfe seiner Republik, Unterwerfung des Adels, Ausnahme in den hansischen Bund und den Sieg des Lutherthums, wenn die Städte ihre Thore und Häfen der hansischen Kriegsmacht öffneten. Gelockt durch diese Aussichten und die Verdienstlichkeit ihrer That, gelobten Bokbinder und Monter Gesheimhaltung und Mitwirkung ihrer Gemeinen; worauf Wullenweber, diese neue Welt voll Pläne in seinem Kopfe, in die Heimat zurückkehrte. Gewiß stammt aus dieser Zeit ein Denkwerk, den man zu Kopenhagen angeschrieben fand:

Lübeck, klein und rein, verzage nicht.
Ist Holland groß, die Buden sind dies, sie thun's hie nicht.
Wenn zwei Könige zu gemacht und den dritten aus dem Land getrieben,
Seid ihr noch gewaltige Herrn zu Lübeck geblieben.

Nicht beargwöhnt vom Reichsrathe, um dessen Anschläge sie wußten, zumal um die brabschichtige Auflösung des königslosen Reichs in eine Oligarchie, meldeten beide Bürgermeister insgeheim den Zustand der Dinge an den Herzog von Holstein, mit dem Erdieten, ihm ihre Städte zu öffnen und ihn mit dewaffneter Hand auf den Thron zu heben; den gleichlautenden Antrag brachte ihm auch im Namen der Lübecker der zufällig anwesende französische Gesandte. Aber weder diese noch ein dritter Unterhändler Wullenweber's bewegten den Herzog, den Melanchthon beshalb als Muster brüderlichen Sinnes preist, aus der Hand des Bürgerthums und der feindlichen Nachbarn Dänemarks eine Krone zu empfangen, die er als einseitiges Geschenk des Adels verschmäht hatte. Denn um dieselbe zeit hatten Banner, Gioe und Gyldenstiern, Letzterer im Einverständniß mit Mynter, ihn desawoven, zur Rettung des Staats das Steuer zu ergreifen. Aber Christians so kluges als frommes Wort: „es sei gegen Gottes Gebot, ein obrigkeitliches Amt ohne gesetzliche Berufung mit List oder Gewalt an sich zu nehmen," überlieh die Edeln ihrem Schmerz über ihr zerrüttetes Vaterland.

Wir zweifeln an ganz reinen Motiven dieser Selbstverleugnung und gläuben, Christian habe zwar den Antrag der Lübecker mit Recht abgewiesen, weil er dem Staate zu große Opfer gekostet hätte; das Erdieten einer Partei dagegen abgelehnt, weil er durch gesteigerte Noth einstimmige Wahl erstrogen wollte. Die Zukunft klüglich erwägend, knüpfte er das Geschick seiner Erbländer mit jedem Tage enger an das hänische Reich. Als die gemeinschaftliche Gesandschaft aus Gent mit dem geschlossenen Bündnisse zurückgekehrt war, schrieb er dem Reichsrathe, zur Befestigung desselben einen Herrentag nach Odense anzuberaumen, worauf am 21. Sept. die Urkunden für Dänemark und die Herzogthümer ausgewechselt wurden. Die Niederländer hatten sich die Eröffnung des Sundes gegen gebührlichen Zoll ausbedungen, und beide Theile gelobten einen Hülfevertrag im Fall eines Angriffs auf die Dauer von 30 Jahren; der Hansen hatte man soweit geschont, daß die Niederländer in gegenwärtiger Fehde auf dänischen Beistand zwar verzichteten, jedoch solle ein Friede nur nach Uebereinkunft Beider geschlossen werden. Für Holstein war ein Zahrgeld von 6000 Ducaten ausgesetzt, welches den Herzog nöthigen Falls zur Stellung von Kriegsvolk verpflichtete; dieselbe Summe seinem Bruder Johann verschrieben, wenn ihn die Wahl träfe. Aber Christian, der fernen niederländischen Hülfe nicht allein trauend, lud die Reichsräthe auch zu Abschließung eines gegenseitigen Schutzbündnisses ein, welche diese für dritte Staaten so förderliche Union nicht ablehnen konnten, so ungern die katholische Partei eine Einheit der Interessen beider anerkannte, weil sie den Weg zur Einheit der Herrschaft bahnte. Da die Gefahr vor einem Kriege mit den Hansen sich immer offener aussprach, wurde von Odense zugleich eine Gesandschaft an König Gustav abgeordnet, um, nach allen Seiten äußerlich gesichert, den drohenden Dingen entgegengehen zu können.

Drittes Capitel.

Ritter Marcus Meier in Winsser. Graute Sture in Lübeck. Evangel zu Hamburg. Graf Christoph von Oldenburg. Holsteinische Fehde. 1534.

Unter diesen Rüstungen der Kronen gegen einen noch nicht ausgebrochenen hanischen Krieg war Wullenwever mit seinem Groll gegen die Reiche, mit seinen noch verschwiegenen Plänen nach Lübek zurückgekehrt und bereits im Winter mit den Freunden bei den weitern Mittel, besonders mit dem verbrüderten Admiral, welchen ein Abenteuerglück ohne Gleichen mit neuen Ehren und Aussichten der Heimat wiedergegeben. Mit verließen Marcus Meier im Tower, als ein gefangener Seeräuber des Todes am Galgen gewärtig. Schon war nach längerer Einkerkerung das Urtheil über ihn gefällt, als unerwartet eine Beknüpfung von Umständen ihn erst aus dem Kerker, dann an den Hof Heinrichs VIII. nach Windsor führte. Die Freunde daheim im Rathe, wie sie sein Wiegeschick erfuhren, waren nicht säumig, um für die Rettung des wichtigen Mannes Vorschreiben ergehen zu lassen. Da obenein hanische Kaufleute in London Bürgschaft für die von ihm angegriffenen Güter leisteten, ward er aus der Nähe des Todes zuerst auf freien Fuß gestellt. Daß er aber gleich darauf nicht allein an den Hof gerufen, sondern, nach ehrenvoller Aufnahme, am 8. November 1533 von der Hand des Königs zum Ritter geschlagen, mit einer goldenen Kette begnadigt und mit ansehnlichem Jahrgelde in die Bestallung des Königs aufgenommen wurde, sind Wechselereignisse, welche, dem Leben bes auf dem Galgen sitzenden Hufschmidts Unheil weissagend, das Gepräge des Abenteurers vollenden und sich nicht hinlänglich aus vorhandenen Nachrichten begründen lassen. Spätere Schriftsteller am Ende des Jahrhunderts behaupten, die Zungengewandtheit und das einschmeichelnde Wesen des modernen Reineke hätten ihn vom Galgen losgeschwatzt und den leichtgläubigen König Nobel mit der Aussicht auf die dänische Krone getödert, die er ihm in Wullenwever's Namen bot, um nur zuvörderst sozukommen und das mächtige England für die hanischen Pläne zu gewinnen. Wenn nun auch in den Verhängnissen der folgenden Fehde Lübecks Volkshäupter überall Anhalt suchten, um nicht zu versinken, und Heinrich VIII. wirklich in die chimärischen Hoffnungen Meier's einging, so scheint doch die Gnade, welche der König damals dem gefangenen Hauptmann erwies, als die Hanse noch keinen Fußbreit Landes in Dänemark besaß, mit der spätern schwindeligen Politik in keiner Verbindung gestanden zu haben, sondern aus näherliegenden Verhältnissen erklärt werden zu müssen. Heinrich VIII., eben in seinen Ehescheidungsprocest verwickelt, der die Losreißung Englands vom römischen Stuhle befördrte, hatte am 14. Nov. 1532 die schöne Anna Boleyn geheirathet, die ihm am 7. Sept., gerade als Meier im Tower saß, die Elisabeth gebar. Feindschaft mit Kaiser Karl V., dem Neffen der verstoßenen Katharina, sowie mit der gesammten katholischen Welt, war Folge jener ärgerlichen Verbindung, und politische

Digitized by Google

Gründe machten dem Könige deshalb die Freundschaft der deutschen Protestanten und der Hanse wichtig, wozu gewiß die Vorspiegelungen des gewandten Abenteurers das Ihrige beitrugen. Wie dem auch sei, an jenen Austritt Meier's aus dem Kerker knüpft sich ein näheres Verhältniß zwischen England und dem Haupte der „Osterlingen,“ und der erste Unterhändler kehrte in stolzer Gestalt, als Ritter mit prunkender Gnadenkette am 13. Januar 1534 heim.

Der Ritter des Volks und der Bürgermeister, die Erfahrungen und Beobachtungen seit ihrer Trennung austauschend, entwickelten den Bestand ihrer Hoffnungen zu neuen kühnern Combinationen, und schritten ernstlich an das Werk, in den wirr durcheinander laufenden Verhältnissen die Fäden ihrer Pläne zusammenzuziehen. Die Gegenwart entsprach nicht ihren Erwartungen. Der Krieg mit Holland hatte kein günstiges Ende genommen; die Orlogschiffe überwinterten in der Elbe, während die Holländer dem hansischen Verkehr unberechenbaren Schaden zufügten und nach einander 18 Kauffahrer wegnahmen. Zwar hatte ein neues Geschwader von 18 Schiffen die Fremden aus dem Sunde gejagt und die Holländer von ihrer ganzen Seemacht und den Prisen im stürmischen Herbste nicht mehr als sechs Schiffe heimgebracht; aber zufolge der Einladungen Gustavs, des über Lübecks Trotz und Hochmuth erbitterten Schweden, fand der holländische Admiral Gerdt van Mechern alle schwedischen Häfen zur Unterstützung offen und konnte von Seiten Dänemarks denselden Vorschub erwarten. Schwedens und Dänemarks Union und Schutzbündniß, am 2. Februar 1534 zu Stockholm unter Bedingungen abgeschlossen, welche die Wachsamkeit auf die gegenseitige Wohlfahrt und Furcht vor Lübeck zu erkennen gaben; darauf erneute Beschlagnahme lübischer Güter und Personen ließen an den ernsthaftesten Maßregeln der Kronen zum Verderben der Hanse nicht zweifeln, und forderten das an materiellen Kräften so viel ohnmächtigere Lübeck auf, keinen Vortheil, um Uneinigkeit in Schweden und in Dänemark auszusäen, von sich zu weisen; eine Betriebsamkeit, in welcher Meier wie Wullenweber seinen Meister suchte. In Schweden selbst war noch viel Gährungsstoff vorhanden. Der König des Adels gefiel nicht durchaus den Bürgern und Bauern, den Anhängern der alten und neuen Kirche. Stockholms Bürger, zumal die deutschen, hätten gern den Glanz des Königssitzes mit der Aufnahme in die Hanse vertauscht und waren kühnen Neuerungen nicht abgeneigt. Mecklenburg herbergte viele flüchtige und unzufriedene Schweden nach der Katastrophe Christierns, wie Berend von Mylen, Asche von Werden und Gustav Trolle, die sich allmälig in Lübeck zusammenfanden. Wichtiger aber war es, daß Wullenweber und Meier eines Mannes sich bemächtigten, der, dem Könige nahe verwandt, durch seinen Abfall ihm in der öffentlichen Meinung schaden mußte. Graf Johann, aus dem alten westfälischen Hause Hoya, Gemahl der Schwester des Königs und von demselben mit einem Theile von Finnland belehnt, hatte mit der Zeit das Verhältniß zum gebieterischen Schwager, der doch an Geburt, nur ein gewöhnlicher schwedischer Edelmann, unter ihm stand, unbequem gefunden, und war schon bei der ersten Spannung zwischen Lübeck und der Krone auf die Seite des erstern getreten, dem er sich für Zahlung schwedischer Rückstände verbürgt hatte. Der aufmerksame Herrscher, von jener Sinnesänderung zeitig unterrichtet, hatte ihn zu sich eingeladen, um ihm über die Verführer die Augen zu öffnen; aber der Graf begehrte statt dessen Erlaubniß, aus Wiborg, seinem Lehne, nach Deutschland zu gehen, um seiner Gesundheit zu pflegen, und begab sich mit seiner Gemahlin, die nichts Arges besorgte, nach Reval. Von hier meldete er dem Könige, „seine Ehre geböte, sich als rechtlicher Bürge den Lübeckern zu stellen,“ und eilte, seine Familie zurücklassend, unaufgehalten durch den Heermeister von Liefland, Walther von Plettenberg, durch Preußen nach Lübeck, während Erick Flemming, zu seiner Verhaftung abgeschickt, Wiborg einnahm. Des vornehmen Unzufriedenen Gegenwart schien zwar die Feindschaft der Hansen gegen Wasa zu rechtfertigen; aber ein flüchtiger, naturalisirter Schwede und ein ausgebürgerter Deutscher, war er noch nicht der rechte Mann, dessen die lübecker Volksführer bedurften, um in dem Herzen des schwedischen Volkes Zwiespalt anzustiften. Sie brauchten einen Kronprätendenten. Am Hofe Herzogs Magnus von Lauenburg verweilte Svante Sture, des letzten Reichsverwesers Sohn, aus einem Geschlechte, dessen Verdienste um Schweden denen des verwandten Wasa an die Seite gestellt werden konnten. Der Jüngling, 16 Jahre alt, war vom Könige an den deutschen Hof geschickt worden, um sich in ritterlichen Sitten und Eigenschaften auszubilden. In einem Sture, dem Sohne Steen's, dem Enkel Svante's, setzten die schwedischen Verbannten den Ehrgeiz voraus, als Nebenbuhler um die Krone gegen den Wasa aufzutreten. Sie wußten nicht, daß den Jüngling die Liebe zur schönen Margarethe Leionhufwud, des Reichsmarschalls von Westergothland Tochter, an die Heimat knüpfte und er, auch sonst ohne Energie, ein genußreiches Stillleben dem Kampfe um eine glänzende Zukunft vorzog. Den Unerfahrenen lockte ein Lübecker unter dem Vorwande nach Möllen, er habe dort schöne Pferde gesehen, um die jener unlängst seine Mutter gebeten. Voll Freude und gespannt auf ein angeblich geheimes Gewerbe seiner Mutter, nahm er Urlaub vom Hofe, reiste nach Möllen, fand nicht das Erwartete, wol aber trat ihn spät Abends der Lübecker mit der Eröffnung an, „ein Ritter Marx Meier harre seiner Bekanntschaft.“ Sture merkte Unheimliches, da die Herberge sich mit Reitern füllte; gleichwol vermochten Reineckens seelengewinnende Worte diesmal nichts. Umsonst erhob Meier die Verdienste und das Ansehen der Sture, ergoß sich in Klagen über den undankbaren Wasa, den eingedrungenen Theoninhaber, umsonst bot er ihm die seinem Hause zustehende Krone. Der Jüngling blieb gewaffnet gegen alle Verlockungen, „die ihn und sein Geschlecht ins Verderben stürzen würden.“ Auf die geäußerte Sorge um den Verlust seiner Erbgüter rief Meier mit jenem hansischen Geldtrotze: „Wir Herren von Lübeck sind reich und mächtig genug, Euch schadlos zu halten!“ Als der Sture aber bei seiner Weigerung verharrte, unverblendet gegen den Glanz der Krone, gab der lübsche Ritter den schmeichelnden Ton auf und verließ ihn mit den Worten: „Will Sture nicht in Gottes Namen, so soll er in des Teufels Namen.“ — Bald erschien ein Rathsherr mit 30 Reitern und führte den Erschrockenen gefangen nach Lübeck, mit dem Scheine des Vergeltungsrechtes, da seit dem Februar in Schweden alle zufällig anwesenden hansischen Bürger ergriffen worden waren. Man beherbergte den Sture zwar stattlich und ließ ihn auf Ritterwort frei umhergehen, überhob sich aber noch nicht verführerischer Künste. Meier beschenkte den Junker mit einem kostbaren Sammetrocke und glaubte seines Werkes sich schon so weit gewiß, daß er sich ein besonderes Siegel anfertigen ließ, um in Sture's Namen aufreizende Briefe nach Schweden zu besiegeln. Da aber nichts den Funken des Familienehrgeizes in dem Herzen des Jünglings anfachte und er seine Befreiung vom Rathe forderte, gab ihn dieser los, „damit er sich mit Meier, dessen Gefangener er sei, abfände.“ Aber diesem verweigerte der Trotzige die verlangte Urphede und ward dann endlich am Tage der Hochzeit der Stieftochter Meier's, zu Ehren der fürstlichen Gäste, unter denen sich auch die Herzogin von Sachsen-Lauenburg, Sture's Gönnerin, befand, freigegeben. Nach Lauenburg zurückgekehrt, blieb er, um allen Verdacht zu verscheuchen, in Deutschland. Wenig großmüthig vergalt König Gustav dem ehrlichen Knaben, der ihm böse Händel hätte bereiten können, seine Treue. Im J. 1537 nahm er als Nebenbuhler Dem die Braut, der mit ihm um die Krone zu buhlen sich geweigert hatte. Nur die Geistesgegenwart der Königin rettete dem Sture das Leben, als der finstere Wasa ihn zu den Füßen der Treulosen einst überraschte; „er wirdt um meine Schwester Märeta,“ sprach Margaretha, und der Getäuschte ward ohne Liebe des Königs Schwager. — Als es Wullenweber und seinem Stadthauptmanne misglückt war, einen Kronprätendenten aufzustellen, beschränkten sie ihre Pläne auf das näherliegende und des Sundes wegen wichtigere Dänemark, während die Spannung zu Schweden fortdauerte und der Seeverkehr an jenen Küsten gestört blieb. Richtigen Blicks ermessend, daß nach Demüthigung Dänemarks oder dauernder Verpflichtung der niederländische Handel im Osten gebrochen wäre, daß sie aber den Kampf mit beiden zugleich nicht aushielten, wandten die Herren von Lübeck sich auf friedlichere Gedanken zu Burgund, um gegen Dänemark freie Hand zu bekommen. Sehr erwünscht war der Vermittelungsversuch der Städte Hamburg, Lüneburg und Danzig, welche um Mittfasten 1534 einen Tag nach Hamburg anberaumten. Der Congreß versammelte von nah und fern die Abgeordneten aller Mächte, welche die so folgenreiche Angelegenheit des Nordens betheiligte. Auch die übrigen wendischen Städte schickten ihre Gesandten; Stralsund den Nikolaus Smiterlow, den entschiedenen Gegner des demokratischen Princips. Während die übrigen städtischen Botschaften ganz ehrbar und friedlich in Hamburg einfuhren, repräsentirte Wullenweber durch seinen Einzug die vermessene, trotzige Haltung der neuen Volksherrschaft. Als sein Amtsgenosse, Joachen Gerken, mit seinen Begleitern im bescheidenen Rollwagen bereits die Stadt betreten, ritt Wullenweber mit Hans von Elpen, den beiden Stadthauptleuten, Friedrich von dem Werder und Marx Meier, mit seiner Gnadenkette um den Hals, in vollem Harnisch, an der Spitze von 60 bewaffneten Reisigen unter klingendem Spiel und wehenden Fahnen wie in eine eroberte Stadt ein, zum nicht geringen Verdruß der übrigen größtentheils aristokratischen Gesandten. Als burgundische Bevollmächtigte waren erschienen: Georg von Oestreich, Bischof von Brixen, und Maximilian Transsilvanus; auch holsteinische Edelleute hatten sich eingefunden, die Interessen ihres Landes zu verwahren. Den kaiserlichen Räthen entging nicht die Spaltung unter den Städteboten, welche ihnen gegenüber entschiedene Haltung verhinderte. Wullenweber, im vollen Bewußtsein der Kraft seiner Gemeine, fand an diesen heimlichen Geg-

Digitized by Google

nern, welche den gemeinsamen Vortheil persönlichen Rücksichten nachsetzten, mancherlei Widerstand, der ihn zu heftigerm Begehren reizte, von den Burgundern klüglich benutzt wurde. Entschlossen lehnten sie das Ansinnen ab, nur jährlich mit 12 Schiffen den Sund zu befahren, behauptend, nach dem Völkerrechte müßte den Niederländern die Fahrt auf der Ostsee so frei stehen als den hansischen Kaufleuten die Westsee. Als der stolze Wullenweber keinen Halt an seinen Mitgesandten fand und der stralsunder Bürgermeister sogar wie prophetisch ihm zurief: „Herr Jürgen, ich bin bei vielen Handlungen gewesen, habe aber nie gesehen, daß man so verfährt als Ihr; Ihr werdet mit dem Kopf an die Mauer laufen, daß Ihr auf dem Hintern werdet sitzen gehen;" als ferner die holsteinischen Edelleute ihn mit höhnischen Worten kränkten, verließ er am 31. März im Zorn die Versammlung und ritt spornstreichs mit Meier nach Lübeck zurück, theils um ohne Wissen seines Anhangs keine Verbindlichkeiten einzugehen, theils um über das unpolitische Benehmen seiner Mitgesandten Klage zu führen, die, um nicht abwesend verurtheilt zu werden, sich auf einem kürzern Wege gleichfalls heimbegaben. Die plötzliche Rückkehr der Abgeordneten erfüllte die Stadt mit Getümmel; eine aristokratische Partei, die in seiner Abwesenheit gegen das Verbot des jüngsten Recesses eine aufrührerische Versammlung gehalten und gewaltsame Maßregeln vorbereitet, verlangte stürmisch, der Rath solle Wullenweber über die Vorgänge auf dem Congresse zur Rechenschaft ziehen, während Andere furchtsam die Stadt zu verlassen sich anschickten. Wullenweber bestieg selbigen Nachmittag die Kanzel der Marienkirche, wohin die Vierundsechziger mehr denn tausend Bürger versammelt hatten, entwickelte in lebendigem Vortrage seine patriotischen Absichten und den Grund seiner schleunigen Entfernung aus Hamburg, und klagte in den bittersten Worten seine Amtsgenossen und die Abgeordneten der übrigen Stände an, welche, veeblendet über den Vortheil der Hansen, seinen Forderungen sich widersetzten. In gleicher Weise rechtfertigte er sich Tages darauf im sogenannten „langen Hause" vor einer nochmaligen Gemeineversammlung und beschuldigte offener die Misgunst und den Neid seiner Gegner, die ihm sogar nach dem Leben getrachtet hätten. Diese nothgedrungene Demagogenkühnheit hatte den erwünschten Erfolg, zu seiner Zeit den Rath der aristokratischen Beimischung ganz zu entledigen. Für jetzt begnügte sich Wullenweber, in der Volksgunst neu befestigt, die vornehmsten seiner Widersacher eine Zeitlang zu verhaften, obgleich er sie an ihrem „freien Höchsten" strafen konnte, und eilte dann, einverstanden mit seiner Partei, nach Hamburg zurück. Jetzt gelang es dem Eifer der hamburger und anderer Gesandten, wenn auch nicht einen Frieden, doch einen Waffenstillstand auf vier Jahre abzuschließen, während welcher der burgundischen Flagge die Schifffahrt auf der Ostsee freistehen sollte. Wullenweber willigte in ein Zugeständniß, gegen welches er kurz vorher die Macht des ganzen Nordens aufzubieten im Begriff war, indem er nach vier Jahren die nordische Welt umgestaltet wähnte; in gleicher Hoffnung nahmen die kaiserlichen Räthe die vorläufig freie Schifffahrt an und begriffen, zum Anzeichen heimlicher Sinnesänderung, Dänemark und die Herzogthümer nicht in diesen Vertrag.

Um ungehindert durch die Aristokratie die Staatsmacht ausschließlich auf den dänischen Krieg verwenden zu können, betrieb der Bürgermeister Sonnabends nach Ostern durch das aufgebrachte Volk die gesetzlich gewordene Ausscheidung der noch aus älterer Zeit gebliebenen Senatoren; dem Gebote bequemten sich widerstrebend der alte Joachim Gerken, Anton von Stieten u. A., und überließen der demokratischen Partei das unumschränkte Regiment. Wir werden erfahren, wie Lübecks Vorgang zu Stralsund und den andern wendischen Städten eine gänzliche Umbildung, nicht ohne Tumult, zur Folge hatte.

Als Wullenweber nach allen Seiten so freien Spielraum für seine kräftige Seele gewonnen, bot sich ihm der Beistand einer auswärtigen ansehnlichen Macht. Auf der durch M. Meier angebahnten Verbindung mit den Hansen weiter fußend, schickte Heinrich VIII. eine Gesandtschaft an die Städte, welche in Hamburg gelehrten Beistand gegen die römischen Doctoren nachsuchte und erhielt, in Lübeck dagegen auf ein weltliches Bündniß in Englands kirchlichen und politischen Fehden antrug. Dem Verlangen des Königs gemäß schickte der Rath einen Rechtsgelehrten und jenen Johann von Elpen nach England, mit der Vollmacht, den Schutzvertrag abzuschließen, ausgefertigt am 31. Mai 1534. Glaublich wird versichert, daß schon damals die ausschweifende Politik Heinrichs in Lübecks Anerbieten wegen der dänischen Krone einging und den Hansen 10,000 Pf. Sterling, gleichsam als Kaufgeld, zahlte. Die öffentliche Meinung unter den Protestanten mußte diese Annäherung Lübecks an England bestechen, da sie der religiösen Streitfrage bedeutsam sich anschloß.

Ein böses Zeichen war es jedoch, daß unter diesen Vorbereitungen die Geistlichkeit *jene* Opposition gegen den Rath unternahm, welcher die Aristokratie öffentlich entsagt hatte, und *sie* das Gewissen des unklaren Haufens mit Bedenken erfüllte. Der gelehrte H. Bonnus, Stadtsuperintendent zu Lübeck, fühlte sich entweder aus Vorurtheil für die Patricier, oder aus religiösen Gründen, oder endlich aus Besorgniß für das holsteinische Haus, wo er Prinzenerzieher gewesen, berufen, von der Kanzel gegen die unerhörten Neuerungen der Volkspartei zu eifern. Als sein Bestreben nichts fruchtete, bat er in einem vortrefflich geschriebenen Memorial am 4. Mai den Rath um seinen Abschied, „indem sein Gewissen ihn beschwere, Ueberwältigung gesetzlicher Obrigkeit durch den „gemeinen Mann" ungeahndet zu lassen, und er der wachsenden Ruchlosigkeit nicht steuern könne." Merkwürdig ist, daß er auf das fanatische Reich, das eben in Münster auf der Höhe stand, warnend hinwies und, eine geistes-gesunde Demokratie mit dem Wahnsinne der Wiedertäufer in Verwandtschaft bringend, durch unglückliche Verwechslung der Begriffe, als der *Erste* dem Bürgermeister die hämische Beschuldigung zuschob, der dieser später unterlag. Gleichwol frommte der kühne Schritt des Priesters nichts; seine Entlassung ward nicht angenommen, ihm vielmehr zur Strafe auf ein halbes Jahr die Kanzel verboten. Wie diese zum Schweigen verurtheilte geistliche und weltliche Opposition in der Stille den Organismus des Staats lähmte, wird die Folge lehren. — Um den gereiften Kriegsplan gegen Dänemark auszuführen, fehlte es bis jetzt an einem Feldherrn, der, fürstlichen Blutes, dem Unternehmen Glanz und Förderniß gewähre, als Anhänger Luther's das Volksinteresse gewänne und zugleich in seiner Person einen Rechtsgrund zur Ergreifung der Waffen böte. Ein mit allen diesen Eigenschaften versehener Fürst stellte von selbst sich dar, als Wullenweber im Gedränge benachbarter Prinzen ausspähte. Christoph, Graf zu Oldenburg, Johanns XIV. Sohn, geboren 1504, war durch seinen Großvater Gerhard sowol ein Vetter des gefangenen Christiern als des Herzogs von Holstein. Nur mit einem spärlichen Erbe, einem Klostergute im Oldenburgischen, bedacht und deshalb der Kirche bestimmt, war er zwar Domherr zu Köln und Bremen, aber sein kriegslustiger Sinn hatte sich wenig mit dem geistlichen Berufe vertragen. Nachdem er eine gelehrte Jugendbildung genossen, gewann ihn Ueberzeugung und der Aufenthalt am Hofe des Landgrafen Philipp für die neue Lehre, die er aus Luther's und Melanchthon's Büchern fleißig studirte. Im großen Bauernkriege hatte er unter den Fahnen des Landgrafen und Georgs von Sachsen gegen Münzer's verführte Schaaren wacker gefochten und seitdem nur das Schwert zur Seite gelegt, um den Wissenschaften obzuliegen. In den bekannten Pack'schen Händeln (1528) hatte er die fränkischen Hochstifter heimgesucht und gleich darauf (1529) unter Pfalzgraf Philipp Wien gegen Soliman vertheidigen geholfen. Seine Neigung für den unglücklichen Christiern bekundete unbezweifelt ein Einfall in Holstein während des norwegischen Krieges im J. 1531. Auf die Klage des Herzogs zur Schadloshaltung war er nach Hamburg zu jenem allgemeinen nordischen Congresse gezogen und dort zuerst mit dem Bürgermeister und mit M. Meier bekannt geworden. Gleichwol hat ein engeres Anschließen damals noch nicht stattgefunden, indem am 31. April 1531 zwischen Holstein und den Grafen von Oldenburg der Vergleich getroffen, aber noch nicht ratificirt wurde, daß die Grafen zum Schadenersatz dem Herzoge mit einem Fähnlein zwei Monate unentgeltlich gegen Jeden, den Kaiser ausgenommen, dienen sollten. Ein solcher Mann, jung und blühend, als Krieger in Ruf, leicht erwärmt für jeden Antrag, der ihm außer Ehre und Macht noch sittliche Befriedigung versprach, eine unerläßliche Bedingung für dergleichen feinere Naturen, die dann gleichwol den moralischen Vorbehalt nicht zu scrupulös zu untersuchen pflegen; eifriger Protestant, gemüthvoll und Seelenruhe in bedrängter Zeit aus den Classikern schöpfend; den Freuden des Lebens nicht abhold und ein Freund der Frauen und des Weins, mehr als seinem Rufe gut war; ein Alcibiades, dem ihn schon Melanchthon verglich, für jede Lage des Lebens befähigt — war ganz der Mann, sich mit Wullenweber zu verstehen, auch wenn nicht verwandtschaftliche Theilnahme um den Gefangenen in Sonderburg, der ihn brieflich um Hülfe beschworen haben soll, sie zu einander führte.

Christierns Name, des „Volksfreundes" sollte nach der mit den Bürgermeistern von Kopenhagen und Malmoe ausgetauschten Ansicht alle Gegner der Aristokratie, alle Anhänger der neuen Lehre vereinigen; das gebrochene Geleit, das die Lübecker dem Unglücklichen verbürgt, ihre Hauptleute aber ohne Anfrage ungültig erklärt hatten, als Grund eines Krieges verkündet werden, der, ein machtloses Königthum dem Vertriebenen oder einem Andern erringend, die neue Lehre, Volksfreiheit und Lübecks Handelsherrschaft immerdar befestige. Graf Christoph, nach Lübeck geladen, übernahm freudig das Feldherrnamt, das ihm eine doppelte sittliche Befriedigung gewähren mußte. Nicht blieben ihm die Klagen der Hansestädte, deren Lebensprincip die den Niederländern gestattete Handelsbefugniß vernichtete, verschwie-

Digitized by Google

gen. Alle stillen Vorbereitungen, daß Einverständniß mit den Hauptstädten Dänemarks, das englische Bündniß wurden ihm mitgetheilt, und der gehoffte Beifall des burgundischen Hauses, des Kurfürsten von Brandenburg, der öffentlichen Meinung, die die Reichsräthe als meinendig verrief, verschwichten dem feurigen Manne um so eher jedes Bedenken, da Aussicht auf reichen Lohn, vielleicht auch auf einen Fürstenhut, versführerisch sich ihm öffnete. Mit Geld zur Werbung eines Heeres versehen, entfernte sich Graf Christoph aus Lübeck, ließ die Trommel in Niedersachsen rühren und sah in wenig Tagen 4000 Landsknechte und Reiter zu seinen Fähnlein strömen. Alle Obersten und Kriegsbeamten bestellte er den Grafen von Hoya, Römer von dem Wolde; ein Graf zu Dohne und viele namhafte Edelleute schlossen dem Unternehmen sich an, unter ihnen Bastian von Jessen, ein Bastard des weisen Friedrich von Anna Weller. Als die Völker über die Elde gegangen und vor Lübeck am 14. Mai sich lagerten, berief Wullenwever, der mit Meier und fünf Bürgern allein um die Sache wußte, den Rath, die Verordneten und die ganze Gemeine, eröffnete ihnen alle seine Anschläge und forderte mit leidenschaftlicher Herzählung alles von den Reichsräthen den Hansen zugefügten Unrechts zur Schifferüstung auf, den Grafen nach Seeland überzuführen. Die gereizten Bürger, entflammt durch die Gefahr des hochheiligen Lutherthums und voll Rachegefühl gegen Dänemarks Regiment, jubelten Beifall. Als Lambert von Dalen vor so gefährlichem Unternehmen warnte, hätte die rasende Menge ihn beinahe zum Rathhausfenster hinausgeworfen. Andern Tages erschien, wie verabredet, Graf Christoph in der getümmeltvollen Stadt und bat mündlich vor dem Rathe um Beistand zur Befreiung des unglücklichen Christierns. Einstimmig wurde ihm derselbe zugesichert, obgleich die verdrängten Senatoren in der Stille protestirten und später vor der Welt behaupteten, die Stadt, deren Vertreter sie allein, hätte nicht eingewilligt. Um aber den holsteinischen Adel für die Verunglimpfung zu strafen, die er dem Bürgermeister zu Hamburg zugefügt, und zugleich durch einen Angriff auf ein mit Dänemark verbundenes Land jenes von Kriegsvölkern zu entblößen, schlug Meier einen Verwüstungszug in das Herzogthum vor und fand Bestimmung. Um die Form zu beobachten, hatte Graf Christoph den Herzog Christian schriftlich gefragt, weshalb Christiern sein Geschützbrief und Siegel gefangen gehalten werde: „den Blutsfreund zu befreien, sei seine und der Freunde heilige Pflicht." Auf die Erwiderung des Herzogs, zu seines Vaters Zeit sei Christiern auf Geheiß des dänischen und schwedischen Reichs gefangen genommen, und er könne ihn ohne ihre Erlaubniß nicht losgeben, sendete Christoph aus Lübeck vom 24. Mai 1534 wiederum ein Schreiben: „es befremde ihn, daß der Herzog mit den Dänen und Schweden sich entschuldige, da der Gefangene in seiner Gewalt sei; wolle jener sich nicht zum Tod der Menschlichkeit erwerben, so müsse er mit seinen Freunden, zumal den Lübeckern, welche den Geleitsbrief mitunterfiegelt, zu andern dienlichen Mitteln greifen, den Gefangenen zu befreien." Als sie durch diesen Fehdebrief ihre Ehre gegen Holstein verwahrt und durch offenen Anschlag in den Städten freien Durchzug nach Sonderburg verlangt, erließ der Graf unter dem 26. Mai noch ein offenes Manifest an das dänische Volk, voll heftiger Anklage über den an Christiern begangenen Meineid, kündete den Krieg, als nur gegen Holstein zur Befreiung desselben gerichtet, an und suchte das Mitleid des Volks im Voraus für den Gebesserten zu gewinnen. Ungesäumt darauf vereinigt mit Meier's lübeckischen Fähnlein, fiel der Graf am Ende des Mai in Holstein ein, demüthigte sich ohne Widerstand des Schlosses Trittau, Eutins, des Bischofssitzes von Lübeck, und Plöns, plünderte die nahen Klöster und machte sich unter Verheerung des flachen Landes an die Bezwingung von Segeberg. Der Verzug vor diesem Schlosse hatte die Wirkung, welche Wullenwever beabsichtigte, nämlich Dänemarks Streitkräfte auf diesen Scheinangriff abzulenken. Doch mißlet ihm die räuberische Art des Krieges, daß er nach einer Erzählung sich das Haar aus dem Kopfe raufte.

Herzog Christian und die Reichsräthe waren eines Anfalls von der Seite so wenig gewärtig, daß sie vielmehr einer Friedensvermittelung zwischen Lübeck und Gustav sich zugewandt, dem bei der innern Unruhe seines Landes ein offener Krieg mit den Hansen keineswegs erwünscht war. Gleichwol hatte dieser so wachsame Kundschafter in Lübeck selbst, daß er den Herzog schon am 20. Mai warnte, ehe noch diesem der Absagebrief des Oldenburgers die Augen geöffnet. Aufgeschreckt durch die Feindseligkeiten, ward Christian sogleich durch Eidboten an den Reichsrath um die vertragsmäßige Hülfe, und der gemeinsamen Gefahr eingedenk, entbot letzterer hastig die Besatzung von Kopenhagen und Malmoe nach Schleswig. Seinerseits hatte Christian den holsteinischen Adel aufgemahnt, Knechte im nahen Lauenburgischen und in Mecklenburg geworben und schickte seinen Marschall, Johann von Ranzau, zum Entsatz von Segeberg. Freiwillig die Belagerung aufgebend, zog Graf Christoph über Eutin, wo es am 10. Juni zu einem heißen Gefechte kam und Marx Meier sechs holsteinische Edelleute fing, auf Travemünde zurück, um dem neckenden Kriege die beabsichtigte großartigere Wendung zu geben. Während der Kampf in Lübecks Umgegend entbrannte, hatte das Volk, als könne nimmer die Gefahr ihren Mauern sich nähern, die Schiffe zur Ueberfahrt des Grafen mit Geschütz, Lebensmitteln und Bemannung versehen, unter so fröhlicher Stimmung, daß die Schmiede zu Pfingsten den herkömmlichen Schwerttanz hielten und die Bürger sich der Festlust hingaben. Als der Graf und Wullenwever sich über Bezahlung und Unterhalt des Kriegsvolks, über den Lohn des Feldherrn und den Besitz der gemachten Eroberungen vereinigt, sowie die Aufrechthaltung der lutherischen Lehre nochmals als Hauptzaugenmerk ausgesprochen, ging vor den ihm folgenden Holsteinern der Graf nebst dem Bürgermeister und M. Meier am 19. Juni 1534 auf 24 Schiffen unter Segel, schiffte an Moen vorüber und versetzte, nach einer glücklichen Fahrt am 22. Juni bei Skovshoved landend, den Krieg plötzlich nach Seeland. Gleich hinter ihnen aber war Johann Rangau in das ausgebrannte Travemünde eingerückt und bedrohte durch eine ebenso unerwartete Wendung das stolze Lübeck selbst mit einer Belagerung.

Viertes Capitel.

Demokratie in Stralsund. Eroberungen des Grafen von Oldenburg. Belagerung von Lübeck und Friede zu Stockelsdorf. 1534.

Ehe wir den Kampf weiter berichten, der an Holsteins Ostgrenze entbrannte, um sich schnell über alle Provinzen des dänischen Reichs zu verbreiten und um Lübecks Mauern eine Entscheidung herbeizuführen, müssen wir erst noch die Unruhen melden, die in den übrigen wendischen Städten den Ausbruch des Krieges begleiteten. Wismar, Lübeck am nächsten gelegen und dem Einfluße der dortigen Demokratie willenloser unterworfen, hatte bereits seine Mannschaft und Schiffe zur großen transmeerischen Flotte fodsen lassen; in Stralsund dagegen bedurfte es noch einer mächtigen Reaction des Volks, um durch einen popularen Rath die Kraft der Gemeine auf den nordischen Krieg zu richten. Ehe der Bürgermeister Smiterlow, der dem gewaltsamen Eifer Wullenwever's in Hamburg sich so ernstlich widersetzt, vom Congresse, wo vielleicht Verabredungen mit andern aristokratischen Deputirten länger ihn festhielten, nach Stralsund zurückkam, hatte bereits Wullenwever durch Briefe und durch den lübschen Syndicus, Dr. Olvendorp, seinen fähigsten Helfer, die dortigen Achtundvierziger von dem Einfluß ihres Bürgermeisters gegen seine Plane unterrichtet und sie zum kräftigen Verfahren aufgefordert. Diese fanden Christoph Vorbeer, den andern Bürgermeister, aus Groll und Neid gegen den Amtsgenossen bereit, zum Sturze desselben mitzuwirken. Sobald Smiterlow nach Hause gekommen, lief das Gerücht, „Klaus Friedemacher sei da," durch die Stadt, und er ward unter furchtbarem Getümmel bei verschlossenen Thoren und aufgeführtem Geschütze schon früh um sechs Uhr auf's Rathhaus entboten, um den Bürgern Rechenschaft abzulegen. Furchtlos stellte sich der Consul der empörten Menge und verhehlte nicht sein Widerstreben gegen Wullenwever's kriegerische Anschläge. Da wuchs das Gezänk, „als seien die Säle voll Meerkatzen." Man drohte den Würdigen zum Fenster hinauszuwerfen, und ein grimmiger Pledejer schleuderte sein Handbeil gegen den Rathsstuhl, welches ein treuer Bürger mit seinem Leibe auffing. So stürmte denn Alles im Saale mit schmachvollen Reden auf den Greis ein, während der Pöbel von draußen drullte: „herab mit Klaus Friedemacher! wir wollen uns mit seinen Stücken werfen!" und unter unverständlichem Getobe die Achtundvierziger die Stimmen sammelten, ob die Bürger die Kriegssteuer zahlen wollten? Nachdem die Mehrzahl dafür entschieden, ward der alte Bürgermeister um sieben Uhr Abends verhaftet, in sein Haus geführt und mit so mörderischen Rotten bewacht, daß er vor krachenden Schüssen mit Weib und Kindern sich im Bette bergen mußte. Darauf nun schritt der populus Sundensus zur Kriegsrüstung, schätzte einen Jeden vom Höchsten bis zum Niedrigsten, nach eidlicher Angabe seines Vermögens, ward Knechte und Seeleute und sandte die stattlich versehenen Orlogschiffe den Lübeckern zu Hülfe. Acht Tage nach dem Auftande wurden zwei neue Bürgermeister und sieben Rathsherren gekoren, Smiterlow und seine Gefreundeten blieben dagegen in Haft, während die kriegerische Begeisterung jedem Opfer willig sich unterzog. Wenn wir nun erfahren, daß auch die Rostocker, auf des Rathes Weigerung, der dänischen Fehde beizutreten, einen Aufruhr erregten, die erwählten Sechziger zwei Bürgermeister mit Tribunengewalt verhafteten und unter derselben Opposition der Geistlichkeit und

Digitized by Google

Patrizier einen Brief über die ihnen zustehende Rathswahl und die Kriegsrüstung erzwangen, so ermessen wir den Mittelreichthum des Dictators der Hansa, der alle streitenden Interessen seinem Ziele zuzuwenden verstand, und wir erkennen in dieser überall aufbrausenden Kraft einen nothwendigen innern Zusammenhang.

Anders Bilde, Lehnsmann auf Moen, erblickte zuerst die feindliche Flotte und meldete, wiewol zu spät, die nahende Gefahr dem Bischof nach Roskild; schon war Seeland gänzlich von Truppen entblößt. Als Graf Christoph bei Skovenhoved landete, fand er durch die Geschäftigkeit lübscher Sendboten und durch den Haß, den das Volk still gegen die Bischöfe und den Reichsrath genährt, Alles in bewunderungswürdiger Uebereinstimmung zum Ausbruch geneigt. Auf den Johannistag sollten, angeblich der Königswahl wegen, „die Herren" aller Provinzen sich versammeln; aber seit einigen Wochen hatten hansische Schnellsegler, in den Meerengen aufgestellt, jede Verbindung der nahen Landestheile gesperrt und den Riesen des dänischen Staats fast regungslos zusammengeschnürt. Am frühesten und muthigsten war Georg Mynter in Malmoe zur That geschritten, weil der fanatische Bischof von Lund die Provinz Schonen mit furchtbarer Religionsverfolgung bedrohte. Sobald der Bürgermeister die Rüstungen der Lübecker erfuhr, lud er den Befehlshaber des Schlosses, jenen Fuchs, Mogens Gyldenstiern, der den Christiern in Aggershus betrogen, unter dem Vorwande wichtiger Geschäfte auf's Rathhaus. Der Ritter, um so argloser folgend, da er Tags vorher die St. Kanutsgilde festlich in der Stadt begangen, ward in ehrenvolle Haft gelegt; zugleich aber erhob sich das Volk zu den Waffen — es war gleich nach Pfingsten am 28. Mai — und brach bei geschlossenen Thoren das Schloß auf den Grund ab. Dänische Herren, die ihre Geschäfte nach Malmoe führten, wurden verhaftet und von dem gegen die Aristokratie haßerfüllten Volke selbst die adelige Jugend, die ihre Schule besuchte, eingesperrt. Ein Schreiben an Tyge Krabbe, Reichsmarschall, belehrte ihn, „weil der Reichsrath die Ausrottung der lutherischen Lehre beschlossen, hätten sie zur Nothwehr gegriffen und das Schloß zerstört, welches Friedrich I. wider Recht bei ihnen erbaut." So aufgelöst war das dänische Reich, daß Jütlands Adel nach vollen zwei Monaten noch nichts von Malmoes Abfall wußte, sondern durch einen Brief den Bürgern eine Freiheit, die sie schon besaßen, anbieten ließ, falls sie der Wahl Christians beistimmten.

Sobald die hansische Flotte im Sunde erschien, segelte Mynter, der längst ungeduldig harrte, ihr entgegen, wünschte dem Grafen Glück zur Ankunft, und ihn vom Zustande der Dinge unterrichtend, leitete er die Ausschiffung vier Meilen unterhalb Kopenhagen. Roskilds Bürger waren die ersten, die des Grafen Heer aufnahmen und ihm für Christiern huldigten. Ueberall auf dem offenen Lande sprach der Jubel sich leidenschaftlich aus, unter das Scepter des „Volksfreundes" zurückzukehren. Auch Gustav Trolle war bereits in Seeland erschienen, und ihn setzte mit einer Willkür, die noch kein König sich erlaubt hatte, der Graf in das Bisthum Roskild an Stelle Joachim Roennow's ein. Die Schlösser eines widerspenstigen Adels und der Prälaten verwüstend, zog er darauf vor Kioegge und berief auf den nächsten Freitag die Hardesvögtei auf das Wolfsmoos, um ihm für Christiern zu huldigen. In ihrer Mitte that der Graf die Absicht seines Zuges kund, redete viel Gutes vom unglücklichen Könige und verhieß der frohen Menge den Genuß religiöser und bürgerlicher Freiheit. Gleichzeitig waren auch auf Moen, Falster und Laland die Schlösser durch Bürgerlist in des Grafen Gewalt gekommen. In Kopenhagen, wo unterdeß früher angelangte Reichsräthe ihrer Collegen harrten — von denen die norwegischen bereits aufgefangen und nach Lübeck gebracht waren — rief der entsetzte Bischof vergebens zur tapfern Abwehr der Fremden zu den Waffen. Die Gemeine, den Bürgermeistern längst gewonnen, achtete nicht auf seine salbungsvollen Worte und nur mit Noth entkam er einem Angriff auf sein Leben. Ingleichen wichen auch die übrigen Reichsräthe heimlich vor der Wuth eines Volkes, dem erbrochene Briefe den Umsturz der Verfassung durch den Adel und die Bischöfe verrathen hatten, und so löste der Reichstag erfolglos sich auf. Mit dem Landvolke verstärkt, rückte der Graf darauf vor die Hauptstadt und forderte Ergebung in Christierns Namen. Als die Bürger verständig antworteten: „der Herrschaft des guten Königs wollten sie sich nicht entziehen, doch begehrten sie ihn erst in Freiheit zu sehen," kehrte Christoph, unmuthig über diese unerwartete Weigerung, nach Kioegge zurück, während seine Flotte Kopenhagen seewärts umschlossen hielt. Mynter, zur Vermittelung aus Malmoe herbeigeeilt, gedachte den Schloßbefehlshaber auf gleiche Weise wie den Gyldenstiern zu überlisten, damit nach dem Falle der Zwingfeste die Bürger zum freien Entschlusse kämen. Aber Johann Urne erschien nur mit großem Gefolge in der Stadt, während Mynter in Bokbinder's Hause mit Bewaffneten auf ihn lauerte. Als dieses Mittel fehlschlug, lud sich Mynter unter Freundschaftserbietungen auf das Schloß zu Gaste, fand aber, wie er mit seinem Gefolge durch's Thor zog, so vorsichtige Maßregeln, daß er auch diesen Anschlag aufgab und ungefährdet durch Urne, der den gefährlichen Gast nicht zu ergreifen wagte, nach Malmoe heimging. Wie nun der Graf dringender die Oeffnung Kopenhagens verlangte und beschwor, vor Befreiung Christierns nicht zu weichen, fügte sich die Gemeine und bedingte sich Bekräftigung der Privilegien, Schenkung aller Güter im Umkreise einer Meile, und vor Allem Schutz der lutherischen Lehre. Nach achttägigen Unterhandlungen hielt der Graf am 16. Juli seinen prunkvollen Einzug in die Hauptstadt des dänischen Reichs, gewann dort alle Kriegsvorräthe und die Flotte, um den Kampf mit größerm Nachdrucke fortzusetzen. Sogleich zur Belagerung des Schlosses schreitend, zwang er am 25. Juli den Befehlshaber, ihn einzulassen; wiewol Johann Urne sich später entschuldigte, durch die meuterische Besatzung überwältigt zu sein, gab er doch bald darauf durch Annahme eines Lehns in Fünen zu erkennen, daß auch er mit falschem Herzen sich der neuen Gestaltung der Dinge überließ. Nachdem auf Bokbinder's Betrieb das Regiment der Stadt mit seinen Anhängern besetzt und die Hauptkirche ihnen wieder eingeräumt war, leisteten die nach Ringstädt zu einem Landdinge berufenen Stände Seelands bis auf den Adel, der die Versammlung mied, den Eid der Treue. Auf diese Verweigerung ließ Graf Christoph den lang geketteten Haß der Bauern und Bürger los, und bald verbreiteten sich über ganz Seeland räuberische Horden, Buschhähne, welche, eins mit Oldenburgs Knechten, Rache nahmen an ihren Bedrückern und dem Kriege das Gepräge eines Bauernaufstandes aufdrückten. Die Höfe der Junker, welche gegen die Huldigung sich gesträubt, wurden geplündert und verbrannt, sie selbst gemißhandelt und um große Summen geschatzt. Ein Edelmann zu heißen, war ein todwürdiges Verbrechen einem Geschlechte, „welches sich zum Wahlspruche gemacht, die alten Wölfe zu erschlagen, damit keine Jungen zurückblieben." Auch Edelfrauen und Jungfrauen blieben nicht verschont, von denen viele, in Bauerntracht verkleidet, in Wäldern Sicherheit für Ehre und Leben suchten. So kündete zuerst auf Seeland die schreckliche Adelsverfolgung sich an, die auch einer spätern Zeit im Gedächtnisse befestigt blieb, daß man sprichwörtlich zu einem von Unglück Bedrohten sagte: „Du kommer i Grevenstit." Kleinmüthige erkauften sich eine precaire Sicherheit, indem sie dem Grafen Treue für den gehaßten Christiern gelobten, nach dem Vorgange des Bischofs Roennow, der auch seinerseits sich gefügt und vom Grafen seinen verwüsteten Bischofssitz zurückgefeilscht hatte, wogegen Gustav Trolle das Bisthum Odensee für ihn in partibus erhielt. Als der Schrecken über Seeland lag, zitterte der Adel in Schonen vor dem Ausbruche langgehemmter Volkswuth und war auf die erste Anforderung des Grafen bereit, mit ihm in Unterhandlung zu treten. Vier aus ihrer Mitte, unter ihnen der hochbejahrte Tyge Krabbe, „obgleich nur ein Jüte, dennoch so klug als ein Deutscher," stellten sich dem Grafen nach Kopenhagen und leisteten Donnerstag nach St. Olaf den Huldigungseid für den schonischen Adel; der alte Reichsmarschall mit einem so trugvollen Herzen, daß er, der den Christiern liebte „wie der Teufel das Kreuz Christi," sich hören ließ, „nun wolle er fröhlich sterben, da die Krone wieder zu Händen des rechtmäßigen Erben gekommen." Jene Provinz in sichere Hut zu nehmen, schiffte Christoph über den Sund, zog triumphirend in Malmoe ein und führte die bewaffnete Bürgerschaft gegen Lund. Auf „Libbershöhe," der alten Huldigungsstätte, fand er den Adel in großer Zahl zu Pferde, den Bischof von Lund nebst den Bürgern und Landgemeinden, und Alle gelobten am 10. August unter jubelndem Zuruf auf seine Anrede den Eid der Treue. In der offenen Stadt, dem Adel nicht trauend, nahm er die Abgeordneten mit sich und zog unter fliegenden Bürgerfahnen Abends in Malmoe wieder ein; froh seiner königlichen Gewalt, übergab der Graf dieser wackern Gemeine alle Güter im Umkreise einer Meile und ließ hier Münzen schlagen, welche Christierns Bild und Oldenburgs Wappen auf den verschiedenen Seiten trugen. Scheingehorsam gegen den Befehl des Mächtigern, ermahnte der neue Reichsrath Schonens und Seelands von Malmoe aus die Stände Norwegens, nach ihrem Beispiele gleichfalls dem Könige Christiern zu huldigen, und versprachen Bestätigung aller Freiheiten. Aber die Norweger, gewitzigt durch die jüngsten Erfahrungen, gaben nicht übereilt ihre Erklärungen ab. Gleichzeitig mit diesem kaum glaublich schnellen Umsturz aller Verhältnisse in Seeland und Schonen hatten auch die im Süden liegenden Inseln entweder freiwillig sich dem Aufstande angeschlossen oder waren, wie Langeland durch Herrmann Lang, Christophs Halbbruder, mit gewaffneter Hand eingenommen worden. Ueberall erfuhr der Adel den Grimm des befreiten Volks. Auch schon auf Fünen gab eine drohende Gährung der Gemüther sich kund und veranlaßte Olaf Rosenkrantz, den Hofmeister des jungen Herzogs Johann, sein Mündel in Sicherheit zu bringen. Der Prinz und sein Gefolge, in Bauerntracht verkleidet, flohen aus dem festen

Digitized by Google

Nyborg nach Sonderburg, wo ein und derselbe Ritter, Brocksdorp, die Hoffnung der katholischen Partei und den gefangenen Christiern mit gleicher Treue bewachte. Viele Edelleute verließen bereits Fünen und suchten Schutz auf Jütland, wo, als der sichersten Burg der Aristokratie, sowol die Hofbeamten des verstorbenen Königs als auch die alten seeländischen Reichsräthe allmälig sich versammelten.

Während Graf Christoph sich der Siegesfreude überließ und nach seiner Weise gemüthliche und sinnliche Erheiterung inmitten des königlichen Glanzes fand; während der östliche Theil des Reichs der wüste Schauplatz der Adelsverfolgung blieb, war der kräftigere Adel im Westen rasch zur Besinnung gekommen, was der Verfassung noth that, und hatte bereits einen Schritt eingeleitet, der, unterstützt von dem Waffenerfolge des Herzogs, einen neuen Umschwung motivirte. Jene adeligen Patrioten, Mogens Gioe und Erick Banner, sowie Knud Gyldenstiern, Bischof von Odensee, beriefen, als das Feuer des Aufruhrs dem Westen näher trat, die jütischen und andern geflüchteten Reichsräthe auf den 4. Juli auf Rye bei Skanderborg, stellten ihnen die Nothwendigkeit vor, entweder rasch dem verwaisten Reiche an Herzog Christian ein Haupt zu geben, oder des Volksgrimmes und der Rache des unversöhnlichen Christiern gewärtig zu sein. Die weltlichen Räthe und der Adel zollten dem patriotischen Vorschlage ihren Beifall; als aber bei der Stimmensammlung die Bischöfe dem Ketzer ihren Beitritt versagten, stürmten die Edelleute in den Saal, erklärten drohend die Weigerer für ihre Feinde und nöthigten sie, „Gott ihre Sache zu befehlen.“ So wurde denn noch am 4. Juli Christian als erwählter König ausgerufen und sogleich eine stattliche Deputation ernannt, dem Herzoge diese Kunde zu hinterbringen. Kaum vernahm der Adel auf Fünen diese Wahl, als er sich unter dem Vorsitze des Bischofs von Odensee in der Kirche zu Hellese vor Odensee (sie fürchteten sich vor dem Jahrmarktsgetümmel der Stadt) versammelte, in gleicher Weise den Herzog erwählte und am 9. Juli seine Abgeordneten mit Vollmacht nach Jütland abschickte, um gemeinschaftlich den erwählten König um Bestätigung ihrer Rechte und um eilige Hülfe gegen die drohende Gefahr zu bitten. Den Wahlboten vorausgeeilt, hinterbrachte ein fünischer Edelmann dem Herzoge im Lager vor Lübeck die erste Kunde seiner Erhebung, welcher jene nach Empfang ihres Decretes ins Kloster Preetz beschied.

Ehe wir den erwähnten König zur Huldigung führen, müssen wir die Dinge nachholen, welche seit der Abfahrt des Grafen und des Bürgermeisters von Travemünde sich um Lübeck zugetragen.

Johann von Ranzau, eines alten holsteinischen Adels, geboren 1492, war die hervorragendste Erscheinung am Hofe, im Feldlager und dem Rathe des Herzogs, und überhaupt einer von den ausgezeichnetsten deutschen Edelleuten zur Reformationszeit. Der jüngste von fünf Brüdern, früh zu Wissenschaften und adeligen Künsten angeleitet, griff er schon im dreizehnten Jahre zu den Waffen und reiste im J. 1516, um fremder Völker Zustände und Kriegswesen kennen zu lernen, durch das westliche und südliche Europa nach Syrien bis nach Jerusalem, wo er 1517 zum Ritter des heiligen Grabes geschlagen wurde. Mühsam der türkischen Gefangenschaft entkommen, küßte er in Rom dem heiligen Vater Leo den Fuß und kehrte 1520, geehrt von Fürsten, umworben von Franz I, dessen Nachfolgern seine Enkel so ruhmvoll dienten, in die Heimat zurück. Friedrich, damals noch Herzog zu Holstein, wählte den Erfahrenen zum Hofmeister seines Sohnes Christian, mit welchem er an den Hof zu Berlin und 1521 auf den Reichstag zu Worms zog und gleich seinem Mündel für die Reformation gewonnen wurde, die er sein Lebelang wacker beförderte. Im vollsten Vertrauen seines Fürsten vollbrachte er die wichtigsten Kriegsunternehmungen, leitete dessen Beschlüsse im Frieden und war auch jetzt Derjenige, welcher als Marschall des Adelsaufgebots mit rasch geworbenen Söldnern dem aus Holsteins Grenzen weichenden Oldenburger folgte, die eroberten Orte unverzüglich wieder einnahm und sich am 21. Juni des absichtlich abgebrannten Travemünde bemächtigte. Während der Graf Wullenweber's Plane in der Ferne mit so überraschendem Erfolge beförderte, erfuhr die Heimat die verdrießlichsten Folgen eines nahen Krieges. Der Herzog, zu Müggenburg an der Mündung des Hafens sich verschanzend und durch seinen stolzen Adel gegen die Städter erbittert, spottete aller Versuche, ihn zu vertreiben, ließ das Weichbild durch streifende Haufen ausplündern, die Weiler und Landhäuser der Bürger in Brand stecken. Marr Meier und Wullenweber, alsbald von Seeland in die bedrohte Stadt zurückgekehrt, waren unverdrossen, den Anfällen zu wehren und sich durch Verwüstung im Holsteinischen bis Plön hinauf zu rächen. Ein Bürgerauszug am 9. August fand Travemünde und Müggenburg verlassen, indem die Pfaffen, Bauern oder auch wol Gegner der Demokratie dem Feinde den Anschlag verrathen. Besser glückte es dem Stadthauptmann Meier, ein den Holsteinern zuziehendes Fähnlein Pommern aufzuheben. Herzog Christian der, wie wir bereits wissen, nicht immer persönlich sich bei seinem Heere befand, hatte nach sieben Wochen die Sperrung des Hafens aufgegeben und sich an der Südseite des lübischen Gebietes vor das Städtchen Möllen gelegt, um die ihm von den niedersächsischen Fürsten versprochenen Hülfsvölker aufzunehmen. Als Möllen seinem Geschütz wacker widerstand, näherte er sich Lübeck und schlug eine halbe Meile vor den Mauern bei Stockelsdorf sein Lager auf. Unmuthig mußten die Bürger in Folge der Umschließung ihre Gartenhäuser vor dem holsteiner Thore abbrechen und die Bäume umhauen, schickten jedoch noch ungebrochenen Muthes vier Fähnlein zur Verstärkung nach Dänemark. Die Trave ganz zu sperren, rückten die Holsteiner über Schwartow näher an die Wälle und umzogen jene Seite der Stadt am 17. September mit Graben und Brustwehren, wogegen die Lübecker, um die Schifffahrt freizuhalten, auf dem Burgfelde einen Hügel befestigten. M. Meier, der überall sich mehr tapfer als besonnen zeigte, spottete der Absicht der Feinde, eine Brücke über den Fluß zu schlagen, und vermaß sich, sie desto nachdrücklicher auf dem offenen Burgfelde zu empfangen. Aber am 10. October überbrückten die geringgeachteten Gegner den Strom, zeigten sich im Burgfelde und trieben die Lübecker mit Verlust unter die Wälle zurück. Der Stadthauptmann selbst büßte durch kecke Zuversicht seine Popularität ein und wäre auf der Flucht beinahe von eigenen Bürgern, die ihm den Schaden beimaßen, erschossen worden. Unerschöpflich in den damaligen Kriegslisten, rüsteten Wullenweber und Meier einen starkgezimmerten Pramen mit Geschütz, um die Brücke zu zersprengen. Wiederum vereitelte heimliche Kundschaft aus der Stadt diesen Anschlag; die Holsteiner fingen den „eisernen Heinrich“ auf und erwürgten die obenein betrunkene Besatzung auf das grausamste. Am 16. bemächtigten sie sich sogar acht mit Geschütz versehener Schiffe am festen Travepasse bei Schlutop. — Diese Kriegsereignisse, welche nicht sowol der Lübecker bürgerliches Sein gefährdeten, als sie vielmehr nur im städtischen Behagen und im Verkehr mit der Umgegend störten, hatten begreiflicherweise die Fehdelust der Reichsbürger bedeutend abgekühlt und die Popularität ihres Stadtregiments merklich vermindert. Die Nachricht von dem großartigen Erfolge ihrer Waffen im Norden konnte sie bei der fühlbaren Unbequemlichkeit der Einschließung nicht trösten. Gereizt durch die schadenfrohe Aristokratie und die warnenden Prediger, murrte das Volk gegen den Krieg, für welchen das Gold- und Silbergeräth der Klöster aufging, ohne daß man einen Vortheil für den Augenblick erkannte. Wullenweber erging es bei der veränderlichen Bevölkerung wie weiland Perikles, dem Strategen der Athenäer im peloponnesischen Kriege; während er einen zur Erhaltung des hansischen Flors nothwendigen Kampf begonnen und in der Ferne ein Königreich erobert, ward das Volk der Fehde überdrüssig, weil es in Folge derselben seine Baumpflanzungen und Landhäuser zerstört, den nachbarlichen Verkehr unterbrochen sah, und sehnte sich kleinmüthig nach einer Verfassung zurück, die wenigstens häusliches Wohlsein väterlich befördert hatte. Der Bürgermeister beschloß daher, dieser Verstimmung, so störend sie auf seine Plane wirkte, klüglich ein Opfer zu bringen, durch Beschränkung der Hundertvierundsechziger sowol eine Annäherung an die Aristokratie möglich zu machen, als auch das Volk zu begütigen, welches geduldiger eine geringe Zahl als Urheber eines drückenden Zustandes zu tragen pflegt, als einen Haufen seines Gleichen. Er hatte gehofft, Christian werde zeitig zu einem Vertrage sich erbieten, um des Krieges loszuwerden; jetzt mußte er darauf sinnen, auf gute Weise den holsteinischen Krieg zu beendigen, ohne den dänischen aufzugeben. Hamburg, allezeit fertige Vermittlerin, sobald es die wendischen Städte mit den Herzogen zerfallen sah, hatte schon im Sommer seine Intervention angeboten. Jetzt erschienen zur gelegenen Zeit die Räthe des Landgrafen Philipp, dem nach Einsetzung des Herzogs Ulrich von Würtemberg an der politischen Einheit der norddeutschen Protestanten ein Großes gelegen, Heinrichs von Mecklenburg, Magnus' von Lauenburg, und die Sendboten Hamburgs, Lüneburgs und der wendischen Städte vor Lübeck, um den Streit zu vermitteln. Ernstlicher aber konnte Keinem an dem Austrage der Fehde liegen als dem erwählten Könige von Dänemark; nachdem er zu Kloster Preetz die Deputation des jütischen und fünischen Adels empfangen und die insgeheim so mächtig begehrte Krone mit Anstand auf die Bedingungen seines Vaters angenommen, war er, den Kriegsbefehl vor Lübeck seinen Obersten überlassend, nach Horsens in Jütland geeilt und hatte am 19. August auf freiem Felde den Huldigungseid des knieenden Adels, der jütischen Städte und Hardevögte empfangen, Allen vorläufig ihre Privilegien und Rechte, wie zu seines Vaters Zeit, bestätigend, zugleich aber durch den Reichsrath zur Veränderung des Bestehenden ermächtigt. Außer Stande, dem flehentlichen Hülfsgeschrei des Adels aller Provinzen vor dem Ende der lübischen Fehde wesentlicher als durch Anruf des schwedischen Bündnisses zu dienen, war er vor Lübeck zurückgeeilt, wohin die ängstlichsten Zeitungen aus Jütland und Fünen ihm folgten, für welche Länder das

Digitized by Google

eroberte Lübeck so wenig Ersatz gab, als jene Bürger beim Ruin ihrer Vaterstadt sich mit dem Gewinne Dänemarks trösten konnten. Die bereits am 18. October zu Stockelsdorf begonnenen Unterhandlungen gelangten erst nach vier Wochen zu einem Vertragsabschlusse, den die Diplomatik des neunzehnten Jahrhunderts nach einer Reihe von Protokollen nicht monströser herauskügeln könnte. Als Wullenwever von seinen ersten gebieterischen Bedingungen abgelassen: die Abtretung der nahen holsteinischen Oerter des Cutin, ferner Gothlands und Bornholms und die Erhebung des halben Sundzolls bis zur vollen Kriegsentschädigung — was den übrigen hansischen Bevollmächtigten, zumal dem aristokratisch erneuten Rathe, der Wullenweber die Erlangung so bedeutender Vortheile nicht gönnte, übertrieben schien — fand man als allein befriedigende Auskunft, sich gegenseitig den rechten Arm zu festeln, um mit dem linken desto kräftiger zuschlagen zu können. Christian ward als Herzog von Holstein mit Lübeck ausgesöhnt, Beiden aber freigelassen, ihre Fehde in Dänemark mit allen Kräften fortzusetzen. Christian sollte demnach die Belagerung der Stadt aufheben, die Lübecker aber ihren Feldherrn Christoph nicht unterstützen, falls er Holstein mit Krieg überzöge. Am 18. November 1534 ward der Friede unterzeichnet und unter Trompetenschall auf allen Straßen ausgerufen. Wullenweber aber sprach im Schmerz zur Gemeine: „Lieben Bürger, wir wollten wol mehr ausbedungen haben, aber Die, die da herumsitzen, sehen es also für gut an, und so muß auch ich damit zufrieden sein.“ Was wäre aus dieser künstlichen Berechnung geworden, wenn möglicherweise der Krieg aus dem dänischen Schauplatze vor Lübeck sich zurückgewandt hätte, in welchem Falle der Vertrag dem Könige verbot, als Herzog von Holstein die feindliche Stadt auch von seinen Grenzen anzugreifen. — Frohe des Auskunftsmittels, schiffte König Christian III. sein Geschütz bis Travemünde hinab, schoß die Schanze bei Müggendorf in den Grund, warf die Brücke über die Trave ab und eilte seinen neuen Unterthanen nach Jütland zu Hülfe. In Lübeck dagegen, dessen Bürger so wenig Mangel empfunden, daß die holsteinischen Soldaten, nach dem Frieden die Stadt besuchend, alle Lebensmittel hier wohlfeiler als im Lager kauften, ward mit dem stockelsdorfer Vertrage auf Inhalten der hansischen Gesandten die innere Eintracht durch ein Concordat zwischen Rath und Bürgern scheinbar befestigt. Wullenweber, im bleibenden Besitz der Dictatur, hatte Gründe, die gehässige zwischenmacht der Hundertvierundsechziger fallen zu lassen, welche am 12. November, gewiß nicht im Unwillen mit ihrem Haupte, vor den hansischen Sendboten und der Gemeine zu Rathhause freiwillig abdankten, worauf der schon am 9. October verfaßte Receß bekannt gemacht wurde. Dieser, Vergessenheit alles Bösen gelobend, vertrat bei Strafe „am freien Hochstem“ aufrührerische Zusammenkünfte, schützte die Bürger vor Gefängniß als im Falle grober Missethat, sprach die Fortsetzung des dänischen Krieges zur Befreiung Christierns und Aufrechthaltung des Handels aus, billigte Rüstung auch gegen Schweden und schaffte die im Frühjahre 1533 befohlene rasche Abwechselung der Rathswürde wieder ab. Kühnen Muthes ließ Wullenweber, auf sich selbst vertrauend, die Leiter fallen, deren er sich zu seinem Aufschwunge bedient hatte, und glaubte, jetzt gesichert gegen städtische Spaltung, alle Aufmerksamkeit dem hohen Ziele widmen zu können. Sogleich schiffte sich Marx Meier mit drei der besten Fähnlein, die in Niedersachsen die Werbtrommel in den Dienst der Herren von Lübeck gelaben, nebst dem Grafen Hoya und dem Bastarde von Jeffen nach Seeland ein; um die verlorene Volksgunst auf einem größern Schauplatze wiederzugewinnen, warf er sich, mit dem Glücke spielend und ein Spiel des Glücks, dem nordischen Kriege entgegen.

Fünftes Capitel.

Zustand von Jütnen und Jütland. Der Schiffer Clemini. Schlacht bei Helsingborg. Pfalzgraf Friedrich. Reorganisationsent. Marx Meier unabhängig auf Bardeberg. 1534—1535.

In der gefahrvollsten Lage des Staats hatte Christian III. die Krone vom Adel überkommen; alle östlichen Provinzen zum abgesetzten Herrscher abgefallen; die Bischöfe beharrlich im Geiste des Widerstrebens; Bauern und Bürger dem Könige des Herrenstandes abgeneigt; ohne einen zuverlässigen Unterthan als den nothbedrängten Adel, machte dieser mit der Erfahrung und dem Talente Johanns von Ranzau sich unverzagt an die vergwiefelte Aufgabe. Gustav Wasa, sein Schwager — Beide hatten Töchter des Herzogs von Sachsen-Lauenburg — hatte, gemahnt durch die gleiche Gefahr, hülfreiche Gesinnung zu erkennen gegeben; nachdem er die Stände in Schonen, Halland, Blekingen und den Inseln in vielen Schreiben zur Treue für Christian ermahnt, war er im Begriff gewesen, mit einem Heere in Schonen einzurücken, als der unbezweifelte Abfall jener Provinz und die ausbleibende dänische Hülfe ihm den Rückzug geboten. Seine Flotte durchstreifte den finnischen Meerbusen und that der hanischen Schifffahrt an jenen Küsten mächtigen Abbruch. Von Lübeck in sein Reich zurückgetrieben, forderte Christian nach dem Frieden zu Stockelsdorf ihn um so dringender zum Einverständnis ihrer Kriegsoperationen auf, da Schlag auf Schlag die furchtbarsten Zeitungen einliefen.

Des Grafen Betriebsamkeit hatte nämlich während der Ereignisse vor Lübeck Fünen und Nordjütland in Aufruhr gebracht und würde das Feuer längs der Herzogthümer bis in das Gebiet Lübecks getragen haben, hätten ihm die Bürger auch nur durch Beharrlichkeit während der Belagerung die Hand geboten und den erwählten König vor ihren Mauern festgehalten. Das Volk in Fünen erhube nicht sobald die Erhebung Christians, als zuerst die Gemeine von Svendsborg sich erhob, mit abgesendeten Haufen des Grafen verband und den grausamen Krieg gegen Adel und Klerus begann. Jene anmuthige Insel, mit den herrlichsten Schlössern und Klöstern prangend, ward jetzt mit Greueln bedeckt. Oerkel, des Bischofs Residenz, ging mit dem Archiv in Flammen auf; Raesbohoved, der Königspalast, ward erstürmt; Odensees Bürger, vereinigt mit wüthenden Bauerhaufen, erbrachen den Bischofshof; Rotten unter selbstgewählten Anführern durchstreiften das Land; ein Schneider nahm Kloster Dalum, ein Bauer bemächtigte sich des Schlosses Hagenskow. Viele Edelleute gelobten schon am 16. Juli Christiern Treue; andere bargen sich im festen Nyborg; Odensee sah seinen Muth durch stattliche Schenkungen belohnt. Im nahen Kolding brang des Adels Jammer zu Christians Ohren, der eben zu Assens die Huldigung empfangen. Wiewol noch in Fehde mit Lübeck, schickte er sogleich seinen Marschall Ranzau mit einer fürstlichen Adelsfahne hinüber; Bürger und Bauern zogen muthvoll dem Adel entgegen, unterlagen aber, daß bewaffnet, den Rittern am Berge Fouruthom. Doch nur kurze Zeit verschaffte dieser Sieg dem Adel das Uebergewicht. Als er Svendsborg und Odensee erstürmt und geplündert hatte, landeten stärkere gräfliche Haufen in Kierteminde, überraschte in der Morgenfrühe Oberhard Quelack, geführt durch den deutschen Bürgermeister, die feste Stadt Nyborg, mordete Alles, was sich wehrte, und nöthigte 150 Ritter sich zu ergeben. Bald darauf zwang er auch das Schloß, aus welchem der Ranzau vor wenigen Tagen verkleidet entronnen war, und ließ die Gemeinen von gang Fünen von Neuem Christiern huldigen. In diesen Tagen war auch ein großer Theil von Jütland „in des Grafen Zeit“ gefallen. Wie Christoph nämlich aus Schonen zurückgekehrt, nahm er einige verwegene Schiffsführer, die in Christiernis frühern Kriegen als Freibeuter sich einen Namen erworben, in seinen Dienst, um dem jütischen Bauernstande die Botschaft der Freiheit zu bringen. Dem „Schiffer Clemint“, einem Kampfgenossen jenes Klaus Kniphof, war von König Friedrich ein ruhiges Alter gestattet, als seines gefangenen Herrn Geschick ihn noch einmal in den Kriegssturm riß. Mit Schiffer Hermind und andern kühnen Seefahrern und wenigen gräflichen Knechten unter Segel gegangen, landete er am 14. September bei Alborg, rief „Christiern und Volksfreiheit“ aus, gewann Stadt und Schloß und sah bald die stolzen Freibauern von Vendsyssel, der nördlichsten Spitze Jütlands, zu seinen Bannern strömen. Lymfiords duchtenreiche Ritter erleichterte seinen Fahrzeugen überall die Landung; aber der jütische Adel, als er seine Höfe aufloderen sah, war entschlossener als seine Standesgenossen. Bagge Lüsse's Dolch suchte vergeblich Clemint's Leben; er ward, stiebend durch Alborgs Gassen, von einem Schuster in den Koth verwundet. Sechstausend venbyssseler Bonden, nach Landesart bewaffnet, führte Clemint, überall Gericht haltend gegen treuweigernde Edelleute, auf Randers, wohin der Adel und bischöfliches Gesinde sich zusammengezogen. Unter dem Befehle Holgers Rosenkrantz und Erich Banner's, unterstützt von 150 deutschen Reitern, die Jost von Globeck dem neuen Könige aus Niedersachsen zugeführt, beschlos er das, 300 Rosse stark, es mit den verachteten Bauern zu wagen. Dem langsamer folgenden Fußvolke, nur etwa von 500 Knechten begleitet, weit voran, fanden sie vor Alborg am Moos von Svenstroop in der Frühe des 16. Octobre den Feind ihrer harrend; ein muthiges Volk, vor ihnen Hörner und Hirtenmuskit, nur bewaffnet mit Stangen, Keulen und Knitteln. Sollte der Adel, die „Eisenbeine,“ vor solchem Gesindel fliehen? Die Ritter, in zwei Haufen, stürmten über das weite Ackerland heran; als aber die schweren Thiere mit den gharnischten Reitern in den nassen Grund versanken, fielen mit Judeigicherei die Venbyssseler über die Wehrlosen her und erschlugen ihrer eine große Zahl. Holger Rosenkrantz mit den Vornehmsten lag unter den Leichen: der aufgelöste Rest, unter ihnen Jost von Globeck, — vorsichtiger aber furchtsamer — ent-

Digitized by Google

rann über den Mühlendamm nach Randers. Auf diesen Sieg erhob sich das Volk in Wyborgstift bis nach Ripen; einzelne Haufen durchzogen unter Verheerung das Land; der kühne Seefahrer selbst lagerte sich vor Randers, um den festen, vom geflohenen Adel und dem holsteinischen Fußvolke wohlvertheidigten Ort zu zwingen. Doch hier war der Markstein seiner Thaten; als seine Bonden, trunken im „kieler Bier," gegen die Mauern angestürmt und blutig abgewiesen waren, zog er sich auf Alborg zurück. In dieser Auflösung fand König Christian sein Reich, als er die Grenzen desselben betrat. Des schwedischen Beistandes sicher, rückte er, überall Ordnung herstellend, in Eilmärschen auf Nordjütland, übergab die Führung seines Heeres, welches aus 2000 Reitern und 19 Fähnlein Fußvolk bestand, dem Ranzau und Banner; Edelleute und bischöfliche Vasallen strömten überall herzu; so kam man rasch vor Alborg. Christians Name, des erklärten Protestanten, entwaffnete im Voraus den Glaubenseifer des jütischen Volks; der wohlgeordneten Macht gegenüber schwand der Muth der Bauern; Alborg ward am 18. December gestürmt und mit allen Einwohnern bis auf Weiber und Kinder der Wuth der Sieger preisgegeben. Zweitausend Bauern lagen erschlagen; der Rest verkroch sich auf Vendsyssel. Minder grausam, als da der „Bauernherodes," der Truchseß, waltete, ereilte das Gericht die Rädelsführer. Der „Schiffer" selbst, als er nach erstürmter Stadt sich auf ein Pferd geworfen, ward durch einen Bonden ergriffen und nach Alborg zurückgebracht. Lange saß er zu Kolding im Kerker, mit trotziger Ruhe, ja mit Gleichmuth den Wechsel des Geschicks tragend. Auf die Frage eines Mitgefangenen: „Was nun beginnen, Schiffer?" antwortete er: „Die rathen jetzt, die Macht haben!" „So haben auch wir es gethan," sagte der Bauer, und wahrlich war es ergangen wie im dänischen Sprichwort: „Wenn ein Stümper hat die „Macht," weiß er nicht zu fahren sacht." Zwei Jahre darauf ward Clemint, der kühnste Seefahrer, zu Kolding enthauptet und seine Glieder, der Kopf mit einer Bleikrone zum Hohne geschmückt, auf Pfähle gesteckt; unendlich viel milder als Ungarns Edle den Georg Dosa zwanzig Jahre früher gestraft. Auch ein Götz von Berlichingen, Jens Hvas aff Kaas, fand den Tod unter dem Beile, weil des Königs Gnadenbrief zu spät kam. Aber der Schonung des Henkers folgte bald ein adelig-strenges Gericht über Gut und Recht, welches den jütischen Bauern und dem Staate verderblicher wurde als die empörendste Hinrichtung Einzelner. Sobald Alle die Waffen niedergelegt, hielt man über die Hardesvogteien, welche den Eid zu Horsens gebrochen, Landding und verurtheilte sie zu einem Revers, kraft dessen sie Leben und Gut für verwirkt erkannten, „ohne was des Königs Gnade ihnen erlasse." Da nun begann für die wohlhäbigen Jord-egne Bonden, die ihre Höfe adelsfrei bisher besessen, die Zeit der Unterdrückung; die benachbarten Herren griffen unter schweigender Zulassung ihres Wahlkönigs zu und unterwarfen die Güter der Anhänger des „Schiffers" schweren, sich vererbenden Abgaben. Zwar kauften Manche ihr Eigenthumsrecht wieder; aber im Allgemeinen ging der freie Bauernstand in Jütland damals unter, und was der Adel an Rechten gewann, verlor die Nation und der König an Kraft.

So verkündete Jütlands lastende Buße den untergehenden Stern des Grafen, der zwar noch in Fünen unumschränkt waltete und, im Middelfarthsunde alle Fahrzeuge verbrennend, dem Könige den Uebergang nicht verstattete, gleichwol aber wenige Tage vor Weihnachten sich ihm unter Geleit in Kolding zur mündlichen Besprechung stellte. Christian, um ohne Blutvergießen das Reich zu gewinnen, bot dem Vetter große Summen; aber jener sittliche Rückhalt in Christoph sträubte sich, um Geld die Sache des Gefangenen zu verrathen. Er verlangte Christierns Befreiung und für ihn den Besitz Norwegens, Schonens, Fünens und der Inseln; da Christian wie die Reichsräthe eine Theilung Dänemarks verwarfen, ging man unverrichteter Dinge auseinander: der Graf, nachdem er Fünen wohl besetzt, nach Kopenhagen zum Reichstage; der König, um jeden Funken des Aufruhrs in Jütland vollends zu unterdrücken. Im tiefen Herzen legte der König die übermüthigen Worte nieder, welche der Graf sich beim Trunke gegen ihn erlaubt hatte; als er ihm seine Schwester zur Ehe anbot, erwiederte jener, „er habe in Kopenhagen Buhlschaft genug," und wie der König, ohne Zeichen des Verdrusses, scherzhaft ihm, „der das Reich inne hätte," seine Dienste als Landsknecht anbot, versprach der Graf lachenden Mundes, ihm drei Solde zu geben und „einen Jungen zu mustern."

Die Ereignisse in Jütland, einzelne böse Anzeichen von der Untreue des schonenschen Adels hatten den Grafen zur Selbsterhaltung vermocht, die Edelleute der eroberten Provinzen etwas härter anzugreifen und ihnen den Aufwand des Krieges abzufordern, der bei der öffentlichen Zerrüttung nicht durch gewöhnliche Abgaben bestritten werden konnte. Er verlangte demnach auf dem kopenhagener Tage nicht allein ihr Silbergeschirr, sondern, ungalant genug, auch das Geschmeide ihrer Frauen und Töchter, unter dem einleuchtenden Vorwande, solches geschehe zu ihrem eigenen Besten, weil die unbezahlten Kriegsleute ihren Sold sonst bei ihnen sich holen würden. Als jene, gewitzigt durch frühere Erfahrungen, eine ansehnliche Summe boten, dagegen sich weigerten, wider die Rechte des Geschlechts die Kostbarkeiten ihrer Frauen zu nehmen, drangen Mynter und Bokbinder mit Bürgerhaufen stürmisch in das Schloß, beschuldigten den Adel als alleinigen Urheber eines Drangsals, welches die Vertreibung des guten Christiern herbeigenöthigt, und gaben deutlich zu verstehen, wie sie nur auf des Grafen Wort warteten, die Tyrannen zu ergreifen. Christophs Natur war solcher Härte nicht fähig, so förderlich sie seiner Lage gewesen; er beruhigte die Bürger, verhieß den Zitternden seinen Schutz und entließ sie voll Furcht vor der gewaltthätigen Menge, zugleich voll unterdrückten Grimms. Kaum wagten sie auf ihre Güter zurückzukehren; denn die Kunde von der Adelsrache in Jütland, sowie von den Fortschritten der Schweden in Halland und Schonen, ohne Zweifel auf Vorschub des dortigen Adels, verbreitete sich eben durch Seeland. Mit neuem Zorne fiel daher das Volk und die Fremden über die ungetreuen Herren her, die knirschend neue Mishandlungen erduldeten.

Wasa hatte bereits in den letzten Monaten des Jahres seinem Kriege gegen Lübeck die weiteste Ausdehnung gegeben. Seine Kaperschiffe thaten den Hansen überall Abbruch, verwickelten ihn aber mit Danzig, das dem dänischen Kriege sich nicht angeschlossen, in beschwerliche Händel, indem Iwar Flemming das dortige Fahrwasser beunruhigte und mit seinen Schiffen in die Gewalt der erzürnten Danziger fiel. Aber ungeachtet dieser Lähmung seiner Seemacht nach jener Seite war er im October stark genug, auch ohne den erwarteten Zuzug eines von Christian versprochenen Fußvolks einen Anfall auf Halland und Schonen zu wagen. Sein Heer, dessen Kern aus geworbenen Deutschen und 200 Reitern bestand, rückte, Huldigung für den erwählten König fordernd, vor Wardbierg und gewann nach vergeblicher Bestürmung so viel, daß Stadt und Schloß sich für Christian III. erklärten, wiewol die Bürger gleich darauf zum Grafen wieder abfielen. Auch vor Halmstad verloren sie in zwei Stürmen viel Volk, indem selbst Weiber und Kinder voll Begeisterung Steine und Pechkränze hinabschleuderten. Schon wollten die Schweden abziehen, als sie der fromme Gesang auf der Mauer: „Vor Gud hand er saa fast en Borg," den sie für Spott hielten, zu neuem Grimm antrieb. Die Bürger begehrten darauf Zwiesprache, fragten, in wessen Namen die Schweden kämen, und als sie darauf Bescheid erhalten, gelobte die Gemeine am 31. October dem erwählten Könige Gehorsam.

Diese anfangs übersehenen Fortschritte der schwedischen Waffen, ihr Andringen auf Schonen, ihr Einverständniß mit dem dortigen Adel lenkte die Sorge des Grafen aus dem Westen nach Osten, und es war hohe Zeit, daß er nach dem stockelsdorfer Frieden über neue Streitkräfte gebieten konnte. Ungesäumt schickte er Marx Meier mit den lübschen Fähnlein von Helsingör nach Schonen, ingleichen fünf Fähnlein unter dem Grafen von Hoya und Michael Blick, einem in den nordischen Kriegen wohlversuchten Deutschen. Auch Mynter sollte mit drei Bürgerfahnen von Malmoe mit ihnen die Landmark von Schonen schützen, sowie Bastian von Jessen mit Reitern ihnen zugesellt wurde. Aber alle diese Anstalten scheiterten am Treubruche des Adels, den freilich die Mishandlung von Bürgern und Bauern einigermaßen entschuldigte, wenngleich nicht die Gefangennahme des fanatischen Erzbischofs von Lund durch den sächsischen Bastard. Zur Vertheidigung der Grenzen vom Grafen nach Landskron entboten, um hier seiner Befehle zu harren, hatten sie, 300 gerüstete Pferde stark, bereits ihren Troß dorthin geschickt, als sie die Furcht befiel, Bastian von Jessen sei bestimmt, sich ihrer zu bemächtigen, um mit ihren Waffen und Rossen seinen Haufen besser gegen die Schweden zu bewehren. Diesen Argwohn vermehrte, daß Bastian von Jessen, um den Herren im engen Städtchen offene Herberge zu lassen, selbst hinauszog und nur eine schwache Besatzung von Fußvolk zurückließ. Die 300 schonischen Edelleute, ob wirklich vor dem Häuflein sich fürchtend oder nur einen Vorwand suchend, kehrten vor Landskron um, irrten eine Zeitlang in Schonen umher, einen festen Ort einzunehmen; als sie den Einmarsch der Schweden erfuhren, sowie die Plünderung ihres Trosses, wozu Jessen wol Recht hatte, da die Herren treulos geworden, stießen sie bei Engelholm zu Johann Turson und kündigten, sich offen für Christian III. erklärend, dem Oldenburger den Treueid auf. Dieser Abfall gab der Sache Christierns plötzlich eine andere Wendung. Marx Meier und der Graf von Hoya, mit ihrem Fußvolke dem schwedischen Heere, welches jetzt 1200 Ritter zählte, nicht gewachsen, zogen von Halmstads Mauern zu Anfang des Jahres 1535 an den Sund auf Helsingborg zurück. Aber hier war der Ausgangspunkt der Fäden des Verraths, welcher die Männer umgarnte. Auf Helsingborgschloß

Digitized by Google

befehligte jener Tyge Krabbe, der in des Grafen innerstem Rathe saß, ihm als Zeichen der Freundschaft seinen Leibhengst und seinen Haenisch verehrt und ihn selbst zur Zusammenkunft mit Cheistian III. nach Kolding begleitet hatte. Meier und besonders Mynter, aus guten Gründen dem alten Fuchs nicht trauend, versuchten durch List und Uebereedung sich des Schlosses zu bemächtigen. Aber der Jüte ließ sich nicht irren; ohne ein Zeichen seines Abfalls zu erkennen zu geben, beschickte er den schwedischen Heerführer und setzte ihn in Kenntniß, wessen er von ihm gewärtig sein könnte. Graf von Hoya, so bedenklichen Verhältnissen seine Person nicht anvertrauend, segelte nach Seeland; Marx Meier und Mynter dagegen verzagten nicht, auf so treulosem Boden dem Feinde zu widerstehen. Die falschen Betheuerungen des dänischen Reichsmarschalls, seine auf das Saerament angelobte Treue berückten den Hauptmann, der erst in der Schule des nordischen Adels zum Meister der Verstellung sich ausbildete; war es keckes Selbstvertrauen oder Kurzsichtigkeit, er lagerte sich in die offene Stadt unter Helsingborgschloß, mit geschwächtem Heere den Angriff einer überlegenen Macht abzuwarten, in Hoffnung, schlimmsten Falls eine Zuflucht auf der Feste zu finden. Der Reichsmarschall lieh dem „Bundesverwandten" nur gegen Unterpfand jener beneideten goldenen Kette, dem lübecker Hauptmann, zwei zum Zerspringen übeeladene Falkonette und ertheilte schon vor der Schlacht einem Edelmanne das Geheiß, vom Thurme die Stücke auf die Lübecker zu richten, „denen man nicht durch Eid verbunden sei." Angstvoll harrte der Verräther der Schweden, des Todes sicher, wenn die Deutschen, seiner Tücke innegeworden, das Schloß stürmten; obgleich diese in ihrer Blindheit beharrten, näherte sich Johann Turson dennoch nur zögeend der Stadt am Abend des 12. Januar 1535 und beschloß erst, als in der Nacht zum 14. Januar ein heimlicher Bote ihm den schändlichen Plan aufgedeckt, mit seinen 1200 Rittern und verhältnißmäßiger Zahl Fußvolks die fünf Fähnlein Lübecker hinter ihrer Wagenburg und den schwachen Schanzen mit dem Tage anzugreifen. Gleich zu Anfange des Gefechts warf Tyge Krabbe die Maske ab, indem ein hämischer Schuß 14 Deutsche sogleich niederstreckte und die Wackeen in Bestürzung setzte, die, von vorn und von hinten angegriffen, nirgend einen Rückhalt fanden. Mynter war klug genug, bei dieser Wendung in ein Boot sich zu werfen und seewärts nach Malmoe zu fliehen. Meier's Fähnlein dagegen wurden durchbrochen, überwältigt, zur Hälfte erschlagen, Viele ertranken in der See, er selbst schloß sich mit 1000 Mann in das nahe Kloster ein. Aber während die Stadt in Flammen aufging und die Feinde von allen Seiten ihn umstellten, war hier kein langer Widerstand zu leisten. Der Betrogene ergab sich, voll Haß gegen die Schweden, dem Dänen Magnus Gyldenstiern und warf auf dem Schlosse vergeblich dem alten Reichsmarschall seinen Treubruch vor, der in aller Seelenruhe sich entschuldigte, „er habe dem Grafen, nicht den Lübeckern den Eid geschworen." Bastian von Jessen war entkommen; Michael Blick mit Junker Peter, Bastard von Geldern, geriethen in Feindesgewalt und 1000 Knechte wurden gegen Kriegsgebrauch genöthigt, in Schwedens Sold zu treten. Um den Heerführer von Lübeck haderten die Sieger. König Gustav forderte ihn von Westerås aus als seinen Gefangenen, da sein Volk die Niederlage entschieden; weil Meier jedoch ausgerufen: „er wolle lieber sterben als in schwedische Hände fallen," schickte man ihn bis auf weitere Vereinigung auf Vardbiergschloß. Nach dem Treffen von Helsingborg nahmen die Schweden das offene Land für Christian III. in Pflicht, meldeten ihm die frohe Zeitung nach Kolding und schritten unverzüglich zur Berennung der schonenschen Städte.

So trug den Krieg gegen beide Könige der Dictator, seines Magister equitum beraubt, allein, als unvermerkt eine neue Intrigue sich ankündigte, welche, neben Wullenweber's Plänen herlaufend und ihrer Natur nach mit denselben unvereinbar, ihnen dennoch als Mittel dienen konnte. Noch während Christian vor Lübeck lag, hatte die Königin Maria ihm über Heinrichs VIII. Bündniß mit den Lübeckern vertrauliche Eröffnungen gemacht durch eine Gesandtschaft, welche am dänischen Herrentage die Wahl des Herzogs, als dem kaiserlichen Hause beifällig, empfehlen sollte, welche sich aber durch das aufruhrvolle Land nicht nach Kopenhagen wagte, sondern in Travemünde dem Herzoge niederländische Hülfe gegen England verhieß. Als darauf Christian der Regentin seine Wahl kundthat und die Kriegsschiffe nach dem genter Vertrage foederte, ließen Ausflüchte und Vertröstungen ihn die veränderten Gesinnungen des burgundischen Hofes fürchten. Nämlich die Proclamation des gefangenen Christiern durch den siegreichen Grafen eröffnete dem römischen Könige Ferdinand die Aussicht, den Norden näher mit Habsburg zu verknüpfen, wenn er Dorothea, die ältere Tochter des gefangenen Schwagers — die jüngere hatte der Letztling des Hauses Sforza, jener vielgeprüfte Franceseo, Herzog von Mailand — mit einem deutschen Fürsten, einem verdienten Anhänger des Hauses, vermähle und ihm die nordischen Kronen übertrüge. Zu dieser Wahl schien Keiner geeigneter als der Bruder des Kurfürsten Ludwig, Pfalzgraf Friedrich, den wir jetzt als neuauftretende Person des verschlungenen Dramas näher ins Auge fassen müssen.

Ein Sohn des Kurfürsten Philipp, geboren 1483, erzogen am fröhlichen Hofe des Erzherzogs Philipp, nachmals Königs von Spanien, hatte Friedrich alle Gaben von der Natur empfangen, um der füestlichste Ritter seiner Zeit zu werden, blieb aber bis zur späten Uebernahme der Kurwürde ein Spielball des Glücks und ein irrender Ritter. Als jüngerer Prinz seine Hoffnung früh auf das Kaiserhaus stützend, hatte er den König Philipp als Vertrauter und Theilnehmer jugendlicher Thorheiten nach Spanien begleitet und nach dem Tode des schönen Gemahls der Infantin Juanna dem jungen Karl von Gent sich angeschlossen, an dessen Hof er durch Ritterlichkeit, feine Sitten, Liebe zu den schönen Künsten, zumal der Musik, in so hohem Grade die Aufmerksamkeit erregte, daß er nach der Erzherzogin Leonore kühn aufzublicken wagte. Bereits war ihm das Herz der schönen, lebensfrohen Prinzessin zugänglich geworden, als ihre durch große Staatsrücksichten herbeigeführte Vermählung mit dem alten Könige von Portugal den jugendlichen Traum zerstörte. Auch nach dieser Täuschung ein eifriger, wiewol wenig belohnter Diener des jungen Kaisers, hatte er an der Spitze des Reichsregiments gestanden, das Reichsheer gegen die Türken befehligt; aber alle lockenden Heirathsplane waren, ungeachtet seiner äußern Empfehlung und unermüdlicher Betriebsamkeit, neckend immer umgeschlagen. Jetzt über 50 Jahre alt und einer stoischen Ansicht des Lebens zugewandt, nachdem er um die Erzherzogin Leonore, um eine Tochter Don Fernando's, um die Königin Witwe von Ungarn, um die Markgräfin von Montferrat, um eine englische Prinzessin und viele andere Fürstentöchter geworben, verleitete den unglücklichen Freier nach langem Sträuben die Beredtsamkeit des römischen Königs noch einmal, sich in die undankbarste Heiraths- und Kronbewerbung einzulassen. Im Juli 1534 schickte er Gesandte, unter ihnen seinen Rath und Tröster, Schicksalsgefährten und endlich Biographen, Hubert Thomas von Lüttich, mit königlichen Empfehlungsbriefen zum Wahltage nach Kopenhagen; wie sie aber in Hamburg, eben als der Graf Seeland von Schonen mit Kriegsunruhen erfüllte, die versprochenen kaiserlichen Räthe nicht fanden, — dieselben, welche dem Herzoge die Hülfe der Regentin gegen England angetragen und noch nicht von der veränderten Politik des Hauses in Beziehung auf den Norden unterrichtet waren, weil die Entfernung zwischen Prag, Madrid und Brüssel raschen Austausch der Plane verhinderte, — kehrten sie mit der Kunde von Christians Huldigung zu Horsens in die Pfalz zurück. Aber Ferdinand drang in den Pfalzgrafen, zur eiligen Bewerbung um die Königstochter eine Botschaft nach Spanien zu schicken. Mit unglaublicher Hast „postirte" nun Hubert von Heidelberg über Binche im Hennegau, wo die Regentin, den Heirathsplan aufnehmend, ihn mit Briefen an den Kaiser versah, nach Madrid, fand diesen und den Kanzler Granvella zu Gunsten der Heirath vorbereitet, und erhielt eine mäßige Mitgift und die Unterstützung des Anrechts auf die nordischen Reiche durch die Macht der niederländischen Provinzen zugesagt. Aber noch nicht mit Vollmacht zum Abschlusse des Heirathscontracts versehen, ward der pfälzische Rath unter gnädigen Verheißungen entlassen und ritt mit solcher Eile nach Deutschland, daß er in 10 Tagen, am 1. Januar 1535, dem harrenden Gebieter das kaiserliche Wort nach Neumarkt in der Oberpfalz überbrachte. Der alte Freier, voll jugendlicher Hoffnung, machte sich darauf selbst nach Spanien auf den Weg, um den Kaiser zu größerer Hülfsleistung zu bewegen, sprach die Regentin am 21. Februar in Brüssel und gelangte am 18. März nach Saragossa, wohin den Kaiser die Rüstung zum Zuge nach Tunis gerufen. Zu Barcellona ward dann die Acte vollzogen, worauf Karl sich zu seiner heldenmüthigen Expedition einschiffte, der Pfalzgraf dagegen über Paris und Rouen, wo er den König Franz aufsuchte, nach Brüssel eilte und am 18. Mai sich mit der kränklichen Tochter des sonderburger Gefangenen verlobte. Mit guten Gründen drang die Regentin auf ein unverzögertes Beilager; doch der Stolz des deutschen Fürsten sträubte sich gegen eine prunklose Hochzeit; er reiste erst zu seinem Bruder nach Heidelberg, um fürstliche Vorbereitung zu treffen, und verschuldete dadurch den Verlust des unwiederbringlichen Momentes, in welchem sein Auftreten, von kaiserlicher Macht unterstützt, eine günstige Wendung hätte herbeiführen müssen.

Nicht sowol die Entfremdung eines Bundesgenossen als die Gefahr eines directen Angriffs nöthigte den erwählten König, desto enger mit den verwandten nordischen Fürsten sich zu verbinden. Jütlands trotzige Gemeinen waren zwar gebändigt, aber die Städte Schonens, denen das Meer offen stand, zu zwingen, den Grafen aus den Inseln zu vertreiben, bedurfte er einer Flotte, da Kopenhagens Fall den Staat der Seemacht beraubt. Gustav verhieß mit der Bereitwilligkeit, welche gleiche Gefahr gebot, auch den Beistand seiner Schiffe; auch Herzog Albrecht von

Digitized by Google

Preußen, der Gemahl der Schwester Christians, fand es angemessen, durch Aufbietung des beferundeten Königs sein unsicheres Herzogthum zu stützen. So hoffte denn Christian mit dem Sommer nachdrücklichere den Krieg zur See und auf den Inseln zu beginnen und schickte fürs Erste den tüchtigen Oberſten Albrecht von Belzig aus Jütland nach Holland, um den Schweden gegen Römer von dem Walde in Landskron, Munter in Malmoe und Lund beizustehen.

Aber auch den Grafen schreckte der Verlust Jütlands und Schonens, die Tücke des Adels, die Schlacht von Helsingborg böſe aus der Mäßigung auf, mit der er dem Umschwunge der Verhältnisse mehr sich hingegeben, als derselben durch große persönliche Anstrengung Meister zu bleiben getrebt, mehr die Revolution genoſſen als geleitet. Ohne Args gegen die ihm durch theure Eide verpflichteten Reichsräthe, den scheingehorſamen Adel nach Kräften schützend, hatte er seiner Liebe zu Weibern, Wein und Büchern behaglich Raum gegeben, bis die Dinge unvermerkt eine so gefährliche Wendung gewannen. Ein Beweis des Verrathe, mit welchem man den offenen Mann umgaente, iſt, daß Johann Friis, ſein Geheimſchreiber und Vertrauter aller Heimlichkeiten, die Erlaubniß erbat, nach Wittenberg zu den Studien zu gehen, auf Verwendung der Reichsräthe vom Grafen Urlaub gewann; ſtatt aber bei Rechte in Wittenberg zu ſtudiren, zu Chriſtian floh und ſo den freundlichen Beförderer ſeiner Luſtbildung ſchändlich betrog. In veränderter Geſinnung berief darauf Chriſtoph, um die Mittel zur weiteren Kriegsführung aufzutreiben, die Herren nach Kopenhagen und erſchien mit einer Schaar Bürger der Hauptſtadt. Aber ſtatt erwarteter Hülfe vernahm er des Adels Klagen übe den Druck der deutſchen Kriegsleute und die Mißhandlungen des Volks, was den Haufen ſo erbitterte, daß er einige Tage darauf Frau Anna Rosenkranz, die Mutter des Holgers, in Stücken riß, weil ſie, ein muthiges Weib, wirklich Hoffnung deren Königs, ſich zu heftigen Reden hatte hinreißen laſſen. Dieſe Unthat an einer Frau iſt ein Zeichen der entſetzlichen Verwilderung des däniſchen Bürgers, wiewol ſie keinen Vergleich aushält mit der, wir möchten ſagen phantaſtiſchen Grauſamkeit, in welcher die Schwadenbauern zehn Jahre vorher 70 Grafen und Edelleute durch die Spieße jagten, Melchior Nunnenmache auf der Sackpfeife dem Grafen von Helfenſtein den Todesreigen blies und die Gräfin, Maximilians des Kaiſers Tochter, auf einem Miſtwagen mit ihrem Söhnlein in's Elend geſtoßen wurde. Die nordiſchen Bauern, ſonſt ſtark und phantaſiereich, hielten mehr an ſich im Geiſte gegen ihre Bedrücker, wie denn überhaupt ein gewiſſes Maßhalten auf beiden Seiten in dieſen Religions- und Bürgerkriegen nicht zu verkennen iſt.

Der Graf, durch die offenkundige Untreue der Reichsräthe zu leidenſchaftlicherem Verfahren mit Recht gereizt, ließ, zu ſpät, um fernern Verrath unmöglich zu machen, am 11. März 1535 alle Herren und Voelleute gefangennehmen und nach Malmoe in Gewahrſam deingen. Nur wenige retteten ſich auf die noch unbeſetzten Schlöſſer, als des Grafen Diener im Lande ſie ausſuchten; mit Verzweiflungsmuth vertheidigten die Lehnsmannen des geſtohenen Biſchofs von Odenſee Dragsholm, als letztes Aſyl des ſeeländiſchen Adels, gegen Johann von Hoya und die Bürger von Kopenhagen, wie Kallundborg bereits ſeine zerſchoſſenen Mauern geöffnet und Hermann Lange, des Grafen Halbbruder, zum Befehlshaber bekommen. Adee was Seeland an Sicherheit gewann, verlor das nahe Fünen; allee ſorgſältigen Abwehrmaßregeln ungeachtet ſetzte Johann Rangau auf heimlich geſammelten Küſtenfahrzeugen ſein Kriegsvolk über, die Strandwachen zur Nachtzeit hinters Licht, ſodaß Anfangs die Bauern und einige gräflicher Knechte am 19. März zwiſchen Odenſee und Middelfarth und lagerte mit einem anſehnlichen Heere ſeit mehren Wochen vor Aſſens.

So ſtanden Lübecks Angelegenheiten, als es dem Marx Meier auf Barddiergſtädt gelang, durch dieſelben Künſte ſeine Freiheit zu gewinnen, die ihn in die Gewalt des Adels gebracht. Auch eine reinere Natur als unſer Abenteurer, den wie nicht als ſittlich vornehm geprieſen, hatte Ehrlichkeit verlernt unter einer Umgebung, die Ritterwort und Eid auf die Sacramente nur als Mittel gebrauchte, ſich aus augenblicklicher Verlegenheit zu retten. Er war bereits Zoge Krabbe verrathen worden; ſollte er nun Bedenken tragen, alle Mittel ſeines ſchöpferiſchen Geiſtes anzuwenden, um ſich den Händen eines Mannes zu entziehen, der ſein Gelöbniß gebrochen? Zu allen Zeiten hat man ſchonend Dieſenigen beurtheilt, welche aus Liebe zur Freiheit auch angelobten offenen Gefangniſſen auf kühnen Wegen entrannen; des Gelöbniſſes durfte Der mit Recht vergeſſen, den nicht eine Großthat der Feinde, ſondern ihre Argliſt zum Gefangenen gemacht.

Ungern ſah Guſtav den Burgerfeldherrn auf Barddiergſtädten, deſſen Befehlshaber Trued Gerwerſon Uſſland noch keine unzweifelhafte Erklärung für Chriſtian abgegeben, indem er vielmehr ſeine Burg nur für den vom Reichsrathe noch zu beſtätigenden König beſetzt hielt. Hatte er doch noch am 1. Januar 1535 einen Brief des Grafen von Hoya, der ihn zur Treue ermahnte, nur deshalb nicht für bindend erklärt, weil er nicht vom Reichsrath unterzeichnet ſei. Die Stadt Barddierg beharrte entſchieden für Chriſtiern; das Schloß ſtand unter Waffenruhe dem noch anzuerkennenden Herrſcher offen. Unter ſo ſeltſamen Verhältniſſen empfing Trued Uſſland ſeinen vornehmen Gefangenen mit ritterlicher Gaſtfreiheit, geſtattete ihm gegen Handſchlag freie Haft und nahm ihn ſelbſt zuweilen mit auf die Jagd hinaus. Unſren Kriegsmann aber quälte die Sehnſucht nach Thaten und der Drang, ein Unternehmen, das es begonnen, zu glücklichem Ende zu führen. So lange Stadt und Schloß feindlich waren, blieb Meier gewiſſenhaft: als er aber mit großer Gewandtheit freien Verkehr auf dieſe Wochen zwiſchen beiden vermittelt, ward er heimliche Kundſchaft bei den Bürgern und der deutſchen Beſatzung der Stadt, um die letzte Feſte Hallands gegen Albrecht von Belzig zu ſichern, der eben aus Jütland erwartet wurde. Der Schloßrapelan bot ſich als Unterhändler, und der Fähnbrich der Beſatzung, ſowie einige Bürger, eifrige Anhänger Chriſtierns, beſchloſſen, mit Meier's Hülfe die Feſtung zu überraſchen. In der Nacht zum 9. März ſchlichen ſich 30 Knechte mit Waffen und einer Strickleiter während der Wachtſtille an die Burg und fanden den Gefangenen bereit, durch das heimliche Gemach, welches unter ſeiner Wohnung herausgebaut war, erſt die Leiter, dann ihre Wehren und Harniſche, endlich auch Männer hinaufzuziehen. Bis zum hellen Morgen verſteckte er ſie darauf in einer Kammer, überwältigte den Diener, der in ſeinem Gemache ſchlief, und begleitete unbefangen den Befehlshaber, der nach ſeinem Brauch alle Morgen die Schloßmauer rings umging und nach dem Rechten ſah. Als ſie in die Nähe der Kammer gekommen, wo jene mit ihren Hakenbüchſen verborgen lagen, wiſterte er Unſörmliches und ſprach: „Hier ſtinkt's nach Hunden.“ „Es ſind die alten Beiber, die im Backofen Flachs röſten,“ erwiderte M. Meier, um geſchnute Antwort nie verlegen. Wie nun Trued Uſſland den Berg hinunterſtieg, um die Arbeiten auf den Werften zu beſichtigen, ging Marx untee einem Vorwande zurück, rief „die Brüder“ zu den Waffen, warf das Thor in die Angeln und überwältigte ohne viel Blutvergießen die erſchrockenen Dänen bis auf einige Reitee, welche auf den Thurm flüchteten, aber durch ein Geſchütz in Respect gehalten wurden. Auf das Getümmel kehrte Uſſland raſch um, rief denen droben zu, ſich zu halten, und gedachte mit Schmiedehämmern die Thür zu ſprengen. Des Drohenden Leben ſtand in Meier's Gewalt. „Soll ich eme dor dat Lif ſcheten?“ fragte ein Hakenſchütze im Anſchlage; auf ſeine Verneinung erſchoß er durch ein Schießloch den Nebenmann, worauf Here Trued, da obenein von der Stadt her Bürger und Soldaten andrangen, ſich auf ein Pferd warf und voll Scham davonjagte, das ihm anvertraute Schloß in des Feindes Gewalt laſſend. Auf Barddierg nun richtete ſich Meier wie auf ſeinem Eigenthume ein, plünderte die Reichthümer, welche der Adel dorthin geflüchtet, ward von ſeinen Helfern zum Hauptmann ausgerufen und behauptete ſein „Materpartus“ mit allen Kriegsverrichten, der Stadt, ihren Schiffen und die Umgegend 15 Monate lang ſo unabhängig, daß er den Königen des Auslandes faſt als eine ſelbſtändige Macht erſchien und er die nordiſchen Kronen nicht ohne Freiſcher aubieten konnte. Graf Chriſtoph, dem er die wichtigen hier aufgefundenen Documente zuſandte, vermittelte die Befreiung der Frau Uſſland und ihrer ſechs Kinder gegen die Familie eines mit Johann von Hoya geflüchteten ſchwediſchen Dieners, die in Stockholm verhaftet lag. Als Albrecht von Belzig an Hallands Küſten erſchien, verſtand Meier ihm entſchloſſen und liſtig zu begegnen. Guſtav Waſa aber beſchämte die Reichsräthe mit Vorwürfen, daß ſie den Gefangenen nicht beſſer bewahrt.

Sechstes Capitel.

Der Reichsverweſer Chriſtoph in Kopenhagen. Schlacht am Oreenberge. Vertreffen bei Bornholm. Chriſtian III. vor Kopenhagen. Sommer 1535.

Jürgen Wullenwever hatte die Wendungen des Krieges mit aufmerkſamem Blicke von Lübeck aus verfolgt, das er aus Furcht vor heimlichen und offenen Gegneen nicht zu verlaſſen wagte. Noch gebot er auch ohne die Verordneten über die geſammte Kraft der wendiſchen Städte, wiewol die Ariſtokratie, neidiſch auf jeden Erfolg der gehaßten Demokraten, in der Stille mancherlei Mittel unwandte, den Schwung der Unternehmung zu hemmen. Auch in Stralſund hielten die Achtundvierziger ſich ſo weit oben, daß Smiterlow mit ſeinen Verwandten verhaftet blieb und am 6. Februar 1535 ein Reees zwiſchen der Bürgere

Digitized by Google

schaft, dem Rathe und den Verordneten ausgestellt wurde, welcher das dauernde Ansehen der Letztern gegen spätere Ahndung ihrer Anmaßungen sicherte, den alten Rath alle ihre Schritte, als mit ihm einverstanden, gutzuheißen und die Verantwortung der Folgen der dänischen Fehde gemeinschaftlich zu übernehmen verpflichtete, wiewol die letztere Clausel erst später mit zurückdatirter Zeitangabe hinzugefügt sein soll, als die Achtundvierziger bereits strenge Rechenschaft ihres Gewaltmisbrauches ablegen zu müssen gewärtig waren. Nicht allein gaben Stralsunds Bürger in republikanischem Eifer willig jedes Opfer zum rechtmäßigen Kriege, die Glocken aus den Kirchen und selbst den kupfernen Kolben der Stadtramme, der noch zu Sahlrow's Zeiten, kenntlich an dem Wappen, zu Lübeck gesehen wurde, sondern forderten auch die benachbarte Gemeine zu Greifswald, die nicht unmittelbar an dem Kriege der Hanse Theil genommen, auf, ihre Geldbeiträge ihnen zu senden; wogegen Bürgermeister und Rath zu Stralsund am 15. März 1535 in Lübecks Namen den Greifswaldern die Versicherung ausstellten, „ihre Rechte in Dänemark und ihre Freiheit vom Sundzolle zu schützen, und ihnen als Bundesverwandten jeden Erfolg des Krieges zu Gute kommen zu lassen." Aber neben so tüchtiger Volksgesinnung that auch hier jene schleichende Opposition sich kund, die jetzt am Bürgermeister Lorbeer ein unzweideutiges Organ gefunden.

Die beunruhigenden Fortschritte der Könige erregten die Unzufriedenheit der Städte mit dem Grafen, ihrem Oberfeldherrn, und veranlaßten den Bürgermeister von Lübeck, nach einem andern Paladine des gefangenen Königs und einem mächtigern Vertheidiger ihrer Ansprüche sich umzublicken. Es ist kein geringer Beweis seiner geistigen Ueberlegenheit, daß er, wenn es seinen Plänen förderlich schien, immer über fürstliche Personen verfügen und verwandtschaftliche Interessen erwecken konnte, die ohne seine Aufforderung nie zur That gekommen wären. Als Diadochen für den Grafen substituirte Wullenweber jetzt Albrecht VII., Herzog von Mecklenburg, geboren 1486, jüngern Bruder Heinrichs IV., mit welchem er in Gemeinschaft regierte. Durch seine Ehe mit Anna, der Tochter Joachims I. von Brandenburg, für Christiern gewonnen, hatte er schon früher an der Einsetzung des vertriebenen Königs gearbeitet, ihm im J. 1524, sowie beim Angriff auf Norwegen nach Kräften Vorschub geleistet, indem er die katholischen Fürsten Deutschlands für ihn zu bewaffnen gesucht; Mecklenburg war auch jetzt der Sammelplatz vertriebener Dänen und Schweden. In Betreff der religiösen Streitfrage legte er eine Unsicherheit an den Tag, die seinem sittlichen Charakter nicht zum Ruhme gereichte, indem er nach dem Vortheile des Augenblicks, bald der katholischen Partei im Reiche sich anschloß und die Ausführung kaiserlicher Mandate übernahm, bald lutherische Prediger in seinen Städten ansetzte, zum Widerspiel seines standhaften, der neuen Lehre ergebenen Bruders. Nicht ohne äußere Gaben und nicht ohne ritterlichen Unternehmungsgeist, mangelte es ihm gleichwol an sittlicher Bedeutsamkeit; ihn verfolgte eine nie ruhende Eitelkeit, die ihn getrieben, für seinen Stamm das Amt des Reichserbvorschneiders zu suchen, als welcher er bei dem Krönungsmahle Ferdinands zu Aachen im J. 1531 mit großer Geschicklichkeit fungirt hatte. Mit ihm nun, den bereits kaiserliche Briefe zur Unterstützung der Sache seines Verwandten aufgefordert, unterhandelten die Abgeordneten der wendischen Städte zu Rostock, in Hoffnung, sein fürstlicher Name, seine Verwandtschaft, die Macht seines Adels werde das dänische Reich vollends bezwingen. Leicht ging Albrecht am 13. Februar 1535 den Antrag ein, die Befreiung des Oheims seiner Frau zu erkämpfen, zumal da die Hansen ihm die Regentschaft für Christiern versprachen und auch mit der Lockung nicht kargten, ihn zum Nachfolger des Königs, der ohne männliche Nachkommen sei, zu erheben. Weil dem Herzog in Hinsicht auf die Religion nicht zu trauen, bedingten sich Wullenweber und Dr. Oldendorp, der Syndicus, die Aufrechthaltung der protestantischen Kirche. Auch Stralsunds Rath und die Achtundvierziger hatten die Urkunde unterzeichnet und untersiegelt; als aber dieselbe dem Herzoge zu Wismar überreicht werden sollte, fand der Bürgermeister Lorbeer, der schon im Rathe dagegen gesprochen, Bedenken, seiner Stadt die neue Verpflichtung aufzuladen. Er ließ sich den Brief noch einmal einhändigen, schnitt mit seinem „Brodmesser" das große Stadtsiegel ab und eilte nach dieser heroischen That, ohne der Einladung zur herzoglichen Tafel zu folgen, im heimlichen Triumphe nach Stralsund zurück. Dessenungeachtet stieg Albrecht von Mecklenburg, zwar nicht als mächtiger Herzog an der Spitze seiner Vasallen, die ihm außer Landes zu folgen nicht Lust hatten, sondern mehr in der Gestalt des Reichserbvorschneiders, mit einem unmäßigen Gefolge von Gesinde, Jägern und Hunden, als ginge es zu einer großen Jagdlustbarkeit, mit seiner Gemahlin und ihrem Frauenzimmer am 8. April in Warnemünde zu Schiffe. Misvergnügt über das kleine Häuflein Knechte, welches mit hinübergeschifft wurde, geleitete ihn der Bürgermeister von Lübeck, um das neue Kriegsoberhaupt gleichsam zu installiren. Zu Nykoeping gelandet, zogen sie am 16. April, bewillkommnet von den Bürgern, auch vom Grafen höflich begrüßt, in Kopenhagen ein. Aber jetzt bedurfte Wullenweber aller Gewandtheit, um den in seinem Stolze gekränkten Grafen mit dem neuen Feldherrn nicht zum Schaden der gemeinsamen Sache zu entzweien. Christoph weigerte sich, dem Herzoge, dem sein höherer Titel die Gunst der Bürger zuwandte, das Schloß zu räumen, beklagte sich bitter über Zurücksetzung und wollte nicht einwilligen, daß das Kriegsvolk, des Treueides gegen ihn entbunden, an den Herzog gewiesen würde. Er verschmähte das ihm von Wullenweber angebotene Bisthum Roskild, — der arme kölner Domherr das reichste dänische Stift, — und wurde nur begütigt, als der Bürgermeister, den Oberbefehl zwischen Beiden theilend, dem Herzoge den Bischofshof als Wohnung anwies. Eine freudige Einigkeit konnte aber unter den doppelten Häuptern nicht bewirkt werden, die, beide schon nach höheren Dingen, nach der Krone, trachtend, die Wahrheit des Sprichworts erwiesen, daß, „wenn zwei Hunde um einen Knochen beißen, ein dritter gemeinhin mit der Beute davongeht."

Unterdessen die lässige Belagerung von Assens fortdauerte und Johann von Ranzau mehr seinen Eifer darauf wandte, in dem furchtbar heimgesuchten Fünen die Ordnung herzustellen; er in der Osterzeit den Adel, die Bürgermeister bis auf Svensborg und Nyborg und die Hardtvögte in Pflicht nahm, zogen von allen Seiten so mächtige Streitkräfte zusammen, daß die Entscheidung über das streitige Königreich nicht langer ausbleiben durfte. Gustav, aufmerksamer auf die nahe Gefahr, die ihm über Norwegen durch den Pfalzgrafen drohte, unterrichtet, daß die Kaufleute den Mecklenburgern „die guten alten nordischen Kronen als ihre Kramwaare feilgaben," hatte die Lockung, die ihm Schonen und Halland als Preis zuwies, wenn er seine Hand von Christian abzöge, erzürnt abgewiesen, dem Schwager ansehnliche Summen vorgestreckt und trat am 9. Mai 1535 mit einem Drohmanifest gegen Lübeck hervor, welchem eine Flotte von 11 Orlogschiffen den gehörigen Nachdruck verlieh. Um Gothland vereinigte sich am Ende des Mai das schwedische Geschwader mit dem dänischen; über beide erhielt Peder Skramm, Wagehals genannt, den Oberbefehl, sowie über die Hülfsflotte des Herzogs von Preußen, die Johann Preen führte. Am 26. Mai gelobten die drei Admirale urkundlich, sich treu beizustehen und alle Beute zu theilen. Ohne vereinigte Seemacht war kein bleibender Vortheil über Gegner zu erkämpfen, welche, auf dem Festlande erdrückt, seewärts immer neue Kräfte gewannen und mit solchem Uebermuthe den Meister auf dem Meere spielten, daß ihre im Sunde aufgestellten Orlogschiffe seit eröffneter Schifffahrt im Angesichte des schonischen Heeres den Zoll einforderten, alle Dänen und Schweden aufbrachten und 70 holländische Kauffahrer nach der Erhebung des Zolles ausplünderten. Gegen eine so keck ausgeübte Macht war das Erscheinen von 37 Orlogschiffen mit 3700 Mann Kriegsvolk und Matrosen ein neues entscheidendes Moment. Aber auch der Bürgermeister hatte gleich nach seiner Heimkunft stärkere Streitkräfte in Bewegung gesetzt. Noch in der zweiten Hälfte des Maimonats führten 10 hansische Schiffe den Grafen Nikolaus von Tecklenburg aus Westfalen mit Neugeworbenen nach Svensborg und legten sich in den Middelfarthsund, um die Verbindung zwischen dem königlichen Heere vor Assens und dem Festlande gänzlich zu sperren. Den Wankelmuth der Bewohner schonungslos strafend, zogen die Haufen nach Odensee hinauf, wo der Graf von Tecklenburg mit dem Hoya, den die Fürsten sammt allem entbehrlichen Volk aus Seeland und selbst den belagerten Städten Schonens hinübergeschickt, zusammenstieß. Odensee büßte den erzwungenen Abfall, sowie alle Städte des östlichen Fünens bis auf Nyborg. In der Propstei zu Odensee beriethen sich die Heerführer, auf welche Weise man den Feldzug am förderlichsten begänne. In demselben Gemache, eingesperrt in einen Schrank saß Hans Madsen, aus Soaninge, dem Jakob Hardenberg auf Sandholt fliehend seine Baarschaft anvertraut, und der, auf Trolle's Geheiß grausam zermartert, das versteckte Gut nicht verrathen hatte. Uneingedenk des Gefangenen, beschloß man im Kriegsrathe, sich an den Fluß zwischen Middelfarth und Assens zu legen, um einen Zuzug deutscher Reiter, sowie die Zufuhr von Lebensmitteln aus Jütland nach dem königlichen Lager zu verhindern und darauf jenes Lager selbst anzugreifen. Kein Wort entging dem gemishandelten Priester, der Tags darauf, an ein Pferd gebunden, mit fortgeschleppt wurde, als man gegen Faaborg zog, um eine Streifschaar Ranzau's zu überfallen. Als der schlaue Holsteiner den Anschlag zeitig gemerkt, kam man auf den ursprünglichen Plan zurück, sandte einen heimlichen Boten nach Assens und lagerte sich gegen Abend um Faaborg. Da entsprang der Pfaffe seinem Gewahrsam, fand ein Boot und hinterbrachte nach unsäglichen Mühseligkeiten in derselben Nacht vom 10. zum 11. Juni dem Feldherrn Ranzau die Kunde von dem auf den folgenden Tag beschlossenen

Digitized by Google

Anfall. Als der geistliche Herr mit seinem Leben die Wahrheit seiner Aussage verbürgte, beschloß der königliche Heerführer unsgesäumt aufzubrechen und seinerseits dem Feinde durch einen raschen Ueberfall zuvorzukommen. Christoph von Veltheim, der, vom Grafen von Oldenburg im Zorne geschlagen, denselben verlassen und dem Könige einige hundert Reiter zugeführt hatte, — ein so erfahrener als tapferer Kriegsmann, — blieb mit den Seinen vor Assens, um die Besatzung zu beobachten, welche in ihrem Einverständnisse mit dem Grafen geirrt, als sie in der Nacht das Lager der Holsteiner auflodern, das Heer abziehen sah, den verabredeten Ausfall unterließ.

Vor der Schilderung des entscheidenden Treffens am Orenberge muß zweierlei zur Beurtheilung desselben vorausgeschickt werden. Erstens war die Schlacht bei Assens, in Dänemarks Jahrbüchern so glorreich, eine Schlacht der Deutschen gegen die Deutschen, die, wie oft im dreißigjährigen Kriege, der Nation zur Schmach, den Ruhm fremder Mächte verherrlichen. Außer dem spanischen gab es damals nur ein Fußvolk in Europa, das deutsche und das schweizerische, welches in der Regel auf beiden Seiten focht. Nicht allein bestand das königliche Heer aus acht Fähnlein deutscher Knechte, sondern auch die Reiterei, vier Fahnen, bildeten allein holsteinische und insgemein in Deutschland geworbene Reiter; des Adels von Jütland und Fünen wird in keinem Schlachtbericht auch nur gedacht. Demnach begegnete zerstörend die deutsche Kraft der deutschen, und die Nation, uneinig und um das Ganze unbekümmert, vereitelte in blöder Haltungslosigkeit ein volksthümliches Aufstreben, das dem Vaterlande gewiß segensvolle Früchte getragen hätte. Zweitens war das Heer der Städte zwar um einige hundert Mann zahlreicher, aber die Menge sich keines gemeinsamen Ziels bewußt, indem bei der Entzweiung der fürstlichen Häupter kein warmes Interesse die materiellen, durch's Ungefähr zusammengewürfelten Kräfte durchdrang und der Verrath des dänischen Adels die unbewahrten Kriegshäupter rings umstellte. Nur in einem Wullenweber und wenig Andern war die große, populaire Idee lebendig, die, wenn die Demokratie ihre Bürger und nicht Gedungene zur Schlacht geführt, sich gewiß siegreich erwiesen hätte. So aber waltete, wie in den Heeren der alten Handelsrepubliken, keine bewußtstrebende Einheit, und es fehlte auch ein ausgezeichnetes Feldherrngenie, welches das Gewirre der Individuen zum energischen Ganzen gebunden. Das königliche Heer dagegen, geführt durch einen streitbewährten General, lenkte ein großer Wille, der durch die Abstufung des mit der Königsmacht einverstandenen, das Bürgerthum überall anfeindenden Adels bis auf die Einzelnen herabgeführt, von dem Eifer des gemeinen Volks getragen wurde, das mehr augenblickliche Befriedigung im Siege für das würdevoll persönlich vertretene Königthum als für die abstracten Plane der hansischen Bürger fand.

Eine halbe Meile südöstlich von Assens, in einer anmuthigen Gegend, welche die ungemessen vergleichende Liebe zur Heimat die „fünischen Alpen" nennt, erhebt sich mit hier und da steil eingeschnittenen Thälern der Ornebierg, einst Odin's Opferstätte, zu einer mäßigen Höhe. Der Pflug hat jetzt die schroffern Abhänge geebnet; die Torfmoose in den niedern Gründen sind geblieben. Dort nun fand beim ersten Dämmerlichte des 14. Juni Johann von Ranzau, schon mistrauisch geworden gegen den ihn führenden Geistlichen, das gräfliche Heer hinter einer Wagenburg gelagert, um den Morgen zum Angriff abzuwarten. Der nächtliche Brand des feindlichen Lagers ließ sie wähnen, die Besatzung von Assens habe einen so wirksamen Ausfall gemacht, daß sie nur fliehende Haufen erblickten. Diesen Wahn bestärkte, daß Ranzau im Thale in enggeschlossenen, die Zahl verdeckenden Schaaren zog, oder gar nach Erzählung der Landleute mit grünem Laube die anrückenden verbarg. Keineswegs einer geordneten Schlacht gewärtig, selbst nicht, als Geschütz aufgefahren wurde, beschlossen die muthigen Grafen und Ritter, denen immer ehrenvoller dünkte, durch einen Spieß als durch eine Kugel zu fallen, ihren Vortheil aufzugeben, plötzlich von ihrer Höhe herunterzubrechen und in einem Angriffe das Geschütz erstürmend, die ohnmächtigen Haufen zu erdrücken. In so muthiger Absicht trennten sich die vier Reiterfahnen vom Fußvolk und nahmen nur einige Rotten Hakenschützen zur Seite, die aber der hastige Trab der Ritter bald hinter sich ließ, sodaß sie ungestüm unter Schlachtruf, aber in gelösten Zügen über den Abhang allein an den Feind kamen. Ihrer harrte bis auf einen halben Steinwurf das königliche Heer, gab dann aus allen Feuerröhren ein so wohl unterhaltenes Feuer, daß die gelichteten Züge wichen, um aus der Verwirrung, in welche unbesonnene Kampfhitze sie gestürzt hatte, sich zu ordnen. So erneuerte sich das hartnäckige Gefecht, ungeachtet die urplötzliche Aenderung der Dinge, ein feindlicher Ueberfall statt des beabsichtigten eignen, mit Bestürzung erfüllte; denn das Fußvolk war unterdeß herbeigekommen, hatte aber, von bösem Mistrauen erfüllt, den Obersten Zanow bereits niedergeschossen, ein Verdacht, der geordneten Muth und Entschlossenheit lähmte. Als in anderthalbstündigem, erbittertem Kampfe ein von Ranzau gelegter Hinterhalt in die auseinandergerissenen Seiten einbrach und endlich Christoph von Veltheim, wie die Besatzung sich ruhig verhielt, mit seinen Reitern herbeistürzte, da ergriff das gräfliche Heer, das von allen Seiten Schaaren aufsteigen sah, Verzagen am glücklichen Ausgange und warf sich in aufgelöste Flucht; einige Fähnlein zogen sich auf den östlich auslaufenden Orenbergshals, erblickten aber, unkundig des Bodens, vor sich ein jähes Thal, das „Nederlags Dal", hinter sich die Verfolger und das feindliche Geschütz, und streckten, bei der Unmöglichkeit zu entrinnen, gegen die Nacht die Waffen. So hatte der Adel über die Gemeinen einen vollständigen Sieg errungen. Die Reiter fast alle erschlagen; nur 39 Edelleute und 142 Reisige fielen den Siegern in die Hände. Graf Johann von Hoya, in den Nacken und den Arm verwundet, stieg vom Pferde, um sich zu ergeben; den Wehrlosen erschlug aus altem Haß ein Holsteiner, Detloff Reventlow. Den Tecklenburg fand man durchstochen unter den Leichen, sowie den Burggrafen von Dohna. Der Bastard von Sachsen war schon vor der Schlacht in Svensborg von einem Hakenschützen, der den strengen Hauptmann haßte, ermordet, viele angesehene Edelleute aus Ober- und Niedersachsen und Westfalen hatten auf dem Schlachtfelde einen bessern Tod gefunden. Auch Gustav Trolle von Upsala, des stockholmer Blutbades böser Anstifter, lag lange mit unverbundener Wunde auf dem Felde und endete kurz darauf in Gottorp sein unruhvolles Leben. 1300 Landsknechte ergaben sich mit Römer von dem Wolde; der Sieger gewann das lübsche Geschütz, das Lagergeräth und die Wagen. Noch in der Nacht überbrachte ein Eilbote dem Könige die Siegeskunde nach Kolding, sowie Tags darauf die erbeuteten Fahnen. Die gewöhnliche Prahlerei des Siegers gibt den eigenen Verlust sehr gering an; unter den vornehmen Verwundeten wird nur Asche von Kramm, ein Comthur aus Braunschweig, genannt, eine Zierde des protestantischen Adels. Er hatte unter Franz I. bei Marignano gefochten, im Bauernkriege sich ausgezeichnet. In ihm einte sich die theologische und adelige Richtung der Zeit, der Widerspruch gegen die geistliche, der Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit. Sein Bedenken, gegen den Adelshenker Christiern zu fechten, hatte Luther durch die ihm gewidmete Schrift: „An et quatenus liceat Christianis militari?" gehoben. — In „Orenbergs weißem Sande" begrub man die Todten; ein benachbarter Kirchhof empfing die Leichen der beiden Grafen, bis König Christian, zum jubelvollen Lager herbeigeeilt, sie in der Domkirche zu Odensee bestatten ließ, wo an einem Pfeiler ihre Wappen und Namen noch spät gesehen wurden. Die Schlacht, wie sie des dänischen Volkes und der Landsknechte Muse besang in einem Liede, welches mit den höhnenden Worten begann:

„De holsten hebben de Kalebillen *) gebruwen
Dat sich de van lebeck hinter den oren gekruwen."

blieb lange im Gedächtnisse des Volkes auf Fünen, welches häufig Waffenstücke auf dem Wahlplatze aufpflügt; dem dänischen Sprichworte: „at lobe lobsk," setzen die Lübecker „Das ist fünisch" entgegen, um einen hinterlistig zugefügten Schaden zu bezeichnen.

Der Verlust Fünens war die nächste Folge der Niederlage; Herzog Albrecht, der aus unlöblicher Rückhaltung der Schlacht nicht selbst beiwohnte, oder weil Christoph in Kopenhagen blieb, floh mit den Entronnenen nach Seeland. Die Besatzung von Assens flüchtete auf den lübschen Schiffen nach Svensborg, ihre Feste den holsteinischen Knechten preisgebend, die nach gefährlicher Uneinigkeit sich in die Plünderung der Städte theilten. Nyborgschloß, der letzte Halt der gräflichen Waffen, fiel gleich darauf durch Ueberfall, und das Land durchzog König und Adel, blutig richtend über die Häupter der Bürger und Bauern.

Daß aber die Flucht verrätherischer im Dienste der Aristokratie stehender Schiffsführer die Häfen von Fünen räumte, war nicht allein die Folge der Schlacht am Orenberge, sondern eines um dieselbe Zeit gelieferten Seetreffens, welches der Hansen stolze Flagge zwar nicht demüthigte, aber ihr Ansehen schwächte, Zwietracht aussäete und Verlust auf Verlust häufte. Peder Skramm, der erste namhafte dänische Admiral, hatte mit der vereinigten Flotte, deren dänischen Bestandtheil Schiffe des Adels, der Geistlichkeit, ein Schotte und vier Holländer, die man nach dänischem Seerechte wider Willen der Eigner bemannt und zum Kriege ausgerüstet, bildeten, 26 Fahrzeuge der Hansen am 9. Juni unter Bornholm getroffen und sogleich sich zum Kampfe angeschickt. Aber nur das Admiralschiff, „die schwedische Kuh", gerieth an den lübschen Admiral, das Hans Albrecht wacker vertheidigte; während die übrigen Schiffe beider Geschwader sich nur aus der Ferne beschossen, sei es, um die Gefahr nicht zu theilen oder vom Winde gezwungen, lagen die Admirale fast einen ganzen Tag an einander, richteten sich übel zu, sodaß die schwedische Kuh 74 Mann verlor, bis ein Sturm sie trennte, vor welchem die königliche

*) Ein starkes Bier.

Digitized by Google

Flotte unter Bornholm Schutz fand, die Hansen dagegen zur Nacht im Sunde Zuflucht suchten. Nach diesem für die Admirale allein rühmlichen Streite, der den von Wullenwever's Feinden ärgstlich genährten Verdacht bestärkte, als wolle Lübeck die Orlogschiffe der andern Hansen aufopfern — es waren aber kraftsunder Schützen auf dem schwedischen Admiral — erhielt der dänische Seeheld den Befehl, in den Belt zu segeln, um Jütlands Werder mit Flinen zu sichern. Obgleich arg behindert, folgte Skramm dem königlichen Geheiß ohne Verzug, brachte erst vor Travemünde einen reichen Viehlandsfahrer auf und erschien am 16. Juni mit der Flotte auf der Svensborger Rhede. Dort lagen noch 10 lübecker Schiffe, welche nach der Schlacht von Assens die Besatzung jener Stadt aufgenommen hatten. Entmuthigt durch das Erscheinen des Admirals, beschlossen die Lübecker, in den Hafen einzulaufen. Aber auf die Ermunterung eines Geistlichen besetzte die Bürgerschaft, umgestimmt durch den Sieg von Assens, den Thurm am Hafen und wiesen jene mit Kanonenschüssen zurück. Da, halb aus Furcht, halb auf geheimes Geheiß der Aristokratie, flüchtete die Besatzung nebst den Hauptleuten auf die Böte und suchte, ihre Schiffe in Brand steckend, eingeln nach Seeland und Fünen zu entkommen. Nur ein Lübecker weigerte sich der schändlichen Flucht, blieb an Bord und ward ehrenvoll von Peder Skramm entlassen, der, das Feuer glücklich löschend, den Besitz von 9 Schiffen sicherte, unter denen der „Löwe“ auf das stattlichste mit Geschütz versehen war, die andern, wiewol von geringerer Größe, eine treffliche Beute gewährten. Schandvoll kamen die Hauptleute, welche „ihrer Schiffe verlaustn“, nach Lübeck heim, wurden eingethürmt, aber bald auf Vorschub ihrer Gönner entlassen. Peder Skramm dagegen reinigte den Belt, brandschatzte die abgefallenen Insein, eroberte Trankeier und Korsör auf Seeland und legte sich am 18. Juli vor Kopenhagen. König Christian selbst, Sieger zu Land und Wasser, als er zu Odense der Huldigung eingenommen und dem gepländerten Lande Grade versprochen, setzte, ohne Widerstand zu finden, mit ansehnlicher Macht nach Seeland über, weilte einige Tage vor Kröge und rückte am 24. Juli, sobald er des Admirals Ankunft von der Seeseite erfahren, vor seine von unbeschreiblichem Jammer bedrohte Hauptstadt. Wie aber der Feinde Streitkräfte schmolzen, hatten die des erwählten Königs sich vermehrt, sodaß er mit wahrhaft königlicher, siegesfroher Macht, 9 Fahnen Reiter und 24 Fahnen Fußvolk, die Stelle als Lager bezog, wo vor 13 Jahren sein siegreicher Vater gestanden.

Siebentes Capitel.

Belagerung von Kopenhagen. Wullenwever legt gezwungen seine Würde nieder und gerath in die Hand der Herzoge von Braunschweig. Herstellung des alten Rathes. Friede zu Hamburg. Marx Meier hingerichtet. Der Pfalzgraf bethnt.

1533—1536.

Nach diesen Schlägen des Schicksals entwickelte Graf Christoph, als seine Reichsstatthalterschaft in wenigen Wochen auf den Besitz von Kopenhagen zusammengedrängt war, mit den Bürgern der unerschütterlich treuen Hauptstädte eine überraschende Energie und gewinnt durch Ausdauer im Leid die volle Achtung wieder, welche seine ungeltige Liebe zu Geistes- und Sinnenfreuden die dahin beeinträchtigt hatte. Sich in seiner Stelle zum Besten Christierns auch unabhängig vom dänischen Beistande zu behaupten, hatte er gleich nach Herzog Albrechts ungerufener Ankunft sich um englische Hülfe beworben und noch vor dem Unglück auf Fünen Unterhandlungen mit Herzog Karl von Geldern eingeleitet. Als dieser erwiderte, „er könne ohne Franzl. Einwilligung in keinen Krieg sich einlassen,“ erbot sich am 10. Juni der Graf im Namen Kopenhagens und Malmoe's der Krone Frankreich und dem Herzoge zu ansehnlicher Gegenhülfe, und versprach nach dem Ende der dänischen Fehde dem Könige seine Person selbst zu wenden; aber Frankreichs Politik war vermittelnd auf Karl V., den Eroberer von Tunis, und einen italienischen Krieg gerichtet und vereitelte diese kühne Bundescombination. Wie nun der Mecklenburger nach dem Mißgeschicke von Assens zurückkehrte, erließen Beide am 19. Juni ein Ausschreiben an die Stände von Seeland, um die Gemüther zu beruhigen, auf noch vorhandene Hülfsquellen zu vertrösten, sie zur eifrigen Vertheidigung ihres Heerdes und ihrer Familien aufzufordern. Sehr lebendig wurde die Zukunft der Provinz geschildert, das Gesetzloch und die „bündische Leidgenossschaft“, welche die christlich-freien Gemeinen wieder auf sich laden müßten, wenn sie den Tyrannen von Holstein mit seinem rachedürstenden Adel, mit seinen Henkersknechten ins Land kommen liesen. Aber alle Vertröstung auf auswärtige Hülfe, alle Mahnung an eigene Kraft, alle Schreckbilder der Zukunft fanden nicht mehr Eingang in die Gemüther des verzagenden Landvolks; im Wahne, daß frühere Unterwerfung Leben und Rechte sichere, ließen sie den König ohne Gegenwehr landen und gaben die Hauptstadt ihrem Geschick und der Hartnäckigkeit ihrer fürstlichen Abenteurer preis.

Mit dem 28. Juli begann die engere Belagerung Kopenhagens von der Land- und Seeseite, welche die ein Jahr lang dauernde Gegenwehr der unerschütterlichen Besatzung, der Hobsstand der Leiden in den Geschichten jenes Jahrhunderts denkwürdig macht. Bürger und Kriegsleute, deren Zahl etwa 2000 Mann zu Fuß und 350 Reiter betrug, hatten zeitig sich mit allerlei Vorräthen aus dem offenen Lande versehen, und mit geschärftem Blick spähte der Graf am ganzen politischen Horizont nach Hülfe, zur Annahme bereit, von welcher Seite sie komme, um nur nicht dem glücklichen Vetter die Hauptstadt zu räumen. Von den Bürgern unterstützt, ermüdete die Besatzung nicht in muthigen Ausfällen, sobald der erwählte König, in seinem Zelte nicht vor Kugeln sicher, bald inne wurde, nicht Gewalt, sondern die Zeit werde die schwierige Aufgabe lösen. Deshalb begnügte er sich mit der Umschließung, schickte Heeresabtheilungen auf's Land und auf die Inseln, um die noch besetzten Schlösser zu gewinnen, sandte auch dem schwedischen Heere und Albrecht von Belzig Unterstützung, und reiste selbst, die Belagerung seinen Feldherren übertragend, nach Schonen hinüber, wo Landskron und Malmoe durch unverdrossene Bürger und die deutsche Besatzung seit dem Frühjahre muthig vertheidigt waren. Auf Ribersshöhe von Land empfing er am 16. August die Huldigung des Adels und des bereits unterworfenen Landes, verkehrte gastlich mit den schwedischen Feldherrsten und brach dann unerwartet nach Stockholm auf, um sich mit seinem Schwager über wichtige Interessen persönlich zu berathen.

In Bardvierzschloß, wie im wohlerworbenen Eigenthume, hatte M. Meier mit seinen geschworenen Spießgesellen den ganzen Sommer hindurch gelegen, ohne Furcht vor dem gestreigerten Hasse seiner Gegner sich gegen schwedische Angriffe und gegen Albrechts von Belzig zu vertheidigen gewußt. Sobald Ustand die Fortschritte des Königs in Seeland erfuhr, bat er um Verstärkung seines kleinen Heeres, erhielt sie, und mit ihr, sowie mit eigenem Volke brachte der Ergrimmte die Stadt am Michaelistage in seine Gewalt, die des Anschlages vom 9. März verdächtigen Bürger einem furchtbaren Gerichte bewahrend. Ungeschreckt durch diesen Sturz, hauste M. Meier auf seiner Feste, und jemehr der dänische Krieg seinen ursprünglichen Charakter verlor, je unabhängiger wurden die Pläne, auf welche er, ein fränker Ritter der Fortuna, Hoffnung des Lohnes und der Selbsterhaltung begründete.

Aber wie noch sein Fähnlein frei flatterte, war über seinen Geistesverwandten und Glücksgenossen, den Bürgermeister, das hämische Fangnetz seiner triumphirenden Feinde zusammengeschlagen. Alle Unternehmungen zur Machtvergrößerung der Hansen, so kühn Wullenwever sie ersonnen, und so gewaltig er sie hinausgeführt, hatten die unberechneten Schläge des Geschicks und die Argist der Aristokratie vereitelt und der Gunst der Bürger, welche sein Glück emporgetragen, in Gleichgültigkeit und Unwillen verwandelt. Jede Zeitung von neuen Verlusten mehrte die Klagen der Bankelmüthigen über den erschöpfenden Aufwand des unerspriesslichen Krieges und die Unzufriedenheit über ein Regiment, welches die Stadt mit allen Fürsten verfeindete. Unter dem Scheine der Demuth erhöhte die Geistlichkeit, welcher der Sinn für bürgerliche Größe ihrer Gemeine gebrach, und die hoch allein den „Berordneten“ Duldung und kirchliche Verfassung verdankte, diese gereizte Stimmung; noch mehr aber hebte die Aristokratie, voll innerer Freude bei jeder bösen Kunde, weil sie ihr den Weg zur Herrschaft über eine gleichsinnige gebrüchtigt, in ihrer Bedeutung gebrochene Stadt bahnte. Wie Wullenwever, ungerirrt durch Unbank und Verblendung der Menge, in rastloser Betriebsamkeit nicht abließ, kam der Rath von Hamburg, dem der Krieg der wendischen Städte mehr Schaden als ihr Sieg Vortheil brachte, als Vermittler dazwischen und berief im hehen Sommer alle Städte, auch diejenigen, welche in der losesten Verbindung zu den wendischen standen, auf einen Tag nach Lüneburg. Noch unter dem Einflusse Wullenwever's beschickten die Lübecker eine Versammlung, luden aber die Herren zu sich ein; dem Folge leistend die Abgeordneten von Köln, Bremen, Hamburg, Danzig, Riga, Osnabrück, Kempten, Deventer, Zwoll, Soest, Göttingen, Braunschweig, Hannover und Hildesheim sich am Hauptorte versammelten. Diese Gemeinen, für die nächste Gegenwart nicht betheiligt mit der kolossalen Streitkrage der Lübecker, riethen zum Frieden mit dem „frommen Könige Christian;“ Wullenweber dagegen setzte mit unabweislichen Gründen die Nothwendigkeit des Krieges, die Wichtigkeit des löblichen herkommens auseinander, daß ohne ihre Einwilligung kein König in Dänemark herrsche, daß Lübeck nicht den eigenen Vortheil, nur des Bundes Rettung vor unabwendbarem Falle bezwecke. Da die wendischen Städte erklärten, ohne Mitwissen ihrer Kriegsfürsten, zu denen ihre Briefe nicht gelangen könnten, in einen Frieden

Digitized by Google

nicht einwilligen zu dürfen, gab die Gegenpartei für jetzt denselben auf, zumal das Volk ohne Frucht nicht Gut und Blut aufgeopfert haben wollte. Desto arglistiger arbeiteten Wullenweber's Feinde, mit Hülfe jener fremden Aristokratien den Bürgermeister zu entsetzen.

Gerade als das Volk zwischen Trotz und Furcht schwankte und in der Ungewißheit am leichtesten zu bearbeiten war, erschien in Lübeck ein kaiserliches Executorialmandat des Reichskammergerichts zu Speier vom 7. Juni 1535. Ohne Zweifel von Nikolaus von Brömsen ausgewirkt, zerschnitt es, die Demokratie aufhebend, die Sehnen der hansischen Kraft und stand in Widerspruch mit aller gesunden Politik des kaiserlichen Hofes, dem ein Großes daran liegen mußte, die Kampflust der Lübecker zu erhalten, um auf ihre Kosten die nordischen Reiche zu erobern. Das Kammergerichtsurtheil, ein Beweis, wie die Interessen des Reichs und des Kaisers in vertauschter Richtung auseinanderliefen, bedrohte die Stadt mit unausbleiblicher Acht, wenn nicht innerhalb sechs Wochen und drei Tagen nach Empfang des Mandats die Neuerung in der Verfassung gänzlich abgestellt, die in Brömsen's Abwesenheit erkorenen Rathsglieder ausgestoßen, die verdrängten aber restituirt würden. Klüglich, um die Bürger nicht zur Gehorsamsverweigerung zu zwingen, war der kirchlichen Veränderung nicht gedacht. Gewiß auf Antrieb seiner Feinde befand sich Wullenweber gerade als Gesandter beim Herzoge Heinrich von Mecklenburg, als am 14. August mit Zuziehung der hansischen Abgeordnetrn die Bürgerschaft berufen und mit dem Drohmandate in Schrecken gesetzt wurde. Versöhnt mit dem Inhalte, weil das Lutherthum unangetastet blieb, billigte sie die Entsetzung, war aber noch besonnen und ehrlich genug, die Aufrechterhaltung des Recesses zu fordern, welchen der Rath am 9. October 1534 zum Schutz der Verordneten geschlossen. Ungesäumt erhob sich darauf jener Gotthard von Höveln, den die Vierundsechziger vor vier Jahren wider Willen zum Bürgermeister erwählt, und setzte sich auf die Rathsherrnbank; ingleichen dankten die andern neuen Bürgermeister und Senatoren, einige gutwillig, andere voll Verdruß ab und begaben sich als Privatleute nach Hause. So willenlos räumten jene trotzigen Tribunen ihre Stellen, weil ihres Meisters kraftvoller Beistand ihnen fehlte. Nur ein Bürgermeister, Gerken, und wenige Rathsherren blieben in vorläufiger Verwaltung. Zur Erklärung dieser schwächlichen Nachgiebigkeit dürfen wir nicht übersehen, daß gerade in diesen Tagen das gräuelvolle Reich der Wiedertäufer in Münster blutig gefallen war und hämische Feinde Wullenweber's bereits früher jenen Wahnsinn mit Lübecks neuer Verfassung in Verbindung gebracht; in böser Ahnung des Kommenden hatte er sorglich ein Mandat des Rathes gegen die Gotteslästerer ausgehen lassen; aber die Prediger, indem sie gegen das münstersche Reich eiferten, redeten Vieles, was einem verdeckten Angriffe auf Lübecks Zustand nicht unähnlich klang.

Zurückgekehrt von seiner Sendung, fand Wullenweber seinen Sturz unausweichlich vorbereitet und zürnte umsonst über den Kleinmuth der Amtsgenossen. Durch die traurige Wendung des dänischen Krieges jedes Anhalts bei den Bürgern beraubt, fügte er sich mit dem gerechten Schmerz eines reinen, aber verkannten Willens in die Nothwendigkeit, hielt am 26. August eine kurze Anrede an die Gemeine, tröstete sich mit dem Bewußtsein, eine Frucht seiner Mühen, die schönste, nicht verloren zu sehen, und ging als Privatmann nach Hause. Die Schimpfreden und Flüche des Pöbels verfolgten ihn auf dem bittern Heimgange. An selbigem Tage ward unter Vermittelung der hansischen Sendboten ein Concordat zwischen dem Rath und der Gemeine aufgerichtet, welches der evangelischen Lehre Bestand, eine gegenseitige Amnestie für Alles, auch für die Urheber des dänischen Krieges, zusicherte, obwol Neigung zum Frieden aussprach und die Gemeine im Ganzen für die Verwendung der Kirchenschätze verantwortlich machte. Der Rath verhieß getreuliche Justizpflege und offenen Rechtsgang ohne nächtlichen Ueberfall; wogegen ihm die Küre eingeräumt und vollkommene Gewalt zugestanden wurde, mit Untersagung aller aufrührerischen Versammlungen. Dieser Receß, welcher Eintracht, zugleich aber auch die alte Herrschaft des Rathes herstellte, ward von den Sendboten aller obengenannten Städte mituntersiegelt und vom Kaiser zu Barcellona im J. 1538 bestätigt. Ehrliches Wohlwollen eines Theils der Bürger und Achtung vor dem gestürzten Staatshaupte vermochte noch so viel, daß man Wullenweber die Anwartschaft auf die Amtmannsstelle zu Bergedorf, die Hamburg und Lübeck alternirend besetzten, auf sechs Jahre zusicherte. Wie nun das Alte, bis auf die kirchlichen Verhältnisse, wiederhergestellt war, hielt Sonntags den 29. August Nikolaus von Brömsen, auf dessen Rückruf die Gemeine angetragen, seinen feierlichen Einzug. Er ritt zwischen zweien Edelleuten und den Stadtboten, sowie zahlreiche Bürgerhaufen ihn an der Landwehr bewillkommneten. Aus dem Vespergottesdienste zu St. Maria geleiteten ihn der Rath und die Stadtboten auf's Rathhaus und setzten ihn als ältesten Bürgermeister wieder auf seinen Stuhl. Am 20. September ergänzte der Rath die durch das Ausscheiden entstandene Minderzahl mit entschiedenen Gegnern des Krieges und Wullenweber's.

Nach dem Abschiede der Fremden dauerte die Fehde dem Scheine nach fort, weil die Volksstimme die Opfer nicht umsonst gebracht haben wollte. Wullenweber konnte den Ausgang eines Kampfes nicht müßig abharren, den er mit Geistesüberlegenheit begonnen. Herzog Albrecht in Kopenhagen, nicht unterrichtet von seiner Entsetzung, bat ihn brieflich um neues Kriegsvolk. Herr Jürgen überreichte das Schreiben dem alten Rathe, berichtete, wie im Lande Hadeln ein Haufen von 6000 dienstlosen Knechten zusammengelaufen wäre, und bezeigte Lust, mit den Hauptleuten zu unterhandeln und den Entsatz selbst nach Dänemark zu führen. Seine Feinde ließen ihn in die Falle gehen und bewilligten sein Begehren; Wohlwollende mahnten ihn ab; er aber erwiderte zuversichtlich, „er habe die Fürsten nach Dänemark geführt und wolle sie auch wieder herausschaffen." Selbst der alte Gerken, wiewol oft von Wullenweber gekränkt, sprach ehrlich: „Herr Jürgen, ich will Euch rathen als treuer Freund, bleibt zu Hause und gehet nicht dahin; wo Ihr in des Bischofs von Bremen Land kommt, werdet Ihr gewiß angehalten;" worauf Wullenweber spöttisch antwortete: „Soll ich angehalten werden, so muß ich auch dort sein." Auch ein Bürger von Malmoe, der aus Hadeln kam, versicherte bei hohen Eiden, der Bischof lauere auf ihn. Aber Wullenweber, keine Gefahr scheuend, blieb bei seinem Vorsatze und zog im Geleite von vier Stadtdienern bis Hamburg. Unterdessen waren Eilboten über Eilboten von seinen Verderbern an den Erzbischof Christoph von Bremen, einen neuen Freund Christians III., obwol eifrigen Katholiken, sowie an Klaus Hermelink, Drosten von Tedinghausen, und andere Beamte des Fürsten abgeschickt. Als geleitlos Reisender berührte Wullenweber kaum das Gebiet des Erzbischofs, als er ergriffen und gefangen auf das Schloß Rothenburg geführt ward. Seine Feinde triumphirten; eingeschüchtert schwiegen seine lübecker Freunde; nur sein Bruder Joachim, Rathsherr in Hamburg, nahm sich des Unglücklichen von Stralsund aus ernstlich an und verlangte vom Erzbischofe die Ursache seiner Gefangenschaft. Dieser erwiederte ihm aus Verden vom 18. November, „sein Bruder, der muthwillig wider Gott, Kaiser und geistliche Obrigkeit zu Lübeck gehandelt und ohne Geleit in seinem Lande übernachtet, sei von ihm, als Fürsten des Reiches und Metropolit von Lübeck, gefangen, um Weiteres über ihn zu verhängen." Nur kurze Zeit blieb Wullenweber auf Rothenburg. Der Ketzer ward in die Hände Herzog Heinrichs des Jüngern von Braunschweig, des Bruders Christophs, gegeben und im Kerker zu Steinbrück bei Wolfenbüttel einem gräuelvollen Gerichte aufbewahrt.

Unterdeß Wullenweber aus dem Getriebe der Dinge geschieden, rollte der von ihm gegebene Anstoß durch halb Europa und erfaßte die widerspruchvollsten Interessen. Landskron war am 9. October 1535 gefallen, aber Kopenhagen und Malmoe hielten sich standhaft, der Hülfe aus dem Süden gewärtig. Als der Pfalzgraf zu Heidelberg im September 1535 das Beilager mit der dänischen Prinzessin vollzogen, mußte, um die Maßregeln zur Erkämpfung der nordischen Krone zu verabreden, der unverdrossene Hubert noch im November nach Neapel reisen, wo man den Kaiser, den Eroberer von Tunis, eben erwartete. Graf Christoph, um Geld und Lebensmittel bedrängt und in der Verwandten Sache alle Hoffnung jetzt auf den Kaiser bauend, schickte flehentliche Briefe an die Königin Maria; Unterhändler eilten hin und her, brachten aber, neben mächtiger Vertröstung, nur wenige tausend Gulden. Der Kaiser gab die Angelegenheit in die Hände seiner Schwester, deren stattliche Gesandten von Hamburg, wo man vergeblich Christians Räthe erwartete, zurückkehrten, nachdem sie erfolglos die kaiserlichen Briefe dem Reichsrathe und dem Könige überantwortet hatten. Da der Weg der Güte abgeschnitten blieb, beschloß man, mit den Waffen die bedrängte Hauptstadt zu entsetzen, und versuchte sogleich die Bischöfe Norwegens, dessen südlicher Theil bereits im Mai 1535 der Wahl Christians beigetreten war, für den alten Gebieter zu gewinnen. Aber alle diese Anschläge des burgundischen Hofes hatte Christian III. errathen, und um mit seinem Schwager, dem gleich beunruhigten Könige Gustav, im Einverständnisse Gegenmittel zu ergreifen, hatte er ihn am 7. September 1535 mit seinem Besuch in Stockholm überrascht. Dänische Schriftsteller versichern, daß Christian Grund fand, seine zutrauenvolle Reise zum finstern Schwager zu bereuen, und daß ihm seine Schwägerin, die Königin Katharina, bei dem Abschiede die Augen über die Gefahr eröffnete, indem sie seinen „guten Stern" pries. Wie dem auch sei, Christian eilte aus der unheimlichen Residenz, nachdem die Könige sich in ihren Operationen gegen den Pfalzgrafen verständigt; der Tod der Königin, wenige Tage darauf erfolgend, erfüllte den Norden mit bösen Gerüchten gegen den Wasa. — Zurückgekehrt, fand Christian den Trotz der Bürger, ungeachtet seiner im Druck ausgegangenen Sendschreiben, nicht gebrochen. In täglich gesteigerter Noth hofften sie die nächste

Digitized by Google

Abhülfe von den wendischen Städten; einzelne Abenteurer, wie Marcus Meier auf Barbbierg, reckten die Hand nach englischem und französischem Beistande aus, Alles, Eigenthum und Fremdes, bietend. Das Volk in den wendischen Orten, voll Scham, die hungernden Bundesgenossen im Stiche zu lassen, war im Spätherbste willig, eine Flotte auszusenden; aber die Aristokratie, die nach Lübecks Vorgange überall wieder ihr Haupt erhob, wiewol in Stralsund Smiterlow sich weigerte, den Rathsstuhl nach Unterzeichnung eines ehrenkränkenden Reverses zu betreten, wandte die schändlichsten Mittel an, um einerseits nicht durch günstigen Erfolg die demokratische Partei wieder zu heben, andererseits, das Wohl der eigenen Stadt engherzig von dem Gemeinwohl trennend, ihre Kriegsmacht gegenseitig in's Verderben zu führen. Zehn Schiffe, versehen mit Lebensmitteln und Kriegsvolk, befehligt von ehrlichen, lutherischen Capitainen, der Volkssache hold, wurden am 24. October 1535 ohne gemessene Verhaltungsbefehle, ohne einen Oberadmiral der hansischen Flotte, wie um sich ihrer zu entledigen, aus Travemünde in See geschickt, vereinigten sich mit fünfen von Rostock und Wismar und harrten unter Hiddensee der Stralsunder. Nach langem Verzuge, unter Stürmen, welche die ungeduldigen Helfer um Rügen herumtrieben, stießen drei Orlogschiffe aus Stralsund am 3. November zu ihnen. Als die Flotte, ohne durchgreifenden Oberbefehl, endlich von Arcona gegen Moen gelangt, traf der lübische General Anstalt, in den Sund zu laufen, verkündigte aber verrätherisch durch Losungsschüsse der königlichen Flotte um Drakor sein Herannahen. Der Angriff auf dieselbe ward auf den 9. November festgesetzt; aber Zögern und unnütze Berathung des Admirals, darauf ein Sturm, verhinderten die Ausführung, bis 45 königliche und preußische Schiffe sich vor Kopenhagen legten. Jetzt nun machte der Verrath Klaus Wernow's, des lübschen Admirals, sich offen kund, als er zur Umkehr rieth, während die Schiffsführer ein Verbündniß zum Angriffe schlossen und Jeden, der es bräche, unwürdig schalten, mit guten Gesellen zu verkehren und einen Trunk zu thun. Dessenungeachtet gab Wernow nicht das verabredete Zeichen, kreuzte, Jedem die Willkür gestattend, im Wolfspelz auf dem Verdecke stehend, zwischen Falsterbo und Seeland, während die Hauptleute, schamerfüllt und auf sich allein angewiesen, am 13. November dem Feind einzeln muthig unter die Augen segelten, Peder Skramm verwundeten und, als der preußische Admiral auf den Grund gerieth, glücklich mehre leichte Fahrzeuge mit Vorräthen der hungrigen Stadt zuführten. Nach dieser Verrichtung, so gering gegen die Kosten und die Erwartung, die gleichwol den König, unter dessen Augen der Entsatz geschah, bitter kränkte, kehrte die Flotte, zerstreut und von Stürmen übel zugerichtet, zur Adventzeit heim. Die Seeleute, voll Grimm gegen den Verräther, wagten ihn nicht bei seinen Gönnern anzuklagen; das Volk von Lübeck und Stralsund, um die theure Ausrüstung betrogen, beschuldigte sich gegenseitig des Treubruchs; obgleich sie den geheimen Zusammenhang nicht erriethen, ward doch so viel klar, daß in diesem Unglückskriege nichts zu gewinnen sei. So hatten die „Herren", der Hanse zu Schaden und Spott, ihr Ziel erreicht.

Des Winters Strenge löste die Umschließung zur See, und die Bürger von Kopenhagen und Malmoe, kümmerlich versorgt, trugen ihr Elend geduldig. König Christian dagegen wandte sich nach Holstein, um der aus dem Süden drohenden Gefahr näher zu begegnen, von welcher bereits auch Gesandte Franz I., der sich zum dritten italienischen Kriege rüstete, ihm Kunde ertheilt. Gegen einen Angriff des Kaiserhauses von der deutschen Seite her sich sicherzustellen, schloß Christian sich der großen politisch-kirchlichen Opposition, welche Europa in Folge der Reformation und der Macht der Habsburger zerriß, an und beschickte den Convent von Schmalkalden. Als er Rückhalt an den protestantischen Fürsten gewonnen, ward auch bald das veränderte Lübeck in die Stellung zurückgeführt, die ihm die kirchliche Frage ursprünglich anwies. Die Häupter des schmalkaldischen Bundes, der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf Philipp, übernahmen, in Verbindung mit Hamburg, Bremen, Magdeburg, Hildesheim, Braunschweig und Lüneburg, durch Aussöhnung der wendischen Städte mit Dänemark ihre Conföderation zu befestigen, und gern bot der Rath von Lübeck, indem er die großartige Selbständigkeitspolitik Wullenweber's der Sorge um den engern Besitz unterordnete, dazu die Hand, und ließ das Volk, müde der Täuschungen, es geschehen, daß in der Fastenzeit 1536 die Räthe und Boten der vermittelnden und streitenden Parteien in Hamburg zusammenkamen. So eifrig arbeiteten die Herren, daß bereits am 14. Februar der Friede zwischen Dänemark, Lübeck und Stralsund unterzeichnet und Wismar und Rostock auf sechs Wochen der Beitritt offen gelassen wurde. Graf Christoph, der Herzog, sowie Malmoe und Kopenhagen hatten ihre Abgeordneten in Hamburg; aber ihre standhafte Forderung, Christiern freizulassen, fand von allen Seiten Widerspruch, und Lübeck schämte sich nicht, so treue Bundesgenossen ihrem Geschicke preiszugeben. Die Bedingungen, welche Christian, in Person anwesend, gestattete, waren dem Scheine nach über Erwarten günstig, documentirten aber den Fall der Hanse, indem Lübeck für den Augenblick allein gewann und zum ersten Male ein König von Dänemark Anerkennung ertrotzte. Eingeschlossen in den Frieden wurden alle Bundesverwandten beider Parteien, für Christian Schweden, Preußen, der Landmeister von Liefland, Hermann Hasenkamp (Walther von Plettenberg war 1535 gestorben); für Lübeck die wendischen Städte, die Fürsten in Kopenhagen, „wenn sie die Stadt mit ihrer Habe räumten," sowie die Bürger der Hauptstadt und Malmoe's, wenn sie sich dem Könige unterwürfen. Lübeck sollte im Genusse seiner alten Handelsfreiheiten gegen Erlegung der Zölle gelassen werden; vom Ausschlusse der andern Nationen aus dem Sunde war nicht die Rede. Eine Nebenverschreibung des Königs verlängerte den Lübeckern den Besitz von Bornholm noch auf 50 Jahre und versprach ihnen 15,000 Ducaten, wenn sie den Grafen und den Herzog zum Abzug vermöchten; wogegen sie gelobten, den Hartnäckigen jeden Beistand zu versagen. Nach Unterzeichnung dieses Friedens, welcher den Lübeckern nichts gewährte, als was sie vor dem Kriege dem Namen nach besessen hatten, schickte der Rath den Berend von Mylen nach Kopenhagen, um die Fürsten zur Aufgabe der Stadt zu vermögen. Aber Bürgerschaft und die Herren, obgleich kurz vorher die letzten von ihnen besessenen Schlösser gefallen waren, sträubten sich; die Bürger, gehoffte Freiheit und Selbständigkeit aufzugeben und unter die Zuchtruthe eines rachegierigen Adels zurückzukehren; die Fürsten, den gefangenen Vetter zu verlassen und arm und geschmäht in ihre mäßigen Glücksgüter heimzuziehen. Als der lübsche Hauptmann nichts ausrichtete, entband er die noch im Solde der Stadt stehenden Kriegsleute ihres Eides, die jedoch nichtsdestoweniger bei den alten Führern zu beharren gelobten. So war der Krieg der Gemeinen und der Fürsten plötzlich ein anderer geworden: ein Krieg des Kaisers um die Besetzung der nordischen Kronen. Losgesprochen seiner Verpflichtung für das wankelmüthige Krämervolk, stützte der Graf allein seine Hoffnung auf den kaiserlichen Hof und stellte seine eigenen Ansprüche schon so weit heraus, daß er bei der Königin Maria um die Hand der durch Sforza's Tod eben verwitweten Prinzessin Christiane anhielt, seine Lust zur dänischen Krone nicht undeutlich kundgebend.

Wie nun die Vertheidiger der Städte mit der Frühjahrsschifffahrt nach niederländischer Hülfe ausschauten, hatte der Abenteurer auf Varbbiergsschloß, in verwegenster Unabhängigkeit von aller Welt, seine Politik verfolgt, um, wenn das Wasser ihm an den Hals ginge, einen leichtgläubigen König sich zum Retter bereitzuhalten. Da in diesen Geschichten allmälig Alles auf bittere Täuschung und Demüthigung oder auf Galgen und Rad hinausläuft, will ich des independenten Glücksritters fernere Erlebnisse, zumal sie vereinzelt neben der Hauptpartie sich hinziehen, bis zu dem schrecklichen Ende erzählen. Sein Wirth Isegrimm, den er außer dem eigenen Hause gebettet, setzte ihm arg zu, vereint mit Albrecht von Belzig. Ihrer Wachsamkeit spottend, hatte Meier Mittel gefunden, erst dem Könige von Frankreich Dänemark anzutragen, und als dieser, stolz und klug, nicht nur nicht darauf einging, sondern auch das Erbieten dem erwählten Herrscher kundthat, wußte er sich den Weg zum geneigtern Ohre seines alten Gönners, des Königs Nobel in Windsor, zu bahnen. Da zeigten sich englische Schiffe an Hallands Küsten, die jedoch unter dem Vorwande des oben angedeuteten dänischen Seerechts zum Dienste für die Krone in Beschlag genommen wurden; darauf langten auf Varbbiergschloß zwei englische Bevollmächtigte an, Edmund Bonner und Richard Cavendish, mit denen M. Meier die Abtretung Dänemarks in Lübecks Namen verhandelte und Kopenhagen, Malmoe und sein Schloß gegen Erstattung der Kriegskosten zu öffnen versprach. Die englischen Herren begütigten vorläufig mit ihrem Gelde die unbezahlten Knechte und verpflichteten sie von Neuem zum Gehorsam gegen den „Statthalter." Die Fäden dieser wunderbaren Unterhandlung hatte Wullenweber noch in den letzten Tagen seines Bürgermeisterthums in der Hand. Gesandte reisten hin und her, suchten auch Christian im Winter in Holstein auf, und wenn sie auch aus Scham das chimärische Project ihres ländergierigen Herrn, wie die spätern englischen Schriftsteller bis auf Carte, versteckten, erklärten sie doch, Heinrich werde seine Freunde, die Lübecker, nicht verlassen. Dafür wurde ihnen in Hamburg der Inhalt des angebahnten Friedens verheimlicht; sie reisten wegen Mangel der Vollmacht nach England zurück; als sie aber, die Sache zum Schluß zu bringen, unter unverdächtigem Scheine sich nach Emden begaben, fanden sie die Scene verändert, Lübeck im Frieden, den übermüthigen Kronenhändler rettungslos von seinen Feinden umstellt. So trug Heinrich VIII. für sein Gold nur einen Schimpf mehr in der Geschichte davon. Nichtsdestoweniger hielten Meier's Gefährten muthig aus, weil es an Wein, Bier und andern guten Dingen auf Varbbierg nicht fehlte und

Digitized by Google

er unerschöpflich an Mitteln war, sich quer durch die königliche Flotte im Sunde zu verfegen. Zwar seine Freundschaft in Lübeck war dahin mit Wullenwever's Falle; die Aristokratie lachte des eingesperrten Reinicke; aber sein Bruder Gert, verwegen, listig und schön wie er, bemächtigte sich eines Schiffes vor Wismar, bemannte und befrachtete es, wie zur Bergenfahrt, und schaffte neue Vorräthe auf das umlagerte Haus. Ergrimmt über diese zähe Vertheidigung, zog Ulstand mehr Schiffe und Volk heran, schoß die Mauern nieder, obwol Marcus sie mit erbeuteten Wollsäcken verhängte, und rüstete sich zum Sturm. Wol hätte es noch manchen Mann gekostet; aber die Knechte, lange ohne Löhnung, waren störrisch, zwangen den Hauptmann, den Antrag Albrechts von Belgig anzunehmen und gegen Sicherheit des Leibes und Lebens und eine Summe Geldes das Schloß zu öffnen. Auf die ritterliche Zusage des deutschen Obersten eröffnete Mr. Meier am 27. Mai 1536 sein Malepartus, in welchem er sich 16 Monate behauptete. Aber alsbald wurde der Vertrag gegen Belgig's ehrlichen Willen schändlich durch Ulstand gebrochen. Dieser nöthigte erst den abziehenden Knechten alle ihre Beute ab und ward sie, wie die Bürger, die Helfer des Wagstücks, in Fesseln. Seinem Worte getreu, führte der Deutsche seinen Kriegsgefangenen nach Hvidoer in Seeland, nicht weit vom königlichen Lager. Als der dänische Adel, Tyge Krabbe und Melchior Rangau, Landmarschall von Holstein, den gehaßten Bürgerritter frei sahen, verschworen sie sich gegen sein Leben, damit er nicht den König antrete und alle ihre schändlichen Anschläge zur Zeit des Zwischenreiches eröffnete, die ihm das Archiv von Vardberg urkundlich aufgedeckt. Tyge Krabbe eilte mit gleichgesinnten Edelleuten nach Hvidoer, überhäufte den Wehrlosen mit Schmähworten wegen seines an Ulstand begangenen Treubruches, und Rangau fragte die versammelte Ritterschaft, ob man Den in freie Haft annehmen dürfe, der an seinem Wirthe sein Handgelöbniß so freventlich verletzt? Alle waren der Meinung, daß man ihm auch jetzt nicht Treue schulbig sei, weil er früher sich nicht als ehrlicher Kriegsmann im Gefängnisse gehalten. Bergeblich berief sich Albrecht von Belgig auf seine Zusage; Meier ward auf Hvidoerschloß in Eisen geschlagen. Nach einigen Tagen erhob Trued Ulstand gegen den Unvertheidigten eine Anklage auf Leben und Tod, der zufolge er furchtbar gefoltert und ein weitläufiges Bekenntniß seiner angeblich begangenen Verbrechen und der Mitschuldige Belgig unterschrieben haben sollte wurde. Darf es Schwache genannt werden, wenn ein Mann, in die Hände der Todfeinde gegeben, die unsinnigsten Fragen bejaht, nicht um dem Tode zu entgehen, nur um die Marter zu verkürzen? Der Gipfel des Schändlichen war, daß der Adel dem Ulstand selbst die Vollstreckung des Urtheils übertrug, der den Zerpeinigten nach Helsingör führte, ihn viertheilen und die Stücke auf vier Räder legen ließ! Eine gleiche Rache des Ebelmanns traf den Kapellan, welcher bei dem Verrathe Vardbergs gedolfen. Auch Meier's Jähndrich ward enthauptet und vor Vardberg eine grauenvolle Strafe an 18 Bürgern und Kriegsleuten vollzogen. Aber Ulstand ruhte nicht; auch Gert Meier mußte bluten; anfänglich durch den Spruch der Reiter und Knechte losgezählt, erbot er sich den Städten für jeden ihnen zugefügten Schaden zu Rechte, und ward freigegeben, als obenein die Magd des Zöllners zu Helsingör ihn zur Ehe begehrte. Aber bald erschien ein Rathsherr von Lübeck, Voigt, in Schonen, und klagte auf Gert, als einen Sterauber, im Namen jenes Schiffers von Wismar und des Kaufmanns von Bergen, deffen Waaren auf Barvberg gebracht waren. Jetzt Tyge Krabbe säumte nicht, den Angeschuldigten nach Helsingborg zu holen, wo er ihn enthaupten ließ und den Kopf auf einer Stange seiner Braut überschickte. — So boten Lübecks Patrizier und der dänische Adel sich die Hand, um in nachbaltigem Haß alle Freunde der Volkssache zu verderben. Marx Meier's Witwe in Lübeck wollte, als noch ihres Gemahls Gedeine auf dem Rade, zur vierten Ehe schreiten, ward aber von ihren Brüdern lebenslang eingesperrt und starb im Wahnsinn. Nach K. Kock soll von den vier Gebrüdern Meier keiner eines natürlichen Todes asterben sein. —

Als Christian III. vor Lübeck sicher war und er seinen Schwager Gustav mit Mühe begütigt, der, unzufrieden mit dem einseitigen Friedensschlusse und allerlei darin berührten, ihm nachtheiligen Händeln, Flotte und Heer zurückgezogen hatte, fehlte noch viel, daß der erwählte König die verzweifelten Bürger seiner Hauptstadt zu seinen Füßen sah, vielmehr bedurfte es noch aller Kraft und Klugheit, das Gewitter zu zertheilen, welches aus den Niederlanden aufzog. Der Pfalzgraf war mit seiner Neuvermählten, einem stattlichen Adelsgefolge und vielem Gelde aus Süddeutschland im Mai 1536 nach Brüssel gekommen, um auf niederländischen Schiffen sein Kriegsvolk persönlich zum Entsatze Kopenhagens zu leiten, während schon früher kaiserliche Schreiben an die Prälaten Norwegens dem Pfalzgrafen eine Partei gewonnen hatten, in deren Folge um Neujahr Vincent Lunge, Christians III. Gesandter, auf Geheiß des Erzbischofs von Drontheim ermordet worden war. Zugleich hatte Karl V. dem Kurfürsten von Sachsen und andern deutschen Fürsten seinen Willen kundgethan, den Pfalzgrafen auf den nordischen Thron zu setzen und sie, wiewol vergeblich, zum Beistand aufgefordert. — Aber Christian und Johann von Rangau wußten eine Fülle von listigen Mitteln, um schon aus der Ferne den Anschlag zu vereiteln. Ein Theil der ersten holländischen Beamten, namentlich Herr von Hoastraaten und die Bürgermeister von Amsterdam, waren in dänischem Solde und ersannen eine Reihe Schwierigkeiten, die Flottenausrüstung zu hintertreiben. Als jedoch eine spanische Flotte, zufällig angelangt, bereit stand, das Heer des Pfalzgrafen nach Dänemark überzusetzen; als Christian und Gustav Wasa, der eine Verschwörung deutscher Bürger in Stockholm, die ihn mit Pulver in der Ritterholmskirche in die Höhe zu sprengen und die Stadt den Hansen zu unterwerfen beabsichtigten, zur Ofterseit noch glücklich entdeckt hatte, mächtig erschraken; da rettete ein von Rangau klug ersonnener und ausgeführter Staatsstreich vor so unabwendbarer Gefahr. Christian gewann durch Bestellte des Herzogs von Gelbern einen unternehmenden Hauptmann, der in Westfalen große Kundschaft unter den Kriegsleuten hatte, Meinhard von Hamm, daß er plötzlich mit 10 Fähnlein das friesische Städtchen Damm im Frieden überfiel. Die Verwüstungen des verwegenen Haufens hatten die erwünschte Folge. Die holländischen Stände, in Furcht vor einer Fehde in ihren Grenzen, verweigerten die Entsendung des zum Landesschutze nothwendigen Kriegsvolks, und die Regentin stimmte um so eher bei, da Gröningen, in seinem Handel von Damm aus beschädigt, sich gegen Schutz dem burgundischen Hause zu unterwerfen versprach, und am 8. Juni 1536 dem Statthalter von Westfriesland, Schent Freiherr von Tautenberg, huldigte. Statt nun mit seiner geworbenen Macht nach dem auf's äußerste bedrängten Kopenhagen zu schiffen, mußte der Pfalzgraf es zur Vertheidigung der friesischen Grenzen verwenden. Zwar schlug der Statthalter einen holsteinischen Heerhaufen; aber die Bezwingung des Städtchens, lästig belagert und hartnäckig vertheidigt, hielt neckend den vor Ungehuld vergehenden Pfalzgrafen so lange hin, bis die Kunde einlief, Kopenhagen sei am 29. Juli gefallen, und alle Hoffnungen auf die nordischen Kronen um so unwiderringlicher zerstörte, da Maria alle Kraft Burgunds auf den gleichzeitig mit Frankreich entbrannten Krieg richten mußte. In bitterer Täuschung kehrte Friedrich mit der Königstochter in sein kleines Fürstenerbe zurück: Meinhard von Hamm dagegen, der durch Behauptung eines offenen Plages den Norden vor einer neuen Revolution bewahrt hatte, genoß fürstlichen Dankes bei Christian und Ehre bei seinen Standesgenossen.

Achtes Capitel.

Einnahme von Kopenhagen. Geschick des Grafen. Wullenwever und Herzog Heinrich der Jüngere. Anklage der Lübecker und Christians III. gegen den Bürgermeister. Hinrichtung.
1535. 1537.

Als der erwählte König, sicher des Erfolges seiner an Westfriesland gelegten Mine, nach Seeland zurückkehrte und den Fall der beiden noch unbezwungenen Städte erwartete, sah er zuerst Malmoe seiner Herrschaft sich fügen. Wie Munter, der weitklugste unserer Bürgermeister, sich der Ehre die Gunst des Augenblicks erfaßte, um für seine Stadt Religionsfreiheit und unangetastete Rechte zu gewinnen, war er auch jetzt der Erste, welcher, verlassen von Lübeck und Straksund und entkauscht von der Aussicht auf burgundische Hülfe, die Nothwendigkeit erkannte, dem Könige Malmoe auf erträgliche Bedingungen zu unterwerfen. Nachdem er sich einen Gleitsbrief erwirkt, eilte er heimlich zum Heerlager, bekannte zu seinen Füßen die Gründe, welche ihn und seine Mitbürger zum Abfalle getrieben: die Tyrannei der Bischöfe, die Furcht vor Unterdrückung der reinen Lehre, die unpatriotischen Pläne des Reichsraths, und erhielt vom versöhnigen Könige um so eher volle Gnade, da dieser fähiger und entschlossener Männer zu dem in der Stille vorbereiteten Kampfe gegen die Hierarchie bedurfte. Munter schiffte darauf von Malmoe ebenso heimlich nach Kopenhagen, um hier die Gemüther zum Gehorsam gegen Christian zu bewegen. Unterdessen bearbeiteten seine Vertrauten das durch vielfaches Elend entmuthigte Volk und brachten am 6. April die Capitulation zu Stande. Der König bestätigte die neue kirchliche Verfassung, die frühern Privilegien, erließ gegen Einnahme einer Besatzung für jetzt den Aufbau der gebrochenen Feste und zog am 11. April in die so lange verspertten Mauern ein. Munter weilte unterdessen in der Hauptstadt unter dem Scheine, als habe Malmoe ohne sein Wissen sich unterworfen: aber weder die huldvolle Aufnahme jener

Digitized by Google

Stadt, noch das furchtbar gestiegene Elend beugte den Trotz des Rathes und der Bürger; auch wäre Nachgiebigkeit der letztern ohne Erfolg gewesen, indem ihr Geschick willenlos an den Entschluß der Fürsten und die Hartnäckigkeit der Besatzung gebunden blieb. Zwar ordnete Albrecht von Mecklenburg sich der größern Geisteskraft Christophs unter, höhnte gleichmüthig den Jammer der Bürger durch Bankette, Waidmannslust, welche er auf der Insel Amack suchte, tröstete sich der Vorsorge seiner Städte Wismar und Rostock, die aus Furcht vor dem Landesherrn dem Frieden nicht beigetreten, deren Schiffe jedoch fast immer in die Gewalt des wachsamen Peder Skramm gefallen waren (eines unter andern, welches, eine spottwerthe Ladung! Jagdhunde nach der darbenden Stadt führen sollte); der Graf von Oldenburg dagegen, blieb gleich seine Werbung um Christine unbeachtet und schwand seine Aussicht auf eine an Habsburg zinsbare Krone, harrte der burgundischen Verheißung und eines fürstlichen Lohnes; fand Genugthuung in dem Gedanken, für den gefangenen Vetter zu dulden, und inmitten des Elends Geistesruhe in Homer's Gesängen, die er in der Ursprache las. Im schlimmsten Falle hatte er ein Unterpfand für seine Person, indem die früher verhafteten Reichsräthe und Edeln seit dem Januar zu Plau in Mecklenburg aufbewahrt wurden. — Die Sommerschifffahrt höhnte die Hoffnung des burgundischen Entsatzes auf bittere Weise. Nach Christian's Befehle waren im Sunde alle fremden Fahrzeuge bis auf die Zahl von zweihundert angehalten worden; im Scheingefechte mit diesen und sie verfolgend, als seien es die erwarteten Niederländer, zog sich die königliche Flotte vor den Hafen, damit entweder die Bürger im Jubel die Wachsamkeit unterließen oder die Kriegsschiffe, aus dem Hafen auslaufend, in die Falle fielen. Eine Zeitlang bemerkten die Listigen ein freudenvolles Getümmel auf den Wällen; als aber der Wind den Pulverdampf verscheuchte, erkannten jene zeitig genug die Verlockung und machten sich auf einen Angriff gefaßt. Noch hatte Amack, der Hauptstadt Garten, die Bürger kümmerlich versorgt; als aber am 19. Juni der König die Insel erstürmen und dort eine Schanze aufwerfen ließ, stieg der Mangel plötzlich zu solcher Höhe, daß die Bürger sich auf dem alten Markte versammelten, um Abhülfe ihres Jammers zu berathen. Im Wahne, dieser Zusammenlauf bedeute Empörung, stürmte die Besatzung, Bokbinder mit seinem Rathe bewaffnet unter ihnen, auf sie ein, jagten die Wehrlosen auseinander und erschlugen ihrer gegen zweihundert. Erst als viele ruhig daheimgebliebene Bürger der Mordlust des gereizten Kriegsvolks gefallen waren, gelang es dem Grafen, der in der Stille über das öffentliche Unglück seufzte, die Ruhe wiederherzustellen. — Noch sechs lange Wochen hindurch bot die stille Stadt alle Schaudergemälde des Jammers, deren Ausführung in einzelnen Zügen wir uns überheben, da sie in allen volkreichen Städten nach jahrelanger Umschließung sich zu wiederholen pflegen. Bereits waren alle eßbaren Thiere geschlachtet, auch die schon, vor denen die menschliche Natur Ekel und Abscheu empfindet; das Klagegestöhn der Bürger wies die Gemüthsverhärtung der Kriegsleute und des Rathes mit dem entsetzlichen Troste ab, „noch habe man nicht, wie in Jerusalem, die eigenen Kinder verzehrt.“ In solcher Zeit gebar die Herzogin von Mecklenburg einen Prinzen, und großmüthig sandte zu ihrer Pflege der König einigen Vorrath von feinern Lebensmitteln. Als die Kuh der Wöchnerin und der Leibhengst des Gemahls von allem Vieh noch allein übrig und die hohlen Augen der Bürger, die unbegrabenen Leichen vor Hunger Gestorbener den Gipfelpunkt des Elends predigten, schickten die Fürsten und der Rath ihre Abgeordneten in das Lager. Anfangs begehrte der gereizte König Ergebung auf Gnade und Ungnade; aber in Regung edlerer Menschlichkeit verstattete er dem Herzoge Wilhelm von Braunschweig und seinen Obersten Unterhandlung. Am 29. Juli 1536, gerade ein Jahr nach der ersten Berennung, kam die Capitulation zu Stande. Der Herzog und der Graf sollten mit ihrem Gefolge und ihrer fahrenden Habe auf königlichen Schiffen nach Deutschland geführt werden und alle Anhänger ihnen folgen dürfen, mit Ausnahme Bokbinder's und Mynter's; der Graf eidlich geloben, die dänischen Staaten nie wieder zu betreten, Christian's Bundesgenossen nie zu bekriegen. Die Bürgerschaft wurde zu Gnaden aufgenommen, ihr Amnestie für alle begangenen Unbilden verheißen; auch beide Bürgermeister wurden begnadigt, um in Zukunft dem Könige mit Treue und Ergebenheit zu dienen; endlich Schiedsrichter bestimmt, um den vom Könige an den Herzog geforderten Schadenersatz zu ermitteln. Als auch an demselben Tage der Bürgerschaft Aufrechterhaltung der neuen Lehre und unverkürzte Freiheiten schriftlich zugesichert waren, zog Herzog Albrecht zu Pferde, der Graf und die vornehmsten Bürger zu Fuß, alle entblößten Hauptes und weiße Stäbe in den Händen, zum Könige hinaus und baten knieführlig um Gnade. Christian empfing den Herzog mit freundlicher Rede, weil er die Schwäche des verführten Fürsten kannte; den Grafen aber überhäufte er, als ehrgeizigen Anstifter aller Drangsale, mit Vorwürfen und erinnerte ihn an die Reden, die er in Kolding beim Trunke gegen ihn ausgestoßen, sprechend: „Wenn ich wollte, so möchte ich dich rechtschaffen mustern.“ — Jürgen Mynter, wie er durch Gewandtheit und kluge Fügung in die Umstände sich des Königs Gnade auch gegen die grimmen Anklagen des Adels und der Bischöfe versichert, trat eine neue wichtige Laufbahn im Dienste seines protestantischen Herrschers an, sobald dieser an der Spitze seiner stolzen Edelleute unter Huldigungsruf in die Hauptstadt eingezogen. Gelang es ihm doch, selbst bei der verlassenen Partei, Achtung zu befestigen, indem er dem Könige nicht eher den Treueid leistete, als der Graf ihn seiner Verpflichtung mit dem Geständniß entbunden: „wäre er seinem Rathe gefolgt, so hätte das Spiel anders geendet.“ — Sein Amtsgenosse Bokbinder, weniger schlau oder weniger glücklich, nahm bald darauf Gift, um der Anklage einer Dame zu entgehen, deren Mann auf sein Geheiß das Leben verloren hatte.

Nicht säumten die Fürsten, alsbald die Stätte der Scham und des Unglücks zu verlassen. Sie schifften mit den Ihren nach Deutschland heim; den Grafen von Oldenburg, seines Mißgeschickes getröstet, riß das großartige Getümmel der deutschen Angelegenheiten bald wieder mit sich fort; er verrichtete noch manche kecke männliche That im Sinne des Protestantismus und starb, gepriesen von den Gelehrten, deren verständiger Gönner er immerdar gewesen, und im Lobe der Zeitgenossen, hochbejahrt am 4. August 1566; Albrecht dagegen vermochte nicht die vergebliche Hoffnung sich aus dem Sinne zu schlagen, forderte in vielen persönlichen Gesuchen und auf Reichstagen Ersatz der Kosten, die er für den unglücklichen Christiern aufgewandt, ward mit kärglichen Summen hingehalten und starb, um alle eitle Erwartungen betrogen, am 7. Januar 1547, dem Hause Mecklenburg, als Frucht seiner zweideutigen Thätigkeit für den Kaiser, die sogenannte „spanische Schuldfoderung“ von vielen Tonnen Goldes vererbend, die, bei beiden habsburger Linien zu unzähligen Malen angeregt, erst über die Erschütterung des dreißigjährigen Krieges vergessen wurde.

Aber nach dem unerforschlichen Walten der Vorsehung sollte die Noth, welche die Bürgermeisterfehde über Dänemark gebracht, nicht ohne segensreiche Folgen bleiben, wenn freilich auch erst das späteste Enkelgeschlecht derselben theilhaft wurde. Christian III. brach die Hierarchie und den Widerstand der katholischen Partei, indem er, kaum drei Wochen nach der Einnahme Kopenhagens, alle Bischöfe, in Uebereinstimmung mit dem Adel, gefangennahm, sie entsetzte und, am 12. August 1537 durch Dr. Bugenhagen feierlich gekrönt, das Werk der Reformation beendete. So hatte der entsetzliche Krieg gedient, die Freiheit der Gewissen zu befördern; aber beim Genusse des Rechtes, in seiner Weise zum Himmel zu beten, sah das Volk sich schmachvoll und unchristlich unter den Fuß des Adels gegeben. „Hündische Leibeigenschaft“ lastete, seit der kluge Christian dem Adel die Krone und den Sieg über die Bischöfe verdankte, auf den freien Bonden von Dänemark, und die Bürger, mächtiger Vertretung beraubt, seufzten unter dem Joche erbauter Zwingfesten und der Soldaten Einlager. Um die Befreiung des unglücklichen Christiern kümmerte sich Niemand, ungeachtet eines Artikels im hamburger Frieden; „Manus Dei eruet me. Impii carceris anno 1536.“ lautete die Inschrift auf für ihn durch den Grafen geschlagenen Münzen; aber bis zum Jahre 1549 lag er einsam im Thurme zu Sonderburg, wanderte eine tiefe Rinne in den harten Estrich, den er ruhelos wie ein eingesperrtes Thier durchmaß, schnitt in die Wände im düstern Gedankenspiel die Bilder von Galgen, Rädern, Mühlen und des kopenhagener Schlosses, und starb, in ein menschlicheres Gefängniß gebracht, im 77sten Jahre seines Alters, im Januar 1559. — Erst im J. 1551 konnte ein Gesetz Christians III. die Kinder der Prediger und Küster von der Leibeigenschaft befreien, und noch im J. 1570 durfte ein Edelmann einen Priester hinrichten lassen. Was würde der wackere Christian IV. ohne dieses Hemmniß innerer Entwickelung im dreißigjährigen Kriege, er, ein deutscher Herzog von Holstein, statt des über die See eingedrungenen schwedischen Fremdlings, zum Heile Deutschlands ausgerichtet haben, wäre der Kern des dänischen Volkes, durch würdige Freiheit zu großen Unternehmungen gereift, seinen Fahnen nach Niedersachsen gefolgt, statt der heimatlosen Banden, die am Bahrenberge seine Königsehre verunglimpften? Zwar glich die blutlose Revolution von 1660 das Misverhältniß der ständischen Rechte aus, aber um gleichförmig alle Stände der lähmenden Gewalt der Souverainetät zu unterwerfen. Was Dänemark jetzt, nach dem Schlummer von 200 Jahren auch des letzten Erwerbs der großen Margaretha beraubt, im Schoos einer isolirten Friedenspolitik an innerer Wohlfahrt und am Gedeihen der Künste und Wissenschaften genießt, es ist kein Ersatz für die welthistorische Bedeutung, zu welcher des Landes Lage und des Volkes Tüchtigkeit seine urgermanischen Altvordern berief. —

Diese Betrachtung lenkt uns auf das fernere Geschick und

Digitized by Google

die Würdigung des Bürgermeisters zurück, den wir im Kerker Heinrichs des Jüngern verließen. Dieser Guelfe, ein blinder Eiferer für den Katholicismus, ohne Religiosität; rastlos kriegslustig ohne Feldherrngeschick und Entschlossenheit zur Stunde der Gefahr; ohne Bruderliebe, denn er hielt um des Erbes willen den Herzog Wilhelm — eben den, welcher die Capitulation von Kopenhagen vermittelte — in zwölfjähriger Haft; ohne eheliche Treue und sittliche Scham, denn er zeugte mit seinem Kebsweibe, der schönen Eva von Troth auf Staufenburg, sieben Kinder, die wachsame Herzogin, die Mutter seiner sieben Söhne und vier Töchter, durch das Gepränge eines Scheinbegräbnisses und feierliche Seelenmessen ruchlos hintergehend; ohne fürstliche und ritterliche Ehre, ohne Sinn für Anstand — dafür zeugen die schandbaren Schmähschriften, mit denen er den Kurfürsten von Sachsen, obwol der ihm nichts schuldig blieb, angriff — war der rechte Mann, um mit dem unglücklichen Gefangenen als Werkzeug aller Bosheit seiner Gegner Gericht zu halten. In seine Hände hatte der geistliche Herr von Bremen den Bürgermeister geliefert; er mochte sich frei halten von dessen Blute, während sein Bruder Heinrich, ein Bundesgenosse Christians, um „eine Hand voll Bluts mehr kein groß Werk machte." Der Prälat that es nicht ohne Hoffnung auf erklecklichen Lohn; er erhob Ansprüche auf Roskilds Bisthum, und nicht aus verzeihlichem katholischen Eifer; denn es geschah im Interesse Dänemarks, auf Anstiften des Königs und Adels, welche dem Bischofe Beistand dafür zusagten. Vielleicht auch war die ganze Reise nach Hadeln eine Verlockung, um Wullenweber fern von Lübeck zu verderben.

Der erste Schritt in diesem Rechtshandel: man versetzte den Mann, gegen welchen noch kein Lübecker anklagend auftrat, durch erzwungenes Bekenntniß in Anklagestand. Auf die Folter gespannt, ward er so furchtbar gepeinigt, daß er alle Fragen, welche die Arglist seiner Verfolger ihm vorlegte, mit Ja beantwortete. Schöner wäre es gewesen und seines antiken Charakters würdig, wenn er in der Marter und ohne Bekenntniß den Geist aufgegeben hätte; aber wer verdammt die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur und die Liebe zum Leben, die tückische Verheißung im Falle der Selbstanklage wach erhalten? Die „Urgicht" sagte Dinge aus, welche berechnet waren, jedes Mitleid im Herzen des Volks zu ersticken und noch andere Männer, die der Rath haßte, zu verderben; „er habe vom gemeinen Gute Tausende an sich gebracht;" „zwei seien gewesen, die ihm 2000 Mark für Christierns Erlösung geboten;" „die Knechte in Hadeln habe er durch Lauenburg vor Lübeck führen, Brömsen mit seinem Anhange ermorden, die Stadt burgundisch machen wollen, um dann ein Wiedertäuferreich zu stiften; zu Lubeck seien acht Männer (unter ihnen sein Mitbürgermeister Taschenmacher, die andern alle Glieder des ehemaligen Ausschusses), die ihm ihre Hülfe zugesagt hätten; wenn Alles gelungen und der Adel erschlagen wäre, solle er Reichsverweser in Lübeck, Munter in Dänemark, Meier in Schweden werden." Diese unglaublich widersinnigen Artikel übersandte Herzog Heinrich dem Rathe zu Lübeck, der nichts eiliger zu thun hatte, als sie am 11. März 1536, wenige Wochen nach dem hamburger Frieden, der Bürgerschaft vorzulegen. Leichtgläubig und furchtsam billigte sie die Gefangennahme der acht Beschuldigten, die, so grob der Betrug war, bis auf einen Abwesenden in den Thurm geworfen wurden. Auch zweien Predigern, von denen der eine, Johann Flachsbart, zu den ersten Verkündern der lutherischen Lehre gehörte, wollte man an den Hals, durfte sie aber nicht antasten. Zur weitern Rechtsverfolgung wurden etliche Bürger aus den Zünften und Kaufleuten nach Steinbrück geschickt, um sich von der Wahrheit der Urgicht zu überzeugen. Unter ihnen befand sich Johann Krevet, eine Creatur des Rathes, und auch jener Drost von Tedinghausen, der gleich darauf die Stadthauptmannstelle in Lübeck als Lohn davontrug. Damit Wullenweber vor den Zeugen nicht widerriefe, ward er zum zweiten und dritten Male gefoltert und ihm für den Fall einer abweichenden Aussage der Tod „unter der Pein" gedroht. Als sie in den Kerker gekommen, fanden sie den edeln Herzog vor Wullenweber, der im verbitterten Ketzerhaß oder aus bösem Gemüth bei so entsetzlichen Verhandlungen gern verweilte, wie wir denn wissen, daß er dem Thomas Münzer auf der Richtstätte den apostolischen Glauben zur großen Erbauung der Henker vorbetete. Als man Wullenwebern die Artikel vorgelesen, fuhr ihn der Herzog mit harten Worten an: „Jörg, was sagst du hiezu?" Wullenweber erwiederte mit Sanftmuth: „Ich habe Ja gesagt." Keiner der Lübecker wagte auch nur zu einer Nebenfrage den Mund aufzuthun. Sie reisten zurück, eidlich verpflichtet, keinem Unbeufenen eine Sylbe von dem Hergange zu erzählen. In welcher Seelenstimmung sich der Zertretene befand, bezeugen zwei Briefe, die er damals aus dem Gefängnisse unter dem Siegel der Verschwiegenheit an seinen Bruder in Hamburg schrieb: ihre Authentie ist durch einen Notar bekräftigt, wie H. Regkmann aus Recklingshausen, ein Bergenfahrer und muthiger Vertheidiger des Bürgermeisters, in seiner Chronik mittheilt. „Lieber Bruder, Gott sei Dank, ich bin noch gesund. Denn ich mußte noch eine Reise aushalten (entsetzlicher Euphemismus für Folter!), da die von Lübeck hier waren am Sonnabend Morgens, und mußte geloben und schwören, nicht anders zu sagen, denn als ich gefragt ward; wo ich ein Wort widerriefe, sollte ich in Peinen sterben. Dazu zwang mich Herzog Heinrich und Klaus Hermelink mit dem Büttel von Bremen. Nun hab' ich zum dritten Male auf die Leute aus Pein bekennen müssen und habe noch nicht anders bekannt. Aber Gott wolle sich über mich erbarmen, weiß ich von Burgundisch oder Wiedertaufe. Dies wollest du eilig gute Freunde zu Lübeck wissen lassen, „es sei Dir gesagt, ich mußte nicht ein Wort in Gegenwart der von Lübeck sprechen und mußte Johann Krevet's Dieb sein." Das muß Gott in dem Himmel erbarmen! Lieber Bruder, thue um Gottes willen und laß drei oder vier fromme Leute an mein Buch gehen, daß sie lesen, was ich darin geschrieben habe, da ich anno 1532 wider die Holländer zu Schiffe ging; ich will noch darauf sterben, daß meine Sache also steht. Was ich seit der Zeit, auch vor der Zeit, aufgeborgt habe, das finden sie in ihren Rechenschaften wohl; ich bin deß gewiß, daß ich weder Schilling noch Pfennig habe, der ihnen gehört. Darum verbeut mir wider sie zu Recht, können sie mir beweisen, daß ich ihnen was gestohlen habe, Du wollest dazu helfen, daß sie mich über alle Diebe henken! Laß Peter Schulten aufsuchen alle Schrift, die des Rathes Rechenschaft belangen, ich weiß zur Rechenschaft wohl zu kommen. Was auch Jost, Marci Meier Schreiber, bei sich hat und Henricus, daß die auch bei der Hand bleiben. Ich will ihnen bei Schillingen und bei Pfennigen Rechenschaft thun. Dann, lieber Bruder, laß dies Schreiben Niemand sehen, bei deinem Leibe! sage, es sei Dir von einem Glaubwürdigen gesagt, und sende dem Knechte, der bei mir ist, einen Trankpfennig, einen Thaler oder vier; der thut mir alles Guts. Die acht hab' ich empfangen. Lieber Bruder, dies ist die Summa davon, darauf magst du etliche Leute warnen und sehen zu Hamburg mit zu: man will's wieder auf das Alte haben; darnach wird man trachten; das ist die Meinung; in Lübeck wirst Du es am ersten finden, behalten sie ihren Willen. Bei Deinem Halse offenbare diese Dinge Niemand, denn du habest sie bei einem gehört, der hier war; dies weiß Gott, der mag mir helfen, ich bin dreimal nicht anders denn dem Tod vermessen gewesen."

Der zweite Brief, wol unmittelbar darauf geschrieben, lautet also: „Lieber Bruder, thu bei Deinem Halse! Niemand wißlich, daß ich Dir geschrieben hab, „daß sie mich den Morgen mit Peinigen drungen, daß ich mußte sagen nicht anders, als sie mich fragten." Ich müßte wieder in die Pein, da es auskäme, so käme ich um den Hals. Ich mußte wol sagen, was sie hören wollten, auch nicht ein Wort anders. Sage bei Leibe nichts vom Herzoge. Klaus Hermelink und Krevet haben es also gepflogen. Lasse es Störtelberg wissen, Niemand anders! Hast Du es Jemand geschrieben oder gesagt, dem schreibe, daß sie stillschweigen. Du mußt durch den Markgrafen Herzog Heinrich stillen, oder ich komme um den Hals, wenn ich auch zwei Könige von England zu Hülfe hätte. Lieber Bruder, laß gute Freunde an das Buch kommen, da aufstehet a. 1533. Verbeut mir zu Recht, bin ich ein Dieb, Du wollest mir helfen an den Galgen, bin ich ein Verräther auf ein Rad, bin ich ein Wiedertäufer ins Feuer! Brömsen und Krevet, die es treiben, die wissen es wol anders; denn es ist darum zu thun, daß man Burkhard Wrede (einen Grobschmidt und Worthalter der Vierundsechzig), Hermann Stuwe, Heinrich Adermann und Ludwig Taschenmacher (Vierundsechziger) will um den Hals bringen. Dieses schreib Ebert Störtelberg, daß er bei seinem Halse Niemand von Dir und mir was melde. Gott mag ihnen helfen und wolle uns lassen führen unsere Unschuld; meine Sache kann noch gut werden, wo ich Herzog Heinrich nicht erzürne." — Aus diesen herzzerschneidenden Wehklagen ersehen wir, daß Wullenweber seine Freunde retten und, der Rechtlichkeit der Bürger von Lübeck trauend, die Sache an sie gelangen lassen wollte, zumal da der mit dem Rathe bei seiner Entsagung geschlossene Vertrag ihn schützen mußte, wenn er gegen diese unsinnigen Beschuldigungen vertreten wurde. Auf die Fürsprache des Markgrafen Johann, Sohnes des Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg, und Herrn der Neumark, rechnete er, weil dieser in demselben Jahre sich mit Katharina, der ältesten Tochter des Herzogs von Braunschweig, verlobt hatte und als naher Verwandter Christierns einen Mann schützen durfte, der für jenen den Haß seiner Feinde auf sich geladen. Was nun Joachim für seinen Bruder Jürgen auf dem einen oder dem andern Wege gethan, ist aus den Nachrichten nicht zu ersehen; er selbst ward, vielleicht wegen seiner thätigen Theilnahme am Geschick des Bruders, des Rathsstuhles in Hamburg entsetzt. So zog sich in ein neues Jahr das harte Gefängniß des Unglücklichen hin, bis ein zweiter fürstlicher Gegner

Digitized by Google

mit peinlicher Anklage gegen ihn auftrat, Christian III., hochgelobt von Zeitgenossen und Nachwelt, jetzt im ruhigen Besitze seiner Kronen. Der König, um Wullenwever's Verhaftung den Braunschweigern ausgesprochen zu Dank verpflichtet, hatte sich gleichwol bis jetzt geschämt, auf den Tod eines eingekerkerten, abgesetzten deutschen Bürgermeisters anzutragen. Als aber die Herren von Lübeck unmuthig den verzögerten Rechtsgang durch ihre Bevollmächtigten, den Stadtsecretair M. Sebastian Ehrsam und Johann Krevet, erfuhren, schrieben sie unter dem 19. Juni 1537 ihrem Stadthauptmann Klaus Heremelink in Wolfenbüttel, wie wol sie sich versehen, daß die bewußte Sache mit Wullenwever allda ihre Endschaft sollte erreicht haben, sie, weil es aus Ursachen nicht geschehen und wieder erstreckt worden, begehrten, Heremelink solle allen Fleiß anwenden, dem Könige von Dänemark den Rechtstag in guter Zeit zuzuschreiben, damit er zur peinlichen Verfolgung seine Gesandten neben den ihrigen zur Stätte schicke und die Sache nicht ihnen allein zugeschoben werde. Obgleich sie dazu vor Gott und dem Rechte guten Fug hätten, wollten sie dennoch aus sonderlichen Bedenken und besserm Ansehen die königliche Majestät neben sich zum Mitkläger und Vorforderer haben. Ginge es nicht, so wollten sie mit Fleiß daran denken, und hätten ihn, die Sache als zum Nutzen ihrer Stadt ins Werk zu setzen.

So gewährt denn Lübecks Rath, um seine Rache zu befriedigen, das seltene Beispiel von politischer Verkehrtheit, daß ein Gemeinwesen eine fremde Macht, mit der sie wenige Jahre vorher im offenen Kriege gestanden, ungenöthigt auffordert, die Staatsrache, welches zu jener fremden Macht auf dem Fuße gegenseitiger Waffenberechtigung und in einer naturgemäßen Feindschaft sich verhielt, vor dem Tribunal eines gegen jedes gesunde Recht sich aufwerfenden Richters zu verklagen. Jene verächtlichen Patrioter, die den Mann, der ihre Stadt groß vor Europa machen wollte, nur darum bis in den Tod verfolgten, weil er ihre angemaßten Rechte nicht unangetastet lassen konnte, schoben in der Gewissensangst eine fürstliche Autorität vor und fanden den König des Nordens nach dem gehässigen Staatsrechte, welches damals gegen die Mächte sich zu bilden angefangen hatte, bereit zu so Unerhörtem. Die schöne Zeit einer gegenseitigen Vollberechtigung, einer Pairie zwischen Städten und Fürsten als gleichen Potenzen, hatte sich überlebt, seit alle Fürsten im monströsen Bunde zu Cambray sich vereinigten, die Republik Venedig zu strafen, weil sie gewagt hatte, groß zu werden wie sie. Die Souverainetät gab dem Principe Gelung, „die freien Städte sein eigentlich nur gescheute Rebellen, die zu den Fursten nur auf dem Fuße eines von ihnen gegebenen Befehls, nicht aber Rechts und Urtheil standen.“ Aus diesem Gesichtspunkte war es denn auch zu erklären, daß Deutschlands Städte über Maximilians schimpfliche Verluste im Stillen triumphierten. Eine solche Politik, welche die Communen als rechtlich nicht existirend erklärte, hatte bei Fürsten und Adel Eingang gefunden, und Christian III. trug um so weniger Bedenken, gegen den gehaßten Dictator der Hansen sein Souverainetätsrecht anzuwenden, da die verdrängte Selbstsucht des lübecker Raths ihn um die Besiegelung ihres Annihilirungsacts wie um einen Dienst ersuchte. Wullenwever, einen betriegten König und den Gewaltphabern der eigenen Vaterstadt vor dem Stuhle eines gewissenlosen Fürsten gegenübergestellt, erkannte, daß er sterben müsse, und alle Kraft und alter Stolz kam wieder in seine erhobene Seele. Der stummen Kerkerwand vertraute er das Zeugniß seiner Unschuld; dort las man die Worte eingegraben:

Kein Dieb, kein Verräther, kein Mörder-Knecht
Bin ich niemals gewest, will's auch nimmer befunden werden!
O Herr Jesu Christ, der du bist der Weg, die Warheit und das Leben,
Ich bitte dich durch deine Barmherzigkeit, du wollest Zeugniß von der Wahrheit geben!

Johann von Achteln und Hermann Sukmann hatten im Namen der durch Wullenweber's Urgicht Beschuldigten vom Rathe verlangt, ihren Anwalt in Wolfenbüttel zu bescheiden, um für sie dem offenen Landgerichte beizuwohnen und den Verlauf, mit Zeugen bekräftigt, zu berichten. Der Rath von Lübeck, dem im ganzen deutschen Norden hochangesehenen Schöppenstuhle, durfte die Rechtsforderung nicht verweigern und stellte am Mittwochstage 1537 die Vollmacht aus. Wir erzählen nach dem Notarialdocumente des gedachten Anwaltes das Urtheil und die Vollstreckung jenes nach altdeutschem Rechtsverfahren öffentlich im Namen Heinrichs des Jüngern besetzten Gerichts. Montags am 24. September 1537, in nüchterner Frühe, trat das herzogliche Landgericht, bestehend aus dem Richter, den Beisitzern und den übrigen Schoffendar Freien, auf dem Zollstrine vor Wolfenbüttel unter freiem Himmel und gewaltigem Volkszulauf zusammen. König Christians Rath und Orator, sowie Krevet, Ehrsam und Heremelink überreichten ihre Vollmachten, drangen sich altherkömmlich ins Recht und klagten durch ihren Fürsprecher Jürgen Wullenwever auf seine Urgicht über folgende Artikel an: „Er habe zwischen dem Könige und den Holländern Zwietracht anstiften, Holstein mit Kriegsvolk überziehen, den Herzog vertreiben, den Adel mit Galgen und Rad verfolgen wollen. Er habe beabsichtigt, nach Kopenhagen zu ziehen und dort seinen Stuhl dem Könige zu Verderb zu erheben; ferner auf Lübeck sich zurückzuwenden, die Stadt mit Brand und Plünderung heimzusuchen, die Obrigkeit gefangen zu nehmen, alle Güter auf den Markt zu Haufen zu bringen, um ein Wiederräuferreich mit seinen Gesellen aufzurichten.“ Wullenwever, entstellt durch zweijährigen Kerker und beständige Folter, ward zur Verantwortung aufgefordert und fragte durch seinen Fürsprecher, ob sie noch mehre Artikel gegen ihn hätten? Als die Ankläger erwiederten, daß keine weitern Artikel zur Zeit nöthig, bat Wullenweber mehrmals, ihm die gesammte Anklage vorzuhalten, damit er, seine Sache Gott befehlend, auf alle Punkte antworten könne. Auf die Umfrage des Vorsitzers und die Besprechung mit dem Umstande, ward als Recht erkannt, „Wullenwever solle die vorgelegten Artikel mit Worten und Gewalt er die Fehde begonnen.“ „Nie sei ihm in den Sinn gekommen, den Adel in Holstein zu verfolgen; ebenso wenig den mit dem Rathe zu Lübeck geschlossenen Vertrag zu brechen und seinen Stuhl an Stelle des Königs zu setzen; er sei kein Dieb, kein Verräther, kein Wiedertäufer, darauf wolle er sterben und Alles Gott anbefehlen.“ Als der Fürsprecher der Klagpartei auf ein Urtheil drang, „weil Jürgen die vorgelegten Artikel zum Theil eingestanden,“ besprach Henny Otte auf Anfrage des Vorsitzers sich mit dem Umstande, fand das Urtheil und brachte es vor Gericht, „daß Jürgen nicht ohne Strafe zu verdienen als gethan habe.“ Darauf drangen die Ankläger auf die Art der Strafe, und ein Richter von Hildesheim, vom Richter zur Bestimmung derselben aufgefordert, erklärte dessen sich nicht allein mächtig, besprach sich mit seinem Umstande und brachte vor, „der Scharfrichter möge ihm ein Urtheil finden.“ „Meister Hans,“ sagte der Richter, „so frage ich Dich darum.“ Der sagte: „Herr Richter, soll ich ihm das Urtheil finden, so will ich ihn hinausführen und in vier Theile hauen und legen auf vier Räder und ihn richten zwischen Himmel und Erden, bis er des nicht mehr thue und die Andern daran gedenken.“ Als Wullenwever also verurtheilt war, „da man ihm nach Recht Alles, die der Anwalt wegen des Getümmels der Pferde und des Geschreis des Volkes nicht verstehen konnte, Jürgen dagegen kurz beantwortete: „es sei wahr, er habe im Gefängnisse also bekannt, aber nur um der Pein zu entgehen und sein Leben zu retten;“ „welche ich im Gefängnisse beschuldigt habe, die will ich jetzt entschuldigen, daß meine Seele nicht anderwärts sterben dürfe vor dem strengen Gerichte Gottes! Ich bitte auch meinen gnädigen Herrn, Sc. Fürstl. Gnaden wolle sich mit dem unschuldigen Blute nicht behangen, meiner armen Seele zur ewigen Verdammniß!“ Worauf Klaus Heremelink rief: „Jürg, wir sind Dir der Entschuldigung nicht gefländig!“ und der Scharfrichter mit dem Manne hinwegzog. Auf dem Wege zum Hochgericht wurde er des herzoglichen Großvoigts, Barthold Rapp, gewahr, der zu Pferde hielt, und sprach: „Herr Voigt, ich bitte Euch so wohl thun und retten zu meinem gnädigsten Herrn und vermahnet S. F. G. der tröstlichen Zusage, die er mir persönlich zugesagt hat, daß er mir wolle einen ziemlichen Tod anthun lassen, der mir armen Manne wohl zu leiden stünde, auf daß ich nicht verzweifle zum ewigen Verderb Leibes und auch der Seelen!“ Der Großvoigt sprach: „Jörg, weil Ihr dessen begehrt, so hab' ich Gewalt von meinem Herrn, daß man Euch soll einen ziemlichen Tod anthun, welcher Euch wohl zu leiden steht, und will das mit dem Scharfrichter besteuern.“ Da sagte „Herr“ Jörg: „Herr Voigt, denen von Lübeck wollt' ich noch ein Wort oder zwei zusprechen:“ worauf jener: „Ja, Jörg, ich will das besteuern bei dem Gerichte, sie sollen zu Euch kommen.“ Auf dem Richtplatze trat der Hauptmann von Lübeck ihn, sagend: „Jörg, wilkt Du mein was?“ Da sammelte der Bürgermeister allen verhaltenen Grimm seiner Seele und rief: „Darnach habt Ihr, Klaus Heremelink und Johann Krevet, lange getrachtet, wol vier Jahre, daß Ihr bei Nachtzeit wolltet in mein Haus fallen und mich binden! ehr Gott der Allmächtige wollte das nicht zulassen! Nun ist es Euch doch geratten, das will ich Gott geben! Und sage Euch vor der ganzen Welt offenbar, daß die letzten Artikel nicht wahr sind! Ich sage öffentlich vor der ganzen Welt, daß ich Diejenigen, die ich in meinem Gefängnisse habe beschuldigen müssen, aus Marter und zur Rettung meines Leibes beschuldigt habe!“ Er wiederholte dann, daß er sie un-

Digitized by Google

schuldig erkläre, weil es Sünde vor Gott und der Welt sei, und damit seine Seele es vor Gottes Gericht nicht emig entgelten müsse: „denn ewig ist lang!“ — Klaus Hermelink gestand ihm den Widerruf nicht zu und trieb den Scharfrichter an: „Hinweg mit ihm, Meister Hans, weißt Du nicht, was Dir befohlen ist?“ Wiederum antwortete Jürgen: „Es ist mit mir hier eine geringe Zeit, Meister Hans! laß mich noch zwei oder drei Worte sagen, dann will ich gerne sterben.“ Er bethcuerte nochmals nachdrücklich, er habe den Bund mit den Herren von Lübeck nicht im größten und kleinsten gebrochen, sei kein Dieb, kein Verräther, sag dann, mit seinem Gewissen und der Welt fertig, auf die Knie nieder und empfing den tödtlichen Schwertstreich. Sein Leib ward geviertheilt und auf vier Räder gesteckt.

So starb, 44 Jahre alt, unbeweibt, den Tod des gemeinsten Verbrechers, Jürgen Wullenwever, der größte und kühnste Staatsmann, den das Abendrotb des freien deutschen Bürgerthums hervorgebracht. Es gereicht dem denkenden und fühlenden Betrachter zur tiefen Trauer, daß seine Mitwelt, Geistliche, Bürger, Richter und Geschichtschreiber, den hartsinnigsten Fluch der Verdammniß über ihn schleuderten und seinen Namen nur mit Verwünschung nannten, daß auf den unschuldigen Chronikenschreiber Hans Reckmann, der, wie verstohlen, dem Urtheilsspruche die Randglosse beifügte: „Das hater nicht verdient;“ und die Worte des Kanzlers von Celle, welcher beim Meine verlautete, „Wullenwever sei als Märtyrer des Evangeliums gestorben.“ Das Alterthum würde Wullenwebern Bildsäulen und Ehrengedächtniß errichtet haben; die moderne christliche Zeit, seine Deutschen, brandmarkten das Andenken des Gemordeten mit Schande. Und nicht ihn allein. Die Herren von Lübeck, durch das eine Opfer noch nicht versöhnt, durften zwar nicht weiter das Blut ihrer Mitbürger vergießen, wiewol jene Angeklagten, durch die Volksstimme und die Aussage des Sterbenden entschuldigt, jahrelang unter Bürgschaft blieben und erst 1539 gegen Urfehde freigelassen wurden; in Stralsund dagegen fühlte nicht sowol Kriffokratie der Geburt als des Reichthums und der Aemter nach Smiterlow's feierlicher Einsetzung im J. 1537 langsam ihre Rache und verdarb die Achtundvierziger durch schandbare Rechtsverfolgung. H. Blumenau, der greise Albermann der Schuster und Wortführer der Verordneten, sowie Bewahrer ihres Archivs, ward, weil man ihm wegen jenes Schutzerlasses nicht ankommen konnte, unter nichtigen Anklagen gefoltert und auf das Bekenntniß, vor 40 Jahren einen Priester erschlagen zu haben, lebendig gerädert. Viele Andere der Volkspartei, durch einen Justizmord zur Rache und Brandstiftung getrieben, kamen gleich elend um, und mit wahrhaft ekelhafter Freudeit und der aldernsten Salbaderei weiß B. Sastrow, 50 Jahre später Bürgermeister zu Stralsund, indem er das jammervolle Ende der Achtundvierziger berichtet, da den Finger Gottes nach, wo jeder Unbefangene nur richterliche Ruchlosigkeit und Unthaten der Menschen erkennt.

Was Wullenweber gewollt, wie richtig und kühn er die Zeitumstände erfaßte, wie unerschöpfliche Mittel er in seinem Geiste auffand, unterliegt keinem Zweifel. Er nahm den großen Streit um Rechte, die eine frühere Sittigung den deutschen Städten über den Norden errungen, welche die Nationen in ihrer Kindheit den Bildnern als Dank übertrugen und die herangereiften mit ihrem Fug jetzt verweigerten, wie in einem heroischen Zweikampf auf sich. Eine kräftige Hanse konnte nur erstehen, wenn die nordischen Reiche niedergehalten wurden und den Städten der freie Verkehr auf der Ostsee blieb. Groß und eines schönen Lohnes werth war der Gedanke, für welchen er glühte, auf dem freien Bürgerthume und dem freien Bauernstande des Nordens, auf dem Protestantismus die Macht seines Vaterlandes zu erbauen; die Mittel, mit welchen er seinen Zweck verfolgte, Kraft und Klugheit, daß Völkerrecht und Geschichte immerdar jedem unabhängigen Gemeinwesen gestattet. Aber das Geschick hat wider ihn entschieden und darum konnte er der Schmach bei dem sinnlosen Pöbel nicht entgehen; er büßte mit seinem Leben das schöne Verbrechen, indem er den Werth und die Willensenergie seiner Zeitgenossen nach sich abmaß, die Mittel nicht klug genug berechnet zu haben. Diesen Irrthum, der die Seele adelt, hat er mit den marktgisten Charakteren aller Zeiten gemein. Es ist jetzt nur eine Stimme, daß Wullenweber der verruchten Justiz eines blutgierigen, dummfanatischen Fürsten, der ungrosmüthigen Rache eines siegreichen Königs und der schandbarsten Lüge eines beleidigten Patricierregiments zum Opfer fiel. Aber auch das Andenken seines Kampfgenossen muß die Geschichte in Schutz nehmen, so wenig er an Sitten und Geistesgaben den Vergleich mit seinem Bürgermeister aushält. Auch Meier verdiente ein milderes Schicksal, mindestens war der dänische Abri nicht rein genug, um an Dem einen Treubruch so entsetzlich zu strafen, welchen ihr Verrath auf das Naturgebot zurückgetrieben. Auch auf das schmachvolle Ende des „Grobschmidts“ hat jenes neue Staatsrecht eingewirkt, daß der General einer Republik ein nicht ebenbürtiger Kriegsmann sei und man mit ihm wie mit einem Scheltne verfahren dürfe.“ Es brach die Zeit herein, wo Deutschland viele Seelen von Wullenweber's Energie und Meier's kecker Entschlossenheit bedurfte; zehn Jahre nach Beider Tode der schmalkaldische Krieg, in welchem unfähige Fürsten und schlaffe Lenker der Städte über das Vaterland Schmach und Verderben häuften. Meier, unter Sebastian Schärtlin auf die Ehrenburger Klause gestellt, und Wullenweber im Rathe begeisterter süddeutscher Bürger, welche Wendung würde der erste Religionskrieg genommen haben! Darum nehme denn die deutsche Geschichte diese Männer vom Schandpfahl zu Helsingör und Wolfenbüttel in ihr Ehrengedächtniß auf; wir aber schließen mit dem schlichten Reime Hans Reckmann's, des Bergenfahrers:

Die von Lübeck mögen in allen Tagen
Den Tod Herrn Jörg Wullenweber's beklagen.

Eduard von Bauernfeld.

Dieser überaus talentvolle Lustspieldichter ward am 12. Januar 1802 in Wien geboren, studirte daselbst, erhielt dann eine Anstellung als Hofcomipist und später als Director des Lottogefälls, die er noch bekleidet.

Seine vorzüglichsten Schriften sind:

Die schöne Literatur in Oesterreich. Histor. Skizze. Aus der österreichischen Zeitschrift für Geschichte u. Staatskunde. Wien 1835.

Theater. 2 Bde. Mannheim 1836. 37.

Ein Besuch in St. Cyr. Komische Oper in 3 Akten. Wien 1840.

Zwei Familien. Schauspiel in 4 Aufzügen. Ebend. 1840.

Der Selbstquäler. Charaktergemälde in 3 Aufz. und in Versen. Wien 1840.

Bürgerlich u. Romantisch, s. Zedlitz, J. Gy., Almanach, 1. Jahrg.

Ernst u. Humor, s. Taschenb. dramat. Originalien, N. F. 1. Jahrg.

Fortunat, s. Jahrbücher f. Drama. 2 Bde.

Der Musikus von Augsburg, s. Taschenb. dramat. Originalien. 2. Jahrg.

Der literarische Salon, Lustspiel, s. Taschenb. dramat. Originalien. 2. Jahrg.

Das Tagebuch, Lustspiel, s. Taschenb. dramat. Originalien. 3. Jahrg.

Einzelne noch ungedruckte Dramen, Aufsätze in Zeitschriften, Gedichte u. s. w.

Geistreiche Erfindung, Wahrheit und Eigenthümlichkeit der Charakterzeichnung, glückliche Anordnung der Situationen, ein überaus feiner und geistreicher, doch stets den Verhältnissen vollkommen angemessener Dialog, glückliche Auffassung und Benutzung der Widersprüche und Thorheiten der Gegenwart und ein glänzender Humor offenbaren sich in allen Leistungen Bauernfelds, von denen die Mehrzahl der dramatischen sich auf den deutschen Bühnen einer höchst günstigen Aufnahme erfreute, sodaß B. unter den jetztlebenden deutschen Lustspieldichtern als einer der Ersten, wenn nicht als der Erste, jedenfalls aber als der geistvollste und gedankenreichste zu betrachten ist. Ein edler Hauch wahren Freisinn's durchweht alle seine geistigen Erzeugnisse.

Digitized by Google

Der literarische Salon.

Erster Aufzug.

Zimmer bei Herrn Lampe. Schreibtisch mit Büchern, Schriften u. s. w.

Erste Scene.

Herr Lampe. Niklas (der eine Figur trägt.)

Lampe.

Langsam, Niklas, langsam! Stelle das herrliche Kunstwerk hieher auf den Schreibtisch. So. — Nun was sagst Du?

Niklas.

(Betrachtet die Figur.) Pfui! Ein abscheuliches Ungethüm. Hat keinen Kopf.

Lampe.

Es ist ein Torso.

Niklas.

Eine wahre Vogelscheuche! Mit vier Händen.

Lampe.

Laune des Künstlers, Ueberfluß der Phantasie. Es stellt vermuthlich eine indische Gottheit vor.

Niklas.

Curiose Gottheit!

Lampe.

Ich werde das kostbare Werk in meinem Museum aufstellen.

Niklas.

Ich würde es auf die Gasse schmeißen.

Lampe.

(Immer mit der Figur beschäftigt.) Es drückt vielleicht die Idee des Häßlichen aus.

Niklas.

Da wäre was gewonnen! Es giebt Scheusale genug in der Welt; man braucht sie nicht erst in Stein zu hauen.

Lampe.

Mein Sohn, das verstehst Du nicht. Wisse, daß ich den Eigenthümer mit Mühe bereden konnte, mir diese Statue um funfzig Dukaten zu überlassen.

Niklas.

Was? den Indianer? die häßliche Idee? — Ei, ei, Herr Lampe, Herr Lampe! — Als Sie noch Kaufmann waren, da kauften Sie keinen andern Kaffee als echten Mokka, und keinen Thee als chinesser, und nun —

Lampe.

Still! Erinnere mich nicht an jene Zeit, als mir das Leben der Kunst und Wissenschaft noch nicht aufgegangen war, als ich noch in der Materie herumwühlte —

Niklas.

Ja, unsere Material-Handlung war brav. Sie sollten sich darüber nicht lustig machen, Herr Lampe; Sie haben ein hübsches Stück Geld dabei verdient.

Lampe.

(Lächelnd.) Schon gut, lieber Niklas! Du meinst es gut. Du bist ein ehrlicher, redlicher Mensch, wenn Du nur mehr Bildung hättest! — Du mußt lesen, Niklas, lesen! — Aber geh' jetzt. Ich will studiren.

Niklas.

Studiren? Was studiren Sie denn, Herr Lampe?

Lampe.

Philosophie, Niklas, Kunst-Philosophie, Natur-Philosophie.

Niklas.

Sie und Philosophie! Glauben Sie mir, das geht nicht mehr. Was Hänschen nicht lernt —

Lampe.

Albernes Sprichwort! Die neue Philosophie ist gar nicht für die Hänschen, sondern nur für die Hanse.

Niklas.

Wie ist's recht, wenn Sie durchaus in Ihren alten Tagen ein so gewaltiger Na— Naturphilosoph werden wollen.

Lampe.

Sieh, Niklas, dann muß ich redigiren.

Niklas.

Redigiren? Was ist denn das?

Lampe.

Du weißt, Doctor Wendemann giebt eine Zeitschrift heraus.

Niklas.

Ja, es sollen sehr viele Lügen darin stehen.

Lampe.

Verleumdung! — Nun sieh! Die Aufsätze, die der Doctor und andere Gelehrte schreiben, die bekomm' ich zur Hand —

Niklas.

Die bekommen Sie —

Lampe.

Die les' ich durch —

Niklas.

Die lesen Sie —

Lampe.

Die schreib' ich manchmal ab —

Niklas.

Schreiben Sie ab —

Lampe.

Schick' ich in die Druckerei, dann corrigir' ich die Druckfehler.

Niklas.

Und das ist redigirt?

Lampe.

Das ist redigirt.

Niklas.

Und das ist auch redigirt, daß der Doctor den ganzen zweiten Stock unseres Hauses bewohnt, und daß er den Zins dafür schuldig bleibt?

Lampe.

Wer sagt das?

Niklas.

Fräulein Luischen. Die weiß Alles.

Lampe.

Das naseweise Ding! — Störe mich nicht länger. Geh fort!

Niklas.

Der schöne zweite Stock! Den wird uns der Herr Doctor bald weg redigiren. (Ab.)

Zweite Scene.

Lampe (allein.)

Er hat gewissermaßen recht. Der Doctor braucht viel Geld. Mußte schon ein paar Wechselchen für ihn zahlen. Freilich nur Redactionskosten. Das trägt seine Procente. Die Leute bekommen unsere Bildung, wir bekommen ihr Geld. (Er setzt sich zum Schreibtisch.) Darum nur Bildung! Allseitige Bildung! Nur fortschreiten mit der Zeit! Ich kann nichts weniger leiden, als wenn Einer hinter dem Jahrhundert zurückbleibt. Ich bin wirklich binnen Jahr und Tag ein ganz anderer Mensch geworden. Ich redigire, ich halte einen literarischen Salon, ich besitze ein Museum, ich trage zur Bildung bei. Sonst lebte ich ohne Idee, ohne Princip. Wie anders fühl' ich und denk' ich jetzt! Ich bin eigentlich durch und durch ein reiner Gedanke. Ich denke mich, ich setze mich, ich bin weder das Nicht-Ich, noch das Ich-Nicht, sondern ich bin ich. Welch eine Welt liegt in dieser Betrachtung! — Und wem hab' ich alle diese Gedanken zu danken? Ihm, dem tiefen Denker, dem großen Doctor Wendemann. Der große Mann! Wenn nur die Wechsel nicht waren! — Aber holla! Auch die Ideen haben ihren Cours. Sie sind im Steigen. Man kann jetzt kühn damit à la hausse speculiren.

Dritte Scene.

Lampe. Emilie. Luise.

Emilie.

Vater —

Lampe.

Was giebt's?

Digitized by Google

Luise.

Lieber Vater —

Lampe.

Ach, Ihr seid es, meine Kinder?

Luise.

(Umarmt ihn.) Liebster, bester Papa!

Lampe.

(Steht auf.) Was ist's? Was soll das?

Luise.

Wissen Sie denn nicht —? Heute ist ja —

Emilie.

Ihr Geburtstag.

Lampe.

Mein Geburtstag? An derlei denken wir Gelehrte gar nicht.

Luise.

Aber wir Ungelehrten desto mehr.

Emilie.

Wir bringen ein kleines Angebinde. Hier ist das meine. (Giebt ihm ein Buch.)

Luise.

Und hier das meinige. (Giebt ihm ein Päckchen.)

Lampe.

Ein Buch? — „Novellen von Emilien." — Wie? Novellen — von Emilien? — Du lächelst! Ist es wirklich? Die Novellen sind —?

Emilie.

Von mir.

Lampe.

Von Dir? Von Dir? — Umarme mich, mein Kind! — Novellen! Wie hast Du mich gerührt! Nun schmeckt ich erst das Süße der Vaterfreude, da ich eine Tochter besitze, die Novellen schreibt. Gedruckte Novellen! — Meine liebe, gedruckte Tochter! — Aber wie war es möglich? Ich ahnete gar nicht — Du machtest bisher nur Gedichte.

Emilie.

Ich schrieb in's Geheim. Nur Doctor Wendemann wußte darum. Er veranlaßte den Druck in Hamburg.

Lampe.

Der Edle! — Novellen von Emilien! — Doch warum nur Emilie? Warum nicht Emilie Lampe?

Emilie.

Der Name Lampe klingt ein Bischen prosaisch. Und dann — wir Schriftstellerinnen nennen uns meistens nur mit dem Vornamen. Denken Sie an Rahel, an Bettina.

Lampe.

In welchem Genre sind die Novellen?

Emilie.

Sie enthalten Bilder meiner innern Welt.

Lampe.

Innere Welt! Das ist gut. Aber die ganze äußere Welt soll sie kennen lernen.

Luise.

Papa! Sie vergessen ganz mein Geschenk.

Lampe.

Dein Geschenk! Laß sehen, Luischen! (Nimmt und öffnet das weggelegte Päckchen.) Eine gestickte Kappe. Nun, es ist doch auch eine Art von Kunstwerk.

Luise.

Es hält den Kopf warm.

Lampe.

Ich danke Dir, mein Kind. Ich werde Dein Käppchen aufsetzen und so Deine Novellen lesen.

Luise.

Ach, wenn doch heute unser lieber Capitän Mannsfeld hier wäre!

Lampe.

Wie kommst Du auf Den?

Luise.

Heute sind es eben zwei Jahre — es war kurz vor seiner Abreise — da speiste er bei uns. Wir hatten Pastete und Wildpret. Wär' er hier, heute sollt' er sehen, daß ich seitdem die Kochkunst studirt.

Lampe.

Kochkunst! Kochkunst! Leider studirst Du keine andern Künste. — Apropos, Kinder! Habt Ihr das neue Buch gelesen, das ich euch gestern gab?

Luise.

Ja, Papa; aber ich versteh' es nicht.

Lampe.

Wie ist das möglich? Es ist klar wie die Sonne.

Luise.

Der Verfasser behauptet darin, daß es Hexen gebe.

Lampe.

Warum soll es keine geben?

Luise.

Es läuft meinem Verstand entgegen.

Emilie.

Liebe Schwester, die Hexen muß man mit dem Gemüth fassen, nicht mit dem Verstand.

Lampe.

Das ist's! Mit dem Gemüth. Man muß ein gläubiges Hexengemüth haben, wie Justinus Kerner in Weinsberg.

Luise.

Mein Gemüth weiß nichts von solchen Dingen.

Lampe.

Das ist eben das Unglück! Du hast keinen Sinn für Ahnungen, für das Geisterreich.

Luise.

Papa, darf ich nun zur Küche sehen? Wir haben einen Gast geladen.

Lampe.

Gewiß den Doctor?

Luise.

Ich darf nichts ausplaudern. Es giebt Leute, die in der Geisterwelt besser zu Hause sind, als ich, die aber ein gutes leibliches Mittagessen mit Champagner gleichfalls zu schätzen wissen. Ich wette, unser Gast wird die Novellen von Emilie Lampe bis zum Himmel erheben, ohne die irdischen Braten von Luise Lampe zu verschmähen. (Ab.)

Vierte Scene.

Lampe. Emilie.

Lampe.

Ein kindisches Mädchen, die Luise.

Emilie.

Heiter und froh. So war ich einmal.

Lampe.

Wenn sie nur einen Funken Poesie besäße! Aber sie ist die pure klare Prosa. Erst neulich, als Wendemann den neuen Roman des berühmten Morgenroth vorlas, lachte sie in's Gesicht.

Emilie.

Der geniale Mann! Auch ihn vermag Luise nicht zu fassen.

Lampe.

Das ist ein Mann! Nicht wahr, Du hast große Achtung vor dem Doctor?

Emilie.

Die höchste, ob ich mir gleich in seiner Nähe oft so albern, so kindisch vorkomme.

Lampe.

Faust und Gretchen! Faust und Gretchen! — Verliebe Dich nur nicht in ihn. — Wie? oder ist vielleicht etwas dergleichen geschehen?

Emilie.

Wie können Sie glauben —? Bin ich nicht so gut als verlobt?

Lampe.

Leider, leider!

Emilie.

Wir erwarten täglich die Rückkehr meines Bräutigams.

Lampe.

Hm! Aufrichtig gestanden, Emilie! Mannsfeld gefällt mir gar nicht mehr.

Digitized by Google

Emilie.

Er ist gutmüthig, verständig; er gilt für einen ausgezeichneten Offizier —

Lampe.

Offizier! was ist ein Offizier!

Emilie.

Er hat den besten Ruf in der Armee —

Lampe.

Aber gar keinen in der Literatur.

Emilie.

Wir sind ihm Dankbarkeit schuldig. Er rettete mir das Leben.

Lampe.

Ich wollte, ein Anderer hätt' es gethan.

Emilie.

Sie trugen ihm meine Hand an.

Lampe.

Es war ein dummer Streich.

Emilie.

Ich war damals ein halbes Kind.

Lampe.

Und ich war ein ganzes.

Emilie.

Nun ist Mannsfeld bereits seit zwei Jahren in Amerika —

Lampe.

Seine Briefe werden immer seltener —

Emilie.

Und kälter.

Lampe.

Seit er wieder in Hamburg ist, schrieb er nur ein einziges Mal.

Emilie.

Und zwar sehr bitter.

Lampe.

Er tadelt mein Streben für Kunst und Wissenschaft —

Emilie.

Er macht sich über mein poetisches Talent lustig —

Lampe.

Er versteht so wenig von Poesie als Luise. Er ist mit der Zeit nicht fortgeschritten. Ich glaube, er liest noch immer mit Erbauung das Gedicht: „Um das Rhinoceros zu sehen" —

Emilie.

So viel ist gewiß: Ludwig ist mir fremder, ist mir ein Anderer geworden, seit ich selbst so verändert bin. Wendemann nahm sich meiner Bildung an. Wie erweiterten sich da meine Ansichten! wie reifte mein Verstand! Aber ach — mein Herz ward irre an sich selbst. Das Bild des Geliebten steht nicht mehr lebendig vor meiner Seele; ich muß an seiner, meiner Liebe zweifeln; ich habe ihn, mich selbst, mein früheres Glück verloren; ein unaussprechliches Etwas schwebt mir vor der Seele, ein Hoffen, ein Ahnen, ein Sehnen —

Lampe.

Halt, meine Tochter! Nun begreif' ich Deinen ganzen Zustand. Es ist der Dualismus der Empfindung. Deine Geschichte ist ein ganz klarer Paragraph aus der Psychologie. Du bist in dem Zustande, welchen Goethe beschreibt, indem er das Erlöschen einer früheren Neigung und das Erwachen einer neuen mit Mond und Sonne vergleicht, die zugleich am Himmel stehen. Mannsfeld ist der Mond, der Mond im Abnehmen, im letzten Viertel; Wendemann ist die Sonne, die strahlende, die erwärmende. Darum wende Dich der Sonne zu, laß den Mond laufen, er ist Deiner nicht würdig.

Emilie.

Nein, mein Vater! Wenn Ludwig zurückkommt, wenn ich fühle, daß sich mein Herz getäuscht hat, wenn es sein erträumtes Ideal nicht in dem Geliebten findet, dann —

Lampe.

Dann wirst Du einen Andern heirathen?

Emilie.

Nie!

Lampe.

Wie?

Emilie.

Dann will ich mich ganz der Kunst ergeben.

Lampe.

Aber Du wirst doch nicht ledig bleiben wollen?

Emilie.

In dem benannten Fall: allerdings.

Lampe.

Mein Kind, sprich keine so entsetzlichen Worte aus. Derlei hört ein Vater höchst ungern. Glaube mir, das Heirathen schadet der Poesie nicht im Geringsten. Sieh, fast alle Dichterinnen waren oder sind verheirathet. Die Ehe schlug ihnen freilich nicht immer zum besten an, noch weniger ihren Männern. Aber lieber die unfriedlichste Ehe, als ledig bleiben. Noch bist Du hübsch und jung aber —

Emilie.

Ein Dichter bleibt immer jung.

Lampe.

Ein Dichter? Nun ja! Aber eine Dichterin muß sich bemühen, ihr Ideal noch vor dem zurückgelegten vierundzwanzigsten Jahre zu finden, sonst findet sie es nicht mehr.

Fünfte Scene.

Vorige. Niklas.

Niklas.

Herr Lampe —

Lampe.

Was giebt's?

Niklas.

Draußen steht ein Herr — (lacht.)

Lampe.

Nun?

Niklas.
(das Lachen unterdrückend.)

Ein sehr spaßiger Herr —

Lampe.

Wer ist es denn?

Niklas.

Er sagt, er sei ein Dichter.

Lampe.

Ein Dichter! Laß ihn herein.

Niklas.

(Oeffnet die Thüre.) Kommen Sie, Herr Dichter! (Ab.)

Sechste Scene.

Lampe. Emilie. Morgenroth.

Morgenroth.

Ich bin Morgenroth.

Lampe.

Wär's möglich? Der geniale Dichter? Die Stütze der jungen Poesie?

Morgenroth.

Derselbe.

Lampe.

Den mein Freund, Doctor Wendemann, schon so lange sehnlich erwartet?

Morgenroth.

Derselbe.

Lampe.

Sein Sie mir vielmals willkommen. Umarmen wir uns!

Morgenroth.

Mit Vergnügen. (Will Emilien umarmen.) Mein Fräulein — (da Emilie sich zurückzieht.) Ja so! Ich vergaß mich. Ich glaube immer zu leben in einer idealen Welt; aber die Vorurtheile der wirklichen sind noch nicht besiegt.

Emilie.

Vorurtheile?

Morgenroth.

Was anders? Sie schätzen mich, Sie achten mich; Sie lesen meine Gedichte; Sie lieben also, Sie umfassen meinen Geist, mein besseres Ich; warum wollen Sie nicht umarmen mein schlechteres Ich, meinen Körper?

Digitized by Google

Lampe.

Einzig! genial! höchst geistreich!

Morgenroth.

Ich fühle mich. Ich bin gekommen, aufzuklären die Welt, zu cerasiren die Vorurtheile, anzuzünden die Leuchte der Wahrheit. Il ôte aux nations le bandeau de l'erreur, das ist mein Wahlspruch. Ich bin kein Individuum, kein einzelnes Wesen, ich bin eine Gattung, ein Prototyp, ich repräsentire das Volk, die Nation, das gesammte Deutschland; ich bin das junge Deutschland selbst!

Lampe.

Außerordentlich! Ungeheuer!

Morgenroth.

Ein Mittel, die Nation zu bilden, ist die Literatur, die Journalistik. Ich erwähle diese Stadt zu meinem Wohnort; das heißt, ich erhebe sie zum literarischen und geselligen Mittelpunkt von Deutschland; ich verbinde mich mit meinem gleichgesinnten Freund Wendemann zu einem großen gemeinschaftlichen Wirken. Darum hab' ich Hamburg verlassen. Meine Feinde und Neider werden vermuthlich in den Blättern ausposaunen, ich sei Schuls den halber fortgegangen. Lächerlich! Schulden haben mich niemals genirt, und werden mich niemals genieren. Mich zog ein innerer Trieb, eine Nothwendigkeit hieher. Meine Reise war, um mit einer untergegangenen Schule zu sprechen, ein Postulat der praktischen Vernunft.

Lampe.

Wofür wir Ihnen und der Vernunft danken müssen.

Emilie.

Sie kommen aus Hamburg, mein Herr? Sie sind wol dort sehr bekannt?

Morgenroth.

Ich durfte nicht über die Straße gehen. Man wies mit Fingern auf mich. Aber — „dulce est, digito monstrari, et dicier: hic est," wie der sonst alberne Horaz ziemlich gut sagt.

Lampe.

Ich weiß, was Du fragen willst, Emilie. Deine Novellen —

Emilie.

Nicht doch, Papa!

Morgenroth.

Novellen? Sie sind eine Dichterin, mein Fräulein?

Lampe.

So ist es. Belieben Sie nur — (giebt ihm das Buch.)

Morgenroth.

„Novellen von Emilien." Sie sind jene Emilie?

Lampe.

Kennen Sie das Buch?

Morgenroth.

Zum Theil — nicht so eigentlich — — Was wollten Sie von Hamburg fragen, Fräulein?

Emilie.

Es hält sich dort Jemand auf — mein Vater weiß — (leise zu Lampe.) Mannsfeld.

Lampe.

Richtig! (Zu Morgenroth.) Ist Ihnen unter den Fremden in Hamburg ein junger Marine-Offizier bekannt, Namens Mannsfeld?

Morgenroth.

Mannsfeld? Ja, ja! ich erinnere mich des Namens. Ich kam einmal mit ihm in Berührung auf dem Kaffeehause.

Lampe.

In welchem Rufe steht der junge Mann?

Morgenroth.

Nicht im besten. Es ist ein beschränkter Kopf. Uebrigens ein Bramarbas, ein Haudegen.

Lampe.

(Zu Emilien.) Hörst Du?

Emilie.

Dieser Schilderung gleicht Mannsfeld nicht.

Morgenroth.

Freilich, die Damen nehmen sich seiner an. Er gilt für einen schönen Mann. Doch was ist ein schöner Mann? Ein geistreicher Mann ist ein schöner Mann.

Lampe.

Wieder herrlich bemerkt! Aber erlauben Sie nun, Vortrefflichster, daß ich Sie zu unserm Freunde Wendemann führe.

Morgenroth.

Ich war schon bei ihm. Er wollte mich Ihnen aufführen; aber ich pflege mich selbst aufzuführen. Ich werde bei Wendemann logieren.

Lampe.

Der große Morgenroth mein Miethsmann! Welche Ehre! — Ich habe eine Bitte.

Morgenroth.

Was wünschen Sie?

Lampe.

Darf ich die Einrichtung Ihrer Zimmer besorgen?

Morgenroth.

Wenn Sie durchaus wollen —

Lampe.

Ich werde Luisen sogleich Befehl ertheilen —

Morgenroth.

Wer ist diese Luise? Ein Stubenmädchen?

Lampe.

Nein, meine jüngere Tochter. Sie versteht die häuslichen Geschäfte. Ich will sie Ihnen vorstellen. (Ruft.) Luise!

Siebente Scene.

Vorige. Luise.

Luise (in der Thüre).

Papa?

Lampe.

Luise, dies ist der berühmte Dichter Morgenroth, dessen Roman uns Alle so sehr entzückte.

Luise.

(Rasch.) Papa, mich nicht.

Lampe.

Dummes Ding! Dich auch. (Zu Morgenroth.) Vergeben Sie —

Morgenroth.

Ich liebe diese naive Einfalt. (Zu Luise.) Meine Werke gefallen Ihnen also nicht?

Luise.

Es darf Sie nicht verdrießen. Ich bin jung, ich habe kein Urtheil.

Morgenroth.

Gut gesprochen, kleine Luise.

Luise.

(Plaudert.) Sie thun sehr bekannt.

Morgenroth.

Wir werden bald noch bekannter werden, kleines Trotzköpfchen.

Luise.

Das hoff' ich nicht.

Lampe.

Luise, Du bist unartig.

Morgenroth.

Nicht doch! Das ist Natur, Ursprünglichkeit, seltene Lebensfrische, naiver Charakter. Er erquickt mich. Bewahren Sie diese Richtung, mein Engel.

Luise.

O mit solchen Erfrischungen und Erquickungen kann ich noch öfter aufwarten.

Morgenroth.

Immer besser! Lassen Sie Ihre Natur frei schalten; wie sie sich rein ausspricht, werd' ich sie rein aufnehmen. Am Ende wird doch das urkräftige Princip in mir Ihr weiches und flüchtiges bezwingen und in sich verschmelzen. Aber das verstehen Sie nicht.

Luise.

Doch! Sie wollen mich verschmelzen? Da müßten Sie mir erst warm machen. (Zu Lampe halblaut.) Papa, der Dichter ist ein unverschämter Mensch.

Digitized by Google

Lampe.

St! St! — Luise, Herr Morgenroth wird die blauen Zimmer im zweiten Stock bewohnen. Besorge die Einrichtung. (Zu Morgenroth.) Sie sind doch heute mein Gast? — Luise, noch ein Gedeck!

Luise.

Schon gut, Papa! (Im Abgehen.) Da haben wir wieder einen Narren mehr zu füttern. (Ab.)

Achte Scene.

Lampe. Emilie. Morgenroth.

Morgenroth.

(Sieht ihr nach.) Das kleine Ding ist allerliebst.

Lampe.

Verehrter Mann, darf ich Sie nun in mein Museum führen? Die Sammlung ist freilich erst im Entstehen.

Morgenroth.

Worauf sammeln Sie?

Lampe.

Auf Alles.

Morgenroth.

Das ist viel.

Lampe.

Ich besitze Kupferstiche und Gemälde, alte Bücher und alte Musikalien, alte Waffen und alte Autographen; zumeist aber alte Münzen: lederne, eiserne, silberne, goldene —

Morgenroth.

Münzen? Ich bin auch ein Sammler. Haben Sie Doubletten? Vielleicht machen wir einen Tauschhandel.

Lampe.

Einverstanden. Mein Museum soll eigentlich die Geschichte des Menschengeschlechtes in seinem Urzustande darstellen. Kunst und Schönheit sind dabei Nebenzweck. Das Charakteristische ist die Hauptsache. Wo spricht sich der Charakter besser aus, als in der Urzeit? Meine urzeitliche Sammlung ist daher die reichste. Dem ersten Lallen der Menschheit kann ich mit Entzücken zuhören. Es ist mir denn hier altväterische Gegg hier lieber als der Apoll von Belvedere. Ach, wenn ich die Partitur jener Urs-Musik besitzen könnte, womit die Mauern Jericho's umgeblasen wurden, ich vertauschte gar nicht, daß die Iphigenia oder Don Juan geschrieben wären.

Morgenroth.

Ihre Ansicht ist originell — (bei Seite.) aber albern.

Lampe.

Sehr verbunden. — Trefflicher Mann, wie entzückt mich Ihre Bekanntschaft! Heute versammelt sich mein literarischer Salon. Sie lesen uns vielleicht ein neues Product Ihrer Feder vor, nicht wahr? — Welchen Glanz werden Sie unserer Zeitschrift verleihen, deren geheimer Mit-Redacteur ich bin, wie Sie vielleicht wissen werden.

Morgenroth.

Ja, ich will mich erbarmen der deutschen Literatur, ich will ihr eine Richtung geben. Meine Ansichten von Kunst und Leben sind ungeheuer. Der Himmel octroirt mir Geist, Witz, Humor, Ironie, Tiefe. Ich erkenne meinen Beruf. Ich will zermalmen alles Bestehende. Ich will gründen eine große Schöpfung, eine neue Welt. Ich will neu gestalten die Kunst, die Wissenschaft, den Staat, die geselligen Verhältnisse. — Auch die Frauen sollen nicht vergessen werden. Ihre Emancipation ist ein Bedürfniß der fortschreitenden Cultur. Ich schreibe mit nächstem eine Metaphysik der Liebe, eine Kritik der Ehe. Das Motto sei: Freiheit und Gleichheit zwischen Mann und Weib. Schöne Lippen sollen mich dafür belohnen. (Zu Lampe.) Nun in das Museum.

Lampe.

Einziger Mann! Perle! Krone! Halbgott!

(Beide rechts ab.)

Neunte Scene.

Emilie (allein).

Ehrlich gestanden, dieser Dichter gefällt mir nicht. Da ist Wendemann anders! — Anders? — Wie? äußerte er nicht ähnliche Ansichten wie dieser junge Mann? Nur daß er sie sanfter und milder aussprach. Er scherzt über die Liebe, die Ehe. Auch mein Verhältniß mit Ludwig entging seinem Spotte nicht. Gewöhnte er mich nicht fast daran, über Dinge zu scherzen und zu lachen, die mir sonst zu zart schienen, um darüber zu sprechen? Ich lache, aber ich bin nicht froh; ich bin unzufrieden mit mir selbst. Ludwigs Briefe vermehren diesen Zwiespalt, diesen Unmuth. Wer trägt die Schuld: er oder ich?

Zehnte Scene.

Emilie. Doctor Wendemann.

Wendemann.

Emilie —

Emilie.

Doctor —

Wendemann.

Was machen Sie, Fräulein?

Emilie.

Ich philosophire.

Wendemann.

Das ist zu früh.

Emilie.

Oder zu spät.

Wendemann.

Zu spät? Wie so?

Emilie.

Ich meine, wenn wir erst anfangen, nachzudenken, haben wir meist schon eine Albernheit begangen.

Wendemann.

Bei Einigen fängt das Alberne erst mit dem Denken an. — Wollen wir unsere Stunde beginnen?

Emilie.

Sogleich. (Sie setzen sich.)

Wendemann. (nimmt ein Buch.)

Wo blieben wir in der Aesthetik?

Emilie.

Beim Erhabenen.

Wendemann.

Gut. Das Erhabene —

Emilie.

Ach, lieber Doctor —

Wendemann.

Nun, mein Fräulein?

Emilie.

Ueberschlagen wir das Erhabene.

Wendemann.

(Schlägt das Buch zu.) Recht gern. (Ergreift ihre Hand.) Lassen Sie uns zum Anmuthigen übergehen. Ihre Hand zittert —

Emilie.

(Indem sie ihm ihre Hand entzieht.) Es ist das Echo meines Herzens.

Wendemann.

Und was beunruhigt diese zarte Brust? Suchen Sie es in Worte zu fassen, vertrauen Sie sich Ihrem Lehrer, Ihrem Freunde.

Emilie.

Ich fürchte seinen Spott.

Wendemann.

Spott? Wie, Emilie? Sie halten mich für kalt, für gefühllos? Ich bin es nicht. Aber darf ich mich zeigen, wie ich bin? Muß ich nicht so manchen heißen Wunsch unterdrücken, da Sie ihn nicht zu ahnen scheinen?

Emilie.

Ich? Ihren Wunsch? Was soll das?

Digitized by Google

Wendemann.

Nichts, wenn Sie mich einer leidenschaftlichen Empfindung für unfähig halten.

Emilie.

Ihre Leidenschaft wäre mindestens eine neue Erscheinung.

Wendemann.

Das ist sie, da sie sich bis jetzt verbergen mußte. Ich wollte Ihr Herz nicht beunruhigen, da ich wußte, für wen es schlug. Aber seit Kurzem scheint es bei einem gewissen Namen minder heftig zu klopfen.

Emilie.

Mein Herr! — Wir wollen doch lieber über's Erhabene lesen.

Wendemann.

Nein, Emilie! Ich kann nicht länger schweigen. Sie scheinen bewegter, als ich Sie jemals sah. Ihr Auge flammt — ich kann diese Gluth nicht für Zorn halten. Erfahren Sie denn, was so lange in meiner Seele verborgen lag —

Emilie.

Genug! Halten Sie ein! (Steht auf.)

Wendemann.

(Ergreift ihre Hand.) Erfahren Sie — daß ich Sie liebe.

Emilie.

Hinweg!

Wendemann.

(Folgt ihr.) Hören Sie mich, Emilie. Ich weiß, Sie sind einem wackern, verständigen, etwas trockenen Manne verlobt. Die Verbindung ward in Ihrer zarten Jugend geschlossen. Seitdem ist erst Ihr Geist, Ihr Gemüth völlig erwacht. Ein glückliches Ungefähr erlaubte mir, die Entfaltung Ihrer herrlichen Gaben zu betrachten, zu begleiten. Sie hegen andere Wünsche, andere Forderungen. Täuscht mich nicht Alles, so lieben Sie jenen Mann nicht mehr. Auch Ihr Vater wünscht das voreilige Bündniß zu lösen. Er ist mir nicht abgeneigt — ich werde um Ihre Hand anhalten. Ich schweig bis jetzt; aber dieser Augenblick macht mich kühn: ich faßte Ihre Hand, und glaubte den Druck erwiedert zu fühlen. Hab' ich mich vielleicht getäuscht?

Eilfte Scene.

Vorige. Luise.

Luise.

Schwester, ich brauche Butter. Du hast den Schlüssel zur Speisekammer.

Emilie

(will sich mit einer Verbeugung gegen den Doctor entfernen).

Wendemann.

Emilie! Nur ein Wort!

Luise.

Wir werden auch noch Eier —

Wendemann.

(Für sich.) Butter! Eier! Das stört mein ganzes Concept.

Emilie

(giebt Luisen den Schlüssel und deutet ihr, zu gehen).

Luise.

(Für sich im Abgehen.) Was haben die Beiden? Was ist vorgefallen? (Ab.)

Zwölfte Scene.

Emilie. Wendemann.

Wendemann.

Sie schweigen, Emilie? — Wie? war jener sanfte Druck der Hand nur Verstellung?

Emilie.

(Heftig bewegt.) Ich bin schuldlos an Ihrem Wahn. Gott ist mein Zeuge, ich bin schuldlos. Ich liebe Sie nicht — (in Thränen.) ich hasse Sie. (Ab zur Seite links.)

Dreizehnte Scene.

Wendemann (allein).

Wie schön ist ihr Zorn! Wie himmlisch muß ihre Liebe sein! — Der erste Wurf ist gethan. Ich lasse alle Minen springen. Sie muß meine Frau werden. (Ab durch die Mittelthüre.)

Vierzehnte Scene.

Lampe. Morgenroth.

Morgenroth

(den Hut unterm Arme, beide Hände voll Münzen).

Recht hübsche Exemplare!

Lampe.

Unbedeutend! Nur Gold und Silber. Die seltenen Ledermünzen bekommen Sie nicht, Freundchen.

Morgenroth.

(Schüttet die Münzen in den Hut.) Thut nichts. Ich habe Leder genug.

Lampe.

Wann erhalt' ich die Autographen?

Morgenroth.

Sobald mein Koffer anlangt. Und welche Seltenheiten!

Lampe.

(Reibt die Hände.) Was denn, zum Exempel?

Morgenroth.

Was sagen Sie zu einem Briefwechsel zwischen Calderon und Shakespeare über das Romantische?

Lampe.

Mir wässert der Mund darnach.

Morgenroth.

Es ist nichts im Vergleich mit der zweiten Seltenheit, die ich Ihnen zugedacht.

Lampe.

Was ist es denn?

Morgenroth.

Es ist ein eigenhändiger Brief Homer's.

Lampe.

Nicht möglich.

Morgenroth.

Können Sie Griechisch?

Lampe.

Nein.

Morgenroth.

Der Brief ist im dorischen Dialekt. Ich will Ihnen die Uebersetzung geben. Homer bittet darin seinen Hausherrn Onokephalos um Nachlaß der Miethe. Man erkennt im Styl ganz den Verfasser der Odyssee. Dieses unschätzbare Document gewährt bedeutende Blicke in das Privatleben der alten Griechen. So erfährt man daraus zum Beispiel, daß die Dichter damals nicht, wie bei uns in Deutschland, in Dachstübchen, sondern unter der Erde wohnten, woraus sich vielleicht der Unterschied zwischen antiker und moderner Poesie herleiten läßt.

Lampe.

Der Homer hatte übrigens leicht im Keller wohnen, denn er war blind.

Morgenroth.

Richtig bemerkt.

Lampe.

Und der Schatz soll mir gehören?

Morgenroth.

Ja. Doch Sie müssen versprechen, den Besitz ein Jahr lang geheim zu halten.

Lampe.

Ich verspreche.

Morgenroth.

Schwören Sie!

Lampe.

Ich schwöre!

Digitized by Google

Morgenroth.

(umarmt ihn.) Homer, Calderon und Shakespeare gehören Ihnen.

Funfzehnte Scene.

Vorige. Niklas (mit einem großen Pack Zeitungen).

Niklas.

Die neuen Journale. (Legt das Packet ab.) Ein Brief an Sie, Herr Lampe.

Lampe.

Warte. (Liest.) „Die Beilage, die durch Zufall in meine Hände kam, ist Ihnen vielleicht von Wichtigkeit. Ihr unbekannter Freund." (Liest still.) Ha! — Niklas! — Sieh, ob Doctor Wendemann zu Hause ist. Ich lasse ihn ersuchen, sogleich herunter zu kommen.

Niklas.

(Im Abgehen.) Nun werden sie wieder redigiren. (Ab.)

Sechzehnte Scene.

Lampe. Morgenroth.

Lampe.

Dieser Brief ist fast so wichtig, wie der von Homer. — Mein Freund, ich kenne Sie erst seit heute; aber vor Männern wie Sie, vor Geistesverwandten, hat man keine Geheimnisse. Sie sollen sogleich in unsere Familienverhältnisse eingeweiht werden. (Oeffnet die Seitenthüre links.) Emilie! bist Du da? Komm heraus.

Siebzehnte Scene.

Vorige. Doctor Wendemann (durch die Mittel-), Emilie (durch die Seitenthüre).

Lampe.

Meine Tochter! Meine Freunde! Ich habe euch versammelt, um über eine Sache von höchster Wichtigkeit zu entscheiden. Meinem Hause, vor Allen Dir, Emilie, ist der größte Schimpf widerfahren.

Emilie.

Mir?

Lampe.

Nimm dieses Blatt. Kennst Du die Schrift?

Emilie.

Das ist Mannsfelds Hand —

Lampe.

Es ist ein Brief, den er an die Wittwe seines Bruders schreibt. Du kennst die Frau, die in der ganzen Welt herum zigeunert. Ihr Ruf ist nicht der beste. Jetzt ist sie wieder hier, schmiedet Complotte gegen uns. Aber lies selbst, und sprich dann sein Urtheil.

Emilie.

(Liest.) Hamburg, den dreizehnten — Liebe Betty! Ihr Brief mit der angenehmen Neuigkeit hat mich wahrhaft entzückt. Ich freue mich auf unser Zusammenleben und auf die Erneuerung unserer Verhältnisse. Ihre Unruhe wegen Emilien theile ich nicht ganz. Sie ist gut; ihre Verkehrtheiten wurzeln gewiß nicht in ihrem Herzen. Sie schreibt schlechte — (bricht ab.) Das ist unleserlich.

Lampe.

(Sieht in den Brief, liest.) „Sie schreibt schlechte Gedichte und Novellen." Es ist ganz deutlich.

Emilie.

Nur zu deutlich! (Liest.) „Das Schreiben ist eine Krankheit der Zeit. Ich hoffe Emilien davon zu heilen." (Spricht.) Hoffen Sie das nicht! (Liest.) „Das wunderliche Wesen des Alten —" (stockt.)

Lampe.

Das bin ich. Gieb her! (Nimmt den Brief, liest.) „Das wunderliche Wesen des Alten spiegelt sich zum Theil in ihr wieder ab. Ich denke durch meine Gegenwart seinen Thorheiten ein Ziel zu setzen." (Spricht.) Merken Sie wohl auf die Thorheiten! Er will meinen Thorheiten ein Ziel setzen. Das wollen wir sehen! Ich lasse mir kein Ziel setzen. (Liest.) „Sie werden Geld brauchen, Beste. Nehmen Sie die beiliegende Anweisung. Verbrießliche Geschäfte halten mich noch hier zurück. Aber bald eilt in Ihre Arme Ihr treuer Freund, Ludwig Mannsfeld." (Giebt ihr den Brief.) Nun, was sagst Du? Sie ist seine liebe Betty, und ich bin ein Thor, Du eine Thörin. Er schickt ihr Geld. Erinnere Dich, Emilie! Er hatte ein Verhältniß mit seiner Schwägerin. Die ganze Welt sprach davon. — Wie, meine Freunde! kann ein solcher Mensch jemals mein Schwiegersohn werden? Reden Sie, Doctor!

Wendemann.

Vergeben Sie, Herr Lampe — ich wünsche hier keine Stimme zu haben.

Lampe.

Ist solch ein Betragen nicht unwürdig? unsittlich? (Zu Morgenroth.) Was sagen Sie?

Morgenroth.

Unsittlich? Es giebt an sich keine Unsittlichkeit. Bei einer großen Welt-Ansicht ist Alles erlaubt. Die sogenannte Moral gehört auch zu den Vorurtheilen, die ich exraisren will. Poesie ist Tugend. Ein poetischer Mensch kann sehr wohl ein Mädchen heirathen, eine Zweite lieben und einer Dritten Geld senden.

Lampe.

Wa—?

Morgenroth.

Wohl verstanden: ein poetischer Mensch. Aber Mannsfeld ist nur ein gewöhnlicher, ein prosaischer Alltagsmensch, der sich keine solchen poetischen Licenzen herauszunehmen darf. Er unterliegt dem Forum der gemeinen bürgerlichen Moralität. Ich stimme dahin, daß über ihn der Stab gebrochen werde.

Lampe.

Vortrefflich! Ein wenig paradox, aber die praktische Anwendung ist gut. — Emilie, ich hoffe, Du denkst nicht mehr an den Unwürdigen.

Emilie

(die sich indessen mit dem Brief beschäftigte).

Ich schreibe schlechte Gedichte und Novellen —

Lampe.

Er will meinen Thorheiten ein Ziel setzen!

Emilie.

Schlechte Gedichte! — Er hat mich nie geliebt. (Sie setzt sich an den Tisch zu den Zeitungen.)

Lampe.

(Zu Wendemann leise.) Bester Freund, ich hoffe, Alles wird gut enden.

Wendemann.

Versteh' ich Sie recht? Sie regen Hoffnungen in mir —

Lampe.

Die ich zu erfüllen gedenke.

Morgenroth.

(Schnuppernd, für sich.) Ein feiner Speisegeruch dampft mir in die Nase. Ich hoffe, es geht bald zu Tisch.

Emilie

(die mechanisch ein Blatt ergriffen).

Was ist das? (Sie steht auf.)

Morgenroth.

Das ist die Hamburger Börsenhalle.

Emilie.

Sehen Sie nur, Vater — meine Novellen — recensirt —

Morgenroth.

O weh!

Lampe.

Ist das Urtheil günstig?

Emilie.

Herunter gemacht — in den Staub getreten — meine schönsten Empfindungen und Gedanken — in's Lächerliche gezogen, was mir aus bewegtem Gemüth entquoll — — übrigens die alte Leier! — Ich soll beim Strickstrumpf, bei der Nadel bleiben. Als ob man nicht stricken und dichten könnte zugleich.

Digitized by Google

Wendemann.

Beruhigen Sie ſich, Fräulein —

Lampe.

Verliere den Muth nicht, liebes Kind. Schreibe nur zu! Der Eine lobt's, der Andere tadelt's: das iſt nothwendig, um das literariſche Gleichgewicht zu erhalten.

Emilie.

Aber dieſe boshaften, dieſe hämiſchen Ausfälle!

Morgenroth.

Ich will eine Antikritik ſchreiben.

Wendemann.

Wer mag nur die Recenſion —? (Will das Blatt nehmen.) Erlauben Sie —

Morgenroth.

(Ergreift das Blatt.) Laß mich ſehen, lieber Freund! — Hm! — Die Schreibart iſt mir unbekannt. Als Namens-Chiffer ein M.

Wendemann.

M. in Hamburg? Wer mag dieſer M. ſein? (Leiſe zu Morgenroth.) Du wieſt doch nicht —?

Morgenroth.

(Leiſe.) Schweige ſtill! — (Laut.) Ja, wer mag dieſer M. ſein? Holla! Ich hab's.

Emilie.

Nun?

Lampe.

Ich bin begierig.

Morgenroth.

Der M. iſt — Mannsfeld.

Emilie.

Mannsfeld?

Lampe.

Wär's möglich?

Morgenroth.

Hören Sie nur! — Ich ſah den ſaubern Herrn Capitain auf dem Kaffeehauſe, die Novellen in der Hand —

Emilie.

Meine Novellen?

Morgenroth.

Satyriſch lächelnd.

Emilie.

Satyriſch —?

Morgenroth.

Wie er eben mit einer Bleifeder Bemerkungen ſchrieb. (Für ſich.) Bis hieher iſt's richtig.

Lampe.

Das beweiſt noch nichts.

Emilie.

(Ergreift das Journal.) Geben Sie her!

Morgenroth.

Vernehmen Sie nur die weiteren Umſtände, die faſt keinen Zweifel laſſen —

Emilie.

Was braucht's Beweiſe? Es iſt ſein Styl.

Morgenroth.

Nicht wahr?

Emilie.

Er ahnete, ja er wußte, daß ich die Verfaſſerin bin — jener Brief zeigt es. Sein Haß gegen weibliches Schriftſtellern — die Ausfälle, der Strickſteumpf — weh mir! Es iſt nur zu gewiß: Mannsfeld — hat — die Recenſion — geſchrieben — (ſie läßt das Blatt fallen.)

Achtzehnte Scene.

Vorige. Luiſe.

Luiſe.

Es iſt aufgetragen.

Morgenroth.

Endlich!

Wendemann (der Emilien unterſtützt).

Dem Fräulein iſt nicht wohl.

Lampe.

Emilie! Sie wird ohnmächtig —

Morgenroth.

Jetzt, da die Suppe kommt!

Lampe.

Luiſe!

Luiſe.

(Eilt herbei.) Schweſter!

Emilie

(ſchwach, mit halbgeſchloſſenen Augen).

Auf mein Zimmer! Ich überleb' es nicht —

Luiſe.

Sind's Krämpfe?

Emilie.

Die Recenſion! Die Recenſion!

Luiſe.

Waſſer! Waſſer!

Emilie.

Die Recenſion! — Komm', Schweſter! (Sie ſchließt die Augen.) Die Außenwelt ſchwindet — ich ſehe klar in mein Inneres — die Novellen ſind gut. Fort! fort! (Seitwärts ab mit Luiſe.)

Neunzehnte Scene.

Lampe. Doctor Wendemann. Morgenroth.

Lampe.

Das arme Kind! Sie phantaſirt.

Morgenroth.

Das kommt vom leeren Magen. Ein tüchtiges Mittagmahl macht Alles wieder gut.

Lampe.

Es iſt ſonderbar! (Zu Wendemann.) Bemerkten Sie, wie ſie die Augen ſchloß?

Wendemann.

Meine Ahnung beſtätigt ſich.

Lampe.

Welche Ahnung?

Wendemann.

Es ſcheint, ſie hat Anlage zum Somnambulismus.

Lampe.

(Faßt ihn.) Somnambu —? Herr, iſt das wirklich?

Wendemann.

Ich zweifle gar nicht. —

Lampe.

Wenn ich das erlebe! Meine Tochter ſomnambul? vielleicht clairvoyante?

Wendemann.

Sehr vermuthlich. Sie iſt vor der Hand im erſten Stadium.

Lampe.

(Umarmt Beide.) Das Glück — die Freude — lieber Doctor! Sie ſind Magnetiſeur. Setzen Sie ſich mit meiner Tochter in Rapport. Schreiben Sie Alles auf, was ſie ſpricht und nicht ſpricht, ſieht und nicht ſieht. Wir geben ein Buch heraus, eine zweite Seherin von Prevorſt —

Zwanzigſte Scene.

Vorige. Luiſe (kommt zurück).

Lampe.

Was macht Emilie?

Luiſe.

Sie ſchloß die Augen —

Lampe.

Das iſt gut.

Digitized by Google

Luise.

War einer Ohnmacht nahe —

Lampe.

Vortrefflich!

Luise.

Ich gab ihr Tropfen. Nun ist sie wieder erwacht.

Lampe.

Unglückliche! Sie soll nicht erwachen. Das war kein gewöhnlicher Schlaf; es war Somnambulismus!

Einundzwanzigste Scene.

Vorige. Niklas.

Niklas.

Die Suppe wird kalt.

Lampe.

Niklas! meine Tochter Emilie ist somnambul. — Komm', Luise! kommt, meine Freunde! Zu ihr! Wir wollen sogleich experimentiren.

Morgenroth.

Aber die Suppe — es hat Zeit bis nach Tische.

Lampe.

Kommen Sie! kommen Sie! — Das wird in meinem Salon Aufsehen machen — Somnambul! Somnambul! Kommen Sie! (Alle ab bis auf Niklas.)

Niklas (allein.)

Was? somnambul? La somnambule? Die Nachtwandlerin? — Unser Fräulein wird also, wie in der Oper, im Nachtgeräthe auf die Dächer steigen? — Was man nicht Alles erlebt! Wohin die Bildung führt! Bis auf's Dach. Wenn sie nur nicht herunterfällt. (Ab.)

Der Vorhang fällt.

Karl Beck

ward im Jahre 1817 in Ungarn geboren, studirte in Leipzig; lebte darauf in Pesth und kehrte später wieder nach Deutschland zurück.

Er schrieb:

Nächte. Gepanzerte Lieder. Leipzig 1838.
Der fahrende Poet. Dichtungen. Ungarn. — Wien. — Weimar. — Die Wartburg. Leipzig 1838.
Stille Lieder. 1. Bdchn. Leipzig 1840.
Saul. Ein Trauerspiel in 5 Aufzg. Leipzig 1841.
Janko der ungarische Roßhirt. Roman in Versen. Leipzig 1841.
Gedichte. Neue durchaus umgearbeitete u. vermehrte Ausg. Berlin 1845.
Das Lied vom armen Mann. Berlin 1846.
Einzelne Gedichte u. s. w. in Zeitschriften.

B. ist sehr verschieden beurtheilt worden; die Bemühungen seiner Freunde, ihn als den talentvollsten Lyriker der neuesten Zeit, kurz nach seinem ersten Auftreten zu preisen und zu erheben, mußten ihm bei der Menge schaden. Wie echt sein dichterisches Talent sei, bewies besonders der Umstand, daß er sich nicht irre machen ließ, sondern nach einigen Jahren stiller Zurückgezogenheit mit reiferen und gediegeneren Arbeiten wieder hervortrat. Er besitzt eine gluhende Phantasie, tiefes Gefühl, Kraft des Wortes und große Gewandtheit in der Form, und es leidet keinen Zweifel, daß von ihm, wenn ein gutes Geschick ihm glückliche Verhältnisse gönnt, noch Bedeutendes zu erwarten stehe.

Die Wartburg.

Aus: Der fahrende Poet.

1.

Die neue Bibel sucht ich einst zu schreiben,
Mein Griffel war der Stachel bittrer Schmerzen,
Und mit dem rothen Thau in meinem Herzen,
So schrieb ich auf der Zukunft trübe Scheiben,
Nun aber graut mir vor den Schreckenszeichen,
Der grellen Glut in jenen Wetterzügen;
Ihr Bang erschollt von goldner Freiheit Reichen,
Und ach, die Menge murmelt, daß sie trügen.
„Was nie gewesen, wird auch nimmer sein,
Und wie es ist, so war es stets gewesen, —
Der Finger Gottes schrieb es in den Stein,
In allen Sagungen ist dies zu lesen."
D'rum sei mein Geist, mit deiner Sendung stumm,
Und sieh dich still auf dieser Erde um.

2.

Da steh' ich plötzlich vor der grauen Zinne,
Wo Luther einst die alte Bibel schrieb,
Das Buch der Treu', das Buch der Gottesminne;
Wie Rahel sanft die Lämmerheerde trieb,
Wie Jacob Nachts von Himmelsleitern träumte,
Im Wüstensand die Silberquelle schäumte,
Wie nicht in Flammenglut die Frommen stöhnten,
Das Götzenbild des Bluttyrannen höhnten, —
Und plötzlich rollt dazwischen der Posaunen
Prophetisch dumpfer Offenbarungston;
Die Hölle zischelt, und die Engel raunen
Die finst're Sage von dem Gottessohn,
Vom Gottessohn, der sich dem Kreuze weihte,
Und doch zuletzt die Erde nicht befreite.

3.

Den Berg hinauf im Taumel der Genüsse,
Daß ich aufs blaue Aug' den Himmel küsse!
Seid mir gegrüßt ihr Berge, ihr Titanen!
Ihr ragt so kühn hinauf zum Sonnenfall,
Von Euern Häuptern stürzt der Wasserfall,
Euch Trotzigen ein mild versöhnend Mahnen!
Dem Menschen gleich! Er reckt ins Wolkenland
Des Uebermuthes räuberische Hand,
Indeß die Thräne, die sein Aug' beleuchtet,
Dem Wohl der Welt und ihrem Wehe leuchtet.
Und hoher klimmt der Eine als der And're,
Die Nachbars Schulter keck zu überragen;
Wie aber fällt, je höher auf ich wand're,
Vom Herzen ein Gebirg von Qual und Plagen.

4.

O Wunderbild! dort scheint ein Riesenpaar
In stummer Liebe sich umarmt zu halten,
Des Himmels Blau umduftet die Gestalten,
Der waldumkränzte Berg ihr Trauraltar;
Doch scheint verlenkt in namenlose Pein
Ihr grammerwittert Angesicht zu sein.
Sie steh'n so lang', so bang' schon manches Jahr,
In Sehnsucht drängt die Lippe sich zum Kuß;
Ein Zauber wehrt dem glühenden Genuß,
So nah, und doch so fern auf immerdar.
Ihr Ohr ist taub dem Lied der Nachtigallen,
Zwei Klippen nur vergolbet dort die Sonne:
Er war ein Mönch und sie war eine Nonne.
O laß mein Aug' den Thau der Schwermuth fallen!

5.

Mir graut. Von Ferne glaub' ich noch zu hören
Den Vesperglockenton, der sie versteinte;
Ein Wimmern kam es durch die Nacht der Föhren
Ein Lied, das sie verdammend noch bereinte.
Erwacht, erwacht! So klang der Klagelaut,

Digitized by Google

Zur Zelle ruft der Himmel seine Braut!
Da wird ihr Herz versteint, ihm ward die Kutte,
Der Schleier ihr zum starren Leichentuch, —
Der Kuß auf ihren Lippen ward zum Fluch,
Aufrecht begraben stehn sie da im Schutte:
Ein warnend Bild, und eine stumme Klage,
Die jedes Herz medusenhaft verstört,
Und einmal noch die fabelhaften Tage
Der dunklen Klosterwelt heraufbeschwört.

6.

O Klosterwelt! Es träumt mir mancherlei
Von Kirch' und Kreuz und frommen Pilgerfahrten:
Die ersten Blumen meiner Schwärmerei
Erblühten auch in einem Klostergarten.
Das ist ein Garten, doch ein Eden nicht,
Ob auch darin die Schlange gleißt und sticht:
Da rauscht nicht der Erkenntniß Blüthenbaum,
Und dennoch wohnt auch nicht die Unschuld drinnen.
O Klosterleben, angsterhitzter Traum!
Des Grames Wolke sitzt auf grauen Zinnen,
Die Thränen rinnen, und die Sorgen spinnen
Ihr härnes Kleid in dumpfer Wüstenei:
Der Mönch erwacht und fragt die alte Nacht,
Ob er nicht lange schon gestorben sei?

7.

Von solchen Bildern war mein Geist umschlungen,
Ich war noch kaum dem Wiegenbett entsprungen,
Da lehrte mich zu meiner frühen Pein
Ein Klostermann das graue Mönchslatein.
Des Mittelalters nebelhafte Zeiten
Gab ich erkannt an mir vorübergleiten;
Und meinem wahnerhitzten Geist gefiel
Der Kerzenglanz, das dumpfe Horaläuten,
Des Schleiers Zier an blassen Himmelsbräuten
Und all' das schmeichlich feierliche Spiel.
Jedoch mein Lehrer starrte wunderbar,
Er schüttelte das Haupt in tiefer Trauer,
Und geisterhaft sein leises Lächeln war,
Saß er im Schatten an der Gartenmauer.

8.

An seinen Fingern hing der Rosenkranz,
Doch war die Rose nicht auf seinen Wangen;
Nur selten glühten sie im Scheideglanz
Der Liebessonne, die dahin gegangen.
Er war so jung, als er die Kutte nahm,
Und ward so alt und kalt nach wenig Tagen;
Da draußen vor des Klosters Pforte kam
Verlorne Liebeslust mit ihm zu klagen. —
Er aber ließ die Bettlerin nicht ein,
Und zwang sich taub, dem Kreuze gleich, zu sein.
Er sah mich ahnend an und dachte bang,
Was wohl bevor dem kleinen Herzen stünde:
Die Lust, der Schmerz, die Täuschung und die Sünde,
Dann ging er schweigend durch den Laubengang.

9.

Er lehnte an des Gartenpförtchens Gattern,
Er sah die Taube von den Zinnen flattern.
Die Sterne blaß, das Auge rubelos:
So stand er da, dann ward sein Auge milder,
Und seinen Sinn umflammten holde Bilder,
Ergählend nahm er mich auf seinen Schooß,
Komm, sprach er, komm, du jugendlicher Spötter,
Nach Rache pocht mein Herz in meinen Leiden,
Dein junges Herz bekehre ich zum Heiden,
Wir zieh'n zum Aschenberg der todten Götter.
O Gott, daß die Olympischen erblasten!
Sie waren mild, sie hätten mich geheilt,
Sie wußten nichts von Kreuzigen und Fasten,
Sie haben Lust und Weh mit uns getheilt.

10.

O wie ich dann mit trunk'ner Seele lauschte,
Wenn er vom wolkenlosen Pindus sprach!
Das Gitter rasselte, erschrocken rauschte
Die furchtsam fromme Klosterlinde nach.
O fehr! Es naht ein polterndes Satyr,
Der Gyorgesang und Orgelton verspottet;
Silenus schwankt, der Gott des Weines hier,
Von trunkenen Bachantinnen umrettet;
Dort fliegt der kleine Gott mit Pfeil und Bogen
Vorüber an der dumpfen Salzsiei,
Die schöne Mutter kommt ihm nachgeflogen,
Es wallt ihr goldnes Haar im Winde frei.
Minervas Eule krächzt zum Glockenklang,
Im Kreuzgang lockt der Sirenensang.

11.

Doch dir vor Allen galt mein kindisch Sinnen,
Dir, Venus, glühte meine Schwärmerei!
Noch eh' ich wußte, was die Liebe sei,
Ließ ihr mein Aug' zum Opfer Zähren rinnen.
Wie du entstiegst des Meeres Silberschaum,
War Tag und Nacht mein glutgenährter Traum.
Auf jedem Dache sah ich deine Tauben,
In Silberwölkchen sah ich dein Gespann:
Und fing der Venusstern zu leuchten an,
So sprach ich: Könnt' ich ihn dem Himmel rauben!
Und wo ich wandelte, und wo ich stand,
Da schrieb ich deinen Namen in den Sand,
Und stirb' ich einst, ich glaube fast, man fände
Gezeichnet ihn auf meines Herzens Wände.

12.

Das ist vorbei. — Du fromm ergrautes Thor,
Von deiner Wölbung tönt das Echo bang,
Von deiner Schwelle jäuselt Lobgesang
Des Mooses grüner Halm dem Pilger vor.
Elisabeth, die fromme Huldgestalt,
Die edle Dulderin hat hier gewallt.
Wie Bienensummen tönt die Wundersage:
Daß sie herab mit ihres Füllhorns Segen
Verschleiert schwebte auf geheimen Wegen,
Wenn aus der Hütte scholl des Bettlers Klage.
Zu Rosen ward in ihrem Korb das Brot,
Wenn Spähderblick ihr frommes Thun umschlich!
O wunderbar! Mit Rosen, frisch und roth,
Bestreute sie des Lebens Pfade sich.

13.

Mit scheuem Fuß betret' ich jene Steine,
Ein Geisterhauch durchweht den stillen Gang,
Und durch die Dämmrung zittert ein Gesang,
Als ob ein Engel Wiegenlieder weine.
Die Pfeiler steh'n, wie trauernde Genossen,
Die Scheiben sind von trübem Licht umflossen,
Wie Augen, die von Thränen blöde sind;
Und draußen pfeift und reißt der Wirbelwind
Gerölle trotzig von der alten Mauer,
Wo traut und fromm das Nest der Schwalbe hängt.
Mich aber faßt ein nie geahnter Schauer,
Der mich zurück in alte Tage drängt,
Ein leises Ahnen hat in mir gesprochen:
Hier ward ein Herz, ein treues Herz gebrochen.

14.

Allein, allein mit ihrer Herzenspein
Saß im Gemach die arme Margarethe,
Sie blickte in die Nacht hinaus und sann.
Die Thräne, die aus ihrem Auge rann,
Ward ihrem Gram zur sprudelreichen Lethe.
Doch nicht für lang, da pochte wieder bang
An die gequälte Brust der Gram, der schwere,
Ihr Sehnen harrt, wie Penelope, bis
Der Frieden, ihr verschollener Ulyß,
Der Heißgeliebte, endlich wiederkehre.
Was weinest du? Dein Gatte hängt am Munde
Der Buhlerin, der wilden Kunigunde,
Die Becher klingen und die Zecher singen,
Du aber bist allein in zwölfter Stunde.

15.

Erbleichend zündest du die Ampel an,
Daß dir ein Stern in deinen Nächten scheine!
Und zärtlich bebt der Strahl zu dir heran,
Zu späh'n, ob nicht dein liebend Auge weine?
Ach, alle Perlen hast du schon verschwendet,
Was kannst du noch der bleichen Sorge geben?
Dein Hoffen starb, dein warmes Liebeleben
Hat lang im winterlichen Gram geendet.
Nur eine Lust mit süßen Melodien
Lullt noch die schlummermüde Seele ein:
Hast du die Kinder schon in Schlaf gewiegt?
Da steht du am Heerd im trüben Sinnen,

Digitized by Google

O Mutterherz! die theuern Perlen rinnen,
Dein Aug' ein Rieselquell, der nie versiegt.

16.

Und Mitternacht! Die Glocke stöhnt und summt,
Da schleicht ein Schreckbild drohend an dein Bette,
Wie ein Gespenst verschleiert und vermummt,
Mit langem Bart und wildgeschwung'ner Kutte.
Du aber hebst vom Lager dich empor,
Ein Lächeln strahlt auf deinem Angesicht:
„Bist du ein Geist? Geh heim, du armer Thor,
Mein Herz erschrickt vor bleichen Schatten nicht.
Ich bin ja selbst ein Schatten, der zur Nacht
Im dunklen Sarg der todten Liebe wacht."
Und reuig fällt der Fremde dir zu Füßen:
„Euch sollt' ich würgen, edle Dulderin?
Flieht, arme Kaisertochter, flieht dahin,
Bevor die Hähne schrill den Morgen grüßen!"

17.

Die Buhlerin! Ihr war es nicht genug,
Daß sie dein Glück zerschlug mit frecher Hand,
Sie borgt vom Teufel plumpen Zaubertrug,
Vom Aberglauben wilden Höllenbrand.
Dich hinzuwürgen, sendet dein Gemahl
Dir einen Henker in Gespenstertracht, —
Damit es schiene, daß ein Geist der Nacht
Dich zürnend schleppte in das Todtenthal;
Damit, ob auch dein Geist im Himmel lebe,
Dein Name noch in Höllenflammen schwebe.
Und reuig fällt der Mörder dir zu Füßen:
„Euch sollt' ich würgen, edle Dulderin?
Flieht, arme Kaisertochter, flieht dahin,
Bevor die Hähne schrill den Morgen grüßen."

18.

O dunkle Nacht! O namenloser Jammer!
Die Mutter soll in die Verbannung geh'n!
Vernichtet wankt sie in die nahe Kammer,
Wann wird sie je die Kinder wiedersehn?
Wohl nimmermehr, wohl nicht in späten Zeiten —
Wenn sie, den Ehebund auf der Faust,
Vielleicht im Jugendglanz verüberreiten,
Im Kloster, wo die alte Mutter haust.
Erkennt sie dann die blühenden Gestalten,
Wenn sie durch's Gitter ihrer Zelle schaut?
Wenn sie das Auge betend niederschlug?
Vielleicht, daß auch den holden Knaben graut
Vor dem verwelkten Antlitz jener Alten,
Die einst sie unter ihrem Herzen trug.

19.

Vernichtet wankt sie in das Kämmerlein,
Belauscht die Stummernden in süßem Schmerz,
Dann stürzt sie hin und preßt in stummer Pein
Die Kinder stürmisch an's gebrochne Herz.
Sie fahren auf, das gold'ne Himmelreich
Der blauen Augen träumend aufgeschlagen;
Die Mutter ist so stumm und geisterbleich,
Daß auch die Kinder weinen und verzagen.
Sie hängt an ihrem Hals, an ihrem Mund,
Spielt mit dem blonden Haar im Schmerzensdrange,
Im Liebeswahnsinn küsset sie die Wange,
Die rosenrothe ihres Lieblings wund.
Ein Lebewohl, — ein langer Seufzer, — und
Sie war verschwunden auf dem finstern Gange.

20.

Sie floh und starb, bevor zwei Monde schwanden,
Beweint von Niemand, als der Todtenglocke.
Kein Rächer ist für ihren Gram erstanden,
Kein Liebender bewahrte eine Locke
Von ihrem Haupt, das nie die Lust bekränzte. —
Nur auf der Wange ihres Lieblings glänzte
Ihr Kuß, ein blutig unverlöschlich Mal
Von ihrer Lieb' und ihrer letzten Qual.
Er ward ein Knabe, Jüngling, ward ein Mann,
Die theure Wunde wuchs mit ihm heran,
Sie leuchtete voran auf seinen Wegen,
Und ob er lächelte, und ob er bange
Durch Thränen blickte, — die gebißne Wange
War sein Vermächtniß, war sein Muttersegen.

21.

O Mittelalter, dämmervolle Zeit,
So reich an Dulderinn und an Dulderinnen,
Mit deiner blutig grellen Herrlichkeit,
Mit deiner Burgen brandbestrahlten Zinnen!
Oft lauscht' ich froh dem Zauber deiner Mähren,
So lieblich sang der schlaue Troubadour,
Von dem Verlies und von der Dame Zähren,
Vom Spiel der Knappen in des Zwingers Flur,
Von Frauenbank, von bunter Schärpen Zier,
Von Ritterzeug und stattlichem Turnier.
Die Sage war so schön. Mir aber graust
Vor dem, was einst betrügerisch mich rührte,
Erbarmungslos und plump tyrannisch führte
Dies Ritterheldenthum die Eisenfaust.

22.

Nur Lügen sind so oft, was Harfner preisen;
Die gold'ne Saite der Erinn'rung bebt
Vor manchem Bild in wundervollen Weisen,
Das nur begeistert, weil es nicht mehr lebt.
Sieh dort den Berg mit nachtendem Gelüfte!
Von ferne leuchtet er so mild und blau,
Und Blumenweihrauch wiebelt in die Lüfte
Von seinem Haupt, deprelt mit Silberthau.
Doch trete hin und klimme auf den Gipfel,
Und dich umrauscht die Wildniß öder Wipfel,
Wo sich kein Vogel auf den Zweigen wiegt;
Und, statt der stolzen Burgruinen, liegt
Da oben nur ein wüster Schutt von Steinen,
Auf den der Wolken trübe Augen weinen.

23.

So ragst du, mittelalterliche Zeit,
Von Felsenzacken eine Riesenwelt,
Ein wildes Urgebirge weit und breit,
In blauer Pracht zum blauen Himmelszelt.
Wir gönnen deinem Haupt die Burgenkrone,
Die graue Zeit zerriß'ner Wolkenfahnen,
Die niederweh'n von deinem steilen Throne, —
Dein Rücken war der Wohnsitz unsrer Ahnen!
Uns aber freut's, im stillen Thal zu hausen,
Von deinen Höhlen fern und deinen Klausen.
Erfaßt uns doch ein geisterhaftes Grausen,
Wenn all' die Bäche, die, gleich Höllenflammen,
Aus deinem Boden röthlich niederbrausen,
Uns künden, daß wir deinem Schooß entstammen.

24.

Ha, oft noch schwemmt die wilde Lebenswelle
Manch fabelhaftes Unthier deiner Forsten
Vorbei an unsrer friedensvollen Schwelle;
Ja oft erklingt aus deinen Adlerhorsten
Zu Nacht ein grellender, ein toller Schrei
Von mittelalterlicher Barbarei.
Und hängt an unsrer Thüre Pfosten noch
So mancher Stumpf von einem morschen Joch:
So wißt, daß wir aus seiner Wälbernacht
Den schweren Frohn des Geistes mitgebracht.
O, preise, sing, erinn'rungsvolle Zeit,
Verlieg und Thurm und Dame, Roß und Ritter!
Nach einem Retter rufen uns're Tage,
Der einen Freiheitsbrief im Wappen trage.

25.

Warst du der Retter mit dem Freiheitsbrief,
Der hier vorzeit auf öder Warte stand?
Wie flog dein Lied, ein Kriegesflammenbrand,
Zum Morgengruß hinab ins deutsche Land,
Wo alles tief in Nebelnächten schlief!
Du Riesenmönch, so frei in Wort und That,
Du wurdest zum Orest in neuen Tagen,
Du hast, ein Rächer, grollend dem Verrath,
Das Herz der Mutter Kirche wund geschlagen.
Den Dämmerschleier hast du kühn zerrissen,
In den sie schamerfüllt sich einzehüllt;
In ihres Labyrinthes Finsternissen
Hast du ein Licht, ein Wetterlicht, entzündet,
Das ihre Schmach vor aller Welt verkündet.

26.

Die Bibel hatte lang im Staub gelegen,
Die ew'ge Schrift — verschollen und verpönt.

Digitized by Google

Der Pfaff bekreuzte sich vor ihrem Segen,
Ihr schlichtes Wort — verspottet und verhöhnt.
Da ward zum Sinai die Warte hier,
Und deines Wortes Schlachtposaune grollte
Und deine Hand prophetisch kühn entrollte
In Sturm und Nacht das göttliche Panier.
Sieh, Roma hob im Zorn das Kreuz empor,
Sie drohte wild mit Blitz und Bann und Riegel:
Doch trotzig bleibst du ihr den Weltenspiegel,
Das Testament des alten Himmels vor,
Daß sie mit bleicher Angst darin erschaute,
Wie früh ihr buhlerisches Haupt ergraute.

27.

Auch du, auch du warst der Erretter nicht,
Und wirst die Welt je den Messias finden?
Sie späht und sucht umsonst nach allen Winden,
Bis ihr das Aug' im blinden Tode bricht.
Die alten Zwinger hast du kühn erstürmt,
Erbrochen die Verliese der Gedanken,
Doch auch die Säulen deines Tempels schwanken,
Den du im frommen Glauben aufgethürmt.
Das Herz der Völker sehnt sich bang zurück
Nach süßem Wahn und buntem Kirchentande,
Es fleht um Trost für ein verlornes Glück,
Ach, und sein Trost ist kalte Nüchternheit!
Du hast die Geister nur von Nacht befreit,
Sie fühlen schwerer drum die Kettenbande.

28.

Geschäftig zeigt der Führer mir die Wände
Der schlichten Stube, wo du einst gewaltet,
Wo du, als Junker Jörg, die treuen Hände
Oft im Gebet um deutsche Kraft gefaltet.
Was schmückt man doch so buhlerisch und eitel
Mit schalem Flitterwerk die stille Klause
Und kränzt mit Vorbeer deiner Büste Scheitel?
Die Wahrheit wohnt in einem nackten Hause,
Von Bildern ist ihr Lager nicht umgeben,
Sie kennt den Schlaf, die süßen Träume nicht,
Mit nackten Füßen wandert sie durch's Leben.
Ja, ihr nur galt dein Ringen und dein Wagen,
Wohl dir, wenn sie ihr kaltes Sternenlicht
Vor deinen festen Schritten hergetragen.

29.

Du pflegtest oft an diesem Tisch zu schreiben,
Nun morsch, wie ein zertrümmerter Altar,
Die Wolke fuhr um deine Fensterscheiben,
Ob deinem Dache horchte der Aar
Und sah, wie du, herab von steiler Klippe;
Dein Schemel war dies weißliche Gebein
Von Leviathans riesigem Gerippe;
Da schien die Welt so niedrig dir zu klein,
Da schien der Himmel dir so nah zu sein,
Und ein Gesang entströmte deiner Lippe,
Bald donnernd, wie des Sturmes Mahnung scholl,
Ch Sodom und Gomorrha untergingen,
Bald sangst du von der Schöpfung Wunderdingen
Im Ammenton der Bibel mildevoll.

30.

Doch wenn dein Geist von ferner Zukunft träumte,
Da hat es höhnisch oft um dich gesummt,
Und wenn dein Herz vielleicht von Freiheit schäumte,
Sich in Begeist'rung deine Locke bäumte:
Da hat der Groll des Wisps dich umbrummt —
Als Wespe kam er, deinen Traum zu stören,
Ihr Stachel — giftgeschwellter Menschenhaß,
Du wolltest nichts von ihrem Liede hören
Und warfst ergrimmt nach ihr dein Dintenfaß.
Noch hat die Zeit den schwarzen Fleck geschont,
Der deutungsvoll an jener Mauer thront,
Ein Monument von deiner frommen Hand,
Wo der Versucher, würdiglich belohnt,
Vor deinem Zorne durch die Mauer schwand.

31.

Doch auch den Zweifel hast du nicht besiegt'
Und nicht zerknickt der Zwietracht wilde Blume,
Die im entweihten Herzenheiligthume
Noch jetzt die giftgeschwellte Blüthe wiegt.
Das Unkraut wuchert noch an Thür' und Thor,
Es rankt sich frech am Gotteshaus empor:
Zur Kirche wallt das liebertrunk'ne Paar,
Die Zwietracht schlingt sich um den Traualtar.
Das süße Ja tönt glockenhell und rein,
Die Zwietracht hebt ihr Haupt und zischelt Nein,
Da summt der Pfaff nicht den geweihten Segen,
Voraus ist schon der Mutter Schooß verflucht, —
Ach, weil der Liebende auf andern Wegen,
Als seine Braut, des Himmels Thore sucht.

32.

Wann wird der Zwietracht Schlangenbrut vergehen?
Wann stirbt des Zweifels grimmer Skorpion?
Hängt doch sein Sternbild selbst am Himmelsthron
Und blitzt aus grünen Augen wilden Hohn.
Wie soll vor ihm das Erdenglück bestehen?
Und ist der Glaube nicht das Glück der Erde?
Im Kinderwahn sind wir noch frohe Zecher,
Mit trunk'nem Blick, mit seliger Geberde,
So schlürfen wir vom süßen Glaubensbecher;
Denn eben schäumt der Hoffnung Perlenkranz,
Der Schaum verstirgt, der Göttertrank versiegt
Gar bald an uns'rem fieberheißen Munde, —
Und leeren wir auch ja den Becher ganz,
Der Liebe Honig war nicht auf dem Grunde.

33.

O Liebe, Liebe, mährchenhafter Laut,
Du Wiegenlied, die Völker einzusingen!
Du Friedenstaube Noah's, sanft und traut,
Wo sah man jemals deine weißen Schwingen?
Ob auch die Kirche stolz in ihr Fahnen
Den Namen Liebe hierdenn eingestickt, —
Mein Herz erfaßt ein schauervolles Ahnen
Vor jener Liebe, die so finster blickt;
Vor jener Liebe, die in dumpfer Demuth
In Klosterzellen ihre Kinder sandte,
Die brünstiglich, mit wollustvoller Wehmuth
Vom Scheiterhaufen in den Himmel brannte;
Vor jener Christenliebe, die noch itzt
Im weisen Rath der Volksverkäufer sitzt.

34.

O, seht, ein neuer Tempel wird errichtet,
Wo nicht der Priester stets von Liebe geifert,
Ein Glaube, ernst und heiter, wird gedichtet,
Ein Gottesglaube, der Versöhnung heißt.
Der Glaubensstifter ist die Weltgeschichte,
Das Buch der Bibel sind die Weltannalen,
Die von der Freiheit gold'nem Morgenlichte,
Vom Abendroth versunk'ner Zeiten strahlen.
Mit Thränen ist ein jedes Blatt besiegelt,
In jeder ist ein Himmel abgespiegelt,
Und blutend hat die Menschheit unterschrieben;
Denn all die Ströme Blut, die jetzt noch fließen,
Die Helden alle, die im Kampf geblieben,
Sind Opfer, den Versöhnungsbund zu schließen.

35.

Mich führet der Sturm der Phantasie von hinnen,
Ein wildes Wechselspiel von Tag und Nacht!
Und plötzlich steht ein Bild vor meinen Sinnen,
Ein Riesenbild in schmucker Farbenpracht!
Und wieder ist die Hand der Weltgeschichte
Die Künstlerin, den jenes Bild gemalt,
Das von der Freiheit gold'nem Morgenlichte,
Vom Abendroth versunk'ner Zeiten strahlt.
Versöhnend mischt sie sanft' und grelle Farben,
Die Wolkenschatten und die Lichtergarben.
Ich seh' die Nemesis vorübergehen,
Im Sturme fährt sie über Meer und Land,
Jedweh des Friedens weiße Banner wehen,
Die Völker reichen sich versöhnt die Hand.

36.

O seht, o seht, Paris! Vom Wolkendunst,
Vom schwarzen Flor der Mitternacht umzogen!
Da kommt es durch die Straßen wild geflogen,
Der Himmel strahlt von greller Feuersbrunst.
Das Kreuz, die Thürme spiegeln schauerlich
Sich in des Blutes hochaufschwemmten Wogen,
Es zuckt der Dolch, des Mörders Büchse kracht,
Die Glocke stürmt, die Rosse bäumen sich,
Den Flüchtling schleifend durch die Schreckensnacht,
Wo dumpf der Schrei der Sterbenden erwacht!

Digitized by Google

Vom Fenster zielt des Königs eig'ne Hand
Und winkt im Krampf den meuchlerischen Rotten, —
Und grinsend stürzen sie durch Tod und Brand, —
O, mordet zu, — es sind ja Hugenotten!

37.

Und gegenüber dieser Schauernacht
Seh' ich die liebliche Versöhnung tagen, —
Dieselbe Stadt! dieselben Thürme ragen
Zum Himmel auf, der selig niederlacht.
Geschmückt mit Blumen ist das alte Thor,
Die Klerisei mit glänzend rothen Wangen,
Die Fluth des Volkes drängt sich jubelnd vor,
Die Braut des Königssohnes zu empfangen.
Und sie, dereinst des Landes Königin,
Ist eine Hugenottenketzerin!
Zwar mich ergreift nicht all' die Herrlichkeit
Und die Versöhnung in dem Glanz der Kronen, —
Mich freut nur, daß die Riesenhand der Zeit
Mit Thronen würfelt und mit Religionen.

38.

Und hier die Stadt am Main! Die lauten Gassen!
Was rennt der Pöbel brüllend ein und aus?
Ein dunkles Gäschen stürmt die Wuth der Massen
Und stürzt mit Mord und Brand von Haus zu Haus.
Dies Gäschen ist das traurige Asyl
Von Juda's weitverschlagenem Geschlechte.
Die Taube Zions wird des Mörders Spiel,
Sie ist ja feig und wehrlos im Gefechte.
Dein betend Händeringen ist vergebens,
Den Mammon deiner Trudt will er kennen —
Ha, siehst du ihn, den Bürger deines Lebens,
Mit Dolch und Fackel durch die Straßen rennen?
Wie lacht er schadenfroh, wenn lichterloh
Im Wind die grauen Judenbärte brennen!

39.

Was zeigt das Bild mir auf der zweiten Seite?
Hier hat Versöhnung fegenreich gebrütet;
Dieselbe Gasse, wo im wilden Streite
Vereinst der Haß, der blinde Wahn gewüthet,
Da ragt zum alten, schön entwölkten Himmel
Ein Haus als Riesenmonument empor;
Das Haus ist schwarz, als trüg' es Trauerflor,
Und ringsum schnarrt ein tröstendes Gewimmel.
Doch oben saß die bange Zeit und sang
Ihr Schmerzenslied an Börne's Wiegenbette,
Ein Wiegenlied, ein Rasseln mit der Kette,
Das ihm auf ewig in die Seele drang,
Das ihn, den Sohn des Sklavenvolks, gelehrt,
Wie man zur Freiheit eine Welt bekehrt.

40.

Was sieht mein Auge da? — Die neue Welt,
Wo himmelwärts der dunkle Urwald braust;
In Wind und Regen, ohne Haus und Zelt,
Dem Thiere gleich, der nackte Wilde haust.
Am Feuer kauert rings der Kannibale
Und beutt die schauervolle Kriegesweise,
Des Feindes Schädel wird zum Festpokale,
Und rauchend Menschenfleisch gewürzte Speise.
Zwar seh' ich Dorf und Stadt bevölkert ragen;
Der Priester weiß von seinem Gott zu klagen,
Der grinsend frische Menschenopfer fodert!
Das Opfer ist von Weihrauchdutt umlodert,
Ein armes Menschenherz, mit Blut benetzt,
Mit dem der Pfaff dem Gott die Wange letzt.

41.

Doch gegenüber? Seht, dasselbe Land,
Wo einst der Aberglaube blind gewüthet,
Ist nun das einzige, das frei vom Band,
Das frei vom Joch, der Freiheit Flamme hütet!
Von grauer Ferne durch die Wasserwüste
Kommt hergeschwommt Europa's müde Schaar
Und küßt entzückt den Boden deiner Küste,
Und baut sich da den neuen Hausaltar.
Zwar ist du arm an Wappen und an Ahnen,
Doch deine Flaggen, deine stolzen Fahnen
Verkünden aller Welt so herz und mild:
Wir sind ein Volk, ein Herz, ein Schwert, ein Schild,
Ein jeder Bürger einem König gleich,
Der sich're Heerd sein unermeßlich Reich.

42.

Sieh da! im heißen Pyramidenlande
Die Alexanderstadt! Es glüht und taucht!
Da ist's, wo Mohammed's ergrimmte Bande
In Blut den jungen Halbmond eingetaucht. —
O Griechenland, o Rom! Mit euren Schätzen!
Man heizt mit euren Pergamentenrollen
Die Wollustbäder jauchzend auf den Plätzen;
Die Flamme selber zischt und scheint zu grollen,
Daß man Gedanken ihr zur Speise beut,
Es seufzt der Wind, indem er die Gebilde
Der Geisterwelt als Aschenstaub verstreut;
Doch Omar spricht mit dumpfem Ton, der Wilde:
Der Koran ist der Weisheit voll genug,
Und Alles And're ist nur eitler Trug.

43.

Die Weltgeschichte dreht das Bild herum,
O seht, Versöhnung segnet um und um!
Da ruht der Sultan in des Harems Gängen;
Von Büchern läßt er sich das Herz bedrängen,
Und seht! Ein Zeitungsbogen, riesengroß,
Liegt aufgerollt auf des Tyrannen Schooß;
Fast liest er sich die kleinen Augen blind:
Wie das ungläubige Geschlecht der Franken,
So schweigt er in verbotenen Gedanken,
Die nicht im Koran aufgezeichnet sind.
Nun träumt er von Gelehrten und von Schulen
An seines Landes schläfrigen Gestaden,
Nun soll sein Volk durch heiße Bastonaden
Mit dem Verderben von Europa buhlen.

44.

O seht, ein neuer Tempel wird errichtet,
Wo nicht der Priester stets von Liebe gleißt,
Ein Glaube, ernst und heiter, wird gedichtet,
Ein Gottesglaube, der Versöhnung heißt.
Der Glaubensstifter ist die Weltgeschichte,
Das Buch der Bibel sind die Weltannalen,
Die von der Freiheit goldnem Morgenlichte,
Vom Abendrot verfunkner Zeiten strahlen!
Mit Thränen ist ein jedes Blatt besiegelt,
In jeder ist ein Himmel abgespiegelt,
Und blutend hat die Menschheit unterschrieben;
Denn all' die Ströme Blut, die jetzt noch fließen,
Die Helden alle, die im Kampf geblieben,
Sind Opfer, den Versöhnungsbund zu schließen.

Karl Ferdinand Becker,

deutscher Sprachforscher, wurde 1775 zu Liser im vormaligen Kurfürstenthum Trier geboren, wo sein Vater einen Eisenhammer besaß, und von seinem gelehrten und verdienstvollen Oheim, Ferdinand Becker, der Domvicar und Archidiakonatcommissair zu Paderborn war, erzogen. B. besuchte das Gymnasium zu Paderborn, und nachdem er zwei Jahre im Priesterseminar zu Hildesheim gewesen, erhielt er in dem Alter von 19 Jahren eine Anstellung als Lehrer an dem Josephinum in Hildesheim. Jedoch der damals noch dem Stande des Schulmannes als nothwendige Bedingung anhängende Eintritt in den geistlichen Stand veranlaßte ihn, 1799 seinen Abschied zu nehmen und Medicin zu studieren, weshalb er sich nach Göttingen begab. Nach Beendigung seiner Studien wurde er 1803

Digitized by Google

praktischer Arzt in Hörter an der Weser, und als er 1806 in Folge der eingetretenen politischen Veränderungen die mit seiner Anstellung verbundene Besoldung verloren, 1810 im Königreiche Westphalen als Unterdirector der Pulver- und Salpeterbereitung für die Departements der Leine und des Harzes zu Göttingen angestellt. Im Jahre 1813 folgte er dem Rufe der Centralhospitalverwaltung für die verbündeten Heere und stand mehreren Militairhospitälern in und um Frankfurt vor; als aber 1815 die Centralhospitalverwaltung aufgelöst wurde, ließ er sich als praktischer Arzt in Offenbach am Main nieder. Vater einer zahlreichen Familie übernahm er selbst den Unterricht seiner Kinder mit so gutem Erfolge, daß seit 1823 mehrere seiner Freunde und Bekannten in dem benachbarten Frankfurt ihm den Antrag stellten, ihre Kinder mit den seinigen zu erziehen. B. glaubte in seinen Verhältnissen diesen Antrag nicht ablehnen zu dürfen, und so bildete sich in seinem Hause allmälig eine Erziehungsanstalt, die er mit vieler Umsicht leitet. Jetzt, wo er sich nun wieder mit dem Sprachunterricht beschäftigen mußte, wurde auch die Liebe zur Sprachforschung, der er sich schon 25 Jahre früher als Schulmann mit Vorliebe zugewendet hatte, wieder lebendig.

Er schrieb:

Ueber die Wirkungen der äußern Wärme u. Kälte auf den lebenden menschlichen Körper. Lateinische Abhandlung. Preisschrift. Göttingen 1802.

Theoretisch-praktische Anleitung zur künstlichen Erzeugung u. Gewinnung des Salpeters. Braunschweig 1814.

Ueber das Petechialfieber 1812.

Die deutsche Wortbildung. Frankfurt 1824.

Deutsche Sprachlehre. 1 Thl. Frankfurt 1827.

Deutsche Grammatik. 2 Thl. Frankfurt 1829.

Schulgrammatik der deutschen Sprache. Frankf. 1831. 3. Aufl. 1834.

Das Wort in seiner organischen Bedeutung. Frankf. 1833.

Leitfaden für den ersten Unterricht in der deutschen Sprache. Frankf. 1833. 2. Aufl. 1836.

Ausführliche deutsche Grammatik. Frankf. 1836—37. 1. u. 2. Abtheil.

B. ist ein durchaus genialer Sprachforscher, der jedoch zu speculativ verfährt, zu wenig auf die historische Entwickelung giebt und daher zwar viel Geistreiches, aber oft durchaus Unbegründetes aufstellt, dessen Haltlosigkeit sich bei genauer Untersuchung oft nur zu deutlich erweist.

Nikolaus Becker

ward zu Geilenkirchen um das Jahr 1810 geboren, starb 1845 als preußischer Beamter zu Köln.

Von ihm erschien:

Gedichte. Köln 1841.

Der deutsche Rhein. Gedicht mit Randzeichnungen von Neureuther. München 1841.

Das Gedicht, „der deutsche Rhein", das in eine politisch aufgeregte Zeit fiel und daher allgemeinen Anklang fand, erwarb ihm rasch einen Namen als Lyriker, der aber durch seine später veröffentlichten Poesien keineswegs gerechtfertigt wurde. Er war nicht ohne Talent in Behandlung der Form und ein Mann von guter Gesinnung; das ist Alles, was zu seinem Lobe gesagt werden kann.

Die treue Haut.

Sie hatten einen Vetter da,
Dem Guthelt aus den Augen sah.
Ich fragte sie, was thut der hier?
Antworten sie: „den nähren wir
Aus Christenpflicht, um Gotteslohn,
Er wohnt bei uns seit lange schon,"
Und priesen insgesammt ihn laut,
Er sei so eine treue Haut.

Sie luden Gäst' in großer Zahl,
Sie sagten ihm: Besorg das Mahl!
Da ist er hin und her gerannt,
Bis Alles auf der Tafel stand.
Sie saßen freudig rings umher,
Am Katzentischchen selber er;
Doch priesen sie zum Schluß ihn laut,
Er sei so eine treue Haut.

Und als sie nun gefahren aus,
Sie sagten ihm: Bewach' das Haus,
Die Kinder hüt', verpfleg' das Vieh
Und halte gute Ordnung hie!
Er hat es fleißig so vollbracht.
Sie kehrten heim in später Nacht,
Sein Licht sie nahmen, priesen's laut,
Er sei so eine treue Haut.

Und wenn das Seil am Brunnen brach,
Der Eimer in der Tiefe lag,
Und wenn die Birne und die Pflaum'
Reif waren auf dem steilsten Baum;
Was sich begab in Ernst und Spaß,
Sie sagten ihm: Thu dies und das!
Und priesen, wenn's gescheh'n, ihn laut,
Er sei so eine treue Haut.

Sie legten, als er krank und schwach,
Ihn in die Kammer unter's Dach.
Sie sagten ihm: „Bist du gesund,
So thu es uns nur eben kund."
Doch hat er's nicht mehr kund gemacht,
Denn er verschied in selber Nacht.
Da klagten sie's den Nachbarn laut:
„Schad', daß er starb, die treue Haut!"

Der deutsche Rhein.

An Alphons de Lamartine.

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien, deutschen Rhein,
Ob sie wie gier'ge Raben
Sich heiser danach schrein,

So lang' er ruhig wallend
Sein grünes Kleid noch trägt,
So lang' ein Ruder schallend
In seine Woge schlägt!

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
So lang' sich Herzen laben
An seinem Feuerwein;

So lang' in seinem Strome
Noch fest die Felsen stehn,
So lang' sich hohr Dome
In seinem Spiegel sehn!

Digitized by Google

Sie sollen ihn nicht haben
Den freien deutschen Rhein,
So lang' dort kühne Knaben
Um schlanke Dirnen freien;

So lang' die Fische bebet
Ein Fisch in seinem Grund,

So lang' ein Lied noch lebet
In seiner Sänger Mund!

Sie sollen ihn nicht haben
Den freien deutschen Rhein,
Bis seine Flut begraben
Des letzten Manns Gebein!

Karl Peter Berly.

Redacteur der „Frankfurter Oberpostamtszeitung", geboren zu Frankfurt a. M. am 10. Nov. 1781. Frühe verwaist und arm, war er, was den Unterricht betraf, viel auf sich selbst verwiesen. Nur zwei Jahre lang besuchte er die untern Classen des Gymnasiums seiner Vaterstadt und etwa eben so lange eine Pensionsanstalt zu Hanau, wo er die Elemente der classischen Sprachen erlernte. Kurze Zeit nach seiner Confirmation, 1796, trat er als Lehrling in ein Frankfurter Handelshaus. Seine wenigen Freistunden verwendete er auf seine weitere Ausbildung in den Wissenschaften, und unter manchem Opfer und allerlei Entbehrungen verschaffte er sich die nöthigen Bücher. Sorgenvoll vergingen die Lehrjahre und selbst einige der folgenden. Da geschah es, daß der Minister von Kretschmann zu Koburg ein Bankinstitut begründete und einen Vorsteher dazu suchte. B. wurde ihm empfohlen und trat 1804 in koburgsche Dienste, wurde 1804 zum Kammerrath und 1805 zum wirklichen Finanzrath ernannt. Nach dem Tode des Herzogs Franz und dem bald darauf erfolgten Zurücktreten des Ministers v. Kretschmann verließ auch B. seinen Posten. Unbeschert kam B. 1811 in seine Vaterstadt zurück. Er mußte Unterricht geben, sich und seine Familie zu ernähren. Durch die Vermittelung des Grafen Benzel-Sternau, Moritz v. Bethmann's und anderer einflußreicher Männer erhielt er eine sorgenfreie und seinen Kenntnissen angemessene Stellung. Bethmann führte B. in sein Haus ein und bedachte ihn auch in seinem letzten Willen.

Er schrieb:

1300 Eingangsartikel zur „Oberpostamtszeitung" seit Jan. 1834 — Ende Dcbr. 1837.
Die „Zeitung der freien Stadt Frankfurt" redigirte B. anfangs theilweise, zuletzt aber ganz, von 1821 an bis 1829.
Auch das Beiblatt „Iris" erschien 1827 u. 28 unter seiner Leitung.
Für die Brömersche Handlung besorgte er den Wiederdruck von Byron's „Works" 1826. 2. Aufl. 1829. Walter Scott's „Poetical Works" 1826 u. „The british poets of the 19th century" 1828.
Ferner hat B. zur Uebersetzung von Lingard's „Geschichte von England" Bd. 11—14. Frankfurt 1830—33., u. zu Pölitz's „Bibliothek der Geschichtswerke des Auslands" Willemain's „Leben Cromwell's" (Leipzig 1830) geliefert.
Kern der osmanischen Reichsgeschichte. Leipzig 1837.

Ein überaus gewandter und tactvoller Feuilletonist, hat B. vorzüglich durch seine leitenden Artikel in der Frankfurter Ober-Post-Amtszeitung bewiesen, daß er mehr von dem festen Standpunkte eines die Geschichte der Menschheit in ihrem ganzen Zusammenhange überschauenden Historikers als von dem unsichern eines Tagespolitikers die Ereignisse der Gegenwart aufzufassen, darzustellen und zu beurtheilen versteht.

Karl Gustav von Berneck

(als Schriftsteller Bernd von Guseck)

ward am 28. Octbr. 1803 zu Kirchheim in der Niederlausitz geboren. Sein Vater war damals kursächsischer Major, und stand in Kirchheim in Garnison. Dieser fand seinen Tod wenige Jahre später bei der Occupation von Warschau, und die Sorge für des Knaben Erziehung blieb der Mutter überlassen. Schon in seinem zehnten Jahre versuchte sich B. in freien schriftlichen Arbeiten, bald Mährchen, bald Rittergeschichten, selbst in dramatischen Productionen. Er kam darauf in die Pensionsanstalt des Prof. Haan in Dresden. Als die Niederlausitz an Preußen abgetreten war, und der junge B. sich dem Soldatenstande gewidmet, fand er Aufnahme im Berliner Cadettenhause. 1820 wurde er Officier in der preußischen Reiterei. Mit Vorliebe widmete er sich nun geschichtlichen und sprachlichen Studien, und sah sich später als Lehrer der Geschichte an die Militair-Bildungsanstalt zu Frankfurt an der Oder berufen, wo er seinem Berufe lebt.

Er schrieb:

Novellen. Zerstreut in Zeitschriften.
Verschiedene Gedichte für die Stuttgarter Ausgabe Lord Byrons übertragen.
Uebersetzung des Dante.
Erste Sammlung seiner zerstreuten Novellen. Leipzig 1837.
Die Stedinger. Hist. Roman. Leipzig bei Kollmann.
Das Erbe von Landshut. Hist. Roman. 2 Thle. Cottbus 1842.
Jakobäa. Dramat. Dichtung.
Vielliebchen. Taschenbuch. Leipzig 1842—46.

Ein sehr glücklicher Erzähler, reich an Phantasie und Ideen, mit trefflicher Darstellungsgabe ausgestattet, hat sich v. B. mit Erfolg vorzüglich dem historischen Romane zugewandt und sich binnen wenigen Jahren durch seine gelungenen Leistungen die Gunst eines ausgebreiteten Kreises von Lesern in hohem Grade erworben.

Digitized by Google

Der Schleier der Zukunft.

1.

An der gothischen Spitzbogensäule, welche unter dem Namen: Spinnerin am Kreuz, bekannt ist und Jedem, der die Kaiserstadt Wien besucht, den unvergeßlichsten Anblick bietet, lag zu früher Morgenstunde, da kaum die Spitze des Stephansthurmes zu erglühen begann, ein armer Slowak. Er hatte seine Wanderung durch die fremden Länder glücklich vollendet, einen unerwartet schnellen Absatz seiner Mäusefallen gefunden und kehrte nun mit dem Gelde, das seinem Grundherrn gehörte, und einem kleinen Ueberschuß für sich selbst in seine Heimath zurück. Dort hatte er ein braunes Liebchen verlassen, das er nun durch die gewonnenen Schätze im Stande war, heimzuführen. Wie sehr es ihn zu ihr trieb, bewies, daß er auch heut die ganze Nacht durchwandert hatte und sich erst gegen Morgen, als er Wien zu sehen bekam und die erschöpfte Natur ihr Recht forderte, eine kurze Ruhe gestattete. Eh' er einschlief, hatte er noch einmal das Beutelchen, auf welchem das ganze Glück seines Lebens beruhte, in Augenschein genommen; dann war er auf den braunen Mantel zurückgesunken und fest eingeschlummert.

Er erwachte aus bösen Träumen, seine Hand hatte sich krampfhaft auf das Herz gepreßt und dessen sorgloses Pulsschlag gehindert. Tief Athem holend erhob sich der Wanderer, die Sonne war aufgegangen und vergoldete die Kuppeln der Karlskirche, die Nebel zogen weißflatternd über die Donau. Des Slowaken erster Griff war nach dem Gelde — er erschrack zum Tode, faßte hier- und dorthin, riß den Mantel vom Boden, suchte heulend vor Angst in der Runde — vergebens! Das Geld war fort, sein unvertrauter Gott sowohl, als sein Eigenthum. Verzweifelnd warf sich der Sohn der Haiden auf den Grund und raufte sein langes Haar; er hatte nicht gelernt, seine Gefühle zu beherrschen, wie es gebildeten Naturen möglich, er gab sich jeder Regung hin, im Guten, wie im Bösen. Unten wogte das Treiben der erwachenden Hauptstadt; wie Viele waren dort, welche tausendmal mehr vergeuden in kurzer Zeit, als jetzt der arme Slowak bejammerte! Hat denn die Erde nichts zur Ausgleichung der Loose, welche ihre Kinder getroffen? Doch, doch!

Der Verzweifelte ward endlich in seinem Schmerze stumpfsinnig; er lag auf der Seite, das straffe, schwarze Haar war ihm über das gebräunte Gesicht gefallen, dicke Thränen rollten ihm unbewußt über die eingefallenen Backen und blitzten wie Thautropfen an den Spitzen der Grashalme. Vor seiner Seele schwebte nur ein Bild der Zukunft: der rettende Strick!

Da nahte sich dem Unglücklichen, dessen Geist nicht höhern Trost zu fuchen vermochte, die Hülfe von irdischer Hand. Ein Paar Reisende, welche zu Fuß die Höhe erstiegen hatten, um die entzückende Aussicht auf das morgenhelle Wien noch einmal zu genießen, waren dem Liegenden ganz nahe gekommen, als sie ihn erst bemerkten. Der eine von ihnen, ein kleiner, hehender Mann im Staubkrock, sah ihn, wie er scheinbar leblos lag, sein breitkrempiger Hut weit von ihm abgefallen, der Mantel zerzaust daneben; — Alles gab ihm das Ansehen eines Erschlagenen, und der Reisende eilte herbei, um zu entdecken, ob jede Hülfe zu spät sei.

Wie er näher kam und seine Brille zurecht schob, sah er nun freilich, daß er sich geirrt habe, aber das bethrämte Gesicht des Slowaken, das wilde Auge, das er zu ihm aufschlug, sagten ihm, daß er dennoch seiner Hülfe bedürfe.

„Was fehlt Dir, Bursch?" fragte er, während sein Begleiter, ein junger Mann von edler Gestalt, näher trat und gleichfalls den Armen, der sich auf den Ellnbogen erhob, mit Antheil betrachtete.

„Können wir Dir helfen?" rief dieser Zweite. „Worüber weinst Du? — Frag' ihn doch, Friedrich, er versteht mein schlechtes Deutsch nicht."

„Ich bin bestohlen," sagte der Slowak. „All' mein Geld!"

„Nichts mehr?" rief der jüngere der beiden Reisenden. „Sieh, Friedrich, das bedeutet mir Glück! Ich kann meine Zukunft bestechen. — Was hast Du verloren?" fragte er darauf den Armen, der ihn starr anfah.

Der Mann mit der Brille wiederholte die Frage, die Jener in fremdartig accentuirtem Deutsch gethan. Mit schmerzlicher Betonung nannte der Slowak die Summe, die für ihn, wie mäßig sie auch war, das Unerschwingliche bedeutete. Wer schilderte sein Entzücken, als der Fremde eine reiche Goldbörse zog und ihm mehr schenkte, wie er verloren? Seine Freude war fast noch wilder und unheimlicher, als sein Schmerz. Er warf sich vor seinem Wohlthäter nieder, küßte seine Füße und benahm sich, mit den Armen fechtend, tausend Dankreden in seiner heimischen Mundart sprudelnd, während er wiederum Thränen weinte, so unbändig, als habe er den Verstand verloren. Der Fremde entzog sich seiner unsanften Berührung und wollte zu dem Reisewagen zurückkehren, der eben die Höhe gewonnen hatte. Da hielt ihn der Slowak am Rockfaum fest, sah ihm noch einmal in das Gesicht, als wolle er sich dessen Züge auf ewig einprägen und schrie dem sich Losmachenden nach: „Jannasch wird Dich wiederfinden!" Er blieb zurück und sah, wie die beiden Reisenden in den Wagen stiegen, wie der Postillon die Peitsche schwang und das Viergespann in Trab setzte, er stand unbeweglich und blickte der fortrollenden Staubwolke nach, bis sie in der Ferne verschwand. Dann raffte er Hut und Mantel auf, strich das lange Haar hinter die Ohren und sprang in vollen Sätzen den Berg hinab, um die nächste Linie der Stadt zu erreichen.

Die Reisenden unterhielten sich noch eine Weile über das Abenteuer, und der Jüngere, welcher mit seinen großen brennenden Augen kühn in die Ferne sah, nahm es wiederholt für ein glückliches Omen. „Das giebt mir mein Schicksal wie ein Zeichen auf den Weg!" rief er. „Diese sind auch im Weh des Unglücks befangen, wie jene!" — er zeigte über die Berge hinweg. — „Daß ich einem dieser Elenden helfen konnte, ist mir ein Wahrzeichen des Gelingens für Alle."

„Unsere Ansichten differiren über diesen Punkt," erwiederte der ältere, kleinere von Beiden. „Ich bin zwar nur ein Menschenskeptiker, aber ich schmeichle mir auch, der Zeit an den Puls gefühlt zu haben und finde, daß sie ganz gesund ist. Fast sie doch den naturgemäßen Proceß der Entwickelung verfolgen, und greift unserm Herrgott nicht in's Handwerk. Euer Drängen und Treiben, Euer Impfen von Ideen und Principien bringt nur Früchtreifes hervor oder gar häßliche Geschwüre."

„Daß uns nicht streiten, Friedrich," versetzte der Andere. „Du bist für nichts zu begeistern, als für eine recht complicirte Krankheit, an der sich Dein ärztliches Genie bewähren kann. Dein Optimismus bringt mich oft zur Verzweiflung. Alles ist gut, heißt es ja! Eine kleine Ader, die alle Straßen der Weltcarte mit Ketten sperrt. — Auch ist die Zeit zu kurz, um uns noch zu verständigen oder gar zu vereinigen, nachdem es uns in den Jahren unsers Zusammenlebens nicht gelingen wollte."

„Lassen wir also das Thema auf sich beruhen!" erwiederte der Arzt. „In Zukunft vereinigen wir uns doch einmal, davon bin ich fest überzeugt. Nur eine Warnung möchte ich Dir auf den Weg geben, ehe wir uns trennen. Sei vorsichtig und bedenke bei Allem, was Du thust, die Folgen."

„Ich habe sie stets im Auge," rief der Andere feurig. „Sie werden groß und herrlich sein!"

„Es giebt auch Donjons, Citadellen und andere angenehme Dinge," sagte der Arzt mit trockner Miene.

„Soll mich die Feigheit zurückhalten?" rief der Freund. „Und wenn Du mir das Hochgericht zeigst, so wird mich der Märtyrertod eher locken, als zurückscheuchen. Du denkst klein von mir, Friedrich, daß Du die Furcht als Hebel gebrauchst, mich aus den Fugen meiner Ueberzeugung zu heben."

„Nur einer bessern Ueberzeugung will ich Dich gewinnen," sagte der Arzt warm. „Du sollst die Fata Morgana, welche Dir Zaubergesichte mit wehenden Palmen vorgaukeln, wo doch nur Sand und Dornengestrüpp ist, in ihrer Wesenlosigkeit erkennen."

„Sind wir nicht immer wieder bei dem verhaßten Streit?" entgegnete der Andere verdrießlich. „Mein Ideal ist keine Fata Morgana und wird sich binnen Kurzem verwirklichen. Dann werden Alle, die es mit blöden Augen verschmäht haben, staunend niederfallen und ihm huldigen — oder untergehen. Das ist mein letztes Wort."

„Du sollst das letzte Wort haben," sagte Friedrich. „In zehn Jahren sprechen wir uns wieder. Wir werden uns Beide dann sehr verändert haben; wohl dem, der geistig auf seiner Bahn zu einem edlen Ziele gelangt ist! — Meine Warnung vorher betraf aber auch materielle Interessen. Du bist kein Verschwender, aber Du wirfst das Geld mit einer Nichtachtung von Dir, die sich bei der Wichtigkeit, welche der Mammon erlangt hat, über kurz oder lang rächen wird."

„Schilt!! Du mich wegen der Gabe, die ich dem weinenden Halbwilden gab?" rief der Freund. „Soll ich leiden sehen, und sie nicht lindern, da ich die Mittel habe, es zu thun? Friedrich, Du bist ein kalter Berstandesmensch."

„Deine Mittel werden bei Dritter unmessen Benutzung verfiegen, wie reich sie auch sind," erwiederte der hartnäckige Warner. „Womit gedenkst Du alsdann fremde und vielleicht — Gott verhüte es — eigene Noth zu lindern?"

„Mein Vater hat mich nicht beschränkt, sein Vermögen trotzt selbst dem leichtsinnigsten Verschwender, der ich nicht bin," entgegnete der Andere. „Gieb diese Laune auf, Friedrich. Du bist älter, als ich, hast viel mehr gelesen und wirst Deinen Namen in das Buch der Wissenschaft schreiben; ich ehre Deine Freundschaft, als den Quell der Philippika, mit welcher Du mich überströmst, aber die Zeit ist zu kurz, mich zu ändern. Plaudern wir lieber von unserer Zukunft, abgesehen von den öffentlichen Verhältnissen, in welche uns das Schicksal führen wird."

Digitized by Google

2.

Der Ort war erreicht, wo sich die Freunde trennten. — „Camillo," sagte der Arzt, „ich scheide in großen Sorgen um Dich."

„Sie werden sich in Freude verwandeln!" rief Camillo. „Mein Name wird zu Dir über den Ocean schallen."

„Das kann wohl sein!" erwiderte Friedrich mit traurigem Doppelsinne. „Versprich mir eins, vertraue Dich Deinem Vater."

„Du forderst das Unmögliche!" rief Camillo. „Bedenke, was mich bindet und daß nur ein Zufall Dich in mein Geheimniß eingeweiht hat."

„So entdecke Dich einem würdigen Diener des Herrn, einem, der wahrhaft von Gott erleuchtet und durchdrungen ist," bat Friedrich. „Ich weiß, Du hast zuweilen Scrupel. Umsonst bist Du bemüht gewesen, sie meinem Blicke zu entziehen, Deine Träume in Nächten, wenn ich noch am Studirtisch wachte, haben Dich mir verrathen. Diese Zweifel entdecke einem Diener Christi, daß er sie löse."

„Du gehst von einer falschen Voraussetzung aus!" rief Camillo hastig. „Ich bin fest, wie die Alpen, welche auf meines Vaters Stammsitz niederschauen." Er umarmte den Freund leidenschaftlich und sprang dann, ohne noch ein Wort hinzuzufügen, in den Wagen, der bereit stand, ihn nach Süden zu führen, während Friedrich in dem kleinen Badeorte zurückblieb, welcher durch seine reizende Lage unsern der Hauptstadt wohlbekannt und vielbesucht ist. Er hatte einem würdigen Geistlichen, dessen Bekanntschaft er zu Wien gemacht, versprochen, zwei Tage in Baden, wo dieser Genesung suchte, zu verweilen, um ein interessantes Gespräch, das sie hatten abbrechen müssen, im romantischen Helenenthale fortzusetzen. Nächstdem hoffte er, hier seinem erhabenen Gönner auf der Weilburg nochmals vorgestellt zu werden und durch ihn seinen weiten Pfad ohnen zu lassen.

Baden war in diesem Jahre sehr überfüllt. Es kostete Friedrich einige Mühe, ehe er im Gasthofe zum „Fuchsen" jenen Bekannten wieder fand, den er beim ersten kurzen Verkehr achten gelernt hatte, so daß er ihn eigentlich im Sinne gehabt, als er seinem Freunde den Rath ertheilte, sich einem Diener des Herrn zu entdecken. Der Geistliche empfing Friedrich mit Herzlichkeit, Beide verlebten den Tag zusammen. Im Laufe des Gespräches berührten sie auch das Thema wieder, das sie schon einmal behandelt; es betraf die höchsten Interessen der Menschheit, und Friedrich fand durch jedes Wort seine Meinung über den Würdigen bestätigt. Als sie schieden, drückte er ihm die Hand und sagte: „Das Irdische denken der Zeit würde nicht so darnieder liegen, wenn alle Diener des Herrn Ihnen glichen!" welches Lob der Geistliche bescheiden ablehnte, sich auf seine Pflicht und das Vorbild seines göttlichen Meisters bezichend.

Im Eifer des Abschieds geschah es, daß Friedrich, dessen kurzes Gesicht ihm manche Unannehmlichkeiten zuzog, mit einer jungen Dame hart zusammentrat, welche eben in die Hausthüre trat. Sie fuhr mit einem kleinen Schrei zurück, ihm war die Brille entfallen, nach der er sich, eine Entschuldigung äußernd, bückte; vor der Thüre rief eine andere Dame den Namen „Bianca," die Gerufene eilte mit einem Lächeln, dessen Bedeutung nicht zweifelhaft war, dem Rufe zu folgen, und Kellner und Hausknecht drängten ihr nach, um das Gepäck vom Wagen zu schaffen, der die beiden Damen, Mutter und Tochter, gebracht hatte.

„Sehen Sie, Freund," sagte der Arzt zu seinem Bekannten, „dergleichen Tölpeleien sind nun einmal mein Loos. Der äußere Mensch, den Sie hier schauen, ist dem heidnischen Fatum verfallen, das mit ihm seinen argen Spott treibt. Nicht wahr, die Dame war bildschön?"

„Sehr wohlgebildet," erwiederte der Geistliche lächelnd.

„Es kann nicht anders sein!" rief Friedrich. „Mit schönen Frauen habe ich immer Unglück. Wo mir eine begegnet, kann ich gewiß sein, mich lächerlich zu machen, am lächerlichsten, wenn es mir einmal einfällt, meine Huldigungen darzubringen — denn man hat auch ein Herz, Verehrter! Ich bin aber darauf gefaßt, Hagestolz zu bleiben."

Die beiden Damen gingen eben an ihm vorüber; ein Blick durch die wiedergewonnene Brille überzeugte ihn, daß sie, nach ihrer Aehnlichkeit, einander nahe standen und die Jüngere das lieblichste Bild knospender Jungfräulichkeit war. Ihre leichte Verbeugung erwiederten die Männer und Friedrich sprach sich, nachdem sie auf der Treppe verschwunden waren, entzusiastisch zu ihrem Lobe aus.

„Es ist mir eine freundliche Erinnerung mehr auf den Weg," sagte er. — „Und nun leben Sie wohl, mein wackerer Freund, wie ich Sie nennen darf. Werden wir uns wohl einmal wieder sehen?"

„Die Wege der Menschen kreuzen sich wunderbar," erwiederte der Geistliche. „Ich hoffe, daß uns die Vorsehung einst wieder zusammenführen wird." — Beide umarmten sich und der Arzt verließ das Haus. Als er sich noch einmal umsah, bemerkte er, daß ein blühender Mädchenkopf aus dem obern Stock ihm nachschaute. Es mochte Bianca sein.

„Da sieht sie nun herab und macht sich lustig über den Unbeschickten," dachte er mit unangenehmer Empfindung. „Sie ist sehr schön, Bianca!" — Er stand plötzlich still. — „Wie ist mir denn? Hat mir Camillo nicht —? Ja ganz gewiß, Bianca! Sollte es bisweilen sein, die ihn bei einer zufälligen Begegnung im Prater begeistert? Er beschrieb sie mir, groß, schlank, brünnet mit wunderschönen Augen! Ja, ja, die Augen! Des Menschen Abelsbrief! — Sie ist es gewiß. Nun denn, Camillo und Bianca! Könnte ich doch in diesem Momente den Schleier der Zukunft lüften!" Vermessener Gedanke!

Der Freund, mit welchem sich der Zurückgebliebene so eifrig beschäftigte, reiste mit angestrengter Eile seinem südlichen Vaterlande entgegen. Er hatte es mehrere Jahre nicht gesehen, Studien und Reisen hatten ihn fern gehalten. Sein Herz bebte, als er von der Höhe des Alpenpasses den ersten Blick auf die gesegneten Fluren Italiens that. „Mein Italien!" rief er und breitete die Arme begeistert aus. „Soll es mit vergönnt sein, zu Deinem Glücke zu wirken?"

Trompetenschall, der aus einem Seitenthale zu ihm halbverweht empordrang, schien ihm eine Antwort zu geben. Er nahm sie, wie die Alten jedes Orakel, in dem Sinne, der ihm zusagte, wo doch ein anderer, viel richtiger, so nah lag. Ihm klang der ehrene Schall wie eine freigerichi aufforderude Fanfare und er sehnte den Moment herbei, ihr genügen zu können.

Unterwegs hatte er schon mehrmals Truppenabtheilungen begegnet, die im Marsche südwärts begriffen waren. „Sie trauen uns nicht!" dachte er. „Und sie haben Recht." Auch in dem Thale, das er von lombardischen Fluren zuerst durchritte, traf er eine Abtheilung Kürassiere, die sich in langgedehnter Marschcolonne dahinbewegte und nicht gesonnen schien, dem Reisewagen Camillo's Platz zu machen. Im Gegentheil hatten die bärtigen Reiter ihren Soldatenspaß daran, dem Postillon, wenn er ausbiegen wollte, den Weg schelndar abschrägen zu sperren und weder auf seinen Zuruf, noch seine Bitte zu achten. Camillo's Blut, das leicht entzündlich war, fing an zu kochen; er sah sich nach einem Officiere um; diese ritten aber an der Tete und waren nicht zu erlangen. Da befahl er dem Postillon auf seine Gefahr einen Beispaß einzuschlagen, der klippenreich und überaus gefährlich war. Das Zaudern des Menschen beseitigte er durch Versprechungen, und kreute sich, als es seinen Willen durchsetzte. Er hatte seine Freude. Sie waren kaum einige Schritte gefahren, als die Pferde, vor den Kriegern scheuend, zur Seite prallten, den Wagen in eine Senkung rissen, wo er unaufhaltsam umwarf. Das rohe Gelächter der Soldaten machte ihre Führer aufmerksam; sie sahen das Unglück; der Rittmeister sprengte selbst herbei, befahl Halt! und ließ ein Paar Leute absitzen, um den gefallenen Wagen aufrichten zu helfen. Zum Glück war er nicht bedeutend beschädigt, Camillo hatte auch nur eine unbedeutende Contusion davongetragen. Er dankte dem kaiserlichen Officiere für seine Hülfsleistung; dieser, ein Mann von angenehmen Zügen und jenem Wesen, das gewinnen muß, freute sich, ihm einen Dienst erwiesen zu haben und ließ auf der Straße Platz machen, um den Reisenden nicht mehr zu hindern. Das nahm Camillo noch mehr für ihn ein; er fragte, wem er die Ehre habe, seinen Dank abzustatten.

„Baron Werffen," sagte der Rittmeister. „Darf ich auch meiner Seits fragen — ?"

Da überkam den Italiener plötzlich wieder der Geist des Mißtrauens, der seit alter Zeit, man kann sagen seit dem Augenblicke, wo König Otto die italienische Krone auf sein blondes Haupt setzte, das Volk der Halbinsel gegen die Deutschen beherrscht. Er dachte, wie gefährlich es für zukünftige Fälle werden könne, seiner leicht erkennbaren Persönlichkeit den wahren Namen zu geben, der früh oder spät laut genannt werden mußte, und erwiederte daher auf des Officiers Frage mit dem ersten Namen, der ihm einfiel: „Ich heiße Graf Brunetleschi."

„Bielleicht auf Wiedersehen in Mailand?" fragte der Officier, als Camillo wieder eingestiegen war.

„Mein Weg geht weiter," antwortete Camillo. Die Pferde zogen an, bald war der Wagen den langsam Marschirenden entschwunden.

Auch in der letzten Antwort hatte Camillo nicht die Wahrheit gesprochen, sein Weg führte nicht einmal bis Mailand, sondern an das Gestade des Comer Sees, wo der alte Sig seines Geschlechts in reizender Umgebung lag. Hier traf er am späten Abend ein; sein Vater hatte sich bereits zur Ruhe begeben und Keiner von den Dienern würde es gewagt haben, ihn zu wecken. Camillo selbst kannte ihn zu gut aus den Jahren seiner Kindheit, als daß er ein solches Begehren ausgesprochen hätte; der greise Maggiordomo führte ihn schweigend nach dem Zimmer, das schon für ihn eingerichtet war, und wies einen Lakaien zu seiner Bedie-

Digitized by Google

nung an. Auch diesen entließ der junge Graf sobald als möglich und blieb nun einsam in dem hohen Gemache, das bei allem Prunk der Einrichtung nicht wohnlich war. Camillo fühlte sich zu aufgeregt, um zu schlafen. Er trat an das offene Fenster. Unten rauschten die Myrthen und Oleander im Nachtwinde, der mit Orangendüften dejonnert, seine lauen Schwingen regte, weiterhin blitzten die Wogen des See's im Silberlichte des Mondes, der am tiefdunklen Himmel im Aufsteigen seinen Pfad erhellte, den Glanz der Sterne bedrohend, die im Zenith noch ungeschwächt brannten; über den See hoch hinüber schauten die ewigen Alpen, deren Riesenhöhen im Schnee flimmerten, rein und weiß, ein Bild makellosen Alters. Die heilige Stille der Nacht, die erhabene Scene der Betrachtung, die sich dem Auge des Einsamen erschloß, stimmten sein Gemüth ernst und weich. Er fragte sein Schicksal, ob es ihm den Ehrentag beschieden habe, nach welchem seine glühende Seele strebte. Sein Blick durchirrte die Sternbilder, um dort die Antwort zu lesen, aber er verstand ihre Flammenschrift nicht; dann hing sein Auge sinnend an den Bergen, die gleich ewig zu sein schienen, Bilder der Vorzeit rollten seinem Geiste vorüber, hohe Ideale, umstrahlt von der höchsten irdischen Glorie; aber die stumme Frage blieb ungelöst und der Zweifel, der ihn oft schon an sich selbst irre gemacht, bäumte wiederum sein gefpenstiges Haupt auf und raubte ihm die Festigkeit der Ueberzeugung. Seine eigene Vergangenheit gestellte sich zu den Bildern, die ihn beschäftigten, die Warnungen des Freundes klangen in seiner Seele wieder. War Friedrich etwa stumpf gegen die hohen Ideale der Menschheit, war er für nichts zu begeistern, wie es ihm Camillo im Aerger der Kontroverse vorgeworfen hatte? O nein! Sein Geist brannte für alles Große und Edle, er wärmte sich an den Heroen des Alterthums und hielt Licht und Freiheit für Lebensbedingungen der neuen Zeit, aber er fugte noch zwei andere hinzu: Recht und Gesetz! ohne welche das Licht zur Mordfackel, die Freiheit zur Wurzerin aller Wohlfahrt würde. „Das Licht steigt naturgemäß von den Höhen hernieder!“ hatte er leutungsvoll gesagt, und, was zuerst in Camillo den Zweifel an seiner Ueberzeugung hatte gemacht: „Gewaltsamer Widerstand gegen die Obrigkeit ist mit dem Christenthum unvereinbar!“ Camillo war fromm ergogen, eine treue Mutter hatte den unvergänglichen Keim wahrer Religiosität in seine junge Seele gepflanzt und bis zu den Jahren seiner Mannbarkeit sorgsam gehütet, er hatte ihr auf dem Sterbebette gelobt, ihr Andenken durch einen reinen Wandel zu ehren. Die Unvergeßliche stellte sich jetzt auch vor das Nachtauge seines Geistes, sie schien mit Friedrich einverstanden zu sein; Gedanken, die er bis dahin noch nicht gehegt, Gedanken an ein Leben in Frieden und Glück, erwachten in seiner Seele. Es war der Einfluß der stillen Nacht. Hätte der Sturm getobt, der Blitz aus Gewittern noch den hochragenden Bäumen gezündet, Camillo wäre stark und kühn in seinem Gifte gewesen, die selige Ruhe um ihn her machte ihn weich; — oder war es ein anderer Eindruck, den er unvergeßlich in seinem Herzen bewahrte? Was malte ihm denn ein Leben in sorgloser Muße, am eignen schönen Herd, dem Glücke derer gewidmet, die das Stückchal seiner Leitung anvertraut hatte, was malte ihm ein solches Leben, zu dem er sonst verächtlich herabgeblickt haben würde, so verheißend aus?

Der Morgen glühte kaum auf den Gletschern, als der alte Graf seinen Sohn zu sich beschieden ließ. Camillo schämte sich, von dem Diener, der die Meldung brachte, im Bett überrascht zu werden, er kleidete sich im Fluge an und eilte zu seinem Vater, den er im großen Saale fand, wo er von jeher zu weilen pflegte. Der Saal war mit der schwerfälligen Pracht ausgestattet, welche den italienischen Palästen alten Stils, selbst in dem heitern Florenz eigen ist; dunkelrothe Gardinen von gewichtigem Seidenzeuge hingen tief in die Fenster hinein und wehrten dem Lichte den vollen Eingang, riesige venetianische Spiegel mit vergoldeten, kunstreich gearbeiteten Rahmen, Marmortische, schwere Polstersessel mit goldenen Franzen, bildeten ein Ganzes, dessen Eindruck imponirte, ohne wohlgefällig zu sein. Der Graf saß am Kamin; ein kleiner, magerer Greis mit schneeweißem Haar und blassem Gesichte, dessen Züge scharf ausgeprägt und durch ein großes schwarzes Augenpaar gebieterisch belebt waren. Er erhob sich nicht, als Camillo eintrat, sondern streckte ihm nur die Hand entgegen, welche der Sohn ehrfurchtsvoll küßte.

„Direct aus Wien?“ fragte er dann mit einer hellen Stimme, deren Klang sich während Camillo's Entfernung nicht geschwächt hatte.

„Auf gradem Wege, mein Vater,“ erwiderte der Sohn.

„Den Kaiser gesehen?“ fragte der Greis, seinen Blick noch immer prüfend auf das männlich gewordene Antlitz Camillo's gerichtet.

„Ich habe dazu keine Gelegenheit gefunden,“ antwortete der Sohn. „Der Kaiser war in Schönbrunn, in Baden — ich habe ihn nicht gesehen.“

„Das ist mir sehr unlieb,“ sagte der Graf. „Du hättest Dich dem Hofe unsers Oberherrn vorstellen sollen — ein Arlinghieri würde nicht ungnädig empfangen worden sein. Du hast den Ansprüchen, die Dein Name an Dich macht, schlecht Genüge geleistet.“

„Ich gedachte vor Allem der Ansprüche meines Vaterlandes!“ entgegnete Camillo mit einem Anflug unwilliger Röthe.

„Nun?“ rief der Vater scharf.

„Ich bin vor Allem ein Italiener!“ sagte der Sohn. „Als solcher steht ich durch eine breite Kluft von den Deutschen getrennt.“

„Hör' ich einen frechen Carbonaro oder den Sprößling eines Geschlechts, das sich rühmt, von jeher in den ersten Reihen der Ghibellinen gestanden zu haben?“ rief der Graf. „Wir, wir selbst, Lombarden, sind deutschen Stammes, der kaiserliche Aar hat Jahrhunderte lang seine Schwingen über uns gebreitet, Deine Väter waren stolz, ihr Blut gegen seine Feinde zu vergießen, für Hohenstaufen und Habsburg.“

„Mein Vater, Ihr sprecht von einer längstvergangenen Zeit,“ entgegnete Camillo. „Alle Verhältnisse haben sich geändert, die Partheinamen, deren Ihr gedenkt, sind längst verklungen.“

„Meinst Du, vorlauter Knabe?“ rief der Graf mit Hohn. „Ist nicht heut noch das Verhältniß geblieben? Schaart sich nicht Alles, was an Treue hält, unter das heilige Banner, während die Freunde der Anarchie überall geschäftig sind, Funken zu streuen, um bei dem Brande zu rauben, das Recht mit Füßen zu treten? Namen sind gleichgültig, wo die Thar spricht. Laß mich ein solches Wort nicht wieder hören, damit ich nicht fürchte, ein Arlinghieri konne von dem Geist der Felonie angesteckt werden.“

„Laßt Euch die Ansicht, von der ich ausgehe, zu ruhiger Besprechung vorlegen,“ bat Camillo, dessen selbstständig gewordenem Geiste der Ton, in welchem der Vater zu ihm geredet, unerträglich fiel. „Ich bin überzeugt, Ihr könnt sie nicht verwerfen.“

„Ansicht?“ wiederholte der Greis. „Hast Du eine Ansicht gewonnen? Bist Du, ein Knabe von gestern, fähig, über Verhältnisse zu urtheilen, welche der Lauf der Zeiten gestaltet? Kennst Du etwa die Geschichte Deines Volkes, wie ich sie kenne, der Du von einer Klust faselst, die man gern erst sprengen möchte? Ich befehle Dir zu schweigen. Mein Ohr ist nicht an modernes Geschwätz gewöhnt.“

„Vater, die Grundpfeiler alles Völkerwohls —“ begann Camillo bennoch.

„Sind zwei,“ unterbrach ihn der Graf. „Treue des Unterthanen, Huld des Oberherrn. Unser rechtmäßiger Oberherr ist der Kaiser, wir genießen seine Huld im reichsten Maaße und ihm Treue schuldig, wie die andern Völker Italiens ihren Fürsten. Diejenigen, die von einer sogenannten Einheit und Freiheit Italiens träumen, vergessen, daß es erst von den Römern zur Einheit geknechtet worden und seit dem Falle des Reichs immerdar getheilt gewesen ist. — Müßte ich glauben,“ fuhr er heftiger fort, „daß mein einziger Sohn, auf den das Geschlecht der Arlinghieri jetzt geschmolzen ist, sich zu den Ideen der Neuerungssüchtigen bekenne, daß er den alten Wappenschild seiner Ahnen, der stets auf der Seite kaiserlicher Majestät geblitzt hat wider Berengar, wider die Stadte, wider die Römer, die Anjous von Neapel, und König Franz, mit Verrath zu besudeln fähig sei, daß er das hohe Kleinod für ein Hirngespinnst opfern könne, — bei der unbefleckten Jungfrau! ich verstieße ihn als einen Bastard und legte mich, der letzte Arlinghieri, in das Grab, dem Kaiser all' mein Gut hinterlassend!“

Das tiefgefurchte Antlitz des Greises hatte sich während der Rede noch bleicher gefärbt, als es gewöhnlich war, nur sein Auge flammte mit einer Glut, vor welcher sich Camillo's Blick zu Boden senkte. Nach einer so unumwundenen Erklärung wagte der Sohn keinen zweiten Versuch, sich mit dem Vater zu verständigen. Beide waren mit ihren Meinungen auf zu verschiedenem Boden gewurzelt, als daß sie sich jemals hätten vereinigen können, auch hatte sich Camillo nur durch die Aufwallung des Moments, als er sich gleich einem Schuldknaben gemeistert sah, zu einer Erörterung hinreißen lassen, die er jetzt bereute. Er hatte aber nicht gelernt, der Macht des Augenblicks zu widerstehen.

3.

Seit Camillo's Heimkehr waren einige Wochen verstrichen. Der Vater hatte seine Autorität gegen ihn energisch behauptet, wie er überhaupt der Mann war, sie an allen Orten aufrecht zu halten. Wer den kleinen, schwächlichen Greis nur obenhin sah, wenn er im einfachen schwarzen Kleide auf einem grossen Hengste langsamen Schrittes durch die Bianen ritt, zwei reich galonirte Diener hinter sich, der fühlte sich veranlaßt über die greiseke Erscheinung zu lächeln, aber ein Blick in das strenge vornehme

Digitized by Google

Gesicht belebte schnell eines Bessern, und wen das Auge des Kleinen, alten Mannes in seiner vollen Stärke traf, der konnte sich seines Uebergewichts nicht erwehren. Camillo hatte sich ihm bald gefügt. Er tröstete sich mit dem Bewußtsein, daß ihm die Pietät kein Aufsehen gestatte, und daß vielleicht in kurzer Zeit die Stunde der Emancipation schlagen würde, nicht durch den Tod, den er noch lange Jahre von dem theuren Haupte fern wünschte, sondern durch einen andern Umschwung der Dinge. Diesen fördern zu helfen, hatte er eine Reise nach Mailand und einigen Landstzen besreundeter Männer gemacht. Der Vater war im Glauben an die Abtrünnigkeit seines Sohnes irre und dadurch freundlicher gegen ihn geworden, hatte ihm Empfehlungen an die ersten Behörden in Mailand mitgegeben, bei denen er selbst in höchster Achtung stand, und harrte der Rückkehr Camillo's mit gespannter Erwartung, weil er in seinem Schreiben den Wunsch ausgesprochen hatte, seinen Sohn in eine passende Laufbahn des Staatsdienstes zu bringen. Solches, meinte er, würde am besten geeignet sein, auch den letzten vielleicht noch glimmenden Funken des aufgenommenen Brandes zu ersticken, indem die eigene Einsicht in die Trefflichkeit der Regierung und den glücklichen Zustand des Landes die Thorheit, eine Aenderung um phantastischer Ideen willen zu wünschen, in das wahre Licht stellen müsse. Im Geheimen hatte er dann schon für eine passende Vermählung seines Sohnes gesorgt, um über die Erhaltung seines alten Namens beruhigt zu sein. Bätern zu gehen, welche letzte Reise, das fühlte er an der Abnahme seiner Kräfte, ihm täglich näher rückte.

Die Abendsonne, wenn sie mit goldnen Strahlen den Balkon des Hauses umschimmerte, lockte gewöhnlich den Greis aus dem Zimmer, um sich in der wohlthuenden Wärme zu erquicken. So saß er auch an dem Tage, wo er die Rückkehr seines Sohnes erwaetete, in seinem Lehnstuhle unter den blühenden Gewächsen, mit denen der Balkon besetzt war, und sah bald in das Flammenmeer des Niedergangs, bald auf das weiße Band der Straße, das sich am Ufer des Sees dahin zog und seinen Camillo bringen mußte. Er fühlte sich heut besonders hinfällig, und seiner ahnenden Seele schwebte der Gedanke vor, daß ihm wohl bald seine letzte Sonne untergehen werde. Er erschrak nicht davor, seiner Tage waren mehr geworden, als sonst den Menschen beschieden ist, er hatte alle seine Jugendgenossen, bis auf Camillo, seine Kinder, die Mehrzahl seiner Bekannten verloren, neue Bekanntschaften seit Jahren nicht gesucht und stand allein, selbst dem eigenen Sohne entfremdet, dem letztgeborenen Spätling einer langen Ehe. Der Tod war ihm ein Freund.

„Meinen Niedergang umspielt die Glorie eines makellosen Lebens!“ dachte er, indem er sein Auge von der blendenden Sonne abwandte. „Möge die Zukunft meines Geschlechts ihm gleichen!“

Da bemerkte er, daß die Straße, zu welcher seine Blicke immer wieder flogen, nicht mehr einsam war. Eine Reitercolonne bewegte sich daher, durch den Staub blitzten die Helme und Küraſſe, und die weißen Coletts machten sich fernher bemerkbar.

„Seh' ich euch vielleicht auch zum letzten Male, ihr tapfern Krieger Oesterreichs?“ dachte der Greis. „Kommt ihr, mir die letzte Ehre soldatischen Begräbnisses zu erweisen, der ich auch unter dem Adler gedient?“

Sie lenkten rasch zum Schlosse, der Trab ihres Hufschlags donnerte über die Brücke des Baches, welcher sich unfern der Gärten in den See ergoß. Dem Grafen war es unerklärlich, was ihm diesen militärischen Besuch verschaffe, da sein Wohnsitz entlegen von der großen Straße auch in Kriegszeiten nur höchst selten bewaffnete Gäste gesehen hatte. Er stand auf und begab sich in den Saal, um die Meldung zu erwarten. Sie kam schnell, der kaiserliche Rittmeister, Baron Werffen, ließ um ein Paar Minuten Gehör bitten. Des Dieners Gesicht schien bestürzt, doch verschmähte der Graf, die Frage an ihn zu thun, welche seine übervolle Zunge gelöst hätte, und winkte nur Gewährung auf das Gesuch des Officiers.

Dieser trat ein. Es war ein Mann in der Blüthe der Kraft, sein offenes, männliches Gesicht verrieth deutsche Treuherzigkeit, deren Ausdruck wohl zu dem gutmüthigen Blicke seiner schönen blauen Augen paßte. Nicht ohne Verlegenheit nahte er dem kleinen Greise, der ihm so weit entgegentrat, als es sein Rang zu gestatten schien, und den Krieger seines verehrten Monarchen höflich empfing. Baron Werffen verbeugte sich und sprach in geläufigem Italienisch:

„Es ist mir ein Auftrag geworden, der für einen Mann von Gefühl schmerzlich sein muß. Doch meine Ordre möge mich bei Ew. Excellenz entschuldigen.“ Er zog ein versiegeltes Schreiben hervor, das an den Grafen Arlinghieri adressirt war, dann entsaltete er seine Ordre. Der Graf hatte aber schon das Schreiben, das ihm galt, erbrochen und las, was an den letzten Stützen seines Daseins rührte. Die oberste Landesbehörde benachrichtigte ihn mit aller Schonung, auf die er Anspruch hatte, mit der vollsten Anerkenntniß seiner eignen Verdienste und bewährten Treue, daß sich sein Sohn habe verleiten lassen, an einer staatsgefährlichen Verbindung Theil zu nehmen und daß man sich deshalb genöthigt sehe, seine Verhaftung zu verfügen.

Das Schreiben entfank fast den zitternden Händen des alten Mannes, aber sein Blick hatte nichts von der frühern Festigkeit verloren, als er den Rittmeister, welcher unruhig seinen Helm in den Händen drehte, in deutscher Sprache frug: „Sie haben welchen Auftrag?“

Werffen überreichte achselzuckend seine Ordre. Sie autorisirte ihn, den Grafen Camillo Arlinghieri zu verhaften und, für dessen sichere Bewachung verantwortlich, nach Mailand zu escortiren.

„Mein Sohn ist noch nicht von Mailand zurück,“ sagte der Graf mit bebender Stimme.

„Er ist von dort abgereist,“ erwiederte der Officier. „Sein Weg ging hierher.“

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß er nicht hier ist,“ sagte der Greis. „Mein Ruf wird dem Worte Geltung verschaffen.“

„Da ist kein Zweifel!“ rief der Deutsche. „Werden mir Ew. Excellenz verzeihen, daß ich Ihnen diese traurige Botschaft —“

„Sie thun nur Ihre Schuldigkeit, mein Herr,“ unterbrach ihn Arlinghieri. „Es ist mir ein schwerer Gram; nicht um das Schicksal meines Sohnes, sondern um sein Verbrechen. Sagen Sie das Sr. k. k. Hoheit. — Und nun thun Sie, was Ihr Dienst verlangt.“

Der Officier fühlte, daß jedes Wort, selbst der Theilnahme, verletzend sei; er verbeugte sich mit einem stummen Blicke, der dies Gefühl aussprach, und entfernte sich. Als der Greis allein war, schlug er die Hände zusammen und sank kraftlos in einen Sessel. Die harrenden Diener warteten bis tief in die Nacht auf den Schall der Klingel, welche sie rief, ihren Herrn zu entkleiden.

Baron Werffen hatte seine Küraſſiere aus der Umgebung des Schlosses zurückgezogen, weil er unbedingt dem Ehrenworte des Grafen traute und annahm, daß der Geächtete auf seiner Rückreise noch einen Umweg gemacht habe, der ihn bis jetzt aufgehalten. Seit er den stummen Schmerz des alten Vaters gesehen hatte, konnte sich der Officier des geheimen Wunsches nicht erwehren: Camillo möge gewarnt worden sein. „Wenn er entsteht,“ dachte der ehrliche Deutsche, „und zu den Franzosen geht, wie alle Rebellen, so kann er uns nichts mehr schaden. Aber er wird vielleicht von einem Andern arretirt, als von mir. Das wäre mir auch recht. Ich wollte mit Freuden auf einen offenen Kampf mit den Ruhestörern ausreiten, aber dieses Commando drückt mich. Wenn man nicht geradezu schon bewaffneten Widerstand vermuthet hätte, würden sie auch wohl nicht Truppen dazu requirirt haben. — Ich werde Gott danken, wenn meine Versetzung — was ja nächstens geschehen muß — bestätigt wird.“ Unter solchen Gedanken traf er seine Anstalten, um den jungen Grafen, er möchte kommen, von welcher Seite er wollte, in Empfang zu nehmen. Er selbst legte sich in ein Wirthershaus in's Quartier.

Am andern Morgen hörte er, daß der alte Graf erkrankt sei; es traf ihn schmerzlich, wenn er auch das willenlose Werkzeug, ihm weh zu thun, gewesen war. Der Tag verging, ohne daß sich eine Spur von dem Gesuchten zeigte. Schon wollte der Rittmeister eine Ordonnanz abfertigen, als ihm selbst eine zuging, welche ihn abrief. Mit freudigem Herzen ging er seine Leute zusammen, erkundigte sich noch einmal nach dem Befinden des alten Herrn und da er hörte, daß er wieder ziemlich wohl sei, marschirte er sehr erleichterten Gemüthes ab.

Dem Untergebenen wird selten der Grund, warum er handeln muß, mitgetheilt. Hier war es die Uebergeugung, welche man nach einer Auslage bereits verhafteter Freunde Camillo's gewonnen glaubte, daß er, von der Gefahr, die ihm drohte, benachrichtigt, sein Heil in der Flucht gesucht hatte. Der Beamte, der ihn aus den Augen gelassen hatte, sah sich durch diese Wendung außer Verantwortlichkeit gesetzt und that das Seinige, die Entwichung des jungen Grafen glaublich zu machen. Baron Werffen erhielt schleunige Contreordre und der greise Arlinghieri sah wiederum vom Balkon seines Schlosses die in der Ferne zum Abmarsch sich sammelnden Panzerreiter, welche er mit ganz andern Gefühlen hatte kommen sehen.

Zwei Tage waren seitdem vergangen, als plötzlich Camillo erschien. Er hatte einen Freund besucht, den er vergebens getrachtet hatte, in sein Interesse zu ziehen; dadurch war der Aufenthalt entstanden, dem er jetzt seine Freiheit zu danken hatte. Der Vater ließ ihn, sobald er seine Heimkehr erfuhr, zu sich rufen. Camillo hatte noch keine Ahnung, daß seiner Genossen frevelhaftes Spiel verrathen, er selbst geächtet sei; er gehorchte dem Rufe seines Vaters mit heiterm Muthe.

Auf seinem Sessel ruhte Graf Arlinghieri, seine Blässe war

Digitized by Google

die eines Todtkranken, er reichte dem Sohne nicht einmal wie gewöhnlich die Hand zum Kusse. Camillo erschrak vor dem Ansehen des Greises und eilte, ihm seine Ehrfurcht darzubringen.

„Zurück, Hochverräther!“ donnerte ihm der Alte mit ungeschwächter Stimme entgegen.

Camillo, durchzuckt von dem Worte, blieb wie angewurzelt auf seiner Stelle, seine Auge suchte verwirrten Blickes eine Erklärung.

„Wage es nicht, meine Hand durch Deinen unreinen Hauch zu besudeln!“ fuhr der Vater fort. „Ich sollte wie Brutus handeln, der allen Zeiten ein erhabenes Beispiel aufgestellt hat, ich sollte Dich selbst in Ketten werfen und der strafenden Gerechtigkeit, welche Dich fucht, übergeben — aber meine Schwäche ist jener hohen Bewertungend nicht fähig!“

„Mein Vater! Mein Vater!“ unterbrach ihn Camillo schwindelnd. „Welches unselige Mißverständniß!“

„Es walter keins mehr!“ rief der Alte. „Dein Verbrechen liegt am Tage. Du hast unsern Namen entehrt, hast ihn unter die Fluchbeladenen gereiht — ich weiß Alles! Dein Haupt ist geächtet, das beleidigte Recht der Majestät fordert Dein Blut!“

„Großer Gott, was ist denn geschehen, daß Ihr so sprechen könnt?“ schrie Camillo.

„Ich habe nichts mehr mit Dir zu schaffen,“ sagte der Greis hart. „Zieh jenes Fach auf, nimm, was es enthält, es ist viel. Mir aber lasse den Namen Arlinghieri zurück, ich gab ihn Dir, ich nehme ihn wieder; mein Fluch treffe Dein Haupt, wenn Du jemals auch in den fernsten Zonen Dich wieder anmaßest, ihn zu führen!“

Camillo stand zerknirscht und hob nun beide Hände flehentlich gegen den Unbarmherzigen auf.

„Hinweg mit Dir, ehe der Henker Dich ergreift!“ sagte der Alte heftig. „Nimm, ich befehle es Die, das Gold dort und fleh! Wenn Du in einer Stunde noch in meinem Hause bist, so lasse ich Dich der Gerechtigkeit verfallen sein.“

Mit einer wüsten Wandung im Hien that Camillo mechanisch, was ihm geheißen war, er öffnete das Fach im Schranke, nahm das Packet, das schon versiegelt für ihn bereit lag, und kehrte sich dann zu seinem Vater: „Soll ich ohne Deinen Segen —“

„Er kann Dir nichts helfen!“ sprach der Greis mit seiner letzten Anstrengung, und winkte nach der Thüre.

Camillo stürzte hinaus.

Als sich die Thüre hinter ihm geschlossen hatte, starrten des Vaters Augen noch eine Weile ihm nach, dann verhüllte er sie plötzlich, als schäme er sich der menschlichen Regung, die ihn überkam, und sah lange, den Kopf in das Taschentuch gesenkt, das seine zitternde Hand kaum zu halten vermochte. Hätte ihn Camillo jetzt gesehen, wie der Gram, den er ihm verursacht, den alten Mann so ganz niederbeugte, die bitterste Reue würde sein Herz erfaßt haben; aber den Fliehenden begleitete nur das Bild des steinharten Greises, der ihn unerbittlich, wie das Fatum der Alten, hinausstieß, alle Bande zerreißend, die ihn noch an ihn knüpften. Das gab ihm Spannkraft und stählte seine Nerven, auch das Bitterste zu tragen.

Die Stunde der Weichheit ging vorüber. Graf Arlinghieri erhob sich und wankte an seinen Schreibtisch. Dort schrieb er den letzten Brief seines Lebens, das Document, das noch einmal die unerschütterliche Treue des vielgeprüften Mannes kund that, an seinen Kaiser.

4.

Wenige Fragen, welche der junge Graf an die Dienerschaft that, waren dineinend gewesen, ihn über die Art, wie sein Vater zur Kenntniß des unseligen Ereignisses gekommen war, aufzuklären. Er hörte, daß ein Commando kaiserlicher Reiter hier gewesen, nach ihm gefragt, alle Wege besetzt habe, und daß Niemand aus dem Bezirk des Schlosses gelassen worden sei. Schwere Besorgnisse fielen auf sein Herz und erdrückten alle sanguinischen Hoffnungen, welche er genähret hatte. War es denn möglich? Konnte das Geheimniß des Bundes verrathen sein, da alle Vorsicht bis in's Kleinliche beobachtet worden war? Wer gab ihm Licht? Wohin sollte er sich wenden? Durfte er wagen, öffentlich nach Mailand zurückzukehren, wo vielleicht alle seine Freunde schon der strafenden Macht überantwortet waren und er sie nicht mehr retten, nur ihr Schicksal theilen konnte?

Aus dieser Ungewißheit riß ihn ein Eilbote eben jenes Bekannten, den er gestern noch vergeblich für seine unlautere Sache zu gewinnen getrachtet hatte. Er brachte ihm ein Schreiben, das ihn dringend einlud, ohne allen Aufenthalt zu ihm zurückzukehren, weil er ihm Mittheilungen von der höchsten Wichtigkeit zu machen habe. Was konnte das sein? Hatte Brunelleschi — so hieß der Freund — seine Meinung geändert und wollte er jetzt, da es feierlich zu spät schien, beitreten? Oder hatte er von dem unglücklichen Scheitern des Planes gehört und dachte Camillo zu warnen? Eine schlimmere Deutung, als wollte er ihn in eine Falle locken und verrathen, stieg zwar auch momentan vor dem zweifelnden auf, aber er vermarf sie mit Unwillen und eilte, der Aufforderung Genüge zu leisten. Mit welchen Gefühlen verließ der Geächtete sein Vaterhaus! Er beugte sich, so lange er es sehen konnte, aus dem Wagen, ob es ihm gelingen werde, das Silberhaupt seines Vaters noch einmal zu erblicken; — vergebens! Die Berge traten vor und entzogen ihm die letzte schimmernde Säule der Villa: dem Jünglinge war, als sei es die Stütze seiner Zukunft.

Er hatte den Anlaß errathen, welcher den Freund — das war ihm Brunelleschi, wiewohl sie in ihren Meinungen nicht übereinstimmten — bewogen hatte, ihn zu sich zu entbieten. Eine Nachricht aus Mailand hatte ihm die Entdeckung der Plane, zu denen er seinen Beitritt versagt hatte, verkündigt, die eneraischen Maaßregeln der Regierung waren ihm gleichfalls zu Ohren gekommen, er liebte Camillo wahrhaft und sah ihn in Gefahr: der Wunsch, ihn zu retten, überwog jede andere Rücksicht. Der Zufall gab ihm das leichteste Mittel dazu an die Hand. Er selbst hatte im Begriff gestanden, eine Reise nach Wien anzutreten und sich einen Paß der Landesbehörde auszuwirken: diesen trat er jetzt an Camillo ab: „In Wien,“ sagte er, „bist Du am sichersten. Mich kennt Niemand dort, Du selbst hast es nur im Fluge berührt. Trage meinen Namen, so lange es Dir der bagt, von Wien aus wird man Deinem Fortkommen auf den Grund meines Passes keine weitern Schwierigkeiten in den Weg legen, aber feierlich lange darfst Du Dich nicht aufhalten. Laß Dich nicht etwa durch eine schöne Wienerin fesseln.“

Camillo, welchem dies Wort die wunderliebliche Erscheinung zurückrief, welche er im Prater ein Paar kurze, schöne Momente gesehen und gesprochen und bis sich seitdem oft in seine Träume gemischt hatte, erwiderte seufzend: „Dazu ist keine Aussicht. — Deinen Namen übrigens habe ich schon einmal gebraucht: — es war, als leite mich eine Inspiration. Ich zweifle nicht an meinem guten Sterne, da er mich schon so oft wunderbar geleitet. Man sollte dem Zuge, der uns zu manchem Thun treibt, nicht widerstreben.“

Brunelleschi bemerkte, daß eine solche Lehre sehr gefährlich sei und am Ende zum Quietismus führen könne, jener abscheulichen Concession für die sündhaftesten Regungen — und fragte dann nach dem Anlaß. Camillo erzählte ihm sein Abenteuer mit dem umgestürzten Wagen, wo er, gewarnt durch eine innere Stimme, den Namen Brunelleschi, der ihm als eines lieben Freundes zuerst eingefallen sei, usurpirt habe. Brunelleschi fragte besorgt nach dem kaiserlichen Offiziere, ob er ihn vielleicht kenne, und beruhigte sich, als er dessen Namen hörte, der ihm gänzlich fremd war. — Eine Stunde später saß Camillo im Reisewagen und fuhr dem Norden zu, wohin er nicht so schnell zurückzukehren gedacht hatte. Seine Brust hob sich schmerzlich, als er die Fluren des geliebten Vaterlandes an sich vorüberfliehen sah, er wiederholte die Verse des einzigen fremden Dichters, den er liebgewonnen hatte, weil er sein Vaterland mit Begeisterung feierte, Lord Byrons, in seinem herrlichen Fragment: Dante's Prophezeihung:

„Italien, Du, bes ewig goldne Fluren
Der Sonnenkraft nur pflügt —“

Als ihn aber die Alpennatur wieder umfing, die Luft der Berge mit frischem Hauch seine Stirn kühlte und Alles um ihn groß, gewaltig, erhaben war, da wich die wehmüthige Regung wieder, und seine Seele hob die Schwingen. Traume der Vlitzerkehr heraufschien sie und „übermöhren ihn,“ wie es in demselben Gedicht heißt, „durch ein Siegerlohr die Stirn!“

Mit der Zeit nahm ihn auch die Gegenwart in Anspruch; sein lebenslustiger Sinn warf alle Sorgen hinter sich und fand jetzt erst wahre Freude an seiner glücklichen Flucht. Er war frei, hatte Geld in Ueberfluß und für den Namen, den er hatte zurücklassen müssen, einen andern, gleich guten Klanges, eingetauscht. Wenn das sein deutscher Freund gewußt hätte! Hier war echter Humor, den Friedrich nirgend anerkennen wollte, so oft er auch mit sogenannten Humoristen zusammentraf.

Die Reise wurde in sehr kurzer Zeit zurückgelegt. Camillo kam in Wien an, vermied den bekannten Gasthof in der Leopoldstadt, wo er das vorige Mal mit seinem Freunde gewohnt hatte, und quartierte sich in das Hötel de Londres ein. Seine Legitimation auf dem Polizeibüreau war beseitigt, wenn gleich nicht ohne sehr detaillirte Fragen, zu denen die obwaltenden Verhältnisse im lombardisch-venetianischen Königreich vollen Grund gaben; er hatte seine Aufenthaltskarte auf eine längere Zeit ausstellen lassen, als er zu bleiben gedachte, und wandrete nun wohlgemuth über die Ferdinandsbrücke dem Prater zu, um den

Digitized by Google

Ort wieder aufzusuchen, wo er einst die schönsten Augen, die er jemals erblickt, gesehen hatte. Vielleicht war ihm der Zufall, der schon so oft mit ihm im Bunde gestanden hatte, hold und führte ihn wieder mit der reizenden Bianca zusammen. Er wußte, daß sie diesen Namen besaß, er kannte auch den ihrer Mutter, welcher zufällig von einem ihrer Begleiter in der Anrede genannt worden war.

Der Prater stand in der vollen Pracht seines Herbstschmuckes; Gold und Purpur belaubte die hohen Bäume, unter denen hier und da noch ein Stamm sein frostgrünes Grün der Zweige behauptete, wie auch der Rasen in ungebleichter Färbung seine schwellenden Matten. Es war Samstag und volle Mittagstunde. Die Alleen, welche sonst ein buntes, fröhliches Treiben belebte, waren ziemlich einsam, nur wenige verspätete Spaziergänger zogen der Stadt zu; erst auf der sogenannten fünften Allee, der vorzugsweis nobeln, fanden sich noch Equipagen und Reiter, welche der Sonnenschein in das vortheilhafteste Licht setzte. Graf Camillo schritt langsam in der Baumreihe dahin, welche den Fußgängern bestimmt ist; er musterte neugierigen Auges jeden Wagen, der mit Damen daherrollte; auch ihn traf mancher Blick aus schönen Augen, denn seine schlanke Gestalt war zu edel, sein Antlitz zu blühend, um nicht selbst in der Entfernung aufzufallen. Aber die er suchte, fand er nicht. Endlich ward er sich, verstimmt über die getäuschte Hoffnung, die allerdings sehr viel vom Zufall verlangte, auf eine Bank und ließ den allmälig verringernden Strom der Spazierenden an sich vorüber ziehen. Wie nun endlich kein Wagen mehr kam und seine Ihn selbst an die Tafelzeit erinnerte, geriet er in die mißmuthige Laune, welcher Charaeterе seiner Art, die Alles, was sie fordern, um jeden Preis durchgesetzt wünschen, nur zu leicht unterworfen sind, da es leider im Leben mehr getäuschte, als gekrönte Hoffnungen giebt. Er wollte eben aufstehen, als noch ein Fußgänger daher geschlendert kam, ihn durch ein Doppelglas betrachtete und sich ohne Umstände neben ihn auf die Bank warf.

„Mit Ihrer Erlaubniß!“ sagte der Dreiste im norddeutschen Dialect. „Einziges Wetter! — Ich weiß nicht, ob ich schon die Ehre gehabt habe —“

Graf Camillo stand auf, maß ihn sehr vornehm und wollte sich, flüchtig den Hut rückend, entfernen. Aber die echten Söhne der norddeutschen Metropole lassen sich nicht so leicht imponiren. Der lange, blasse Mensch, dessen Alter, wie es ein Vorrecht dieser Gattung ist, sich nicht so leicht errathen ließ, stand ebenfalls auf und schickte sich an, den Grafen zu begleiten.

„Ich präsentire mich Ihnen,“ sagte er, seine Cigarre ablasend. „Sie könnten glauben, mit einem Snitter von der Elle zu thun haben, einem „Reisenden,“ wie sie sich nennen, haben kein anderer Mensch mehr so heißen, sondern Tourist genannt werden will. Ich bin weder ein Reisender, noch ein Tourist, sondern Assessor: ich sitze bei! Sie haben es wohl gemerkt?“

Bei dieser Wißelei, deren Pointen, wenn sie überhaupt solche besaß, dem Italiener ganz verloren gingen, beschäftigte sich der lange mit seiner Cigarre, lachte sich dann Beifall und sah Camillo auffordernd an. Als dieser jedoch die Lippen verächtlich kräuselte, rief er: „Wenn ich Sie recht verstehe, so verstehen Sie mir nicht. Sind wohl kein Wiener?“

„Nein, mein Herr!“ sagte Camillo, drehte sich kurz um und schlug die Richtung quer durch den Wald ein. Umsonst! Der Unabweisliche befand sich wiederum an seiner Seite.

„Sie sind ein Liebhaber von Graswuchs,“ sagte er. „Gott ja! In unserm Thiergarten findet man ihn mit den Zümellen vergebens. Waren Sie in Berlin, mein exotischer Freund?“

„Herr, ich bitte, daß Sie mir den Zirkel Freund ersparen,“ rief Camillo, dessen südliches Blut nicht lange gereizt zu werden brauchte. „Wir haben nicht einen Weg, also empfehle ich mich Ihnen.“

„Mein Herr Etranger, Sie beleidigen mich absichtlich,“ sagte der Berliner gelassen. „Ohne Leidenschaft! sag' ich Ihnen. Ich heiße Baron Mophnike. Wer sind Sie, ausländisches Gewächs?“

Der höhnische Ton fast noch mehr, als der Inhalt der Rede, entflammte Camillo's Zorn. Er nannte heftig seinen Namen, den wahren, ohne in der Leidenschaft zu bedenken, wie er sich dadurch gefährde; dann forderte er den Lästigen, den er gern mit dem Stocke abgefertigt hatte, aus Rücksicht auf seinen Freiherrntitel, dem theuern Gewinn der väterlichen Nadel, auf Pistolen.

„Abgemacht, Sela!“ sagte der Berliner. „Pistolenvergnügen, hier, morgen früh sechs Uhr — es ist aber elender Thau, alte Seele, oder sagt er Ihrer tropischen Natur zu?“

Camillo, hocherfreut im Gefühl, nahm eine so drohende Steigerung an, daß Baron Mophnike für klüger hielt, von ihm abzulassen.

„Sie besorgen die Dampfmaschinen, nicht wahr?“ sagte er zurücktretend. „Ueber bringt einen Secundanten mit, ich schaffe Frühstück. Oder lassen wir den ganzen Witz und trinken eine Flasche Tokaier zusammen? Ich bezahle sie.“

„Es bleibt bei dem Rendez-vous,“ erwiederte Camillo abstoßend.

„Auch gut! Ich bin kein Verächter von Rendez-vous!“ sagte der Berliner. „Ihren Namen bitt' ich noch einmal“ — er zog seine Brieftasche.

Camillo reichte ihm unbesonnen eine Karte. Diese las der Lange, steckte sie zu sich und sagte, sich verabschiedend: Verzeihen Sie, daß ich geboren bin! Ich freue mich sehr, Ihre namhafte Bekanntschaft gemacht zu haben.“ Damit stieg er mit weiten Schritten durch das Gras wieder der Allee zu und Camillo verfolgte seine Richtung, bis er auf den nächsten Pfad gelangte, den er nach der Stadt einschlug. Er war in einer gereizten Stimmung. Noch niemals hatte er Gelegenheit gehabt, mit gemeinen Berlinern zusammen zu treffen, und Jeder, dem es zuerst geschehen, wird zugeben, daß ihre schale, elende Witzelei, die sich über Alles ergießt, ohne Salz und Geist, ihre Arrogang, welche für das aus tausend schlechten Theaterpossen zusammengeflickten Redensarten, im Stande sind, auch einen ruhigen Mann, der sonst gewohnt ist, Albernheiten nur zu belächeln, in eine feindselige Stimmung zu bringen. Hat es nun gar der Berliner durch Geld oder den Freiheitskrieg zu einem Range gebracht, der ihm nicht in der Wiege bestimmt gewesen, so bläht er sich, wie der Frosch in der Fabel, und seine gemeine Natur fällt in den Jirkein, die ihn buhen müssen, um so widriger auf, als es keine Mittel giebt, sich seiner Vertraulichkeit zu erwehren. Jedes Blühen eines Menschen ist überhaupt ein Zeichen, daß er eine Stellung bekleidet, in welcher er selbst erstaunt ist, sich zu finden; er dürftet dann nach Ehrenbezeigungen, weil er das unbewußte Gefühl in sich trägt, sie persönlich nicht zu verdienen, er ist stets sur le qui vive, ob ihm auch die schuldige Achtung bezeigt wird, und sieht in seiner Armuth an achtunggebietenden Gaben kein anderes Mittel, sie zu erhaschen, als die Grobheit, das geistige Raufrecht.

Baron Mophnike hatte nun freilich den Freiheitskrieg nicht anders mitgemacht, als daß er mit den ersten durch Berlin sprengenden Kosacken als Straßenjunge Hurrah geschrien und einen verwundeten französischen Voltigeur mit dem Blaserohr aus dem Fenster geschossen hatte; er bekleidete daher keinen militärischen Rang, aber er besaß Geld und war Baron, so gut wie der älteste Edelmann der Mark, wie ein Luitzow und Rochorn, dessen Ihnen einst die seinigen niedergetreten hatten. Ueberdem war er angesehen in den reichsten Bankiershäusern, sein Witz wurde von den Damen mit wohlwollendem Gelächter gootirt: „Mophnike ist einzig!“ hatte er überall gehört, er wußte Göthe, den literarischen Herrgott der Berliner Juden auswendig, verachtete Schiller und alles Gefühlswesen tief, konnte alle Scenen der Rankeliteratur, der blühenden seiner Vaterstadt, die den Typus ihres Volkswitzes allein zu würdigen und über die bittere Verachtung von außen zu trösten versteht, mit obligaten Grimassen recitiren und hatte sein drittes Examen gemacht. Sollte er, der einzige Mophnike, den Lahrim ungestraft an Jedem seine Witzeleien versuchte, hier in Wien, von dessen Bewohnern er selbst schon tausend Anecdoten erzählt hatte, seine Ueberlegenheit der Zunge nicht bethätigen dürfen? Sollte ihm so schnell nach seiner Ankunft ein ausländischer Hitzkopf über den Weg laufen, der nicht Spaß verstand und ein anderes Gefecht beliebte, als ein Zungengefecht! Er ging, mit seinem Unstern haderno, nach Hause, fest entschlossen, sich nicht zum Zweikampf zu stellen. „Wien ist groß!“ dachte er. Als er in seinem Zimmer war und sich im Spiegel besah, sprach er: „Mophnike, Du siehst miserabel aus. Der große Nante würde sagen: —“

Doch wir verschonen unsere Leserinnen mit Nante's Aussprüchen, welche der Baron im Tone des beliebten Schauspielers, der jenen Heros dem wiedernden Auditorium vorzuführen pflegt, emphatisch declamirte. Dann zog er die Karte hervor, las: Camille Comte d'Arlinghieri und warf sie auf den Spiegeltisch. „Ein italienischer Franzose!“ murmelte er. „Lassen wir ihn! Diese Camille würde mir zu bitter schmecken.“

5.

Dem Grafen war es Ernst mit dem Zweikampfe. Er fand zwar den Anlaß bei kaltem Blute etwas geringfügig, aber er hatte einmal in der Leidenschaft die Aufforderung gethan und wußte seinen Gegner überdem nicht zu finden, auch wenn er sich hätte mit ihm verständigen wollen. Sogar der Name, wie wohl klingend ihn auch der Eigner zu moduliren wußte, war ihm nicht einbrücklich geblieben. Er schickte sich also an, das Nöthige für den andern Tag vorzubereiten. Sein Haus war bald bestellt.

Digitized by Google

Er hatte Niemand, auf den er Rücksicht zu nehmen brauchte; wenn er fiel, meinte ihm kein Auge nach. Sein Vater hatte ihn verstoßen, seine Freunde wußten nichts von ihm und hatten über ihr eignes Schicksal zu klagen, Friedrich war vielleicht schon auf der Ueberfahrt nach Amerika und wenn er einst zurückkehrte, blieb ihm die Thräne um den Freund erspart, der in ein namenloses Grab gesunken war. So dachte Camillo. Er schrieb seinen Brief, er versiegelte nur seine Papiere und sein Geld, bis auf eine Summe, welche seine Rechnung und vielleicht — das erfüllte ihn doch mit einem Schauder! — sein Begräbniß deckte, und adressirte das Packet an den Grafen Marco Arlinghieri. Dann ging er aus, Pistolen zu kaufen. Seine größte Verlegenheit war, sich einen Secundanten zu verschaffen, da er in Wien Niemand kannte.

Als er in den Waffenladen trat, erinnerten ihn die verschiedenen Gewehre an eine halbvergessene Liebhaberei seiner jüngern Zeit, wo er, ein leidenschaftlicher Verehrer der Jagd, auf dem heimathlichen Schlosse so viel Gewehre zusammengekauft hatte, daß es ihm der Vater endlich verbot. Er musterte die neuen Erfindungen, fragte hier und da nach dem Preise und hatte alles Ernstes im Sinn, ein Gewehr, das ihm besonders gefiel, zu kaufen, als der Händler ihm sagte, daß es bereits verkauft sei, und zwar an einen Rittmeister von — Kürassier, Baron Werffen.

Werffen! Der Name fiel Camillo, wie ein schon gehörter, auf, es bedurfte nur eines kurzen Besinnens, um ihn zu überzeugen, daß es der Name jenes Officiers sei, welcher ihm auf der Reise einen Dienst erwiesen hatte.

„Ist Baron Werffen hier?“ fragte er den Kaufmann, ins dem eine rasche Hoffnung ihm sagte, daß er in ihm einen Secundanten finden könne.

„Noch nicht, aber er wird erwartet,“ antwortete der Händler. „Das Gewehr sollte ihm nachgeschickt werden, es war schon vor seinem Abmarsch bestellt, aber gestern erhielt ich den Avis, mit der Sendung inne zu halten, weil der Baron zurück versetzt sei und vielleicht in kurzer Zeit eintreffen werde. Ich will die Flinte oben abgeben lassen.“

„Wohnt er bei Ihnen im Hause?“ fragte Camillo leichthin, mit andern Gedanken beschäftigt.

„Nein, aber eine Zanne von ihm,“ erwiederte der Mann. „Interessirt es Sie, etwas Bestimmteres über die Rückkehr des Barons zu erfahren, so will ich heut noch einmal fragen und es Ihnen zu wissen thun, wenn Sie mir Ihre Adresse geben.“

„Es interessirt mich nur für den Fall, daß er vielleicht heut noch eintrifft,“ sagte Camillo, neu gespannt. „Erkundigen Sie sich sobald als möglich und avertiren mich im Hôtel de Londres. Ich bin Graf Brunelleschi.“

Der Waffenhändler verbeugte sich, strich das Geld für die Pistolen ein und versprach selbige mit der genauesten Nachricht über des Barons Rückkehr nach dem bezeichneten Hôtel zu senden. Camillo verließ den Laden und suchte seine Wohnung wieder auf, wo er in unerfreuliche Betrachtungen sank. Zu welcher Formlosigkeit waren seine Hoffnungen herabgesunken! Was hatte er von seiner Zukunft geträumt und wie stand sie jetzt vor seiner Seele! Er war ein namenloser Flüchtling, über dessen Haupte das Schwert des Damokles hing; damit nicht genug; ihm drohte der Tod von einer Hand, die er kaum kannte, und wenn er entrann, war er ein Mörder, an dessen Fersen sich die Erinnyen heften mußten. In diesen Fall hatte er bis jetzt kaum gedacht. Es riß ihn empor, er mußte fur sein Fortkommen sorgen. Wohin aber! Nach Norddeutschland am sichersten! Von dort fand er die wenigste Schwierigkeit, seine Zuflucht nach Frankreich oder England zu nehmen. Er traf sofort Anstalt, sich einen Paß zu verschaffen; der seinige lautete nur auf Wien, war aber ganz neu und gut beglaubigt. Dringlichkeit der Umstände riefen den Eigner nach Berlin, sein Name stand in vollkommener Integrität, es war kein Grund vorhanden, sein Gesuch abzuschlagen, und noch am Abende wurde der Paß, nach Berlin visirt, für den Grafen Hektore Brunelleschi ausgefertigt.“

Camillo erinnerte sich jetzt auch der großen Unvorsichtigkeit, zu welcher ihn der Moment des Zornes gestern hingerissen hatte. Er wußte nicht genau, ob er seinen wahren Namen genannt, aber wohl, daß die Karte, welche sich unglücklicher Weise noch in seiner Tasche befunden, diesen richtigen Namen trug. Wie leicht konnte er dadurch verrathen werden und seine ganze Laufbahn, die er sich im Geiste mit der lichtesten Glorie verklärt hatte, höchst klaglich auf dem Spielberg — diesem Schreckenswerte, dessen bloßer Name schon die italienischen Mißvergnügten erschreckte — endigen! Der Boden brannte ihm unter den Füßen, er wünschte die Nacht worüber und sich selbst vor die schwarze Mündung, um nur recht bald dieser Ungewißheit über ihre hoben zu sein.

Die Nacht verging ihm schlaflos. Mit seinem Schicksal zerfallen, mit sich selbst, der sich dies Schicksal bereitet hatte, raffte er sich vom wüsten Lager auf, ehe noch der Morgen graute; die Augenlider brannten ihm, das Hirn schmerzte, er ekelte sich unaussprechlich vor dem Leben, das ihm so lockende Kränze — Lorbeern und Rosen! — vorgegaukelt hatte, um sie ihm zu entreißen, da er schon die Hand danach ausstreckte. Was bot ihm die Zukunft? Welches Ziel konnte er sich noch stecken? Sollte er, der Verbannte, fremden Kriegsdienst suchen, sein Blut für Interessen verspritzen, die ihm höchst gleichgültig waren? Oder sein verhetztes Dasein ohne bestimmten Lebenszweck nur von Tag zu Tage schleppen, sich in den Elendsten Genüsse stürzen, um es nach jenes antiken Philosophen Lehre so schnell als möglich zu enden? Was blieb ihm als Stab in der Fremde?

Da stellten sich zwei treue Bilder seinem Geiste dar und schienen ihm Trost zuzusprechen. Es waren seine Mutter und sein deutscher Freund. Manches Wort, manche Warnung, die er von ihrem Munde gehört und doch nicht beachtet hatte, klang zwar strafend wieder in sein Ohr, aber auch Trost fand er in der Erinnerung, und wenn er die Stimme, die jetzt in seinem Herzen erwachte, recht verstand, sie immer sein Lebelang bei jedem Wendepunkt achtsam befragte und sie niemals von dem Toben der Leidenschaft übertäuben ließ, so war seine Zukunft reicher an wahrem Glück, als er sie jemals geträumt hatte!

Endlich schien es Zeit. Ein Fiaker war besorgt. Camillo hatte seine Rechnung im Gasthofe bezahlt, alle seine Habseligkeiten mit sich genommen, um sogleich nach abgemachter Sache, wenn ihn das Glück — entscheidendes Glück! — verschonte, der nächsten Linie zueilen zu können, wo ein Wagen mit Postpferden ihn erwartete. Daß er keinen Secundanten mit sich brachte, war ihm jetzt gleichgültig. Noch am späten Abend hatte er seinen Zettel von dem Waffenhändler bekommen, der ihn benachrichtigte, das Baron Werffen erst in einigen Wochen eintreffen werde; er hatte es nicht anders erwartet und das Papier, als ihm der erste flüchtige Blick den Kern seines Inhalts entdeckt, zerknittert auf die Erde geworfen, mit andern wichtigern Dingen beschäftigt.

In der großen Allee ließ er halten und stieg aus. Der Fiaker hatte beim Zurückschlagen des Mantels so etwas, wie beschlagene Pistolenkolben aus der Tasche hervorblitzen sehen und ahnte den Grund der Fruhfahrt.

„Kommen's g'sund wieder!“ rief er dem Davonschreitenden nach und lenkte sich auf seinem Sitze zurück, um den Erfolg ruhig abzuwarten.

Camillo hatte sich die Stelle wohl gemerkt, wohin er seinen Gegner beschieden hatte. Es war auf dem halben Wege zum Hirschenstadel zwischen der vierten und fünften Allee; zwei Eichen, welche ihre Zweige verschränkten, bildeten eine so auffallende Gruppe, daß sie nicht wohl mit andern verwechselt werden konnte, auch fand sich kein anderer lichter Platz, an Ausdehnung diesem vergleichbar.

Es war sehr früh. Das Morgenroth schimmerte durch die Tiefe des Prater's und warf glühende Lichter in die Kronen der verbrüderten Eichen. Ein kalter Herbstwind trieb sein Spiel mit den Blättern und fegte in eingelnen, scharfen Stößen über die Lichtung. Camillo sah nach der Uhr, es schlte noch eine halbe Stunde an der festgesetzten Zeit. Der Thau näßte ihm die Füße, der Morgenwind strich schneidend über seine Stirn. Doch war sein Blut zu sehr in fieberischer Aufregung, um diese äußern Eindrücke zu bemerken. Er horchte nur immer angestrengt hinaus nach der Chaussee, ob er nicht das Heranrollen eines Wagens höre. Umsonst! Der Prater war einsam, nur der melancholische Ruf des Herbstvogels ließ sich vernehmen, wie eine Klage des Abschiedes von heimathlichen Fluren. Dem Harrenden wurde selbst weh zu Mute.

Endlich stieg die Sonne. Es war sechs Uhr. Camillo fing an über das Ausbleiben seines Gegners unruhig zu werden; jedes Wacten ist sästig und kann selbst über geringfügige Dinge unerträglich fallen; wie viel mehr unter Umständen, die über Leben und Tod entscheiden! Der Graf schritt ungeduldig nach der Chaussee zurück, wo sein Fiaker, den das vergebliche Warten nur langweilte, fest eingeschlafen war. Camillo trat mitten auf den Weg und sah dessen lange, gerade Bahn, so weit sein Auge trug, leer. Es gegrimmte ihn, daß der elende Wichling auf sich warten ließ. Er wagt sich auf die Bank, wo er gestern seine Bekanntschaft gemacht hatte, hüllte sich in seinen Mantel und suchte ruhig zu werden; aber es gelang ihm nicht; jedes ferne Geräusch, der Schrei eines Hähers, das Klopfen des Spechts, störte ihn auf und trieb ihn auf die Füße, um zu sehen, ob sein Feind noch nicht komme. Seine Ungeduld erreichte den höchsten Grad, als Viertelstunde auf Viertelstunde verrann und keine den Erwarteten brachte. Wirklich hatte er die Stelle nicht wieder gefunden und harrte an einer andern auf ihn und hielt ihn für den Ausbleibenden, vielleicht für einen Feigling, der sich der Ehrensache entzogen habe. Dieser Gedanke reizte Camillo so, daß er mit krampfhaft zitternder Hand eine der Pistolen blind lud und abfeuerte, um Jenem ein Zeichen zu geben.

Digitized by Google

Vor dem Knall, dessen Echo weit durch die Waldung drang, erschraken die Pferde vor dem Wagen und zuckten an; der Fiaker wäre fast herabgestürzt. Schlaftrunken haschte er nach Zügeln und Peitsche und sah sich dann erst um. „Schaun's!“ rief er endlich zufrieden, als er seinen Mann erblickte. „Fahr'n wir 't Gnaden?“ Dabei blickte er forschend nach der Lichtung, wo er glaubte, einen Gefallenen zu sehen und sich über die leere Stätte wunderte.

Camillo schüttelte mit dem Kopfe und lauschte auf die Wirkung seines Schusses. Er hatte die Miethspferde erschreckt und die Vögel still gemacht. Das war Alles. Keine Antwort erscholl, kein Mensch kam, Alles blieb ruhig und einsam, wie zuvor.

„'s thut's halt nimmermehr!“ sagte der Fiaker. „Wollen's noch eine Stund warten?“

„Der Elende!“ rief Camillo entrüstet. Mit einem schnellen Entschlusse riß er ein Blatt aus seiner Brieftasche und warf die Worte darauf: „Zwei Stunden erwartete ich Sie vergebens. Wenn Sie ein Mann von Ehre sind, so rechtfertigen Sie Ihr feiges Ausbleiben im Hôtel de Londres No. 27.“

Diese Mahnung legte er für den Fall, daß sein Gegner doch noch kommen könnte, auf die Bank und stieg dann in seinen Wagen, um vor allen Dingen nach der Enzersdorfer Linie zu fahren und den Postillon, welcher dort seiner wartete, nach Hause zu schicken. Auf die heftige Erregung, welche Camillo's Nerven gespannt hatte, war durch diesen nüchternen Ausgang der Tragödie eine höchst prosaische Erschlaffung gefolgt.

Baron Mohnike hatte sich im güldenen Kamble, dem Hotelwagen der Norddeutschen, welche Wien besuchen, Punkt fünf Uhr wecken lassen, doch nicht, um nach dem kalten Prater zum Kugelwechseln zu eilen, sondern um sich behaglich in seinem warmen Bette mit der Vorstellung zu vergnügen, wie sein blutgieriger Gegner vergeblich auf ihn warten würde. Es erhielt ihn wach, die seine Stunde zum Lever kam. Als er dann vor den Spiegel trat und seine eingefallene Brust unversehrt aus dem Schlafrock blicken sah, erschien sein Ebenbild wohlgefällig an und sagte: „Mohnike, Du bist einzig. Ich gratulire Dir, Du schmeichelhaft Dir noch Deines Daseins. Der Witz war gut. Ich werde Dir heut Abend eine Belohnung verabfolgen.“

Als Camillo sein Hôtel wieder erreichte, war der Hausmeister eben im Begriff, sein Zimmer zu vergeben. Er nahm es wieder in Beschlag und wehrte dem Kellner, der ihm den Mantel abheben wollte, weil er sonst die Pistolen entdecken mußte. Das Stubenmädchen, das eben hinausschlüpfte, reichte ihm ein Papier, das es auf der Diele gefunden: es war das Billet des Waffenhändlers. Camillo warf sich, sobald er allein war, auf die Chaise longue und las es müßig durch. Wie entflammte sich plötzlich sein Auge!

„Frau von Rodenau, seine Tante, glaubt, daß er sie nächstens überraschen werde,“ so lautete der Nachsatz, den er gestern Abend nicht werth gehalten, zu lesen. Welches Bild rückte ihm der Name wie durch einen Zauberschlag vor die Seele! Rodenau hieß ja die Dame, deren Bekanntschaft er um ihrer lieblichen Begleiterin willen gesucht; er hatte sie damals im Prater gesehen, Bianca so tief in die Augen geblickt, daß sie erröthete und dann, als sie sich zu einer größern Gesellschaft begaben, sich frei unter diese gemischt, mit der Mutter und noch mehr mit der Tochter gesprochen, bis sie wieder in den Wagen stiegen, der sie nach der Stadt zurückführte. Frau von Rodenau hatte man die Dame genannt. Aber eine Andere konnte denselben Namen führen; Camillo gab sich der Hoffnung noch nicht hin, welche seine Zukunft wiederum erhellte, wie der Sonnenschein über Gebirge fliegt, die lange von Wolken verdunkelt gewesen. Doch wollte er Erkundigung einziehen, er glaubte ja den besten Anlaß zu haben.

6.

Der Tag verging in Erwartung. Camillo verließ das Haus nicht, für den Fall, daß sein Gegner das auf der Bank zurückgelassene Billet gefunden habe und etwa noch heraufkommen werde. Es kam aber Niemand, auch war der Eifer des Grafen merklich abgekühlt und durch die Vorstellung, daß von seiner Seite Alles geschehen sei, dem Ehrenpunkte vollkommene Genüge geschehen. Als der Abend sank, glaubte Camillo die Sache auf immer abgemacht und blickte wieder mit andern Augen in das Leben. Doch faßte er keinen bestimmten Plan. Er wollte sich treiben lassen, wohin es den Wellen beliebte. Bianca's Augensterne, die ihm wieder aufgegangen schienen, sollten seine Führer sein, ihnen vertraute er sein Heil. Winkten sie ihm in einen friedlichen Port, so war er geborgen, seine Hoffnung des Wahnbildes, das sein Schicksal getrübt, sollte ihn mehr auf die gefahrvolle See führen. Aber vielleicht trogen die Sterne und sein Schifflein geriethe, dem täuschenden Schimmer folgend, in einen Strudel über blinden Klippen, der es rettungslos in den Abgrund riß?

Im Speisesimmer, wo Camillo seine Abendmahlzeit genoß, fand sich ein Fremder zu ihm, der ihn um Erlaubniß bat, an einem Tische mitzuessen, ein feiner, anständig gekleideter Mann. Seine Unterhaltung war fließend, seine Rede klug. Er nannte Camillo bei seinem angenommenen Namen, den er im Fremdenbuche gelesen hatte. Beide sahen ziemlich abgesondert von den übrigen Gästen und wurden anfangs beobachtet, aber bald gerieth das Gespräch an den Tischen in lebhaften Gang, so daß sich Niemand mehr um die Nächsten kümmerte. Als der Fremde das sah, zog er ein Blättchen unvermerkt aus der Brusttasche und legte es vor Camillo auf das Tafeltuch. „Ist das von Ihnen, Herr Graf?“ fragte er.

Camillo erkannte das Blatt, das er im Prater zurückgelassen hatte; sein erster Gedanke war, daß er es mit dem Secundanten seines Gegners zu thun habe. „Ja wohl, mein Herr,“ erwiederte er. „Und ich bin noch jeden Augenblick bereit, seinen Inhalt zu vertreten.“

Der Fremde lächelte sein. „Sie irren sich, wenn Sie glauben, daß ich bei der Sache betheiligt bin,“ sagte er. „Eine Ausforderung also? Ich glaubte es schon, als ich das Billet zufällig fand. Ihr Gegner hat sich nicht gestellt?“

„Unbegreiflicher Weise!“ erwiederte Camillo. „Darf ich aber fragen, mein Herr, warum Sie, als Unbetheiligter, mich aufsuchen, um mir das Blatt wieder zuzustellen? Es wäre vielleicht doch in die rechten Hände gekommen.“

„Schwerlich!“ entgegnete der Fremde. „Bedenken Sie doch selbst den Schwall der Pronomenirenden. Jeder würde es gelesen, Jeder seine Glossen gemacht haben. Das Hôtel de Londres würde bestürmt, der Hausmeister auf die Tortur gebracht worden sein, um den Bewohner von No. 27, der sein Cartel so öffentlich wie ein Placat anschlägt, zu ermitteln. Sie kennen die Neugier unserer Wiener nicht.“

Camillo gestand davon das beste Beispiel jetzt vor Augen zu haben und erwiederte trocken: „Ich dachte daran nicht.“

„Zum Glück war ich jedenfalls der erste, welcher heut früh die Tour machte,“ fuhr der Fremde fort. „Ich fand das Billet und überzeugte mich, daß es Ihnen noch andere Ungelegenheiten zuziehen könne. Duelle sind verboten, wie Sie wissen.“

„Aber nicht abgeschafft,“ sagte Camillo. „Sie werden bestehen, so lange es noch Mannhaftigkeit giebt, die es verschmäht, fremde Menschen über die eigene Ehre richten zu lassen.“

„Streiten wir darüber nicht!“ sprach der Fremde in gelassenem Tone. „Ich habe auch von Ihrem Gegner gehört. Sein Sie zufrieden, daß sich Alles so gefügt hat. Ihr Gegner wird sich Ihnen nicht stellen.“

„Sie kennen ihn?“ rief Camillo. „Sie wissen seine Wohnung? Seinen Namen? Ich selbst habe diesen vergessen.“

Der Fremde ließ einen scharfen Blick in Camillo's Auge fliegen, der sich aber, die Wahrheit erkennend, schnell wieder zur gewohnten Freundlichkeit verkehrte. „Ich könnte Ihnen seine Wohnung nennen,“ sagte er, indem ein Lächeln, dessen er nicht gleich Herr wurde, um seine Lippen spielte. „Doch würde es zu nichts helfen. Er stellt sich Ihnen nicht, vielleicht nie. Mein Wort darauf! Sein Sie zufrieden, daß Ihr beabsichtigter Zweikampf ignorirt wird.“

Mit diesen Worten erhob sich der Fremde schnell, verbeugte sich und ließ Camillo, der ihn vergebens zurückzuhalten suchte, allein. Der Graf sah ihn mit dem Kellner sprechen und dann aus dem Zimmer verschwinden; er rief den Kellner und befragte ihn. Dieser lächelte verschmitzt, wollte aber den Herren nicht gekannt haben.

„Es ist dennoch ein Abgesandter meines ehrlosen Widersachers,“ dachte Camillo. „Er wollte mir die Gewißheit geben, daß ich ihn richtig beurtheile; die letzte Rede klang gar wie eine Drohung. Ich verachte sie und ihn!“

Er schlief sehr sanft auf die Spannung, welche sich nun völlig gelöst hatte, süße Träume umgaukelten sein sorgloses Haupt. Früh war sein erster Gang zu dem Waffenhändler. Er brachte ihm für seine Mittheilung, forschte nach den Verhältnissen der Frau von Rodenau und hörte zu seinem höchsten Entzücken, daß es fast seine andere sein konnte, als die er sich sehnte zu finden. Die Stunde war noch zu früh, um, wie er beabsichtigte, unter dem Vorwande, nach Baron Werffen zu fragen, der Dame einen Besuch abzustatten; daher ging Camillo, was höchst nöthig war, auf das Polizeibüreau, wo er Anzeige zu machen hatte, daß er seine Reise nach Berlin aufgeschoben, und daher um eine neue Aufenthaltskarte bitte.

Der Beamte sah ihn ein wenig mißtrauisch an und bat ihn, zu verziehen, weil er deshalb mit seinem Chef Rücksprache zu nehmen habe. Es währte eine geraume Weile, ehe er wieder kam. Dann stellte er ihm zwar die Karte auf den gewünschten

Digitized by Google

Termin aus, bedeutete ihn aber, daß er sich vor allen ähnlichen Mißhelligkeiten, wie seine gestrige, zu hüten habe, wenn er sich nicht ernsten Unannehmlichkeiten aussetzen wolle; dem Amte sei Alles wohl bekannt, was in der Stadt vorfalle, und er möge sich gefaßt machen, auch über den ganzen Vorgang Rede zu stehen.

Camillo's rasches Blut hätte ihn vielleicht, der Warnung zum Trotz, gegen den Warner selbst hingerissen und in schlimmere Folgen verwickelt, wenn nicht sein Genius in Person eines andern Gelliertanten erschienen wäre. Er trat er heimlich ers bitterst ab und suchte durch einen Gang über den Burgplatz zum Kärntnerthore und auf die nächsten Gassen die Zeit hinzubringen, deren Flug ihm heut nicht genügte. Sein Unwille hatte sich abgekühlt, sein Auge öffnete sich den großartigen Scenen um ihn her, es blickte mit Bewunderung auf die Herrlichkeit der wahrhaft kaiserlichen Stadt. Endlich schlugen die Uhren auf den Thürmen die ersehnte Stunde, er eilte hinab und stand bald wieder vor dem Hause, das er nun öfter zu betreten hoffte.

„Sind nach Schönbrunn!“ sagte ein schnippisches Kammermädchen, als er klopfenden Herzens gemeldet zu werden verlangte.

Er stürmte nach der ersten Haltstatt von Fiakern, warf sich in einen Wagen und eilte hinaus, als hänge sein Leben davon ab, noch heut mit dem Mädchen zusammenzutreffen, das er ein einziges Mal gesehen, aber noch nicht kennen gelernt hatte. Seines Charakters Grundton war aber leidenschaftlich und wenn er in Schwingung gerieth, überträufte er jede andere Stimme.

Er kam in Schonbrunn an. Der kaiserliche Garten war heut von zahlreicher Gesellschaft besucht, man sah von dem imposanten Parterre aus die bunten Gruppen in den Buchengängen wandeln und wieder verschwinden; — wo sollte Camillo finden, die er suchte? Während er rathlos stand und sein scharfes Auge in allen Richtungen bis zum Gloriett hinauf schweifen ließ, begünstigte ihn wiederum der Zufall. — „Sieh da, Graf Brunelleschi?“ rief eine männliche Stimme, ganz in seiner Nähe.

Camillo wandte sich überrascht um. Er sah einen Mann vor sich, in dessen wohlgebildeten Zügen er einen Bekannten zu finden glaubte, wenn er schon nicht recht wußte, wo er ihn gesehen haben mochte.

„Sie kennen mich wohl nicht mehr?“ lachte der Fremde, dessen militairischer Blick sich schneller zu orientiren verstand.

„Ja, Baron Werffen!“ rief Camillo, ihn plötzlich erkennend. „Sind Sie angekommen? Man erwartet Sie.“

„Wer, Herr Graf!“ fragte Werffen.

„Ihre Frau Tante, ich hörte zufällig davon,“ sagte Camillo, der die Gelegenheit nicht entschlüpfen ließ. „Frau von Rodenau soll hier sein, lassen Sie uns suchen, es giebt eine köstliche Ueberraschung.“

„Diese ist schon vorüber,“ erwiderte Werffen lächelnd. „Meine Tante hat mich hier begrüßt. Ich war im Begriff, sie wieder aufzusuchen, nachdem ich Einiges bestellt. Begleiten Sie mich, da Sie meine Tante kennen.“

Camillo nahm die Einladung freudig an, seinen Stern preisend, der ihm wieder durch denselben Mann seinen Weg bahnen ließ. Im Gehen sagte er dem Freiherrn, daß er seine Tante nur einmal gesehen habe, aber eben darum wünsche, die nähere Bekanntschaft einer so geistreichen Frau zu machen, als er in ihr beim ersten flüchtigen Gespräch gefunden.

„Sie haben Recht,“ erwiderte Werffen. „Meine Tante ist so klug, als liebenswürdig.“

„Und Ihre Cousine ein Engel!“ rief Camillo feurig.

Des Deutschen Blick richtete sich fragend auf den Enthusiasten, dann stimmte er in das gespendete Lob mäßig ein. — „Wir sind sehr wenig verwandt,“ sagte er zum Schluß. „Ein weitläufiger Vetter meines Vaters war der Tante Gemahl, die ich nur aus jüngern Jahren her mit diesem Namen benenne. Sie ist wenig älter, als ich.“

Während er sprach, hatte Camillo's Blick schon die beiden Damen entdeckt, welche in Begleitung von mehreren andern bei dem Brunnen, der dem Orte den Namen gegeben, auf ihren Bey wandten warteten. Etwas verwundert sahen sie den Fremden an seiner Seite; als er ihn aber vorstellte und Camillo sich auf die frühere Begegnung bezog, erinnerten sie sich, ihn gesehen zu haben, und Bianca, welche die Glut seines Feuerauges wiederum nach ihrem Aufblicke strebend sah, erröthete, wie damals. Dem Grafen galt ihr Erröthen für das schönste Pfand seiner Zukunft.

Die Unterhaltung wob sich leicht und heiter, wie eine Liane, um Alles, was sie oben erreichte. Camillo erzählte, welchen Dank er dem Freiherrn schuldig sei und wurde dadurch Allen näher gerückt, die Damen fanden ihn schön, interessant; Werffens schlichte Erscheinung trat durch ihn kaft in den Hintergrund. Doch bei Frau von Rodenau nicht. Sie kannte ihn seit früher Jugend, sie wußte seinen gediegenen Werth zu schätzen und zog es auch heut vor, mit ihm über Interessen zu sprechen, die Beiden nahe lagen, als daß sie hätte des Fremden Unterhaltung, die, wie sie meinte, wohl blenden, aber nicht gewinnen konnte, suchen sollen. Bianca ergötzte sich dagegen an dem Brillantfeuer seiner Rede. Sie war ein harmloses Kind, dessen Herz noch schlummerte, wie lebhaft ihr längst erwachter Geist auch über die Blüten des Daseins flog. Ihrem Ansehen nach hätte man sie für viel älter halten sollen, als sie wirklich war, die große üppige Brünette mit den lachenden Augen, aus denen, wenn sie sprach, die Schalkheit sprühte. Wer sich aber auf die Hieroglyphik der Jahre verstand, der sah wohl an den weichen, kindlichen Formen von Kinn und Mund, in welche weder die Leidenschaft, noch der Gram den scharfen Pflug eingefegt, daß Bianca kaum die reizende Grenze zwischen Kind und Jungfrau überschritten hatte.

Camillo war durch dies Wiedersehen dis zur höchsten Exaltation seines glühenden Geistes beseligt. Es hätte nur eines leichten Anlasses bedurft, um sein Gefühl in Worten ausströmen zu hören; aber die Gesellschaft bannte es in wohlthätige Schranken und ließ nur seinem Auge die Freiheit, die es allzu wild benutzte. Keine der Damen war mehr im Zweifel, was sein Herz empfinde, er kümmerte sich auch nicht darum, er zeigte es rücksichtslos, daß Bianca auf ihn einen Eindruck gemacht, der nicht so bald verlöschen werde. Frau von Rodenau hütete die Aeußerungen ihres Kindes mit mütterlicher Besorgniß; noch sprach sich in ihnen nichts aus, was ein tieferes Wohlgefallen, als das flüchtige des Augenblickes verrieth; aber die Gefahr für Bianca's Ruhe ließ sich nicht verkennen und war der Grund, warum die Mutter den Aufbruch von Schönbrunn weit früher betrieb, als es sonst der Fall gewesen sein würde. Ihre Freundinnen wußten es ihr keinen Dank, sie waren sämmtlich mit jener Vorliebe, welche deutsche Damen für alles Ausländische so häufig auszeichnet, dem Fremden zugethan und hofften, ihn einzeln, wenn er nur die erste Verblendung überwunden habe, so würde er für ihren solidern Reiz Augen gewinnen. Baron Werffen war zuletzt ganz still. Der Abschied führte eine neue Verlegenheit herbei. Camillo bat Frau von Rodenau offen um Erlaubniß, die Bekanntschaft, welche ihn so glücklich mache, fortsetzen zu dürfen. Die Dame gab eine jener frauenhaft feinen Antworten, welche unserer Diplomatie bei beleaten Mirren zum Muster dienen könnten: Camillo legte sie aber ganz zu seinen Gunsten aus.

Auf der Heimfahrt plauderte Bianca viel mit dem interessanten Manne und wiederholte manche seiner witzigen Aeußerungen, welche durch den fremdartigen Accent seiner Sprache einen neuen Reiz gewonnen hatten. Die Mutter suchte mit vorsichtiger Hand einige Strahlen, welche des Italieners Bild bei dem noch unbefangenen Mädchen verklärten, auszulöschen und gab ihrem Vetter, der mit Beiden nach der Stadt zurückfuhr, manchen Anlaß, ein Gleiches zu thun. Aber Baron Werffen dachte zu edel, um hinterrücks irgend Jemand, und wäre es ein gefürchteter Nebenbuhler gewesen, zu verkleinern; er stimmte Lieder gar nicht in das Gespräch ein und sah sich in die herbstliche Gegend, durch welche sie flogen. Erst als sie Wien und die Wohnung der Tante erreicht hatten, Bianca auf ihr Zimmer geeilt und Werffen mit der verehrten Frau allein war, sagte er: „Ich fürchte, daß ich heut selbst den Dämon meines Glücks heraufbeschworen habe.“

„Fürchten Sie das nicht!“ erwiderte Frau von Rodenau. „Bianca's Herz hängt zu sehr an Ihnen, als daß es sich durch eine vorübergehende Erscheinung könnte abwendig machen lassen. Trauen Sie darin meinem Blicke. Uebrigens bin ich fest entschlossen, den Dadon dieser soeritten Bekanntschaft abzureisen. Mein Haus soll dem Grafen nicht offen stehen.“

„Nein, liebe Tante,“ entgegnete Werffen. „Wehren Sie es ihm nicht. Wenn Bianca's Herz nicht geprüft ist, so kann mir Niemand ein häusliches Glück auf Lebenstang verbürgen. Es ist nicht mit dem Wechseln der Ringe abgemacht; damit schließt wohl der Roman, aber sehr oft beginnt dadurch erst die Exposition eines Trauerspiels. Lassen Sie Bianca vollkommen gewähren, fühlen Sie das Mädchen recht viel in die Welt, daß es deren glänzende Seite nicht erst als Frau kennen lerne und bei vollkommenem Bewußtsein ihre Wahl treffe.“

„Sie treten zurück, Rudolph!“ sagte Frau von Rodenau. „Ich durchschaue Sie. Warum aber der Freundin nicht offen sagen —“

„Welcher Gedanke!“ unterbrach sie Werffen lebhaft, indem eine Röthe des Unwillens über seine männlichen Wangen flog. „Können Sie im Ernst glauben, daß mich Bianca's Bild nur einen Moment verlassen habe, daß ich minder wünsche, sie zu besitzen, weil ich ihr Glück will? Könnte ich glücklich sein, wenn sie es in meinem Besitze nicht ganz wäre, wenn sie mir die Hand, aber nicht das Herz reichte, oder ein Herz, das ein gutmüthiges Wohlwollen für Alles bietet und später erst schrecklich erwachte!“

„Sie malen Grau in Grau!“ versetzte die Tante. „Freilich, wenn Sie das junge Mädchen vernachlässigen, wenn Andere mit eifriger Huldigung nahen, wenn sie sich geliebt sieht und von Ihnen vergessen glaubt —“

„Das soll sie nicht,“ sagte Werffen. „Ich werde um ihre

Digitized by Google

Liebe werden, sie soll die meinige in ihrer vollen, redlichen Treue kennen lernen."

Bianca unterbrach das Gespräch. Sie war den Abend über, ohne es zu wissen, ein Gegenstand der aufmerksamsten Beobachtung, aber ihr unbefangenes Wesen, das in gewohnter Munterkeit blieb, schien jeden Argwohn zu verbannen, und der Freiherr drückte beim Abschied seiner Tante freudig die Hand. Bianca neckte ihn noch auf der Treppe.

Der Mann, den er als seinen Rebenbuhler ansehen mußte, war, von seiner Leidenschaft berauscht, nach Hause gekommen. Er hatte keinen andern Gedanken, als das reizende Mädchen, und schwor sich, sie müsse sein werden um jeden Preis. Alles, was noch vor wenigen Stunden seine Sorge in Anspruch genommen hatte, war vergessen, er dachte nicht mehr daran, daß jeder Tag, den er länger in Wien verweile, seine Sicherheit gefährden müsse, daß die Untersuchung über den beabsichtigten Zweikampf, die noch keineswegs niedergeschlagen schien, zu Verwicklungen führen könne, daß die Karte mit seinem Namen ihn verrathen möchte, daß endlich gar wohl bei der trefflichen Pflege der öffentlichen Sicherheit, welche in Oesterreich herrscht ist, die Nachricht sehr bald über die Alpen kommen müsse, die seines Passes Zeugniß als falsch darstelle und ihn somit in das unausweichbare Verderben stürze. Das Alles vergaß er, oder es schwebte nur unbestimmt vor seinem Geiste. Die Nacht brachte ihm keine Stille, keine Klarheit. Er wiegte sich in geträumte Hoffnungen, er sah sich zu Bianca's Füßen, ihr seine Liebe stammelnd, sie neigte sich gütig zu ihm hernieder, er zog sie an sein Herz, er kannt ihren Götterduft!

Im Aufschreck erwachte er. Der bleiche Mondstrahl spielte am Fenster und ließ dessen Kreuz und Rahmen schwarz wie Kerbgeitter erscheinen. Unten klang der gleichförmige Tritt der auf- und niederwandelnden Schildwache, welche das ungarische Staatsgebäude, das dem Hotel gegenüberliegt, hütete. — Camillo warf sich, unangenehm berührt, auf die andere Seite und lauschte noch ein Weilchen. Da hörte er mehrere Tritte über den Fleischmarkt daher kommen, ein leises Glöckchen durch die Stille der Nacht erklingen und den ungarischen Grenadier drüben klirrend seine Honneurs machen. Er erkannte das Ereigniß wohl, es war ein Priester mit dem Allerheiligsten, der zu einem Sterbenden gerufen werden mochte.

7.

Am andern Morgen erhielt Camillo ein Billet, das ihn nicht wenig überraschte. Es war in italienischer Sprache geschrieben; ein Blick belehrte ihn, von wem? die Unterschrift bestätigte es. Sein Freund Friedrich war noch in Wien und lag krank! Er hatte erfahren, daß Graf Brunelleschi in Wien sei und wo er wohne, er konnte diesen Namen als seinem Camillo von Jugend auf befreundet, und dat den vermeintlichen Brunelleschi, ihn nur auf einen Moment zu besuchen. Den Grund hatte er dem Papiere nicht anvertraut, es war die Sorge um Camillo's Schicksal, welche ihn bewegte, seit das Gerücht von den Vorgängen in Italien sich verbreitet hatte.

Camillo vergaß sich selbst über dem kranken Freunde und flog an sein Lager. Wie freudig erschrak der Leidende, als der Ton der lieben Stimme ihn begrüßte und den Besuch erkennen ließ, eh' es sein kurzes Gesicht vermochte! Der Kellner, welcher Camillo von seiner frühern Anwesenheit, wo er mit Friedrich in diesem Zimmer gewohnt hatte, auf den ersten Blick erkannte, fragte: ob er für sein Gepäck sorgen solle, da er doch wieder hier logiren würde! Camillo wies ihn zurück und blieb mit Friedrich allein.

Da erzählte der Kranke auf Befragen zuerst, wie er, einem Schiffe gleich, das von widrigen Winden am Auslaufen verhindert werde, vom Fieber niedergeworfen liege und darüber seinen ganzen Lebensplan verrückt habe. Jene Stelle am Hofe zu Rio de Janeiro, die er, der allein stehende Mann, bei seinem Drange, die Herrlichkeiten der Erde zu sehen, freudig angenommen hatte, sei unter der Zeit längst vergeben, sein erlauchter Gönner habe ihm dagegen die besten Aussichten eröffnet, er werde nach seiner Genesung auf Kosten des Staats eine wissenschaftliche Reise machen und dann eine passende Anstellung erhalten. Die Ungeduld, von Camillo zu hören, was ihn wieder nach Wien geführt, ließ ihn seinen eignen Bericht kurz fassen. Camillo erzählte nun, was ihm begegnet, der Wahrheit treu: Friedrich vernahm es mit großer Besorgniß. Als er endlich wußte, daß sein Freund in Gefahr schwebe und um der rasch entkrannten Leidenschaft willen, die ihn zu Wien gefesselt, verschmähe, sich durch ungesäumte Entfernung zu retten, rief er, die Decke seines Lagers zurückwerfend: „Hier ist nicht länger Zeit, krank zu sein! Hast Du den Verstand nicht, Dir selbst zu rathen, so müssen Andere für Dich denken! Nimm mir's nicht übel, ich werde grob. Was willst Du denn! Um das Licht flattern, bis Du Dich verfengst? Sage mir Deine Gedanken."

„Ich will den Sturm hier vorübergehen lassen," erwiderte Camillo befangen.

„Wie kann er das?" rief Friedrich. „Er muß Dich ja ergreifen und niederwerfen. Ermanne Dich, mache Dir Deine Lage klar —"

„Das thue ich!" entgegnete Camillo. „Was gilt mir ein Leben in schaler Vegetation und spänne es sich noch ein halbes Jahrhundert aus! Nein! Mag es morgen enden, wenn ich nur heut sein Höchstes mein genannt habe!"

„Was heißt das, in schlichtes Verständniß übertragen?" erwiederte der Arzt. „Wollen Dieselben heut noch um Dero Geliebte anhalten, ihrer Gegenliebe und des Jaworts gewiß, wollen Sie sofort zur Trauung schreiten und den Lendemain in den Kerker spazieren? Nach meiner dummen Ansicht wäre es gewiß besser, Sie ließen den Sturm an einem sichern Orte vorüber gehen, suchten die Verzeihung der Regierung, welche Sie beleidigt haben, und kämen dann erst mit Ihrer Werbung zum Vorschein. — Und dazu werde ich Dich zu zwingen wissen!" rief er, mit beiden Beinen aus dem Bette setzend.

„Friedrich, willst Du Dich muthwillig kränker machen?" sagte Camillo besorgt.

„Was kränker!" rief Friedrich. „Das kannst Du nicht beurtheilen. Mein Entschluß ist gefaßt. Ich lasse Dich arretiren, Du bist ein Wahnsinniger, der meiner ärztlichen Obhut anvertraut ist, meine Autorität wird hier gelten, denk' ich. Was Du vorbringst, sind fixe Ideen, ich nehme Dich mit Gewalt aus Wien." Er wollte die Klingel ziehen.

„Ich bitte Dich, wie kannst Du Deinen Spott mit mir treiben!" rief der Graf unwillig, indem er seinen Arm hielt.

„Nicht Spott, bittrer Ernst!" sagte Friedrich. „Du müßtest mir denn versprechen, vernünftig zu sein und Dich noch heut aus dem Staube machen."

„Das will ich, wenn mein Stern sich verhüllt," erwiederte Camillo, von einer plötzlichen Aufregung übermannt. „Ich gehe, mein Schicksal zu befragen. Ist es mir feindlich, dann möge mich das Exil bis an das Ende meiner Tage fern halten, ich frage nichts mehr danach. — Aber, Friedrich, bedenke nun auch Deine Gesundheit."

Der Arzt hatte sich bereits wieder fröstelnd in sein Bett zurückgezogen. „Deine Dithyrambe, in hübsche Prosa vertirt, will sagen," erwiederte er, „daß Du im Ernste für möglich hältst, ein deutsches Mädchen werde sich ohne Weiteres mit einem Fremdling, den sie zweimal gesehen, von dem sie weiter nichts weiß, als daß er ein Paar feurige Augen und eine Römernase sammt etlichen beispielhaften Worten besitzt, in ein Liebesbündniß einlassen. Geh, versuche Dein Heil, es bleibt auf, darauf gebe ich Dir mein Wort. Ich verlange aber auch das Deinige, daß Du in diesem Falle noch heut abreisest."

„Wenn sich Bianca mir versaat, wenn ich in ihren Augen lese, daß für mich keine Hoffnung ist," rief Camillo, „dann will ich gehen."

„So laß augenblicklich Deinen Paß ausfertigen," drängte Friedrich. „Der Moment ist vielleicht unwiederbringlich verloren. Jeder folgende kann die Entdeckung der Lüge herbeiführen. Bezeich, daß ich das Kind beim rechten Namen nenne."

„Leb' wohl," sagte der Graf verletzt.

„O daß ich so von Dir scheiden muß!" rief Friedrich. „Daß ich Dir nicht aus treuem Herzen Glück wünschen kann zu einer Laufbahn der Ehren, wie sie Dir Deine Geburt, Dein Reichthum gebahnt hätten! Daß Dich ein falscher Ehrgeiz in seinen unheiligen Tempeldienst hinriß! Zürne mir nicht! Wir sehen uns vielleicht nie wieder, und wehe mir, wenn ich beim Abschiede meine Ueberzeugung verläugnete! — Der Rückweg ist Dir noch nicht verrannt, erkenne Deinen Wahn, rette Dein Haupt, dann suche Gnade!"

„Leb' wohl, wir verstehen uns nicht mehr!" sagte Camillo, dessen Wangen brannten. Er ging nach der Thüre.

„Ich verstehe Dich, wie ich Dich immer verstanden habe," erwiederte Friedrich. „Du wirst mich auch wieder verstehen, wenn der Dämon der Leidenschaft von Dir gewichen ist. Kämpfe mit ihm, Camille, er ist Dein böser Engel. O dürft' ich Dich begleiten."

„Sie würden dadurch nur compromittirt, Herr Doctor," sprach Camillo, den Drücker in der Hand. Dann besann er sich schnell eines Bessern, stürzte auf Friedrichs Bett, umarmte und küßte den Freund und rief: „Du meinst es treu, aber ich kann Dir nicht folgen. Es hält mich mit tausend Banden. Wir sehen uns wieder, dann mehr davon!" Er eilte hinaus.

Mit stürmischen Schritten durchdrang er das Volksgewühl, das um diese Tageszeit immer die Straßen der Hauptstadt belebt. Sein eiliger Gang sist selbst den Wienern auf, wie sehr sie

Digitized by Google

auch gewohnt sind, ihren eigenen Schritt fast zum Lauf zu treiben. Mancher Witz wurde über ihn gemacht in der harmlosen Volksweise, welche dort immer ihr Ziel trifft, ohne mit plumper Keule zuzuschlagen, oder giftig zu verletzen. Auch mancher Schimpf schallte ihm nach, wenn er Begegnende anfrieß und fast überrannte. Ihn kümmerte es wenig, er hatte sein Ziel im Auge; was sonst geschah, ging ihm verloren.

Endlich war das Haus erreicht, wo er sein gestern erlangtes Recht geltend machen wollte. Er trat in den Flur, der Wirth kam ihm zufällig entgegen und begrüßte ihn. „Herrschaft ist im Garten," sagte er dienstfertig.

Camillo folgte der Weisung. Er trat durch das Gitterthor in die laubreichen Gänge, welche schon ein herbstliches Ansehen hatten. Die Blumenparthien standen verödet, nur einige bunte Afterbeete und in der Perspective des Hauptganges eine reiche, in allen Farben prangende Georginengruppe zu beiden Seiten eines Ruheplatzes, gaben dem Garten noch den letzten Reiz, den die Hand des Frostes bald abstreifen sollte. Camillo's Auge spähte umher; endlich glaubte es dort, wo ein volles Gesträuch den Sitz überwölbte, Gewänder zu sehen. Der Graf nahte sich leisen Schrittes.

Bianea! Sie war es, ganz allein. Im geschmackvollen Kleide, wie zu einer Festlichkeit geschmückt, den einen Arm im Handschuh, den andern entblößt, einen Rosenspätling im einfach geschleiteten Haar, so saß die reizende Jungfrau; ihr dunkles, von langen Wimpern beschattetes Auge suchte in entgegengesetzter Richtung die Tiefe des Gartens, aber nicht träumerisch oder schwermüthig, sondern hell und frei, wie denn überhaupt der Ausdruck ihres Antlitzes nur die heiterste Lebensfreude war. Es schien, als erwarte sie Jemand.

Da schallte des Grafen Fußtritt, den der knirschende Sand verrieth, in ihr Ohr. Sie wandte sich rasch um, erkannte Camillo und erhob sich ein wenig verlegen — was ihr ungemein lieblich stand. Camillo's Blicke loderten.

„Verzeihung, daß ich so unangemeldet, so ganz ohne ein Recht Ihre Einsamkeit störe!" sagte er mit einem Tone, der kein ruhiges Element in sich trug. „Ich fand Niemand, der mich zurecht wies, als die eigene nie täuschende Ahnung."

Sie begrüßte den Gast mit anmuthiger Verneigung und sagte, sie wolle ihre Mutter rufen, welche nur nach den Treibhäusern gegangen sei, deren Fenster in der Mittagssonne brannten.

„Bleiben Sie!" rief Camillo. „Der Augenblick, den ein Gott mir schenkt, kommt nicht wieder. Ich stehe im Begriff Wien zu verlassen, mein Schicksal treibt mich hinaus in die öde Ferne. Muß ich mit der trostlosen Ueberzeugung gehen, daß kein Auge in Wien sich darum kümmert, daß kein Herz hier schlägt, dessen Gedanke auch nur ein armes einziges Mal zu dem Verbannten schwebte, der ach! sein ganzes Glück zurücklässt?"

„Herr Graf!" sagte Bianca, von der nie gehörten Sprache völlig verwirrt. „Sie reisen ab? Ich will meine Mutter —"

„Nicht sie kann mir die Antwort auf meine Frage geben!" rief Camillo, der Bestürzten in den Weg tretend. „Zu Ihnen klingt meines Herzens Wort! Bianea! Sollten Sie es nicht verstehen? Sollte mein Gefühl Ihnen fremd geblieben sein?"

„Herr Graf, ich weiß nicht, ich verstehe Sie nicht," stammelte Bianca erzürnt und verlegt, indem sie zurücktrat und einen andern Weg suchte. Als er aber, von seiner Leidenschaft hingerissen, ihren Namen rief und seine Rechte nach der ihrigen ausstreckte, bebte sie wie vor einem Schreckbilde zurück und flog ihrer Mutter entgegen, welche sie eben aus dem fernen Treibhause kommen sah.

Camillo erkannte zu spät, daß er sie beleidigt habe, und folgte ihr langsam, seine eigene Sinnlosigkeit verwünschend.

Frau von Rodenau sah aus der Verwirrung ihres Kindes, an dessen feuchtem Blick und fliegendem Busen, daß etwas vorgefallen sei; sie erschrak, als sie den Fremden erblickte, welcher trotz aller Vorsicht in ihr Heiligthum eingebrochen war. Doch hütete sie sich, zu fragen, dörte scheinbar gleichmüthig, daß Graf Brunelleschi gekommen sei, und verdoppelte nur ihren Schritt, um ihn zu empfangen.

Der Graf hatte seinen Unmuth noch nicht bemeistert und war dadurch befangener, als sonst. Er hat die Dame um Verzeihung, wie er Bianea gethan, gab als Grund seines Besuchs die schnelle Abreise an, zu welcher ihn seine Verhältnisse nöthigten, und sah sich vergebens nach Bianca um, welche auf einem andern Fußpfade zum Hause gegangen war. Das erbitterte ihn vollkommen wider sich selbst, dem er alle Schuld beimessen mußte, und als sich Frau von Rodenau ziemlich kalt bedauernd äußerte, daß sie ihn nicht zu längerem Bleiben einladen könne, indem sie selbst versagt sei und, wie er sehe, im Begriff stehe, einer Einladung zu folgen, die kein weiteres Säumen gestatte, so empfahl er sich in einer Stimmung, welche einen Engländer vielleicht wider sich selbst bewaffnet hätte, dem Italiener aber den gähnendsten Grimm nach Außen erweckte.

Als er das Haus verließ, trat ihm Baron Werffen entgegen, der durch seinen Anblick offenbar betroffen schien.

„Ihre Tante hat Abhaltung," rief Camillo. Ihm war es unerträglich, daß ein Anderer sich in Bianea's Nähe sonnen könne, während er selbst eine Demüthigung erlitten hatte, deren Umfang er sich noch nicht klar machte.

„Ich bitte sie ab," erwiederte der Freiherr, und wollte mit einer flüchtigen Verbeugung an Camillo vorüber.

„Sie? Und welches Recht haben Sie dazu?" rief Camillo noch gereizter.

Der Freiherr sah ihn staunend an. „Wie kommen Sie zu der Frage?" entgegnete er ruhig. „Sie wissen, ich bin mit der Familie verwandt."

„Haben Sie, suchen Sie ein näheres Recht?" rief Camillo, vor Aufregung bebend, indem er mit starkem Griffe des Offiziers Arm faßte.

„Ich würde Ihnen in diesem Falle weder Rede stehen, noch Ihre Erlaubniß einholen," sagte Werffen beleidigt, machte sich los und eilte die Treppe hinauf, während Camillo, von den Furien der Eifersucht gepackt, vergebens nach Worten rang, seinem Vulkane in der Brust Luft zu machen.

Er rannte nach seiner Wohnung, er riß sein Büreau auf, der Anblick der beiden Pistolenläufe, welche ihm entgegen starrten, füllte sein Herz mit einer wilden Freude. „So hab' ich euch dennoch nicht umsonst gekauft!" rief er. „Aber kalt will ich sein, eiskalt! Ich will mich fassen, ich will meine Ruhe behaupten, Alles mit klarem Verstande anleiten — zur Rache!"

Ehe er jedoch zu Verstande kam und sein eigenes Betragen, die Quelle alles Uebels, würdigen konnte, erhielt er eine offizielle Vorladung, welche ihn dringend mahnte, an seine Sicherheit zu denken. Er waffnete sich mit der Vorsicht, die alle möglichen Fragen im Voraus berücksichtigt und sich gefaßt macht, sie zu beantworten. So erschien er ziemlich unbefangen vor der Behörde.

Man fragte ihn: ob er sich noch nicht auf den Namen seines Gegners in dem beabsichtigten Duelle besinnen könne? und als er dies verneinte: ob es wohl ein Italiener gewesen sei? welche Möglichkeit er mit Berachtung zurückwies.

„Kennen Sie diesen Namen?" fragte man sodann, und Camillo's Ohr vernahm mit Schrecken seinen wahren vollständigen, der ihn verderben mußte, wenn er nicht all' seine Geisteskräfte zusammen nahm, der Schlinge zu entgehen.

„Wohl!" erwiederte er. „Graf Arlinghieri war ein Freund meiner Jugend." Camillo rief sich Alles zurück, was sein Verhältniß zu Brunelleschi betraf und klammerte sich an diese rettende Idee, wie der Ertrinkende an die Planke seines gescheiterten Schiffes.

Der Verhörende faßte ihn schärfer in's Auge, zog eine Karte hervor und legte sie Camillo's Blick unter, der sogleich erkannte, es sei dieselbe, welche er mit der strafbaren Unbesonnenheit seinem Beleidiger gegeben hatte.

„Kennen Sie dieses Blättchen, mein Herr?" klang die verfängliche Frage.

Camillo's Geistesgegenwart schien sich in der Gefahr zu stählen. „Es ist meines Freundes Name," erwiederte er. „Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich mit dem Grafen Arlinghieri nah befreundet gewesen bin."

„Sie wissen also nicht, wie diese Karte in unsere Hände gekommen ist?" fragte der Inquirent.

„Ich kann es nur ahnen," erwiederte Camillo. „Mein unglücklicher Freund büßt wahrscheinlich sein Vergehen wider die Autorität."

„Nicht doch, mein Herr, es ist Ihre Karte, Sie selbst haben sie ausgetheilt," sagte der Verhörende scharf. „Lassen Sie also die Verstellung und sagen uns kurz und rund, daß Sie derjenige sind, als den Sie dies Blättchen documentirt."

„Keine Beleidigungen!" rief Camillo. „Sie sprechen in Räthseln. Wie soll ich Arlinghieri's Karte ausgetheilt haben?"

„Als Cartel, mein Herr. Verstehen Sie mich nun?" erwiederte der Beamte.

„Unmöglich!" rief Camillo. „Sollte ich" — er faßte in seine Tasche — „eine Karte meines Freundes bei mir getragen, sie vielleicht in der Aufregung statt der meinigen — aber es ist ganz undenkbar."

„Darin haben Sie Recht!" sagte der Fragende trocken. „Kennen Sie die Ursache, warum Ihre Identität festgestellt werden muß?"

„Arlinghieri ist in Untersuchung," erwiederte Camillo. „Aber ich selbst —"

„Sie werden die Güte haben, uns für Ihre Identität mit dem angesprochenen Grafen Brunelleschi eine gültige Bürgschaft zu stellen," sagte der Beamte. „Widrigenfalls — Sie wissen,

Digitized by Google

daß es von Wichtigkeit ist, die Wahrheit zu ermitteln und alle Unannehmlichkeiten, in welche Sie vielleicht unschuldig verwickelt werden, nur Folgen eigner Indiscretion sind, ich meine dieser Karte wegen, die einen Verdacht hervorgerufen, der sich hoffentlich nicht bestätigt. — Wen kennen Sie in Wien, der sich für Sie als Grafen Brunelleschi verbürgt?“

Camillo besann sich eine Weile. Er dachte an Friedrich; aber dessen unbeugsame Spoddigkeit in Dingen, wo nur ein Zweifel an rechter Handlungsweise obwaltete, seine derbe unbemäntelte Rede, die Camillo bereits der Lüge zieh, ließen es unmöglich erscheinen, daß er sich hergeben werde, einem Betruge Vorschub zu leisten. So fiel dem Sinnenden Niemand ein, als der Baron Werffen, und er nannte ihn so hastig, als wolle er seinem Stolze den verschmähenden Einspruch abschneiden; es war ihm aber zu viel, denn er setzte gleich hinzu: „Ich bin nicht eben befreundet mit ihm.“

„Ein kaiserlicher Officier?“ sagte der Beamte. „Wohlan! Wir werden die Ehre haben, Ihnen sobald als möglich unsere Ansicht über diese Bürgschaft mitzutheilen. Bis dahin müssen wir Sie bitten, Wien nicht zu verlassen und machen Sie darauf aufmerksam, daß auch der Versuch dazu ein vergeblicher sein würde.“ Er verbeugte sich höflich, Camillo war entlassen.

Hadernd mit sich und seinem Leben kehrte der Graf in seine Behausung zurück, wo er eine schwarze Stunde voll bitterer Gedanken verbrachte. Er konnte sich nicht abläugnen, daß auch für den Fall, Baron Werffen sei ehrl genug, die Bürgschaft zu übernehmen, diese Frist nur eine kurze sein würde. Was sollte er thun? Er war völlig rathlos und seinem Gefühle widerstrebte es, den kranken Freund durch die Nachricht von dem näher rückenden Gewitter, das sein Haupt bedrohte, zu beunruhigen.

Der geniale Berliner hatte die Wolken über ihn heraufgeführt. Die Karte, welche er liegen lassen, war gelesen, der Name, der auf der Liste der Uebelwollenden stand, verlautbart worden. Einem Moment sah man den „einzigen“ Baron für den verkappten Aelinghiert an und verschärfte sich seiner langen Person; aber das erste Verhör, das er seines großen Vorbildes Nante würdig bestand, reichte hin, um den Irrthum aufzuklären und den Mann, der höchstens dem guten Geschmack schädlich werden konnte, wieder in Freiheit zu setzen, die er benutzte, um mit der Eilpost ohne Aufenthalt in seine gute Vaterstadt zurückzukehren, wo er als gereifter Weltfahrer brillirte. Seine Erlebnisse, die er als Reisenovellen mit philosophisch-asthetisch-kritischen Berolinismen durchsetzt, suchte er dann dem lesenden Publikum zu insinuiren, bat aber bis jetzt keinen Verleger gefunden und erbost sich bei Stehely über das Glück des „Verstorbenen,“ dem er so feind ist, als irgend ein landbetiebtes Mitglied des Collegii, das seine scharfe Feder einst angegriffen.

Baron Werffen wurde aufgefordert, für die Identität des Grafen Brunelleschi, der sich auf ihn berufen, Bürgschaft zu leisten. Er kam dadurch in einen Kampf mit sich selbst. Das Benehmen des Grafen, zu welchem ihn nur der Wahnsinn einer unbezwinglichen Leidenschaft veranlaßt haben konnte, war aus den wenigen Geständnissen, welche Bianca schamhaft ihrer Mutter gethan, in ein zu grelles Licht gestellt worden, als daß Werffen Lust empfinden mochte, dem Manne, der seinem Glücke gefährlich zu werden drohte, aus der Verlegenheit zu helfen. Doch siegte das edlere Princip. Werffen erklärte sich bereit, für den Fremden, so weit seine Bekanntschaft sich mit ihm erstrecke, zu bürgen. Als aber die Umstände, auf welche sich diese Bürgschaft stützte, einer nähern Prüfung unterworfen wurden, fand sich, daß sie nicht angenommen werden konnte, indem der Mitmeister nichts weiter bezeuge, als daß sich ihm der Beargwohnte unter dem Namen Brunelleschi genannt hatte. Nur die Rücksicht auf den durchaus makellosen Ruf, welchen der in der Lombardei wohlbekannte Graf genoß, hielt die Behörde ab, vor wirklich begründeter Sache wider den Zweideutigen, der ja doch noch Brunelleschi sein konnte, einzuschreiten, aber sie traf die geeigneten Maßregeln, seiner Entweichung vorzubeugen.

8.

Frau von Rodenau hatte eine Entdeckung gemacht, welche sie nicht wenig beunruhigte. Ihre Tochter, welche sich früher mehrmals über den interessanten Fremden ausgesprochen hatte, nannte seit jenem Morgen, wo er sie in der Georgimentaube überraschte, seinen Namen gar nicht mehr. War es Unwille und Schamhaftigkeit, daß sie über den Beleidiger nicht mehr sprechen wollte, oder hatte der unverkennbare Ausdruck eines glühenden Gefühls, der sich ihr zum ersten Male kund that, ihr Herz bewegt und darg sie das vor dem Auge der Mutter? Werffen war dieser letztern Meinung und äußerte sie gegen seine Tante, welche vergeblich dagegen kämpfte.

„Glauben Sie mir,“ sagte er, „kein weibliches Herz ist unempfindlich gegen die Huldigung einer wahren Liebe, die es erweckt hat.“

„Was wissen Sie,“ was wißt Ihr Männer überhaupt vom weiblichen Herzen!“ entgegnete die Tante. „Kein Mann versteht, was in unserm Herzen sich regt — darum verletzt selbst der beste so oft und so schmerzlich, wo es vielleicht nie seine Absicht ist. — Begeben Sie sich also Ihres Urtheils, lieber Vetter, und überlassen Sie mir, Bianca zu ergründen. Ich bin überzeugt, daß der Vorfall, weil er so ganz aus der Sphäre sprang, in welcher Bianca bis jetzt gelebt, zwar nicht ohne Eindruck auf sie geblieben ist, daß sie sich vielleicht zuweilen mit der Frage beschäftigt, ob der Fremde sie wirklich so lieb gewonnen, als seine Worte sagten — aber eben so fest bin ich auch überzeugt, daß sie selbst kein tieferes Gefühl für ihn hegt. Mir sagt es ihr Auge.“

„O wenn sie sich mit jener Frage beschäftigt, so wird ihr Gefühl erwachen,“ rief Werffen.

„Glauben Sie das nicht!“ versetzte die Mutter. „Oder meinen Sie, daß jede Liebe ihre Gegenliebe bedingt?“

„Bei Frauen gewiß,“ sagte er düster. „Ich meine die Liebe, welche sich mit Trompetenklang ankündigt. Die schmeichelt den Frauen, ein kurzer Sturm, eine Verzweiflungsscene und sie sind gewonnen. Schon aus Mitleid! — Die wenigsten Liebes- und Ehebündnisse sind echt. Anfangs fühlen sich die Frauen vielleicht eher abgestoßen, aber sie gewöhnen sich nach und nach an die Idee, glauben demjenigen wieder gut sein zu müssen, der ihnen gut ist, der Werbung folgt das Jawort und diesem eine Ehe, wie es viele giebt.“

„Und wie dann, mein seelenkundiger Seher,“ entgegnete die Tante lächelnd, „wenn sich mehrere Männer für eine Dame interessiren? Glauben Sie, daß sie alsdann ihre Neigung pareellirt, um jedem sein Pflichttheil zukommen zu lassen? Ich kenne Manche, mein Herr, für welche mehr als ein Mann und, wie ich glaube, in wahrer treuer Liebe bewegt war!“ — Ihr Ton schwankte zwischen Scherz und Ernst, und Werffen, der ihre Jugendgeschichte kannte, wußte wohl, wen sie damit gemeint hatte. — „Nein, Rudolph,“ fuhr sie fort, „das Sie vorhin äußerten, ist unwahr und hattlos. Dem Herzen ist kein Zwang anzulegen, es kann Mitleid fühlen, aber nicht Liebe, wo der Talisman fehlt, der nur einmal sein Heiligthum erschließt, nicht dem Ersten, der anklopft, nicht dem Leidenschaftlichsten, sondern dem Einzigen, für den es geweiht ist, mag er kommen früh oder spät — oder gar nicht.“

„Sie meinen, eine Frau könne lieben, auch wenn ihre Liebe nicht gesucht — wenigstens nicht mit Eclat gesucht wird?“ fragte Werffen.

„Ich fühle mich nicht berufen, Sie in die Geheimnisse unserer Psyche einzuweihen,“ erwiederte Frau von Rodenau scherzhaft einlenkend. „Ihre vorgefaßte üble Meinung von Frauenherzen, als wären sie wie Jericho's Mauern mit Trompetenklang zu gewinnen, hat mich so empört, daß ich erst Besserung sehen muß, ehe ich für Sie handle.“

„O thun Sie das nicht!“ rief Werffen, dessen Stimmung heut keinem Scherze zugänglich war. „Lassen Sie Bianea dem Zuge ihres Herzens folgen. Ich kann kaum hoffen, daß sie meine Neigung errathen und mit ihrer Liebe belohnen wird; aber ich könnte keine ruhige Stunde haben, wenn ich fürchten müßte, daß sie durch Ueberredung oder andere Mittel veranlaßt würde, ihre Wahl auf mich zu lenken. Versprechen Sie mir, nichts zu thun, Auguste?“

Sie reichte ihm die Hand. Er küßte sie, worauf sie ihm schnell entzogen wurde. Frau von Rodenau trat an das Fenster.

„Ich versprech Ihnen dagegen nochmals,“ sagte Werffen, „die Beleidigung, welche sich der Graf gegen Bianea erlaubt, nicht zu ahnden, wie ich es nur auf Ihre Vorstellung, es würde Bianea's Herz zu ihm ziehen, unterlassen habe; ja ich bin in meiner Selbstverläugnung so weit gegangen, daß ich für ihn und seine Persönlichkeit Bürgschaft geleistet habe, da er, Gott weiß in welcher Verlegenheit, sich auf mein Zeugniß berief. Ich begreife ihn darin nicht.“

„Er ist also nicht abgereist,“ versetzte die Tante. „Es war ein leerer Vorwand, ein Kunstgriff, um sich in Vortheil zu bringen, weil jeder Scheidende mit mildern Auge betrachtet wird! Ich gestehe, mir ist dieser Graf unheimlich. Sein Auge, wie groß und schön es auch geschnitten ist, leuchtet in keinem wohlthuenden Feuer, sein vastloses Wesen, seine Unterhaltung, die von einem Extrem zum andern springt, verrathen einen Charakter, der weder ihn, noch seine Umgebung beglücken kann. Sie sehen, mich wenigstens trifft der Vorwurf nicht, den Sie uns neulich machten, daß wir ein besonderes Wohlgefallen am Auslandischen fühlten.“

„Sie trifft mancher Vorwurf nicht, den man im Allgemeinen Ihrem Geschlechte machen könnte,“ erwiederte der Freiherr.

Digitized by Google

Seit diesem Morgen bemühte sich Werffen sichtbarer um Bianca's Gunst, als es bisher geschehen war. Er ergeizte ihr Aufmerksamkeiten, deren sich keine andere Dame von ihm rühmen konnte, er ging selbst in ihre Redereien ein, welche ihm eine gute Bürgschaft für die Freiheit ihres Herzens zu geben schienen. Bianca merkte wohl des Vetters verändertes Benehmen gegen sie, die Frage nach dessen Ursache drängte sich ihr auf und reizte sie, die Antwort in seinen Augen zu lesen. Sie wurde zuweilen ernster, sinnender; ob sie Vergleichungen anstellte? Wenn sie es that, so konnte sie keinen größern Kontrast finden, als Camillo und Werffen, selbst in der äußern Bildung. Aber es war sehr die Frage, auf wessen Seite in ihren Augen der Vortheil sein mochte.

Der Graf hatte nichts weiter von sich hören lassen, keinen Schritt gethan, sein Betragen, das wenigstens in deutschen Kreisen ein Verstoß gegen die Sitte war, zu entschuldigen. Er hatte nicht einmal Werffen seinen Dank für die Bereitwilligkeit abgestattet, mit welcher er die Bürgschaft für ihn übernommen, ein Edelmuth, auf welchen er nach Allem, was vorgefallen war, kaum hatte rechnen können. Der Freiherr fühlte den Undank, aber er verschmähte es, darüber zu sprechen oder nur im Geringsten eine Erkundigung nach dem Italiener zu thun. Vielleicht war er abgereist, dann um so besser!

Es trat eine naßkalte Witterung ein, welche, wie jede üebergangsperiode, sehr unbehaglich war. Der Herbst des Jahres schien vor der Zeit Abschied nehmen zu wollen, dichte Nebel führten den Tag herauf und bedrückten Seele und Körper, kein Sonnenstrahl durchbrach das bleierne Gewölk, das sich mißfarbig und schwer über den Himmel gesponnen hatte; die empfindliche Kälte, welche der scharfe Wind gebracht, raubte den Bäumen das letzte Laub und drohte den Regen in Schnee zu verwandeln. In diese Zeit fallen der Städter Marterwochen, weil die gesteigten Freuden noch nicht beginnen und das Haus gleichsam eine verbotene Schwelle hat. Nur in Familienkreisen, wo Gemüthlichkeit herrscht, — und diese sind seltener als man glaubt! — ist noch Frohsinn und Ruhe zu finden. Wo aber vereinzelte Wesen dem Winter entgegengehen, da ist die Zeit des Herbstabschieds eine gar trostlose, und Frau von Rodenau, welche vor wenig Jahren ihren Gatten verloren hatte, fühlte sich nie einsamer, als wenn die Blätter sanken, der Sturm durch die Straßen heulte und herbstlicher Regen beim früh einbrechenden Abend an ihre Fenster schlug. Dann war es ihr eine frohe Erscheinung, den treuen Werffen eintreten zu sehen, der jeden Abend, welchen ihm seine Verhältnisse frei gaben, in dem Hause seiner Tante zubrachte. Die Lampe ward dann bald ihren Schein auf eine zufriedene Gruppe am Theetisch und ein heiteres Gespräch über nahe und ferne Dinge ließ den Lauf der Stunden unbemerkt vorüberrollen.

An einem solchen Abende überraschte es die Versammelten, als ein Besuch gemeldet wurde, dessen Namen sie auch nicht einmal kannten. Frau von Rodenau glaubte, es könne nur ein Irrthum sein, doch nahm sie den Fremden an. Die Zofe öffnete ihm die Thüre und ließ ihn eintreten. Es war ein kleiner, schmächtiger Mann, schlicht gekleidet, mit blassem Gesicht und einer spitzen Nase, auf welcher eine Brille saß. Nicht ohne Verlegenheit nahte er sich dem Tische, wo sich die Dame vom Hause erhoben hatte, ihn zu empfangen.

„Ich habe nicht die Ehre, von Ihnen gekannt zu sein," begann er nach stummer Begrüßung. „Aber eine Besorgniß oder vielmehr ein Wunsch, dessen Erfüllung — Zweifel, die mich nicht ruhen lassen — gnädige Frau, lassen Sie mich gnade heraussprechen."

„Thun Sie das, mein Herr," sagte Frau von Rodenau, während Bianca's Augen mit der schalkhaftesten Lust auf dem kleinen Manne ruhten, dessen Erscheinung sie als ungemein komisch ergötzte.

„Ich heiße Friedrich, bin ausübender Arzt," erklärte der Fremde, noch einmal mit dem Hute salutirend.

„Und Ihr Wunsch?" fragte Frau von Rodenau, da sich des Fremden Blicke mit den beiden jungen Leuten beschäftigten.

„Nicht wahr, ich habe die Ehre, Ihr Fräulein Tochter zu complimentiren?" fuhr Friedrich fort. „Und den Herrn Rittmeister, Baron Werffen?"

Beide verbeugten sich. „Ich muß Ihnen räthselhaft sein," sagte der Arzt, der sich immer mehr und mehr in Fassung sprach. „Ja vielleicht fächerlich. Thun Sie sich keinen Zwang an, ein deutscher Büchermensch ist nun einmal ein curioses Wesen. Ich komme in einer Angelegenheit, die mich tief beunruhigt. Sie Alle kennen einen Mann, der seit Jahren mein Freund ist und sich Ihnen unter dem Namen Graf Brunelleschi, vielleicht Camillo Brunelleschi vorgestellt hat. Nicht wahr?"

Werffen's Stirn verfinsterte sich, als er die Aufmerksamkeit sah, welche bei dem Namen plötzlich Bianca's Züge spannte.

„Der Graf ist uns allerdings bekannt," sagte Frau von Rodenau. „Darf ich fragen —?"

„Haben Sie ihn kürzlich gesehen?" forschte der Arzt mit dringendem Tone.

„Sehr lange nicht, überhaupt auch früher nur flüchtig," erwiederte Frau von Rodenau. „Unsere Bekanntschaft ist durchaus nur eine gelegentliche, die auf genauern Umgang keinen Anspruch machte."

„So wissen Sie nichts von ihm?" fragte Friedrich getäuscht. „Nicht ob er verreist ist, oder noch hier verweilt, vielleicht seine Wohnung verändert hat? Ich glaubte, in Ihrem Hause, das er wohl öfter besucht, würde ich Nachricht über ihn erhalten!"

„Sie irren sich in der Voraussetzung," entgegnete Frau von Rodenau sehr gleichgültig. „Der Graf hat unser Haus gar nicht oder höchstens im Durcheilen betreten, als er sich einmal in unsern Garten verirrte. Wir wissen seit dieser Zeit nichts weiter von ihm und bedauern, daß Sie sich eine vergebliche Hoffnung gemacht haben."

„Nicht mehr Ihr Haus betreten? Camillo?" rief der Arzt. „So ist er verloren!"

„Wie meinen Sie das?" fragte Werffen, die unwillkührliche Aeußerung auffassend. „Warum verloren?"

„Für mich, meine ich," erwiederte Friedrich mit einer Geistesgegenwart, auf welche er nachmals nicht wenig stolz war. „Ich bin Ihnen freilich eine Erklärung meines unberufenen Eindrucks in Ihre Gesellschaft schuldig, gnädige Frau."

Die Dame bot ihm höflich einen Stuhl und eine Tasse Thee an, er ließ sich zweimal nöthigen und erst, als Bianca mit ihrem freundlichen Auge ihm die Tasse credenzte, nahm er sie an und setzte sich, jedoch nicht ohne sich reichlich mit Thee zu begießen, was ihn wiederum im Stillen seinen Unstern verwünschen ließ.

„Das erste Mal, wo ich die Ehre hatte mit Ihnen zusammenzutreffen," sagte er, sich abtrocknend, „beging ich die Ungeschicklichkeit, Sie fast umzulaufen, — jetzt recommandire ich mich von Neuem. Sie entsinnen sich einer meiner wahrscheinlich nicht mehr zu Baden!"

„Das waren Sie?" rief Bianca, ihrer Laune den Zügel lassend.

„Ich war es und freue mich, um Entschuldigung bitten zu können," sagte der Arzt. „Doch halte ich Ihnen, gnädige Frau, noch immer meine Erklärung zurück. Graf Camillo und ich, wir sind schon seit Jahren befreundet und haben manche Reise zusammen gemacht. Wir hatten uns eben getrennt, als ich damals in Baden Sie traf —"

„Mit der Schuiter!" ergänzte Bianca.

„Camillo reiste nach seinem Vaterlande, ich gedachte Europa zu verlassen, um die neue Welt zu sehen," fuhr Friedrich fort.

„Also ein Europamüder!" warf Bianca dazwischen. Die Mutter verwies ihr durch einen Blick, daß sie sich zu viel getraue.

„Wahrhaftig nicht!" rief Friedrich. „Müde meines herrlichen deutschen Vaterlandes! Meines Oesterreichs? Nein bei Gott nicht! Ich wollte nur die Zeit der Kraft und die Gelegenheit nicht versäumen, unsere schöne Erde von möglichst vielen Seiten kennen zu lernen. Viele verlassen sie ja, ohne mehr von ihr gesehen zu haben, als die elende dürre Sandwüste, auf welcher sie, wie eine grasende Ziege angepflöckt, ihr Leben verkümmern! Benutze doch Jeder seine Zeit, wie er kann, um zu schauen, was unser Stern Schönes bietet! Der Moment kommt nicht wieder. Kein Moment im Leben!"

Die Funken, welche aus dem unscheinbaren Steine geschlagen waren, stellten ihn höher im Werth. Er fuhr fort: „Ich wurde an meiner Reise verhindert, eine Krankheit warf mich nieder. Auf meinem Lager, als ich sonst wieder besser war, überraschte mich Camillo, den ich hier nicht erwartet hatte. Er war zurückgekehrt, er erzählte mir Viel." — Die Augengläser des Arztes funkelten, auf Werffen und Bianca gerichtet. — „Als er von mir ging, hoffte ich ihn bald wieder zu sehen; aber ich wartete vergebens. Er kam nicht, ich erfuhr nichts von ihm, meine Erkundigungen blieben fruchtlos. Da trieb mich die Besorgniß um ihn, sobald ich nur irgend konnte, persönlich auf Forschung aus. In seiner Wohnung hörte ich nur, daß er längst abgefahren sei; wohin, wußte Niemand. Mehr habe ich nicht erfahren und meine letzte Hoffnung ist nun auch gescheitert."

Er stand auf, um sich zu empfehlen, da er sich zu einem längeren Bleiben nicht berechtigt fühlte. Beim Aufstehen hatte er aber das Unglück, dergestalt an den Tisch zu stoßen, daß alle Tassen klirrten und die Lampe umzustürzen drohte, nur Bianca, welche mit einem Laut des Schrecks rasch zufaßte, erhielt sie. Der vortheilhafte Eindruck, den einige Worte des Ungeschickten gemacht hatten, erlosch durch den überaus unbehutsamen Abschied, den er nahm.

„Sollte ich nicht an Prädestination glauben?" sagte er unterwegs zu sich selbst. „Bin ich nicht a priori bestimmt, Zeitlebens Abenteuern zu begehen und das Stigma der Lächerlichkeit zu tragen? Wie miserabel und einfältig erscheine ich vor

Digitized by Google

Leuten! Ich gehe auf's Beste präparirt in Gesellschaft, ich weiß auf's Haar, was ich thun und lassen, reden und abhandeln will — komme ich hin, ist Alles verweht; Flachköpfe erscheinen wie Heroen neben mir, ich schweige und erst auf der Heimkehr fällt mir ein, was ich hätte sagen können! Entsetzliches Schicksal! Man hält mich am Ende für dumm! Das Aergste, was mir passiren kann.“

Er dachte jetzt an seine fehlgeschlagene Hoffnung; die Gasse, an deren Mündung er eben vorüber ging, schien ihn zu erinnern, daß er zu selbst verschmähte, sich Gewißheit über des Freundes Schicksal zu schaffen. Es war die Gasse, in welcher das Postgebäude liegt. Eine Anfrage konnte ihn belehren, ob Camillo wirklich von Wien abgereist sei; aber Friedrich hatte seine vollwichtigen Gründe, diese Anfrage um Camillo's selbst willen zu vermeiden. Als er die Wohnung in der Tuchlauben erreichte, die er seit seiner Genesung, weil er länger in Wien blieb, gemiethet hatte, warf er sich sehr verstimmt auf sein Bett.

„Der Traum wird aus sein!“ sprach er für sich. „Ich habe geschwärmt für die Freundschaft, ich hätte mich noch jedes Opfers fähig. Aber sie begehrt mein nicht mehr. Das Ideal zerrinnt. Welche Ideale sieht der Mensch in's Leere zerfließen, ehe sein Haupt sich mit Reif überzieht! Sie sind allzumal nichtig gewesen, oder fliehen sie nur vor dem gröbern Stoff, mit dem die Jahre den Menschen umkleiden, und harren sein, wo ihre Heimath ist, um ihn verwirklicht auf der Schwelle zu begrüßen, im Lande der ewigen Jugend! Werde ich auch meine Ideale wieder finden, denen ich hier entsagen muß?“ — Er vertiefte sich in diese Idee und konnte erst spät wieder seine gewöhnliche Haltung gewinnen.

9.

Der Herbst ließ dem Winter sein Recht; Eis und Schnee bedeckten die Fluren, die Landbewohner wurden isolirt, aber in den Städten regte sich die geselligе Lust und führte von Feste zu Feste, bis sie nach ihrer höchsten Glanzperiode, dem Carneval, gleichsam an Erschöpfung starb. Dann wiederum die traurige Zeit des Nachwinters, der seit einigen Jahren in unerträgliche Länge zu wachsen scheint. Endlich der erste warme Lenzhauch! An den Bergen schmelzt der Schnee und rieselte thalwärts, junge Gräser sprossten in sonnigen Gründen, die Lerche wiegte sich im Frühlingswinde und jubelte ihr Lied, das uns so süß klingt, weil es die Auferstehung der Natur verkündigt — und auch unsere Hoffnungen aus ihrem Winterschlafe weckt. Es muß ein Herz sehr verarmt sein, das sich nicht der ersten Lerche, des ersten Blümchens freut.

Wenn aber der Thauwind die einzigen Blumen raubt, die er schauen kann, die Eisblumen am Fenster? Wenn das Lied der Lerche, das fernher in seinen Gittern leise verhallt, wie böser Hohn klingt, weil er dem lockenden Rufe nicht folgen darf, weil ihm Riegel und Schlösser wehren und er kein Grün sieht, als den Grashügel auf den Wällen seines Kerkers? Wird ihm auch die Hoffnung erwachen, wenn die Worte des Frühlings dessen Kommen durch alle Länder verkündigt, aber wird die Verzweiflung nicht wilder sein Herz umkrallen, daß auch der letzte Trost schwinde, die dumpfe Gefühllosigkeit?

Camillo war in dieser Lage. Nach Monaten wechselnden Aufenthalts und vielseitiger Untersuchung seiner Schuld war er endlich an dem Orte seiner Bestimmung angelangt, um die Strafe, welche die Gnade seines Kaisers gemildert hatte, in langer Haft zu erdulden. Die erstere Zeit weckte ihn nicht zum Bewußtsein des ganzen selbstverschuldeten Elends, er war einem völligen Stumpfsinne verfallen, wie er heftigen Naturen nach gewaltsamer Exaltation gewöhnlich ist, mechanisch lebte er vom Morgen zum Abend, fristete sein Leben gleichgültig selbst durch die gröbste Kost, die ihm gereicht wurde, und schlief auf dem harten Lager todtenfest. Jeder Leidensgenoß hätte ihn beneiden können, wenn es möglich gewesen wäre, daß dieser Zustand dauerhaft ihm sein Unglück verhüllte. Aber er mußte ja einmal wieder ehen und das Erwachen zum Gefühl dann um so schrecklicher sein.

Dem Frühlinge war es vorbehalten, diesen bösen Wechsel zu bewirken. Als der Schnee verschwand, der Sturm die Wolken ballte und vertrieb, als der Himmel wieder mit seinem Blau, dem Borne der Heiterkeit, lachte und der erste Sonnenstrahl den Weg in Camillo's Fenster fand, war es, als träfe ihn sein Blitz, wie ein zermalmender Wetterstrahl. Der Gefangene erhob sich von seinem Lager und starrte in den Morgenhimmel hinein, der in wolkenleerer Klarheit die Erde umfaann. Die Sonne, welche er Wochenlang nicht gesehen hatte, strahlte ihm wieder; sonst weckte sie Freude und Muth in seiner Brust, ihr Strahl war ihm wie ein Gruß aus der Heimath, wo sie fast immer scheint — jetzt fluchte er ihrem Lichte, das ihn zum vollen Bewußtsein rief. Er klammerte sich an sein Gitter, er rüttelte an den Stangen, preßte sein Antlitz hinein, als könne er wie ein schlanker Vogel durch ihren Zwischenraum entfliehen — in die goldene Freiheit! Mit grimmigen Schmerzen rief er sich erst jetzt die lange Zeit in's Gedächtniß, die er hier an seiner schönen Jugend verlieren sollte, erst jetzt fühlte er, was seine Lage bedeute, ihre ganze Trostlosigkeit sprang nach allen Seiten in das gräßlichste Licht. Scham und Wuth, qualvolle Reue, Ekel vor dem Lockbild, das ihn verführt, der heiße, ach vergebliche! Wunsch, nur zwei Jahre seines Lebens zurückkaufen zu können, um es anders zu gestalten; die glühende Sehnsucht nach der Freiheit, die er verwirkt, Gedanken an liebe Freunde, an das reizende Bild, ohne welches er vielleicht jetzt im sichern Asyle wäre, wilde Entwürfe zur Flucht, trotziges Ankämpfen wider die Unmöglichkeit — das Alles kreuzte sich in seinem Hirne und drohte es in unheilbare Zerrüttung zu stürzen. Viel schreckliche Stunden rang er in seiner Qual und ein grausiger Gedanke, der ihm eine andere Befreiung bot, nahte mehrmals seiner Seele. Vielleicht hätte er ihm in seiner geistigen Verlorenheit nachgegeben und dem elenden Dasein, das er nicht zu ertragen vermeinte, ein Ende gemacht, wenn nicht eine wohlthätige Erschöpfung seinen Krampf gelöst und in ein schwaches Hinbrüten verwandelt hätte, das ihn den ganzen Tag über nicht mehr aufkommen ließ.

Der folgende Morgen fand ihn schwach und entkräftet nach einer schlimmen Nacht voll wüster Träume. Er besann sich mit erneuter Pein auf Alles, er quälte sich wiederum in trostlosen Betrachtungen, aber die Krisis, welche ihm gefährlich werden konnte, war vorüber. Tag auf Tag verging. Wer wollte sie schildern? Silvio Pellico hat uns sein Kerkerleben mit den kleinsten Zügen gemalt; im Aeußern glich ihm Camillo's; aber die Richtung, welche Einsamkeit und Erhebung der Seele des Piemontesen gaben, blieb Artinghieri fremd. Er war zu verstrickt in irdische Interessen, um sich dem Ewigen zuzuwenden.

Von allen Gedanken, welche ihn quälend heimsuchten, bereitete ihm der an Bianca die bittersten Schmerzen. Sie war ihm, das fühlte er, unwiederbringlich verloren. Konnte er hoffen, daß ihr Herz etwas für ihn fühlte? Konnte er glauben, daß sie, deren Schönheit tausend Bewerber finden mußte, ihre Hand frei erhalten würde? Frei, wie lange? Er nannte sich die Jahrestzahl seiner Befreiung und schauderte. Wenn es ihm auch gelang, sein Gemüth zu stillen, das Leben hinzuschleppen bis zu jenem Zeitpunkte, — wie mußte er aus dem Kerker hervorgehen? Seine Blüte war geknickt, seine Jugend vorüber, von seiner Lage in Rücksicht anderer Verhältnisse konnte er sich nicht einmal eine Vorstellung machen. Gewiß hatte sein Vater, wie er sie kannte, seine Festigkeit konnte, die Ordnung erfüllt, ihn zu enterben — wo nicht, so war sein Vermögen confiscirt. Wie sollte er, der Gealterte, mit der Schmach des Verbrechens Bedeckte, Verarmte, noch um Bianca werben können? Und sie selbst? Mußte er sie nicht auch verblüht wieder finden? Der Frauen Blüte ist ja zu schön, um lange währen zu können.

Was blieb ihm also für seine Zukunft? Ihr Schleier hing schwarz und still vor seinen Augen, keine bunten Zauberlichter, wie sie der Jugend dahinter gaukeln sieht, kein schnell verschwindendes Bild, das in Träumen hinter seinem Rande hervorschaut und beim Erwachen vergessen ist, ließ sich erkennen. Tag auf Tag, Monat auf Monat, selbst ein Jahr wurde der Zukunft abgewonnen zur Gegenwart, der Schleier blieb unberührt, wie von jedes Sterblichen Hand: sein Geheimniß ist ewig.

Camillo gewährte sich keine Schonung. Er suchte seine Wunden nicht zu heilen, es gereichte ihm zu einem wollüstigen Schmerze, sie immer wieder aufzureißen — wollte er vielleicht verbluten? Nur wenn der Morgen anbrach, die Sonne in das einzige Fenster des Gemachs schien und ein frischer Wind Camillo's Stirn umwehte, fühlte er zuweilen einen Anflug des alten Lebensmuthes und er sagte sich dann: „Edlere Geister, wie Du, haben gelitten, haben gleiche Noth ertragen und schuldlos! Sie trugen mit Würde. Kann Dich ihr Beispiel nicht zu gleicher Kraft begeistern?“ Das konnte es nicht, eben weil er sich Vorwürfe zu machen hatte. Die Standhaftigkeit des Schuldbewußten ist nur Trotz.

Im Morgen fand Camillo gern, wo das offene Fenster ihm einen Blick in die Freiheit gewährte, mochte ihm auch die Aussicht auf Graben und Contrescarpe seine Lage erst recht bestätigen. Er sah doch frisches Grün und zuweilen einen Vogel. Nur das Bajonnet des Grenadiers, der unter seinem Fenster als Schildwache stand, war ihm ein gehässiger Anblick, den er mögtlichst vermied. Wenn ihn aber die Sehnsucht allzusehr übermannte, kehrte er sich nicht mehr daran, sondern drückte sein Antlitz durch das Gitter in den vollen Sonnenschein, in den Morgenwind, schloß die Augen und träumte sich frei.

Das war eines Tages wieder der Fall. Mit gleichgültigen Blicken maß ihn der Grenadier, welcher, das Gewehr im Arm, neben dem Schilderhause stand. Da sing Camillo an, die Gitter-

Digitized by Google

stangen zu rütteln. Solches war verboten und die Schildwachen hatten die Pflicht, die Gefangenen daran zu erinnern. Der Unfug — ein solcher war der Soldat — rief drohend herauf. Camillo schien es nicht zu hören. Der Grenadier trat ein Paar Schritte näher und wollte ihn mit der Spitze des Bajonnetts anrühren, um ihn aus seinen Träumen zu wecken. Jetzt erst faßte er ihn schärfer mit seinen Blicken und hielt in seinem Vorhaben ein, er rückte die Bärmütze tiefer in's Gesicht, um sich die Augen zu schirmen, strich den scharfgewichsten Bart in die Höhe, murmelte ein Paar Worte in seiner Muttersprache.

„Herr!“ rief er dann plötzlich und ließ seine Waffe am Eisengitter klingen.

Camillo schrak auf und wollte, mit einem finstern Blicke auf den Gewehrträger, vom Fenster weichen. Aber der Soldat hob die rechte Hand gegen ihn auf, sah sich nach allen Richtungen um, ob er bemerkt würde, und da er die nächste Schildwache abgewendet erblickte, rief er mit gedämpfter Stimme: „Kennen's mich?“

Camillo hatte kein Gedächtniß für das gelbbraune Gesicht mit den breitgetrennten Augen, den hervorstehenden Backenknochen und dem schwarzen Schnauzbart, der nach Vorschrift dreifirt war. Er schüttelte den Kopf.

„Ich heiß' Jannasch,“ sagte der Grenadier. „Sie haben mich vor zwei Jahren deschenkt. Bei Wien.“

Camillo erinnerte sich kaum des Ereignisses mehr, das einer nähern Erklärung bedurfte, ehe er sich vollkommen darauf besann. Die Begegnung interessirte ihn als ein Vorfall, der das Einerlei seines Lebens unterbrach. Er ließ sich mit dem Grenadier in ein Gespräch ein, fragte ihn, wie er Soldat geworden, hörte eine Alltagsgeschichte und war endlich abgefunden. Nicht so der Slowak. Sein schwarzes Auge hing glühend an dem Antlitz des Gefangenen und blickte nur zuweilen spähend umher, ob auch Niemand beobachte, wie er trotz des Verbotes mit einem der Verhafteten sprach. Als der Graf mit seinen Fragen, welche Jannasch in geläufigem Deutsch, wie er es auf seinen früheren Kunstreisen gelernt, beantwortete, zu dem Resultate gekommen war, sein Beschenkter habe zu Hause nicht Alles nach Wunsch, sein Liebchen untreu gefunden, das Gold verspielt, und am Ende zur Fahne geschworen, wollte er sich zurückziehen, aber der Slowak fragte nun seiner Seits: ob er schon lange gefangen sei? Der Ton, in welchem der Naturmensch sich äußerte, verrieth so herzlichen Antheil, daß Camillo, dem er seit seiner Verhaftung noch nicht zu Theil geworden war, sich dadurch trotz der Kluft, welche ihn nach Rang, Bildung und Heimath von dem gemeinen Manne trennte, wohlthuend angesprochen fühlte, und ihm Rede stand.

In diesem Augenblicke gestikulirte aber Jannasch heftig zu ihm hinauf und schrie mit rauher Stimme: „Lassen's mich fein!“ Camillo sah ihn anfangs staunend an, bemerkte aber bald, daß die Ablösung von weitem erschien, und zog sich zurück, um dem armen Kerl keine Strafe zu veranlassen. Als die Formalitäten des Dienstes abgethan waren und der Gleichschritt des abmarschirenden Trupps verhallte, war es Camillo, als habe ihn ein Freund verlassen.

An demselben Tage erhielt Jannasch den Posten unter Arlinghierl's Fenster nicht wieder, weil vier Stunden darauf, wie gewöhnlich, die neue Wache aufzog. Camillo, der sich nie um militairische Verhältnisse gekümmert hatte und den Uhrgang des Dienstes nicht kannte, sah in jeder neuen Schildwache, welche aufgeführt wurde, seinen slowakischen Freund und fühlte sich getäuscht, wenn der gebräunte Magyar, dem er prüfend in das bärtige Gesicht sah, seinen Blick nur mit dem der Neugier erwiderte. So vergingen mehrere Tage, bis er des Harrens müde gar nicht mehr an das Fenster trat und die Besorgniß in ihm wach wurde, sein verbotenes Gespräch sei entdeckt und der pflichtvergessene Soldat bestraft worden.

Er hatte sich mit diesem Gedanken, nachdem er sein karges Mahl verzehrt, auf das Lager geworfen, das mit Recht sein Felsen des Prometheus genannt werden konnte. Die Geier, die ihm am Herzen nagten, überfielen ihn stets, wenn er die Stätte suchte, wo Andere Vergessenheit, selbst der bittersten Sorgen, finden. Heut war es wiederum die Eifersucht, welche ihm das Blut in Brand setzte, der Gedanke, daß Werffen Bianca liebe, daß er täglich um sie werben, ihr Herz gewinnen könne. Er quälte sich, daß ihn die Macht des Gesetzes hinweggerissen habe, ehe er Zeit zu seinem Werke gefunden: Werffen zur Rede zu stellen. Nie war ihm der Kerker so drückend gewesen, als in diesem Momente, wo er sich das Glück seines Nebenbuhlers ausmalte.

Ein Klingen am Fenster weckte ihn aus seinen schwarzen Träumen. Er sah eine Bajonnetspitze an die Gitterstange schlagen; es war ein Zeichen, das sich sein Bekannter gab. Rasch sprang er auf, er hatte sich nicht getäuscht. Das gelbe Gesicht seines Freundes — als solchen und einzig nahen sah er Jannasch an — blickte ihm unter der Bärenmütze entgegen und war zu einem Lächeln erheitert, das es wahrhaft verschönerte. „Noch gesund?“ fragte Jannasch.

„Gesund wohl am Körper, aber nicht am Geiste,“ erwiederte Camillo. „Geht es Dir gut?“

„Ganz gut,“ sagte der Slowak. „Wissen's was? Ich könnt' Ihnen 'raus helfen. Haben's Lust?“

„Mensch!“ rief Camillo, von der plötzlichen Aussicht ganz verblendet, keines weitern Wortes fähig.

„Jetzt nicht,“ sagte der Soldat, indem er, sich abwendend, eine gleichgültige Stellung annahm. Die nächste Schildwache hatte sich eben in ihrem Auf- und Niedergehen ihm zugekehrt und wenn sie auch zu fern war, um überhaupt zu hören, wenn gesprochen wurde, so mußte doch alle Vorsicht gebraucht werden, daß sie es nicht sah.

Als Jannasch wieder das Messinggehäuse ihrer Patrontasche in der Sonne blitzend erblickte, was sein Wahrzeichen der Sicherheit war, daß ihm der Rücken gekehrt wurde, begann er von Neuem: „Ich steh' jetzt bis sieben Uhr. Dann komme ich wieder auf von Eilf bis Eins. In der Nacht geht's Reden besser. Lassen's uns allemeil still sein.“

„Sage mir nur eins!“ rief Camillo. „Ist eine Möglichkeit vorhanden? Hast Du Hoffnung?“

„Ich werd' Sie doch nicht narren!“ entgegnete Jannasch. „Wir Ihnen viel schuldig. Hab' mir's gut ausgesonnen!“

„Großer Gott!“ rief Camillo aus seiner vollen Brust. „Wäre es möglich? Sollte ich die Luft der Freiheit —“

„Schreien's nicht so!“ warnte der Slowak. „Wenn's Einer hört!“

„Aber Dich, Du großmüthiger Mensch, wird es Dich nicht in Gefahr bringen?“ fragte Camillo besorgt. „Wenn ich fürchten müßte, Dich um meinetwillen büßen zu sehen, ich könnte mich der Rettung nicht freuen.“

„Keine Noth!“ lachte Jannasch. „Wenn Sie fort sind und sich's macht, schieß' ich hinterdrein. Aber jetzt sein's still, der Doll hört gar wieder die Nase her.“ Er setzte sich selbst in Marsch, um seinen Cameraden zu täuschen und antwortete auf jede Frage, welche Camillo ihm fernerhin zuflüsterte, nur mit einem unwilligen Winken der Augenbrauen, oder wenn er ganz nah war, durch die Worte: „Heut Nacht sag' ich Alles, jetzt nicht.“

Es war Abends sieben Uhr, als er abgelöst wurde. Die vier Stunden, welche vergehen mußten, ehe ihn wieder die Reihe traf, schienen Camillo eine Ewigkeit zu sein; er verzehrte sich fast vor innerer Unruhe, seine Adern stuteten wilden Drang, das Blut stieg ihm zu Kopfe und die Pulse seiner Schläfe drohten ihre Decke zu sprengen; ein krampfhaftes Zucken ergriff seine Glieder. Vergebens warf er sich nieder und suchte zu schlafen; es ließ ihm keine Rast, er mußte wieder aufspringen, mußte die enge Zelle durchkreuzen. Was sollte er hören? Welchen Plan hatte der treue Bursche ersonnen? Wohin sollte er, wenn er glücklich der Feste entronnen war, fliehen, um die Verfolgung zu meiden? Was fernerhin thun, wie und wovon leben? Tausend Combinationen stürmten in rastlosem Wechsel durcheinander, überstürzten sich, bildeten ein buntes, wirres Chaos, in welches keine Ordnung zu bringen war.

Endlich hörte sein Ohr verstärkt pochendes Ohr den Tritt des Ablösungstrupps, der Jannasch brachte, durch die schweigende Nacht. Er hörte den Anruf der Schildwache, die Commandowörter, den Admarsch. Erst, nachdem auf dem nächsten Posten abgelöst und nichts mehr zu vernehmen war, als der Tritt, welcher Jannasch gehören mußte, wagte sich Camillo in einer Spannung, welche seine Sinne zu erschüttern drohte, an das Fenster. Die Nacht war dunkel, das schwache Licht der Sterne vermochte nicht, die Gegenstände zu erhellen, und Camillo konnte kaum den Wandelnden wahrnehmen, der in diesem Momente eine Strecke entfernt war. Es verschwand ihm, daß er sich nicht kund gab. Er hustete, der Soldat machte Kehrt und kam näher. Camillo erwartete klopfenden Herzens seine Anrede, weil er selbst nicht eher sprechen wollte, aus Furcht, belauscht zu werden. Dazu mußte noch Gefahr sein; der Getreue ging, ohne einen Laut, unter dem Fenster vorüber. Camillo wurde immer ungeduldiger. Das Spiel wiederholte sich dreimal. Endlich konnte sich der Gefangene nicht länger mäßigen, er flüsterte mit verhaltener Stimme hernieder: „Jannasch?“

Ein rauher Kehlton, ein Paar Worte in unbekannter Sprache! Camillo bebte vom Fenster zurück, Jannasch war es nicht, es war ein Anderer! Wie vernichtet stürzte er auf sein Lager, das stolze Gebäude seiner Hoffnungen begrub ihn zusammenbrechend unter seine Trümmer.

Es währte eine geraume Zeit, ehe der Getäuschte so viel Fassung gewinnen konnte, um Vermuthungen über das unerklärliche Ausbleiben seines Helfers anzustellen. War er erkrankt? Hatte er einen andern dienstlichen Auftrag bekommen? Oder — war seine Absicht verrathen worden? „Nur das nicht!“ rief

Digitized by Google

Camillo, die Hand vor die glühenden Augen pressend, als wolle er nicht in den Abgrund sehen, der sich mit dem Gedanken plötzlich vor ihm eröffnete. Nach und nach faßte er wieder Hoffnung. Vielleicht hatte der Zufall einen Tausch bewirkt und Jannasch erschien in der folgenden Stunde. Sie kam; aber Jannasch blieb aus. Camillo harrte vergebens auf ihn, bis die Sterne am Himmel erblichen und der Osten sich färbte; dann erst entsagte er seiner Hoffnung für diesmal, ohne sie doch für die Zukunft aufzugeben. Aber auch die Ungewißheit, welche tausend mögliche Fälle, und unter diesen manchen trostreichen, zuließ, sollte ihm geraubt werden. Die Sonne war noch nicht hoch gestiegen, als die Schlösser an seiner Thüre rasselten, und der Aufseher mit einem Handwerksmanne erschien, der sich ohne weitere Erklärung daran machte, mit Hammer und Zange die Festigkeit der Gitterstangen am Fenster zu untersuchen. Sein Beginnen hielt Camillo wie ein Felsblock auf das Herz, denn es schien eine schauderhafte Erklärung der verflossenen Nacht zu geben.

„Warum geschieht das?“ fragte er den Aufseher, welcher mit ernstem Blick der Untersuchung des Meisters zuschaute.

„Das werden Sie wohl selbst am besten wissen,“ erwiederte der Aufseher kurz.

„Wie so? Was heißt das?“ rief Camillo, sich zur Unbefangenheit zwingend. „Fürchten Sie von mir etwa —?“

„Zu fürchten ist überhaupt nichts,“ antwortete der Aufseher. „Nur sicher stellen wollen wir uns, damit nicht ein Unschuldiger durch Sie zur Verantwortung kommt. — Alles in Ordnung, Meister?“

Der Mann bejahte. „Wir könnten allenfalls noch ein Paar Querstangen legen,“ äußerte er, nicht eben erbaulich.

„Sie sprachen von Verantwortung?“ fragte Camillo, als der Aufseher sich entfernen wollte. „Darf ich nicht hoffen, daß Sie mir eine Erklärung geben, was Ihre Worte, was diese Anstalten bedeuten?“

„Das wäre sehr überflüssig,“ erwiederte der Aufseher. „Nur so viel kann ich Ihnen sagen, daß Sie sich nicht mit thörichten Hoffnungen schmeicheln dürfen. — Sie sollten sich schämen, Herr!“ — Damit verließ er, einen Blick ernsten Vorwurfs auf den Bestürzten heftend, das Gemach, und der Schliesser, der bald darauf erschien, dem Gefangenen Frühstück zu bringen, war außer Stande, Camillo's Fragen, die er nicht direct stellen wollte, zu befriedigen. Es war auch nur noch das letzte Zucken wider die gewaltsam einbrechende Ueberzeugung, daß der Anschlag, auf den er sein Heil gebaut hatte, verrathen sei. Welche namenlose Pein, wenn er an das Schicksal des Unglücklichen dachte, der sich aus Erkenntlichkeit für ihn in's Verderben gestürzt hatte!

10.

Camillo's Urtheil war seinen Freunden und Allen, welche ihn kannten, nicht lange ein Geheimniß geblieben. Friedrich hatte es längst geahnt und nahm es tief seufzend hin, was er immer als unausbleiblich dem Verblendeten prophezeiht hatte. Er konnte nichts für ihn thun, da selbst eine Reise, die er unternahm, um ihn zu sprechen, fruchtlos gewesen war.

Bianca erfuhr es auf einem Faschingsball. Sie stand neben ihrer Mutter, als dieser eine ihrer Freundinnen nahte, welche damals mit von der Gesellschaft gewesen war, die den schönen Fremdling zwiemal in ihrer Mitte gesehen hatte. Mit großer Umständlichkeit trug sie ihre Nachricht vor, daß der italienische Graf, an den man sich wohl noch erinnern werde, ein Betrüger gewesen sei, unter falschem Namen sich eingeschlichen habe und jetzt als Revolutionair seine Kerkerstrafe erleide. Ihre Worte sprudelten wie ein Springquell, ihre Haube flog vor dem eindringlichen Nicken, das den Vortrag begleitete. Frau von Rodenau beobachtete verstohlen ihr Kind, welchen Eindruck die Nachricht auf dasselbe machen würde. Sie freute sich des Heilmittels, wenn es dessen bedurfte, aber sie zitterte vor seiner anfänglichen Wirkung. Bianca lauschte mit offenem Antlitz: ein leichtes Roth, das die Farbe ihrer Wangen momentan erhöhte, ein leises Zucken der Lippen, und Alles war vorüber. Die Mutter dankte Gott und entsagte mit Freuden der Genugthuung, das Räthsel des jungfräulichen Busens zu ergründen.

Werffen's Character war zu grade und ehrlich, jedem Schlangenwege zu abhold, als daß ihn nicht die Entdeckung von der Unwahrheit, in welche er selbst gezogen worden, mit Unwillen hätte erfüllen sollen. Es kränkte ihn empfindlich, daß er sich hatte bereit finden lassen, für eine Lüge zu bürgen, er schalt auf wälsche Ränkesucht und Falschheit und eilte, den Flecken, der nach seiner Meinung auf ihn selbst fiel, durch eine offene Erklärung abzuwaschen. Man versicherte ihn lächelnd, daß der Zusammenhang längst klar vorliege und sein tadelloser Ruf zu fest begründet sei, um nur den leisesten Verdacht zu fassen, der ihn der Helferei eines Verbrechens bezüchtige.

Noch im vollen Grimme über den Wälschen, der ihm den Streich gespielt, traf er einmal in Dienstgeschäften mit Friedrich zusammen, der jetzt eine amtliche Stellung bekleidete. Er säumte nicht, nachdem die dienstliche Angelegenheit beseitigt war, sich über Camillo gegen den Mann auszusprechen, der sich seinen Freund genannt hatte.

„Richten Sie nicht zu streng!“ sagte Friedrich. „Nennen Sie ihn unglücklich, aber nicht schlecht. Ich kenne jede Falte seines Herzens, es ist probehaltig und rein, nur seinen Kopf tadeln Sie, sein leidenschaftlich Gemüth, seine schnell entzündliche, leicht zu verführende Phantasie. Er hat von der Natur ein böses Geschenk für das Leben bekommen und nicht gelernt, es richtig zu gebrauchen. Das mag seine Schuld wenigstens erklären.“

„Sie ist ziemlich deutlich auch durch sich selbst,“ erwiederte Werffen.

„Nein, Herr Baron,“ versetzte Friedrich. „Wer ein Vergehen nur nach Thatsachen beurtheilt, wird nie den rechten Standpunkt gewinnen, um seine Strafbarkeit zu würdigen. Ich meine nicht die Strafbarkeit vor dem Gesetz. Diese steht fest, und es ist ein Glück für die Menschheit, daß sich das Gesetz nicht durch psychologische Belustigungen das Schwert, das es von Gott führt, entwinden läßt. Aber die Strafbarkeit vor dem Blicke, der in das innerste Getriebe des Herzens schaut —“

„Wollen Sie diese ermessen?“ fragte Werffen.

„Das sei ferne von mir!“ erwiederte Friedrich. „Aber ich fühle mich niemals berufen, auch meiner Seits einen Stein wider den Gefallenen aufzuheben, sondern ich suche den Triebfedern seiner Handlungen, den Verhältnissen, die seinem Character die erste Richtung gaben, nachzuspüren und frage mich oft: ob ich unter gleichen die Versuchung bestehen würde.“

„Ich glaube hier doch: Ja! sagen zu müssen,“ versetzte der Freiherr. „Nichts in der Welt könnte mich veranlassen, die Pflicht gegen meinen Landesherrn mit Füßen zu treten, unter falschem Namen ehrliche Leute zu täuschen oder selbst in bösen Ruf zu bringen.“

„Das weiß ich,“ sagte der Arzt. „Auch ich selbst, wie ich bin und denke, glaube jeder Versuchung der Art gewachsen zu sein. Aber seien wir billig. Sie, Herr Baron, sind aufgezogen in Ehren und Frömmigkeit, deutschen Stammes in einem Lande, dessen Treue nie wanken wird, weil sie ein heiliges Vermächtniß unserer Väter ist, das unser Glück verbürgt. Die geschichte bietet Ihnen nur Stärkung darin: unsere altdeutschen Dome sind das Bild unserer Vorzeit. So hat sich Ihr Character gebildet, auf fester Grundsätze gestützt: Sie sind ein deutscher Edelmann im adligsten Sinne des Wortes.“

„Herr Doctor, wenn das Ihr Ernst ist, so wissen Sie, daß ich dergleichen Reden nicht wohlgefällig einschlürfe,“ unterbrach ihn Werffen lächelnd.

„Nun aber denken Sie sich einen Italiener,“ fuhr Friedrich fort. „Seine Vorzeit hält ihm die Größe Roms vor, die klassischen Schriften, die er mit Begeisterung liest, erfüllen ihn mit Bildern republikanischer Größe, sein feuriger Geist nährt sie und führt sie auf die Gegenwart über, vergessend, daß sie todt sind und so wenig zu beleben, als ihre kalten Marmorbilder in den antiken Hallen. Der Funke zündet. Die blutigen Geister des Mittelalters, wo die furia tedesca Italiens Fluren verheerte, steigen herauf und schüren den Brand. Und von außen kommen ruchlose Hände, die an alten Pfeilern des Bestehenden rütteln, ohne ein anderes Gebäude sicher und gut für die Menschheit aufgeführt zu haben. Der Schlachtruf, den sie gewählt, klingt zu schön, als daß er nicht auch feste Seelen stutzig machen könnte. Wie viel mehr des Italieners leicht beweglichen Sinn. Er greift enthusiastisch nach dem Ideal, das er für die Himmelstochter hält, der erste Schritt ist gethan, er selbst den feindlichen Mächten verfallen. Zu spät erkennt er, was es für Folgen haben wird; Zweifel quälen sein wiederkehrendes Bewußtsein, aber er kann nicht mehr zurück, es reißt ihn von Stufe zu Stufe, bis er in den Abgrund seines Erdenwohls stürzt. — Das ist Camillo's Geschichte. Ich habe ihn gewarnt, ich hätte Alles gethan, um ihn zu retten. Aber er blieb meinen Worten unzugänglich.“

Werffen hatte sich bei der warmen Schilderung des Antheils nicht erwehren können und sagte nun: „Es mag sein, daß des Menschen Freiheit im Handeln durch seine Jugend, Erziehung und Anderes beschränkt wird, aber verantwortlich bleibt er darum doch und ich kann Ihren Freund nur bedauern, nicht entschuldigen.“

Dies zweite Zusammentreffen der beiden Männer führte zu näherer Bekanntschaft, und Werffen lernte bald den innern Werth des Arztes, dessen unvortheilhaftes Auftreten ihm schon oft in seinem Berufe hinderlich gewesen war, schätzen. Beide besuchten sich seit der Zeit wiederholt und verständigten sich in

Digitized by Google

ihren Ansichten, welche, dem Grundprincip nach gleich, nur verschieden ausgeprägt waren. Eine glückliche Kur, welche in militairischen Dingen war, hatte doch kein Auge für die zarten Aeußerungen eines weiblichen Herzens, welche mehr erraethen, als erkannt sein wollen. Das Zeugniß der Mutter verwarf er überdem, wie er sie auch dringend gebeten hatte, Bianca's Wahl weder durch Winke, noch Worte zu lenken. So hielten sich denn die Verhältnisse längere Zeit auf demselben Standpunkte.

Bianca dachte nicht daran, ihre Zukunft zu bestimmen. Sie lebte, wie es des Mädchens Rosenzeit, die schöne, nie wiederkehrende, mit sich bringt, im Sonnenschein der Gegenwart, pflückte sorglos von Freude zu Freude, sah über sich nur heitres Himmelsblau, um sich nur freundliche Bilder. Jeder Schritt wurde ihr gebonet, Wohlwollen und Aufmerksamkeit begegneten ihr, wo sie sich nahte, ihr Lächeln, ihr Blick weckte Huldigung, selbst von ältern und stolzen Männern, welche an Rang weit über ihr standen. Wie hätte sie es anders wünschen sollen, da es ihrem jugendlichen Herzen noch nicht gegeben war, an ernstere, schönere Tagen des Lebens zu denken? Es weckt dem Beobachter, dessen Blick nicht auf der Oberfläche des Moments stehen bleibt, ein wehmüthiges Gefühl, diese Geseiterten zu sehen. Wie drängt sich Alles, ihnen Weihrauch zu streuen, wie sucht man um die Wette ihr Hirn und Herz zu berauschen! Jugend und Schönheit werden vergöttert, sie haben den Vortritt überall. Wohl ihnen, wenn sie vom Höhepunkte ihres Glanzes im Triumph an den Altar geführt werden! Doch Wehe den Andern! Wenige Jahre reichen hin, um ihre Kränze zu entblättern, und die Männer, welche sonst für einen Blick von ihnen ihr Blut versprizt hätten, wenden sich kalt, oft höhnisch lächelnd von der Verblühten zu neuen Erscheinungen, die in frischem Jugendreiz auftreten. Bedauernswerth die Arme, wenn sie keine Resignation fühlt, wenn sie, ihrem Herzen vielleicht noch jung ist, sich nicht erkennt und würdig zurückzieht.

Betrachtungen solcher Art drängten sich besonders dem Doctor Friedrich auf, wenn er, wie jetzt nicht selten geschah, größeren Festen beiwohnte. Er war seit seiner Bekanntschaft mit Werffen, seit seinem Umgange mit den Damen von Redenau ein ganz Anderer geworden. Seine scharfen Ecken hatten sich allmälig abgeschliffen, er hatte gelernt, sich auf der gesellschaftlichen Bahn zu bewegen, ohne überall anzustoßen. Mehr und mehr trat sein trefflicher Kern auf der rauhen Schale an das Licht, und sein hoher Männer freute sich des allgemeinen Rufs, den sein Schüzling mit der Zeit gewonnen hatte. Das alte Sprichwort: Gewinnst du Ostern, fing an, sich an ihm zu bewähren, Friedrich wurde gesucht, geehrt, belobnt, Mütter selbst adeligen Standes sahen ihn bereits für einen homme à marier an und wunderten sich, daß er so ganz blind für die Reize ihrer Töchter sei, welche sie Sorge trugen ihm durch mancherlei Unpäßlichkeiten bemerkbar zu machen. Viele schoben es auf seine schlechte Brille.

„Man will Sie heirathen, Doctor!“ sagte Werffen zu ihm.

„Ich heirathe nie!“ erwiederte Friedrich, ohne sich jedoch auf eine Erörterung einzulassen. Es war nicht Weiberfeindschaft, auch nicht eingefleischter Hagestolzsinn, denn er sprach sich oft mit Wärme über den Werth einer wahren, im Himmel geschlossenen Ehe aus und hatte Werffen mehrmals gerathen, den Schritt zu thun, vor welchem der wackere Mann trotz seines Kriegermuths zagte. Werffens Liebe war ihm nämlich kein Geheimniß geblieben und da er für Camillo nicht die leiseste Hoffnung hatte, so konnte er nicht anders, als sich gestehen, daß Bianca mit Werffen sehr glücklich sein werde.

„Einen Anlaß suchen Sie?“ sprach er oft. „Brauchen denn zwei Menschen einen Anlaß, um sich zu sagen, daß sie sich lieb haben? Dürften Sie daran, sich um Freiherr Bianca zu bewerben, der glänzendes Verdienst zu erwerben? O der profaischen Zeit, die so wenig Gelegenheit zu romantischen Abenteuern bietet! Rettung aus Feuersgefahr und Räuberhänden ist durch unsere treffliche Polizei schier unmöglich geworden, ein Duell für die Geliebte wäre noch das Einzige; aber wo finden Sie gleich einen Gegner, der sie verunglimpfte? Vielleicht wäre ein Durchgehen der Pferde vor dem Wagen zu arrangiren, oder ein Umstürzen des Kahns auf einer Wasserpartie. Sie können doch schwimmen?“

„Spotten Sie nur!“ erwiederte Werffen. „Sie können sich hierin doch kein Urtheil anmaßen.“

Es war, als habe das Schicksal beschlossen, die Säumniß zu strafen. Ein Sturz mit dem Pferde streckte Werffen eine geraume Zeit auf das Schmerzenslager und trennte ihn von Bianca; zwar schickte ihre Mutter jeden Tag, sich nach seinem Befinden zu erkundigen, zwar brachte ihm Friedrich, der im Redenauschen Hause über seinen Patienten so oft als möglich Bericht abstatten mußte, den besten Trost und rühmte den innigen Antheil, welchen Bianca stets äußerte, aber es war ihm doch kein Ersatz für das verlorne Glück ihrer Nähe, das er so schlecht benuzt hatte. Er wußte überdem, daß die Zeit der Faschingsfeste wiederum nahe war, daß der ungarische Graf, den er als seinen

11.

Nicht fehlten konnte es, daß Bianca bei ihrem Liebreiz, der ihre Erscheinung selbst in den Salons des fraunschönen Wiens auszeichnete, von Anbetern umschwärmt war. Die Mutter, sie mochte es sich selbst abläugnen, wie sie wollte, sah es nicht ungern. Jeder Triumph schmeichelt der weiblichen Eitelkeit, und die Huldigungen, welche ihr um der Tochter willen gebracht wurden, das Empressement, mit welchem man sie zu Festen und Ballen zog, konnten ihr nicht gleichgültig bleiben. Werffen sah sein Glück von Neuem bedroht, es reizte ihn, durch eine rasche Erklärung über seine Zukunft entscheiden zu lassen, aber die Besorgniß vor einer unwillkommenen Entscheidung hielt ihn davon zurück. — „Ich muß meiner Sache erst gewiß sein,“ dachte er. „Sie ahnt, sie kennt meine Neigung. Ich muß ein Zeichen der übrigen sehen, ehe ich mich der Gefahr aussetze, zurückgewiesen zu werden.“

Digitized by Google

gefährlichsten Nebenbuhler fürchtete, Gelegenheit haben würde, sich um sie zu bewerben — sein Regiment hatte unter der Zeit Marschordre bekommen, sobald er gesund war, mußte er ihm nachelien, mußte Bianca verlassen! Diese Gedanken, welche sein Blut entzündeten, ließen ihm keine Ruhe und verzögerten seine Genesung sehr. Friedrich machte ihm die eindringlichsten Vorstellungen, welche jedoch, wie es in der Regel der Fall ist, wenig fruchteten.

Endlich fühlte er sich stark genug, um seinem Arzte die Erlaubniß abzudringen, das Fest, das die Krone des Carnevals sein sollte, zu besuchen. Friedrich wurde grob über das Ansinnen, hielt ihm die Pflicht gegen sich selbst, gegen Bianca, gegen den Dienst, da er sich noch nicht gesund gemeldet, vor und schlug seine Genehmigung rund ab. Werffen beruhigte sich scheinbar, sobald aber der Arzt eine Krankenteure, die ihn länger entfernt halten mußte, unternommen hatte, ließ er sich ankleiden und fuhr, ohne sich zu bedenken, dahin, wo er gewiß war, seine Geliebte wiederzusehen.

Er trat in den festlich erleuchteten Saal, die Wogen der Töne schwollen ihm entgegen, zahlreiche Paare flogen im Walzer dahin. Werffens Blick suchte nicht lange. Bianca stand, angetreten zum Tanz, in seiner Nähe, wie es das Herz ihm unheilvoll prophezeie, neben dem Magnaten, wie seines Gleichen sich gar zu gern nennen hört. Er ließ nicht ab, zu ihr zu sprechen, sein glühendes Auge schweifte in ihren Reizen. Ob sie ihm Antwort gab, konnte Werffen nicht bemerken, sie stand ihm abgekehrt. Er bahnte sich Platz, bis er dicht hinter ihr stand. In diesem Augenblicke war die Reihe an dem Paare, der Ungar umschlang mit dreistem Arme den jungfräulichen Leib, wo sich Werffen, der niemals getanzt, nicht getraut hätte, ihre Fingerspitzen zu berühren — und flog mit Bianca durch den Saal. „Es ist ein seltsames Ding um die Walzersitte, welche Freiheiten gestattet, die ohne Musik Freedheiten wären. Heilige dann der abscheute Geigenstrich des Mannes Hand, daß ihre Berührung nicht mehr die Züchtigkeit verletzt?" — So unmoderne Gedanken, Kinder des Verdrusses, nahten sich dem Zuschauer, der sich sehr matt fühlte, aber dennoch nicht wich, sondern auf den Stock gestützt, den er nicht abgelegt hatte, das walzende Paar mit den Augen verfolgte, bis es athemlos wieder vor ihm inne hielt. Bianca bemerkte ihn noch nicht, ihr Auge war zu Boden geschlagen, sie wandte sich auch nach ihrem Tänzer ab. Er mochte ihr im Walzen etwas gesagt haben, das sie in Verwirrung setzte. Werffens Herz schwoll immer bitterer.

„Darf ich mir dies Schweigen günstig deuten?" hörte er jetzt mit geschärften Sinnen, wie er Bianea zuflüsterte.

Bianea ward einen schnellen, suchenden Blick um sich her und begegnete einem treuen Auge, das mit bekümmertem Ausdruck auf ihr ruhte. Es zuckte über ihre Antlitz, das sich mit hoher Gluth färbte, in allen Nienen belebt.

„Sie hier, Cousin?" rief sie mit freudiger Stimme. „Sind Sie gesund?"

Werffens krankhafte Blässe, die in der Bewegung des Augenblicks noch eine schlimmere Farbe angenommen hatte, schien ihm die Antwort zu ersparen, der er ohnehin nicht fähig war. Er zuckte nur mit den Achseln.

„Haben Sie meine Mutter gesprochen?" rief Bianea besorgter. „Führen Sie mich zu ihr. — Herr Graf!" Sie verneigte sich und trat ab.

„Sie leiden und ich tanze!" sagte sie dann im Gehen mit einem Selbstvorwurf, der aufrichtig war. „Wir hatten aber so gute Nachricht von Ihnen, daß ich mir den Ball nicht versagte. Ich tanze so gern. — Aber dürfen Sie denn ausgehen! Und müssen wir Sie hier zuerst sehen?" Sie blickte ihn so liebreich an, daß er sich eiligst entschuldigte. Frau von Rodenau, welche ihn von Weitem erkannt hatte, kam ihnen durch das Gedränge des Saales entgegen, erschrak aber auch über das kranke Aussehen des Vetters und fragte ängstlich: ob der Arzt diesen Gang auch erlaubt habe? was Werffen freilich verneinen mußte.

Sie tadelte ihn ernstlich und Bianea fragte, was ihn zu diesem Trotz gegen die Vorschrift veranlaßt habe? Sein Auge, das ihr eine unwillkührliche Antwort gab, trieb ihr wieder das Blut in die Wangen, aber ihr Gesicht wurde zur Angst, als sie die zunehmende Schwäche des noch Ungenesenen bemerkte. Auch die Mutter sah es, wie er sich nur mit Anstrengung aufrecht hielt, trieb ihn zum Sitzen und bestand auf seiner ungesäumten Heimkehr. — „Unser Wagen ist schnell herbeigeschafft," sagte sie.

„Ja wohl," bestätigte Bianca. „Wir begleiten sie. Mir ist dieser Ball ohnehin zur Last." Ein Diener flog mit der Bestellung davon.

„Ich glaubte das Gegentheil," sagte Werffen beziehend.

„Das konnten Sie!" rief Bianea lebhaft. „Sie haben gesehen, wie der Unerträgliche mit die harmlose Freude am Tanz verbitterte. Ist es denn unmöglich, daß man tanzen kann, ohne immer von Neuem und von Jedem gequält zu werden? Ich möchte lieber gar nicht mehr tanzen."

Werffen hatte sich niedergelassen und litt offenbar. Frau von Rodenau beobachtete ihn und unterhielt ein schonendes Gespräch, um seine Geister bis zur Ankunft des Wagens in Spannkraft zu halten. Bianea wurde still.

Endlich meldete man den Wagen. Vergebens widersetzten sich einige Herren, der Magnat faßt à vive force, dem Abgehen der schönsten Tänzerin, Frau von Rodenau mußte ihren Willen mit Energie durchführen. Im Wagen sagte Bianea: „Wenn dieser Ausflug üble Folgen für Sie hätte! Ein schrecklicher Gedanke!" — Er tröstete sie mit der Versicherung, sich ganz wohl zu fühlen.

Sie schwiegen eine Weile. — „Ich habe noch etwas mit Ihnen zu sprechen," fing Bianea wieder an. „Der Unglückliche, dessen Sie sich angenommen haben, — kann es Ihnen keine Gefahr bringen, einen solchen Menschen um sich zu dulden? Ich gestehe, daß ich mich vor diesem Volke fürchte, wo ich irgend Einem begegne."

Er beruhigte sie. Der Wagen hielt, die Reverberen warfen ihr Licht auf Bianea's Antlitz, als Werffen Abschied nahm. Ihr tiefer inniger Blick traf sein Herz.

12.

Jahre waren verflossen, hatten Vieles umgestaltet, den Strom der Zeit, der eine gefährliche Richtung zu nehmen drohte, wieder in ruhige Bahnen gelenkt. Jetzt wurde es möglich, das Wort der Gnade zu sprechen. Gnade! Erhabenes Vorrecht der Fürsten, das sie Gott ähnlich macht, nicht dem zornigen Jehovah, der an flammender Rache Gefallen findet und die Sünder mit seinen Strafen zerschmettert, sondern dem Vater Christi, dem Gotte der Liebe, der die Verirrten aufrichtet und mit sanfter Barmherzigkeit auf die verlassene Bahn des Guten zurückführt!

Die Amnestie war verkündigt. Friedrich eilte, sobald er die Gewißheit vernommen hatte, mit Postpferden nach der fernen Feste, um seinen Freund beim Wiedereintritt in das Leben zu begrüßen, um mit ihm seine Zukunft zu berathen, und den Groll zu theilen, den vielleicht das Schicksal in ihm zurückgelassen hatte. Er fand ihn nicht mehr. Kaiserliche Commissarien waren bereits mit den Staatsgefangenen abgereist. Da er nicht hoffen durfte, sie einzuholen, und einmal Urlaub zu reisen hatte, benutzte er ihn, um seinen norddeutschen Freund, den Geistlichen, mit dem er von Zeit zu Zeit Briefe wechselte, zu besuchen. Welcher Verdruß, als er hörte, daß er die Reise umsonst gemacht hatte, daß sein Bekannter wiederum in Süddeutschland war und auch Baden, auch ihn selbst zu besuchen gesinnt hatte. Er verließ das Städtchen ziemlich unwirsch. Hätte er noch dazu eine Ahnung gehabt, was sich während seiner Abwesenheit in Baden zugetragen hatte!

Die Saison war in diesem Jahre ungemein glänzend. Es ist uns in unserm Kreise überhaupt verfagt, Silhouetten zu schneiden, als nur zu unserer eigenen Ergötzlichkeit; wir haben viele äußere Lächerlichkeit kennen gelernt, noch mehr geistige Misere, vor der Hand ziehen wir noch den Hut und schweigen. In dem Kreise aber, der sich dazumal zu Baden bei Wien versammelt hatte, war ein zu reiches, freihinniges, an liebenswürdigen Erscheinungen üppiges Leben, als daß sich ein satirischer Silhouettenschneider hätte beluftigen können, Jagd auf Modier zu machen, die und leider so vielfach über den Weg gelaufen sind, große und kleine.

Camillo Arlinghieri sah sich mitten in dies Leben versetzt. Es war Sonntag; er hatte jede Hemmniß für den Moment beseitigt und fühlte sich frei. Noch war ihm dies Bewußtsein während seiner Reise nicht klar erwacht. Jetzt strömte es ihm wie ein belebender Geist durch alle Adern. Er hätte jauchzen mögen, sein Auge flammte wieder mit der alten Gluth, seine Brust rankt die würzige Bergluft in langen durstigen Zügen. Auch sie sollte er wiedersehen. Er wußte, sie war hier. Er hatte in Wien nach Frau von Rodenau gefragt, sie war in Baden, ihre Tochter auch. Seine Zukunft zeigte ihm nicht mehr den schwarzen Schleier, er hatte sich rosig gefichtet. Einen Stein vor das Grab der Vergangenheit!

Der Park zu Baden ist beschränkt, als habe sich die Kunst geschämt, mit der Natur, die rings so Großes und Reizendes geschaffen, zu wetteifern. Camillo durfte, nachdem er Bianea's Spur die hierher gesucht, nicht lange forschen. Dort saß sie — neben ihrer Mutter. Camillo zögerte, ihr zu nahen, sein Auge weidete sich trunken an der vollendeten Schönheit, zu welcher sich die liebliche Jungfrau entwickelt hatte. Sie saß so still in edler Ruhe, sie sprach so liebreich zur Mutter gewandt, kein Zierling

Digitized by Google

schien es zu wagen, seine unreine Nähe diesem Himmelsbilde, das für ihn zu hoch stand, aufzudringen. Gewiß, sie war noch frei! Und wie der Gedanke durch Camillo's Seele strahlte, gab er ihm Muth; er eilte, von Hoffnung getrieben, seinem Schicksal entgegen.

Die Damen erkannten ihn nicht, als er sie grüßte. Er hatte sich sehr verändert, der innere Wurm seine Blüte zerstört. Erst, als er sprach, wurde die Erinnerung in Bianca wach und sie erröthete. Er sah es mit Entzücken. Sein glühender Geist, durch die reizbaren Nerven, die Folge langer Kämpfe, noch mehr exaltirt, nahm den Flug zu Sonnenhöhen, ohne Furcht vor jähem Sturze. Ein leichtes Gespräch entspann sich, beide Damen zeigten den unverkennbarsten Antheil, aber sie vermieden zart Alles, was ihn an sein Unglück erinnern oder verletzen konnte. Sie sprachen von Friedrich mit ihm, Beide zu des Freundes Lobe, sie sagten ihm, daß er verreist sei, aber täglich erwartet werde. — „Er ist ein sehr lieber Freund unsres Hauses!“ sagte Bianca. Camillo hörte Bedeutung darin. Gewiß hatte Friedrich, der Treue, sein Interesse wahrgenommen, ihn entschuldigt, Bianca's Herz ihm gewonnen und erhalten.

Da sprang unter den Bäumen ein kleines, goldlockiges Mädchen daher, schmiegte sein Köpfchen in Bianca's Schooß. Sie liebkoste das Kind mit ihrer feinen Hand, es blickte aus blauen Augen zu ihr empor und nannte sie mit dem Mutternamen. Camillo erstarrte. Es war, als stürze die Riesenhand seines feindlichen Schicksals eine Eismasse in die Gluth, die ihn durchwalte; aber gedämpft wurde sie dadurch nicht, sie prasselte nur wilder empor und schlug über seinem Haupte, alle Sinne verwirrend, zusammen. Ohne Rücksicht auf Klugheit oder Sitte, nur dem ungezähmten Drange seiner Leidenschaft gehorchend, sprang er auf, stammelte ein paar Worte, die er selbst nicht verstand, und floh mehr, als er ging. Zu den Bergen hinauf trieb es ihn, dort sah ihn Niemand, er ward sich auf den Grund, er raste wider sich selbst. Noch im Scheiden hatte er den Mann wohl erkannt, dem das Kind voraussagerisch war: Werffen war es, er der Verglückte, er in Bianca's Armen! Mit erfindlicher Grausamkeit malte er sich dies Glück aus, Werffen war von Stund an sein Todfeind, die Hölle erwachte in seiner Brust und trieb ihn zu wilden Bildschen. Er sah es nicht, daß ein Mensch auf ihn zusprang, er hörte kaum sich angerufen, er schraf erst auf, als er seine Knie umfaßt, seine Hände mit Küssen bedeckt fühlte. „Ich bin's ja, Jannasch!“ schrie der Freudige. „Sind Sie nun los?“

„Du hier?“ rief Camillo dumpf heraus.

Der Slowak hatte bürgerliche Kleidung an, trug keinen Bart und sah ganz ehrbar aus. Er blickte vorsichtig umher und raunte dann dem Grafen zu: „Desertirt!“

„Was willst Du? Geld? Nimm!“ rief Camillo und warf ihm die Börse zu. „Geh, verlaß mich.“

„Ich brauch's nicht,“ sagte Jannasch, „bin im Dienst bei einem reichen Offizier, kein Mensch kennt mich, als Doctor Friedrich. Der war mein Retter, wie ich mich schon angeben wollt', ich erkannt' ihn, er brachte mich unter, wo mich Niemand sucht. Aber Sie?“

„Willst Du mir helfen? Willst Du?“ rief Camillo mit funkelnden Augen.

„Sagen's an!“ betheuerte der Diener, die Hand auf die Brust legend.

Seinen irren Blick heftete Camillo auf ihn, noch sträubte sich die Zunge, das Wort auszusprechen. „Morgen!“ sagte er mühsam. „Finde mich morgen dort“ — er zeigte nach dem Vorsprung, wo die Trümmer der Feste Rauhenstein ragen — „dort oder weiter thalauf, morgen früh, eh' es Tag wird. Nun geh'.“ Er stand auf, winkte den Slowaken hinweg und verließ ihn.

Planlos verfolgte er den Berghang, bis ein Pfad ihn in das Thal führte, seine Seele brütete über dem Unerhörten, das ihn so plötzlich vom Gipfel des erträumten Glücks in die Nacht gestürzt hatte. Er vergaß seine Verbindlichkeit, sein Ehrenwort, er wandelte geistig vernichtet, gleichgültig durch die reizende Scenerie des Helenenthals, an den Prachtgebäuden vorüber, immer weiter hinauf in die Berge. Auf einmal blieb er stehen, er schauderte vor sich selbst, er begriff nicht, wie ein Moment ihn hatte so ganz beherrschen, seinen Willen auf ein Gelüst richten können, das ihn jetzt mit Grauen erfüllte. Welch' ein Abgrund des Menschen Brust!

Noch stand Camillo; da war es, als schwölle ein reiner Dreiklang feierlich durch die Luft. Der Abend lag bereits über den Bergen, Alles war still, die Bäume schienen zu lauschen. Camillo war mit seinen Gedanken fern, er nahm die Töne, welche wiederholt in mahnenden Accorden durch die Stille des Abends klangen, unwillkührlich in sein Ohr, sie durchdrangen sein Inneres und weihten es von Neuem, alle finstern Geister verscheuchend. Endlich wurde er aufmerksam. Es war Orgelklang, der im Tempel des Herrn nie seine Wirkung verfehlt, hier aber, im schönen friedlichen Thale, unter dem Himmelsdom und den Säulenhallen der Waldung einen unbeschreiblichen Eindruck machte. Camillo wußte nicht, daß sie die Orgel über dem Chore von Heiligenkreuz war, welche immer statt der Glocken die Frommen zur Kirche ruft, er erfuhr es auch nie und begehrte keine Lösung des heiligen Räthsels. Zur Umkehr trieb es ihn, er faßte das Leben wieder in's Auge, wenn es auch das Leben in Verbannung war, das er sortan führen mußte. Doch konnte er sich nicht von der Stätte trennen, bis der Schlußaccord leise verwehend in den Schluchten erstarb.

Spät Abends kam er nach Baden zurück, wo er ohne Aufenthalt nach der Hauptstadt abreiste. Sein Ausbleiben hatte schon bei dem Beamten, der ihn auf sein Ehrenwort einen Tag ohne Begleitung beurlaubt, große Sorge erregt; um so gütiger wurde er empfangen und auf der weitern Reise, bis ihn das Schiff aufnahm, behandelt. Er hatte nach Niemand mehr gefragt, auch nach Friedrich nicht. Kein Band sollte ihn mehr an die alte Welt fesseln, deren Küste er auf Nimmerdererseh verließ, wie es seine Bestimmung forderte. Die Gnade des Kaisers hatte ihm, dessen Güter nach dem Tode des alten Grafen dem Kronschatze zugefallen waren, die Mittel des Fortkommens gesichert. Ob er durch die Erschütterungen geläutert, zu Ruhe und Glück gelangen wird — wer kann das sagen? Er hat ein neues Leben begonnen und steht noch in der Fülle der Mannskraft, welche ihm lange Jahre verspricht. Wer kann sich vermessen, deren Wechselfälle auch nur zu ahnen? Im Heute schlummert das Morgen, aber kein Auge dringt zu ihm, bis es tagt.

Friedrich vernahm bei seiner Heimkehr mit aufrichtigem Schmerz, daß er Camillo auf immer verloren habe. Er hörte tiefbetrübt, welches Leid der Scheidende mit sich fort getragen, das Leid hoffnungsloser Liebe. Als ihm dann insgeheim der Slowak, der sich nur ihm ganz vertraute, sein Zusammentreffen auf dem Berge und jedes Wort Camillo's erzählte, als er vernahm, daß der treue Mensch ihn früh Morgens vergeblich bis zum Kloster gesucht — verstand er in tiefes Sinnen und sprach sich erst spät gegen seinen geistlichen Freund aus, der ihn mit Freuden in Baden bewillkommnet hatte.

„Ich weiß von einem Pilger aus grauer Vorzeit,“ sagte er, „der unbekannt in jenes Kloster gekommen, dort den Abend seines Lebens in Demuth und Frömmigkeit zugebracht und erst auf dem Sterbebette geheichtet hat, daß er einst Ungarns Krone getragen. Sollte Camillo gleich ihm dort Ruhe gesucht haben, weil sein Daseyn verfehlt ist?“

„Wer Ruhe sucht, der findet sie überall,“ erwiederte der Freund. „Kein Daseyn ist so verfehlt, daß es nicht wieder zum wahren Ziele zu lenken wäre. Wie Sie mir Ihren Camillo geschildert haben, glaube ich nicht an Ihre Vermuthung.“

Friedrich verbot dem Slowaken, seiner Bekanntschaft mit Arling Erwähnung zu thun, um der eigenen Sicherheit willen gegen Niemand zu erwähnen. Er selbst hatte Sorge um den armen Menschen, dessen wahre Geschichte er auch Werffen, seinem neuen Herrn, nicht erzählt, weil er den gewissenhaften Mann nicht in Conflikt mit seiner Pflicht setzen wollte, die ihn veranlaßt hätte, den Deserteur seiner doppelten Strafe für dies und sein früheres, schweres Vergehen zu überliefern. Wir wollen hoffen, daß der arme Jannasch, der in der seinen Livree mit Cravatte und Handkragen, Handschuhen und Stulpstiefeln sich selbst nicht mehr ähnlich sieht, auch durch consequentes Waschen eine lichtere Hautfarbe gewonnen hat, wenn scharfen Auge der Polizei entgehen oder daß sie es zudrücken möge, wenn kein Kläger auftritt. Sie hat ja kein Gefallen an Blut und Thränen, wo sie nicht fließen müssen zum Heile der Menschheit!

Das bekundet sich täglich von Neuem. Durch den Gnadenact, der seitdem auch im Norden erfolgt ist, sind tausend Thränen getrocknet, viel zagende Elternherzen aufgerichtet und an den Begnadigten treue Unterthanen gewonnen worden, die sortan bereit sind, mit begeistertster Hingebung ihr Herzblut für den Thron zu vergießen.

Wir bebauern, kein abgeschlossenes Lebensbild mit diesen Zeilen endigen zu können und verwahren uns feierlichst wider die Annahme, daß solches überhaupt durch eine Heirath möglich sei. Noch leben Alle, deren Schicksale in ihrer Verflechtung wir bis hieher verfolgt haben, und wäre es uns vergönnt, ihr künftiges Loos zu schauen, wie sehr würde es vielleicht unser Interesse bei Freud und Leid noch in Anspruch nehmen! Werffens und Bianca's vor Allem! Das Paar lebt so glücklich, die zarte, liebende Frau mit dem trefflichen Manne, der seine Pflicht als Gatte und Vater so freudig thut, wie er gewissenhaft in des Kaisers Dienst verfährt. Werden sie immer so glücklich sein? Wir hoffen und wünschen es; aber die Sehnsucht, welche Friedrich bei seiner ersten Ansprache von Camille geäußert, bleibt uns fern, bleibt jedem Sterblichen fern! Wenn der Schleier der Zukunft plötzlich risse, daß mit einem Aufblicke der Mensch all' seine kommenden Schicksale überschauen könnte, sein Auge trüge es nicht: es wäre ihm Vernichtung, selbst wenn es nur Sichtglanz erblickte.

Digitized by Google

J. C. Biernatzki

ward 1796 in Altona geboren, studirte in Jena, Halle und Kiel, wurde dann Prediger auf der Hallig Nordstrand, einer Inselgruppe an der Westseite der dänischen Küste, und später Prediger zu Friedrichstadt im Holsteinischen, wo er 1842 starb.

Er schrieb:

Der Glaube. Ein Gedicht. Schleswig 1825.
Wege zum Glauben oder die Liebe aus der Kindheit. Wanderungen auf dem Gebiete der Theologie im Modekleide der Novelle. Altona 1835.
Die Hallig oder die Schiffbrüchigen auf dem Eilande in der Nordsee. Altona 1836.
Der braune Knabe oder die Gemeinden in der Zerstreuung. 2 Bde. Altona 1839.
Gesammelte Schriften. 8 Bde. in gr. 16. Altona 1844.

Tiefe innige Frömmigkeit, Begeisterung für den Glauben, edle Gesinnung, glückliche Erfindungsgabe und treffliche Darstellung zeichnen B.'s Leistungen sehr rühmlich aus, aber seine Lebensansicht ist von Einseitigkeit nicht frei zu sprechen und die Idee, theologische Fragen auf solchem Wege zu lösen, läßt sich keine glückliche nennen, denn sie befriedigt nur halb. Einzelne Schilderungen, namentlich in seiner Hallig, sind übrigens meisterhaft und beurkunden einen reichen und tiefen Geist, auf welchem leider der Druck ungünstiger Verhältnisse lastete und ihn beschränkte. — Wir müssen uns hier, da die größern Erzählungen nicht wohl gestatten, daß man ihnen ein Bruchstück entlehne, auf die Mittheilung zweier Gedichte beschränken, die das Talent des Verfassers um so mehr beurkunden, als sie eigentlich außer seiner gewöhnlichen Sphäre liegen.

Aus dem Arabischen.

In der Holden Flammenauge
Ahnt' ich kaum der Liebe Gluth,
Als die raschen Segler riefen:
„Fort zu Schiff! der Wind ist gut!" —

Und sie kommt — und heiße Thränen
Künden ihrer Seele Schmerz,
Nur in halbgetrockneten Tönen
Stammelt das gepreßte Herz.

Zu mir neigt sie sich, umschlinget
Mich mit ängstlich scheuer Hast;
So umspielt der Hauch des Windes
Bebend den umlaubten Ast.

Scheiden mußten wir, und weinend
Noch einmal den Blick gewandt
Rief sie, tief von Schmerz erschüttert:
„Hätt' ich nimmer dich gekannt!"

Auch eine Legende.

Der heilige Franciscus saß
In seiner Klause einst und las
Fein emsig in der Bibel.
Den Forst durchstürmte Wintergraus,
Der Wind durchpfiff das kleine Haus
Vom Heerde bis zum Giebel.

Und Sanct Franciscus merkte bald,
Sein Ofen sei schon wieder kalt,
Und ausgebrannt die Kohlen:
Nun mußt' er auf vom Stuhle stehn
Und in den andern Winkel gehn,
Um frisches Holz zu holen.

Das war ihm aber ganz verkehrt,
Er las so gerne ungestört,
Drob fing er an zu schmälen:
„Ihr Klötze, die Ihr Klötze seid
Von nun an bis in Ewigkeit,
Müßt Ihr mich immer quälen?

Kämt Ihr nur mal von selbst heran!
Nein, immer muß ich armer Mann
Euch hin zum Ofen tragen!" —
Kaum war das letzte Wort entflohn,
Da regt' es sich im Winkel schon,
Als würde Lärm geschlagen.

Ein langer Klotz tritt stolz hervor,
Und hinter ihm der ganze Chor
Der Scheiten und der Graben.
Sie stellen sich in Reihen dann,
Marschiren darauf, Mann für Mann,
Zu dem, der sie geladen.

Dem Klausner fällt's voll Grausen bei,
Mit Klötzen nicht zu spaßen sei,
Ihn rüttelt Schreckensfieber;
Doch sieh! das ganze Regiment
Macht ihm ein tiefes Compliment:
Ach, Mancher fällt vorn über!

Zur Ofenthür geht nun der Lauf,
Das warme Lager thut sich auf,
Rasch brennt der ganze Plunder.
Franciscus sieht's mit off'nem Mund
Und spricht darauf aus Herzensgrund:
„Herr! Groß sind deine Wunder!"

Karl Blum

ward in Berlin geboren. Schon in früher Jugend versuchte er sich 1805 als Schauspieler am Rheine und ging dann als Sänger nach Königsberg, wo er unter Hillers Leitung die Theorien der Musik studirte. Nachdem er in Wien unter Salieri 1817 und in Paris seine Kräfte versucht, und dann vorübergehend die technische Direction des königstädtischen Theaters zu Berlin geleitet hatte, fand er zuletzt bei dem königlichen Hoftheater als Hofcomponist und Regisseur bei der königlichen Oper eine dauernde Anstellung. Er starb 1841 in Berlin.

Er schrieb:

Theater. 1—4. Bd. Berlin 1839—44.
Das laute Geheimniß, nach Gozzi. Berlin 1841.
Des Goldschmieds Töchterlein, im Jahrb. deutscher Bühnenspiele. 14. Jahrg.
Mirandolina. Lustspiel nach Goldoni. Berlin 1844.
Der schöne Narcis. Bagatelle, im Theater-Almanach. 3. Jahrg.
Der Spiegel des Tausendschön, in den dramat. Desserts f. 1836.

Mit großer Gewandtheit in der Behandlung des Stoffes und guter Bühnenkenntniß verband B. einen lebhaften und witzigen Dialog; Eigenschaften, die seinen dramatischen Arbeiten die Gunst des Publikums erwarben.

Digitized by Google

ward 1811 in Landsberg an der Warthe geboren, erhielt eine vortreffliche Bildung, war anfangs dem Kaufmannsstande bestimmt, widmete sich aber später den Wissenschaften, machte größere Reisen und lebt seitdem als Dr. phil. und Privatgelehrter in seiner Vaterstadt.

Er schrieb:

Reiseblüthen aus der Oberwelt. 2 Bde. Grimma 1834.
Reiseblüthen aus der Sternenwelt und Mond-Novelle. Altenburg 1836.
Reiseblüthen aus der Unterwelt. Ebend. 1836.
Deutsche Dichter. Novellen. 1 Bd. Berlin 1837.
Literaturstoffe. 1. Heft. A. u. d. T.: Namen-Symbolik in der deutschen Poesie. Landsberg a. d. W. 1840.
Des Kriegscommissär Pipitz Reise nach Italien. Ein komischer Roman. 4 Thle. Mit 12 Bildern. Stuttgart 1841.
Sprüche und Lieder eines nordischen Braminen. Leipzig 1842.
Pepita. Italienische Idylle. Leipzig 1844.
Französische Thronfolger. Eine Vision. Stuttg. 1844.
In Skandinavien. Nordlichter. Leipzig 1845.
Einzelne Erzählungen, Aufsätze und Gedichte in Journalen u. s. w.

Tiefes Gefühl, reiche und bewegliche Phantasie, heitere Laune und glückliche Behandlung der Form, verbunden mit großer Anspruchslosigkeit und gesunder Lebensanschauung, haben diesem talentvollen Schriftsteller einen sehr geachteten Namen in der literarischen Welt erworben.

Blumensagen.

I.

Der Lotos.

(Aegyptisch.)

In Aegyptiens weißem Sande,
Zwischen saftigen Oasen,
Schlängelt sich der grüne Nil,
Und es taucht aus seinen Wogen
Blüthenvoll der heil'ge Lotos
Still empor auf schlankem Stiel.

Seine Blüthe zugefaltet,
Gleicht er einem Blumennachen
Bei des Tages heißem Glühn;
Oben gittert heller Purpur
Schön die Blätter, aber unten
Schimmern sie mit weichem Grün.

Wenn des Nachts, wie bleiches Silber,
Hoch am Himmel strahlet Isis,
Wenn sie hellt das düstre Grau,
Dann erwacht die Lotosblume
Aus dem tiefen Tagesschlummer,
Leuchtet purpurn oder blau.

Sie entfaltet ihre Kelche,
Haucht empor aus kühlen Wellen
Ihr Aroma in die Luft.
Isis steigt herab vom Monde,
Um im Lotoskelch zu thronen
Und zu athmen seinen Duft.

Bis der Himmel sich geröthet,
Bis die Memnonssäule tönet,
Blüht die Wunderpflanze hell;
Flimmern aber Sonnengluthen
Auf die saft'ge Wasserblume,
Schließet sie die Blätter schnell.

Silbermondenscheln ist Isis!
Sonnenglanz, das ist Osiris!
Lotos liebt die Sonne nicht;
Wendet sich von ihren Flammen,
Hebt zum Monde voll Verlangen
Nachts das Blumenangesicht.

Darum trägt am Scheitel Isis
Eine blaue Lotosblüthe,
Und in den Mysterien lebt
Sie als ein Symbol der Seele,
Die, im nächt'gen Dunkel schwebend,
Sich empor zum Lichte hebt.

II.

Die Narcisse.

(Griechisch.)

In dem blauen Flußpalaste wohnt der Wellengott Cephissus,
Und es reicht ihm, weich umhüllet mit dem blendend weißen Byssus,
Einen neugebornen Knaben, leuchtend hell wie Blüthenschnee,
Seine meerentsprossne Gattin, hold verschämt, Liriope.

Freundlich lacht der Schilfbekränzte, freundlich streicht den Bart Cephissus,
Spricht: „Es ist ein hübscher Knabe, und sein Name ist Narcissus!"
Sendet eilig einen Boten, der die Füße leicht erhob,
Den Tiresias zu holen, daß er stell' ein Horoscop.

Und, gerufen, kommt der Seher aus dem siebenthor'gen Theben.
„Goldne Tage", spricht zum Kind er, „wirst im Glücke du verleben,
„Ungetrübt von jedem Schmerze, lernst du niemals kennen dich!"
So verkündet er das Schicksal; düster dann entfernt er sich.

Zauberschnell, wie Frühlingslüfte, fliehn im Jahrestanz die Horen;
Als der Knabe nun ein Jüngling, hat ihn manches Herz erkoren.
Oreaden und Najaden sind vor Liebesqual erkrankt,
Während er im reichsten Schmucke jugendlicher Anmuth prangt.

Aber wahrer liebt, als Eine, Echo ihn, die schöne Nymphe;
Folgt ihm immer, mag er stürmen durch die Wälder, durch die Sümpfe;
Hält den Jäger, wenn ihm schwindelt an der Felsen jähem Riß;
Ruft im Thale seinen Namen leis' und liebevoll: Narciß!

Doch ihn rühret nicht der Nymphe holdes Schmeicheln und Bemühen,
Seine Kälte gießet Oel noch in das lodernd wilde Glühen,
Bis ihr ungestillter Kummer auf den blüh'nden Körper sog,
Und nur ihre Aetherstimme zärtlich noch die Luft durchflog.

Hoch am azurblauen Himmel, auf den Bergesgipfeln thront sie,
In Olivenumgrünten Klüften, tief im Felsenschatten wohnt sie.
Wandelt unten durch die Thale ein Verliebter dort entlang,
Wiederholt sie seine Klagen mit der Stimme zitternd bang.

Doch Narcissus irret jagend durch die dunkellaub'gen Forsten,
Wo die schlanken Hirsche weiden, wo die braunen Geier horsten.
An die hingeschwundne Nymphe denkt der Jüngling nimmer mehr,
Schleudert auf den schnellen Rehbock, wohlgezielt, den Silberspeer.

Als er so am heißen Mittag einst zur schilfumblühten Quelle
Eilet und sich niederbücket, zeigt die silberblaue Welle,
Frisch bekränzt mit Wasserblumen, ihm sein eignes schönes Bild;
Kaum hat er sich selbst gesehen, fiebern seine Pulse wild.

Leidenschaft durchströmt ihn flammend, er will nie den Quell verlassen,
Und ob im vergeb'nen Schmachten seine Wangen auch erblassen,
Unbeweglich starret er nieder in die hellkrystalne Fluth,
Starret an das eigne Bildniß mit der wärmsten Liebesgluth.

Digitized by Google

Seine üppig vollen Glieder schwinden hin wie bleiche Schatten,
Seine Augen, sonst so strahlend, fallen zu dem Todesmatten;
Plötzlich sinket er in Schlummer, und er sieht im leichten Traum
Sich als eine Blume blühen, sieht es selbst, und glaubt es kaum.

Blumenhaft ist ihm zu Muthe, Alles athmet ihm so duftig,
Und durch seine zarten Blätter gaukelt Zephyr lau und luftig;
Götter haben ihn verwandelt, um zu mildern seinen Schmerz,
Zur Narciss' ist er geworden, doch im Kelche fehlt das Herz.

Und Liriope weint lange, düster schaut der Greis Cephissus,
Sie verloren ja den einz'gen, den geliebten Sohn Narcissus.
Aber in Böotiens Thälern sieht man blühen von der Höh'
Goldige Narcissenwälder bei dem alten Thespiä.

III.

Die Passionsblume.

(Katholisch.)

Leise rauscht der Palmen Wipfel
Auf dem hohen Golgatha,
Und sein gründewachsner Gipfel
Ragt aus dem Sande da,
Wie man steil ein frisches Eiland
Aus dem Meere steigen sah;
Heute starb am Kreuz der Heiland,
Seinen treuen Jüngern nah'.

Flammend strahlt der Abendschimmer
In erhöhter Purpurgluth,
Und in seinem Glanzgestimmer
Leuchtet ferne Meeresfluth.
Christus schloß die Augenlider,
Und es scheint, als ob er ruht;
Ueber seine weißen Glieder
Fließet hell das rothe Blut.

Aus den Wolken wirft die Strahlen
Bald des Mondes Silberkreis.
Den Erlöser flehn die Qualen,
Seine Lippen zucken leis;
Auf der Stirn, so hoch und edel,
Perlet schon der Todesschweiß.
Golgatha's gebleichte Schädel
Schimmern in dem Mondlicht weiß.

Lieblich klingt's, wie Flötenlaute,
In der Erde dunklem Schooß.
Wo das Blut herniederthaute,
Ringt sich aus dem grünen Moos
Eine wunderbrill'ge Blume,
Weiß und blau erstrahlend, los;
Blühet still zu seinem Ruhme,
Und des Heilands Ruhm wird groß.

In dem Blumenkelch, dem bunten,
Zeigt sich, thränenlockend mild,
Tief im blassen Grunde unten,
Bräunlich grau ein Faserngild.
Nägel, Speer und Dornenkrone,
Die den Gott gepeinigt wild,
Liegen in dem Blüthenthrone,
Von den Blattern rings umhüllt.

Leise rauscht der Palmen Wipfel
Auf dem hohen Golgatha,
Und sein gründewachsner Gipfel
Ragt aus dem Sande da,
Wie man steil ein frisches Eiland
Aus dem Meere ragen sah;
Heute starb am Kreuz der Heiland,
Seinen treuen Jüngern nah'.

IV.

Alraunen.

(Germanisch.)

Es rauschet beim glimmernden Mondenschein
Im düsterbeschatteten Eichenhain.

Die Truhten, die mächtigen Frauen, sind's,
Sie spotten des Nebels und heulenden Wind's.

Sie tanzen im wilden, grausflatternden Chor
Weit über die Haide, durch Sümpfe und Moor.

Von faulendem Holz ist das Dunkel erhellt;
Der Schuhu krächzet, die Otter bellt.

Doch weiter! die Truhten verweilen nicht,
Bis sie gekommen an's Hochgericht.

Da suchen dann unter dem Galgen die Frau'n
Nach heimlichen Blüthen der seltnen Alraun'.

Alraunen die wachsen beim Galgen allein,
Darüber muß klappern das Todtengebein.

Alraunen enthalten verborg'ne Gewalt;
Die Wurzel hat winzige Zwergesgestalt.

Drum graben die Truhten den Wurzelmann,
Gar mächtig wird jegliche, die ihn gewann.

Der Kleine, er grüßt sie mit neckischem Gruß,
Er krümmet sich wie ein Druidenfuß.

Er schüttelt das Köpfchen verständig und klug;
Sie wickeln ihn ein in ein linnenes Tuch.

Dann tanzen die Truhten um's Hochgericht,
Bis röthlicher Morgen das Dunkel durchbricht.

V.

Die Sonnenblume.

(Griechisch.)

Fern hinter Kolchis, an des Lichtes Bronnen,
Da ragt ein Schloß von purpurnen Rubinen.
Mit hellem Goldweh ist das Dach bespannen,
Von rosig rothen Strahlen stets beschienen;
Am Giebel schimmern diamantne Sonnen;
Als Säulen steht man Elfenbein ihm dienen;
Die Fenster leuchten schön wie Eos' Gluthen,
Sich spiegelnd in Poseidon's glatten Fluthen.

Es wohnt in diesem prächt'gen Zauberschlosse
Der edle Helios, deß goldner Zügel
Zu lenken weiß die wilden Sonnenrosse;
Der Mittags heiß auf Welle, Thal und Hügel
Entsendet seine flammenden Geschosse,
Und der, im Wunderschiff mit lichtem Flügel,
Wenn er im Nordereeean gestrandet,
Nach kurzer Zeit in Kolchis wieder landet.

Er ist ein Jüngling, ewig schön und blühend,
Es blitzen zauberische Feuerstrahlen
Aus seinem Auge, dunkel schwarz erglühend.
Die Bilder, die den Goldhelm ihm bemalen,
Man schaut sie farbenfrisch und funkensprühend.
Am Fuße trägt er leuchtende Sandalen,
Und luftige Gewänder rauschen nieder
Um seine weißen, männlich vollen Glieder.

Den Sonnengott hat Klytie gesehen,
Vom blassen Grau der Dämmerung verborgen,
Als er, begleitet von des Ostwinds Wehen,
Dahergeflogen kam am frühen Morgen.
Doch unerwiedert bleibt ihr Liebesflehen,
Und ihre Stirn umschleiern trübe Sorgen.
Will sie dem Helios die Leiden klagen,
So eilt er stolz vorbei im flücht'gen Wagen.

Digitized by Google

Es darf verhöhnend Cypris Keiner necken,
Denn hohe Macht iſt ewig ihr geblieben.
Sie zürnet Sol, dem Uebermuthigs-Recken,
Sie fuhlet ſeine Bruſt mit Gluthentrieben,
Aus kaltem Schlummer plötzlich ihn zu wecken.
Er muß Leukothoe, die Holde, lieben,
Und denket aus der blauen Himmelsferne
An ihre milden blauen Augenſterne.

Die Liebliche erfüllt ihm die Gedanken,
In ſeinem Herzen brennen heiße Wunden.
Die Tageszeiten fangen an zu ſchwanken,
Erſcheinen ſieht man Sol zu nächt'gen Stunden,
Eh' noch Selenens Silberhörner ſanken;
Vom Himmel iſt er plötzlich dann entſchwunden,
Sich froh beim dunkten, ungeſtörten Abend
An Küſſen der Leukothoe erlabend.

Doch Klytie, den Schall der Küſſe hörend,
Umhüllt vom grünen Oleanderlaube,
Entflammt in Wuth, und heiße Rache ſchwörend,
Verwandelt ſich zur Schlang' die milde Taube.
Durch Heimlichkeit die Nymphen ſchlau bethörend,
Damit man auch den böſen Worten glaube,
Erzählt ſie Alles, bis es hundertlönig
Zu Orchamus gelangt, dem grimmen König.

Kaum hat der Fürſt die Kunde nun erfahren,
So läßt er einen Scheiterhaufen bauen,
Und angefeſſelt wird von rauhen Schaaren
Die ſchöne Tochter, todesblaß zu ſchauen.
„Wer Schande bringt des Vaters weißen Haaren,“
Er ſprichts, „dem mag vor ſolcher Strafe grauen.“
Die rothen Flammen fangen an zu ringeln
Und ſengend heiß das Opfer zu umſüngeln.

Der Sonnengott erblickt aus blauen Lüften
Sein Lieb nun zwiſchen hellen Feuerzungen.
Die Lilienwangen und die ſchlanken Hüften
Sind von der wilden Lohe ſchon umſchlungen;
Und gleich den Wind-verwehten Roſendüften,
Iſt ihre ſüße Stimme matt verklungen.
Den mächt'gen Helios, ihn hört man klagen,
Und Wolken ſchleiern ſeinen Gluthenwagen.

Am Abend ſitzt er unter düſtren Quaten
Beim Aſchenhaufen, der zurück geblieben;
Er ſprenget Nektar aus kryſtallnen Schaalen
Auf's Grab der Jungfrau, welche für das Lieben
Ihr maienjunges Leben mußte zahlen.
Man ſieht, von Nektar's Wunderkraft getrieben,
Mit duftgewürzten Blättern, ſchlanken Zweigen,
Empor die heil'ge Weihrauchſtaude ſteigen.

Und Klytie, mit ſchmachtendem Geſichte,
Aus dem der Liebe Sehnſuchtsgluthen winken,
Sie kehrt ſich ſtets nach Sol's geliebtem Lichte,
Um aus dem Aug' ihm Strahlengold zu trinken,
Um, während er die Blicke auf ſie richte,
In heißen Flammentaumel zu verſinken.
Doch ſeine Wange ſtrahlt von Zorn gerötheт —
Sie iſt's ja, die Leukothoe getödtet.

Die Nymphe koſtet weder Trank noch Speiſe,
Und blaſſer wird ſie nun mit jeder Stunde;
Die Füße wurzeln in dem Boden leiſe,
Auf ſchlankem Stiele hebt ſie ſich vom Grunde.
Seitdem verfolgt, mit gelbem Blätterkreiſe
Das Haupt umringt — ſo kehret die alte Kunde —
Der goldne Stern an jeder Sonnenblüthe
Den Gott, für welchen Klytie erglühte.

VI.

Der Baldrian.

(Skandinaviſch.)

Zu Breidablick, auf goldnem Thron,
Da herrſchte Baldur, Odin's Sohn;
Er war der Schönſte aller Aſen
Auf Walhalls ewig grünem Raſen.

Aus hohem, göttlichem Geſchlecht,
Beſchützte Unſchuld er und Recht;
Er ſchirmte die verfolgte Tugend,
Und blühte ſtets in roſ'ger Jugend.

Tiefſinnige Beredſamkeit
Aus ſeinem Mund das Herz erfreut.
So prangt' er, wie die weiße Lilie,
In Frigga's mächtiger Familie.

Als Gattin ſaß ein Wunderbild
Zur Seite ihm, gar lieb und mild.
Es lag an ſeinem Buſen Nanna
Wie auf der Erle ſüßer Manna.

Doch Baldur's Mutter träumend ſah,
Daß ihrem Sohn Gefahren nah,
Drum ließ ſie alle Dinge ſchwören,
Sie wollten nimmer ihn verſehren.

Und jedes Ding in der Natur,
Es leiſtet ihr den heil'gen Schwur:
Der Eichenſtamm, die ſchlanken Eiſen,
Metalle, Feuer, Fluth und Felſen.

Jedoch das Bäumchen Miſtelzein,
Es iſt ſo winzig und ſo klein;
Sie hatt' es aus dem Aug' verloren,
Als alles Uebrige geſchworen.

Und Loke hat es auserſehn,
Daß es um Baldur ſei geſchehn,
Denn ſeit aus Walhall er vertrieben,
Mag er auch keinen Aſen lieben.

Dem blinden Hödur reicht er's dann,
Und dieſer nimmt es dankbar an,
Er legt es ſtill auf ſeinen Bogen
Und hat die Sehne ſtraffgezogen.

Die Götter wählen oft beim Spiel
Den feſten Baldur ſich zum Ziel,
Weil nimmer ward ein Pfeil gefunden,
Der ihm nur mag die Haut verwunden.

Doch als nun arglos Hödur ſchießt,
Da wankt der Gott und ſtrömend fließt
Ein Purpurſtrahl aus ſeinem Herzen;
Er windet ſich in Todesſchmerzen.

Den Göttern ſtockt das warme Blut,
Denn Alle waren Baldur gut,
Und während Frigga klagt und jammert,
Hält Nanna eiſern ihn umklammert.

Doch Odin aus dem Blute heiß
Läßt ſproſſen eine Blume weiß;
Schlank iſt der Stiel, zart ſind die Blätter,
Des Anblicks freuen ſich die Götter.

Zu Baldur's Ruhm hat er's gethan,
Die weiße Blüth' heißt Baldrian.
Wie hell die Blumenkelche ſchweben,
So fleckenlos war Baldur's Leben.

VII.

Gul, die Roſe.

(Perſiſch.)

Im Erlenbuſch bei Kaſchmir, da hört man ſchlagen Bülbül
So weich, ſo ſchmerzerfüllet, als wollt' verzagen Bülbül,
Die blauen Felſen tönen den Klaggeſang zurück.
Dort wohnt im Roſenhaine ſeit vielen Tagen Bülbül,
Und ihre Glockenſtimme, ſie ſchmachtet, ſchluchzet laut.
Einſt ſaß zur goldnen Maizeit in Blüthenhagen Bulbül,
Und ſang von Liebesſehnſucht, von Liebeshoffnung froh;
Da ſah, in grüner Hülle noch träumend, ragen Bülbül
Als zarte Purpurknospe die wundervolle Gul.
Es ſchwebte, von den Zweigen ſo leicht getragen, Bülbül
Hoch über ihrem Haupte, und ſang voll heißer Gluth.

Digitized by Google

Sie liebet Gul, doch nimmer will kühn es wagen Bülbül,
Die Flammentriebe offen der Rose zu gestehn;
In Nachtgesänge hauchet die stillen Klagen Bülbül,
Ob Gul auch feurig lodernd in Gegenliebe brennt.
Nun sieht das Herz der Rose den Wurm zernagen Bülbül,
Und fühlt in weicher Seele der Blüthe Liebesleid.
Zu seltz ist Gul geboren, um je zu fragen Bülbül:
„O, Nachtigall, du Süße, willst du mein Lieben sein?“
Nicht ahnend, daß um sie nur die Schmerzen plagen Bülbül. —
Die Rose neigt sich sterbend, ihr wonnig Roth erblaßt,
Mit tief gebrochnem Herzen will Ruh' erjagen Bülbül,
Und leiser hallt ihr Singen, der Silberton verstummt.
Sie starb — doch lebet wohl noch, es lebt in Sagen Bülbül!

VIII.

Die Hyacinthe.
(Griechisch.)

Es prangte Hyacinth so schön wie Amaranthus,
Sein Wuchs war Pinien-schlank, sein Aug' ein blauer Xanthus,
Vom Nacken fiel das Haar und schimmerte wie Gold.
Apollon liebte ihn, durchzog mit ihm die Räume
Des grunen Waldes oft; im Schatten alter Bäume,
Da ruhten von der Jagd die Freunde traulich hold.

Bei kühner Pantherjagd, bei kraftgeübten Spielen,
So wie beim Scharfenwurf und bei dem Wagenzielen,
War Klio's edler Sohn von Götter stets Genoß.
Da wuchs in Freundes Brust des Neides gelbe Blume,
Vertrieb das Hochgefühl aus stillem Heiligthume;
Die Eifersucht entflammt den milden Zephyros.

Apoll und Hyacinth, die Muskelkraft zu schärfen,
Sie üben sich vereint im lust'gen Diskuswerfen,
Und Beide ringen stark, von Lorbeer heut' umlaubt.
Da nahet Zephyros, kaum laue Kühlung machend,
Doch hämisch lauert er, und kr ibt, zum Sturm erwachend,
Des Gottes Scheibe ihn nach Hyacinthus' Haupt.

Er sinkt. Den Purpurstrom sieht Phöbos ihm entrieseln;
Der Jüngling höret nicht den Worten, die ihm tiefen.
Durch Küsse will Apoll noch hemmen ihm das Blut,
Doch alles ist umsonst! Die heißen Tropfen rieseln
Auf Blüthen, weiß und blau, auf Halme, glatte Kieseln,
Und überpurpern sie mit rother Lebensflut.

Des Gottes Weh ist wild und seine Thränen fließen;
Da läßt er aus dem Blut die Frühlingsblume sprießen,
Geschmückt mit treuem Blau, und daß die Welt auch nie
Vergesse seinen Schmerz, so ist der Hyacinthe
Auf ihrer Blätter Schmelz, mit leiser Blüthentinte,
Des Gottes Klag' gehaucht, das jammernde A J.

Die mächt'ge Sparta hat den Hyacinth geboren,
Drum, wenn der Winter flieht im Tanze leichten Horen,
Wenn Gott umschimmert Sol die Erde strahlen läßt,
Wann aus dem Rasen nun die Hyacinthen tauchen
Und in die Frühlingsluft den süßen Balsam hauchen,
Dann feiert Sparta hoch das Hyacinthenfest.

IX.

Der Lotos.
(Indisch.)

Es erzählet die Braminensabel:
Fruchtbar hebt aus Wischnu's heil'gem Nabel,
Dem Sombole ewiger Erhaltung,
Sich in süßer, duftiger Entfaltung
Wundersam des Lotos schöne Blume.
Auf dem nitgetrübten Heiligthume,
Auf den Schwingen wogenden Gesanges,
Auf dem stillen, silberblauen Ganges
Wieget sich seine fromme Blüthenkrone,
Wie der Erdball auf dem Wasserthrone.
Und die hohe Saamenhülle, welche
Sich erhebet aus dem glatten Kelche,
Heißet Meru, stellet dar die Firnen,
Die zum Himmel recken ihre Stirnen.
Vierfach sind die hellen Blumenblätter;
Lehrreich wollen uns durch sie die Götter,
Daß die Erde viergetheilt ist, deuten,
Daß auch vierfach sind die Himmelsseiten.
Lotosblume ist des Auges Schimmer,
Bildet auch ein heilig Dreieck immer,
Bildet, durch der Saamenhülle Beugen,
Joni, das symbolische Erzeugen.
Auf dem weichen, saftig grünen Blatte
Schwimmet durch die Flurh, die himmelsglatte,
Siebenköpfig, siebenarmig Brama,
Schwimmet auf dem Ganges Wischnu-Rama.
Brama ist die Schöpfung, die Gestaltung;
Wischnu ist die Dauer, die Erhaltung,
Es entsprießt der Lotos seinem Nabel,
So erzählet die Braminensabel.

X.

Die Mistel.
(Germanisch.)

Es dämmert fern im Osten; des Himmels Nebelgrau
Hellt sich im Purpurschimmer zu Violett und Blau.
Ein frischer Hauch erweckt die müde Erde schon;
Vom Meeresufer rauschet der Brandung dumpfer Ton.

Die Erde regt sich lächelnd, es flüstern Busch und Baum;
Sie ertönet einen schönen, entzückten Morgenraum.
Aus dichtem Buchenlaube der Vögel Lied erschallt,
Von Glockenblumen ziehet ein Duften durch den Wald.

Dort ragt der Eichen Rinde das braune Eichthier,
Der Eber ruht auf Eicheln, die Hirschkuh grastet hier;
Es wittern graue Wölfe und suchen Wildes Spur;
Der Tannen Zweige knistern, vorüber stürmet der Ur.

Da sieht man langsam wallen, beim frühen Tagesschein,
Gar eine lange Reihe zum düstern Eichenhain.
Die würdigen Druiden, sie sind's in stiller Schaar,
Umschlossen von dem weißen, hellschimmernden Talar.

Es tönen leis die Cimbeln, als rauscht' ein Silberborn,
Und laute Klänge summen aus rundem Muschelhorn.
Vorn an der Spitze schreitet ein hoher Priestergreis,
Den Körper ungebeuget, die Locken schneig weiß.

Ihm fließet bis zum Gürtel der Bart in lichtem Glanz,
Um seine Stirne schlingt sich ein grüner Eichenkranz;
Er führt die Reihen schweigend, wie Geister zu der Gruft,
Ihr graues Lied durchsummet die kühle Morgenluft.

Im Wald steht eine Eiche mit wolkenhohem Haupt,
Die starken braunen Aeste sind blätterreich belaubt,
Und aus dem Grüne schauen der Eicheln viel hervor;
Der Stamm erhebt zum Himmel sich grad' und fest empor.

Und auf der spalt'gen Rinde, da wächst, bemerkbar kaum,
Von weichem Moos umgeben, der heil'ge Mistelbaum;
Er reckt sich aus der Rinde herauf mit dunklem Grün,
Vergoldet von der Sonne erwachtem Morgenglühn.

Die kleine Mistelstaude hat zauberstarke Kraft,
Sie birgt in zarten Röhren den mächt'gen Pflanzensaft,
Sie ist ein wunderliches Geheimniß der Natur;
Vom Stamme darf sie schneiden der höchste Priester nur.

Und in dem Augenblicke, als sich die Sonn' erhebt,
Als ihre Flammenkugel am blauen Himmel schwebt,
Da schwinget der Druide das breite Messer blank,
Und laut erschallet wieder der Cimbel heller Klang.

Die Männer blasen freudig in langgezognem Hauch
Die glatten Muschelhörner mit krummgewundnem Bauch,
Und ihre Töne ziehen wohl durch den frischen Wald,
Daß fern aus dichten Stämmen es kräftig wiederhallt.

Der Priester betet schweigend mit Zeichen wundersam,
Indeß ein Andrer kniend die heil'ge Mistel nahm,
Die von dem Eichenbaume der Greis geschnitten hat —
Dann gehn sie, wie Gespenster, zurück zur Celtenstadt.

Digitized by Google

XI.

Die Rose von Jericho.
(Katholisch.)

Maria nahm das Christuskind
In bleicher Angst des Todes,
Und floh mit ihrem Sohn geschwind
Den schrecklichen Herodes.
Sie zogen durch das Wüstenmeer
Und durch Arabiens Felder,
Wo keine grüne Kräuter mehr
Und keine kühle Wälder.

Doch als sie endlich aus dem Nil,
Dem breiten Strome, nippten,
Erreichten sie der Reise Ziel,
Das schützende Aegypten.
Maria kniete auf den Sand,
Der heiß ihr Kleid berührte,
Dem Himmel dankend, dessen Hand
So huldreich her sie führte.

Doch auf dem Wege, den sie nahm
Wohl durch die öde Wüste,
Auf jedem Pfade, den sie kam,
Den leicht ihr Fuß begrüßte,
Da sproßten aus dem dürren Land,
Das nur mit braunen Moosen
Befruchtet sonst den Gluthensand,
Nun schöne, zarte Rosen.

Wenn Pilger durch die Wüste ziehn
Zum fernen, heil'gen Grabe,
Dann suchen sie, wo jene blühn,
Damit ihr Duft sie labe.
Und fromme Waller pflücken nie
Die purpurrothe Blume,
Die Gläubigen verehren sie
Gleich einem Heilighume.

Bevor das Weihnachtsfest erscheint,
Verhüllt sich dort der Himmel,
Doch folgt den Thränen, die er weint,
Der Strahlen Goldgewimmel.
Dann öffnen sich die Rosen weit,
Und ihre holden Blüthen,
Sie glühen zu der Weihnachtszeit,
Wie sie im Frühling glühten.

Die Rosen, die von ihrer Fahrt
Einst Kreuzesritter brachten,
Sind als Reliquien bewahrt
In goldnen Kloster-Schachten.
Doch nimmt die Trockenen man hervor,
In Wasser sie zu legen,
Dann sieht man, wie sich frisch empor
Die Wunderblumen regen.

Wenn purpurhell die Rose glüht,
So staunt das Volk verwundert,
Denn schwanden nicht, seit sie geblüht,
Der Jahre siebenhundert?
Und nieder sinken Alle flach,
Zu preisen den Allmächt'gen,
Der sprossen ließ bei Jericho
Den Wüstenschmuck, den prächt'gen.

XII.

Die Anemone.
(Griechisch.)

Wie die Rose duftig blühet auf der Felder grünem Rain,
So erwuchs Adonis herrlich in der Nymphen frischem Hain.
Einst erblicket von Cythera ihn die holde Aphrodite,
Die in Wunderpracht entstiegen weißem Schaum der Amphitrite.

Sie erblickt den Knabenjüngling, der auf grüner Moosbank ruht,
Und es lodert ihr im Busen hell der Liebe Flammengluth.

Nur in seinen blauen Augen, nur in seinen Worten lebt sie,
Nur nach ungetheilter Liebe dieses schönen Knaben strebt sie.

Cypris ist nun ganz verwandelt, legt den Spiegel aus der Hand,
Achtet nicht des goldnen Schmuckes, schürzt das wehende Gewand,
Wandelt mit Adonis fröhlich auf des Waldes feuchtem Rasen,
Zielt die Pfeile nach dem Dammhirsch, nach dem flücht'gen glatten Hasen.

Liebend aber bebt die Göttin, denn sein männlich kühner Sinn
Treibet auf der Jagd den Jüngling lockend zu Gefahren hin;
Er verschmähet scheue Rehe und des Meeres weiße Möven,
Wirft den Speer nach mächt'gen Wölfen und nach Adlern oder Löwen.

Cytherea warnt ihn oftmals: schrecklich ist des Ebers Zahn!
Sie geleitet ihn beschützend auf gefahrbedrohter Bahn,
Und dann ruht im Lorbenschatten bei Adonis Aphrodite;
Sie erzählt, ihn dort zu fesseln, eine schöne alte Mythe.

Doch allein ist einst Adonis in dem dunkelgrünen Wald;
Plötzlich schlagen an die Hunde, daß es durch die Klüfte schallt,
Und Adonis folgt dem Eber eilig durch die dichten Forsten,
Schnellt den Wurfspeer, doch er prallet kraftlos von des Unthiers Borsten.

Schnaubend wendet sich der Eber, stürmt zurück mit grimmer Eil',
Und Adonis, ohne Waffen, sucht in der Flucht sein Heil.
Jener faßt ihn. Tiefverwundet sinkt der arme Knabe nieder;
Dunkelrother Blutstrom färbet seine marmorweißen Glieder.

Amathusia, vernehmend das erschütternde Gestöhn,
Senket zitternd, todesbleichend sich herab aus luft'gen Höh'n,
Rietet sich an Rosendornen ihre zarten weichen Sohlen,
Und es rinnen Purpurtropfen auf die Lilien und Violen.

Aber in dem größern Schmerze achtet sie des kleinern kaum,
Bebend um Adonis Leben, schauet sie fast nur im Traum,
Wie der Rosen weiße Kelche, die der Liebesgöttin heilig,
Sich von ihrem Blute färben mit gebämpftem Purpur eilig.

Den Geliebten zu erretten, ist des Herzens Machtgebot;
Doch vergebens, denn Adonis lieget schon erstarrt und todt,
Als der Wagen niederbraust mit den schlanken Silberschwänen;
Cypris jammert, und es fließen unaufhaltsam ihre Thränen.

Ihre heißen Küsse wecken nimmer seines Lebens Gluth,
Darum sprengt sie duft'gen Nektar in das dunkelrothe Blut,
Daß daraus durch Wunderkräfte hold ersprießt die Anemone,
Die auf schwankem Stengel weiget ihre Sternenblüthenkrone.

Zeus erbarmet sich Cytherens, denn ihn rühret der Göttin Weh,
Und den Heißgeliebten theilen soll mit ihr Persephone;
Mußte sechs der langen Monde er im düstern Hades wohnen,
Darf er dann des Jahres Hälfte im Olymp bei Cypris thronen.

Wenn die goldnen Lüfte schmeicheln, wenn der Frühling wiederkam,
Blühen sammtne Anemonen farbenhell und wundersam;
Doch die Blumen welken frühe, noch im jugendfrischen Prangen,
Wie Adonis sterben mußte, Jugendpurpur auf den Wangen.

Während Anemonen blühen, feiert man in Griechenland
Südlich holde Blumenfeste, nach Adonis fromm benannt.
Seinen frühen Tod bejammern Priester erst und auch die Frauen,
Dann erschallet heller Jubel, daß er blühend noch zu schauen.

Die dänische Poesie der Gegenwart.
(Aus Boas' Skandinavien.)

Die dänische Poesie hat Aehnlichkeit mit einem jungen Mädchen. Wir haben sie als blasses, scheues Kind gekannt, und haben uns seitdem kaum um sie bekümmert; sie schien uns nicht bedeutend genug, ihr unsere Aufmerksamkeit zu widmen. Kehren wir jetzt zu ihr zurück, so finden wir überrascht eine volle,

Digitized by Google

feurige und schöne Jungfrau wieder, die sich in reicher Blüthe entfaltet hat und nur mit halbem Ohr nach unsern Schmeicheleien hört. — Früher, als Jens Baggesen sich so in die deutsche Poesie stürzte, daß er darüber fast seine Muttersprache vergaß; als Friederika Brun, gleich einer emsigen Brieftaube, herüber und hinüber flatterte; als Oehlenschläger, ein poetischer Dualist, für Dänen und für Deutsche dichtete, da knüpfte ein festes Band die Literaturen beider Völkerschaften aneinander. Längst ist das Band morsch geworden, und wir wissen wenig mehr vom dänischen Schriftenthum in Deutschland. Nur aus irgend einer einsamen Literaturzeitung klingt hin und wieder ein lobendes Wort, einer Stimme in der Wüste vergleichbar. Zwar können wir genügende Auskunft geben über russische, indische, persische und samojedische Poesie, aber der Reichthum unserer Stammverwandten wurde uns fremd. Bringen auch die Uebersetzer mitunter ein einzelnes Stück, so ist ihre Einsicht doch keineswegs ausreichend, um die wichtigsten, bezeichnendsten Leistungen zu wählen, und uns dadurch einen vollen Ueberblick des Fortschritts zu verschaffen.

Es wird aber wahrlich nothwendig, daß wir ernsthaft anfangen, auf die schönwissenschaftliche Literatur der Dänen unser Augenmerk zu richten. Haben doch selbst die Franzosen, denen wir so gern ihren Indifferentismus in Bezug auf Fremdes vorwerfen, bereits begonnen, sich mit derselben vertraut zu machen. Marmier eröffnete ihnen eine Perspective auf die Geschichte jener Literatur und suchte deren Bedeutung durch Uebersetzungen in helleres Licht zu setzen. Wie lückenhaft und anfänglich seine Versuche nun auch sein mögen, so waren sie doch immer ein erster lobenswerther Schritt, der sich reich belohnte. Denn die dänische Poesie ist ein duftiger Rosenzweig, der auf den starken Eichenstamm deutscher Dichtkunst gepfropst ward, und der nun Blüthen von ganz eigenthümlicher Farbe und Frische trägt.

Der Uebergang von der alten zur neuen Schule ist bald bezeichnet, denn er geschah plötzlich. Jens Baggesen lehnte in ruhigem Behagen auf dem Thron der Poesie; seine Werke, ein Abdruck französischer Liebenswürdigkeit und Eleganz, galten für das erfüllte Ideal poetischer Schönheit, und er wurde „der Sänger der Grazien" genannt. Jetzt machen Baggesens Gedichte zwar den Eindruck eines Putzzimmers im Roccocogeschmack, aber dennoch kam ihm jener Name zu. Denn zwischen den goldenen Muschelschnörkeln, zwischen den antiquirten Göttern und Nymphen lauschen auf glattem Porzellan gar liebliche, farbenheitre Bilder, mit feinem Pinsel ausgeführt. Baggesen war immer graziös, selbst wenn er schilderte, wie seine Heldinnen sich ein Fußbad machen.

So saß er also auf dem Thron; ein überaus milder Herrscher. Mit Scepter und Krone hielt er sein Mittagsschläfchen, nicht träumend, daß es Jemanden einfallen könnte, ihn zu verdrängen. Da trat Oehlenschläger still und anspruchslos auf. Baggesen freute sich seiner, lobte seine Gedichte, und hätschelte ihn, so lange er ihn für gefahrlos hielt. Plötzlich schleuderte aber der junge Titan den „Aladdin," diesen orientalischen Zauberberg voll klingender Goldadern, in die Welt; er schrieb die wunderbar schöne „Helge," und ein begeistertes Hosiannah wurde ihm von Dänemarks Jugend zugerufen. Sie jauchzten, als der Zopf gefallen war, als sie statt des französischen Puderstaubs nun freie deutsche Bergluft athmeten. Aber Baggesen runzelte die Stirn, sein Auge umwölkte sich und mit gewaltigen Blitzen wollte er den kecken Dichterjüngling niederschmettern. Er richtete deshalb das kritische Schwert zunächst wider Oehlenschlägers Singspiele, welche freilich nicht auf der Höhe des guten Geschmacks stehen; allein das genügte ihm keineswegs, und er suchte noch andere Lücken der Rüstung, um seine Waffe hindurchbohren zu können. Solche Lücken fehlen nicht ... es macht den Oehlenschläger eben so liebenswürdig, daß er bei seinem großen Talente auch eine gute Menge von Achillesfersen hat.

Derselbe war damals an der Kopenhagner Universität wohlbestallter Professor der Aesthetik geworden; ein Amt, zu dem er etwa ebenso gut paßte, als wenn man einen Professor der Aesthetik als Dichter anstellen wollte. Oehlenschläger, der ein wahrer, wirklicher Dichter ist, besitzt gar keinen philosophischen Fond; ja, er erklärte selbst, es fehlte ihm aller Sinn für Philosophie. Auch die scholastische Kunst, sich in antiken Sprachen auszudrücken, geht ihm ab, und doch nöthigte ihn seine Stellung jetzt, hin und wieder vor öffentlicher Versammlung lateinische Reden zu halten. Da kommen denn nicht selten die spaßhaftesten Sprachschnitzer vor, und Baggesen hörte mit feinem Ohre darauf und schrieb mit beißender Satyre darüber. Der Professor hatte einmal von einem gemeinen Soldaten reden wollen und hatte ihn miles simplex genannt, weshalb sein Gegner, in sarkastischer Kritik, einen Offizier, zum Unterschiede, miles compositus nannte. Aber die Studenten hingen mit feuriger Liebe an Oehlenschläger, und mehrere schrieben in eben dem hastigen und beleidigenden Style gegen Baggesen, der seine Angriffe auf Oehlenschläger bezeichnete. Unter diesen jungen Kämpen befand sich mancher Name, dessen Klang später siegreich durch Dänemark zog, z. B. Johann Carsten Hauch. Sie forderten auch Baggesen, der sich so breit auf dem Lotteebett seiner klassischen Sprachbildung hinstreckte, zu einer lateinischen Disputation heraus, aber er war klug genug, den Handschuh liegen zu lassen.

Baggesens Mond verblich immer mehr, je strahlender Oehlenschlägers Sonne emporstieg. Dieser schüttete nun ein ganzes Füllhorn von Dramen über das dänische Land aus, und ich brauche darüber nicht speciell zu sprechen, denn sie sind ja bekannt unter uns. Obgleich er auf reine Tragödienform gar kein Gewicht legt, obgleich vor einer Masse von romantischen und sententiösen Blumen die Charactere nicht in Blut und Leben gehen, so übt doch Oehlenschlägers genialische Behandlung stets einen sehr frischen und innigen Reiz. Dieser Reiz wirkt aber doppelt in Dänemark selbst, denn es ist nicht genug zu loben, daß er fast immer vaterländische Stoffe wählte. Darum sind die Stücke so kräftig verwachsen mit der dänischen Bühne, daß man sie alljährlich wieder und wieder vor vollen Häusern spielen kann. „Dina," des Dichters neuestes Trauerspiel, hat den Grafen Uhlfeldt zum Helden, den Liebling Christians IV., der ihm seine Tochter, die schöne Eleonore, zur Gattin gab. Das Stück ist jugendlich frisch, in den colossalen Vorzügen sowohl, als in den colossalen Fehlern. Da tönt noch jene anmuthige Diction, da glüht noch jene feurige Phantasie, die den Dichter stets bezeichnet haben — da wuchert aber auch noch jene Ueberfülle von Blumen, worunter man fast ersticken muß.

Die Dänen waren entzückt, als „Dina" auf der Bühne erschien; der Jubel wollte gar kein Ende nehmen. Die Alten sahen ihre beste Jugendzeit noch einmal wiederkehren, und die Jungen verloren das Grauen vor dem Altwerden ... sie kamen zu der Erkenntniß: das Genie altere nicht. So machte die Tragödie unerhörtes Glück, und hatte Oehlenschläger die Kränze auch mit Fru Heiberg, der unvergleichlichen Künstlerin, welche die „Dina" gab, zu theilen, so wuchs des Lorbeers doch eine solche Fülle, daß er hinreichte, sie beide würdig zu krönen.

Schweden bleibt in der Bewunderung des Dichters hinter seinem eigenen Vaterlande nicht zurück, und man erklärt dort Oehlenschläger unumwunden für den größten lebenden Dichter. Dieser Euphemismus ist vorbereitet worden durch Esaias Tegnér, und er hat Wurzel geschlagen in den Spalten der scandinavischen Felsen. Was dort aber einmal steht, wird so leicht von keinem Sturmwind ausgerissen. Einige Zeit vor Göthe's Tode beging nämlich die Universität Lund eine große Feierlichkeit. Oehlenschläger war dazu eingeladen, er kam, und man empfing ihn mit jenem phraseologischen Pompe, worin die Schweden unübertrefflich sind. Tegnér setzte ihm öffentlich die Dichterkrone auf's Haupt, hielt ihm eine Festrede in Hexametern, und nannte ihn:

„Erbe des Throns im Reiche der Dichtkunst — der Thron ist an Göthe."

Oehlenschläger hat seine Werke großentheils auch deutsch verfaßt, und gehört somit unserer Literatur an, aber es ist immer gewagt, in solchem Dualismus sich behaupten zu wollen. Deutschlands Literarhistoriker erwähnen seiner nur so obenhin, und unsere höhere Kritik hat sich fast gar nicht mit ihm beschäftigt. Nun zürnt er den Deutschen und glaubt sich zurückgesetzt. „Sie wollen mir keinen Ehrenplatz am Tische anweisen," ist sein gewöhnliches Wort darüber. Freilich nimmt Dänemark regern Antheil an seinen poetischen Leistungen; hier ist er der Mittelpunkt alles dichterischen Seins, und der einfachste Bürger besitzt seine Schriften.

Eine so ungestüme Anerkennung ist jedoch in Deutschland, bei der Fülle von überwiegenden Literaturschätzen, billigerweise nicht zu verlangen. Dänemarks Poesie ist noch im Frühling, und man jauchzt der ersten Lerche entgegen ... doch die Nachtigallen kommen, und dann kühlt sich jener Enthusiasmus ab. Nach dreißig oder vierzig Jahren wird man auch dort gewiß andere Büsten vor Oehlenschläger's stellen. Mich beschleicht beim Niederschreiben dieser Worte eine gewisse Wehmuth, aber ich sage das weder um Oehlenschläger's Talent, noch um die Pietät der Dänen zu beleidigen. Ich sage es, weil ich es sagen muß, und keine leere Prophezeihung ist es, sondern innerste Ueberzeugung. Dänemarks Poesie wird nicht stehen bleiben, da sie bereits angefangen hat mit muthigen Schritten fürbaß zu gehen.

Uebrigens haben wir doch manches Werk von Oehlenschläger nur sehr unzureichend durch Uebersetzungen, oder gar nicht kennen gelernt. Zu dem Bedeutendsten gehört sein episches Gedicht: „Nordens Guder — die Götter Nordens," welches uns Legis in trefflicher Sprache wiedergab. Dasselbe kam beim Erscheinen in eine Zeit hinein, wo die Akademie der Wissenschaften zu Kopenhagen eben die Frage angeregt hatte: „Sind die nordischen Gottheiten ein Stoff für moderne Poesie, oder nicht?"

Digitized by Google

Oehlenschläger antwortete bejahend durch sein Epos, das er zugleich als Argument beibrachte. Hierdurch scheint mir aber der ästhetische Zweifel noch keineswegs erledigt zu sein, denn die Gestalten der scandinavischen Mythe nehmen sich, wie sie so wohllautend auf den Stelzen südischen Versbaues einherschreiten, recht entfremdet und verzwickicht aus. — Wofür wir in Deutschland dem Dichter noch ganz besonders dankbar sein müssen, das ist die Uebertragung der Holbergschen Lustspiele. Darin liegt ein wahrer Schatz von Humor, von sicherer Charakterzeichnung und dramatischer Lebendigkeit. Das glüht und spricht, das webt und athmet heute noch so munter, das trifft und geißelt noch so scharf, wie vor hundert und vierzig Jahren.

Seine Werke glättet und feilt Oehlenschläger mit großer Sorglichkeit, und in den neuen Ausgaben treten sie immer sauberer vor's Publikum. Aber der Polirstrahl vertilgt nicht selten das schönste Gold und wischt die feinsten poetischen Linien aus. Es ist die jugendliche Romantik abgefallen; aus ihrem wilden, üppigen Baummuchs sollen kunstreiche Hecken entstehen, und der Verstand, ein Gärtner mit scharfer Scheere und plumpen Händen, stutzt sie zu. Verstand ist stets weniger Oehlenschlägers Sache gewesen, als Phantasie, und es ist übel, daß ihr nun jener ins Handwerk pfuschen soll. Der poetische Ungestüm, die reine Unmittelbarkeit war just eine der schönsten Zierden, welche seine Gedichte zu verlieren hatten. — Nur Ein Beispiel mag hier stehen, wie Oehlenschläger verbessert. In seiner lieblichen Romanze: „Der Ritter an der Elfenhöhe," kommt ein ritterlicher Jüngling in später Nacht zu einem Hügel, legt sich dort nieder und schlummert ein. Drei lustige Jungfrauen nahen sich, umschweben und küssen ihn, und Morgens ist er todt. So schloß vormals das Gedicht. Jetzt aber hat der Poet noch einen Vers hinzugefügt, worin erzählt wird, daß die drei aus Nachtluft und Thau geborenen Wesen nichts anders, als .... Erkältung, Schnupfen und Rheumatismus waren. Klingt das nicht gerade wie Parodie?

Oehlenschläger war nicht daheim, ich bekam ihn also nicht zu sehen, und kann von seiner Persönlichkeit nur mittheilen, was mir Andere sagten. Er hatte nämlich eine Sommerfahrt nach Norwegen hinüber gemacht, wo seine Tochter in Bergen verheirathet ist. Sonst bewohnt er während des Sommers ein Landhaus in Frederiksberg, dessen waldstiller Park mit seinen prächtigen Baumgruppen und mit den blauen Wasserspiegeln die dazwischen ruhen, recht zum Sinnen und Dichten geeignet ist. Wenn der Winter kommen will, zieht er nach der Stadt, führt dort ein behagliches, genußreiches Leben, und möchte keinen Abend das Theater versäumen. Volk und Fürst bringen ihm Lorbeerkränze in Hülle und Fülle dar; Oehlenschläger freut sich ihrer und nimmt sie dankbar an. Diese Dankbarkeit ist ein hervorstechender Zug seines Charakters, und sie muß um so ehrenvoller anerkannt werden, je seltner sie bei berühmten Männern ist. Oft stachelt Eitelkeit dieselben zur Anzufriedenheit; Alles erscheint ihnen zu gering als Lohn ihrer immensen Verdienste, und ein mürrischer Ton verstimmt die Harmonie ihres Wesens. Ruhe und Wohlbehagen aber haben den Oehlenschläger jung erhalten; er sieht wie ein Fünfziger aus, obgleich er bald vier und sechzig Jahre zählt. Kräftig und elastisch ist sein Körperbau, volles schwarzes Haar bedeckt sein Haupt, und aus den Augen flammt ihm ein schöner Strahl — der Götterstrahl des Genius.

Oehlenschläger hatte den Zündstoff ausgeworfen, und poetische Blüthen loderten nun reichlich hervor, eine glühende Flora. Zunächst stand Steffens Bücher auf, der am 11. October 1782 geboren ist. Anfangs fühete er den Namen Spentrup, den er von seinem Pfarrdorfe in Jütland entlehnte, und erst später nahm er den eignen an. Zwar hat Bücher aus Gedichte herausgegeben, doch in der Prosa ruht seine eigentliche Kraft. Seine Novellen sind heimatblich, ursprünglich und wahrhaft bedeutend. Wenn er Jütlands Kreidebusr malt, an denen die Wellen der Nordsee brandet — die öden, seärlich bewohnten Haiden und Moräste, wo sich nur hin und wieder graseriche Sahdannen finden — wenn er die armen Bewohner zeichnet, die kraftvoll und fleißig sind — wenn er beschreibt, wie sie unter fortdauernden Mühen und Gefahren sich ihre Nothdurft erwerben, dann steht er auf dem Gipfel des Strebens, dann reißen seine naturwahren Schilderungen den Leser hin, dann verdient er den Namen eines dänischen Walter Scott. Aber Bücher ist ein autochthonischer Poet; die Muse hat ihm nur Jütlands Steppen zum Eigenthum gegeben; sobald seine Phantasie ihns austritt, irrt sie kraft- und heimathlos durch die Lande. Charakteristisch für seine Leistungen ist es, daß er zu den wenigen dänischen Dichtern gehört, welche nie von Italiens Südluft umweht wurden.

So war der junge Bücher, mit dem der alte kaum eine Aehnlichkeit hat. Er erinnert an Glaukos. Gleich diesem lebte er friedlich an einem Gestade, das noch kein fremder Fuß betreten, dessen Grasufer noch niemals abgemäht worden, aber dämonische Mächte lenkten ihn in die Tiefe hinab. Da wuchs ihm ein struppiger Bart, und die Schenkel gestalteten sich zu einem häßlichen Fischschwanz. Auch Bücher hat sich hinuntergestürzt in die schmutzigsten Tiefen der Tagesereignisse, und taucht nun so wenig für die Poesie, als für den geistlichen Stand. Er ist ganz gefunken, ganz verloren. Vor einiger Zeit gab er ein Buch heraus, und das öffentlich: man möchte doch subscribiren, damit er vom Erlös seine Schulden bezahlen könne. Und der Mann ist fast sechzig Jahre alt.

Ein anderer Geistlicher, welcher in der dänischen Literatur eine hervorstechende Rolle spielt, ist Nicolai Frederik Severin Grundtvig, den 8. September 1783 zu Udby in Seeland geboren. Er lebt als Priester in Kopenhagen, und ist ein kleiner Mann, unter dessen gebleichten Haaren ein geistvolles Apostelgesicht hervorschaut. Grundtvig hat mit rechtem Feuereifer für das Studium altnordischer Geschichte angeworben; glühende Vaterlandsliebe leitete ihn dabei, und er war es, der das Augenmerk der Dänen auf die Chronikbucher Saro's und Snoero's zu lenken wußte. Seine Worte fielen in frischen, guten Boden, man gewann Theilnahme, und nun brachte Grundtvig den Landsleuten zwei Quartbände einer Uebersetzung des Saro Grammaticus. Früher schon hatte er auch die Mythen des Nordens in dichterischer Form behandelt, und zwar auf so sprudelnd geniale Weise, daß er mit Oehlenschläger um den Lorbeer stritt. Saft- und kraftvoll war seine Sprache; tiefer Ernst und Ideenreichthum lagen, wie edle Perlen, unter der rauschenden Meersluth seiner Verse, und freudig empfing man Alles, was er dichtete.

Aber ein stürmischer, ungezügelter Eifer riß ihn zur wilden Polemik hin. Er schrieb die „Welt-chronik" und fand ein Genügen daran, die Fackel des Streits in Theologie und Literatur zu schleudern. Nun verunstaltete sich seine poetische Ausdrucksweise durch bizarre Symbolik und angestrengte Originalität — er wurde Zelot, und büßte viel von der allzemeinen Theilnahme ein. In den spätern Gedichten mischt Grundtvig das nordische Heidenthum und die christliche Religion so chaotisch durch einander, daß die Produktionen wunderlich und wüst werden. Dies ist wohl der Grund, weshalb sein Name gelöscht wurde aus den Reihen populärer dänischer Dichter, zu denen er durch Talent, Begeisterung und innige Vaterlandsliebe unfprünglich gehört.

Auch Bernhard Severin Ingemann hat einen Theil des Ruhmes zugefetzt, der ihn einst in voller Springfluth überströmte. Ingemann wurde den 28. Mai 1789 zu Thorkildstrup auf der Ostseeinsel Falster geboren und studirte die Rechte. Aber es ging damit nur schwach, denn fortwährend kam der ernsthaften Jurisprudenz die heitere Muse des Gesanges in die Quere und trug endlich über jene alte kalte Dame den Sieg davon, wie Ingemann das selbst in anmuthigen Versen beschrieben hat. Der Sieg brachte reiche Lubrisfrüchte, und diese erschienen in zwei Bänden 1811—12. Oehlenschläger's Beispiel und Muster spiegelte sich deutlich darin ab, und konnte das Jünglings Phantasie auch nicht auf Adlerschwingen zum Himmel emporreißen, so schwebte sie doch auf weißen Taubenfittichen leicht und schön im Abendrott daher.

Ingemann bekam schnell einen Ruf. Bei seinem tiefsinnigen Gefuyl und seiner trefflichen Sprachbehandlung würde dieser auf sicherm Fundament geruht haben, hätte nicht eine weichliche Sentimentalität, gleich dem Schwamm im Hause, die Mauern zerstört. Weil seine allegorischen Porsien besonders Anklang gefunden, schrieb er eine große romantisch-allegorische Expor: „De sorte Riddere — der schwarze Ritter," in neun Gesängen. Die Allegorie ist aber immer ein Gemisches, ein kunstlich Gefundenes, und je mehr sie in die Länge gedehnt wird, um so grellee fühlt sich das heraus. Darum kam der schwarze Ritter, trotz wahrhaft poetischer Einzelheiten, ohne Lebenskraft zur Welt.

Im Drama versuchte er sich gleichfalls, und nachdem seine ersten Trauerspiele fast spurlos vorübergegangen, machte 1815 „Masaniello" bedeutendes Glück. Noch in demselben Jahre erschien die Tragödie „Blanca," und erhielt sich lange als ein Lieblingsstück schwärmerischer Mädchen und hysterischer Frauen auf den Brettern. Die folgenden Dramen entsagten theils dem Theater, theils mußte das Theater ihnen entsagen. Ingemann gab noch eine große Erzählung, „die Unterirdischen," und machte dann, in den Jahren 1818—19, eine Reise durch Deutschland, Frankreich und Italien. Seit 1822 ist er als Professor der dänischen Sprache bei der Ritterakademie zu Sorö angestellt, und dort schrieb er mehrere umfangreiche historische Romane, als: „Waldemar Seier," „Erik Menvedd's Barndom" ꝛc. Damals hatte er in Dänemark großen Ruhm, und die deutschen Uebersetzer lauerten wie Wegelagerer auf seine Werke. Aber die Zeit eilt, und die Sentimentalität ist nicht wichtig genug, um

Digitized by Google

mitgenommen zu werden. Als Heiberg seine aristophanische Comödie „Weihnachtsscherz und Neujahrspossen" schrieb, als er darin Ingemann's sentimentale Liebesschwärmerei und seinen seufzenden Platonismus, wie er sich namentlich in Blanca breit macht, ergötzlich parodirte, da lachte man der unmännlichen Weichheit, und die meisten Anhänger des Dichters fielen von ihm ab. Ueber das Matte vergaß man aber auch das Treffliche, was er geschrieben, und nur ein Kreis von Frauen bewundert ihn noch.

Ingemann ist ein freundlicher anspruchsloser Mann, und alle, die ihm nahe stehen, verehren seine Persönlichkeit. Es geht ein poetischer Duft durch sein Leben. Er hat dieselbe Dame als Gattin heimgeführt, der seine schmachtenden Elegien gewidmet waren; zwar besitzen sie keine Kinder, doch sie sind selbst Kinder geblieben, und ihre Ehe ist ein reines, liebliches Idyll. Darum weiß der Dichter auch, wie unschuldige Herzen zum Himmel beten, und in seinen „Psalmen für Kinder" weht ein wunderbar inniger Ton.

Neben Ingemann lebt in Sorö Johann Carsten Hauch, einen Lehrstuhl für Naturhistorie bekleidend. Er wurde zu Friedrichshall in Norwegen am 17. März 1791 geboren und stammt aus adliger Familie. Sein Vater war Excellenz, und ärgerte sich von frühe an, daß der Sohn sich ganz den Wissenschaften und der Poesie hingab, denn er hätte ihn lieber mit dem Kammerherrnschlüssel, als mit der Dichterkrone schmücken lassen. Aber die Freiheitsgöttin hatte schon in der Wiege Hauch's Herz und Auge geküßt, und so war er nicht zu verwenden für das glatte Parquet des Hoflebens. Niemals hat er seinen Namen mit dem Abzeichen des Adels versehen, doch wenn er denselben auch, wie ein nutzloses Geräth, in die Rumpelkammer warf, so war er doch in allen ritterlichen Künsten wohlerfahren, und sein Geist, seine Seele drückten stets den wahren, ächten Männeradel aus.

Von Jugend auf ein eifriger Verehrer Oehlenschläger's, stand Hauch in der vordersten Reihe derer, welche für ihn gegen Baggesen stritten. Er kämpfte, dichtete und liebte. Als er nach Italien ging, ließ er dem Mädchen seiner Wahl den Verlobungsring zurück. Auf Capri hatte er aber das Unglück, ein Bein zu brechen, und es mußte ihm amputirt werden. Hauch, der so gern tanzte, ritt und voltigirte, er, der Meister in des Körpers kühner Grammatik, war nun ein Krüppel, und daheim wartete seiner die blühende Braut. Verzweiflung ergriff ihn, allein bald kehrte ihm der Muth zurück; sein Mädchen blieb ihm treu, und als er das Vaterland wiedersah, wurde er am Altar mit ihr verbunden.

In rechter Fülle sprudelte ihm nun der poetische Born, und zwei kräftig-schöne Trauerspiele, „Bajazet" und „Tiber" entstanden (1828) schnell nach einander. Tieck sagte: es wären die besten Dramen der Neuzeit, und das Urtheil paßt hauptsächlich auf den Bajazet, wenn man nämlich von einem Drama nicht verlangt, daß es bühnengerecht sein müsse. Hauch's Tragödien verlieren sich viel zu sehr in eine stolze epische Breite, und ihr begeistert fluthender Strom läßt sich nicht in die engen Coulissenräume einschachteln. Er hat viele Reisen gemacht, aber zu wenig in Residenzen gelebt, darum kennt er den kleinen Mechanismus des Theaters nicht genug. Die Bühne ist wie ein kokettes Weib; sie verlangt jahrelange Hingebung, aufmerksames Studium ihrer verstecktesten Launen, wenn sie ihre Gunst dem Dichter schenken soll. Weil Hauch ihr jene Aufmerksamkeit versagte, wollten seine dramatischen Poesien bei der Darstellung keinen Anklang finden. Wohl staunte das Publicum die Schönheit ihrer Sprache, die Größe ihrer Charakterzeichnung an, doch es blieb kühl und beschaulich, es wurde nicht hingerissen von unwiderstehlicher Gewalt.

Seitdem schrieb Hauch noch mehrere Dramen, in denen die Hand des Meisters waltet, allein er sendete sie gar nicht mehr zur Aufführung ein. Von denselben müssen besonders das Drama „Don Juan" und das aristophanische Lustspiel „den babyloniske Taarnbygning i Mignature" anerkannt werden. Später wendete er sich mehr dem Romane zu; „En polsk Familie" ist wahrhaft klassisch, und auch gegenwärtig beschäftigt ihn ein Gebilde in derselben Form. Als Lyriker besitzt Hauch wohl kühne, begeisterte Kraft, aber ihm fehlt jener rhythmische Schmelz und Duft, welcher den Poesien ihren eigenthümlichen Reiz verleihen muß.

Wir stehen jetzt an der Grenze eines neuen Abschnitts der dänischen Poesiegeschichte. Bisher herrschte tiefer Frieden in dem Dichterwald; seit Baggesens Zeit hatte kein kritischer Sturm die Wipfel mehr geschüttelt. Elstern und Spatzen wiegten sich so ungestört, wie Nachtigallen und Turteltauben auf den grünen Zweigen, sie zwitscherten oder sangen, und saßen brütend auf ihrem Nest. Der Staar nannte den Wiedehopf einen begeisterten Minnesänger, und der Wiedehopf pries dagegen die treffliche Sprache des Staars. Es war eine so zünftige Gemüthlichkeit, daß man sie von der Cameraderie kaum unterscheiden konnte. Auch Deutschland hat nach dem zweiten Pariser Frieden eine ähnliche Periode durchgemacht, eine Periode, in der viel süße Worte, aber wenig Thaten erklungen sind. Zu dieser Zeit trat Johann Ludwig Heiberg auf, ein durchaus feiner Geist, der wohl fühlte, daß die Literatur keine Lobversicherungsanstalt sei. Wie Apoll trug er die Leier des Gesanges in der Hand, während auf seinem Rücken die silbernen Pfeile der Satyre klirrten. Er wollte keiner blindanerkannten Größe trauen, wenn er sie nicht selbst mit kritischem Barometer gemessen hatte; seine reiche ästhetische Bildung berechtigte ihn vollkommen dazu, und er brachte die edlen Pflanzen zur bessern Blüthe, indem er das Unkraut niedertrat.

Heiberg, der Sohn eines ausgezeichneten Elternpaares, wurde am 14. December 1791 zu Kopenhagen geboren. Als er achtzehn Jahre zählte, widmete er sich dem Studium der Medicin, doch wurde ihm bald klar, daß er zu einer andern Anatomie berufen sei, als zu der, welche ihr Messer in menschliche Leiber senkt. Nun gerieth er ins Schwanken und wußte nicht, ob er Dichter, Musiker oder Naturforscher werden sollte. Talent und Wissenschaft fehlten ihm zu allen diesen Fächern nicht. Doch der innerste Drang zog ihn auf die Bahn der Poesie, und gab ihn so derjenigen Kunst zurück, für welche ihn die Natur recht eigentlich geschaffen hatte. Einige seiner dramatischen Jugendarbeiten weckten bedeutende Hoffnungen, und Heiberg stieg, mit den Fruchtbergen der Classicität gründlich vertraut, nun auch zu den kühnen Felsenkuppen südlicher Romantik empor. Ein Schauspiel: „Dristig vovet halv er vundet — Frisch gewagt ist halb gewonnen," und eine höchst geistreiche Dissertation: „De poeseos dramaticae genere hispanico et praesertim de Petro Calderone de la Barca" waren die Ausbeute dieser Wanderung. Für die letztere Arbeit wurde ihm 1817 der Doctorgrad ertheilt. Noch in demselben Jahre erschien ein mythologisches Schauspiel: „Psyche's Weihe," und eine aristophanische Comödie: „Julespög og Nytaarslöier — Weihnachtscherz und Neujahrspossen," welche eine Fülle von sprudelndem Humor, dichterischer Anmuth und treffender Satyre verrieth.

Heiberg ging nach Paris, lebte dort von 1819—22 in den angenehmsten Verhältnissen, und machte das französische Theater zum Mittelpunkt seiner Beobachtungen. Als er heimkehrte, wurde ihm zu Kiel eine Professur der dänischen Sprache übertragen. Heiberg, ein Mann des Lebens und der Kraft, schwankte nicht lange in idealer Ungewißheit, sondern faßte sein neues Amt von vornherein mit muthigem Griffe an, und schrieb eine brauchbare Sprachformenlehre. Aus einer Reihe von Vorlesungen entstand auch die „Nordische Mythologie," welche mit dem feinen Auge des Naturforschers die Göttersagen anzuschauen und ihre Entwicklung so klar darzustellen weiß, daß man sie gleich Crystallen in nothwendiger Bildung um einen bestimmten Kern anschießen sieht.

Heiberg verließ indeß 1825 den academischen Lehrstuhl und kehrte nach Kopenhagen zurück, um freier und kräftiger eingreifen zu können in Leben und Literatur. Die Bedeutung der Bühne warm empfindend, konnte er es nicht ruhig mitansehen, wie die Oper immer breitern Platz gewann, das Drama verdrängend. Er suchte den Zeitgeschmack und die nationale Comödie zu vermitteln, und dies geschah durch Vaudevilles, deren er beinahe zwanzig schrieb. Dieselben haben die dänische Bühne viele Jahre lang beherrscht, und dabei trefflich eingewirkt, denn jede Nachahmung der Franzosen lag ihnen fern; ein schöner, heimathlicher Reiz umwehte sie. Auf localem Grunde sind Volkscharactere mit sichern, treuen Farben gezeichnet; das Publicum sitzt vor dem Spiegel, wenn es diese Vaudevilles sieht, und so wissen sie sehr geschickt das Volkslustspiel zu ersetzen. Eine heitere, angenehm verwebte Intrigue verschlingt die Situationen, und schöne lyrische Blüthen duften in dem sirischen Kranz.

Im Jahre 1824 war Heiberg in Berlin gewesen, hatte dort Hegel, den Philosophen des Jahrhunderts, und dessen System genau kennen gelernt. Wie wach Heiberg's Seele war, jeden Athemzug des Fortschritts zu belauschen, das zeigte bereits seine Schrift: „Ueber die menschliche Freiheit," welche 1824 erschien. Mit dem Jahre 1827 aber gründete er die „Fliegende Post," ein ästhetisches Wochenblatt, und Alles staunte ihn an, denn so war die Kritik bisher in Dänemark noch nicht gehandhabt worden. Oehlenschläger hatte, vermöge seines frischen Talents, einen sehr unmittelbaren, dreist romantischen Ton in der Literatur angegeben. Seine Einfachheit, sein blühender Muthwille schienen leicht nachzuahmen; alle Spatzen, alle Zaunkönige wollten zwitschern, wie er sang, und eine sichere, prüfende Kritik war sehr nothwendig geworden.

Da kam Heiberg hinzu, der Mann von edlem Geschmack, geläutertem Urtheil und sprühendem Witz. Die fliegende Post brachte eine Reihe Kritiken über Oehlenschläger, welche, auf festen ästhetischen Standpuncten fußend, das Wesen der Poesie besprachen, und eben so, wie sie des Dichters Schönheiten her-

Digitized by Google

vorhoben, auch seine Fehler zeigten. Oehlenschläger zieh den braven Heiberg, etwas kindlich, des Undanks, „weil er dessen Singspiele immer so gern gesehen und stets belebt habe," aber außerdem fiel ein ganzer Wespenschwarm über ihn her. Ihn störte das nicht; mit überschwenglicher Laune handhabte er die Fliegenklatsche, und auch auf Hauch fiel mancher tüchtige Hieb. Jemehr die Literaten vor dem Blatte zitterten und darauf schimpften, mit um so größerer Lust wurde es im Publicum begrüßt, und seine scharfsinnigen Kritiken, welche stets die reine Kunstschönheit zu ermitteln strebten, haben einen namhaften Einfluß auf die Geschmacksbildung der Nation geübt.

1833 schrieb Heiberg „Ueber die Bedeutung der Philosophie für die Gegenwart," und gab sich dadurch offen als Anhänger Hegels zu erkennen, lebhaftes Interesse für ihn in Dänemark erweckend. Heiberg hat das unbestrittene Verdienst, die Wunderblume jener Philosophie in seinem Vaterlande acclimatisirt zu haben. Als Mitstrebender stand ihm dabei Martensen treu zur Seite, der jetzt Professor der Theologie, und auch in Deutschland durch sein Buch: „Ueber Lenau's Faust" rühmlich bekannt ist. Hierauf schrieb Heiberg eine treffliche Einleitung zur Logik, und gab seit 1837 die Vierteljahrschrift „Perseus" heraus. Dies Journal sprach gleich im Titel als Tendenz aus: die ideenlose Meduse des Empirismus niederzuwerfen, und Andromeda — die barbarisch gefesselte Idee — zu befreien. Diese Zeitschrift erschien nicht lange, und Heiberg redigirt nun seit 1842 das „Intelligenz-Blatt."

Von seinen dramatischen Werken fordern besonders noch folgende Erwähnung. Das Schauspiel „Nina" (1824) hat einen sehr schwierigen Stoff, denn die Heldin wird aus Liebe wahnsinnig, und es gehörte ganz die Feinheit Heibergs dazu, um einen so grellen Zustand zur harmonischen Anschauung zu bringen. Eines wahren Sturmes von Beifall hatte sich das romantische Drama „Elverhöi = der Elfenhügel" zu erfreuen, als es 1828 auf der Bühne erschien, und nahe an hundert Male wurde es bei gedrängt vollem Hause aufgeführt. Die Sage vom Elfenkönig auf dem Stevensgebirge ist der Zaubercrystall, auf dem die lieblichen Gestalten vorüberziehen, und unter ihnen auch Christian IV., der wackere Dänenkönig, dessen Name wie der eines Gottes im Volke lebt. Reiche blühende Diction umschlingt das Werk, und schöne Volkslieder sind, gleich seltnen Seeblumen, in den anmuthvollen Strauß hineingeflochten. Der Elfenhügel ist ins Deutsche übersetzt, und — wenn ich nicht irre — zu Immermanns Zeit auf der Düsseldorfer Bühne gespielt worden. Grabbe sagt jedoch: „die Uebersetzung hat den Trab zweier Hamburger Miethgäule; im Lyrischen sitzt sie ganz im nassen Sande." Dagegen bezeugt er: es sei ihm noch kein Mystificationsstück vorgekommen, das solche Frische, so keck gezeichnete Figuren und Situationen hätte.

Heiberg's „Prinzessin Isabella" wurde 1829 nach einem Stoff Lope de Vega's gedichtet; es ist ein festliches Prachtstück, aber der Feenglanz seiner Sprache überstrahlt Alles, was Malerei und Musik für ein Drama irgend wirken können. Vor zwei Jahren gab Heiberg „Neue Gedichte" heraus, und darunter befindet sich eine apocalyptische Comödie, „die Seele nach dem Tode," welche recht ins moderne Leben eingreift und mannigfache literarische und philosophische Fragen berührt. Tief und innig ist die Himmelsdecke des Humors über diese Dichtung ausgebreitet, und auf ihrem nachtblauen Grunde funkelt, goldnen Sternen gleich, der strahlendste Witz.

Wenn man von Heiberg spricht, darf man nicht versäumen, eines anonymen Schriftstellers zu gedenken, den er in die Literatur eingeführt hat. Die fliegende Post brachte nämlich eine Novelle: „En Hverdags-Historie = eine Alltags-Geschichte" betitelt, die durch Form und Geist ein ungemeines Aufsehen machte. Andere Erzählungen folgten ihr, doch wie goldig auch das Lob am Angelhaken blinkte, der Autor ließ sich dadurch nicht bestimmen, aus der undurchschaubaren Flut seiner Anonymität hervorzutreten. Man rieth hin und her, man zerbrach sich den Kopf, und die jungen Schöngeister, die sonst Alles wissen, kamen völlig in Verzweiflung, denn diesmal waren sie nicht im Stande, die brennende Neugier ihrer Gastfreundinnen zu stillen.

Drei Bände von jenen räthselhaften, wie aus einer andern Welt kommenden Novellen gab Heiberg heraus, und noch sieben oder acht Bände folgten ihnen nach. An Tiecks beste Novellen mahnen diese saubern poetischen Gebilde, und wenn in den spätern die Frische und die volle Blüthenkraft der Phantasie einigermaßen im Abnehmen ist, so athmet doch auch hier noch eine dichterisch veredelnde Auffassung des Alltagslebens. Ihr Verfasser ist von Rechtswegen der Vater Frederika Bremer's, doch er würde gewiß sein Kind verläugnen, wie die unnatürliche Mutter des Richard Savage. Die feine fast microscopische Beobachtung unscheinbarer, aber tief psychologischer Züge in den Erzählungen läßt auf eine Verfasserin schließen, während die crystallreine Form und die hohe Intelligenz andeutet: eine Männerhand müsse ordnend und ausführend über die schönen Skizzen hingegangen sein. In der Kürze entwickelt, sind das die Gründe, welche man dafür angiebt, daß Heibergs Mutter die Schöpferin jener lieblichen Gebilde sei, denen ihr Sohn dann noch die blitzenden Lichter und die gedankentiefen Schatten verliehen habe.

Man zeihe mich nicht der Indiscretion, man denke nicht, ich wolle den dichtgewebten Schleier irgend einer seltnen Bescheidenheit zerreißen, sondern ich erzähle nur, was man in Kopenhagen allgemein darüber sagt. Und wohl mag es sein, daß man hier das Rechte getroffen hat, denn die Gräfin Gyllenborg gehört unstreitig zu den merkwürdigsten Frauen unserer Zeit. Sie hat das Leben geschaut in allen seinen wechselnden prismatischen Abspiegelungen; tausendfältig sind ihrem scharfen Auge die interessantesten Charactere entgegengetreten, und sie hat einen Schatz von Erfahrungen gesammelt. Schriebe sie ihre Memoiren, so müßten dieselben von höchster Bedeutung sein, denn seit mehr als funfzig Jahren existirte keine Berühmtheit in Dänemark, der sie nicht persönlich nahe gestanden hätte.

Sie war zuerst an den Lustspieldichter und Politiker Peter Andreas Heiberg (geb. 1758) vermählt, der jedem Dänen unvergeßlich ist. In seinem Hause verkehrten Baggesen, Münter, Rahbeck, Weyse und andere geistreiche Männer jener Zeit. Er gehörte aus inniger Ueberzeugung zur liberalen Partei, und Alles, was er aussprach, war so feurig, so gründlich und wahr, daß es manch zartes Trommelfell sehr unangenehm berührte. Heiberg wurde durch richterlichen Spruch aus dem Vaterlande verbannt, ging nach Paris und bekam unter Napoleon eine Anstellung im Ministerium des Auswärtigen. Zwar glaubte er, daß seine Gattin ihm folgen würde, allein sie trug auf Trennung an, was ihn tief betrübte. Als Napoleon Frankreich verlassen mußte, forderte er seinen Abschied, und erhielt eine Pension von dreitausend Francs, bis er im Jahre 1841 starb.

Bald nachdem seine Frau von ihm geschieden war, kam der schwedische Graf Gyllenborg, der in die Revolution verwickelt und des Landes verwiesen worden, nach Kopenhagen, und Fru Heiberg vermählte sich mit ihm. Derselbe gab eine Zeitung in französischer Sprache heraus, allein je vorzüglicher die Artikel waren, die darin gegeben wurden, um so sicherer fühlte man sich überzeugt, daß nicht er, sondern seine Gattin sie geschrieben habe. Nun war ihr Haus abermals der Brennpunct, welcher alle geistigen Strahlen vereinigte, denn die Noblesse der Refügiés aus Schweden und Frankreich sammelte sich dort, und die Gräfin Gyllenborg stand hochverehrt in ihrer Mitte.

Als Gyllenborg starb, wurde der Wittwe Sohn ein berühmter Schriftsteller, ihre Schwiegertochter war eine gefeierte Künstlerin, und wiederum sah sie sich in einem Cirkel der ausgezeichnetsten Leute. Man kann aber auch wahrlich nirgendwo ein Trifolium gottbegabter Menschen so eng vereinigt finden, als hier. Die Matrone selbst, welche beinahe siebzig Jahre zählt, ist eine stille und sehr bescheidene Frau; sie sträubt sich, eine öffentliche Rolle zu spielen, und lehnt deshalb die Autorschaft der Novellen auf's Bestimmteste ab. Dazu nun ihr Sohn, der Professor Heiberg, der ein geborner Aristokrat der Schönheit ist. Sein hochgebildeter Geist wiegt sich auf den rhythmischen Wellen des Ebenmaaßes und der Vollendung, und das prägt sich nun auch deutlich in seiner ganzen äußeren Erscheinung aus. Es ist alles nobel und schön an ihm; man merkt es gleich, daß ihn jedes Rohe und Unschöne recht innerlich verletzen muß. Sein geniales Auge glüht voll Wohlwollen, und so scharf satyrisch sich Heiberg oft in seinen Schriften erweist, eben so mild und versöhnlich findet man ihn im Umgange.

Die dritte Zacke des liebenswürdigen Kleeblatts bildet seine Gemahlin. Im Jahre 1832 vermählte er sich mit einer jungen Schauspielerin, Johanne Louise Pätges, welche sehr viel versprach, und sich nun zu einer dramatischen Künstlerin entwickelt hat, wie es wenige giebt. Es umweht eine solche Wahrheit und Unmittelbarkeit alle Charactere, die sie darstellt, daß auch die kältesten Zuschauer fortgerissen werden in das Reich der Phantasie. Die fremden Diplomaten, die am Hofe zu Kopenhagen leben, versäumen das Schauspiel fast nie, sobald Fru Heiberg auftritt, und wenn sie auch kein Wort von der dänischen Sprache verstehen.

Diese drei seltenen Erscheinungen bilden Eine Familie. Sie bewohnen im Sommer eine Villa vor dem Thore, im Winter aber einen Palast der Stadt, und Alles, was Kopenhagen an Geist, Schönheit und Rang besitzt, vereinigt ihr Salon an traulichen Abenden.

Wir haben es also — wie schon oben gesagt worden — jetzt mit einer neueren, jüngeren Dichterschule zu thun, und da muß denn, nächst Heiberg, Christian Winther genannt werden, der am 29. Juli 1796 zu Fensmark geboren ist. — In Kopenhagen liegt ein großes, etwas antiquirtes Gebäude, „die Regenz" genannt, das für hundert Studirende freie Wohnungen enthält. Eine ungemeine Sauberkeit sieht man über die ganze Anstalt

Digitized by Google

verbreitet; hinter großen, spiegelklaren Fensterscheiben schimmern recht freundliche Zimmer, rothwangige Musensöhne schauen heraus und blasen den Rauch ihrer langen Pfeifen durch die Luft. Die Regens bildet ein Viereck, im Innern einen geräumigen Hof umschließend, und mitten auf dem Letztern steht ein uralter Lindenbaum, unter dessen breitem Wipfel die lustigen Commerce gehalten werden.

In diesem Hause wohnte vormals auch Winther als ehrsamer Candidatus theologiae, obgleich er weder Lust, noch Anlage zur Gottesgelahrtheit in sich verspürte. Reisen, dichten, lieben und träumen wollte er, dazu hatte ihn die Natur geschaffen, aber sein Vater, der Bischof auf der Insel Laaland war, wollte durchaus einen Priester aus ihm machen. Winther lebte sich zurück in eine frühere, kindlich poetische Zeit; er sang, was die Erinnerung ihm ins Herz flüsterte, und so entstanden seine „Kraftsnit-Holzschnitte," eine Sammlung reiner, nationeller Gesänge. Keiner hat gleich ihm den wunderbaren Ton der Volkslieder wieder getroffen, und seine Gedichte, die anfangs nicht genügend beachtet wurden, schlugen nach und nach immer tiefer Wurzel in der Nationalität. Sie sind jetzt der dänische Kukreisgen geworden. Wohl eilt der Däne gern zum Süden hin, doch wenn er draußen, weit draußen in Italien ein Winther'sches Lied vernimmt, dann denkt er an die grünen Buchenwälder und an die blauen Mädchenaugen seines Vaterlandes, und er kann weinen vor Heimweh.

Zwar folgte nun bald eine Ausgabe dieser Lieder der andern, doch trugen sie dem Dichter wenig goldne Früchte ein, und er litt beinahe Mangel. So war er im Jahre 1829 eines Tages ausgegangen, um eine kleine Anleihe zu machen, und als er nach Hause kam, fand er ein Schreiben mit stattlichem Gerichtssiegel auf seinem Tisch — Winther hatte 25000 dänische Thaler geerbt. Unverzüglich reiste er nach Italien ab, wohin ihn seine Gesundheit seit lange schon gezogen hatte. Sparen und rechnen ist jedoch nicht Sache des Genies, und als Winter ein Jahr später nach Kopenhagen zurückkehrte, war sein Capital auf weniger als die Hälfte zusammengeschmolzen. Auch der Rest schwand bald in alle Winde, und statt der Dukaten strömten ihm Lieder zu. Er gab neue Poesien heraus, und wenn diese einen minder großen Eindruck machten, so liegt der Grund wohl darin, daß die Holzschnitte ganz primitiv waren, während sich in die späteren Gedichte erkünstelte Sentimentalität und wüste Romantik nachtheilig einmischen.

Winther war einmal nahe daran, Renegat zu werden und sich der deutschen Poesie zuzuwenden. Als er nach Italien ging, verweilte er nämlich längere Zeit am Rhein, und dort klangen ihm unsere Volksmelodien so voll und warm in die Seele, daß er noch im römischen Lande ihre bald heitern, bald wehmüthigen Klänge vernahm.

„Es schweben leicht im Rosenhain
Der Nordern und Cypressen
Die kleinen Lieder voll von Lieb und Wein,
Von Erinnern und Vergessen.

Spitzbrüne Zaunen gucken hervor
Aus dunklen Hecken und Lauben;
Es summelte sich der Nymphen Chor
Mit Tambourinen und Trauben."

Ein poetischer Drang, ein Gelüsten nach deutschem Ruhm ergriff ihn, und er begann ein lyrisch episches Gedicht, das die Historie der „Judith" zum Stoff hatte. Aber kaum war er wieder am heimischen Strand, da tauchte eine zürnende Gestalt aus der Meerfluth herauf und rief ihm zu:

„Laß ab, Verwegener! o fühlst du es nicht,
„Daß mehr als den fremden Jungen
„Stoßt du den Treuen in heiliger Pflicht,
„Die an deiner Wiege gesungen!"

Da ließ ich den Kranz, wonach ich gezielt,
Dem eitlen Herzen zu frönnen. —
Ein Freund hat das Lied mir nachgespielt
In vaterländischen Tönen.

Dieser Freund ist H. P. Holst. Mit einer dänischen Uebersetzung von ihm erschien die „Judith" 1837 als Fragment, und Fragment blieb sie auch. Darum läßt sich nichts Abschließendes über das Gedicht sagen; man findet jedoch einzelne poetische Schönheiten darin, und muß bekennen, daß Winther die deutsche Sprache für einen Ausländer mit hoher Gewandtheit zu behandeln weiß. Namentlich wo es einen sinnlichen Zauber gilt, gerathen ihm die Bilder sehr gut, und es blüht wirklich ein gewisser orientalischer Farbenreiz aus dem Liede.

Winther ist ein Mann mit angenehmen Zügen und einem weichen, schwärmerischen Blick; sein Embonpoint steht ihm nicht übel. Er liebt immer, und fühlt sich dabei immer unglücklich. Denn ehe er erhört wird, reibt ihn die heiße Sehnsucht beinahe auf, und wenn ihn Amor mit dem Rosenkranz des Sieges krönt, dann fühlt er sich so entkräftet, so öde, daß er nur noch Klagen und Schmerzen kennt. Dieser Zustand dauert fort, bis er sich von neuem verliebt. Obgleich sieben und vierzig Jahre alt, hat er doch viel Glück in der Liebe, und darum kommt er aus dem Unglück gar nicht heraus. Als der Kronprinz von Dänemark sich im Frühjahr 1841 vermählte, wollte seine junge Gemahlin den Versuch machen, die Sprache ihres neuen Vaterlandes zu erlernen, und Winthern wurde die angenehme, ehrenvolle Stellung, ihr Lehrer zu sein. Zwar hörte der Unterricht bereits nach einem Jahre wieder auf, allein Winther behielt den Professortitel und einen lebenslänglichen Jahrgehalt von tausend Thalern.

Haben wir in Winther einen genußsuchenden Lebemann kennen gelernt, so wenden wir uns jetzt einem poetischen Einsiedler zu. — Es dämmerte ein klarer, schöner Augustabend, als ich mit einem Freunde von Charlottenlund nach dem königlichen Thiergarten hinschritt. Die Sonne sank eben in's Meer, und ihre Strahlen ließen den Thau, der die Wiesenflächen bedeckte, wie Rubinen und Granaten schimmern. Weit umher lag die tiefste Stille ausgebreitet, und über den dunklen Buchenwölbungen des Thiergartens stieg bereits der goldne Mond empor. Da begegnete uns ein kleiner Mann im dunklen Ueberrock; mein Begleiter redete ihn an, und stellte uns einander vor . . . es war Henrik Hertz. Sein Gesicht war voll, aber bleich; es hatte etwas Gedunsenes, Krankhaftes, und die Augen versteckten sich hinter einer schwarzen Hornbrille. Um die schmalen Lippen schwankte ein nervös satyrischer Zug; seine Sprache tönte klanglos, wie es bei Schwerhörigen oft der Fall ist, und Hertz hört nicht gut. Aus der persönlichen Erscheinung des Dichters lernt man sein Schriftstellerleben begreifen, und man muß mit seiner Biographie vertraut sein, um die Persönlichkeit nicht mißzuverstehen — sie commentiren sich gegenseitig.

Hertz ist am 25. August 1798 in Kopenhagen geboren. Seine Eltern waren Juden und erzogen den Sohn in ihrer Religion. Er studirte Jura, gab aber daneben, ohne seinen Namen zu nennen, seit 1826 mehrere Lustspiele heraus. Dieselben zeugten vom Studium Holberg's und von dramatischem Geschick, machten jedoch keinen besondern Eindruck. Da erschienen im Jahre 1830: „Geisterbriefe," der poetische Episteln aus dem Paradies," und brachten eine große Aufregung in die dänischen Literaturinteressen. Sturmglocken schallten, auf allen Bergen loderten Feuerzeichen; die sichere Ruhe war gestört. Wagegeists ganze Eigenthümlichkeit wurde im Ton der poetischen Briefe treu wieder gegeben, doch das Buch glich jenen Diarhans-Bildern, die sich verwandeln, sobald man sie gegen das Licht hält. Sah man es nämlich genauer an, so bemerkte man, daß hinter der zierlichen Rococo-Maske ein moderner Genius, eine keckindividualität stecken müsse. Die Epistelen durchirrte alle tiefsten Eleusinien der Literatur, und stöberten jeden Schlupfwinkel auf, allein ein trefflicher Humor milderte das Grelle, und wußte selbst das Gemäuer der Kloaken mit grünen Ranken zu umspinnen. Alles Andere war hierüber eine Zeit lang vergessen, und man sprach nur von den Geisterbriefen, obgleich ihr Verfasser unbekannt blieb.

Derselbe gab nun eine „Anonyme Neujahrsgabe für 1832" heraus, in welcher ein schönes Lehrgedicht: „Naturen og Kunsten," enthalten war. Den lautesten Beifall aber fand ein Prolog: „Die Schlacht auf der Rhede," der auf der Bühne am Vorabende jenes Tages gesprochen wurde, wo dreißig Jahre früher die Engländer über Kopenhagen herfielen. Endloser flürmischer Jubel begrüßte das glühende Poem; Hertz war nicht im Stande, vor den eifrigen Nachforschungen seine Verschleierung zu bewahren, und er mußte aus der Wolke treten. Nun schüttete sich ein so schwellend reiches Füllhorn von Ruhm und Ehren über den Dichter aus, als ob es ihn erdrücken und ersticken wolle. Hertz bekannte sich damals zur protestantischen Kirche, und der König gab ihm ein Stipendium, um nach Italien reisen zu können, was in Dänemark stets zur öffentlichen Anerkennung eines Poeten gehört.

Von der dauernden Begründung seines Ruhmes überzeugt, machte er sich auf und durchzog, ein froher Wandervogel, den Süden. Als er aber wieder zur Heimath kam, fand er Alles kühl und kalt; laute politische Fragen hatten sein Andenken übertönt; er sah sich fast vergessen. Hertz ließ einige sehr gelungene Poesien drucken, doch man gab nicht Acht darauf. Nun schrieb er 1837 ein Buch: „Stemninger og Tilstande — Stimmungen und Zustände" betitelt, das ganz geeignet war, neues Aufsehen zu machen. In Romanform schilderte es das Leben und Treiben der liberalen Partei, und bohrte so, mit scharfer Satyre, in ein volles Wespennest hinein. Anfangs waren die Blätter, welche zur Fahne der Angegriffenen gehörten, ganz still über die Schrift; ihre Redacteure hatten wahrscheinlich den Plan verabredet, durch Nichtbeachtung das Spottbuch in den Lethe zu versenken. Aber die conservativen Journale brachten lange Excerpte daraus, die schwüle Stille war unterbrochen, und das Gewitter brach los. Hertz wurde von hundert Blitzen getroffen,

Digitized by Google

und nichts konnte die Zürnenden wieder versöhnen, auch nicht sein liebliches Drama: „Svend Dyrings Haus," das bald darauf erschien.

Dasselbe hatte Ton und Geist aus einem altdänischen Riesenliede geschöpft, es führte Volk und Helden der frühesten Zeit lebendig vor's Auge, und die glühende Frische, womit dieß geschah, gab dem Werk einen ganz eigenen, unmittelbaren Zauber. Oft, und mit immer neuem Beifallsrauschen, ging es über die Bretter; die Dänen fühlten stolz ihre Verwandtschaft mit jenen treuen, kräftigen und freien Gestalten, und so wirkte das Stück erhebend auf das Nationalbewußtsein. Aber die Partei der Gegner blieb unversöhnlich; sie jagte den Verfehmten so lange umher, bis er müde, todmüde wurde. Jetzt sieht man ihn krank, mürrisch, hypochondrisch, und auf abgelegenen Pfaden macht er einsam seine Spaziergänge.

Unter denjenigen Schriftstellern, welche Herz in den Geisterbriefen mit der Memoiregießt traf, war auch Hans Christian Andersen. Dieser ist jedenfalls ein sehr origineller Character, und muß schon deshalb mit Aufmerksamkeit betrachtet werden, weil seine Werke in Deutschland berühmter sind, als selbst in Dänemark, im kleinen Dänemark, den es doch wahrlich nicht an Muse fehlt, den Kreis seiner Autoren sorgsam zu würdigen. Außer Oehlenschläger ist Andersen der einzige dänische Dichter, der bei uns eine Popularität gewonnen hat, während jenseits der Ostsee andere Poeten bedeutend über ihn gestellt werden. Daraus geht hervor, daß entweder der Geschmack drüben eine andre Richtung nahm, als bei uns, oder daß wir, durch künstliche Mittel getäuscht, eine Ungerechtigkeit begehen. Zu breiten kritischen Untersuchungen fehlt mir der Raum, und so will ich denn einfach die Lebensgeschichte des Dichters erzählen; vielleicht gelingt es dem Leser, die Lösung jener schwierigen Frage selbst zu finden.

Andersen wurde am 2. April 1803 zu Odense auf Fünen geboren, und er hat manche romantische Specialitäten aus seiner Kindheit mitgetheilt. Seine Großeltern besaßen früher ein eignes Landgütchen, doch verarmten sie, und ihr Sohn mußte Schuhmacher werden. Derselbe verheirathete sich; das junge Paar war sehr beglückt, und kaufte zum Ehebett das Trauergestell, auf welchem kurz zuvor ein gräflicher Sarg geprangt hatte. Manches Jahr später sah man noch die schwarzen Leisten und die Wachsflecke daran, allein dies hinderte nicht, daß Hans Christian Andersen darauf zur Welt kam. Früh starb sein Vater, die Mutter hatte wenig Geist für ihn, und er genoß nur den kümmerlichsten Schulunterricht. Nachdem er confirmirt war, sollte er zu einem Schneider in die Lehre, da prophezeihte ihm die Kartenlegerin: er würde sehr berühmt werden, und man würde, ihm zu Ehren, einst die Stadt Odense illuminiren.

Nun reifte er nach Kopenhagen, um eine Anstellung beim Theater zu suchen. Seine Casse bestand aus dreizehn Riksdalern, und er erreichte an einem Septembermorgen 1819 die Residenz. Ueberall wies man ihn zurück, seine Baarschaft schwand dahin, und er machte den Versuch, bei einem Tischler zu arbeiten, gab ihn aber bald wieder auf. Weil er eine helle, wohlklingende Stimme besaß, ging er zum Professor Siboni, der damals Director des königlichen Conservatoriums war; ihm wollte er sein Schicksal vertrauen. Dieser hatte just eine muntere Tischgesellschaft bei sich, worunter sich auch Baggesen und der joviale Komponist Weyse befanden. Man ließ Andersen ein, und sachte anfangs über den unschönen Knaben, der zu dezamiren und zu singen anfing. Als er jedoch, mit Thränen im Auge, seine traurige Geschichte vortrug, da wurden alle ergriffen. Weyse brachte durch eine Collecte sogleich siebzig Thaler für ihn zusammen, und Siboni versprach, seinen Gesang auszubilden.

Zwar verlor Andersen die Stimme während des Unterrichts, doch wohlthätige Menschen nahmen sich seiner an. Der Dichter Guldberg gab dem vernachlässigten Knaben Lectionen in der dänischen und deutschen Sprache, der Schauspieler Lindgreen ertheilte ihm Anleitung zur dramatischen Kunst, und ein Solotänzer führte ihn in die Tanzschule. Er trat in einigen Ballets auf, sang auch im Chore mit, und schrieb nebenbei neue Trauerspiele. Der Conferenzrath Collin, ein vortrefflicher Mann, wurde Theaterdirector, und merkte bald, daß Andersen mehr Anlage zum Dichter als zum Schauspieler habe. Er brachte ihn auf's Gymnasium, wo der siebzehnjährige junge Mensch neben kleinen Knaben sitzen mußte, doch gelangte er im Jahre 1828 zum Examen, und wurde Student.

Mitunter kleinen humoristischen Gemälde: „die Fußreise nach Amack" begann er nun die litterarische Laufbahn; bald steigerte sich die Theilnahme für seine Leistungen, und die lyrischen Gedichte (1830) sowohl, als die „Phantasien und Skizzen" (1831) fanden lebhaften Anklang. Andersen unternahm eine Reise nach dem Harz und der sächsischen Schweiz, wobei er die Bekanntschaft mehrerer deutschen Dichter machte. Auch Chamisso war darunter, und dieser sagte von ihm: „Mit Witz, Laune, Humor und volksthümlicher Naivetät begabt, hat Andersen auch tieferen Nachhall erwechende Töne in seiner Gewalt. Er versteht besonders, mit Behaglichkeit aus wenigen, leicht hingeworfenen, treffenden Zügen kleine Bilder und Landschaften ins Leben zu rufen, die aber oft zu örtlicheigenthümlich sind, um den anzusprechen, der in der Heimath des Dichters nicht selbst heimisch ist." — Andersen beschrieb seine Fahrt, und diesem Büchlein folgten mehrere einzelne Gedichte und Opernterte. Im Jahre 1833 wirkten ihm angesehene Männer vom Könige ein Reisestipendium aus; er ging zuerst nach Paris, dort freundliche Verhältnisse mit Victor Hugo und Heinrich Heine anknüpfend, begab sich dann nach der Schweiz, und zog über die Alpenkette, um Italien zu erreichen.

Als Ergebniß dieser Reise ist der zweibändige Roman „Improvisatoren" zu betrachten, ein Buch, das nicht auf dem Gipfel poetischer Schöpfung steht, aber doch anzieht durch lebenvolle Schilderungen und ein reichschimmerndes italienisches Colorit. Unter den bunten Südfarben liegt des Verfassers Sithouette; er hat das eigne Jugendleben beschrieben und die Familienkreise seiner Kopenhagner Wohlthäter. Die Hervorstellen seines auf irgend eine phantastische Art ausgeschmückten „Ich" ist überhaupt ein Vorwurf, von dem Andersen nicht freigesprochen werden kann, und es läßt uns auf eine behaglische Selbstgefälligkeit schließen.

Dem Improvisator folgte 1837 der Roman „O.T." welcher uns in das stille wechsellose Leben und Weben des Nordens führt. Weder hier noch drüben hat das Buch Glück gemacht, und während die Deutschen glaubten, es müsse den Dänen besser gefallen, waren diese überzeugt, es werde in Deutschland den rechten Anklang finden.

Jetzt kommen wir zu den Dichters vorzüglichsten Werke, dem er, in unbegreiflicher Verblendung, einen geringern Werth, als den Romanen, beilegt. Es sind dies seine Kindermährchen — „Eventyr, fortalte for Börn" — von denen sechs Hefte erschienen sind. Hier weht Frische und Absichtslosigkeit; reine, freie Phantasieschöpfungen lachen uns mit ihren sinnigen blauen Kinderaugen an, und der Vorhang, der uns von den funkelnden Feenmährchen unserer frühen Jugend trennt, rollt noch einmal empor. Jeder Mensch, der nicht ganz als Philister zur Welt kam, hat ja seine tausendundeine Nacht durchlebt, und träumt sich gern dahin zurück. Dies träumerische Sein, das auf einem Blüthenhain wohnt, der, von der Erde abgelöst, in Lüften schwebt, ist Andersens eigentliches Feld. Dort sollte er verweilen, und uns holde Wundergeschichten herniederrufen.

Den schönen Mährchen folgte wieder ein Roman: „Kun en Spillemand — Nur ein Geiger!" betitelt. Auch hier steht des Verfassers Persönlichkeit in der Mitte, er selbst ist der Held, seine Schicksale und Erlebnisse werden geschildert. Man muß aber von aller Eitelkeit Abschied genommen haben, oder man muß blind vor Eitelkeit sein, wenn man sein innerliches Leben auf solche Weise zur Schau stellen kann. Dieser Geiger, dieser Christian ist ein Mensch ohne Wissen, ohne Thatkraft, ein wahrer Waschlappen von einem Character, der trotzdem ein berühmter Mann werden will. Das gelingt ihm nicht, weil er gar keine Anlage dazu hat; er wird nun fromm, liest in der Bibel, und stirbt endlich. Die eigentliche Heldin des Buches ist Naomi, und ihre Gestalt liegt sich allein mit warmen Athemzügen aus dem Roman hervor. Alle übrigen Gesichter sind von Wachs, ihre Augen Glas, und man wird so rastlos auf wüstromantischen Zuständen hin und hergeworfen, daß es den Eindruck macht, als ließe man sich schaukeln.

Im Sommer 1837 besuchte Andersen das benachbarte Schweden. Sein nächstes Erzeugniß war das „Bilderbuch ohne Bilder", worin der Mond dem Dichter kleine Geschichten erzählt — eine recht liebliche poetische Idee. Aber die Ausführung ist noch nicht vollendet, nicht objectiv genug. Der Mond kann nur sehen, er darf niemals reflectiren, das ist seiner ganzen Natur zuwider, und wenn er es doch thut, so lacht man ihn aus, weil er über Dinge redet, von denen er gar nichts versteht.

Andersen ging 1840 abermals nach Rom, dann nach Griechenland und Konstantinopel, und auf dieser Reise gewann er sich wieder ein zweibändiges Werk: „En Digters Bazar" betitelt. Es sind flüchtig hingeworfene Reiseskizzen eines flüchtig Reisenden, doch manche schöne Phantasieblume mischt sich in den Kranz der eingelnen Bilder und Träume. Er hat das Werk in zehn Bücher abgetheilt und jedes Buch einem andern Freunde dedicirt. Alle diese Letzteren aber sind berühmte Leute, gerade als ob unberühmte nicht zu Freunden taugten, und da klingen denn zehn Titel, hochgefeierte Namen: Oehlenschläger, Professor Osten, Thalberg u. s. w.

Ohne bitter zu sein, darf man wohl sagen, das Motiv solchen Verfahrens sei Eitelkeit, und eitel ist Andersen über die Maaßen. Das Lob gehört ihm zur Lebensluft, jeder Tadel verletzt ihn schneidend. Auf dieser Sandbank strandete seine Fort-

Digitized by Google

bildung, und auch sein Talent wird darauf zu Grunde gehen, wenn er sich nicht ändert. Er kennt alle die kleinen Toilettenkünste der Literatur, macht sich den theatralischen Apparat gehörig zu Nutz, und weiß sogar mit seiner romantischen Lebensgeschichte zu kokettiren. Einst wurde ein neues Buch von ihm gedruckt, und eine schwedische Zeitung brachte die Notiz: „Dasselbe habe die Kopenhagener entzückt, denn es übertreffe fast seine frühern Werke an Interesse noch." Aber unglücklicher Weise hatte es in der Druckerei eine nicht erwartete Verzögerung gegeben, und das interessante Buch — war noch gar nicht erschienen.

Andersens vielfache Reisen in's Ausland haben gleichfalls dazu beigetragen, seinen Ruf verbreiten zu helfen, und diese Reisen brachten ihm noch einen andern Gewinn. Sein poetischer Springquell ist nicht reich und stark genug, um dauernd aus demselben schöpfen zu können; es müssen sich von außen Bilder und Ereignisse abspiegeln auf der Fluth — Andersens Phantasie bedarf eines Anhaltepuncts. Seine hauptsächliche Gabe besteht darin, gegebene Zustände, und wenn sie auch sonst ziemlich kahl wären, mit poetischem Auge anzuschauen. Dann umweben die Elfen sie mit dem Farbenglanz ihrer Perlmutterschwingen, und es taucht ein Gemälde, blühend und anmuthvoll, aus dem Chaos hervor. Was man im prosaischen Leben Uebertreibung und Lüge nennen würde, das gereicht seinen dichterischen Gestaltungen zum Ruhm.

In diesen Schranken muß Andersen sich aber auch halten; eilt er darüber fort, so geht's ihm wie Noah's Raben: er findet nirgends Rast auf der großen Wasseröde. Seit Jahren verkünden die dänischen Journale, er arbeite an einer gigantischen Welttragödie „Ahasverus", welche uns in fünf Dramen den ganzen Raum der christlichen Zeitrechnung und darin die totale Fortbildung des Menschengeschlechts vor Augen führen solle. Aber das ist eine Aufgabe, welche weit hinausfliegt über die gegebene Norm künstlerischen Maaßes, und nur ein Goethe'scher Riesengeist würde vielleicht sie zu bewältigen im Stande sein. Andersens hübsches Talent müßte sich aber die Ikarusflügel daran versengen, und wenn er sie nicht aufgiebt, stürzt er gewiß ins Wasser hinab.

Wir verlassen nun Andersen, und wenden uns zu zwei andern Dichtern, die man in Deutschland nur wenig kennt, obgleich sie doch, nach dem Urtheil der Dänen, den Ersteren überragen an poetischer Kraft. Sie traten beide zu gleicher Zeit in die Literatur. Die „Gesellschaft zur Beförderung der schönen Wissenschaften" hatte nämlich im Jahre 1830 einen Preis auf die vier besten Romanzen ausgesetzt; Oehlenschläger gehörte zu den Richtern, und mehr als siebzig Kämpen drängten sich zum Wettstreit heran. Zwei junge Poeten wurden gekrönt, sie hießen Holst und Paludan-Müller, und man täuschte sich nicht, als man glaubte, sie würden entschlossen vorwärts streben auf der betretenen Bahn. Ihre Namen haben jetzt einen guten Klang im dänischen Lande.

Frederik Paludan-Müller ist am 7. Februar 1809 zu Kjerteminde geboren. Er studirte Jura, doch ohne rechten Drang; die Göttin der Poesie sang ihm ihre Sirenenlieder, er mochte wachen oder träumen. Durch jene gelungenen Romanzen in die Literatur eingeführt, schrieb er andere Gedichte, und eine Sammlung derselben ist unter dem Titel: „Trochäer og Jamber" erschienen. Immer stellt die Form sich tadellos dar, ein sehr gebildeter Geschmack waltet in diesen Poesien und läßt für den Leser einen ungetrübten Genuß daraus erwachsen. Hierauf lächelte ihm die dramatische Muse freundlich lockend, und er schuf ein Schauspiel, „Kjärlighed ved Hoffet = die Liebe am Hofe", das im buntromantischen Style gehalten ist. Laune und Pathos flattern darin, wie neckische Colibri's und ernsthafte Pfauen, durcheinander.

Schon immer hatte Lord Byron einen unläugbaren Einfluß auf Paludan-Müller geübt, und das Studium dieses Dichters, verbunden mit inniger Liebe zu demselben, brachten ihm ein schönes Resultat. Es war ein größeres lyrisches Epos: „Dandserinden = die Tänzerin" (1834), das, ohne irgend nachzuahmen, wahlverwandt an Childe Harold erinnert. Die phantasiereiche Ausführung sowohl, als die feinbehandelte ottavische Form, gewannen dem Gedichte die allgemeine Gunst, und auch ins Deutsche ist es übertragen worden. Das folgende Werk von Paludan-Müller war ein mythologisches Drama, „Amor und Psyche" betitelt. Es bildet die Blüthenkrone seiner bisherigen Schöpfungen, und mit vollem Rechte scholl ihm begeisterte Anerkennung entgegen. Form und Sprache sind hier Eins geworden; moderne Bildung und griechische Göttersage umschlingen sich grazienhaft, und das Ganze läßt den wohlthuendsten Eindruck zurück. Ich würde mehr über das classische Werk sagen, aber ich höre, daß Herr Bennet — der sich bereits durch die „Dania" bekannt gemacht hat — mit dessen Ueberdichtung beschäftigt ist, und da möge denn das deutsche Publicum selbst lesen und sich erfreuen.

Paludan-Müller erhielt jetzt ein königliches Stipendium und im Jahre 1837 trat er die übliche Wallfahrt nach Italien an. Eine bestimmte Ausbeute von diesem Römerzuge gab der Dichter nicht. Sein letztes Buch erschien 1841; es heißt „Adam Homo", und ist ein episches Gedicht. Da der zweite Theil desselben bisher noch fehlt, so läßt sich darüber freilich kein abschließendes Urtheil fällen, aber man kann wohl sagen, daß die Darstellung — wenn sie auch hin und wieder gar zu sehr in's Breite greift — mit ihrer plastischen Schönheit imponirt. Leider wird die glänzende Sprache durch Obscönitäten verunziert, häßlichen Schmutzflecken gleich, die das reine Weiß einer Alabastergruppe entstellen.

Paludan-Müller hat eine schöne, jugendlich schlanke Figur, eine hohe Apollostirn, und in seinem edlen Profil lebt der Geist des Dichters.

Hans Peter Holst ist am 22. October 1811 zu Kopenhagen geboren. Er besuchte die „Schule für Bürgertugend", und mit siebzehn Jahren kam er zur Universität. Nachdem seine Romanzen 1830 den Preis erhalten, wurden sie gedruckt, gefielen sehr, und haben sich so fest in der Gunst des Publicums behauptet, daß noch vor Kurzem eine neue Auflage nöthig war. Durch das laute Lob, das man ihm so frühzeitig spendete, wurde Holst übermüthig; alle literarische Production schien ihm nur ein heiteres Spiel, er achtete der eigentlichen Künstlersorgfalt nicht. Gedichte und Novellen gab er heraus, worin die Sprache zwar leicht und gewandt behandelt war, allein sie flatterten gar zu ungebunden, beinahe liederlich daher, wie bunte Bänder, die um einen Maibaum fliegen. Außerdem machte man ihm den gerechten Vorwurf, daß sich Reminiscenzen aus Oehlenschläger in seinen Erzeugnissen fänden, denn lag ihm die Absicht der Nachahmung auch fern, so löste sich sein poetisches Streben doch oftmals in eine fremde verehrte Individualität auf, weil ihm jede bestimmte Richtung mangelte.

Sein ausgezeichnetes Sprachtalent blieb indessen nicht ohne die verdiente Anerkennung. Drei und zwanzig Jahre alt, wurde Holst als Lector der dänischen Sprache und Literatur bei der Landcadetten-Academie zu Kopenhagen angestellt, und er hatte Schüler, die älter waren, als er. Damals vermählte er sich mit einem schönen und liebenswürdigen Mädchen; das freundlichste Familienleben entfaltete sich ihm, und immer angenehmer wurden seine Verhältnisse. Man fand keinen Preis zu hoch für seinen Sprachunterricht; Gold und Ehre strömten ihm in Fülle zu.

Doch das Glück machte ihn vorsichtig, und sein heller Geist empfand deutlich, was ihm noch fehle. Deshalb hielt er sich mit einer gewissen Blödigkeit von Schöpfungen zurück, ließ nur eine dänische Anthologie drucken, die auf den Gymnasien als Grundlage zum Vortrag der Literaturgeschichte benutzt wird, und gab vier Jahre nach einander einen Musenalmanach heraus. Unermüdlich trieb Holst in dieser Ruhezeit das Studium moderner Sprachen und Literaturen; Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch und Schwedisch sind ihm vertraut wie seine Muttersprache, und jetzt liegt er mit Eifer dem Spanischen ob, denn heiße Sehnsucht zieht ihn nach Sevilla und Cordova hin.

Während Holst nun solchen Reichthum in sich aufnahm, während er sich in die Dichtungen so verschiedener Völkerschaften versenkte, ging ihm die wahre Formenschönheit auf. Crystallrein und eben wurde sein Styl, wie die Fluth des Oceans, wo wunderbare Coralleninseln mit Muschelthürmen und Polypenbäumen in dessen Tiefe ruhen. Nur eines Anstoßes bedurfte es, daß er siegend aus der Zurückgezogenheit hervortrat. Da starb am dritten December 1839 Friedrich VI., Dänemarks geliebter König, und Holst dichtete ein kleines Lied auf seinen Tod, das, weil es recht aus vollem Herzen kam, auch recht in die Herzen drang. Vielleicht hat nie ein einzelnes Gedicht solches Aufsehen gemacht, als diese fünf Verse — Becker's Rheinlied allenfalls ausgenommen. Nicht allein in viele lebende Sprachen, sondern auch ins Lateinisch, Griechische und Hebräische wurde es übersetzt, und eine stürmische Begeisterung für den Sänger durchzog ganz Dänemark. Henrik Steffens gedenkt derselben ausdrücklich in seiner Selbstbiographie (Band 2. Seite 63.). Um des dänischen Volkes Empfänglichkeit für Poesie zu bezeichnen, schildert er die mächtige Bewegung, welche das Holst'sche Trauergedicht im Lande hervorgerufen, und fügt die Worte hinzu: „Es erinnert fast an jene alte nordische Sage von dem Skiald, der durch einige Verse zum Lobe des allgemein geliebten mythischen Dänenkönigs Frode selbst König und sein Nachfolger ward."

Auf den Thron machte der bescheidene Holst freilich keine Ansprüche, doch benutzte er den günstigen Moment zur Herausgabe seiner Gedichte, die denn auch in wenigen Wochen vergriffen waren. Ueberall hatten sie Beifall gefunden, und der König von Dänemark, mit feinem Auge über die Künste wachend, verlieh ihm 1840 ein Stipendium zur italienischen Reise. Holst ging über München dorthin, kehrte über Paris zurück, und blieb fast zwei Jahre von der Heimath fern. Im Süden mußte seine poetische Kraft zur vollen Blüthe und Reife kommen, und er lebte namentlich auf Ischia und Sicilien ein rechtes freies Dichter-

Digitized by Google

leben. Italien ist ein Stück von seinem Dasein geworden, und ungern läßt er den treuen Palmstock aus der Hand. Holst ist ein schöner Mann, von kräftigem und doch schmiegsamem Wuchse; dunkelblondes Haar umwallt ihm die hohe, reine Stirn, und es wohnt viel Freude und Lust in seinen feurig blauen Augen.

Als erstes Ergebniß der Reise erschien 1843 ein Buch, „Ude og hjemme = draußen und daheim" betitelt, das von Kritik und Publicum sehr dankbar empfangen wurde. Es besteht aus Novellen und prosaischen Skizzen, bunt durcheinander gewürfelt, wie sie dem Dichter eben erblühten. Klare Südluft wallt durch diese Blätter; Orangenhauch und Meeresfrische mischen sich mit ihr, und Italien steigt in unmittelbarer Schönheit vor uns auf. Mir fehlt der Raum, jedes einzelne treffliche Stück hier anzudeuten, doch zeichnet sich unter den poetischen Gaben besonders das reizende Phantasiebild: „Pokal und Traube" aus. Ein anderes anmuthiges Gemälde: „Der sterbende Fechter" entstand beim Anschauen jener bekannten Antike, und macht, gleich ihr, den Eindruck reinster Classicität.

Auch die prosaischen Aufsätze, sowohl „Rosa Taddei", als „Aschia und die Aschiataner", sind höchst gelungen. Holst hat seine Feder in die glühend brennenden Farben des Südens getaucht; solch Ultramarin und Gold und Purpur kennt der kalte Norden nicht. Die Krone des Ganzen aber bleibt die Novelle „Reisekameraden", und man kann sich wahrlich kaum etwas Liebkicheres denken, als dieses Genrebild. Voll warmen Lebens lachen alle Gestalten daraus hervor: der junge, edle, gutmüthige Franzos; die holde liebende Maria=Grazia; die italienische Wirthin mit ihren originellen Sprichwörtern, und die bereuende Theresina. Leicht und sicher sind die südlichen Bilder hingehaucht; da ist weder Absicht noch Zwang — es macht sich alles wie von selbst. Das scheint mir aber immer die beste Bürgschaft für den Werth einer Novelle, wenn man gar keine Novelle zu lesen glaubt, und Heiberg sagte auch: der „Reisekamerad" dürfe in keiner dänischen Anthologie fehlen, wo es sich um Musterformen handelt. Holst hat sich jetzt mit ganzem Eifer der Novelle zugewendet, er arbeitet an „sicilianischen Novellen", und man erwartet Ausgezeichnetes davon.

Weil wir eben von dieser Dichtungsart sprechen, so muß des in Deutschland wohlbekannten Erzählers Carl Bernhard gedacht werden, dessen wahrer Name St. Aubin ist. Im Verein mit den Professoren K. L. Kannegießer und O. L. B. Wolff — zweien tüchtigen Sprachkundigen — hat er seine Werke selbst ins Deutsche übersetzt, und die Reihe derselben wird gern gelesen. Es sind Lebensbilder aus Dänemark, welche nicht verkennen lassen, daß „der Verfasser einer Alltagsgeschichte" als Pathe an ihrer Wiege stand. Bedauern muß man nur, daß der blumenreine Sinn dieses Musters allzusehr verloren ging, denn Bernhard's Erzeugnisse haben sich im Schlammbade der neufrangösischen Romantik zuweilen arg besprützt. Sonst wohnt aber eine muntere, lebhafte Characterauffassung darin, welche seine Novellen über die der Bremer, Flygare und anderer Damen erhebt, so daß sie den Beifall wohl verdienen, der ihnen zu Theil ward.

Ehe ich den, freilich lückenhaften, Aufsatz abschließe, will ich noch eines Buches gedenken, das erst in diesem Jahre erschien und den Titel: Entweder= Oder" entwerfender" führt. Der Verfasser hat sich nicht genannt; er heißt Kjerkegaard, ist Licentiat der Theologie und, vom Haupte bis zur Sohle, Hegelianer. Das letztere documentirt sich denn, wie in den Lichtpunkten, auch in den Schattenseiten seines Buchs, welches aus zwei starken Bänden besteht, und Novelle, Aesthetik, Philosophie und sonstige Ingredienzen so kaleidoscopisch zusammenrüttelt, wie es bisher noch kaum gesehen wurde. Der erste Band ist negativ; darin wird Alles verhöhnt und niedergerissen, was Jahrtausende an Sitte, Moral und Formen aufgebaut haben. So bildet zum Beispiel „des Verführers Tagebuch" den anatomisch getreuen Abdruck der Seele eines Wüstlings, dem die Ehe als ein Institut erscheint, das aus Dummheit und Köhlergrauben entsprungen, und der das Heiligste mit systematischer Nichtswürdigkeit untergräbt, um einen flüchtigen Sinnenkitzel zu gewinnen.

Der andere Theil des Werkes bemüht sich nun, den zertrümmerten Dom wieder aufzurichten, das tiefverletzte Gefühl wieder auszusöhnen, und so ficht jenem Tagebuch ein schöngeschriebenes Capitel: „die ästhetische Berechtigung der Ehe," gegenüber. Es ist ein breiter philosophischer Apparat benutzt worden, um massenhaft zu imponiren, doch während man des Verfassers tüchtige Studien und bedeutende Lebensanschauungen schätzen lernt, wird man durch die Selbstgefälligkeit, mit der er sein Ich fortdauernd hervordrängen läßt, unangenehm berührt. Aus dem ernsten Ganzen sprühen oft überraschende Witzfunken, und von den vielen schönen Aphorismen setze ich nur folgende hierher: „Es ist immer lächerlich, wenn Einer des Glückes Thür gewaltsam stürmen will, denn dieselbe geht nicht nach innen auf, sondern nach außen." — Das Buch sollte jedenfalls ins Deutsche übertragen werden.

Wenn ich meine Skizze nun beendige, so weiß ich, daß man sie in Deutschland lang und langweilig finden, während man ihr in Dänemark flüchtige Oberflächlichkeit zur Last legen wird. Der letztere Vorwurf wäre wenigstens gegründeter, als der erste, denn es ließe sich noch viel über das moderne Schriftenthum unserer Nachbarn sagen. Allein ich denke, man darf dem Publicum nicht gleich zu schwerfällig entgegenrücken, wenn man bei ihm Interesse für einen Gegenstand erwecken will. Im unsichern Gleitrohr sein muß man die neue Landschaft zeigen, damit sich die Romantik der Neugier regt. Wir sind es den Dänen schuldig, und ihre Literatur zugängig zu machen, denn kein Volk hat reiner und gediegener, als sie, Deutschlands Poesie in sich aufgenommen. Nun läßt sich freilich nicht fordern, daß wir schnell die dänische Sprache lernen, und so zum unmittelbaren Genuß der Originalwerke gelangen sollen. Dazu fehlt es uns an Zeit. Pflicht scheint es mir nur, uns die ganze Reihe wichtiger dänischer Literaturerscheinungen in guten Uebersetzungen zu vergegenwärtigen, und diese Pflicht wurde bisher allzuoft verabsäumt. Nicht als ob so wenig von den poetischen Leistungen jener Nation in deutsche Laute geklei det wäre — nein! aber die Uebersetzungen liegen einzeln, in hundert Maculaturwinkeln vergraben. Es ist keine Folge, keine Auswahl, kein Zusammenhang darin: mit einem Worte: es fehlt an System. Ich will hier ein Verzeichniß geben, welche Schriften der genannten Verfasser bereits deutsch existiren.

A. Anthologien.

Scandinavische Bibliothek, enthaltend eine Auswahl des Anziehendsten aus der dänischen, schwedischen und norwegischen Literatur. Redigirt von J. v. Schepelern und A. v. Gähler. 2 Hefte. Kopenhagen 1837.

Die Harfe des Skalden, von Julius Thomson. Berlin 1838.

Dania. Auswahl von Gedichten. Aus dem Dänischen übersetzt von Emil Bennet. Leipzig 1841.

B. Einzelne Werke:

Andersen. Umrisse einer Reise von Kopenhagen nach dem Harze, der sächsischen Schweiz und über Berlin zurück. Herausgegeben von Dr. Genthe. Breslau 1832.

— Jugendleben und Träume eines italienischen Dichters. Von H. Kruse. 2 Thle. Hamburg 1835.

— Der Improvisator. (Dasselbe Werk). Von Dr. A. E. Wollheim. Miniaturbibliothek. Der ausl. Classiker. 14.—18. Bändchen. Hamburg und Leipzig.

— O. T. Roman. Uebersetzt von W. C. Christiani. 2 Thle. Leipzig 1837.

— Nur ein Geiger! Original=Roman. Uebersetzt von G. F. v. Jennissen. 3 Thle. Braunschweig 1838.

— Mährchen und Erzählungen für Kinder. Vom Major von Jennissen. Braunschweig 1839.

— Mein Bruder Arthur. Eine Novelle Incognito. Miniaturbib. b. a. G. 37. und 38. Bändchen. Hamburg und Leipzig.

— Bilderbuch ohne Bilder. Von F. M. Fouqué. Berlin 1842.

— Eines Dichters Bazar. Von Christiani. 2Bde. Leipzig 1843.

* Bernhard. Das Glückskind, eine Novelle. Kopenhagen 1837.

* — Sämmtliche Werke. Leipzig 1840—43 (Inhalt der erschienenen zehn Bände: I. Die Hospital=Verlobung. II. Eine Familie auf dem Lande. III. Der Eilwagen. Ein Sprichwort. IV. Die Declaration. V. Der Commissionär. Tante Franzisca. VI. Der Kinderball. VII.—X. Schooßfünden.)

Bücher. Die Juden auf Hald. Novelle. Von Kruse. Leipzig 1831.

— Das Mädchen von Rhodos. Von demselben übersetzt. Leipzig 1832.

Grundtvig. Kurzer Begriff der Weltchronik. Deutsch von Bolkmann, mit Anmerkungen von Rudelbach. Nürnberg 1837.

* Hauch. Die Belagerung Maastrichts. Trauerspiel. Leipzig 1834.

* — Tiberius, der dritte Cäsar. Tragödie. ebend. 1836.

— Der Goldmacher. Historischer Roman. Deutsche, vom Verf. mit zwei neuen Capiteln vermehrte Ausgabe. Von Christiani. Kiel 1837.

— Eine polnische Familie, oder die verlorenen Kinder. Nach dem Manuscript. 2 Thle. Leipzig 1840.

* Heiberg. Der Zufall, aus dem Gesichtspunkte der Logik des Drachtet. (Als Einleitung zu einer Theorie des Zufalls.) Kopenhagen 1825.

* — Die nordische Mythologie, aus der Edda und Oehlenschlägers mythologischen Dichtungen dargestellt. Schleswig 1827.

*) Die mit einem * bezeichneten Werke sind von den Verfassern selbst deutsch herausgegeben.

Digitized by Google

— Ein Jahr in Kopenhagen. Novelle. Von Kruse. 2 Thle. Leipzig 1836.
— Maria. Siehe: Verfasser einer Alltagsgeschichte.
Herz. Das Haus Svend Dyrings. Romantische Tragödie. Uebersetzt 1839. Hamburg.
— Amor's Geniestreiche. Nach der Original-Dichtung deutsch bearbeitet. Kiel 1840.
Holst. Der Reisekamerad. Novelle. Von Eduard Boas. Grenzboten, Jahrgang 1844. Novellenbibliothek 1. Bd. 3. Lieferung.
Ingemann. Blanca. Ein Trauerspiel. Metrisch übersetzt von Lewezow. Kopenhagen 1813.
— Der Hirte von Tolosa. Trauerspiel. (Von Scholz.) Schleswig 1819.
— Märchen und Erzählungen. Frei übersetzt von Lor. Leipzig 1821.
— Dasselbe Buch u. d. T.: Abentheuer und Erzählungen in Callot-Hoffmannscher Manier. Von Bertels. Leipzig 1826.
— Die Unterirdischen. Roman. Von Lor. Hamburg 1822.
— Der Löwenritter. Tragödie. Metrisch übersetzt von Lange. Altona 1825.
— Tasso's Befreiung. Dramatisches Gedicht. Von Gorbhausen. Leipzig 1826.
— Dasselbe Werk. Von A. Dietrich. Als 18. Bändchen des „Klassischen Theaters der Ausländer". Leipzig.
— Waldemar der Sieger. Historischer Roman. Von Kruse. 4 Thle. Ebend. 1827.
— Die erste Jugend Erik Menveds. Von Kruse. 4 Thle. Ebend. 1829.
— König Erik und die Geächteten. 3 Thle. Kiel 1834.
— Prinz Otto und seine Zeit. Historischer Roman. Von Kruse. Leipzig 1835.
Oehlenschläger. Briefe in die Heimath auf einer Reise durch Deutschland und Frankreich. Von Georg Lor. 2 Bde. Altona 1820.
— Erik und Abel. Trauerspiel. Von Lewezow. (Vergl. des Dichters eigne Ueberdichtung im 9. Bde. seiner Schriften.) Schleswig 1821.
— Die Dichter im Leben. Von Lor. Stuttgart 1821.
— Die Blutbrüder. Trauerspiel. Frei übersetzt von Lor. Leipzig 1823.
— Tordenskiold. Drama mit Gesängen. Von demselben. (Siehe Oehlenschläger's dramat. Dichtungen, Band 1.) Cassel 1823.
— Die Götter Nordens. Episches Gedicht in drei Büchern. Uebertragen und mit einem mythologischen Wörterbuch versehen von Glückselig (Gustav Thormad Legis). Leipzig 1829.
— Schriften. Ausgabe letzter Hand. 18 Bändchen (Inhalt: 1—2. Selbstbiographie. 3—5. Dramatische Mährchen. 6—10. Trauerspiele. 11—14. Lust- und Singspiele. 15. König Hrorar. 16. Novellen. 17. Mährchen. 18. Gedichte.). Breslau 1839—30. Neue Ausgabe 1839.
* — Morgenländische Dichtungen. 2 Thle. (1. Die Fischerstochter. 2. Die Brüder von Damask.) Leipzig 1831.
* — Dramatische Dichtungen. 2 Thle. (1. Yordenskiold. Der falsche König Olaf. 2. Die italienischen Rauber.). Hamburg 1835.
Paludan-Müller. Die Tänzerin. Aus dem Dänischen übersetzt. Kiel 1835. (Hamburg.)
Verfasser einer Alltagsgeschichte. Novellen. Von Christiani. (Inhalt: Eine Alltagsgeschichte. Traum und Wirklichkeit. Der magische Schlüssel. König Hirsch.) Leipzig 1833.
— Erzählungen aus der Kopenhagener fliegenden Post. Von Kruse. 3 Thle. (1. Eine Alltagsgeschichte. Clara's Selbstbekenntnisse. II. Die Nattern am Busen. Käthchen. Das Kasinochen. III. Die hellen Nächte. Heirathsgesuch.) Ebend. 1834—35.
— Maria, eine Novelle. Herausgegeben von Joh. Ludw. Heiberg. Uebersetzt von Christiani. Ebend. 1839.
* Winther. Judith. Bruchstück eines Gedichts, nebst dänischer Uebersetzung von H. P. Holst. Kopenhagen 1837.

•

Man zeihe mich nicht der Trockenheit, denn alle Blumen der Sprache reichen nicht aus, um einen bibliographischen Catalog darunter zu verstecken.

Ich bin überzeugt, der Leser wird hier mehr dänische Werke in Uebertragungen gefunden haben, als er irgend erwartete, und es ist ihm der Weg angedeutet, auf dem er lustwandeln und bequem diejenigen Früchte pflücken kann, die seinem Geschmack am meisten zusagen. Hat er nur erst eine kurze Strecke zurückgelegt, dann kehrt er gewiß nicht wieder um. Den Uebersetzern selbst sind aber recht deutlich die störenden Lücken, und sie werden suchen, wie ehrenhaft es sei, dieselben auszufüllen. Mehrere vorzügliche Geister sind noch ganz vornehmlässigt worden, und ihre Namen werden von andern übertönt, die ein Monopol erlangt haben, mit allen ihren Productionen vor's Publicum zu treten. Kann dies nach Recht und Wahrheit rechten, wenn es nur die Eine Partei gehört hat? Dagegen sträubt sich deutsche Redlichkeit und Treue!

Peter von Bohlen,

einer der gelehrtesten und geistreichsten Orientalisten, wurde am 13. März 1776 zu Wüppels im Oldenburgischen geboren und verlebte die ersten 20 Jahre seines Lebens unter drückenden Verhältnissen. Sein Vater, der selbst von Handarbeiten sich ernährte, konnte auf die Erziehung seines Sohnes fast gar nichts verwenden, und als dem jungen v. B. durch den frühen Tod seiner Aeltern auch diese geringe Stütze entrissen wurde, blieb ihm nichts übrig, als in einem fremden Hause Dienste zu suchen. Unter solchen Verhältnissen kam er 1811 in das Gefolge eines französischen Generals und zu seinem Glücke 1814 nach Hamburg. Seine eminenten Anlagen, sein munterer Geist und sein, aller äußern Hindernisse ungeachtet, auf die Wissenschaften gerichteres Streben zogen hier namentlich die Aufmerksamkeit der Freimaurerloge auf ihn, deren wahrhaft humane Mitglieder die erforderlichen Mittel aufbrachten, v. B.'s Talent für die Wissenschaft ausbilden zu können. Zu diesem Ende wurde er 1817 Zögling des Hamburger Gymnasiums, besonders der väterlichen Pflege Gurlitt's anvertraut, und konnte bereits 1821 zu akademischen Studien-fortschreiten. Zuerst wandte er sich nach Halle, wo er unter Gesenius' und Hoffmann's Leitung seine Studien des Orients, wozu er sich bereits auf dem Gymnasium wie selten ein Anderer vorbereitet hatte, wissenschaftlich zu betreiben anfing, und besuchte hierauf Bonn im Jahre 1822, um unter Freytag seine arabischen und persischen Studien fortzusetzen, unter Schlegel besonders Sanskrit zu erlernen, und erlangte hierin bald eine solche Fertigkeit, daß ihm schon 1825 eine außerordentliche Professur der morgenländischen Sprachen und Literatur zu Königsberg und 1830 das Ordinariat für die genannte Disciplin anvertraut werden konnte. 1831 unternahm er eine wissenschaftliche Reise nach England, von der er glücklich zurückkehrte. Auf einer zweiten Reise eben dahin, die er 1837 antrat, erkrankte er, so daß er unter dem mildern Himmel des südlichen Frankreichs Hülfe für seine Brustleiden suchen mußte, die je länger je mehr zu betrübenden Besorgnissen Anlaß gaben und 1843 sein Leben, viel zu früh für die Wissenschaft und seine Freunde, endeten.

Er schrieb außer mehreren lateinisch verfaßten Werken:

Das alte Indien mit Bezug auf Aegypten. 2 Bde. Königsberg 1830—31.
Sententiae Bhartrihari's. Hamburg 1833.
Die Genesis, historisch-kritisch erläutert. Königsberg 1835.

Digitized by Google

B. besaß eine vortreffliche Darstellungsgabe neben seinen anderen ausgezeichneten Eigenschaften als Gelehrter und Sprachforscher, so daß er, wenn ihm ein längeres Leben vergönnt gewesen, ausgerüstet mit Scharfsinn und Geschmack, wie er es war, gewiß außerordentlich viel für eine richtigere Auffassung des Orientes und der geistigen Schätze desselben bei der Menge gethan haben würde.

Eduard Brauer

ward im Jahre 1811 zu Karlsruhe geboren, ein Sohn des um Badens Gesetzgebung sehr verdienten badischen Staats- und Cabinetsrathes B., studirte, früh verwaist, 1830—33 in Göttingen und Heidelberg, trat 1834 in die gerichtliche Laufbahn, 1839 als Assessor zu Pforzheim in den wirklichen Staatsdienst und wurde 1843 in gleicher Eigenschaft nach Karlsruhe versetzt, wo er gegenwärtig lebt. (Gödeke).

Er schrieb:

Gedichte. 2. Sammlung. Karlsruhe 1834 u. 1839.

Seine poetischen Leistungen offenbaren warmes und wahres Gefühl, reiche Phantasie und Geschmack.

Die vierhundert Pforzheimer.

Georg von Baden zog zum Streit
In blut'ger, unheilvoller Zeit,
Vor Tillys wilden Scharen
Sein Vaterland zu wahren.

Dem Herzogshut, dem Fürstenhut
Entsagt der Fürst mit starkem Muth
Und spricht zu seinem Sohne:
„Sieh' du auf meinem Throne!

„Mich ruft zum Kampf die höh're Pflicht,
Die Noth ist groß! hilft Gott uns nicht,
Wird uns das Schwert bekehren
Von Luthers reinen Lehren.

„Doch ferne sei mir's, Mord und Brand
Zu locken in mein friedlich Land;
Ich will das Schwert erfassen
Und dir das Scepter lassen.

„Nimm's hin! mein Sohn, und trag' es weis'
Zu deines Volks und Gottes Preis,
Des heil'gen Rechts Beschützer,
Der Schwachheit Unterstützer."

Er sprach's und schwang sich auf sein Roß,
„Leb wohl, du meiner Ahnen Schloß!"
Viel heiße Thränen rannen,
Doch rastlos ging's von dannen.

Da half kein Rath, kein warnend Wort,
Ein blind Verlangen trieb ihn fort,
Wie einst in bessern Zeiten
In offner Schlacht zu streiten.

„Der Feigling sucht den Hinterhalt,
Ich trau' auf meines Arms Gewalt,"
So rief er, „kühn Beginnen
Muß uns den Sieg gewinnen."

Und unaufhaltsam rückt er vor,
Und trifft den Feind vor Wimpfens Thor,
Viel Tausend wohlgerüstet,
Die all' des Kampfs gelüstet.

Die Trommel ruft, das Schwert wird bloß,
Wie Blitze folgen Hieb und Stoß,
Es donnern die Kanonen,
Die Freund und Feind nicht schonen.

Und Mancher stürzt und Mancher sank,
Und mancher Kämpe sterbenskrank
Hat schweren Tod gelitten,
Denn blutig ward gestritten.

Es stach der Sonne heißer Brand
Den Fürsten, der im Freien stand;
Doch kühles Obdach hatten
Die Feind' in Waldes Schatten.

Da hat gar mancher Held geklagt;
Der Markgraf streitet unverzagt,
Und Mancher muß erbleichen
Vor seines Armes Streichen.

Doch sieh! welch schwarzer Höllendampf
Steigt dort empor und stört den Kampf!
Horcht, wie es kracht und wettert
Und Alles rings zerschmettert.

Des Fürsten Heer wird schnell zersprengt,
Und Heern und Knechte fliehn vermengt;
Ein Schreckensruf verkündet:
Das Pulver ist entzündet.

Umsonst war Bitten, Mahnen, Drohn,
So Muth als Ordnung war entflohn;
Doch focht, vom Feind umgeben,
Der Markgraf für sein Leben.

Nun spitz das Ohr und hört die That,
Die nirgends ihres Gleichen hat,
Vernehmt sie und bewundert
Von Pforzheim die Vierhundert.

Ein Häuflein klein, doch edler Art,
Hat um den Fürsten sich geschaart,
Aus jener Stadt gebürtig,
Des Schwabenlandes würdig.

Sie standen vor dem Fürsten dicht,
Wie Säulen fest, und wankten nicht,
Sein theures Haupt zu retten
Aus ew'ger Knechtschaft Ketten.

Und Mancher stürzt und Mancher sank,
Das Blut der treusten Herzen trank
Der nimmersatte Boden,
Ein weites Feld von Todten.

Sie kämpften bis der Letzte blieb:
„O weinet nicht, ihr Mütter lieb!
Der Ruhm von euern Söhnen
Wird alles Land durchtönen!"

So ward der edle Fürst befreit
Durch seiner Bürger Tapferkeit,
Denn Lieb' ist beff're Wehre,
Als Furcht und mächt'ge Heere.

Und ihr, ihr Herren edlen Bluts,
Begeht euch eures stolzen Muths,
Und ehret und bewundert
Von Pforzheim die Vierhundert.

Digitized by Google

Adolf Bube

ward 1802 zu Gotha geboren, wo er nach vollendeten Studien seitdem als Consistorialsecretair lebt.

Er schrieb:

Gedichte. 2. Aufl. Gotha 1836.
Thüringische Volkssagen. Gotha 1837.
Deutsche Sagen. Gotha 1839.
Neue Gedichte. Jena 1840.
Gedichte, Aufsätze u. s. w. in Zeitschriften.

Gemüthlichkeit, Wärme, reiche Belesenheit und große Gewandtheit in Behandlung der Sprache und Form zeichnen seine dichterischen Leistungen höchst vortheilhaft aus.

Der übermüthige Held.

Ein Held, der manchen Sieg errungen,
War bis zu einer Stadt gedrungen,
Die Trutz mit ihren starken Mauern bot.
Da rief er: euch will ich zerschmettern
Mit des Geschützes Kugelwettern,
Geweiht sei, was darin, dem Tod.

Und kaum ist ihm das Wort entflogen,
Da ziehen an dem Himmelsbogen
Gewitterwolken schwanger auf,
Es zucken Blitze, Donner rollen
Und brechen sich mit dumpfem Grollen
An des Gebirges fernem Lauf.

Hu, ruft der Held mit Spott und Lachen,
Laß, Herr, nur deine Donner krachen,
Wir donnern bald gewalt'ger drein!
Ein Feuer wollen wir entzünden,
Vor dem in dieses Thales Gründen
Erbleichen soll dein Wetterschein!

Noch will er frevelnd weiter sprechen,
Doch aus den finstern Wolken brechen
Jetzt Blitze, fahl wie Schwefellicht.
Getroffen lodert eine Eiche,
Und bei ihr liegt der Held als Leiche
Erschlagen auf dem Angesicht.

Und Furcht ergreift das Heer und Grausen,
Nicht länger wagt es hier zu hausen,
Es zieht mit den Geschützen ab.
In Eile scharren ein paar Krieger
Den stolzen, gottvergeßnen Sieger,
Wo er gefallen, in ein Grab.

Auf die Berge!

Durch Schlucht und Wald, auf schrosser Bahn
Zum freien Bergeshaupt hinan,
Wo Felsgestein der Alt'sten Welt
Es ruhig sieht,
Wenn Wolkennacht, vom Blitz erhellt,
Tief unten zieht! —

Bald zeigt sich mir mein Vaterland
Bis zum entfernten Himmelsrand. —
O Anblick, groß und wunderbar!
Stadt, Dorf und Thal,
Wie reizend stellt sich alles dar
Im Sonnenstrahl!

Das Herz voll hoher Lust geschwellt,
So grüß' ich die geliebte Welt,
Wo ich geträumt der Jugend Traum,
Und fesselos
Führ' ich im unermeßnen Raum
Mich göttlich groß.

Du, dessen Herz nicht gänzlich taub,
Laß Studenqualm, laß Aktenstaub,
Laß Vorurtheil und Weltgewühl,
Und Reig herauf!
Hier geht im reinsten Hochgefühl
Das Herz dir auf.

Georg Büchner

ward am 17. Oct. 1813 zu Goddelau bei Darmstadt geboren und war der älteste Sohn des großherzoglich hessischen Medicinalrathes Dr. Büchner in Darmstadt. Er besuchte das Gymnasium dieser Stadt und widmete sich dann zu Straßburg seit 1831 dem Studium der Naturwissenschaften, besonders der Zoologie und vergleichenden Anatomie. In dieser Zeit verlobte er sich mit der Tochter des Pfarrers Jägle. Im Herbst 1833 besuchte er die Universität seines Vaterlandes Gießen, wo er das Studium der Naturwissenschaften fortsetzte und zugleich nach dem Wunsche seines Vaters mit der praktischen Medicin sich befaßte. Im Frühjahre 1834 unterbrach eine Hirnentzündung seine Studien; nachdem er genesen war, kehrte er nach Gießen zurück, wo er bis zum Herbst 1834 blieb, und dann nach Darmstadt zu seinen Aeltern zurückging. In die politischen Bewegungen jener Zeit verwickelt, flüchtete er nach Straßburg, wurde aber schon am 13. Juni 1835 von Darmstadt aus mit Steckbriefen verfolgt. Von jetzt an gab B. die praktische Medicin ganz auf und widmete sich dem Studium der neueren Philosophie. Er erwarb sich in Zürich die philosophische Doctorwürde, und hielt an der dortigen Hochschule Vorlesungen über vergleichende Anatomie. Im Febr. 1837 befiel ihn ein heftiges Nervenfieber, das am 19. Febr. 1837 sein Leben endete.

Er schrieb:

Dantons Tod. Drama. Frankfurt a. M. 1835.
Sur le système nerveux du barbeau. Abhandlung, durch welche B. seine philosophische Doctorwürde erhielt.
Uebersetzungen V. Hugo'scher Dramen u. s. w.

Das Drama, Danton's Tod, zeugt von ungewöhnlichen Anlagen, welche desto lebhafter bedauern lassen, daß sie durch ein bewegtes Leben bereits an harmonischer Entwickelung gehindert und durch einen so frühen Tod fruchtlos für die Menschheit geblieben sind.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Digitized by Google

Johann Gottfried Friedrich Cannabich

ward 1786 zu Sondershausen geboren, erhielt seine erste Bildung theils durch seinen Vater, der als Kanzelredner und Schriftsteller sehr geachtet und als Consistorialrath und Superintendent daselbst angestellt war, theils durch Hauslehrer und in der Schule seiner Vaterstadt, und wurde frühzeitig zum geistlichen Stande bestimmt. Nach vollendeten Universitätsstudien ward ihm die Stelle eines Rectors an der Stadtschule zu Greußen im Schwarzburg-Sondershausischen; und er ist jetzt Prediger zu Niederbösa.

Er schrieb:

Lehrbuch der Geographie nach den neuesten Friedensbestimmungen. Sondershausen 1816. 12. Aufl. 1829.

Kleine Schulgeographie. Sondershausen 1818. 10. Aufl. 1831.

Neueste Kunde vom Königreiche der Niederlande. Weimar 1821.

Neueste Kunde von Jonien und Krakau. Ebend. 1821.

Neueste Kunde von Baden, Nassau, Hohenzollern, Lippe, Waldeck. Weimar 1827.

Statistisch-geographische Beschreibung des Königreichs Preußen. 6 Bändchen. Dresden 1827—28.

Statistische Beschreibung des Königreichs Würtemberg. 2 Bändchen. Dresden 1828.

Der Globus. Geographische Zeitschrift.

Cannabich's durch ganz Deutschland verbreitete Lehrbücher haben namentlich in den unteren Schulen sehr viel zu der Verbesserung des geographischen Unterrichtes bei der Jugend beigetragen.

Karl Gustav Carus,

Dr., Hof- und Medicinalrath, Leibarzt des Königs von Sachsen, Gelehrter, Arzt und bildender Künstler, ward am 3. Jan. 1789 in Leipzig geboren, wo sein Vater eine große Färberei besaß. Im fünften Jahre wurde er in sein großälterliches Haus mütterlicher Seite nach der damaligen freien Reichsstadt Mühlhausen gethan; sein Oheim der Dr. Jäger, durch chemische Abhandlungen bekannt, leitete hier seine Erziehung, begleitete ihn im sechsten Jahre nach Leipzig zurück und leitete auch dort noch nebst mehreren Hauslehrern seine weitere Ausbildung. Vorzüglich entwickelte sich auch in dem Knaben ein großes Talent zum Zeichnen, das von seinem Lehrer, Julius Dietz, sorgfältig gepflegt wurde. C. besuchte einige Jahre die Thomasschule und ging 1804 zur Universität, in der Absicht, später nach dem Willen seines Vaters die Färberei zu übernehmen. Daher hörte er auch anfangs nur Vorlesungen über Naturgeschichte, Chemie, Physik, Mathematik u. s. w., allein nach einigen Jahren zogen ihn Anatomie und Arzneiwissenschaft so unbedingt an, daß der Vater einwilligte und den Sohn seit 1806 seinen medicinischen Studien überließ. 1811 habilitirte er sich als Docent in Leipzig, las vergleichende Anatomie und erhielt in demselben Jahre die medicinische Doctorwürde. So lebte er bis 1813 ungestört seinen Studien und dem Selbstunterrichte in der Malerei. 1813 übernahm er ein französisches Spital und erkrankte nach der Schlacht am Nervenfieber, wurde jedoch nach sechsmonatlichem Krankenlager wiederhergestellt. Um diese Zeit schlug er den Antrag einer Professur in Dorpat aus, folgte aber dem im Spätherbste 1814 an ihn ergangenen Rufe einer Professur in Dresden an der chirurgisch-medicinischen Akademie. 1827 wurde er zum Leibarzt des Königs von Sachsen ernannt, mit dem Range eines Hof- und Medicinalrathes. Nach Ablehnung eines sehr ehrenvollen und vortheilhaften Rufes nach Berlin erhielt er den Civilverdienstorden, und durfte den Prinzen Friedrich auf seiner Reise nach Italien und der Schweiz begleiten. Abgesehen davon, daß ihn mannichfaltige naturwissenschaftliche Arbeiten und Forschungen beschäftigten, nahm auch eine ausgebreitete Praxis unter den höhern Ständen in Dresden seine Zeit sehr in Anspruch. Sein Aufenthalt daselbst war auch seinen künstlerischen Bestrebungen sehr förderlich; mehrere seiner Gemälde befinden sich in dem Besitze von Mitgliedern der Regentenhäuser in Dresden, München, Berlin und Petersburg und haben ihm einen sehr geachteten Namen in der Kunstwelt erworben.

Er schrieb:

Versuch einer Darstellung des Nervensystems und insbesondere des Gehirns. Leipzig 1814. 4.

Lehrbuch der Zootomie, mit 20 von ihm selbst radirten Tafeln. Leipzig 1818.

Lehrbuch der Gynäkologie. 2 Bde. Leipzig 1820 u. 28.

Von den äußern Bedingungen des Lebens der weiß- und kaltblütigen Thiere. Preisschrift. Leipzig 1824.

Sammlung kleiner geburtshülflichen Abhandlungen. 2 Bdch. 1826.

Erläuterungstafeln zur vergleichenden Anatomie. 3 Hefte. 1826.

Ueber den Blutkreislauf der Insekten. Leipzig 1827.

Grundzüge der vergleichenden Anatomie u. Physiologie. 3 Bdch. Dresden 1828.

Ueber die Ur-Theile des Knochen- u. Schalengerüstes. Leipzig 1828.

Analekten zur Natur- u. Heilkunde. Dresden 1829.

Briefe über Landschaftsmalerei. Leipzig 1831.

Goethe. Zu dessen näherem Verständniß. Leipzig 1838.

C. ist mit Recht wegen seiner meisterhaften Darstellung als einer der ersten Stylisten unter den deutschen Gelehrten zu betrachten und verdient durchaus, abgesehen von seinen vielseitigen und bedeutenden wissenschaftlichen Leistungen, in dieser Hinsicht als Muster aufgestellt zu werden.

Briefe über Landschaftsmalerei.

I.

Der Schnee riefelt nächtlich am Fenster nieder, tiefe Stille umgibt mich, im Zimmer ist behagliche Erwärmung, und die in den langen trüben Abenden des Vorwinters zeitig angezündete Lampe verbreitet anmuthiges Dämmerlicht um mich her. Gewiß zu solcher Zeit kann nichts freundlicher sein, als in ruhigem Sinnen Gedanken Raum zu geben, welche um Gegenstände der Kunst sich verbreitend, uns nach und nach so ganz in die Gebiete des Schönen hinüberziehen, daß wir die trüben Tage vergessen und dem Gedächtniß jeder frühern unbequemen Stimmung entsagen. Magst Du denn, lieber Ernst! die Umrisse der Gedanken, welchen in solchen Stunden mein Geist nachsinn, gütig, wie Du pflegst, aufnehmen und zugleich in dieser Ueberlieferung die Erfüllung eines Versprechens sehen, nach welchem ich Dir schon früher meine Ansichten von Bedeutung und Ziel der Kunst überhaupt, und der landschaftlichen Malerei insbesondere, darzulegen verheißen hatte. — Leicht könnte es indeß sein, daß Du in solchen Betrach-

Digitized by Google

tungen gehaltene Ordnung und genügendes Umfassen vergebens suchtest, leicht, daß Du manches nur in meiner Individualität begründet, nicht auch in Andern sich bestätigend, gewahr würdest; dann nimm es, um mit Hamlet zu reden, als Blasen, welche mein Gehirn auftreibt, und zeige mir, wo es Dir gegeben ist, einen besseren und graderen Weg.

Am wenigsten möchte ich hierbei, daß Du, gleich manchen Neuern, der Meinung Dich fügtest, als sei, von Kunst und Schönheit untersuchend zu sprechen oder zu schreiben, überhaupt für Entwürdigung oder gar für Entheiligung zu halten, als dürfe blos Gefühl und Empfindung hier gelten und entscheiden, und als sei hier Tiefe und Klarheit ganz unverträglich. — Ist ja nämlich der Mensch, wenn er sich recht fühlt, doch immer nur Eins, und nur als Ganzes erscheinend ist er zu allem Hohen und Schönen fähig; wie sollte es denn also stören oder gar erkälten, wenn auch dem Geiste Das klar würde, was das Gefühl erwärmt, ja wie sollte das Schöne, welches doch eben zuletzt nur das Ganze und Vollendete (κοσμος) ist, überhaupt recht tief erkannt und innig aufgenommen werden, wenn es nicht mit ganzer Seele umfangen wird? — Gewiß, es ist meine feste Ueberzeugung, daß ohne innere Aufregung des Gemüthes alle Kunst todt und vergraben liegt, daß durch kaltes Zusammenrechnen von Contrasten und Verstandesbegriffen nur poetische Krüppel ans Licht gezwungen werden, und ich unterschreibe es unbedingt, wenn der Meister humoristisch sagt:

„Verzweifelnden die Welt sind alle verwandt'ge Dichterle
Unvermögende, durch sie kommt auch kein Kunstwerk hervor."

Allein, sowie ich mich täglich überzeuge, daß einem sich völlig selbst überlassenen Gefühl die innere Sicherheit und Ruhe mangeln wird, denn:

„Nirgends haften
Die wirbelnden Sohlen,
Und mit ihm spielen
Wolken und Winde."

sowie ich es empfinde, daß eine wahrhaft poetische Stimmung eben eine Erhebung des ganzen Menschen ist, wobei alle Seelenkräfte in Anspruch genommen werden, wie ich die Täuschung Derer einsehe, welche eben doppelt reflectirend die Reflexion im Kunstfache verwerfen; so schwur ich es auch nicht mehr, die Schönheit mit allen Zweigen meiner Seele zu umfassen, und ich erfahre vielmehr dann erst den vollen und echten poetischen Genuß, wenn sich vor einem Kunstwerke das lebendige Ansprechen meines Empfindens mit klarer Einsicht der innern Vollendung und dem Gewahrwerden eines reinen Willens im Künstler vereinigt; ein Genuß, der dann, als auf Schönheit, Wahrheit und Recht gegründet, auch bei keiner wiederholten Betrachtung sich mindert und zum Siegel der Classicität des Kunstwerks wird. Daß uns also frei und ganz innerer Lust nachgeben in den weiten Gefilden der Schönen die Gedanken sich verbreiten, und so gewiß mir nicht minderer Lust dann vom Gipfel eines Berges herniederschauen, wenn mir zuvor alle die verschlungenen Thäler selbst durchstrichen haben, wie wir vielmehr den Gesammteindruck dadurch erhöht fühlen, daß in ihm sich nun der Genuß, den wir auf einzelnen Stätten empfanden, gleichsam wiederholt und einschaltet, so gewiß soll auch ein um jene Gegenstände schweifender Gedankenzug uns den lebendigen freudigen Genuß an dem wunderbaren und geheimnißvollen Wirken der Kunst nicht verleiden; ja vielmehr, sowie jede echte Naturforschung den Menschen nur an die Schwelle höherer Geheimnisse führen, mit einem desto heiligern Schauer erfüllen muß, so erwarten wir das Gleiche auch von einer offenen Erwägung der Kunst; obwol man Künstlern den Unwillen über vieles ästhetisches Wort- und Schellengeklapper in Büchern und von Kathedern schwerlich verargen darf.

Ist aber nicht auch Dir, lieber Ernst! immer vorzüglich jenes Wiedererscheinen, jenes Nachahmen einer ewig fortwirkenden Weltschöpfung, jene freie Pro- und Reproduction des Kunstgenius vorzüglich wunderbar und gewaltig vorgekommen? — Wo vermag denn sonst der Mensch auch nur das Geringste lebendig zu erschaffen, wo führt eine Wissenschaft unmittelbar zur Belebung, wo nicht vielmehr zunächst zur Ertödtung, d. i. zur Zerlegung? — Man zerlegt das Pflanzenblatt in seine Zellen, Athmungsöffnungen, Gefäße und Fasern, das kleinste Thier lehrt uns die vergleichende Anatomie in noch kleinere Gebilde trennen, und doch! wer belebte mit all dieser Wissenschaft auch nur die kleinste Milbe, wer setzte dadurch das kleinste Pflanzenblatt zusammen? — Und nun betrachte die Schöpfungen der Kunst, welche, obwol nicht selbst in der Wirklichkeit lebend, doch für uns lebend scheinen können, und so, als von Menschen geschaffen, die Verwandtschaft des Menschen zum Weltgeist beurkunden. Denke an jene Charaktere, deren Sinn und Rede vom Dichter geschaffen, sie selbst uns als wahrhaftige Gestalten vor Augen bringt.

„Ich weiß es, sie sind ewig, denn sie sind!"

sagt Tasso, oder vielmehr Göthe, und zwar mit Recht, von seinen Gestalten. — Und jenen Achilles, Odysseus, Orlando, Sigismund, Hamlet, jene Eleonora von Este, jene Ophelia, jenes Gretchen, sind sie nicht alle, wie wir sie kennen, Geschöpfe einer göttlichen Kunst, und ist es nicht, als hätten sie alle unter den Lebendigen gewandelt; kennen wir ihr Denken und Thun nicht gleich dem eines abgeschiedenen Freundes? — Wer aber so den Geist dem Geiste hervorruft, ist der nicht gewaltig vor Vielen? und sollte es nicht den Menschen erheben, wenn er solche Kraft im Menschen findet? — Wenden wir vom Gedicht uns nun zur Harmonie der Töne! — Flüchtiger vorüberrauschend als das Gedicht, kann die Musik zwar nicht leicht ein ganzes Gemüth mit allen seinen Leiden und Thaten erschaffen, wohl aber vermag sie einen Moment, eine gewisse Stimmung der Seele aufzufassen, sie mit einer unendlichen Gewalt ins Leben einzuführen, daß wir unwillkürlich mit in diese Stimmung gezogen werden, als wären alle die Töne nahe Freunde, die uns mit Macht in ihren Kreis, in ihr Sinnesart bannten. — Dasselbe gilt denn, obwol wieder auf andere und ruhigere Weise, von der Architectur, denn beide halten noch von eigentlicher Naturnachbildung sich entfernt, sprechen in reinen Verhältnissen, die eine in der Zeit, die andere im Raume sich aus und bilden so im Bereein mit der Poesie den ersten und herrlichsten Dreiklang, welcher, als der erhabenste Accord, des Menschen Brust bewegt und bewegen muß, da der Gott sich so, nach freier Unmittelbarkeit, in Kunstgebilden irgend eines Menschen offenbarend, zugleich allen Menschen näher tritt und sie selbst mit erhebt. — Ja, ist es Dir nicht auch, als müßte zwischen diesen drei Künsten und den drei Naturreichen, den drei Grundformen des Denkens, der dreigetheilten innern Organisation, welche Physiologen Menschen finden, den drei Grundfarben und den drei Grundtönen wieder eine innere Beziehung bestehen, deren Tiefe wir nur ahnen können, ohne daß wir sie je ganz ergründen werden? — Lieber Ernst, mir ist bei diesen Dingen als stünde ich am jähen Abhange eines Berges und brauste neben mir ein gewaltiger Strom zur Tiefe hinab; immer neue, immer neue Wellen drängen sich herzu, und alle stürzen ins Bodenlose hinunter, und doch bleibt der Fluß voll und der Fels steht nicht minder fest, auf den ich trete. — Ich kann heute nicht mehr schreiben. —

Dein Albertus.

II.

Bei diesen herrlichen Wintertagen brachte ich viel Zeit im Freien zu, an den vielfachen zierlichen Spielen des Lichts zwischen blauem Himmel und schneebedeckter Erde mich zu ergötzen. In Wahrheit, diese mannichfaltigen, schöngebrochenen Farben, welche hier dem geübten Auge sichtbar werden, sind wundervoll und herrlich! — Dort blitzt ein helles Schneelicht auf einer Felsenkante, noch mehr hervorgehoben von dem bräunlichen, mit allerhand Moos und Flechten sparsam gezierten Gestein; hier liegen Schneemassen im Schatten und zeigen die Erhöhungen ihrer Oberfläche in bläulichen, hier und da ins Violette ziehenden Tönen an, darunter endlich rauscht, von Eisrändern eingefaßt, der Gebirgsbach, und auf seinem Spiegel werden jetzt, im Zusammentreffen mit dem blendenden Glanze des Schnees, grüne und purpurfarbene Brechungen, theils als wahre, theils als physiologische Farben sichtbar. —

Ich konnte diesen Genuß nicht mit Dir theilen, lieber Ernst! doch mit Dir noch diesen Abend mich zu unterhalten, mit Dir eine, heute neu angeregte Gedankenreihe über Handschaftskunst weiter auszuspinnen, diese Geistesvereinigung soll kein zwischen uns gezwängter Raum zu hindern vermögen.

Ich hatte aber im vorigen Briefe die freie poetische Neigung, wenn sie überhaupt Gestalt anzunehmen und als Kunstwerk ins Leben zu treten beginnt, in drei Richtungen, wo sie von eigentlicher Naturabformung noch frei bleibt, vielmehr durch die reinen Verhältnisse der Rede, des Tons oder der Masse sich ausspricht, verfolgt, und wir fanden hier gleichsam das eine und erste Reich der freien Künste abgeschlossen und vollendet. — Wir treten nun in den zweiten Kreis, wo die beharrenden Gestalten der Natur den Stoff darbieten, in welchem der Prometheusfunken der Kunst sich verkörpern soll, denn allerdings, es ist nichts, was dem Bereich der Kunst sich völlig zu entziehen vermöchte, eben weil sie das wahrhaft Menschliche ist, und weil Alles, was der Mensch erkannt und ermißt, ihr auf gewisse Weise zu Diensten sein muß. Wie sie demnach das Reich der Begriffe zum Gedicht, die innerste Körperbewegung, das Erzittern, das Ertönen zur Musik, ja den starren unbewegten Körper selbst zur Architectur zu gestalten weiß, so entstehen nun die Abformungen der Erzeugnisse dreier Naturreiche zum Behufe der bildenden

Digitized by Google

Kunst; und es würde hier leicht sein, wieder das Abbilden unorganischer Natur der Architektur, das Nachbilden der Pflanzenwelt der Musik, und das der höhern Thierwelt und vornehmlich der Menschengestalt selbst dem Gedicht zu vergleichen. — Die bildende Kunst schafft nun ihr Werk auf zweifache Weise, entweder rund und wahrhaft körperlich, d. i. in der Masse, oder durch Schattirung oder Färbung auf einer Fläche, d. i. im Licht. So theilt sie sich denn in Bildnerei und Malerei, wenn man nicht als eine dritte, jedoch etwas zwitterhafte Gattung das Anordnen der Naturkörper selbst zum künstlerischen Endzweck, nämlich als Gartenkunst, Mimik und Tanzkunst betrachten will. — Es ber schränkt sich nun die eigentliche Bildnerei der Natur, ihrem Stoffe gemäß, auf Nachformen von Thier- und Menschengestalten, wenn hingegen die Malerei alle drei Naturreiche umfaßt (ja sie bildet selbst architectonische und plastische Kunstwerke wieder nach) und sich in Landschafts- und Historienmalerei sondert. Von diesen braucht erstere die Erscheinungen der unorganischen Natur, sowie der Pflanzenwelt, die andere die Thierwelt, vornehmlich aber das edelste Glied derselben, die Menschengestalt, um gleich wie durch Buchstaben, ihre Worte, ihren Sinn damit zu schreiben. Sonderungen, welche indeß durch vielfache Uebergänge wieder bald vermischt werden, indem z. B. durch halberhabene Arbeit der Sculptur und Gemälde sich verbinden, sowie andernntheils die Landschaft oft Thier- und Menschenbilder aufnimmt, wenn für Historienmalerei wieder vielmals die Landschaft zum Grunde dienen muß.

Und so wirkt denn also die schaffende Kraft der Kunst immer weiter, und die Welt, wie sie geformt vor unsern Sinnen daliegt, ersteht unter ihren Händen auf's neue. Jegliches spricht uns aus ihren Bildungen, zum Zweck des Künstlers, in wunderbarer und eigenthümlicher Sprache an; Sonne und Mond, Luft und Wolken, Berg und Thal, Bäume und Blumen, die mannichfaltigsten Thiere und die noch mannichfaltigere und höhere Individualität des Menschen erscheint wiedergeboren mit aller ihnen eigenen Gewalt auf uns wirkend, bald trübe, bald heiter uns stimmend, immer aber uns hoch über alles Gemeine erhebend durch die Anschauung der Göttlichkeit, d. i. der schaffenden Macht im Menschen selbst. Denn eben dies ist es ja, wodurch uns die Kunst als Vermittlerin der Religion erscheint, daß sie die Urkraft und Seele der Welt, welche schwache, menschliche Einsicht nicht im Ganzen zu erfassen vermag, uns in einem Theilchen, d. i. im Menschengeist, näher rückt und kennen lehrt, darum aber soll auch einestheils der Künstler in sich ein geheiligtes Gefäß erblicken, welches von allem Unreinen, Gemeinen und Frechen frei und unbefleckt bleiben muß, sowie andernntheils das Kunstwerk aus demselben Grunde nie der Natur zu nahe treten, viel eher sich über sie erheben soll, damit das Erschaffen dieses Werkes durch den Geist des Menschen nicht vergessen, die Beziehung auf den Menschen dadurch nicht verloren werde.

Laß uns jetzt, theurer Freund! zur nähern Erörterung des Zwecks und der Bedeutung landschaftlicher Malerei insbesondere übergehen; einer Kunst, welche recht eigentlich erst der neuern Zeit angehört, überhaupt weit weniger in sich abgeschlossen ist, und ihrem Blütenalter vielleicht erst entgegensieht, wenn die meisten übrigen Künste mehr dem rückwärts gewandten Janusgesicht gleichen oder wol gar als Denkzeichen besserer Tage über den Gräbern der Vergangenheit ruhen. Eine jede nachahmende Kunst wirkt aber auf uns nothwendig zweifach; einmal durch die Natur des nachgebildeten Gegenstandes, dessen Eigenthümlichkeit auch im Bilde auf eine ähnliche Weise wie in der Natur uns afficiren wird, ein anderes Mal, in wiefern das Kunstwerk eine Schöpfung des Menschengeistes ist, welcher durch ein wahrhaftes Erscheinen seiner Gedanken (ungefähr wie in höherem Sinn die Welt, Erscheinung göttlicher Gedanken zu nennen ist) den verwandten Geist über das Gemeine erhebt.

Laß uns nun diese beiden Wirkungen landschaftlicher Kunst für's erste gesondert betrachten, um so ein endliches gemeinsames und ergiebiges Resultat vorzubereiten. Welches ist also die Wirkung landschaftlicher Gegenstände in freier Natur? fragen wir zuerst, und werden danach ihre Wirkung im Bilde weiter ermessen können: — Fester Boden, mit allen seinen vielartigen Gestalten, als Fels und Gebirg und Thal und Ebene, ruhendes und bewegtes Gewässer, Lüfte und Wolken, mit ihren mannichfaltigen Erscheinungen, dies sind ungefähr die Formen, unter welchen das Leben der Erde sich kundgibt; ein Leben indeß von solcher Unermeßlichkeit für unsere Kleinheit, daß Menschen es kaum als Leben erkennen oder gelten lassen wollen. Höher dagegen und uns näher gerückt steht schon das Leben der Pflanzen, und diese in Verbindung mit den ersterwähnten Phänomenen machen die eigentlichen Objecte der landschaftlichen Kunst aus. — Von allen diesen Phänomenen nun fühlen wir uns in der Natur gewiß nicht auf leidenschaftliche, gewaltsame Art angesprochen; dazu stehen sie uns zu entfernt, wenn überhaupt von ihrer ästhetischen Wirkung die Rede sein soll; denn daß den Schiffbrüchigen die Schönheit des Wellenschlags, den durch Feuer Geschädigten die Schönheit der Beleuchtung nicht interessiren könne, ist für sich klar. Nur das uns nicht Berührende, uns eng Verbundene kann durch seine Veränderungen auch uns selbst am bestigsten aufregen, mit Begierden oder mit Haß erfüllen; in der ferien, uns ganz objectiv erscheinenden Natur aber bemerken wir vielmehr ein Stilles, in sich gekehrtes, gleichförmiges, gesetzmäßiges Leben: das Wechseln der Tages- und Jahreszeiten, den Wolkenzug und alle Farbenpracht des Himmels, das Ebben und Fluten des Meeres, das langsame aber unaufhaltsam fortschreitende Verwandeln der Erdoberfläche, das Verwittern nackter Felsgipfel, deren Körner, alsbald herabgeschwemmt, allmälig fruchtbares Land erzeugen, das Entstehen der Quellen, nach den Richtungen der Gebirgszüge sich zu Bächen und endlich zu Strömen zusammensindend, Alles folgt stillen und ewigen Gesetzen, deren Herrschaft wir zwar selbst mit untergeben sind, die uns trotz jedem Widerstreben zwar mit sich fortziehen, und, indem sie uns mit geheimer Macht den Blicke auf einen großen, zu ungeheuern Kreis von Naturereignissen zu wenden nöthigen, uns von uns selbst abziehen, die eigene Kleinheit und Schwäche uns empfinden lassend, deren Betrachtung jedoch zugleich auch die innern Stürme besänftigend und auf alle Weise beruhigend wirken muß. Tritt denn hin auf den Gipfel des Gebirges, schau hin über die langen Hügelreihen, betrachte das Fortziehen der Ströme und alle Herrlichkeit, welche Deinem Blicke sich aufthut, und welches Gefühl ergreift Dich? — es ist eine stille Andacht in Dir, Du selbst verlierst Dich im unbegrenzten Raume, Dein ganzes Wesen erfährt eine stille Läuterung und Reinigung, Dein Ich verschwindet, Du bist nichts, Gott ist Alles.

Doch nicht blos gewaltsame Größe, wie sie im Leben eines Planeten erscheint, eben so ein rechtes Hinblicken auf das stille heitere Leben der Pflanzenwelt wirkt auf ähnliche Weise. Sieh, wie die Pflanze langsam, aber kräftig aus dem Boden sich erhebt, wie von Stufe zu Stufe ihre Blätter sich entfalten, in stiller Entwicklung vorwärts schreitend zu Kelch und Blume sich verwandeln, und endlich im Samenkorn den Ring beschließend, zugleich wieder das Eröffnen eines neuen veranlassen. Finden wir uns nun von einer sich selbst überlassenen üppigen Pflanzenwelt umgeben, übersehen wir mit einem Blicke den verschiedenartigen Lebenslauf so vieler Gewächse, treffen wir sogar auf manche abgestorbene Baumgestalt, deren Jahrhunderte umfassende Dauer uns fast an das nach Jahrtausenden wie nach Tagen zählende Leben der Erde erinnert, so ersahren wir eine gleiche Einwirkung, wie unter den oben erwähnten Bedingungen; ein stilles Sinnen bemächtigt sich unserer; wir fühlen das unruhige Trachten und Streben gemäßigt, wir gehen ein in den Kreis der Natur und erheben uns über uns selbst. Ja, es ist gewiß merkwürdig, daß die Pflanzenwelt sogar ähnliche Wirkungen auch physisch auf unsern Körper ausübt, wie denn die Ausdünstungen der Blüte, d. i. der am höchsten entwickelten Pflanze, gewöhnlich etwas Betäubendes haben, d. i. Schlaf, körperliche Ruhe veranlassen, wie so manche oft an der Blütennähe erzeugte Pflanzensäfte diese Wirkungen in noch höherem Grade üben, ja ein völliges Aufsöhnen in der gemeinsamen Natur, d. i. Tod herbeiführen; wie daher schon die Alten die Höhle des Traumgottes mit unendlichen Kräutern und schlafmachenden Mohnen auskleideten, ja wie endlich selbst Thiere und Menschen durch anhaltende Pflanzennahrung mild und ruhig werden, wenn Fleischgenuß hingegen stürmische Begierden und Bewegungen zu begünstigen scheint. — Gewiß, schon diese Betrachtungen können über das Wirken landschaftlicher Gegenstände im Bilde manchen Aufschluß geben, sie werden den Grund jenes wohlthuenden Gefühls innerer Ruhe und Klarheit vor echten landschaftlichen Kunstwerken aufhellen und uns manche Weisung im weitern Gange dieser Erläuterungen zu geben im Stande sein. Doch genug für diesmal! ich erwarte Deine freundschaftliche Antwort.

Dein Albertus.

III.

Der Frühling ist gekommen, die Bäume haben verblüht, die Rosenzeit ging vorüber, ja die spät blühenden anmuthigen Fliederbüsche schütteten ihre kleinen Sternblumen aus, und jetzt nahet sich schon der Sommer seinem Ende, hin und wieder schon gelbliche Blätter, früh schon mitunter herbstliche Nebelschleier über den Fluren, und noch immer ist mir weder Muße geworden, noch die Muse gekommen, um an Dich, lieber Ernst, von unsern begonnenen landschaftlichen Betrachtungen die Fortsetzung, wie Du wünschest, zu senden. — Ist es doch, als wenn eben das recht heiter angergte Leben der Natur solche zergliedernde For-

Digitized by Google

schungen gar nicht gestattete, und wie etwa die eigentlichen Meister der Kunst, eben wegen der innern und äußern Fülle selten zu solchen Untersuchungen sich überwinden können, so fühlen wir uns auch, mit diesem Reichthum von Anschauungen umgeben, zu glücklich, als daß wir, warum wir glücklich sind, bedenken möchten. Doch ehe ich nun weiter gehe auf dem früher eingeschlagenen Wege, bleiben noch die Bemerkungen zu berücksichtigen, welche Du in Deinem letzten Briefe mir mitgetheilt hast, in dem Du einestheils sagtest: es scheine Dir gut, das Verhältniß von Wissenschaft und Kunst, welches ich im ersten Briefe berührte, etwas näher zu bestimmen, damit nicht die Wissenschaft als ein Ertödtendes der Kunst nachgesetzt werde, anderntheils aber, rücksichtlich meiner Darstellung der Natureinwirkung auf den Menschen der Meinung warst, daß nicht sowol das Verlieren unsers Ichs im Gesammtleben der Natur, als vielmehr das recht eigentlich Klar- und Anschaulichwerden unseres Standpunktes in dieser Welt die Befreiung und Erhebung gewähren, welcher wir im Genusse landschaftlicher Schönheit uns erfreuen. —

Laß daher zuvörderst über diese Gegenstände eine nähere Uebereinkunft uns versuchen, indem wir es ja längst empfunden haben, daß es nur eine Wahrheit geben könne, und Verschiedenheit der Meinungen nur auf Umhüllung des Erkenntnißvermögens beruht, welche früher oder später fallen wird und muß.

Allem aber, was wir empfinden und denken, Allem, was ist und was wir sind, liegt eine ewige, höchste, unendliche Einheit zum Grunde. Ein tiefes innerstes Bewußtsein, welches eben, weil durch dasselbe die Möglichkeit alles Erkennens, Beweisens und Erklärens gegeben ist, selbst nie erklärt oder bewiesen werden kann (sowie etwa der Satz a=a keines weitern Beweises fähig ist, sondern an und für sich als wahr erkannt werden muß), gibt uns davon, und zwar nach dem Grade unserer Entwickelung, bald dunkler, bald klarer die feste Ueberzeugung. Die Sprache deutet jenes Unermeßliche an in dem Worte: Gott. — Offenbart ist uns dieses Höchste in Vernunft und Natur als Inneres und Aeußeres, wir selbst aber fühlen uns als einen Theil dieser Offenbarung, d. i. als Natur- und Vernunftwesen, als ein Ganzes, welches Natur und Vernunft in sich trägt, und insofern als ein Göttliches. Im höhern geistigen Leben wird nun hierdurch eine doppelte Richtung möglich, entweder nämlich sind wir bestrebt, das Mannichfaltige und Unendliche in Natur und Vernunft zurückzuführen zu ursprünglicher göttlicher Einheit; oder, indem das Ich selbst productiv wird, stellt die innere Einheit durch äußere Mannichfaltigkeit sich dar. Im letztern Falle zeigt sich das Können, im erstern Falle das Erkennen. Aus dem Erkennen geht das Wissen, die Wissenschaft hervor, aus dem Können die Kunst. In der Wissenschaft fühlt der Mensch sich in Gott, in der Kunst fühlt er Gott in sich. — Somit kann also die Kunst so wenig über die Wissenschaft gestellt sein, daß vielmehr die letztere als die Richtung, welche den Menschen in die höchste Einheit einführt, offenbar eigentlich das Erhabene bleibt; klar ist jedoch hierbei zugleich, daß die Wissenschaft, als ihrer Richtung nach der Kunst gerade entgegengesetzt, die individuelle Existenz aufhebt, den Leib tödtet, damit der Geist lebe, und es wird dadurch, was ich über Wissenschaft früher geäußert, wol gerechtfertigt. Zwar setzest Du mir noch insbesondere das Schaffen eines wissenschaftlichen Lehrgebäudes hier entgegen, um zu beweisen, wie auch die Wissenschaft sich bildend zeige; allein es darf dieses wol insofern nicht hierher gezogen werden, als eben dieses Schaffen schon nicht mehr der Wissenschaft angehört, sondern der Kunst. Der Mensch nämlich wird auch in dieser Hinsicht sich nur als ein Ganzes erweisen, und Kunst und Wissenschaft, obwol im Verstande geschieden, können es doch nie in der Wirklichkeit vollkommen sein. Die Darstellung der Wissenschaft kann daher nie ohne Kunst (ohne kunstgemäße Ordnung der Gedanken und Worte) gelingen, und die Erzeugung des Kunstwerks hinwiederum wird ohne Wissenschaft (das Können ohne Kenntniß) unmöglich bleiben.

Leichter noch, glaube ich, vereinigen wir uns über den zweiten Punkt Deiner Bemerkungen, denn indem ich sage, daß der Mensch, hinschauend auf das große Ganze einer herrlichen Natur, seiner eigenen Kleinheit sich bewußt wird, und, indem er Alles unmittelbar in Gott fühlt, selbst in dieses Unendliche eingeht, gleichsam die individuelle Existenz völlig aufgebend, so glaube ich nicht damit etwas Anderes gesagt zu haben, als auch Du beabsichtigst; denn ein solches Untergehen ist kein Verlieren, es ist nur Gewinnen, und indem, was sonst nur geistig erschaut wird, hier beinahe dem körperlichen Auge erreichbar ist, nämlich Ueberzeugung der Einheit in der Unendlichkeit des Alls, so wird zugleich unser eigentlicher Standpunkt, unser Verhältniß zur Natur immer reiner aufgefaßt werden müssen.

Doch laß mich nun den am Ende des letzten Briefes verlorenen Faden wieder auffassen und uns jetzt über das Einwirken landschaftlicher Schönheit im Bilde unsere Betrachtungen weiter verfolgen. —

Zuvor aber muß ich bei landschaftlichen Darstellungen überhaupt unterscheiden: die Art derselben nach ihrer Wahrheit, nach ihrem Sinne und nach ihrem Gegenstande. — Die Wahrheit der Darstellung berücksichtigen wir natürlich zuerst, denn sie verschafft ja gleichsam erst den Leib des Kunstwerks, durch sie ist es zuerst überhaupt da, und aus den Räumen einer blos willkürlichen Gestaltung zur Wirklichkeit, in welcher alle bildende Kunst sich bewegen soll, gebracht. Auf welche Weise nun fühlst Du Dich wol bewegt, wenn Du in einem wohlgelungenen Bilde die weiteste, reinste Ferne, den klaren oder bewegten Wasserspiegel, das Spiel des zarten Laubes an Büschen und Bäumen, oder irgend eine andere Form des unerschöpflichen Reichthums landschaftlicher Natur gut und treu nachgebildet findest? — Gewiß, insofern Dir Naturkenntniß und Einbildungskraft, d. i. das Organ geworden ist, die farbigen Striche des Pinsels, bei welchem doch von Naturwahrheit immer nur bis auf einen gewissen Grad die Rede sein kann, zu deuten, gewiß, sage ich, fühlst Du Dich hinschauend immer mehr in jene Gegend versetzt, Du glaubst die heitere reine Luft mit einzuathmen, Du sehnst Dich, unter jenen Bäumen zu wandeln, Du meinst das Rauschen des Wassers zu vernehmen, und somit hineingezogen in den heiligen Kreis des geheimnißvollen Naturlebens, erweitert sich der Geist, Du fühlst das ewig waltende Leben der Schöpfung, und indem alles blos Individuelle, Aermliche zurücktritt, stärkt und erhebt Dich dieses Eintauchen in einen höhern Cyclus, vergleichbar einem durch das Eintauchen in den stygischen Strom unverwundbar gewordenen Achilles. — Daß indeß die bloße Wahrheit nun doch noch nicht das eigentliche Höchste und allein Anziehende des Bildes sei, kann die Vergleichung mit dem Spiegelbilde am füglichsten darthun; versuche es nur, betrachte die landschaftliche Natur im Spiegel! Du siehst sie mit allen ihren Reizen, allen Farben und Formen wieder abgebildet, und doch, wenn Du nun dieses Spiegelbild festhältst, und es vergleichst mit dem Eindruck, welchen ein vollendetes landschaftliches Kunstwerk Dir gewährte, was bemerkst Du? — Offenbar ist das letztere an Wahrheit immer unendlich zurück; das Reizende schöner Naturformen, das Leuchtende der Farben wird im Bilde nie auch nur zur Hälfte erreicht; allein zugleich fühlst Du das rechte Kunstwerk als ein Ganzes, als eine kleine Welt (einen Mikrokosmus) für sich und in sich; das Spiegelbild hingegen erscheint ewig nur als ein Stück, als ein Theil der unendlichen Natur, herausgerissen aus seinen organischen Verbindungen und in widernatürliche Schranken geengt, und nicht, gleich dem Kunstwerke, als die in sich beschlossene Schöpfung einer uns verwandten, von uns zu umfassenden geistigen Kraft, vielmehr als ein einzelner Ton aus einer unermeßlichen Harmonie, welcher, indem er eben immer mehr und mehr hinzufodert, die volle innere Beruhigung nie gewährt, welche theils aus der freien unbeschränkten Hingebung an die Natur selbst, theils aus der Beschauung des gediegenen Kunstwerks genommen wird.

Indem sich nun aus dem Vorhergehenden klärlich ergibt, daß die Wahrheit der landschaftlichen Darstellung allein noch nicht die verlangte Befriedigung gewährt, so wird es zugleich deutlich, daß auch hier, was ich schon im ersten Briefe von jedem Kunstwerke foderte, hinzukommen müsse, nämlich, daß es fühlbar werde, wie dasselbe der schaffenden Kraft eines Menschengeistes sein Dasein verdanke, und eben deshalb als aus einer Einheit hervorgegangen, ein in sich selbst entwickeltes und beschlossenes, gleichsam organisches Ganzes sei. Dieses zugegeben, so muß ferner, da die Seele im Erfinden eines Werkes nur in einem gewissen Zustande, nur in einer gewissen Richtung zu denken ist, das Kunstwerk selbst nothwendig auch einen gewissen Zustand aussprechen, welches denn wieder in der landschaftlichen Kunst nur geschehen kann, indem die landschaftliche Natur von einer gewissen, jener innern Stimmung gleichnamigen Seite aufgegriffen und dargestellt wird. Dies führt uns weiter; denn da dieser Sinn nur durch Darstellung von Gegenständen ausgedrückt wird, da also das Aussprechen dieses Sinnes die schickliche Wahl des Gegenstandes (von welcher im Einzelnen noch späterhin) mit einschließt, so können wir die Hauptaufgabe landschaftlicher Kunst nun bestimmter aussprechen, als:

> Darstellung einer gewissen Stimmung des *Gemüthslebens* (Sinn) durch die Nachbildung einer entsprechenden Stimmung des Naturlebens (Wahrheit).

Um aber nun die Art der Lösung dieser Aufgabe näher zu untersuchen, haben wir nöthig:

1. zusammenzustellen, wie Regungen des Gemüths und Zustände der Natur sich entsprechen; 2. die einzelnen Gegenstände, welche nachgebildet werden, in ihrer Wirkung näher zu erörtern; 3. zu erwägen, auf welche Weise in diesem Wiedergeben des Naturlebens die Idee der Schönheit erreicht werde. —

Du erhältst meine Betrachtungen hierüber in einigen kleinen Aufsätzen, welche ich diesem Briefe anfüge, und mögest Du nun

Digitized by Google

über alles Dieses Deine Ansichten mir mittheilen, bevor ich die, sonst noch über ähnliche Gegenstände mir vorschwebenden Gedanken festzuhalten, den Versuch mache.

Dein Albertus.

Von dem Entsprechen zwischen Gemüthsstimmungen und Naturzuständen.

Wenn der ordnende Geist des Menschen in seine eigenen Tiefen blickt, so vermag er in den vielfachen Regungen der Seele zunächst zu unterscheiden zwischen Vorstellung und Empfindung*), welche sich zu einander verhalten wie Form zum Stoff, wie Sprache zur Musik, wie Individuelles zur Totalität, und welche entstehen, indem der Mensch selbst einerseits für sich als Einheit erscheint (der Beziehung einzelner äußerer Gegenstände auf sich als Vorstellung fähig wird), andererseits als Theil eines größern, ja unendlichen Ganzen sich wahrnimmt (der Beziehungen seines Selbst auf die Gesammtheit der übrigen Natur sich bewußt wird). Das Letztere als Richtung auf das Unendliche ist ebendeshalb ein Unbegrenztes (daher die Tiefe, das Unaussprechliche der Empfindung), das Erstere als Richtung auf das Endliche ist ein Begrenztes (daher die mögliche Schärfe und Klarheit in der Vorstellung). Empfindung und Vorstellung sind also die Elemente, in welchen all unser geistiges Leben sich regt; sie sind unzertrennlich, sowie der Mensch weder als Individuum allein, noch als Mensch ohne Individualität im Ganzen zu leben vermag; jedoch vorherrschen kann bald das Eine, bald das Andere, bestimmen können bald die Vorstellungen die Empfindung, bald die Empfindungen die Reihe von Vorstellungen. Bei der Betrachtung der Natur oder des Kunstwerkes erfassen wir nun die Gegenstände als Vorstellungen, indem sie auf unser Bewußtsein bezogen werden, allein indem dadurch auch unser Ich mit einem neuen Kreise der Außenwelt in Beziehung (d. i. selbst in einen veränderten innern Zustand) gesetzt wird, muß zugleich eine Empfindung angeregt werden, welche der Stimmung homogen ist, die entweder im Naturleben selbst durch die gegebenen einzelnen Erscheinungen sich offenbart, oder dem Gefühle entspricht, aus welchem, als aus einer innern Einheit, die Vorstellung und dann die wirkliche Gestaltung des Kunstwerks hervorging.

Welches sind nun aber die besondern in den mannichfaltigen Verwandlungen der landschaftlichen Natur ausgesprochenen Stimmungen? — Wenn wir erwägen, daß alle diese Verwandlungen nichts Anderes sind als Formen des Naturlebens, so können auch die verschiedenen in denselben ausgesprochenen Stimmungen nichts Anderes als Lebenszustände, Stadien des Naturlebens, bezeichnen. Nun ist aber das Leben selbst in seinem Wesen unendlich, und nur seine Formen sind stätiger Veränderung unterworfen, im steten Hervor- und Zurücktreten begriffen, so daß wir dadurch in jeder individuellen Lebensform auf vier Stadien hingewiesen werden, welche als Entwickelung und vollendete Darstellung, Verwelkung und völlige Zerstörung sich unterscheiden lassen. Mehrfache Zustände aber entstehen, indem diese vier ursprünglichen sich untereinander verbinden, indem die Entwickelung selbst krankhaft gehemmt wird, die vollendete Kraft im Kampfe mit der eindringenden Zerstörung erscheint, oder aus der Zerstörung wieder eine neue Entwickelung hervortritt. Beispiele hierzu lassen nun im Naturleben, inwiefern es Gegenstand landschaftlicher Darstellung werden kann, in Menge sich nachweisen. Die nächsten bieten die stets wechselnden Jahres- und Tageszeiten dar, wo Morgen, Mittag, Abend und Nacht, Frühling, Sommer, Herbst und Winter jene Stadien ganz bestimmt zeigen, und auch die erwähnten Combinationen nicht fehlen, indem ein Treiberwerden des Morgens, ein Reif auf Blütenbäumen, ein Vertrocknen der Pflanzen in der Sonnenhitze, ein Gewitter am Mittage, das Aufgehen des Mondes in der Nacht, das Erstehen neuer Knospen aus dem erstorbenen Stamme, wie so unzähliges Andere, hierher gehören.

Nun aber auch im Gemüthe selbst, welche Reihe von Stimmungen wird hier vorkommen können? — Offenbar auch nur, wie im ewigen Naturleben, Erheben und Versinken einzelner Lebensformen, so im ewigen Leben der Seele, Erstehen und Vergehen einzelner Aeußerungen des Gemüthslebens.

Das Gefühl des Zustrebens, der Ermuthigung, der Entwickelung, das Gefühl wahrer innerer Klarheit und Ruhe, das Gefühl des Welkens, der Schwermuth und die Fühllosigkeit, Apathie, sind auch hier die vier Stadien, auf welche, als auf die ursprünglichen Grundtöne, das Gemüthsleben mit all seiner unendlichen Mannichfaltigkeit sich zurückführen läßt; ja selbst die im Naturleben nachgewiesenen nächsten Combinationen dieser ursprünglichen Zustände finden auch hier wieder statt: es kann im Aufstreben das Gefühl der Unmöglichkeit des Erreichens Melancholie erzeugen; aus dem Andringen äußerer zerstörender Momente gegen das Gefühl der vollendeten Kraft ein innerer Kampf erregt werden, es kann aus Apathie die Ermuthigung sich hervorheben, u. s. w.

Wie nun aber die angeschlagene Saite eine zweite, ihr gleichnamige, wenn auch höhere oder tiefere, mit in Schwingungen versetzt, so müssen auch in Natur und Gemüth die verwandten Regungen sich hervorrufen, und auch hierin erscheint wieder die Individualität des Menschen als untrennbarer Theil eines höhern Ganzen. Das unbefangene Gemüth wird daher vom angeregten, aufstrebenden Naturleben, reinem Morgenlicht, heiterer Frühlingswelt ermuthigt und belebt, von reiner blauer Sommerluft und voller ruhiger Blätterfülle der Waldung erheitert und beruhigt, vom Erstarren der Natur im trüben Herbst schwermüthig gestimmt, und von den Leichentüchern der Winternacht in sich selbst gewaltsam zurückgedrängt und gelähmt. Das befangene Gemüth, welches schon von einer vorwaltenden Regung beherrscht wird, trägt dagegen auch wol seine Regung auf die aufgenommenen Vorstellungen über, sie selbst mehr oder weniger verfärbend; ja, das kranke Gemüth kann von Allem vorherpet afficirt werden, vom Frühlingsmorgen sich niedergedrückt, sowie im möglichsten Jammer und äußerem Ungemach sich heimisch, ja erheitert finden, welches denn unsere, auf das Gesunde und Naturgemäße sich beziehenden Betrachtungen nicht weiter irren kann.

Nicht zu übersehen ist endlich noch, wie der Gegensatz zwischen Empfindung und Vorstellung (als Totales und Individuelles) sich seinem Wesen nach in den Vorstellungen selbst, wie sie die landschaftliche Natur darbietet, wiederholt. Einmal gilt dies nämlich von dem in diesen Vorstellungen bemerkbaren Gegensatze zwischen Starre und Gestalt, und es wird daher offenbar z. B. eine und dieselbe Gegend eine ganz andere Stimmung aussprechen, einen andern Charakter darstellen, wenn sie in anmuthiges Grün, oder wenn sie in todtes Gelb, Braun oder Grau gekleidet ist*). Ganz vorzüglich aber muß bemerkt werden, daß unter den Vorstellungen landschaftlicher Natur vorzüglich diejenigen den Regungen des Gemüthes entsprechen, welche auf die Art der Witterung sich beziehen; ja man könnte wol sagen, daß der Wechsel verschiedener Stimmungen der Atmosphäre (des Wetters) sich genau so für das Naturleben zeige, wie der Wechsel verschiedener Stimmungen des Gemüthes für das Seelenleben.

Von der Wirkung einzelner landschaftlicher Gegenstände auf das Gemüth.

Es kann von diesen besonderen Gegenständen auf alle Weise nur dasselbe gelten, was von der Bedeutung des gesammten Naturlebens gesagt wurde, nämlich: daß auch sie wirken werden nach dem Sinne des Lebens, welches in ihnen sich offenbart; daß Unorganisirte als erstarrtes, daß sich Bildende als erregend, das Vollendete als beruhigend. Nehmen wir denn z. B. die nackten Felsmassen des Erdkerns in ihrer rauhen Gestaltung, dem höhern organischen Leben nach nirgend Nahrung und Gedeihung darbietend, so fühlen wir uns dabei sonderbar zurückgezogen, erstarrt. Verwittert der Fels, bilden sich auf ihm, unter Einwirkung von Luft und Wasser, Licht und Wärme die ersten Spuren der Vegetation in Erzeugung von Flechten und Moosen, so erregt sich, bei Erwägung neu hervorgehender Bildung, das Gefühl schon milder und erwärmter. Dasselbe gilt im Verhältniß von nacktem Sand und fruchtbarer Erde. Der Himmel hinwieder drum in voller Klarheit, als Eindruck von Luft und Licht, ist das eigentliche Bild der Unendlichkeit; man wird schon bemerkt wurde, daß das Gefühl in der Richtung auf das Unendliche seinem Wesen nach begründet sei, so deutet nun auch dieses Abbild die Stimmung eines von ihm überwölbten landschaftlichen Ganzen tief und mächtig an, ja, macht sich zum unerläßlichsten und herrlichsten Theil der Landschaft überhaupt. Wie daher durch Wolken, ja selbst durch hochaufgethürmte andere Gegenstände das Anschauen dieser Unendlichkeit mehr und mehr eingrenzt und endlich gänzlich verhüllt wird, so regt dies auch im Gemüth mehr und mehr eine beklommene Stimmung an, wenn dagegen das Ueberziehen dieses Wolkenschleiers in lichte Silberwölkchen, das Zertheilen desselben durch das aufgehenden Mondes oder der Sonne ruhige Klarheit die innere Trübheit verscheucht und zum Gedanken des Sieges eines Unendlichen über ein Endliches uns

*) Ich nehme hier dieses vielbeirrte Wort in dem Sinne, welchen man auch durch Stimmung des Gefühls, Gemüthsstimmung bezeichnet.

*) Das Betrachten freier Natur durch verschieden gefärbte Gläser gibt hierüber manche wichtige Belege.

Digitized by Google

erhebt. Endlich das Wasser, als viertes Hauptelement des Naturlebens, inwiefern aus ihm alles Lebendige dieser Erde sich erschließt, in ihm die Unendlichkeit des Himmels sich widerspiegelt (nicht eigentlich der Himmel auf Erden zu nennen), zieht uns mit doppelten Banden an, und wie es lebensthätig erbrandend und rauschend das Gefühl erregt und belebt, erweckt uns sein heiterer oder dunkler Spiegel das Gefühl unendlicher Sehnsucht. — Zwischen Wasser, Erd' und Himmel sodann erhebt sich in ungemessener Verschiedenheit die Welt der Vegetation, und auch hier folgt das Gefühl den Lebenszustänben, dem Sinne dieser Gegenstände, so daß eine, allen Boden überstreckende dichte Thalvegetation alsbald das Gefühl des üppigsten sich erschließenden Lebens erregt, wenn dagegen in voller Einsamkeit das des erwachsenen Baumes die ruhige Betrachtung gern verweilt, und der vergilbte oder abgestorbene Baum den Sinn zu schwermüthiger Stimmung leitet. — Was nun aber belebte Geschöpfe betrifft, so sind diese zwar als solche der Landschaft fremd und entbehrlich, jedoch wirken sie, indem sie die Bedeutung der übrigen Gegenstände hervorheben, zur Verstärkung der Wirkung dieser letztern im hohen Grade mit. Das scheue, in Waldesnacht einheimische Reh wird den Eindruck einer dunkeln Baumgruppe schärfen, eine Reihe von Zugvögeln wird die Jahreszeit näher zur Anschauung bringen, ein schwebender Raubvogel die Gebirgsnatur lebendiger darstellen; ja, auch von menschlichen Gestalten gilt dasselbe, und nur in dieser Beziehung können sie in der Landschaft für zulässig erklärt werden. Der Jäger, im Morgennebel über Felsen klimmend, wird den Sinn der Landschaft klarer andeuten; eine einsame, in Betrachtung der stillen Gegend verlorene Gestalt wird den Beschauer des Bildes anregen, sich an dessen Stelle zu denken; der Pilger wird die Idee der Ferne, ja das Nichtzuermessende der Erdfläche uns zurückrufen; immer aber wird die Landschaft das belebte Geschöpf bestimmen, es wird aus ihr selbst nothwendig hervorgehen und zu ihr gehören müssen, so lange die Landschaft Landschaft bleiben will und soll.

Von Darstellung der Idee der Schönheit in landschaftlicher Natur.

Ehe über Art und Weise, nach welcher durch Aussprechen des Gemüthslebens im Naturleben die Idee der Schönheit dargestellt werde, nähere Untersuchungen zu wagen sind, ist es nothwendig, eine Frage zu berühren, deren Lösung, obwol von Manchen als unmöglich behauptet, doch am Ende näher liegen möchte als so manches Andere, nämlich: was ist Schönheit? — Wenn wir aber zunächst bedenken, warum wol die vielen Versuche zu Beantwortung dieser Frage fast nur eben so viel Irrwege eröffneten, so scheint der Grund davon ganz einfach darin zu liegen, daß man die Idee der Schönheit, welche ihrem Wesen nach ein Unbeschränktes ist, nicht als solches aufzufassen bemüht war, sondern fortwährend nur Beschränkungen aufstürmte und den Geist in ein tönendes Wort bannen wollte, ohne sich zum Hinschauen auf das Ewige und Göttliche erheben zu können. Beinahe derselbe Fall hat sich gezeigt bei Bestimmung des Begriffes vom Leben, allwo denn auch das Leben nur real, als ein Einzelnes, für sich Bestehendes, von den übrigen Naturwesen Verschiedenes darzustellen versucht wurde, nicht ahnend, daß es als Urquell aller Naturerscheinungen aufgefaßt werden müsse, solle nicht statt der Juno die Wolke umarmt werden.

Meine Antwort auf jene Frage ist daher: daß Schönheit nichts Anderes sei als das, wodurch die Empfindung göttlichen Wesens in der Natur, d. i. in der Welt sinnlicher Erscheinungen, erregt wird, und zwar auf gleiche Weise, wie Wahrheit das Erkennen göttlichen Wesens, und Tugend das Leben göttlichen Wesens in derselben zu nennen ist; dahingegen die unmittelbare Hingebung der Natur an das absolut Höchste, welches ihr Urquell ist, als Religion (Verbrüderung, Einigung) bezeichnet wird. — Schön kann daher nichts sein als die gleichmäßige Durchdringung von Vernunft und Natur; denn da das Höchste und Eine sich nur unter den Formen der Natur und Vernunft offenbart, so wird, so bald Natur von Vernunft durchdrungen und gestaltet erscheint, auch die Idee göttlichen Wesens uns erscheinen, das Ich wird mit dieser sich eröffnenden Unendlichkeit in Beziehung treten, und die Empfindung, das Gefühl (eben in der Richtung auf das Unendliche begründet, wovon oben) zeigt sich angesprochen als Schönheitsgefühl, in welchem dann diese gesammte Seite des Menschen ihren Brennpunkt, ihr Ziel (ästhetische Befriedigung) erreicht. Das Schöne ist sonach der Dreiklang von Gott, Natur und Mensch, und das Schauen seines Wesens geht nur aus fester, inniger Ueberzeugung, aus dem eigentlichen Bewußtsein (welches allem Wissen und Empfinden zum Grunde liegt) über ein absolut Höchstes hervor. Es ist daher eben so bestimmt zu behaupten, daß es ohne lebendige Beziehung des Menschen auf Gott ebenso wenig ein Schönheitsgefühl geben könne als Wahrheits- und Rechtsgefühl; und nur dann, weil jene Beziehung nie wahrhaft mangeln kann, lebt auch diese heilige Dreiheit in jedes Menschen Brust, obwol bald mehr, bald minder verhüllt, ja unnachtet.

Gehen wir nun zum Bedenken der Erscheinung des Schönen im Einzelnen fort, so ergibt sich aus dem Vorigen zuvörderst, daß nichts schön genannt werden könne, was außer der Natur, was nicht real, nicht sinnlich vorhanden ist, z. B. der Begriff eines mathematischen Punkts und jeder abstracte Begriff; ja wer möchte das unerschaffene, unendlich erhabene Urwesen an und für sich schön nennen, da doch nur die Erscheinung desselben zu nennen, und die Schönheit nur in ihm inbegriffen ist? — Schön könnte aber ferner auch im sinnlich Erkennbaren nichts genannt werden, worin nicht das Wesen der Gottheit als ewige Vernunft und Gesetzmäßigkeit sich ausspricht. — Inwiefern nun aber in der Natur überhaupt nichts existiren kann, außer in Folge göttlicher Gesetze, so ist auch eigentlich die Natur in Beziehung auf das reine menschliche Gemüth überhaupt und durchaus schön, und nur dem Blicke, welcher dem Menschen vergönnt ist, und welcher kaum dürfereicht, in dem ihm zu allernächst Liegenden das einwohnende Gesetz zu erkennen, kann ebendeshalb die Schönheit weniger allgemein, und vollkommene Schönheit deshalb nie in der vollkommner Ueberficht nirgends erscheinen; welches im Ganzen derselbe Fall ist mit dem Guten (indem das Böse in der Natur nur scheinbar vorhanden) und dem Wahren (indem ein eigentlicher Irrthum in der Natur undenkbar ist). In welcher Erscheinung folglich die Natur ungestört, rein, frei und kräftig genug waltet, um ihre Bedeutung im Kreise des großen Naturganzen wahrhaft zu erreichen, ungestört von äußern Einwirkungen, welche, obwol auch nur von Naturwesen ausgehend, doch einen dem innern Wesen jener Naturerscheinung fremden Typus verbeiführen müßten, da empfindet auch der Mensch innig das Walten der ewigen Gesetzmäßigkeit, er erkennt Schönheit. Unschön hingegen oder häßlich *) nennt er Erscheinungen, welche so, wie sie sich ihm als Individuen darbieten, ihre volle Entfaltung nicht erreicht, ihre Bedeutung nicht erfüllt haben, ja zu einem, ihrem Wesen ganz fremden Typus verleitet (widernatürlich geworden) sind. — Will man durch Beispiele von der Wahrheit dieser Sätze noch anschaulicher überzeugt werden, so darf man nur die Form der verschiedenartigen uns umgebenden Naturkörper vergleichen, wo man wird ebenso viele Belege dafür entdecken. Ist es nämlich nicht etwas Anderes als der Ausdruck unvollkommner Entwickelung, des Ehemmtseins im Aufstreben nach einer höhern Bildung, wodurch und jene Thierformen, welche die Zoonomie als Uebergangsbildungen nachgewiesen hat, z. B. der Muschelthiere, der Gewürme, Spinnen, Krumpfsche, Schollen, Kröten u. s. w. als häßlich erscheinen? (eine Ansicht, welche sich nur für den Forscher, dem endlich auch hierin die Offenbarung hoher Gesetzmäßigkeit klar wird, mehr und mehr verliert.) — Ist es etwa nicht blos dieser Grund, welcher uns selbst die Form menschlicher Embryonen mit dicken Bäuchen und großen Köpfen als Ideal von Häßlichkeit darstellt? — Die Sache scheint so klar, daß nur die unselige Trennung gesunder Naturanschauung und reiner Speculation, die wol gar als für immer unvereinbar erklärt wurden, es verstehen lehrt, wie bei Erwägung des Grundes schöner Gestaltung überhaupt die Bedeutung der Gestalten als organische Wesen so völlig übersehen werden konnte. — Doch wir gehen weiter! — Ist es nicht das Empfinden des Widernatürlichen, der Störung innerer Gesetzmäßigkeit durch äußere feindselige Gewalt, welche uns eine jede Verunstaltung eines Thierober Menschenkörpers, Schiefheit der Glieder, unreine Verhältnisse der Gesichtszüge u. s. w., welche uns einen verschrittenen oder in unangemessene Formen beschränkten Baum als unschön, als häßlich darstellt? — Ist es nicht überhaupt die innere Gesetzmäßigkeit, welche den Grund der architektonischen Schönheit bildet? — Und endlich, warum wäre die Menschengestalt unter allen uns erkennbaren, organischen Gestaltungen die reinste und schönste, wenn es nicht der in ihr herrschende Typus einer in sich vollendeten Organisation, welchen die Zoonomie nachweist, erklärte? — ja, warum wird selbst unter den übrigen organischen Körpern demjenigen eine schöne Form zugesprochen, in welchem die Natur irgend eine gewisse Entwickelungsstufe erreicht hat, wäre es nicht eben dieser Vollkommenheit willen? Daher erfreut uns der Bau des Adlers, des schlanken Rosses, in deren Formen sich der Begriff von Kraft und Schnelligkeit verkörpert zu haben scheint, daher finden wir den Bau des gewaltigen Leuen, des Stiers, wo die Natur eine gewisse Entwickelungsreihe abgeschlos-

*) Es gilt dies in eben dem Sinne, wie von dem Worte leblos, todt, welches wir auch von Individuen gebrauchen, die als solche ein inneres Leben nicht erkennen lassen, obwol sie im großen Naturganzen lebendig mitwirken, in welchem ja ein absoluter Tod rein unmöglich ist.

Digitized by Google

sen hat, schön und edel, daher erfreuen wir uns des herrlichen Blättergewölbes einer hundertjährigen Eiche, in welchem freie und mannichfaltigste Entwickelung sich ausspricht; ja, es gilt denn endlich überhaupt alles dieses nicht blos von körperlicher Schönheit, sondern auch, was in Wort und Ton, sowie im Darstellen des Willens durch die Handlung, innere Gesetzmäßigkeit und Göttlichkeit durchleuchten läßt, wird im Gemüth als schön empfunden.

Nach diesen vorausgegangenen Betrachtungen wird es uns leicht fallen, auch die Frage: wie in landschaftlicher Darstellung die Idee der Schönheit erreicht werde, zu beantworten.

Wenn es nämlich zugegeben werden muß, daß die Natur als solche nothwendig und durchaus schön sei, und daß sie als schön um so mehr erkannt werde, je mehr ihre Innigkeit, die Göttlichkeit ihres Wesens sich offenbart, so ergibt sich von selbst, daß die landschaftliche Darstellung schon in ebendenselben der Idee der Schönheit entsprechen werde, wodurch sie überhaupt die ihr eigenthümliche Kunstaufgabe erfüllt, d. i. im Aussprechen des Gemüthslebens durch Darstellung eines Moments aus dem gesammten Naturleben der Erde; und daß daher, wo dieses wirklich geleistet ist, schon eben dadurch das Schöne dargestellt werde. — Das Verhältniß aber von landschaftlicher Schönheit in der Natur selbst, und in der Kunst, wird eben hierdurch zugleich also bestimmt: daß in der Natur das Gefühl wahrer und unmittelbarer Verkörperung göttlichen Wesens uns erhebt, da hingegen in der Kunst ein Wahrnehmen der Göttlichkeit des Menschengeistes, welcher seine Empfindungen durch ein Nachbilden oder vielmehr ein Nacherschaffen göttlicher Naturformen ausspricht, uns, obwol mit schwächern, doch zugleich mit engern Banden an sich fesselt. — Die Naturschönheit ist göttlicher, die Kunstschönheit ist menschlicher, und so wird es erklärlich, warum eben erst durch die Kunst der Sinn für die Natur wahrhaft aufgeschlossen wird. Es ist, als wäre der unendliche Reichthum der Natur in einer Sprache geschrieben, welche der Mensch erst erlernen mußte, und welche er allein dadurch erlernen konnte, daß er mittelst Eingebung eines höhern, oder durch den Vorgang eines verwandten Geistes einen Theil dieser Worte in seine Muttersprache übersetzt erhält; ja, es wird auf diese Weise die eigentliche Naturerkenntniß, die Naturwissenschaft, durch die Kunst vorbereitet und gefördert. — Jeder kann übrigens in seiner eigenen Entwickelung leicht verfolgen, wie er bei steigender Vertrautheit mit künstlerischen Zwecken, so lange nur die Kunst, an welche er sich anschloß, eine wahre und folglich edle Richtung zeigte, stets mehr und mehr die Gewalt und Schönheit der Natur erkennen lernte, wovon in Bezug auf Landschaftsnatur auch Geßner in seinem Briefe über Landschaftsmalerei Bekenntniß abgelegt hat, und worüber, obwol allgemeiner, Schiller in den Künstlern (vielleicht mehr als in seinen ästhetischen Aufsätzen) kräftig und herrlich sich ausspricht, wenn er sagt:

Ob' ihr (die Künstler) das Gleichmaß in die Welt gebracht,
Dem alle Wesen freudig dienen —
Ein unermeßner Bau im schwarzen Flor der Nacht,
Nächtt um ihn her, mit mattem Strahl beschienen,
Ein streitendes Gestaltenheer,
Die seinen Sinn in Sklavenketten hielten,
Und ungestaltig, rauh wie er,
Mit tausend Kräften auf ihn zielten,
So stand die Schöpfung vor dem Wilden.
Durch der Begierde blinde Fesseln nur
An die Erscheinungen gebunden,
Entstaltet ihm ungemessen, unerfunden
Die schöne Seele der Natur.
— — — Doch —
Jetzt wand sich vom Sinnenschlafe
Die freie, schöne Seele los,
Durch euch entfesselt, sprang der Sklave
Der Sorge in der Freude Schooß.
Jetzt fiel der Thierheit rumpfe Schranke,
Und Menschheit trat auf die entwölbte Stirn,
Und der erbaute Fremdling, der Gedanke,
Sprang aus dem staunenden Gehirn.

Martin Johannes Theodor Cunow

ward am 2. Aug. 1786 zu Gnadau, einer Herrenhuter-Colonie in der Grafschaft Barby, geboren. Sein Vater war Prediger am obengenannten Orte. Nach zurückgelegtem sechsten Jahre wurde C. dem Erziehungs-Institut für Knaben in Niesky übergeben, im vierzehnten Jahre kam er auf das Pädagogium nach Barby, und als zwanzigjähriger Jüngling besuchte er das theologische Seminar von Niesky. Bald nach vollendeten Studien verließ er die Gemeine und lebte als Hauslehrer in verschiedenen Gegenden, bis er 1818 eine Lehrerstelle an dem Gymnasium zu Zilsit annahm, die er aber nach vier Jahren wieder aufgab, um sich ganz den Studien und der Schriftstellerei zu widmen. Seitdem hat er in Berlin, Breslau, Dresden und seit 9 Jahren in Görlitz gelebt.

Er schrieb:

Lehrbuch der Geometrie. Hamburg 1814.
Federstiche. 1. Sendung. Berlin 1822. 2. Sendung. Ebend. 1824.
Satyrisches Lanzenrennen. Erstes Turnier. Berlin 1826.
Taschenbuch für Männer. Eine Schaltjahrsgabe. Berlin 1826.
Die Augsburgische Confession und die Geschichte ihrer Uebergabe. Dresden 1829.
Europa's Gefahr der Uebervölkerung und Verarmung. Leipzig 1830.
Der Staat. Von Dr. Th. Frey. Dresden 1831.
Die Kirche. Dresden 1831.
Preußen in seiner gegenwärtigen Stellung nach Innen u. nach Außen. Dresden 1831.
Die Juden, in Bezug auf das ihnen zu ertheilende oder vorzuenthaltende Bürgerrecht. Leipzig 1831.
Europa's Wiedergeburt. Worte der Zeit an die Einzelnen und die Gesammtheiten. Von Dr. Th. Frey. Dresden 1831.
Deutschlands Einheit. Dresden 1831.
Der Jesuiten-Advokat. Leipzig 1832.
Entwurf einer höchsteinfachen allgemeinen Steuererhebung. Dresden 1833.
Sachsens Anschluß an den Preußischen Zollverband. Dresden 1833.
Die Emancipation der Wissenschaften. Grimma 1834.
Preußen, den constitutionellen Staaten Deutschlands gegenüber. Von einem Neu-Preußen. Breslau 1835.
Classisches Denk- und Spruchbüchlein für alle Tage des Jahres. Breslau 1835.
Satyrische Hopfer. Ein Jubelbuch. Grimma 1837.
Beschreibung von Görlitz. Görlitz 1838.
Wiederungsbüchlein. Görlitz 1838.
Zweite vermehrte Aufl. Gotha 1844.
Die Herrnhuter in ihrem Leben u. Wirken dargestellt von einem ehemaligen Mitgliede. Weimar 1839.
Goldbüchlein. In 1300 Artikeln. Gotha 1839.
Handbüchlein der Sympathie. Stuttgart 1840.

Außerdem hat C. viele Arbeiten geliefert in die verschiedensten Journale.

Ein eben so fleißiger als talentvoller Schriftsteller, der namentlich in seinen satyrischen Versuchen treffenden Witz mit einer sehr gesunden Lebensansicht verbindet und daher nicht allein die Lacher, sondern auch das Recht auf seiner Seite hat.

Digitized by Google

Karl von Decker

ward 1784 zu Berlin geboren. Sohn eines preußischen Generals, widmete er sich 1797 der militairischen Laufbahn, war 1800 Second-Lieutenant bei der reitenden Artillerie und machte 1807 den Feldzug in Ostpreußen mit, wo er sich in der Schlacht bei Eylau auszeichnete und den Orden pour le mérite erhielt. Er nahm seinen Abschied und folgte dem Corps des Herzogs von Braunschweig 1809 nach England. Hier ward er als Rittmeister angestellt, kehrte 1813 nach Deutschland zurück und trat als Hauptmann bei dem Generalstabe wieder in vaterländische Dienste. Er focht in den Schlachten bei Dresden, Culm, Leipzig, in den Gefechten 1814 in Frankreich, bei Ligny und Belle Alliance, und erhielt den Wladimirorden vierter Classe und das eiserne Kreuz. Er wurde 1816, noch immer im Generalstabe, Dirigent einer Vermessungsabtheilung bei dem topographischen Bureau, 1817 Major bei dem großen Generalstabe in Berlin, 1818 Lehrer an der allgemeinen Kriegsschule, sowie an der Artillerie- und Ingenieurschule in Berlin, legte aber letztere Stelle 1820 wieder nieder. Eine von D. verfaßte Recension verwickelte ihn in einen Streit mit dem Hauptmann von Bonhoff; ein Pistolenduell war die Folge, und D. tödtete seinen Gegner. In Folge der hierdurch verwirkten Strafe erlitt er Festungsarrest zu Spandau. 1828 verließ er den Generalstab und ward bei der Artillerie angestellt, wo er den Befehl über die achte, später über die erste Artilleriebrigade erhielt. — Als belletristischer Schriftsteller ist er unter dem Namen Adalbert vom Thale bekannt. Er starb 1844.

Von ihm erschien:

„Das militairische Aufnehmen" (Berlin 1816).
„Artillerie für alle Waffen" (3 Bde. Berlin 1817).
„Theorie des Reflectors" (Berlin 1817).
„Freie Handzeichnungen" (Berlin 1818).
„Gefechtslehre der Cavalerie und reitenden Artillerie" (Berlin 1819).
„Lesebuch für Unteroffiziere und Soldaten" (Berlin 1820; dritte Aufl. 1824).
„Geschichte des Geschützwesens" (Berlin 1820; zweite Aufl. 1822).
„Geburtstagsspiele und andere kleine dramatische Dichtungen" (2 Bde. Berlin 1821—23).
„Bonaparte's Feldzug in Italien" (Berlin 1825).

D. lieferte zahlreiche Aufsätze in den „Gesellschafter", die „Abendzeitung" u. s. w.

Als kriegswissenschaftlicher Schriftsteller von Bedeutung, war D. als belletristischer dagegen nur ein leichtes gefälliges Talent, dem es jedoch nicht an Freunden und Lesern fehlte.

Franz Dingelstedt

ward im Jahre 1814 zu Halsdorf in Oberhessen geboren, erhielt eine wissenschaftliche Bildung, studirte dann in Marburg Philologie und wurde, nachdem er eine Zeitlang an einer Erziehungsanstalt gewirkt hatte, Lehrer am Gymnasium in Cassel. In Folge einiger Gedichte, welche höheren Personen mißfällig waren, traf ihn eine Versetzung an das Gymnasium in Fulda. Dieses Amt gab er aber 1841 freiwillig auf und machte jetzt größere Reisen. Im Jahre 1843 ernannte ihn der König von Würtemberg zu seinem Bibliothekar und Vorleser und ertheilte ihm später, mit fester Anstellung, Titel und Charakter eines Hofrathes. D. ließ sich nun ganz in Stuttgart nieder und vermählte sich mit der berühmten Sängerin Jenny Lutzer aus Wien.

Seine Schriften sind:

Gedichte. Cassel und Leipzig 1838.
Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters. Hamburg 1840. N. A. 1842.
Gedichte. Stuttgart 1843.
Licht und Schatten der Liebe. Novellen. Cassel 1838.
Frauenspiegel. Nürnberg 1838.
Die neuen Argonauten. Kom. Roman. Fulda 1839.
Unter der Erde. Roman. 2 Bde. Leipzig 1840.
Heptameron. Gesammelte Erzählungen. 2 Bde. Magdeburg 1841.
Wanderbuch. 2 Bde. Leipzig 1839—41.
Sieben friedliche Erzählungen. 2 Bde. Stuttgart 1844.
Gedichte, Erzählungen, Aufsätze u. s. w. in Zeitschriften und Sammelwerken u. s. w.

Große Gewandtheit und Feinheit in Behandlung der Sprache und Form, Witz, Scharfsinn, lebendige Auffassung, tiefes und zartes Gefühl, glückliche Erfindung und farbensatte Darstellung finden sich in reichem Maaße bei D. und haben ihm einen großen Kreis von Lesern gewonnen; aber jugendlicher Uebermuth und ein zu bewegtes Leben hinderten ihn, seinen Arbeiten jene künstlerische Vollendung zu geben, die den Meister beurkundet, soviel des Gelungenen und wirklich Geistreichen sich auch darin findet. Daß er jetzt, wo ihm größere Ruhe und sorgenfreie Muße zu Theil geworden, ernstlich nach dieser Meisterschaft strebe, das hat er bereits bewiesen und es läßt sich mit Gewißheit immer Bedeutenderes von ihm erwarten, da seine höchst glücklichen Anlagen auf der Basis vielseitigen, gründlichen Wissens ruhen. Seine Feinde und Neider haben ihm vorgeworfen, sich selbst und seinen Grundsätzen untreu geworden zu sein; sie thaten ihm Unrecht, D. hat nie aufgehört, dem wirklich Guten und Wahren zu huldigen, wie er stets das Falsche und Schlechte verspottete und verfolgte.

Vigilien.

1.

O Dämm'rung, du verhüllte, du verklärte,
Du meiner Träume freundlicher Gefährte,
Was nahst du wieder auf den leisen Füßen,
Um muttermild mein einsam Herz zu grüßen?

Du winkst, in deinen Schooß mich zu verstecken,
Dein Mantel will, wie einst, mein Auge decken,
Und meine Seufzer alle, die geheimen,
Saugst du geschickt in Thränen auf und Reimen.

Vorüber zieh, Du selige Zwielichtsstunde,
Zu glücklicheren Menschen in der Runde,
Und wo zwei Liebende im Arm sich halten,
Um die laß wehen deines Schleiers Falten!

Mir frommt er nicht. Du kannst nicht Todte wecken,
Nicht ebenen der Trennung öde Strecken,
Du mahnst mich nur an das, was ich besessen,
Und grausam lehrst du denken statt vergessen.

Digitized by Google

Wohl liebt' ich dich, als mit verschwieg'nen Mienen
Du in's Gemach der Theuersten geschienen,
Als du ihr Bild und meines im Vereine
Umwebt mit einem süßen Heil'genscheine!

Und immerdar, wann deine Sternenhelle
Mich sonst besucht auf enger Dichterzelle,
Hieß ich, ein Kind in Leid und Freud' bekommen,
Du trautester der Stunden, dich willkommen.

Jetzt aber fühl' ich nach der Nacht, der langen
Trostlosen Winternacht ein sehnlich Bangen,
In ihre Schatten drängt es mich zu stürzen,
Um ein verhaßtes Leben halb zu kürzen.

Denn Nachts entweichen sie, die Alltagsmühen,
Die stündlich, gleich begeifernden Harpyen,
Auf meine Seele gierig niedersinken
Und meines besten Blutes voll sich trinken.

Dann steckt das Rad. Ich zähle an den Schlägen
Des Herzens nicht die Stunden mehr, die tragen;
Ich weiß nicht, daß ich bin, weil ich am Tage
Bewußtlos mich mit dem Bewußten plage.

So komm, o Nacht, zieh ein des Mondes Hörner,
Hoch über mich geuß deine Schlummerkörner,
Sei ganze Nacht, und zeig' in deiner Wildniß
Mir nur ein einziges, — des Todes — Bildniß!

2.

Ein Büchlein, blau und golden eingebunden,
An dessen Stirn geschrieben stand: Gedichte,
Kam jüngst in müßiglichen Abendstunden
Von ohngefähr mir wieder zu Gesichte.

Ein süßes Duften ging von seinen Blättern,
Verwelkte Blumen lagen drin als Zeichen,
Wie alte Freunde grüßten mich die Lettern
Und streckten klimmend mir an's Herz zu reichen.

So, wenn der Vater Abends heimgekommen
Von heißer Jagd, von einer weiten Reise,
Wird er von seinen Kindlein aufgenommen,
Wie ich in meiner Lieder trautem Kreise.

Ich aber kannte kaum die Meinen wieder,
So hatte sie die Zeit mir umgestaltet,
Beschnitten waren meine kühnsten Lieder
Und über Nacht die frischesten veraltet.

Und als ich drum, bekümmert und erschrocken,
Die Zitternden um ihr Geschick befraget,
Da huben sie, wie bange Trauerglocken,
Die Stimmen auf, und haben mir geklaget:

Ein Riese, da du auswar'st, ist gekommen,
Uns auszurenken uns're schlanken Glieder;
Ein jegliches hat er bei'm Schopf genommen
Und hat's geworfen auf die Erde nieder.

Du bist zu laut, und du zu unbescheiden
Und du zu hübsch, und du zu kindlichweißa,
So sprach er und begann an uns zu schneiden
Mit seiner Scheere, ach! so blank und spitzig.

Und seine Hände schnürten, die verruchten,
Ganz ungerührt durch unser Fleh'n und Jammern,
Uns statt in Gorbuan, in steife Juchten
Und schlossen uns an starke Eisenklammern.

Und lauter weinten sie, die nichts verschuldet,
Die Lieder, bis sich tief in hell'gem Feuer:
Ihr habt für mich, ich hab' um euch gebuldet,
Und doppelt sind wir d'rum uns lieb und theuer!

3.

Die Glocken tönen hier zu jeder Stunde,
Des Morgens Hähne und des Abends Käuze;
Die Betenden und Frommen in der Runde
Berufen sie zum Altar und zum Kreuze.

Von fern und nah seh' ich die Gläub'gen wallen,
Sich brünstig neigend an des Tempels Schwelle,
Und ihre Hymnen hör' ich wiederhallen,
Und matt erglanzt der ew'gen Lampe Helle.

Beneidenswerth, wer ein zerriß'nes Herze
Mit seinem Gott im Beten wieder einigt,
Wer Trost und Licht sucht bei geweihter Kerze,
Und wessen Schuld ein Tropfen Wasser reinigt!

Mich laden keine Glocken, mir ertönet
Nicht jener Orgel feierliches Brausen,
Und wenn die Menschheit drinnen sich versöhnet,
Steh' ich allein und ausgestoßen draußen.

Mein Tempel ist nicht der, den sie betreten,
Mein Glaube nicht, in dem sie niederknieen;
Will ich für mich, auf eig'ne Weise beten,
So muß ich heim in meine Seele fliehen.

Dort nimmt mich auf ein Tempel, ein zerstörter,
Deß nackte Trümmer weit umhergestreuet,
Und wer vorübergeht, vergebens hört er,
Ob er an Sabbaths-Glockenklang sich freuet.

Die Glocken sind — einst sangen sie, — gesprungen,
Die Bilder sind — einst ragten sie — gefallen,
Und giftig Kraut hält wie ein Netz umschlungen
Die stumpfen Pfeiler, die geborst'nen Hallen.

Und dort ein Beter, einer ohne Glauben,
Ein Waller ohne Hoffnung sink' ich nieder,
Und was ich zu dem Himmel, zu dem tauben,
Hinaufgestöhnt, giebt mir die Erde wieder:

Nimm ab mein Kreuz, ich kann's nicht länger tragen,
Ein Leben bar der Wahrheit wir der Dichtung.
Ich flieh' um eins; du darfst es nicht versagen,
Wenn du der Herr bist. Gieb dem Knecht Vernichtung!

4.

Und wieder hast du einen Tag verloren,
Den einmal nur die karge Zeit dir lieh,
Ein Thor bist Du gespendet mit den Thoren,
So faul, so hohl, so abgeschmackt, wie sie.
Geschwatzt, gegähnt, gegessen und getrunken, —
Verdammtes Einerlei, von Neu' vergällt;
Was bin ich Beß'res, als der matte Funken,
Der ziellos just von jenem Sterne fällt!

Rasch noch ein Lied! Und sei es gleich der Stimme
Des Nachtwinds, um ein ausgestorb'nes Haus;
Wie mir's gegeben wird in meinem Grimme,
So, kalt und unbewußt, fließ' ich's hinaus.
Geh du, wie ich, und bettle vor den Thüren
Um Liebe, bis dir wer ein Obdach beut,
Wer was gewinnen will, der muß sich rühren,
Hinaus, verhaßte Spätgeburt von heut'!

Verwöhntes Kind, schon kommst du siehend wieder
Und schmiegst dich zitternd an die Knice mir?
Ich glaub' es, armes Ding! Die alten Lieder,
O denen ward ein besser' Loos als dir.
Ich wußt' es gleich, wohin ich alle schickte
Und wo willkommen daß geringste war,
Wie bebte sie, wenn sie das Blatt erblickte,
Wie durch die Zeilen sieh ihr Augenpaar!

Das ist vorbei. Dort darfst du nimmer pochen,
Sie weist dich fort, die jenen Heimat gab;
Das schwarze Siegel wird nicht aufgebrochen,
Sie kennt die Hand und kehrt sich weinend ab.
Und wollt' ich dich durchräuchern und zerstechen,

Digitized by Google

Als kämst du aus verpestetem Revier,
Sie würde doch mit Schaudern zu dir sprechen:
„Verfluchter! hebe dich hinweg von mir!“

Rein, rings so weit die Nacht die Flügel breitet,
Ist keine Stelle, keine, die dir winkt;
Du bist ein Reis, das auf den Wellen gleitet,
Ein Blatt, das weht im Sturme niedersinkt.
Auf deiner Stirne glüht des Fluches Stempel,
Und Furien rissen ihre Zeichen d'rauf, —
Du taugst nur mir — Wer hing' in seinem Tempel
Gern eine fremde Dornenkrone auf?

Bleib' denn bei mir, ein Zeug' in meinem Jammer,
Ein Hiobssohn sei deinem Vater treu,
Geleite ihn in seine öde Kammer,
Ruh' mit ihm aus, erwach' am Morgen neu!
Verloren, wie der Tag, der dich geboren,
Wer weiß, was über Nacht dein Schicksal ist,
Und ob du nicht, zum Schlafgesell beschworen,
Mein letztes Kind, mein Leichenwächter bist?!

3.

Den Tag verwünsch' ich und die schwarze Stunde,
Da mir das erste Lied am Herzen keimte,
Da ich entzückt mit jungfräulichem Munde
Zum früh'sten Male Lieb' auf Zeide reimte.

O gift'ger Rausch, der in dem Knabenherzen
Zu jener Stunde überquellend schäumte,
Weil auf der Leiter seiner Wch'n und Schmerzen
Es einen Himmel zu erklimmen träumte!

Du bist verraucht, wach bin ich und ernüchtert,
Vom Auge fällt die langgetrag'ne Binde,
Die Wahrheit hat die Dichtung ringeschüchtert
Und strahlt so beißend, daß ich scheer erblinde.

Was dient ihr einem undankbaren Gotte,
Ihr Alle, die ihr euch Poeten scheltet?
Ihr wißt ja lang', daß er, der Welt zum Spotte,
Mit einer Dornenkrone euch vergeltet!

Ihr schleicht umher, in ew'gem Traum befangen,
Weil um euch Alles wach ist und geniest,
Gelockt von Früchten, die zu hoch euch hangen,
Von einem Quell getäuscht, der euch nicht fließt;

Und wenn die Andern, — stattliche Gesellen! —
Des blauen Montags sich mitsammen freuen,
So sucht ihr brütend dunkle Waldesstellen
Und scheut die Menschen, gleich wie sie euch scheuen.

O flieht nur, den Stachel tief im Busen,
Zu groß und doch zu klein, den großen Haufen,
In jedem Spiegel seht ihr die Medusen
Und werdet Alken, nur nicht euch entlaufen.

Ein Nessushemd tragt ihr, ein festgewebtes,
Die böse Gift von eurem Musenweibe;
Je mehr ihr rennt, um desto enger klebt es
Durch Schweiß und Blut an dem gehetzten Leibe.

Brich, edles Dichterwild! aus allen Gleisen,
Und fern entfleuch von deiner Treiber Meuten,
Versuch's, das Kleid von dir herabzureißen, —
Dein letztes Lied, das ist sein letzter Fetzen!

Gutenbergs Tod.

1.

Hochzeit! — Ein lustiges Wort, ein lustigeres Ding! Ihr könnt euch aber heut zu Tage kaum noch ein Bild machen von dem, was eine „Hochzeit“ in den guten alten Zeiten war, wovon ihr ja so nur den Schatten, den schwachen, ohnmächtigen Schatten besitzt. Schwarze Gestalten vom Scheitel bis zur Zeh, so der Bräutigam, wie der Prediger, wie die Gäste; ein weites, verzierteß, neumodisches Zimmer, ein profaner Tisch, auf dem eben die Agende und zehn Minuten später die Suppenschüssel steht, ein feines Mahl mit kaufend wälschen Ceremonien und Complimentirungen — geht mir doch mit euren Hochzeiten!

Da hättet ihr zur rechten Stunde kommen müssen in das Haus zum Humbrecht, belegen in der edlen, freien Stadt Mainz, lange zuvor, ehe sie Bundesfeste wurde, und zwar in jener Gasse derselben, welche heuer die Schustergasse heißt, damals die Quintingasse hieß, damals — nämlich im Jahr eintausend vierhundert sechzig und zwei. War das nicht eine Hochzeit im ächten Sinne, eine hohe, herrliche Zeit! Eben als es Mittag läutete, kam der lange, schmucke Zug aus der Kirche St. Quintin heraus und schritt um die Ecke der Schustergasse, um in das Haus zum Humbrecht zu gelangen. Seinen Weg belagerte jubelndes Volk, und Bürger und Bürgerinnen schauten neugierig aus den kleinen Fensterlein heraus, und Straßenbuben liefen hinterdrein, den Bräutigam zu hänseln, wie es der gute alte Brauch will; einer der wenigen, welche geblieben sind, und der jetzt nur später — nach der Hochzeit — und nicht mehr von Jungen ausgeübt wird.

Die Sonne schien hell und heiß in das Haus zum Humbrecht hinein; denn man schrieb den vierzehnten August des gedachten Jahrs 1465 in demselben Sprüstlein Fust, die ehrsame Tochter des Druckers Johannes Fust, den Genossen des Vaters, Peter Schöffer aus Gernsheim, freiete. Darum stand das Druckhaus an jenem Tage auch offen von allen Seiten und die schwarzen, geheimnißvollen Pressen waren mit Blumen bekränzt, die Schrauben, Ballen, Stöcke seufzten nicht unter den rüstigen Armen der Gesellen, das Papier und das edle Pergament lag feierend in den Winkeln umher. Alle waren mitgezogen in St. Quintin, um der Trauung beizuwohnen, zahlreiche Gesellen, sauber angethan, geschaart um ihren Aeltesten, der die Fahne des Gewerkes mit dem kaiserlichen Adler trug. Selbst der erste Bürgermeister der Stadt, Jakob Fust, des Schwähers Bruder, ein Goldschmidt, und über die Maßen reich, war in Person erschienen, um die Hochzeit seiner Nichte zu verherrlichen. Wer mochte es da dem Brautvater verdenken, daß er am Arm seines mächtigen Herrn Bruders stolz vor dem Paare einherschritt und nur zu Zeiten leutselig herübernickte und hinüber, wenn ihm aus dem Fenster eine helle Stimme zurief: „Viel Glück, Meister Fust!“ oder: „Heil und Segen dem Druckhause!“

Der Brautvater — der Wahrheit die Ehre! hätte jünger sein können, ohne darum zu Kindern zu werden, und wenn ihm, dem Peter Schöffer von Gernsheim, allerlei zum Adonis oder zum Apoll abging, so glich sie, die Braut, dagegen auch nur in Einem Stücke der Medizäerin, aber fragt mich nicht in welchem. — Wundern darf euch das just nicht. Wenn Peter Schöffer schon im Jahre 1449 an der Akademie zu Paris als Kalligraph berühmt war, so mußte, als er sich endlich durch seine Verdienste um Meister Fust und dessen Kunst zu seinem Eidam aufgeschwungen hatte, die Blüthe der Jugend und männlichen Liebenswürdigkeit wohl schon lange von ihm abgewelkt sein. Christine mochte sich an die geistigen Vorzüge des Auserwählten halten, vielleicht aus mehr als einem Grunde; hatte sie sich doch erst dann bereit erklärt, dem fremden Manne, der heimathlos und als Gesell des Vaters Haus betreten, ihre Hand zu reichen, als er ein Exemplar seines Prachtwerks, des herrlichen Psalters von 1457, auf rothsammtnem Kissen seiner Dame zu Füßen legte. Die Rechte, welche selber die schönen, verzierten Initialen jenes Buches gezeichnet, die bunten Farben darin aufgetragen, die scharfen Lettern bestellen gegossen hatte, konnte Christinen wohl würdig dünken, sie durch das Leben zu geleiten, wäre sie selbst von Druckerschwärze etwas in's Graue gebeizt gewesen, wie Dibdin boshaft behauptet hat.

Von jenem Jahre, von 1457 an, datirte die Verlobung des Paares. Der Vater aber, welcher seines Gesellen Kraft und Talent erst ausbeuten zu müssen meinte, hatte, als Bedingung des Vollzugs der Verbindung, die Vollendung der großen zweibändigen lateinischen Bibel festgestellt. Am heiligen Johannistage des Jahres 1462 wurde an das Werk die letzte Hand gelegt, indem Peter Schöffer die Schlußworte selber nebst seinem und des künftigen Schwähers Wappen auf den letzten Bogen druckte und am vierzehnten August erfolgte endlich die Veröffentlichung der Bibel sammt der Hochzeit. Johann Fust gab, wie er schalkhaft selber äußerte, zwei kostbare Schätze auf einmal an diesem Tage heraus, einen mit Schöffer, den andern an ihn.

Beide Schätze hatten sich auf diesen ihren Ehrentag zum köstlichsten aufputzen lassen. Christine prunkte in einem Kleide von schwerem, rothem Sammt, dergleichen zu jener Zeit von den Bürgermädchen nur wenig noch getragen wurde, und dazu stand das Kranzlein im Haare und die Schnur venezianischer Perlen, welche ihr der Dom am Morgen gesendet, nicht übel. Die Bibel war ähnlich geschmückt mit hellfunkelnden Spangen

Digitized by Google

von Silber, und stand auf einem Tischlein zu aller Gäste Erquickung und Bewunderung aus.

Wie hoch es oben an der Tafel auch herging, wo Fust's Familie saß, den Bürgermeister an der Spitze und zu dessen beiden Seiten das junge Paar, so spitelte doch eine noch lautere und herzlichere Fröhlichkeit im Erdgeschosse, wo für die Gesellen ein großer Tisch bereitet war. Die patriarchalische Sitte, daß der Hausherr mit allen Seinigen aus einer Schüssel speiste und dasselbe Gebet für Alle vor der Suppe murmelte, diese Sitte war selbst zu jener Zeit schon aus den reicheren Familien entwichen. Wo es sich nun gar fügte, daß ein Großwürdenträger als Familienglied mit zu Tische saß, wie hier der erste Bürgermeister des Jahres, da mußte eine Sichtung der Vornehmen und Geringen doppelt streng gehandhabt werden. Würde, wist ihr, hat Bürden deshalb finden wir es begreiflich, daß der Bürgermeister, statt in die Fröhlichkeit seiner Verwandten und Genossen mit einzustimmen, zuweilen recht ernst und besorglich drein sah. Die Regierungssorgen trübten seinen Blick und rungelten die hohe, glänzende Stirn.

Es lag eine bedenkliche Zeit über der guten Stadt Mainz. Zwei Krummstäbe schlugen sich um ihren Besitz, und wie gut es auch unter dem einzelnen wohnen sein mag, so trifft sich's doch wohl, daß bei solchem Conflikt zweier die härtesten Stöße immer auf den in der Mitte liegenden Kampfpreis fallen. Vor einem Jahre schon war der Erzbischof Dieterich von Isenburg durch Papst Pius seiner Würde entsetzt worden, weil er in seinem Schutzstalle die Gewalt des Abenteuers nicht gehörig respektirt hatte. Adolf von Nassau, an seiner Statt zum Erzbischof bestellt, rüstete sich alles Ernstes, um den Sessel, von welchem jener gutwillig nicht herabsteigen zu wollen schien, sich mit gewaffneter Hand zu erobern. Alle Rheinlande, die Pfalz, Baiern, Würtemberg, selbst das entfernetere Brandenburg ergriffen in diesem Streite Partei für und wider, und in der Stadt Mainz sogar fanden sich die Anhänger des noch regierenden Herrn und geheime Freunde der neuen Ordnung in schlecht versteckter Feindseligkeit gegenüber. Dazu regte sich der vor viergig Jahren mit Mühe beschwichtigte Zwist der Bürger und der adeligen Geschlechter von Neuem; Abkömmlinge von damals ausgewanderten Familien waren aus der Fremde heimgekehrt und trieben sich als Mitcontente in der Stadt umher, nur auf Gelegenheit lauernd, um die aufgegebenen aber verlorenen Gerechtsame im Kriegsgetraute, im Bürgeraufstand und allgemeiner Verwirrung wieder zu gewinnen.

Das Alles lag dem Bürgermeister von Mainz, Herrn Jakob Fust, fründlich im Sinn und verließ ihn sogar am Hochzeittage seiner Nichte nur auf Augenblicke. Sobald ein Jubelruf von den Gesellen drunten, oder ein Lied, das man den Neuvermählten vor der Thüre sang, in den Saal heraufstönte, richtete er sich ängstlich in dem schweren, eichenen Lehnstuhl auf und winkte den verstummenden Gästen, still zu sein und aufzuhorchen, wie er. „Es ist eine böse Zeit,“ seufzte er, mit dem Kopfe schüttelnd, und sein Bruder Johannes seufzte als getreues Echo und schuttelte mit. Der Bräutigam war guter Dinge; ihn kümmerte die Besorgniß des Politikers wenig. „Sind wir nicht,“ sagte er, „sicher wie in Abrahams Schoß, hier in unserer freien Stadt Mainz, unter dem Krummstab unseres gnadigen Erzbischofes, den Gott erhalten möge? Laß den Nassauer nur werden und kabalieren, wir lachen seiner, so lange der Rhein und unsere guten Stadtmauern noch zwischen uns stehen. Und dann, blüht nicht unsere freie Kunst mit jedem Jahre üppiger empor, stehen nicht fünf tüchtige Pressen drunten im Erdgeschosse, rühren sich nicht täglich fünfzig rüstige Arme in unserem Dienste? Weg, Herr Ohm, und Ihr, werther Herr Vater, mit Euren Skrupeln! Fallt mir die Becher, und thut Bescheid, wenn ich sage: Hoch lebe das edle Druckerzeugwerke, dreimal hoch!“

Die Gäste stimmten mit ein und noch klang der Toast in ihren Ohren, als müster Lärm von unten herauf schell, Getrappel und Gedränge auf der hölzernen Stiege. Geraüsch streitender, erhitzter Stimmen. Der Hausherr wollte eben hinausseilen, nach den Friedensstörern zu sehen, als die Thüre sich öffnete. Zwei Gesellen erschienen auf der Schwelle, die einen Dritten, ein noch junges Bürschlein, vor sich hertrieben. „Meister,“ schrie der Altgesell, „der Milchbart hier unterfängt sich, Dein Fest zu trüben, Dich, Deine Kunst, Dein Gewerke in Deinem eigenen Hause zu verunglimpfen! —“ „Ja,“ sagte der Zweite, „und wir leiden das nicht, oder ich will im Leben so wenig eine Matrize wieder anrühren, als ein rothhackigtes Mädchen!“

„Der Strafburger lügt,“ sagte das Bürschlein, sich mit Mühe von seinen beiden Anklägern loswindend. „Ich habe Euch nicht gehöhnt, noch unsere edle Kunst; Jene aber sündigten mit frechen Stichelworten gegen Euern Eidoam, sogar gegen Jungfer Christine, und seht, Herr, mein fränkisches Blut verträgt das nicht.“ — „Rub' im Haus!“ gebot Fust. „Straßburger, Du bist der Aelteste, Du redest zuerst. Und den Pariser laßt ihr alle zwei los und ledig!“

„Herr, wir saßen einmüthig unten beim Biere, wie Ihr und Eure ehrsame Gesellschaft, mit Respekt zu vermelden, hier bei Eurem Weine sitzt. Da wurde gesungen, gezecht, gelacht, geschergt, und an Hader dachte keine Seele. Plötzlich — ich hatte ein unschuldig Witzwort gesagt, wie es bei einer deutschen Hochzeit Brauch ist und sein muß — —“ „Was für ein Witzwort, Straßburger?“ Du mußt Alles fein wahr und vollständig wiedergeben.“ — „Ich meinte,“ fuhr Jener stockend fort, „ich meinte —“ Mit französischer Schnellzüngigkeit unterbrach ihn der Pariser und erzählte den Witz, einen derben Spaß, wie er dazumal bei einer Hochzeit in deutschen Landen wohl anging, den ich aber nicht wieder sagen mag.

Ein schallendes Gelächter der Männer, in das selbst der Altmeister, Johannes Fust, mit einstimmte, folgte auf den Bericht des Parisers; nur Peter Schöffer war zornig von seinem Stuhl aufgesprungen, eine halbe Verlegenheit kaum verbergend, und Christine, seine Angetraute, erröthete noch dunkler als der Sammt ihres Gewandes. — Der Straßburger bekam neuen Muth durch den glücklichen Erfolg seines feinen Scherzes und dünkte mit gewissem Triumph auf den Pariser herab, der seinesseits nicht wenig verwundert war, mit seiner Erzählung nicht mehr ausgerichtet zu haben. Ihn lohnte für seine Zartheit und sein ritterliches Gefühl nur ein hohler, verschämter Blick Christinens, während der Altgesell von Neuem anfing gegen ihn zu plaidiren: „Seht, Meister, über solche unschuldige Neckerei erhob der wälsche Fant ein großes Geschrei, meinte, die Ehre Eures Hauses und Eurer Jungfer Tochter sei angetastet, wovor mich ja Gott in allen Gnaden bewahren möge, schlug auf den Tisch und geberdete sich nicht anders, wie ein Rasender. Als ihn der Frankfurter da mit einem brüderlichen Puff zu sich selber gebracht hat und wir wieder hinter den Kannen sitzen, fängt er von Neuem an. Wir tranken mitsammen auf die Ehre der Kunst und auf tausendjähriges Gedeihen, steht er mit einem Male auf, hüpft mit seinen dünnen französischen Schenkeln mit einem Satze auf den Tisch, daß die Kannen umstürzen, und spricht, wir sollen auch den nicht vergessen, der das Gewerke erst erfunden und Euch zu Eurem gangen Hausvorstehen, uns zu unserer Kunst, der ganzen Welt zum Lichte verholfen hätte. Sperren wir Maul und Nase auf, meinen — der Herr verzeih' uns die schwere Sünd'! — er wolle einen Spruch ausbringen auf die heilige Dreifaltigkeit; er aber schreit, als ob ihm das Herz im Leibe springen müßte, Herr Gutenberg soll leben, Herr Johannes Gutenberg von Mainz! Worauf ihn der Frankfurter bei einem Fuß packte und ich beim andern, rissen ihn vom Tisch, schleppten ihn herauf, und da ist er nun, der in Eurem Hause dem Gutenberg die höchste Ehre hat erweisen wollen.“

Straßburger schwieg. Die Gesellschaft war, als er Gutenbergs Namen genannt hatte, in eine sichtliche Verlegenheit gerathen; es schien, als ob über die Gesichter einzelner Gäste ein Strahl hämischer Freude blitze. Peter Schöffer schlug die Augen nieder und nestelte verlegen an seiner Halskrause, während Meister Fust bald den Frankfurter, bald den Straßburger anblickte, nach Worten suchend, ohne dem lebendigen, funkensprühenden Blicke des Parisers begegnen zu wollen. — „Kinder,“ hob er nach einer für Alle gleich unbequemen Pause an, „seid Ihr nicht Thoren, Euch an Eurem Festtage um solche Dinge zu kümmern? Laßt doch den Gutenberg Gutenberg sein, wie wir auch, und genießt der Gottesgabe in Frieden!“

„Herr,“ unterbrach ihn keck und mit begeisterter Zunge der junge Frankmann, „Herr, das thaten wir. Aber ich will ein freies Wort in Eurem Hause haben, so frei wie die Kunst, welche ich drin ausübe. Und wenn jene Currer und des Herrn Peter Schöffer von Gernsheim gedenken, seiner Letterngießerei und seiner Fertigkeit im Schnitzen, Malen und Drucken, seht, so soll man auch des Mannes nicht vergessen, durch den wir Alle worden sind, was wir sind, und darum sag' ich es nochmals, und wer von Euch Vornehmen hier sein Herz auf dem rechten Flecke hat, der traut mir Bescheid: Der Gutenberg von Mainz, der erste Drucker in der Welt, soll leben!“ — Mit drei raschen Schritten war der kecke Bursche an die Tafel gesprungen, hatte, ehe ihn Jemand zu hindern vermochte, einen Pokal ergriffen und ihn in einem Zuge hinuntergestürzt. Eben als er ihn kräftig wieder auf den Tisch stauchte, riß ihn Meister Fust, glühend vor Aerger im ganzen Gesichte, zurück. „Bube,“ rief er mit erstickter Stimme, „was unterfangst Du Dich?“ — „Ich thue, was Ihr selbst längst hättet thun sollen, wenn Ihr's noch nicht gethan habt,“ erwiederte unerschrocken der Frankmann, desto zutiger werdend, je mehr sein Meister sich ereiferte.

„Was, Du höhnst mich, Angestichts meiner eigenen Gäste und meines Bruders, des zeitigen Herrn Bürgermeisters! Den Augenblick hinaus, Bursche! Geh hin zu Deinem Gutenberg, sieh, ob er Dir Arbeit geben kann an seinen großen Pressen; zieh

Digitized by Google

mit ihm, mit deinem Helden auf die Landstraße — hinaus, sage ich!" Er schleuderte dem Pariser einige Geldstücke zu und wies ihm, vor Wuth bebend, die Thüre. — „Mein Herr Faust," sagte Jener, während er die Geldstücke vom Boden zusammensuchte, „ich nehme nur meinen Wechselohn, nichts Geschenktes, wenn ich das Silber hier auflese. Zu dem Meister Gutenberg kann ich nicht gehen, das wißt Ihr so gut als ich. Seit er sein Werkzeug an Euch hat auslihren müssen für ein paar hundert Gulden, die Ihr ihm geliehen, um damit zu wuchern, seit der Zeit hat er keine ordentliche Presse wieder zu Stande gebracht. Wie das so geht in der Welt, der Eine hat den Geist, der Andere das Geld!"

Ein Faustschlag brannte auf der Wange des Franzosen. Seines Ingrimms nicht mehr mächtig, hatte Johannes Fust nach ihm geschlagen, und wären Schöffer und die beiden Gesellen nicht dazwischen gesprungen, würde es sich über den Tollkühnen hingeworfen und eine ärgerliche Scene vor seinen Gästen gespielt haben. Es entstand eine allgemeine Aufregung in dem Gemache; Christine flüchtete ängstlich in die Arme ihres Ehegemahls, die Fremden schalten, drohten, kicherten, zischelten unter sich, die beiden Gesellen hielten den Franzosen mit aller Mühe fest und dieser rief mit seiner hellen, undezwinglichen Stimme in den verworrenen Lärm hinein: „Herr Fust, Ihr habt kein Recht mich zu schlagen! Ihr hattet es nicht, als ich in Euren Diensten war, jetzt habt Ihr es noch viel weniger. Ich verlange meine Genugthuung von Euch." — „Werft den Schreier hinaus!" gebot der Bürgermeister mit Würde und die Gesellen versuchten es, wiewohl umsonst, ihm zu gehorchen. —

„Ich gehe von selbst," knirschte der Pariser, „sobald die deutschen Faxte mich loslassen, nicht eher. Ja, ich will zu Herrn Gutenberg gehen und ihm lieber die Schuhriemen auflösen, wenn ich an seiner Presse nicht dienen kann, als länger in einem Hause bleiben, wo man sein freies Wort gefangen geben muß. Du, Fust, und Du, Schöffer, was wär' ihr denn ohne ihn, den ihr übervortheilt habt und hinausgestoßen und um das Seine gebracht? O Fluch dieser ungastlichen, dieser verrätherischen Schmiede! und hütet Euch, die ihr unter diesem Dache wohnt, daß die Brautfackel, welche heute brunter lodert, nicht über Nacht zum rothen Hahne wird, der seine Flügel über den Trümmern Eures unrechtlichen Reichthums zusammenschlägt."

Bei diesen leidenschaftlichen Worten hatten die Gesellen den Sträubenden bis zur Thüre gedrängt; ein Stoß und er flog hinaus, polterte die Stiege hinunter, den Frankfurter und den Straßburger mitreißend.

Schöffer warf die Thüre hinter den Friedensstörern zu, führte seine Christine sorglich auf ihren Sessel zurück, sprach den beschämten und ergrämten Vater zur Ruhe, und erreichte wenigstens so viel, daß der Schein einer Festmahles bei den verschwunden und beunruhigten Gästen allmählig wieder einigermaßen hergestellt ward.

2.

Wenn der Leser nicht verwöhnt worden ist durch die räumigen, hellen Säle, in denen Herr Brockhaus zu Leipzig, oder Herr Hanel zu Berlin, oder andere Koryphäen der heutigen Typographie ihre schaulustigen Gäste umherführen, wenn er bei dem Worte „Druckwerkstatt" nicht an Standopes, Schnell- und Dampfpressen denkt, nicht an riesige Stereotypmaschinen, nicht an elegante Ateliers, an Schiffe und Tenakel von polirtem Holz, an funkelnde Schrauben, an scharfe Lettern, an zierliche Rahmen, dann sage ich, wird er vor dem düstern, niedern Gemach, in welches ich ihn eben einführte, nicht zurückschaudern. Wir kommen aus einer lauen, herrlichen Mondnacht, auf den grünen Wällen des Mains lagern breitglänzende Silberstreifen, um die fernen Rebenberge weht ein leiser Duft und lange, scharfe Schatten strecken sich über die Gassen des alten Mainz.

Das Alles lassen wir dahinten. That es nicht eben so jener greise Mann, welcher, gesenkten Hauptes, Auge und Seele vertieft in sein vollendetes Werk, noch allein am Setzpulte stand? Wo waren seine Gesellen? Gegangen, um in der warmen Nacht umherzuschweifen, sich zu schaukeln im langen Kahne, in der Taverne zu sitzen, mit ihren Mädchen zu kosen an den lauschigen Kirchthüren. Und warum suchte er selber, der einsame, nächtige Arbeiter, die Ruhe nicht, seinen gerötheten Augenlidern, seiner gefurchten Stirne, dem gebeugten Rücken zu nöthig?

Eine mehr qualmende als erleuchtende Lampe hing an dem Balken, welcher die niedere Decke des Gemaches in zwei gleiche Hälften schied, gerade über den Setzkisch herab, woran Johannes Gutenberg arbeitete. Denkt euch unter jenem nicht ein bequemes Möbel der neueren Zeit, mit Letternkasten, Winkelhaken, Tenakel, Schiff, Columnenfaden und allem ähnlichen Zuthat! Es war vielmehr eine breite Tafel von schwerem Eichenholz; darauf standen in einzelnen leinenen Säcken, der Folge nach, die Lettern; die Form, worin solche gesetzt werden sollten, lag vor dem Arbeitenden, und auf einem groß geschnitzten Pult lehnte der schwere Foliant, welcher als Manuscript diente. Möge der Setzer, der gegenwärtige Zeiten eben zusammenliest, all' sein Murren gegen die unleserliche Handschrift des Verfassers bitter bereuen, indem er seine Aufgabe mit der seines großen Ahnherrn bemüthig vergleicht! Braucht er, wie dieser, sich das Manuscript herumherzubeugen und dann wieder auf seine Tafel, in den Säcken zu suchen, die Letter behufsam neben ihren Vorgängern zu stellen, wieder nach dem Manuscript zu blinzeln und die ganze obige Prozedur zu wiederholen, bis eine mühselig gesetzte Columne an dem Faden aufgereiht werden kann? Muß er, wenn seine Nachlässigkeit durch Druckerfünden heimgesucht wird am Korrekturtische, den ganzen Faden wieder auflösen und von vorne anfangen?

Unheimliches Gemach, in dem der Erste aller Buchdrucker arbeitete, kleine Wiege eines Riesenkindes, arme Hütte, wie abgestochen gegen die Paläste, die des Erfinders Jünger sich erbauten! Die Fäden waren fest verschlossen, um den blauen Lichtströmen des Mondes keinen Eingang zu verstatten; Druckerschwärze, Oel und Ruß hatten die gepreßte Atmosphäre versetzt, eine unheimliche Stille waltete darin, nur unterbrochen durch das einförmige, leise Klappern der metallenen Buchstaben gegen einander. O ich mag euch dieses dunkle, rührende Bild nicht weiter ausmalen, das Bild des alten, in wachen Mannes, der dünnen Gestalt um die hohen Schäfte, dessen Finger nur zitternd dem späten Werke zu dienen schienen, dessen Knie einzubrechen drohten, dem es vor den Augen flimmerte, so oft er (es geschah freilich selten genug) eine Seite in seinem Folianten umwenden und deswegen eine Sekunde rasten mußte! Denkt ihr euch Gutenberg lieber als euren Gutenberg, wie er heute in ehernem Schatten auf dem Domplatze zu Mainz steht — „ein schlichter, deutscher Mann" — aber nicht Ritter Thorwaldsens bestes Kind.

Er wandte sich um — Johann Gutenberg in seiner engen Werkstatt — als hinter seinem Rücken die Thüre knarrte. „Dacht' ich's doch," sagte Einer der Eintretenden halblaut zu dem Andern; „da steht er noch an der Arbeit." Sein Geschärte zuckte die Achseln und beide traten, der Erste mit ehrfurchtsvoll entblößtem Haupt, zu ihm heran. Er erwiderte freundlich ihren Abendgruß. „Geliebt's Euch, werther Doktor," sprach er zu dem Zweiten, „mir noch eine Weile zuzuschauen, so rückt Euch den Sessel dort heran, und macht's Euch bequem, so gut's eben bei mir gehen will. — Beildeck," sagte er darauf zu dem Andern, „Du hast doch dein Eintreten die Offizin wieder sorgsam verriegelt, nicht wahr?" — „So habe ich, lieber Herr," erwiderte Jener. „Allein, nun laßt auch ab von Ernsten nächtlichen Thun. Es muß nah an Mitternacht sein, und Ihr steht noch am Tische. Gedenkt Ihr denn gar nicht an Euch selber, und nicht an Freunde, die es wohl mit Euch meinen?" — Der Alte ergriff mit einer rührenden Zärtlichkeit die eine Hand seines Herrn und drückte sie an sein Herz. Ein treues Herz, dieses, und das einzige, welches unwandelbar für Gutenberg klopfte, von der Stunde an, da er zum ersten Male aus den Thoren seiner Vaterstadt ritt, gen Straßburg hinauf, ein junger, flattlicher Mann, bis auf die blonden.

Der mit ihm gekommen, war der Doktor Humery, Syndikus der freien Stadt Mainz, ein hochweiser, auch in der Rechtswissenschaft gar gelehrter Mann, von dem alle Chroniken melden, er habe mit sehenden Augen blind sein können und schwarz weiß, weiß aber schwarz genannt, eine Kenntniß, die leither seinen zahlreichen Nachfolgern gänzlich abhanden gekommen ist. Humery nannte sich einen Gönner Gutenbergs: denn als dieser im Jahre 1455 auf den Spruch des Mainzer Gerichts sein sämmtliches Werkzeug, selbst das mit demselben Geschaffene an seinen edelmüthigen Gläubiger, Herrn Johannes Fust, herausgeben mußte, als er von Straßburg, wohin er voll Zornes über seine undankbare Vaterstadt geflohen war, unverrichteter Sache wieder gen Mainz kam und dort eine Stätte suchte, aber lange umsonst, wo er der Welt nützen könnte: da war es eben jener Syndikus, Doktor Humery, welcher ihm nicht nur siebenzig Gulden zur Herstellung neuer Pressen vorschoß, sondern ihm auch jenes oben beschriebene Gemach in seinem eigenen Hause zur Werkstatt überließ. Dafür, so lautete die Vereinbarung, sollte Herr Johann Gutenberg das Geschäft auf Humerys Vortheil und Nachtheil betreiben. „Sehr," sagte der unsiegenaxtige Syndikus, „Ihr seid ein alter Mann, ich will nicht, daß Ihr von Neuem zu Schaden kommt. Wohlan, betreibt Ihr Euer Wesen auf meine Rechnung, und was Ihr beschafft, sei mein gegen eine billige Quote für Euch, und was Ihr verthut, sei mein Verlust. Aber hütet Euch vor Euren alten Stücken!"

Gutenberg hatte zu allem Ja gesagt, von gangem — oder

Digitized by Google

von gebrochenem? — Herzen. Er wollte ja nur seine Kunst, seine allgeliebte, welcher er ein junges, stolzes, reiches Leben geopfert hatte, wieder anbauen können; mit den dunkeln Lettern, in denen eine magnetische Kraft für ihn lauerte, wollte er spielen, statt mit Kindern, die seinem Alter versagt waren. So schlug er denn in dem Hinterhause des Syndikus seinen Sitz auf, und nur das hatte er sich ausbedungen, daß er an der letzten Presse arbeiten wollte, am weitesten von den schmalen Fensterlein entfernt, welche auf den Hof schauten, und daß, sobald der Abend graute, die Blenden vor jenen Fenstern flugs geschlossen sein müßten. — Warum? Das sag' ich Euch in wenig Worten. Seht, aus jenen Fenstern des Hinterhauses vom Doktor Humery blickte man auf ein anderes, altes, winkelig gebautes Haus. Und der Zufall hatte es just so gefügt, daß dieses Haus Gutenbergs Vaterhaus war, seiner freiad'ligen Familie Stammhaus: „zum guten Berge," das er hatte veräußern lassen müssen, als er in der Fremde war und die Kunst der Buchdruckerei erfand. Vielleicht, daß sich die alten Augen des Mannes nicht daran gewöhnen konnten, vom Setztische aus den Erker zu sehen, in dem der Knabe gespielt hatte. Heutzutage hat die löbliche Mainzer Casinogesellschaft ihr Zelt im Hofe Gutenberg aufgeschlagen; wenigstens besagt eine Inschrift im Hofe des Lokals, daß dies dieselbe Stelle sei, wo des „unsterblichen Mitburgers" Haus gestanden habe.

Der (sterbliche) Zeitgenosse desselben, Doktor Humery, hatte aber kaum eine Minute über Johannes Schulter geschielt, als er kopfschüttelnd sagte: „Mich dünkt, werther Meister, Euer Werk sei seit einer Woche nur um ein Geringes gefördert worden!" Gutenberg antwortete nur mit einer tiefen Röthe, welche — dem Abendroth über starre Eisberge möcht' ich sie vergleichen, oder einem zornig aufstrahlenden Nordlicht — auf den bleichen, magern Wangen entbrannte. Humery fuhr fort: „Zwei Eurer besten Gesellen habt Ihr fortgeschickt, weil Ihr, sagtet Ihr, Euch nicht mit ihnen vertragen konntet." — „Und so war es, mein Herr Doktor! Sie druckten nach der neumodigen Art, ohne einen Faden durch jede Columne zu ziehen. Dabei aber kann nichts Gescheutes heraus kommen." — „Ihr habt aber doch gesehen, daß die Bibel, die Fust und Schöffer dieser Tage ausgegeben haben, ein prächtiges Werk geworden ist und, wie Ihr selber eingestehet, Euer Katholikon, das letzte und das einzige große Buch, so von Eurer Presse gedruckt worden, bei Weitem übertrifft."

Gutenberg machte stillschweigend ein Zeichen in seinem Folianten, schlug ihn zu, band die Letternsäcke zusammen, schob sie sammt dem Schiff, worauf die gesetzte Columne noch stand, in die Lade des Tisches, wusch sich die Hände und ging in der Stube auf und ab. — „Ihr habt ihn böse gemacht," flüsterte Beildeck mit einem grimmigen Gesichte dem Syndikus zu. „Nun sehet zu, wie Ihr mit ihm fertig werdet!" Er ging hinaus und warf die Thüre klirrend hinter sich in's Schloß.

Der Syndikus faßte Gutenberg begütigend am Arme. „Meister," sprach er, „deutet mir's nicht übel, wenn ich Euch zu Zeiten ein Wort sage, was wohl hart klingen mag, aber, weiß Gott, von Herzen kommt. Schaut doch, Ihr verliert so viele Zeit mit Grübeln und Denken, wie es wohl noch besser zu machen sei, und während dessen beuten raschere Hände aus, was Euer Geist ersonnen. Der Peter Schöffer zum Exempel, hat er nicht ein hübsches Vermögen sich zusammengedruckt und eine reiche Frau obendrein? — Alsdann," so fuhr der Syndikus fort, als jener noch hartnäckig schwieg und mit großen Schritten in der Werkstatt auf und niederging, „alsdann werdet Ihr mit den Jahren so übelnehmisch und grillenhaftig, daß doch auch der Sanftmüthigste mit Euch nicht mehr zurechtkommt. Denkt doch an die vielen Prozesse und Händel, so Euch Euer junges Leben getrübt haben. Und, da wir einmal d'ran sind, uns das Herz gegen einander auszuschütten, was habt Ihr nun davon, daß Ihr Eure Kunst noch immer so geheim haltet, sie bei verriegelten Thüren treibt, den Gesellen anbefehlt, nicht draußen umherzulungern und das Werk zu verrathen! Ist's doch nicht mehr wie in den ersten Zeiten, da Ihr von Straßburg heimkamt und Eure ersten Donate drucktet. Damals mochtet Ihr ja wohl ein Hehl haben von dem, was Ihr erfunden; aber jetzo, da Fust und Schöffer eine große, offenkundige Werkstatt im Humbrecht halten, sammt vielen Gesellen aus aller Welt Gegenden, da selber in andern Städten der deutschen Lande, in Bamberg, in Straßburg, in Frankfurt fremde Hände ernten, was Eure gesäet haben, der klugen Niederländer zu geschweigen, so sieht man doch wahr und wahrhaftig nicht ein, warum Ihr Euer Werk wie einen Stein der Weisen verborgen halten wollt, dermalen solches Euch nicht, wohl aber Euren Feinden nützen und frommen mag?" — Still schwieg der kluge Syndikus und erwartete, welchen Eindruck seine wohlgesetzte Rede auf den stummen Zuhörer machen würde. Gutenberg hatte während derselben seinen Mantel vom Haken genommen, sein schwarzes Sammtbarett aufgestülpt, und sprach nun, dem Stadtschreiber fest in's Auge sehend: „Es ist ein altes Wort, daß Thoren in einem Athem mehr fragen können, als Weise in einem Tage beantworten mögen." — Weiter sagte er kein Wort, sondern ging mit einem gleichgültigen Gruße an dem Stadtschreiber vorüber, der Thüre zu; dort wandte er sich noch einmal um. „Uebrigens," sagte er, „wiederhole ich Euch nochmals, daß ich nicht Meister Gutenberg bin und heiße, mein gelehrter Doktor, sondern Herr Gutenberg, eines freien, adeligen Stammes Sohn, wie Ihr selber am besten wissen möget." Damit ging er hinaus und ließ den Syndikus mitten im Zimmer stehen.

Mann, wie voll mochte Dein Herz sein von Bitterkeit und Unmuth, als Du so die einsame Straße dahin schrittest, in Deinen Mantel gehüllt, die Hände fest über der arbeitenden Brust zusammengedrückt! Du gedachtest gewiß an alle Unbill, die Dir hier schon widerfahren war in Deiner Geburtsstadt, und wie die, für welche Du gearbeitet hattest, ihren Fuß auf Deinen Nacken setzten, den freien, adeligen. Deine Sterne waren im Sinken!

Am Morgen hatte Johann Gutenberg ein prächtiges Exemplar der Bibel gesehen, welche Fust und Schöffer wenige Tage zuvor ausgegeben. Der Erfinder konnte es sich, trotz allem persönlichen Stolze, nicht verheimlichen, daß er von seinen Jüngern überflügelt worden war. Er gehörte zu jenen erleuchteten Geistern, die, zur Empfängniß der größten Ideen und der wichtigsten Erfindungen prädestinirt, eben wegen dieses überwiegenden Sinnes für das Große unglücklich sind in den Details künstlicher Ausführung, noch mehr ungeschickt in dem praktischen Ausbeuten des Gewonnenen, während Peter Schöffer, gebildet in Paris, abgerieben in kleinen und weiten Beziehungen des Lebens, vermöge seiner leichtauffassenden und gewandten Anschicklichkeit einen gegebenen Gedanken vortrefflich zu verfolgen verstand, und sein Schwiegervater Fust zum merkantilischen Betrieb eines neuen Geschäftes vor Vielen tauglich war. Ihnen Beiden mußte es leicht werden, nicht nur den gealterten Erfinder, als sie seiner entrathen konnten, aus dem Gesellschaftsverbande, darin sie früher mit einander gestanden, zu vertreiben, sondern auch für sich das Geschäft auf ungleich zweckmäßigere und ergiebigere Art, eben nur als solches, zu betreiben.

Gutenberg erkannte das. Als er im Jahre 1460 sein Katholikon vollendet vor sich liegen sah, und die magern, übel geformten Typen im Geiste zusammenhielt mit den prunkenden Lettern im Psalter von Fust und Schöffer, übermannte ihn ein so wehmüthiges Bewußtsein seiner eigenen Werthlosigkeit, daß er seit der Zeit nicht, wie Jene, unter jedes zu Stande gebrachte Werk prahlend seinen Namen setzte, sondern nur in einer bescheidenen Nachschrift aussagte, es sei dieses Buch „unter dem Beistande des Allerhöchsten, auf dessen Wink die Zungen der Kinder beredt werden, und der oft den Kleinen offenbart, was er den Weisen verbirgt, gedruckt worden," und zwar fügte er hinzu, „in der guten, der ruhmreichen deutschen Nation angehörigen Stadt Mainz, welche die Güte Gottes mit so hehrem Geisteslichte und freiem Gnadengeschenke den anderen Völkern der Erde vorzuziehen und zu verherrlichen geruht hat." — Rührende, kindliche Pietät eines Sohnes gegen die Stiefmutter! Um wie viel größer und — deutscher, als der römische Starrsinn, der im Sterben noch, nicht einmal die Gebeine dem undankbaren Vaterlande gönnt!

Wenn aber der Syndikus Gutenberg den Vorwurf machte, er halte sein Werk über Gebühr und unnöthiger Weise geheim, so hatte es auch damit in so weit seine Richtigkeit, als er dasselbe nicht bloß handwerksmäßig betrieben wissen wollte. „Soll ich," sagte er, „nur eine neue Gilde geschaffen haben in der Mitte der andern, und mein altadeliges Wappenschild neben die Zeichen der niederen Gewerke an Herbergen und Zunfthäuser nageln sehen? Meine Kunst ist geistiges Eigenthum meiner selbst; sie bleibe es und werde, obschon verwandt zum Nutzen aller Welt, doch nur von Eingeweihten geübt und fortgepflanzt. Mögen sich jene, wenn sie wollen, auf eine Stufe stellen mit dem Schneider, der mir mein Kleid auf Bestellung fertigt, und Bücher drucken, wie man Schuhe flickt, mir gilt es ein Höheres, ein stetes Vervollkommnen und Steigen in meinem Werke, und eine freie Betriebsamkeit, deren sich meine Rechte und mein Name nicht zu schämen haben."

Armer Wandler im Mondenscheine, träumender Joseph! Du wußtest nicht, welch' eine ernste Sache es ist um das Erfinden. Die Erfindung begräbt ihren Erfinder, und je einflußreicher und zeitgemäßer sie ist, desto schneller verschwindet aus der Reihe der angeregten Kräfte diejenige, welche zuerst anregte. In geistigen Thätigkeiten gibt es kein Monopol und kein Privileg. Die Idee ist von dem Augenblicke an, wo sie hell und klar die Seele erfüllt, ein gemeinsames Gut; was der Eine gefunden und gewonnen, wird durch den Zweiten auf seine Weise gefördert, verbessert, benutzt, und strömt dann durch alle Pulsadern des Lebens. Da verschwindet der Name und die Persönlichkeit des Ein-

Digitized by Google

zelnen, wie sehr er sich auch gegen das Ueberwältigen von seinem eigenen Werke wehre. Aber was ihm nicht verstattet ist, wird der dankbaren Nachwelt ein schönes Bedürfniß. Sie strebt denjenigen auszumachen, welcher den größten und hauptsächlichsten Antheil an der Erfindung hatte. — Darum vielleicht, daß an derselben Stelle, wo du in manchen Nacht verzweifelnd und in tiefster Seele zerrissen still standest, um einen fallenden Stern auf seiner raschen Bahn zu verfolgen, jetzunder dein ehemer Schatten steht, von Tausenden bewundert, gekannt, verehrt! — Vielleicht aber auch, daß wieder um eintausend Jahre später ein Torso dort aus Grabhügeln und Trümmern geschaufelt wird, von dem die Wilden nicht wissen, daß er den Erb Gutenbergs, des Erfinders einer vergessenen Kunst, einst einmal vorstellen sollte.

3.

Als Johann Gutenberg heimkam in seine enge Behausung, fand er außer dem treuen Beitbeck noch einen jungen Fremdling seiner harrend, der ehrerbietig aufstand, sobald jener eingetreten war. Verwundert über den späten Besuch, fragte er nach dessen Ursache. „Herr," war die Antwort, „ich bin gekommen, um das edle Gewerk in Euch zu grüßen," und zugleich sagte der junge Mann seinen Spruch auf: „Gott ehre das Gelag, heute, morgen und den ganzen Tag; Ist es nicht groß, so ist es doch nicht an Ehren bloß." — Gutenberg nickte nicht eben freundlich. In der Stimmung, worin er sich gerade befand, konnte er den spät ansprechenden Gesellen nicht übermäßig willkommen heißen, mußte aber doch, wolle er nicht für übermüthig gelten, ihn mit einem Gegengruß und einem Zehrpfennig ziehen lassen. Denn wie jung auch das Druckergewerke sein mochte, so hatte es sich doch bei der ungemeinen Durchbildung alles Zunft- und Gildewesens im Mittelalter um so schneller in eine bestimmte Form emporgearbeitet, als ähnliche Gewerke z. B. der Kartendrucker, Holzschnitzer, Bildermaler u. s. w. schon lange vorher in den Niederlanden, in Frankreich und in Deutschland bestanden. Nur so kann es auch erklärt werden, wenn wenige Jahre später, nicht nur in Deutschland, im Elsaß namentlich und am Niederrhein, sondern auch in Italien, Frankreich, Holland und England, so wohl einzelne Druckessiginen und Meister, als auch ganze Druckergilden vorkommen.

Der Geselle schüttelte, als ihm Beitbeck auf Gutenbergs Geheiß einen Dank gereicht hatte, höflich mit dem Kopfe. „Verzeiht, edler Herr!" so wandte er sich zu Jenem, „ich bin nicht auf der Wanderschaft und bloß wegen eines Geschenkes eingekehrt. Ich suche Arbeit bei Euch, so Ihr zwei rüstige Arme und ein leichtes Herz brauchen mögt." — Gutenberg wurde aufmerksam durch die gefällige und bei aller Ungebundenheit doch anspruchslose und bescheidene Sitte, womit der Fremde sich ihm vorstellte. „Du bist kein Deutscher," sagte er zu ihm, „Dein Accent verräth den Ausländer." — „Nein, Herr, ein deutsches Blut bin ich nicht, nur zur Hälfte, wenigstens dem Vater nach; meine Mutter ist eine Französin, ich ein Pariser. Ich war Kartendrucker, bis mich der Ruf von Eurer neuerfundenen Kunst erst nach Straßburg gezogen hat, hernach hierher gen Mainz. Bis vor einigen Tagen habe ich bei Meister Fust in Arbeit gestanden, nun er mich jüngstens wegjagsagt hat, spreche ich bei Euch vor."

Die Nachricht war wenig geeignet, den Pariser seinem gesuchten Gönner zu empfehlen; dieser erwiderte ihm vielmehr nicht ohne Bitterkeit im Ausdruck: „Wenn Du meinst, Bursche, Du fändest bei mir eine volle Tafel und eine bequeme Presse, wie Du sie dort verlassen, so irrst Du Dich. Kost gebe ich meinen Gesellen gar nicht und Arbeit ist zur Zeit auch nicht im Uebermaße da." — Der Fremde sah traurig vor sich nieder. „Herr Gutenberg," sagte er, „Ihr thut nicht wohl, mich so kühl und unwirsch gehen zu heißen. Ich weiß, daß Ihr zwei Arbeiter wegzuschicken habt, weil sie Euch nicht zu Willen gewesen sind, und daß Ihr eine redliche Hülfe in Eurer Werkstatt, wie klein sie auch sein mag, bedürft. Probirt es einmal mit mir, ich bin ein ehrliches Kind ehrlicher Eltern und heiße, mit Vergunst, Claude Musnu, Sohn von Gisquette Musnp."

Gutenberg horchte genauer auf, nicht bei dem Namen des Sohnes, sondern bei dem der Mutter. Eine augenblickliche Bewegung schien sich seiner zu bemächtigen, als er die Züge des jungen Franzosen aufmerksamer betrachtete. „Gisquette hieß Deine Mutter, sagst Du? — ein hübscher Name!" So sprach er mehr vor sich hin, als zu jenem und setzte nach einer kurzen Pause hinzu: „Es thut mir leid, Claube, aber es kann nicht sein. Ich brauche Deine Hülfe nicht." — „So lebet wohl, Herr Gutenberg, und möge es Euch so gut ergehen, als es einer Eurer treuesten Jünger wünscht!" Mit diesen Worten faßte der junge Mann bes Alten Hand, küßte sie, ehe es jener zu hindern vermochte, und schied.

Beitbeck, der während der Unterredung das Lager seines Herrn zurecht gemacht hatte, sagte, indem er ihm den Mantel abnahm, schüchtern zu ihm: „Ihr hättet die freundliche Haut nicht so von Euch weisen sollen, Herr Gutenberg! Würdet es auch nicht gethan haben, wenn der närrische Kauz nur gegen Euch den Mund so weit aufgerissen hätte, wie gegen mich. Denn, bas Ihr es nur wißt, er ist um Euch broblos geworden, der arme Junge." — „Und das sagst du jetzt erst, Alter?" — „Darf man denn bei Euch ein Wort drein reden, wenn Ihr es mit Fremden habt?" entgegnete der Diener dem Auffahrenden und wiederholte dann in der Kürze, was ihm der Franzose erzählt hatte, nämlich dessen Abschied von Meister Fust. Gutenberg hatte kaum den Zusammenhang begriffen, als er hastig das Fenster mit runden Scheiben aufriß und hinter dem Entlassenen herrief. Dieser war noch nicht zu weit von dem Hause entfernt, um ihn zu vernehmen, und es dauerte nicht lange, so stand er wieder mit glühenden Wangen vor dem Meister, welcher seine Hand bewegt auf die Locken des schönen, ihn freundlich und verlegen anlächelnden Hauptes legte. „Du bist mir," sprach er, „ein schlimmer Gesell, wenn Du so mit Deinen Meistern umgehst, wie es mir der Alte eben berichtet, und ein Trotzkopf obendrein, daß Du mir nicht erzählst, was Du um meinetwillen erlitten hast in dem Krämerhause!" — „Herr, ich kannte Euch damals noch nicht, und was ich that, geschah ja nur zu Ehren unserer freien Kunst und ihres alleinigen Erfinders, nicht aber für Eure Person. Wie hätte ich mich also vor Euch damit brüsten mögen und Euer gerabes Urtheil bestechen? Glaubt mir, ich würde es auch dem Famulus nicht erzählt haben, wäre es nicht der Kurzweil wegen gewesen, und weil Ihr uns zwei so gar lange auf Euer Erscheinen harren ließet."

Gutenberg wurde von jenen Worte des Pariserd entschieden rer für ihn einnehmen. Er hieß, obwohl Mitternacht längst vorüber war, Beitbeck einen Krug Wein herbeischaffen, machte sich's bequem und lud seinen neuen Gesellen ein, ein Gleiches zu thun. „Für heute," sagte er zu Claube, „muß ich Dich schon bei mir behalten, es gehe so knapp es wolle; die Herbergen würbest Du so alle verschlossen finden. Beitbeck, schaffe Rath für die Ruhe des Burschen und mir schnell einen Trunk! Das Geplauber von dem Syndikus hat mich warm gemacht, und trinken wir heute recht in die Nacht hinein, schlafen sich morgen um so besser, zumal es ja ein gottseliger Feiertag ist und Einen der graue Tag nicht gleich wieder an die Presse ruft."

Meister und Geselle saßen bald einträchtig beisammen und ließen auf das Wohl der Kunst an; auch der alte Beitbeck durfte Bescheid thun; „denn er hat's um mich verdient," sagte jener, „und um das edle Druckerwerk auch. War's doch kein Anderer, als eben der Alte da, der meine Pressen rettete, als sie mir zu Straßburg auf den Fersen waren in dem bösen Handel mit Dietzehn und seinen Erben, die mir gern mein künstliches Geheimniß um einen Schacherlohn abgepreßt hätten. Glaub' mir, Du jungen Blut, das hat Sprünge gekostet und Schläge, ehe wir so weit waren, wie heute, und es ist dem Herrn Gutenberg nicht zur Wiege gesungen worden, daß er sollte von einer Stadt zur anderen pilgern, seinen Schubkast auf dem Nacken, um ein aemsiges Gewerbe zu betreiben."

Claube lachte seinen Meister mit bewundernder Hingebung an und bat: „Wenn Euch die Wißbegier eines jungen Menschen nicht zu lästig wird, so möchte ich Euch wohl angehen, mir einmal so recht von Angesicht zu Angesicht zu sagen, wie Ihr denn eigentlich auf den wunderfamen Gedanken Eurer Erfindung gekommen seid?" — Ein stiller, beschaulicher Ernst umschattete bei seiner Frage das Antlitz des Meisters. Er strich mit der Hand langsam über die hohe, gefurchte Stirne und sprach nachdenklich in die Tiefe seines Kelches blickend: „Siehst Du, mein Freund! das Beste und das Aechte kommt Einem in der Welt, ohne daß man eigentlich sagen kann, wie und wovon. Mit meinem Drucken ging es nun gewissermaßen auch so. Das Drucken in ganzen Tafeln, wie Ihr es in Eurer Kunst ausübt, und Andere es auch wohl schon auf Bücher angewandt haben, genügte mir schon lange nicht mehr. Auch war der erste Schritt verhältnißmäßig nur ein geringer, der Schritt von den festen, zusammenhängenden Tafeln zu einzelnen Theilen, zu Typen. Die klugen Alten haben uns den Weg schon lange gewiesen, es hat ihrer aber Niemand so recht geachtet. Mich brachte der Anblick meines Siegelringes zuerst auf den Gedanken beweglicher, zusammenzusetzender Lettern. Als ich eines Tages das Pilgermännlein mit der Schale auf der Schuller in weiches Wachs sauber und scharf abgedruckt hatte — das ist nämlich das adelige Insiegel derer vom Gutenberge zu Mainz — meinte ich, man müsse auch wohl alle Buchstaben einzeln in Stein- oder in Holzstäbchen vertieft einschneiden und dann hernach abdrucken können. Du siehst, Claube, wie weit ich noch von meinem Ziele entfernt war, und dennoch hatte ich

Digitized by Google

damals schon ein Erklecklicheſ auf dieſe Kunſt und allerlei andere verwandt. Ich wohnte dazumal noch in Straßburg, in der Vorſtadt zu St. Arbogaſt, wenn Du etwa da genau bekannt biſt. Nun will ich Dir nicht erzählen, wie langſam ich mich erſt allmählig zurecht fand, bis ich zu den aus Holz geſchnitzten Matrizen kam, wie viel Verſuche mir mißglückt ſind, wie viel Zuſchungen und Verluſte mich betroffen haben. Allein eine Hauptſchwierigkeit blieb, wenn nun auch die Typen da waren, — nämlich die des Abdrucks. Eine Preſſe ſteht ſich ſehr einfach und natürlich an, und dennoch iſt ein himmelweiter Unterſchied zwiſchen einer ſolchen und zwiſchen dem altmodiſchen Reiber, dem ungeſchickten Ballen von Pferdehaaren und Tuchſtreifen, womit man ſonſt mühſelig immer nur eine Seite auf einmal und nur auf einer Seite abzubrucken vermochte. Das quälte mich am meiſten, daß ich kein rechtes Mittel oder Werkzeug wußte, um die kleinen hölzernen Lettern fein zuſammenzuhalten und auf alle zumal, ohne ſie zu zerbrechen oder zu verwerfen, einen gleichmäßigen und hinreichend ſtarken Druck auszuüben, um die ausgeſchnitzte Figur ſich auf das Blatt abfarben zu laſſen.

„Eines Tages nun, als ich recht voll von allerlei Gedanken und doch zu keinem rechten Entſchluſſe kommend, in meiner finſtern, einſamen Werkſtatt ſaß, übermannte mich der Unmuth über meine eigene Schwäche und die Verzweiflung am Gelingen meiner Erfindung ſo arg, daß ich, einem Wahnwitzigen nicht unähnlich, hinauslief unter Gottes freien Himmel, um unter der jubelnden Natur draußen mein Ungeſchick oder Unglück wo möglich ein Stündlein abzuſchütteln. Nun war es aber damals juſt um die ſchöne, geſegnete Herbſtzeit, und in allen Gärten um die Stadt, wie auf den entfernteren Höhen wimmelte es von Winzern und Winzerinnen, welche laſen. — Siehſt Du, junger Freund! Der Menſch iſt verderbt von Jugend auf und alles Böſen voll. Mir ſchwoll die Seele von einem recht giftigen Neide auf, wie ich die emſigen, fröhlichen Leute ſo allerwärts umherhandieren ſah. Und jedes wußte ſeine Stelle und jedes kannte ſein Geſchäft; ich aber ſtand ganz allein müßig und unſchlüſſig unter ihnen. — Und gerade in dem Augenblicke, recht als wolle mich der Herr ob meiner grundſchlechten Gedanken in ſeiner Weiſe ſtrafen, mußte es ſich fügen, daß ſie dicht vor meinem mit Blindheit geſchlagenen Auge eine faſt blauer Trauben in die Preſſe ſchütteten, und daß dieſes anſtellige bequeme Inſtrument, ſo als ob es weiter gar nichts wäre, ſeinen köſtlichen Dienſt leiſtete. Da fiel es mir wie Schuppen von den Augen, und ich rannte heim, und die ganze Nacht arbeitete ich mit meinem getreuen Lorenz Beilbed dort, und wie der Morgen neugierig in meine Werkſtatt guckte, ſtand eine Druckerpreſſe da, roh freilich noch und nur eben angefangen, allein es war doch nun gefunden. Glaub' mir, Glaube, ich hätte es machen können wie der große Rechenmeiſter, von dem ich einmal bei meinen Alten geleſen habe, der nackt aus dem Bade fortlief und durch alle Gaſſen ſeiner gergerten Vaterſtadt ſein „Gefunden" ſchrie, als er im Waſſer ſeine künſtliche Goldprobe ausgebacht hatte. Du ſollteſt es wiſſen, welch ein köſtliches Ding es iſt, wenn es Dir nun mit einem Male ſicht vor Einem wird und man ſich wundert, daß man, wer weiß wie lange, in der Nacht umhertappen konnte, und jauchzt und auf ſeine ſündigen Knie hinſtürzt, um dem lieben Gott ſeinen Dank zu bringen, von welchem doch alles Licht ſtammt, das wir unmündigen Erdenſöhne uns ſelber oft im thörichten Hochmuthe beimeſſen!"

Gutenberg faltete andächtig ſeine Hände um den Fuß des gefüllten Pokals und that einen langen, ſchlürfenden Zug aus deſſen würziger Tiefe. Glaube hatte ihm mit faſt kindlicher Rührung die einfachen Worte von den Lippen gelauſcht und ſagte, als der Meiſter geendet, wie in prophetiſcher Begeiſterung zu ihm: „Herr, Ihr habt ein göttliches Werk erſonnen und durchgeführt; was ſind doch alle Künſte gegen die Eurige in Betracht ihrer unberechenbaren Wirkſamkeit! Ihr müßt mir das nicht für eine Schmeichelei auslegen, mit der ich Euch um den Bart gehen wollte; allein Eure Erfindung kann ich immer nur einer alten Fabel gleichſtellen, die ich in der ſchönen und luſtigen Stadt Paris bei einem ſogenannten Myſter habe aufführen ſehen. Da ſtahl nämlich ein Held — Prometheus hat er, glaub' ich, geheißen — das Feuer vom Olymp und brachte den göttlichen Funken hernieder auf die dunkle, unwirthbare Erde. So that auch Ihr. Euer Name und Eure Kunſt ſur immer!"

Der Jüngling erhob ſich und trank, während Gutenberg, die greiſen Locken nachdenklich hin und her wiegend, vor ſich hinblickte. Nach einer langen Pauſe erwiderte er:

„Du ſprichſt, wie Du es verſtehſt und in Deiner jugendlichen Weiſe anſiehſt. Das Leben hat Dir ſeine Schatten noch nicht gewieſen, Deine Träume noch nicht zerſtört. Mit mir iſt das anders. Glaub' mir, Glaube, ich ſeh' die Zeit kommen, da die kleinen, beweglichen Lettern, die ich erfunden habe, lebendig werden und an den ſtolzen Thürmen unſerer Münſter wie raſchelnde Schlangen emporklimmen, in die alten Kaiſerthrone als nagende Würmer ſich ſetzen. O es liegt eine dämoniſche Gewalt in ihnen, welche Du nicht ſiehſt, nicht ſehen kannſt. Ich habe gebaut, aber ein Ding, das nur zerſtören kann; ich habe ein Licht angezündet, und wenn die freie, lebendige Luft d'ran ſchlägt, wird das Licht als gefräßige Flamme emporlodern, wenn man es nicht hütet und einen Dämpfer d'rauf ſetzt."

Glaube wußte nicht recht, wie es der greiſe Seher meinte. Sein friſcher Blick ſtreifte nur die Oberfläche; was tiefer lag, die nothwendigen Folgen und Reaktionen jener welthiſtoriſchen Erfindung blieben ihm verhüllt. Auch kam er, ganz eingenommen von der Liebe zu ſeinem Meiſter, immer nur zu dem Gedanken zurück, wie dieſer ſich ſelber ein unverwüſtliches Denkmal in ſeiner Erfindung geſetzt habe. Gutenberg wollte auch das nicht einräumen; er ſagte vielmehr: „Meine Kunſt iſt keine wie die andern. Ein Maler wirft ſeine Geſtalten auf die Leinwand und ſchafft ein Ganzes, das um ſeiner ſelbſt willen vorhanden iſt und bleibt; eben ſo Dichter, Steinmetzen, Baumeiſter, Tonkünſtler. Wir ſind mit unſerer Preſſe nur fremder Leute Diener, die Buchdruckerei iſt nur ein Mittel für Andere. Was liegt daran, welche Fauſt die Lettern eines Buchs zuſammenreihte, die Preſſe fallen ließ, die Seiten und Bogen an einander heftete, die Hülle um den Geiſt ſchlug? Der Leſer wird nicht fragen, wer das Buch gedruckt hat, ihn kümmert nur der Name des Mannes, der es ausdachte und niederſchrieb, und während dieſer groß und glänzend an der Stirne ſeines Produkts prangt, hängen wir uns in einer kümmerlichen, von Tauſenden kaum bemerkten Nachſchrift in das Schlepptau ſeiner Unſterblichkeit."

Der Meiſter hatte ſich erhoben und ſchritt auf das Fenſter zu. Draußen lag eine milde, weiche Sommernacht mit buftigen Fittigen auf Strom und Stadt und Thal. Bewegt ſchaute Gutenberg hinaus und hinauf in die tiefen, ſternbichten Fernen des Himmels. „Herr," flüſterte er, abgewandt von denen hinter ihm, „Du weißt, was ich gewollt und gethan, Dein iſt das Ende; laß mein armſelig' Leben und meinen Namen in Deiner Unendlichkeit verloren ſein, ſo Du willt." — Sprach's und verſchwand in dem dunkeln Gemache, in dem er ſeinen heiligen Schlaf ſchlief. Glaube ſtarrte ihm betroffen nach; Lorenz Beilbeck aber, mit feuchten Augen dem Geliebten nachwinkend, ſagte dem Fremdling in's Ohr: „So iſt er oft; ein Herz wie ein Kind. Gott behüt' ihn!"

4.

Vielleicht habt ihr es ſchon einmal geſehen, bei Abends hinter den Bergen ein gräuliches Unwetter langſam und ſchwerfällig aufzog, während das Thal noch in ſonnigem Frieden dalag und entſchlummerte? Die Landleute ſtehen gerade am Thore und überſchlagen frohlockend ihre Ernte, aus den Schornſteinen wirbelt blauer, wohnlicher Rauch empor, und ſieſelt etwas, wie Ahnung oder Warnung, oder Wehmuth. — Und eine Stunde ſpäter, eine einzige, kurze, kurze Stunde .... — Erlaßt mir das Bild!

Keinen härteren Morgen hat die Stadt Mainz wohl geſehen, ſelbſt in den letzten böſen Kriegszeiten nicht, als den des 28. Oktobers im Jahr 1462. Den Tag, Simon und Juda heißt er im Kalender, ſollten ſich die Bürger als einen rechten Judastag ſchwarz anſtreichen, oder roth, zum Andenken an das Blut, das damals in ihren Mauern gefloſſen, und an die Lohe, welche jäh aus den Häuſern aufflatterte.

Herr Adolf von Naſſau kam damals, auf eine etwas ſeltſame und unerhörte Weiſe für den Hirten, in die vom heiligen Vater ihm anvertraute Heerde, um den hartnäckig auf ſeinem Beſitze beharrenden Erzbiſchof Diether wie einen Bienenweiſel aus dem Korbe hinauszuräuchern. Etwa um die vierte Stunde nach Mitternacht kletterten ein Hundert ſeiner keckſten und tapferſten Reiſigen über die hohe Stadtmauer, gerade wo ſie am höchſten war und wegen des obendrein dicht daran vorüberziehenden Stromes für ſo ſicher gehalten wurde, daß überall Wachen ſtanden, nur juſt an dieſem Ende nicht. Hinein in die Stadt ſprangen, bes nächſten Thores Gewaffnete niederwerfen, den brauſen Harrenden öffnen, in die benachbarten Häuſer ſtürzen mit Feuer und mit Schwert — das Alles geſchah ſo geſchwind, wie wir es jetzo weder erzählen können noch wollen. Bei grauem Tageslichte Feuerlo in den Gaſſen, auf den Thürmen Sturmgeläute, in den Häuſern Ach und Weh und Schwerterklang, und das vom erſten Strahl des jungen Morgens, bis ſpät Abends, als die Sonne, mit blutigen Thränen in dem mütterlichen Auge, ſich entſetzt und ohnmächtig in den Rhein untertauchte. Die Bürger wehrten ſich, wie Mainzer Bürger ſich immer wehren ſollten, bis ſie vierhundert ihrer Beſten todt in den Straßen umherliegen ſahen, bis Weiber und Jungfrauen und Kinder händeringend

Digitized by Google

zwischen die Streitenden stürzten und die Soldaten des Nassauers sammt seinen Verbündeten ihnen die geplünderten Häuser über dem Kopf ansteckten. Da warfen sie heulend die Waffen weg, ließen sich, wie Schäflein im Gewitter, auf dem Platze vor der erzbischöflichen Curie zusammentreiben und von ihrem neuen Machthaber verkündigen: sie könnten sammt den lieben Ihrigen einstweilen hingehen, wo es ihnen nur beliebe, jedenfalls aber zu irgend einem Stadtthore hinaus.

Ihr solltet nur die Litanei hören, welche meine alten Chronisten auf dieser blutigen Seite ihres Werkes einstimmig anheben über die in's „Elend" Pilgernden, die tödtlich Verwundeten, die hülflos Zurückbleibenden, die Verarmten, Verbrannten, Verstümmelten. Und wie sie sich erbosen wegen jener Mainzer, welche klug genug gewesen waren, vorher mit dem Nassauer sich zu vereinbaren, und die nun „salviret" im allgemeinen Jammer dastanden. Selbst darüber wagt Einer sich zu skandalisiren, daß Erzbischof Diether, als ihn die Sturmglocke aus seinem besten Morgenschlafe weckte, eiligst ein unscheinbares Gewand sich überwerfen ließ, Stab und Ring und Prälatenkreuz gern daheim vergessend, aus einem Fenster der bereits hart berannten Burg mittelst eines langen, langen Strickes hinabgelassen wurde und auf einem kleinen Nachen pfeilschnell rheinabwärts steuerte, kaum einen Blick auf seine rauchende und wehklagende Stadt zurückgewendet. Als ob das so etwas so gar Absonderliches und Unerhörtes sei! Närrischer Chronist!

Unter den Rennenden, Rettenden, Flüchtenden all, was thun wir Natürlicheres, als was Alle thaten, uns umsehen nach denen, die wir kennen? Zum Theil stand es mit ihnen nicht zum Besten. Im Humbrecht hausten die Nassauischen Landsknechte gar übel; die Pressen wurden zum Fenster hinausgeworfen, daß sie prasselnd auf dem Pflaster zersprangen, es regnete Lettern in die Schustergasse, alle Kisten und Kasten zerschlugen die Beutesüchtigen, nirgends genug findend für ihre Gier. Da half es nicht viel, daß Meister Fust mit gerungenen Händen betheuerte, er besäße nichts mehr, was er geben oder Andere ihm nehmen möchten, und auf seine Drohung, sein Bruder, der erste Bürgermeister des Jahres und der reichste Goldschmied im Viertel, sei gut nassauisch, dem wolle er seine Unbill klagen, lachten ihn die Landsknechte aus und griffen mit illiterärischen Fäusten, als von Gold und Geldeswerth nichts mehr zu greifen war, nach den im Dachgeschoß aufgespeicherten Exemplaren kostbarer Druckwerke. „Essen kann man das Zeug nicht, weil's unverdauliche Waare ist, allein es taugt wohl zur Streu für die Pferde," sagte ein langbärtiger Pfälzer und schob sechs schwere Folianten in seinen nimmersatten Quersack.

Schlimmer noch gestaltete sich die Scene, als Peter Schöffer, welcher seiner jungen Ehehälfte vergeblich Muth und Trost zuzusprechen beflissen war, mit einem der ungebetenen Gäste in heißen Wortwechsel gerieth. Frau Christine hatte sich in ihr innerstes Gemach geflüchtet und lag auf ihrem Betschemel knieend vor dem Bilde der gnadenreichen Mutter Gottes, während Schöffer bald im Hofe zu steuern suchte, bald herauf kam, um Bericht, leider! immer nicht den erwünschten, abzustatten. Plötzlich drang ein kecker Reitersmann in Christinens Heiligthum ein, und suchte mit den finstern Augen, was er verschlinge. Zitternd reicht die Geängstigte dar, wieviel sie an Kleinodien und Zierrathen besaß. „Es schickt nicht," brüllt der Soldat, mit beiden Händen in ihren Truhen wühlend, ihre Schreine aufreißend. In einem derselben fällt der Psalter von 1457 ihm in die Augen, nicht seiner schönen Typen, sondern lediglich der silbernen Spangen wegen begehrenswerth für den Vandalen. Schmunzelnd reißt er das Werk an sich, Frau Christine, die in demselben ihr Andachtsbuch und zugleich des Gatten Brautgeschenk werth hält, versucht es vergeblich, dem Starken seine Beute zu entwinden. In das Geschrei hinein stürzt Schöffer, entreißt sein Buch dem Reiter, dieser tritt mit der schweren Ferse nach ihm, verwundet ihn leicht mit dem Sporn, Schöffer wehrt sich und schleudert seiner Frau Betschemelchen so gewaltig dem Feinde in's Angesicht, daß er schreiend, blutend zusammenbricht. Neue kommen hinzu, der Alte rafft sich auf, Schöffer sammt Christinen werden zum Hause hinausgetrieben, eine rohe Hand wirft einen Brand des eigenen Herdes in die Sparren und Gebälke des Daches — ein Augenblick noch, und die Brunst leckt mit spitzen Zungen aus zehn Löchern, auf dem Giebel breitet der rothe Hahn seine Schwingen aus, als müsse sich der Fluch des vertriebenen Gesellen von Paris so bald am Druckhause erfüllen.

Wehklagend stand die Familie Fusts im Hofe und sandte den mit Hohngelächter abziehenden Feinden, die das geplünderte und brennende Nest verließen, um anderwärts glücklicher wieder zu beginnen, ohnmächtige Verwünschungen nach. Daß die Bemühungen der Druckerburschen, welche nicht wußten, ob sie erst das Haus löschen oder die wenigen Trümmer in demselben retten sollten, nichts fruchteten, begreift sich leicht, ebenso, daß die Nachbarn keine Muße fanden, oder keine Lust, in solcher Bedrängniß einem Dritten zu helfen, zumal da dieser Dritte bei Manchen ob seines stolzen Betragens und seines glücklichen Geschäftes nicht zum Besten angeschrieben stand. Fust raufte seine Haare und streute sie in die Flammen des eignen Besitzes, weil er nicht wußte wohin. Sein Bruder, der erste Bürgermeister — ach! der hatte in der gemeinen Noth, oder, was wahrscheinlicher ist, in der um seine eigene Habe und Person so viel zu thun, daß er seines Fleisches und Blutes nicht einen Augenblick gedenken konnte. In der Stadt überall Feinde, Plünderer, Senger, alle Thore geschlossen, die meisten Thüren verrammelt. Rath- und hülflos stand er da, in die Flammen starrend, während Christine ihr Antlitz verzweifelnd an der Brust des Gatten barg. Die Gesellen krochen umher mit gefalteten Händen, und über der müßigen Gruppe knisterte das Feuer, ächzten die Balken im Sturze, flogen verkohlte Papiere, mit denen der frische Herbstmorgen sein höhnisches Spiel trieb.

Der Eindruck möchte schwer zu beschreiben sein, als in diese Scene — sie war eine Oede mitten im Getümmel, eine Ruhe der Vernichtung lagerte darüber — ein Neuer trat. „Grüß' Euch Gott, mitsammen, Ihr Armen!" sagte er und sah sie barmherzig und voll Theilnahme an. Wenn aber statt einer freundlichen Antwort nur böse Blicke voll Haß und Mißtrauen, nur mühsam unterdrückte Laute der Feindseligkeit seinen Gruß erwiederten, so weiß es Jeder, daß es Johannes Gutenberg war, welcher in den Hof zum Humbrecht kam, einen Bündel auf dem Rücken, den Pilgerstecken in der Rechten, das Gewand bequem aufgeschürzt, reisefertig. — Ja, er war es, und Fusts Groll, froh, so scheint es, einen Gegenstand zu finden, sprühte ihm lichterloh entgegen, gleich der Flamme seines Hauses, in den hastigen Worten: „Mann, was sucht Ihr hier? Wollt Ihr Euch weiden an unserem Elend, oder geht Ihr betteln bei Bettlern?"

Ruhig schüttelte der Geschmähte sein Haupt, nicht beachtend, daß Schöffer sich bei seinem Anblicke abgewandt hatte, Frau Christine am Arm davon führend. „Ihr solltet," sprach er milde, „in der Zeit der gemeinen Fährde unseren kleinen Haber vergessen haben, dacht' ich. Mich trieb der Wunsch her, zu sehen, wie es Euch ergangen sei, meinetwegen zu helfen, wo zu helfen wäre. Kaum dachte ich daran, daß wir zuletzt in Unfrieden auseinander gegangen waren; ich vermeinte noch Theil zu haben an dem Hause, in dem ich einst eine geraume Zeit mit Euch und Eurem Eidam gewirkt habe." — Fust murrte zur Antwort: „Ihr seht, zu helfen ist hier nichts mehr, zu holen auch nicht. Wir sind ruinirt wie Ihr."

„Nicht so kleinmüthig, Meister!" sagte Gutenberg; „mir ist's um Weniges besser ergangen. Bei dem Syndikus haben die Nassauer auch einen sauberen Haushalt gemacht. Meine Pressen sind zerschlagen, meine Lettern zerstreut, das hohle Gehäuse steht freilich noch."

Schöffer war mittlerweile wieder herangetreten und mischte sich in das Gespräch, indem er dem ehemaligen Lehrer mit giftigem Hohne bemerkte: „Nun, sehr werther Herr! Dabei mögt Ihr Euch am ehesten beruhigen. Ist's ja doch bekannt, daß Ihr kein rechtes Eigenthum am Ganzen hattet und das Geschäft nur auf des Doktors Gewinn und Verlust betriebt!" — Gutenberg erröthete bis an die Stirne bei den unzarten Worten. „So ist's," entgegnete er, „und Ihr wißt am besten, weß die Schuld, daß es so ist. Mich kümmert auch nicht, was ich verlor, sei es auch noch so geringfügig, nur die abermalige Störniß meiner Arbeit, der Verlust an Zeit und Kraft, mit denen der Greis geizen muß, nur das beugt mich darnieder. Wer weiß, wann und wo man nun wieder eine Stätte findet, um seinen Setztisch aufzuschlagen?"

„Denkt Ihr denn," so fragte Fust finster und niedergeschlagen, „daß jemals wieder eine Druckerei hier zu Stande käme? Die meinige und die Eure waren die ersten, und glaubt mir, sie werden die letzten bleiben. Es wird sich ein Jeder hüten, ein Geschäft wieder aufzunehmen, auf dem sichtlich der Fluch des Himmels liegt. Ihr und wir zu Grunde gerichtet! O verflucht die Stunde, da Ihr zum ersten Male mein Haus betreten und mich mit schönen Reden zu dem Teufelswerk verleitet habt! Mag es vergehen wie der Rauch aus meinem Hause, zusammenbrechen wie jener morsche Pfeiler, woran die erste Presse stand!"

Ein neues Gepolter gab den rechten Schluß zu diesem schrecklichen Wunsche. Bis auf die Straße hin und weit über den Hof stürzten Schutt, Staub, Asche, Funken, Kohlen, Splitter, Sparren. Ein Geselle begrub sich darunter, die Anderen flüchteten wehklagend, Schöffer entriß sein heulendes Weib dem Brande, nur der alte Fust und Johann Gutenberg beharrten allein in der Verwüstung; Jener vor Schreck schier in die wankenden Knie gesunken, beide Hände fest vor die Augen drückend, verbissen und ingrimmig, als wolle er seines Hauses letzten Stein zu seinem Grabsteine machen. Gutenberg erhob sich hoch und mit fast jugendlicher Kraft neben ihm, und seine Rechte auf des Gegners Schulter drückend, brach er in die begeisterten Worte

Digitized by Google

aus: „O Ihr Kleingläubigen, die Ihr meint, nun der Tempel in Flammen stehe, müsse auch der Gott verbrennen! Euch geschieht Recht in Eurer Hoffahrt, da Ihr nur um irdischen Vortheil die Kunst betreibt, nicht um der Kunst selber willen und aus Lust an ihr oder an ihrem Segen. Wahrlich ich sage Euch, Meister Fust, diese Kunst, an der Ihr verzweifelt, ist so ewig als das Wort, das sie vor allen Menschen erhöhet hat, und sie wird mit der Brunst Eures kleinen Hauses ebensowenig zusammenstürzen, als jener blaue Himmel, der sich hoch und ruhig über uns und unsern Irrthümern und Gräuelthaten wölbt. Schaut um Euch, Meister Fust! Eure Werkstätte leer, Eure Gesellen auf und davon! Denkt an mich! Wie da droben über Eurem gebeugten Haupte der Wind die Blätter Eurer Bücher unbewußt nach allen Weltgegenden wirft, so wird unsere Kunst dadurch, daß wir in unserem Wirken gestört und auseinander getrieben werden, in alle Welt sich verbreiten. Laßt brennen, Johannes Fust, was verbrennen kann! Die Kunst ist der wahre Phönix, und leuchtend, siegend, unsterblich schwingt sie sich aus jenen Flammen auf, um über die ganze Erde ihre Flügel zu strecken!"

5.

Im Rheingau und zwar am rechten Ufer des schönen Stromes, wenige Stunden unterhalb Mainz, liegt ein kleines, heuer selten, obwohl doppelt genanntes Städtlein: Eltvil oder Elfelb, wie Ihr wollt. Wenn die flotzen dampfenden Flußrosse der modernen Zeit an den bescheidenen Häusern desselben vorüberschnauben, klingt höchstens einmal die gellende Glocke hell auf und winkt dem kleinen Nachen, der mit seiner roth-weißen Fahne rüstig die Wellen durchschneidet, zu größerer Eile. Die Reisenden am Deck werfen aber kaum einen Blick auf die neuen Genossen, die eben die kleine Treppe am Strick sich heraufkasten; sie haben Recht — was kann aus Eltvil Gutes kommen? Was geht eine spröde Tochter von Albion, die sich lang auf eine Bank des Verdeckes gegossen hat, jene stille feine Rheinländerin an, die, ein Körbchen am runden Arm, ihr Strickzeug in der Hand, sich geräuschlos auf einem Feldstuhl niederläßt und den Freunden am Ufer noch ein treues Lebewohl nachwinkt?

In Eltvil muß die mit dem Brande der Stadt Mainz abgerissene Erzählung wieder angeknüpft werden. Drei Jahre waren seit diesem Ereignis hingegangen, für die schönen Rheinlande harte, schwere Jahre. Gutenberg hatte den Wanderstab wieder ergriffen; vor ihm her schritt, das leichte Gepäck der kleinen Karavane auf seinen Schultern Claude Musnv, das glückliche Kind eines fruheren Volkes, das mit seinem heiteren, durch keine Entbehrung, keine Widerwärtigkeit entmuthigten Sinn dem Greise manchen helferen Augenblick gewährte. Lorenz Beilbeck, der von seinem alten Herrn ungetrennlich schien, ging an dessen Seite, zuweilen die wankenden Gliedmaßen des Alten unterstützend, zuweilen mit seinem Auge der schwindenden Sehkraft seines Gebieters zu Hülfe kommend.

Welch' ein Zug! Und wie mußte dem Haupte desselben zu Sinne sein, verglich er ihn mit dem ersten Auszuge, den der jugendliche Adler, nach derselben Richtung hin, aus seinem Neste gewagt! Beilbeck hütete sich wohl daran zu mahnen, aber Gutenberg selbst, als die Reisenden eines Abends auf einer Höhe nahe am Ufer des Rheines Halt und Rast gemacht hatten, brach in die schmerzlichen Worte aus: „Weißt Du's noch, Alter, wie vor anno zwanzig dieselbe Straße gezogen sind? Ich hoch zu Roß, ein junger patrizischer Fant, wie die andern all', die Fürstenberg, die Wolfsberg, die Geldhus, die Humbrecht, eine prunkende Feder auf dem schwarzen Sammtbarett und ein seiden Wammß auf dem Leibe mit allerhand Falten und Alfanferein? War doch eine rechte Herrlichkeit, gelt, Lorenz!? Und wie wir den plumpen Reitern der Zünfte und der Bürger voranflogen, um Kaiser Ruprecht zuerst zu begrüßen, und wie das Volk uns hernach in Mainz unsere Häuser stürmte, wie wir fortzogen" . . .

„Damals ging's an," sagte der alte Beilbeck seufzend vor sich hin und nickte mit dem Kopfe.

„Ja, damals ging's an," und wann wird's enden, das Wandern, das Elend!" Der edle Greis blickte bei diesen herben Worten starr der niedertauchenden Sonne in das glühende Angesicht. Ihre warmen Strahlen thaten seinen ausgebrannten Augen wohl und webten um den fast nackten Scheitel, um die bleichen Züge des Kopfes eine Märtyrer-Glorie.

Sein Sorgen war nicht grundlos gewesen. Drei Jahre lang ward das Kleeblatt, Rhein-auf, Rhein-ab, umhergewirbelt; selbst bis Straßburg hinauf ging Gutenberg noch einmal, um alte Freunde aufzusuchen. Er pochte all- überall an verschlossene Thüren oder an verschlossene Herzen. Seiner Kunst bedurfte man nirgends; der Brand von Mainz hatte die Rheinlande so mit flüchtigen arbeitheischenden Gesellen und Druckern überschwemmt, daß für den Greis kein Platz mehr war. Und diesen wollte das ehrwürdige gebeugte Haupt nicht; er verlangte seine eigene Werkstatt, freie Hand und einen vollen Beutel.

Fern die dritten Jahr fand diese Pilgerschaft ein Ziel, freilich kein freiwilliges, kein erwünschtes. Gutenberg ertrankte gefährlich. Mit Mühe vermochten seine Begleiter ihm Obdach und Aufnahme zu verschaffen bei einem armen Fährmann, der, dem reichen und mächtigen Kloster Erbach gegenüber, auf dem linken Rheinufer eine Hütte besaß und theils mit Fischfang, theils mit seiner Fähre, worin er die zum Kloster Wallenden überfetzte, ein kümmerliches Leben fristete. Dort fiel Gutenberg nieder. Es war ein Aufenthalt ganz nach seinem Sinne, entfernt von den Wohnungen anderer Menschen, die der eigensinnige, von Tag zu Tag mehr verstockende Sinn des Biedgeprüften gerne mied, unter Rebhügeln geboren, mit einem Blick auf den klaren, ruhig an der Schwelle der Hütte vorbeiziehenden Rhein.

In diesem elenden Hause, vergessen und verlassen von allen Menschen, lag, als man das Jahr des Herrn 1465 schrieb, Johann Gutenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunst, schwer darnieder. Die böse Jahreszeit war hereingebrochen und hatte ihn noch auf der Wanderschaft überrascht; Erschöpfung, Altersschwäche, Seelenleiden aller Art trugen auch das Ihrige dazu bei, und somit waren die besorgten Blicke, welche sich die beiden Getreuen an dem niederen Lager ihres Meisters zuwarfen, nicht ohne Grund. Sie theilten sich in Pflege und Unterhalt des Verehrten; während Claude Musny bei den Weinbauern umher oder drüben im Kloster Dienste that, weilte Beilbeck bei dem Kranken. Selten, daß ein Mönch aus Erbach, in der Heilkunde erfahren, auf Claude's nachdrückliche Bitte herüberkam, um nach dem Siechen zu sehen; sein gewohnter Arzt war ein wunderthätiger Schäfer aus der Umgegend, der mit Zaubertränken und Gebetsformeln ein zerrüttetes Leben fruchtlos wieder zusammenzuflicken suchte.

Eines Abends, im Spätherbste gedachten Jahres, saßen diese drei Helfer, der Schäfer, Beilbeck und der junge Franzose, wieder bei dem in unruhigem Fieberschlummer hinbrütenden Kranken. Es war eine unheimliche Nacht. Die Wellen des Rheins gingen hoch und pochten faſt an die Schwellen der Häuslein, die sich an die Abhschlüfte, über den stürmischen Strom hin, fegte ein rauher Wind und schüttelte in seinen Grundfesten die Balken und Sparren des Fischerpallastes. Der Leidende hatte einen schlechten Tag gehabt; er klagte über brennende Hitze im Kopfe, zumal in den Augen, und mit Erschrecken bemerkte Beilbeck, wie er, noch unsicherer als sonst, mit den Händen nach der Schale tastete, die jener ihm vorhielt. Claude saß still zu Füßen des Bettes, der Schäfer murmelte unter allerlei unverständlichen, geheimnißvollen Zeichen seine Gebete her, sobald Gutenberg unruhig auffuhr oder im Schlafe schzete, Beilbeck stand am Fenster und sah in die ziehenden Wolken und Wetter hinaus. Es dunkelte schon völlig in dem kleinen Gemach, als Gutenberg aufwachte und mit erloschener Stimme ängstlich nach Licht rief. Beilbeck ging hinaus, zündete seinen Kienspan am Heerd des Fischers an und steckte ihn stillschweigend in den eisernen Ring in der Mauer, nahe dem Bette des Kranken. Dieser richtete sich hoch auf, als er die Thüre knarren hörte; „Licht!" rief er zum dritten Male und ungeduldig „ist denn Niemand da, der einem alten Manne einen Funken Licht in seine lange Nacht wirfe!"

Beilbeck zitterte mit beiden Händen und zog den jungen Franzosen hastig an das obere Ende des Lagers. „Lieber Herr!" sagte er, „wollet Euch nur erschauen vor die Augen öffnen; das Licht hängt ja an seiner gewohnten Stelle!"

„Und ich sage Dir, Du lügst", rief Gutenberg heftig aus, „ist es nicht so finster hier, wie in einem Grabe? Claude, mein Junge, sprich Du! wo bist Du?"

Der Gerufene stand ganz dicht zu Häupten des Meisters und beugte sich bebend über ihn. „Hier bin ich", flüsterte er und ergriff des Kranken Hand. Dieser stieß ihn barsch zurück, sprang von seinem Bette auf, griff hastig nach der Fackel und hielt sie dicht an sein Angesicht. —

Er sah sie nicht mehr!*)

Jammernd stürzte er auf sein Stroh zurück, die nun ganz erblindeten Augen in seinen Händen vergrabend. „Ich höre

*) Für eine so wichtige Katastrophe, die ich nicht gern den Schultern der poetischen Fiction ohne Grund allein aufgebürdet sehen möchte, gestatten mir meine Leser wohl die Anführung eines. Räucht mich, gewichtigen Gewährsmannes. Es ist dies Wimpheling von Schlettstadt, ein Zeitgenosse Gutenbergs, der als Jüngling von 15 Jahren im Jahre 1465 nach Straßburg kam und sanker anderen Orten in seinen historischen Schriften, wo er der Buchdruckerkunst und ihrer Erfindung erwähnt) in seinem Catalog der Bischöfe von Straßburg, den er 1508 geschrieben, mit ausdrücklichen Worten sagt: „Quem cujusdam Joannis Lienstheuch, ex senio coeci." Kann auch die historische Kritik auf einer solchen Stelle nicht fußen, so darf es doch wohl die Dichtung, zumal wenn ein Ereignis, wie hier, so sehr natürlich und wahrscheinlich auftritt.

Digitized by Google

Euch", sagte er zu den um ihn schluchzenden Leidensgefährten, „aber ich sehe Euch nicht; ich rieche den Brand des Holzes, aber sein Strahl dringt nicht mehr in meine Nacht. O ich Elender! Ein Tobias und ohne Sohn!"

Nach den ersten Ausbrüchen der Verzweiflung herrschte eine Todtenstille in dem Kämmerlein. Der Schäfer war — darin einem vollkommenen Arzte der neuesten Zeit ähnlich! — leise davon geschlichen, als er einsah, hier ebenso wenig geholfen zu haben als jemals helfen zu können. Der Kranke saß hochaufgerichtet, die Hände auf seinem Deckbette gefaltet, da, ohne sich zu regen; zu seinen Füßen kniete in kathlosem Schmerze der junge Franzose, still in sich weinend, und Lorenz leuchtete mit der Fackel — ach, vergebens! — lange und wie mechanisch in die grauen, starren Augenhöhlen Gutenbergs, als könne er mit seinem groben, irdischen Lichte den drinnen erloschenen Himmelsfunken wieder entflammen.

Pferdegetrappel draußen an der Hütte störte den kleinen Kreis in seiner Trauer. Beilbeck wollte zum Fenster eilen, zu sehen, was es draußen gebe, als der Fischer schon einen Reisigen ganz durchnäßt und bis an den Hals mit Koth bespritzt hereinwies. „Da sucht selber", sagte er zu ihm, „ob's der Rechte ist!"

Gebückt trat die hohe Gestalt in die niedere Thüre. „Ich suche", sagte er zu dem ihm verwundert, fast unwillig entgegentretenden Beilbeck, „den Johann Gutenberg von Mainz."

Der Greis hatte bei der fremden Stimme, welche seinen Namen nannte, hoch aufgehorcht und winkte hastig dem Diener zu schweigen. Seinen Stolz empörte es, so gefunden zu werden, und sich nach der Thüre hinwendend, woher der Schall kam, entgegnete er ziemlich hart dem Reisigen: „Wer sagt Euch, daß Ihr den edlen Herrn hier aufsuchen sollt, in einer elenden Fischerherberge? Gebt Eu'rer Wege, guter Freund, und lasset ehrliche Leute ungenecht!"

„Schade", meinte der Reisige mit einem mißtrauischen Blick auf den Kranken, der sich in seine Hüllen zurückgeworfen hatte, „Schade, daß ich mit einer heiteren Botschaft einen so trüben Empfang gewärtigen muß. Der, dem meine Sendung gilt, Herr Henne, würde mich sicher freundlicher aufnehmen."

„Wißt Ihr das so gewiß?"

„Sollt's denken," entgegnete Jener, indem er aus dem lebernen Koller eine Pergamentrolle hervorzog. „Ich bringe da von unseres Herrn Erzbischofs Hochwürden-Gnaden einen Brief, der dem alten Herrn wohl thun sollte, wenn er ihn erst in den Händen hätte. Seit Wochen bin ich ihm auf der Spur, folge dem Flüchtigen Fuß vor Fuß, bis mich gestern die geistlichen Herren von Erbach haben hierher wiesen."

Gespannte Erwartung im Gesichte waren Claude und Lorenz dem Reisigen entgegengetreten; der Letztere zeigte mit einem verstohlenen Augenwink auf den Kranken und sagte laut: „Wenn Ihr Euch entschließen könntet, Eure Botschaft an uns abzugeben, so würde ich Euch wohl mit meinem Kopfe dafür einstehen, daß sie in die rechten Hände käme, dermalen uns der Aufenthalt des Herrn Johannes Gutenberg zur Zeit wohl vertraut ist."

„Mir kann's recht sein", entgegnete der Reisige, wie im Einverständniß nickend und seine Rolle dem Alten einhändigend. „Bin ich doch nun meines lästigen Dienstes los und ledig, und kann, wenn mich der Bursche zur Nacht noch über den Rhein setzen will, Eltvil erreichen, wo mein gnädigster Herr, der Erzbischof Adolf, den Gott erhalten möge, seinen Hof aufgeschlagen hat."

Noch klirrten die Sporen des Reiters auf der Hausflur, als Claude schon die Rolle dem Alten aus den Händen gerissen, damit an's Licht geeilt war und, nach einem flüchtigen Blick über die Zeilen, an denen das große erzbischöfliche Siegel in stattlicher Kapsel baumelte, mit einem Jubelrufe auf die Knie stürzte. „Wenn die Noth am größten, ist der Herr am nächsten", stammelte er, und seine Thränen, jetzo nicht mehr des Jammers, sondern der dankbaren Freude, seine Küsse bedeckten die vor Erwartung zitternde Hand des Greises.

„Gemach, gemach, junges Blut", sagte dieser, seine eigene Aufregung mühsam bezwingend. „Was enthält denn das Blatt, das unseren heißblütigen Franzmann so in Harnisch bringen kann?"

„Eure Rettung, mein Herr und Meister!" jubelte Claude und reichte das Pergament an Gutenberg, der mit bebenden Fingern Band und Siegel betastete. Claude vergaß, daß er es selbst nicht mehr zu lesen vermochte, Beilbeck mußte ihn deß erinnern, und darauf erst entwand er es mit sanfter Gewalt dem Kranken, und las laut, unterbrochen von seinen eigenen Thränen und dem freudigen Schluchzen des alten Lorenz, was wir unseren Lesern in der einfachen treuherzigen Sprache jener Zeit als ein heiliges Fideicommiß an die unsrige mittheilen wollen:*)

*) Joannis Script. Rer. Mogunt. T. III., pag. 424.

— „Wir Adolf erwelter und bestetigter Erzbischof zu „Mentze bekennen das wir haben angesehen annemige und „willige Dinst, die uns und unserm stift unser lieber ge„truwer Johann Gudenberg getan hait etc.; darumb „und von besundern gnaden wir ine zu unserm dhiener „und hoffgesind uffgenommen und entpfahen etc. Wir „sollen und wollen ime auch solichen dinst, diwile er lebet, „nit uffsagen, und uff daß er solichs dinstes beste bas genesen „moge, so wollen wir ime alle jar und eyns jglichen jars, „wann wir unsere gemeinen Hoffgesind kleyden werden, zu „jglichen zoten, glich unseren Edelen kleyden, und unser „hoffkleydung geben laissen, und alle jare eins jglichen jars „zwentzigk malter korns und zwen fuder wins, zu gebraus „chung sines husses, doch das er die nit verkaufe oder vervehenge, sin ane ungelt, nutzerlage und wraigelt in unser „Stadt Mentze ingehen laissen, ine auch diwile er lebt und „unser dhiener sin und bliben wirdet, wachens, volge etc. „dienst, schatzung und anderer in gnaden erlaissen."

Die Rolle entsank den Händen des Lesenden; Claude fiel wieder auf seine Knie nieder, sie hoch emporhaltend. Rührend anzusehen war es, wie der alte Lorenz seine Finger inbrünstig um die Rechte des angebeteten Herrn schloß und mit einem überströmenden Blicke gen Himmel in sich hineinsprach: „Herr, nun lasse Deinen Diener in Frieden fahren!"

Und Gutenberg?!

Bleich und gethruckt lag er da. Einzelne schwere Tropfen rollten über die Wangen in den langen greisen Bart hinein, keine Muskel, kein Gelenk zeigte, daß noch Leben in dem Leibe sei. Und als seine beiden Vielgetreuen auf's Neue jeder eine Hand faßten, da wehrte er sie mild von sich ab und sprach, während heisere Thränen und häufigere ihm entstürzten, kopfschüttelnd vor sich hin:

„Zu spät! — diese Augen können's ja nicht mehr sehen! — diese Augen können ja nichts mehr als weinen!" —

Wir aber, die wir vierhundert Jahre später — „aere per totam Europam cullato", wie die prunkende Inschrift besagt, d. h. „auf Kosten des gesammten beisteuernden Europas" — ein Denkmal über das andere setzen, zu Mainz, zu Straßburg, zu Gernsheim, zu Harlem, Gott weiß, wo noch? um die Erfindung seiner Kunst zu ehren — warum senken wir nicht ein Stück dieses Pergamentes mit in den Grundstein? Und Du, schöne Leserin, die Du bei den einfältigen Worten der heiligen Urkunde an die von Geist und Witz übersprudelnden „Gutenbergs-Albums", an die Jubelfest-Prachtwerke, mit und ohne Umrisse, denkst, — und Ihr, Gesellen, Jünger jenes Mannes, die Ihr Polüste baut für Eurere Letteren und für Euch, — Ihr endlich, jubelsüchtige Seelen, die Ihr 10,000 Gulden nicht genug findet im muthmaßlichen Budget für das Fest einer einzigen Stadt, einem Manne zu Ehren, der jährlich zwanzig Malter Korn und zwei Fuder Wein als Gnadengeschenk eines ehelmüthigen Fürsten empfing — —

Laßt mich schweigen! Ihr wißt ja, was geschrieben steht: „Es ist eine alte Geschichte!" —

6.

Die Geschichte, welche uns in dem Decret Adolfs von Nassau einen Beweis von der humanen Gesinnung dieses Kirchenfürsten aufbewahrt hat, meldet uns nicht, welcher Art die Dienste Gutenbergs gewesen seien, wodurch er die Gnade desselben sich erworben. Hatte, wie Einige vermuthen wollen, der alte Mann schon in Mainz der Partei des Nassauers angehangen und zu dem Ueberfalle seiner Vaterstadt irgendwo mitgewirkt? Das scheint bei seinem der Welt abgewendeten Sinne und seiner beschränkten Thätigkeit wenig glaublich. Nehmen wir lieber an, der Erzbischof habe sich des verdienten Sohnes seiner gewaltsam genommenen Hauptstadt in Gnaden erinnert, oder er sei von dem ärmlichen, schwiesenden und unwürdigen Loose des Erfinders einer schon damals große Auffehen machenden Kunst durch einen Freund, durch den Zufall unterrichtet worden! Warum erklären müssen, das ohne Erklärung so viel schöner und menschlicher ist?

Der Erzbischof hielt in Eltvil Hof. Die Stadt muß schon um deswillen damals größer, wenigstens bedeutender gewesen sein, als heuer. Das große Schloß stand noch, welches nachmals ein Opfer französischer Flammen geworden ist. In Mainz selbst wollte sich Adolf nicht niederlassen; mag sein, daß er den Gemüthern und der Stimmung seiner Herde noch nicht so recht trauen durfte!

Nach Eltvil zog denn auch, geführt auf seinen treuen Claude, begleitet von Lorenz Beilbeck, Joann Gutenberg, jetzt nicht mehr ein wandernder Bettlar mit seinem Knaben, aber doch ein armer, blinder Greis am Stabe, den die spät aufgegangene Gnaden-

Digitized by Google

und Glückssonne nicht mehr zu durchwärmen vermochte. Erlasset mir es, Euch die Scene auszumalen, wie der Alte in der bischöflichen Kurie erschien und dem hohen Herrn seinen mündlichen Dank abstattete, und wie die Großwürdenträger des geistlichen Staates sich neugierig um die gebückte Gestalt drängten, wie ein beleibter, strahlender Prälat dem andern in's Ohr flüsterte: „Also das ist der Mann, der Bücher drucken lehrt?“ Eine tiefe und innige Sympathie für den ohnmächtigen Erfinder eines allmächtigen Werkes machte sich wohl unter den Meßgewändern und Stahlwämsern nicht regen!

Nur kurze Tage genoß nach so vielen Opfern und Widerwärtigkeiten der greise Meister sein beschiedenes Glück. Es war — gönnt mir immerhin ein altes Bild für den Fall noch einmal! — als ob die Sonne kurz vor ihrem Niedergange die Schatten und Wolken um sich plötzlich zerrissen hätte, um bald darauf still und heiter in den blauen Strom, hinter die zitternden Berge unterzutauchen. Gutenberg sah sie nicht mehr, diese im schönen Rheingau auf- und niedergehende Sonne; aber oft saß er mit seinen beiden Getreuen am Ufer des Stromes und hörte dem Rauschen der leise hingiehenden Wellen zu. Nur wenige Worte gingen noch über die Lippen des Greises; ach! diese Lippen hatten im Leben des Herben so Vieles hinabschlürfen müssen, daß der Honig der letzten Tage sie kaum noch erquickte und daß sie krampfhaft über ihrem Schmerze geschlossen blieben.

Im ländlicher Beschränkung und Abgeschiedenheit war den drei Vereinten ein Jahr, das Jahr 1466 hingegangen, und das zweite fandte eben seine ersten Frühlingsgrüße in die sehnsüchtige Welt, als Gutenberg, nunmehr ein Siebenzigjähriger, eines Morgens am Fenster seiner Hütte saß und still vor sich hinstarrend seinem jungen Freunde lauschte, der draußen vor der Thüre ein Gelände für den jungen Rebstock zurecht schnitzte, dessen Ranken an der Wand des Hauses strebsam emporklimmten. Ein vaterländisches Lied nach dem andern floß von den munteren Lippen des Pariſers; Gutenberg verstand von den Worten vielleicht wenig, allein ihr erfreute die heitere, volksthümliche Weise und der gefällige Vortrag Claude's. Auf einmal hört der Aeltere seinen Namen von der Stimme des Meisters hastig ausrufen; bestürzt wirft er das Beil aus der Hand und eilt hinein, als ihm auf der Schwelle schon Gutenberg, auf seinen Stab gestützt, entgegentritt. „Das Lied,“ ruft der Greis mit bebenden Lippen aus, „Dein letztes Lied noch einmal.“ Verwundert und besorgt blickt ihn Claude an und beginnt auf ein ungeduldiges Zeichen wirklich wieder:

„Soir et matin, filles, n'allez soluttes
Quierre, et ganoz, derraines violettes.“

Gleich nach den ersten Worten unterbrach Gutenberg den Sänger, indem er ihn heftig bei der Brust faßte: „Junge,“ rief er aus, „woher hast Du dieses Lied?“ — „Meine Mutter lehrte mir's,“ sagte Claude mit sanftem Tone, „da ich noch ein kleines Kind war und auf dem Grève-Platz mit glatten Steinchen spielte.“ — Sinnend ließ ihn der Alte los. Nach einer Weile begann er wieder: „Siehst Du, Claude, Du bist ein braver Knabe, und hast durch Deine Treue mein Vertrauen wohl verdient. Das Lied schnitt mir darum so in's Herz, weil es das letzte Wort, der letzte Laut von Jemandem war, den ich lieb, sehr lieb gehabt habe. Seit ich es zum Letzten gehört, sind nun viele, viele Jahre hingegangen; ich höre es nicht wieder, niemals so wie einst.“

Erschüttert verstummte Gutenberg. Vielleicht war es gut, daß er nicht sehen konnte, in welch' heftige Bewegung seine abgerissenen Worte den Jüngling versetzt hatten. „Geh' nun wieder hinaus, Claude,“ setzte Jener nach einer Weile hinzu, „aber sing' mir jeden Abend das Lied einmal, hörst Du? Deine Hand, mein Junge!“ Er reichte sie dar. „Du zitterst ja, was hast Du? Was ist das?“ fragte er überrascht, mißtrauisch, wie es der Blinden Art ist. — „Nichts, Meister.“ — „Und ich will es wissen, Deine Hand ist heiß, wie Feuer.“ — „Es ist nur, weil Ihr sagt, Ihr hättet Vertrauen zu mir, und in demselben Augenblick verbergt Ihr mir etwas, was Euch drückt!“

Aengstlich und doch mit sichtender Hast, als müsse er einen günstigen Augenblick benutzen, hatte Claude diese Worte gestammelt. Gutenberg kehrte sich ab von ihm, um nach einem langen Stillschweigen in leisem Tone zu dem Franzosen zu sagen: „Claude, Dein Lied sang mir einst eine Landsmännin von Dir zum Abschied, ein edles, liebes Mädchen, und sie hieß — sie hieß, wie Deine Mutter, sagst Du, geheißen hat, Gisquette —“ Der Greis verhüllte sein Haupt, Claude aber stürzte zu seinen Füßen, umklammerte die Knie des Mannes, flehend: „O Vater, Vater! — Ahnst Du nicht? Die Dir es sang, sie war ja meine Mutter!“

Ein greller Schrei rang sich aus Gutenbergs Brust. Sein Stab entfiel den Händen, und diese, des Blinden Augen, suchten Haupt und Antlitz des Knienden. „Du lügst,“ sagte er, „sei barmherzig! Lüge nicht!“

„Bei dem Lichte, dem verlorenen, Deiner heilig geliebten Augen, bei dem Herzen Gisquettens, ich lüge nicht. Dein Sohn, — sie meine Mutter, — Du mein Vater!“ In französischer Lebhaftigkeit hatte Claude diese Worte hervorgestoßen. Gutenberg antwortete nicht, seine Brust hob sich gewaltig, es rang in ihm, man sah es, die Fülle, die Begierde zu glauben mit dem Zweifel. „Und warum . . ?“ stammelte er. „Vater,“ sagte Claude, ihn erratbend, „ahnst Du denn nicht, daß das meine Sendung war? Daß ich mich darum bei Dir eindrängte, darum Dir folgte, darum mit abgöttischer Verehrung an Dir hing? Und ahnst Du nicht, daß meine Mutter mit einem heiligen Eide meine Zunge band, nicht eher mit einer Silbe ihrer zu gedenken, bis Du selbst ihrer Erwähnung gethan? Bleib' bei ihm, sagte sie, sein unterster Knecht, wenn er Dich nicht anders will, denn er ist Dein Vater. Und findest du ihn glücklich, was meine heißesten Gebete vom Himmel erflehen werden, denkt er in seinem Wohl an die arme Gisquette zu Aachen nicht mehr, so beschwöre Du ihren Schatten nicht zwischen ihn und seine Freude. Ist er aber unglücklich, dann wird er von selber sich mein erinnern, und in der Stunde falle vor ihm nieder, küsse seine Sohlen und sprich: Sei getrost! Sie sendet mich! Deinen Sohn!“

„Halt ein, um des Heilandes willen, halt ein!“ schrie Gutenberg auf und sank nieder zu dem vor ihm Knienden. „Ja, das ist sie, an diesem Worte erkenne ich Dich. O mein Sohn, mein Sohn!“

Ein Blitz hatte die beiden Männer nicht aus einander gerissen. So lang, so eng, so lautlos war die Umschlingung, in der sie ruheten. Der Greis klagte nicht, daß er den Gefundenen nicht sehen konnte; seine Lippen, seine Hände, seine Arme dienten ihm statt Augen; „und,“ sagte er unter Thränen, „einst, als ich es nicht wußte, welchen Schatz ich besaß, ja damals, als ich blind war, sah ich ja Deine lieben, offenen Züge und meiner Gisquette Augen.“

Nach dem ersten Taumel einer solchen Entdeckung gewann Gutenberg Fassung genug, um nach Claude's Mutter zu fragen. Er konnte es nicht sehen; was dieser mit überquellenden Augen nach oben wies, aber er verstand die stumme Antwort doch, an der schmerzlichen Innigkeit, womit der Sohn sich auf's Neue an die Brust des Vaters drückte. „Sie erwartet mich droben,“ flüsterte er und barg seine lichtlosen Augen an Claude's Stirn.

Noch in stummer, glücklicher Umarmung fand Lorenz Beildeck, als er um Mittag vom Acker heimkehrte, die Beiden. „Lorenz, ein Sohn!“ so rief, als er den Tritt des Nahenden erkannte, Gutenberg dem treuen Diener schon entgegen, und Claude richtete sich, stolz auf einen solchen Vater, in seinen Armen auf. Verwundert empfing Beildeck die Erklärung, und, gleichsam mehr um den Fremden einen vollgültigen Beweis zu geben, als um sich vor dem Vater zu rechtfertigen, zog jetzt Claude aus seiner Truhe einen kleinen, glänzenden Metallspiegel heraus, auf einer Seite mit einem Bilde bekleidet, zierlich am Rande gezackt. „Sage dem Meister, welches Bild Du auf der Rückseite dieses Spiegels siehst!“ sagte er zu Beildeck. — „Eine heilige Maria, die Brust von drei Schwertern durchbohrt, das gekreuzigte Jesuskind in den Armen.“ — „Und darunter,“ sagte Gutenberg hastig, „in Holzschnitt die Worte: Ecce, mulier, filium tuum! — O weißt her die Tafel, den Spiegel! Ich gab sie Gisquetten, als ich sie zuerst gesehen, am Domplatze zu Aachen!“ Er riß die Reliquie einer besseren Zeit an sich und küßte sie mit inbrünstigen Lippen.

Die Stunde, da er diesen Spiegel in eine geliebte Hand gelegt, die ganze Epoche aus seinem Leben lag vor Gutenbergs innerem Auge wie ein warmer Sonnenblick, in dem auch der kahle, kalte Gletscher seines Alters roth aufglühte. Als die Erinnerung an jene Zeit zu mächtig in ihm wurde, erzählte er seinem Gefundenen und dem treuen Beildeck, wie folgt:

„Es war im Jahre 1430, als nach Aachen, der uralten, berühmten Kaiserstadt, von allen Seiten der gläubigen Christenheit gewallt werden sollte. Eine Heilthumsfahrt, wie man das nannte und wie sie alle sieben Jahre nach den wundertätigen Heiligthümern des Domes in Aachen veranstaltet wird. Ich lebte damalen in Straßburg zu St. Arbogast, im Geiste beschäftigt mit meiner edlen Kunst, aber noch zu keinem rechten Ende gediehen. Dabei ging's mir — Lorenz, du weißt das! — im täglichen Leben ein bischen knapp zu. Die Sendungen von Mainz waren schon lange ausgeblieben, mein väterlich Erbe verkauft und draufgegangen zu allerlei Experimenten und Vorarbeiten. Um deshalb einigen Erlös zu ziehen, der mir mehr zur Verfolgung meiner Idee als zur Fristung eines bereits im hohen Mittage stehenden Lebens nöthig däuchte, machte ich mich an allerlei Künste, von denen ein günstiger Betrieb zu hoffen war, ließ Spiegel und Steine schleifen, schnitt Bilder und Formen in Holz, und verband mich mit jenen Straßburgern, die es später so übel mit mir im Sinne hatten, mit dem Andres Dritzehn, dem Heilmann und den Anderen. Das mag aber schon ein oder zwei Jahre her gewesen sein, daß wir zusammen unser

Digitized by Google

Geschäft betrieben; sie schossen, wie billig, ihre Einlage dazu her, ich lieh ihnen mein Werkzeug und unterwies sie nach bestem Vermögen.

„Von der Heilthumsfahrt verhießen wir uns eine recht reiche Ernte. Da kamen sie aus aller Herren Ländern zusammen, der eitle Franzmann mit seinem gepuzten Weibsen, der stolz einhergehende Spanier, die schönen verschleierten Frauen von Benedig und den großen italischen Städten. Wir durften darum wohl hoffen, von unsern Künsten und Werken manches schöne Stück an den Mann zu bringen. Zudem trieb mich noch ein Anderes von Straßburg weg. Ich hatte mit einem elsassischen Mädchen, Ennel zur Eisernen Thür, hieß sie, eine kurze Zeit ein Verlöbniß gehabt. Mein Herz gedachte sie heimzuführen, weil ich Wohlgefallen fand an ihren schönen braunen Augen und an der schlanken Gestalt. Gott und die Aeltern Ennels beschlossen es aber anders mit uns. Ich will glauben, sie war unschuldig daran, denn sie war eine brave Dirn, und, ich darf es wohl sagen, mit mir ganzer Seele zugethan, nur ein wenig leichtfertig, sagten ihr böse Zungen nach, und an weltlichen Dingen eifriger hangend, als es einer Christin und einer deutschen Hausfrau ziemen mag. Die Aeltern fanden an mir und an meinem Wandel kein Aergerniß; es kränkte sie nur, daß ich nicht höher hinaus wollte, immer in meiner viellieben Werkstatt saß, über Büchern und Kunststücken brütete; der Vater meinte, ich hätte einen niedrigen Sinn, und wenn ich mich nicht besser daran gäbe, nicht nach einer Würde in der Stadt trachtete, so gäbe er einem Müßiggänger und Grillenfänger und Kopfhänger sein Mädel nicht. Er war ein reicher Mann von vieler Sippschaft in Straßburg und daß angesehen.

„Natürlich, daß ich ihm nimmer wieder über die hoffärthige Schwelle ging. War mit Ehren vierzig Jahr' alt worden, und sollte nun noch mein Dichten und Trachten, das all' auf einen Punkt stand, ändern, Rathschreiber werden, Katzenbuckel machen — daß dich!

„Mir that's leid, obwohl ich — das sollt' ich bald lernen — die Ennel nicht so eigentlich lieb gehabt. Um mein Weh zu verschmerzen, kam mir die Fahrt gen Aachen so recht zu paß. Im Monat Juni packten wir auf, Dritzehn, Heilmann, der Voigt Riffe und ich, zogen mit einem Paar tüchtiger Saumthiere, die unsere Steine und Spiegel und die bunt-gedruckten Heiligenbilder trugen, lustig von dannen und fürchteten schier, die beiden Thiere würden das Geld nicht alle tragen können, das wir in Aachen gewönnen. Wir nahmen nicht die Wasserstraße, weil wir unterwegs schon allerlei abzusetzen gedachten.

„Verlangt nicht, daß ich Euch das Gepränge und Gedränge schildern soll, das und in der heiligen Stadt schon entgegen fluthete. Meine alten blinden Augen können sich's kaum noch zurückrufen, was sie damals gesehen. Alle Straßen und Plätze mit Andächtigen, Fremden, Einheimischen, Vornehmen, Geringen, Gesunden und Krüppeln überfüllt. Vor den Thoren draußen lagen sie des Nachts in bretternen und leinenen Hütten, mit Tannengrün geschmückt und von tausend Lichtern funkelnd. Und früh Morgens, wenn die heiligen Prozessionen angingen, wie stürzte aus den Pforten des Domes und hinein eine brünstige Schaar, um den geweihten Schrein mit bittenden Lippen zu berühren, den heiligen Mutter Gottes eine Kerze, einen Kelch, oder auch nur eine Thräne und ein leises Gebet zu weihen. Wenn die Glocken dann ausgeklungen, dann öffneten sich die Läden und Buden aller Ecken und Enden; Juden und Christen schrien durch einander, Gaukler, wälsche Sänger, Bettler, Landsknechte, dazwischen wieder seidene Gewänder, Kardinalshüte, Fürstenmäntel — Kranke, die ihre gebrechlichen Gliedmaßen in die warmen Quellen tauchten — Genesene, welche der Mutter Maria ein silbernes Herz brachten oder ein Bein, künstlich aus Wachs gebildet — Stutzer, die mit ihren Buhlen im Gedränge kosten — Soldatenjungen, auf einer Krommel wirbelnd — Mönche mit dem Kreuz und der Fahne, einem Leichenzug voran, — Masken dahinter und darunter — —

„Mir schwindelt, denk' ich jetzo nur daran, und in den Ohren braust mir dann das unaufhörliche Geräusch jener Tage noch immer. Damals war ich ein Mann in der Vollkraft meiner Jahre, und es focht mich nichts an, im Gegentheile, es konnte mir nicht laut und wirr genug zugehen. Wie ein Fisch im Wasser schwamm ich wohlgemuth in den Wellen des bewegten Menschenstromes mit, die Augen überall, jauchzend mit den Jauchzenden, und wo es Hiebe setzte, auch wohl mit der alten Klinge noch bei der Hand, deren Brauch der Mainzer Patrizier-Sohn beileibe nicht verlernt hatte. Mein Geschäft kümmerte mich wenig. Feil halten und handeln wollte mir nicht ziemen, wie auch meine Genossen meinten; sie erboten sich auszuspähen mit unseren Waaren, und wenn es mir auf Abende, da wir den Erlös theilten, oft vorkommen wollte, als hätten sie mein Part verkleinert, so schalt ich mich doch meines schnöden Mißtrauens halber selber aus. Ich hatte ja zu leben, aus dem Säckel ging's in den Mund, und Zeit für meine Gedanken, meine Arbeiten blieb mir auch noch zur Genüge.

„Drei Tage war ich in Aachen gewesen. Da — eines Morgens — ich stand an der Bude, worin Andreas Dritzehn unsere Spiegel ausgelegt hatte" . . . — Und ich wollte nur, Ihr sähet, lieben Leser, wie ich, den Blinden bei diesen Worten erzittern, über seine bleichen Wangen eine letzte Röthe anbrechen, seine Hände nach dem Haupte Claude's, seines Neugeborenen, tasten. —

„Unter den vielen Schaulustigen, welche umherstanden, die glatten Metallspiegel betrachtend, war auch ein junges Mädchen, das tief zurückgedrängt wurde in den Haufen und nur von ferne ihre Augen an unseren Schätzen zu weiden vermochte. Diese Augen gefielen mir aber so sehr, daß ich sie heranwinkte mit den Worten: Tritt doch näher, Du kleine Schöne! Sie wußte nicht, daß sie gemeint war, ja sie verstand mich nicht einmal, als ich meine Einladung wiederholte, sie dazu bei der Hand faßend, die sie mir leise und schüchtern wieder entzog. „Ich bin keine Deutsche," sagte sie hocherröthend, „ich bin eine Französin, aus dem Faubourg St. Antoine zu Paris, wenn Ihr da gewesen seid, mein Herr!" Ich mußte lachend verneinen. Obwohl ihrer französischen Sprache nicht sehr mächtig, verstand ich sie doch genug, um ihr nothdürftig antworten zu können.

„Wüßt Du denn nicht einen unserer hellen Spiegel mitnehmen, kleine Französin?" sagte ich zu ihr.

„Ach nein, mein Herr!"

„Du thust unrecht. Wer ein so hübsches Gesicht hat, wie Du, sollte vor Allem ein solches Meuble anschaffen." Ich griff ihr dabei scherzhaft unter das Kinn und hob das zierliche, zu Boden gesenkte Oval dieses reizenden Antlitzes zu mir empor. Sie sah mich mit den großen Augen halb bittend, halb vorwurfsvoll an und wollte sich los machen; ich aber hielt sie fest, und indem ich ihr einen unserer nettesten Spiegel — jenen selben! — hinreichte, sagte ich zu ihr: Nun sieh doch selber hin, kleine Ungläubige! Ein Schrei der Ueberraschung bebte von den feingeschnittenen Lippen, als sie ihre glühende Wange aus dem Grunde des polirten Metalls so hell und so treu sich entgegenleuchten sah. Man merkte an Allem, daß sie ihr eigenes Abbild so klar und vollständig noch niemals erblickt hatte; es war, als schlüge ihre Schönheit erst jetzt die Augen auf, um sich selber zu erkennen. Ich drang in sie, den Spiegel zu kaufen. Sie schwankte; sichtlich hatte sie selbst Vergnügen daran gefunden. Plötzlich aber warf sie ihn heftig wieder auf den Tisch und eilte davon. „Ich kann nicht," rief sie aus und drängte sich zurück in den Haufen der Umstehenden.

„Ich folgte. In der Nähe des Domes — unsere Bude stand am Dominikse — hole ich die Flüchtige ein. „Warum kannst Du denn nicht?" — „Mein Herr! — „Kehre ohne Furcht mit mir, Du darfst es ..." „Weil ich kein Geld habe, um den Spiegel zu bezahlen. Sehet hier mein letztes Fünftlores-Stück. Es ist bestimmt, zwei künstliche Hände von Elfenbein zu kaufen, die meine genesene Mutter der gnadenreichen Maria opfert."

„Die kindliche Liebe, welche noch heller aus dem beredten Auge des jungen Mädchens redete, als aus ihren einfachen Worten, rührte mich tief. Ich fragte sie nach Mutter, Heimath, Namen. Mit einer liebenswürdigen Offenherzigkeit erzählte sie mir, sie hieße Gisquette, sei aus dem Faubourg St. Antoine der großen und mächtigen Stadt Paris, in dessen Mauern ich eine so zarte, ländliche, unverdorbene Blume wahrlich nicht gesucht hätte, und wäre mit ihrem Bruder Jacques, einem Geschütze der Mutter zufolge, hierher gewallt, um der Jungfrau Maria für das Wunder der Heilung, das sie an der alten, seit Jahren gichtbrüchigen Frau gethan, ihren Dank und ein frommes Weihgeschenk darzubringen.

„Und wie denkst Du heim zu kommen, fragte ich weiter, den langen Weg, Du ein schwaches Mädchen und ohne Mittel, da ja jenes Silberstück, sagst Du, Deinen ganzen Reichthum ausmacht? Herr, wie hin, erwiderte sie mit dem leichten Frohsinn ihres Volkes. Bruder Jacques ist ein gelernter Conteur; der erzählt und singt unterwegs seine Fabliaux, ich schlage die Laute dazu, und so ziehen wir fromme Klöster und gastliche Häuser, an denen es ja — Gott und seinen Heiligen sei gedankt! — nirgends mangelt. Bruder Jacques, setzte sie mit schwesterlichem Stolze hinzu, hat auch hier in Aachen vor vielen hohen und reichen Herren schon gesungen, und daheim im ganzen Viertel ist er weit und breit bekannt. Hat er doch selbst einmal in einer großen Moralité in der grand'salle den Merkur agirt, mit gewaltigen Flügeln an beiden Schultern, die ich ihm aus Gaze gemacht, und, ich sag' Euch, mein Herr, er sah gut aus und hielt seine schönen Reime vortrefflich!"

„Brauch ich Euch zu melden, Freunde! wie mit jedem Worte des durch meine Theilnahme beredt-gewordenen Mägdleins mein Herz sich entschiedener zu ihr hingezogen fühlte? Ich führte sie wieder zu unserem Zelte, und indem ich ihr den Spiegel, den sie zuvor mit lüsterner Bewunderung selbst betrachtet hatte,

Digitized by Google

rasch hinreichte, sagte ich zu ihr: „Nimm das, mein gutes Kind, als Andenken an diese Stunde und einen Freund, den Deine kindliche Liebe tief erfreuet hat!“ Sie weigerte sich lange verschämt; als aber Andres, der seiner Reihe nach an jenem Morgen ausfuhr, mit murmelnde Vorwürfe machte, daß ich leichtfertig mit unserem Gut haushielte, legte sie ängstlich, aber bestimmt den Spiegel wieder hin und sagte zu mir: „Ich dank' Euch, mein lieber Herr! Ihr sollt keine Ungelegenheiten haben wegen eines armen, eitlen Mädchens!“

„War mir das Blut schon über die Krämerseele Heilmanns in's Gesicht geschossen, so erhitzten mich die trüben, entsagenden Worte Gisquettens vollends. Rasch nestelte ich meine Börse vom Gürtel los, und indem ich den Kaufpreis des Spiegels mit einem heftigen Schelten gegen jenen auf seinen Tisch schleuderte, nahm ich mit der einen Hand den Spiegel, mit der anderen der Dirne Arm und führte sie mit sanfter Gewalt aus dem Gedränge.

„Glaube! Sieben Tage lang, sieben glücklose, unvergeßliche Tage brachte ich mit Gisquette in Aachen zu. Ich ließ nicht von ihr, ich war ihr Schatten, sie, das einfache, reine Herz voll seiner ersten, an mich Unwürdigen verschwendeten Liebe, meine Sonne. Dann schieden wir — um uns niemals wiederzusehen — und heute . . .“

Johann Gutenberg verstummte, mit langentbehrten Thränen seinen gefundenen, Gisquettens Sohn an die überquillende Brust schließend. Claube hatte, um des Vaters Erzählung zu vervollständigen, wenig hinzu zu setzen: von dem freudlosen Leben und Sterben Gisquettens, die niemals von der Treue zu Johannes gewichen war und seinen Sohn auf ihrem Todbette als letztes Vermächtniß an den ahnungslosen Freund abfandte.

Eine heilige Stille waltete in dem kleinen Gemach, als er geendet. Zu Gutenbergs Füßen kniete Claube, eng von jenes Armen umfangen. Beilbeck stand mit gefalteten Händen von ferne, sein treues Auge weidend an der verschlungenen Gruppe. Der Greis aber mit seinen starren, lichtlosen Augen, das Gesicht voll majestätischer Würde und voll tiefseliger Bewegung umflossen von den weißen Wellen der Haare und des ehrwürdig hernieder wallenden Bartes, die Brust gehoben von Seufzern, in denen Schmerz und Lust, Vergangenes und Gegenwärtiges wehmüthig in einander schlugen: — Wer ihn so gesehen hätte, würde ihn verglichen haben mit einem Oedipus in Antigone's Armen, geborgt, alt, schwach, aber dennoch das Haupt eines Königs, das Herz eines Vaters!

„Wahrlich!“ sprach er nach einer langen Pause mit bebenden Lippen, „wahrlich! nun wird mir mein naher Tod ein seliger Heimgang! Liebe geleitet mich hier, Liebe empfängt mich dort. Das sind die besten Werke, von denen geschrieben steht, sie werden den Gerechten nicht verlassen, sondern ihm nachfolgen. Alle Kunst und alles Wissen, nach dem wir ringen, in dem wir schwelgen, aller Schall und aller Ruhm, so unsern Namen auf die Nachwelt trägt, ist ein tönend Erz und eine klingende Schelle gegen die Worte der Liebe, der reinen, natürlichen, menschlichen, göttlichen. Ja, ich ahne, daß mein Leben für Andere nicht verloren ist, daß meine Saat aufsprost zu einem Baum, darunter eine neue Generation rasten mag. Mein Werk hat die Idee entfesselt und das Wort befliegelt; leicht, frei, schnell werden sie auf den Schwingen meiner Erfindung die verödete Erde durchschweben und meinen Namen der Unsterblichkeit zutragen. Aber siehe, ich würde dennoch ohne Trost und ohne Ruhe zu Grabe gegangen sein, wenn nur die Sonne meines Geistes mir den dunklen Pfad beleuchtet hätte. Da wurde mir ein Sohn, und ich scheide froh, denn mein Leben verliert sich nicht in einer grauenvollen Oede. Der Mensch bleibt Mensch. Sein Herz kann nicht vom Ruhm und von der Hoffnung leben; Liebe bleibt sein Bestes. Und so gäbe ich mein ganzes Werk dahin für Dich! Du gilt'st mir mehr wie meine Kunst, Du Gisquettens Bote aus einer glücklichen Ewigkeit, Du, mein Claube, mein Sohn, mein Alles!“

„Gutenberg starb arm und verlassen. Sein Tod erregte kein Aufsehen bei seinen gleichgültigen, undankbaren Zeitgenossen. Nur aus einer beiläufigen, seiner gelegentlich erwähnenden Gerichts-Urkunde vermuthen wir, daß er nicht lange vor dem 24. Februar 1468 zu seinen Vätern versammelt worden ist. Wann und wo, bleibt ungewiß, ja wir würden nicht einmal ahnen können, wo seine entseelte Hülle dem Schooße der Erde zurückgegeben worden, wenn sich nicht die Grabschrift, welche Einer seiner Verwandten, Adam Gelthuß zur Jungen Aben, zu seinem Andenken verfaßt hat, zufällig erhalten hätte. Es heißt darin mit frommen, lateinischen Worten, seine Gebeine ruhen in Frieden in der Kirche des heiligen Franziskus zu Mainz.“

So die Geschichte. Mit einem schmerzlichen Erröthen auf den göttlichen Wangen wendet sie das Blatt ihres Buches um, worauf sie dergestalt über den Erfinder der merkwürdigsten und folgereichsten aller Künste, über den Demiurgos einer neuen, sittlichen Welt berichtet muß.

Daß es die Dichtkunst gewagt, über die letzten Tage seines Lebens ein verschwiegenes Hell zu gießen und dem ohne Frucht absterbenden Stamme ein Reis der Hoffnung und des Friedens aufzupfropfen, daß ihre Hand aus den spärlichen, verworrenen und im Dunkel der Archive modernden Fäden, die sich an seine Existenz anknüpfen, ein Lebensgemälde webte, — soll oder darf oder kann sie sich darüber rechtfertigen? Meine ich doch, es sei der schönste Theil ihres Berufes, da aufzuklären, zu versöhnen und zu gestalten, wo das Leben nur Nebelkreisen und ein undekanntes Grad hinterlassen hat. —

Wilhelm Dorow

wurde am 22. Nov. 1790 zu Königsberg geboren, kam aber nach dem frühen Tode seines Vaters in das Haus des Landhofmeisters von Auerswaldt in Marienwerder, und besuchte darauf die Schule zu Marienburg, bis er 1804 wieder nach Königsberg kam, wo er sich dem Baufache widmete. Obgleich ihm schon ein Amt zugedacht war, so verzichtete er doch darauf; nahm aber eine Stelle in einem der ersten Handlungshäuser Königsbergs an, wo er bis 1811 blieb und auch seine mathematischen Studien fortsetzte. Nachdem er 1811 dies wieder aufgeben hatte, beschloß D. eine Reise nach Frankreich und Italien zu machen. Zuvor verweilte er jedoch längere Zeit bei dem Capellmeister Reichardt, dem Bruder seiner Mutter, in Giebichenstein und trat dann eine Fußwanderung durch ganz Deutschland nach Paris an, wo er im November 1811 eintraf. Im December desselben Jahres aber ward er von dem preußischen Gesandten von Krusemark, der ihn aus früherer Zeit kannte, mit mündlichen Aufträgen nach Berlin zu dem Staatskanzler von Hardenberg gesendet, welcher ihm im März 1812 eine mit Gehalt verbundene Anstellung bei der Gesandschaft am französischen Hofe gab. Im December 1812 zurückberufen, trat er im Februar des folgenden Jahres in Breslau als freiwilliger Jäger ins zweite Garderegiment, bis ihn der ihm wohlwollende General von Scharnhorst mit dem Major von Röder in das Hauptquartier des Generals von Winzingerode und später zum Fürsten Wolkonsky schickte. D. wohnte allen Schlachten nach Eröffnung des Feldzuges bei, während des Waffenstillstandes aber trat er wieder in diensiliche Verhältnisse zu dem Staatskanzler, ging mit Aufträgen nach Polen, und als er darauf eine Zeitlang im Hauptquartier zu Teplitz gewesen, ward er im September mit besondern Vollmachten nach Polen zurückgeschickt, wo er bis zur Einnahme von Paris blieb. Er reiste darauf nach Dijon zum Staatskanzler und wurde zu der Centralverwaltung nach Frankfurt a. M. gesendet, wo er gemeinschaftlich mit dem Medicinalrathe Merrem die Oberaufsicht über die Militairlazarethe der Verbündeten hatte. Nachdem sich dieses Dienstverhältniß aufgelöst hatte, nahm D. 1815 seinen Abschied aus dem Militairstand und ging 1816 als Gesandtschaftssecretair nach Dresden und 1817 in gleicher

Digitized by Google

Eigenschaft nach Kopenhagen, bis eine lebensgefährliche Krankheit ihn nöthigte, in Wiesbaden Heilung zu suchen. In dieser Zeit unternahm er die antiquarischen Untersuchungen und Ausgrabungen, die seinen Namen berühmt gemacht haben. Eine von der Centraluntersuchungscommission in Mainz gegen ihn eingeleitete Untersuchung wegen Betheiligung an demagogischen Umtrieben hielt ihn in Wiesbaden zurück, obgleich er bereits im Jan. 1820 zum Director der Alterthumskunde in den rheinisch-westphälischen Provinzen war ernannt worden. Da die Anklage des Gesundes ermangelte, so hatte sie auch keinen Einfluß auf seine dienstlichen Verhältnisse. D. gründete das Museum vaterländischer Alterthümer in Bonn, wo er bis 1822 blieb, und trat dann in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zurück. Nach dem Tode des Fürsten von Hardenberg wurde er mit der Hälfte seines Gehaltes in Ruhestand versetzt. 1827 erhielt er vom Könige von Preußen eine Unterstützung zur Reise nach Italien, gab hier Veranlassung zu den bedeutenden Ausgrabungen und Entdeckungen im alten Etrurien, und erwarb die große, jetzt im Museum zu Berlin aufgestellte Sammlung etruriſcher Alterthümer. Er starb 1846 in Halle.

Von ihm erschien:

„Opferstätten und Grabhügel der Germanen am Rhein" (2 Bde. Wiesbaden 1819—21).

„Morgenländische Alterthümer" (2 Hefte, Wiesbaden 1819—21. 4.).

„Denkmale germanischer u. römischer Zeit in den rheinisch-westphälischen Provinzen" (2 Bde. Stuttgart 1823—27. 4.).

„Denkmäler alter Sprache und Kunst" (2 Bde. Bonn u. Berlin 1823—24. 4.).

„Notizie intorno alcuni vasi etruschi" (Pesaro 1828. 4.).

„Etrurien u. der Orient, nebst Thorwaldsen's Darstellung der 1828 entdeckten etruriſchen Alterthümer" (Heidelberg 1829).

„Voyage archéologique dans l'ancienne Etrurie" (Paris 1829. 4.).

Reminiscenzen. Goethe's Mutter u. ſ. w. (Sammelwerk.) Leipzig 1842.

Erlebtes aus den Jahren 1813—20. 2 Bde. Leipzig 1843.

Krieg, Literatur und Theater. Leipzig 1845.

Fürst Kosloffsky. Leipzig 1845.

Als Archäolog hat D. heftige Angriffe zu erleiden gehabt, doch wird ihm von anderen freundlich gesinnteren Kritikern Geschmack, Scharfsinn und Sachkenntniß zugesprochen. Seine späteren Bücher sind fast nur Veröffentlichungen aus seinen reichen Sammlungen handschriftlicher Briefe und Memoiren, bei deren Herausgabe er wohl im Besitz, aber nicht immer im Recht gewesen sein mag.

Karl Ferdinand Dräxler

nannte sich früher als Schriftsteller Manfred und hat daraus jetzt den Namen Dräxler-Manfred gebildet. Er wurde 1806 zu Lemberg geboren, lebte zu Prag, wo er studirte, als Privatgelehrter, machte Reisen nach London und Paris, begab sich dann nach Meiningen und ging später nach Frankfurt a. M., wo er sich noch aufhält.

Er schrieb:

Eßlair in Prag. Prag 1826.
Romanzen, Lieder u. Sonette. Daſ. 1826.
Neuere Gedichte. Daſ. 1829.
Novellen: Gruppen u. Puppen. 2 Bde. Leipzig 1836.
Gedichte. Frankfurt 1838.
Fahrten. Erlangen 1839.
Vier und zwanzig Stunden. Ein Feuilleton des Tages. Leipzig 1842.
Die Kite aus Linadostro. Roman. Frankfurt 1844.
Uebersetzungen von englischen und französischen Poesien und Romanen, Gedichte, Novellen u. ſ. w. in Journalen u. ſ. w.

Ein zartes, leicht bewegtes poetisches Talent voll Anmuth und sanfter Empfindung, ist D. besonders in lyrischen Poesien sehr glücklich, während er da, wo er dem Ton des Tages huldigt, nicht prägnant hervortritt. Seine Uebersetzungen zeichnen sich durch Gewandtheit und Treue sehr vortheilhaft aus.

Die Thräne.

Im Winter, wo die Welt ringsher
So schauerlich erblichen,
Ist eine Thräne trüb und schwer
In's Auge mir geschlichen.

Die Welt erwacht aus ihrem Tod,
Der Winter ist vertrieben;
Ich rieb mein Auge feuerroth,
Die Thräne ist geblieben.

Vergebens wird sich Baum und Flur
Mit Frühlingsschimmer schmücken:
Ich darf die blühende Natur
In Thränen nur erblicken.

Im Winter gab es böse Zeit,
Da dacht' ich oft so trübe
Der seligen Vergangenheit,
So voll von Glück und Liebe.

Dann dacht' ich, was ich all gestrebt,
Und was mir all mißlungen;
Und wie ich ewig glutbelebt,
Doch nie ein Ziel errungen.

Ich dachte, wie es schmerzt und brennt,
Dies ewig leere Streben;
Mein Denken war ein Monument
Auf mein verfehltes Leben.

Mein Fühlen war so öd und leer,
Und alles Glück entwichen;
Da ist die Thräne trüb' und schwer
In's Auge mir geschlichen.

Das Kreuz.

Die Stunden stehn, der Weg ist lang,
Doch weil' ich gerne hier;
Du Friedensholz so schlicht und schlank,
Wie winkst du segnend mir!

Bist wohl der große Palmenbaum,
Der in die Himmel rankt,
Und in dem lichten Sternenraum
Mit ew'gen Blüthen prangt?

Digitized by Google

Die große Segensblume, so
Aus heil'gem Blute keimt,
Aus deren Wunderkelche froh
Der Menschheit Segen schäumt.

Und wie ich also denke still,
Da rauscht es rings und klingt,
Als ob das Kreuzbild sprechen will,
Als ob der Felsen singt.

Kennst du mich denn so wenig nur
In meiner Macht und Pracht;
Steht meines Lichtes heil'ge Spur
Vor dir in trüber Nacht?

Sie nennen mich auf weiter Welt
Das große Wunderschwert,
Das Er, der heil'ge Gottesheld,
Gepflanzet in die Erd;

Gepflanzet in die Welt, daß da
Mag ewig Friede sein,
Und daß das Schwert vom Golgatha
Als Richter stehe drein.

So schau ich liebreich von den Höh'n
Jahrtausende schon lang,
Und all die Menschen gehn und flehn
Bei mir mit frommem Sang.

Und halte, wie ein Kuppelstein,
Zusammen alle Welt,
Bis einst im vollen Strahlenschein
Zurückekehrt mein Held. —

So rauscht es rings zu mir heran
Mit wundervollem Wort,
Die milde Abendröthe spann
Am Purpurrocken fort.

Mir aber ward so wohl zu Muth,
Zum Kreuze blickt' ich reg',
Empfahl mich jener heil'gen Huth
Und ging dann meinen Weg.

Die Säule.

Iskender war's, den Griechenland
Hat Alexander zubenannt,
Der zog vorbei in Siegereile
Mit seinem Heer an einer Säule.

Leer war das niedre Capital;
Doch schien's, als ob darauf einmal
Gestanden eine Statüe habe;
Da sprang vom Troß ein kecker Knabe

Hinauf, und wie er oben stand,
Da zuckte plötzlich sein Verstand;
Sein Mund, von heil'gem Drang bemeistert,
Erklang prophetisch und begeistert.

Er drehte sich im Kreise rings,
Und wie sein Auge rechts und links
In die verschied'nen Pole blickte,
Sprach auch verschieden der Verzückte.

Als König da, als Weiser hier,
Und dort als kundiger Wesir:
Iskender fragte die Begleitung
Um solcher Räthselding Deutung.

Da sprach der weise Stagirit,
Der immer ihm zur Seite schritt:
„O Herr, ein tiefer Zauber waltet
In dem, was sich vor dir entfaltet.

Die Säule Jethi'matali' —
Den Griechen ist Orakel sie —
Deckt einen großen Mann im Grabe
Mit Weisheit und Prophetengabe.

Des großen Mannes Geist und Wort,
Sie wirken noch im Tode fort:
Wer auf die Säule sich geschwungen,
Der fühlt sich bald davon durchdrungen.

Der Schrift bedarf solch Denkmal nicht,
Weil es lebend'ge Worte spricht:
Dem Großen bleibt in allen Zeiten
Die Zauberkraft und das Bedeuten.

Unwiderstehlich faßt's den Geist,
Dem es in Herrlichkeit sich weist,
Dem Todten muß was lebt auf Erden
Zum Dolmetsch der Bewund'rung werden.

Und wie das Große liegt in Kraft,
Prophetengeist und Wissenschaft
In Schätzen und im Seelenfrieden,
So sind die Säulen auch verschieden.

Verschiedne Zungen reden sie,
Wie sie der Todte ihnen lieh,
Je wie das Große seines Lebens,
Verschieden in der Art des Strebens.

Und also Wunscherfüllung auch
Nennt solchen Stein der Sprachgebrauch,
Weil dem Vergückten er kann geben,
Was dieser nie besitzt im Leben." —

Jetzt war die Säule wieder leer,
Der Knabe altern wie vorher,
Der weise Deuter hat geschwiegen,
Der König stand mit ernsten Zügen.

Wohl nannten ihn die Menschen groß,
Er aber schwieg und dachte bloß:
Ob seines Todtenhügels Erde
Auch solche Säule schmücken werde?

Der Hirtenknabe.

Ich war ein stiller Hirtenknabe
Mit blauem Aug' und blondem Haar,
Und zog an meinem Schäferstabe
Durch Berg und Thal so manches Jahr.

So freundlich lachten mir die Auen,
Die Blumen gaben süßen Wink
Und schienen fröhlich aufzuschauen,
Wenn singend ich vorüberging.

Es kam, wenn ich hinausgezogen,
Der Lenz und setzte sich zu mir,
Er war so lieb mir und gewogen,
Und gab mir Küsse für und für.

Wir spielten fröhlich dann mitsammen,
Bald warf er mich mit Blüthenschnee,
Bald ließ er Rosenlichter flammen,
Bald Lieder tönen in der Höh'.

Und schlief ich ein mit frohem Muthe,
So sah den Frieden ich im Traum,
Wie er im Himmelsgarten ruhte
In schattenreicher Palmen Raum.

Ein Bild nur konnte da mir tauen,
Ich trug es still in meinem Sinn:
Das war mit ihren lieben Augen
Die wunderschöne Schäferin.

So kamen Jahre und vergingen;
Da kam auch endlich andre Zeit,
Und Neuem mußt' ich mich verdingen,
In fremde Kreise eingeweiht.

Digitized by Google

Zum Ritter mußt' ich mich verwandeln,
An meiner Seite glänzt ein Schwert,
Und all mein Streben und mein Handeln
Ist, seiner mich zu zeigen werth.

Es weht mein Helmbusch durch die Lüfte,
Ich bin gerühmt im weiten Land,
Die Blumen aber und die Düfte,
Sie grüßen nimmer mich bekannt.

Der Lenz geht scheu an mir vorüber,
Er kennt den Spielgenossen nicht,
Ich selber aber wandle trüber
Und sehe träumend in sein Licht.

So schreit' ich durch das wirre Leben,
Erprobe oft den Arm im Strauß:
Mühsal ward mir genug gegeben,
Und selten, selten ruh' ich aus.

Dann seh' ich im bewegten Traume
Nicht jenen Friedensengel mehr:
Ein Rauschen tönt vom Palmenbaume,
Und unter ihm ist's öd und leer.

Ein Bild nur mag mich noch entzücken,
Ich trag' es still in meinem Sinn,
Das ist mit ihren Flammenblicken
Die wunderschöne Schäferin.

Dies Bild, es schwimmt in meinen Thränen,
Begeistert Lieder mir und Schwert:
So unerreichbar meinem Sehnen,
Als meinem Herzen ewig werth.

So bin ich gänzlich umgefaltet:
Ein Leben ohne Hoffnungsstrahl,
Ein Schaffen, d'ran das Herz erkaltet,
Ein Leben voll von Schmerz und Qual.

Und soll ich nun das Räthsel lösen,
Das ich euch bildlich vorgesetzt?
Ich bin ein Jüngling einst gewesen,
Und bin ein Mann geworden jetzt.

An Rückert.

Wenn lichte Blumen aus der Erde schießen,
Mainachtigalln anfangen sich zu härmen,
Und statt der Flocken, die sich seben ließen,
Lenzsonne nun mit einmal uns will wärmen;
Und süßer Duft und Strahl gleich Regengüssen
Beginnt erdauf und himmelab zu schwärmen:
Da ist ein Bild von Lenzesparadiesen,
Wie sie alljährig sich dem Blick erwiesen.

Die Dichter aber gelten für Herolde,
Die nun hinaus in alle Lüfte liedern;
Es hat Natur die Herrlichen im Solde,
Und will sich gern zu ihren Söhnen niedern:
Aus Blumenglanz, Maiduft und Morgengolde
Und allen Wundern, die sich jetzt verbrüdern,
Sollen die Kühnen süße Sprüche lernen,
Und Menschen künden, was erglänzt in Sternen.

Und unter Allen, die so ausgestattet
Mit reichem Glanz und hoher Liebeswürde,
Bist du allein es, an dem nie ermattet
Mein Herz in seiner glühenden Begierde,
Bist du, in dem sich Lust und Leben gattet,
Und dem zum Lorbeer wird die Schmerzenbürde:
Gleich einem Baum, an dessen Riesenstamme
Ein heilig Bild abwehrt des Blitzes Flamme.

Der deutsche Stamm hat schöne Frucht getragen,
Des Liedes Frucht, der Wahrheit und der Lehre:
Begeistert denk' ich sein aus Jünglingstagen,
Zu dem begeistert ich als Mann mich kehre.
Sie werden noch in späten Zeiten sagen
Von seiner Kraft und deutschen Dichterehre:
Vielleicht von Einem auch, der ihm sich neigte,
Und vor der Welt die Liebe ihm bezeigte.

Künstlerfahrten.

Lebensbild der Vorzeit.

Nun Meister Michel! Ihr seid heiß geworden,
Kein Wunder, denn die Mittagssonne brennt.
Kühlt unter diesem Baum Euch wieder ab.
Oehlenschläger.

Die Morgennebel sanken auf die Fluren; von allen Wesen der Natur begrüßt, stieg die Königin des Tages in ihrer Flammenglorie strahlend empor. In den entzückenden Anblick versunken, zog Heinrich der Minnesänger, seinem Rosse den Zügel lassend, auf der Heerstraße nach dem alten Straßburg. Bald stimmte er sein frommes Morgenlied an. Immer lebendiger ward's um ihn her; flinke Bauernbursche auf stattlichen Pferden, hochgeladene Fuhren mit Wein, Frucht, Obst und Gemüsen; — an des Weges beiden Seiten hochaufgeschürzte Dirnen, die frischen freundlichen Gesichtchen in blüthenweiße Tücher eingehüllt, ihre Bürde auf dem Kopfe federleicht einhertragend. Langsamer schritten sie, als sie den schmucken Sänger erreicht, vorwärts und stimmten in sein Lied aus voller Kehle ein. Als der Sang geendet und Heinrich sein Roß antrieb, erscholl's aus hundert männlichen und weiblichen Kehlen ringsum: „Gelobet sei Jesus Christus!" „„In Ewigkeit!"" entgegnete grüßend der Minnesänger.

Vor der Stadt draußen sollte Meister Erwin, dem der Mainzer Domscholaster den Jüngling anempfohlen hatte, hausen; den berühmten Baumeister des Straßburger Münsters von Angesicht zu Angesicht zu schauen, war längst Heinrichs sehnlichster Wunsch gewesen. Eben schritten, einen schweren Block italischen Marmors auf einer Bahre, vier Gesellen aus der Stadt; der Sänger erfrug von ihnen des Meisters Landsitz.

Bald war das wohlthätige, rebenumrankte Haus in der Mitte eines anmuthigen Gartens, zu dem ein sorglich umhegtes Wäldchen führte, erreicht. Ein alter Diener trat dem Ankömmling entgegen und geleitete ihn in ein Gemach im Erdgeschosse, dessen Thüre er ihm öffnete.

In seinem, mit zierlichem Schnitzwerk verzierten Polsterstuhle ruhte Meister Erwin von Steinbach, eine der Jahrelast noch rüstig trotzende, ehrwürdige Gestalt mit bedeutungsreichem Antlitze, das ein heiteres Lächeln und ächtes Künstleraugenpaar belebte. Ein schlankes Mädchen blickte, die Linke auf des Greises Schulter legend, mit dem seelenvollsten Ausdrucke kindlicher Liebe zu ihm auf, während sie in köstlicher Majolikaschale ihm seine Bierfuppe kredenzte. Neben dem Mädchen saß, sich mit einer Turteltaube neckend, ein Jüngling, aus dessen ganzem Wesen ungebundene Frohlaune sprach; im Winkel hinter ihm lehnte eine Harfe. Die durch Rebengewinde hereinblitzende Morgensonne beleuchtete die Gruppe mit warmen, malerischen Tinten.

„Recht, mein Täubchen!" jubelte das Mädchen, das eben bei des Fremden Eintritte den Neckvoll tüchtig in die Finger pickte. „Sabine, Sabine!" mahnte der Greis mit einem Winke nach der Thüre, „siehst du denn nicht?"

Hocherröthend blickte Sabine auf und schlüpfte hinter des Vaters Sessel; ein scherzhafter Zornblick des gehöhnten Nachbars verfolgte sie.

„Willkommen, herzlich willkommen!" rief der Alte des Scholasters Schreiben durchlaufend, und zog Heinrichen auf einen Sitz an seiner Seite.

Sabine flog hinaus und kehrte mit einer zierlichen Schale zurück, in der sie mit holder Anmuth dem jungen Gaste den Morgentrunk kredenzte.

„Ihr seid von meinem alten Freunde mir so herzlich empfohlen, daß ich kaum weiß, wie ich dem Gastrecht Ehre machen soll," sprach Erwin eben zum Sänger, als der Diener ihn hinaustrieb. Entschuldigend entfernte sich der Alte.

„Herzensgruß," nahm der muntere Jüngling, mit dem Täubchen sich noch immer neckend, das Wort, „Eurer Laute nach sind wir Kunstgenossen!"

„Wir sagte es," entgegnete Heinrich, „beim Eintritte schon Eure Harfe dort hinter Euch im Winkel."

„Brüder also in Sankte Cäcilien! So weit als du jedoch (mußt mir das traulich du schon erlauben), wie dein stattliches Gewand und die güldne Gnadenkette besagen, freilich habe ich's noch nicht gebracht; derweilen indeß (dieß hast du vielleicht noch

Digitized by Google

nicht errathen), habe ich mir ein anderes köstliches Kleinod ersungen."

Der Sabinens Wangen überhauchende Rosenschimmer deutete Heinrichen das Jünglings Rede; die Betroffene zerzauste, ihre Verlegenheit zu bergen, in fröhlicher Schalkheit des Plauderers dunkle Locken.

„Da siehst du, herziger Liebesbruder," lachte Gottfried, „daß ich wahrt gesprochen; ist's nicht, als sei ich meinem schmucken Bräutlein bereits zum Ehevertrag angetraut?"

Eben trat Meister Erwin, der des künftigen Eidams letzte Worte gehört, wieder ein. „Gottfried, Gottfried!" drohte der Greis lächelnd, „wirst mir meine Sabine zufrieden lassen? Wahre dich, daß mich mein Wort nicht etwa gereue!"

„Dafür, Vater," erwiederte Gottfried, „bangt mir so leicht eben nicht; Euer Herz steht unter Sabinens Vormundschaft, und wo Feintrautchen den Herrmeisterstab führt, ist Gottfried lang gedorgen!"

Ein verstohl'ner Blick der Liebkichen bestätigte dem Sausewind, indem sie ihm die angesetzte Schale neckend von den Lippen zog, seine feste Zuversicht.

„So, lieber junger Meister," sprach Erwin, „treiben's Euch die Beiden den lieben langen Tag: geneckt, gekos't, geschmollt, Alles tollbunt durch einander, daß mir zuweilen bedünken will, als sei immer Mummenschanz in meiner stillen Klause."

Geschäfte riefen den Meister abermals ab; Gottfried schlug dem Sanggenossen eine Wanderung durch die vielberühmte Stadt vor. Noch in der Thüre rief Vater Erwin den Beiden nach: „Gottfried, in einer halben Stunde bin ich im Münster; eher führst du mir beileibe unsern lieben Gast nicht hin; die Freude gebührt mir vor Allen!" Unter fröhlichen Gesprächen schlenderten die neuen Freunde durch die von stattlichen hohen Häusern umhegten engen Gassen der alten Reichsstadt, und verweilten bald bei denkwürdigen Spuren der Römerherrschaft, bald bei den erfreulicheren Ueberresten von Straßburgs Blüthezeit in den deutschen Kaiserzeiten.

Als das Sängerpaar um eine Straßenecke bog, eilte Gottfried mit dem Ausrufe: „Grüß dich Gott, Bruder Wilhelm!" einem dritten Jünglinge in die Arme: „hier, liebe Seele, bes grüße unsern Gast, 'nen trauten Sänger, dem Vater gar höchlich anempfohlen."

„Schönen Gruß!" stieß Meister Wilhelm, Heinrichen an die Brust ziehend, in seiner derben Herzlichkeit heraus; „Vivant Musae! und nun in den Rathskeller dort, den Brüderbund in altem Rittersteiner, gleich Stahl, zu härten."

Unter heitern Scherzen entleilte dem Kleeblatte die Zeit so schnell und unbemerkt, daß ein von Erwin gesandter Handlanger, der die Jünglinge einkehren gesehen, sie mahnen mußte, daß Jener schon geraume Zeit im Münster ihrer Ankunft harre. Sie eilten hin und fanden den Greis mitten unter seinen Arbeitern, denen er, ehe sie zum Mittage gingen, seine Weisungen ertheilte. „Ei, ei!" schalt der Meister, „sogleich zum Willkommen mir unsern Gast verlocken?" Auch Sabine empfing den Herzlieben mit schertzhaften Zornworten; Gottfried vermochte gar nicht zu Worte zu kommen.

„So laßt ihn doch zufrieden," fiel Wilhelm ein, „ich allein trage die Schuld, keine Brüderschaft und keine Kunstbrüderschaft vollends ohne Traubensaft; denn die Musen sind, obgleich sonst gar sittsame Fräulein, dem lieben Vater Bachus hold!"

„Hat freilich," lächelte der Greis, „mein Eidam Euch zum Anwald, muß ich mich schon drein ergeben."

„Nun aber, lieber Gast," wandte sich Erwin, indeß die Arbeiter aus dem Gebäude strömten, zu Heinrichen, ihn nach dem Kreuzgange mit sich fortziehend: „Laßt uns mein kleinern Schooßkind so recht nach Herzenslust beschauen; zuvor jedoch meinen Riß, der dem Bau, was Register und Vorrede einem Buche, zur Hand nehmen." Dabei breitete er eine in silberner Kapsel verwahrte Pergamentrolle auf einem einfachen, aber würdig verzierten Grabmale aus.

„Seht, hier unter diesem Steine, lieber Jüngling," sprach der Greis in feierlicher Rührung, „ruht mein treues Weib. Sie war meine höchste Erdenfreude, was Ihr hier aber vor Euch ausgebreitet erblickt, ist die mühevchrer gehegte und ergogene Frucht eines ganzen Lebens; dennoch aber mahnt mich Alles, daß ich dies zu Gottes Ehren begonnene, fast allzuriesenhafte Werk zur Hälfte kaum vollendet schauen werde."

„Vater, lieber Vater," bat Sabine, indeß Gottfrieds feuchter Blick auf des Alten Silberlocken ruhte, „wie mögt Ihr nur so reden!" „Ihr seht, getröst' ich mich," fiel Heinrich ein, „vom ganzen Gaue defeiert und bekränzt, dereinstens noch der Münsterthürme goldne Kronen weithin in die Ferne strahlen!"

„Betrachten wir dem Ewigen das Ende!" entgegnete der Greis, sein Barret andächtig abnehmend, mit gottergebenem, fast verklärtem Blicke zum Gewölbe; dann begann er den Jünglingen die tiefe Bedeutung seines, zum Theil bereits ausgeführten Planes in dergeisterter Rede zu entfalten.

„In diesem meinem Risse," begann der Baumeister salbungsvoll, „sieht ihr die Form des Kreuzes, als das heilige Zeichen der Erlösung und des Vereins der gläubigen Gemeinde, walten. Der mittlere Kreuzesbalken umschließt in Sonnenaufgang das Allerheiligste; hier am entgegengesetzten Ende, in Niedergang befindet sich des Münsters Hauptthurm mit seinen beiden Seitenpforten; an beiden Enden des Querbalkens gen Mitternacht und Mittag aber erschaut ihr die Nebeneingänge zu der Bekehrung der Völker aus allen Weltgegenden bedeuten. — Ueber den Seitenpforten des Haupteingangs erheben sich im Risse hier die beiden Thürme, die dereinstens, sei's noch bei meinem Leben oder in künftigen Zeiten, in ihrer mächtigen Höhe diese Stadt gar herrlich zieren, und meinen lieben Mitbürgern als ein freundliches Andenken von ihrem Meister Erwin, wenn er längst an seiner trauten Hausfrau Seite hier unten schläft, noch kunden sollen."

„Hier im Sonnenniedergange," fuhr der Greis, eine sich hervoreringende Thräne zerdrückend, fort: „steht ihr mein großes Hauptportal, mit dessen Erfindung und Ausführung allein ich eine gute Zahl Jahre zugebracht. Doch kommt, kommt mit hinaus, und schaut mir lieber in der Wirklichkeit, was der Gedanke hier nur in schwarzen Umrissen auf dem Pergamente entworfen."

Sabine und die Jünglinge folgten dem ehrwürdigen Manne, um den, als er ihnen seiner Arbeit hehre Deutung enträthselte, der zurückgekehrten Arbeiter ganze Schaar, die ehrerbietig gegogenen Mützen unter dem Arme, seinen Worten lauschend, in weiten Kreisen sich versammelte.

„Dieß große Portal," nahm Erwin das Wort wieder, „versinnlicht unsern Eingang ins zeitliche und ewige Leben. Es liegt dem Allerheiligsten in Osten gegenüber, uns zu mahnen, daß wir beim Eintritte und in der Dauer unserer Pilgerschaft das Glaubensliicht stets fest im Auge und in Ehren halten sollen, damit so dereinstens sich unser Tagewerk beschließt, jenseits der dunkeln Pforte dasselbe mit seinem Strahlenglanze und desto herrlicher in alle Ewigkeit leuchten möge.

„Ihr seht, das Thürgestell verjüngt sich in fünf Bilderordnungen nach innen. Die äußerste versinnbildet das wunderbare Schöpfungswerk; das zweite das alte Testament; in der nächsten zeigen sich die Geschichten der Apostel und der ersten Kirche; ihnen folgen im vierten Abschnitte die Evangelisten und heiligen Kirchenlehrer; die innerste der Ordnungen endlich stellt unseres Heilandes Wunder dar."

Heinrichs Auge haftete leuchtend auf Erwins frommbeseelten Zügen; Wilhelm presste deftes Rechte an die Lippen; leises Gemurmel andächtiger Bewunderung durchlief die umgebende dichtgedrängte Schaar.

„Dort auf der Spitze des Dreiecks, so die heilige Dreieinigkeit bedeutet," fuhr der Greis nach einer Pause fort, „sieht ihr Gott Vater, den Herrn aller Heerschaaren thronen; tiefer unten in ihrer Himmelsklarheit die heilige Mutter mit dem Jesuskinde, und zu ihren Füßen der Könige Weisesten auf seinem Löwenthrone; die Engel rings umher preisen zu ihrem Saitenspiele des Ewigen unermessene Macht und Herrlichkeit. Ueber der Pforte selbst seht ihr des Erlösers Leben, und an beiden Seiten dehnten den Eingang, gleich der Apostelsaal, zwölf Schriftgelehrte und Propheten. In des Dreiecks Mitte erschaut ihr aber das Symbolum der göttlichen Erleuchtung, die gar manchfach verschlungene und verranke Fensterrose, die, so sie mit kunstreichen Glasschilderein dereinstens ausgeziert, im lieben Vaterlande (müßt mir, alterm Manne, die kleine Eitelkeit schon zu gut haben), will's Gott, nicht ihres Gleichen finden soll!

„Die Hauptthüre setzt ihr mit vielen Bildern und künstlichen Schnitzwerke von wackern Meistern ausgeziert; in meinem Sinne jedoch gebührt dieser Seitenpforte der Preis. Schaut nur (erglühst ja wie eine Rose, Sabine), schaut nur den heiligen Johannes da; — er ist von meiner Tochter Hand, der auch sonst noch die Verzierungen des Portals gar Treffliches verdanken."

„Wohl mit Recht, Vater," fiel Gottfried ein, „pries des Schöpfs Hauskaplan in seiner Inschrift dies kunstreiche Werk so zarter Hände!"

„Gratia divinae pietatis," — — bemerkte lächelnd der geschmeichelte Vater.

„Ich habe mir's," fuhr Gottfried fort, „so gut es ging, verdeutscht:

„Aus deiner Gnaden reichem Schrein
„Bedenke, Herr, das Mägdelein,
„Daß fromme Hand gar zart und fein
„Zum Bilde schuf den rauhen Stein."*)

*) Gratia divinae pietatis adesto Sabinae
De petra dura per quam sum facta figura.

Digitized by Google

„Herrlich, Bruder!“ jubelte Wilhelm, „mag ich all mein Leben lang Pinsel und Farben handhaben, solch Sprüchlein aber brächt' ich nun und nimmermehr zu Tage!“

Vom Thurme des nahen Bischofshofs hallte die zwölfte Stunde. „Zur Arbeit!“ herrschte Erwin mit würdevollem Ernste, und wie ein Bienenschwarm flog der Arbeiter ganze Schar die Gerüste hinauf.

„Hier über den beiden Seitenpforten neben dem großen Portale,“ fuhr der Greis fort, „sollen die beiden mächtigen Thürme, deren einen ihr bereits im Arbeit seht, dereinstens sich erheben, und von allen Seiten durchsichtig, auch so geordnet, daß das Auge von ihrer Spitze bis hinab zum Estrich der Kirche dringen möge, mit ihren Säulen, Gesimsen, Schnörkeln, Thürmen und Ornamenten vielfältiger Arten, gleich einer äste- und blätterreichen Pappel aus dem Lande Italia, über den steinernen Gotteshain hinauf in die Lüfte ragen!“

„Vater Erwin,“ sprach Wilhelm, als der Meister geendet, „Ihr habt Euch durch so hehres Werk in unseren Tagen und auf die späteste Zeit hinaus einen Pariabrief auf die himmlische Glückseligkeit, und mehr Ruhm und Lob erworben, als allen Schilderern und Sängern jemals gelingen mag!“

„Amen!“ stimmten Heinrich und Gottfried ein. „Nun aber, Kinder, aufgebrochen!“ mahnte Erwin; „Mittag ist all bereits vorüber, und die Küchenmeisterin“ (dabei blickte er Sabinen mit scherzhaftem Vorwurfe an), „verwellt, anstatt drei ihren Töpfen, noch hier im Münster; werdet heute schon fürlieb nehmen müssen, werther Gast. Ihr aber sprecht doch auch zu, Meister Wilhelm!“

„Mit Freuden!“ entgegnete der Maler. Die Gesellschaft schritt dem Stadthore zu; bald war Erwins Landsitz erreicht.

Der Baumeister hatte auch den Oberältesten der Straßburger Steinmetzengilde, deren Haupthütte damals des Vorranges über alle andern im Vaterlande genoß, zum Mittagsmahle eingeladen. Man speiste im sehr einfachen, aber mit erlesenen Bildnerwerken des In- und Auslandes geschmückten Prunksaale des Hauses. Frohsinn und Gemüthlichkeit führten im trauten kleinen Kreise den Vorsitz; Kunst, muntere Tagsgeschichten und Volkssagen, mit Witz und Kurzweil gemischt, beflügelten die Stunden; und die Eigenthümlichkeiten der Tischgenossen, der beiden Greise vielfältige Erfahrungen und selbst im Scherze beibehaltene Würde; Heinrichs über das Alltagsleben sich erhebende, fast allzu schwärmerische Weise; der derbe Humor des Malers; Gottfrieds ewig ungetrübte, zuweilen ausgelassene Laune und Sabinens stillbescheidenes, dabei mit einnehmender Schalkheit gepaartes Wesen, liehen dem fröhlichen Mahle erhöhte Würze. Beim Nachtische kredenzte der Diener seinem Gebieter den reich vergierten, großen goldenen Festpokal. Erwin reichte ihn mit dem Ausrufe: „Auf unserer lieben Gäste Wohl!“ Heinrichen ihm zutrinkend dar. Von diesem gelangte er an den Oberältesten, dann zum Maler, zu Gottfried und endlich zu Sabinen, deren Purpurlippen sittig nippten.

„Vater Erwin Heil und Segen!“ rief jetzt Heinrich, den Pokal wieder empfangend und hoch erhebend. „Heil und Segen!“ fielen die Anwesenden, ihre Becher an einander klingend, ein.

Nach dem Mahle führte Erwin die Gäste in seiner Wohnung umher, die in allen ihren Theilen eine wundersame Verschmelzung des Nützlichen mit dem Schönen, und des edelsten Geschmackes mit allen Behaglichkeiten des Lebens barbot. Eben wollte er im oberen Stockwerke eine mit künstlichem Schnitzwerk verzierte Thüre öffnen, als Sabine, die, durch häusliche Geschäfte abgerufen, die Gesellschaft verlassen hatte, sich wieder einfand, dem Vater voranellte und mit sanfter Gewalt ihn zurückhielt. Gottfried aber schlüpfte neben ihm vorbei, und öffnete, indem er ihren Strafworten neckend entgegnete, die Pforte.

Sabinen und den beiden Greisen folgend, traten die Jünglinge mit ehrerbietiger Scheu in das Kloset der kunstreichen Jungfrau, wo Alles der Bewohnerin zarten Schönheitssinn verkündete. Die Wände waren mit Skizzen, Kartons und einigen bereits ausgeführten Gemälden, worunter Wilhelm zu seiner Herzensfreude zwei der seinigen erblickte, ausgeschmückt. In den Eckblenden prangten herrliche Standbilder der Evangelisten, unter denen Heinrich das Modell des am Münster gesehenen Lieblinges des Heilands sofort erkannte. Auf zierlich geordneten Tischen und Gesimsen befanden sich Zeichnungen von Sabinens Hand; dazwischen duftete auf niedlichen Gestellen die reichste Fülle von Zierblumen, deren Pracht die liebende Sorge ihrer Pflegerin bedeutete; kurz, das Ganze war ein stilles Paradies der Kunst und sinnigen Weiblichkeit zu nennen.

Vater Erwin mahnte an Rückkehr zum Humpen; jetzt aber übte auch Sabine eine kleine Rache: „Vater,“ sprach sie mit lüftigem Lächeln, „Ihr habt unsere ehrenwerthen Gäste nunmehr alle Herrlichkeiten unserer kleinen Wohnung schauen lassen; das Beste aber, Euer-Heiligthum, wie's Gottfried nennt, ist noch zurück.“

„Sabine!“ schalt der Greis mit strafendem Blicke, den jedoch ein Lächeln geheimen Behagens widerlegte.

„Habt uns ja, vielgerehrter Meister,“ bat Heinrich, „die Früchte Eurer Meißelkunden bereits bewundern lassen, warum den Eintritt in Euern Musensitz uns weigern?“

„Ihr wollt?“ erwiederte Erwin, innerlich geschmeichelt, „das Gastrecht heischt, nicht Eurem Wunsche zu fügen.“

Am Ende des Ganges öffnete der Meister eine dem Haupteingange des Münsters verjüngt nachgebildete hohe Flügelthüre; seine Gäste traten in fast andächtiger Spannung ein; der Greis folgte mit Gottfried und Sabinen.

Es war eine hochgewölbte Halle, in die das Licht nur von der dem Eingange gegenüber gelegenen Seite, durch hohe Glasthüren und fünf über und neben ihnen im Aufschwunge des Gewölbes angebrachte große Fensterrosen einfiel. Die Jünglinge traten auf einen Altan hinaus; vor ihnen lag in röthlichem Abendduft die Stadt, der majestätische Rhein, die weiten, lachenden Gefilde rings umher, und in der Ferne, gleich riesigen Grenzhütern aufragend, die Vogesen.

„Hier draußen, an meiner Lieblingsstelle,“ sprach Vater Erwin, „überschaue ich, vom müheschweren Tagwerke in meinem Armsessel rastend, an erquicklichen Abenden die treffliche Landschaft.

„Mich suchen dann gar so wunderliebliche Erscheinungen heim, die auch auf meinem Lager mich noch umschweben, und die ich, mit des Heilands Hülfe, in meinem Werke nachzubilden eifre. Ich glaube hier, lieben Gäste,“ sprach der alte Mann, die gefalteten Hände andächtig auf der Brust gekreuzt, vor einem herrlichen lebensgroßen Bilde des Gekreuzigten verweilend, „den unversiegbaren Gnadenquell, durch dessen Segen allein das Irdische gedeihen mag; zu ihm flehe ich an jedem Morgen, daß er mir den Geist erleuchten und zu meinem gottseligen Unternehmen Ausdauer, Kraft und Muth gnädig verleihen möge.“

Nach einer stillfeierlichen Pause führte der Meister die Jünglinge zu dem der Halle entgegengesetzten Ende. Ein Vorhang flog empor, und auf einer in vierfachen Stufen sich erhebenden Estrade bot sich ihnen ein herrlicher Anblick dar. An beiden Seiten der untersten Stufe sah man die heilige Sophienkirche zu Byzanz und den maurischen Alhambrapalast von Granada; auf der zweiten und dritten Stufe auswärts Denkmale der herrlich erblühten deutschen Baukunst; die Kaiserdurgen zu Gelnhausen und zu Kaiserslautern, die Mailänder Kathedrale und den Freiburger Münster; auf der obersten Stufe aber prangten der Kölner Dom und Erwins Schöpfung in trefflichen, bis in die kleinsten Einzelnheiten nachgebildeten Modellen, auf die ein Flammenbreied, der heiligen Dreifaltigkeit Symbol, hernieberglänzte.

„Wähnt nicht, lieben Freunde,“ bemerkte Erwin mit würdevoller Bescheidenheit, „daß ich mit meinem Schooßkinde eitel prunke, indem ich solches mit dem Kölner Prachtgebäude auf die höchste Stufe hingestellt; nur darum mag ihm dies gebühren, weil es mit jenem Zwillingsbruder alle andern Gebäude deutscher Kunst an Größe übertragt.“

Es dunkelte bereits, als man zum Speisesaale wieder zurückkehrte. Bei trautlichen Gesprächen, Saitenspiel, Gesang und Becherklang entrollten dem frohen Kreise die Stunden flügelschnell. Die Nacht war schon vorgerückt, als der Oberälteste und der Maler, etwas bezecht, nach der Stadt aufbrachen. Heinrich mußte dem neuen Freunde geloben, mit Gottfried ihn morgen in seiner Heeberge heimzusuchen.

2.

Als Heinrich vom ungewohnten Nachtgelage etwas wüst zu Sinne erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel. Er kleidete sich schier unmuthig in Hast an und eilte hinab. Sabine war mit dem Vater bereits bei den Arbeitern im Münster, nur Gottfried harrte beim Morgenimbiß des verspäteten Gastes, und brach mit ihm ebenfalls nach der Stadt auf.

Im Vorbeiwandern begrüßten die Jünglinge Erwin und seine holde Tochter, die sie mit Anordnungen beschäftigt fanden. Einem kleinen freien Platze nahend, hörten sie in der Ferne schon den Jubel eines Schwarms von Straßenbuben, und sahen bald den bidergebrängten Haufen kleinen Gesindels unter den Fenstern der Herberge, „zum güldnen Ochsen,“ mit hoch in die Luft gereckten Händen und emporgehaltenen Mützen nach Fratzenbildern schnappend, die Meister Wilhelm in unbändigem Gelächter über ihre possirlichen Sprünge, mit vollen Händen unter sie ausspendete.

„Guten Morgen, Brüder!“ rief der Maler, ohne sich stören zu lassen, „nur herauf, eben fliegt das letzte und damit für heute Spaß am Ende!“

Digitized by Google

Als die Beiden eingetreten, sprang Wilhelm die halbe Treppe hinab, ihnen bereits entgegen, jauchzte: „Willkommen im güldnen Ochsen!“ und zog sie mit frohem Ungestüm in seine Stube.

„Ihr seht, Brüder,“ lachte Wilhelm, seinen Gästen gefüllte Becher krebenzend und anklingend, „ich habe mir da eine gar treffliche Malerherberge auserkoren, fast selbst, mag ein anderes Schild zu meiner Handthierung besser stimmen?“

„Wie denn so, Brüderchen?“ frug Gottfried.

„Und das fiel beinem sonst allbereiten Mutterwitz nicht zur Stelle ein? Ist Sanct Lukas nicht unserer Malergilde Schutzpatron, und hast ihn jemalen ohne seinen Ochsen gesehen? Freilich wohl ist der Ochse auf meinem Herbergschilde ein güldner; bei uns Malern aber leidet' zu allen Zeiten mehr Farbe und Leinwand denn blankes Gold zu Hause, d'rum just aber schau' ich mir an jedem Morgen den güldnen Hörnerträger an, mich billig zu ermahnen, daß bei unserm Gewerb, außer Lob und Ehre, der eitle Mammon doch auch nicht so gänzlich zu verachten.“

„Was in aller Welt aber,“ frug Gottfried wieder, „handhabst du mit den Frauen, die du da eben unter das kleine Kumpenvölklein hinunterwarfst?“

„Auch das wieder,“ brummte der Maler, „erräthst du nicht? — Solche Frauen fudle ich zwischen Tag und Dunkel, oder so mir der Sinn nicht eigentlich zum Malen steht; während nun mein Pinsel mir schier unbewußt auf den Pergamentschnitzeln umherfährt, dämmern zuweilen die allerbesten Einfälle in mir auf, und gestalten sich in meinem Oderstübchen zu Skizzen und Kartonen, die dann in guten Stunden fast ohne alle Mühe mir gleichsam vom Pinsel fließen. Ueberdies aber binnen solche Frauen wie dabre Münze, auf reiche Zinsen angelegt: Im Getümmel der Buben nämlich, die nach meinen Sudeleien haschen, über einander herfallen, sich zerdrechen und die Haare raufen, erschau' ich mir mancherlei Bewegungen, Posituren und Geberden, die ich als Studien zu den Volksgestalten meiner Hauptfiguren Folie gelegentlich gar wohl gebrauchen mag.“

Wilhelm führte die Freunde in seine Werkstätte. Das Erste, was ihnen ins Auge fiel, war auf der Staffelei des Malers eines Bild von sprechendster Aehnlichkeit.

„Haltet mich,“ bat Wilhelm, „so nicht für einen eiteln geckenhaften Tant, weil ich meine eigene Larve abzukonterfeien unternommen; liebwerthen ist sie, wie Ihr sie nunmehr doppelt vor Euch seht, ganz und gar nicht; die Sache aber hat ein anbres Häklein. Unser Antlig ist der Seele treuester Spiegel; Gedanke, Wunsch, Begier geben sich in diesem Krystalle kund. Verspüre ich in mir beralichen, so trat' ich vor den großen Spiegel hier neben meinem Bilde, ersorsche scharf die Seelenlichter und Schatten, die heitern oder finstern, gutmüthigen oder auch schlimmen Falten, wie sie der gute oder böse Geist im Innern mir auf's Antlig treibt, trage dann mit wenig Strichen flugs das ganze Gaukelwesen in mein Konterfei, und habe so meinen Seelenkalender von jedem Tage. Ueberdies verschafft mir mein Bild obenein auch noch ehrbare Gesellschaft, die, obwohl stumm, mir doch am meisten gilt; sintemalen wir Menschenkindlein, wie weiland die Juden das güldne Kalb, unser eigenes Götzenbild am höchsten ehren. Mit diesem meinem schweigsamen Zwillingsbruder und Doppelgänger kann ich denn auch an langen Winterabenden, so's draußen stürmt und hagelt, am traulichen Kamine gar manchen Zwiesprach pflegen, und mich, wie's fällt, nach Herzenslust schelten oder loben, so vor dem Spiegel sich nicht zum besten fügen würde, gäbe mir der Gesell brinnen Strafpredigt und Lob zu zurück, und so erginge beides gedoppelt über mich!“

„Traun nicht übel!“ rief Gottfried, „alle Reverenz vor beinem Konterfei; jetzt aber laß uns, ehe die edle Zeit verstreicht, im Morgenlichte auch deine andern Bilder schauen.“

„Gebuld nur, Brausewind!“ schalt der Maler und führte, nachdem er seinem Bilde in Hast einige Züge hinzugefügt, die Freunde in ein anstoßendes Gemach. Nur wenige seiner Gemälde waren aufgestellt, die andern lagen in größter Unordnung auf Tischen, Sesseln, zum Theil selbst auf der Erde umher. Wilhelm stellte die vorzüglichsten nach einander auf einer Staffelei in günstig gewährtem Lichte auf. Hier erblickte man die heilige Mutter mit dem Jesusknaben; dort den Tod der Gebenedeiten meisterlich gedacht, und mit dem wahrsten treuesten Leben ausgeführt. Andere Bilder stellten den ruhmvollen Glaubenstod des heiligen Gereon mit seinen Kriegern der thebaischen Legion, und die Erscheinung der heiligen Ursula mit den Schaaren ihrer jungfräulichen Gefährtinnen dar. Letzteres Bild besonders war mit sichtbarer Vorliebe des Künstlers zu seiner Vaterstadt bestimmt. Im Vorgrunde erblickte man Bischof Engelberts und seiner Bundesgenossen Lager vom Dämmerlichte des Mondes übergossen. In einem offenen Gezelte taumelte der Graf von Glarо, durch ein himmlisches Gesicht vom Schlafe emporgeschreckt, auf, und deutete seinen Zeltgenossen, dem Grafen Stephan, nach einer blendenden Lufterscheinung im Hintergrunde mit dem Ausdruck des höchsten Entsetzens hin. Dort sah man die heilige Ursula, im Strahlengewande mit leuchtender Krone, vor den Schaaren ihrer in gleicher Pracht und Glorie erschimmernden Gefährtinnen einherziehend, die Ringmauern und Thürme der belagerten Stadt Coln umschweben und Segen auf sie niedersenden. Gar herrlich besonders war die Mondbeleuchtung des Lagers, der aus dem Schlummer aufgescheuchten Kriegergruppen und der Umgegend, mit dem himmlischen Glanze jener Erscheinung verschmolzen, und dieser vereinte Lichteffect im Ganzen sowohl als in den einzelnen Partien, vorzüglich bei den erwähnten beiden Figuren des Vorgrundes, benützt.

Weit mehr Lob als diesen frommen Gegenständen zollte der muntere weltgesinnte Gottfried Wilhelms ergötzlichen und rein geschichtlichen Gemälden. Bei Heinrichen verhielt sich's gerade umgekehrt. Bischof Engelberts Ermordung durch den Isenberger mit dessen Fehdegesellen am Gevelsberge erfüllte ihn nur mit Grausen, selbst der Kampf des ritterlichen Cölner Bürgermeisters Herrmann Gymn mit der Dompfaffen hungrigem Leuen, die Fehde der Overstolzen mit den Weisen, und des Stadtvogts Rübger van Alpen heldenmüthiger Reitertod vermochten ihm nur geringen Beifall zu entlocken.

Jetzt aber entschlcierte der Maler ein alle übrigen an Umfange übertreffendes Gemälde. Es war das mit Leichenhaufen überdeckte, von fernen Wachfeuern schauerlich erleuchtete Gallheimer Schlachtfeld. In seiner Mitte kniete Frau Imagina bei ihres Königs Adolph endlich aufgefundener Leiche. Der Schleier und das aufgelöste Haar hingen ihm in Sturmwinde wild um ihren Nacken, in halbwahnsinniger Verzweiflung stierte das Auge in den Nachthimmel hinauf; zu den Füßen der Leiche lag das getreue Windspiel, den gefallenen Gebieter noch im Tode zu behüten.

„Jetzt aber, Brüder,“ mahnte Wilhelm, „kommt mit zum Edelstein, zur Perle meiner schwachen Kunst!“

Er führte sie in die Kapelle des Bischofshofes, an deren Hochaltare sein Meisterwerk prangte. Auf der Terrasse eines mit dem Farbenschmelze aller Frühlingskinder ausgeschmückten Gartens, in dessen Hintergrunde sich die weite duftige Aussicht in ein reizendes Thal eröffnete, erblickte man die heilige Cäcilia in sichtblauem goldumsäumtem Gewande, einen Kranz weißer Sternblumen in den sie umwallenden blonden Locken, am Rande einer rieselnden Quelle auf bemoostem Felsensitze ruhend. Das schöne Haupt lehnte, wie in süßem Traume, auf der dem Arme entglittenen goldenen Harfe, die Rechte war in das Blumengewimmel zu der Heiligen Füßen sanft hinabgesunken. Hoch über dem Schattengewölbe einer blühenden Palme schwebte eine leuchtende Glorie, von Cherubinen umgrenzt, die auf Rosenwölkchen sich wiegend, kleine Silberharfen schlugen. Im Abglanze dieser himmlischen Beleuchtung blickte Cäcilens ätherblaues verklärtes Auge zu den überirdischen Melodien auf, die der Beschauer von ihren Lippen im Lächeln seliger Verzückung widergetönt zu hören wähnte.

Beim frohen Mahle in Meister Wilhelms „güldnem Ochsen“ saßen die Freunde, als ein reitender Bote, vor der Herberge drunten abgesessen, eintrat. „Schon gut, werde kommen!“ fertigte Wilhelm den Botrn ab, „da haben wir die Bescheerung!“ fuhr's dem Maler unmuthig heraus, „kaum einen neuen lieben jungen Freund gewonnen und nun morgen fort!“

„Wie so?“ frug Gottfried.

„Der gestrenge Bischof in Cöln drunten heischt eine neue Schilderei von mir, und gebrut dermaßen Eile, als sei der jüngste Tag bereits schon vor der Thür!“

„Aber,“ rief Wilhelm aufspringend, herzensfröhlich, „wißt Ihr was, mir fährt da ein Steingaudium durch den Sinn! Ihr geleitet mich den Rhein hinab!“

„Mir aus der Seele gesprochen, Bruder!“ fiel Gottfried ein. „Gedachte schon längst an des Grafen Hof nach Cleve; du Heinrich ziehst mit, nicht so?“

„Mit Freuden!“ entgegnete der Sänger.

3.

Es war ein stürmischer Abend. Ein Platzregen hatte die in traulichen Gesprächen des Unwetters nicht achtenden Jünglinge bis zur Haut durchnäßt, als die Lichter von Worms vor ihnen aufdämmerten. Wilhelm jagte dem ersten Lichte der Vorstadt zu, die Andern sprengten nach. Jener hielt bereits vor einem unstattlichen Gebäude, das ein um so stattlicheres Schild als Herberge bezeichnete. Mit vielen Bücklingen erschien der kleine verwachsene Wirth in der Thüre und beleuchtete, seine mächtige Hauslampe mit vorgehaltener Hand gegen den Windzug schützend, die Ankömmlinge. „Willkommen in Worms, Ihr

Digitized by Google

schmucken jungen Herrn!" näselte der Kleine, sich nicht von der Stelle regend, den Reitern zu. „Du mein Gott, so spät in solch heillosem Wetter; eines Hündleins möchte man sich erbarmen! Das gießt und gießt; so wahr ich lebe, ein halber Wolkenbruch!"

„Michel, Michel!" zürnte im Hausflur eine Frauenstimme dem saumseligen Stallknechte zu; „soll ich die Beine machen?"

Endlich that sich das knarrende Hofthor auf; Michel erschien gähnend und nahm die triefenden Pferde in Empfang. Als die Gäste in den Flur traten, fanden sie die Wirthin, ein flinkes, junges Weib, in derbem Sermon begriffen. „Schwatzbold!" schalt sie, dem erschrockenen Ehepherrn die Lampe aus der Hand reißend; „lallabend da im Trockenen und läßt die werthen Gäste sammt ihren Thieren draußen in der Traufe! Nimm die Küchenlampe, Zachäus; Marsch, in den Keller! Vom Eckfaß! Spute dich! Nach so wildem Wetter wundert den lieben Herren die edle Gottesgabe."

In schweigender Geduld dumpelte der kleine Kreuzträger fort. Die Hausfrau führte mit zierlichem Knix die Gäste in die Wirthsstube, bat sie, sich's bequem zu machen, und eilte wieder hinaus, um, wie ihre im ganzen Hause erschallende Stimme kund gab, Anstalten zum Abend-Imbiß zu treffen.

„Ein leibhafter Drache, unsre Wirthin!" meinte Gottfried, indem er sich, vom Ritte ermüdet, auf einen Stuhl fallen ließ, der unter ihm zusammenbrach.

„Und doch," lachte Wilhelm, „in ihrer Wirthschaft noch nicht genug, sonst läßt du nicht am Boden!"

„Mag sein!" pflichtete Gottfried sich aufraffend dem Maler bei.

Heinrich hatte in des Wirthes ledernen Armsessel sich einquartirt, der Maler einen zweiten kleinen Sessel sich erkiest.

„Wahre dich, Bruder!" warnte Gottfried, „siehst die Spinbel nicht? Kömmt der Drache, kann dir's schlimm gerathen!" —

„Pah!" entgegnete Wilhelm, „unter zehn solchen Drachen sind's mindestens neun nur für den Herrn Ehegespons; Andern dreht genügsamer und freundlicher. Mir behagt das frische Weiblein; Wangen wie Morgenroth; Augen wie Karfunkel." —

„Und so weiter," fiel Gottfried ein; denn eben ließ in der Thüre der Keudhusten des Wirths sich vernehmen, der mit einem, den Arm ihm fast zur Erde ziehenden Weinkrug und einer Pfarre mit Bechern, sich verpustend, eintrat.

„Was für ein Schild," frug Wilhelm den Kleinen, „führt Eure Herberge?"

„Zum Rosengarten, schuldigst aufzuwarten," hüstelte Zachäus; „aber" setzte er, einen überzähligen Becher für sich füllend und den Gästen zutrinkend, hinzu, „kostet doch, lieben Herrn, dies köstliche Gewächs, pure ächte Liebfrauenmilch!"

Wilhelm prüfte mit ächter Kennermiene. „Liebfrauenmilch?" brummte er mit essigsauerem Gesichte vor sich hin.

„Das beste Faß von meinem eigenen Wachsthume," bemerkte der Wirth, seinen Becher wieder füllend; „Jungfernträubleln, bei denen Einem, so zu sagen, das Herz im Leibe lacht."

„Schwätzer und kein Ende!" unterbrach die mit dem Tischgeräthe eintretende Wirthin den Redefluß des Verblüfften; „draußen will Nachbars Gunde Wein, und du stehst hier, den werthen Herren zur Ueberlast!"

Wasserscheu schob Zachäus hinter der polternden Ehehälfte sich zur Thüre hinaus.

„Ei, ei, so im Eifer, schöne Frau," sprach Wilhelm, indem er sie in die blühende Wange kniff, „glüht ja wie eine Feuerlilie!"

„Ist's ein Wunder, lieber Herr?" erwiederte die Wirthin, dem Recken gar freundlich ins Auge blickend, „liegt nicht die ganze Wirthschaft auf mir armen Weibe? Mein Zachäus, — ja du lieber Gott, wär' ich nicht, Alles ginge die Quere!"

So emsig die junge Frau auch wehren mochte, ließ Wilhelm sich nicht abhalten, ihr als Tafeldecker zur Hand zu sein. Als das Tafelgeheck bereit, wollte sie fortschlüpfen, der Maler aber vertrat ihr den Weg, und raubte zum Mühelohn ber nur sanft sich Sträubenden einen Kuß.

„Ihr seid ein arger Schalk," schalt sie erst in der Thüre mit einem Blicke, der nichts weniger als Bösesein verrieth.

„Da habt ihr den Drachen!" lachte Wilhelm, den Wildbraten zerlegend; „hatt' ich Recht?"

Heinrich blickte ernst, fast mißbilligend vor sich nieder. „Nur nicht gar zu ehrbar, Bruder," scherzte der Fröhliche; „ich dächte mich bescheidentlich nach jedem Blümlein auf meinem Wege und schlendre so ganz behaglich meinen Gang durch's Leben hin, und ein Küßchen in Ehren..."

Im Flur draußen ließen sich mehrere Stimmen durchtönander hören, mit dem Rufe: „Zachäus, Wein, Wein, Zachäus!" polterten sechs neue Gäste herein, und pflanzten sich, während Wirth und Wirthin eintraten, nach spießbürgerlichem Gruße an die Jünglinge, um einen großen Zechtisch. Zachäus, als Zunftmeister des löblichen Schneidergewerks, das er neben seiner Wirthschaft betrieb, nahm, auf die lieben Handwerksgenossen fußend, allen Einreden seiner Hausehre zum Trotze, bei Jenen Platz.

Bald ward's, als der Wein die Zungen löste, unter den ehrsamen Schneidermeistern so lebendig, und Einer überschrie den Andern dermaßen, daß der Jünglinge Gespräch am andern Tische verstummen mußte.

Heinrich versank, Alles um sich her vergessend, in süße Sehnsuchtsträume; Gottfried versetzte sich im Geiste an seiner trauten Sabine Seite, der Maler aber besah sich mit Künstlerblicken die lärmende Gruppe gegenüber und flüsterte dabei der ab- und zugehenden Wirthin kosende Worte zu.

Mit gewaltigem Lärm flog jetzt die Thüre wieder auf. „Wein!" brüllend, taumelte ein bereits stark begeckter Lanzknecht herein, nach dem Tische unserer Freunde zu, und schob sich ohne Umstände einen Stuhl zwischen sie. Sein Wein kam; nach mächtigem Zuge stieß er den Humpen so unbändig nieder, daß sein Inhalt den Jünglingen in die Augen flog. Gottfried wies den Ungeberdigen vom Tische, der aber holte mit einem Faustschlage nach ihm aus. Wilhelm, der ihm den Arm aufgefangen, faßte ihn mit Hünenstärke und drehte ihn wie im Wirbelwinde zur Thür hinaus.

„Warte, warte du Hund!" lallte der Wüthende fortstürzend, „ich komme mit Sueours wieder; das sollst du mir bezahlen!"

Nach leisem Flüstern entfernten sich die Schneidermeister mit besorgten Blicken nach den Jünglingen; während Zachäus abräumte, verließ die Wirthin, dem Maler heimlich zuwinkend, die Stube.

Schnell und besorgt kam der Maler zurück. „Mit müssen auf der Stelle fort!" rief er, als Zachäus mit seinem leeren Humpen sich hinausgewunden, „keine zwei Pfeilweiten von hier ist der Knechte Herberge; kommt der Trunkenbold mit einem halben Dutzend zurück, möge es uns leichtlich schlecht ergeh'n!"

Draußen klappten Zachäus Fußtritte die Treppe hinauf nach dem obersten Fußboden, wohin die Wirthin, nach Feuer und Licht zu schauen, mit Mägden ihn beordert, und im nämlichen Augenblicke erschien sie in der Thüre.

Der Maler eilte hinaus; Heinrich und Gottfried folgten. Im Flur war alles dunkel, die Wirthin ergriff, Wilhelm zuflüsternd, dessen Hand, und leitete ihn aus der Hinterthür die Treppe hinab in den gleichfalls finstern Hofraum nach dem Stalle, aus dem die Rosse ihren Reitern entgegenwieherten. In größter Hast waren die Thiere gerüstet. Als die Frau ein ins Freie führendes Hinterthor öffnete, scheb Heinrich ihr einen Goldgulden in die Hand; zugleich begleitete Wilhelm ein Schauflick, das er ihr ins Mieder gleiten ließ, mit herzhaftem Kusse, den sie zum Abschiede erwiederte. „Nur immer recht," flüsterte sie; „laßt Euern Rossen eine kleine Weile die Zügel, so tragen sie Euch in Kurzem über die Grenze; Gott befohlen, Ihr lieben schmucken Herrn!"

Mit Sturmesbeile flog das Kleeblatt durch die noch immer herabgießenden rabenschwarzen Regenmassen; bald jedoch zerriß ein Windstoß die Wolken und zeigte den Jünglingen in flüchtigem Lichtblick die nahe Grenzsäule, auf deren Spitze ein mächtiger Drache den silbernen Schlüssel im Wappen der guten Stadt behütete, da erscholl plötzlich ihnen im Rücken rascher Hufschlag. Mit verhängtem Zügel jagten die Verfolgten der Säule zu, es galt, denn als sie eben über die Grenze setzten, hatten sie des Schirmvogts Reisige kaum Pferdslänge mehr hinter sich. Unter Schimpf- und Drohworten kehrten die Ergrimmten, als sie so nah am Ziele ihre Mühe verloren sahen, vom Gelächter Gottfrieds und des Malers verfolgt, nach der Stadt zurück.

Nicht lange, so stärkte der Nachtdimmel sich etwas aus. Da sich Hahnenruf vernehmen ließ, sprengte Wilhelm darauf zu, die Freunde folgten. Bald war ein wohlthätiges Dorf erreicht; der Wirth herausgepocht, und für Rosse und Reiter mit ziemlicher Bequemlichkeit gesorgt.

„Denkt an mein Blümlein am Wege und unsern Drachen, Brüder!" mahnte der Maler, sich neben die Freunde auf die Streu streckend; „morgen lassen wir das Fraucben in ächtem Nierensteiner an seiner Quelle leben!"

4.

Es war ein heller freundlicher Morgen, an dem die Freunde erwachten, vom Umwetter dieser Nacht fast jede Spur verflogen. Bald zogen sie fröhlichen Muthes auf der allerwegen belebten Landstraße ihres Weges weiter den Rhein hinab.

„Aergerlich aber doch fürwahr," nahm Wilhelm das Wort, „daß wir, nur so wie Irrlichter schier in's alte Worms hineingetanzt, und gleich wieder bei Nacht und Nebel davonstänben

Digitized by Google

mußten! Hätte gar zu gern Siefrids Grab, seinen Weberbaum, und statt des gemalten Rosengartens auf unserem Wirthsschilde, den eigentlichen in Natura heimgesucht." „Was meinst du, Bruder," frug Gottfried, „war's nicht Traum! ein gar bequemer Schirm wider Schwert und Lanze, Pfeil und Wurfspieß, die Horntaufe von Drachenblut? Nur ewig schade, daß sich keine Drachen mehr zu schaffen finden, so eine Zauberfalbe könnte unsern gestrengen Rittern trefflich dienen, hätten dann beim scharfen Ritt an schwülen Sommertagen oder so ihnen in der Schlacht das Geblüt den Schädel schier zersprengen möchte, in ihren Helmen und Eisenwämsern sich nicht abzukeuchen! — Eins nur, Bruder, ist und bleibt mir bei dem Zauberstücklein, so viel ich drob auch grübeln mag, zu rund."

„Sieh nur nicht so wichtig drein," brummte der Maler, „abgebrecht den Bolzen; wird mal wieder eine possenhafte Kurzweil sein?"

„Ich meine nämlich," entgegnete der Muthwillige mit komischer Gravität, „daß dem kühnen Recken seine Hornhaut wenig gefruchtet, als Hagens Wurfeisen durch den Rückgrat ihm den Weg zum Herzen fand. Siefrid mußte bei seiner Hornwäsche das Flecklein wohl nicht erreichen können?"

„Spotte des herrlichen Riesenkönigs nicht," fiel Heinrich ein, der das Nibelungenlied über Alles ehrte; „war nicht auch Achilles an der Ferse verwundbar? Däucht mir doch, so ich mich in jenen Heldengesang vertiefe, als steigen die tapfern Hünen leuchtend vor mir auf, und zichen in ihrem Geisterglanz vor meinen Blicken vorüber. Schauer der Ehrfurcht und Wehmuth erfassen mir die Seele, gedenke ich der hochkräftigen Thatengeist, wo jene Vaterlandshäzerchen, neben denen die spätern Geschlechter so markloß und zwergenhaft erscheinen, noch im Leben walteten. Wie schwinden die neueren Helden vor Siefrids, Dietrichs von Bern, ihrer Waffenbrüder und Widersacher Wunderthaten! Mir ist, so ich in heitern Sommernächten am heimathlichen Rheine lustwandle, zuweilen, als kreisen die Nebel auf seinem Spiegel, thürmen sich, vom Mondlicht durchzuckt, zu riesigen Gestalten auf, und gleiten dann Chriemhilde, der Siegelindensohn, und die Königsbrüder Günther, Gerart und Giselher an ihrer Seite, von ihrer Kämpenschaar gefolgt, auf wilden Rossen wie Sturmwind in Flammendlitzen über der Fluthen Saum dahin!"

„Bruder, Herzensbruder, laß dich küssen!" rief der Maler, der sein Pferd dicht zu Heinrichen herangedrängt, ihm umhalsend; „auch mir war's eben, als müßten dort vor uns die Wellen sich theilen, und die Heldenschaar, wie Graf Widsorull auf des großen Carls Geheiß sie einst heraufbeschworen, von Diether'n angeführt, aus des Stromes Tiefen steigen: Dankwart der Vielschnelle, Ortwin, Rumolt, Sindolt, Humolt, die Krone der Burgundlands-Recken, Schaarmeister Tronegg, Hagen und Volker, der tapfere Fiedler, aller ritterlichen Sänger Vorbild, mit seinem sieggekrönten Banner!"

„Welch überköstlicher Sangeshort," fiel Heinrich begeistert ein, „in diesen Nibelungen! wie zart und kräftig; lieblich und schauerlich von Chriemhildens schauerlichem Traume bis zum blutigen Ende!"

„Der Falke, den du da zoheft, das ist ein edel Mann,
„Ihn wolle Gott behüten, du mußt ihn schier verloren han."

unterbrach Gottfreid den Erguß der Kunstgenossen, indem er jene Stelle des Liedes mit possirlichem Pathos absang.

„Aber wie sprach die Prinzessin zu Mutter Uße, als diese den Traum ihr also ausgelegt?" entgegnete der ob der Störung unwillige Maler:

„Wie Liebe mit Leide zu jüngst lohnen kann,
„Ich soll sie melden beide, so kann mir's nimmer mißegan."

„Merke die statt deiner Possen das Sprüchlein aus dem Liede, du Hagerpunk und Minneschranz!"

„Möge Ihr meinethalben," erwiederte Gottfreid, „Euer Nibelungenlied mit all seinem Mord und Tod, mit den zwei Königinnen, deren eine mit Mühlsteinen nach dem Ziele wirft und ihrem vermeintlichen Gespons schier alle Rippen entzweibricht; die andre aber die Kämpen zu Hunderten abschlachten und einräuchern läßt; mögt Ihr's zum dritten Himmel erheben; zehnmal lieber als Euer hochgepriesener Heldensang ist mir ein Dutzend fröhlicher Minnelieder."

„Aber ich bitte dich, Gottfreid," äußerte Heinrich, „findest du in den Nibelungen nicht auch die wahre zarte Herzensminne Chriemhildens und des großen Rheinlandskönigs im innigsten Bilde? So höre doch nur!

„Was wäre Manneswonne, was könnt' uns mehr erfreun,
Denn wonnigliche Frauen, denn holder Augen Schein?
Gleich wie der Mond, von Silberwolken licht umkränzt,
Der Sterne güldne Schaaren leuchtend überglänzt,
So strahlt die schönste Maid im Kreise schöner Frauen,
Wie in der Blumenflur die Königin zu schauen.
Da ihr der Hochgemuthe naht in seiner Herrlichkeit,
Erglüht die Wange fein; es spricht die holde Maid:

Herr Siefrid, seid willkommen, ein edel Ritter gut!
Sich stolzer hub vom Gruß des kühnen Recken Muth;
Er neigt sich minniglich in wonnigem Entzücken;
Die Herzen grüßen sich in zaubertrunknen Blicken;
Mit süßem Aeh, mit stiller Peinen Himmelslust,
Webt Liebestonen in des selgen Paares Brust."

„Bist du bekehrt, Widsolt!" frug Wilhelm triumphirend den losen Spötter, der, die Hand auf's Herz gelegt, seine Bekehrung schweigend betheuerte.

„Bei dir, Wilhelm," sprach Heinrich, dem Freunde in's leuchtende Auge blickend, „müssen nun die Nibelungen vollends in hohen Ehren stehen; denn sind sie nicht die reichste Fundgrube anmuthiger, erhabener, grauenvoller Bilder?"

„Mir däucht schier, Bruder," versetzte der Maler, freudig überrascht, „du schauest in die Tiefen meiner Brust; war eben auf der Bilderjagd so recht im Zuge, als unser Schaltsknecht da mich störte. Bilder, Heinrich, was für Bilder! Denke dich mal zu mir an meine Staffelei: Hier steht da die Fürsten Schildbunch und Nibbunch von ihrem eigenen Schwerte Balmung durch Siefrid Hand erschlagen. — Sieh, wie der tapfre Rheinlandsbösingssohn im Kampfe mit dem starken Zwerge Albreich der Nibelungen gütonen Hort gewinnt, und wie er dort den Drachen mit seiner guten Klinge fällt. — Da zieht der Jüngling mit seinen Kämpen im königlichen Glanze vom besorgten Vater und der weinenden Mutter Siegelinde, mit den kühnen Worten auf die Brautfahrt:

„Ihr sollt nicht weinen durch den Willen mein;
Ohn' Sorge mögt Ihr meines Leibes sein."

„Herrlich, herrlich! laß mich weiter malen," fiel Heinrich ein. „Hier empfängt zu Worms König Günther in seiner Hofespracht, im Kreise seiner Tapfern, den Drachenfeger mit seinem in Stahl und röthlichem Golde leuchtenden Gefolge, und Herr Gernot sühnt Ortwins Hader mit dem hohen Gaste. Dort siehst du Siefrid im Kampfe mit dem Dänenkönige Eübegast Angesichts seiner Mannen fliegen:

„Da schlug der Herr Siefrid, daß rings das Feld erklang,
„Und rother Funken Blitz aus beider Helmen sprang."

„Auf jenem Bilde naht Chriemhilde, aller Frauen reichste Blüthe überbietend, dem Austerkornen ihres Herzens; sieh ihn die Kusenwählte mit züchtiger Scheu begrüßen, seiner Wangen Gluth, das Aug ihrem Augen widerstrahlen . . ."

„Nur zu, nur zu, Bruder!" rief Wilhelm mit hastig tiefen Athemzügen.

„Nun folge mir," fuhr Heinrich fort, „nach Isenland, dort siehst du König Günthern vor Brunhildens Riesenwurfe durch Siefrids Schild beschirmt, und den Kühnen dem Bruder der Königin seines Herzens das schöne Heldenweib gewinnen. — Siehst du da an Günthers Hofe die Königinnen in grimmem Hader streiten, der Siefriden seines Todes Quelle ward? — Der Schaaplatz wandelt sich, und du erblickst im Waldesschatten, von König Günthers Tücken zum kühlen Brunnen hingelockt, Siefriden sich zum Brännlein laben; siehst ihn von Hagens Wurfgeschoß durchbohrt, im Sterben noch mit seinem Schilde den Mörder niederschlagen."

„Dieser Hagen gestaltet sich," bemerkte Wilhelm, „im Nibelungenbilde so riesengroß und heldenkühn, daß wir den Mörder selbst nur hassen, nicht verachten mögen!"

„Sieh wieder hin," fuhr Heinrich beifallnickend weiter fort: „An des Hunnenkönigs Etzels Hofe sitzen vor Chriemhildens Saal Hagen und Volker, das Waffenbrüderpaar."

„Wer der Volker war, das will ich Euch wissen lan,
Er war ein Edelherr, ihm waren unterthan
Der guten Recken viele in Burgundenland,
Von seiner Fiedel ward der Spielmann er genannt."

„Horch wie der wilde Tronegg zu Chriemhildens Hohne, ihres erschlagenen Gemahls Schwert auf seinem Schooße, mit trotzigen Blicken zur Königin und ihren edlen Kämpen schauend, ihre Zornesworte in kühnem Muthe entgegnet! — Dort ruhen die Burgundenfürsten, von Hagens und Volkers Schwert beschirmt, auf ihrem Lager; die Hunnen schleichen, Verrath und Mord im Schilde, heran; doch fliehen sie, von den beiden Falkenaugen schnell erspäht."

„Zeht, Wilhelm," rief Heinrich in dumpfen Tönen des Entsetzens, „rollen sich dort vor unsren Blicken der unheilvollen Halle Schauerbilder auf. Beim Festmahle thront König Etzel in seiner Gäste Mitte. Sieh, Hagens Bruder Dankwart erscheint am Eingange und verkündet, wie in der Herberge die Burgunden meuchlerisch erliegen; da schäumt der grimme Tronegg.

„Nu trinken wir die Minne, und zahlen Königs Wein,
Der junge Vogt der Hunnen, er muß der Erste sein!"

„Seines Schwertes Blitz erschlägt den Fürstenknaben und blutend fliegt des zarten Oetlieds Haupt in Chriemhildens Schooß."

„In jenem Grauenbilde schlagen, beim Todeszucken der in

Haufen hingethürmten Hunnenschaaren, flammen in die Halle, und im Blute der Erschlagenen laben die müden Sieger des Gesmens Gluth.“

„Dort erscheint der biedere Markgraf Rüdiger auf Etzels, seines Lehnsherrn Gebot, zu neuem Kampfe mit den Burgunden; zur letzten Herzensgabe beut er dem tapfern Hagen den treu erprobten Schild, und

„Da er ihm so williglich den Schild zu geben bot,
Da ward gar manches Aug' von heißen Thränen roth.“

„Zu Ende eilt das blut'ge Waffenspiel. Vom alten Hildebrand gefällt, liegt Wolker in seinem Blute, ringsum die Burgundlands-Recken all erschlagen; nur Hagen mißt sich noch an König Günthers Seite mit dem tapfern Berner Helden. — Im letzten Grauendilde stirbt, von Diether'n gefangen, durch Siefrids Schwert von Chriemhildens Hand der leuenherzige Ironegg; doch im Tode noch durch Hildebrand im Blute der Königin gerächt.“

„Heinrich,“ ergoß sich des Malers Künstlerglutb, indem er den Freund mit ungestümer Herzlichkeit umschlang, „du schiedertst meisterlich, und möcht' ich, wärst du nicht eine Zier der Sängergilde, wünschen, du schwürst zu meiner Fahne. Geduld, Geduld; sollst deine Bilder baldigst auf meiner Staffelei erschauen!“

„Alles recht gut und schön;“ lächelte Gottfried vor sich hin, „ich aber dagegen lobe mir immer doch den Sänger, der

„Die Harfe nimmt in Kraft und Fröhlichkeit,
Und macht ein Lieb, und giebt ihm einen Namen,“

„und ist mir 'ne gemalte Bauernkirmeß lieber als der meisterliche Todtentanz.“

Gern hätte der Muntere zu seiner Ergötzlichkeit mit den Freunden angebunden, doch breite begnügten sich, im Nachklang ihrer Gefühle seine Mißachtung der Nibelungen mit sinstrem Seitenblick zu rügen. „Jedem seine Weise!“ brach Gottfried, als bereits Oppenheim nach einem kurzen Ritte erschien, das Schweigen, „träumt mir nicht in einswog den Euern Nibelungen und schaut dort hinab; wie wohlthätig zieht sich das alte Städtlein am Fuße seiner Landskronburg und der flattlichen Katharinenkirche hin; wer sähe ihm früheren Brand und Verheerung jetzt noch an!“

„Dort zieht eine Prozession herauf,“ mahnte Wilhelm, „laßt uns den Vorsprung ihr abgewinnen!“ Dabei stieß er seinem Rappen die Sporen so mächtig in die Seiten, daß er in gewaltigen Sätzen ausgriff.

Nach kurzer Labung in Oppenheim hatten die Jünglinge die Schwabsburg bei Nierstein bald erreicht, und fanden dort die herzlichste Aufnahme, erheiterten Heinrich und Gottfried durch Sang und Klang. Wilhelm durch den vollen Erguß seines Witzes und seiner Laune den dort beim Zechgelage versammelten Rittern der Umgegend den Abend, und zogen nach höchst erquicklicher Nachtruhe am Morgen ihre Straße weiter.

3.

Bei Wilhelms Eile verweilte unser Kleeblatt im weiland „güldenen“ Mainz nur kurze Zeit bei Heinrichs Pflegvater, besahen die herrliche gottgesegnete Umgebung, den Aigelstein, die Wasserleitung, stolze Denkmale der Römerzeiten, den Brudertuß des Rheines und Mains am Fuße der von romantischer Höhe herunterblickenden Karthause mit ihren lebenden Gespenstern und was sonst noch Denkwürdiges zu schauen, und brachen dann wieder auf.

Auf der Ingelheimer Höhe hielten die Jünglinge beim Anblicke der noch immer stolz herabprangenden Kaiserburg, der Zeiten des großen Carls und des unglücklichen Agilolfingerfürsten Tassilo gedenkend, an, und weideten das Auge am Ausblicke auf das herrliche Rheingau.

„Ein wahres Eden!“ rief Wilhelm entzückt, „wie malerisch schauen die netten Städtchen und zierlichen Meiereien auf den Höhen und am Ufer hingestreut, die Ritterburgen und Kapellchen zu uns herauf; und wie königlich ragt drüben der Bischofsberg mit seinem Rebenkranz empor; ist's nicht ein Ehrentempel, vom Altvater Rhein dem Traubengotte dort gestiftet!“

„Wer wollte da nicht Hütten baun?!“ entgegnete Heinrich mit innigem Gefühle.

„Bei seinem Weine, seinen Frau'n?!“ fiel Gottfried seelenfroh ein, und stimmte ein munteres Wanderlied an, dem die Freunde sich anschlossen.

Als die Nahebrücke bei Bingen bereits hinter den Jünglingen lag, und sie jenen höchst pittoresken Punkt erreichten, wo der Rhein die mit Riesenkraft ihm entgegengestemmten Felsenmassen zu erstürmen droht, dann plötzlich mit donnerndem Ungestüm im scharfen Winkel rechts hinunterbraust, und des Rheingaues Pforten sich schließen, hielten die Freunde abermals an und überblickten in schweigender Seelenlust die weiten lachenden Gefilde, welche stromaufwärts, in magischen Duft gehüllt, Auge und Herz zum sehnsüchtigen Scheidegruße mahnen, und zugleich das wildromantische Naturgemälde des Rheinthals adwärts mit seinen Felsenkoulissen und sagenreichen Burgen. „Denkt Euch, Brüder,“ rief der entzückte Maler, „diese beiden hehren Bilder: jenen Zaubergarten drohen vom Rosenlichte eines heiteren Frühlingsmorgens übergossen, und dieses schauerlich erhabene Gebilde drunten mit seinen Felsenschlössern, Münstern und Klausen in der geisterhaften Beleuchtung zuckender Blitze, beim Wogengebrüll und vielfach wiederhalltem Donnerrachen; wem hebt nicht bei solchem Anblicke höher sich die Brust?“

Bald blickten die Trümmer des Bautergs, Rheinsteins und Sonecks zu den Reitern herab.

„Ein malerischer Fels, Ritter Gilgens Teufelsleiter!“ rief Wilhelm, als späterhin am jenseitigen Ufer Dorch erschien. „Mir ist, als schaue ich den kecken Wagling, wie er auf seinem geflügelten Höllenroß hinansetzt, den Räuber der geliebten Braut erschlägt, und die holde Maid in den Armen ihres Buhlen des Holzmeiers Beute wird.“

„Ist mir,“ fiel Gottfried ein, „zu düster und grauenhaft die Sage, wie alle schier von diesen Rheinlandsburgen; da halt ich's lieber mit dem Mährlein von den drei Jungfrauen im Wisperthal drüben. Wurden nicht die Nürnberger Kaufherrnsöhne vom Staarmey, der Ehre und dem Raben gar weiblich genarrt und angeführt? Ihr wißt doch die Geschichte von ihrer Großmutter, so die Elster sang?“

„Possen, eitel Possen und ewig Possen!“ schalt der Maler.

„Großmutter mein war sicherlich“
fuhr Gottfried, ohne sich stören zu lassen, fort,
„Sie war 'ne Elster so wie ich,
Und alle meine Kinderlein,
Die werden wieder Elstern sein.“

„Blitz, wie mögen die jungen Fante Gesichter geschnitten haben, als beim Schwagen und Singen besagter Galgenvogel die holdseligen Jungfrauen sich in krieschäugige Mütterlein verwandelten und den Freiern mit ihren Liebkosungen zu Leibe gingen!“

„Laßt uns lieber,“ mahnte Wilhelm, „statt solcher Ammenpossen das uralte Bacharach mit seinem Altarsteine und dem Staleck, der stattlichen Pfalzgrafenwiege drohen auf der Höhe, begrüßen. Seht, wie die stolze Veste, einem Hünen zu vergleichen, das Städtlein an ihrem Fuße so getreu bewacht!“

„Sieh da,“ rief Gottfried nach schweigsamer Pause, „der Pfalzgräfinnen steinernes Wochenbett im Rheine brunten!“

„Warum,“ unterbrach Heinrich den dem Muthwilligen auf der Lippe schwebenden Scherz, „erwähnst du als Sanggenoß nicht lieber der Sage von Entsthung jener Felsenburg, die doch so zart und anmuthig klingt? Schloß nicht in dieser Pfalz finstre Mauern Pfalzgraf Konrad seine holde Agnes ein, vor dem kühnen Werben Welfs, des Baiernherzogs, sie zu bewahren? War's nicht eben dort, wo Agnesens stillgehegte Minne bei der von ihren Thränen erweichten Mutter Schirm und Hülfe fand, die das beglückte Paar des Vaters Segen endlich sich ersehte?“

„Und am Ufer drüben,“ bemerkte Wilhelm, „Raub mit seinem herrlichen Gutenfels, wo Richard von Cornwall die schöne Falkensteinerin Gutta als seine Reichs- und Herzenskönigin zum Altare führte; traun, ein reiches Saatfeld unser Rheinthal für den Schilderer und Sänger!“

In Oberwesel hielten die Jünglinge Nachtruhe.

Die wilde schaurige Gegend, die sie unterhalb jenes Städtchens am Rheinufer zwischen himmelanragenden Felsen dort empfing, stimmte sie, vorzüglich Heinrichen ernst und düster. Gottfried fand seine frohe Laune zuerst wieder. Und so vermochten seine Scherze so wenig als die neckenden Aufforderungen des am Lurleifelsen so redseligen Echo's den Freund zu erheitern. Besser gelang dies Wilhelms hochromantischer Sage von der Jungfrau, die einen Pfalzgrafensohn in ihr Felsgekläft gelockt, alle vom trostlosen Vater gegen sie ausgesandten Kriegsmänner verhöhnt und die Rheinfluthen zu sich herauf beschworen. Der Anblick der malerischen Trümmer der feindlichen Brüderburgen, Sterneberg und Liebenstein, endlich regte Heinrichen aus seinem lautlosen Hindrüten vollends auf. Im Aufsuchen seines Auges sprach sich aus, wie dieser Schauplatz einer der rührendsten Rheinlandssagen vor seinem innern Blicke sich belebe, und mit Innigkeit stimmte er in des Malers Kunstfeuer ein, als dieser ihm den reichen Stoff dieser „Brüder“ zu köstlichen Schilderein entwickelte. Des ältern Bruders edelmüthiges Opfer seiner Minne, die Untreue des Jüngeren, dem Jener sein Lebensglück geopfert, die durch die schöne Griechin, um derenwillen er seine vom Bruder geliebte Braut verrathen, ihm gewordene schnöde Vergeltung, die Weltentsagung der Geopferten und der Brüder endliche Versöhnung.

Digitized by Google

Am folgenden Tage trafen die Freunde in Cöln ein, mehre Tage entrollten ihnen im Musendienste, beim Besuche der Merkwürdigkeiten dieser so berühmten alten Stadt, bei Ergießungen der innigsten Freundschaft und bei Planen für die Zukunft wie auf Windesflügeln. Ihre köstlichsten Stunden waren jene, wo Wilhelm an seiner Staffelei saß, und die Sänger durch Saitenspiel sein kunstsinniges Gemüth begeisterten. Doch endlich mußte geschieden sein; schmerzlich war die Trennungsstunde; selbst der sonst etwas rauhe Maler zerdrückte eine hervorquellende Thräne, eine schwarze Ahnung sagte ihm, er werde die Lieblinge seiner Seele nimmer wieder sehen. Sie trog nicht; an einem Tage bettete Beide zu Cleve eine dort ausgebrochene böse Seuche ins dunkle Kämmerlein.

Lebrecht Dreves

wurde im Jahre 1816 zu Hamburg geboren, besuchte das dortige Gymnasium, studirte von 1836—38 zu Jena und Heidelberg die Rechte, promovirte an letzterer Universität und lebt seitdem als Advocat in seiner Vaterstadt.

Er schrieb:

Lyrische Anklänge. Altenburg 1837.
Vigilien, nächtliche Lieder. Bonn 1839.
Der Lebensretter, ein Lustspiel. 1841. (nur als Manuscript für Bühnen gedruckt.)
Schlichte Lieder. Hamburg 1843.
Von ihm sind vermuthlich auch die „Lieder eines Hanseaten. Wesel 1843.

Tiefes Gefühl, Innigkeit und treffliche Behandlung der Sprache und Form, gehoben durch eine reiche Phantasie, zeichnen seine Gedichte, besonders die Vigilien und die schlichten Lieder sehr vortheilhaft aus.

Auszug.

O gieb mir deine Hallen,
Geliebter Eichenwald,
Bis wieder Schlossen fallen,
Zum Sommeraufenthalt.

Noch kann sich nicht gewöhnen
An Menschenwort mein Herz,
Der Hafenstadt, der schönen,
Entfloh ich wälderwärts.

Getümmel vor den Thoren
Und auf dem Markte Zank,
Wird den verwöhnten Ohren
Zur Qual der Folterbank.

Wie anders dringt der Blätter
Gesäusel, o mein Hain,
Und selbst das Lustgeschmetter
Der Vögel auf mich ein!

Hier leb' ich und genese,
Entnommen allem Weh,
Wo ich nur Blumen lese
Und keine Menschen seh'.

Drei Freunde.

Durch lachende Fluren gingen
Drei Freunde einst seldreitt,
Ein Jüngling und ein Greiser,
Einen Mann in ihrer Mitt'.

Der Berge Spitzen glühten
Im goldnen Abendlicht,
Doch alle Schönheit rührte
Den greisen Alten nicht.

Aus Waldesdunkel tönte
Der Nachtigall Gesang,
Doch nicht vernahm der Jüngling
Den wundersüßen Klang.

Versenkt in tiefes Sinnen
Schritt stumm einher das Paar,
Der prangenden Gegend Schöne
Ward nur der Mann gewahr.

Er pflückte Wiesenblumen
Und horchte der Nachtigall,
Und stimmte in ihre Weisen
Mit seines Liedes Schall.

Doch jener Beiden Stummheit
Verdroß seinen fröhlichen Sinn,
Er sprach: Was sinnt ihr, Freunde,
So eifrig vor euch hin?

Was senkt ihr eure Blicke
Nur immer erdenwärts?
Warum der Pracht des Himmels
Verschließt ihr Aug' und Herz?

Da sprach zu ihm der Alte:
Ich denke der Jugendzeit,
Die mir dahin geschwunden,
Der schönen Vergangenheit;

Wo noch nicht Treu und Glauben
Entflohen aus dem Land,
Wo man noch Recht und Freiheit
Und gute Sitte fand.

Und weiter sprach der Jüngling:
Es malen sich meinem Blick
Zukünftige, schöne Zeiten
Und künftiges, großes Glück.

Wo diese Welt beherrschet
Ein blühendes Geschlecht,
Wo jedes Land regieret
Ein neues, gutes Recht.

Der Mann vernahm es lächelnd
Und sprach: So mag es sein,
So will ich denn alleine
Der Gegenwart mich freun.

Leb' immer, guter Alter,
Nur der Vergängenheit
Und träume du, mein Jüngling,
Von der künftigen, großen Zeit.

Ich aber lab' mich lieber
Am goldnen Lebensbaum,
Vergangenheit und Zukunft
Begrüß' ich nur im Traum.

Wassereck.

Im flüsternden Schilfe, im grünen Versteck
Da singet zur Harfe der Wassereck,
Es tanzen ringsum ihn die Wellen,
Es nicken sich rauschend die Bäume all',
Es schweiget im Haine die Nachtigall,
Nur schwirrend noch kreisen Libellen.

Digitized by Google

Es tönte vom Thurme die Glocke herab,
Da eilten zur Kirche die Knaben im Trab.
Sie müssen vorüber am Weiher.
Da hören sie singen den Wassermann,
Zur Kirche zu gehen — wer denkt noch daran!
Sie tanzen, er singet zur Leier.

Und als sie so tanzten, hub Einer an:
Wie singst du so schön nur, lieb Wassermann,
Und selig wirst du doch nimmer.
Da weinte und schluchzte der arme Neck
Und tauchte vor jähem Todesschreck
In die Fluthen mit leisem Gewimmer.

Da schwiegen die Kinder und weinten auch,
Da weinte das Schilfrohr, da weinte der Strauch,
Die Nachtigall klagte beklommen.
Da schluchzte das Knäblein: Lieb Neckchen mein,
Ich hab' ja gescherzt nur, du singest so fein,
Und wirst in den Himmel schon kommen.

Da tauchte herauf er, doch sang er nicht,
Es perlte die Thräne ihm über's Gesicht,
Fern hallte der Glocken Gebimmel:
O betet ihr Kinder, o betet für mich,
Was hilft mir sonst alle mein Singen, wenn ich
Mir nicht kann erfingen den Himmel.

Alexander.

Als einst Held Alexander
Die Welt durchwandert hatt',
Und nun nach Haus gekehret
Und des Eroberns satt:

Erfüllte Todesahnung
Den edlen Fürstensohn,
Drum sammelt er die Großen
Des Reichs um seinen Thron.

Und spricht: „Es geht zu Ende
Mit mir und meinem Thun,
Drum höret meinen Willen,
Den letzten Willen nun:

Es werde meine Hülle
In einen Sarg gelegt,
Der nicht des Prunkes Zeichen,
Nicht Fürstenstempel trägt.

Und aus dem Sarge lasse
Die offnen Hände man
Hervorseh'n, daß ein Jeder
Daraus sich nehmen kann:

Es ist, der einst die Schätze
Der halben Welt entwandt,
Dem Bettler gleich, gestiegen
In's Grab mit leerer Hand."

Kurfürst Joachim.

Zur Jagd ging Kurfürst Joachim,
Da sprach sein treues Weib zu ihm:

„Ich bitte, lieber Gatte mein,
Stell' heut' das Jagdvergnügen ein.

Es hat ein Traum verkündet mir,
Es brächte heut' Verderben dir."

Nicht hört der Fürst des Weibes Wort,
Er blies in's Horn und sprengte fort,

Und als begonnen er die Hirsch,
Sprang über'n Weg ein schwarzer Hirsch.

Joachim nach! Doch als er nah
Ihm an den Leib, was schaut er da!

Statt des Geweihes trägt, o weh!
Sein Haupt ein Venerabile.

Der Fürst ersah's und wandte um
Und ritt nach Hause trüb und stumm.

Doch eh' er noch sein Schloß erreicht,
War Kurfürst Joachim erbleicht.

Johann Peter Eckermann

ward zu Winsen an der Luhe, einem Städtchen zwischen Lüneburg und Hamburg, zu Anfange der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts geboren. Seine Aeltern waren arm und nährten sich von Handarbeit und einem kleinen Hausirhandel. Seine früheste Jugend verbrachte E. in Gemeinschaft mit andern Knaben mit dem Hüten der Kühe, las Holz auf und sammelte im Herbst Aehren und Eicheln. Späterhin begleitete er seinen Vater auf dem Hausirhandel. Unter solchen Umständen genoß er nur nothdürftigen Schulunterricht, kaum lernte er schlecht schreiben und schlecht lesen. Durch seine Anlagen im Zeichnen zog er die Aufmerksamkeit einiger Personen auf sich, so daß man ihm erlaubte, an dem Unterrichte der wenigen vornehmen Kinder des Ortes Theil zu nehmen; er lernte dadurch etwas Französisch und etwas Latein, bekam auch eine Vorstellung von Musik. Nach seiner Confirmation wurde er Schreiber bei einem Justizbeamten, dann unter der französischen Herrschaft im Büreau der Direction der directen Steuern zu Lüneburg, darauf im Büreau der Unterpräfectur zu Uelzen, und endlich im December 1812 als Mairie-Secretair zu Bovensen angestellt. Im Sommer 1813 trat er als Freiwilliger in das Kielmannsegge'sche Jägercorps und machte den Feldzug von 1813 und 1814 mit. Bei seinem Aufenthalte in den Niederlanden fand er Gelegenheit, niederländische Meisterwerke der Malerei zu betrachten, und dies weckte in ihm die schlummernde Liebe zur Kunst, weswegen er nach seiner Rückkehr 1815 den Unterricht Rambergs in Hannover suchte. Wegen Armuth und Mangel an den nöthigen Vorstudien der Kunst gab er indeß bald sein Vorhaben auf und bewarb sich um eine Anstellung bei der Montirungscommission der hannöverschen Truppen, welche er auch erhielt. Der Zufall führte ihm Theodor Körners Gedichtsammlung „Leier und Schwert" in die Hände und diese Lectüre wirkte so bedeutend auf ihn, daß er selbst productiv wurde. Mit einem patriotischen Gedichte auf die Rückkehr der hannöverschen Truppen erwarb er sich allgemeinen Beifall in Hannover, so daß er sich entschloß, auf diesem Felde fernerhin seine Kräfte zu versuchen. Er studirte die vaterländischen und ausländischen Dichter, jedoch unter allen zog ihn Goethe am allermeisten an. Noch in seinem fünfundzwanzigsten Jahre

Digitized by Google

besuchte er das Gymnasium, ohne sein Amt aufzugeben; wegen überhäufter Arbeiten trat er jedoch wieder aus der Schule und vervollkommnete sich nur durch Privatunterricht, so daß er 1821 die Universität Göttingen beziehen konnte, um dem Namen nach die Rechtswissenschaft zu studieren. Vor seinem Abgange von Hannover gab er einen Band von Gedichten auf Subscription heraus, wovon er auch Goethe ein Exemplar gesandt hatte, der ihn zu weiteren Productionen ermunterte. In Göttingen studierte er nicht die Rechtswissenschaft, sondern Poesie und Kunst. Im Herbst 1822 verließ er die Universität und schrieb auf dem Lande, in der Nähe von Hannover, eine Reihe theoretischer Aufsätze über Kunst und Poesie, die er unter dem Titel: „Beiträge zur Poesie mit besonderer Hinweisung auf Goethe" im Manuscript an Goethe einsandte, mit der Bitte um einige empfehlende Worte an Cotta. Bald darauf reiste er nach Weimar, um Goethe persönlich kennen zu lernen, und hatte das Glück, daß dieser sich seiner mit Vorliebe annahm und ihn zum Gehülfen bei der Redaction der letzten Ausgabe seiner Werke machte. Wenn man die kurze Zeit abrechnet, in der E. 1830 den Sohn Goethe's nach Italien begleitete, war er ununterbrochen um Goethe bis zu dessen Tode. Er hat erst in neuester Zeit Weimar wieder verlassen und sich nach Hannover gewendet.

Von ihm erschien im Druck:

Beiträge zur Poesie mit besonderer Hinweisung auf Goethe. Stuttgart 1822.
Weimars Jubelfest am 3. Septbr. 1825. 2 Abtheil. Weimar 1825—26.
Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens 1823—32. Leipzig (2. Ausgabe. 2 Bde. 1837).
Gedichte. N. A. Leipzig 1838.

E.'s Persönlichkeit ist nicht wohl von seinen Leistungen zu trennen; bei der Beurtheilung der letzteren müssen Beide in das Auge gefaßt werden. Sein größtes Talent ist eben die Fähigkeit, Alles so anzuschauen und aufzufassen, wie es sich in reinster Unmittelbarkeit darbietet, und es, ohne irgend einem Dritten Einfluß zu gewähren, auch so wiederzugeben. Dabei ist er aber nicht eigentlich productiv, sondern nur empfangend und kritisch verarbeitend. Seine Gedichte sind daher einfach, innig, geistreich, zeichnen sich aber nicht durch Schwung der Phantasie, Gluth und Leidenschaft aus. Als sein vorzüglichstes Werk muß man dagegen seine Gespräche mit Goethe betrachten; hier offenbart sich sein durchaus ehrenwerther Charakter im reinsten Lichte, unterstützt von jenen bereits erwähnten Fähigkeiten, und der Leser legt dieses treffliche Buch nicht allein dankbar für das viele Schöne und Gute, das ihm in demselben geboten ward, sondern auch mit der bereitwilligsten Anerkennung der Wahrheitsliebe und Bescheidenheit, sowie des Geistes und des edeln Selbstgefühles Eckermanns, der, obwohl sich willig unterordnend, doch sich eben so unbefangen als selbstständig äußert, aus der Hand.

Einleitung.

Der Autor giebt Nachricht über seine Person und Herkunft und die Entstehung seines Verhältnisses zu Goethe.

Zu Winsen an der Luhe, einem Städtchen zwischen Lüneburg und Hamburg, auf der Gränze des Marsch- und Haidelandes, bin ich zu Anfang der neunziger Jahre geboren, und zwar in einer Hütte, wie man wohl ein Häuschen nennen kann, das nur einen heizbaren Aufenthalt und keine Treppe hatte, sondern wo man auf einer gleich an der Hausthür stehenden Leiter unmittelbar auf den Heuboden stieg.

Als der Zuletztgeborne einer zweiten Ehe, habe ich meine Eltern eigentlich nur gekannt, wie sie schon im vorgerückten Alter standen, und bin zwischen beiden gewissermaßen einsam aufgewachsen. Aus meines Vaters erster Ehe lebten zwei Söhne, wovon der eine, nach verschiedenen Seereisen als Matrose, in fernen Welttheilen in Gefangenschaft gerathen und verschollen war, der andere aber, nach mehrmaligem Aufenthalt zum Wall- und Seebundsgang in Grönland, nach Hamburg zurückgekehrt war und dort in mäßigen Umständen lebte. Aus meines Vaters zweiter Ehe waren vor mir zwei Schwestern aufgewachsen, die, als ich mein zwölftes Jahr erreicht, bereits das väterliche Haus verlassen hatten und theils im Orte theils in Hamburg dienten.

Die Hauptquelle des Unterhaltes unserer kleinen Familie war eine Kuh, die uns nicht allein zu unserm täglichen Bedarf mit Milch versah, sondern von der wir auch jährlich ein Kalb mästeten und außerdem zu gewissen Zeiten für einige Groschen Milch verkaufen konnten. Ferner besaßen wir einen Acker Land, der uns die nöthigen Gemüsearten für das Bedürfniß des Jahres gewinnen ließ. Korn zu Brod indeß und Mehl für die Küche mußten wir kaufen.

Meine Mutter hatte eine besondere Geschicklichkeit im Wollspinnen; auch schnitt und nähete sie die bürgerlichen Mützen der Frauenzimmer zu besonderer zufriedenheit, welches ihr denn beides zur Quelle einiges Erwerbes gereichte.

Meines Vaters eigentliches Geschäft dagegen war der Betrieb eines kleinen Handels, der nach den verschiedenen Jahreszeiten variirte und ihn veranlaßte, häufig von Haus abwesend zu sein und in der Umgegend viel zu Fuße umherzuschweifen. Im Sommer sah man ihn, mit einem leichten hölzernen Schränkchen auf dem Rücken, in der Haideggend von Dorf zu Dorf wandern und mit Band, Zwirn und Seide hausiren gehen. Zugleich kaufte er hier wollene Strümpfe und Beyderwand (ein aus der braunen Wolle der Haidebschnucken und seinenem Garn gewebtes Zeug), das er denn auf dem jenseitigen Elbufer, in den Vierlanden, gleichfalls hausirend, wieder absetzte. Im Winter trieb er einen Handel mit rohen Schreibfedern und ungebleichter Leinewand, die er in den Dörfern der Haide- und Marschgegend aufkaufte und mit Schiffsgelegenheit nach Hamburg brachte. In allen Fällen jedoch mußte sein Gewinnn sehr gering sein, denn wir lebten immer in einiger Armuth.

Soll ich nun von meiner kindlichen Thätigkeit reden, so war sie gleichfalls nach den Jahreszeiten verschieden. Mit dem anbrechenden Frühling, und so wie die Gewässer der gewöhnlichen Elb-Ueberschwemmungen verlaufen waren, ging ich täglich, um das an den Binnendeichen und sonstigen Erhöhungen angespülte Schilf zu sammeln und als eine beliebte Streu für unsere Kuh anzuhäufen. Wenn sodann auf der weitausgedehnten Weidefläche das erste Grün hervorkeimte, verlebte ich in Gemeinschaft mit anderen Knaben lange Tage im Hüten der Kühe. Während des Sommers war ich thätig im Bestellung unseres Ackers, auch schickte ich für das Bedürfniß des Herdes das ganze Jahr hindurch aus der kaum eine Stunde entfernten Waldung trockenes Holz herbei. Zur Zeit der Korn-Ernte sah man mich wochenlang in den Feldern mit Aehrenlesen beschäftigt, und später, wenn die Herbstwinde die Bäume schüttelten, sammelte ich Eicheln, die ich metzenweise an wohlhabendere Einwohner, um ihre Gänse damit zu füttern, verkaufte. So wie ich aber genugsam herangewachsen war, begleitete ich meinen Vater auf seinen Wanderungen von Dorf zu Dorf und half einen Bündel tragen. Diese Zeit gehört zu den liebsten Erinnerungen meiner Jugend.

Unter solchen Zuständen und Beschäftigungen, während welcher ich auch periodenweise die Schule besuchte und nothdürftig lesen und schreiben lernte, erreichte ich mein vierzehntes Jahr, und man wird gestehen, daß von hier bis zu einem vertrauten Verhältniß mit Goethe ein großer Schritt und überall wenig Anschein war. Auch wußte ich nicht, daß es in der Welt Dinge gebe wie Poesie und schöne Künste, und konnte also auch ein dunkeles Verlangen und Streben nach solchen Dingen glücklicherweise in mir nicht Statt finden.

Man hat gesagt, die Thiere werden durch ihre Organe belehrt, und so möchte man vom Menschen sagen, daß er oft durch etwas, was er ganz zufällig thut, über das belehrt werde, was etwa Höheres in ihm schlummert. Ein solches ereignete sich mir mir, und da es, obgleich an sich unbedeutend, meinem ganzen Leben eine andere Wendung gab, so hat es sich mir als etwas Unvergeßliches eingeprägt.

Ich saß eines Abends bei angezündeter Lampe mit beiden Eltern am Tische. Mein Vater war von Hamburg zurückgekommen und erzählte von dem Verlauf und Fortgang seines Handels. Da er gern rauchte, so hatte er sich ein Paket Taback mitgebracht, das vor mir auf dem Tische lag und als Wappen ein Pferd hatte. Dieses Pferd erschien mir als ein sehr gutes Bild, und da ich zugleich Feder und Tinte und ein Stückchen Papier zur Hand hatte, so bemächtigte sich meiner ein unwiderstehlicher Trieb es nachzuzeichnen. Mein Vater fuhr fort von Hamburg zu erzählen, während ich, von den Eltern unbemerkt, mich ganz vertiefte im Zeichnen des Pferdes. Als ich fertig war,

Digitized by Google

kam es mir vor, als sei meine Nachbildung dem Vorbilde vollkommen ähnlich, und ich genoß ein mir bisher unbekanntes Glück. Ich zeigte meinen Eltern was ich gemacht hatte, die nicht umhin konnten mich zu rühmen und sich darüber zu wundern. Die Nacht verbrachte ich in freudiger Aufregung halb schlaflos, ich dachte beständig an mein gezeichnetes Pferd und erwartete mit Ungeduld den Morgen, um es wieder vor Augen zu nehmen und mich wieder daran zu erfreuen.

Von dieser Zeit an verließ mich der einmal erwachte Trieb der sinnlichen Nachbildung nicht wieder. Da es aber in meinem Orte an aller weiteren Hülfe in solchen Dingen fehlte, so war ich schon sehr glücklich, als unser Nachbar, ein Töpfer, mir ein Paar Hefte mit Contouren gab, welche ihm bei Bemalung seiner Teller und Schüsseln als Vorbild dienten.

Diese Umrisse zeichnete ich mit Feder und Tinte auf das sorgfältigste nach, und so entstanden zwei Hefte, die bald von Hand zu Hand gingen und auch an die erste Person des Ortes, an den Oberamtmann Meyer, gelangten. Er ließ mich rufen, beschenkte mich, und lobte mich auf die liebevollste Weise. Er fragte mich, ob ich Lust habe ein Maler zu werden; er wolle mich in solchem Fall, wenn ich confirmirt sei, zu einem geschickten Meister nach Hamburg senden. Ich sagte, daß ich wohl Lust habe und daß ich es mit meinen Eltern überlegen wolle.

Diese aber, beide aus dem Bauernstande und in einem Orte lebend, wo größtentheils nichts Anderes als Ackerbau und Viehzucht getrieben wurde, dachten sich unter einem Maler nichts weiter als einen Thüren- und Häuser-Anstreicher. Sie widerriethen es mir daher auf das sorglichste, indem sie zusammen, daß es nicht allein ein sehr schmutziges, sondern zugleich ein sehr gefährliches Handwerk sei, wobei man Hals und Beine brechen könne, welches sich, zumal in Hamburg bei den sieben Stockwerk hohen Häusern, sehr oft ereigne. Da nun meine eigenen Begriffe von einem Maler gleichfalls nicht höherer Art waren, so verging mir die Lust zu diesem Metier und ich schlug das Anerbieten des guten Oberamtmannes aus dem Sinne.

Indessen war nun einmal die Aufmerksamkeit höherer Personen auf mich gefallen; man behielt mich im Auge und suchte mich auf manche Weise zu heben. Man ließ mich an dem Privatunterrichte der wenigen vornehmen Kinder Theil nehmen, ich lernte französisch und etwas Latein und Musik; zugleich versaß man mich mit besserer Kleidung, und der würdige Superintendent Parisius hielt es nicht zu gering, mir einen Platz an seinem eigenen Tische zu geben.

Von nun an war mir die Schule lieb geworden; ich suchte so günstige Umstände so lange fortzusetzen als möglich, und meine Eltern gaben es daher auch gern zu, daß ich erst in meinem sechzehnten Jahre confirmirt wurde.

Nun aber entstand die Frage, was aus mir werden solle. Mäcen es nach meinen Wünschen gegangen, so hätte man mich zur Vervollkommnung wissenschaftlicher Studien auf ein Gymnasium geschickt; allein hieran war nicht zu denken, denn es fehlte dazu nicht allein an allen Mitteln, sondern die gebieterische Noth meiner Umstände verlangte auch, mich sehr bald in einer Lage zu sehen, wo ich nicht allein für mich selber zu sorgen, sondern auch meinen dürftigen alten Eltern einigermaßen zu Hülfe zu kommen im Stande wäre.

Eine solche Lage eröffnete sich mir gleich nach meiner Confirmation, indem ein dortiger Justizbramter mir das Anerbieten machte, mich zum Schreiben und anderen kleinen Dienstverrichtungen zu sich nehmen, worein ich mit Freuden willigte. Ich hatte während der letzten anderthalb Jahre meines fleißigen Schulbesuchs es dahin gebracht, nicht allein eine gute Hand zu erlangen, sondern mich auch in Abfassung schriftlicher Aufsätze vielfältig zu üben, so daß ich mich denn für eine solche Stelle sehr wohl qualificirt halten konnte. Dieses Verhältniß, wobei ich auch kleine Advocaturgeschäfte trieb und nicht selten in den Fall kam, nach hergebrachten Formen beides, Klageschrift und Urtheil, abzufassen, dauerte zwei Jahre, nämlich bis 1810, wo das hannöverische Amt Winsen an der Luhe aufgelöst und, im Departement der Nieder-Elbe begriffen, dem französischen Kaiserreiche einverleibt wurde.

Ich erhielt nun eine Anstellung im Büreau der Direction der directen Steuern zu Lüneburg, und als diese im nächsten Jahre gleichfalls aufgelöst wurde, kam ich in das Büreau der Unterpräfectur zu Uelzen. Hier arbeitete ich bis gegen Ende des Jahres 1812, wo der Präfect, Herr von Düring, mich beförderte und als Maitre-Secretair zu Bovensen anstellte. Diesen Posten bekleidete ich bis zum Frühling des Jahres 1813, wo die heranrückenden Kosaken uns zur Befreiung von der französischen Herrschaft Hoffnung machten.

Ich nahm meinen Abschied und ging in meine Heimath mit keinem anderen Plan und Gedanken, als mich sobald wie möglich den Reihen der vaterländischen Krieger anzuschließen, die sich im Stillen hier und dort anfingen zu bilden. Dieses vollführte ich und trat gegen Ende des Sommers mit Büchse und Hofster als Freiwilliger in das Kielmannsegge'sche Jäger-Corps und machte mit diesem in der Compagnie des Capitain Knop den Feldzug des Winters 1813 und 1814 durch Mecklenburg, Holstein und vor Hamburg gegen den Marschall Davoust. Darauf marschirten wir über den Rhein gegen den General Maison und zogen im Sommer viel hin und her in dem fruchtbaren Flandern und Brabant.

Hier, vor den großen Gemälden der Niederländer, ging mir eine neue Welt auf; ich verbrachte ganze Tage in Kirchen und Museen. Es waren im Grunde die ersten Gemälde, die mir in meinem Leben vor Augen gekommen waren, ich sah nun, was es heißen wolle ein Maler zu sein; ich sah die gekrönten, glücklichen Fortschritte der Schüler, und ich hätte weinen mögen, daß es mir versagt worden, eine ähnliche Bahn zu gehen. Doch entschloß ich mich auf der Stelle; ich machte in Tournay die Bekanntschaft eines jungen Künstlers, ich verschaffte mir schwarze Kreide und einen Bogen Zeichenpapier vom größten Format und setzte mich sogleich vor ein Bild, um es zu copiren. Große Begierde zur Sache ersetzte hiebei, was mir an Uebung und Anleitung fehlte, und so brachte ich die Contouren der Figuren glücklich zu Stande; ich fing auch an, von der linken Seite herein das Ganze auszuschattiren, als eine Marschordre eine so glückliche Beschäftigung unterbrach. Ich eilte, die Abstufung von Schatten und Licht in dem nicht ausgeführten Theile mit einzelnen Buchstaben anzudeuten, in Hoffnung daß es mir in ruhigen Stunden gelingen würde, es auf diese Weise zu vollenden. Ich wollte mein Bild zusammen und that es in einen Kocher, den ich, neben meiner Büchse auf dem Rücken hängend, den langen Marsch von Tournay nach Hameln trug.

Hier ward das Jäger-Corps im Herbst des Jahres 1814 aufgelöst. Ich ging in meine Heimath; mein Vater war todt, meine Mutter noch am Leben und bei meiner ältesten Schwester wohnend, die sich indeß verheirathet und das elterliche Haus angenommen hatte. Ich fing nun sogleich an mein Zeichnen fortzusetzen; ich vollendete zunächst jenes aus Brabant mitgebrachte Bild, und als es mir darauf ferner an passenden Mustern fehlte, so hielt ich mich an die kleinen Rambergischen Kupfer, die ich mit schwarzer Kreide ins Große ausführte. Hiebei merkte ich jedoch sehr bald den Mangel gehöriger Vorstudien und Kenntnisse; ich hatte so wenig Begriffe von der Anatomie des Menschen wie der Thiere; nicht mehr wußte ich von Behandlung der verschiedenen Baumarten und Gründe, und es kostete mich daher unsäglliche Mühe, ehe ich auf meine Weise etwas herausbrachte, das ungefähr so aussah.

Ich begriff daher sehr bald, daß, wenn ich ein Künstler werden wolle, ich es ein wenig anders anzufangen hätte, und daß das fernere Studien und Tasten auf eigenem Wege ein durchaus verlorenes Bemühen sei. Zu einem tüchtigen Meister zu gehen und ganz von vorne anzufangen, das war mein Plan.

Was nun den Meister betraf, so lag in meinen Gedanken kein anderer als Ramberg in Hannover; auch dachte ich in dieser Stadt mich um so eher halten zu können, als ein geliebter Jugendfreund dort in glücklichen Umständen lebte, von dessen Treue ich mir jede Stütze versprechen durfte, und dessen Einladungen sich wiederholten.

Ich säumte daher auch nicht lange und schnürte meinen Bündel und machte mitten im Winter 1815 den fast vierzigstündigen Weg durch die öde Haide bei tiefem Schnee einsam zu Fuß, und erreichte in einigen Tagen glücklich Hannover.

Ich verhehlte nicht, alsobald zu Ramberg zu gehen und ihm meine Wünsche vorzutragen. Nach den vorgelegten Proben schien er an meinem Talent nicht zu zweifeln, doch machte er mir bemerklich, daß die Kunst noch Brod gebe, daß die Ueberwindung des Technischen viel Zeit verlange, und daß die Aussicht, der Kunst zugleich die äußere Existenz zu verdanken, sehr ferne sei. Indessen zeigte er sich sehr bereit, mir seinerseits alle Hülfe zu schenken; er suchte sogleich aus der Masse seiner Zeichnungen einige passende Blätter mit Theilen des menschlichen Körpers hervor, die er mir zum Nachzeichnen mitgab.

So wohnte ich denn bei meinem Freunde und zeichnete nach Rambergischen Originalen. Ich machte Fortschritte, denn die Blätter, die er mir gab, wurden immer bedeutender. Die ganze Anatomie des menschlichen Körpers zeichnete ich durch, und ward nicht müde, die schwierigen Hände und Füße immer zu wiederholen. So verginnen einige glückliche Monate. Wir kamen indeß in den Mai und ich fing an zu kränkeln; der Juni rückte heran und ich war nicht mehr im Stande den Griffel zu führen, so zitterten meine Hände.

Wir nahmen unsere Zuflucht zu einem geschickten Arzt. Er fand meinen Zustand gefährlich. Er erklärte, daß in Folge des Feldzuges alle Hautausdünstung unterdrückt sei, daß eine verzehrende Glut sich auf die inneren Theile geworfen, und daß, wenn ich mich noch vierzehn Tage so fortgeschleppt hätte, ich

Digitized by Google

unfehlbar ein Kind des Todes gewesen sein würde. Er verordnete sogleich warme Bäder und ähnliche wirksame Mittel, um die Thätigkeit der Haut wieder herzustellen; es zeigten sich auch sehr bald erfreuliche Spuren der Besserung, doch an Fortsetzung meiner künstlerischen Studien war nicht mehr zu denken.

Ich hatte bisher bei meinem Freunde die liebevollste Behandlung und Pflege genossen; daß ich ihm lästig sei, oder in der Folge lästig werden könnte, daran war seinerseits kein Gedanke und nicht die leiseste Andeutung. Ich aber dachte daran, und wie diese schon länger gehegte heimliche Sorge wahrscheinlich dazu beigetragen hatte, den Ausbruch der in mir schlummernden Krankheit zu beschleunigen, so trat sie jetzt, da ich wegen meiner Wiederherstellung bedeutende Aussgaben vor mir sah, mit ihrer ganzen Gewalt hervor.

In solcher Zeit äußerer und innerer Bedrängnis eröffnete sich mir die Aussicht zu einer Anstellung bei einer mit der Kriegskanzlei in Verbindung stehenden Commission, die das Montirungswesen der hannöverschen Armee zum Gegenstand ihrer Geschäfte hatte, und es war daher wohl nicht zu verwundern, daß ich dem Drange der Umstände nachgab und, auf die künstlerische Bahn Verzicht leistend, mich um die Stelle bewarb und sie mit Freuden annahm.

Meine Genesung erfolgte rasch und es kehrte ein Wohlbefinden und eine Heiterkeit zurück, wie ich sie lange nicht genossen. Ich sah mich in dem Fall, meinem Freunde einigermaßen wieder zu vergüten, was er so großmüthig an mir gethan. Die Neuheit des Dienstes, in welchem ich mich einzuarbeiten hatte, gab meinem Geiste Beschäftigung. Meine Obern erschienen mir als Männer von der edelsten Denkungsart, und mit meinen Collegen, von denen einige mit mir in demselbigen Corps den Feldzug gemacht, stand ich sehr bald auf dem Fuß eines innigen Vertrauens.

In dieser geschienten Lage fing ich nun erst an, in der manches Gute enthaltenden Muße meine einzige Freiheit umherzuspähen, so wie ich auch in Stunden der Muße nicht müde ward, die reizenden Umgebungen immer von Neuem zu durchstreifen. Mit einem Schüler Rambergs, einem hoffnungsvollen jungen Künstler, hatte ich eine innige Freundschaft geschlossen; er war auf meinen Wanderungen mein beständiger Begleiter. Und da ich nun auf ein practisches Fortschreiten in der Kunst wegen meiner Gesundheit und sonstigen Umständen fernerhin Verzicht leisten mußte, so war es mir ein großer Trost, mich mit ihm über unsere gemeinsame Freundin wenigstens täglich zu unterhalten. Ich nahm Theil an seinen Compositionen, die er mir häufig in der Skizze zeigte und die wir mit einander durchsprachen. Ich ward durch ihn auf manche Gelehrte und Schrift geführt, als Winckelmann, ich las Mengs; allein da mir die Anschauung der Sachen fehlte, von denen diese Männer handeln, so konnte ich mir auch aus solcher Lectüre nur das Allgemeinste aneignen und ich hatte davon im Grunde wenig Nutzen.

In der Residenz geboren und aufgewachsen, war mein Freund in geistiger Bildung mir in jeder Hinsicht voran, auch hatte er eine recht hübsche Kenntniß der schönen Literatur, die mir durchaus fehlte. In dieser Zeit war Theodor Körner der gefeierte Held des Tages; er brachte mir dessen Gedichte Leier und Schwerdt, die denn nicht verfehlten, auch auf mich einen großen Eindruck zu machen und auch mich zur Bewunderung hinzureißen.

Man hat viel von der künstlerischen Wirkung eines Gedichtes gesprochen und sie sehr hoch gestellt; mir aber will erscheinen, daß die stoffartige die eigentliche mächtige sei, worauf Alles ankomme. Ohne es zu wissen, machte ich diese Erfahrung an dem Büchlein Leier und Schwerdt. Denn, daß ich gleich Körner den Haß gegen unsere vieljährigen Bedrücker im Busen getragen, daß ich gleich ihm den Befreiungskrieg mitgemacht, und gleich ihm alle Zustände von beschwerlichen Märschen, nächtlichen Bivouacs, Vorpostendienst und Gefechten erlebt und dabei ähnliche Gedanken und Empfindungen gehegt hatte, das verschaffte diesen Gedichten in meinem Innern einen so tiefen und mächtigen Anklang.

Wie nun aber auf mich nicht leicht etwas Bedeutendes wirken konnte, ohne mich tief anzuregen und productiv zu machen, so ging es mir auch mit diesen Gedichten von Theodor Körner. Ich erinnerte mich aus meiner Kindheit und den folgenden Jahren, daß ich selber hin und wieder kleine Gedichte geschrieben, aber nicht weiter beachtet hatte, weil ich auf dergleichen leicht entstehende Dinge damals keinen großen Werth legte und weil überall zur Schätzung des poetischen Talents immer einige geistige Reife erforderlich ist. Nun aber erschien mir diese Gabe in Theodor Körner als etwas durchaus Rühmliches und Beneidenswürdiges und es erwachte in mir ein mächtiger Trieb, zu versuchen, ob es mir nicht gelingen wolle, es ihm einigermaßen nachzuthun.

Die Rückkehr unserer vaterländischen Krieger aus Frankreich gab mir eine erwünschte Gelegenheit. Und wie mir in frischer Erinnerung lebte, welchen unsäglichen Mühseligkeiten der Soldat im Felde sich zu unterziehen hat, während dem gemächlichen Bürger zu Hause oft keine Art von Bequemlichkeit mangelt, so dachte ich, daß es gut sein möchte, dergleichen Verhältnisse in einem Gedicht zur Sprache zu bringen und dadurch, auf die Gemüther wirkend, den zurückkehrenden Truppen einen desto herzlicheren Empfang vorzubereiten.

Ich ließ von dem Gedicht einige hundert Exemplare auf eigene Kosten drucken und in der Stadt vertheilen. Die Wirkung, die es that, war günstig über meine Erwartung. Es verschaffte mir den Zudrang einer Menge sehr erfreulicher Bekanntschaften, man theilte meine ausgesprochenen Empfindungen und Ansichten, man ermunterte mich zu ähnlichen Versuchen und war überhaupt der Meinung, daß ich die Probe eines Talentes an den Tag gelegt habe, welches der Mühe werth sei weiter zu cultiviren. Man theilte das Gedicht in Zeitschriften mit, es ward an verschiedenen Orten nachgedruckt und einzeln verkauft, und überdieß erlebte ich daran die Freude, es von einem sehr beliebten Componisten in Musik gesetzt zu sehen, so wenig es sich auch im Grunde, wegen seiner Länge und ganz rhetorischen Art, zum Gesang eignete.

Es verging von nun an keine Woche, wo ich nicht durch die Entstehung irgend eines weiteren Gedichts wäre beglückt worden. Ich war jetzt in meinem vier und zwanzigsten Jahre; es kehre in mir eine Welt von Gefühlen, Drang und gutem Willen; allein ich war ganz ohne alle geistige Cultur und Kenntnisse. Man empfahl mir das Studium unserer großen Dichter und führte mich besonders auf Schiller und Klopstock. Ich verschaffte mir ihre Werke, ich las, ich bewunderte sie, allein ich fand mich durch sie wenig gefördert; die Bahn dieser Talente lag, ohne daß ich es damals gewußt hätte, von der Richtung meiner eigenen Natur zu weit abwärts.

In dieser Zeit hörte ich zuerst den Namen Goethe und erlangte zuerst einen Band seiner Gedichte. Ich las seine Lieder und las sie immer von Neuem und genoß dabei ein Glück, das keine Worte schildern. Es war mir, als fange ich erst an aufzuwachen und zum eigentlichen Bewußtsein zu gelangen; es kam mir vor, als werde mir in diesen Liedern mein eigenes mit bisher unbekanntes Innere zurückgespiegelt. Auch stieß ich nirgends auf etwas Fremdartiges und Gelehrtes, wozu mein bisdo menschliches Denken und Empfinden nicht ausgereicht hätte, nirgends auf Namen ausländischer und veralteter Gottheiten, wobei ich mir nichts zu denken wußte; vielmehr fand ich das menschliche Herz in allen seinen Verlangen, Glück und Leiden, ich fand eine deutsche Welt um mich her wie der gegenwärtige helle Tag, eine reine Wirklichkeit in dem Lichte meiner Verklärung.

Ich lebte in diesen Liedern ganze Wochen und Monate. Dann gelang es mir, den Wilhelm Meister zu bekommen, dann sein Leben, dann seine dramatischen Werke. Den Faust, vor dessen Abgründen menschlicher Natur und Verderbniß ich anfänglich zurückschauderte, dessen bedeutend-räthselhaftes Wesen mich aber immer wieder anzog, las ich alle Festtage. Bewunderung und Liebe nahm täglich zu, ich lebte und webte Jahr und Tag in diesen Werken und dachte und sprach nichts als von Goethe.

Der Nutzen, den wir aus dem Studium der Werke eines großen Schriftstellers ziehen, kann mannigfaltiger Art sein; ein Hauptgewinn aber möchte darin bestehen, daß wir uns nicht allein unseres eigenen Innern, sondern auch der mannigfaltigen Welt außer uns deutlicher bewußt werden. Eine solche Wirkung hatten auf mich die Werke Goethe's. Auch ward ich durch sie zur besseren Beobachtung und Auffassung der sinnlichen Gegenstände und Charaktere getrieben; ich kam nach und nach zu dem Begriff der Einheit oder der innerlichsten Harmonie eines Individuums mit sich selber, und somit ward mir denn das Räthsel der großen Mannigfaltigkeit sowohl natürlicher als künstlerischer Erscheinungen immer mehr aufgeschlossen.

Nachdem ich mich einigermaßen in Goethe's Schriften befestiget und mich nebenbei in der Poesie praktisch auf manche Weise versucht hatte, wendete ich mich zu einigen der größten Dichter des Auslandes und früherer Zeiten, und las in den besten Uebersetzungen nicht allein die vorzüglichsten Stücke von Shakspeare, sondern auch den Sophokles und Homer.

Hiebei merkte ich jedoch sehr bald, daß von diesen hohen Werken nur das Allgemein-Menschliche in mich eingehen wolle, daß aber das Verständniß des Besonderen, sowohl in sprachlicher als historischer Hinsicht, wissenschaftliche Kenntnisse und überhaupt eine Bildung voraussetze, wie sie gewöhnlich nur auf Schulen und Universitäten erlangt wird.

Ueberdieß machte man mir von manchen Seiten bemerklich, daß ich mich auf eigenem Wege vergebens abmühe und daß, ohne eine sogenannte classische Bildung, nie ein Dichter dahin gelangen werde, sowohl seine eigene Sprache mit Geschick und Nachdruck zu gebrauchen, als auch überhaupt, dem Gehalt und Geiste nach, etwas Vorzügliches zu leisten.

Digitized by Google

Da ich nun auch zu dieser Zeit viele Biographien bedeutender Männer las, um zu sehen, welche Bildungswege sie eingeschlagen, um zu etwas Tüchtigem zu gelangen, und ich bei ihnen überall den Gang durch Schulen und Universitäten wahrzunehmen hatte, so faßte ich, obgleich bei so vorgerücktem Alter und unter so widerstrebenden Umständen, den Entschluß, ein Gleiches auszuführen.

Ich wendete mich alsobald an einen als Lehrer beim Gymnasium zu Hannover angestellten vorzüglichen Philologen und nahm bei ihm Privat-Unterricht, nicht allein in der lateinischen, sondern auch in der griechischen Sprache, und verwendete auf diese Studien alle Muße, die meine, wenigstens sechs Stunden täglich, in Anspruch nehmenden Berufsgeschäfte mir gewähren wollten.

Dieses trieb ich ein Jahr. Ich machte gute Fortschritte; allein bei meinem unaussprechlichen Drange vorwärts, kam es mir vor, als gehe es zu langsam und als müsse ich auf andere Mittel denken. Es wollte mir erscheinen, daß, wenn ich erlangen könnte, täglich vier bis fünf Stunden das Gymnasium zu besuchen und auf solche Weise ganz und gar in dem gelehrten Elemente zu leben, ich ganz andere Fortschritte machen und ungleich schneller zum Ziele gelangen würde.

In dieser Meinung ward ich durch den Rath sachkundiger Personen bestätigt; ich faßte daher den Entschluß so zu thun, und erhielt dazu auch sehr leicht die Genehmigung meiner Obern, indem die Stunden des Gymnasiums größtentheils auf eine solche Tageszeit fielen, wo ich vom Dienste frei war.

Ich meldete mich daher zur Aufnahme und ging in Begleitung meines Lehrers an einem Sonntags-Vormittag zu dem wirklichen Director, um die erforderliche Prüfung zu bestehen. Er examinirte mich mit aller möglichen Milde, allein da ich für die hergebrachten Schulfragen kein präparirter Kopf war und es mir trotz allem Fleiß an eigentlicher Routine fehlte, so bestand ich nicht so gut, als ich im Grunde hätte sollen. Doch auf die Versicherung meines Lehrers, daß ich mehr wisse, als es nach dieser Prüfung den Anschein haben möge, und in Erwägung meines ungewöhnlichen Strebens, setzte er mich nach Secunda.

Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß ich, als ein fast Fünfundzwanzigjähriger und als einer, der bereits in königlichen Diensten stand, unter diesen größtentheils noch sehr knabenhaften Jünglingen eine wunderliche Figur machte, so daß diese neue Situation mir anfänglich selber ein wenig unbequem und seltsam vorkommen wollte; doch mein großer Durst nach den Wissenschaften ließ mich Alles überstehen und ertragen. Auch hatte ich mich im Ganzen nicht zu beschweren. Die Lehrer achteten mich, die älteren und besseren Schüler der Klasse kamen mir auf das freundlichste entgegen und selbst einige Ausbunde von Uebermuth hatten Rücksicht genug, an mir ihre frevelhaften Anwandlungen nicht auszulassen.

Ich war daher wegen meiner erreichten Wünsche im Ganzen genommen sehr glücklich und schritt auf dieser neuen Bahn mit großem Eifer vorwärts. Des Morgens fünf Uhr war ich wach und bald darauf an meinen Präparationen. Gegen acht ging es in die Schule bis zehn Uhr. Von dort eilte ich auf mein Büreau zu den Dienstgeschäften, die meine Gegenwart bis gegen ein Uhr verlangten. Im Fluge ging es sodann nach Haus; ich verschluckte ein wenig Mittagsessen und war gleich nach ein Uhr wieder in der Schule. Die Stunden dauerten bis vier Uhr, worauf ich denn wieder bis nach fünf der Uhr in meinem Beruf beschäftiget war und den ferneren Abend zu Präparationen und Privatunterricht verwendete.

Dieses Leben und Treiben verführte ich einige Monate; allein meine Kräfte waren einer solchen Anstrengung nicht gewachsen, und es bestätigte sich die alte Wahrheit: daß Niemand zweien Herren dienen könne. Der Mangel an freier Luft und Bewegung, so wie die fehlende Zeit und Ruhe zum Essen, Trinken und Schlaf, ergezugten nach und nach einen krankhaften Zustand; ich fühlte mich abgestumpft an Leib und Seele und sah mich zuletzt in der dringenden Nothwendigkeit, entweder die Schule aufzugeben oder meine Stelle. Da aber das Letztere meiner Existenz wegen nicht anging, so blieb kein anderer Ausweg, als das Erstere zu thun, und ich trat mit dem beginnenden Frühling 1817 wieder aus. Es schien zu dem besondern Geschick meines Lebens zu gehören, Mancherlei zu probiren, und so gereute es mich denn keineswegs, auch eine gelehrte Schule eine Zeitlang probirt zu haben.

Ich hatte indeß einen guten Schritt vorwärts gethan, und da ich die Universität nach wie vor im Auge behielt, so blieb nun weiter nichts übrig, als den Privatunterricht fortzusetzen, welches denn auch mit aller Lust und Liebe geschah.

Nach der überstandenen Last des Winters verlebte ich einen desto heiteren Frühling und Sommer; ich war viel in der freien Natur, die dieses Jahr mit besonderer Innigkeit zu meinem Herzen sprach, und es entstanden viele Gedichte, wobei besonders die jugendlichen Lieder von Goethe mir als hohe Muster vor Augen schwebten.

Mit eintretendem Winter fing ich an ernstlich darauf zu denken, wie ich es möglich mache, wenigstens binnen Jahresfrist die Universität zu beziehen. In der lateinischen Sprache war ich so weit vorgeschritten, daß es mir gelang, von den Oden des Horaz, von den Hirtengedichten des Virgil, so wie von den Metamorphosen des Ovid einige mich besonders ansprechende Stücke metrisch zu übersetzen, so wie die Reden des Cicero und die Kriegsgeschichten des Julius Cäsar mit einiger Leichtigkeit zu lesen. Hiemit konnte ich mich zwar noch keineswegs als für academische Studien gehörig vorbereitet betrachten, allein ich dachte innerhalb eines Jahres noch sehr weit zu kommen und sodann das Fehlende auf der Universität selber nachzuholen.

Unter den höheren Personen der Residenz hatte ich mir manchen Gönner erworben; sie versprachen mir ihre Mitwirkung, jedoch unter der Bedingung, daß ich mich entschließen wolle, ein sogenanntes Brodstudium zu wählen. Da aber dergleichen nicht in der Richtung meiner Natur lag und da ich in der festen Ueberzeugung lebte, daß der Mensch nur dasjenige cultiviren müsse, wohin ein unausgesetzter Drang seines Innern gehe, so blieb ich bei meinem Sinn und jene versagten mir ihre Hülfe, indem endlich nichts weiter erfolgen sollte als ein Freitisch.

Es blieb nun nichts übrig als meinen Plan durch eigene Kräfte durchzusetzen und mich zu einer literarischen Production von einiger Bedeutung zusammenzunehmen.

Müllners Schuld und Grillparzers Ahnfrau waren zu dieser Zeit an der Tagesordnung und machten viel Aufsehen. Meinem Naturgefühl waren diese künstlichen Werke zuwider, noch weniger konnte ich mich mit ihren Schicksalsideen befreunden, von denen ich der Meinung war, daß daraus eine unsittliche Wirkung auf das Volk hervorgehe. Ich faßte daher den Entschluß, gegen sie aufzutreten und darzuthun, daß das Schicksal in den Charakteren ruhe. Aber ich wollte nicht mit Worten gegen sie streiten, sondern mit der That. Ein Stück sollte erscheinen, welches die Wahrheit aussprechе, daß der Mensch in der Gegenwart Samen streue, der in der Zukunft aufgehe und Früchte bringe, gute oder böse, je nachdem er gesäet habe. Mit der Miseligeschichte unbekannt, blieb mir weiter nichts übrig, als die Charaktere und den Gang der Handlung zu erfinden. Ich trug es wohl ein Jahr mit mir herum und diktete mir die einzelnen Scenen und Akte die ins Einzelne aus und schrieb es endlich im Winter 1820 in den Morgenstunden einiger Wochen. Ich genoß dabei das höchste Glück, denn ich sah, daß Alles sehr leicht und natürlich zu Tage kam. Allein im Gegensatz mit jenen genannten Dichtern ließ ich das wirkliche Leben mir zu nahe treten, das Theater kam mir nie vor Augen. Daher ward es auch mehr eine rohige Zeichnung von Situationen, als eine gespannte rasch fortschreitende Handlung, und mehr poetisch und rhythmisch, wenn Charaktere und Situationen es erforderten. Nebenpersonen gewannen zu viel Raum, das ganze Stück zu viel Breite.

Ich theilte es den nächsten Freunden und Bekannten mit, ward aber nicht verstanden wie ich es wünschte; man warf mir vor: einige Scenen gehören ins Lustspiel, man warf mir ferner vor: ich habe zu wenig gelesen. Ich, eine bessere Aufnahme erwartend, war anfänglich im Stillen beleidigt; doch nach und nach kam ich zu der Ueberzeugung, daß meine Freunde nicht so ganz Unrecht hätten und daß mein Stück, wenn auch bei Shakspeare richtig gezeichnet und das Ganze wohl durchdacht und mit einer gewissen Besonnenheit und Facilität so zur Erscheinung gekommen, wie es in mir gelegen, doch, dem darin entwickelten Leben nach, auf einer viel zu niedern Stufe stehe, als daß es sich geeignet hätte, damit öffentlich aufzutreten.

Und dieses war in Erwägung meines Herkommens und meiner wenigen Studien nicht zu verwundern. Ich nahm mir vor, das Stück umzuarbeiten und für das Theater einzurichten, vorher aber in meiner Bildung vorzuschreiten, damit ich fähig sei, Alles hör zu stellen. Der Drang nach der Universität, wo ich Alles zu erlangen hoffte was mir fehlte und wodurch ich auch in höhere Lebensverhältnisse zu kommen gedachte, ward nun zur Leidenschaft. Ich faßte den Entschluß, meine Gedichte herauszugeben, um es dadurch vielleicht zu bewirken. Und da es mir nun an Namen fehlte, um von einem Verleger ein ansehnliches Honorar erwarten zu können, so wählte ich den für meine Lage vortheilhaftesten Weg der Subscription.

Diese ward von Freunden eingeleitet und nahm den erwünschtesten Fortgang. Ich trat jetzt bei meinen Obern mit meiner Absicht auf Göttingen wieder hervor und bat um meine Entlassung; und da diese nun die Ueberzeugung gewannen, daß es mein tiefer Ernst sei und daß ich nicht nachgebe, so begünstigten sie meine Zwecke. Auf Vorstellung meines Chefs, des damaligen Obristen von Berger, gewährte die Kriegs-Canzlei mir den erbetenen Abschied und ließ mir jährlich 150 Thaler von meinem Gehalt zum Behuf meiner Studien auf zwei Jahre.

Digitized by Google

Ich war nun glücklich in dem Gelingen der jahrelang gehegten Pläne. Die Gedichte ließ ich auf das schnellste drucken und versenden, aus deren Ertrag ich nach Abzug aller Kosten einen reinen Gewinn von 130 Thaler behielt. Ich ging darauf im Mai 1821 nach Göttingen, eine theure Geliebte zurücklassend.

Mein erster Versuch, nach der Universität zu gelangen, war daran gescheitert, daß ich hartnäckig jedes sogenannte Brodstudium abgelehnt hatte. Jetzt aber, durch die Erfahrung gewitzigt und der unsäglichen Kämpfe mir noch zu gut bewußt, die ich damals sowohl gegen meine nächste Umgebung als gegen einflußreiche höhere Personen zu bestehen hatte, war ich klug genug gewesen, mich den Ansichten einer übermächtigen Welt zu bequemen und sogleich zu erklären, daß ich ein Brodstudium wählen und mich der Rechtswissenschaft widmen wolle.

Dieses hatten sowohl meine mächtigen Gönner als alle anderen, denen mein irdisches Fortkommen am Herzen lag und die sich von der Gewalt meiner geistigen Bedürfnisse keine Vorstellung machten, sehr vernünftig gefunden. Aller Widerspruch war mit einem Mal abgethan, ich fand überall ein freundliches Entgegenkommen und ein bereitwilliges Beförderm meiner Zwecke. Zugleich unterließ man nicht, zu meiner Bestätigung in so guten Vorsätzen anzuführen, daß das juristische Studium keineswegs der Art sei, daß es nicht dem Geiste einen höheren Gewinn gebe. Ich würde, sagte man, dadurch Blicke in bürgerliche und weltliche Verhältnisse thun, wie ich auf keine andere Weise erreichen könne. Auch wäre dieses Studium keineswegs von solchem Umfang, daß sich nicht sehr viele sogenannte höhere Dinge nebenbei treiben lassen. Man nannte mir verschiedene Namen berühmter Personen, die alle Jura studirt hätten und doch zugleich zu den höchsten Kenntnissen anderer Art gelangt wären.

Hierbei jedoch wurde sowohl von meinen Freunden als von mir übersehen, daß jene Männer nicht allein mit tüchtigen Schulkenntnissen ausgerüstet zur Universität kamen, sondern auch eine ungleich längere Zeit, als die gebieterische Noth meiner besonderen Umstände es mir erlauben wollte, auf ihre Studien verwenden konnten.

Genug aber, so wie ich Andere getäuscht hatte, täuschte ich mich nach und nach selber und bildete mir zuletzt wirklich ein, ich könne in allem Ernst Jura studiren und doch zugleich meine eigentlichen Zwecke erreichen.

In diesem Wahn, etwas zu suchen was ich gar nicht zu besitzen und anzuwenden wünschte, fing ich sogleich nach meiner Ankunft auf der Universität mit dem Juristischen an. Auch fand ich diese Wissenschaft keineswegs der Art, daß sie mir widerstanden hätte, vielmehr hätte ich, wenn mein Kopf nicht von anderen Vorsätzen und Bestrebungen wäre zu voll gewesen, mich ihr recht gern ergeben mögen. So aber erging es mir wie einem Mädchen, das gegen eine vorgeschlagene Heirathspartie bloß deswegen allerlei zu erinnern findet, weil ihr unglücklicher Weise ein heimlich Geliebter im Herzen liegt.

In den Vorlesungen der Institutionen und Pandekten sitzend, vergaß ich mich oft im Ausbilden dramatischer Scenen und Acte. Ich gab mir alle Mühe, meinen Sinn auf das Vorgetragene zu wenden, allein er lenkte gewaltsam immer abwärts. Es lag mir fortwährend nichts in Gedanken, als Poesie und Kunst und meine höhere menschliche Entwicklung, warum ich ja überall seit Jahren mit Leidenschaft nach der Universität gestrebt hatte.

Wer mich nun das erste Jahr in meinen nächsten Zwecken bedeutend förderte, war Heeren. Seine Ethnographie und Geschichte legte in mir für fernere Studien dieser Art den besten Grund, so wie die Klarheit und Gediegenheit seines Vortrages auch in anderer Hinsicht für mich von bedeutendem Nutzen war. Ich besuchte jede Stunde mit Liebe und verließ keine, ohne von größerer Hochachtung und Neigung für den vorzüglichen Mann durchdrungen zu sein.

Das zweite academische Jahr begann ich vernünftiger Weise mit gänzlicher Beseitigung des juristischen Studiums, das in der That viel zu bedeutend war, als daß ich es als Nebensache hätte mitgewinnen können, und das mir in der Hauptsache als ein zu großes Hinderniß anbing. Ich schloß mich an die Philologie. Und wie ich im ersten Jahre Heeren sehr viel schuldig geworden, so ward ich es nun Dissen. Denn nicht allein, daß seine Vorlesungen meinen Studien die eigentlich gesuchte und ersehnte Nahrung gaben, ich mich täglich mehr gestärkt und aufgerichtet sah, und nach seinen Andeutungen sichere Richtungen für künftige Productionen nahm, sondern ich hatte auch das Glück, dem werthen Manne persönlich bekannt zu werden und mich von ihm in meinen Studien geleitet, bestärkt und ermuntert zu sehen.

Ueberdieß war der tägliche Umgang mit ganz vorzüglichen Köpfen unter den Studirenden und das unaufhörliche Besprechen der höchsten Gegenstände, auf Spaziergängen und oft bis tief in die Nacht hinein, für mich ganz unschätzbar und auf meine immer freiere Entwickelung vom günstigsten Einfluß.

Indessen war das Ende meiner pecuniären Hülfsmittel nicht mehr ferne. Dagegen hatte ich seit anderthalb Jahren täglich neue Schätze des Wissens in mich aufgenommen; ein ferneres Anhäufen, ohne ein practisches Verwenden, war meiner Natur und meinem Lebensgange nicht gemäß, und es herrschte daher in mir ein leidenschaftlicher Trieb, mich durch einige schriftstellerische Productionen wieder frei und nach fernern Studien wieder begehrlich zu machen.

Sowohl meine dramatische Arbeit, woran ich dem Stoffe nach das Interesse nicht verloren hatte, die aber der Form und dem Gehalte nach bedeutender erscheinen sollte, als auch Ideen in Bezug auf Grundsätze der Poesie, die sich besonders als Widerspruch gegen damals herrschende Ansichten entwickelt hatten, gedachte ich hintereinander auszusprechen und zu vollenden.

Ich verließ daher im Herbst 1822 die Universität und bezog eine ländliche Wohnung in der Nähe von Hannover. Ich schrieb zunächst jene theoretischen Aufsätze, von denen ich hoffte, daß sie besonders bei jungen Talenten nicht allein zur Hervorbringung, sondern auch zur Beurtheilung dichterischer Werke beitragen würden, und gab ihnen den Titel Beiträge zur Poesie.

Im Mai 1823 war ich mit dieser Arbeit zu Stande. Es kam mir nun in meiner Lage nicht allein darauf an, einen guten Verleger, sondern auch ein gutes Honorar zu erhalten, und so entschloß ich mich kurz, und schickte das Manuscript an Goethe, und bat ihn um einige empfehlende Worte an Herrn von Cotta.

Goethe war nach wie vor derjenige unter den Dichtern, zu dem ich täglich als meinem untrüglichen Leitstern hinaufblickte, dessen Aussprüche mit meiner Denkungsweise in Harmonie standen und mich auf einen immer höheren Punkt der Ansicht stellten, dessen hohe Kunst in Behandlung der verschiedensten Gegenstände ich immer mehr zu ergründen und ihr nachzustreben suchte, und gegen den meine innige Liebe und Verehrung fast leidenschaftlicher Natur war.

Bald nach meiner Ankunft in Göttingen hatte ich ihm, neben einer kleinen Skizze meines Lebens- und Bildungsganges, ein Exemplar meiner Gedichte zugesendet, worauf ich denn die große Freude erlebte, nicht allein von ihm einige schriftliche Worte zu erhalten, sondern auch von Reisenden zu hören, daß er von mir eine gute Meinung habe und in den Heften von Kunst und Alterthum meiner gedenken wolle.

Dieses zu wissen, war für mich in meiner damaligen Lage von großer Bedeutung, so wie es mir auch jetzt den Muth gab, das so eben vollendete Manuscript vertrauungsvoll an ihn zu senden.

Es lebte nun in mir kein anderer Trieb, als ihm einmal einige Augenblicke persönlich nahe zu sein; und so machte ich mich denn zur Erreichung dieses Wunsches gegen Ende des Monates Mai auf, und wanderte zu Fuß über Göttingen und das Werrathal nach Weimar.

Auf diesem wegen großer Hitze oft mühsamen Wege hatte ich in meinem Innern wiederholt den tröstlichen Eindruck, als stehe ich unter der besonderen Leitung gütiger Wesen, und als möchte dieser Gang für mein ferneres Leben von wichtigen Folgen sein.

Leonhard Martin Eisenschmid

wurde am 8. Nov. 1795 zu Ingolstadt in Baiern geboren. Ein Franziskanermönch, Namens Schreiner, nahm sich, da E.'s Aeltern arm waren, seiner an und ertheilte ihm unentgeltlich Privatstunden im Lateinischen. Nachdem er die lateinischen Vorstudien zurückgelegt hatte, fand er durch die Vermittelung des Prälaten Aschenbrenner freie Aufnahme in das landshuter Seminar für Studirende; eine Gymnasialanstalt, in welcher der Knabe bedeutende Fortschritte machte. Da aber das Gymnasium zu Landshut aufgelöst wurde, so vollendete E. seine Gymna-

Digitized by Google

sialstudien zu Neuburg an der Donau, ging jedoch im folgenden Jahre wieder nach Landshut auf die Universität zurück und hörte hier die philosophischen Collegien des Professor Salat, durch den er für die Philosophie gewonnen wurde. Seinen Plan, die Rechtswissenschaft zu studiren, gab er auf und wendete sich vorerst zur Philologie, mit welcher er später die Theologie verband. Auf Verwendung Sailer's kam E. in das Alumnat. Durch das Lesen freisinniger Schriften und durch das Studium der Bibel erregte ihm nach und nach der Dogmatismus seiner Kirche Bedenken. Es bildete sich in ihm mehr und mehr ein sogenannter idealischer Katholicismus aus, mit welchem er in den geistlichen Stand treten zu können glaubte; ehe er jedoch die höheren, zum Cölibat verbindenden Weihen empfangen hatte, ward er 1818 an der Studienanstalt zu Neuburg als Professor der zweiten Vorbereitungsclasse mit nicht unbedeutendem Gehalt angestellt, und somit war sein Eintritt in den geistlichen Stand am Schlusse d. J. 1819 nichts weniger als die Folge dürftiger äußerer Verhältnisse. 1822 versetzte man ihn von Neuburg nach München an das Progymnasium. Durch das Lesen freisinniger religiöser Schriften und den Umgang mit dem aufgeklärten Director von Weiller wurden seine Glaubenszweifel vermehrt. Als er 1824 nach Aschaffenburg an die zweite Gymnasialclasse versetzt worden war, fand er in der Gymnasialbibliothek nicht nur die Schriften katholischer Dogmatiker, sondern auch der protestantischen Theologen, die Conciliensammlungen und vieles Andere, und das Ergebniß seiner Studien und Forschungen war der Uebertritt zur protestantischen Kirche, der im Mai 1828 erfolgte. Seit dem Oct. 1829 lebt E. an der Seite einer edeln, sehr gebildeten Frau in völliger Zurückgezogenheit zu Rentweinsdorf unweit Bamberg, nur mit seinen Studien beschäftigt.

Er schrieb:

„Polymnia“ (9 Bde. 1828—29).
„Ueber die Versuche neuerer Zeit, das römisch-katholische Kirchenthum durch ein sogenanntes Urchristenthum der Kirchenväter zu begründen“ (Neustadt a. D. 1829).
„Das römisch-katholische Meßbuch“ (Neustadt 1829).
„Römisches Bullarium“ (2 Bde. Neustadt 1831).

E. ist einer der gründlichsten, besonnensten und bedeutesten Gegner des Romanismus.

Johann Gottfried Elsner,

königlich preußischer Wirthschaftsrath, als praktischer Oekonom, wie als Schriftsteller um die deutsche Landwirthschaft vielfach verdient, geboren am 14. Jan. 1784 zu Gottesberg in Schlesien, wo sein Vater ein unbemittelter Ackerbürger und Küfschner war. Er genoß den gewöhnlichen Elementarunterricht in der Schule einer Landstadt und sollte, wie sein Vater, Küfschner werden. Erst in seinem 17. Lebensjahre erreichte er seinen Wunsch, durch Privatunterricht sich zum Besuch eines Gymnasiums vorzubereiten. Dann kam er auf das Lyceum nach Landshut, wo er vier Jahre blieb und sich seinen Unterhalt durch Privatunterricht erwarb; 1805 bezog er die Universität zu Halle, um Theologie zu studiren. Hier verweilte er, bis die Universität bald nach der Schlacht bei Jena aufgehoben ward. Später wurde er bei zwei Familien in Waldenburg Hauslehrer und darauf, nach eingerichten günstigen Zeugnissen von seiner Universitätsbehörde, in Breslau unter die Zahl der Candidaten aufgenommen. Als 1810 seine Prinzipalin ein Landgut gekauft hatte, leitete er neben dem Unterrichte seiner Zöglinge auch die Oekonomie, heirathete 1814 seine Prinzipalin und widmete sich mit gänzlicher Aufgabe der Theologie ausschließlich der Landwirthschaft. Nach dem Verkauf des Landgutes unternahm er mehrere landwirthschaftliche Reisen, bis er 1822 die Stadtgüter von Münsterberg pachtete. Von 1830 an führte er im Auslande, in Baiern, Böhmen, Oesterreich, Siebenbürgen Mehreres aus, das größtentheils die Verbreitung der Merinoschafzucht bezweckte.

Er schrieb:

„Was thut der Landwirthschaft Noth?“ Breslau 1823.
„Landwirthschaftliche Reise durch Schlesien.“ 1823.
„Beschreibung meiner Wirthschaft zu Reindorf in Schlesien.“ Prag 1826.
„Meine Erfahrungen in der höhern Schafzucht.“ Stuttgart 1827. 2. Aufl. 1835.
„Uebersicht der europäischen veredelten Schafzucht.“ 2 Bde. Prag 1828—29.
„Schäferkatechismus.“ Prag 1830, auch ins Böhmische u. Polnische übersetzt.
„Handbuch der veredelten Schafzucht.“ Stuttgart 1832.
„Die deutsche Landwirthschaft nach ihrem jetzigen Stande.“ 2 Bde. Stuttg. 1830—32.
„Hand- u. Hilfsbuch für den kleinen Gutsbesitzer u. Landmann.“ Stuttg. 1834.
„Die Politik der Landwirthschaft.“ 2 Bde. Stuttg. 1835.
„Wie soll der Landwirth bei Erzeugung u. Verwerthung seiner Produkte spekuliren?“ Stuttg. 1836.
„Ueber die ungewöhnlichen gegenwärtigen Naturerscheinungen, nebst darauf gegründeten meteorologischen Folgerungen.“ Breslau 1837.
„Das goldene Vließ, oder die Erzeugung und der Verbrauch der Merino-Wolle, in ökonom., merkant. u. statistischer Hinsicht.“ Stuttg. 1838.
„Gründlicher Unterricht in der rationellen Schäferei.“ Stuttg. 1840.

Außerdem redigirte E. mehrere landwirthschaftliche Zeitschriften u. lieferte Abhandlungen in andere Journale.

E. hat sich durch seine zahlreichen, gründlichen und gut geschriebenen Werke auf dem Gebiete der Landwirthschaft einen sehr geachteten Namen erworben und ist mit Recht in diesem Fache als ein höchst geschätzter Volksschriftsteller zu betrachten.

Digitized by Google

Michael Leopold Enk von der Burg.

Professor am Gymnasium zu Melk, wurde am 29. Jan. 1788 zu Wien geboren, wo er die Gymnasialstudien am Josephinum, die philosophischen an der Universität zurücklegte. Mehr durch äußere Nöthigung, als durch innern Beruf trat er in den geistlichen Stand und legte 1810 in dem Benedictinerstifte Melk das Gelübde ab. Bald darauf wurde er als Professor an dem dortigen Gymnasium angestellt und widmete sich seitdem fast ausschließend dem Lehramte, wozu eine tüchtige humanistische Bildung und ein seltener pädagogischer Takt ihn befähigten. In einem Anfalle von Schwermuth legte er 1842 selbst Hand an sein Leben.

Er schrieb:

„Die Blumen." Lehrgedicht. Wien 1822.
„Eudoxia, oder die Quellen der Seelenruhe." Wien 1824.
„Das Bild der Nemesis." Wien 1825.
„Melpomene, oder über das tragische Interesse." Wien 1827.
„Ueber den Umgang mit uns selbst." Wien 1829.
„Don Tiburzio." Wien 1831.
„Dorat's Tod." Wien 1833.
„Briefe über Goethe's Faust." Wien 1834.
„Von der Beurtheilung Anderer." Wien 1835.
„Hermes u. Sophrosyne." Wien 1838.

E. war ein überaus feiner und scharfsinniger Geist, ausgerüstet mit lebhafter Phantasie und einer schönen Darstellungsgabe, aber seine unklare Lebensanschauung führte ihn irre, und wie sie sich in seinen übrigens höchst anziehenden Schriften offenbarte, so führte sie ihn auch zuletzt zu gewaltsamer Selbstzerstörung.

Heinrich August Erhard.

Archivar bei dem westphälischen Provinzialarchive zu Münster, geboren zu Erfurt am 13. Febr. 1793, Sohn des dortigen Professors der Medicin, Joh. Gottlieb E. Er studirte zu Erfurt und Göttingen hauptsächlich Medicin, erwarb sich aber zugleich schon frühzeitig so allgemeine literarische und bibliographische Kenntnisse, daß er noch während seiner Studienzeit in Erfurt, seit 1810, auf der dortigen Universitätsbibliothek bedeutende Arbeiten übernehmen konnte. Zu Erfurt erhielt er 1812 die medicinische, 1813 die philosophische Doctorwürde, auch habilitirte er sich in beiden Facultäten. Sein Hauptstreben war, ein akademisches Lehramt zu erhalten, im Nov. 1813 schien auch sein Wunsch in Erfüllung zu gehen, indem er bei einer Vacanz in der philosophischen Facultät zu Erfurt zum außerordentlichen Professor erwählt worden war; allein wegen der Belagerung der Stadt konnte seine Einsetzung nicht sogleich stattfinden und später erging das Verbot aller Wiederbesetzung der bei der Universität erledigten Stellen. Im Jan. 1814 bei den neuerrichteten preußischen Militairlazarethen angestellt, übernahm E. jedoch kurze Zeit darauf das Amt eines vorstehenden Arztes bei dem Provinzial-Militairlazarethe auf dem Schlosse Rathsfeld bei Frankenhausen. Nach wieder ausgebrochenem Kriege im Jahre 1815 wurde er Oberarzt bei dem zum sechsten preußischen Armeecorps gehörigen Hauptfeldlazarethe, mit welchem er einen großen Theil des nördlichen Frankreichs durchreiste und zuletzt einige Monate in Paris zubrachte, von wo er, nach einem kurzen Aufenthalte in Berlin, nach Erfurt zurückkehrte. Die philosophischen Vorlesungen, die er hier im Sommersemester 1816 eröffnete, wurden durch die im Nov. desselben Jahres erfolgte Aufhebung der Universität für immer unterbrochen. Dagegen wurden ihm auf's Neue bei der in Erfurt bleibenden und durch mehrere bisher einzeln stehende Bibliotheken beträchtlich erweiterten, vormaligen Universitäts-, nun königlichen Bibliothek wichtige Arbeiten übertragen, so daß er seine medicinische Praxis mehr und mehr aufgab und sich blos literarischen Beschäftigungen widmete. Gegen Ende des Jahres 1821 wurde er mit der wissenschaftlichen Ordnung des damaligen erfurter Regierungsarchivs beauftragt und zu Anfange des Jahres 1822 zugleich zum königlichen Bibliothekar ernannt. Im Jahre 1824 wurde E. Archivar bei dem Provinzialarchive in Magdeburg, und im Frühjahre 1831 in gleicher Eigenschaft zu dem westphälischen Provinzialarchive in Münster versetzt. Als im Mai 1834 die münstersche Abtheilung des 1825 gegründeten Vereins für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens sich regenerirte, wurde er von derselben zum Director erwählt, ein Amt, welches er noch gegenwärtig mit vielem Erfolge nicht blos für den Verein, sondern für die Alterthumswissenschaft selbst bekleidet.

Er schrieb:

„De bibliothecis Erfordiae, praesertim bibliotheca universitatis Boyneburgica." Spec. I et II, Erfurt 1813—14, 4., umgearbeitet und fortgesetzt in den „Nachrichten von der Boyneburg'schen Bibliothek zu Erfurt" in den „Sächsischen Provinzialblättern" 1821.
„Ueberlieferungen zur vaterländischen Geschichte alter u. neuer Zeit." 3 Bde. Magdeburg 1823—28.
„Geschichte des Wiederaufblühens wissenschaftlicher Bildung, vornehmlich in Deutschland bis zum Anfange der Reformation." 3 Bde. Magdeburg 1827—32.
„Geschichte der Landfrieden in Deutschland, vornehml. des westphäl. Landfriedens im 14. Jahrh., mit besonderer Rücksicht auf Thüringen." Erfurt 1829, 4.
„Erfurt und seine Umgebungen, nach seiner Geschichte und seinen gegenwärtigen gesammten Verhältnissen dargestellt." Erf. 1829.
„Nachricht von den bei Bedum entdeckten alten Gräbern." Münster 1836.
„Geschichte Münsters, nach den Quellen bearbeitet." Münster 1837.

Außerdem hat E. noch eine Menge Abhandlungen für Journale geliefert.

Ein gründlicher Quellenforscher, hat E. mit reichem Erfolge in seinen Schriften mehrere dunkle Partien unserer Geschichte eben so besonnen als scharfsinnig aufgehellt.

Digitized by Google

Johann Friedrich Gottfried Eiselen.

ordentlicher Professor der Staatswissenschaften zu Halle, ward am 21. Sept. 1785 zu Rothenburg an der Saale, wo sein Vater Hüttenbeamter war, geboren. Als dieser an das Bergamt in Berlin versetzt wurde, kam E., drei Jahre alt, dorthin. Er besuchte die Privatschule eines Franzosen, dann das Friedrichsgymnasium und bezog Ostern 1805 die Universität Erlangen, wo er Theologie studirte. Nach beendeten Studien wurde er Hauslehrer, 1813 und 14 machte er als Freiwilliger die Feldzüge mit und erhielt das eiserne Kreuz. Nach dem Frieden habilitirte er sich als Privatdocent der Geschichte und Staatswissenschaften zu Berlin. 1820 wurde er außerordentlicher Professor, zu Ostern 1821 als ordentlicher Professor der Staatswissenschaften nach Breslau und 1829 in gleicher Eigenschaft nach Halle versetzt.

Er schrieb:

Grundzüge der Staatswirthschaft oder der freien Volkswirthschaft u. der sich darauf beziehenden Regierungskunst. Berlin 1818.

Handbuch des Systems der Staatswissenschaften. Breslau 1828.

Sehr vermehrte u. verbesserte Ausgabe von Jakob's „Staatsfinanzwissenschaft." Halle 1836.

Außerdem hat er viele Artikel in verschiedene Journale geliefert, besonders aber zu der großen Encyclopädie von Ersch und Gruber.

Die rühmlichen Eigenschaften, welche E. als öffentlichen Charakter so sehr auszeichnen, Treue, Wahrheitsliebe, Festigkeit, gründliches Wissen und Scharfsinn, haben auch seinen gehaltreichen Schriften einen bleibenden Werth verliehen.

Gustav Theodor Fechner.

Professor der Physik zu Leipzig, in der Bearbeitung der Naturwissenschaften, wie in der schönwissenschaftlichen Literatur, in der letztern unter dem Namen Doctor Mises, gleich glücklich thätig, ist in Großsärchen in der Niederlausitz, wo sein Vater Prediger war, am 19. April 1801 geboren und nach dem frühzeitigen Tode desselben von seinem Onkel, dem Superintendenten Magister Fischer, jetzt in Sangerhausen, in Wurzen und Nanis erzogen und auf den Schulen zu Sorau und Dresden gebildet. Auf der Universität zu Leipzig, die er 1817 bezog, studirte er Medicin, ging aber später aus besonderer Vorliebe zum Studium der Naturwissenschaften über, habilitirte sich in Leipzig und erhielt 1834 die früher von Brandes bekleidete ordentliche Professur der Physik. Spätere Nervenleiden hemmten seine wissenschaftliche Thätigkeit sehr.

Er schrieb:

Bearbeitete Biot's „Lehrbuch der Physik."
— — Thenard's „Lehrbuch der Chemie."
„Das pharmaceutische Centralblatt."
„Repertorium der Experimentalphysik."
„Repertorium der neuen Entdeckungen in der unorganischen Chemie."
„Repertorium für die organische Chemie."
„Maßbestimmungen über die galvanische Kette."
„De variis intensitatem vis galvanicae metiendi methodis."
„De nova methodo magnetismi explorandi, qui per actionem galvanicam in ferro ductili excitatur."
„Hauslexicon." 1834—1838.

Unter dem Namen Dr. Mises veröffentlichte er:

„Stapelia mixta."
„Beweis, daß der Mond aus Jodine bestehe."
„Vergleichende Anatomie der Engel."
„Schutzmittel für die Cholera."
„Büchlein vom Leben nach dem Tode."
„Gedichte. 8. Leipzig 1841. Breitkopf u. Härtel.
„Stolien." In Ludw. Mundt's Delphin 1839.

Wir haben F. hier nur als belletristischen, besonders aber als humoristischen Schriftsteller zu betrachten, da die Beurtheilung seiner streng wissenschaftlichen Schriften außerhalb unseres Bereiches liegt. Als Solcher zeichnet er sich durch tiefes Gefühl, glänzenden Witz, feinen Spott, Fülle des Geistes und der Phantasie höchst vortheilhaft aus und kommt Jean Paul sehr nahe, ohne daß man behaupten könne, er habe diesen zum Vorbilde genommen.

Gedichte aus den Bergen,

von

Dr. Mises.

1.

Ich sitz' auf dem Berge,
Den Blick unverwandt,
Das Auge ist König
Vom ganzen Land.

Ihm Unterthanen
Die Hügel und See'n;
Die Lüfte, die Boten,
Sie kommen und gehn.

Im Thale liegt Nebel,
Schläft menschliche Noth;
Am Berge, im Herzen,
Wacht's Morgenroth.

Gedanken tummeln
Hervor sich wild,
Und schweifen und jagen
Durch das Gefild,

Und springen wie Gemsen
Von Stein zu Stein,
Und fliegen wie Vögel
In's Blaue hinein;

Und fliegen hinüber
Ueber die Wand
Am Horizonte
In's Heimathsland;

Und lassen sich nieder
Auf schneeweißen Flaum,
Und bringen der Liebsten
Den schönsten Traum.

Digitized by Google

2.

Das Edelweiß.

Die Blumen in dem Thale
Sind jedem gleich zur Hand;
Die Blumen und die Dirnen
Mag pflücken und umzwirnen
Da unten jeder Fant.

Auch's rothe Alpenröslein
Wohl Mancher steckt am Hut.
Die Senn'rin ist nicht spröde,
Ist nur der Bub' nicht blöde
Und hat er muntern Muth.

Doch eine Blume weiß ich,
Die hat wohl höhern Preis;
Die wächst auf höchster Spitzen,
Wo nur die Adler sitzen,
Das ist das Edelweiß.

Wer die sich will gewinnen,
Muß kühner Steiger sein;
Sich über'n Abgrund bücken;
Die Blume will ich pflücken
Der hohen Herrin mein.

3.

Des Schneees weiße Mütze
Bedeckt des Berges Spitze;
Darunter dunkelgrün
Ein Band die Tannen ziehn.

Im Grünen ganz gemüthlich
Die Kühe thun sich gütlich;
Es hüpft die junge Geis
Und knuspert an dem Reis.

Und auf des Berges Mitte
Steht eine kleine Hütte,
Von Holze schlecht erbaut,
Davor ein Beet mit Kraut;

Da sitzt die alte Mutter,
Macht täglich Käs und Butter;
Der Sohn ist auf der Freit
Im Dorf, es ist nicht weit.

Wie ich's heut hier erfahren,
War's schon vor hundert Jahren,
Im Land bringt jeder Tag
Neu' Volk und neue Plag'.

4.

Rings ruht die grüne Alpenhut,
Rauscht grüner Wald, springt frische Fluth,
Im Wald und Quell, was rauscht und schäumt,
Hab's in der Hütte mitgeträumt.

Der Morgen kommt, vom Berge rollt
Die Sonn' herab ihr erstes Gold;
Der Senne von dem Lager springt;
Das Alphorn klingt, der Finke singt;

Frisch auf, frisch auf, bin auch dabei!
Der Tag ist jung, die Luft ist neu!
Die Bergluft ruft: zieh aus! hinaus!
Weiß noch manch schönes Alpenhaus.

5.

Die Welle wie träge,
Die Lüfte wie schwül,
Wie staubig die Wege;
Nur Schenken das Ziel.

Die Dirnen hier unten
Gefallen mir nicht,
Die Kurzen und Runden
Mit breitem Gesicht.

Wie anders springet
Dort oben der Quell;
Manch Glöcklein klinget
Dort wunderhell;

Es weht durch die Zweige,
Es weht durch die Brust,
Wie höher ich steige,
Steigt höher die Lust;

Und steigt bis zur Spitzen,
Da will ich stehn;
Da will ich sitzen
Bei der Sennerin schön.

6.

Droben, wo man konnte senden
Rings den Blick nach allen Enden,
Stand ich, für die weitre Reise
Auszusuchen mir die Gleise.

Ach was lagen da für Seeen;
Wohl nach allen mocht' ich gehen;
Was für schöne Bergesspitzen,
Wohl auf allen mocht' ich sitzen.

Theilte ein die Tag' und Stunden,
Hatt' es richtig ausgefunden,
Wie ich Alles wollt' beschreiten,
Heim noch sein bei rechten Zeiten.

Doch die Stunden, Tage gehen;
War bei keinem noch der Seeen,
War auf keiner noch der Spitzen,
Blieb in enger Hütte sitzen.

Ja die Seeen wohl die blauen
Konnt' ich von dem Berge schauen,
Und für See und Berg die Stunden
Waren leichtlich aufgefunden;

Doch nicht schau'n konnt' ich des braunen
Mädchens Augen, Mädchens Launen;
Und berechnen nicht die Stunden,
Die sie mich hier hat gebunden.

7.

Adje, lieb' Dirnel, und gieb mir 'ne Hand,
Und schenk' mir vom Hute dein grünes Band,
Giebst noch einen Kuß mir mit auf den Weg,
Wird frisch mir's Herz auf dem felsigen Steg.

„Viel Glück auf die Reise, da hast ihr die Hand,
Doch selber behalt' ich mein grünes Band,
Auch stünd's euch schlecht zu dem blassen Gesicht,
Und eure Küsse, die mag ich nicht."

Lieb Dirnel, ich bringe dir für dein Band
Den schönsten Strauß von der Felsenwand,
Und für den Kuß, sag' selber an,
Was wär' dir lieb, ich will dir's fahn.

Digitized by Google

„Hei seht doch, wie die Gems' dort springt,
Wenn ihr die Gems' mir eben singt,
Geb' ich euch Band und Kuß noch drein;
Nun macht, sonst holt ihr sie nicht ein."

8.

Nun geht's auf den verwunschnen Berg;
Habt ihr, Frau Wirthin, an die Zwerg'
Was droben zu bestellen? —
„Behüt' mich Gott, nehmt euch in Acht;
In ihrer Wirthschaft hergebracht
Ist's, Reisende zu prellen."

Die Sorg', Frau Wirthin, thut von euch,
Ich war schon in der Zwerge Reich,
Umsonst ward ich tractiret:
Was ihr von ihnen eben spracht,
Das haben sie von euch gesagt,
Mein Beutel hat's gespüret.

9.

Wir fuhren auf dem See,
Der See war dunkelblau,
Der Mond stieg in die Höh',
Die Luft war lind und lau.

Das Schiff fuhr langsam hin;
Gar still ein Jedes saß,
Weil Jed's in seinem Sinn
Was Andres wohl ermaß.

Der denket in die Fern'
Wohl an die Liebste sein,
D'ran dacht' ich auch wohl gern,
Doch nannt' ich keine mein.

Dem kehrte wohl zurück
Im fremden schönen Land
Der Jugend heimisch Glück,
Das hab' ich nie gekannt.

Deß Antlitz hat gelacht;
Die schönste Melodie
Bracht' ihm wohl diese Nacht.
Ach das geschah mir nie.

So fuhr ich auf dem See,
Von seiner Pracht gedrückt;
Ach, selbst des Herzens Weh
Hätt' heute mich beglückt.

10.

Das Kötschachthal.

Dort, wo die Kötschach brauset,
Der alte Berggeist hauset,
Der Geist war Menschen scheu,
Ihn selber siehst du nimmer
Im öden Felsgetrümmer,
Doch seine Spur stets neu.

Am langen Thales Ende
Erheben sich die Wände
Des hohen Tischlkar;
Da liegt sein weißes Bette,
Ein Schmuck der Bergeskette
Schon viele tausend Jahr.

Wenn lang' der Frühling glänzet
Und Hügel lachend kränzet,
So schlummert er noch fest;
Doch, steigt der Sommer nieder,
Regt er die Riesenglieder,
Geweckt vom lauen West.

Das giebt ein mächtig Tönen,
Das Thal, die Berge dröhnen,
Die Deck' wirft er zurück,
Die stürzet als Lawine
Herab in's Thal, in's grüne,
Mit manchem Felsenstück.

Er sprengt des Frostes Klammern,
Da öffnen sich die Kammern
Des Gletschers, und heraus
Beicht seine Silberheerde,
Sich sehnend nach der Erde
Aus ihrem kalten Haus.

Froh, daß sie nichts mehr zwinget,
Vom Berg herab gleich springet
Die weiße muntre Schaar;
Sie schäumen und sie spritzen
Und alle Wände gliţen
Am stolzen Tischlkar.

Von einem Fels zum andern
Beginnt er jetzt zu wandern,
Du hörst nicht seinen Schritt,
Hörst nur die Kötschach grollen,
Wenn Felsentrümmer rollen
Herab von seinem Tritt.

Du siehst nicht seine Mienen,
Siehst nur die Wälder grünen,
Wie er sie angeschaut;
Ob dir auch nichts geschähe,
D'ran fühlst du seine Nähe,
Wie es der Seele graut.

Er will, du sollst ihn meiden,
Mag nicht den Menschen leiden
In seiner Freuden Kreis;
Nur einem einz'gen Sennen
Will er die Stätte gönnen,
Der nichts vom Geiste weiß.

11.

Der Königsee.

Gar stille ruht der Königsee;
Rings ragen Felsen in die Höh',
Da ist nicht Platz für Hirt noch Heerden,
So einsam ist kein Ort auf Erden.

Still wie im See war's in der Brust,
Es schwieg der Gram, es schwieg die Lust,
Nur heimliche Gedanken zogen
Hindurch, wie durch den See die Wogen.

Da zu ermuntern das Gemüth,
Die Schiffer heben an ein Lied
Und rufen auf des Sees Mitte
Das Echo an nach alter Sitte.

Das Schiff flog eilend seine Bahn,
Wohl ruhern starke Arme d'ran;
Was will dabei die Maid, die feine,
Die abseits sitzt dort und alleine?

Sie rudert emsig und gewandt;
Doch Stärke, sieht man, fehlt der Hand;
Wohl könnten ihre Wangen blühen,
Doch sind sie bleich von schweren Mühen.

Im Schiffe war manch schönes Weib,
Getauscht hätt' jed' mit ihrem Leid,
Nicht kündet's ihre edeln Mienen,
Daß sie geboren sei zu dienen.

Ist, Alter, ist das euer Kind,
Die dort so traurig sitzt dahint,

Digitized by Google

Und stimmt nicht ein in Red' und Singen,
So schönem Mund müßt's wohl gelingen.

„Nicht, Herr, mein Kind ist diese Magd;
Und weß sie sei, Gott sei's geklagt,
Das konnten nimmer wir erkunden;
Als Kind am See ward sie gefunden.

Wir haben Gut's an ihr gethan,
Zur Arbeit hielten wir sie an,
Doch mag sie uns nur wenig nützen,
Ihr seht das schwache Ding zu sitzen.

Viel Redens ist nicht ihre Art, —
He, Marx, munter auf der Fahrt!
Und wißt von Schloß und Prinzen träumen,
Muß doch das Rudern nicht versäumen."

12.

Noch nie hat mir die Seele
Ein Bild so sehr erbaut,
Als das, was ich geschaut,
Wie ich's euch jetzt erzähle.

Im Lande der Citronen
Ging ich in einer Schlucht;
Dort in des Felsens Bucht,
Ein Steinnetz mochte wohnen.

Im Grünen Dante's Büste
Auf hohem Sockel stand;
Gar wohl war mir sie bekannt
Der Züge ernst Gerüste.

Der sang den Tod der Seele,
Deß Bild steht stumm von Stein;
Doch drauf ein Vögelein
Sang laut aus voller Kehle

Ein Lied, wohl möcht' ich's wissen; —
Dabei ein Kindlein schlief
Den Schlaf, der noch nicht tief,
Auf eines Grabsteins Kissen.

Deutsche Lyrik und Wilhelm Müller.

Von

Dr. Mises.

Wilhelm Müller starb im J. 1827; er ist todt; er ist wirklich todt; man kennt und nennt ihn nicht mehr. Seine lyrischen Spaziergänge wurden mir vom Verleger als Maculatur geschenkt, weil sich Niemand mehr in ihnen ergehen mochte; und selbst unsere Kritiker erwähnen ihn kaum noch, die doch so oft Gelegenheit hätten, junge Dichter an ihm zu messen oder zu ihm in die Schule zu schicken, wenn diese in der leichten Gattung unbeholfen Versuche wagen, da sie ja doch bei Göthe nicht Alles lernen können. Sonderbar, daß man, während man im gewöhnlichen Leben das Maß stets kleiner nimmt, als das zu Messende, im Geistigen umgekehrt verfährt. Nach Göthe, Schiller, Rückert, Heine, Uhland, mißt man Alles; freilich sind es vortreffliche Maßstäbe; aber es sind Feld- und Meilenmaße; und wo hätten wir eine so gute Elle für leichte Waare als W. Müller?

Die Deutschen vergessen sonst nicht leicht Verdienste, die sie einmal erkannt haben; ihr Gedächtniß gleicht ihren Bibliotheken, aus denen nie ein Buch wieder verschwindet, was einmal darin Platz genommen; ja es behält denselben um so sicherer, je älter und unbrauchbarer es wird. Ihren Opitz, Bodmer, Uz, Gleim, Geßner, Hagedorn, Ramler, Klopstock, leisen sie zwar auch nicht mehr, denn die, welche Letzteren noch gelesen haben, sterben von Jahr zu Jahr mehr aus; aber ihr Andenken blüht darum nur um so schöner, und ihr Ruhm bleibt nur um so unbestrittener. Sie sind und bleiben unsere Klassiker, die man nicht vergessen darf, auch nachdem schon alles lebendige Interesse an ihnen erloschen ist. Müller steht uns näher, hat Freude und Leid lebend und dichtend noch mit uns getheilt, seine Laune und Leichtigkeit wäre Niemand dienlicher als den Deutschen; warum wird er dennoch vergessen? —

Erklärlich scheint es mir durch folgende Gründe: Paßt auch der Zopf und Puder der genannten Dichter nicht mehr zum heutigen Geschmack, vielleicht sogar zu keinem: sie stehen am Anfange unserer Literatur, die man ja doch nicht gleich mit Schiller und Göthe beginnen kann, obschon sie freilich Manche mit Letzterem nicht blos anfangen, sondern auch schließen. Auf jene mußten zu ihrer Zeit die Deutschen stolz sein, wenn sie überhaupt auf Jemand stolz sein wollten; zu Müllers Zeit waren sie stolz genug, auf ihn nicht mehr stolz zu sein zu brauchen. Jene waren die Vorläufer der Zeit, die es eben wegen ihres Vorsprungs bequem hatten, Müller nur ein rascher Beiläufer einer noch rascher fliegenden Zeit. Sie haben uns die Thüren des Tempels der Poesie eröffnet; wir sind hineingegangen und haben uns andetend vor einigen Göttern und Göhen niedergeworfen, neben denen wir nun keine anderen mehr anerkennen wollen, aber wir schämen uns nun so undankbar zu sein, jene, welche uns eingeführt haben, selbst auszuschließen; wir ehren sie durch die obersten, freilich zugleich uns entehrlichsten, Plätze, die wir ihren Büsten, Portraits und Schriften in unsern Bibliotheken anweisen; die Ehrfurcht vor ihnen wird Jedem schon in der Schule eingeprägt, und läßt sich dann nie mehr ganz verwischen.

Müller aber hat zur Blütenzeit der deutschen Poesie mit gedübt, nicht ein Pistill, das in der Mitte ragend, den Samen der folgenden Zeit in sich schließt, sondern ein Blatt aus einer Blumenkrone, was abfallend der Vergessenheit verfällt, ein munter aber am Tage fliegender Leuchtkäfer, dessen Licht im Glanze der Sonne oder der Sonnen, die den Tag beherrschen, erlischt. Als er lebte, war der deutsche Jüngling viel zu sehr beschäftigt, Schillers Laura zu declamiren, und der deutsche Kenner, Göthes Faust zu commentiren, und Beide, die Schlacht, wer von ihnen König sein solle, auszufechten, als daß sie sich um Müller, der sich seitwärts vom Kampfplatz mit Handwerksgesellen und Kindern umhertrieb, sehr ernsthaft hätten kümmern sollen. War doch sogar Deutschland ganz erstaunt, als es nach Göthes Tode plötzlich fand, daß es noch einen großen Dichter habe, den es bei Göthes lebzeiten ganz vergessen, ich meine Rückert. Wer übrigens auch Notiz von Müller nahm, der fand ja doch, daß er weder Göthe, noch Schiller war; es gab aber eine Zeit lang nur Göthe und Schiller, und die etwas sein wollten, mußten Stücke von ihnen sein.

Ein anderer, obschon sehr äußerlicher, Grund ist doch gewiß nicht einflußlos. Es ist der, daß unser Dichter Müller, Wilhelm Müller heißt und sich dadurch vertirt in der Zunft der übrigen unzähligen Wilhelme und Müller. Die Jahr aus Jahr ein zum täglichen Brode der deutschen Literatur beitragen. Wer kann einen Müller von allen andern Müllern unterscheiden? Die Vornamen steuern der Verwirrung nicht, sondern befördern sie noch durch ihre Wiederkehr, und genug hat man zu thun, die lebenden Müller zu merken und zu sondern, wie soll man auch der Todten noch gedenken? Am gerathensten wäre es sicher für die schreibenden Müller, ihre Namen wie die Fürsten Reuß in fortlaufender Reihenfolge zu numeriren; auch einen Karl XII. und Gregor VII. unterscheidet und behält man ja leicht im Gedächtniß. Allerdings dem Geschichtschreiber Johannes v. Müller ist es gut gelungen, den Nachtheil seines Namens zu überwinden; schon der Hals des Wörtchens von macht ihn um einen Kopf größer als die andern; er bleibt nun immer der große Johannes v. Müller, das Muster der Geschichtschreiber, den man schon nicht mehr zu lesen braucht, um ihn bewundern, oder, wenn man das Gegentheil bei großen Männern liebt, verkehrt zu können, weil seine Bewunderung einmal deutsches Gemeingut geworden ist. Aber einen um so schlimmeren Stand haben nun alle andern Müller. Wie weit besser hatten es Matthisson, Salis, Kosegarten; die haide Elegie, die schon in ihren Namen liegt, erspart ihnen eine halbe in ihren Gedichten; ihr Name reicht beinahe hin, ihnen einen Namen zu machen. Wie viel aber hat ein Müller zu thun, die Prosa und Gemeinheit seines Namens wieder gut zu machen! Hätten jene Wilhelm, Traugott, Karl Müller geheißen, wer wüßte wohl noch etwas von ihnen? aber so schöne Namen, wie sie führen, lassen sich ja gar nicht wieder vergessen.

Jedoch ein dritter Grund ist wohl der wichtigste. Wenn das Schwere und selbst Schwerfällige in Johannes von Müllers Styl und Gedanken und das Elegische in den Gedichten der oben Genannten unläugbar mit dazu beigetragen hat, ihren Namen Bahn unter den selbst schweren und kopfhängerischen Deutschen zu brechen, so ist wohl erklärlich, daß die entgegengesetzten Eigenschaften bei Wilhelm Müller auch eine entgegengesetzte Wirkung gehabt haben. Mit den Mösen muß man heulen und diese Weise sind die Deutschen. Was nicht melancholisch und tiefsinnig ist, ist ihnen nicht recht, wenigstens muß etwas Melancholie und Tiefsinn dabei sein. „Ich kann wohl manchmal singen, als ob ich lustig sei, doch heimlich Thränen dringen, da wird das

Digitized by Google

Herz mir frei;" das ist so recht aus der Seele der Deutschen gesprochen, das gefällt ihnen; alle ihre anerkannten Lyriker haben, wenn sie überhaupt den Ton der Lust anschlagen, was selten genug ist, auf diese Weise gesungen: Uhland, Kerner, Heine, Chamisso, Eichendorf und wie sie alle heißen, und jedes so gesungene Lied trifft und klingt wieder im deutschen Herzen; aber das Singen eines Dichters nicht als oder lustig sei, sondern aus Lust, findet keinen oder nur einen halben Anklang bei ihnen, weil eine rein lustige Seite in ihrer Seele gar nicht vorhanden ist. Gewiß auch das hat beigetragen, daß Rückert so lange keinen Eingang gefunden, weil er nicht trübselig genug ist, und nur durch ihre Trauerspiele, nicht durch ihre Lustspiele sind unsere besten Dichter populär geworden. Die Deutschen wollen wohl Blumen, aber Blumen auf Gräbern, Ruinen, an Wassern, ihre Lust soll elegisch und tief sein; Müllers Lust ist aber blos lustig und hat keinen Grund als sich selber; sein Schmerz ist nur eine Laune, seine Liebe eine Tändelei. Seine Poesie ist ein leicht und seicht hinlaufender Bach, durchscheinend bis auf den Grund und einladend mit ihm fortzulaufen durch blumige Strecken; nach verborgenen Schätzen kann man nicht darin wühlen, wie in Göthes theilweis dunkler und tiefer Poesie, noch in seiner Tiefe den ganzen Leib baden; er giebt nur einen frischen Trunk auf einem heitern Spaziergange. Das Füllen der Fröhlichkeit springt bei ihm ungesattelt und ungezäumt herum auf grünen Wiesen; sein Einfall ist ihm seine Regel. Die Deutschen haben dieß Füllen wohl auch, nur sitzt noch ein schwerer Reiter von Gelehrsamkeit, Philosophie, kurz irgend etwas Schwerfälliges, Nützliches, Gründliches darauf, welcher das Füllen nöthigt, im langsamen Schritte zu gehen und es bald Reit reitet. Sie haben sich zu Müllers Zeit wohl auch an seinem freien Wandersschritt und Lied ergötzt, aber da sie auf dem Rücken des leichten Wanderers kein schweres Ränzel wahrgenommen, worin etwas Recke, ihn doch zuletzt für einen Habenichts gehalten, mit dem dauernde Freundschaft zu schließen begabten Leuten nicht wohl anstehe. So ist Müller durch seine Zeit durchgeschritten, ohne daß man ihn irgends zu dauernder Einkehr eingeladen. Er ist fort; man singt ihm sein sangbares Lied nach und denkt des Sängers selbst nicht mehr.

Der Hauptfehler von Müller ist, daß er uns gar nichts zu rathen aufgiebt; bei einem Gedichte Pfitzers läßt sich doch etwas denken und in einem Gedichte Platens geht man oft ganz in Betrachtungen auf. Was aber giebt es bei Müller zu betrachten und zu studiren? Man findet, daß die poetischen Lieblingswerke der Deutschen alle etwas an sich haben, woraus man nicht recht klug werden kann; es sind alles Berge mit etwas hinter dem Berge, was gewöhnlich in Nebel liegt, so daß Jeder etwas Anderes dahinter suchen kann. Kaum dulden sie den Vorzug der Klarheit, weil freilich Klarheit um Tiefe selten beisammen sind. Hamlet ist darum ein Lieblingsstück der Deutschen, weil Jeder seine eigne Lampe in dessen Dunkelheit setzen kann, und Göthes Faust braucht zu seinen übrigen außerordentlichen Vorzügen blos noch den einzigen mehr zu haben, daß das, was mit dem Gangen und dem Einzelnen in Bezug zum Ganzen gesagt sein soll, sich unmittelbar klar aussprächte, und mit der Anschaulichkeit, die eigentlich der Poesie Beruf ist den Ihren zu verleihen, Jedem aufdrängte, so würde er aufhören das Lieblingswerk der Deutschen zu sein, die ein Werk mehr schätzen, in das sie etwas hineintragen, als aus dem sie etwas herauszutragen können; und die meinen, die Tiefe der Poesie besteht vielmehr darin, daß man zu Tage liegende Schätze in den Brunnen der Poesie, als daß man sie aus dem Brunnen heraushebt. Der kluge Göthe, der seine Leute kannte, hat dieß immer vortrefflich zu benutzen gewußt: der Quell seiner Poesie ist am klarsten, wo er am reichlichsten fließt, aber er trübt ihn sofort, wo derselbe seichter zu fließen anfängt; weil er weiß, daß der Deutsche schließen wird: wenn schon die klaren Stellen so tief sind, wie tief müssen es erst die sein, wo man keinen Grund sieht! Beispiel: die Wanderjahre nach den Lehrjahren; der zweite Theil des Faust nach dem ersten. Ein Gedicht soll aber doch nichts Anderes, als ein Auszug aus der Natur sein, worin das, was in der Natur durch das Eingreifen fremder Sphären gestört, getrennt, verdeckt, verworren, mit Fremdartigem verwachsen erscheint, sorgsam herausgeschält, in seinem eigenthümlichen Zusammenhange oder seinen Folgen dem Auge rein und klar hingestellt wird. Es soll einen wissenschaftlichen Commentar entbehrlich machen, aber nicht selbst einen solchen brauchen; sonst gleicht es einem Tanzmeister, dem man die Füße setzen muß. Wenn freilich die Ausleger einen finstern Sack loben, weil sie ihre eigene Weisheit darin zu Markte bringen können, so wird doch ein Beutel voll sorgsam gezählten und gewogenen Goldes, den der Dichter Jedem in die Tasche steckt, viel mehr werth sein, und ich behaupte, daß in einer Poesie, in der man vielerlei finden kann, im Grunde nichts von allem diesen enthalten ist, selbst das nicht, was der Dichter bezweckt hat. —

Müllers Lieder sind freilich weder das Höchste noch das Tiefste der Poesie; aber die Poesie besteht ja nicht blos aus dem Höchsten und Tiefsten, und es kann etwas weder das Eine noch das Andere, und doch ganz poetisch sein. Das grüne Leben wie es ist in seiner Regsamkeit und Frische, spielend mit sich selbst, unwissend höherer Beziehungen, tieferer Bedeutungen, will so gut seinen poetischen Ausdruck haben, als das vertiefte und erhöhte Lebensgefühl, und hat ihn in Müllers Liedern mit einer, noch von keinem Deutschen übertroffenen, unmittelbarkeit gefunden. Weder Heine's unheimlicher Herzenspuk und reiche Romantik, noch Göthe's Kraft, die Gegenstände von Außen nach Innen bis zum Mittelpunkte wärmend zu durchdringen, noch Uhlands Weise, die Spalten wie die kleinsten Ritzen der Seele mit lebendigem Grün zu durchwachsen, sind in Müller zu finden; er fährt blos wie ein bald neckender, bald erquickender Wind über die Oberfläche der Gegenstände hin, aber willkommen jeder offnen, sangeslustigen Brust, die, um zu singen, den Athem nicht erst mühsam zusammen suchen, sondern athmend singen und singend athmen will. Wenig Lieder sind sangbarer und häufiger componirt, als die von Müller; der beste Beweis, daß sie aus der Brust kommen, deren natürlicher Ausweg die Kehle ist. Andere viel schönere Gedichte, die nur aus dem Hirn kommen, gehen auch durch die Augen nur wieder zum Hirn und wenn sie gesungen werden, so ist es am Fortepiano vor einer klatschenden Gesellschaft, nicht das Reiselied auf der Reise, das Trinklied zum Trunke, wohin sie doch gehören. Müllers Lieder werden nicht mehr gelesen; aber sie werden überall gesungen, sie sind bekannter als Müller selbst; denn wie heutzutage das Singen betrieben wird, kümmert sich freilich der Sänger sogar kaum um das Lied, viel weniger um den Dichter; und es ist ein alltäglicher Fall, daß er, wenn er die Noten mit Text nicht bei der Hand hat, zur die Melodie, aber nicht das Gedicht, d. h. nicht, was sie ausdrückt, weiß. Daher kommt Müllern die Popularität seiner Lieder wenig zu Statten; und ich brauchte von vielen blos den ersten Vers, den doch Jeder im Gedächtniß zu behalten pflegt, herzusetzen, so würden viele meiner Leser sagen: „ach ist das Lied von Müller!"

Müllers Lieder würden wegen ihrer Sangbarkeit noch mehr geschätzt und verbreitet sein, wenn der Deutsche selbst mehr zum eigentlichen Gesange aufgelegt wäre; aber sein gewiß reicher Gemüthsquell ist zugleich so tief und ruhig, daß er nicht leicht durch die Kehle überschwillt. Unter Müllers Liedern finden sich gar viele, die sich recht eigentlich zu Volksliedern eignen; die gewissermaßen den Ton als Flügel brauchen, und ohne ihn matt liegen bleiben; aber unser Volk singt nun eben nicht. Aus wahrem innern Drange singt der deutsche Mann nicht leicht anders, als wenn er zu viel oder doch viel getrunken, und das deutsche Mädchen nicht anders, als wenn sie Sommerabends im Mondschein vor der Thüre sitzt; das sind Lagen, in denen sie ihr Gefühl nicht mehr bemeistern können; im Uebrigen fühlen sie ohne zu singen und singen ohne zu fühlen. Der gemeine Mann singt gar nicht, denn was man manchmal von ihm hört, verdient dieß Namen nicht. Die Gebildeten singen freilich, aber nicht um zu singen, sondern zeitlebens nur um sich im Singen zu üben; fast aller Gesang in Deutschland ist nichts, als eine solche Uebung, und ein Prosaiker, wie weit man es in dieser Uebung gebracht hat, wobei das Gefühl als ein Aeußeres und Verschönerungsmittel des Singens freilich nicht fehlen darf, vielmehr dringend und von Niemand mehr als dem Deutschen begehrt wird; während es ihm kaum je beikommt, das Singen zum Aeußern des Gefühls zu machen; er verlangt, daß man die Natur zur Nachtigall sperre, statt die Nachtigall in der Natur zu suchen. — Uebrigens haben die Deutschen außer W. Müller allerdings noch manche andere sangbare Dichter; ja sie sind im Ganzen nicht arm daran; nur sind gerade ihre ersten Dichter nicht zugleich auch immer die sangbarsten. Schiller hat so viel mir eben von seinen Gedichten beifällt, nur zwei componirte geliefert: „der Eichwald braußet, die Wolken ziehn," und: „Ach aus dieses Thales Gründen." Von Rückert, dem Reichen, dem tief Gemüthvollen, dem nach allen Richtungen hin Unerschöpflichen, ist doch fast nichts componirt. Warum aber? Ich glaube den Grund im Folgenden zu finden:

Gesang ist wie Tanz nur der Ausdruck eines bewegten oder wogenden Gefühls von einer gewissen Intensität. Das Gefühl theilt seine bewegende Kraft dem ganzen Geiste mit, ist aber ein Ueberfluß daran vorhanden, welcher nicht vom Geiste verbraucht werden kann, so fließt er auf die körperlichen Organe über und setzt diese in eine dem Gefühle selbst adäquate Bewegung, woher es kommt, daß Leute von wenig geistigem Gehalt oft schon bei der schwächsten Gemüthsbewegung in Singen oder Tanzen ausbrechen, weil ihr Geist den erhaltenen Anstoß nicht erschöpft.

Außerdem liegen manche Gefühle dem Körperlichen näher als andere; wie alle, die, ohne selbst rein materiell zu sein, doch von sinnlichen Einwirkungen unmittelbar abhängig sind; diese brauchen nicht erst durch den ganzen Geist durchzuwirken, um die körperliche Bewegung anzuregen, sondern wirken durch wenigere Mittelglieder, daher ungeschwächter auf sie ein. Deshalb

Digitized by Google

reizt nichts mehr zum Singen und Tanzen, als das Gefühl körperlichen Wohlbehagens, deshalb sind Wein- und Reiselieder fast die sangbarsten von allen. In allen Fällen aber ist fortgesetzte Bewegung des Gefühls nicht nur nöthig, den Gesang anzuregen, sondern auch zu unterhalten.

Daher ist kein Gedicht sangbar, in welchem ein lebendiges Gefühl erst als Resultat des Ganzen hervorgeht, in welchem der Totaleindruck sich aus Elementen zusammensetzt oder sich allmälig entwickelt, in welchem das Gefühl erst geboren wird und nicht gleich von vorn herein da ist; denn erst das geborne Kind kann seine Glieder regen und seine Stimme hören lassen. Rückerts meiste und schönste Gedichte pflanzen das Gefühl nicht schon in Blättern und Blüten entwickelt in das Gemüth ein, sondern stecken es wie einen quellenden Kern, der sich nun erst im Gemüth entwickelt; sein Lied fängt oft erst an, wenn seine Worte zu Ende sind; Müllers Lied fängt mit der ersten Zeile an, und ist auch freilich mit der letzten Zeile zu Ende.

Die Gegenstände, welche Müller am liebsten zum Thema seiner Lieder macht, sind die Liebe, der Schmerz, die Freude, die Behaglichkeit und Thätigkeit eines wandernden Handwerkers, Musikanten, Schäfers, Jägers, Zechers. Freilich hat Müller nicht einmal versucht, diesen ein ideales Gewand umzuhängen; vergebens sucht man einen Göthischen Fischer, ein Heinische Fischermädchen, einen Uhlandschen Schmidt darunter; sein Müller lerkneht hat nur einen gewöhnlichen Sonntagsrock an und sein Zecher nicht unbeultlich eine rothe Nase. Was sich in Müllers Liedern darstellt, ist nur das Alltägliche, Gewöhnliche, aber es stellt sich mit einer, wenigstens unter den Deutschen nicht alltäglichen Munterkeit, Ungezwungenheit und Frische dar, welche nicht verfehlt, den gleichen Eindruck im Gemüthe dessen zu reproduciren, dem die Anlage dazu noch nicht erstorben ist. Die Poesie ist freilich mächtigerer Leistungen fähig, aber diejenige Poesie, welche diese größern Leistungen hervorbringt, ist nicht zugleich fähig, diese kleinen zu vollbringen, die doch auch nicht nur berechtigt, sondern selbst geschrieben sind. Denn die Poesie soll für Jeden etwas haben, etwas für seinen Standpunkt Verständliches, Wahres, Fördernde; und so würden für manche Altersstufe, manchen Stand, manche Stimmung, manche Umgebung Müllers Lieder mehr werth sein, als Göthes und Uhlands und Rückerts, wenn gleich dieses Alter, dieser Stand, diese Stimmung selbst noch auf einer tiefern Stufe stehen, als die, welchen jene genügen.

Indem ich die Handwerkslieder Müllers durchgehe, fällt mir die Frage ein, worin es liegt, daß nur gewisse Handwerke und Beschäftigungen einer poetischen Auffassung fähig sind, andere nicht. Es scheint, daß man Schuhe, Kleider und Bücher im Reiche der Poesie gar nicht brauche, denn der Schuster, Schneider und Gelehrte würden, wo sie sich nur darin bleiben lassen, gehöhnt und gemißhandelt, dagegen Schäfer, Fischer, Schiffer, Bergleute, Müller, Jäger fast mit Königen gleichen Rang haben. Man erkennt leicht, daß alle Handwerker, die in der Natur und an der Natur arbeiten, von der Poesie, die trotz ihres Namens Kunst ja eigentlich nur der unsichtbare Geist der Natur ist, den wir unter manchen Bildern anbeten, gern gesehen sind, alle Stubenhocker dagegen, welche, sei es nun Leder, Lappen oder Ihren zuschneiden, von ihr verachtet und gehänselt werden. Sie macht in dieser Hinsicht sogar seine und interessante Unterschiede. Ein umherziehender Fiedler, der in Dorfschenken und unter freiem Himmel aufspielt, eine Dirne oder ein junger Bursch, die ihren Waldgesang singen, sind ihr willkommene Musikanten; ja man hört blos solche Musik in ihrem Reiche; von einem Stadtmusikus, einer Kammersängerin, einem Concert von Flöten und Geigen, die doch alle der Poesie den Hof machen, mag sie nichts wissen. Selbst der Bettler, dessen Obdach ein Baum ist, ist poetisch, wenn seine Lumpen nicht gar zu unreinlich sind. Freilich kommt es noch auf Mehreres an. Alles Träge und Kriechende ist der Poesie verhaßt, weil in der Natur selbst nur das Gemeine und Faule kriecht oder still sieht. Daher ist der Fuhrmann nur halb poetisch, weil er gar zu schneckenähnlich mit seinem Wagen fortzieht, der Postillon aber ganz poetisch, der rasch in die Weite fliegt, freilich auch deshalb, weil jener nur Waaren, dieser aber uns selbst fährt, und er würde es noch mehr sein, wenn nicht seine Livree an den Mangel seiner Freiheit erinnerte. Dem Schäfer verzeiht die Poesie seine Trägheit nur deshalb, weil er so ununterscheidbar zur Natur zu gehören scheint, wie etwa ein Bach, ein Baum oder die Heerde selbst; übrigens sind es doch auch mehr die etwas anders beschaffenen Schäfer aus dem Alterthume, als die aus unsern jetzigen hochverdelten Schäfereien, welchen die Poesie hold ist. Der Schmidt ist poetisch, weil er mit zwei Elementen, dem Eisen und Feuer verkehrt, weil seine Producte meist wieder zum Verkehr mit der Natur dienen, und weil er bei seiner Arbeit mächtig ausholt und zuschlägt; den Uhrmacher, der das durch die Kunst schon der Natur Entfremdete durch neue Zusammensetzung und Verfeinerung ihr noch ferner rückt, kennt aber die Poesie nicht einmal dem Namen nach. Eines der schlechtesten Objecte der Poesie ist jedenfalls ihr Subject, der Dichter selbst in seinem Thun und Treiben, auch sogar wenn er in der Natur herumgeht oder herumsitzt und die schönsten Sträußer aus Blumen, Sonnen und Wonnen flicht. Die Dichtkunst will Gestalten von anschaulicher Lebendigkeit und Eigenthümlichkeit, des Dichters Leben ist aber nicht an ihm, sondern in ihm spürbar, er erscheint äußerlich nur als ein fauler Müßiggänger mit Frack und Weste wie andere Stadtleute. Ein Bankelsänger ist daher viel poetischer, als ein Dichter, weil in ihm die Lebendigkeit mehr äußerlich zu Tage liegt. Aber das Innere des Dichters, diese lebendige Natur in der Natur, worin es quillt und wogt ans Freud und Leid, vermag sich gar wohl poetisch herauszustellen; ich kann's nicht besser beweisen als durch folgenden Anfang eines Rückertschen Gedichtes.

> Es ist kein Stand auf Erden,
> Er reizt des Dichters Neid:
> Der Schäfer bei den Heerden
> Ist eine Herrlichkeit.
>
> Der Jäger in den Wäldern
> Ist vollends eine Lust.
> Den Landmann in den Feldern
> Trag ich in meiner Brust.
>
> Der Schmiedt, der die Halmen
> Vom Eisen nun hasse bringt.
> Der Priester, der die Psalmen
> Für die Gemeinde singt.
>
> Der Bergmann mit der Zither
> Bewegt das Gold im Schacht.
> Zu Roß der kühne Ritter
> Bewegt sich in der Schlacht.
>
> Der Schiffer in dem Nachen
> Schwebt auf der klaren Fluth.
> Der Bäcker hat zu machen
> Vom Thurm, wenn Alles ruht. u. s. w.

Noch folgende Bemerkung fällt mir bei Müllers Handwerksliedern ein. Gemeiniglich haben Handwerkslieder etwas Hergebrachtes. In den Müllerliedern wird in der Regel Jemand gefoppt; den poetischen Müllerstöchtern ist nicht über den Weg zu trauen und auch unser Müllerscher Müller hat das erfahren müssen; dem Jäger schwebt immer das lichte Bild vor; dem Schafer wird immer gar zu weh und entweder sieht er den Berg herauf oder herunter; und der Fischer erfauft regelmäßig zuletzt. Dieß liegt nun wohl theils in der Natur dieser Handwerke selbst, theils in Göthe, der diese Natur gut aufgefaßt hat, und durch den die Deutschen nun überseitig die Natur wieder gut aufzufassen sich bemühen. Zum Belege mögen z. B. folgende Stellen aus Schäferliedern von Müller hier stehen.

> Schaust Du herab vom Berge
> Wohl in der dunkeln Nacht, (Wanderlieder
> Auf unten brennt ein Feuer, I. 114.)
> Wo Dein Geliebter wacht.
>
> Gehüllt in meinen Mantel,
> Den Spieß an's Herz gedrückt, (Wanderlieder
> Schau ich empor zum Berge I. 116.)
> Und träume mich beglückt.
>
> Wenn auf dem höchsten Fels ich steh',
> In's tiefe Thal hernieder seh',
> Und sing' — (Wanderlieder II. 3.)

Wie man in den Handwerksliedern Müllers nirgends unter dem Kittel einen verkleideten Philosophen suchen darf, so ist auch in seinen zahlreichen Weinliedern nicht versucht, dem Wein eine edlere Bedeutung abzugewinnen, als daß er gut schmeckt und den Menschen lustig macht. Deshalb werden aber auch diese Lieder einem wahren Weintrinker immer am wohlkommensten sein, weil man, man mag über den Wein sagen, was man will, doch beim Trinken selbst immer nur diese beiden Endzwecke zu haben pflegt. Wenn ein Trinker saß sitzt und sich ganz behaglich in seinem Sessel fühlt, so greife er zum Gesange nur nach Müllers Liedern; hat er es vorher blos unbewußt gethan, daß die ganze Welt doch nichts gegen eine Flasche guten Wein's sei, so wird er es hier mit Gründen ausgesprochen finden, wie sie nur eben sein müssen, um einen, der eben im Rausch ist, auf das Genügendste zu überzeugen. Man kann freilich noch ganz andere und bessere Dinge im Wein finden, als Müller hineingelegt hat, und es wird daher auch noch andere und schönere Weinlieder geben können; nur wird nicht jeder Trinker Lust haben sie zu singen.

Was einen großen Theil von Müllers Liedern besonders auszeichnet, ist eine Art naiver Pointe, die sich darin findet, aber mehr Kitzel als sticht. Man kann Müllers Liedersammlung mit einem schwärmenden Bienenstocke vergleichen, einem leichten Volke, was nur im heitern Tage fliegt, nur von Blumen Honig nippt und keine Früchte einträgt, und jedes Bienchen hat neben dem Honigrüssel noch einen kleinen Stachel, nur keinen so bösen.

Digitized by Google

Am selbstständigsten hat sich das Talent zu solchen Pointen in seinen lyrischen Spaziergängen hervorgethan, worin sich die vortrefflichsten Epigramme finden, freilich auch darunter spitzige und gesuchte. Wo Alles zur Spitze geschnitten werden soll, schneidet man ja auch wohl einmal die Spitze selbst weg. Auch in seinen eigentlich lyrischen Gedichten artet nicht selten die Tändelei in Spielerei aus, ja manche darunter sind fast blos läppisch. Dafür sind manche von Schiller blos schwülstig, manche von Göthe fast blos trivial, manche von Heine fast blos unsauber, und manche von Uhland überhaupt gar schwach.

Vielleicht mehr Ruf noch als durch seine übrigen Lieder, die ich, als die Mehrzahl bildend, bisher hauptsächlich im Auge gehabt, hat übrigens Müller durch seine Griechenlieder erworben; ja wo man ihn noch nennt, nennt man ihn gewöhnlich als den Sänger derselben. Ich finde diese Lieder sehr sinnreich; allein ich läugne nicht, daß Lieder im Charakter eines Volkes außerhalb des Volkes über nicht selbst erlebte Thaten gedichtet, mir doch im glücklichsten Falle nur erscheinen wie Portraits nach Beschreibungen entworfen. Was auch der Maler für Kunst anwenden möge, doch ist man überzeugt, sie seien nicht getroffen. Als einen andern Beleg hiergu will ich Stieglig anführen; als ein Beispiel dagegen indeß will ich Rückert gelten lassen.

Der größte Künstler.

Unsere Erde ist eine Aeolsharfe, in die Gottes Athem Seele haucht; aber die Harmonie erschallt nicht in einzelnen Tönen; sondern gange Künste spielen in einander, und das Reich der Farben, das Reich der Formen, das Reich der Töne und der Düfte sind selbst jedes nur eine einzelne Saite, ausgespannt über die Erde, die zu Einem Accorde ineinanderschlagen. Die gange Welt spielt Gott als eine einzige große Harmonie im Raum, als eine ewigdauernde Melodie in der Zeit, oder vielmehr tausend Melodien, jede in sich schon vollendet, werden durch das Geheimniß eines unergründeten Centrapunkts zum Fluße Einer Harmonie von ihm vereinigt; das Schicksal ist der Geist, der durch die Musik schreitet in wunderbaren Weisen. Die Erden- und Sonnensysteme tanzen den gewaltigen Sphärentanz zur großen Symphonie; ihr Reigen stellt nur die Klangfiguren des großen, seit dem Schöpfungstage nimmer verhallenden Weltenconeerts dar. Tausend Dissonangen tönen in versinkenden Welten, in zammernden zertretenen Völkern, in höhnendem Laster und gegeißelter Tugend — was wäre eine Musik ohne Dissonanzen? — und Alles löst sich immer wieder in eine große, dem Schöpfer der Harmonie allein hörbare Consonanz auf; denn wie vernehmen nur die tönende Bebung einzelner Atome seiner Instrumente; das andere geht uns ein unverstandenes Rauschen vorüber. Der geheimnißvolle Dreiklang schlingt sich durch die gange Natur; alle Tonarten, als wäre jede ein einzelner Ton, spielen harmonisch in einander zu einem organischen Klangsystem; jeder Ton, der in eine Harmonie eingeht, ist in sich wieder Harmonie, von einem eignen Instrument gespielt; und jeder Accord fühlt selbst, was er ausdrückt, und drückt nur aus, was er fühlt; denn Gottes Töne sind lebendig, und lebendig sein heißt nur, ein Ton von Gottes Harfe in die Zeit hineinhallen.

Gott hat nur Ein Thema zu seiner ganzen Musik, das allereinfachste, das in jeder einzelnen Variation wiederkönt, das er durchführt auf tausendfache Weise und mit dem er nicht fertig wird bis ans Ende der Welt. Es wäre schrecklich, wenn Gott den letzten Griff in die Saiten thäte, und mit dem ersterbenden Nachhall die Welt in's Nichts verschwämme, und alle Lebenspulse zu schlagen aufhörten, die nur ein Tanz nach der großen Harmonie sind; wenn die kurzen Pausen, eine Nacht, ein Winter, in denen nur die Hälfte der Saiten forthallt, während die andern ruhen, zu ewigen würden, zu gang stummen; wenn das gewaltige Instrument in einem letzten Accorde seinen eignen Schwanengesang tönte. Aber Gott wird nimmer aufhören zu spielen, denn seine Seele lebt nur in der Harmonie; ja Gottes Seele ist nur die Harmonie, die unsterbliche Harmonie, die ewige Harmonie. Gott hat Niemand, mit dem er sprechen könnte; denn außer ihm ist Nichts; darum sitzt er in seiner Einsamkeit, die Harfe in der Hand, die Welt, und so rinnt ihm die Zeit hin; und wenn er durch die Saiten greift, dann rollen Lichtgloben und Thauperlen; Stürme, die Weltenmeere aufwühlen, und summende Bienen, murmelnde Bäche, flötende Schäfer; Alles, Alles stiebt als Ton von seiner Hand, und das Fortissimo, das den Reifen der Welt zu sprengen droht, malt er dann, wie einen finstern Grund, wieder mit tausend hineinhallenden Tönen sänftigend und lindernd aus.

Die ganze Natur ist nur ein Portrait Gottes; Gott malt sich, und malt sich, sich selbst malend, und so schließt ein großes Bild von ihm immer das kleinere ein, nur daß bei jedem kleinern die feineren Züge verschwimmen; daher ist der Krystall, die Blume, die Pflanze, die Pflanzenwelt, die ganze organische Welt, eine Sonne, ein Sonnensystem, ein Organismus von tausend Sonnensystemen jedes nur sein Bild, sein sprechendes Bild. Mit bewundernswürdiger Leichtigkeit wirft Gott seine Gemälde hin; er ergreift im Frühjahr seinen Pinsel, und malt mit Einem Striche tausend Wiesen und Wälder grün, und mit Einem Striche malt er alle die Arten Blumen hinein; Ein Augenblick genügt ihm, Licht und Schatten über eine unendliche Landschaft auszutheilen; dazu jegliches kraftvoll hervortritt in seiner Art, und wenn er sein Gemälde jede Nacht wieder auslöscht oder verhängt, geschieht es nur, es am Morgen schöner wieder hervorzuzaubern. Die Leinwand, in die Unendlichkeit ausgespannt, auf die Gott seine Farben gießt, ist der unermeßliche Raum, sein Pinsel die nimmer rastende, ewig neu erzeugende Zeit; Materiesmassen seine Farben; die gange Formenwelt seine Contours; die Figuren, die er malt, lebendige Geschöpfe. Gott malt nicht mit todten Farben; jeder seiner Farbenpunkte ist ein in sich vollendetes Gemälde, mit feinerer Masse ausgeführt; und jedes Gemälde auf der andern Seite wieder nur ein Farbentheilchen zu einem größern Gemälde. Die Erde hat er in einem grünen, tausendfach gefalteten, reichblumigen Gewande gemalt, das nicht aus todten Pflanzenstoffen, sondern aus lebendigen Pflanzen gewirkt erscheint, und jede Erde ist selbst wieder nur ein Farbenpunkt, und eine Sonne das ihr wesentlich zugehörende Lichtheilchen; und mit Millarden solcher dunten Erden, durch die sich Milchstraßen als Streiflichter ziehen, malt er sein weiteres eine größere Landschaft in den Raum hinein; die Schattenpunkte, die er braucht, setzt er durch umnachtete Erden hin. Jedes kleinere oder größere Gemälde, das Gott entwirft, giebt er erst unausgeführt in der Skizze und entfaltet die Formen daran nur allmählig oder läßt sie entfalten von seinen Schülern. Er setzt nicht im Pflanzengemälde Glied zu Glied, das Blatt und die Blume über den schon geschaffenen Stengel; nein, er wirft die gange Idee auf einmal im Samenkorn hin und sagt zur Sonne: nimm deinen Pinsel voll Licht und Farben und führe das Gemälde weiter aus. Die Idee ist überall von Gott; die Ausführung nur ist jedem Künstler überlassen; aber auch der Künstler selbst ist nur nach einer Idee von Gott geschaffen, darum ist auch die Ausführung des Kunstwerks der göttlichen Idee gemäß.

Den Kampf des Himmels und der Hölle hat Gott in seinem Weltgemälde darstellen wollen; darum nahm er eine Tafel voll unendlicher Finsterniß als Grund, blickte sie an mit einem Auge, das nicht, wie das unsrige, empfangend, sondern gebend wirkte; der Lichtgedanke seiner Phantasie strahlte in die Nacht hinein; und die Spaltung in Lichtmeer und Schattenmeer war vollendet; des Gemäldes erste Anlage — und siehe, die Wellen des Lichtmeers und Schattenmeeres bäumten sich gegen einander und flossen in einander und so zerspliterte das Licht in tausend einzelne Wellen, die mit den Schattenwellen kreuzend sich tausendfältig gestalteten zu Tugend, Schönheit, Wahrheit, Liebe, Seligkeit; indeß die Schattenwellen Laster, Fluge, Haß, Verzweiflung das zwischen fließend sie abgränzten, kämpfend mit ihnen zum Theil zusammen flossen, und dann sich verschönend und vermählend die Farbe erzeugten, das Symbol des wogenden, wechselnden Lebens.

Gott denkt nicht an Erden, Sonnen und Blumen und an seine Geschöpfe, vernünftigen Geschöpfe; nein, er denkt Erden, Sonnen und Blumen, ja er denkt auch selbst mit unserer Vernunft. Wenn ein Gedanke in uns sein Selbstbewußtsein für sich hat, so müssen ihm die Gedanken, die neben ihm aufschießen, sei es, von was es sei, wirkliche Dinge dunken und wirkliche Dinge sein, weil er, sich selbst für wirklich haltend, doch nicht mehr ist, als sie; weil sie auf ihn, wie er auf sie einwirkt, weil sie sich wechselsweis hervorlocken und modificiren, und die Vernunft, die alle Gedanken denkt, ist dann der Gott der einzelnen Gedanken, den sie als ihren Schöpfer ansehen. Wir sind selbst nur solche einzelne Gedanken in des großen Gottes Hirne, und nennen Gottes Vorstellungen von Baum und Thier und Sonne wirkliche Dinge, weil wir, die wir uns selbst wirklich nennen, doch nur ihre Nebenvorstellungen sind. Die Zeit ist der Gedankenlauf Gottes, der Raum ist seine schematisirende Phantasie, Ursach und Wirkung der realen Welt sind für Gott nur Ideenassociation. Ein Baum, der aus einem Samenkorn aufschießt, ist ein System, das er einem Prinzip denkend entlockt, Merkmal zum Merkmal fügend und Merkmal vom Merkmal sondernd. Nach derselben Logik hat Gott alle seine Gedanken verknüpft und hervorgebracht, dasselbe Denkgesetz — wir nennen's Naturgesetz — herrscht in jeder seiner einzelnen Perioden, und übt sich nur am mannigfaltigsten Stoffe. Und dieser Gott, dem wir sein Gedanken sind, wird selbst wieder nur einzelner Gedanke eines größern Gottes sein.

Digitized by Google

Gott ist der größte, der einzige Dichter, sein Gedicht ist die Schöpfung, ein gewaltiges Drama, ein Jahrtausend der Geschichte nur ein Bruchstück daraus, in dem Völker die agirenden Personen sind, die wie einzelne Menschen mit einander sprechen, sich freundlich die Hände reichen, oder den im Innern lodernden Grimm zur feindseligen That ausschlagen lassen. Der Dichter soll nicht hervorstehen aus seinem Kunstwerk; wer reicht an Gottes Objectivität? im Sturmlied, das er singt, braust der Sturm, der Wasserfall, den er dichtet, rauscht, in der Idylle, die er singt, sehen wir den Schäfer mit der Schäferin tändeln; und doch ist Alles aus seinem innersten Gefühl hervorgegangen. Gottes Gedicht besteht aus unendlichen Strophen, die er nicht mühsam zusammen findet, sondern mit dichterischem Feuer und dichterischer Leichtigkeit in der Zeitreihe nach einander singt, und jede Strophe ist nur eine Entwicklung der Idee, die er in der vorhergehenden Strophe aussprach; und wenn er diese nun durch tausend blühende Gleichnisse und Bilder durchgeführt hat, so faßt er in der dritten Strophe wieder jedes dieser Gleichnisse und Bilder, und verarbeitet jedes, wie die erste allgemeine Idee, und so entwickelt er dasselbe Thema bis in Unendlichkeit fort, daß es immer blühender und herrlicher auftritt. Die Charactere, die Gott in seinen Gedichten, seinen Dramen aufführt, läßt er handeln und sich regen die einen gegen die andern vom Anfang bis zu Ende ihres Auftretens nach derselben Idee, in der er zuerst sie dachte, so daß bei tausendfacher Mannigfaltigkeit jeder in seiner eigenthümlichen Einheit sich entwickelt. In seinem Drama hängt nicht eine Scene todt an der andern; jede Scene wächst ein neuer Zweig aus der frühern hervor, und hätte ohne den Mutterzweig nicht bestehen können; und der Mutterzweig mußte den neuen Sproß treiben, vermöge des ihm innewohnenden Lebens. Jede Scene ist ein in sich vollendetes Schauspiel in einer größern Scene; in jeder Scene wird ein Knoten gelöst, der in einer frühern geknüpft war; oder die Lösung geschieht nur, um den Faden mit andern gelösten Fäden zum neuen Knoten zu verschlingen. Eine gewaltige Tragödie ist die Welt, die mit Gottes, der selbst der Held in seinem Drama ist, Geburt begann, und mit seinem Tode schließen wird; aber seine Geburt fiel vor unendliche Zeit, und sein Tod liegt an der Grenze der Unendlichkeit, d. i. er ist nimmer.

Die Kunst, die unsere, ist keine Nachahmung der Werke des großen Meisters der Natur; aber den Naturgeist soll sie copiren. Alle unsere Kunstregeln sind Naturgesetze.

Verkehrte Welt.

Ich glaube, man kann kaum zu, dem Anschein nach widersinnigern, Vorstellungen gelangen, als wenn man sich die ganze Welt in Zeit und Bewegung, wie ein Uhrwerk, gleichsam rückwärts laufend denkt, so daß das consequens überall zum antecedens und umgekehrt wird. In einer solchen Welt legt man sich zu Bett, wenn man am munterssten ist, und erwacht schläfrig, so daß man sich die Augen reibt. Die Geburt besteht darin, daß Würmer und Pflanzen Stoffe von sich geben, aus denen man zu einem zusammengeschrumpften Greise zusammenbäckt, mit den Jahren jünger wird, zuletzt kindisch; nachdem man vielleicht der größte Weltweise gewesen ist, in den Windeln schreit; ja sein Leben endigt, indem man in den Leib eines Weibes hineintritt und in deren allgemeine Säftemasse aufgenommen wird. Ein Schlag auf den Kopf, ein Gift pulver u. s. w. werden für lebenserregende Potenzen gelten; denn jedesmal wird man sich nachher wohler befinden, als vorher; die Kirchhöfe werden Geburtsplätze und die Todtengräber Wehemütterstelle vertreten; der Zeugungsakt wird zum Tode selbst werden, der den Menschen ins Nichts hinübernimmt. Alle Gespräche werden so geführt, daß der Mensch erst nach seinen Worten weiß, was er gesprochen; jede Verhöhnungsscene ist das Zeichen eines eintretenden Zankes; die Strafe geht allemal dem Laster voran, der Lohn der Tugend, inwiefern jetzt beides nachfolgt; wem als Mörder der Kopf abgeschlagen ist, der wird erst hingehen, die Strafe zu rechtfertigen. Nach dem Mäzichen ist man jedesmal am schmutzigsten und den Bart kann man sich nur anbarbieren. Mancher Handwerksmann wird die Stiefeln oder den Rock, den er macht, Jahre lang zuvor bezahlt bekommen; ja es ließe sich die Frage aufwerfen, ob dann nicht mancher Rock bezahlt werden würde, den der Schneider in Ewigkeit nicht machte. Man fängt an zu essen, wenn man am sattsten ist, und steht nach Ende der Mahlzeit hungrig auf; im Grunde indeß, bei entgegengesetzter Bewegung, wird das Essen auch nicht mehr a priori, sondern a posteriori erfolgen; der Dünger des Feldes wird in unsern Leib hineintreten, und dort sonderlich zu Fleisch, Aepfeln, Kartoffeln und anderm Gemüse verarbeitet werden, und als solche zum Munde herausstreten, das Obst an die Bäume hinanfallen, aus der Frucht dann die Blüte werden, diese in die Knospe übergehen, zuletzt der ganze Baum, immer kleiner werdend, zum Samenkorn sich contrahiren; das Fleisch wird aus dem Munde in den Topf übergehen, dort roh gekocht werden, dann in den Fleischbänken zusammen kommen und auf der Schlachtbank selbst werden daraus neue Ochsen und Schafe zusammengesetzt werden u. s. f. Glücklich ist der, der einen zerrissenen Rock, ein verfallenes Haus erbeuten kann, aber je neuer beide aussehen, um desto näher sind sie ihrer Vernichtung; der neue Rock wird vom Schneider in Tuchlappen zerrennt werden, dann in den Kaufmannsladen wandern, von da zum Tuchmacher, zum Wollhändler und alle diese Menschen müßten arbeiten, um zuletzt den Rock des Menschen zu einem Kleide für das Schaf zu zubereiten, dem es der Schafscheerer anschüre; so würde es in allen Stücken gehen, daß der Mensch nur als Diener des Thieres erscheine, und statt, daß er jetzt von diesem Alles an sich reißt, dieß Alles vom Menschen an sich risse.

Wie wäre es, wenn einmal ein solches Gericht erginge? wenn die Welt, nachdem sie eine Weile vorwärts gelaufen ist, einmal anfinge, auf solche Weise rückwärts zu laufen! Es würde dieß nichts anders sein, als, während jetzt progressiv Gott sich in die Welt verwandelt, das Allgemeine in das Einzelne, daß dann regressiv die Welt in Gott überginge, das Menschengeschlecht zum ersten Elternpaar würde, und dieß selbst in den Schooß, aus dem es hervorging, zurückkehrte, dis blos das große absolute naturphilosophische Nichts übrig wäre. Eine Welt, wie die gesetzte, ist wenigstens an sich nichts Unmögliches; denn ist das ganze Weltgesetz umgekehrt, so ist der Zusammenhang um nichts weniger gesetzmäßig; ich mag eine unendliche Reihe vorwärts oder rückwärts, was freilich nur ein unendliches Wesen könnte, lesen, sie bleibt darum nichts desto weniger Einem Prinzip unterthan; jedes Wort, das sich vorwärts aussprechen läßt, läßt sich auch rückwärts aussprechen.

Eduard Ferrand.

mit seinem wahren Namen E. Schulz, ward am 13. Jan. 1813 zu Landsberg a. d. W. geboren, und ist am 23. Oct. 1842 zu Berlin gestorben.

Er schrieb:

Gedichte. Berlin 1834.
Nachklänge. Daf. 1834.
Neue Sammlung. Daf. 1835.
Novellen. Daf. 1835.
Lyrisches. Daf. 1839.
Einzelne Gedichte in Zeitschriften u. s. w.

Ein anmuthiges Talent, voll Innigkeit, Wärme, Phantasie, verbunden mit glücklicher Behandlung der Form, bei dem lebhaft zu bedauern ist, daß es schon so früh der Welt entrissen wurde.

König Athanlfs Tod.

Der König fliegt des Festes Pracht —
Der alte Wurm ist im Herzen erwacht.
Er schreitet einsam mit düstrem Sinn
Durch schwach erhellte Gänge hin.

Schon tritt er in das Schlafgemach —
Folgt ihm nicht ein dunkler Schatten nach?
Die Lampe verglimmt in trüben Schein —
Er steht in dem Gemach allein.

Digitized by Google

Von fern herüber hallt Gesang
Und Harfenton und Becherklang.
Er hört des Festes Jubel nicht;
Er birgt in den Händen das Gesicht.

„Ich seh' ihn und werd' ihn ewig sehn
Mit offner Wunde vor mir stehn.
Blut überströmt das Purpurgewand,
Und finster brauend hebt er die Hand."

Horch! draußen tappt es auf dem Gang —
Der König hört's, er athmet bang —
„Bist du es, Alter? Was willst du hier?
Was führt dich noch so spät zu mir?"

Und durch die offne Thüre tritt
Ein hoher Greis mit festem Schritt.
Er spricht, das bloße Schwert in der Hand,
Zu dem erbleichenden König gewandt:

„Der vor dir herrschte in diesem Land,
Er liegt erschlagen von deiner Hand.
Ich schwur, den Todten zu rächen; ich war
Sein treuster Diener seit manchem Jahr.

Du, Athaulf, bist mein König nicht —
Der ältern weicht die jüng're Pflicht.
Mein hoher König! sieh, wie dein Knecht
Dich jetzt an deinem Mörder rächt!"

Da blitzt das Schwert, der Streich traf gut —
Der König liegt in seinem Blut,
Der König liegt getroffen zum Tod —
Sein Herzblut färbt den Boden roth.

Der Greis steht auf sein Schwert gestützt,
Hoch schlägt sein Herz, sein Auge blitzt.
Von fern herüber hallt Gesang
Und Harfenton und Becherklang. —

Der Zweikampf zu Worms.

Was schmettern die Trompeten?
Sie rufen zu dem Streit;
Den kapfern Sieger lohnet
Die allerschönste Maid.
Zwei edle Ritter warben
Um ihre Liebe heiß,
Heut soll das Schwert entscheiden,
Sie ist des Siegers Preis.

Schön Wilhild blickt im Brautkranz
So trübe und so bang;
Des Vaters Wort bestimmt sie
Dem, der den Sieg errang,
Unruhig bebt ihr Busen,
Von stiller Angst gequält,
Im Fürchten und im Hoffen —
Ihr Herz hat schon gewählt.

Und in die Schranken reitet
Der Herr von Wolfseck schon,
In blanken Stahl gekleidet,
Auf der Trompeten Ton.
Zum zweiten Male ladet
Ihr Ruf zum Kampfe ein,
Doch immer noch erscheint nicht
Herr Kolb von Wartenstein.

Und Jener ruft mit Lachen:
„Mein Gegner zögert lang,
Er gönnt mir ohne Kampf wohl
Des Kampfs ersehnten Dank."
Doch kaum ist seinem Munde
Das spottende Wort entflohn,
Zuckt er erschreckend zusammen —
Es schallt Trompetenton.

Und in die Schranken reitet,
In schwarzen Stahl gehüllt,
Ein Ritter — Jeder kennet
Des Wartenbergers Schild.
Schwarz wehn des Helmes Federn,
Wie dunkler Trauerflor,
Aus dem geschlossnen Helmsturz
Blitzt seltsam es hervor.

Sie halten gegenüber —
Schön Wilhild athmet bang —
Sie rennen an einander
Bei der Trompeten Klang.
Des Schwarzen Lanze krachet
Durch Schild und Panzerstahl;
Der Herr von Wolfseck stürzet,
Wie vor des Wetters Strahl.

Da schlägt des Helmes Gitter
Der Sieger still zurück,
Und wendet auf schön Wilhild
Den schwermuthdüstern Blick.
Sie schauert bang zusammen —
Stumm wendet er sein Roß,
Und spornt es und verschwindet
Schnell in des Volkes Troß.

Der Herr von Wolfseck stöhnet —
Sein Leben strömt dahin,
Des Todes Nacht und Grauen
Verschleiert seinen Sinn —
„Er war's — Ich sah sein Auge
Aus dunklem Helmsturz glühn!
Mich trifft des Himmels Rache:
Erschlagen ließ ich ihn!"

Schön Wilhild liebte den Todten,
Der sie errang im Streit;
Schön Wilhild ist vergangen
In Gram und stillem Leid.
Bald hat der Tod, dem sehnend
Entgegen sie geschaut,
Vereint mit dem Geliebten
Die vielgetreue Braut.

Waldträume.

Ich weiß nicht, ein süßes Sehnen
Erwacht in meiner Brust,
Und meinen Busen dehnen
Lenzträume und Maienluft.

Mir ist, als sollt' ich träumen
Im abendsonnigen Wald,
Wenn unter schattigen Bäumen
Das Waldhorn rufend hallt.

Mir ist, als sollt' ich sinken
Ins abendfeuchte Gras,
Aus Blumenkelchen trinken
Des Thaues Perlennaß;

Als sollt' ich über mir schauen
Eilender Vögel Flug
Und hoch im sonnigen, blauen
Aether der Wolken Zug;

Als sollt' ich sie lächelnd fragen:
Wohin sie so eilig ziehn!
Und mich in süßem Behagen
Dehnen im weichen Grün.

Mir ist, als wären wieder
In dieser Winternacht
Die alten Träume und Lieder
Im Herzen aufgewacht.

Wie konnt' es im Busen nur bleiben
So warm und frühlingslicht,
Und eisige Flocken treiben
Mir in das heiße Gesicht.

Digitized by Google

Widersprüche.

Helle Frühlingswolken ziehen
Durch des Himmels lichtes Blau,
Blumen keimen rings und blühen,
Grün umtreppicht jede Au.
Mit den Wolken möcht' ich ziehen
Durch des Himmels lichtes Blau —
Mit der Blume möcht' ich blühen
Heimlich auf der stillen Au.

Durch die Fluren möcht' ich schweifen,
Heimathlos, von Land zu Land,
Von dem freien Geiste streifen
Lächelnd jedes Erdenband. —
An der Liebe Busen schmiegen
Möcht' ich mich in süßem Traum,
Und in seligem Genügen
Glücklich sein im engsten Raum.

Schwelgen in Erinn'rungsträumen
Möcht' ich bang und wehmuthsinn,
Unter jungen Blüthenbäumen
Möcht' ich spielen wie ein Kind. —
In der Zukunft hellen Räumen
Möcht' ich heiter mich ergehn,
Und aus jungen Blüthenkeimen
Blüth' und Frucht erwachsen sehn.

Um die Sterne möcht' ich schlingen
Des Gesanges grünen Kranz,
Und in frohem Taumel ringen
Nach des Lebens Lust und Glanz. —
Mit der Lerche möcht' ich tauchen
In der Morgenwolken Brand,
Meine Lieder still verhauchen,
Unvernommen, unbekannt.

Weinen möcht' ich, aber lange
War ich nicht so hoch entzückt —
Jauchzen möcht' ich, aber bange
Wehmuth hält mich noch umstrickt.
Will in meinem Busen immer
Raftlos wechseln Lust und Leid?
Will in süßen Einklang nimmer
Lösen sich der Wünsche Streit?

Die Knospe.

Mein Herz ist eine Knospe,
Die still verborgen keimt,
Und in dem Sturm des Winters
Von schön'ren Lenzen träumt.

Mein Herz ist eine Knospe,
Durchwallt von süßem Duft:
Sie kann ja nicht erblühen
In eisig kalter Luft.

Mein Herz ist eine Knospe,
Und wenn es liebend bricht,
Entfaltet sich die Blüthe
Dem ew'gen Sonnenlicht.

Die Glücklichen.

1.

Sie standen am See. Fanny sprang in den Kahn.

„Kommen Sie, Felix!" rief sie. „Fahren Sie mich ein wenig auf dem hellen, abendrothen Wasserspiegel umher. Mir ist so heiß, dort wird mir kühler werden. Kommen Sie!"

Langsam stieg Felix in den Kahn. „„Wer von Ihnen, meine Damen,"" fragte er, „„will uns begleiten? Niemand? Auch Du nicht, Clementine?""

Du weißt ja, liebes Kind, antwortete die junge Frau, daß ich das Wasserfahren nicht vertragen kann. Fahr' nur die unruhige Fanny ein Weilchen umher, das Stillsitzen wird meinem Schwesterchen bald beschwerlich werden, und schnell genug führt ihre Ungeduld Dich wieder zu uns. Wir kehren indeß zur Gesellschaft zurück.

Felix stieß vom Strande ab und trieb mit einiger Anstrengung den leichten Kahn auf die Fläche des Sees. Als sie weit vom Ufer entfernt waren, ließ er das Ruder sinken, lehnte sich schweigend über seinen Sitz hinaus, und schaute mit müden Augen in den dunkelblauen Himmel.

Es war ein schöner Sommerabend. Die Sonne sank; die Wasserkühle milderte lind den letzten warmen Strahl der Sonne. Still war die Luft; zuweilen nur trug ein leises Lüftchen den würzigen Duft der Blüthen aus den Gärten am Ufer herüber. Unbewegt lag der Spiegel des Sees; nur wenn ein Fischchen springend nach sonnenwarmer Luft schnappte, kreiste leise das stille Wasser, oder furchte sich kaum bemerklich, wenn ein Wasserinsect pfeilschnell in der hellen Fluth hin und her schoß. Tiefe Stille herrschte ringsum, das Lachen der muntern Gesellschaft in den Gärten klang nicht mehr zu ihnen herüber, das Lied der Nachtigallen in den dunklen Bäumen des Parks war verhallt. Eine müde Libelle, die sich zu weit von dem Schilf des Ufers entfernt hatte, ließ sich rastend auf der über den Kahn hinausragenden Ruderstange nieder und sonnte die blau schimmernden Flügel im Abendlicht.

Felix gewahrte nichts von dem Allen. Fanny ließ die Blicke überall umhergleiten und sagte: „Wie schön! — aber wie langweilig! Sprechen Sie etwas, Felix."

Der Angeredete bewegte sich nicht und sagte, ohne das Mädchen anzublicken: „„Mich wundert's, wie Sie so lange geschwiegen haben; ich vergaß ganz, daß Sie hier in meiner Nähe sind.""

„Das glaub' ich nicht," lachte Fanny. „Sie dachten beständig an mich, und suchten gewiß durch Ihr Schweigen und die nachlässige Stellung, die Sie anzunehmen für gut fanden, meine Aufmerksamkeit zu erregen. Diese Lage ist wirklich sehr vortheilhaft, Ihre Schönheit hervorzuheben. Das Abendroth scheint so romantisch in Ihr langweiliges, widerwärtiges Gesicht, und spiegelt sich in Ihrem matten, schläfrigen Auge; Ihre herabhängende Hand spielt und plätschert so träumerisch in dem hellen Wasser, als dächten Sie, wer weiß, woran? An mich denken Sie, Langweiligster der Menschen, und ärgern sich vielleicht, weil Ihre bequeme Lage Ihnen nicht erlaubt, zu sehen, welchen Eindruck Sie eben auf meine Wenigkeit machen."

Felix biß sich in die Lippen, dann sagte er: „„Sie haben Recht, Fanny, zum Theil wenigstens; ich dachte eben an nichts und allerlei, und so beiläufig auch an Sie. Doch Ihre unbegrenzte Eitelkeit täuscht Sie, Hochbefliste, wenn Sie glauben, daß ich im Geringsten danach strebe, Ihnen zu gefallen. Das ist vorbei, das macht mir keinen Spaß mehr.""

„So? Warum denn nicht?"

„„Seit Sie mich lieben,"" erwiderte Felix im gleichgültigsten Tone, „„ist mir die Sache langweilig geworden.""

Fanny erglühte. „Träumen Sie, oder scheint das Licht der Abendsonne zu heiß auf Ihren bloßen Kopf?"

„„Keines von Beiden, meine Freundin,"" entgegnete er. „„Warum wollen Sie mir jetzt verdergen, was unzählige Ihrer Worte mir längst gestanden haben? Sie lieben mich.""

„Meine Worte!!"

„„Ja. Beständig zanken Sie mit mir; beständig, ohne alle Veranlassung dazu, nennen Sie mich widerwärtig und häßlich und langweilig und abscheulich. Was ich sage oder nicht sage, thue oder lasse, nichts ist Ihnen recht. Wenn Sie mit mir sprechen, sind Sie stets in gereizter Stimmung, und das gleichgültigste Wort von mir verwundet und regt Sie auf. Doch wozu das Alles herzählen? Das ist auch langweilig. Genug, Sie lieben mich.""

Fanny war aufgestanden; sie zitterte und sah mit irren, wilden Blicken umher. Auch er richtete sich empor.

„„Kränkt es Ihren Stolz, daß Sie sich verrathen haben? Sie sehen gerade aus, als wollten Sie den schönen Leib in diese stillen Fluthen tauchen.""

„Meinen Sie?"

„„Bitte, genieren Sie sich nicht. Wenn es Ihr Ernst ist, darf ich Ihnen vielleicht höflichst auf diesem Gange meinen Arm anbieten? Ich begleite Sie mit Freuden! Nein, das wäre lächerlich, wenn der Kahn ohne uns am Ufer anlangte. Was meine Frau dann wohl sagen, ob sie in ihrer lieben Gemüthsruhe verharren würde?""

Fanny sah ihm groß in das bewegte, aber ernsthafte Gesicht: „„Sind Sie toll?" fragte sie. Sie lachte laut auf, setzte sich nieder und brach in Thränen aus.

Er ergriff das Ruder, wandte den Kahn nach dem Ufer

Digitized by Google

und begann emsig zu rudern. Sie bemerkte es sogleich, trocknete hastig die Augen und sagte: „Was soll das? So kann ich nicht in den Kreis meiner Freundinnen treten. Fahren Sie weiter in den See. Ich, ich möchte so immer weiter, weiter auf unendlicher Wasserbahn durch dämmrige Fernen, bis die ruhelosen Wellen der weiten, einsamen Nasser nur meine Leiche in dem treibenden Nachen umherschaukeln!“

„„Nach Belieben. Aber ich habe nicht die geringste Lust, Sie auf einer solchen langweiligen Fahrt zu begleiten. Mich treibt es nach dem Ufer zurück, ich sehne mich —““

„Nach Clementinen?“ fragte sie hastig.

„„Nein, — nach einem kleinen Imbiß. Die frische Wasserluft hat meinen Appetit gereizt.““

„Feliz,“ sagte Fanny, „Sie lieben meine Schwester. Weshalb verbergen Sie es, weshalb thun Sie, als sei sie Ihnen gleichgültig? Gehören auch Sie zu den Männern, welche sich der liebenden Zärtlichkeit schämen, die sie für ihre Frau hegen?“

Er sah sie an und sagte: „„Nach liebe meine Frau; ich läugne es nicht, hab' es nie verbergen wollen.““

„Nun, was soll Ihr wunderliches Treiben? Sie sind glücklich, denn Clementine liebt Sie. Und doch liegt in Ihrem Wesen, in Ihrem Betragen, auf Ihrem Gesicht klar und deutlich die Klage: Ich bin nicht glücklich! — Clementine begreift Sie nicht, ich begreife Sie nicht.“

Aus Felix' Zügen wich der stumpfe Ausdruck von Antheillosigkeit, und er sagte heftig: „„Auch Sie verstehen mich nicht? Das befremdet mich. Ihr scharfer Blick, meinte ich, hätte längst in das Innere meines Herzens geschaut. Ja, ich liebe meine Frau, sie liebt mich — O Himmel! wie liebt sie mich! Ich möchte vor Langeweile vergehen. Clementine gehört zu jenen entsetzlichen Frauenzimmern, die jeden vernünftigen Mann wahnsinnig machen können; zu den Frauenzimmern, die gar keinen Charakter, sast möcht' ich glauben, auch keinen Geist, keine Seele haben. Diese Wesen sind häuslich und fromm und gut und tugendhaft und lieben ihren Mann sehr, wenn gerade nichts Wichtigeres, wie etwa eine große Wäsche, ihre Gedanken erfüllt. Auf solche Frauen ist das Gleichnis von der Rebe gemacht, die sich um den Baum schlingt; sie können sich allein nicht aufrecht halten, sie müssen sich an Jemand anschmiegen; eine gewisse matte, schlaffige Liebe ist ihnen Bedürfniß. Ein Mann mit einem festen, scharf ausgesprochenen Charakter wird bei solch einem Wesen immer Glück machen, sei er auch häßlich und widerwärtig, sei er selbst schlecht und verworfen. Diese Weiber, die gewöhnlich gar keinen eigenen Willen haben, sind das Glück der meisten Männer, sind musterhafte Gattinnen und brave Mütter. Meine Frau ist ein vortreffliches Weib, höchst vortrefflich. Ich liebe sie; bin ich nicht bei ihr, möcht' ich zu ihr eilen, und bin ich in ihrer Nähe, will ich weg von ihr, weit weg. Ich glaube, jeder Andere würde glücklich mit ihr sein, nur ich nicht. Langeweile! Langeweile! heißt der böse Geist, der mich verfolgt, so lange ich denken kann, der alpdrücknd schwer auf meinem Herzen liegt. Ich habe Alles gethan, um ihm zu entfliehen, umsonst. Mit meiner herrlichen Frau nun ennuyir' ich mich mehr, als sich Eheleute von Rechtswegen ennuyiren dürfen. Wäre sie eigensinnig, rechthaberisch, zanksüchtig, kokett, boshaft, leichtsinnig, es wäre besser; aber sie ist ein Muster der allerlangweiligsten Vortrefflichkeit. Und ihre Zärtlichkeit! Mit ihrer müden, matten Zärtlichkeit bringt sie mich noch um. Als ich sie vorhin einlud, mit uns zu fahren, sagte sie: „Ich kann das Wasserfahren nicht vertragen, liebes Kind.“ Liebes Kind! Es ist gräßlich! Zwei solche hausbackene Zärtlichkeitsausdrücke hat sie, die ich bis zum gähnenden Ueberdruß hören muß: Mein Kind und liebes Herz! — Einmal, in glühender Erregung — jetzt schäm' ich mich derselben — sprach ich zu ihr Flammenworte liebenden Entzückens, und fragte mehr mit Blicken, als Worten: liebst Du mich auch, Clementine? — Sie küßte mich sehr zärtlich und hauchte: „Ja, mein Kind!“ — Meine Züge mochten sich plötzlich verwandeln, sie fragte besorgt: „Was fehlt Dir, liebes Herz?“ — Das ist zum Verzweifeln!““

Er schwieg. Auch Fanny schwieg lange; endlich sagte sie: „Feliz, Sie sind ein Narr.“

Er erwiederte nichts und ruderte nach dem Ufer. Nach einer Weile sprach er: „„Sie wären eine Frau für mich, Fanny. Sie sind eigensinnig, reizbar, heftig, streitsüchtig, ich liebe Sie nicht — Sie wären eine passende Frau für mich.““

Fanny warf ihm ergluht einen zürnenden Blick zu. Er schien es kaum zu bemerken und lachte, wie einem Gedanken nachhängend, leise vor sich hin.

Die Sonne war untergegangen, es dämmerte, neblig lag die weite Fläche des See's; der Kahn stieß an das Ufer; sie stiegen aus. Feliz bot ihr den Arm, und führte sie schweigend durch den Garten.

2.

Ein Wagen näherte sich der Stadt; dichter und dichter breitete schon die Dämmerung ihre Schleier über die einförmige, flache Gegend. Ein junger Mann lehnte sich weit aus dem Schlag des Wagens und sah auf die Häusermassen, die sich immer deutlicher aus dem Dämmern des Abends hoben; die Spitzen der Thürme nur glühten noch im Abendlicht. Die Seele des Reisenden war tief bewegt. Keine Aeltern, keine Braut erwarteten ihn in der Stadt; aber doch schlug sein Herz hoch auf, als er ihr nahte. Es war seine Vaterstadt, die er seit vier Jahren nicht gesehen hatte.

Der Wagen rollte durch das Thor. Eugen ließ halten und stieg aus; weiter rasselte die Reisekutsche durch dem Pflaster der Stadt; langsam schritt der Reisende durch die dämmerigen Straßen. Die Laternen wurden angesteckt, und in den Häusern entzündeten sich nach und nach die Lichter des Abends. Eugen dachte daran, wie er es früher liebte, am Abend durch die Straßen zu wandern und flüchtig in die erleuchteten Zimmer zu schauen. Die Familien beim Abendessen, hübsche, fleißige Mädchen bei der Arbeit, Männer, die emsig den Gewinn des Tages überzählten und in Gedanken bereits zu nöthigen Ausgaben der stimmten, Mütter, die ihre schlaftrunkenen Kinder zu Bette brachten, Greise im Lehnstuhl, von muntern, rothbackigen Enkeln umgeben, Jungfrauen, die vor dem Spiegel ihre Locken aufwickelten, gesellige Kreise, welche bei einem fröhlichen Spiel lachten und scherzten — Alles waren ihm willkommene Bilder, bei denen er sür Augenblicke verweilte, und dann rascher weiter schritt durch die wehende Nacht. Er konnte sich dann die Gedanken und Empfindungen jener Menschen, die er belauscht hatte, so hübsch im Geist ausmalen, und im Herzen lachen mit den Lustigen und mit den Trauernden trauern.

Jahre waren seit jenen Stunden harmloser Lust vergangen, er war ein Anderer geworden, und auch die Stadt sah so ganz anders aus, so fremd, so kalt. Viele Häuser hatten eine neue Farbe bekommen, neue Schilder hingen an den Häusern: Es war ihm, als hätte sich die Stadt in den vier Jahren ein neues Gesicht machen lassen, und schaue ihn in der fremden Tracht so fremd an, als sei er ihr ein Fremder. Fast hätte er jenes Haus nicht wieder erkannt, zu dessen Fenstern er doch so oft empor geschaut hatte. Vor diesem Hause stand sonst ein Baum, ein alter Lindenbaum, der mit seinen flüsternden Zweigen an die Fenster rührte, und in dem Hause wohnte ein hübsches blondes Mädchen. Des Abends stand er hier oft, und seine Gedanken erstiegen leicht den schattigen Baum und schauten neugierig in ein helles Fenster. Dann schlug sein Herz lauter, und ihm ward oft plötzlich glühend heiß, wenn es auch ein so kalter Abend war, daß seine Zähne fast ganz zerklommen waren. Jenes Mädchen war hier längst ausgezogen, und den Baum hatte man umgehauen.

Die Gefühle der frohen Aufregung, mit denen Eugen die Stadt betreten hatte, lös'ten sich mehr und mehr in eine unendliche Wehmuth. Ihm war so bang an diesem fremden Ort; die Menschen bewegten sich, unbekümmert um ihn, hastig an ihm vorüber und bemerkten ihn kaum. Es war ihm, als seien viele Jahre verflossen, seit er geschieden, alle Menschen, die er hier kannte, wären längst ausgestorben, und ein neues Geschlecht hause hier in den verwandelten Räumen. Er konnte sich den tiefen Schmerz eines Greises denken, dem nicht bloß die Lieben gestorben, dem Alle, die einst mit ihm jung waren, vorangegangen sind, der allein steht unter Fremden. Es ist nichts, den Tod eines Geliebten, eines Freundes zu beweinen, gegen den Gedanken, als der letzte ein ganzes Geschlecht betrauern zu müssen.

Eugen schaute zum Nachthimmel auf. Hell leuchteten die Sterne in sein trübes Auge, die alten Sterne! — Das tiefe Weh, das sein Herz zusammenkampfte, lös'te sich leis' und lind. Als er das Auge wieder senkte, sah er in das freche, rothe Licht einer Laterne, bei der ein Schein eine alte Hökerin hinter ihren Fruchtkörben an einer Straßenecke saß. Das erste bekannte Gesicht! Er erinnerte sich der schmutzigen, runzeligen Alten, er hätte ihr um den Hals fallen können. Wie sonst trat er zu ihrer Bude, wählte wie sonst aus ihren Körben, feilschte wie sonst, und drückte ihr dann für die wenigen Früchte ein Goldstück in die braune, runzle Hand.

Er war weiter gegangen; nun stand er wieder, und blickte in das dunkle Fenster eines Hauses. In der Stube erkannte er die Umrisse einer Frauengestalt, die bei Licht anzünden wollte. Am oftmaligen flüchtigen Aufleuchten sah er, daß die Schwefelhölzchen nicht fangen wollten — Jetzt brannte eins mit blauem Licht — das Mädchen wandte den Kopf vor dem Schwefeldampf ab — jetzt brannte es hell, der Schein fiel auf ihr Gesicht. Eugen erkannte ein Mädchen, das noch ein halbes Kind war, als er schied. Das stille, blasse Gesichtchen war ihm damals so lieb gewesen, er hatte immer so gern in die dunklen, klaren Kinderaugen geschaut. Nun war sie so groß, so schön geworden.

Digitized by Google

Ihm war zu Muthe wie einſt, wo er im Frühlinge ſchwer erkrankte; als er geneſen war, trat er in den Garten, und wollte nach den Veilchen ſehen; da waren die Veilchen längſt verblüht, und duftige Roſen lächelten ihn prangend an.

Ein Wagen rollte hart an ihm vorbei und hielt vor einem großen Hauſe. Er beſann ſich und ſchaute auf. „Das iſt ja die Straße — das dort das Haus, wo er wohnt!“ Er ſchritt auf das Haus zu, vor dem der Wagen hielt. Zwei Damen ſtiegen aus und traten mit ihm zugleich auf den hellen Hausflur.

„„Mein Himmel! Baron Eugen!““ rief die Eine. Freudiges Roth färbte ſeine Wangen.

„„Sie hier, ſchöne Fanny! Sie ſeh' ich wieder, Fräulein Clementine? Und Sie denken meiner noch, Sie erkennen mich?““

„„Ja, ſchwermüthiger Herr!““ erwiederte Fanny. „„Wir haben uns bei Ihnen noch halb und halb zu entſchuldigen, daß wir bei unſerer plötzlichen Abreiſe aus dem Bade Ihnen, der ſich, wer weiß wo, herumtrieb, nicht einmal Ade ſagen konnten. Uebrigens nach Ihrem, wie ſich von ſelbſt verſteht, freudigen Erſtaunen zu urtheilen, ſcheinen Sie uns hier nicht vermuthet zu haben. Wen ſuchte der Herr denn eigentlich?““

„„Hier ſoll mein theuerſter Jugendfreund wohnen, der Graf Felix von —“

Mein Mann! rief Clementine.

„Ihr Mann!“ — Eugen verſärbte ſich plötzlich.

So ſind Sie wohl der ſehnlich erwartete Freund, von dem er mir vor einigen Tagen ergählte?

„„Nun, da Sie auf ſolche Weiſe unſer Hausgenoſſe werden, haben wir ja Muße genug, dies Geſpräch bald fortzuſetzen. Kommen Sie! Im traulichen Zimmer ſchwatzt es ſich angenehmer, als hier auf dem windigen Hausflur. Wollen Sie Ihren Freund überraſchen? Charles, führen Sie den Baron nach den Zimmern des Herrn. Auf Wiederſehen!““ Fanny ging.

Eugen ſchaute Clementinen mit glühendem Blick an, ſie neigte ſich erröthend und folgte der Schweſter. Halb betäubt ging Eugen mit dem Diener.

Er trat in ein elegant meublirtes, ſchwach erhelltes Zimmer. Auf dem Sopha lag mit geſchloſſenen Augen ein junger Mann, der ein Buch in der herabgeſunkenen Hand hielt.

„Felix!“

Der Andere ſchlug die Augen auf und richtete ſich empor. Freudig blitzte es für einen Moment in ſeinen Blicken, als er den Freund erkannte. Er reichte ihm die Hand, ohne aufzuſtehen. Eugen ließ ſich ſchweigend auf einen Stuhl ihm nieder. Beide ſchauten ſich eine Weile bei dem gedämpften Schein der Lampe in das bleiche Geſicht.

„„Biſt Du wieder da?““ ſagte endlich Felix. „„Scheinſt noch der Alte zu ſein, ſchauſt noch ſo jämmerlich trübe wie ſonſt.““

Eugen ſchwieg.

„„Weißt Du noch,““ fuhr der Andere fort, „„wie wir das letzte Mal vor Deiner Abreiſe beiſammen ſaßen? Ich ſehe das Zimmer, den Tiſch mit den halbgeleerten Flaſchen noch vor mir, als wäre es geſtern geweſen. Du ſahſt mir ſo blaß in das Auge, Dein Blick ſchien in Thränen erlöſchen zu wollen — da ſagteſt Du: Ich ertrage dies jämmerliche Leben hier nicht länger. O wie es drückt und ermüdet! Sehen will ich, ob ich in der Fremde die verlorne Lebensluſt wieder finde, ob unter ſchönern Himmelsſtrichen, wo alle Blumen farbiger, üppiger blühen als hier, auch mir die Blume der Freude erblühen wird. Ich will reiſen.““

„Und Du ſagteſt darauf,“ ſprach Eugen weiter: „Auch ich halte dies träge Hinſiechen, das man Leben nennt, ſo nicht länger aus. Es langweilt mich, es ekelt mich an. Ich habe Alles durchgemacht, Alles bis auf Einen. Nichts mochte helfen. Nun will ich nächſtens zum Letzten greifen — ich werde heirathen.“

„„Es ſcheint, wir ſtehen doch noch auf dem alten Flecke, von dem wir ausgingen,““ ſagte Felix. „„Ich bin noch im Herzen, wie ich war. Nur eine kurze Zeit lang war ich emporgeriſſen aus meinem langweiligen Gleichmuth, eine kurze, aber ſchöne Zeit.““

„Auch ich! Auch ich! Doch ſprich! Erzähle!“

„„Vor einem Jahr lernte ich meine jetzige Frau kennen. Ich liebte ſie, und ſie, hört' ich, liebe einen Andern, den ſie vor Kurzem auf einer Badereiſe kennen gelernt habe. Du kannſt Dir meine Freude über dieſe Nachricht denken; weißt Du doch, daß ich von früheſter Jugend an nichts ſo ſchwer ertragen konnte als Glück, und von meiner früheſten Jugend an ebnete mir das eigenſinnig Glück alle Wege und überſchüttete mich mit ſeinen Schätzen. Ich glaube, im Unglück könnt' ich ein Held ſein, im Glück bin ich ein ſchlaffer, weichlicher Träumer, der mit dem Leben grollt und hadert. Von jeher machte ich, trotz meines abſtoßenden Weſens, bei Frauenzimmern viel Glück — Das iſt ein Fluch, den mir ein böſer Geiſt bei der Geburt zum Angebinde gab. Immer neigte ſich jedes Frauenherz, dem ich liebend nahte, mir liebend zu. Ich wüthete im Herzen und wandte mich kalt von der Erglühenden. Das verfluchte Glück! — Kannſt Du Dich noch auf unſern Jugendſpielen Franz beſinnen? Jedes Mädchen lachte den häßlichen, unbeholfenen Menſchen aus, und Erminie, die er glühend liebte, verſpottete ihn, wo ſie ihn ſah — den hab' ich beneidet! — Ich ſah, wie nach und nach das Schickſal jeden meiner Bekannten mit mehr oder weniger harten Schlägen traf, nur ich blieb verſchont. Warum nur ich? fragte ich beſtändig, und in halber Verrücktheit — es iſt faſt unglaublich — hungerte ich zuletzt förmlich nach Schmerz und lechzte nach Unglück! Du haſt das nie begriffen, und jeder Andere hätte mich ausgelacht. Nun denke Dir: ich liebte Clementinen, wie ich noch nie geliebt, und ſie liebte mich nicht — Ich war glücklich! — Lange währte natürlich mein Glück nicht — ſie vergaß ihren frühern Geliebten, der, wie ich von ihrer Schweſter weiß, ein liebenswürdiger Mann ſein ſoll. Zurücktreten konnt' ich nicht mehr, ich verwünſchte ſie, und habe ſie geheirathet.““

„Und biſt Du glücklich? — Iſt ſie glücklich?“

„„Ich? Du ſpottеſt wohl? — Und ſie? Wie kann ſie glücklich ſein, die, bitter getäuſcht, jetzt wohl mehr als je ihrer frühern Neigung gedenkt! Doch laß das jetzt. Von Dir erzähle! Du biſt von mir ſo ganz verſchieden; nur in Einem ſtimmen wir überein: daß auch Du nicht glücklich biſt, wie ich durch eigne Thorheit nicht glücklich. Du lebſt und webſt in weichlichen Gefühlen; aus den gleichgültigſten Dingen ſuchſt Du Dir Stoff zur Trauer, zum Trübſinn, mit der beſtändigen Sehnſucht, glücklich zu werden, biſt Du beſtändig unglücklich. Aus allen Blumen, die Dir blühen, ſaugſt Du nicht den Honig, wie die Biene, ſondern das Gift; ich glaube, Du trinkſt den Wein nur des auf den Rauſch folgenden Katzenjammers wegen. Du biſt ein Narr, biſt nicht glücklich, biſt mein Freund! — Wie ging es Dir in den letzten Jahren?“

„Auch ich habe geliebt,“ ſagte Eugen. „Und die ſinſtre Melancholie, der dumpfe Trübſinn, dem ich auf meiner Reiſe zu entfliehen gedachte, ſank von meinem Geiſte, wie die Schatten der Nacht zerflattern und zerfließen im Strahlenglanz des Morgens. Weit von hier ſah ich ein Mädchen, das all die himmliſchen Reize ſchmückten, in welche ich früher die Puppe gekleidet hatte, mit der der träumende Geiſt des zum Jüngling reifenden Knaben ſpielt, und die man Ideal nennt. Mie geſtand ſie mir, daß ſie mich liebe, und auch ich ſchwieg; doch ahnte ich, daß ihr Herz mir gehöre. Als ich nach einer tagelangen Abweſenheit von einer kleinen Reiſe zurückkehrte, hatte ſie plötzlich die Stadt verlaſſen. Ich forſchte ihr vergebens nach.“

„„Du haſt ſie nie wiedergeſehen?““

„„Doch! Heut! So eben.“

„„Wie?““

Eine große Thräne brach aus Eugens Auge, und mit leiſer, halb erſtickter Stimme ſagte er: „Ja Deinem Hauſe begegnete ſie mir — es iſt Deine Frau!“

Er ſtand raſch auf, und trat von dem Freunde weg an das Fenſter. Er ſah nicht, wie Felix zuſammenfuhr, wie es aus ſeinen Augen blitzte, wie ſeine Züge nach und nach wieder in die alte, kalte Ruhe ſanken. Endlich ſagte Felix: „„Das freut mich. Wird um Clementinens Liebe; ich trete ſie Dir ab.““

Heftig wandte ſich Eugen zu ihm, und ſah ihm, keines Wortes mächtig, in das dunkle Auge.

„„Ich ſcherze nicht,““ ſprach Felix weiter. „„Glaub' übrigens nicht, daß ich, um Dich glücklich zu machen, in edler, alles opfernder Freundſchaft mit brechendem Herzen ihr entſage. Gott bewahre! Solch ein Narr bin ich nicht. Ringe, unbekümmert um mich, nach ihrer Liebe — O ſie muß Dich wieder lieben! Ich kenne ſie. Uebrigens bitt' Du mein Freund — Ich weiß alſo, daß Du meine Ehre nicht verletzen wirſt. Gewinnſt Du Clementinens Liebe, ſo trenn' ich mich von ihr, und ſie wird die Deine — Ich werde Euern Bund ſegnen.““ Er täuſchte bitter.

„Das könnteſt Du?!“

„„Ja. — Die Sache wird mich etwas zerſtreuen, aufregen — das iſt mir lieb. Komm jetzt, ich will Dich meiner Frau vorſtellen.““

Eugen ſtand wie betäubt.

„Liebſt Du Deine Frau nicht?“

„„Ich liebe ſie.““

„Und dennoch willſt Du — —“

„„Ja. — Komm!““

Sie gingen.

Digitized by Google

3.

Mit großen Schritten ging Felix in seinem Zimmer auf und ab; da klopfte es an die Thür, Fanny trat herein. Er bemerkte sie erst, als sie vor ihm stand, und schaute sie verwirrt, wie aus einem Traum auffahrend, an.

„Kaum erkenne ich Sie wieder," sagte sie, den Kopf schüttelnd. „Wie haben Sie sich in den wenigen Monaten verändert! Den kaltrühigen, gleichgültigen, phlegmatischen Menschen schient eine innere Unruhe zu geißeln und rastlos umher zu treiben. Sie sehen bleich, erregt, angegriffen aus; aber der Ausdruck langweiligen Ueberdrusses ist von Ihren Zügen gewichen. Ich weiß noch den Tag, wo diese seltsame Umwandlung mit Ihnen begann."

„„Ich auch. Es war der Tag, wo Eugen dies Haus betrat.""

Sie sagte, ihn scharf anblickend: „So ist es. Und diese gänzliche Umwandlung ist sein Werk? Das sollte mich wundern."

„„Warum? Kann mich die Nähe des theuren Jugendfreundes theilnahmlos lassen? Mein Herz war nie den schönen Gefühlen der Freundschaft verschlossen.""

„Sie wollen mir ausweichen, so muß ich sprechen. Ihr Glück, das Glück meiner Schwester steht auf dem Spiel, ich darf nicht länger schweigen. Felix, was Sie zu ahnen scheinen, was in peinlicher Ungewißheit Sie foltert und verstört, es ist wirklich: Eugen liebt meine Schwester."

„„Meine scharfsichtige Freundin, das weiß ich.""

„Sie wissen es, und sehen unthätig zu, wie ein Elender, die Pflichten der Freundschaft mit Füßen tretend, das Glück Ihres Hauses nach und nach untergräbt? Clementine hielt sich anfangs fern von dem Einstgeliebten. Eugen drängte sich in ihre Nähe, und Sie selbst schienen das gern zu sehen, zu befördern. Ich begreife Sie nicht. Er liebt Clementinen und Clementine —"

„„Liebt ihn!""

„Das wissen Sie?"

„„Ja. Ich bin Eugens Vertrauter.""

„Was?"

„„Ich weiß Alles. Vor vier Wochen verschwand nach und nach Clementinens tugendsame Sprödigkeit; ihr Blick floß nicht mehr den seinen. Vor drei Wochen ward der Druck seiner Hand zum ersten Mal erwidert. Vor vierzehn Tagen ließ sie sich einen Kuß rauben, gestand ihm vor acht Tagen unter einem Strom von Thränen ihre Liebe und beschwor ihn in tugendhaftem Jammer, sie zu fliehen. Sie hat einen schweren Kampf gekämpft — O sie ist eine wackere, vortreffliche Frau. Ich spreche in vollem Ernst; sie verdient alles Lob. Was sehen Sie mich so seltsam an?""

„Und das — das Alles hat Ihnen Eugen erzählt?"

„„Ja, meine Theure, er selbst. Das waren himmlische Stunden, wo er mir von seinem Glück sprach; in schöner Erregung war ich zuweilen nahe daran, ihn mit diesen meinen Händen zu erdrosseln. Es war herrlich! Mein ganzer innerer Mensch wurde dabei auf eine heilsame Weise durchgeschüttelt und aufgerührt — Ich langweile mich nicht mehr. Recht glücklich bin ich freilich noch nicht, aber ich denke, das wird schon noch kommen.""

„Ich glaube, Sie sind wahnsinnig, oder im Begriff, es zu werden."

„„Nicht doch! Nicht doch. Aber einen neuen Menschen gedenk' ich anzuziehen, einen neuen Menschen — Was giebt's, Charles?""

Der eintretende Diener sagte: Der Herr Baron schickt Ihnen dies Billet.

Felix riß das Siegel auf und las. Glühendes Roth färbte plötzlich sein Gesicht — Er schrie auf, rannte mit hastigen Schritten nach der Thür, blieb aber auf der Schwelle stehen — ein großer, innerer Kampf matte sich auf seinen Zügen, heftig arbeitete seine Brust — Er schloß die Thür; bebend, schwankend kehrte er zurück, sank auf einen Stuhl und bedeckte das Gesicht mit den Händen — Thränen rannen durch die Finger.

„Mein Gott! Was ist Ihnen?" rief Fanny in großer Angst, „was bedeutet das?"

„„Lesen Sie! Lesen Sie!""

Fanny hob den Brief, den er hatte fallen lassen, vom Boden auf und las: „Mein geliebter Freund! Während Du diese Zeilen liesest, entführe ich Deine Frau. Lange waren meine Bitten fruchtlos; vergebens beschwor ich sie um ihre Einwilligung. Da gestand ich ihr, — Du vergiebst! — daß ich mit Deiner Erlaubniß, unter Deinem Mitwissen um ihre Liebe geworben habe: daß Du, um uns glücklich zu machen, bereit seiest, Dich von ihr zu trennen, und daß sie vielen peinlichen Scenen durch diese Flucht entginge. Sie sah mich staunend an und brach in Thränen aus; all mein Zureden war umsonst. Endlich trocknete sie die Augen und sagte: Er liebt mich nicht, er hat mich nie geliebt — ich folge Ihnen. Da ich nichts hinter Deinem Rücken thun mag, zeige ich Dir, Du bester Freund, unser Vorhaben hiemit an. Nun kannst Du, wenn Du andern Sinnes geworden bist, Clementinens Flucht verhindern. Du kannst uns nachellen, die Postillone sollen langsam fahren, dafür will ich sorgen. Auf dem Wege nach * trifft Dir uns; dort will ich Clementinen der Obhut einer alten Tante überlassen, bis ihre Scheidung von Dir erfolgt ist. Doch glaub' ich in Deinem Sinn zu handeln. Leb' wohl! Leb' wohl! An Clementinens Seite winkt mir eine himmlisch schöne Zukunft; ihre Liebe verklärt mein Ideal Leben. Zwei Gefühle — glühende Liebe zu Clementinen und grenzenlose Dankbarkeit für Dich — füllen zum Zerspringen das Herz Deines überglücklichen Freundes Eugen."

Sie hatte den Brief laut gelesen. „Und Sie zögern?"

Felix richtete sich auf, ein tiefer Schmerz lag auf seinen bleichen, verstörten Zügen; leicht fuhr er mit der Hand über Stirn und Augen.

„„Fanny,"" sagte er mit bebender Stimme, „„Wollen Sie meine Frau sein?""

Sie starrte ihn keines Wortes mächtig an. Er faßte ihre Hand, sie erglühte.

„Spotten Sie mein?"

„„Wenn ich, von Clementinen getrennt, meine Frage wiederhole? Darf ich hoffen?""

Sein Blick tauchte tief in ihr Auge; sie schwieg, ihre Hand bebte in der seinen.

Er bedeckte die Hand mit Küssen, er sank zu ihren Füßen nieder — eine heiße Thräne fiel auf die Hand, und laut auflachend rief er:

„„Ich bin der Glücklichste aller Sterblichen!""

Ernst Freiherr von Feuchtersleben.

1808 zu Wien geboren, lebt daselbst als Arzt.

Er schrieb:

Gedichte. Stuttgart 1836.
Beiträge zur Literatur, Kunst- u. Lebenstheorie. Wien 1837 — 1841. 2 Bde. Der 2. Bd. auch unter dem Titel: Lebensblätter.
Zur Diätetik der Seele. Das. 1838. 3. Aufl. 1842.
Medicinische Schriften u. s. w.

Mehr tiefer Denker als Dichter, hat sich F. besonders Goethe'scher Anschauungsweise zugewendet und in dieser Richtung Treffliches zu Tage gefördert.

Bithon und Kleobis.

Bereit ist alles. Weiße Rosen
Umblüh'n das Haupt der Priesterin;
Sie wallt einher mit stillem Sinn;
Es strömt die Menge zu mit Tosen;
In Lust und Prangen
Wird Here's Opferfest begangen.

Seht hin! die Priesterin besteigt,
Die Herrliche, den Silberwagen,
Des weißen Kleides Falten schlagen

Digitized by Google

Sich groß um sie, wie sie sich neigt;
Und weiß erglänzt
Der Jungfrau'n Kreis, der sie umkränzt.

Der Hohen Auge ruht mit Wonne
Auf ihrer Söhne holdem Paar,
Die sie beim Morgengruß der Sonne,
Am Jahrstag dieses Fests gebar,
Und früh gelehrt
Verehren, was ihr Volk verehrt.

Sie wuchsen so dir lieben Knaben
Im Dienst der Gottheit fröhlich auf;
Erwarben ohne Schmerz und Kauf
Reinheit und Kraft, die höchsten Gaben;
— — Doch, Freunde, seht,
Weshalb der Zug noch stille steht?

„Die weißen Rosse, die den Wagen,
Wie sonst, zum Tempel führen sollten,
Als wir zum Dienst sie schmücken wollten;
Sie stob'n — und sind nicht zu erjagen —
Im Blitesnu
Der nahrungslosen Freiheit zu!"

Erschrocken hört's die Priesterin —
Schon ist die Schaar zum Aufbruch fertig,
Die Göttin des Tributs gewärtig,
Und leicht erregt ist Here's Sinn; —
Wer schaffet Rath?
Die Worte selten, oft die That.

Und sieh! — die goldgelockten Söhne
Der hehren Frau, — mit gleicher Hast,
Hat von der Gottheit Macht erfaßt
(Daß ächter Dienst das Opfer kröne),
Sie stehn und bücken
Dem heil'gen Joche ihren Rücken.

So in erstaunten Volkes Mitte
Führt die gelenke Zweigestalt,
Das Haar vom Silberzaum durchwallt,
Die Mutter, mit gemeff'nem Schritte
Und frohem Sinn,
Zum weitentleg'nen Tempel hin.

Sie aber schweigt, entzückt im Stillen,
Und opfert nach der alten Sitte;
Dann weilt sie in des Tempels Mitte,
Und steht empor gewandt zu Here,
Was sie begehre
Dieß Einemal ihr zu erfüllen:

„Nicht nach eitler Thoren Weise,
Göttin! steht die Priesterin;
Schicksalsrad rollt ew'ge Gleise,
Wandelvoll ist Menschensinn,
Was uns unten wahrhaft frommt,
Ihr allein erkennt es droben;
Was ihr wirkt, ich werd' es loben,
Preisen, was von euch uns kommt.
Dieß Gefühl im Busen steh' ich,
Wollest meinen Kindern lohnen!
Sterbliche sind deß nicht sähig, —
Lohnt sich frommer Sinn mit Kronen?
Wollest ihnen unter allen
Loosen, die den Menschen fallen,
Jenes gönnen, das ihr hohen
Götter selbst das beste nennt, —
Welches Feinde nicht bedrohen,
Und der Mensch vielleicht nicht kennt!"

Noch weilt, noch betet sie, die Hohe, Reine,
Da steht man ihre Söhne, sich umarmend,
Wie von des Zaubers leiser Hand getroffen,
Vielleicht ermattet von des Dienstes Mühe,
An heil'ger Stätte unbesorgt entschlummern;
Ein sanfter Friede schwebt auf ihren Lippen,
Auf ihren Stirnen ruht ein sanfter Friede.
Man scheut sich gern, den süßen Schlaf zu stören,
Und läßt sie Haupt an Haupt, die Unschuldvollen,
Auf dem gewebten Teppich sächelnd athmen,
Und kehret heim. Die Knaben aber kehrten
Nicht wieder heim. Sie starben so im Schlafe.

Ludwig Feuerbach.

Doctor der Philosophie. Karl Riedel zeichnet in Gutzkow's Jahrbuch der Literatur (Jahrg. 1839, S. 118) Feuerbach's äußeres Leben mit den wenigen Worten: „Als F. das Gymnasium verließ, war er auf dem Wege, ein Mystiker zu werden. Er las Augustinus Schriften fleißig und ließ sich in Heidelberg und Berlin bei der theologischen Facultät immatrikuliren. Der Einfluß der Hegel'schen Philosophie, deren wahrhaften Geist er mit ganzer Seele in sich aufnahm, bestimmte ihn die Theologie aufzugeben und sich blos den spekulativen Wissenschaften zu widmen. Aus Berlin zurückgekehrt, trat er in Erlangen als Privatdocent auf. Man darf die Universität Erlangen, diese Geisteswüste, nur nennen, um sogleich auch anzudeuten, daß ein so reger, strebender, in der Wahrheit und ihrem Dienste ergluhter Jüngling, wie Ludwig Feuerbach es war, in jener Seelenwüstenei des erlanger Treibens kein Glück machen konnte. Er fand wenige Zuhörer, und die sich ihm näherten, wurden durch die Führer der pietistischen Parthei abwendig gemacht; umsonst bat er um eine Professur; endlich sah er sich genöthigt, auf das Gut eines Freundes, dessen Schwägerin er heirathete, zu ziehen; dort lebt er jetzt blos gelehrten Studien."

Er schrieb:

Gedanken über Tod u. Unsterblichkeit, aus den Papieren eines Denkers. Nürnberg 1830.

Das Wesen des Christenthums. 2.verm.Aufl. gr.8.1843.

Das Wesen des Glaubens im Sinne Luther's. Ein Beitrag zum „Wesen des Christenthums." gr. 8. 1844.

Geschichte der neuern Philosophie von Bacon von Verulam bis Benedict Spinoza. 2. Ausg. 8. 1844.

Darstellung, Entwicklung und Kritik der Leibnitzschen Philosophie. 2. Ausg. 8. 1844.

Kritik des Anti-Hegels. Zur Einleitung in das Studium der Philosophie. 2. Ausg. 8. 1844.

Abälard und Heloise oder der Schriftsteller und der Mensch. Eine Reihe humoristisch-philosophischer Aphorismen. 2. Ausg. 8. 1844.

Pierre Bayle nach seinen für die Geschichte der Philosophie und Menschheit interessantesten Momenten dargestellt und gewürdigt. 2. Ausg. 8. 1844.

Ueber Philosophie und Christenthum in Beziehung auf den der Hegel'schen Philosophie gemachten Vorwurf der Unchristlichkeit. gr. 8. 1839.

Sämmtliche Werke. 1. u. 2. Bd. gr. 8. Leipzig 1846. Otto Wigand.

Kritiken der „christl.-germanischen Staatslehre" von Stahl, von Erdmann's „Geschichte der neuern Philosophie", von Hock's „Gartesius und seine Gegner" in den berl. Jahrbüchern (1836. Nr. 72 flg. 1838. Nr. 67 flg.), von K. Bayrers „Idee der Freiheit und der Begriff des Gedankens", von Dorguth's „Kritik des Idealismus u. Materialism zur Grundlage des apodiktischen Realtranscendentalismus" in den Hallischen Jahrbüchern für deutsche Wissenschaft u. Kunst. Jahrgang 1838. Nr. 6 flg. Nr. 76 flg.

„Zur Kritik der Hegel'schen Philosophie", abgedruckt in den Hallischen Jahrbüchern. Jahrg. 1839. Nr. 206—216. u. a. m.

Einzelne Aufsätze und Abhandlungen in Zeitschriften u. s. w.

Digitized by Google

Einer der kühnsten und selbstständigsten Denker unserer Zeit, hat F., obwohl ursprünglich ein Schüler Hegels, dessen System verlassen und sich muthig eine neue Bahn gebrochen, auf der er unerschrocken fortschreitet. Sein System zu charakterisiren gehört nicht zu der Aufgabe, die uns hier gestellt ist, und erfordert ganz andere Kräfte, als wir sie hier zu bieten haben. Es muß uns genügen darauf aufmerksam zu machen, daß seine Schriften sich durch einen lichtvollen meisterhaften Styl und glänzende, aus der hohen Bedeutung ihres Inhaltes selbst geschöpfte Beredtsamkeit vor der großen Menge ähnlicher Bücher überaus vortheilhaft auszeichnen.

Aus „Abälard und Heloise oder der Schriftsteller und der Mensch."

Es geht uns mit den Büchern, wie mit den Menschen. Wir machen zwar viele Bekanntschaften, aber Wenige erwählen wir zu unsern Freunden, unsern vertrauten Lebensgefährten.

Bekannte kommen und vergehen, Freunde nicht. Bücher, die wir zu unsern Freunden machen, werden uns nie zum Ekel. Sie nützen sich durch den Gebrauch nicht ab; sie reproduciren sich immer von Neuem, wie das Leben; ihr Genuß ist unerschöpflich.

Ueber tüchtige Menschen erlauben wir uns erst nach langem Umgange ein Urtheil, aber über unzählige fällen wir gleich beim ersten Augenblicke unserer Bekanntschaft mit ihnen ein Urtheil, und zwar kein anderes, als daß wir sagen: wir können unmöglich mit ihnen umgehen, wir wollen sie gar nicht kennen lernen. So geht's uns auch mit unzähligen Schriften: schon bei den ersten Seiten sind wir mit ihnen fertig. Wir können sie eben so wenig genießen, als wir todte Mäuse und Ratten zu uns nehmen, oder den Speichel anderer Menschen auflecken können, und sollten wir auch, wie jene verirrte Mönche, durch solche Büßungen unser ewiges Seelenheil erwerben zu können glauben. Das Urtheil der Antipathie: „ich kann nicht, ich mag nicht" ist auch hierin oft das allergründlichste Urtheil, das Urtheil der Vernunft.

Die nämlichen Affecte, welche die Menschen, erwecken auch die Bücher in uns, nur sind ihre Eindrücke abstrakter. Warum? weil die Bücher die abgeschiedenen Seelen der Menschen sind, denen, wenn auch nicht mehr, doch wenigstens eben so viel Leben und Kraft, als den lebendigen Menschen zukommt, weil sie geistige Individualitäten sind, die eben so, wie die wirklichen, abstoßend oder anziehend auf uns wirken.

Der Verkehr mit Büchern ist ein Verkehr mit Geistern. Je höher Geist und Leben steigen, desto flüchtiger ist das Material, worin sie sich ausdrücken. Auf den vergänglichen Blättern der Blume wohnt mehr Geist und Leben, als in den plumpen, Jahrtausenden trotzenden Granitblöcken.

Die Schicksale mancher Bücher sind so seltsam, die Art, wie sie sich erhalten, so außerordentlich, daß auch über ihnen unverkennbar ein vorsehender Genius wacht. Aber auch bei ihnen ist der Genius keine äußerlich wirkende, sondern eine innwohnende Kraft, das eigne Gute, die eigne Vortrefflichkeit, und die damit verbundene Nothwendigkeit der Existenz.

Es geht den Büchern, wie den Jungfrauen. Gerade die besten, die würdigsten bleiben oft am längsten sitzen. Aber endlich kommt doch noch einer, der sie erkennt und aus dem Dunkel der Verborgenheit an das Licht eines schönen Wirkungskreises hervorgiebt.

Merkwürdig sind Milton's Worte in seiner Areopagitik über das Wesen des Buchs. „Ein Buch, sagt er (zunächst in Beziehung auf Preßfreiheit), ist keine schlechthin todte Sache; die Existenz eines guten Buches darf daher eben so wenig gefährdet sein, als die eines guten Bürgers, die eine Existenz ist eben so ehrwürdig, als die andere, und Angriffe auf die eine müssen eben so gefürchtet sein, als Angriffe auf die andere. Einen Menschen tödten heißt ein vernünftiges Geschöpf vernichten, aber ein gutes Buch unterdrücken, heißt die Vernunft selbst tödten."

Das schriftliche Wort ist ein armer Teufel, der sich nur durch eigne Kraft durch die Welt schlägt, während das mündliche oder lebendige Wort durch die Recommandationen Ihro Durchlaucht der Frau Fürstin Phantasie, und ihrer Kammerdiener, der Augen und Ohren, sich zu den mächtigsten Aemtern emporschwingt.

Die Schrift ist eine züchtige, bescheidene, einfache, stille, von der Welt zurückgezogene Jungfrau, deren hoher Werth und Schönheit nur von sehr Wenigen, ja wohl sehr Wenigen gefühlt und erkannt wird. Das Leben ist zwar auch eine schöne, liebenswürdige Jungfrau, aber ein Buhlen zu sinnlicher Natur, zu glanz- und gefallsüchtig. Darum fesselt sie auch so leicht den unerfahrnen Jüngling und den durch sinnliche Eindrücke bestimmbaren Menschen, während ihre Schwester nur den gereiften Mann, den denkenden Menschen anzieht.

Wann werden die Menschen doch einmal so gescheut werden, jede Sache nur nach sich selbst zu bemessen und zu erkennen, daß fast alle Mängel, die sie in den Dingen finden, nur von ihrem Mangel an Verstand, nur daher kommen, daß sie Unvergleichbares vergleichen, und in Folge dieser ungeschickten Vergleichung Wirkungen und Eigenschaften an einer Sache vermissen, die ganz unter ihrer Wesenheit und selbst unter ihrer Würde sind? Ist es etwa ein Mangel Gottes, daß ihm die Eigenschaft der Sinnlichkeit abgeht, daß er nicht gehört, gesehen, gefühlt werden kann, daß er durch keine solche Wirkungen, wie etwa die Electricität, der Magnetismus, Beweise von seinem Dasein giebt? Giebt es daher etwas Lächerlicheres, als wenn man die Wirkung und Ueberzeugungskraft des Wortes der Wirkung und Ueberzeugungskraft eines Bildes, eines Lippen- oder Händedrucks gegenüberstellt, und aus dem Gewicht dieses materiellen Druckes die Unzulänglichkeit oder gar die Kraft- und Seelenlosigkeit des idealen Wortes beweisen will? Erkennt jedes Wesen in seiner Wirkungssphäre, und ihr werdet nicht mehr seine Vorzüge für Mängel halten. Wo nicht Geist dem Geiste, sondern Person der Person gegenübersteht, da sind natürlich auch nur persönliche Mittel der Mittheilung die sach- und zeitgemäßen, folglich von Wirkung, da gilt es, sich zum unmittelbaren Leibeigenen des Andern zu machen, als zuverlässige Hypotheke seiner Liebe und Verehrung die ganze Baarschaft seiner Gesinnungen und Empfindungen ihm in die Hände zu drücken.

Es giebt natürlich eine unzählige Menge von Dingen, die wir entweder allein oder doch leichter und unendlich besser durch die sinnliche Anschauung erkennen, als durch die Lektüre. Aber es ist thöricht, deswegen das Wesen und den hohen Werth des Buchs zu verkennen. Der Mensch wird sowohl in der Lektüre, als in der Schriftstellerei von einer Menge unwesentlicher Eindrücke und Affectionen frei, die bei der sinnlichen Anschauung mit in sein Urtheil einfließen und seine Reinheit trüben; seine Seele wird leidenschaftsloser, ruhiger und eben dadurch fähiger, eine Sache zu erkennen und zu beurtheilen, wie sie ist.

Das Leben ist die Frühlingszeit unserer Gedanken und Empfindungen; es ist bereits Spätsommer, ja Herbst, wenn sie auf das Papier kommen. Freilich ist jetzt der Reiz der Blüthe, der reiche Blätterschmuck, das lebhafte Grün dahin, aber dafür sind sie nun auch zeitig und zu vollendeten Früchten an dem Lichte der Wahrheit herangereift.

Es ist nun einmal so: die Erkenntniß wird nur durch den Verlust der Unschuld des Lebens erkauft. Wenn Adam einmal die Feder ergreift, so seh gewiß, daß er bereits aus dem Paradiese des Lebens heraus ist, schon von dem Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen gekostet hat. Darum trägt auch Mephistopheles eine Feder auf seinem Kopfe.

Ach! ein wunderschönes Kind ist das Leben, ein Kind, kaum achtzehn Jahre alt. Wer könnte es uns verargen, wenn wir von seiner durch das magische Licht des Jugendreizes verherrlichten Schönheit schon beim ersten Anblick so hingerissen werden, daß wir auf der Stelle vor ihm zu Füßen fallen, und ewige Liebe bis in den Tod ihm schwören? Die Schrift hingegen ist eine

Digitized by Google

Jungfrau, die schon hoch in den Zwanzigern ist; sie hat schon viel verloren, so schön sie auch noch ist; sie steht allein da, verlassen von den treulosen Freunden der Jugendkreise; sie hat keine Fürsprecherin mehr, als sich selbst; aber um so heller leuchtet der Himmel ihres inneren bleibenden Werthes dem Kenner in die Augen.

„In sola omnibus abunde, excepta una veritate; Alles habe ich am Hofe im Ueberfluß, nur die Wahrheit nicht," sagte ein französischer König; eine Aeußerung, die auch auf das Leben ihre volle Anwendung findet. Die Welt ist ein schöner, fürstlicher Pallast, der Verstand der König, der aber an seiner Seite zur Mätresse die Phantasie hat, die eine wahre Pompadour ist, die Sinne sind die Höflinge, welche die Wahrheit nicht unentstellt vor den Thron gelangen lassen. Wer diese finden will, muß sich in die stillen Lesekabinete und Studierzimmer der Bücher zurückziehen.

Wie vortrefflich äußert sich schon Diodor von Sizilien über die Schrift, wenn er sagt: „Wer wäre im Stande, der Schreibkunst eine würdige Lobrede zu halten? denn nur durch die Schrift erhalten sich die Todten in dem Andenken der Lebenden und verkehren die Entfernten mit einander, als stünden sie sich zur Seite. Nur das zuverlässige Zeugniß des schriftlichen Wortes verbürgt den Bestand der im Krieg zwischen Königen oder Völkern geschlossenen Verträge. Nur die Schrift allein bewahrt die köstlichen Gedanken der weisen Männer und die Aussprüche der Götter, ja selbst alle Philosophie und Wissenschaft und übergiebt sie immer von Jahrhundert zu Jahrhundert den kommenden Geschlechtern. Darum müssen wir wohl die Natur als die Quelle unsres (physischen) Lebens anerkennen, aber als die Quelle unsres edlen, unsres geistigen Lebens die Schrift."

Wer immer mitten drin im Leben herumwatet, der weiß wohl vieles von ihm zu erzählen, aber er weiß nicht, mit fortgerissen von dem Strudel der Erscheinungen, was es eigentlich um das Leben ist. Um das Leben zu erkennen, muß man sich vom Leben absondern.*) So giebt es kein besseres Mittel, als die Trennung, um zu erfahren, ob der leidenschaftliche Eindruck, den eine neue Bekanntschaft auf uns macht, ein bleibender oder vorübergehender, ob sein Gegenstand wirklich der Zuneigung würdig ist, die wir für ihn fassten. Denn erst in der Entfernung betrachten wir mit Ruhe und Kennerblicken das in der Erinnerung mitgenommene Bild, lesen wir sorgfältig alle Aeußerungen, alle Züge, alle Manieren und Handlungen der liebgewordenen Person zusammen, um sie uns zu vergegenwärtigen, und bekommen so die Dotter des Ei's, das uns bisher unverdaulich im Magen lag, abgeschält von dem glänzenden Eiweiß des unmittelbaren Sinneindruckes in unsere Gewalt. Die einzig vernünftige Absonderung vom Leben ist jedoch keine sinnliche, sondern eine geistige, d. h. die, welche uns nur der unteren, mit den gröbsten Bestandtheilen angefüllte Atmosphäre entrückt, zugleich aber in ununterbrochener Berührung mit den feinern Exhalationen des Lebens erhält; und diese Absonderung ist eben der Umgang mit Büchern.

Das Leben muß wie ein kostbarer Wein mit gehörigen Unterbrechungen Schluck für Schluck genossen werden. Auch der beste Wein verliert für uns allen Reiz, wir wissen ihn nicht mehr zu schätzen, wenn wir ihn wie Wasser hinunterschütten.

Die Bücher sind einsame Kapellen, die der Mensch in den wild-romantischen Gegenden des Lebens auf den höchsten und schönsten Standpunkten errichtet, und auf seinen Wanderungen nicht blos der Aussicht wegen, sondern hauptsächlich deswegen besucht, um sich in ihnen von den Zerstreuungen des Lebens zu sammeln und seine Gedanken auf ein anderes Sein, als das nur sinnliche zu richten.

Die Phantasie stammt aus königlichem Geblüte, die Sinne sind von adeliger Herkunft, die Vernunft ist bürgerlichen Ursprungs. Die Sinne spielen daher im Leben unter dem Protektorate der Phantasie die Großen, die Herren der Welt. Die Vernunft, die von jeher zwar durchaus nicht zur Misanthropie, doch zu Schwermuth und Tiefsinn eine vorherrschende Disposition hatte, begiebt sich daher aus der Welt, dieser großen Residenzstadt der Phantasie, wo sie ohnedieß selten in einem andern Ansehn, als dem eines pedantischen Schulmeisters steht, in den Büchern auf das Land, um hier ihren archäologischen, historischen und philosophischen Studien ungestört nachgehen zu können und aus den ältesten Urkunden des Menschengeschlechts den Beweis zu führen, daß sie zwar in den Augen der Welt bürgerlichen, in Wahrheit aber göttlichen Ursprungs ist.

Die Bücher sind kurze Exzerpte aus den weitläufigen Foliobänden des Lebens, und nur derjenige erfüllt die hohe Bestimmung des Schriftstellers, der aus dem vielen schlechten Zeuge, das sie mitunter enthalten, nur das Beste herausliest und von dem Unbrauchbaren das Nothwendige, von dem Gemeinen das Edle absondert.

Das Buch ist ein Herbarium. Von jeder Spezies, die in der Natur existirt, nehmen wir zwar ein Individuum auf, aber wir suchen uns immer nur die besten, schönsten, vollendeten Exemplare aus; die übrigen lassen wir draußen im Freien stehen, dem gemeinen Loose der Vergänglichkeit preisgegeben.

In der Schrift hält der Mensch das jüngste Gericht über sich selbst, seine Gedanken und Empfindungen; er sondert hier die Schafe von den Böcken, übergiebt die einen der ewigen Vergessenheit und Nichtigkeit, die andern dem ewigen Leben.

Das Leben steht wie ein Kaffeehaus Jedem ohne Unterschied offen, aber die Literatur ist eine geschlossene Gesellschaft, ein enger Verein mit eignen Statuten; nur nach vorhergegangener Auswahl, Berathung und Unterscheidung steht uns und unsern Gedanken und Empfindungen der Zutritt in denselben offen.

Was wir im Leben noch und noch in kleiner Münze ausbezahlt bekommen, worunter sich oft die allerschlechtesten und abgeschlissensten Zwölfer, Sechser, Groschen und Kreuzer befinden, die wir uns kaum auszugeben getrauen, aber gleichwohl im Leben recht gerne angenommen werden, das erhalten wir in der Schrift in Gold ausbezahlt. Daher findet es sich denn, daß der Inhalt unseres Lebensseckels, ob er gleich einen gewaltigen Bausch macht und wunder wie viel zu betragen scheint, dennoch, wenn er in die Münzsorte ausgewechselt wird, die allein in der Bücherwelt gilt, oft nur auf ein einziges Goldstück sich reduzirt, das wir ganz bequem in ein kleines Papierchen wickeln und in unserer Westentasche ohne alle Incommodität bei uns tragen können. Das Buch ist der Compte rendu, das Facit unseres Lebens, der reine Gewinnst, der uns von ihm nach Abzug aller Kosten übrig bleibt.

Das Leben ist ein Poet, das Buch ein Philosoph. Jener beschaut die Einheit in der Mannigfaltigkeit, dieser die Mannigfaltigkeit in der Einheit. Die Poesie betrachtet aus einiger Entfernung, um die Reize zu erhöhen und den Effekt zu verstärken, den Baum, wie er in voller Blüthe dasteht, wie Tausende und abermals Tausende von Blüthen an ihm prangen, und läßt es bei der magischen Kraft dieser Anschauung bewenden. Aber die Philosophie geht ganz nahe auf den Baum zu, bricht eine oder höchstens ein Paar Blüthen ab — denn diese reichen schon zu ihrem Zwecke hin, sie kommt mit Wenigem aus — betrachtet sie ganz genau, nimmt sie in aller Ruhe mit sich nach Hause, trocknet sie dann an der Sonne der Vernunft und bewahrt sie in einem Buche auf. Die Poesie macht uns auch noch aus dem Thautropfen, der an dem Baume mit schönen Farben funkelt, einen Diamanten; aber die Philosophie berührt, um das Wesen vom Scheine zu unterscheiden, mit dem Zeigefinger des Verstandes den Wassertropfen, und macht so mit einem Tupfer der glänzenden Täuschung ein Ende.

Die ächten Schriftsteller sind die Gewissensbisse der Menschheit. Das Gewissen stellt die Dinge anders dar, als sie scheinen; es ist das Mikroskop, das sie vergrößert, um sie unsern stumpfen Sinnen deutlich und erkennbar zu machen. Es ist die Metaphysik des Herzens. Es reflektirt mit Strenge und Bitterkeit unsere Handlungen, löst sie in ihre Motive auf und selbst diese wieder in ihre feinsten Bestandtheile, macht zu unserm größten Leidwesen haarscharfe Distinctionen, die wir zu unserer Beruhi-

*) Was versteht denn hier und anderwärts der Verfasser unter dem Leben? Welches Leben meint er denn? Ja das soll der Leser selbst so gescheut sein herauszubringen.

Digitized by Google

gung für bloße Hirngespinste und Spitzfindigkeiten auszugeben nur gar zu sehr geneigt sind; es ist ein Doctor seraphicus, ein Doctor fundatissimus, ein Doctor subtilissimus. Armselige Menschheit, wenn du kein gutes Gewissen mehr hast, wenn du die Vorwürfe, die es dir macht, als bloße Subtilitäten und Supertative, als Uebertreibungen eines kränklichen überspannten Gemüths betrachtest, um die Stimme des Gewissens zu betäuben!

Wir Menschen sammt und sonders sind im Leben auf der Universität. Wir hören hier interessante Collegien, lernen Menschen aus allen Ländern und von den verschiedensten Charakteren kennen, üben die ritterlichen Künste ein und aus, feiern attische Nächte, kommen oft ganze Tage lang nicht zu uns nach Hause, machen Reisen und Fahrten aller Art und besehen so manches traurige Abentheuer, sei es nun durch unsere Schuld oder nicht; aber gleichwohl ist es uns in dem Elemente der academischen Freiheit so wohl, wie dem Fisch im Wasser. Es ist fürwahr ein schönes Leben. Aber dessen ungeachtet bekommen wir es bei Zeiten herzlich satt, obseurieren daher und schreiben an einer Abhandlung in lateinischer Sprache, um als Doktoren der Weltweisheit zu promovieren.

Das Leben ist die Göttin Venus, entstanden aus dem brausenden Schaum und Gischt des großen Weltmeers, wunderschön, allmächtig, aber, wie's der Liebe zu gehen pflegt, selten bei Verstande. Die Schrift dagegen ist die Minerva, Pallas Athene, entsprungen dem Jupiterhaupte des Menschen, „die Göttin des Verstandes, der Weisheit und des Studirens."

Im Leben ist der Mensch zehn Jahre im Kriege und zehn in der Irre, gleich dem Ulysses. Das Buch ist die Insel Ithaka, wo er endlich wieder heimkehrt, seine Seele, seine liebe Ehegattin, die treue Penelope, welche unterdessen im Leben das traurige langweilige Loos hatte, immer wieder über Nacht auftrennen zu müssen, was sie am Tage gearbeitet, und so nie fertig ward, jetzt wiederfindet, und ihr nun in gedrängten Auszügen den wesentlichen Inhalt aus dem breiten, dickleibigen Roman seines Lebens erzählt. Natürlich übergeht er nicht nur tausenderlei kleine Umstände und gewöhnliche Dinge in seiner Erzählung, sondern verschweigt auch absichtlich seiner lieben Ehepälfte so manches Abentheuer, welches ihre keuschen Ohren beleidigen könnte. Aber deswegen dürfen wir nicht an der Wahrheit und Treue der Erzählung, noch daran zweifeln, ein vollständiges Gemälde von ihm und seinem Leben in ihr zu besitzen.

Unstreitig legt nur der die Genesis richtig aus, welcher erkennet, daß eben von dem Baume, von welchem Adam die Frucht der Erkenntniß des Guten und Bösen bricht, mit deren Genuß er das Paradies des Lebens verliert, auch die Blätter sind, mit denen er seine Nacktheit bedeckt. Und wenn Penelope noch eines besonderen Kennzeichens bedurfte, um sich zu überzeugen, daß Ulysses wirklich Ulysses sei, so können wir das wohl der Ehegattin und dem neugierigen Weibe hingehen lassen; aber für uns ziemt sich eine solche Specialuntersuchung schlechterdings nicht; sie ist uns überdem auch ganz und gar unnöthig; wir erkennen schon ohne sie vollständig den Ulysses als Ulysses.

Es ist freilich ein herrliches Vergnügen, den schönen Rheinstrom des Lebens auf dem Dampfboote des Leibes hinunter zu fahren, bei einem guten Glas Wein, in angenehmer Gesellschaft, vorausgesetzt, daß es gutes Wetter ist, und nun so Gegenden für Gegenden, Städte für Städte, Menschen für Menschen vorüberziehen zu sehen. Aber wie bedeutungslos ist die Fahrt, wie leer und eitel das Vergnügen, wie jeder Tag ein verlorner, wenn wir uns nicht wenigstens einige Stunden täglich von der Gesellschaft absondern, die schönsten und interessantesten Parthien von den vorübergehenden Erscheinungen auf dem Papiere fixiren und die Zeichnungen mit der Angabe der nöthigsten, wissenswürdigsten Umstände begleiten, um unsern Kindern, die daheim bleiben mußten, wenn wir nach Hause kommen, das belehrende Vergnügen zu bereiten, jetzt wenigstens unsere Quasireisegefährten sein zu können.

Das Leben ist eine hohe Militärperson; es hat ein martialisches Aussehen, ist aber dessen ungeachtet besonders in Damengesellschaften gern gesehen, trägt einen gewaltigen und zugleich mit den köstlichsten Diamanten besetzten Degen an der Seite; die Brust ist übersäet mit Ehrenkreuzen und Sternen, eine wahre Milchstraße von Orden; die Zeichen seines Standes und seiner hohen Würde sind zu aller Welt Schau an dem Putzladen seiner Uniform ausgeschlagen; schon von Weitem erkennt man aus dem Glanze das Wesen, das da kommt; alle Augen sind auf den stolzen Krieger gerichtet, und aus der Ferne schon zieht der Hause demüthig den Hut ab vor dem großen Manne, dem gewaltigen Herrn, wie er ihn nennt. Das Buch dagegen ist ein wahrer Gelehrter, in einem prunklosen, einfachen Habit; man sieht's ihm nicht von Außen an, was er ist; seine Verdienste werden nicht belohnt, aber sie sind auch unbelohnbar; er ist gering geschätzt von dem großen Haufen; seine besten, unübertroffenen, ins Rad der Weltgeschichte mächtigst eingreifenden Arbeiten macht er nur bei der Nacht im Stillen, von Niemanden wahrgenommen, als höchstens einem Nachbar, der sich besonders für ihn interessirt; sein Leben ist ein Nächtel, ein Geheimniß, seine Macht eine unsichtbare, darum unbekannte. Das Leben der hohen Militärperson ist leicht, macht aber ein Getöse, einen Lärm, wie der Rheinfall bei Schaffhausen; das Leben des Gelehrten ist ein stilles Wasser, das aber tief gründet, und nur bei seltnen gewaltigen Erderschütterungen auf eine auch dem Auge des blinden Haufens bemerkbare Weise seinen Zusammenhang mit dem großen Weltmeere beweist.

Die sinnliche Anschauung ist bei der größern Anzahl der Menschen das einzige Maaß ihres Verstandes, die Richtschnur ihrer Urtheile, der feste Anhaltspunkt bei der Werthschätzung der Dinge. So wie sie auf geistigen Boden kommen, gerathen sie auf's Glatteis, wo sie Hals und Bein brechen. Daher halten sie für Ursachen und wirksame Agentien im Leben, was doch allein nur eine höchst untergeordnete Folge ist, hinter welcher man noch eine ganze lange Reihe von Mittelgliedern durchlaufen muß, die man erst zu der Ursache kommt, die wegen ihrer Entlegenheit nur von dem bewaffneten Auge, d. i. dem denkenden Blicke wahrgenommen werden kann. Wenn sie auch sonst oft selbst auf wissenschaftliche Bildung Anspruch machen, so geht es ihnen doch auf dem Gebiete der Literatur, wo sie mit der sinnlichen Anschauung ihre Gouvernantin und folglich alle Haltung verlieren, eben so, wie dem gemeinen Manne, wenn er in eine Bildergallerie kommt. Vor den erhabensten Phantasiestücken und historischen Gemälden geht er gleichgültig und unberührt vorüber, aber wenn er ein Fruchtstück mit appetitlichen Hasen und Rebhühnern oder eine Kuh, die seiner eignen Stallkuh so ähnlich sieht, wie ein Ei dem andern, oder gar das Portrait von seinem Herrn Vetter erblickt, der eben Deputirter beim Landtag ist, ja das ist ein anderer Fall; da kann er sich nicht satt daran sehen; da springt ihm fast das Herz im Leibe vor lauter Freude; darauf schmeckt ihm sein Essen noch zehnmal so gut; und wenn er nach Hause zu Weib und Kind kommt, so kann er nicht aufhören, ihnen von dem großen Einflusse zu erzählen, den die schönen Künste auf das Leben haben. Nur solchen Schriften, die von einer neuen Zahntinctur, von frischen Heringen und Pickungen und andern dergleichen praktischen Dingen handeln, und denen sie auch darum allein den höchst bezeichnenden Namen von Intelligenzblättern geben, räumen sie eine Bedeutung für's Leben ein. Ein Schriftsteller, der keine Artikel für solche Intelligenzblätter liefert, gilt ihnen, wenn sie milde urtheilen, allerhöchstens für einen müßigen Flötenspieler, wie Malesherbes aus Bescheidenheit sich selbst nannte. Und je enger die Sphäre ihrer Praxis ist, desto geringer wird natürlich auch die Zahl der Gegenstände und Bücher, deren Realität und Bedeutung für's Leben sie anzuerkennen im Stande sind. Darum war es auch nur ein Praktiker, wie Napoleon, der sagen konnte: „Die Tragödie besteuert das Innere, hebt das Gemüth, kann und muß Helden schaffen. In dieser Rücksicht verdankt vielleicht Frankreich Corneille einen Theil seiner glänzenden Handlungen."

Die Epistolae obscurorum virorum befreiten Erasmus von einer Krankheit; „er hatte nämlich ein Apostema am Auge, welches ihn sehr verirrte; dieweil er nun solches nicht gern von denen Chirurgis wollte abschneiden lassen, so trug es sich zu, daß er in den obenbesagten Episteln nachgesetzte Worte las: ego me diabolice inutilem facium. Darüber fing er hermaßen zu lachen an, daß das Geschwür von sich selbst aufging, und er so gar bald Linderung empfand." O ihr kleingeistlerische, ihr kurzsichtige Praktiker nehmt euch hieran ein Beispiel, daß eine Schrift nicht gerade zu von der ausübenden Arzneikunde handeln muß, um medicinische Wirkungen hervorzubringen, daß auch ein Schriftsteller, der sich mit solchen Dingen nur abzieht, um die ihr euch nicht im Geringsten kümmert, weil sie nicht à la portée de tout le monde sind, dermaßen das Zwerchfell der Welt erschüttern kann, daß ihr darob, ohne Anwendung einer chirurgischen Operation, die Schuppen von den Augen fallen.

„Die höchste, die gottähnlichste Macht auf Erden, sagt Baco von Verulam, ist die Macht der Wissenschaft. Denn die

Digitized by Google

Würde einer Herrschaft hängt von der Würde der Unterthanen ab. Darum dringt die Herrschaft über ein sclavisches Volk keine Ehre, wohl aber die über ein freies, mit Willen gehorchendes Volk. Erhabener aber als die Macht über den Willen, die der Staat ausübt, ist die Macht der Wissenschaft, denn sie gebietet über die Erkenntniß, die Ueberzeugung, die Intelligenz, welche die erhabenste Kraft der Seele ist und selbst über den Willen gebietet."

Die Schrift ist das Element, das allein treu und gewissenhaft die Schätze aufbewahrt, die der stets auf der Flucht begriffene Sterbliche ihr anvertraut. Sie ist das einzige Medium, das die Lichtstrahlen unserer Gedanken und Gesinnungen unter demselben Winkel reflektirt, unter welchem sie einfallen. Unsere Schriften sind allein unsere unveräußerlichen Handlungen, in denen wir bei uns selbst bleiben, die Aeußerungen, die allein mit dem Wesen des Geistes identisch sind. Darum sind es auch nur sie, die dem Menschen nicht, wie Handlungen anderer Art, wo der Erfolg selten der Absicht und Gesinnung entspricht, sein größtes Gut, seinen Hausfrieden rauben. „Das fühle ich übrigens tief, sagt selbst Johannes von Müller in seinen Briefen, daß alle sogenannte politische Arbeit eitel und nichtswürdig ist, in Vergleich mit gelehrter: diese wirkt Jahrtausende und auf Nationen, die noch nicht sind; sie ist pure freie Geistesfrucht, aus der ein Mann zu schätzen ist."

„Unsterblichkeit, sagt Baco, ist im Grunde das Ziel aller menschlichen Wünsche und Bestrebungen. Fortpflanzung des Geschlechts, Erhebung in den Adelsstand, Gebäude, Stiftungen, Denkmale, Ruhm, Alles zielt darauf. Aber die Denkmale des Geistes und der Wissenschaft sind unter allen die dauerndsten. Haben sich denn nicht die Gedichte Homers ohne Verlust auch nur eines Buchstabens über mehr als fünfundzwanzig Jahrhunderte erhalten? ein Zeitraum, in dem unzählige Paläste, Tempel, Festungen, Städte zerstört oder zusammengesunken sind. Die Gemälde und Statuen des Cyrus, Alexanders und Cäsars, ja selbst vieler neueren Fürsten und Könige können schlechterdings nicht wiederhergestellt werden, denn die Originale sind schon längst durch das Alter zu Grunde gegangen, und die Copien verlieren immer mehr von ihrer ursprünglichen Aehnlichkeit. Aber die Bilder der Geister erhalten sich immerfort in den Büchern unversehrt von den Unbilden der Zeit, weil sie stets ohne Veränderung erneuert werden können, wenn sie anders nur Bilder genannt werden dürfen, da sie ununterbrochen neues leben schaffen, Handlungen auf Handlungen, Gedanken auf Gedanken in allen folgenden Zeiten erregen und bewirken. Wenn die Erfindung der Schifffahrt für etwas Herrliches und Bewundernswürdiges gilt, weil sie die Schätze und Waaren von einem Ort zum andern und so die entlegensten Länder durch den gegenseitigen Austausch der Lebensgenüsse mit einander in Verkehr bringt, um wie viel mehr müssen wir erst die Erfindung der Schrift feiern, die gleichsam hinfliegend über den Ocean der Zeit die entferntesten Jahrhunderte durch die Mittheilung ihrer Geisteserzeugnisse mit einander verbindet?"

Draußen in der Sphäre des Handelns und Lebens anerkennen wir wohl, daß wir die Unterthanen einer allmächtigen, Alles bindenden und zusammenhaltenden Regierung sind; aber in unserm eignen Hause, d. h. im Kopfe da bilden wir uns ein, die unumschränkten Herren zu sein, und unsere Gedanken nur so nach Willkühr aus uns, wie aus dem Aermel herausschütteln zu können. Allein auch im Geiste, auch in unserer freiesten Production hängen wir alle, Vergangene, Gegenwärtige, Zukünftige an einander, wie die Ketten, wie die Perlen an Einer Schnur. Es denkt und schreibt ein Jeder auf Kosten des Andern. Die Literatur ist Ein Werk, das aber in unzähligen Bänden fortgesetzt wird; die Gedanken, die wir für unsere eigensten, unabhängigsten halten und in selbstständigen Büchern zu ediren uns einbilden, sind nur Theile dieses großen Werkes, die sich bon gré mal gré auf die vorangegangenen beziehen; unsere besten Originalwerke sind Plagiate von den Vorlesungen, die wir bei dem in uns wirkenden Weltgeiste privatissime gehört haben. Und gerade die großen Schriftsteller, denen wir am meisten Originalität und Selbstständigkeit zuschreiben, beweisen es auf das Unverkennbarste, daß sie nur Resultate, nothwendige Producte vorangegangener Entwickelungen sind. Nur über die Leichen ihrer Vorgänger, die mit dem Tode ihren Sieg erkauften, ziehen sie triumphirend in den Tempel der Unsterblichkeit ein. Wie die großen Herren, kommen sie erst dann, wenn schon Alles zu ihrem Empfang bereit ist, alle Hindernisse hinweggeräumt, die Straßen wohlgeebnet und herrlich illuminirt sind, während ihre armen Vorfahren bei stockfinsterer Nacht die unwegsamsten Wildnisse zu passiren hatten, und dabei natürlich oft jammervoll um's Leben kamen. Leider haben aber die großen Geister meistens ein sehr kurzes Gedächtniß. Auf dem Gipfel ihres Ruhmes schämen sie sich ihrer niedrigen Herkunft, vergessen sie, daß sie nur den Unterstützungen ihrer armen Eltern und andern Verwandten die Mittel verdanken, durch die sie sich so hoch emporgeschwungen haben, nur auf ihre Kosten so große Männer geworden sind. So wollen unsere großen Klassiker nichts davon wissen, daß Gottsched, Reukirch, Hofmannswaldau und Consorten ihre Verwandten waren, daß sie nur durch ihre Verwendung die lateinische Schule und die Universität besuchten, daß der Reichthum ihrer Ideen, den sie sich auf ihre eigne Faust erworben zu haben glauben, nur von den milden Beiträgen herkommt, die ihre zahlreichen Verwandten schon vor ihrer Geburt zusammengeschossen und bei ihrer Taufe als Pathengeschenk ihnen eingelegt haben. Uebrigens dürfen wir den großen Herren ob dieser Vergessenheit nicht böse sein. Die Menschheit hüllt überall die ersten Anfänge der Cultur in tiefes Dunkel, stürzt die Vorarbeiter jeder glänzenden Periode ihres Lebenslaufes in die Nacht der Vergessenheit, blos, wie es scheint, aus Scham, daß sie den Aufwand so vieler Zeit und Kräfte, so viele Anläufe, Versuche und Vorspiele nöthig hat, bis sie einmal etwas Geschcutes und Vollendetes zu Stande bringt. So macht auch die Natur aus der Zeugung ein Geheimniß, wohl nicht deswegen, weil der Gegenstand für die Erforschung des menschlichen Geistes zu tief ist, sondern vielmehr wahrscheinlich nur aus Scham, weil das Mittel, wie sie die Menschen hervorbringt, gar zu einfach ist, und wir daher, wenn wir ihr in die Karten sähen, nur darüber vor Verwunderung lachen würden, daß wir nicht auch schon längst auf den nämlichen Einfall gekommen sind.

Die Welt ist eine Stadt. Der Raum ist der Herr Bürgermeister, die Zeit die Frau Bürgermeisterin, die übrigens, obgleich weiblichen Geschlechts, mehr Einfluß auf die Stadtbegebenheiten ausübt, als ihr Herr Gemahl; die untergeordneten, obwohl höchst einträglichen und gewichtigen Stadtämter haben die fünf Sinne in Händen. Das Leben ist ein eingebornes Stadtkind, das abgesehen von seinen weitläufigen Connaissanten und Verwandtschaften mit dem sämmtlichen hochlöblichen Stadt-Beamtenpersonale, schon wegen seiner kriechenden Unterthänigkeit leicht und glücklich durch die Welt kommt und ohne alle Schwierigkeit das Recht der Meisterschaft erhält. Der Buch ist ein Fremder, der weither aus fernen Ländern kam, lediglich in der großartigen Absicht, das kleinliche Spießbürgerthum zu zerstören, den dornigten Gesichtskreis der Stadtphilister zu erweitern, und ohne sich dem hochlöblichen Stadtmagistrate zu accomodiren, nur sich und seinem Genie lebt. Natürlich stellen sich seinem Etablissement die größten Schwierigkeiten entgegen, und hat er sich auch endlich etablirt, so finden doch nie seine Waaren solchen allgemeinen Beifall und Absatz, wie die seines Rivalen, des Stadtkindes. Hiezu kommt, daß das Leben ein Buchhändler ist, der, seinen Prosit im Auge, nur das in Verlag nimmt, was eben gerade jetzt auf dem Tapete ist, und nur mit den Burschenliedern, Modejournalen, politischen Zeitungen und dergleichen Dingen handelt, das Buch dagegen ein Antiquar, der nur die seltensten Schätze der Vergangenheit hat, die blos bei Liebhabern, d. i. Kennern Abgang finden.

Wie die Flüsse zu Gränzlinien der Länder dienen, zugleich aber die Communication derselben unter einander befördern, so ist es auch mit den Literaturen der Völker. Sie unterscheiden die Völker von einander, erheben und beleben ihr besonderes Nationalbewußtsein. Aber zugleich sind es nur die Werke der Literatur, nicht die Landstraßen, die Posten und Handelsartikel, welche die Völker aus der Vornirrheit ihres Seelengeistes herausreißen, sie in eine wahre Communication, eine innige Berührung versetzen, und so die apparten Völkergeister in den gemeinschaftlichen Geist der Menschheit verschmelzen. Mit Recht sagt daher Göthe: „Es giebt keine patriotische Kunst und keine patriotische Wissenschaft. Beide gehören, wie alles hohe Gute, der ganzen Welt an, und können nur durch allgemeine freie Wechselwirkung aller zugleich lebenden, in steter Rücksicht auf das, was uns vom Vergangenen übrig und bekannt ist, gefördert werden."

Der Kohl, den wir selbst auf unserm eignen Boden gebaut haben, schmeckt uns besser, als der Kohl aus dem Garten eines Fremden, nicht etwa deswegen, weil er wirklich besser schmeckt, und ist, Gott bewahre! blos deswegen, weil wir ihn selbst gezogen haben, weil er unter unsern segensreichen Blicken heranwachsen ist. Es ist nur die Selbstgefälligkeit, die Eitelkeit, die

Digitized by Google

unserm Kohl diesen Vorzug vor dem fremden giebt. Aus demselben Grunde kommt es auch, daß die Gegenwart die Producte, die auf ihrem Boden entsprungen und gewachsen sind, besser findet und mit größerem Appetite genießt, als die Producte der Vergangenheit. So hätschelt wie die literarischen und sonstigen Gelehrtenkräften unserer Tage, feiern auf eine so kindische Weise den Geburtstag jedes neuen Dichtergenies und finden die matten Herbstzeitlosen unserer dermaligen Poesie so schön, ja vielleicht noch schöner, als die wohlduftenden, prachtvollen Rosen und Lilien vergangener Dichter. Warum denn? Ach! blos deswegen, weil die neuen Gedichtchen die Gedichtchen unserer lieben Zeitgenossen, weil sie auf unserm Mist gewachsen sind, weil wir vermittelst der gemeinschaftlichen Atmosphäre, in der wir mit ihnen leben, mit unsern eigenen Ausdünstungen den Boden gedüngt haben, dem diese schönen Pflänzchen entsprossen sind. Darum gilt auch der in der Welt für einen Sonderling, der lieber einsam in den erhabenen Palmenwäldern der Vergangenheit weilt, als Arm in Arm mit den vielgepriesenen Helden des Tages unter dem niedrigen Gesträppe der Gegenwart sein Leben zubringt.

Es ist wahr: die Schrift bringt in dem Leben vieler Menschen eben solche zerstörende Wirkungen hervor, wie die Ottilie in Göthes Wahlverwandtschaften, durch deren Erschinung das Glück eines zufriedenen Lebens zu Grunde geht; die Lektüre entzweit sie mit dem Leben, reißt sie, indem sie ihren Gesichtskreis erweitert, aus der glücklichen Unwissenheit und Zufriedenheit mit ihrer Existenz und Gegenwart. Aber was kümmern uns solche elende, traurige Exceptionen? Es ist im Gegentheil nur die Lektüre, die uns mit dem Leben versöhnt, indem sie die Dürftigkeit und Unfruchtbarkeit des eigenen Grund und Bodens, auf den wir gebannt sind, durch die Producte aus fremden Ländern ergänzt, durch die Teleskope der Bücher über die engen niederdrückenden Gränzen unserer nächsten Umgebungen hinaus in die Ferne schicken, fernen Regionen und blicken läßt, und uns so für den schmerzlichen Mangel an Lebensmitteln, um die Kosten für eine Reise durch und um die Welt zu bestreiten, hinreichend entschädigt.

Ihr habt Recht: die Lektüre hat mannigfaltige Nachtheile für den Menschen. Ich wiederhole es: Ihr habt Recht, vollkommen Recht. Denn die Lektüre verwöhnt unsern Gaumen; die ordinäre Kost, die Ihr im Leben uns beut, behagt uns nicht mehr; auf eine attische Biene, die wir in der Lektüre eines Aristophanes oder Plato feiern, schmeckt uns der Umgang mit euch so vortrefflich, wie gemeiner Krätzer auf Falerner Wein. Je mehr sich unsere Bekanntschaft mit guten Büchern vergrößert, desto geringer wird der Kreis von Menschen, an deren Umgang wir Geschmack finden.

Die guten Bücher sind keusche edle Jungfrauen, die nicht Jedem, wenn er anders nur ihnen den Hof macht, ihr Herz hingeben, die sich absichtlich den Blicken des nicht unterscheidenden großen Haufens entziehen, die nur allmählig am Feuer der Liebe ihre natürliche Widerspenstigkeit und Sprödigkeit verlieren, nur dem beständigen, eingeweihten, vertrauten Liebhaber die Mysterien ihres Wesens enthüllen, und die letzte Gunst erst dann ihm gewähren, wenn er die härtesten Wasser- und Feuerproben aller Art glücklich bestanden hat. Darum ist auch die wahre Lektüre — und was diese ist, erfahren wir eben allein an wahrhaft guten Büchern — ein Akt der lebensvollsten Innigkeit. Obwohl wir in der Lektüre nur bei Fremden zu Gaste sind, so ist es uns doch so wohl, so heimlich, als wären wir bei uns zu Hause, als wären die lieben Gastgeber schon von Kindsbeinen an unsere vertrautesten Stubenkameraden gewesen. Wir werden in ihr eines andern Wesens als unser eigenstes inne, durchdrungen von demselben Entzücken, das Adam bei dem Anblick der Eva erfuhr.

„Wenn ich Thomsen lese, sagt der Engländer Godwin, bin ich Thomsen, wenn ich Milton lese, bin ich Milton; ich finde, daß ich eine Art von geistigem Chamäleon bin, welches die Farben von den Gegenständen annimmt, in deren Nähe es sich befindet.“ Und der altdeutsche Denker Sebastian Frank von Wörd sagt von den Büchern: „Ihr einiger rechter Gebrauch sei, daß wir ein Zeugniß unseres Herzens darinnen suchen.“

Die Indier kannten nur eine Seelenwanderung vor und nach dem Leben. Es giebt aber auch schon im Leben eine Metempsychosis. Diese ist die Lektüre. Menelhen wir darum nicht den Brahminen Amarou, daß er nach einander die Gestalten von hundert Weibern annahm, und daher so glücklich war, die Geheimnisse der Liebe im Originalterte selbst lesen zu können! Welch ein herrlicher Genuß ist es nicht, in die Seele eines Plato, eines Göthe sich zu verwandeln! Freilich — es ist traurig genug — fahren wir auch auf dieser Seelenwanderung oft in die Seele eines Kameels, eines Esels und anderer niedriger Geschöpfe. Indeß hat es doch auch seinen großen Nutzen, zu wissen, wie es in der Seele eines Esels aussieht. Daher hat man mit Recht gesagt, es sei kein Buch so schlecht, aus dem man nicht Etwas lernen könne.

Geistiges in sich aufnehmen, heißt nichts Anderes, als es verstehen, und verstehen heißt nichts Anderes, als etwas in und aus uns selbst, in Uebereinstimmung mit unserem eigenen vernünftigen Wesen erkennen. Es kann nichts in uns von Außen hineinkommen, was nicht zugleich aus uns selbst herauskommt, in unserem eigenen Wesen gegründet ist. So können wir auch nichts aus den Büchern schöpfen, was wir nicht zugleich, wenigstens seinem allgemeinen wesentlichen Sinn und Verstand nach, aus uns selbst schöpfen; das Wasser, das in den öffentlichen Brunnen der Bücher läuft, ist aus derselben Quelle, aus der das Wasser in unsern eigenen Haus- und Küchenbrunnen fließt. Das Buch ist das wahre Second Sight, das reelle zweite Gesicht des Menschen, der Spiegel, in dem er die Erscheinung seiner selbst hat, das Πνεῦθι σεαυτον (Erkenne Dich selbst) des Sokrates.

Das Leben stammt aus einer altadeligen und reichen Familie, ist aber ein leichtsinniger, lustiger Bruder, der nur dem Genusse der Gegenwart, unbekümmert um die Vergangenheit, lebt, die Stammgüter selbst und die theuersten Andenken seiner Vorfahren veräußert, nur um Mittel zu bekommen, desto genußreicher und glanzvoller dahin leben zu können. Das Buch ist ein Edelmann, der zwar arm ist und wenig Glanz macht, aber das Andenken seiner Vorfahren heilig hält und auf ihren Stammgütern in ländlicher Eingezogenheit sein Leben zubringt. Der bloße Lebemann hat daher auch nur ein außerordentlich kurzes Leben, denn er lebt nur der Gegenwart, aber diese ist immer nur ein flüchtiger Augenblick; der Mensch dingegen, der viel mit Büchern umgeht, hat an der Lektüre die Makrobiotik seines Lebens; er findet in den Büchern nicht nur bloße Lebensmittel, sondern auch Lebensverlängerungsmittel; er hatirt sein Sein nicht von heute, sondern von seinen uralten Ahnen. Jede Woge im Strome der großen Vergangenheit ist ein Pulsschlag seines eigenen Lebens.

Wer nicht erkennt und an sich selbst erfährt, daß auch das Wissen ein Leben ist, und zwar das andere Leben des Menschen, wer nicht zu seinem eigenen Leben das Leben anderer Menschen rechnet, der ist ein wahrer Kaspar Hauser in der Welt; er findet sich elternlos in sie wie in eine Wüste ausgesetzt; er kommt sich selbst vor, wie ein Pilz, der über Nacht aufgeschossen ist; sein Dasein ist ihm ein Räthsel, und er muß daher, um es sich einigermaßen, wenigstens der Einbildung nach, aufzulösen und von dem geheimen Grausen loszukommen, womit ihn die Einöde seines Lebens erfüllt, zu dem erklecklichen Postulate der Zukunft seine Zuflucht nehmen. Der paradoxe Aphorismus unseres Lebens verliert nur seine fragmentarische Bedeutung, bekommt erst Sinn und Verstand, wenn er im Zusammenhange mit dem großen Texte der Vergangenheit gelesen wird.

Auf dem Volkstheater des Lebens werden gewöhnlich nur die Komödien des Plautus, Terenz, und Moliere gespielt, absonderlich der Miles gloriosus, der Heautontimoroumenos, le Tartuffe, le Médecin malgré lui, les Femmes savantes u. s. w., denn die Komödie ist „das Bild des gemeinen Lebens.“ Auf der königlichen Bühne der Bücherwelt dagegen werden die antiken Tragödien aufgeführt, z. B. Prometheus, Oedipus, Antigone, Electra. Denn die Tragödie abstrahirt vom gemeinen Leben, sie sucht ihre Materialien nicht auf den Bierweiden, in den Promenaden, den Ruy- und Lustgärten der Gegenwart, sondern auf den höchsten Alpengipfeln unter den Resten vergangener Größe, den heiligen Reliquien der Urwelt.

Der Text unseres Lebens ist nur gar zu oft und in gar zu vielen Dingen ein ganz erbärmlich-schlechter Opernext, der sich in der Lektüre als unerträglich werth- und gehaltlos erweist, jedoch vorgetragen von der Catalanistimme der Phantasie unter der Orchesterbegleitung der Sinne Effect macht.

Digitized by Google

Die Stuben, die der Mensch im Leben bewohnt, sind Parterre, und gehen hinaus auf die Gasse, wo einem vor lauter Gewühl und Getöse Hören und Sehen vergeht. In diesen Zimmern empfängt er Visiten, befriedigt er seine natürlichen Bedürfnisse und besorgt die Geschäfte des Lebens; aber die Studierzimmer seiner Bücher sind im obersten und letzten Stockwerke, und gehen hinten hinaus in den Garten der Natur. Ach! wie wohl ist es ihm da! und wenn ihr ihn kennen lernen, wenn ihr ein Bild von ihm haben wollt, das der getreue Abdruck seiner Seele sammt allen ihren Affecten und geheimsten Gedanken ist, so müßt ihr ihn in seinem Studierzimmer belauschen und in dem Momente abzeichnen, wo er eben beschäftigt mit Alchymie das: „separa terram ab igne, separato subtile et tenue a grosso et crasso,“ practicirt, und die derben Stoffe des Lebens in die subtile Quintessenz seiner Schriften „spiritualisirt, clarificirt und essentificirt.“

August Adolf Ludwig Follen.

oder Follenius, wurde am 6. Januar 1794 zu Gießen geboren, studirte und nahm später als freiwilliger Jäger in hessen-darmstädtischen Diensten an den Feldzügen gegen Frankreich Theil. In die Untersuchungen wegen der Burschenschaft mannichfach verwickelt, verließ er Deutschland, erhielt in Aarau eine Anstellung als Lehrer, und zog sich darauf privatisirend theils auf das Schloß Attikom, theils nach Ackerstein bei Zürich zurück, wo er abwechselnd lebt.

Er schrieb:

Alte christliche Lieder und Kirchengesänge. Eberfeld 1819.
Freie Stimmen frischer Jugend. Jena 1819.
Harfengrüße aus Deutschland und der Schweiz. Zürich 1822.
Bildersaal deutscher Dichtung. Winterthur 1828—29.
Das Nibelungenlied im Tone unserer Volkslieder. Zürich 1843.
Zahlreiche Uebersetzungen u. s. w.

F. gehört ganz und gar der Zeit burschenschaftlicher Tendenzen in Deutschland an und ist dieser Richtung und somit sich selbst durchaus treu geblieben. Seine Dichtungen zeichnen sich durch Kraft, Feuer und Phantasie aus, doch ist der Einfluß mittelhochdeutscher Poesie auf dieselben unverkennbar.

Der Kölner Dom.

„Bevor zum Dom ihr Steine findet,
Bevor das Fundament verschwindet,
Euch Schwäher rühm' ich's ins Gesicht,
Soll mir ein Bach die Stadt begießen,
Gefaßt in Marmorsteine schießen.“
Nun höret, was der Andre spricht:

„Bevor ihr finden mögt die Quelle,
Bevor ihr leiten mögt die Welle
Die Straßen hin, in Stein gefaßt:
Soll stehn vollendet, was ich baue,
Soll schwimmen in des Himmels Blaue
Des Domes Schiff und Doppelmast.

Erst dann, wie unter Moses Stabe,
Wird euch des reichsten Quelles Labe
Entspringen aus dem Münsterflur;
Der Quell entspringet nur den Händen,
So diesen Gottesbau vollenden;
Ihr kennt den Meister, hört den Schwur!“ —

Auf seinem Steine steht der Meister,
Die Seinen ruft er, stellt und weist er,
Das Pergament in fester Hand;
Auf springt der Erde Felsenkammer,
Der Meißel klingt, es tönt der Hammer,
Lebendig wird das weite Land.

Er senkt das Kreuz im Grunde nieder:
Als Säulenwand ersteht es wieder,
Das lebenreiche Samenkorn:
Das Kleeblatt quillt aus seinem Schooße,
Die Lilie steigt, es flammt die Rose
Aus seinem unerschöpften Born.

Die Säulenäst' im Dach verwoben;
Wie eine Brust im Schmerz gehoben,
Gen Himmel athmend, steigt der Chor;
Wie mit Gesang hinangeschwungen,
Wie im Gebet erstarrte Zungen,
Stehn tausend Blumenthürm' empor.

Schon blicken durch des Domes Bäume
Des Himmels lichtgemalte Räume,
Die ew'ge Morgenröthe schon;
Du darfst die Königin der Frauen
Im Strahlenkranze schauen,
An ihrer Brust den ew'gen Sohn.

Derweil zerquält der andre Meister
Vergebens forschend seine Geister,
Die Stirne drückt der schwarze Wahn:
Er pocht am Hügel, in den Tiefen;
Doch alle Niren, Eise schliefen,
Drum hebe mit dem Höchsten an!

Und endlich sprengt des Hauses Jammer
Des Stolzes lang gehaltne Klammer:
„Geh' hin, o Weib, ich beuge mich.“
Sie wirft, der Schwester Knie umschlingend,
In bleichem Gram die Hände ringend,
Zu der Beglückten Füßen sich:

„Ich weiß, dir hält er nichts verborgen,
In seine höchsten, tiefsten Sorgen
Hat sich der Meister eingewiht;
Sein Name tönt im Psalmengruhme,
Er baut ihn auf im Heiligthume:
Nun, Schwester, übt Barmherzigkeit.“

Sie sprach: „Mein Glück will Glück nur sehen,
Geschehe mir, was mag geschehen!
Heb', Schwester, Knie und Augen hell:
Der Stein, auf dem er einst gestanden,
Das Pergament in seinen Handen,
Im Flur des Thurmes, deckt den Quell.“ —

Und kaum hat Jener Kund empfangen,
So kommt er stolz zum Dom gegangen:
„Heran! hier ist der Mosesstab!“
Er schwingt den Hammer, bricht die Schwelle,
Und lustig springt die reiche Quelle
Hervor aus ihrem Marmorgrab.

Des Domes Meister naht im Grimme,
Er singt mit feierlicher Stimme,
In seiner Hand das Pergament:
„Ich leg' euch, Zhürm, in Zauberbande!
Hinunter, Quell, verdürst' im Sande!“
So sang der Meister und verschwand.

Erloschen sind des Himmels Kerzen,
Es starren zwei gebrochne Herzen
Die Thürme noch vom Kölner Dom:
Doch mögt ihr Nachts geruhig lauschen,
So hört ihr dumpf die Tiefe rauschen
Und Geister hadern in dem Strom.

Digitized by Google

Des Arnold von Winkelried Opfertod.

Im Harst von Unterwalden da ragt ein Heldenkind,
Hochhäuptig über alle, die selbst gewaltig sind,
Schön steht er, wie der Engel des Herrn vor Edens Auen,
Finster und verschlossen, fast grausig anzuschauen.

Er lehnt an seiner Lanze, als gält ihm nicht der Streit;
Er schaut wohl nach den Bergen, schaut in die alte Zeit,
Wo Kuhreihn und Rugguser, wie Schlachtdrommete scholl,
Gar still die Väter wohnten, bis fremder Hochmuth schwoll!

Es blickt wohl seine Seele nach seiner Väter Saal,
Wo in dem Kreis der Kleinen sein züchtiglich Gemahl
In Thränen für ihn betend Schmerzensgedanken sinnt,
Ihn mit betrübtem Herzen in Gott vor allen minnt.

Er schaut wohl durch der Feldschlacht Funken und Wolkendunst,
Wo nackte Tapferkeit erliegt gepanzerter Fechter Kunst,
Nun waren seine Blicke mit Düsternis erfüllt,
Wie wenn sich gegen Abend ein Berg in Wolken hüllt.

Bewegt im tiefsten Herzen war dieser Schweizermann,
Doch was im Schmerz der Liebe die große Seele sann,
Das ward noch nie gesonnen, das singt kein irdisch Lied,
Denn dieser Mann ist Arnold Struthan von Winkelried.

Das war sein Ahn, der Struthan, der laut gepriesnen Sagen
Des Landes Angst und Plagen, den Lindwurm hat erschlagen:
Er that was keiner mochte, im ächten Rittermuth,
Das ist, dem armen Hirten, dem Bauersmann zu gut.

Ein andrer seiner Väter mit auf dem Rütli schwur,
Dort, wo am tiefen Wasser auf heiliger Wiesenflur
Im Mondschein ist erwachsen, im engelreinen Reiz,
Das edel unvergänglich Vergißmeinnicht der Schweiz.

Herr Arnold löst den Panzer, der seine Brust umspannt,
Er stund vom Haupt zur Sohle im lichten Stahlgewand;
Es fällt die schwere Brünne klirrend ins Gestid,
Und über die Schultern wirft der Held den großen Drachenschild.

So aber hat der Arnold sein großes Herz erschlossen:
„Gestrengen und biderben lieben Eidgenossen!
Sorgt mir um Weib und Kinder, will euch eine Gasse machen!“
Und an die Feinde springt er, wie der Ahnherr an den Drachen!

Da scheint der Held zu wachsen, breit, übermenschlich lang,
Im schauerlichen Funkeln; mit einem Satze sprang
Gen Feind des Drachentödters Kind, in gräßlicher Geberde,
Und unter dem Helden bebt und jauchzt die freie Schweizererde.

Da hing am hohen Manne das Augenpaar der Schlacht;
Da waren seine Blicke zu Blitzen angefacht;
So funkelten die Flammen, die Gott vom Wolkenschloß
Auf Sodom und Gomorra im Zorn herunterschoß.

Und seiner langen Arme simsonhafte Kräfte
Umklammern, weitausgreifend, Ritterlanzenschäfte;
So drückt er seinen Arm voll Tod — o Lieb voll Todeslust! —
Drückt all die blanken Messer in seine große Brust.

Er stürzt, ein riesiger Alpenblock, wuchtend in die Glieder,
Und ringt die Kampfesbäume, zermalmend, wirft er nieder.
Dein Arnold stürzt, du bebst und stöhnst in Mutterschmerz,
o Heide;
Doch wilder bebt dir, Oesterreich, das Herz im Eisenkleide!

Ein Augenblick Erstaunen; Schlachtendonner schweig;
Dann schrein aus Einem Munde die Schweizerharste: „Sieg!“
Und ab den Höhen wälzt sich heißwogende Waffenmasse:
„Auf! an die Arnoldsbrücke! auf! durch die Struthansgasse!“

Und über Arnolds Nacken fährt in den weiten Spalt,
Wie Wirbel wühlend, Stoß auf Stoß, Schweizersturmgewalt.
Und [illegible] Arnolds Leiche bricht durch ein wilder Harst,
Und Oestreichs Eisenmauer aus Band und Fuge barst.

Ludwig August Frankl

ward im Jahre 1813 zu Prag geboren, lebt als Arzt und Schriftsteller zu Wien, und ist Herausgeber der Sonntagsblätter daselbst.

Seine Schriften sind:

Das Habsburglied. Wien 1832.
Sagen aus dem Morgenlande. Leipzig 1834.
Episch-lyrische Dichtungen. Wien 1834.
Christofero Colombo, romantisches Gedicht. Stuttgart 1836.
Gedichte. Leipzig 1840.
Rachel. Wien 1842.

Reichthum und Tiefe des Gefühls, schöpferische Phantasie, Kraft, Anmuth und Wohllaut der Sprache und große Gewandtheit in Behandlung der Form weisen F. einen sehr ehrenvollen Rang unter den Dichtern der Gegenwart an, doch sind seine Schriften außerhalb seines Vaterlandes noch nicht so bekannt geworden, wie sie es verdienen.

Begegnen.

Es zieht den hellen Strom hinüber —
Ein holdes Mägdlein sitzt im Kahn,
Ein Wandrer träumt ihr gegenüber,
Ihr Antlitz glüht, sieht er sie an.

Sie wagt den Blick nicht aufzuschlagen,
Schaut nur sein Bild an in der Fluth,
Und etwas Traulichs ihr zu sagen,
Fehlt ihm das Wort, fehlt ihm der Muth.

Das Ruder schlägt, die Wellen schäumen,
Den Himmel färbt das Abendroth —
Und Friede weht aus allen Räumen,
Und an das Ufer stößt das Boot.

Sie ziehn getrennt jetzt durch die Fluren,
Im Busen ew'ge Wehmuth, hin —
Zwei Seelen, die mitsammen fuhren,
Die sich erkannt, sich ewig fliehn.

Joseph II.

Im hohen Prunkgemache, bei Abendsonnengold,
Schläft still in seiner Wiege ein Knabe zart und hold,
Und lächelnd an der Wiege sitzt eine schöne Frau:
So blickt zur schlafenden Sonne der Mond aus Wolkenblau.

Wie ist verklärt ihr Antlitz von liebwarmem Schein,
Es muß des Knaben Mutter die schöne Frau wohl sein!
Es streckt die Rosenarme der Abend himmelwärts,
Die Nacht mit Sternenaugen zu pressen ans Erdenherz.

Und durch der hohen Fenster geschliffenen Krystall
Schickt seine Silberlichter des Mondes weißer Ball.
Und an des Knaben Wiege schlief sanft die Mutter ein,
Sie leuchtete in Schlummer der stille Dämmerschein.

Digitized by Google

Da wandeln um die Wiege Gestalten leise hin —
Sind es die Mondesschatten, die zitternd nahn und fliehn?
Sind es die bleichen Schatten aus einer Königsgruft?
Gekrönt sind ihre Häupter hochragend in die Luft.

So stehen weiße Gletscher vom Abendgold gekrönt,
Wenn sich im Thal die Schwinge der dunkeln Nacht schon dehnt.
Sie ziehn vorüber Alle, — der letzte bleibt vom Chor,
Es hebt aus weiten Linnen ein Arm sich bünn empor,

Der nimmt die goldne Krone vom Schädel, fleischberaubt,
Und legt dem holden Knaben sie lastend auf das Haupt.
Er lächelt süß im Traume, ihr Glanz erfreut ihn sehr,
Doch plötzlich, wie ein Mühlstein, wird ihm die Krone schwer;

Und er verzuckt die Miene und fängt zu weinen an —
Schnell hat die treue Mutter die Augen aufgethan,
Sie nimmt den weinenden Knaben in ihre Arme gleich,
Und wiegt ihn freundlich lüssend in ihren Armen weich.

Du sel'ges Kind, dich schaukeln noch Mutterarme süß,
Wenn dich des Traumes Schrecken aus sanftem Schlummer riß.
Nicht lange bleibt es also, und kommen wird die Zeit,
Wo dich aus Schöpfungsträumen aufschreckt die Wirklichkeit.

Wer will auch Gärten pflanzen ins kalte Gletscherreich?
Wer will die Saat aussäen, wenn nicht der Boden weich?
Und wenn für deine Liebe dich einst die Mitwelt haßt,
Wenn eisig Herzen schlagen, die du mit Glut umfaßt;

Die, denen du die Freiheit des Menschen wiedergabst,
Die du in Hungersnöthen mit Speise freundlich labst;
Wenn Wahnesdunkel nachtet schwer um der Wahrheit Licht,
Wenn blutend in dem Busen dein großes Herz einst bricht;

Wo findest du zwei Arme, so liebende wie jetzt,
Wenn sich mit einer Thräne dein blaues Auge netzt?
Wo findest du die Freistatt, der Ruhe süßen Port?
Dann rufst du aus, ich höre mit Schmerz das Unglückswort:

„Wenn ich nun bald vollendet und nicht mehr werde sein,
So grabt mir diesen Denkspruch auf meinen Leichenstein:
‚Hier liegt ein Fürst, der immer nach dem was gut ist, rang,
Und dem in seinem Leben das Gute nie gelang!'"

Mich faßt ein banges Beben bei diesem Grabsteinspruch,
Ist drin nicht ausgesprochen der Menschheit großer Fluch?
Wer wähnt's noch zu vollbringen das Gute kühn und stark,
Wenn sein Mißlingen predigt ein goldner Königssarg!

Abraham Emanuel Fröhlich

ward am 1. Februar 1796 zu Brugg in der Schweiz geboren, studirte Theologie, lebt seit 1836 als Diakon zu Aarau.

Seine Schriften sind:

Fabeln. Aarau 1825. Zweite Auflage 1829.
Elegien an Wiege und Sarg. Leipzig 1833.
Das Evangelium St. Johannes in Liedern. Leipzig 1835.
Ulrich Zwingli, ein u. zwanzig Gesänge. Frauenfeld 1840.
Michel Teut. Xenien gegen den Radicalismus; schon in zweiter Auflage. Zürich 1843.

Vorzüglich als Fabeldichter hat sich F. durch glückliche Erfindung, schlagenden Witz, Trefflichkeit der Nutzanwendung und gewandte Behandlung von Sprache und Form einen sehr geachteten Namen erworben; minder glücklich, ob auch keineswegs erfolglos, ist er in seinen anderen poetischen Leistungen.

Der Wühlendsten einer.

Im Rüben- und Kartoffelfeld
Sieht man den Eber wühlen,
Als wollte edlen Zorn der Held
Allhier am Unkraut kühlen,
Und mit dem Rüssel, mit dem Zahn
Greift er es an der Wurzel an
Und reißt in seines Zornes Lauf
Die allerlängsten Furchen auf,
Als sollte man dann neuen
Und bessern Samen streuen.
In Wahrheit aber will hernach,
Hat er den ganzen Acker brach,
An Früchten er sich letzen,
Zu Tisch und Ruh sich setzen.
So wühlt er eifrig herum
Und sieht sich nicht einmal um,
Und sieht nicht, wie die andern Schwein,
Die schwarz und rothen hinterdrein
Ihm völlig unterdessen
Die Lusdrut aufgefressen.
Jetzt wüthet fürchterlich der Held,
Leer ist der Magen, leer das Feld,
Die Eichelmast zu klöglich,
Der Hunger unerträglich.
Zum Birnbaum sieht empor er dann:
„O könnt' ich euch, ihr goldnen, nahn,
Ihr linden und ihr süßen!
Ja, Baum, du sollst es büßen,
Mit deinen vollen Zweigen
Mußt du mir werden eigen,
Es wird und muß mit glücken,
Zu Boden dich zu drücken."
Er rennt mit aller Macht an,
Doch nichts will seine Wuth verfahn;
Wie er den Zahn auch reibet
Und in die Wurzel treibet
Und fast die Stirn zerbricht,
Der Obstbaum wanket nicht.
Jetzt wetzt den Zahn er wieder:
„Ich bring' dich doch danieder,
Ich will dich graben aus dem Grund,
Schon sind die Wurzeln mürb' und wund!"
Und hinten wühlt und vorne
Er in des Hungers Zorne,
Die Wurzeln aber reichen
Zu weit, sie woll'n nicht weichen.
Doch wie den Baum er rüttelt,
An Stamm und Wurzeln schüttelt,
Fällt in der Aeste breiter Rund
Manch reifes Birnlein auf den Grund,
Das hastig unterdessen
Die andern wieder fressen.
Je wüster so der Eber thut,
Nichts wird ihm von den Aesten;
Zu fein nicht ist er, nach der Wuth
Wird Eichelkost ihn mästen.

Abendsitz.

Im Gespräche an der Halde
Sind der Bäume viel vom Walde.
Welch ein Flüstern und ein Winken
Und verstohlner Blicke Blinken;
Köpfe neigen hin und wieder,
Hände gehen auf und nieder
Sich in Anmuth zu ergetzen.
Jetzt ein Schweigen, dann im Reigen
Ein gemeinsam Unterhalten.
Auch die Spiele mit den Falten,
Jetzt zusammen sie zu fassen,
Dann sie wieder fallen lassen;
Oder auch im Steigen, Neigen
Sammtne Unterkleider zeigen;

Digitized by Google

Alle friedlich, alle niedlich,
Nur im Putze unterschiedlich.
Also haben an der Halde
Kurze Zeit die Bäum' vom Walde.

Waldgeruch.

Waldgeruch, Geruch vom Leben,
Der die Seele ganz durchdringt!
Denn hier ſiehſt den Baum du ſchweben,
Der vom Tod zum Leben bringt.

Lebensworte.

Zu dem vollen Roſenbaume
Sprach der nahe Leichenſtein:
„Iſt es recht in meinem Raume
Groß zu thun und zu verhüllen
Meiner Sprüche goldnen Schein,
Die allein mit Troſt erfüllen?"

Aus den Grüften, ſagt die Blüthe,
Ruft mich Gottes Macht und Güte,
Heller noch denn todte Schriften
Sein Gedächtniß hier zu ſtiften,
Und ich blühe tröſtend fort,
Ein lebendig Gotteswort.

Frömmler.

Irrwiſche hielten ihr nächtliches Stündchen
Auf der Heide, und ohne ein Stündchen
Tanzten ſie herend wohl auf und ab,
Prieſen auch: daß in ſo finſtern Zeiten
Demuth allein die Erleuchtung hab',
Richtigen Pfad der Welt zu leiten.

Aber die Sterne ſangen herab:
„Wer verirrt in erdunkelten Thalen,
Aufſchaut zu den himmliſchen Strahlen,
Die da brennen in ewiger Ruh,
Dieſen führen wie aus den Qualen
Einem erfriſchenden Morgen zu;
Aber in Nacht bleibt Jeder verſunken,
Welcher gefolgt, wo jene gewunken!"

Elegie an der Wiege.

Von Gebornen höret ſchön man ſagen:
„Sie erblickten hier das Licht der Welt!"
Haſt auch gleich dein Aeuglein aufgeſchlagen
Nach dem Lichte, an der Wieg' geſtellt.
Und nun langen deine kleinen Hände
Schon nach Kerzenflammen haſtig aus.
Glänzt in deinem vorigen Gelände,
Glänzt in Eden ſo der Wieſen Strauß,
Daß du willſt mit dieſen Blumen ſcherzen,
Sie zu Hand und Munde ziehn heran?
Auch den Mond, die Sterne möcht'ſt du herzen,
Langſt nach ihnen, winkeſt daß ſie nah'n.

Bleibe reines, warmes Licht dein Leben,
Lichtvoll jede Freude, liebes Kind,
Und zu Sternen mög' dein Sehnen ſchweben,
Glaubend, daß ſie uns nicht ferne ſind.
Endlich nach des Erdentags Verglühen
Schlummern wir zu neuem Werden ein,
Ebensblumen werden um uns blühen,
Um uns wird das Sternenlicht dann ſein,
Höh're Sterne ſchöner uns erglühen!

Elegie am Sarg.

Ihrem Kind, das ſchon zur Jungfrau blühet,
Flicht die Mutter den Geburtstag-Kranz;
Jene Zeit iſt's, da die Roſe glühet
Und die Welt erfüllt der grüne Glanz.
O was hoffnungsreiche Blumen winden
Sich in ſolchen Kranz; die Seele wähnt,
Mit den Blumenketten feſt zu binden,
Was ſie Theuren hat und ſich erſehnt.
Doch wie leicht läßt ſich dies Band zerpflücken!
Ach der Kranz, den da die Mutter wand,
Ihrer Tochter lieblich Haupt zu ſchmücken,
Ward zum Todtenkranz in ihrer Hand.
Die Geſpielen ſchlingen unter Klagen
Um die Bahre ſchon das Blumgewind
Und vermögen thränend nur zu ſagen:
O du gutes, liebes, ſchönes Kind!
Und erſchüttert ſind die Jüngling' alle,
Als ſie treten zu dem Sarg hinan;
Weinend tragen ſie ihn aus der Halle,
Weinend ziehn ſie hin die dritte Bahn,
Sie die Blüh'nden mit der ſchönſten Blüthe,
Die der Froſt am Maientag gepflückt,
Achtend nicht der Geiſtesfüll' und Güte
Und des Kreiſes nicht, den ſie beglückt.

Aber nein, nicht Froſtesmacht zerknickte
Unſre Blume; ihres Engels Hand,
Den die ew'ge Liebe ſelber ſchickte,
Holte heim ſie in das beſſ're Land.
Drüben ſollte feiern ſie ihr Werden,
Das ſie hier begonnen hold und rein,
Frei ſein von den irdiſchen Beſchwerden
Und im allerſeligſten Verein.
Drüben lebt ſie jetzo neugeboren,
Jung und ſchön und innigſt ſich bewußt.
Und nicht eine Kraft ging ihr verloren
Und unendlich fühlt ſie Lebensluſt.
Schon wird ew'ge Lieb' ihr dort erſetzen
Seelen, die ſie hier für kurz verließ.
Wird uns dd' an ihren Blumenplätzen; —
Schön're Blumen hat das Paradies.
Bleibt verſtummet hier auch ihre Leier,
Kundig iſt geworden früh ihr Sinn,
Zu verſtehn das Lied zu Gottes Feier;
Schöner lernt ſie dort lobpreiſen ihn.

Schmerzt uns denn auch lange noch dein Scheiden,
Preiſen dennoch wir der Vorſicht Rath,
Die verſchont dich mit der Erde Leiden,
Aus der Jugend dich genommen hat,
Zu ſich auf der ew'gen Jugend Auen,
Wo die reinen Herzen Gott anſchauen.
Dies ſei unſer Troſt denn und Vertrauen!

Digitized by Google

Emanuel Geibel

wurde am 18. October 1815 zu Lübeck geboren, erhielt seine Vorbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog 1835 die Universität Bonn, um Theologie und Philologie zu studiren, änderte aber seinen Plan und widmete sich ganz dem Studium der Alten und der schönen Literatur. 1836 ging er nach Berlin, und hatte noch die dreijährigen akademischen Studien nicht beendet, als ihm die Stelle eines Erziehers im Hause des russischen Gesandten Katakazi zu Athen angetragen wurde, welche er annahm und Berlin 1838 verließ. Nach einer anmuthigen Reise durch Süddeutschland und die Lombardei kam er in Athen zu Anfang Juni desselben Jahres an. Im Herbst 1839 unternahm er mit seinem Freunde Ernst Curtius eine Reise nach den Cycladen, kehrte im Sommer 1840 nach Deutschland zurück, begann in seiner Vaterstadt den eingesammelten Stoff zu verarbeiten und wendete sich auch dem Studium der romanischen Sprachen zu. Mit großer Freude nahm er die Einladung an zu einem Besuche bei einem seinem Vater befreundeten hessischen Edelmanne, dem Baron Karl von der Malsburg. Auf dem Gute Escheburg bei Kassel benutzte er die nicht unansehnliche Sammlung spanischer und italienischer Bücher. Nachdem er ein Jahr daselbst sehr angenehm verlebt hatte, kehrte er 1842 nach Lübeck zurück, wo ihm um Neujahr 1843 die erfreuliche Nachricht ward, daß der König von Preußen ihm ein Jahrgeld ausgesetzt habe. Im Frühjahre 1843 verließ er Lübeck und begab sich nach St. Goar zu Freiligrath, später lebte er abwechselnd in seiner Vaterstadt und in Berlin.

Er schrieb:

Klassische Studien. Bonn 1840.
Gedichte. 3. stark vermehrte Aufl. 8. Berlin (1840.) 1844. Aler. Duncker.
König Roderich. Eine Tragödie in 5 Aufz. gr. 8. Stuttgart 1844. Cotta.
Zeitstimmen. Gedichte. 2. verm. Aufl. 8. Lübeck (1841.) 1844. Aschenfeldt.
Spanische Volkslieder u. Romanzen. Berlin 1843.
Einzelne Gedichte u. s. w. in Zeitschriften.

Geibel ist einer der begabtesten, aber auch zugleich besonnensten Dichter der neuesten Zeit; tiefes Gefühl, Reichthum der Phantasie und des Geistes, Milde und Kraft sind ihm in hohem Grade eigen und erhalten durch die Herrschaft und den seltenen Zauber, welche er über Sprache und Form ausübt, noch einen besonderen Reiz. Man sieht aus allen seinen Leistungen, daß seine edle Natur sich am Besten und Schönsten aller Nationen heraufgebildet hat und von ihm durchdrungen wurde. Nirgends will er prunken, Alles kommt bei ihm aus dem Innern und er ist sich überall treu, weder den Götzen des Tages, noch denen der wirklichen Macht um selbstischer Zwecke willen huldigend, sondern überall sich zeigend als ein Priester der eigenen Ueberzeugung, die allein das feiert und dem lebt, was sie als gut und recht nach stiller aber ernster Prüfung erkannte.

Zigeunerleben.

Im Schatten des Waldes, im Buchengezweig
Da regt sich's und raschelt's und flüstert zugleich;
Es flackern die Flammen, es gaukelt der Schein
Um bunte Gestalten, um Laub und Gestein.

Das ist der Zigeuner bewegliche Schaar
Mit blitzendem Aug' und mit wallendem Haar,
Gelaufgt an des Nils geheiligter Fluth,
Gebräunt von Hispaniens südlicher Gluth.

Um's lodernde Feuer im schwellenden Grün
Da lagern die Männer verwildert und kühn,
Da kauern die Weiber und rüsten das Mahl,
Und füllen geschäftig den alten Pokal.

Und Sagen und Lieder ertönen im Rund,
Wie Spanien's Gärten so blühend und bunt,
Und magische Sprüche für Noth und Gefahr
Verkündet die Alte der horchenden Schaar.

Schwarzäugige Mädchen beginnen den Tanz,
Da sprühen die Fackeln in röthlichem Glanz,
Heiß lockt die Guitarre, die Cymbel erklingt,
Wie wilder und wilder der Reigen sich schlingt.

Dann ruhn sie, ermüdet vom nächtlichen Reih'n,
Es rauschen die Buchen in Schlummer sie ein,
Und die aus der glücklichen Heimath verbannt,
Sie schauen im Traume das südliche Land.

Doch wie nun im Osten der Morgen erwacht,
Verlöschen die schönen Gebilde der Nacht,
Laut scharret das Maulthier beim Tagesbeginn,
Fort ziehn die Gestalten. — Wer sagt dir, wohin?

Pergolese.

Endlich ist das Werk vollendet,
Und der fromme Meister sendet
Seinen Dank zu Gottes Thron;
Da erbraust in prächt'gen Wogen
Durch des Domes stolze Bogen
Schon Gesang und Orgelton:

Stabat mater dolorosa
Iusta crucem lacrymosa,
Dum pendebat filius,
Cujus animam gementem
Contristatam ac dolentem
Pertransivit gladius.

Und der Gottesmutter Schmerzen
Rühren mächtig aller Herzen,
Wie die Orgel tiefer schwillt,
Doch in schönen Himmelstönen
Muß sich selbst die Qual versöhnen,
Und der Wehmuth Thräne quillt.

Quis est homo, qui non fleret,
Christi matrem si videret
In tanto supplicio,
Quis non posset contristari
Piam matrem contemplari
Dolentem cum filio!

Frommer Schauer, heil'ges Bangen
Hält des Meisters Seel' umfangen,
Todesahnung ernst und mild;
Doch in gläubigem Vertrauen
Sehn wir zum Altar ihn schauen
Auf der Jungfrau Gnadenbild.

Virgo, virginum praeclara,
Mihi jam non sis amara,
Fac me tecum plangere,
Fac ut portem Christi mortem
Passionis ejus sortem
Et plagas recolere.

Horch! Da tönen Seraphslieder
In den Chor der Frommen nieder,
Wunder ahnend lauscht das Ohr,
Erwärts steigen sel'ge Geister,
Tragen himmelan den Meister,
Und das Lied rauscht mit empor:

Digitized by Google

Fac me cruce custodiri,
Morte Christi praemuniri,
Confoveri gratia;
Quando corpus morietur,
Fac ut animae donetur
Paradisi gloria.

Der Zigeunerbube im Norden.

Fern im Süd' das schöne Spanien,
Spanien ist mein Heimathland,
Wo die schattigen Kastanien
Rauschen an des Ebro Strand;
Wo die Mandeln röthlich blühen,
Wo die heiße Traube winkt,
Und die Rosen schöner glühen
Und das Mondlicht goldner blinkt.

Und nun wandr' ich mit der Laute
Traurig hier von Haus zu Haus,
Doch kein helles Auge schaute
Freundlich noch nach mir heraus.
Spärlich reicht man mir die Gaben,
Mürrisch heißet man mich gehn,
Ach, den armen braunen Knaben
Will kein Einziger verstehn.

Dieser Nebel drückt mich nieder,
Der die Sonne mir entfernt,
Und die alten luft'gen Lieder
Hab' ich all' fast verlernt.
Immer in die Melodieen
Schleicht der Eine Klang sich ein:
In die Heimath möcht' ich ziehen,
In das Land voll Sonnenschein!

Als beim letzten Erndtefeste
Man den großen Reigen hielt,
Hab' ich jungst das allerbeste
Meiner Lieder aufgespielt.
Doch wie sich die Paare schwangen
In der Abendsonne Gold,
Sind auf meine dunkeln Wangen
Heiße Thränen hingerollt.

Ach, ich dachte bei dem Tanze
An des Vaterlandes Luft,
Wo im duft'gen Mondenglanze
Freier athmet jede Bruft,
Wo sich drei der Cither Tönen
Jeder Fuß beflügelt schwingt,
Und der Knabe mit der Schönen
Glühend den Fandango schlingt.

Nein! Des Herzens sehnend Schlagen
Länger halt' ich's nicht zurück;
Will ja jeder Luft entsagen,
Laßt mir nur der Heimath Glück.
Fort zum Süden! Fort nach Spanien!
In das Land voll Sonnenschein!
Unter'm Schatten der Kastanien
Muß ich einst begraben sein.

Der Husar.

Die Schlacht ist aus, zersprengt des Feindes Schaaren,
Ein schwarzes Wahrtuch, sinkt die Nacht hernieder,
Da lagern rings um's Feuer die Husaren,
Und wärmen ihre kampfesmüden Glieder.

Ein bärt'ger Reiter sieht nach seiner Wunde,
Ein andrer ladet emsig die Pistolen,
Die volle Flasche geht von Mund zu Munde;
Kein Wort erschallt, — nur tiefes Athemholen.

Und still ist's rings. — Allein die Frühlingswinde,
Gewohnt mit holden Blumen sonst zu kosen,
Sie spielen durch's Gefild und fächeln linde
Der Todeswunden dunkle Purpurrosen.

Doch sieh! dort unter breitem Lindenbache
Ist sanft ein junger Reiter eingeschlafen,
Es wiegt aus Krieges Sturm und Ungemache
Sein Geist sich in der Träume Friedenshafen. —

Er schlummert süß. Es hat um seine Wangen
Ein ros'ger Freudenschimmer sich ergossen,
Ein mildes Lächeln hält den Mund umfangen,
Um den die ersten blonden Flaumen sprossen.

Er träumt sich heim vielleicht in's enge Zimmer,
In seines Jugendspiels geliebte Räume —
Im's offne Fenster fällt der Sonnenschimmer,
Und draußen duften Wein und Blütbenbäume.

Und vor ihm steht ein Mädchen hold erblühend,
Der Morgenstrahl vergoldet ihre Wangen,
Daß schöner noch der Mund von Purpur blühend,
Daß glänzender die braunen Locken prangen.

Sie reicht im Glas ihm feurigen Tokaier,
Nachdem sie nicht verschmäht zum Gruß zu nippen,
Er aber küßt, ein ungestümer Freier,
Anstatt des süßen Weins die süßer'n Lippen.

Da stehn sie beide ganz in sich versunken,
Und schau'n sich selig lächelnd an und schweigen,
Und nur die Nachtigallen schmettern, trunken
Von Rosenduft, ein Brautlied in den Zweigen.

So träumt der Jüngling — aber plötzlich tönen
Trompeten fern in lustigen Fanfaren,
Es fallen Schüsse — dumpfe Trommeln dröhnen,
Und auf vom Boden springen die Husaren.

Der Träumer auch erwacht — er fährt zusammen,
Dann sitzt er eilig auf mit den Genossen;
Sie jagen fort; — zu Asche glüh'n die Flammen,
Und fern verhallt der Hufschlag von den Rossen.

Des Woiewoden Tochter.

Es steht im Wald, im tiefen Wald
Das Haus des Woiewoden,
Eiszapfen hängen am Dache kalt,
Und Schnee bedeckt den Boden.

Das Fräulein sitzt am Heerd und spinnt
Zu ihrem Hochzeitsschleier,
Sie hört im Rauchfang gehn den Wind
Und schürt empor das Feuer.

Da tritt die Waldfrau zu ihr ein,
Die pflegt nichts Gut's zu bringen;
„Guten Abend, feines Goldtöchterlein,
Will dir ein Liedchen singen!“

„„Was sollen deine Lieder mir?
Mein Liebster, der kommt balde.
Da hast du Brot, da hast du Bier,
Geh' wieder heim zum Walde!““

Die Alte sprach: „Hast immer Zeit,
Dein Schatz wird nimmer kommen,
Der Wald ist tief, der Weg ist weit;
Hat ander'n Weg genommen.“

„„Was quälst du mich mit falschem Weh?
Treu muß mein Liebster bleiben,
Er schwur es mir, bis aus dem Schnee
Einst rothe Röslein treiben.““

Das Fräulein rief's, doch war ihr bang',
Der Wind pfiff nicht geheuer,
Die Alte blieb, die Alte sang
Ihr dumpfes Lied in's Feuer;

Digitized by Google

„Und als ich ging die Schlucht entlang,
Da kamen drei Wölfe gesprungen,
Die heulten wie ob gutem Fang
Und hatten blutige Zungen.

Und als ich kam zum Fichtenzaun,
Hört' ich drei Raben schreien.
Sie schrien: Ihr Jungen, euch soll traun
Der falsche Schmaus gedeihen.

Und als ich kam zum eisgen See,
Hab' ich einen Knaben gefunden,
Es floß wohl über den Winterschnee
Sein Blut aus tiefen Wunden.

Roth Röslein blüht aus dem Schnee so kalt,
Nun hast du selbst vernommen,
Der Weg ist weit und tief der Wald;
Dein Schatz wird nimmer kommen."

Das Lied war aus, die Alte fort,
Des Heerdes Gluth vergangen,
Die Jungfrau saß und sprach kein Wort,
Ihr waren so bleich die Wangen.

Und lauter draußen pfiff der Wind,
Und lauter schrie'n die Raben.
Drei Tage nach diesem hat sein Kind
Der Wojewod begraben.

O sieh mich nicht so lächelnd an.

O sieh mich nicht so lächelnd an,
Du Röslein jung, du schlankes Reh!
Dein Blick, der jedem wohlgethan,
Mir thut er in der Seele weh;
Mein Herz wird trüb' und trüber
Bei deiner Freundlichkeit,
Vorüber ist, vorüber
Der Liebe Zeit.

Ja wär' ich jung und froh wie du,
Und wär' ich so frisch, und wär' ich so rein:
Wie schlüge mein Herz dem deinen zu,
Wie könnten wir selig zusammen sein!
Wie sollte durch's Gemüthe
Mir ziehn ein süßer Traum!
Doch so — Was soll die Blüthe
Am welken Baum?

Mein Leben liegt im Abendroth,
Deins tritt erst ein in den sonnigen Tag;
Mein Herz ist starr, mein Herz ist todt,
Deins hebt erst an den lustigsten Schlag;
Du schaust nach deinem Glücke
In gold'ne Fernen weit,
Ich blicke schon zurücke
In alte Zeit.

Drum sieh mich nicht so freundlich an,
Du Röslein jung, du schlankes Reh;
Dein Blick, der jedem wohlgethan,
Mir thut er in der Seele weh.
Laß scheiden mich und wandern
Die Welt hinauf, hinab;
Du findest einen Andern,
Und ich — ein Grab.

Verlorene Liebe.

Und fragst du mich mit vorwurfsvollem Blick:
Warum so trübe? Welch ein Mißgeschick
Vermag der Seele Frieden dir zu stören? —
Wohlan! Es sei! Die nächt'ge Stund' ist gut,
Im Becher glüht der Traube dunkles Blut —
Von meiner Jugendliebe sollst du hören.

Ich war ein Knab', wie andre Knaben sind,
Halb trotzig heißer Jüngling, halb noch Kind,
Zu scheu, des Lebens Räthsel zu entsiegeln:
Mein junges Herz war voll und sehnsuchtsschwer,
Es wußte kaum, weshalb — es glich dem Meer,
Das still des Mondes harrt, ihn abzuspiegeln.

Da fand ich Sie, das blonde Kind der Flur,
Und zwiegeschaffen fühlten wir uns nur,
Uns neu zu einen wie in Edens Räumen;
Blau war ihr Auge wie die Sommernacht,
Und diese Lippen! — Wem sie nur gelacht,
Der mußt' hinfort von heißen Küssen träumen.

Wohl blüht' uns damals eine schöne Zeit,
Als wir in dunkler Waldeseinsamkeit
Das Reh belauschten und der Knospen Schwellen,
Als wir im Kahne — Dämm'rung rings umher —
Uns wiegten auf dem abendstillen Meer,
Vom Spätroth nur gesehn und von den Wellen;

Als wir auf mondbeleuchtetem Balkon
Zweistimmig sangen zu der Laute Ton,
Als wir uns heimlich flüsternd dann umfingen,
Und Aug' in Auge seligen Erguß
Herniederthaute, und im ersten Kuß
Die Seelen brennend an einander hingen. —

O wär' ich bei des ersten Kusses Tausch
Damals gestorben in beglücktem Rausch,
Aus welchen Armen in die Gruft getrieben!
Ich wäre jetzt kein Greis mit braunem Haar,
Frisch außen, innen leiche — O fürwahr,
Es stirbt als Knabe, wen die Götter lieben.

Nun mußt' ich sie verlieren. An den Mann
Ist sie gebannt, den sie nicht lieben kann,
Dem ihre ersten Küsse nicht zu eigen.
Er führte lächelnd zum Altar sie fort,
Sie wurde bleich, der Priester sprach das Wort,
Ich aber stand dabei und mußte schweigen.

Und denk' ich d'ran, so kocht im Grimm mein Herz,
Und wie ein kaltes Eisen fährt der Schmerz
Mir durch die Brust, und jeder Trost versaget.
Darum bin ich so trüb', darum so wild.
Doch nun hinweg damit! — Das Glas gefüllt!
Beim Weine will ich schwärmen, bis es taget.

Winter in Athen.

Winter mit den eisgen Locken
War mir immer sonst so leid,
Denn er hielt mit seinen Flocken
Alle Freuden eingeschneit.

Wenn die Vöglein luftig sangen,
Wenn das Bächlein rauschend zog,
Kam er plötzlich hergegangen
Wie ein mürr'scher Pädagog:

„Vöglein, laßt das dumme Lärmen!
Lüfte, laßt das laue Wehn!
Bächlein, willst du ewig schwärmen?
Besser ist's, fein still zu stehn."

„Fort, du ausgelass'ne Erde,
Mit dem bunten Narrenkleid!
Daß dein Anblick ehrbar werde,
Halt' ich schon ein Hemd bereit."

„Und ihr andern wilden Rangen,
Blumenduft und Sonnenstrahl,
Keiner soll sich unterfangen
Mir zu stören die Moral."

Und die Blumen wurden selten,
Bächlein stand und Vogel schwieg,
Als der Pädagog mit Schelten
Auf den Eiskatheder stieg.

Digitized by Google

Schadenfroh mit arger Tücke
Schlug er in den luft'gen Wald,
Und es flob aus der Perrücke
Ihm ein Schneegewölk alsbald.

Und der Sturm, sein böser Husten,
Ließ sich hören weit und breit,
Und wir armen Menschen wußten
Nichts zu thun in solcher Zeit. —

Doch der Süden, o wie ist er
Doppelt nun mir lieb und werth,
Seit er diesen Erzphilister
Selber zur Vernunft bekehrt.

Nicht mehr in die enge Stube
Schließt mich jetzt der Januar,
Nein, er ward ein toller Bube,
Hat ein Auge groß und klar.

An den Bergeshängen springt er
Lustig hin im grünen Kleid;
In den hohen Lüften singt er,
Blumen streut er weit und breit.

Kommt einmal Gewölk gezogen,
Wurmt ihn gleich der dunkle Tand,
Und den bunten Regenbogen
Spannt er d'rauf mit leichter Hand.

Gänzlich hat er auch vergessen
Pädagogik und Moral,
Unter Palmen und Cypressen
Sonnt er müßig sich im Strahl.

Manchmal nur in seltnen Zungen
Schwatzt er von der Freude Macht,
Und von seinem Wort durchdrungen
Hab' ich dieses Lied erdacht.

Tannhäuser.

Wie wird die Nacht so lüstern!
Wie blüht so reich der Wald!
In allen Wipfeln flüstern
Viel Stimmen mannichfalt.
Die Bäche blinken und rauschen,
Die Blumen buften und glühn,
Die Marmorbilder lauschen
Hervor aus dunklem Grün.

Die Nachtigall ruft: Zurück! Zurück!
Der Knabe schickt nur voraus den Blick,
Sein Herz ist wild, sein Sinn getrübt,
Vergessen Alles, was er liebt.

Er kommt zum Schloß im Garten,
Die Fenster sind voll Glanz,
Am Thor die Pagen warten,
Und droben klingt der Tanz.
Er schreitet hinauf die Treppen,
Er tritt hinein in den Saal,
Da rauschen die Sammetschleppen,
Da blinkt der Goldpokal.

Die Nachtigall ruft: Zurück! Zurück!
Der Knabe schickt nur voraus den Blick,
Sein Herz ist wild, sein Sinn getrübt,
Vergessen Alles, was er liebt.

Die schönste von den Frauen
Reicht ihm den Becher hin,
Ihm rinnt ein süßes Grauen
Seltsam durch Herz und Sinn.
Er leert ihn bis zum Grunde,
Da spricht am Thor der Zwerg:
Der Unsre bist zur Stunde,
Dies ist der Venusberg.

Die Nachtigall ruft nur noch von fern,
Den Knaben treibt sein böser Stern,
Sein Herz ist wild, sein Sinn getrübt,
Vergessen Alles, was er liebt.

Und endlich fort vom Reigen
Führt ihn das schöne Weib,
Ihr Auge blickt so eigen,
Verlockend glüht ihr Leib.
Fern von des Fest's Gewimmel,
Da blühen die Lauben so dicht,
In Wolken birgt am Himmel
Der Mond sein Angesicht.

Der Nachtigall Ruf ist lang verhallt,
Den Knaben treibt der Lust Gewalt,
Sein Herz ist wild, sein Sinn getrübt,
Vergessen Alles, was er liebt. — —

Und als es wieder taget,
Da liegt er ganz allein;
Im Walde um ihn raget
Verwildertes Gestein.
Kühl geht die Luft von Norden
Und streut das Laub umher,
Er selbst ist grau geworden,
Und bang sein Herz und leer.

Er sitzt und starret vor sich hin,
Und schüttelt das Haupt in irrem Sinn,
Die Nachtigall ruft: Zu spät! zu spät!
Der Wind die Stimme von dannen weht.

Elegie.

O wie war mir daheim am nordischen Heerde die Freude
Ein willkommener zwar, aber ein seltener Gast!
Denn bald scheuchte der Nebel sie fort, der grau und verdrüßlich
Ueber das lachende Thal, über die Berge sich zog,
Bald vertrieb sie der lärmende Tag und das Dröhnen des Marktes,
Wo nur Jeder sich selbst, Keiner den Sänger vernahm;
Auch den Hörenden schwarm der wilden Genossen vermieb sie,
Und sie entfloh dem Gelag, fand sie die Cither verstimmt.
Manchmal nur, wenn im Arm der Geliebten sinnend sich ruhte,
Und ihr leuchtender Blick tief mir den Himmel erschloß,
Wenn wir in leisem Gespräch der rinnenden Stunden vergaßen,
Aug' in Auge versenkt, weilte die Liebliche gern.
Aber auch dann nur kurz. Bald kamen die schwatzenden Muhmen,
Vor dem geschäftigen Wort floh das verschüchterte Kind.
Wieder verstrichen darauf eintönige Wochen und Monde,
Und nach der Göttlichen Gruß blickte vergebens ich aus.
Glücklicher Süden, wie dank' ich es dir! Du hast die Entwöhne
Neu mir vereint und sie ganz mir zur Vertrauten gemacht.
Schreit' ich hinaus in's Gedieg, so sind' ich sie unter dem Lorbeer
Mein schon harrend; sie schläft, schön wie ein Mädchen, am Quell;
Aber sie hört des Nahenden Tritt; mit wehenden Locken
Springt sie empor, und zum Kuß hängt an den Lippen sie mir.
An das Gestade des Meers zum heiligen Schatten des Oelwalds
Leitet sie mich; sie besteigt mit mir den schwankenden Kahn;
Leis' auch führt sie den Hang mich empor zu den Trümmern des Tempels,
Wo noch das Marmorgesims über den Säulen erglänzt;
Und sie deutet mir dort die verwitterten Bilder, ergänzend
Mit lebendigem Wort, was die Barbaren zerstört.
Faunen erblick' ich im bachischen Tanz und trunkne Mänaden,
Hoch auf dem Panthergespann folgt mit dem Thyrsus der Gott;
Weiter verliert sich der taumelnde Zug; harmlosere Feste,
Wie sie Demeter gebeut, zeigt der gebildete Stein;
Hirten, mit Blumen bekränzt, und Jungfrau'n führen den Reigen,
Und im geläuterten Maß hebt sich und senkt sich der Fuß;
Sieh, dort stürmen auch Rosse heran. Die stäubende Rennbahn
Füllt sich mit Wagen, es strebt Jeder der Erste zu sein.
Lorbeern winken dem Sieger als Preis, doch schöner als Lorbeern
Lohnt ihm des Dichters Gesang, der ihm Unsterblichkeit schenkt.
Also deutet die Himmlische mir die Gebilde der Künstler,
Und ich erkenne, wie schön einst sie die Völker regiert;
Wie sie mit lächelndem Blick die rohen Gewalten gezügelt,

Digitized by Google

Wie sie die sprossende Kraft stets auf das Große gelenkt.
O da wird mir die Seele so weit, unendliche Sehnsucht
Faßt mich, mit bebendem Mund sprech' ich ein stilles Gebet:
Weile bei mir, du Schönste von allen den Töchtern des Himmels,
Mit sanft lenkender Hand führe durch's Leben mich hin,
Zeige besänftigend mir die rechten Bahnen, und dämpfe
Weise die Gluth, und wenn blind einst mich die Leidenschaft faßt,
O da kühle das brennende Haupt und kränz' es mit Rosen,
Bis mich der zögernde Gott still zu den Schatten entführt.

Gute Nacht.

Schon fängt es an zu dämmern,
Der Mond als Hirt erwacht,
Und singt den Wolkenlämmern
Ein Lied zur guten Nacht;
Und wie er singt so leise,
Da dringt vom Sternenkreise
Der Schall in's Ohr mir sacht.
Schlafet in Ruh, schlafet in Ruh!
Vorüber der Tag und sein Schwall,
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

Nun suchen in den Zweigen
Ihr Nest die Vögelein,
Die Halm' und Blumen neigen
Das Haupt im Mondenschein,
Und selbst des Mühlrads Wellen
Lassen das wilde Schwellen
Und schlummern murmelnd ein.
Schlafet in Ruh, schlafet in Ruh!
Vorüber der Tag und sein Schwall,
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

Von Thür zu Thüre wallet
Der Traum, ein lieber Gast,
Das Harfenspiel verhallet
Im schimmernden Pallast;
Im Nachen schläft der Ferge,
Die Hirten auf dem Berge
Halten um's Feuer Rast.
Schlafet in Ruh, schlafet in Ruh!
Vorüber der Tag und sein Schwall,
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

Und wie nun alle Kerzen
Verlöschen durch die Nacht,
Da schweigen auch die Schmerzen,
Die Sonn' und Tag gebracht;
Lind säuseln die Cypressen,
Ein seliges Vergessen
Durchweht die Lüfte sacht.
Schlafet in Ruh, schlafet in Ruh!
Vorüber der Tag und sein Schwall,
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

Und wo von heißen Thränen
Ein schmachtend Auge blüht,
Und wo in bangem Sehnen
Ein liebend Herz verglüht,
Der Traum kommt leis' und linde
Und singt dem kranken Kinde
Ein tröstend Hoffnungslied.
Schlafet in Ruh, schlafet in Ruh!
Vorüber der Tag und sein Schwall,
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

Gute Nacht denn all' ihr Müden,
Ihr Lieben nah und fern,
Nun ruh' auch ich in Frieden,
Bis glänzt der Morgenstern.
Die Nachtigall alleine
Singt noch im Mondenscheine
Und lobet Gott, den Herrn.
Schlafet in Ruh, schlafet in Ruh!
Vorüber der Tag und sein Schwall,
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

Auf dem Anstand.

An Ernst C.

Grau ist der Morgen, dreif'ge Nebel wallen,
Ein leiser Regen spinnt sich trüb' und kalt;
Die rothen Blätter seh' ich langsam fallen —
Jagdwetter schien's, d'rum zogen wir zu Wald.
Schon spürt die Meute fern, sie bellt im Suchen,
Und ihr Gebell verheißet gute Pirsch;
Ich steh' im feuchten Herbstlaub an den Buchen,
Gespannt die Büchse pass' ich auf den Hirsch.

Mich fröstelt — Solle' in meiner Weidmannstasche
Bei Blei und Pulver nicht Erquickung sein? —
Fürwahr, das ist die kordumflocht'ne Flasche!
Ein tücht'ger Zug! — Ha, das ist Cypernwein!
Heiß rinnt er durch die Adern, durch die Glieder —
Floß durch die Wipfel plötzlich Sonnenglanz?
Die griech'sche Feuertraube ruft mir wieder
Im Herzen wach die Bilder Griechenlands.

Zwei Jahre sind's! Ei wie so anders schaute
Wie froh der Herbst mir damals in's Gesicht!
Lau war die Luft, der tiefe Himmel blaute,
Die Feige schwoll, die Traub' im Sonnenlicht.
Da ließen matt noch von des Sommers Gluten
Mein Ernst, den Ernst wir in Athen zu Haus,
Und zogen durch des Inselmeeres Fluten
Zwei sel'ge Schwärmer abendtrauernd aus.

Gedenkst du, wie bei Paros durch die Brandung
Das Boot wir zwängten? — dämmernd stieg der Mond —
Und wie so schön uns dann die kühne Landung
Die rebumkränzte Marmorstadt belohnt?
Denkst du der Cithern, die die Nacht durchklangen,
Der Brunnen, die uns in den Schlaf gerauscht,
Und jenes Mädchens, das mit glüh'nden Wangen
Für leichten Schmuck Orangen uns vertauscht?

Denkst du an Naxos noch? Ich seh' sie liegen
Die Klöster und das Schloß auf hohem Stein,
Den Säulenhof, wo sich die Palmen wiegen,
Die Felswand übergrünt von eitel Wein,
Das reiche Thal, in dessen bucht'ge Weiten
Ein buntgezäumtes Saumthier leicht uns trug;
Da blinkten Becher rings, da klangen Saiten,
Fürwahr, es war ein neuer Bachuszug.

Und als wir sonnverbrannt mit staub'gen Ballen
Zur Ruh verlangten nach der heißen Fahrt,
Da nahm uns in die kühlen Klosterhallen
Der wackre Pater mit dem langen Bart.
Hoch über'm Meer auf seinem Laubensitze
Wie schollen unf're Lieder da so frisch,
Wie floß der Quell des Nektars und der Witze
So unerschöpft am sauber'n Abendtisch!

Dort saß der Bischof, dort der Kapuziner,
Wir zwei Poeten lustig mittendrin;
Schlauächelnd stellte der slavon'sche Diener
Uns beiden stets die vollen Flaschen hin.
O Jubel, wie wir einst im Mönchsrefectorie
Gezecht, bis jenen die Geduld selbst riß,
Und wie wir dann noch voll von süßem Weine
Verdeutscht das Trinklied des Panpafis!

Und mußten auf dem Chor die Priester säumen,
Dann suchten wir die Gärten am Gestad,
Schlaftrunken wob's in den Citronenbäumen,
Die stille Felsbucht rief zum lauen Bad;
Dazu ein Trunk, ein Lied — so floß der Morgen,
Es kam gefärbt die duft'ge Nacht daher,
Wir lebten, schwärmten — zwischen unsern Sorgen
Und zwischen unsern Herzen lag das Meer.

Digitized by Google

Nur einſt — ein Sonntag war's, die Glocken gingen —
Da dachten wir an Hübecks Glockenklang,
Der Vaterſtadt — und an den Wimpern hingen
Uns plötzlich Thränen, und wir ſchwiegen lang.
Ein Luftſchloß baut' ich für der Zukunft Stunden,
So golden war's. Die Bruſt ſchlug heimathwärts —
Ach, was ich damals träumte, nicht gefunden
Hab' ich's daheim — es war ein arger Schmerz.

Doch heilt er ſchon. Die Saiten, die zerſprungen,
Zu ew'ger Stummheit ſind ſie bald gedämpft.
Ich habe mir in Nächten bang durchrungen
Das ſchwere Gut der Heiterkeit erkämpft.
Du ſollſt es am Geſang aus meinem Munde
Kaum ſpüren, welche Hoffnung von mir ſchied,
Und deckt ſie einmal auf, die alte Wunde,
Laß bluten — auch der Schmerz will ja ſein Lied.

Muth! Muth! Dem Leid, der Luſt die Stirn' entgegen!
Die Welt iſt immer noch des Schönen voll,
Ein kühnes Ringen gilt's auf meinen Wegen,
Ich ward ein Mann, und fühle was ich ſoll.
Ob's wieder Täuſchung? — Doch genug! Der Hunde
Gebell klingt nah — der Fels antwortet hohl,
Ein Schuß und wieder einer fällt im Grunde —
Der Hirſch bricht durch die Büſche — Lebewohl!

Lieder eines fahrenden Schülers.

Zu Volksweiſen.

I.

Kein Tröpflein mehr im Becher,
Kein Geld im Säckel mehr —
Da wird mir armen Zecher
Das Herze gar ſo ſchwer.
Das Wandern macht mir Pein,
Weiß nicht wo aus, noch ein;
In's Kloſter möcht' ich gehen,
Da liegt ein kühler Wein.

Ich zieh' auf dürrem Wege,
Mein Rock iſt arg beſtaubt,
Weiß nicht, wohin ich lege
In dieſer Nacht mein Haupt.
Mein' Herberg' iſt die Welt,
Mein Dach das Himmelszelt;
Das Bett, darauf ich ſchlafe,
Das iſt das breite Feld.

Ich geh' auf flinken Sohlen,
Doch ſchneller reit't das Glück;
Ich mag es nicht einholen,
Es läßt mich arg zurück.
Komm' ich an einen Ort,
So war es eben dort,
Da kommt der Wind geflogen,
Der pfeift mich aus ſofort.

Ich wollt', ich läg' zur Stunde
Am Heidelberger Faß,
Den off'nen Mund am Spunde,
Und träumt' ich weiß nicht was.
Und wollt' ein Dirnlein ſein
Mir gar die Schenkin ſein:
Mir wär's, als ſchwämmen Roſen
Wohl auf dem klaren Wein.

Ach, wer den Weg doch wüßte
In das Schlaraffenland!
Mich dünket wohl, ich müßte
Dort finden Ehr' und Stand.
Mein Muth iſt gar ſo ſchlecht,
Daß ich ihn tauſchen möcht';
Und ſo's Dukaten ſchneite,
Das wär' mir eben recht.

II.

Es ſtiegt manch Vöglein in das Neſt,
Und ſtiegt auch wieder heraus;
Und biſt du 'mal mein Schatz geweſt,
So iſt die Liebſchaft aus.
Du haſt mich ſchlimm betrogen
Um ſchnöden Geldgewinn —
Viel Glück, viel Glück zum reichen Mann!
Geh du nur immer hin!

Viel Blümlein ſtehn im hohen Korn
Von roth und blauer Zier,
Und haſt du eins davon verlor'n:
So ſuch' ein and'res dir.
Glaub' nicht, daß ich mich gräme
Um deinen falſchen Sinn —
Ich find' ſchon einen andern Schatz;
Geh du nur immer hin!

III.

Herr Schmied, Herr Schmied, beſchlagt mir mein Rößlein,
Und habt ihr's beſchlagen, ſo macht mir ein Schlößlein,
Ein Schlößlein ſo feſt und ein Schlößlein ſo fein,
Und muß bei dem Schlößlein ein Schlüſſel auch ſein.

Das Schlößlein das will ich vor's Herze mir legen,
Und hab' ich's verſchloſſen mit Kreuz und mit Segen,
So werf' in den See ich den Schlüſſel hinein,
Darf nimmer ein Wort mehr heraus noch herein.

Denn wer eine ſelige Liebe will tragen,
Der darf es den alten Jungfern nicht ſagen,
Die Dornen, die Diſteln die ſtechen gar ſehr,
Doch ſtechen die Altjungfernzungen noch mehr.

Sie tragen's zur Baſ' hin und zur Frau Gevattern,
Bis daß es die Gänſ' auf dem Markte beſchnattern,
Bis daß es der Ent'rich bereb't auf dem See,
Und der Kuckuk im Walde, und das thut doch weh.

Und wär' ich der Herrgott, ſo ließ ich auf Erden
Zu Dornen und Diſteln die Klatſchzungen werden,
Da fräß' ſie der Eſel und hätt's keine Noth,
Und weinte mein Schatz ſich die Augen nicht roth.

Minnelied.

Es giebt wohl Manches was entzücket,
Es giebt wohl Vieles was gefällt,
Der Mai, der ſich mit Blumen ſchmücket,
Die güld'ne Sonn' im blauen Zelt.
Doch weiß ich eins, das ſchafft mehr Wonne,
Als jeder Glanz der Morgenſonne,
Als Roſenblüt' und Lilienreis;
Das iſt getreu im tiefſten Sinne
Zu tragen eine fromme Minne,
Davon nur Gott im Himmel weiß.

Wem er ein ſolches Gut beſchieden,
Der freue ſich und ſei getroſt,
Ihm ward ein wunderbarer Frieden,
Wie wild des Lebens Brandung toſt.
Mag alles Leiden auf ihn ſchlagen:
Sie lehet ihn nimmermehr verzagen,
Sie iſt ihm Hort und ſichrer Thurm;
Sie bleibt im Labyrinth der Schmerzen
Die Fackelträgerin dem Herzen,
Bleibt Lenz im Winter, Ruh' im Sturm.

Doch ſuchſt umſonſt auf irrem Pfade
Die Liebe du im Drang der Welt,
Denn Lieb' iſt Wunder, Lieb' iſt Gnade,
Die wie der Thau vom Himmel fällt.
Sie kommt wie Nelkenduft im Winde,
Sie kommt, wie durch die Nacht gelinde

Digitized by Google

Aus Wolken fließt des Mondes Schein;
Da gilt kein Ringen, kein Verlangen,
In Demuth magst du sie empfangen,
Als kehrt' ein Engel bei dir ein.

Und mit ihr kommt ein Bangen, Zagen,
Ein Träumen aller Welt versteckt;
Mit Freuden mußt du Leide tragen,
Bis aus dem Leid ihr Kuß dich weckt;
Dann ist dein Leben ein geweihtes,
In deinem Wesen blüht ein zweites,
Ein reineres voll Licht und Ruh;
Und todesfroh in raschen Fluten
Fühlst du das eigne Ich verbluten,
Weil du nur wohnen magst im Du.

Das ist die köstlichste der Gaben,
Die Gott dem Menschenherzen giebt,
Die eitle Selbstsucht zu begraben,
Indem die Seele glüht und liebt.
O süß Empfangen, sel'ges Geben!
O schönes Ineinanderweben!
Hier heißt Gewinn, was sonst Verlust;
Je mehr du schenkst, je froher scheinst du,
Je mehr du nimmst, je sel'ger weinst du —
O, gieb das Herz aus deiner Brust!

In ihrem Auge deine Thränen,
Ihr Lächeln sonst um deinen Mund,
Und all' dein Denken, Träumen, Sehnen,
Ob's dein, ob's ihr, dir ist's nicht kund.
Wie wenn zwei Büsche sich verschlingen,
Aus denen junge Rosen springen,
Die weiß, die andern roth erglüht,
Und keiner merkt, aus wessen Zweigen
Die hellen und die dunkeln steigen:
So ist's; du fühlest nur: Es blüht.

Es blüht; es ist ein Lenz tiefinnen,
Ein Geisteslenz für immerdar,
Du fühlst in dir die Ströme rinnen
Der ew'gen Jugend wunderbar.
Die Flammen, die in dir frohlocken,
Sind stärker, als die Aschenflocken,
Mit denen Alter droht und Zeit;
Es lernt umsonst der Tod den Becher,
So trinkst du aus der Liebe Becher
Den süßen Wein: Unsterblichkeit.

Spät ist es — hinter dunkeln Gipfeln
Färbt golden sich der Wolken Flaum,
Tieferöthlich steigt aus Buchenwipfeln
Der Mond empor am Himmelssaum.
Der Wind fährt auf in Sprüngen, losen,
Und spielet mit den weißen Rosen,
Die rankend blühn am Fenster mir;
O säusele, säusele fort, ihr Lüfte,
Und trag getaucht in Blumendüfte
Dies Lied und meinen Gruß zu ihr!

Karl Gerber

wurde am 1. Octbr. 1792 in Kassel geboren. Schon in seinem siebenten Jahre verfaßte er eine lateinische Rede über den Werth der Freundschaft. Er besuchte die Schule in Rinteln, und nach seiner Confirmation 1807 thaten ihn die Aeltern in das Handlungshaus eines Verwandten nach Bremen. Hier blieb er nur wenige Wochen, kehrte nach Rinteln zurück und studirte daselbst die Rechte. Als 1809 die Universität aufgehoben wurde, kam er in das Büreau des Steuerdirectors von Madai in Osnabrück. 1811 wurde G. in der Präfectur zu Marburg angestellt, in welcher Stellung er bis Ende 1812 blieb. Den größern Theil des Jahres 1813 verlebte er in den Bädern zu Nennborf, und erhielt nach Rückkehr der alten Ordnung eine provisorische Beschäftigung als Kantonsbeamter und im Etappenwesen, doch auch diese hörte 1814 auf. Von dieser Zeit an widmete er sich diplomatischen Studien. Zu Anfang des Jahres 1816 wurde er kurhessischer Gesandtschaftssecretair in Frankfurt und 1821 als Kreissecretair nach Frankenberg versetzt. Er gab heraus neben vielen staatswissenschaftlichen, nicht hieher gehörigen Schriften:

Epheublätter. Geschichtliche Erzählungen, Novellen, Sagen, Mährchen, Arabesken u. Humoresken. 2 Bde. gr. 12. Marburg 1841. Elwert.

Eine sehr interessante und reichhaltige Sammlung, welche einen Beweis von der Vielseitigkeit, dem geistigen Reichthum und der anmuthigen Darstellungsweise des Verfassers liefert.

Georg Gottfried Gervinus

wurde am 20. Mai 1806 in Darmstadt geboren, besuchte bis zu seinem 13. Jahre das Gymnasium seiner Vaterstadt und erhielt Privatunterricht. Da er wenig Anlagen für die Wissenschaften zu haben schien, so that ihn sein Vater nach seiner Confirmation als Lehrling in eine Ausschnitthandlung in Darmstadt, wo er auch seine dreijährige Lehrzeit aushielt und zwei Jahre als besoldeter Commis diente. Da er theils durch den Besuch des Theaters, theils durch den unmäßigen Gebrauch einer Leihbibliothek seine Geschäfte vernachlässigte, so wurde er entlassen. Durch den ausdauernsten Privatfleiß holte er bald die versäumten Elementarkenntnisse nach, und ergänzte vollkommen die Mängel seiner Schulbildung und ging nach Gießen, um Philologie und Philosophie zu studiren. Nachdem er ein Jahr in Gießen verweilt hatte, begab er sich nach Heidelberg und widmete sich daselbst historischen Studien. Nach Beendigung des akademischen Cursus übernahm er eine Lehrerstelle an einer Erziehungsanstalt in Frankfurt a. M., die er jedoch bald wieder aufgab, um nach Heidelberg zurückzukehren, wo er sich als Privatdocent habilitirte und zugleich Hofmeister in einer schottischen Familie wurde. 1832 unternahm G. eine Reise nach Italien, wo er 8 Monate verweilte. Erst 1835 erhielt er eine außerordentliche Professur; bald darauf ging er in Folge eines Rufes als ordentlicher Professor nach Göttingen. Am 14. Dec. 1837 wurde G.

Digitized by Google

wegen Protestation gegen Aufhebung des hannoverschen Staatsgrundgesetzes seines Amtes entsetzt und, weil er die Protestation veröffentlicht hatte, gezwungen, das Land binnen drei Tagen zu verlassen. Hierauf lebte er einige Zeit in Darmstadt und Heidelberg und ging 1838 nach Italien. Später erhielt er eine ordentliche Professur der Geschichte in Heidelberg, die er gegenwärtig noch mit großem Erfolge bekleidet.

Er gab heraus:

Historische Schriften. 1. Bd. Einzelne Abhandlungen. 2—6. Bd. auch unter dem Titel:

Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen. 3 Thle. 2. umgearb. Aufl. Mit einem Register über das ganze Werk (enthält circa 5000 Artikel). gr. 8. Leipzig (1835—41.) 1840—44. W. Engelmann.

1. Thl. Von den ersten Spuren der deutschen Dichtung bis gegen das Ende des 13. Jahrh. (1835.) 1840.
2. Thl. Von dem Ende des 13. Jahrh. bis zur Reformation. Mit einem Namen- u. Sachregister. (1836.) 1842.
3. Thl. Vom Ende der Reformation bis zu Gottsched's Zeiten. Mit einem Namen- u. Sachregister. (1838.) 1842.
4. 5. Thl. Neuere Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen. 2 Thle. 1843. u. 44.
   1. Thl. Von Gottsched's Zeiten bis zu Göthe's Jugend. (1840.) 1843.
   2. Thl. Von Göthe's Jugend bis zur Zeit der Befreiungskriege. Mit einem Register über das ganze Werk. (1841.) 1844.

Handbuch der Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen. 3. Ausg. gr. 8. Ebend. (1842.) 1844.

Außerdem hat G. noch viele Abhandlungen in verschiedenen deutschen Zeitschriften, sowie einzelne Monographien veröffentlicht.

Was Gervinus als Historiker zu leisten anstrebt, das hat er selbst in der Forderung, die er an denselben stellt, ausgesprochen, indem er sagt: „Wer heute nicht versteht, den Geist fremder Zeiten und Nationen wie seinen eigenen zu fassen, sich jeder Beschränktheit in Religion und Volksthümlichkeit völlig zu entäußern, wer das Leben vergißt über dem Buche und des Buches Geist über dem Worte, wer die Geschichte der Menschheit versäumt über der der einzelnen Völker und Zeiten, wer nicht das Ganze umfaßt und mit gleich großer Kühnheit und Sicherheit das Treiben von Jahrhunderten mit einem Blicke überschlagen kann, sondern am kleinen Maße seiner persönlichen oder nationellen, seiner gelehrten oder dogmatischen Beschränkung die Welt ausmessen will, der darf nicht wagen nach der Palme in der Geschichtschreibung zu ringen." — Daß er mit allen seinen Kräften nach der Lösung dieser großartigen Aufgabe rinne und daß er in Allem, wo es von seinem ehrenfesten Charakter und seinem gründlichen Wissen allein abhängt, dies erreicht habe, kann ihm selbst sein erbittertster Gegner nicht streitig machen. Seine Schriften sind der Spiegel seiner Persönlichkeit und das Resultat seines ganzen Wesens und Strebens, daher aber auch nicht immer von Einseitigkeit und Ungerechtigkeit frei, obwohl selbst solche Urtheile, die den entschiedenen Einfluß rein subjectiver Auffassung nicht verleugnen können, bei ihm stets in den edelsten Motiven ihren Ursprung finden. — Sein Styl hat etwas Eintöniges und daher Ermüdendes, doch nimmt dies immer mehr und mehr ab, jemehr ihm vergönnt wird, nach Bewältigung des Stoffes auf die Form Rücksicht zu nehmen.

Jean Paul.

Jean Paul Friedrich Richter (aus Wunsiedel 1763—1825) fällt zwar mit der Blüthe seiner Schriftstellerei erst an die Scheide der Jahrhunderte; er wurzelte aber mit seiner Jugend fest in den Zeiten, wo sich die große Spaltung der Genialitäten und der Rationalen kund that. Alle Elemente dieser Periode, alle ihre Dissonanzen und Widersprüche, die Herzlosigkeit der Satyre, die überschwengliche Weichheit der Empfindung, die „Gemsensprünge" einer zügellosen Phantasie, die nüchternen Ansichten eines gesunden Verstandes, Reizbarkeit und Zähigkeit der Natur, Poesie und Wissenschaft, Liebe und Haß der Welt, Ideal und Resignation schien sich in dem Einen Mann wie in einem Gefäße zu sammeln und in einen gewissen Körper zu verbinden. Die wenigsten Zeitalter dürften geeignet sein, eine ähnliche Gestalt wieder einmal aus den gleichen Bestandtheilen darzustellen, die wenigsten Menschen, wenn sie auch aller einzelnen Elemente mächtig wären, ihn nur in der Beurtheilung zu reproduciren, weil der Versuch in den meisten Fällen mißglückt, in die heterogenen Theile den bindenden elektrischen Funken zu schlagen, zu dem vielseitigen Charakter den springenden Punkt zu finden, ohne den, nach Jean Pauls eigner Bemerkung, sein Charakter Leben und Bewegung hat. Der erste Bildungsschuß dieses Mannes war auf einem empfänglichen und fruchtbaren Boden gleich anfangs so mächtig, daß nach seiner Vollendung der Wuchs stillstand; und daher kam es, daß in Jean Paul viele Eigenheiten jener revolutionären Periode bis ins 19te Jahrh. herüberragten, wo eine ähnlichgestimmte Jugend ihm vorzugsweise gern die Hand reicht; daher kam es, daß die Schriften dieses Mannes einer Gattung angehörten, die damals cultivirt, nachher vergessen ward, daß sie spät und frühe eine entschiedene Gleichartigkeit trugen und einen solchen geschichtlichen Fortgang, solche Perioden der Bildung, wie wir sie bei Göthe und Schiller in aller Schärfe getrennt haben, gar nicht darbieten. Diese große Uniformität in Jean Pauls Bildung würde sich noch schlagender darlegen, wenn wir sein Leben von ihm selbst beschrieben besäßen. Er hat bekanntlich nur den Anfang gemacht, „Wahrheit aus Jean Pauls Leben" zu berichten; aber auch aus diesem Fragmente ersehen wir hinlänglich, daß er weder der Mann war, eine Geschichte seiner selbst zu schreiben, noch daß er eine eigentliche Geschichte zu schreiben hatte, da sein ganzes Leben nur eine Reihe von idyllischen Zuständen zeigt, ohne merkliche Influenzen der Zeit, oder eines wechselvollen Schicksals, oder eines wandelsüchtigen Geistes. Seine Biographie, die schon auf dem Titel mit einem Stiche auf Göthes Dichtung und Wahrheit nur Wirklichkeit zu berichten versprieß, würde darum weit entfernt gewesen sein, eine pragmatische Geschichte zu liefern, wie Göthe that; sie hat kaum in etwas von seinen Romanen, in denen er lebhaft das deutsche Kleinleben schildert, unterschieden haben. Nicht als ob er nicht in Wahrheit Wahrheit erkete, nicht als ob die Dichtung, mit der er sein Leben durchflechten wollte, dieser Wahrheit Abbruch gethan haben würde, allein in seiner Geschichte würde sich nach den ersten Jahrzehnten noch schon während dieser lauter Bestand und Beharren gezeigt haben, kein Fortgang; man würde keine unmittelbarere Kenntniß seines Wesens erhalten, als man sie schon durch seine Werke besitzt, die nur das genaue Abbild seines innern Lebens sind. Die Verhältnisse wirkten wenig auf den einmal geformten Charakter ein, und daher tadelt er Göthen um die Aeußerung, daß der Mensch um jedes Jahrzehent sich ändere; er streitet gegen die Möglichkeit, einen Autor aus den Umständen zu erklären; der Mensch sei sein eignes Licht und Schein, sagt er im Gegensatze zu Göthe, der nichts übrig zu behalten fürchtete, wenn er sich nehme, was ihm die Verhältnisse und die Menschen gegeben. Er gesteht damit ein, daß er keine Fähigkeit zum eigentlichen Biographen hatte, wie gern er den poetischen spielte; er bekennt es auch gradezu, daß er von sich selbst nicht gekannt sei; er benutzt die Jugendbeschichte, die er schrieb, durchaus nicht zu den pragmatischen Zwecken aller der humoristischen Biographen, daß er in den Zügen derselben das Vorleben des spätern Menschen nachwiese, Alles selbst vereinzelt, in eine Reihe gestellt ohne nothwendige Ordnung oder einen bestimmten Zweck. Wie in seinen Romanen die Erzählung dürftig ist, die Reflexion breit, so würde es hier gewesen sein. Er hat keinen Sinn für Thatsachen, denn, sagt er, ich kann tausend auslassen und tausend anführen und doch weder in jenen noch in diesen ein rechtes Urtheil begründen. Aber der rechte Historiker kann zehn anführen und mit diesen ausreichen, was er sich nicht mit tausend getraute.

Ich versuche dieses Geschäft, ohne für diesen rechten Historiker gelten zu wollen, und ohne mich über die große Schwierigkeit zu täuschen. Bei einem Schriftsteller wie Jean Paul, der nach einer von Lichtenberg treffend gefundenen Bemerkung alles Interesse von seinen Werken ab auf sich selbst und seinen Geist lenkt, der so ganz mit seiner Person vordrängt und die Theilnahme an seinen Geschichten und Charakteren verdrängt, ist nichts natürlicher, als daß jeder Beurtheiler, wie es in der That ist, gleich gegen oder für die Persönlichkeit mehr Partei nimmt, als für oder gegen die Schriften an sich, und daß, wie der Autor pathologisch schreibt, so das Urtheil über ihn pathologisch und

Digitized by Google

leidenschaftlich wird. Jean Paul selbst hat sich über den Mangel competenter Kritiker und Beurtheiler seiner Werke oft beschwert, und es ist manchmal, als ob er diesem Mangel selbst habe abhelfen wollen, indem er bald in scherzhaftem Lobe unter tausend Wendungen auf seine z. Th. vergessenen Opera wieder hinweist, bald seine eignen Fehler aufdeckt und dann beweist, daß es ihm gelegentlich an richtiger Selbstkritik weniger fehlt, als an dem factischen Nachdruck, der eine willenskräftige Einsicht begleitet haben würde. Jean Paul klagte vielfach, daß er nichts als decidirte Lober und Tadler gefunden habe, daß seine kältesten Leser ihn keiner Verbesserung für fähig gehalten, seine wärmsten keiner für bedürftig. Dieß ist so wahr, daß wir unter seinem Publikum nie andere als solche partheite Leser gewahren: Männer, wie Göthe und Schiller, die er nicht anders als mit einem anfänglichen wunderlichen Eindruck afficirte, und Andere, wie Fr. v. Oertel, dem er ein Apostel schien, der schon denen gram war, die ihn nur kunstmäßig loben wollten; sentimentale Damen, die die Locken seines Pudels auf der Brust tragen, und dürre Weltmänner, denen ihre Frauen witzig nachsagten, sie liebten den Dichter so wenig, daß sie nie eine Zeile von ihm gelesen hätten. Selbst dieser Witz enthält so viel natürliche Wahrheit! Wer ein gewisses Alter überschritten hat, wer von einer Lectüre seinem Verstande Rechenschaft geben will, den wird Jean Pauls Schreibart in kürzester Zeit anwidern, und er wird, ohne weiter gelesen zu haben, sein Urtheil bald fixiren dürfen. Wer in idealen Jugendträumen schwärmt, wen ein gesteigertes Sittlichkeitsgefühl zu dem Dichter führt, der mit Herder gegen die licentiösen Poeten eiferte, „die zerstörten Zerstörer, die die Zahl der Sünder, nicht der Dichter vermehren", Frauen und Jünglinge, die „am Setzstade des Zeigefingers" über die dunkeln und wunderlichen Stellen seiner Schriften wegspringen, die von dem Exemtionsdecret und der Erlaubniß Gebrauch machen, die ihnen der Autor selbst gab, seine Satyren zu überhüpfen, solche werden sich durch keinen Einwurf ihre Gefühle stören lassen, und sie zu heilen, ist bei den Lesern das beste Mittel die Reife der Jahre, bei den Leserinnen, daß man sie ersucht, ihre Lieblingswerke Wort für Wort laut vorzulesen und möglichst zu erklären. Dieß letztere Mittel hätte vielleicht, da wir doch kein Publikum hatten, das mit einem entschiedenen Geschmacke im Großen dem excentrisch-originalen Autor entgegengetreten wäre, ihn selbst aufmerksam machen können, wie sehr er das Bessere sah und dem Schlimmern folgte; er konnte selbst das Vorlesen nicht leiden und machte sich schwerlich je deutlich warum nicht; er arbeitete in strenger Einsamkeit vor sich hin, ohne sich im Geringsten mitzutheilen. In dem Streit über seine Qualitäten fragt er sich, welcher Meinung ein Autor anhängen solle, und findet, am schicklichsten seiner eignen. Daraus folgte denn zuletzt wohl natürlich, daß die Nation endlich auch ihre Parthie ergriff; sie wird ihn nie zu ihren gefeierten Dichtern in Eine Linie stellen, das werden die Verleger dee Werke am besten bezeugen können. Die Tadler werden immer die Ueberhand behalten, und schon darum, weil die meiste Unpartheilichkeit fast nothwendig auf ihrer Seite sein muß. Denn der beste Beurtheiler von Jean Paul wird der sein, der einmal mit ihm geschwärmt, und dann sich gefaßt hat, der die möglichst vielen Saiten, die seine Schriften berühren, in sich anklingen hörte und sich Rechenschaft von seinen guten Eigenschaften geben kann, ohne für seine üblen blind zu bleiben; es ist aber gar kein denkbarer Fall, daß ein Tadler Jean Pauls zu seinem Lobeedner werde, sein Lobredner wird im natürlichen Gang der Dinge zuletzt zum Tadler. Eine Mitte zu halten, ist bei einem Schriftsteller, der selbst keine Mitte gehalten hat, fast unmöglich.

Jean Paul war in unendlich kleinen und beschränkten Verhältnissen aufgewachsen. Ohne Schule, ohne Unterricht, ohne Umgang blieb er in seiner Kindheit einer überschwenglichen Phantasie überlassen, die in der idyllischen Leere umher nichts als unbestimmte Sehnsuchten in ihm weckte, die ihn mit Geisterfurcht und andern dunklen Vorstellungen füllte, deren Verarbeitung ihn in stiller Verschlossenheit beschäftigte; die Einsamkeit des Dorfs, „die Theilnahme an Jedem, der wie ein Mensch aussieht, brütete eine verdichtete Menschenliebe, die rechte Schlagkraft des Herzens", vielleicht eine zu warme, in dem Knaben aus, und alle diese wenigen und regen Eindrücke wuchsen in seinem beschäftigten Innern zu einem unendlichen Stillleben, wie in Jung Stilling, der in ähnlichen Lagen seine Kindheit verbrachte und die ähnliche Liebe zu dieser ersten Zeit in sich festhielt. Als er mit 12 Jahren nach Schwarzenbach kam, fiel er plötzlich in einen vielartigen Unterricht, wo er fliegende Fortschritte machte; er sprang vom Latein zum Griechischen und Hebräischen und fing gleich als Knabe an, sich weitläufige Notizen zu machen, die Liebhaberei für das Kleinwesen auch der Gelehrsamkeit in sich auszubilden. Die Glut der Empfindungen, die Träume der Phantasie fanden hier neben den Schulpflichten noch Raum genug; er las Romane und den älteren Robinson; er trug eine stille kindliche Liebe in sich; er ging, sobald er Clavierunterricht empfing, dem Phantasiren, der „Selbstfreilassung" nach; nur was sonst des lernbegierigen Knaben liebste Thätigkeit zu sein pflegt, was ihm einen gesunden Erwerb von Kenntnissen sichert, der ihn von Phantasmen und von den Trockenheiten des meisten Schulunterrichts gleich entfernt hält, Geschichte, Geographie und klassische Literatur blieb Jean Paul nicht allein damals, sondern auch durch sein ganzes Leben hin so gut wie fremd. Als er 1779 Leipzig beziehen sollte, traf ihn plötzliche und völlige Verarmung durch den Tod seines Vaters; dieß nöthigte ihn auf Erwerb zu sinnen und er fiel auf die leidigste Quelle, die Schriftstellerei. Er hörte nun keine Collegien, las keine Bücher, als solche, die ihm für seine Zwecke gleich nützlich waren, er eignete sich nur das Homogene daraus an, er wandte also den ersten innersten Fleiß des Alters, das die Grundlage zur ferneren Bildung legt, nur dazu an, die schon fertige Richtung seines Geistes mit einer Masse gleichartiger Elemente zu verstärken, nicht dem noch lenkbaren Geiste vergleichend und versuchend eine zusagende Richtung zu finden. Bei dieser Thätigkeit gewahren wir zugleich schon in seinem 17—18ten Jahre eine Frühreife, die von einem ungemein energischen innern Jugendleben zeugt, und die es uns erklärt, daß Jean Paul den Geist der Jugend festhielt, den Sinnes- und den Empfindungskreis der Jugend, der den meisten Menschen dunkel verläuft und verloren geht, mit einer merkwürdigen Klarheit des frühen Bewußtseins auffaßte und ihn, der seiner Natur nach der Dämmerung angehört, eben so oft an das helle Licht zog, als er ihn anderemale von diesem natürlichen Dunkel umhüllt läßt. Der Charakter der Juvenilität blieb bei ihm von seiner ersten Fixirung an feststehen, und erklärt uns sein Wesen und seine Schriften so, wie Herder in ähnlicher Weise die eigenthümliche Entwicklung der Swedenborg und Zinzendorf erklärte, und wie wir Lavaters originale Eescheinung erklären können.

Unendlichemale hat Jean Paul seine Aussprüche über den Werth seiner Jugend wiederholt und variirt. Er sah auf nichts Zauberischeres zurück als auf das innere Leben jener Zeit, die äußerlich die gedrückteste war, die leicht ein Jüngling ertragen; er sehnte sich immer nach den bescheidenen Phantasien dieser bedürfnißvollen Zeit zurück, wo das Schicksal mit dem Wenigsten, mit einem unbedeutenden Mädchen, mit etwas Musik und Mondschein sein Herz seliger machen konnte, als später mit Millionen. Er wollte aus seinen spätern Jahrzehnten alle Güter, die diesen eigenthümlich sind, gern hingeben, aber keines aus dem zweiten; den Himmel, den man ihm dadurch umwölkte, könne ihm Niemand wiederbringen. Mit allen Leiden seines spätern Alters vermischte sich ihm seine Jugend; sie benahm ihnen ihr Schmerzhaftes, sagt er, und verwandelte sie in süße Melancholie; die Kindheit mußte ihm mit der Vergangenheit oft Gegenwart und Zukunft ersetzen. Wie vielmal blickte er mit schmerzlicher Sehnsucht auf jene lächerliche und reine heilige Zeit zurück, wo er sovielmal „dummer und glücklicher, und närrischer und tugendhafter, wo er noch nicht aus dem Jugendparadiese herausgejagt war!" Und das schien ihm die Bestimmung des Dichters, oder doch der Charakter des Dichters zu sein, daß er ein ewiger Jüngling bleibe, daß er „das, was andere Menschen nur einmal sind, nämlich verliebt, oder nur nach dem Pontak, nämlich berauscht, den ganzen Tag, das ganze Leben hindurch sei." So ist denn wohl erklärlich, daß Jean Pauls Werke so viele Reminiscenzen aus seiner eignen Jugendgeschichte enthalten, wie daß seine Jugendgeschichte wieder ganz gleich einem Roman klang. Wie Hippel trug er sein Leben, und vorzugsweise das Leben seiner Jugend in seine Schriften. Er fand, daß alle Autoren ihre Helden nach sich selber gestalteten; ja nicht allein schnitt er seine Geschichten nach seinen eignen Erlebnissen zu, er wollte auch bemerkt haben, daß das Schicksal nach dem Plan seiner Erzählungen seine eigne Geschichte formte. Er bezeichnete nach der Reihe die Abdrücke der Wirklichkeit in seinen Dichtungen selbst: „was von Fixleins Treibjagd in einer hebräischen Foliobibel nach größeren, kleineren, umgekehrten Buchstaben geschrieben steht, läßt sich wörtlich mit allen Umständen auf sein eignes Leben anwenden"; seinen Haus- und Winkelsinn bildete er im Wuz, Fibel u. A. ab, die mächtigen Flüge seiner in Einsamkeit rege gewordenen Phantasie in dem Helden der unsichtbaren Loge; in den Flegeljahren zertrennte er sich in Vult und Walt, und er hatte in den Vorfällen bei seinen Erstlingsdrucken alle die kleinen Thorheiten durchgemacht, die er dort in Walten schildert; im Titan erschöpfte er die Ideale seines Herzens und schuf das Innerste seiner Seele so darin nach, daß ihn später die Lectüre dieses Werkes zu stark ergriff; die Glut seiner Freundschaftsliebe hauchte er den Victor und Albano ein; und seine Freunde erschienen idealisirt und gesteigert in der Gruppe seiner Charaktere. Manches Harte in dem Bau seiner Romane, das die Gemüther beleidigte, die er zart gewöhnt hatte, entschuldigte er mit der eckigen Wirklichkeit, die ihn ähnliche Härten erleben ließ, welche im bloßen poetischen Reflex, meinte er, leichter zu ertragen sein müßten. Dieß ist derselbe ästhetische Realismus, den wir bei

Digitized by Google

den humoristischen Schriftstellern so häufig finden, und er ist verbunden mit dem allgemeinen Spiritualismus und Idealismus, den Jean Paul wie so viele unter dieser Klasse in das Leben selbst hineintrugen.

Und dieß eben, weil er die Welt nur aus dem Gesichte der Jugend ansehen mochte, die Alles idealisirt, und die eben darum in der Poesie gern einmal um die Wahrheit das Ideal preisgibt. Wenn man sich von Allem, was uns in Jean Pauls Werken mit besonderm Nachdruck behandelt, was uns fremdartig und eigenthümlich in seinen Meinungen, was uns als Lieblingsgegenstand seiner Muse erscheint, deutlich Rechenschaft gibt, so sieht man klar, daß es vorzugsweise solche Eigenheiten sind, die der Jugend natürlich, die ihr wichtig sind, und daß sie sich darum so auffällig ausnehmen, weil sie in einem ungeziemenden Alter festgehalten und darum in einer extremen Weise ausgebildet sind, die den nüchternen Kenner der Welt befremdet, der den Enthusiasmus im greisen Kopfe und den Schauder vor der wirklichen Welt in dem gereiften Mann nicht dulden mag. Das Jugendalter hat für den Menschen darum so unsäglichen Reiz, weil es die Zeit idealer Bestimmbarkeit ist, weil es der Unendlichkeit der Hoffnungen und Erwartungen freien Spielraum gibt, die wir auf den werdenden Menschen gründen können. Eben dieselbe Bestimmbarkeit sah Jean Paul in dem ganzen Menschengeschlechte; er gab daher Nichts auf das, was der Mensch war, aber Alles auf das, was er nach den Möglichkeiten, die ihm sein Inneres erschafft, werden kann und was ein zukünftiges Leben in ihm zu reifen verspricht. Ist man erst auf diese Weise dem äußern Leben entfremdet und auf das innere angewiesen, so wird man sich natürlich nach der Zeit vorzugsweise neigen, in der die Phantasie am lebendigsten spielt, in der das Gebiet der Ideale am weitesten ist. Ueberall begegnen wir daher in Jean Paul diesen befestigten Gebilden aus der Kindheit, und sein Wesen geht auf in dem Begriffe eines jung gebliebenen Menschen, wenn man die Zufälligkeiten gerade seiner Jugend dabei in gehörigen Anschlag bringt. Sieht man auf das Moralische, so blickt in ihm überall der Sinn für die Unschuld und Reinheit der ersten Jahre hervor, und das zog jene sittigen Frauen mitten in Weimar, unter dem Kreise unserer gefeierten Dichter, zur Zeit deren schönster Blüthe, so nahe zu ihm, daß er neues moralisches Leben und Tugend und Gefühl in die misbrauchte Dichtkunst zu bringen schien. Seine Schriften bringen eine Unsumme schöner Grundsätze und Reflexionen, von Handlungen bringen sie wenig, wie sein eignes Leben nicht ein ersprießliches heißen kann. Dieß ist nun ganz Jugendart; denn diese Zeit ist zum Sammeln und zum Reflectiren bestimmt, ehe sie in die wirkliche Welt handelnd eingreift, und es steht ihr natürlich an, daß sie in einem Dichter, wie Jean Paul, jene Maximen einer großartigen Tugend aufsucht und jene Allmacht schöner Empfindungen bewundert, die weit über das gemeine Leben emporheben. Schon frühe begann Jean Paul in seiner Nothzeit ein Andachtsbüchlein zu führen, in dem er sich moralisch überwachte und Betrachtungen anstellte, die auf ascetische Schmerzunterdrückung, auf Gleichgültigkeit gegen Ehre und Ruhm, auf Bezwingung der Leidenschaften, auf jede strenge Forderung der Vernunft ausgehen; er recipirte seine Tugenden und Laster wie seine Einfälle und Lesefrüchte, er verbollwerkte sich gegen das Böse, und so wuchs in ihm eine „Allliebe, die seines ganzen Lebens und Dichtens Grundcharakter ward," und er schilderte in seinen Werken eine angespannte Tugend, die wohl unterweilen sogar seinen wärmsten Verehrerinnen voll Unnatur und beunruhigender Symptome schien. Wenn er auch im Leben hinter den anfangs gefaßten Grundsätzen zurückblieb, und die blinden Aufopferungen, zu denen er in Jugend und Armuth fähig war, nicht mehr zur Pflicht gerechnet haben würde, so sehen wir doch in seinen Schriften überall, wie der Glaube an eine große Menschheit, an einzelne hohe Menschen, wie die gesteigerten Begriffe von Freundschaft, von Liebe, von Tugend in der Weise durchgehen, wie wir sie nur in edlen Jünglingen finden, denen die Welt noch fremd ist. Mit diesen hohen Forderungen tritt nun die Jugend in die wirkliche Welt ein, die den rohen Edelstein zu schleifen bestimmt ist, wenn er ihre ätzende Schärfe aushält. Sie steht immer drohend hinter dem Glücke der Kindheit, sie macht es mit ihren hervorragenden Täuschungen zu einer schmerzlichen Seligkeit. Nichts hat Jean Paul vortrefflicher geschildert als diesen Stoß des Ideals auf die Wirklichkeit; nichts hat er zarter gehalten als die Mischung von Lächerlichem und Rührendem, was diese Situation mit sich bringt; nirgends hätte er leichter wahrhaft classisch werden können, als hier, und wo er am meisten Maß gehalten hat, in den Flegeljahren, ist er von dieser Seite her am genießbarsten geworden. Wir haben die Aufgaben, die er sich von dieser Art stellte, und die Eindrücke, die er damit machte, schon früher mit den Materien der Ritterromane verglichen, und es ist vortrefflich, daß sich der Held der Flegeljahre mit Petrarca vergleicht, und daß Jean Paul die Zeit der ersten Liebe eine solche nennt, wo der Jungling die alte französische Ritterschaft erneue. Wenn unser humoristischer Dichter auf dem mittlern Standpunkte zwischen Weltverachtung und Liebe, zwischen Humor und Empfindsamkeit hätte stehen bleiben können, auf dem er sich in den Flegeljahren noch am ersten hält, so hätte er uns vortreffliche Werke geschaffen; aber so war es ihm nicht gegeben, anders als in Extremen sich zu bewegen. Auch dieß ist die Weise der Jugend, daß sie, zum Maßhalten nicht geeignet, nach allen Seiten ausschweift; in ihrer feindlichen Begegnung mit dem wirklichen Leben ist die Erscheinung nur zu gewöhnlich, daß sie sich in Skepticismus und Misanthropie wirft und eine gewisse falsche Kraft affectirt, oder daß sie umgekehrt die verfehrten Ideale in sich verschließt und sich in Schwäche und Weichheit verliert. Dieß nun sind eben die beiden Extreme, in denen uns auch Jean Paul auf Weg und Steg umtreibt. Es ist ihm auf der Einen Seite die Welt verleidet; er wendet sich mit Geringschätzung von dem Menschen weg; er vernichtet die Außenwelt und verfolgt sie mit seinem Spott; oder er zieht sich auf das Klein- und Stillleben des Menschen, auf seine innere Welt zurück und findet das außen verlorene Glück hier wieder in einer glücklichen Beschränkung und in dem stillen Verkehr mit den Hoffnungen einer besseren Zukunft. Auf jener Seite haben wir seine humoristischen Charaktere, die ihren Weltscherz bis zum Weltekel verbittern; auf dieser haben wir seine selbstgefälligen, sanften Figuren mit Unkenntniß der Welt und mit einer unendlichen Liebe gegen die ganze Menschheit erfüllt; jene dort sinken gelegentlich zum lüderlichen Genie herab, diese Blumenseelen steigern sich zu dem Extreme seiner sogenannten hohen Menschen, die der Welt den Rücken kehren, bei Bewahrung einer reinen Seele, die das Vermögen, nutzbar und wirksam auf der Erde zu sein, mit einer höheren Unbeflecktheit des Charakters unvereinbar finden. Auf jener Seite ist Jean Paul skeptisch, satyrisch, ein Verfolger der deutschen Kleinmeisterei, ein Realist in der Manier der Darstellung, wie es der Jüngling bei dieser Richtung ist; auf der anderen ist er sentimental, weich, verschwommen, elegisch, ein Spiritualist, wie wir ihn nicht leicht wieder haben. Wenn er auf jener Seite zu weit geht im Häufen des Witzes, in der Spannung der Verstandeskräfte, so hier in der Spanuung der Empfindungen, in der Thränenneigung, die ihm selbst wie Sternen eigen war, und auf die er in seinen Lesern gern hinarbeitet. Jener Zug der Jugend arbeitet in allen seinen Schriften mit, gern auf Nachtgedanken zu weilen, sich mit Todes- und Geisterfurcht zu quälen, auf Träume und Orakel zu achten; und was in dieser Zeit die Lieblingsfragen und Bekümmernisse unserer erwachenden Forschbegierde sind, über das Verhältniß von Leben und Tod, von Liebe und Freundschaft, von Gott und Welt, diese durchdringen Jean Pauls Werke überall und füllen sein eignes Interesse aus. Was das Mannesalter fesselt, die praktischen Verhältnisse der Welt, die Zustände der Gesellschaft, daran legt er nur den Maßstab der jugendlichen Empfindung; selbst in seine Speculationen drängen überall seine Gefuhle herein. Wie ferner in der Jugend jenen idealen inneren Beschäftigungen des Geistes und den schwellenden Empfindungen unverdorbener Herzen die trockene Thätigkeit für die Schule als ein Gegengewicht gegenüber liegt, so ist es bei Jean Paul der Fall, daß er uns zu allen srinen wissenschaftlichen Studien mitnimmt, daß er uns neben den gehauchtesten Szenen eines sublimirten Seelenlebens zugleich die nacktesten Disputirübungen abschildert. Die Unersättlichkeit der Lernbegierde, die einer strebenden Jugend eigen ist, ist es auch Jean Paul; und aus dieser Zeit, wo man im Frohn der Wochentage arbeitet, blieb ihm, eben wie es nur der Kindheit eigen ist, das ideale Sonntagsheimweh, und diese Sabbathsfreude, die hohe Zeit der Jugend, hat bei ihm in seinen Sabbathskapiteln eine Art poetische Vertretung. Und so ließe sich dieser Erweis des Charakters durchgehender Juvenilität in Jean Pauls Werken und Wesen bis so sehr ins Einzelne herab verfolgen, daß man, um nicht lächerlich zu werden, des Dichters komische Manier für den Verfolg anwenden müßte, die doch dem Ernst der historischen Darstellung nicht zusagen kann.

Nur um das Eine leider ging er fehl, worin wir suchen, was unserer gebildeten Jugend Halt und Festigkeit und die mittlere Stimmung für das Leben gibt. Wir sagten oben, er entbehrte die Nahrung seines Geistes durch Geschichte und Geographie, und hierin kam das Geschick seiner Neigung entgegen. Er entbehrte eben so die Kenntniß und Liebe der alten classischen Literatur. Er hatte ein Vorurtheil gegen sie aus der Schule, er ließ dieß auf der Universität fahren, als er Seneca und Cicero las; dieß waren aber nicht die Autoren, die es ihm hätten ausrotten, ihm gutes Beispiel geben können; später blieb es seine (zwar schwankende) Ansicht, das Studium der Alten müsse sinken und könne sinken ohne Nachtheil, und er meinte gegen aller Welt Zeugniß und Erfahrung, man fände für die jungen Seelen in allen neueren Literaturen gleich gesunde Nahrung und in der orientalischen noch bessere. Jean Paul gleicht schon darum in seinen Schriften den Producten der mittleren Zeiten oder erin-

Digitized by Google

nerte Göthen an die Manier des Orients, weil ihm die gründliche Kenntniß des antiken Geistes, weil ihm das ordnende Maß, das Göthe dort lernte, abging, weil sein scholastisches Wissen ganz dem Sinne antiker Schule entgegen war. Er liegt daher zu der Göttinger Schule und Göthen im großen Gegensatze der Modernität gegen das Antike, und er fand, daß die ästhetischen Gesetze nur von diesem Einen gehalten würden, der gleichsam die stellvertretende Genugthuung für die anderen Autoren sei. Alles was die neuere Zeit mit den edelsten Gaben des Herzens und des Kopfes werden kann ohne die regelnde Schule der Alten, zeigte das Zeitalter der Romantik kaum deutlicher als dieser romantische Dichter der modernen Zeit warnungsvoll darlegt. Denn mit dieser in adjecto sich widersprechenden Bezeichnung charakterisirt man die widersprechende Natur dieses Schriftstellers und seiner Schriften ganz, deren Vorbilder in der allgemeinen Literatur nur da liegen, wo die Kenntniß des Alterthums nicht hin drang und selbst die Dichtung der Ritterzeit verblüht war. Die Zeiten des picarischen und humoristischen Romans, die formlosen, die keine reine Dichtungsart kannten, die das Epos verloren hatten und das Schauspiel erst werden sahen, diese Zeiten entsprechen dem Dichter, der eben so die vagste Form der Dichtung ergriff, der eben so nur jene dichterischen Elemente, das Elegische, Satyrische, Idyllische und Allegorische in sich trug, die eben jene Zeiten zu dichterischen Gattungen und Körpern machten. Man hat ihn mit Niemandem öfter und richtiger verglichen als mit Rabelais, dem Vater des humoristischen Romans. Hätte er weise sich zu mäßigen gelernt, hätten ihn die Alten gelehrt, den poetischen und selbst den „humoristischen Wahnsinn des Sterne" gering zu schätzen, hätten sie ihn abgehalten von dem Wahnglauben, der vollendete Geschmack halte die höchste Anspannung nicht für Ueberspannung, so würde man ihn vielleicht mit Cervantes vergleichen. Mit so viel Anomalien als man Wielands Dichtungen der Ritterpoesie vergleichen kann, obgleich er dem Geiste nach vielfach an die pragmatische und humoristische Poesie anstreift, muß man Jean Pauls Romane mit den humoristischen, der Ritterdichtung entgegengesetzten Romanen vergleichen, wiewohl er dem Geiste nach uns oft an die Ritterpoesien erinnert. Beide stehen sich daher in jeder Hinsicht untereinander entgegen. Die ebene, glatte und leere Schreibart Wielands macht zu Jean Pauls springender, vollgepfropfter und unebener den vollkommensten Gegensatz; die Romane des Einen sind immer voll strictem Zusammenhange, voll psychologischer Deduction, die des Anderen sind im Bau der Facten und der Charaktere mehr kühne Skizzen voll gewagter Motive. Der plane Wieland nahm sich die excentrische Welt des Ritterthums gern zum Gegenstand, der excentrische Jean Paul ausschließend fast die Kleinwelt heimischer Zustände. Jener blieb, wo er aus der phantastischen Ritterzeit sich entfernte, immer in der Vergangenheit der Geschichte, Jean Paul hatte die Ansicht, die mit seiner Unkenntniß des Alterthums zusammenhängt, daß sich der Mensch nur für Nachbarschaft und Gegenwart interessire, daß ihm die wichtigsten Vorfälle, die sich in Zeit und Raum von ihm entfernen, gleichgültiger seien als die nächsten: er verwechselte hier wieder die Wirklichkeit mit der Dichtung, das Gesetz des Erlebten mit dem Gesetze der Phantasieschöpfungen. Wenn Wieland scheinbar gegen Erwartung mehr auf den humoristischen als auf den Ritterroman, mehr auf bürgerliche als auf romantische Dichtungen fortwirkte, so Jean Paul von seinem bürgerlichen Roman aus mehr auf den romantischen, wo sich Fouqué und Hoffmann an ihn anschließen. Denn es ist sehr charakteristisch, daß der Dichter romantischer Stoffe durchaus pragmatischen und rationalen Sinnes ist, der Erzähler bürgerlicher Materien aber den durchgehenden Fehler macht, daß er wie im Wort so in der Sache im Romane die romantischen Bestandtheile für unumgänglich hält; Wieland trug in die alte und mittelalterige Welt unsere modernen Alltagsgefühle, unsere Verhältnisse und Sinnesart, Jean Paul in die prosaische Welt unserer Höfe, Kleinstädte, Häuser und Studirstuben, in unser low life die schwärmerischen Liebschaften des Mittelalters, die Freundschaften der Urzeit, orientalische Einsiedler, Lauren und Petrarken, unterirdische Erziehungen, Scheinbegräbnisse, Kinderverwechslung und Geisterspuk, was wir in alten Romanen gewöhnt waren. Der Eine hatte sich ganz in sein Schneckenhäuschen zurückgezogen, auch dem Anderen machte dieß Freude, nur daß er neben diesem „Nahesuchen" zugleich einen Bund mit dem „Fernsuchen" schloß, daß er sich die Schneckenschale breit offen hält, um die Fühlhörner bis in den Himmel emporzustrecken. Der Eine bewegte sich immer in der trivialen Mitte, der Andere in den Extremen, der Eine auf der Seite des gesunden Menschenverstandes, der Andere auf der des Genies; ein Wassertrinker jener, dieser ein Weintrinker; Wieland ganz auf Seiten des französischen Geschmacks und des modernantiken, Jean Paul auf der des englischen und niederländischen; jener zu Voltaire, dieser zu Rousseau geneigt; Staatsidealisten und Weltbürger beide, aber ganz ungleich in der nüchtern berechnenden Art der gutmüthigen Schwärmerei des Einen und der kühn fliegenden des Anderen. Wenn der Eine mit seinen Lebensansichten auf der ebenen Heerstraße blieb, so schweift der Andere überall auf's ungewöhnlichste aus und war unter den Schreibern originaler Romane ein Original selbst.

Worin sich diese Originalität vorzugsweise äußerte, das war das Verhältniß des Mannes zur Schriftstellerei. Auch hier werden wir dahin zurückgewiesen, die Quelle seiner Eigenheiten in den Eigenschaften der Jugend zu suchen. Der maßlose Eifer, mit dem sich der Jüngling beim ersten frischen Interesse an den Büchern, beim ersten Blick in die Welt des Wissens, bei dem ersten Fluge der Wißbegierde und Neugierde auf das Lesen und Sammeln, und wenn in ihm selbstthätige Kräfte sind, auf das Nachahmen und bald auf's Produciren wirft, dieser Eifer ist bei Jean Paul statarisch und zu einer Art Monomanie geworden. Gleich in seiner frühesten Kindheit, sobald nur der Lerntrieb in ihm geweckt war, begann diese Sucht in ihm; Bücher und Buchstaben zu schreiben, sagte er, fing er fast zu gleicher Zeit an. Gleich als er hebräisch begann, sammelte er sich alle Grammatiken und Notizen, deren er habhaft werden konnte; im 16—17. Jahre schrieb er schon Uebungen zum Denken nieder, Sätze, die eine vorwiegende Neigung zur Reflexion, zum Beobachten der Denkkraft, zum Nachsinnen über Schriftstellerei verrathen; dann ein Tagebuch seiner Arbeiten voll philosophischer Aphorismen und ein Andachtsbuch mit moralischen Betrachtungen. Neben seinen Studienschriften machte er sich Excerpte aus seiner Lectüre, und hatte deren schon 12 Quartbände, ehe er auf die Universität ging. Diese anfängliche Sammelwuth und Producirlust dauerte und wuchs durch sein ganzes Leben. Nichts zu verlieren war das System, wodurch Jean Paul seine Polyhistorie begründete, nicht Zeit, nicht Gedanken zu opfern; wie Lavater ließ er keinen Spahn seiner Ideen und seiner Erfahrungen fallen, und brandschatzte seine Freunde um Beiträge, wenn er gerade bestimmte Themata vor sich hatte; er notirte sich auf Discurszettel, was er bei Besuchen sprechen wollte; er machte sich als Hofmeister eine Anthologie der Bonmots seiner Zöglinge; er excerpirte die Gesellschafts- und Besuchsunterhaltung, die Bücher, die er in geordneter Unordnung durchlas, die Natur und den eignen Geist. Es war eine Zeit, wo er 20 starke Quartbände bloßer Ironien besaß und noch mehr Satyren; denn Alles war rubricirt; die Abtheilungen und Unterabtheilungen und Subunterabtheilungen so klein und subtil geordnet, daß es ihm bei Bedarf so wenig fehlen konnte, wie wenn das Morgenblatt ein Motto, oder ein Professor eloquentiae ein Festthema sucht. Der Mann, in dem ein Dämon mehr als in jedem Anderen wirksam schien, trieb diese Pedanterie des kleinlichen Gelehrten auf's alleräußerste; der in seiner Schreibart am regellosten war, hatte sich für diese Studirart die genauesten Reglements und Marschrouten vorgeschrieben. Auf diese Weise spannte er seinen Geist und übertrieb seine Kräfte; er sammelte einen Reichthum, der uns voll Armseligkeit scheint. Aber war es anders möglich, als daß er dieses ungeheuere Aufgebot von Material machte, da sein Hunger nach Schaffen so unersättlich war? Denn war seine Lust zu sammeln groß, so war doch sein Eifer zu verarbeiten noch viel größer. Alles Hören und Lesen schien ihm den Geist nicht so zu kräftigen und zu reizen, wie Sprechen und Schreiben. Da bei ihm das Wirken und Handeln nicht viel in Anschlag kam, so war es natürlich, daß ihm seine Autorschaft lieber ward als sein Menschliches, daß er aus dem Schreiben seinen Menschenberuf formte und nun mit dem gekünstelten Pflichteifer, zu dem er sich selbst erzogen hatte, diesem Berufe nachging. Ganz der ächte Deutsche, der im Schreiben aufgeht, „da er ja keine anderen Verdienste um den Staat haben kann," ganz die Einbildung von dem Schreiberwerth, die Lichtenberg so fatal war! Völlig im Gegensatze zu Göthe, der schwer zum Schreiben zu bringen war, der sein Geschriebenes vernachlässigte, war Jean Paul vor Allem froh nach, im, und mittelst Schreiben, wenn es ihm auch Schmerz und Ermattung brachte; er freute sich seiner Sachen, er las sie gern und oft, in Vorstellung anderer Personen. Er hielt es für Pflicht, mit Opfer an Zeit, Geld, Freunden und Allem — zu schreiben! er fand sich selbst nicht der Mühe werth gegen das, was er gemacht! jeden Tag schien er sich leichter zu sterben, da das Gewicht seiner Drucksachen immer schwerer wurde. Wenn ihn im achtzigsten Jahre der Tod abriefe, so würde er sich ärgern, daß es ihm aus der „Schreibstunde des Lebens so frühe veniam exeundi gegeben." Die Zeit verschwelgen hieß ihm die Zeit verschreiben; das Erholen war ihm ermüdend; nur schönes Wetter konnte ihn in Zwiespalt bringen, da er doch auch gern spazierte und die Natur genoß. Kommt ihm ein plötzlicher Lichtgedanke, so ergreift er sanft und wüthend im höchsten Enthusiasmus ein Papier, um ihn aufzuheften; und nichts quälte ihn mehr als das bloße Umwenden des Blattes beim Setzen solcher fliegender Gedanken. Seine inneren Phantasien und Darstellungen zehrten sein äußeres Leben ab, er vergaß seine Gesundheit, Essen und

Digitized by Google

Trinken war ihm zu viel, wenn er schrieb; alle Bequemlichkeiten sollte nach ihm der Mensch verschmähen, dem Opfer seiner Schöpfungskraft nichts entziehen. Ja alle ethischen und diätetischen Vorschriften schien er ebenmäßig zu verschmähen, deren Beobachtung der Schöpfungskraft etwas entzog: für seinen Geschmack tränke er nichts lieber als Wasser, aber wie anders für die Wirkung! er trank nicht beim Mahl, um nicht die Kraft durch Trinken ohne Schreibzweck abzustumpfen, aber er trank, um zu schreiben, um die Seele von der sie niederhaltenden Materie zu befreien; er ward ein Trinker aus schriftstellerischem Instinkt. Witz und Feuer der Darstellung hing bei ihm von seinem Willen ab und von solchen geistigen Hülfsmitteln, die der Wille anbefahl. Mit so gewissenhafter Pflichterfüllung war es nicht mehr als natürlich, daß unser Autor Alles aus sich gemacht, was nur zu machen war; ja leider noch etwas mehr. Es lag nicht an ihm, wenn es nicht zu machen war, was er mochte und wünschte: daß nach seinem Tode alle seine Gedanken der Welt gegeben würden! ein unendlicher Inhalt, wenn man nur das Geschriebene überschlägt, wenn man aus seinen Werken heraustretend sich noch in seine Notizbücher hineindenkt! Welch ein glücklicher Mann mußte ihm sein Schulmeisterlein Wuz scheinen, der alle Werke selbst schrieb, zu denen ihm der Meßkatalog mit seinen Titeln Anlaß gab; und war es unsers Autors Schuld, wenn die Meßkataloge nun so aufgeschwollen sind, daß dieß Beispiel nachzuahmen für den schreiblustigsten Deutschen nur ein Ideal bleiben mußte? Doch, dürfen wir auch scherzen über diese Symptome eines Naturtriebs, der ganz offenbar in Jean Paul, wie bei jedem Original, mächtiger war als sein Wille? „Wenn ich, schrieb er, meinem Geist und Körper eine Ruhe von drei Tagen geben will, so drängt am Zweiten schon mich eine unbezwingliche Bruthitze wieder über mein Nest voll Eier oder Kreide. Der arme Paul wird's so forttreiben, bis die gequälte, fieberhafte Brust von der letzten Erdscholle gekühlt ist.“

Wollen wir nach einer Ursache fragen, wie Jean Paul zu dem hartnäckigen Beharren in der Sphäre des Jugendlebens kam, so dürfen wir keine andere suchen, als daß er mit der Anlage einer Einbildungs- und Empfindungskraft, die seine übrigen Seelenkräfte weit überragte, in seiner ersten Entwicklung auf jene Periode der deutschen Literatur traf, wo ein erfrischtes Jugendleben den ganzen Nationalkörper gleichsam durchdrang. Dieß Zusammentreffen hatte dann die Folgen, daß wie er in seinem ganzen Wesen den allgemeinen Charakter der Jugendlichkeit festhielt, in seiner Schriftstellerei der Charakter jener Zeit hängen blieb, wo, wie wir sagten, die Gegensätze der Stark- und Kleingeisterei unsere Literatur bewegten. Gleich bei den ersten Anstrengungen seines Geistes und Charakters in seinen frühesten Jugendschriften und Briefen hören wir ganz entschieden in dem 16—17jährigen Jünglinge die Stimme unserer Genialitäten. Ehe er sich seinen eignen Styl gebildet hatte, schrieb er an die Freunde, mit denen er siegwartisirte, in der apostrophischen Sprache und dem sentimental derben Tone des Götz, auch wohl in Anklängen an Yorick und Young. Die Horazische Regel war ihm schon damals ein kraftaussaugendes Rezept, vom Pedanten für das Genie entworfen, das doch nichts bekritteln könne, eben weil es Genie ist. Das Genie, schrieb er, ist sich selbst Leiter und geht seinen eignen Gang; es ist sich selbst Räthsel und geht dunkle Gänge, es kennt an sich nichts als seine Unergründlichkeit, und es allein kennt sie am besten. Göthe traf ihm damals jede Saite des empfindenden Herzens; Herdern verehrte er schon ganz frühe und Klinger zog seine Aufmerksamkeit auf sich. Er war genau mit den herrschenden Ideen vertraut, welche Toleranz der Meinungen, Freigeistigkeit, die Abschüttelung alles Systems und aller vorgeschriebenen Form begünstigten, und kein Schriftsteller machte von dieser Licenz so auf die Dauer Gebrauch wie er. Er war zum Theologen bestimmt, gab aber bald diesen Beruf auf; denn schon ganz frühe war er heterodox und zwar mit jener Einsicht in die Nothwendigkeit und Nützlichkeit des Irrthums, wo er an seiner Stelle ist. Das hatte ihn Lessing gelehrt, dessen Ton und Ansichten man gleichfalls in manchen seiner frühesten Aphorismen wiedertönen hört. Wenn er ihn las, schien er eine heitere Weltansicht zu fassen und gegen jene zu eifern, die gottesfürchtig zu sein meinen, wenn sie die Welt ein Jammerthal nennen; bald aber sprach er vom Skepticismus und von dem Ekel an der tollen Maskerade, die man Welt nennt, bald schien er sich in Menschenhaß hineinarbeiten zu wollen, zum Trotz seiner unendlichen Menschenliebe. Dieser skeptische graue Staar war auch in den Augen zweier frühgestorbener Jugendfreunde, die wir aus den Schilderungen in den Memoiren zu Jean Pauls Leben ganz als Angehörige jener Genialitätsprinzipien kennen lernen. Der Eine, Oerthel, war ein reizbarer Hypochondrist, von schrecklichem Unglauben, der Andere, J. B. Hermann, war ganz in sich zerfallen, mistrauisch gegen Jeden und nur gegen J. Paul brauchte er seine erdrechselte Verstellungskunst nicht; er war arm und strebend, cynisch und von jungfräulicher Seele; Jean Paul schrieb ihm, er sei wie die Lerche singend in den Wolken oder nistend in einem Dreckloch auf der Erde, und er würde ihn in einen Roman auspflanzen, wenn er dem Leser die Wahrscheinlichkeit seiner Cynismomanie beibringen könnte. Wenn dieser Freund in den Stürmen des Geistes und in äußerer Noth untergegangen ist, so dürfen wir Jean Pauls Seelenstärke rühmen, die ihn in gleichen und ärgeren Bedrängnissen, als er mit dem Schicksal rang, mit einer verengten Hüfte davon kommen ließ. Ihn drückte die gleiche Noth, seit ihm sein Vater gestorben war. Ein Bruder ertränkte sich, um nicht das Elend der Mutter zu mehren, ein anderer ging in Lüderlichkeit unter, seine Freunde starben ihm weg, seine ersten Autorhoffnungen schlugen ihm fehl. Aber er hatte zu viel Freude an dem Menschenleben und an seinen Hoffnungen, um nicht in all diesem Jammer auszuhalten; er war in seinen „Empfindungen zu gläubig“, um nicht den Skepticismus des Kopfs zu überwinden; er war zu nachgiebig gegen die Kleingeistereien der Welt, um sich in seiner Starkgeisterei wie Andere fest zu rennen. Er theilte ganz mit jener Jugend den Zorn gegen die Convenienz, gegen das Rücksichtnehmen auf Andere, das ihm ein Gift unserer Ruhe schien. „Er beging in Leipzig mit Absicht Sonderbarkeiten, um sich an den Tadel Anderer zu gewöhnen, er schien ein Narr, um die Narren ertragen zu lernen.“ Er ging dort nach englischer Mode mit entblößter Brust und abgeschnittenem Zopfe; sein Freund Vogel, ein heterodoxer, witziger Pfarrer, der auf seine satyrischen Schriften nicht geringen Einfluß hatte, gab ihm vergebens den wohlmeinenden Rath, daß wenn er blos das Innere, nicht das Aeußere schätze, er bedenken solle, daß Form und Materie nur Ein Ganzes ausmache, und daß die wahre Philosophie sei, nicht daß sich die Vielen nach dem Einzelnen, sondern der Einzelne nach den Vielen richte. Er schien widerstehen zu wollen, als aber der Tumult zu groß ward, sank ihm der Muth seinen Eigenwillen durchzusetzen und er hängte den Zopf wieder an. Nichts wäre leichter, als hier seinen Uebergang vom Starkgeist zum Kleingeiste anzuknüpfen.

Der genialen Richtung Jean Pauls gehören seine satyrischen Erstlingswerke an. Der Skepticismus verleidete ihm die Wissenschaften und Brodstudien, gegen die ohnehin eine unbezwingliche Abneigung in seiner Natur lag; die Starkgeisterei entfernte ihn von der natürlichen Art sich auszudrücken, und machte ihn zugleich zum momentanen Feinde der modischen Empfindsamkeit, zu der so viele Anlage in seinem Wesen war. Die sentimentalen Gecken in Deutschland raubten ihm, der in sich ächte Empfindung fühlte, durch ihre Thorheit den Muth, eine gemisbrauchte Sprache, „die simple Natursprache des einzig guten treuen Rousseau“ zu reden. In seinen Jugendschriften redete Jean Paul durchaus nicht in der späteren Weise, wo ihm die „Wahrheit weniger gefiel als ihr Putz, der Gedanke weniger als sein Bild“, wo er sich „wegen einer Antithese falsche Ausdrücke erlaubte“; er selbst gibt an, daß er auf dem Wege war, seine Sprache nach Lessing zu bilden, als ihn Swift abgelenkt habe. Er las sich nun sein Witzspielen künstlich an, „die Bücher mit scharfsinnigem Unsinn gefielen ihm besser als schlichter Menschenverstand, weil er blos las, um seine Seele zu üben, nicht zu nähren.“ Dieß war der erste und zugleich zerstörende Schlag, den er seiner gesunden Natur versetzte. Er pfropfte dieß fremdartige Reiß auf seine ganz empfindsame Seele, und auf das gepfropfte impfte er wieder seine Theorie, daß sich der Witz erlernen lasse und der Beruf zur Satyre anzubilden sei. Von da an ist es nicht schwer, in seinem Wesen den Zwang des Geistes überall zu entdecken; er arbeitet sich unter dem Schreiben in beliebige Stimmungen hinein und es scheint ihm nicht möglich gewesen zu sein, ohne diese „Schreibrührung“ zu produciren; es ging ihm, sagt er irgendwo, jedesmal so, daß er das Geschilderte während des Schilderns sich eigen mache, die Verwirrung selbst verwirrt beschreibe, das Bild der Eitelkeit unbewußt mit der größten entwerfe. Er brachte es zu der gespannten Seelenkraft, daß wo er seine Gefühle beherrschen mußte, er sich z. B. gleichgültig stellen lernte, und es darüber ward, ehe er es wußte. Wenn mitten unter seinen scherzhaften Arbeiten seine Kinder den Tod seines Bruders nachspielten, so weinte er und scherzte zu gleicher Zeit fort, und achtete nicht auf die Abmattung, die sich nach einer solchen Scene bei ihm einstellte. Damals also, als er durch Noth auf den Gedanken kam ein Buch zu schreiben, änderte er seine Art des Studirens, und las blos witzige Schriftsteller. Die Reihe dessen, was er damals mehr durchstürmte als durchlas, erklärt vollkommen das buntscheckige Narrenkleid, in dem sein erstes Werk sich dem Publikum zeigte. Unter seinen ersten Lectüren war Hippels Buch über die Ehe und seine Lebensläufe; dann trieben ihn der Witz Voltaire's, die Beredtsamkeit Rousseau's, der prächtige Styl des Helvetius, die feinen Bemerkungen Toussaints, die Heiterkeit Montaigne's in die französische Literatur; Pope und Boileau wurden von entschiedenem Einflusse auf ihn; von Liscov lernte er seine strenge Ironie; über Alle weg trat

Digitized by Google

Swift, in dem ihn die Poesie der Satyre ergriff, der ihm Tagelang die Gedanken füllte. Da er alle diese Autoren mit der bestimmten Aussicht auf eigne Production las, so begreift es sich, daß er von keinem einen allgemeinen Eindruck davon trug, daß das Resultat nichts war, als die einzelnen Spolien, die er raubte. Die Schriftstellerei gewöhnte nach seinem eignen Geständnisse seine Sprache an Wendungen, deren Gezwungenheit mit der Wärme des Herzens stritt; Antithesen und Gleichnisse wurzelten sich so fest in sein Gehirn, daß sie seinen Träumen anhingen und die Sprache seines Herzens mit Gallicismen verunstalteten. Er änderte nun sogar seinen Briefstyl an seine Freunde, um sich in der neuen Schreibart zu üben, und leider war selbst sein Pastor Vogel, sonst ein verständiger Mann, gegen ihn ein viel zu freundlicher Kritiker. In den ersten Jahren beklagte sich Jean Paul noch selbst wohl über den Mangel wahrer Freunde, die ihn vor falschem Geschmack gewarnt hätten, obgleich er zweifelte, daß er ihnen gefolgt sein würde; er meint zuweilen selbst seine witzigen Wollüste satt zu werden, obwohl er zu anderen Zeiten, wenn er die tausend Fehler seines Erstlingswerkes und die Ueberladung mit Gleichnissen tadelte und erkannte, dennoch die Frage des Genies aufwarf: ob auch kalte Kritik den Reiz der Unmaßigkeit besiegen könnte? „Verkennt dort der Weinsäufer mit der rothen Nase, fragt er, die giftigen Kräfte des überflüssigen Weines? Er kennt sie wohl, aber er flieht sie darum nicht!" Und dieß soll seinen Witzrausch entschuldigen? Weil ihm ein Buch ohne Fehler noch kein gutes, ja gewiß ein mittelmäßiges war, so schrieb er denn lustig auf die Fehler los; weil die Feile nicht Schönheiten erzeugt, sondern nur erzieht, so schließt er sich lieber das Ohr vor ihrem Geknarre; weil die Kritik dem Genie die Zeit, in der es bessert, für die Production abstiehlt, so sparte er lieber dort als hier. Mit diesen gehäuften Spielen des Scharfsinnes und Witzes nun übertäubte er die Stimme der natürlichen Empfindung in sich ganz und es war ihm später ein Räthsel, wie er zu der Bitterkeit gekommen war, und namentlich zu der Liedlosigkeit gegen das weibliche Geschlecht, die in seinen Grönländischen Prozessen (1783) herrschte. Er hatte in seinem 18. Jahre schon nach Erasmus ein Lob der Narrheit geschrieben, das er ein Jahr später in diese Prozesse verarbeitete. Von da und von Liscov und Popes Dunziade mag sich die gerade Ironie herschreiben, die hier überall durchgeht. Fragt man, ob die unsinnige Häufung der Gleichnisse und des Witzes, ob die außerordentliche Geschmacklosigkeit dieses Buches nicht gleichfalls ein Vorbild habe, so muß man ja bedenken, daß Jean Paul sich in der Rolle des Satyrikers, die er spielte, mitten in der schlechtesten Gesellschaft in Deutschland sah. Er mag die Kranz und Wezel, die Wekhrlin, Seybold und Bretschneider und was sich damals Alles als Satyriker bei uns gerirte, noch so sehr verachten, so waren sie doch immer seine Umgebung, die er kannte und las. Den Deutschen damaliger Zeit war der Antihypochondriacus und die Vademecums noch der beste Witz; und selbst den viel späteren war Falk ein Satyriker von Namen und Kortums Jobsiade (1784) ein Meisterstück von Laune und Sarkasmus! Er mag Rabener noch so sehr in Schatten stellen, so konnte er doch schon aus ihm auf die falsche Maxime gekommen sein, daß die Ironie, die nur ein rhetorisches Hülfsmittel der Satyre ist, das eigentliche Vehikel derselben sei. Wer die Satyren des 17. Jahrh. bei uns kennt, der wird leicht urtheilen, der Hauptaufsatz des ersten Bändchens über Schriftstellerei habe keine größere Familienähnlichkeit als mit diesen. Das Gemälde, das hier von der deutschen Poesie entworfen wird, die Begeisterungs- und Hülfsmittel, die dem Autor empfohlen werden, Wein, Diebstahl, Verachtung der Kritik, Eitelkeit und Einbildung, das Alles haben jene Männer des 17. Jahrh. schon vorgebracht mit manchem lächerlichen Gleichnisse; die Stiche auf die regelverachtenden Poeten, auf die Unsterblichkeit, die durch Kitzelung der Thränendrüsen erlangt wird, auf die Vielschreiber, die keinen Tag ungetrübt von ihrer Dinte ins Meer der Ewigkeit fließen lassen, und auf den Schwulst, den Bastard des Erhabenen, auf die Genies, die vom Tarantelstich der Originalität zum Tanze begeistert sind, All dieß war schon früher da, und sogar mit der Eigenheit, daß alle diese Stiche auf Niemand besser passen, als auf die Autoren selbst. Dort aber liegt das offenbare Zeichen der Unberufenheit zum Satyriker, wenn er über die Thorheiten scherzt, denen er selbst verfallen ist, wenn er sich (ein unangenehmer jüdischer Zug) so oft zum Stichblatt des eignen Witzes selbst machen muß. Man merkt den Gegenständen schon an, daß Jean Paul zur Zeit noch nirgends besser zu Hause war als auf der Studirstube; die meisten Scherze gelten den Schriftstellern, und treffen ihn selbst am meisten. Wie viel Schönes hat er in dem Satze gesagt, daß gute und schlechte Autoren durch höchste Anstrengung ihrer Talente den Sturz vom erstiegenen Gipfel des Geschmacks ankündigen, indem sie Schönheit und Fehler auf die äußerste Grenze treiben! Und dennoch hat ihn diese frühe Einsicht nicht vor der Ueberanstrengung seiner Anlagen gewarnt. Wie viel Schönes schrieb er spät und frühe über die Vergeudung des Witzes und dennoch war es noch in der Aesthetik sein Grundsatz, daß Fülle des Witzes seine Seele sei; richtiger sagte Lichtenberg, daß der Witz nur mit Ehren auskomme, wenn ihm die Vernunft die Zügel anlege, und diese nöthige Kreuzigung lege man ihm dadurch auf, daß man ihn nur gebrauche, wo er nothwendig aus der Sache fließt. Wie schön ferner sah Jean Paul schon in diesen Prozessen auf die Mislichkeit der Lage, in der sich unsere deutsche Satyre befand! Unser satyrischer Jagdzug, sagt er, ist weniger für die hohe Jagd, als für die niedere der Hasen, Hasenfüße, Haselanten und Bönhasen gerichtet. Er hätte sich mit dieser Einsicht durch das Beispiel Rabeners sollen warnen lassen. Und doch, wenn man die grönländischen Prozesse, und die Teufelspapiere, die Palingenesien, und alle Extrablättchen und Schalttage der Romane, worin die Satyre Jean Pauls fortdauerte, durchgelesen hat, so haben wir fast lauter Rabenerische Stadtklatschereien durchlaufen, lauter „Autodafés über Kleinigkeiten" beigewohnt; wir sehen den Satyriker, der den Himmel auf die Erde setzen will, nur im dünnsten Staube wühlen. Für alle großen Verhältnisse ist Jean Paul blind, und belegt auch seinerseits, daß alle unsere Satyre in Deutschland bis jetzt in der Kindheit geblieben ist, daß alle unsere Satyriker jener Gattung angehören, von denen Voltaire sagte, sie schonten die Geier und zerrissen die Tauben. Das hat er seinem Swift nicht abgelernt, der noch lange nicht das Ideal eines Satyrikers ist, wie er sich in das äußere und innere Leben seiner Nation eingelebt hat, und nicht durchgefühlt, daß dieser so viel Aufwand des Spottes unmöglich an die Erbärmlichkeiten der deutschen Gesellschaft, an den Ahnenstolz, an die Weiber und Stutzer und Schreiber verschwendet haben würde, was Alles nur des tiefsten Mitleids und schweigender Verachtung werth ist. Und wer hätte alle die Bagatellen mit so pretiöser Manier besprechen mögen! Der Satyriker sollte der popularste Schreiber sein, und diese gehäuften Curiositätenspäße, diese „Wildniß von Gedanken", dieser Gleichnißwitz, der um allen Preis voll, reich und dunkel sein soll (was in der Auswahl aus des Teufels Papieren 1789 noch mehr der Fall ist als in den grönländischen Prozessen), mußte natürlich gleich von vorn alle Wirkung abschneiden, um die es doch dem Satyriker nothwendig zu thun sein muß. Er entschuldigt die Dunkelheit in den Papieren damit, daß ein Strom, der eine Zeit lang unter der Erde ging, wenn er hervorkomme, noch stets derselbe Strom sei; was nützt uns aber das Bächlein, das häufiger unter der Erde geht als darüber, und wenn es hervorquillt, uns kaum einen klaren Trunk bietet? Beide Jugendwerke Jean Pauls sind daher wenig gelesen worden, und die Noth zwang ihn, nur um einen Verleger zu finden, zum Romane überzugehen. Und auch mit allen späteren Satyren hat er es nicht einmal so weit bringen können, daß sein Kuhschnappel nur neben Krähwinkel genannt wurde, so wenig als Siebenkäsens ledersarbener Frack den blauen des Werthir verdrängen wollte. Die Geringfügigkeit der Dinge verursachte dieß eben so sehr wie die wunderliche Schreibart; und die Enge der Welt- und Menschenkenntniß, der Mangel an Blick in die öffentlichen Verhältnisse lassen diese wie alle unsere Satyren unbedeutend. Im Siebenkäs werden die Papiere diesem zugeschrieben und Leibgeber lobt sie, als himmlisch und recht gut, und vielleicht passabel, sich verwundernd, daß ein Advocat (oder Candidat) in einem Kleinstädtchen so reine Satyren geschrieben. Nur dieß aber erklärt es, daß er sie geschrieben, die weder rein noch himmlisch, ja nicht einmal passabel sind. Wie fiel auch der Jüngling gerade auf die Satyre? Sie läßt sich vielleicht sofern anlernen, als der Satyriker den materiellen Grund, auf dem er seine Werke aufbauen will, forschend muß kennen lernen; allein dazu gehört Zeit und reifer Verstand, und wenn Jean Paul mit Recht verlangte, daß man keinen Roman unter 30 Jahren schreiben solle, so durfte er gewiß viel weniger solche „juvenile Juvenalia" im 19ten schreiben.

Daß diese ganze satyrische Schriftstellerei nur wenig Natur war, erwies sich im Fortgang bald. Dieser Hang war ein Erwerb durch Lectüre; hinter dem lustigen Schein, sagte er später selbst, wuchs der Ernst der Empfindung ungestört fort; er erhielt schon in den Papieren einigen Raum, und in den ersten Romanen, die Jean Paul nun in die Welt schickte, tritt schon die ganze Weichheit seiner elegischen und idyllischen Natur an den Tag. Seit den Prozessen, schrieb er, habe er noch neun Jahre in der satyrischen Essigfabrik gearbeitet, dann habe er durch das noch etwas honigsaure Leben des Wuz den Uebergang zur unsichtbaren Loge gemacht; so lange hätte das Herz des Jünglings Alles verschlossen sehen müssen, was in ihm selig war und schlug, was wogte, liebte und weinte. Als es sich im 28. Jahre endlich eröffnen durfte, da habe es sich ergossen, wie eine warme überschwellende Woge. Wir bemerken auch hier die Irregularität der Entwicklung, denn jene Allmacht der Gefühle, die in den Pubertätsjahren dem Menschen natürlich ist, ist es nicht mehr im angehenden Mannesalter; sie war zurückgedämmt in unserem

Digitized by Google

Dichter durch die rauhe Hand des Schicksals, und man kann die Macht der Reaction nicht besser schildern, als es Jean Paul selbst in den eben angeführten Worten gethan hat. Dieses dunkle Gefühlswesen hielt ihn durch sein ganzes Leben hindurch unter seiner Herrschaft, und sind wir durch die gesuchten Scherze und Bilder, das Verstandeswerk seiner Schriften, gesättigt, so erwartet uns abwechselnd nach der süßen die bittere Speise (man kann es auch umkehren) der Thränen, nach dem Lichte die Dämmerung, nach dem Schauen das Tönen. Hier ist seine romantische, ganz unplastische Natur in ihrem Wesen. War Göthe vielleicht mehr zum plastischen Künstler geschaffen, so war es Jean Paul seiner ganzen geistigen Erscheinung nach zum Musiker. Wenn ihn eine Empfindung ergriff, daß er sie darstellen wollte, so drängte sie in ihm nicht nach Worten, sondern nach Tönen; Alles, sagte er, war bei ihm Ton, nicht Anschauung, wenn er stark getrunken hatte; er hörte sich oder das Innere ewig und dachte klar darüber. Es trieb ihn dann, seine Empfindungen auf dem Clavier auszusprechen; zur plastischen Kunst hatte er nie ein Verhältniß. Er kannte diesen seinen Gegensatz zu Göthe selbst: diesem, sagte er, sei Alles bestimmt, ihm aber romantisch zerflossen; er reiste durch Städte, ohne etwas darin gesehen zu haben, ihn reizten nur schöne Gegenden, die dem Romantischen zusagten; er sah zwar alle Individualitäten des Lebens, aber er fragte nichts darnach und vergaß sie. Mit diesen Eigenschaften konnte ein musikalisches Talent bestehen, aber kein wahrhaft dichterisches. Und in der That, welche andere Eindrücke als musikalische tragen wir in jenen Malereien davon, wo er bald eine Gegend, bald ein Musikstück, bald einen Traum oder eine Vision, bald den dunkeln Gefühlsstand der Seele unter äußeren Eindrücken abschildert? Wenn er jene Regenbogenscenen ausmalt, jene duftigen Abendrothbriefe schreibt, und über die Träume der Engel und Blumen divinirt? Dieß sind jene Stellen, die nur ein Dichter schreiben konnte und nur ein Leser bewundern kann, dem das helle Licht des Tages und ein faßlicher Gegenstand der Begeisterung unheimlich ist. Der Strahl des leuchtenderen Phöbus in Italien hätte diesen Dichter nicht wie Göthen auf die Spitze seiner Schöpfungen stellen können, sondern er vergrub sich in die Nacht, sich steigernd, und bedurfte für das Feuerwerk seiner Phantasie, das blos im Dunkel leuchtete, nur einen kleinen Funken zum Zünden. An einem Rosenblatte ward sie lebendig; der Geruch einer Blume stimmte ihn poetisch, der trauernde Herbst mehr als der Frühling, der Mondschein mehr als die Sonne; dunkle poetische Stellen zogen als Entzückungen in ihn ein, wenn er auch nichts damit anzufangen wußte; eine Stelle aus Shakspeare schuf, wie der arme Yorick in Sterne, ganze Bücher in ihm. Wo sich Jean Paul diesen inneren dunkeln Stimmungen überließ, wie besonders im Hesperus, „bei dessen erträglicheren Stellen er in süßer Entzückung fast starb", da ist er für jeden reifen Geschmack und klare Bildung ungenießbar; wo er aber dieser Energie der Gefühle die Klarheit seines Bewußtseins gesellte, nicht um abentheuerliche Allegorien und Visionen zu bilden, sondern um in den dunkeln Minen der jugendlich bewegten Brust nach dem reinen Golde zu graben, da ist er vortrefflich. Er hatte die ganz eigne Gabe, bei den stärksten Gefühlen Klarheit und Besonnenheit zu behaupten; die Tag- und Nachtgleiche, worin er geboren, meinte er, sei Bild, wenn nicht Grund seiner geistigen: Phantasie und Reflexion waren in ihm gleich gewogen. Daher konnte er eben sagen, er denke über das innere Tönen in ihm klar; in seinen Träumen war es ihm sogar oft bewußt, daß er träume. Hiermit nun hängt in ihm jene Gabe zusammen, daß er eben jene chaotische Welt des inneren Menschen, in der Zeit, wo Gefühle und Leidenschaften das Bewußtsein am meisten überwältigen, mit dem klarsten ergriff, daß er jene Seelenzustände mit allen Mitteln der musikalischen Sprache oder der Metaphern schildert, die sich im Grunde jeder Bezeichnung in Begriffen widersetzen. Er sieht und fühlt, er ahnt und träumt überall eine Harmonie der inneren Natur mit der äußeren, die wir eben in dem ersten Streit der sinnlichen Gewalten mit den sinnigen am meisten empfinden; er greift in die fernsten Gegenstände der kosmischen Natur, um Bilder für die geheimsten Stimmungen der Seele zu finden, er wollte zur Anschauung bringen, was die wenigsten Menschen selbst in jenen Jahren nur in ähnlicher Energie erfahren, und daher sind so wenige, die ihm da, wo er am feinsten und tiefsten ist, nachempfinden, die sich dabei etwas denken können. Und doch liegt hier fast sein einziger Werth, und ein ganz originaler. Wenn es aller humoristischen und pragmatischen Autoren Eigenheit war, daß sie den Quellen der Empfindungen nachzugehen trachteten, so muß man gestehen, daß keiner wagte, was Jean Paul that: der sie gerade in dem Alter vorzugsweise aufsuchte, wo ihre Herrschaft am mächtigsten und zügellosesten ist, und der in ihrer Erklärung die kleinlichen Herleitungen der Pragmatiker mit genialem Sprung überschritt. Er kannte nicht die Menschen, wie jene, er kannte nicht einmal den Menschen, aber den inneren Menschen, wie er in jener rührend komischen Zeit beschaffen ist, wo sich Ideal und Wirklichkeit in ihm streiten, den kannte er, wie ihn vielleicht nie wieder Jemand gekannt hat.

Die unsichtbare Loge (1792) ist nicht vollendet; die ganze Anlage verräth noch den Anfänger. Er ist hier gleichsam zwischen Klinger und Hippel getheilt. Die ganze wunderliche Erziehungsgeschichte, die entschiedene Sympathie mit Rousseau erinnert etwas an jenen, das Schönthun mit der Herrnhuterei, das Verweilen auf den Todesscenen des Amandus und der Scheintod des Ottomar, die Liebhaberei an Nachtscenen, die an sich keinen Zweck haben, als einige Herzstürme auf den Leser und sein Schnupftuch zu machen, lehnt sich geradezu an Hippel an. So weit die Erzählung führt, läßt sich über ihre Tendenz nichts sagen, als was fast bei allen Romanen Jean Pauls die letzte Absicht ist: sie schildert den Contrast der Idee mit dem Leben. Der Held ist eine jener erdeumarmenden, himmelsüchtigen Seelen, denen die Flügel der Phantasie nicht genug beschnitten sind, die sich außerhalb der Welt stellen; „diese ist nur ein Nebenplanet ihrer inneren; sie sehen die äußere nur, wenn sie sich ihrer erinnern, und dann ist sie in die innere zersetzt und verwandelt." Die eigenthümliche Manier der Jean Paulschen Romane ist übrigens hier gleich anfangs entschieden. Die Hauptsache geht einen verdeckten Gang, die „frische Historie" gebricht hier wie in allen seinen Sachen, der Hauptfaden liegt verschleiert hinter Reflexionen und lyrischen Ergüssen, hinter satyrischen Einschiebseln, Träumen und allerhand Rauschgold. Unerschöpflich ist der Erzähler in tausend Wendungen, den geraden Bericht zu vermeiden. Nicht allein daß er über seine Facten reflectirt, er reflectirt auch über seine Arbeit, er unterhält sich und scherzt sehr ergötzlich mit dem Leser, er rügt stylistische Misstände, er notirt Wörter, die ihm nicht gefallen, und Bemerkungen, die ihm den Perioden zu sehr verlängern würden, läßt er zwar weg, aber nicht die Bemerkung, daß er sie wegläßt. Er will wie Hamann die Gedanken und Ideentänze seiner Helden nicht allein, sondern auch die des Autors ganz in der Ordnung oder Unordnung mittheilen, wie sie in der Wirklichkeit durch den Kopf ziehen, und er vergißt, daß sich die Schrift durch nichts Anderes von dem Leben unterscheiden kann, als durch die Ordnung, die sie, die langsame und überlegende, in den wirren Fluß des raschen Lebens bringt; diese Irrung durchdringt alle Schriften unsers Dichters und ist die Quelle eines gewissen psychologischen Werths und eines guten Theils ihres ästhetischen Unwerths zugleich; sie stellt seinen Roman in einen grellen Gegensatz gegen die spanischen Novellen, in denen alle menschlichen Empfindungen und Leidenschaften, Reden und Gedanken in einer gewissen Paradeordnung und allzu disciplinirt auftreten. Jene Parenthesenmanier in der Schreibart nun spiegelt eigentlich nur im Kleinen die größere in dem ganzen Bau seiner Romane ab. Sie sind nicht mit jenen tausend Klammern gefügt, aus jenen tausend Fädchen gewoben, wie bei andern Humoristen, es sind einzelne Risse und Züge, vortreffliche Scenen, aber nicht Reihen streng fortgesetzter Handlungen, charakteristische Anekdoten, aber nicht Gemälde, wie seine witzigen Schriften nicht als ganze Satyren, aber als Sammlungen von Witzreden und Epigrammen vorzüglich sind. Er sucht, sagt Lichtenberg, den Beifall durch einen coup de main mehr als durch planmäßige Attake zu erobern. So sind seine Charaktere bessere Schattenrisse als Portraits, eher Portraits als Standbilder, bessere Entwürfe als Ausführungen. So hat er in seinen wissenschaftlichen Werken treffliche Winke und einzelne Regeln gegeben, hätte aber nie ein System der Erziehungskunst oder Aesthetik geben können. Es ist nicht das Leben in seiner Fülle, was seine Werke, so umfangreich sie sind, umschreiben, sondern nur Bruchstücke des Lebens; es ist nicht eine abgerundete Lebensweisheit, die wie bei Göthe oder Schiller aus dem Complex der Schriften wie aus dem Charakter des Schreibers gleichmäßig resultirte, sondern es ist eine aphoristische, launische Philosophie, die man daher so gern zerpflückt und in Blumenlesen sammelt; und wie die erträglichen Charaktere seiner Romane nur die jugendlichen sind und seine Männer und Greise zu Carricaturen werden, so möchte man von dem Autor selbst sagen, nur ein Segment des Lebens und der entwickelten Menschheit falle auf ihn. Er sagte es selbst, daß er das Gefühl des nicht völlig Reifwerdens, der moralischen Unvollendung beständig mit sich trage. Er war kein fertiger Schriftsteller und Herder traf genau das Rechte, wenn er ihn darauf ansah, erst etwas aus ihm zu machen, oder Lichtenberg, wenn er ihm prophezeihte, er werde groß werden, wenn er wieder von vorn anfange. Vortrefflich hat Lichtenberg, indem er von Sterne spricht, eine andre Haupteigenschaft der Jean Paulschen Romane blosgestellt. Es ist bekannt, wie er uns gern gleich Sterne, dem er sich in Leben und Schriften verglich, in die wechselndsten Stimmungen versetzt, wie er Ernst und Scherz, Lachen und Weinen, und alle menschlichen Kräfte zugleich spielen läßt, wie es im Leben ist, vergessend, daß die Dichtung die Härten der Wirklichkeit abglätten soll; wie er

Digitized by Google

immer die „Flügel für den Aether, die Stiefel für das Pflaster an hat", wie er aus „Schoppe's Wildheit in die Hesperusrührung" überspringt, und wieder aus den „Dampfbädern der Rührung in die Kühlbäder der Satyre zurückseht;" er muthet uns immer zu, den Kitzel zum Lachen und den Reiz zum Weinen zugleich auszuhalten. Die Stelle von Lichtenberg, in der er dieß verwirft, ist folgende. „Es gibt, sagt er, ein untrügliches Zeichen, ob einer, der eine rührende Stelle schrieb, wirklich dabei gefühlt hat oder ob er aus einer genauen Kenntniß des menschlichen Herzens blos durch Verstand und schlaue Wahl rührender Züge uns Thränen ablockt. [Dieß wäre bei Jean Paul anders zu fassen.] Im ersten Falle wird er nie, wenn die Stelle vorüber ist, seinen Sieg plötzlich aufgeben. So wie bei ihm sich die Leidenschaft kühlt, kühlt sie sich auch bei uns, und er bringt uns ab, ohne daß wir es wissen. Hingegen im letzten Fall nimmt er sich selten die Mühe, sich seines Siegs zu bedienen, sondern wirft den Leser, oft mehr zur Bewunderung seiner Kunst als seines Herzens, in eine andere Art von Verfassung hinein, die ihn selbst nichts kostet als Witz, den Leser aber fast um Alles bringt, was er vorher gewonnen hatte. Von dieser letztern Art ist Sterne."

In den Hesperus (1794) sind offenbar Ingredienzien aus der unvollendeten Loge übergegangen. Auch dieß ist noch ein Nacht- und Abendstück, an müde Seelen, gedrückte Geister und höhere Menschen, die das Leben kleiner finden als sich und den Tod, gerichtet; zur inneren Misere ist das äußere hinzugefügt: Schwindsüchtige, Blinde, Staarkranke, Wahnsinnige; und auf Todtenscenen und Leichenreden wird wieder mit weicher Seele und mit „wahnsinniger Laune" verweilt. Die Absicht ist, die Spielarten der Liebe, Mutter-, Geschwister-, Kindes-, Freundes-, Geschlechts- und allgemeine Menschenliebe „nebeneinander auf den Altären brennen zu lassen" und den Reichthum und Edelmuth des menschlichen Herzens zu öffnen. Daher sind denn in diesem „Tragelaphen", dessen Erscheinung unsere gradsinnigen Dichter in Weimar ganz komisch und neu berührte, aber die Enthusiasten, wie Moritz, und die Frauen elektrisirte, besonders die weichmüthigen Bestandtheile sehr vorwiegend. Wir wollen besonders auf den Charakter Emanuels achten. Schon in der Loge erschien ein Extrablatt über hohe Menschen, die er außer andern Vorzügen besonders an dem Gefühle der Nichtigkeit alles irdischen Thuns erkennt, und an der Empfindung von der Unförmlichkeit zwischen unserm Herzen und unserm Orte, an dem Wunsch des Todes und dem Blick über die Wolken. Sein Emanuel hier ist nun der Repräsentant dieser Klasse, ein Indier, mit zerknicktem Körper, ein Pythagoräer, den ein Jahrmarkt, ein Possenspiel traurig und ein Dichter wie Shakspeare melancholisch macht, der sich durch Fasten und Enthalten von Fleischspeise seine Phantasie leichter macht, und der durch einen Zug besonders ausgezeichnet wird, der „nicht allein Wahnsinnige, sondern auch außerordentliche Menschen von ordentlichen unterscheide": daß nämlich wenige Ideen, denen er allen geistigen Nahrungssaft einseitig zugeleitet, bei ihm ein unverhältnißmäßiges Uebergewicht bekommen haben *). Zwei große Wahrheiten, die das Universum tragen, hält er in seinem Herzen fest: Gott und Unsterblichkeit. Jean Paul macht Abtheilungen zwischen Gottmenschen, Thiermenschen und Pflanzenmenschen, er rechnet diese Einsiedler zu den ersten, die wir doch zu den letzten zählen müßten. Wir deuten den Leser auf diesen Charakter, nicht allein um darauf aufmerksam zu machen, wie übel es ist, wenn der Jugend solche Naturen, die auf der Erde unnütze Kostgänger sind und auf die die Sanitätspflege und Sicherheitspolizei ein Auge haben muß, als das Ideal der höchsten Menschheit dargestellt werden, sondern auch um auf Jean Pauls eigne Sterbephilosophie vorzubereiten, die wir bald im Kampanerthale kennen lernen. Auch auf das Gegenstück hierzu, auf seine Freude an dem Kleinleben, die zuerst der Siebenkäs und Q. Fixlein aussprach, bereitet der gemischte Charakter des Helden Victor vor, in dem die contrastirenden Seiten Jean Pauls, sein Humor und seine Sentimentalität vereint liegen, und in dem er sich selber erklärterweise abkonterfeit. Der excentrische Held hat für die unähnlichsten Gefühle ein geräumiges Herz, er ist Poet, Philosoph, Hofmann und Enthusiast zusammen, er hat „drei närrische Seelen, eine humoristische, eine empfindsame und eine philosophische", und der Leser mag sich den Leitton zwischen Allen herausfinden.

Die beiden Gegensätze, von denen wir reden, lehren uns gleich die nächstfolgenden Werke Jean Pauls kennen. Quintus Fixlein und die Blumen-, Frucht- und Dornenstücke sind die ersten Romane, die eigentlich der Schilderung des Kleinlebens sich widmen und der humoristischen Gattung angehören, während man die vorigen, wenn Jean Paul allein in ihrer Art weiter gearbeitet hätte, mehr neben Klingers Werke trotz der theilweise scherzhaften Manier anreihen würde. In der Vorrede zum Q. Fixlein gibt uns Jean Paul selbst den Contrast dieses Buches gegen die vorhergehenden zu verstehen. „Ich konnte, sagt er, nie mehr als drei Wege, glücklicher zu werden, auskundschaften. Der erste, der in die Höhe zieht, ist: so weit über das Gewölke des Lebens hinauszubringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäusern und Gewitterableitern von weitem unter seinen Füßen wie ein eingeschrumpftes Kindergärtchen liegen sieht. Der zweite ist: gerade herabzufallen ins Gärtchen und da sich so einheimisch in die Furche einzunisten, daß wenn man aus seinem warmen Lerchenneste heraussieht, man ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuser und Stangen, sondern nur Aehren erblickt, deren jede für den Nestvogel ein Baum, und ein Sonnen- und Regenschirm ist. Der dritte endlich, den ich für den schwersten und klügsten halte, ist der, mit den beiden andern zu wechseln." Man sieht wohl, dieß ist die deutlichste Doctrin eines Mannes der Extreme, dem der nächste Weg am weitesten abliegt, auf dem man weder fliegt noch kriecht, sondern aufrecht geht, Wolfsgruben und Beinhäuser für das ansieht, was sie sind, und sich an Berg und Thal, an Menschenwerk und Natur freut, was dem in den Lüften zu klein, dem im Neste zu groß scheint. Mit Kothurn und Sokkus je an Einem Fuße wandeln, ist ein hinkender Gang. Jean Paul wollte ihn erzwingen. Seine Freunde hatten ihm schon in der Jugend geschmeichelt, er werde uns Shakspeare, Rousseau und Pope zugleich werden, und sie hatten nicht bedacht, daß, wer nur Eine Faser von Pope hat und Eine von Rousseau, fast Keine von Shakspeare haben kann. Aber es gehörte zu dem universalistischen Bestreben der Zeit, die Versuche des Unmöglichen anzustellen, und so haben wir in Jean Paul wunderbar genug die Züge des dämonischen Geniedichters und des humoristischen Pragmatikers hart beisammen. Der Mann, der so skeptisch von der Nichtigkeit des Menschen und seines eigenen Selbst denkt, legt seine Autobiographie ganz auf das Minutiöseste an, als ob eben hieran Alles gelegen sei; er findet es wie die Pragmatiker lockend, von einem bedeutenden Menschen nur einige Tage lang alles Alltägliche aufzuschreiben, was er treibe, nicht um daraus wie Jene Aufschlüsse über seine Natur zu finden, sondern wieder in dem melancholischen Wunsche, die Leerheit jedes Lebens zu zeigen; sich selbst will er lächerlich darstellen und das Unbedeutende an ihm, obgleich er sein endliches Bestreben nannte, auf der Erde nichts zu cultiviren, was ihm droben nicht gälte! Er, der die Thorheiten der Welt so sehr von schwindelnder Höhe überschaute, gefiel sich aufs höchste, „alles Gemeine und Pedantische mitzumachen, unter dem ergötzenden Bewußtsein der Willkühr." Der sich so über alle Blitzableiter emporschwang, gefiel sich doch ein Wetterprophet zu sein, nicht ohne sich wieder selbst darüber lustig zu machen. Er, der anfangs die Allmacht des Genies so verehrte, fand doch nachher, daß sich Dinge erlernen ließen, von denen Andere anders urtheilen würden, und er mußte sich gestehen, daß seine Anlagen unendlich klein sein würden ohne die Verbesserungen des Fleißes. Der extravaganteste Schriftsteller mußte sich an die pedantischste Ordnung knüpfen, und wenn es in dem ganzen jungen Geschlechte damals lag, was Jean Paul einmal von sich sagt, daß die Anspannungen der Phantasie allen Leidenschaften zu viel Milchsaft und Heftigkeit gaben, so waren doch diese Anspannungen bei ihm nicht durch den unmäßigen Lebenstrieb wie in den Anderen hervorgerufen und durch jenen weltstürmerischen Sinn, sondern er erkünstelte sie durch die fixe Idee, mit der er sich auf das Amt der Schriftstellerei warf. Dieser Mann schien Vielen die Poesie, die durch Göthe und Schiller auf den Höhepunkt gebracht war, den sie bei uns erreichen sollte, noch gesteigert zu haben: und dennoch ging sie bei ihm nur auf einen ungemein gesteigerten Realismus hinaus. Er suchte sie im Gebiete der Moral und der Geschichte, er suchte sie im Leben, unfähig, sich an den reinen Gebilden einer unabhängigen Phantasie zu freuen. Er schien zu den Lesern zu gehören, von denen er einmal sagt, sie sähen die Dichter wie ätherische Gebilde an und begriffen nicht, wie sie nur einen Schnitt Schinken und ein Glas Bier gebrauchen könnten. Bei persönlicher Begegnung jener Männer in Weimar (1796) klagte er daher über getäuschte Ideale, weil sie nicht wie Er die Poesie und Begeisterung mit sich zur Schau trugen: er fand Göthen kalt für alle Sachen und Menschen, einsilbig, einen Gott im Pallaste, und Schillern felsigt, voll Ecken, voll scharfer schneidender Kräfte, aber ohne Liebe; er empfing dafür die Huldigungen der Frau von Krüdener, Kannes und Kosegartens. Und dennoch, wer ihn seiner vielen phantastischen Bewunderer und Grillen wegen auf der Seite der Lavater und aller Schwärmer jener Zeit suchen würde, die die unmittelbaren Kräfte des Geistes beschworen, den würde seine Vieldeutigkeit wieder irre führen, denn er war in religiösen Dingen und in allen, um die des Menschen

*) Eine Probe seiner Philosophie ist ein Stammblatt, das mit den Worten anfangt: „Der Mensch hat hier 2½ Minuten, eine zu lächeln, eine zu seufzen und eine halbe zu lieben, denn mitten in dieser Minute stirbt er." Das sind solche Dinge, die man schreibt, „wenn man soviel Citronensäure, Theebinkte, Zuckerrohr und Arral sich gefallen läßt."

Digitized by Google

unbefriedigte Neugierde sich hindrängt, ein nüchterner Urtheiler; ein Gegner Nicolais und der Nicolaiten in ästhetischer Hinsicht, in rationellen Sachen ein Anhänger der Aufklärung, und daher mit der Voßischen Familie befreundet. So täuschte er sich denn auch nicht über jene Ueberreizung seiner Phantasie, die in den bisher genannten Werken sichtbar war; er war damals stets darauf aus, sich kälter zu machen, und aus dieser Stimmung, sagen die Herausgeber seiner biographischen Notizen, ging der Q. Fixlein hervor. Wie aus der unsichtbaren Loge Elemente in den Hesperus übergegangen sind, so schildert der Fixlein ein vergnügtes Schulmanns- und Pfarrleben, das wesentliche Züge aus der Idylle vom Schulmeisterlein Wuz entlehnt. Aber merkt man dieser vergnüglichen Schilderung des Kleinlebens nicht doch an, daß dem Autor, wie er es oben selbst schildert, nicht recht Ernst ist um die Freude an diesen Lerchennestern? Dieß scheint das Leben des Armenadvokaten Siebenkäs (1795) noch deutlicher zu verrathen, das sich eben in dieser niederen Sphäre bewegt und sich in der Wendung der Geschichte auch wieder herausbewegt; das in den Kreis der oberen Stände hinüberblickt, wo sich die schönsten Seelen nach Jean Pauls Meinung bilden, während er sich mit dem besten Glücke hier und in den Flegeljahren an der Schilderung schöner Seelen aus den untersten Ständen versucht hat. Die Beschreibung von Siebenkäsens Noth, Haushalt und Schriftstellerschicksal heimelte bei der Erscheinung des Werkes die Nation an; es waren deutsche idyllische Zustände, die bei uns nicht auf der Wiese, sondern in der Studirstube spielen; zu dem Charakter des Helden saß der Autor wieder selbst, zu Lenette seine Mutter. Aber der Dichter hat nicht Freude an solchen simplen Charakteren, an seiner Lenette so wenig, als an seiner Appel; diese Frauen sind ihm Schneckenseelen, die nur sein Mitleid, nicht sein Wohlgefallen ansprechen. Wenn sich die deutsche Gemüthlichkeit an dem Bilde dieser einfachen Frau ergötzen mochte, so ward sie auf's äußerste lädirt durch die absichtlichen Hiebe, die der Ehe in den niedern Ständen versetzt werden, und durch die geniale Weise, wie hier mit Wahrheit und Eid, mit eingegangenen Verhältnissen und mit dem, was des Menschen letztes Schicksal ist, gespielt wird. In dem Gemälde einer solchen engen Häuslichkeit ist die letzte romantische Wendung mit dem Scheintode nur eine Fratze; in der Gesellschaft einer Lenette ist der humoristische Held eine wehethuende Erscheinung. Wer sich so von einer Frau trennen konnte, wie konnte der eine Frau nehmen? und solch eine Frau nehmen, wer solch einen Freund hatte? Das humoristische Freundepaar hat mit Recht die meisten Leserinnen, auch die dem Dichter ergebensten, beleidigt. Denn in der That sind die humoristischen Charaktere, die Jean Paul mit so viel Prätension anlegte, fast ebenso fatal wie seine hohen Menschen, weil sie ebenso in Carricaturen verzerrt sind. Wenn diese nur Gemüth und nichts als Gemüth sind, so mangelt diesen Humoristen, deren Repräsentant bei Jean Paul sein Leibgeber-Schoppe ist, das Gemüth ganz. Sie sollen lustig und gleichmüthig sein, und sie werden egoistisch und eiskalt. Siebenkäs bleibt in seinem Elend heiter; er sagt seiner Lenette, wenn er auch mit 8000 Löchern im Rocke gehen müsse, so wolle er doch dazu lachen und singen. Recht, meinte der Autor; aber gewiß nicht Recht von dem Manne, der ein armes gedrücktes, der Scham nicht verschlossenes Weib hat, das er mit einem phantastischen Thorenstreich selbst um ein ärmliches Auskommen gebracht, und der doch wohl, ehe er dieß gut gemacht, lieber heulen als lachen sollte. Diese Humoristen Jean Pauls kitzeln ihre Seelen mit dem Gefühl der rücksichtslosen Freiheit, mit dem Bewußtsein, daß sie die menschliche Thorheit travestiren, daß sie allem Lächerlichen eine ästhetische Seite abgewinnen und so die Narrheit zu Weisheit stempeln. Sie feinden den ehrlosen Eigennutz und alles Gemeine mit Ingrimm an, aber ihre eigne Selbstsucht merken sie nicht; sie verschmähen die Kinderpossen des Lebens, und wollen das Kleine dabei schonen, da sie nicht einmal die gute Beschränktheit in jenem Weibe zu schonen wissen. Sie sollen Menschenhasser voll Menschenliebe sein, Allerweltskenner und Universalgenies, ohne daß sie für die geringste Thätigkeit geschaffen wären. Sie fühlen nicht, daß man enge Verhältnisse nur großen Bestrebungen gegenüber verachten darf, die sie hemmen; daß wenn man diesen nicht selbst nachgeht, man alles Recht verloren hat, über jene zu spotten, die ein wahres Glück begleitet. Sie fühlen sich beklemmt über das Vergebliche auf der Erde; wer aber in der großen Geschichte das Folgenreiche kennt und überschlägt, der sehnt sich zuweilen gern, auf dem Vergeblichen und Müßigen zu ruhen, und auf diesen Grund sollten Idylle und humoristischer Roman überall gebaut sein. Diese Charaktere schweben zwischen dem Oben und Unten, das Jean Pauls Lehre war, sie wechseln nicht damit, sie fallen, wohl ohne des Dichters Absicht, mitten durch. Sie halten sich immer in den kleinen Sphären des niedern Lebens auf, obwohl sie sich ihm entgegenstellen, sie lieben es nicht und können sich nicht davon losreißen; sie streben hinauf, aber die Schwerkraft der Skepsis hält sie nieder, sie glauben kein Leben nach dem Tode. Wie die romantischen Helden Jean Pauls die Poesie, so setzen diese die Travestie, die Satyre in Leben und Handlungen herüber, und tragen einen dem Quixotischen ähnlichen Charakter an sich. Sie beschweren sich, daß der schwerfällige Ernst der Deutschen ihre Ideentänze nicht versteht und mag, und doch wird auch selbst der Verstehende sie nicht mögen: denn wiewohl wir Jean Paul die Gabe des geistreichen und natürlichen Scherzes nicht absprechen wollen, so sind doch die Späße seiner „Wildlinge" gar oft der Art, daß man sie ebenso trivial findet, wenn sie ausgekernt sind, als kraus, so lange sie in der eckigen Schale liegen. Bei ihrem Zwiespalte schallt ihr Lachen über die Thorheit der Welt aus einer beklommenen Brust, ihr Weltscherz verzerrt sich in einen Weltekel, und Schoppe wird zuletzt wahnsinnig über das Fichtische Ich, was, ich weiß nicht, ob eine Satyre auf diese Philosophie oder auf jenen Humor ist.

Wir haben vorhin die biographischen Belustigungen unter der Hirnschale einer Riesin (1796) übergangen; sie sind nicht vollendet: ein Tropfen angefangener Erzählung unter einem Schwall von Satyre. Jetzt wollen wir auch an dem Jubelsenior (1797), einer neuen Predigeridylle mit einer adlighöfischen Burleske durchschossen, worin nun ausdrücklich das Historische nur als Vehikel zu Einfällen und Scherzen benutzt ist, vorbeigehen, um in desto grellerem Gegensatze das Kampanerthal (1797) gegen die letztberührten Werke überzustellen. Hier reichen plötzlich die Fühlhörner in den Himmel hinein, während in jenen Werken und besonders hier in den beigegebenen Erklärungen der Holzschnitte der Verfasser tiefeingegraben in seinem Schneckenhause auf den Niederungen der Erde weilt. Hier sehen wir ihn gleichsam in den Werktagen des Lebens, dort feiert er in Sabbathstille den Ruhetag. Aber selbst indem wir im Großen in diesen Schriften Scherz und Ernst getrennt sehen, theilen sie sich doch wieder im Kleinen; an das Reale in niederländischer Manier reiht sich das Nihilistische in hyperidealem Style, das Kleine wird mit großem dynamischen Aufwande geschildert, und an das Große kommt dann der Autor mit verschwendeten Kräften. Jean Paul hätte gewiß für die Schilderung des Stilllebens und der deutschen Gemüthlichkeit und idyllischen Natur die höchsten Gaben gehabt, allein seine universellen Tendenzen vielleicht noch mehr als seine Natur, üble Theorien vielleicht eben so sehr wie sein Gefühl ließen ihn nicht mit reiner Freude auf Einem verweilen; sie trieben ihn immer wieder zu den entgegengesetzten Enden und hießen ihn das Widersprechendste verbinden. Mit so entschiednem Sinne, mit so schonender Auffassung für das reale Menschenleben begabt, richtete er doch schon ganz frühe seine Gedanken über das Diesseits hinweg und seine Religion ward: Leben für Unsterblichkeit und Gottheit. Ihm trugen die ersten Jugendjahre, wo der Geist sich seine Welt schafft, einen ewigen Glanz; aber er sah, daß diese herrliche Zeit nicht dauern, daß sie nicht wiederkehren konnte, als in der Erinnerung und Einbildungskraft, wo er ihr dann sein ganzes Leben widmete; oder daß, wenn sie wiederkehren könnte, dieß gewiß nicht hier geschehen würde, sondern in einer andern Welt, unter einem unermeßlichen Himmel. So verband er seine Liebe zu der Jugend der Menschheit mit der ewigen Jugend, die wir jenseits erwarten. Schon im 18ten Jahre fiel ihm der Gedanke an den Tod oft warm auf's Herz; er mochte dann nichts lernen, was ihm dort nicht gälte, worauf er in der andren Welt nicht festbauen könnte; er verachtete den Ruhm der Welt, ehe er ihn gekostet hatte, und sein Freund Vogel warnte ihn mit Recht, daß, wer dieß thue, gewiß nicht groß werden würde, und wenn dieß Viele thäten, die Welt an herrlichen Begebenheiten arm werden müßte. So stand er immer mit dem Einen Fuße in der andern Welt, unfähig wie sein Herder im äußersten Fall sich zu einer kräftigen Resignation zu entschließen. Er erhob sich nicht zu der Abstraction, die für eine Ansicht wie Herders nöthig war, hier war er ganz der menschlichen Schwäche verfallen und den Gefühlen; und wie die Jacobi, Lavater und Jung einen persönlichen Gott haben mußten in Menschengestalt, so schien er einer individuellen Fortdauer zu bedürfen, obgleich er in dem Kampanerthal nicht einmal denen viel Trost reichen dürfte, die eine persönliche Existenz verlangen. Mit wie finsteren Vorstellungen quälte sich nicht seine Phantasie in jenen Visionen von der Vernichtung, in jener Rede des todten Christus, daß kein Gott sei! Er sah uns hier auf der Erde alle wie Missethäter auf den Tod sitzen, und fragt: stehen wir nur die Todesangst aus, oder geht die Hinrichtung des menschlichen Geistes vor sich? Wenn Jean Paul selbst und seine Freunde bezeugen, daß ihm der Gegenstand der Unsterblichkeit für sein ganzes Leben die größte Aufgabe geblieben sei, so darf es uns doch ja nicht scheinen, als ob wir nun bei ihm, und besonders in dem Kampanerthal, das diesem Thema ganz gewidmet ist, besondere Aufschlüsse oder Belehrungen, oder auch nur andern Trost finden würden, als ihn sich Jeder in seinem Herzen geben kann und vielleicht mit größerer Bescheidung geben wird, als Jean Paul. Er ist hier nur poetischer Interpret der

Digitized by Google

kritischen Philosophie, die ihn wie jeden denkenden Kopf gleich bei ihrer Erscheinung mächtig ergriff; die Philosophie wird ihm zur Dichtung, Speculation zu Empfindung, die Schlüsse „verdichten sich" oder lockern sich vielmehr zu Gefühlen. Noch treffender: er läßt die kritische Philosophie augendlicklich aus dem Auge, und läßt sein Gefühl reden; und wie es ihm geläufig ist, jeder Musik Texte, jedem Traum Bedeutung, jeder Naturscene Offenbarung und höhere Stimme zu leihen, so gibt er hier jeder Hoffnung Beweiskraft. Er gründet seine Haupthoffnung darauf, daß das Reich des Schönen, Guten und Wahren, dieß innere Universum einen andern Himmel brauche und eine höhere Welt; dem Umfang seiner lebhaften Eindildungskraft genügte dieses schmale Rund der Erde nirgends. Er fragt: wozu und woher diese außerweltlichen Anlagen und Wünsche in uns gelegt sind? Er läßt sich den Einwurf machen: zu Erhaltung und Genuß des jetzigen Lebens. Und nun springt er zu seinen gewöhnlichen Hyperbeln über: „Also wurde ein Engel in den Körper gesperrt, um der stumme Knecht, Küchenmeister und Thürwärter des Magens zu sein? Waren nicht Thierseelen im Stande, die Menschenleiber auf den Obstbaum und auf den Tränkheerd auszutreiben?" Wir sehen, dieß kann jedes Kind widerlegen, dem man von früh auf eingelernt hat, daß die Menschenseele noch auf ein anderes ausgetrieden werden soll, als auf den Obstdaum. Aber Jean Paul steht ganz auf jenem Satz der Fauste dieser Zeit: Alles oder Nichts! Wie wir ihn um die richtige Mitte des Lebens herumgehen sehen, wie wir ihn sich zwischen Lachen und Weinen durchbewegen sehen, ohne auf dem mittleren Stande des Ernstes je nur auf Minuten sich erhalten zu können, so geht er hier an dem eigentlichen mittleren Begriff der Menschheit, der zwischen Engel und Thier so sichtbar für jeden erst keimenden Verstand liegt, wie absichtlich blind vorüber. Und mit eben jenem titanischen Trotze, der, wie es scheint, der beste Beweis sein soll, ruft er: der Schöpfer habe uns zu Leiden nicht schaffen dürfen! nicht durfen! und die Unförmlichkeit zwischen unserm Wunsche und unserm Verhältniß bleibe eine Blasphemie, wenn wir verschwänden! Aber Lessing wünschte gar nicht! Forster hoffte gar nicht! Lichtenberg wagte gar nicht zu hoffen! Und sind sie nicht auch menschliche Naturen? Vielleicht nennt man es Kleinmüthigkeit, so bereitwillig wie diese zu resigniren, aber wer würde darum so starkmüthig auf ein Recht pochen wollen, wo kein Gesetz geschrieben ist?

Von nun an wiederholt sich im Grunde Jean Pauls Autorschaft und bringt uns wenig Neues mehr, obwohl wir anerkennen müssen, daß Titan und die Flegeljahre die bedeutsamsten Werke sind, um seine gesammte Schriftstellerei von ihren zwei Hauptseiten, der dynamischen und atomistischen, darzustellen. In den **Palingenesien** (1798) reproducirten sich gleichsam seine Jugendsatyren, ohne daß neue Ingredienzien oder neuer Gehalt hinzukämen; in dem **bevorstehenden Lebenslauf** (1799) sind die Jugendidyllen von Wuz u. s. f. in der Conjecturalbiographie wieder variirt. Zwischen 1797—1802 erschien der **Titan**, in dem Jean Paul sein ganzes Wesen erschöpfte. Den Tendenzen, der ganzen Anlage, den Charakteren, der Manier nach bringt er uns übrigens nichts Neues. Die ganze Charaktergruppe ist von auffallenden Reminiscenzen an den Hesperus voll. Gaspard ist nur ein anderer Lord Horion, und vereint wie dieser den kalten Weltmann und Taschenspieler auf eine närrische Weise; ein willenloser Fürst ist von ihm geleitet wie dort von dem Lord; ein Minister mit einem schlechten Sohne, der den Bösewicht macht; im Hause verdorbener Eltern eine seltne Tochter; Liane eine Gesellschaftsdame wie Clotilde; Spener glich Emanuel; die Bösewichter gleicherweise hier und dort Silhouetteurs und Stimmennachahmer; der Hof, die romantischen Liebesgeschichten, die Verkleidungen, Alles erinnert uns und entspricht sich. Wer sich die Divergenz der Behandlungsart nicht irren läßt, kann auch leicht finden, daß ein Wetteifer mit Wilhelm Meister durch diese Composition durchspielt, die nicht undeutlich zum Meisterstück unter allen deutschen Romanen hinarbeitete, ja zu viel mehr: denn Jean Paul verschmähte unter die Masse der Romanschreiber gestellt zu werden und „rubricirte seine Werke in das Gebiet des Epikers," wo der Roman allerdings, aber als Ausartung, steht. Der Held versucht sich im unklaren Drange mit seinen Idealen an der Welt; er ist ein saftvoller Feuergeist, der an Alles Riesenmaß anlegt; der sich in tausend Fehlgriffe des Willens und Irrungen des Geistes verliert, mit „unersetzlicher Verschwendung von Herz und Gehirn." Schade, daß für diese Irrungen gleich von vorn herein zu viel Parthei genommen wird. Es ist gewiß nichts Heiligeres und Reineres, als alle ersten stürmischen Regungen der edlen Jugend, unsre erste Freundschaft, Liebe, Streben nach Wahrheit, unser erstes Gefühl für Natur und ideale Ausmalung der Welt, aber auch nichts so erschlaffend und matt, wenn man dabei auch nur mit entschiedner und ausschließlicher Vorliebe auf diese Regungen der Jugendzeit rückblickend gleichsam dabei verharrt. Den Helden durchknetet nun im Verlaufe der Geschichte das Unglück; er wird mit seiner extravaganten Liebe von dem Vater abgestoßen, er verschwendet sie an einen unwürdigen Freund, an eine Geliedte, die nicht auf dieser Erde weilen konnte; jetzt scheint sich aus dem träumenden Hinleben ein Sinn für das handelnde regen zu wollen, Albano will den gallischen Freiheitskrieg mitmachen, aber dieß gilt füe neue Ueberspannung, von der ihn die Titanide Linda abhält, eine neue Liebe, die auf's neue zerstört wied. Zuletzt ist ihm wie Meistern ein Weib Ersatz, das man nicht recht kennen lernt, und da er von Träumen und Kriegen erlöst ist, erhält er die „mittlere Sphäre des Regierens" zu seinem Berufe, ein schlimmer Trost für die Menschen andrer Stände, die wohl eher als gedorne Fürsten in der Jugend zu dem Geschlecht der Titanen gehören, „deren Vater der Himmel, deren Mutter nur die Erde ist, die bei dem Tode des Vaters schwer ihre Waisen ernähren kann." Albano ringt sich durch unter all denen, die um ihn her dem Schicksal zum Opfer fallen, die „die Milchstraße der Unendlichkeit und den Regendogen der Phantasie zum Bogen ihrer Hand gebrauchen wollten", obgleich in ihm derselbe Schaum des Uebermaßes die Klarheit überzog. An dem Ende des Buchs steht nackt die herrliche Lehre, die von dem Buche selbst und der ganzen Schriftstellerei und dem ganzen Leben Jean Pauls eigentlich Lügen gestraft wird: daß nur Thaten dem Leben Stärke geben und nur Maß ihm Reiz! Die Liebe des Autors ruht auf diesen Titaniden, er reißt unsern Antheil zu ihnen hin, und indem er dann den Akt der kalten Gerechtigkeit (z. B. an Linda) übt, beleidigt er unser Gefühl, ohne daß er unsern Kopf für die Genugthuung gestimmt hat, die er einer temperirten Ansicht von der Welt und ihrem Gebrauche geben will. Diese Didaktik, die nicht ein launischer Einfall ist, sondern mit der Anlage des Werkes allerdings zusammenhängt, scheint gegen die genialen Charaktere gerichtet, die, wie Solger treffend bemerkte, gleich allen Lieblingscharakteren Jean Pauls krank sind und ordentlich stolz darauf, daß sie es sind. Die Gesundheit, sagt Solger, überlassen sie den Alltagsmenschen, wie Rabette; sie sind in dem Maß vorzüglicher als sie kränklich sind. Dieß ist so wenig ein bloßer Witz, daß Jean Paul selbst irgendwo im Titan sagt, angeborne Kränklichkeit, aber nicht erworbene, halte er für Kopf und Herz dienlich, so wie auch eine andere Stelle hierdurch Licht empfängt, wo er Genie und Krankheit zu Milchbrüdern macht. Daher kommt es denn, daß sich alle titanische Jugend natürlich an ihn anklammert, achtlos diese warnende Stimme uberhöet, und sich an die Beispiele halt; denn dieser Zeit und ihrem Uebermaße ist es eigen, daß sie ihr eignes Unglück und Gefahr wie mit liebenden Armen umfaßt. Jean Paul hat in Roquairol viel nachdrücklicher als mit jenen einzelnen Worten ein abschreckendes Bild von der Ausartung des genialen Uebermuths entworfen, den wir noch täglich, wenn wir ihm etwa nicht im Leben degegnen sollten, in unserer jungen Literatur degegnen können. Und dennoch wird man in unserer Jugend diesen meisterhaft umschriebenen Charakter eher bewundern als verabscheuen. Wir wollen die treffendsten Züge hersetzen, in denen sich unsre Genialitäten wie im Spiegel erkennen lassen, schon um jene Gegner Jean Pauls, die ihn nicht lesen, aufmerksam zu machen, wie vieles Vorzügliche und auch nüchtern Erfaßte dieser Mann der Extravaganzen aus eben diesem Gebiete davon trug. Der Dichter charakterisirt dieses lüderliche Genie, das sich gegen das Conduitenwesen der steifen Philisterwelt empört, als ein Kind und ein Opfer des Jahrhunderts. Verwöhnt und überreizt mit Genüssen und Kenntnissen in der Jugend, von überreizter Phantasie, war er fruhe ein Abgebrannter des Lebens, voll Ekel, Hochmuth, Unglauben und Widerspruch. Wahrheiten und Empfindungen **anticipirte er!** Alle Zustände der Menschheit, alle Bewegungen der Liebe und Freundschaft **durchging er früher im Gedichte als im Leben**, fruher in der Sommerseite der Poesie als in der Wetterseite der Wirklichkeit; unglückliche Liebe kam dazu, er stürzte sich in böse Zerstreuungen, und **stellte** dann Alles **poetisch dar**, was er bereute oder segnete; jede Darstellung hölte ihn tiefer aus. Sein Herz konnte die **heiligsten Empfindungen nicht lassen**, aber sie waren Schwelgereien oder Stärkungsmittel für ihn: **gerade von der Höhe lief der Weg zu den Sümpfen abschüssiger.** Er liebte nicht, **aber er glaubte es**; war bald Schwärmer, bald Libertin in der Liebe, und durchlief Aether und Schlamm schnell wechselnd, bis er beide vermischte. Er stürzte sich zuweilen absichtlich in Sünde und Moder, um sich durch die Wunde der Reue den Schwur der Rückkehr tiefer einzuschneiden. **Aeußere Verhältnisse hätten ihm vielleicht helfen können**, aber das müßige Offizier- (Schreiber) Leben arbeitete ihn blos noch eitler und kecker aus. Ein Herz war in ihm, dessen **Gefühl** mehr **lyrisches Gedicht** als wahres dichtes Wesen ist, unfähig wahr, ja kaum falsch zu sein, weil jede Wahrheit zur poetischen Darstellung **ausartete** und diese wieder zu jener; mit ruchloser Kraft vermögend Alles zu wagen und zu opfern, was der Mensch achtet, in seinen Entschlüssen

Digitized by Google

verzagend und sogar in seinen Irrthümern schwankend, aber doch nur des Stimmhammers, nicht der Stimmgabel der feinsten Moralität beraubt, und mitten im Brausen der Leidenschaft stehend im hellsten Licht der Besonnenheit. Solche Naturen wollen die Verheerung der Menschheit durch Terror gegen Einen vergüten. Sie sympathisiren mit den tragischen Gewitterwolken in Shakspeare, Göthe, Klinger, Schiller, (Jean Paul). Glaubst du, sagt Roquairol bebend, daß die Romane und Tragödiendichter her, nämlich die Genies darunter, die Alles, Gottheit und Menschheit tausendmal nachgeäfft haben, anders sind als ich? — Dieß ist in der That ein schreckendes Gemälde von den ausgearteten Wirkungen, die von der Dichtung dann ausgehen müssen, wenn sie allein und einzig die Erzieherin der Seele und die Quelle unserer Bildung ausmacht. Und wie wenig diese Wirkungen übertrieben sind, zeigen uns die Scenen aus dem Inneren des Familienlebens in Frankreich, die wir schaudernd erleben, eben so gut, wie uns der derbe und der biesige Zustand der belletristischen Literatur der Verzweiflung, wie sie Göthe vortrefflich benannte, daneben kann, daß auch die Ursache eines solchen Wüstlingslebens der Verzweiflung ebenso schlagend auf diese zurückgeleitet ist.

In den Titan, von dem er noch in den Flegeljahren mit vielem Selbstgefühle sprach, wollte Jean Paul das Herzblut seines Lebens ausströmen; es sollte das Erhabenste seiner Werke werden; er wollte darin „Rheinfälle, spanische Donnerwetter, tragische Orkane voll Tropen, und Wasserhosen andringen, wollte der Hekla sein und das Eis seines Klima's und sich dagegen entzweisprengen, und sich nichts daraus machen, wenn es sein letztes sein werde!" Wirklich kann man sagen, daß er das Uebermaß seiner Phantasiefehlgriffe darin ausgetobt habe, er ward nun verhältnißmäßig ruhiger, ohne im Wesentlichen anders zu werden, er ward aber auch erschöpfter. Er konnte (wie Göthe, wenn er eine bestimmte Periode abgelegt hatte, die ihr angehörigen Werke nicht mehr ansehen mochte) den Titan nicht mehr gern lesen, was sonst gar kein Fall nicht war; er gab die Werke, die seinen höheren dynamischen Aufwand erforderten, auf und blieb hinfort in der ebneren Sphäre, wo sich sein Katzenberger, der Komet, Fibel, die Flegeljahre u. A. gleichmäßig bewegen. Wir wollen uns bei diesen nicht mehr einzeln aufhalten, weil sie in der That nichts wesentlich Neues bringen, die späteren sogar etwas absinken. Nur die Flegeljahre, die unmittelbar auf den Titan folgten (1804), müssen hiervon ausgenommen werden; sie sind noch mit der alten Frische geschrieben, aber reiner von seinen Auswüchsen und „Schwanzsternen", rein von den sonst so ungeschickt eingemischten romantischen Elementen, und überhaupt in so weiser Mäßigung gehalten, als vielleicht Jean Paul überhaupt möglich war. In die Brüder Walt und Vult hat sich Jean Pauls Doppelgesicht am schönsten getheilt; der Eine, das rührende Abbild der träumerischen Jugendunschuld, ist mit viel naiveren Zügen ausgestattet, als seine sentimentalen Gestalten dieser Art, z. B. in der Loge, der Andere, dessen vagabundische Natur eine vortreffliche Figur in einem pikarischen Romane abgab, der Weltkenner, der den Bruder für die Welt zustutzen hilft, ist ein Humorist, ohne die vergerrten Züge seiner übrigen. Das dunkle Gedankenleben dieser Zwillingsbrüder im Menschen zu belauschen, die unendlich rührenden Thorheiten, die in diesen Jahren den Kopf durchfliegen, aufzudecken, das kleine Glück der Seele so endlos groß zu schildern, wie es in dieser genügsamen Periode dem Menschen ist, den Jugendträumen, der Atmosphäre von Heimath, von Vaterhaus und vom Spielraum der Kindheit und Allem, was daran hängt, so zarte und wahre Züge zu leihen, die schrankenlose Gutmüthigkeit, Liebe, Sanftheit, Jungfräulichkeit und Heiligkeit des Herzens, den Reichthum Eines Tages dieser durch Phantasie reichen Zeit abzubilden, die stillen sanften Empfindungen des „Sonntagsheimwehes" zu entfalten, dieß Alles ist von Niemanden und nirgends so gelesirket worden, wie hier. Und wie er diesen gläubigen Menschen in Gegensatz zu dem enttäuschten und enttäuschenden Bruder bringt, das Reale dem Idealen entgegen wirft, dem guten Träumer „nach dem Feste der süßesten Brode das verschimmelte aus dem Brodschrank vorschneidet", das Alles ist vortrefflich und das Auge, das hier Jean Paul auf die menschliche Natur richtet, ist wahrlich mehr werth als jene sublimen Blicke in die Wolken und den Aether, in die Geisterwelt und über die Sterne.

Das letzte Zeichen von Jean Pauls gröberer Ruhe war sein Uebergang zu mehr wissenschaftlichen Arbeiten, den er mit der ganzen romantischen Periode im Anfang dieses Jahrhunderts gemein hat. Daß er sich hier einmal versuchen würde, lag so sehr in dem ganzen Gange seiner Bildung, wie daß er es zu nichts Systematischem und Grordnetem darin bringen würde. Er hatte von frühe an alle Wissenschaften angefangen, aber er blieb keiner treu; seitdem seine Schriftstellerei begonnen hatte, zog ihn jede an, aber nur insofern sie ihm Materie für seine anderen Zwecke lieferte; ex professo war ihm sogar die Philosophie gleiche gültig, der er sich bei Kants Auftreten einmal ernstlich hingeben zu wollen schien. Sein Skepticismus mag auch dazu beigetragen haben, wie in allen diesen Faustischen Naturen, den Wachsthum der Wissenschaft gleich anfangs zu verachten, der Empfindung mehr anzuhängen und der Divination, und dies Details des Wissens sich nur wie Kleider Jahre zum gelegentlichen Gebrauche zu bedienen. Sein Durst nach Wissen und sein poetisches Bedürfniß zugleich machten ihn zum dilettantischen Universalgenie: er strebte darin Herdern und Leibniz wie Idealen nach; er ergötzte sich gern an der Ausmalung eines Menschen, der Alles wüßte; unsere Bestimmung suchte er in der Erweiterung unseres Inneren für alle Systeme, Schönheiten und Charaktere. Aber es war ihm nicht gegeben, dis zur Erfassung des Ganzen in irgend einem Zweige der Wissenschaft vorzudringen. Er sah ganz richtig ein, daß alle Erkenntniß nach einem Einheitspunkte hinstrebte; zu ihm zu gelangen forderte es in der Wissenschaft allseitige Kenntniß, zu der er nicht Geduld hatte. So konnte er um alle Wissenschaften nur „anspielend spielen"; „er war ein gelehrter Mann, sagte er, und wußte doch das Gewöhnlichste nicht, er war ein Ignorant, denn er wußte von allen Wissenschaften." Durch alle seine Werke sind die Brosamen und Abfälle seiner gelehrten Kenntnisse in Philosophie, Juristerei, Medicin und Theologie aufgestreut, in derselben Confusion, wie er zu Einer Zeit sich mit Meteorologie, Staatskunst, Moral, Literaturzeitungen und Kirchengeschichte lesend beschäftigte. Wie gern sucht er in seine Romane ein Tischgespräch, eine Reise u. dgl. Formen hineinzuflechten, in denen sich bequem allerhand parat liegende Weisheit anbringen läßt. Und wenn dieß im Detail unangenehme Eigenschaften in seine poetischen Werke brachte, so läßt sich sogar nachweisen, daß seine wissenschaftliche theoretische Beschäftigung auch im Ganzen, im Grundhäßlichen, übel auf seine Praxis überwirkte, daß sein kritischer Verstand seinen productirenden Instinkt störte. Wer die Vorschule der Aesthetik (1805) kennt und nach ihr seine Erzählungen wieder durchliest, der wird leicht finden, daß wenn ihn zuzeilen seine Praxis hie und da auf seine Theorien gebracht haben möchte (z. B. über die komische Kraft des Besonderen, über die springenden Punkte der Charaktere, über den (falschen) Gegensatz des Lächerlichen gegen das Erhabene), so doch auch wieder die Theorie in der allzu häufigen und allzu gesuchten Anwendung derselben offenbar wieder auf die Praxis rückgewirkt hat. Diese Aesthetik, wie die Levana (1807) sind Sammelplätze sehr geistreicher Bemerkungen, vor denen man nicht genug warnen kann. Die springenden Punkte sind in beiden Diätetiken eben so wenig gefunden, wie der gesunde Quell des Lebens in Jean Pauls allgemeiner Natur und Wirksamkeit. Einen ästhetischen und pädagogischen Grundsatz muß man hier nicht suchen wollen, so wenig als der Staatsmann einen politischen suchen wird in den idealen Staatsprinzipien Jean Pauls, auf die wir noch anderswo zurückkommen. Wer die großartigen Analogien der Naturkunde an seine Unsterblichkeitshoffnungen, wer die Geschichte an seine Menschheitsträume und Erdenparadiese, wer die Physiologie an seine Traumtheorien, und die Kenntniß der Welt und der Menschen gegen seine besondere Art von Menschenkenntniß mit freiem Blicke hält, der wird bald finden, wie wenig wissenschaftlicher Geist in diesem Manne der Einbildungskraft war.

Jean Paul brauchte die Wissenschaft noch ganz zum Dienste der Poesie, so lange nicht seine, und die deutsche Poesie überhaupt rückgängig zu werden ansing. Wir gehen jetzt zu andern Erscheinungen über, die uns stufenweise zeigen sollen, wie die Wissenschaft anfing, umgekehrt die Poesie zu dreinträchtigen. Wir wollen zunächst einen Blick auf die dominirenden Zweige der Wissenschaft werfen, mit denen sich die Poesie berührte. Wir werden einer Reihe religiöser und pädagogischer Romane begegnen, die der theologischen und Erziehungswissenschaft ungefähr in gleichen Rechten noch gegenüber liegen; wir werden dann eine andere Reihe von geschichtlichen Romanen treffen, in denen die Wissenschaft schon ganz den Sieg über die Dichtung davon getragen hat, und eine kleine Anzahl philosophischer, wo die Poesie nichts mehr als eine ganz dürftige Einkleidung geliehen hat. Kant hatte das Verdienst, gleichsam nach dessinirenden Reinigungsprinzipien, die Philosophie, die seit Leibniz und Wolf ganz in Poesie popularisirt worden war, wieder in die Würde der Wissenschaft herzustellen und auf eigne Füße zu setzen. Dieß geschah gleichzeitig als die Geschichtschreibung von Planck und Spittler auf eine ähnliche Weise in der politischen Historie von dem Ballaste der Forschung, in der kirchlichen von der Beschränkung des Dogma's gefäuhert wurde. Seit dieser Restauration der Wissenschaft litt die Poesie in dem Maße, daß unsere ersten Dichter von wissenschaftlicher Besteedung ergriffen wurden. Sie rafften sich gleichzeitig mit den Romantikern noch einmal zu

Digitized by Google

Gunsten der Poesie zusammen, und behaupteten für diese, so viel sie selbst anging, noch zur Zeit einen nicht leicht errungenen Sieg. Aber die Romantiker bewiesen es auf Weg und Steg durch ihr eigenes Beispiel, daß in dem Momente, wo wir auf den Gipfel wahrer Dichtung steigen, wir auch den Abweg zur Wissenschaft einschlagen.

Ludwig Giesebrecht

wurde am 5. Juli 1792 zu Mirow in Mecklenburg-Strelitz geboren, wo sein Vater Pfarrer war, erhielt seine Schulbildung auf dem grauen Kloster in Berlin, besuchte später die Universitäten Berlin und Greifswalde, nahm im mecklenburgischen Husarenregiment an den Kriegen von 1813—1815 Theil, und ist seit 1816 als Professor an dem Gymnasium zu Stettin angestellt.

Seine Schriften sind:

Die Ottenfeier. Gedicht. Greifswalde 1824.
Epische Dichtungen. Stettin 1827.
Lehrbuch der alten Geschichte. Berlin 1833.
Lehrbuch der mittlern Geschichte. Stettin 1836.
Gedichte. 8. Leipzig 1836. Sctig'sche Buchhandlung.
Wendische Geschichten aus den Jahren 780—1182. Berlin 1843. III.

In G.'s Poesien wie in allen seinen Schriften offenbart sich ein tiefer Denker, voll inniger Begeisterung für alles Große und Schöne, der den ganzen Reichthum seiner Seele in sich zurückdrängt und nur in geweihten Stunden seine Phantasie und sein überströmendes Gefühl frei walten läßt, doch selbst die edelsten Empfindungen noch strenger Prüfung unterwirft, und daher dem gediegenen Inhalte auch stets die vollendete Form zu geben weiß.

Aus dem „Buch des Hauses."

Im Vaterhause war ich, o wie reich,
Denk' ich daran, so werd' ich ernst und weich.
Drei Brüder hatt' ich, thätig, frei und sinnig,
Fünf Schwestern hatt' ich, hülfreich, herzig, innig,
Der Vater ein Prophetenangesicht,
Die Mutter blind und sanft wie Mondenlicht,
Und einen Herzog *), wie im deutschen Land
Mein suchend Auge keinen zweiten fand.
Nun bin ich älter worden, bin ein Mann
Am eignen Heerd, und Freude wohnt daran,
Doch meinen Herzog hab' ich nun nicht mehr.
Gleich vollen Halmen, die des Segens schwer,
Hat sich, das huldreich und erquickend Land,
Sein edles Haupt hinab, hinab gewandt.
Und was sind dort die grün bewachsnen Hügel?
Vater und Mutter tragen Engelflügel.
Und all' die andern blutverwandten Lieben,
Auch sie sind hin, sie sind mir nicht geblieben,
Sie wandeln dort, ich hier den eignen Gang,
Ein jeglicher als ihm sein Ruf erklang.
Gar ohne Bruder in dem großen Schwarm,
Das ist doch allzu einsam, allzu arm.
Doch in mir meine Lieder sind noch da,
Und Mirow ist, mein Vaterhaus, mir nah.

Der Dichter.

In der Zeit der Dichterfürsten hab' ich jugendfrisch gelebt,
Wohnend auf demselben Boden, von derselben Luft umwebt:
Hätt' es daran nur gelegen, wär' ich schönsten Sanges reich,
Und kein Liebesmund auf Erden käme meinem Liede gleich.
Zeitgenoß des Heergewalt'gen, der am Nil und Belt gekriegt,
Stand ich in der Männer Reihen, die den kühnsten Mann besiegt:
Hätt' es daran nur gelegen, wär' ich auch ein Kriegesheld,
Und am Saum der fernsten Thule schlüg' ich muthig mein Gezelt.
Ja gewiegt in selber Wiege mit der Britten Königin,
Hat auch das mich nicht gefürstet, werden mußt' ich was ich bin.
Und so bin ich, wie mein König, nach dem höchsten Fürstenrecht,
Was ich bin, von Gottes Gnaden, er der Herrscher, ich der Knecht.

*) Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, geboren den 10. October 1741, starb 6. November 1816.

Frühling.

Nicht nach Freiheit in den Kammern,
In das Freie steht mein Sinn,
Wenn die stolzen Redner jammern,
Jauchz' ich hier, wie frei ich bin.

Unermeßlich Meer der Lüfte,
Tränkend alle, Arm und Reich,
Und die weichsten Blüthendüfte
Allen frei, und allen gleich!

Vor den Rednern mich zu retten,
Vor der Charten strenger Macht
Eil' ich in die Blumenketten,
In des Waldes Kerkernacht.

Willst du mich zum Knecht gewinnen,
Binde, binde, süßer Mai,
Dienstbar dir mit Herz und Sinnen
Bin ich hörig, bin ich frei.

Freu dich, Herz!

Frühling, das berauschte Kind,
Wandelt durch die Auen,
Seiner Hände Wunder sind
Ueberall zu schauen.

Seine Macht und seine Lust,
Sein unendlich Grüßen
Spür' ich mir in Haupt und Brust
Wie zu meinen Füßen.

Und so hat er vierzig Mal
Schon mein Herz erquicket,
So in Büschen, Berg und Thal
Ihn mein Aug' erblicket.

Freu dich, Herz, du hast gelebt,
Hast der Welt genossen,
Hast in Lenzes Lust gebebt,
Weit dich aufgeschlossen.

Denkst du noch an stilles Weh,
An verschwiegne Wunden,
Die du trauernd je und je
Auch in dir empfunden?

Was ist Leben ohne Leid,
Helle sonder Dunkel?
Ewig Tages goldne Zeit,
Nimmer Sternenfunkel?

Wolken um des Mondes Rand,
Ungestilltes Bangen,
Ihr auch seid aus Frühlings Hand
Mild hervorgegangen.

Digitized by Google

Freut sich nicht der Schmetterling,
Dem ein Lenz nur lächelt,
Nicht die Blume, deren Ring
Nur Ein Mai umfächelt?

Und wie oft warst du umwebt,
Warst in ihm beschlossen!
Freu dich, Herz, du hast gelebt,
Hast der Welt genossen.

Aus dem „Buch des Lehrers."

Auf den Hügeln klare Stimmen,
Klare Stimmen auf dem Fluß,
Laßt mein Schifflein mit euch schwimmen,
Mit euch wandern meinen Fuß.

Spricht man: Wie die Alten sungen,
Zwitschrerten die Jungen nach,
Singen hier allein die Jungen,
Ohr des Alten lauschend wach.

Auf den Hügeln klare Stimmen,
Klare Stimmen auf dem Fluß,
Laßt mein Schifflein mit euch schwimmen,
Mit euch wandern meinen Fuß.

Hofer.

Du grauer Stein sollst es dem Wandrer sagen,
Wie bittres Weh die frohe Alp erfahren,
Sollst, ob der Schmerz verhallt, nach vielen Jahren,
Noch Antwort geben auf der Enkel Fragen.

Und also sprich: In dunkeln Leides Tagen,
Als im Tyrolerland die Hirtenschaaren
Von ihrem alten Herrn geschieden waren,
Ein Held stand auf, und der ist hier erschlagen.

Andreas Hofer heißt der Mann der Treue:
Zum Kaiser! rief er; von den Bergen stiegen
Mit ihren Stutzen jauchzend die Genossen.

Und doch umsonst. Der Tapfre muß erliegen,
An seinem Kaiser haltend sonder Reue,
Und hier hat Feindes Kugel ihn erschossen.

Als er in's Feld zog.

Nun geh' ich hin und fechte
Für meines Landes Rechte,
Ihm weih ich Leib und Blut:
Du tritt aus deiner Wolke,
Gieb Freiheit unserm Volke,
Gieb Krieg und Friedensmuth.

Und wenn je deutsche Rotten
Des thuren Rechtes spotten,
Du auf dem Gnadenthron,
So sende du die Rache,
Halt' rein die reine Sache,
Gieb jedem seinen Lohn.

Wir glauben, unserm Ringen
Wird nun das Werk gelingen,
Das lange still bedacht,
Und nicht umsonst wird fließen
Das Blut, das wir vergießen
In glaubenvoller Schlacht.

Die Schmach ist nun vorüber,
Wir stürmen froh hinüber
Gen Frankfurt, gen den Rhein,
Der Dränger Macht vernichtet,
Das Reich wird aufgerichtet,
Der König ziehet ein.

Königs-Worte.

Heere stürmen wider Heere
Auf dem Lande, auf dem Meere,
König wird des Königs Sohn,
Und er spricht zu seinen Schaaren:
Recht und Frieden will ich wahren
Meinem Volk und meinem Thron.

Dennoch naht der Krieg dem Reiche,
Es erliegt dem wilden Streiche,
Sieben Jahr in Feindes Macht:
Spricht der König: Ohne Zagen
Schweigen laßt uns, laßt uns tragen,
Morgenröthe folgt der Nacht.

Winter mit der Faust des Riesen
Hat den bittern Grimm bewiesen,
Heere hat der Frost erstarrt:
Ruft der König: Zu den Waffen!
Unser Recht uns neu zu schaffen,
Das vom Feind vernichtet ward.

Schlacht auf Schlacht gewalt'gen Krieges.
Und im Vollgenuß des Sieges
Spricht der vielversuchte Held
Nochmals wie in Jugendjahren:
Recht und Frieden will ich wahren
Nun der ganzen Christenwelt.

St. Mariens Ritter.

Jung stritt ich einst um Acrons Schloß,
Und wenn ich froh bestieg mein Roß,
Mit Inbrunst blickt' ich dann empor,
Und aus den Lippen quoll hervor:
Ave Maria!

Ich stritt in Mannskraft und alt,
Wo breiten Stroms die Weichsel wallt,
Und zog ich aus, kam aus der Schlacht,
Dann hab' ich still gefleht, gedacht:
Ave Maria!

Nun traf mich hier der Todespfeil,
Mein Lebensblut entfließt in Eil;
Dein Ritter end' ich meinen Lauf,
Du Gnadenreiche, hilf hinauf!
Ave Maria!

Er hüllt sich in den Mantel ein,
Und mit der Abendröthe Schein
Entflieht die Seele. Friedlich hallt
Sanft Abendläuten durch den Wald:
Ave Maria!

Und wo des Ritters Grab gemacht,
Wächst eine Lilie über Nacht,
In deren Kelchen weiß und hold
Geschrieben steht mit lichtem Gold:
Ave Maria!

Wunsch.

Ich möchte mit dem Kranich ziehen
Alljährlich in ein warmes Land,
Und wenn bei uns die Bäume blühen,
Käm' ich zurück in's Vaterland.

Digitized by Google

So wär' ich alle Jahr auf Reisen
Und auch daheim in jedem Jahr;
Solch' Wanderleben muß ich preisen
Und führt' es gerne immerdar.

Glockenklang.

Warum Glocken und Glockentön
Wieder und immer wieder?

Freunde, es ist des Pfarrers Sohn,
Welcher gedichtet die Lieder.

Halle freiblich und halle traut
Nun in des Dichters Buche,
Einst ihm selber du letzter Laut
Unter dem Leichentuche.

Karl Gödeke

wurde am 15. April 1814 zu Celle geboren, war 1828—33 auf dem Pädagogium zu Ilfeld, studirte 1833—38 zu Göttingen Philologie, lebte früher zu Celle und jetzt als Literat in Hannover.

Er schrieb:

König Kodrus, eine Mißgeburt der Zeit. Leipzig 1839.
Novellen, unter dem Namen Karl Stahl. Celle 1841.
Novellenalmanach für das Jahr 1843. Hannover 1842.
Der deutsche Fürstenbund. Leipzig 1844.
Deutschlands Dichter von 1813 bis 1843. — Eine Auswahl von 872 charakterisk. Gedichten aus 131 Dichtern, mit biograph.-literar. Bemerkungen u. einer einleitenden Abhandlung über die techn. Bildung poetischer Formen. gr. Lex.-8. Hannover 1844. Hahn'sche Hofbuchh.

Feiner Geschmack, reiches Wissen, Scharfblick, gute Erfindung und eine eben so correcte als gewandte Darstellungsweise zeichnen diesen Schriftsteller aus. Doch leuchtet aus seinen Leistungen eine gewisse Verstimmung und Unzufriedenheit hervor, die ihm jedenfalls die vollkommene künstlerische Freiheit und Vollendung raubte, durch die er bei seinen reichen Naturgaben weit mehr wirken und leichter bei der Menge durchdringen würde, als er es bisher gethan. Sein eigenthümliches Buch, König Kodrus, eben so wie seine Novellen sind daher lange nicht so bekannt geworden, als sie es verdienen.

Der Narr der Jugend.

Auf einem der Vorsprünge, die noch von den alten Wällen der ehemaligen Festung Wolfenbüttel stehen geblieben, erhebt sich ein im maurischen Styl erbautes Kaffeehaus, das mit seinem funkelnden Knopf auf der Spitze, den blauen zusammengefalteten Sonnenschirmen auf den Ecken des Daches, den großen blitzenden Scheiben, den lebhaften schreienden Farben und verschwenderischen Vergoldungen ein stattliches schon aus der Ferne lockendes Ansehen hat. Die kleine Anhöhe, auf der es steht, ist nur von wenig dünnem Gebüsch spärlich bewachsen. Die Sonne brennt auf den blendenden Kies und verkümmert die mühsam erzwungenen Anlagen. Aber Schatten, frisches nahes Grün, saftige Pflanzen, duftende Blumen scheinen hier auch nicht gesucht zu werden. Das Haus, der Saal, die luftigen fliegenden Hallen wimmeln von Luft und Fröhlichkeit. Die Braunschweiger scheinen sich hier mehr zu vergnügen als die Wolfenbüttler; es bedarf ja nur einer viertelstündigen Fahrt auf der Eisenbahn, so sind sie hier und können hier in behaglichem Gevlauder Bekanntschaften gründen oder erneuern, die neue Haube, den neuen Frack probiren, sich an der lachenden Aussicht auf den duftig blauen Harz, auf die überallhin sichtbare Eiche des Elms oder auf die sanften Hügelzüge der Asse erquicken. Dort windet sich die Landstraße an den Bergen! hier breitet sich üppiger Wiesengrund! da weite fruchtbare Krautgärten mit heimlichen halbversteckten Wohnungen! dort rollen in majestätischer Sicherheit die brausenden Wagenzüge auf der Harzbahn hin. Die Weltdame sitzt hier schaurnd und beschaut neben der Verwöhnten ihres Geschlechts, der einfache Handwerker neben der schimmernden Uniform; der blondlockige Student mit muntern Scherzreden und flatterndem Witz neben dem grauen Hypochonder; freudige Augen, die mit Lust in das sonnige Leben schauen, dicht neben den erloschenen, die unter grünen Brillengläsern mürrisch auf die aschgraue Zeitung blicken. Bekannte und Unbekannte lachen und plaudern gesellig durcheinander. Die Rangunterschiede sind, wenn nicht verschwunden, doch gemildert, und ein süddeutscher Landsmann könnte sich hier heimisch fühlen, wenn den Baiern nicht das Tassengeklapper mahnte, daß es hier doch etwas anders zugeht als in seinem münchener Bierhause; der Schwabe würde beim Anblick der dampfenden Groggläser mit einer Art von Heimweh seiner Neckarweine und der gewohnten Deckelkrüge gedenken.

Selten lassen die heitern Gäste einen Blick des Mitleids auf die langen Reihen unglücklicher Menschen fallen, die bergan, bergab karren. Der junge schwarze Jäger, dessen freundlichem Gesichte der martialische Ernst so wohl steht, soll diese Verbrecher hüten. Aber er hat das Kinn sinnend auf die Mündung seiner Stutzbüchse gestützt und scheint die brennende Sonnenhitze, der er ausgesetzt ist, kaum zu spüren. Seine Gedanken sind abgewandt, wohnen vielleicht in jenem Dorfe, das dort vom Berge winkt und Rauchwirbel in die flimmernde Luft sendet, oder scherzen mit einer Nachbarstochter, die ihm gut ist, und küssen ihren rothen Mund und nicht zum ersten Male.

„Nun sehe mir einer den verdammten Grillenfänger," rief der Doctor Aerbeiden, der mit mehren jungen und ältern Personen in einer der offenen Hallen des Kaffehauses saß und den sinnenden Soldaten betrachtete. „Was der Kerl nun wohl nach den Bergen zu gucken hat! da könnte ihm ja seine ganze geschlossene Gesellschaft auf und davon gehen, und er merkte nichts. Gott, was gäb' ich darum, wenn's jetzt einem von den Kerlen in den Sinn käme, durchzugehen. Der Bursch da mit dem blauen Kittel, den auch die Karre nicht scheint mürbe zu machen, sollte sich ein Herz fassen. Heida, das Ziehband abgeworfen, davongegangen; mein lieber Jäger hätte das Nachsehen. Nein, was da toll ist, ist zu toll! Steht da und guckt und guckt und läßt sich braten. Läßt die frommen Schufte thun was sie Lust haben! da sollte man alte verständige Knaben, alte Grauköpfe hinstellen, aber nicht solch einen Hafenfuß, der Tag ein Tag aus Gott weiß an welche Herzallerliebste denkt. Nein, das ist wahr, Jugend hat keine Tugend!"

Der eifrigen Rede des Doctors folgte ein Gelächter von einigen jungen Männern, Studenten, wie es schien, die mit ihm an demselben Tische saßen. Ein junger blondgelockter Student von einem andern Tische drehte sich nach dem eifrigen Doctor herum und muß ihn mit schelmischen Augen, als wolle er sagen: „Du drolliger Kauz!" aber er mischte sich nicht unter die Lachenden, von denen einer begann: „Du kommst auf das beliebte Thema, lieber Onkel, von der Untugend der unerfahrenen Jugend und da ist schwer zu widersprechen. Aber siehst Du nicht, daß jener Soldat nicht die einzige Wache ist! dort an den Gartenzäunen stehen noch zwei Soldaten, aber sie suchen den Schatten, weil sie alt sind, und was Du von dem jungen sagst, würde viel besser auf die alten passen. Ich wette, daß dieser junge hübsche Mensch seine Heerde viel besser und schärfer im Auge hat, als jene Invaliden, und ich möcht's keinem rathen, zum Durchgehen Miene zu machen. Da würde er —"

In diesem Augenblicke fiel es wirklich einem der Verbrecher ein, aus der Deichsel des Karren, den er mit einem andern zog, zu schlüpfen. Die beiden Invaliden plauderten zusammen und bemerkten das Wagstück nicht, denn zwischen ihnen und dem Flüchtling lag ein hoher Erdhaufen; aber der Jäger hatte wie der Blitz die Büchse an der Wange und ließ eine Kugel über den Kopf des Burschen hinsausen. Im Augenblick hatte er wieder geladen und zielte. Dem Flüchtling schien indeß der Muth vergangen; statt seine Flucht fortzusetzen, kehrte er um und versuchte durch Niederhocken über seine Absicht zu täuschen.

Digitized by Google

Der Schuß hatte die sämmtlichen Gäste auf diese Seite gezogen, man fragte, erzählte und lachte über die List des Burschen, sich die unausbleibliche Strafe wo möglich zu erleichtern. Der Doctor Terheiden aber, der mit seinen jungen Genossen zuvörderst an dem eisernen Geländer stand und zuschaute, wie der verunglückte Flüchtling beim Kragen genommen und in die Stadt geführt wurde, ließ sich in seiner unvortheilhaften Ansicht über die Jugend nicht irre machen und rief: „Da sieht man's, daß der Verstand nicht vor Jahren kommt! Ein Kerl von gesetztem Alter würde einen solchen wahnsinnigen Fluchtversuch nun und nimmer gemacht haben; aber das junge Volk denkt, das geht nur so." — Seine Gesellschaft lachte wieder. Sie schien sich an diesem Eifer, der Jugend eins zu versetzen, nicht wenig zu belustigen. Der Blondlockige flüsterte dem Neffen des Doctors einige Worte zu und der Neffe sprach dann zu seinem Oheim: „Es schickt sich wohl kaum, Dir ein anderes Sprichwort vom Alter, das auch nicht vor Thorheit schützt, vorzurücken, aber Dein unaufhörliches Moralisiren wäre, mit Deiner Erlaubniß, doch einer kleinen Lection werth. Willst Du mir freie Hand geben, so sollst Du in den drei Tagen, die ich hier noch bei Dir zubringe, zu der Einsicht gelangen, daß Dein Sprichwort nicht richtiger ist als das meine, ja Du sollst gestehen, daß Shakspeare Recht hat, wenn er sagt old men are twice children."

„Topp", rief der Doctor mit lachendem Munde, „die Abrede gilt! Aber ich sage Dir, es muß hart kommen, ehe ich mich gefangen gebe." „Es soll auch hart genug kommen," lachte der Neffe: „und da Du voraus gewarnt bist, kannst Du Dich nicht beklagen, überrumpelt zu sein. Alle ehrlichen Mittel werden angewandt, Dich zu besiegen; aber wohl gemerkt, die Niederlagen, die ich etwa noch erleiden sollte, können erst nach Ablauf der dreitägigen Frist als solche gelten, wenn Deine Niederlage dann nicht größer ist als die meine."

Es ist eigentlich schon Thorheit, dachte der Doctor, sich in solchen Handel einzulassen. Aber er offenbarte seinen Gedanken nicht, sondern nahm eine so ernste und gravitätische Miene an, und blickte so streng durch die grünen Gläser seiner Brille, daß seine junge Gesellschaft das Lachen kaum verbeißen konnte.

Der Doctor war ein Fünfziger; sein Haar spielte ins Graue; seine Haltung war noch straff und aufrecht; seine Bewegungen und Manieren frei und entschieden; das lebendige Feuer in ihm war noch nicht im Erlöschen; die Augen etwas matt und leidend; der Ausdruck seiner Gesichtszüge war mehr heiter als ernst; auf den fein geschnittenen Lippen spielten tausend drollige Redensarten und gutmüthige Poltergeister. Terheiden liebte es, seine Ansichten in einer scheltenden, krittelnden, lebhaften Weise auszudrücken. Wo Andere, vom Augenblick ergriffen, ihre Gefühle in gefühlvollen Wortern ausdrückten, sei es Mitleid, Bewunderung, Lob, Rührung, da fuhr er mit einem Kernworte oder mit einem spöttischen Sprichwort heraus und konnte gar nicht müde werden, zu schelten und zu zanken und zu poltern, gleichsam als wolle er die Rührung, die ihn doch nicht minder stark als Andere bewältigte, durch Zornreden von sich fern halten.

Er war unverheirathet. Eine Schwester, die es auch war, freilich nicht so freiwillig, als der Doctor, führte seinen Haushalt. Sie unterschied sich durch nichts von einer großen Zahl alter unvermählter Damen, die ihren Geburtstag vergessen, dafür aber allerlei Ansprüche der Jugend bewahrt haben. Der Doctor mußte ein größeres Haus machen, als er wünschte; seine Schwester liebte die Gesellschaften. Nie befand sie sich wohler, als wenn sie eine Anzahl junger Frauenzimmer um sich hatte, ja sie verschmerzte die Beleidigung ihres Bruders, der sie einst nach einer solchen Gesellschaft, in der sie zwischen einem Dutzend junger Mädchen sich wohl gefühlt, eine Gluckhenne genannt hatte. „Soll ich gar keine Freude auf dieser Welt haben?" fragte Mademoiselle Terheiden mit fließenden Zähren. — „So viel Du willst, Amalie," rief der Doctor: „ich schlage Dir vor, Kinderbälle zu geben, denn zwischen den alten Schachteln von siebzehn, achtzehn Jahren, die Dir längst über den Kopf gewachsen sind, kannst Du ja doch kein rechtes Plaisir haben. Einem ist nur unter seines Gleichen wohl." —

Amalie schwieg, aber sie nahm sich vor, den unartigen Bruder diese Ungezogenheit einmal büßen zu lassen. Er naschte gern allerlei Eingemachtes oder von besondern Leckereien. Amalie ließ ihn nach jener Spottrede längere Zeit fasten oder wußte ihn geschickt zu foppen. Als man die ersten Erdbeeren feilbot, stellte sie auf ihren Arbeitstisch einen Teller mit diesen lachenden Früchten. Der Doctor stibitzte einmal heimlich einige und siehe, sie waren von Wachs. Amalie goß gefärbte Wasser in Caraffinen mit lockenden Etiketten und postirte sie dem Bruder in den Weg. Wollte er im Vorbeigehen einen Schluck Himbeeressig naschen, so waltete der Unstern und ließ ihn abständigen Vatrriather schmecken. Er schalt und polterte, aber schämte sich zu gestehen, daß er angeführt sei, da er seine Naschlust nicht Wort haben wollte. So süß das Gefühl der unschuldigen Rachestücke für Amalie sein mochte, es genügte ihr nicht, sie gelobte sich heimlich, dem Bruder eine derbere Lection zu geben, „aber, sagte die Gutmüthige: er darf nur Unlust, keinen Schaden, keinen Schimpf und keine Schande davon haben!"

Vergebens hatte sie hin und her gedacht; kein stichhaltiger Plan war ihr aufgestiegen und doch sollte und mußte sie den Bruder züchtigen. Hatte er doch die Verwegenheit gehabt, bei einem vorgekommenen Anlaß sich die Taufscheine aller Familienglieder, folglich auch den Amaliens geben zu lassen. „Jetzt weiß ich, wann Dein Geburtstag ist, hatte er gesagt, und am 27. August soll Dir der Zuckerbäcker eine Mandeltorte backen mit Deinem Namen und der Zahl Deiner Lebensjahre: 48." — Amalie zitterte, das unschuldige Geheimniß ihrer alten Jugend verrathen zu sehen. Seitdem dachte sie ernstlicher als je auf eine kleine Rache. Ihr Neffe, der Student Alexander Terheiden, der die Ferien bei ihnen verbrachte, sollte helfen.

Als der Doctor nach Braunschweig zurückkam, war er nicht in seiner gewöhnlichen gutmüthig polternden Laune; still und verstimmt trat er seiner mit Rachegedanken umgehenden Schwester unter die Augen. Amalie, in schönster Parüre, stand im Begriff, eines jener Sommerabend-Kränzchen zu besuchen, wo jüngere und ältere Personen in geselligem Spiel und Geplauder sich unter dem grünen Zeltdach blühender Linden die Zeit vertrieben. Sie bemerkte das ersichtlich unzufriedene Wesen des Bruders und fragte ihn in herausforderndem Tone, als habe sie es auf einen häuslichen Zwist abgesehen: „Steht Dir es nicht an, Tobias, daß ich mir einen vergnügten Abend mache? Du schaust so brummbärig und sauertöpfisch drein, daß Einem angst und bange werden sollte, Dich anzusehen. Den ganzen Nachmittag bist Du umhergeschwärmt und nun gönnst Du mir nicht die kleinste Zerstreuung! O, es ist gut, Tobias, daß ich weiß, wie Du gegen mich gesinnt bist, wie Dir meine unschuldigen Freuden ein Dorn im Auge sind; ich kann zu Hause bleiben, kann mir Alles versagen und wollte ja lieber keinen Fuß wieder aus dem Hause setzen, als daß ich die Erlaubniß dazu erbitten sollte. Sieh, da werf' ich Bänder und Blumen hin, die Du mir ja doch mißgönnst, da liegen —"

„Aber, mein Gott, Amalie, wie ist mir denn," unterbrach sie der Doctor ganz bestürzt über ihren ungewohnten Ton. Sie ging händeringend umher, konnte es aber doch nicht bis zu Thränen bringen. „Ich sage kein Wort, das Dich beleidigen könnte," fuhr er fort, „und Du willst Dich von Sinnen thun! Geh doch meinetwegen auf Kinderbälle und Pfänderspiele, so viel Du willst: ich werde mich hüten, Dich zu stören. Darf man denn nicht einmal mehr einen Privatverdruß für sich behalten? Laß mich doch und kümmere Dich nicht um meine sauertöpfischen Mienen; ich frage ja auch nicht, wenn Dir etwas fehlt." — „Ja, ich weiß es wohl," entgegnete die Schwester, plötzlich ein anderes Register ihrer Gefühle aufziehend: „Du kümmerst Dich nicht um meine Sorgen und Schmerzen; Du fragst nicht, was mich quält, um mich zu trösten oder mir zu helfen; ich muß Alles allein ertragen und dulden, und wenn ich einmal bei Deiner brüderlichen Theilnahme anklopfe, um mein schweres Herz in Deine Brust auszuschütten, so bist Du nicht zu Hause. O, ich armes unglückliches Mädchen, so betrübt wie mir geht es keiner in der ganzen Stadt, ich bin sehr, sehr unglücklich."

„Soll ich den Arzt kommen lassen?" fragte der Doctor mit wiederkehrender Laune. „Du bist gewiß zu stark geschnürt, wiewohl noch von ganz gutem Embonpoint." — „Auch das noch!" schluchzte die Schwester, der nun ungesucht die Thränen kamen, „nicht genug, mich hart und lieblos zu behandeln; Du häufst auch noch Spott auf mich Aermste und machst mich zum Stichblatt Deines bösartigen Witzes. Warum bin ich arm," rief sie mit fliegender Beredtsamkeit, „arm, daß ich von Deiner Gnade leben muß! O, daß ich ein kleines stilles Haus hätte, in dem ich allein geböte, wo ich dem harten Bruder nicht jeden Groschen abquälen müßte und nicht mit jedem gegebenen eine Menge von Vorwürfen bekäme. Deine Launen, Deine Spottreden, Deine Härte, Deine Poltereien, alles, alles muß ich ertragen, und wenn ich es thue, was ist mein Dank? Nichts als Undank! Du glaubst, Dir alles gegen mich erlauben zu dürfen, weil Du mir giebst, was ich um und an habe!" Sie barg ihr Gesicht im Tuche. Der Doctor wurde stutzig. Diesen Gegenstand hatte seine Schwester noch niemals hervorgezogen, und doch war es augenscheinlich, daß sie, da das Bekenntniß so unversehens und gleichsam wider Willen geschah, schon lange schweres Herzeleid darüber empfunden haben mußte. Amalie bereuete sogleich, was sie bekannt hatte, aber sie war zu eigensinnig, um ihre Reue zu gestehen. Sie trocknete die Thränen und wollte mit angenommenem Trotze ihren Putz vollends ablegen, als ihr der Bruder zurief: „so nicht, jetzt sollst Du in Gesellschaft gehen und künftig, so viel Du willst und magst." „Ich soll?" fragte sie, herzlich froh, dem Streite eine andere Wendung geben zu können: „nein, nun will ich nicht." —„Mach was Du willst!" rief Terheiden kurz abbrechend: „diese

Digitized by Google

Erreste werden mir zu bunt. Das geht ja in ewigem Wechsel wie Aprilwetter.“ Damit ergriff er Hut und Stock und eilte zum Zimmer und zum Hause hinaus. „Bin ich nicht ein Thor, dachte er unterwegs: lasse mich da zu einer albernen Wette um meinen Verstand verleiten, und gebe mich ordentlich der muthwilligen Jugend preis! Stehe nun mit meiner alten treuen Schwester auf den Bruch! Weiß Gott, der Alexander wird Recht behalten. Es giebt doch auch unter den Alten Thoren. Amalie zum Beispiel. Aber wer's ihr sagen wollte, würde schön ankommen. Ja, und sie hat Recht. Ich bin zu hart und knausserig gegen sie gewesen. Jetzt wird sie wohl noch auf ihre alten Tage wunderlich, und wenn es oft so kommt wie heute, werd' ich nicht viel Freude mehr mit ihr erleben. Es scheint sie lange gedrückt zu haben, daß sie von mir abhängt. Wie wär's, wenn ich ihr ein sorgenfreies Alter und eine selbstständige Lage gewährte? Aber mein Haushalt! Hm! hm! heirathen? Wär' ich so jung als Amalie sein möchte, so ging es. Aber graue Haare und grüne Brillen sind keine Leimruthen für Bräute. Thor, der ich bin, Alexander hat schon wieder Recht.“

Während dieses Selbstgespräches war Terheiden von seinem Gartenhause bis ans Theater gelangt. Er schritt unter der Halle durch, wo die wachthabenden Jäger, lauter junge martialische Gestalten, ihn an den Vorfall beim Kaffeehause erinnerten und damit wiederum an seine Wette. Im Theater wurde eines jener Stücke der „erlauchten Verfasserin“ gegeben, in denen „das gesetzte Alter“, die edelmüthigen Oheime und Hausfreunde von 40 bis 60 Jahren so ungebührliche Triumphe über die Jugend feiern. Terheiden war in einer Stimmung. Die Unnatürlichkeit, daß ein junges kluges Mädchen „dem gesetzten Alter“ vor „der leichtsinnigen Jugend“ den Vorzug giebt, dünkte ihn einerseits lächerlich, auf der andern Seite aber fand er doch Freude an dieser Art Moralpredigen, die ihm vielleicht über kurz oder lang zu Statten kommen konnte. In diesem Zwiespalt zwischen natürlichem gesunden Urtheil und trübem Egoismus schwankte er den ganzen Abend.

Nachdem er seine Schwester verlassen, ordnete diese, ihrem entschieden ausgesprochenen Eigensinne ungetreu, wiederum ihren Anzug und begab sich in den Garten, wo heute das Sommerkränzchen gehalten wurde. Launen und Nachepläne war sie im Begriff zu vergessen, als zwei halberwachsene Töchter der Wirthin aus dem Gartensaale sprangen und auf Amalie, der sie ganz besondere Anhänglichkeit erwiesen, zueilten. Amalien aber wurde beim Anblick der Mädchen himmelangst; sie kannte die Anrede, mit der sie von ihnen pflegte begrüßt zu werden. Da sie nicht mehr völlig so jung war, als sie zu sein wünschte, und trotz der jugendlichen Dehors ein ganz respectables Ansehen hatte, pflegten die Kinder sie Tante Amalie anzureden, wiewohl kein Verwandtschaftsverhältniß zwischen ihnen bestand. Um nun diese verdrießliche Begrüßung wenigstens so unschädlich als möglich zu machen, absentirte sie sich beim Anblick der beiden Mädchen etwas von der Gesellschaft. Richtig schossen die beiden kleinen Hummeln auf die Gränzstigte zu und freuten sich, „Tante Amalie“ zu sehen. „Nennt mich doch nicht immer Tante,“ sagte sie sanft verweisend: „ich bin es ja nicht und sähe es lieber, wenn ihr mich Schwester Amalie oder schlechtweg Amalie nenntet!“ Die Mädchen erhuben ein Gelächter und sprangen zu den übrigen Gästen, wo sie mit unbefangener Munterkeit den neuen Vorschlag zur Güte ausplauderten. Amalie stand auf heißen Kohlen; sie vergieng vor Beschämung und dachte, Jeder müsse sich im Stillen über sie lustig machen. Allein sie irrte. Man achtete gar nicht auf die kleinen Verrätherinnen und war der Prätension Amaliens, jung zu sein, schon viel zu sehr gewohnt, um sich darüber bei jeder neuen Gelegenheit auf's neue zu gaudiren.

Dieser Vorfall war der einzige, der ihr an diesem Abende peinliche Gefühle verursachte, und beim Zubausegehen gestand sie sich, daß nur wenige Abende dem eben verlebten gleich kämen. Um dieselbe Zeit, als sie wieder zu Hause kam, kehrte auch Terheiden in gemischter Stimmung aus dem Theater heim. Auch der Neffe Alexander fand sich ein. Als ob nichts vorgefallen, servirte Amalie den beiden Männern den Thee und wußte die Unterhaltung mit allerlei erweckenden Anekdoten und Geschichtchen zu beleben. Die Dienerin meldete, daß eine junge Dame zweimal dagewesen sei und nach dem Herrn Doktor gefragt habe. „Eine Clientin,“ sagte Tobias leicht hin, „sie wird wohl wieder kommen.“ Alexander erzählte der Tante die Abrede, die er mit Tobias getroffen, wobei Amaliens Augen plötzlich aufleuchteten, eben so bald aber gesenkt wurden, weil sie empfand, daß, wenn ihr Bruder den Kürzeren ziehe, sie zugleich mit besiegt werde. Dennoch gelobte sie sich nach kurzer Ueberlegung, dem Neffen zu helfen. Tobias schämte sich zwar, das Geheimniß und die Veranlassung zu seinem grießgrämigen Gesichte von diesem Nachmittage so preisgegeben zu sehen, allein er faßte Muth und begann seine schon halb verloren gegebene Sache zu vertheidigen: „Ich habe es gesagt und bleibe dabei, Jugend hat keine Tugend; Verstand kommt nicht vor Jahren. Wie kann ein junger Mensch, der eben erst in die Welt hineingucken, wissen, wie es drin zugeht, und sich benehmen, wie er soll! Alter giebt Erfahrung, Schaden macht klug. Die Jugend aber ist unverständig.“ „Gewiß, sagte Amalie, der beiden Mädchen aus dem Kränzchen gedenkend und der eignen Jugendlichkeit auf Jugendliche vergessend: „Junges Blut, Thunichtgut. Das ist eine ausgemachte Sache. Daran kann Niemand zweifeln, das sagen Alle.“ „Alle, liebe Tante, die sich alt dünken!“ „Ich auch mir die Anspielung verbitten,“ rief sie beleidigt: „was ich alt bin, bin ich mit Ehren alt. Wer nicht alt werden will, muß jung sterben. Ueber die Kinderjahre bin ich hinaus; das weiß ich; in gesetztem Alter stehe ich, verständig bin ich; aber alt nicht, hörst Du? alt nicht. Und Damen werden auch nie alt, nie, und wenn sie's würden, sollte man nicht davon reden, dann wär's eine Sache, die sich von selbst verstände, die man nicht anzumerken brauchte, so wenig als bag die Früchte reifen.“ „Und die Blumen welken,“ fügte der Neffe mit gutmüthigem Ausdruck hinzu. Amalie aber ereiferte sich noch mehr. „Verwelken?“ fragte sie und ihre Augen wurden wacker: „o nein, so weit sind wir noch nicht. Es giebt gewisse Blumen, die niemals verwelken.“ „Ire ich nicht,“ sprach Alexander, „so sind es Strohblumen!“ Der empfindlichen Erwiederung kam Tobias beschwichtigend zuvor. Er hatte seine stille Betrachtung bei diesem Duett gehabt. Das komische Benehmen seiner Schwester und die Anklänge an seinen Theaterabend bestärkten ihn nur in der Meinung, daß Alexander Recht behalten werde. Doch brängte er diese Betrachtung zurück und sagte: „Schweig nur, Amalie. Er meint es nicht bös und Du beziehst die jugendlichen Scherzreden gleich persönlich. Wir können uns über die Reden hinwegsetzen, er wird schon anders sprechen, wenn er aus den Kinderjahren heraustritt. Es ist heutzutage einmal Brauch bei der Jugend, sich weise zu dünken und „dem gesetzten Alter“ die gehörige Ehrfurcht zu versagen. Zu meiner Zeit war das ganz anders.“

Alexander bemerkte mit Freuden diesen Gedankengang des Oheims und gab sich Mühe, daß diese Richtung verfolgt werde. Es gelang ihm auch, dem Alten eine fast begeisterte Schilderung „seiner Zeit“ zu entlocken, und Amaliens Beifall stieg wie frischer Fahrwind in das flotte Rebschiffleln des Doctors, so daß es sich in ein Meer von weitläufigen Lobpreisungen „seiner Zeit“ verlor. Alexander aber fiel plötzlich in diesen Hymnus mit der niederschlagenden Bemerkung: „Deine Zeit, lieber Oheim! von Revolutionen, Kriegen und Gräueln erfüllt, war anders als die jetzige; ob sie wohl besser war? Deine Jugend hatte mit Kümmernissen und Sorgen aller Art zu ringen. Dennoch sehnst Du Dich aus dem behaglichen Alter darnach zurück? Warum? Weil Du damals jung warst und es jetzt nicht mehr bist. Die Vorzüge der Jugend hast Du mir schon zugestanden; das Uebrige folgt vielleicht noch vor Ablauf der dreitägigen Frist nach.“ „Verräther,“ rief Terheiden, „mich so auf's Glatteis zu führen! Aber Du sollst noch ein schweres Spiel mit mir haben.“ Damit stand er auf und zog sich auf sein Zimmer zurück.

Alexander ging hinausgegangen, bat Alexander die Tante mit den süßesten Worten, ihm und seinem Plane ihre Unterstützung zu gewähren. Zuvor aber ließ sie sich davon unterrichten, was eigentlich im Schilde geführt werde, und da sie sich überzeugte, daß es nur eine unschuldige Fopperei war, die Tobias ja im voraus erlaubt hatte, gab sie die Zusage, ihren Part in dieser Komödie zu übernehmen. Die Warnungsstimme, sie werde sich selbst eine Ruthe binden helfen, unterdrückte sie; in ihren Gedanken war sie wieder einmal recht jugendlich und was sie zu thun hatte, war eigentlich schon vollbracht.

Am nächsten Morgen war Amalie schon vor dem Frühstück mit ihrem Bruder in lebhaftem Zwist. Der unglückliche Doctor war über den ungewöhnlichen Zankteufel, der sich Amaliens bemächtigt hatte, so bestürzt, daß er weder einen Fluch, noch einen Sarkasmus finden konnte und selbst jede neckende Anspielung auf die wenig dezaubernde Negligeetoilette seiner Schwester für diesmal vergaß. Amalie aber war unerschöpflich im Wechsel fliegender Launen; weder Thränen, noch bewegliche Reden, weder Zorn, noch leidenschaftliche Anklagen wurden gespart. Sie schien dem Bruder alles gebrannte Herzeleid auf einmal anthun zu wollen und dieser erschrak in innerster Seele über diese megärische Entpuppung einer noch vor Kurzem so sanftmüthigen und gedultheischenden als liebevollen und zuvorkommenden Schwester. Bei diesem Auftritte, der über nichts anders als darüber stattfand, daß eine Magd Amaliens Mundtaffe zerbrochen hatte und nun aus dem Dienst geschafft werden sollte, hielt der Doctor, so viel als ihm möglich war, an sich. Als aber der Sturm der leidenschaft kein Ende nehmen wollte, rissen die Fäden seiner Geduld, und seinen Kopf aufsetzend, rief er: „Gilt die Bosheit etwas, so ist ein Weib theurer als zehn Mann! Wüßt Du mich mit Worten umbringen? Kein schöner Kleid giebt es für Dich als Schweigen. Aber bei diesem endlosen Klagen und Rechtthaben, sollte

Digitized by Google

man sich hinwünschen, wo der Pfeffer wächst. Ich will nichts mehr hören und verbiete Dir die Lärmtrommel. Ist das eine Art, mich hier in früher Morgenstunde zu überfallen und mit nichtigen Lappalien um Muße und Lust zur Arbeit zu bringen? Schämen solltest Du Dich, so alt und noch nicht mehr Herrin Deiner Leidenschaften zu sein!" Amalie aber war nicht gesonnen, sich so leichten Kaufes abweisen zu lassen, sie begann von neuem über Härte, liedlose Begegnung und Tyrannei zu lamentiren und würde noch lange darin beharrt haben, wenn nicht die Dame, die schon am Tage zuvor zweimal nach dem Doctor gefragt, wäre angemeldet worden. Terheiden brach das Gezänk kurz ab und sprach: „Dein Betragen ist der Art gewesen, daß ich keine dritte Probe davon sehen mag. Ich muß Mittel ausfinden, um mir und Dir Ruhe zu geben und zu sichern!" Amalie zog sich langsam zurück, und, wie verwandelt und als ob nichts vorgefallen, trat sie der Dame im Vorzimmer mit neugierig musternden Augen entgegen. Nach kurzer Begrüßung ließ sie die Fremde in das Arbeitszimmer des Bruders treten und horchte an der Thür. Aber es wurde nicht laut genug gesprochen, daß es draußen wäre zu hören gewesen. So ging Amalie wieder an ihre häuslichen Geschäfte.

Die Fremde war gekommen, um den Doctor Terheiden in einer verwickelten Proceßsache um Rath zu fragen und ihn vielleicht als Anwalt anzunehmen. Ihrer Erzählung zufolge war sie eine bedrängte Waise. Vater und Mutter waren jüngst gestorben und hatten ihr ein nicht unansehnliches Vermögen hinterlassen, doch mit einer seltsamen Testamentsclausel. In Folge derselben erhub ein „unausstehlicher" Vetter Ansprüche entweder auf ihr Vermögen oder auf Hand und Gut zugleich. Die Fremde versicherte, weder den einen noch den andern Anspruch befriedigen zu können, im ersten Falle werde sie arm, im zweiten unglücklich werden. Ihr Vetter sei ein junger Künstler und führe ein geniales Leben; sie sei durch steten Umgang mit bejahrtern und verständig soliden Personen daran gewöhnt, nur mit solchen zu leben und werde sich nie entschließen, ihre Hand einem jungen Menschen zu geben, sei er auch in dem Grade schön, klug und tugendhaft, wie ihr Vetter häßlich, einfältig und locker. Das einzige Mittel, aus dieser Verlegenheit zu kommen, sei eine schnelle Heirath. Aber wo finde sich ein Mann, dem sie und der ihr zusage; sie sei fremd in der Stadt und nur hierher gereis't, um hier zu wohnen und dem Bereich ihres Vetters zu entgehen.

Der Doctor hörte die wunderliche Geschichte ruhig an und gab der Fremden einige oberflächliche Rathschläge, indem er sich einen gründlichern Bescheid vorbehielt. Auf seine Frage, ob sie auf den noch nicht anhängigen Rechtshandel bezügliche Papiere mit sich führe, händigte sie ihm einige flüchtig gemachte Auszüge aus dem älterlichen Testamente und Copien von Briefen ihres Vetters ein, versprach auch, die Originalpapiere, die sie in ihrer Heimath unter sicherer Verwahrung gelassen, nachzuliefern. Der Advocat durchflog die Scripturen und versicherte, nach Advocatenart, sie dürfe kaum über den guten Ausgang der Sache in Zweifel bleiben. Vielleicht sei noch eine Aussöhnung mit dem Herrn Vetter möglich und am Ende werde auch eine Verbindung mit demselben nicht zu den Unmöglichkeiten gehören.

„Ihn heirathen?" rief die Fremde mit leidenschaftlichem Ausdruck: „lieber wollt' ich mir ein Messer in die Brust stoßen!" Tobias wunderte sich über diese Heftigkeit und besah sich die Fremde etwas genauer. Sie war gar nicht unansehnlich; blonde Locken quollen unter dem Hute hervor, blaue Schelmenaugen deuteten auf einen heitern, von den Erbschaftssorgen und dem Umgange mit bejahrten Personen unangefochtenen Lebenssinn; die Farbe des Gesichts war zart und blühend, die Züge anmuthig, wenngleich mehr grob als fein; eine ganz leise Anspielung auf ein Bärtchen schwebte zwischen Nase und Mund. Im Verlaufe des Gesprächs, worin sich Terheiden nach den nähern Lebensumständen der Clientin erkundigte, entwickelte sie trotz aller augenfälligen Schüchternheit einen fast männlich festen Sinn und ließ ungesucht so manche Schilderung einfließen, wie sie dem alternden wunderlichen Vater in allen Launen nachzugeben gewußt, ihn aufmerksam und liebevoll gepflegt, wie die ganze Sorge des Haushalts auf ihr gelastet, sie aber nicht erdrückt — daß der Doctor sich warm und wohlthuend dadurch angesprochen fühlte, und, als sie die Versicherung sehr unbefangen wiederholte, es werde ihr ganz leicht werden, sich in einen bejahrten Gatten zu schicken, — einen Gedanken in sich aufsteigen sah, vor dem er nicht erschrak.

Er versprach der Fremden, über ihre Angelegenheit nachzudenken und ihr den Nachmittag, sofern es ihr gelegen sei, das Resultat seiner Ueberlegung mitzutheilen. Die Fremde war verwirrt und wagte in schüchterner Betretenheit kaum aufzublicken, aber mit einer verbindlichen Rede lud sie doch den Doctor in ihr Hotel. Tobias geleitete sie mit Galanterie bis zur Treppe und sah ihr nach, wie sie mit festen Schritten die Stufen hinabsprang; ja er konnte sich nicht enthalten, ihr aus dem Fenster nachzuschauen und hatte seine Freude an dem entschiedenen raschen Gange dieser Dame.

Sein Neffe traf ihn im sinnenden Nachschauen. Tobias nahm sich zusammen und fragte den Eintretenden neckend, ob er noch nicht seine Minen sprengen lasse; es sei nachgerade Zeit, wenn die dreitägige Frist nicht ungenutzt verstreichen solle. Nachher sei Alles aus und das Leben allein habe wieder das Recht, über Alters Thorheit und Verstand der Jugend zu urtheilen. Alexander erwiederte ruhig, ob es nicht schon einer Entscheidung des Kampfspiels gleichkomme, daß der Oheim seine Erlaubniß zur Abhaltung desselben gegeben. „Sei aufrichtig, Onkel, ist es besser als Thorheit, daß ein junger Mann einen ältern über seine geringere oder größere Thorheit die Augen öffnen soll? Du hast gelobt, diese drei Tage hindurch nichts übel zu nehmen und mich gewähren zu lassen. Ist das verständig? Du mußt über Dich selbst nicht ganz klar und gewiß gewesen sein, und denkst am Ende erst durch dies Wettspiel entschieden zu sehen, was Du für längst entschieden ausgabst. Doch von Dir und mir abgesehen, was sagst Du von Tante Amalie? Gilt von ihr Dein oder mein Sprichwort?" „Komm mir nicht mit der!" rief Tobias großsprechend: „sieh hier die alte Schwarte, wo ein Gelehrter beweis't mulieres esse non homines. Nun, wenn die Weiber keine Menschen sind, so kann Amalie auch nicht für mich oder Dich als Beweis gelten." „Die Schwarte in Ehren," lachte Alexander, „aber dem Titelbilde zufolge muß der Autor seine sechszig, siebenzig Jahre alt sein, und es war wohl eben keine Probe von Verstand, daß er den Tractat geschrieben und ans Licht gestellt hat. Wenn nun Amalie doch ein homo ist, für wen beweis't sie?" „Ich gebe zu," sagte Terheiden, „für Dich! aber ich bin mit ihr schon genug geschlagen, und sie soll nicht noch in Deiner Hand zur Ruthe werden; selbst ist der Mann! kannst Du Deinen Satz nicht durch bessere Argumente an mir beweisen, so hast Du Dein Spiel verloren."

„Nun denn," sagte Alexander, „Du willst es nicht anders, so leide Dein Geschick und murre nicht, wenn es Dich überwältigt. Ich dachte Dich mit einem Scherze hinzuhalten. Du willst Entscheidung! Der Handel, den wir hier lachend durchmachen wollen, kostet Blut und Thränen in der Welt. Jugend und Alter, die schönen Hälften des Lebens, liegen im Kampf seit Jahrtausenden. Diesen Kampf in Lachen und Scherz zu berühren, der seine Flammen und Schwerter hat, ist gefährlich. Gieb mir nochmals die Hand darauf, Onkel, daß Du mir Deine Niederlage verzeihen willst." Tobias that es und fühlte sich von dem Gedanken bewegt, als Einzelstreiter für ein Lager, das die Hälfte der Welt ausmacht, gegen einen andern Vertreter der andern Hälfte ins Feld zum Zweikampf zu treten und mit Sieg oder Besiegung weder sich noch seiner Welthälfte den mindesten Nutzen zu stiften.

Bei Tisch begann Amalie wieder jede Kleinigkeit aufzumutzen und hatte es augenscheinlich darauf angelegt, mit dem Bruder wieder in Streit zu gerathen. Terheiden kämpfte einen schweren, ahnungslosen Kampf mit sich, aber er überwand sich und schien es nur in Folge eines mühsam gewonnenen Entschlusses zu können. Für Amaliens spitze Reden und muthige Herausforderungen hatte er kein Gehör. Er unterhielt sich mit dem Neffen angelegentlichst über die ordinairsten Dinge der Universität, ob jener Professor einen braunen oder schwarzen Frack oder gar keinen zu tragen pflege, wie die äußere Beschaffenheit dieses und jenes Hauses jetzt sei, ob auf der und der Straße Bäume jetzt ständen? In diesen Gesprächen wußte er alle von der Schwester in den Weg gestreuten Steine des Anstoßes mit behutsamer Geschicklichkeit zu überhüpfen. Amalie ereiferte sich darüber immer mehr und mehr. Die Thränen zu Hülfe rufend beklagte sie sich über Vernachlässigung und Zurücksetzung und that es so laut, daß die beiden Männer Notiz davon nehmen mußten. Alexander suchte sie zu beruhigen, und, um sie zu überzeugen, daß sie ihm und Tobias Unrecht thue, schlug er vor, den Nachmittag zu einer Fahrt nach Wolfenbüttel zu verwenden; das Wetter sei angenehm, der Himmel etwas bedeckt, so daß man nicht von der Sonne zu leiden habe. Tobias werde seinen Geschäften gewiß einige Stunden abdrechen können. Tobias stutzte bei diesem Vorschlage; er sah den Neffen mit scharfem Mißtrauen an, als ob er die heimlichsten Gedanken seiner Seele lesen wolle, und rief, als Alexander verlegen und scheinbar betroffen die Augen niederschlug: „Daß ich ein Narr wäre! Nicht wahr, mein Freund, einen Hasen im Freien zu hetzen ist Kinderspiel! Wer weiß, was Du mit mir im Schilde führst. Führ' ich mit hinaus, so flöcht' ich mir wohl selber das Narrenseil, an dem Du mich zu leiten gedenkst. Das wird nichts. Auch hab' ich diesen Nachmittag noch ein wichtiges Geschäft abzuthun. Findet Ihr Vergnügen nach dem Kaffeehause zu fahren, so thut es. Mich kriegt Ihr nicht mit und wenn Ihr alle drei Locomotiven vorspanntet!" Die Tante erklärte das für leere Ausflucht und klagte den Bruder an, daß er ihr auch nicht das kleinste Vergnügen gönne. Dem Doctor wurde

Digitized by Google

dies endlose Lamento zu abgeschmackt. Um den Quäkereien zur Mitfahrt zu entgehen, verließ er das Eßzimmer und schloß sich in sein Cabinet ein. Tante Amalie aber, die Vergnügungssüchtige, fuhr, von dem Neffen geleitet, nach Wolfenbüttel.

Wer einen alten Mann von nicht gar zu liebenswürdigem Aeußern in selbstgefälliger Spiegelbetrachtung belauscht hat, rufe sich dies Bild zurück, so hat er Tobias vor Augen. Beschäftigt, sich in gewählten Anzug zu werfen und die vortheilhafteste Seite seiner unvortheilhaften Gestalt hervorzukehren, hüpfte er im Cabinet hin und her. Der graue Bart wurde rasirt. Nach dieser Grundlegung zur Eleganz ließ Tobias jedes Fältchen, jedes Maal seines Gesichts die Musterung passiren. Hier war zu glätten, dort zu schaben; Bürste und Schere wurden in Bewegung gesetzt, ja Tobias holte, nachdem er nochmals untersucht, ob das Zimmer auch sicher verschlossen sei, ein kleines Büchschen hervor und begann den rothen Inhalt mit nicht ganz ungeübter Hand auf sein Angesicht zu übertragen. Die Wangen belebten sich in sanftem Schimmer. Die sauberste Kleidung, glänzendes Tuch von feinster Wolle, blendende Wäsche, rauschende Seide wurden angelegt; die grauen Haare lockten sich sanft von duftendem Haaröl, Alles war fertig vom Waterproof bis auf die pariser Stiefel, vom Stock mit goldnem Knopf, den die Rechte führte, bis auf den buttergelben Handschuh der Linken; Tobias nahm sich aus, wie ein altes Buch in neuem Einbande; wohlwollend beschaute er sich noch einmal im Spiegel, da fiel ihm die grüne Brille als ein Makel an seiner siegreichen Person auf. Er legte sie ab und kam sich schon besser vor; aber die Augen straften den Glanz der Wange Lügen; sie waren leider unverbesserlich und blieben trotz aller belebenden Gedanken matt und versunken. Diese Entdeckung warf einen Schatten über Tobias Gemüth. Dennoch hielt er sich straff aufrecht, als er durch die Gassen der etwas todten Stadt auf das Hotel der fremden Clientin zuschritt. Die Dame war allein und hatte die dunkelnden Vorhänge niedergelassen, wiewohl die Sonne nicht schien. Tobias gab, nachdem die Angelegenheit noch einmal durchgesprochen war, den einzigen Rath, der alle Verwickelungen mit einem Schlage lösen konnte. „Sie müssen sich vermählen," sagte er, „ehe Ihr Vetter weitere Schritte zu thun vermag. Dann behalten Sie das älterliche Vermögen, bis auf ein kleines Legat, das Sie dem Vetter aus gutem Willen wohl noch vermehren. Sagt Ihnen aber eine so schnelle Heirath nicht zu, so bleibt nichts übrig, als die Wechselfälle eines Processes nicht zu scheuen, wobei ich dann meine Dienste anbiete." „Gütiger Freund," sagte die Fremde, „wie dankbar bin ich Ihnen für dies Anerbieten, aber, ich gestehe es Ihnen ohne Rückhalt, das Unsichere eines so weit aussehenden Processes erfüllt mich mit Unruhe und ich würde mich nicht scheuen, durch eine schnelle Heirath allen Weiterungen vorzubeugen. Aber, mein Gott," fuhr sie fort, und vermochte kaum ihre Thränen zurückzuhalten, „was soll ich arme verlassene Waise beginnen! Einem jungen Gecken kann ich meine Hand nicht geben, und wie soll ich's anfangen, daß ein Mann von gesetzten Jahren um mich wirbt! Muß es doch im Stillen geschehen, damit mein Vetter nichts davon erfährt! Weh, weh mir, daß ich hier keinen Ausweg sehe! Sie, mein gütiger Freund, müssen hier für mich denken, Sie müssen mich retten; damit ich nicht dem unausstehlichen Vetter zum Opfer falle!" Der stürmische Ausbruch dieser Worte machte den Doctor nicht verlegen, denn war es schon, seit er den fehlenden Glanz seines Auges vermißt, ja schien seit früherer Stunde. Jetzt stand er auf, ging unruhig hin und her und blieb endlich vor der Fremden, die ihr Gesicht im Tuche barg, sinnend stehen. „Ich wüßte wohl einen Ausweg, mein Fräulein, allein ich bin ungewiß, ob ich ihn nennen darf!" „Thun Sie's, mein Freund," erwiderte die Angeredete mit so sanftem Ausdruck, als ihrer Stimme möglich war. „Nun denn," sagte Jener beiden, „ich bin unvermählt, zwar nicht mehr ganz jung, habe ein gutes Herz, bin nicht ohne Vermögen — —" „O, mein lieber Freund," unterbrach ihn die Dame: „reden Sie aus!" „Kurzum:" sagte Tobias, „könnten Sie mir Ihre Hand geben" — dabei hatte er dieselbe, die nicht ganz zart war, was der Glücklichen, Ahnungsvolle kaum bemerkte, schon gefaßt und an seine Lippen geführt. „Mein Gott," rief das Fräulein, „Sie überraschen mich (aber sie schien nicht überrascht), Sie übereilen sich, ich weiß nicht, soll ich Ja oder Nein sagen!" Tobias hatte keine Erfahrung in Sachen der Liebe; er wog nicht ab, ob diese Ausdrücke die Zeichen echten Gefühls seien, er dachte nur an seine Amalie, die ihm ein Dankfest zu werden drohte; an das Glück, das er durch eine Ehe finden werde. An den Neffen Alexander dachte er nicht. So sprach er: „Sagen Sie immerhin Ja! Sie werden nie Grund haben, es zu bereuen."

Die folgende Scene mögen sich die Leser ausmalen. Die Fremde gab ihr Jawort und Tobias lief vor Freuden im Zimmer auf und ab, küßte bald die rechte bald die linke Hand seiner Braut, und begann allmählig ungeachtet des halben Säculums, das er durchlebt hatte, in einen gelinden Liebeswahnsinn zu gerathen, dessen sich ein Lindoro von zwanzig Jahren nicht hätte schämen dürfen. Das Band der Seelen war geschlungen. Die Verlobung sollte am andern Mittage gefeiert werden. Erst als Tobias dies mit seiner Zukünftigen verabredet hatte, fiel ihm der Neffe und die Wette schwer auf's Herz. Er schämte sich. Er gab seine und des Alters Sache verloren. Aber er war zu selig am Eingange seines neuen Daseins, selig wie ein Kind, das in einen reichen Garten durch das Thorgitter schaut, das der Gärtner vor ihm aufthun will. Was kümmerte ihn die Niederlage, er hatte keinen Schaden davon, er konnte in's Fäustchen lachen, er hatte sein Schäflein in's Trockne gebracht. So dachte, so jubelte er, und seine Künstige war beflissen, den Jubel zu schüren. Für den Abend war sie zu einem tete-a-tete bei der Gräfin R., einer würdigen Dame, die sehr eingezogen lebte, verlagt. Der Doctor mißtrauete nicht, aber er empfand doch schon Eifersucht und hätte am liebsten gesehen, daß seine Flamme zu Hause bliebe, aber das war ganz unmöglich; die Gunst der Gräfin würde muthwillig auf's Spiel gesetzt sein. Endlich beruhigte sich Tobias und war noch obendrein froh, daß seine Herzensdame in so guten Händen sein werde.

Am andern Mittage sollte sich Albertine L. (so hatte sie sich am Morgen genannt) im Hause Verlobens einfinden, als Clientin, die zu Gaste gebeten; aus der Puppe der Clientin sollte dann der Schmetterling Braut hervorflattern und Amalie sollte eine Anweisung auf eine anständige Jahresrente unter ihrem Teller finden. So dachte sich's Tobias aus und wappnete sich schon gegen die Stachelreden des Neffen. Es sollte anders kommen. Der bedeckte Himmel hatte sich geschwärzt, die Schwüle der Atmosphäre deutete auf ein Gewitter. Durch Wolkenrisse floß die Sonne wie der Stachel scharfer Satire. Tobias eilte, noch vor dem Ausbruche nach Hause zu kommen. Als er aus dem Thore schritt, entlud sich der Himmel in Blitz und Regen, und ehe der Doctor seinen Garten erreicht hatte, war er tüchtig durchgewaschen. Ungewiß, ob er dem Neffen und der Schwester schon heute entdecken solle, was sie doch erfahren mußten, kleidete er sich um. Endlich entschloß er sich, gegen Alexander die Waffen zu strecken, und als dieser mit der ganz vergnügten Tante heim kam, rief er ihn zu sich und setzte ihm die Sache mit Hervorkehrung aller Beschönigungsgründe auseinander. Schließlich sagte er: „Merke Dir, mein Freund, nicht Du hast mich besiegt, sondern ich habe es selber gethan. Du kannst nun als Sprichwörter auf mich loslassen, sie rühren mich nicht." „Als z. B.," sagte Alexander: „Die Alten sollten das Hergitzigen den Jungen belehren! Alte Ziegen lecken auch gern Salz! Alt Holz brennt besser als junges! denn ich begreife nicht anders, wie Dich die Liebe so schnell in Brand setzen konnte." „Oder," rief Tobias ihn überbietend, „wenn alte Gäul' in Gang kommen, sind sie kaum zu halten!" „Ich sage weiter nichts," meinte Alexander, „als: es ist noch nicht aller Tage Abend. Uebrigens," fügte er hinzu, „habe ich einen meiner akademischen Freunde auf morgen Mittag bei uns zu Gaste geladen; er darf doch kommen?" „Meinetwegen," rief der Oheim, „'s ist mir gleich, ob eine Krähe mehr oder weniger!"

Die Fremde, Fräulein Albertine, blieb am nächsten Mittage etwas lange aus. Oefte früher war der akademische Freund zu Alexander gekommen. Tobias harrte unruhig im Eßzimmer; Amalie ordnete noch an der Tafel, die ihr nicht geschmackvoll genug arrangirt war. Da sprach der Doctor: „Amalie, laß uns in Frieden scheiden! Hier hast Du die Zusicherung einer Jahresrente von 600 Thalern. Verzehre sie wie Du willst und wo Du willst." Er wollte schonend sein und war beleidigend, aber Amalien verdroß es nicht, sie nahm, wie in der Zerstreuung, das Papier und warf es auf ein Fensterlichchen. Da trat Alexander mit dem Freunde herein. Tobias hatte seine Brille auf, schaute den fremden blondlockigen Studenten mit unaussprechlicher Verwunderung an und glaubte den Schlag zu kriegen. Aber er sah, daß hier kein Zorn helfe und mit einer anfangs erzwungenen, bald natürlich gelassenen Laune flachte er auf die Jugend, die keinen Respect vor dem Alter hege, und schloß seine lange Herzenstraisirung mit dem beliebten Satze: „Jugend hat keine Tugend!" Der blonde Student, den wir zuerst auf dem Kaffeehause kennen lernten, Alexanders Freund, Albertine L. — denn er war alles in einer Person — rief: „Nichts für ungut, mein Freund, mein Bräutigam, schelten Sie die Jugend, so zeigt sie ihren Stachel. Thoren giebt's auf jeder Lebensstufe!" „Zu Tisch und kein Wort weiter!" polterte Tobias: „Die Welt ist voller Narren und ich bin nicht der schlechteste. Amalie, Du bleibst nun."

Digitized by Google

Johann Konrad Grübel

ward 1736 zu Nürnberg geboren und starb daselbst 1809 als Bürger und Stadtflaschner.

Er schrieb:

Gedichte in Nürnberger Mundart. 3 Bdchn. 1798—1809.
4. Bdchn. besorgten Witschel und Osterhausen, 1812.
Solbrig gab Magdeburg 1809 eine „Auswahl" heraus.

Ein ursprüngliches Talent, reich an guter Laune und komischer Auffassung und sehr gewandt in Behandlung seines vaterstädtischen Dialectes, hat G. manches hübsche Gedicht und manche allerliebst behandelte naive poetische Erzählung hinterlassen, die sich, wie z. B. der Peter in der Fremde, im Andenken nicht blos seiner Mitbürger, sondern der ganzen Nation erhalten werden.

Karl Grüneisen,

der Sohn des 1831 gestorbenen Oberregierungsrathes u. ersten Herausgebers des Morgenblattes, Grüneisen, wurde am 17. Jan. 1802 in Stuttgart geboren und erhielt dort seine erste Bildung. Kaum 17 Jahre alt, kam er aus dem Stuttgarter Gymnasium in das Tübinger theologische Stift u. darauf zur Universität nach Berlin. Er wurde 1825 Hofkaplan u. Feldprediger der Garden in Stuttgart, 1831 zugleich Inspector der Volksschulen, 1835 Hofprediger, Oberconsistorialrath, Director des Militairkirchenspeengels u. Mitglied mehrerer Collegien, u. 1836 von der theologischen Facultät zu Leipzig zum Doctor der Theologie ernannt.

Seine Schriften sind:

Lieder. Stuttg. 1823.
Ueber die bildliche Darstellung der Gottheit. Ebendas. 1828.
Ueber Bedeutung und Geschichte des Todtentanzes. Ebendas. 1830.
Der salomonische Tempelbau. Ebendas. 1831.
Ueber den Kunstsinn in den drei ersten Jahrhunderten der Kirche. Ebendas. 1831.
Predigten für die Gebildeten in der Gemeinde. Ebendas. 1835.
Nicolaus Manuel, Leben u. Werke eines Malers, Dichters u. Reformators im XVI. Jahrhundert. Ebendas. 1837.
Außerdem Gedichte u. Aufsätze im Morgenblatte, Kunstblatte, in der deutschen Vierteljahrschrift u. andern Journalen.

Ein gründlicher Gelehrter, feinsinniger und geschmackvoller Kunstkenner und Aesthetiker und ein inniger gemüthlicher Dichter, hat sich G., abgesehen von seiner segensreichen praktischen Wirksamkeit, auch in der literarischen Welt einen hochgeachteten Namen erworben.

Aufruf.

Im dunkeln Föhrenhaine
Siehst du die Birke stehn,
Inmitten und alleine
Die hellen Blätter wehn?

So war dir jeder Morgen
Erfüllt mit jungem Gram;
In einem Kranz von Sorgen
Nach jeder Abend kam.

Du aber sei die Birke,
Der Föhren Königin,
Blick auf und harmlos wirke
Und lächle drüber hin.

Die Macht des Wortes.

Als auch zu Bern entglommen
Der heil'ge Glaubensstreit,
War Meister Ulrich kommen
Von Zürich mit Geleit.
Und war ein großes Scheitern
Um alt' und neue Lehr';
Und wollte Jeder gelten,
Und galt doch keiner mehr.

In Frauenmünsters Halle
Hoch über'm Sturz der Aar
Ist mit der Glocken Schalle
Versammelt große Schaar,
Die Neuen und die Alten,
Von unverhohlnem Trug
Im Geiste schon gespalten,
Deckt einer Wölbung Schutz.

Dort nimmt man Meister Zwingel
Schon auf der Kanzel wahr;
Hier wallt mit Meßglockingel
Ein Priester zum Altar:
Der Meister, zu verkündigen
Das Wort, das Leben schafft;
Der Priester, zu entsündigen
Mit des Frohnleichnams Kraft.

Und wie sich der will stellen
Zum feierlichen Amt,
Ströml's dort aus vollen Quellen
Und Zwingli's Auge flammt,
Und, murrt ein dumpfes Grollen
Auch bis zur Kanzel vorn,
Sein Wort erschreckt die Tollen,
Sein Blick vergeht den Zorn.

Er zeugt, daß Gott gekommen,
Jetzt der Verheißung treu,
Zu sondern seine Frommen
Wie Waizen von der Spreu;
Und sei vor ihm vergebens
Der eignen Werke Ruhm,
Kein andrer Born des Lebens
Denn Evangelium:

Und seit dem Blut des Abel,
Das Kain jäh vergoß;
Seit Haß und Lüg' aus Babel
In tausend Sprachen floß;
Seit auch die Kirch' in Sünden
Und Schmach versunken ist,
Sei nirgends Heil zu finden,
Als bei dem heil'gen Christ.

„Von hölzernen Gebilden,
Die man zu räuchern pflegt,
Vom Tisch, da man die Gülden
Zum Ablaß niederlegt,
Vom eiteln Dienst der Messen,
Der Christi Opfer schmäht,

Digitized by Google

Kommt her, so Gott vergessen,
Und lernt ein neu Gebet!"

Und nun er aus der Bibel
Jedweden Satz erweist,
Des vor'gen Glaubens Uebel
Aufdeckt mit starkem Geist;
Und nun sich manch ein Hundert
Der Widersacher da,
Erschüttert und verwundert,
In's Aug' einander sah:

Da steht der Priester dorten
Noch immer vor'm Altar,
Mit Zeichen nicht noch Worten
Sein Amt begonnen war;
Er hört mit finstern Brauen
Und drauf in ernster Ruh
Und dann mit hellem Staunen
Dem Wort des Ketzers zu.

Und als das Wort zu Ende,
Nimmt er sein Meßgewand
Und legt es dort behende
Auf des Altares Rand,
Und nimmt den Kelch zum Brode
Und reicht sie segnend hin:
„Im Leben und im Tode
Sei Christus euch Gewinn!"

Und von der Kanzel jenen
Und diesen vom Altar
Sieht man die Arme dehnen
Und beten die ganze Schaar:
Und drunten sind die Wogen
In deutsche Lande fern
Mit solcher Mähr gezogen,
Und Alles pries den Herrn.

Sollst du die Gnade Gottes merken,
Auf daß, die bloß nach mir sich nennen,
In dir den rechten Jünger kennen.
Zu größern Dingen ausersehen,
Willst du noch harten Strauß bestehen.
Im Helm des Glaubens sei bereit,
Im Krebse der Gerechtigkeit
Und mit dem Schwerte des Geist's, dem Worte,
Das dringt in die geheimsten Orte
Und die Gedanken jäh durchschneidet.
Gieb mir ein Herz, das sich bescheidet,
Und nimm zum Bischof deinen Pfad,
Ihn bittend um der Taufe Bad.
Und wie der Herr verschwunden ist,
War auch vorbei des Schlummers Frist.
Martinus richtet sich auf's Knie:
Herr, wie du sagst, geschieh's, und sieh!
Vom Herzen nicht die Hälfte, nein,
Das ganze soll dein eigen sein!

Er hat die Taufe d'rauf empfangen
Und ist auf Christi Weg gegangen
Und hat mit Werken der Lieb' und Gnade
Manch Herz gelockt vom irren Pfade;
Und ist ein Held des Kreuzes worden,
Getreten in den Priesterorden,
Erkoren von dem heil'gen Geist,
Ist er als Bischof umhergereist
Und hat die Müden und die Kranken
Erquickt mit göttlichen Gedanken,
Und hat die Hungernden gespeist
Mit Manna, das vom Himmel fleußt,
Die Nackten auch in frost'gem Leide
Erwärmt mit Christi Gnadenkleide,
Und manchen Teufel, der viel geplagt,
In Jesu Namen ausgejagt.
Drum ist er weithin noch bekannt,
Der heil'ge Bischof von Tours genannt.

Legende.

Ein Kriegsknecht aus dem Ungarland
Am Thor von Amiens stille stand
Nach einem langen sauern Zug,
Der über Berg' und Thale trug.
Dort hat er einen Bettler funden
Mit hohen Beulen, offnen Wunden,
Und seine Blöße zu bedecken,
Thät keinen Christen das Mitleid wecken.

Der Heide läßt sich nicht erst bitten,
Hat seinen Mantel schon zerschnitten,
Und eine Hälfte dem kranken Mann
Um seinen kalten Leib gethan;
Sich selbst begnügt er mit der andern
Zum nächsten Lager fortzuwandern.
Er mußte sich nun zwar bequemen,
Mit schmaler Decke vorlieb zu nehmen,
Konnte die Glieder nicht mit Behagen
Ausstrecken, wie an vor'gen Tagen,
Doch schlief er bald und ohne Gereun
Im halben Mantel ruhig ein.
Und sieh, umringt von Cherubinen
Ist ihm der Christengott erschienen,
Voll Majestät in seinen Mienen
Und aus den Augen Gnadenfülle.
Bloß war der Heiland, ohne Hülle
Als nur den halben Mantel des Armen;
Und sprach zum Kriegsmann mit Erbarmen:
Martine, was du dem kranken Mann,
Siehe, das hast du mir gethan;
So komm' ich dir darum zu danken,
Zu segnen auch, daß ohne Wanken
Dein Herz in deinem schweren Stand
Auf meine Gnade sei gewandt.
Martinus rief verwundert schier:
Wie kommst du, mächt'ger Gott, zu mir?
Ließ ich mich nimmer doch bekehren,
Wandelnd nach deiner Feinde Lehren!
So sprach der Herr: An deinen Werken

Eberhard im Bart.

Es saßen einst zu Worms am Rhein
Der Kaiser Max bei frohem Mahl
Und um ihn her in bunten Reih'n
Die deutschen Fürsten ohne Zahl.
Da dufteten ringe die Braten frisch,
Da perlt der Wein zum Becherklang.
Und um den reichbesetzten Tisch
Erschallt Trompet' und Festgesang.

Schon labte sich der heitre Muth
An mancher Rede froh und traut
Und von dem edeln Rebenblut
Alsbald ward jede Zunge laut.
Und wie sie nun ein Bruderbund
Umjauchzt den kaiserlichen Hort,
Da that mit Lächeln seinen Mund
Der Pfälzer auf und sprach das Wort:

„Ihr Herren, wer rühmt ein Erbe sein
Gleich mir? von meinen Höh'n ergießt
Aus vollem Borne sich der Wein,
Der Allen heut' zur Labe fließt.
Wie herrlich ist's, von diesen Höh'n
Hinunter nach dem alten Rhein
Auf's fruchtgeschwellte Land zu sehn
Bei einem solchen Glase Wein!"

Drauf sprach der Sachse streng und schlicht:
„Hat euch allein das Glück gelacht?
Wohl auf den Bergen find' ich's nicht,
Doch unten tief im Bergesschacht,
Ich nenn' euch gültigen Ersatz:
Seht nur mein liebes Sachsen an!
Ist nicht das Eisen auch ein Schatz,
Das ich im Schweiße mir gewann?"

Dann hub der Baiern Kurfürst an:
„Nicht Wein noch Eisen ist mein Glanz;
Doch steh' auch ich nicht hintenan
In deutscher Fürsten stolzem Kranz.
Seht der Paläste kühnen Bau,

Digitized by Google

Der Gotteshäuser Kuppelreih'n,
Die Burgen setzt in jedem Gau —
Und dieses Alles nenn' ich mein!"

So rühmte, wie's begonnen ward,
Sich Jeder nach der Reihe fort,
Und kam zuletzt an Eberhard,
Den Grafen Würtembergs, das Wort:
„Fast sollt' ich schämen mich, ihr Herrn,
Vor eurer Länder prunkem Schein!
Doch wollt ihr hören, preis' ich gern
Auch meines Landes Edelstein!

„Bereit' ich mich in einem Wald,
In einem dichten, finstern Tann,
Und kommt des Weges alsobald
Ein Würtemberger mir heran,
So leg' ich mich in seinen Schoß
Und schlafe sanft und sicher ein;
Und sel'ger als im Fürstenschloß
Wird mein erquickt Erwachen sein."

Da blickten sie den frommen Herren
Mit großen Augen staunend an,
Und reichten ihm den Preis so gern
Und schämten sich vor solchem Mann;
Er aber strahlte licht und hehr
Und so von Lust und Liebe warm,
Als ob er just entschlafen wär'
In eines Würtembergers Arm.

Ernst August Hagen

wurde am 12. April 1797 zu Königsberg geboren. Im Jahre 1816 bezog er die Universität seiner Vaterstadt, um Medicin und Naturwissenschaften zu studiren; widmete sich aber später dem Studium der Kunst und Literatur. Nachdem er im Jahr 1821 promovirt hatte, machte er eine Reise durch Deutschland nach Rom, habilitirte sich 1824 in Königsberg, ward 1825 außerordentlicher und 1831 ordentlicher Professor. 1830 bereiste er Deutschland, Belgien und einen Theil Frankreichs.

Er schrieb:

Ottfried und Lisena. Romantisches Gedicht. Königsberg 1820.

Gedichte. Königsberg 1822.

Künstlergeschichten, von denen die ersten, den nürnberger Kunstwerken gewidmet, unter dem besondern Titel: „Koria" Breslau 1827; die folgenden von den Florentiner Künstlern, unter dem Titel: „Die Chronik seiner Bastkstade vom Florentiner Lorenz Ghiberti." 2 Bände Leipzig 1833.

Beschreibung des Doms zu Königsberg und der in ihm erhaltenen Kunstwerke, mit einer Einleitung über die Kunst des deutschen Ordens in Preußen, vornehmlich über den ältesten Kirchenbau im Samlande. Königsberg 1833.

Künstler-Geschichten. 3. 4. Bändchen. gr. 12. Leipzig. 1840. Brockhaus.

H. verbindet mit gründlicher Kunstkenntniß und tiefer wissenschaftlichen Bildung lebendige Phantasie, Reichthum des Geistes und meisterhafte Darstellungsgabe. Mit echtem dichterischem Gefühl weiß er in die Geheimnisse der Kunst wie des Lebens einzudringen, eine schöne Ideenwelt vor uns aufzuthun und durch treffliche Schilderung und glückliche Intuition mit der Wirklichkeit zu verbinden.

Der Dombau. Die Baukünstler Brunellesco und Alberti.

Im Namen Gottes und der heiligsten Mutter Gottes, Jungfrau Maria, und des Täufers Johannes, des Schutzheiligen dieser Stadt! Mögen sie ihren Segen geben, Gutes zu thun und zu sagen!

Indem ich überdenke, was ich niederzuschreiben gesonnen bin, befällt mich Betrübniß. An die wachsende Größe unserer Stadt knüpfen sich traurige Erinnerungen. Florentia, du blühende, lasse deinen Namen nicht zu Schanden werden! Einst sollte du von der Erde weggetilgt werden *), zwei Jahrhunderte sind fast seitdem entronnen und du hast, bedeckt mit Wunden und Narben aller Art, noch nicht gelernt, daß Friedsamkeit allein die Amme wahren Glückes sei. Werden wir noch immer an die Zeit erinnert, da Mars der Schutzgott der Florentiner war? Wo neben dem viereckigen Glockenthurm die gewaltige Kuppel des Domes emporstrebt, da stand sein Haus und stehet noch. Zwischen dem Dome und dem brausenden Arno, wo du jetzt den geräumigen Signorenplatz, stattliche Gebäude und volkreiche Straßen siehst, erstreckte sich im Heidenthume das Marsfeld, *) der kampfmuthigen Jugend Sammelplatz, dessen üppigen Rasen die Ringer stampften und dessen unabsehbare Grenzen die Läufer rannten. In den Fluten des Stromes reinigten sie dann vom Staube die gesalbten Leiber und setzten als gewandte Schwimmer hier die Uebungen fort, die sie auf dem Lande begonnen. So erstarkten sie zu jenen Helden, die die Feinde mit Schrecken, die Freunde mit Bewunderung erfüllten. Wem wäre der Ruhm des ehrwürdigen Hetruriens unbekannt, wo unter blutigen Kriegen zuerst die Kunst gedieh? Der zierliche Marzstempel, noch jetzt von den Kundigen bewundert, wie klein er sich auch gegen den Dom ausnimmt, ist achtseitig, denn überall, wohin die Winde wehen, sollte sich des Kriegsgottes eiserner Arm erstrecken, dessen erzues Bild mitten im Tempel auf einer Granitsäule stand. Nicht war es gut, daß man in der Stelle der unheiligen Säule das heilige Taufbecken aufstellte, daß man hier die Neugeborenen zu Bürgern des Himmels weiht, daß man den Tempel, als den ältesten und vornehmsten unserer Stadt **), unserm Schutzheiligen, dem Täufer Johannes, widmete. Denn der Fluch des Heidenthums ruht noch sichtbar auf der Stätte, und wo wir Gesinnungen des Friedens empfangen sollten, scheint uns der Trieb zu kriegerischer Lust eingepflanzt zu werden. Wohin wir schauen, gähret Krieg, Krieg im Staate und in der Kirche, Krieg unter den Künstlern und Gelehrten.

Wer würde die Baterstadt wiedererkennen, wollte ich erzählen, wie sie im Heidenthum beschaffen war, da unsere Großväter, in Wahrheit kann ich es sagen, sich kaum in ihr zu finden wußten? Nicht will ich der Zeit gedenken, da der Baumeister Arnulph Lapo ***) die Stadtmauer aufführte, die Straßen mit Feldsteinen pflasterte, die vordem nur theilweis mit Backsteinen bedeckt waren, da er den Rathspalast und zur Hälfte den Dom errichtete, und doch liegen nur zwei Jahrhunderte dazwischen. Nicht der Zeit, da der Künstler Giotto als Zierde des Doms den Glockenthurm baute, und doch war Giotto des göttlichen Dante Freund. Wie lange ist es her, daß die Michaelskirche †) ein Speicher war, die jetzt mit den Bildsäulen der ersten Künstler geschmückt ist; wie lange, daß der Dom, der jetzt als das erste Werk der alten und neuen Baukunst emporragt, sich als eine trauerwedende Ruine zeigte? — Kein Baumeister hatte den Muth, des Domes kühn angelegte Kuppel auszuführen, und 123 Jahre vergingen, ohne

*) Die aus Florenz vertriebenen Ghibellinen beschlossen 1260 zu Empoli die Vaterstadt zu zerstören, Farinata, selbst Ghibellino, verhinderte es durch entschlossenen Widerspruch. Er sagt von sich in Dante's „Hölle":

Ich war's allein, da, wo es ruhig litt
Jedweder, unser Florenz zu vernichten,
Der offnen Angesichts dagegenstritt.

*) „Camarli." Deutlich hört sich der Name Campus Martis durch.

**) „Tempio antichissimo e principale di questa città." Die Johanneskirche (Battistero, Baptisterium), Tempio di S. Giovanni oder allein S. Giovanni. Der Dom daver Duomo heißt gewöhnlicher S. Maria del Fiore. Das sehr alte Bild der Schutzpatronin im Dom stellt eine stehende Maria dar mit einer Blume in der Hand, um an den Namen Florentia zu erinnern. Noch jetzt führt Florenz eine rothe Lilie im Wappen. Der isolirt stehende Glockenthurm heißt schlechtweg Campanile, an einer Seite Campanile di S. Reparata, denn da, wo sich jetzt der Dom befindet, war ehedem die Reparata-Kirche. In Pisa und in mehren andern italienischen Städten stehen auf gleiche Weise Dom, Glockenthurm und Taufstapelle, als drei besondere Gebäude, neben einander.

***) Arnolfo di Lapo oder Arnolfo Lapi.

†) Orto S. Michele (S. Michele in Orto), gewöhnlich Or San Michele genannt. Das Wort Orto soll von horreo abzuleiten sein, da der obere Raum des zweistöckigen Gebäudes zur Getreidesschüttung diente.

Digitized by Google

daß Kelle und Richtschnur den Bau berührten. Niederreißen oder Weiterbauen war eine vielbesprochene Frage.

Da die Aufforderungen und Versprechungen fruchtlos gewesen waren, die von Zeit zu Zeit an die Baukundigen ergingen, von Seiten des Raths, der Bauhüttenmeister und der Zunftälterleute *), so ward eine öffentliche Berathung über den Dombau angeordnet, die endlich eine Entscheidung herbeiführen sollte. Und hier hebe ich meine Erzählung an. Denkt euch den Dom, dem die Kuppel fehlte und der, anstatt durch seinen Glanz Gottes Herrlichkeit zu predigen, ein nutzloser Steinhaufe war, wo das verfaulte Holz des Gerüstes mit dem unsaubern Schutt einen ekeln Anblick darbot, wo der hereinströmende Regen, von den Mauern eingeschlossen, zum See anschwoll, anstatt daß der Boden nur vom Weihwasser befeuchtet sein sollte, wo schauerlich der Eulen Leichengesänge schwirrten, anstatt der erhebenden Lieder frommer Christen. Auf dem Signorenplatz im Rathspalast versammelten sich unter feierlichem Glockengeläute alle Kriegs- und Stadtbaumeister von hier und den nächstliegenden Orten, die bereits unter sich die Sache erwogen hatten, ferner die Tuchhändlerzunft und die Abgeordneten der übrigen Zünfte und endlich so viel Volks, als der Rathssaal fassen mochte.

An der langen Tafel auf seinem Lehnstuhle saß an einer der Querseiten der Gonfaloniere **) (damals gab es nur einen) unter den sieben Signoren, an deren Spitze er stand. Ihm gegenüber thronte an der Stelle des Erzbischofs der Vicar in der Mitte mehrer Geistlichen. Hinter ihnen befanden sich die Schreiber. An der Tafel zur Rechten der Signoren saßen die Baumeister, zur Linken die Bauhüttner und Zunftälterleute. Nachdem um Ruhe gebeten war, erhob sich der Gonfaloniere, ein würdiger Greis, Namens Valori. Er entblößte die Silberhaare, faltete die Hände und, mit den Blicken auf ein Muttergottesbild gerichtet, sprach er das Gebet. Dann fügte er hinzu in herzergreifender Rede, daß sich an das Gebet kein Gegenstand schicklicher schließe, als die Angelegenheit der heutigen Versammlung, die das Heilige beträfe. Durch ein gottgefälliges Werk sollte nämlich der Zorn des Himmels gesühnt werden, der so schwer auf der Stadt laste. Sodann forderte er einen der Baumeister auf, es war der älteste, seine bestimmte Meinung über die Vollendung des Domes abzugeben. Dieser begann folgendermaßen:

Indem ich im Namen meiner Kunstgenossen auftrete, bekenne ich zuvor, daß, soviel uns auch Freundschaftsgefühl und Ehrfurcht gilt, unser Pflichtgefühl und unsere Kunst uns höher stehen müsse und daß Niemand unter uns aus Liebe zu einem Lebenden oder Todten die eigne Ueberzeugung aufgeben möchte. Zwei Fragen wurden uns zu ergründen vorgelegt. Einmal auf welche Weise Arnulph Lapo die Kuppel aufzubauen gedachte und dann, ob nach seinem oder einem andern Plane es zu bewerkstelligen wäre. Uns Allen ist Arnulphs Asche heilig, von dessen Andenken dankbare Anerkennung unzertrennlich ist, der in einer Zeit barbarischer Rohheit der edeln Baukunst Eingang verschaffte, sodaß er, älter als unser Landsmann Cimabue, mit mehr Recht Vater der Baukunst als dieser Vater der Malerei genannt werden kann. Dennoch konnten wir uns nicht vereinigen, ob seine Kenntnisse, weit den unsrigen überlegen, unsere Bewunderung oder seine Kühnheit unser Befremden erregen müßte, ob der Tod ihm die Ehre raubte, das Angefangene zu vollenden, oder die betrübende Erfahrung, seiner Kraft zu viel vertraut zu haben. Darin stimmen wir überein, daß nach unserer Einsicht bei dem Dom weit die Grenzen des Möglichen überschritten sind, daß weder ein Werk der Griechen und Römer, noch eins der Deutschen, die bekanntlich ihre Münster in die Wolken hineinthürmen, dem Bau der Kuppel zu vergleichen sei, daß die vier Pfeiler, die die Last der Kuppel zu tragen bestimmt sind, so gewaltig sie erscheinen, dennoch geschwächt durch Durchbrechungen, nicht Widerstand zu leisten vermögen, daß endlich keiner von uns die Verantwortung des zu führenden Baues übernehme.

Wenn dem so ist, hub einer der Signoren an, was wollen wir noch länger unnütze Steine hüten und selbst zu Stein werden, da uns das Elend ruft, von ihnen Kranken- und Pflegehäuser zu errichten? Gott dienen, heißt nicht müßig Ungeschehenes anschauen. Wie so soll noch länger im Mittelpunkte der Stadt uns der Dom ein Bild unserer Zerrüttung vorhalten? Warum sind unsere zahlreichen Tempel leer, wenn Frömmigkeit den Bau eines neuen heischt? Warum sollen wir noch länger die Armen plündern und todte Schätze häufen? Laßt von der gespenstigen Scheu, das Gottgeweihte und Alterthümliche anzutasten, da es vielmehr als ein übles Vorzeichen gelten muß, daß ihr am Anblick von Ruinen Gefallen findet. Die Reihe von Jahren sei eure Lehrmeisterin, nachzugeben den Verständigen. Im Jahre des Herrn 1298, wie unser Geschichtschreiber *) meldet, am Geburtstage der Jungfrau war es, als der päpstliche Gesandte an der Spitze einer zahlreichen Geistlichkeit in festlichem Gepränge, umringt von den Lenkern und Vornehmen der Stadt, unter brausendem Jubeln des Volks und feierlichem Geläute die Baustelle weihte und den ersten Stein legte. Dank ihm in der Höh'! ward von Allen in heiliger Andacht angestimmt, nachdem Arnulph aus der Hand des Erzbischofs das Abendmahl empfangen unter Gottes freiem Himmel, wo sich bald unter der Gewölbe Dach der Altar erheben sollte. Wie ward die fromme Zuversicht zum Spott! Wo ist der Altar, wo ist das Gewölbe? Damals verordnete der Gesandte, um jedes Stocken des Baues zu verhindern, daß nicht allein die Hälfte der Ablaßgelder dazu verwendet, sondern daß ihm zum Besten ein neuer Thorzoll und eine Kopfsteuer erhoben würde. Was treiben wir noch den ärgerlichen Zoll und die drückende Steuer ein? Laßt uns nicht länger der Nachwelt Tadel verdienen! Ein neues Leben wird beginnen, wenn mit dem Niedersturz der Mauern unsere Dankgebete emporsteigen.

Nur den Kurzsichtigen können eure Worte bethören, ließ sich jetzt der erzbischöfliche Vikar vernehmen. Ein neues Leben versprecht ihr zu wecken und zerfleischt das Herz, das Wohl des Staates wollt ihr und zerstört das Palladium? Wenn der Dom dem Himmel mißfällig wäre, so würde er nicht auf eure Rathschläge gewartet, sondern ihn längst durch Blitzesbrand zerstört haben. Wol sind wir arm, aber geistesarm, die Kirche kann uns reich machen, aber nicht Kirchenraub. Ein Werk unsterblichen Ruhmes, das Erbe frommer Vorfahren, soll des Uebermuthes Opfer werden? Was Arnulph gethan, predigt sein Wissen, und was er nicht gethan, wahrlich nicht sein Unvermögen. Wie es ihm gelang, Massen über Massen emporzuschichten, ist mir kein Geheimniß. Seine Werke begann er im unerschütterlichen Vertrauen zu Gott und den Heiligen und sein frommer Eifer täuschte ihn nicht. Es wird eine Zeit kommen, ich verzweifle nicht, wo sich wieder die Kunst mit frommer Zuversicht vermählt, und Arnulphs Ehre ist gerettet. Seht des Domes Riesenmauern, an denen der Zahn der Zeit fruchtlos nagt, und fraget, ob Tollkühnheit oder Einsicht den Meister leitete. Unser ganzes Streben sei, Gott zu versöhnen, und gelingt uns dies, so ist Alles gewonnen. Wol müssen wir uns selbst beklagen, daß die Glocke noch nicht in des Domes Hallen ruft, aber mehr ist Reparata zu beklagen, eine Heilige, deren Name uns fast fremd klingt. Als nämlich der Platz neben der Johanniskirche zum Dom ersehen wurde, da mußte nebst mehren Wohnhäusern auch die baufällige Kirche der h. Reparata entfernt werden. Der Dom wurde darum zugleich zu Ehren des dreieinigen Gottes, der h. Jungfrau Maria und der h. Reparata aufgeführt. Die Eigenthümer der abgebrochenen Wohnungen erhielten Entschädigung, aber die h. Reparata, in deren Tempel fast täglich Messe gehalten und geopfert wurde, was erhielt sie als Schmerzensgeld? Sie entbehrte bis jetzt nicht nur die gebührenden Ehren, sondern ward sogar vergessen. Strafe muß solcher Achtlosigkeit folgen. Drum ist mein Rath, daß der Raum des Domes vom Haupteingange bis zu den ersten Kuppelpfeilern durch eine Nothmauer zwischen ihnen geschlossen und zu einer Kirche eingerichtet werde. Sie führe den Namen der h. Reparata und nicht mehr darf diese alsdann über Verkürzung ihrer Rechte trauern. Auf diese Weise kann um ein Jahr die Weihe des Domes vor sich gehen. Nicht ihn lasset uns, sondern die Nothmauer mit Jubel zertrümmern, sobald ein Geist, mit der Kraft Arnulphs ausgerüstet, dereinst die Kuppel emporsteigen läßt.

So redeten die Männer und nach ihnen noch viele. Der Menge Murren oder Beifallklatschen folgte ihren Worten. Wenn auch bei Einzelnen sich die Richtung der feindseligen, zerstörungssüchtigen Zeit, denn mit mehren Städten lebte Florenz damals in blutiger Fehde, zu erkennen gab, so zeigte doch bei der Mehrzahl sich der Florentiner angeborne Ehrenhaftigkeit. Von Abtragung des Domes sollte nicht weiter die Rede sein, da er als ein Ehrendenkmal der Vorzeit, als ein Werk gemeinsamer Kraft auch in seiner Unvollkommenheit Achtung und Tugend einflöße. Die Entscheidung über die Beendigung des Domes ward noch hinausgerückt, damit alle Baumeister der größern Städte Italiens, unter annehmbaren Bedingungen nach Florenz eingeladen, sich zu bestimmter Zeit versammeln könnten.

Es war damals, als zwei edle Jünglinge an einem schönen Sommerabende in einer Schenke unter freundschaftlichem Ge-

*) „La signoria, gli operai e consoli." Zu jeder größern Kirche gehörte eine Bauhütte, Opera. Diejenigen, die über die bauliche Erhaltung der Kirche zu wachen hatten, wurden Operai, Bauhüttenmeister, Bauhüttner, Werkmeister genannt. Vor der Ausbildung der Baubruderschaften in Deutschland führte eine Classe von Mönchen den Namen Operarii oder Magistri operum, weil sie die Kirchenbauten anordneten. Vielleicht hat man von ihnen die Operai herzuleiten, die aber weder Geistliche noch Baumeister waren. Außerdem hatten in Florenz einzelne Zünfte, Arti, die Aufsicht über einzelne Kirchen, an deren Spitze die Consoli, Zunftälterleute, standen. Als Kirchenverweser hießen sie Governatori.

**) Gonfaloniere auch Gonfaloniere di Giustizia oder Governatore di Giustizia stand an der Spitze der Signoria, die aus sieben Mitgliedern bestand. Sowol er, als sie, wurden alle zwei Monate gewählt.

*) Giovanni Villani, Dante's Zeitgenosse.

Digitized by Google

sprach, unter Scherzen und Lachen dem schäumenden Rebensafte fleißig zusprachen. Die Freunde hießen Anton Brancacci und Leo Baptiste Alberti, und Beide stammten aus vornehmem Geschlechte. Nicht fern vom Signorenplatze lag die Schenke, und das Gastzimmer bot eine freie Aussicht dar auf den prächtig dahinfirmenden Arno und die alte Brücke. *) Je leerer die Flaschen wurden, um so lebhafter ward die Unterredung, und da unter häufigem Anklingen der Gläser drinahe alle Gesundheiten erschöpft waren, so rief Anton: Es lebe Vitruv! Denn Alberti, der sich zu einem Baumeister ausbildete, sprach stets mit feuriger Begeisterung von der alten Baukunst und liebte Vitruv's Bücher mit abgöttischer Verehrung. Wie kommt ein Name, wie Vitruv, hob er an, in deinen ungeweihten Mund, der neulich noch die Michaeliskirche ein musterhaftes Gebäude nannte? Du wirst mir wies der, wie damals, einwenden: es ist Arnulph Lapo's Werk; und ich wiederhole: Steiner ist es würdig. Wie so, entgegnete jener, sollte mir nicht der Name Vitruv mundgerecht sein? Vitrum und uva (Glas und Traube) klingt durch. Was seine Baukunst betrifft, so gebe ich zu, daß sie für seine Zeit gut war. Für alle Zeit! rief Alberti, und das Gespräch nahm plötzlich eine ernste Wendung. Fluch unsern Vorfahren, die seiner Lehren vergaßen und die Kunst von den geschmacklosen Gothen erbetteln. Wie wdert mich ein Gebäude an, das mit seinen tausend und abermal tausend Spitzen sich wie der zusammengerollte Igel spreizt! Dem guten Vitruv, sagte Anton, wird doch wunderlich zu Muthe werden, wenn er durch ein deutsches Kirchengewölbe schritte, und der Heide fühlte sich gedrungen zu beten. Ja wunderlich, fiel Alberti ein, würde ihm zu Muthe werden, und er würde beten um Erleuchtung der Verirrten. Sieh, wie das Himmelsgewölbe sich über den Arno spannt! Glaubst du nicht vollkommene Bogen zu sehen, von einem ufer bis zum andern hinstrebend? Siehst du die Bogen geknickt oden in einer Spitze auslaufen? Dies Gewölbe ahme der Künstler nach, dessen Lehrerin die Natur sein soll, und wohl haben es die alten Baumeister verstanden. Erscheint nicht unser Kirchengewölbe, als wenn es, von beiden Seiten zusammengedrückt, in der Scheitellinie habe zerbrechen müssen? Frage den Schützen, ob sein Bogen die rechte Spannung haben kann, wenn er gebrochen ist und sich nicht mehr halbkreisförmig krümmt.

Brancacci, der dem Freunde nicht beistimmen und noch weniger ihn ergürnen mochte, lenkte geschickt das Gespräch auf einen andern Gegenstand, als die Bemerkung, daß die Flaschen leer seien, von Neuem Veranlassung wurde, den Vergleich zwischen der spitzbogigen und halbkreisförmigen Bauart fortzusetzen. Alberti nämlich, in jugendlicher Lust, pfropfte die eine Flasche zu und schleuderte sie in die Fluten des Stromes und rief: Schau, in welchem majestätischen Bogen die Flasche hinabsaut, die lustig dahinschwimmt nach der Südsee Inseln und dort, wenn es dasselbst, wie drei uns, scharfsinnige Poggio und Filelfo's gibt, verkündigen wird, daß ein Jüngling vom Rubme Vitruv's entglühte. Unterdeß flog Antons Flasche aus dem Fenster, aber der Wurf traf einen Brückenpfeiler und sie zertrümmerte. Siehst du? schrie lachend und jauchzend der Baubefissene, das war ein Bogen mit dem Knick, da fällt die Flasche hinab, und ihre Scherben ruhen ewig vergessen auf dem Grunde.

Die öffentlichen Gebäude, denen die Jünglinge beim Nachhausegehen vorüberritten, gaben neue Anknüpfungspunkte, das Gespräch fortzuführen. Die sie auf dem Signorenplatz **) waren, begann Brancacci: Ist hier der ehrwürdige Rathspalast und das neben die zierliche Bogenhalle nicht eine wahrhafte Zierde des Platzes? Du wirst außer den spitzbogigen Fenstern die Unregelmäßigkeit des Palastes tadeln; aber bedenke, daß Arnulph Lapo keinen andern Bauplan abstecken konnte, daß es ihm nicht erlaubt wurde, auf dem Boden der Uberti, der verbannten Ghibellinen, den Palast auszudehnen, obschon ihre Häuser dem Erdboden gleich gemacht waren.

Anton, mich wundert es, daß, da Arnulph anstatt eines Palastes eine formlose Festung mit einem widerwärtigen Wartthurm baute, er nicht davor einen Wall aufschüttete, um Alles zu verbergen.

Aber die Bogenhalle, ein Werk Orcagna's ***), beschämt den Vitruvianer, der so verächtlich von den heimischen Baumeistern, die vor uns lebten, spricht: denn auf schöngestalteten Pfeilern ruhen hier halbkreisförmige Bogen.

Die Bogen sind gut, wenn nur nicht das deutsche Schnörkelwesen sie entstellte, wie Gumpfadern ein weißes Marmorgebilde.

In Demuth verwandte sich hier dein Hochmuth! sprach Brancacci, als der Weg die Eisernen vom Signorenplatz nach dem Domplatz führte. Die Johanniskirche ist ein Werk der alten Baukunst und wie winzig nicht sie vom Dom und dem Giotto'schen Thurme standen ab! Alle Redende sprechen von der Unvergleichlichkeit unseres Domplatzes und der Dom ist noch nicht einmal beendigt. Ist der viereckige Glockenthurm — sein Erbauer, der Maler Giotto, kann wohl für einen Künstler gelten — nicht an Zierlichkeit einer Elfenbeinarbeit zu vergleichen, und ist nicht der Dom, der Riesenleib einer kraftvollern Vorzeit, das achte Wunder der Welt? Allein Arnulph ist nicht wohl bei dir angeschrieben.

Alle Leute, die sich eben auf dem Domplatze befanden, näherten sich neugierig den Sprechenden, hörten zu mit Mienen wohlgefälliger Zustimmung und waren gespannt, was der andere Jüngling erwidern würde, auf dessen Beschämung es abgesehen zu sein schien.

Was ist der Künstler ohne Ehrgefühl? sprach jetzt Alberti. Hätte sich Arnulph nicht, als er die Unmöglichkeit des begonnenen Baues einsah, wie es andere Baumeister thaten, von der Zinne seines Gebäudes herabstürzen müssen, anstatt natürlichen Todes zu sterben? Nicht mit Unrecht richtete Giotto daneben den Galgenpfahl auf.

Mancher lachte, aber die Meisten fühlten sich verletzt, und ein Jüngling von kleiner Gestalt, mit schlichter Kapuze, in einen grauen Mantel gehüllt, sprang zornig vor und schlug den Beschämte ins Gesicht. Der Schlag war so heftig, daß Alberti beinahe niederfiel und Blut ihm aus dem Munde strömte. Gewaltthat, Mord! schrie das Volk, als es das Blut sah. Haltet den Frevler und führt ihn zu dem Signor Alberti, denn das ist der Vater des Verwundeten! rief Brancacci. Keine Gegenwehr half. Der Schlagfertige mußte folgen, und der ganze Zug begab sich zum Hause des Signoren, der für einen der stolzesten Florentiner galt. Brancacci erzählte ihm den ganzen Vorgang und obgleich Benedict Alberti anfangs vor Zorn schäumte, so konnte er die Undersonnenheit des Sohnes nicht gutheißen und wurde um so milder gestimmt, da von einer Verwundung nicht die Rede war. Begierig war er, den Jüngling kennen zu lernen, der so keklich Arnulphs Ehre versocht, und beschied ihn durch einen Diener zu sich.

Der Jüngling trat ein, und Benedict Alberti erkannte in ihm einen geschickten Goldarbeiter und Uhrmacher. Er sah ihn mit starrem, durchbohrendem Blicke an und wollte zu schelten anheben; aber er fand bald, daß der Verweis, den er ihm zu geben beabsichtigte, sehr übel angebracht wäre. Denn nicht zitternd und weinend erschien der Angeklagte, sondern mit der trotzigen Miene eines Anklägers, der ihn wegen des Sohnes Unrecht zur Rede stellen wollte. Nach einiger Sammlung bat der Signor darauf um eine kreisache Schuld und auf die: Du hast die persönliche Freiheit verletzt, denn erlaubt sind allgemeine Aeußerungen, die nicht wider die Religion und die Staatsregierung gerichtet sind. Du hast einen höchst strafwürdigen Auflauf veranlaßt, der nur zu oft das Zeichen zum Bürgerkriege war. Du hast auf offener Straße ungereizt einen Unschuldigen überfallen, und dies ist Räuberart. Ich als einer der Signoren dieser Stadt verordne darum, daß du den Frevel durch dreijährige Gefängnißstrafe abbüßest.

Ihr seid einer der Signoren und könnt strafen, sprach jener, aber könnt Ihr auch der Richter in Sachen Eures Sohnes sein? Unverschämter! rief Alberti darauf und bog sich im Lehnstuhle zurück; so willst du, daß ich die eigne Schmach räche, die du mir im Sohne zugefügt hast. So wisse, daß das Geschlecht der Alberti das älteste in Florenz ist, daß die ungefährdete Ehre des Namens schon durch einen Hauch getrübt, und daß der angethane Schimpf nur mit deinem Herzblute abgewaschen werden kann.

Ich bin bereit zu blutiger Genugthuung, und Ihr seid genöthigt, sie anzunehmen, denn ich bin ebenbürtig, wenn auch arm. Ich heiße Philipp Brunellesco *) und stamme aus dem berühmten Geschlechte der Lapo, und bin durch meine Mutter verwandt mit der erlauchten Familie der Spini. Mein Urgroßvater war Arnulph. Sein Wappen mit den Feigenblättern und den Wellen, eine Anspielung auf das vom Po durchströmte Ficarolo, seine Heimath, führe ich in der Art, wie Ihr es am Eingange des Domes eingehauen findet. Arnulphs Ehre ist darum auch die meinige. Als Erbe von ihm erbielt ich die Kunst. Nachdem ich mit Glück um des Erwerbes willen mich in allerlei Dingen versucht habe, ist es die Bildhauerei und vornehmlich die Baukunst, die alle meine Kräfte in Anfruch nimmt. Ihr hörtet neulich in der Versammlung allerlei thörige Meinungen über den Fortbau des Domes und ahntet nicht, daß Einer, der, im Hintergrunde stehend, nicht gehört wurde, der Erbauer der Kuppel sein würde.

*) Ponte vecchio.

**) Piazza de' Signori, jetzt Piazza del Granduca, führt seinen Namen vom Rathspalast Palazzo de' Signori oder Palazzo pubblico della signoria, jetzt Palazzo vecchio. Daneben steht die Bogenhalle, in die sich das Volk bei plötzlich einfallendem Regen flüchtet. Loggia de' Signori, auch dell' Orcagna, nach dem Erbauer genannt, jetzt Loggia de' Lanzi.

***) Andrea Orcagna (Arcagna) war Maler, Bildhauer und Baukünstler und baute die Bogenhalle 1353.

*) „Filippo di ser (Messer) Brunellesco", d. h. Philipp, der Sohn des Edelmannes Brunellesco. Er wird daher gewöhnlich Brunelleschi genannt.

Digitized by Google

Das Selbstgefühl, das der Jüngling zeigte, machte auf den der Kunst zugethanen Alberti den günstigsten Eindruck, und da ihn dieser fragte, worauf sich sein Vertrauen stütze, so erwiderte Brunellesco: einmal auf das Beispiel, das ihm sein großer Vorfahre gegeben, dann auf die Erfahrung, daß ihm Alles gelinge, was er unternehme; denn wer könne besser Steine fassen, wer genauere Uhren machen als er? endlich auf den Unterricht, den ihm der berühmte Mathematiker Toscanelli *) ertheile. Daß der Dom seine höchste Liebe in Anspruch nehme, werde genugsam aus einer Zeichnung erhellen, mit der er kurz vor dem ärgerlichen Auftritt beschäftigt gewesen.

Brunellesco rollte eine Zeichnung auf, auf der man gemäß den perspectivischen Regeln die Johanniskirche, den Dom und den darüber vorragenden Glockenthurm sammt den Hintergründen sah, von einer so wunderbaren Ausführung, daß Alberti sich nicht satt daran sehen konnte, allen Groll vergaß und seinen Sohn herbeirief, der auf des Vaters ernstes Geheiß sich näherte und mit anstaunen mußte. Alle Einzelheiten sah man deutlich und genau: neben der Johanniskirche die Säule des h. Bischofs Zenobius, wo eine verdorrte Ulme, von seiner Bahre berührt, neue Blätter trieb; ferner am Dom den Stein, auf dem Dante Abends zu sitzen pflegte. Alberti's Worte voller Entzücken und Begeisterung hatten kein Maß.

Ihr schenkt Euern Beifall, sagte Brunellesco, meiner Zeichnung und schlagt so hoch an, was ich geleistet habe. Was hätte ich leisten können, wenn ich mich nicht vom kargen Schicksal in allen meinen Bestrebungen gehemmt sähe! Zwei Jahre muß ich noch einem Goldschmiede dienen, ehe ich so viel gewonnen habe, um nach Rom reisen zu können, wohin mich die glühendsten Wünsche ziehen. Hier muß ich lernen, wie die Alten bauten, und vornehmlich, wie sie wölbten, um eine neue Bauart nach den Grundsätzen der Alten einzuführen, denn das gothische Zeitalter hat sich überlebt, und um die Domkuppel zu schließen, denn dazu bedarf es einer tüchtigen Vorbildung.

Auch mein Sohn, fiel der Signor ein, widmet sich dem Baufach und sehnt sich nach Rom. Reist Beide dahin und lernt gemeinschaftlich. Ich borge dir, Jüngling, so viel als du brauchst.

Ein Uebereinkommen ward getroffen und die Zeit der Abreise festgesetzt. Brunellesco war überseelig, und der junge Alberti wagte seinem Vater nicht zu widersprechen.

*) „Paolo del Pozzo Toscanelli." Von ihm rührt der Gnomon im Dome her.

Karl Rudolph Hagenbach

ward am 4. Mai 1801 zu Basel geboren, studirte in seiner Vaterstadt, in Bonn und Berlin Theologie, habilitirte sich in Basel 1823, und ward 1828 ordentlicher Professor und 1830 Doctor der Theologie und Mitglied des Kirchen- und Erziehungsrathes seiner Vaterstadt.

Seine Schriften sind:

Zerstreute Gedichte.
Tabellarische Uebersicht der Dogmengeschichte. 1828.
Predigten. 1830 und 1836.
Encyclopädie und Methodologie der theologischen Wissenschaften. 1833.
Vorlesungen über Wesen und Geschichte der Reformation in Deutschland und der Schweiz, mit steter Beziehung auf die Richtungen unserer Zeit, bis jetzt 4 Bände. 1834 — 39.
Ungedruckte Briefe Huttens und Zwingli's. 1835.
Luther und seine Zeit. Eine Sammlung von Gedichten. 8. Zürich und Frauenfeld 1839. Brpel.

Seine wissenschaftlichen Schriften zeichnen sich durch tiefe Gründlichkeit, Klarheit, Scharfsinn und treffliche Darstellung, seine poetischen Leistungen durch Innigkeit und Tiefe des Gefühls, Kraft und Wohllaut höchst vortheilhaft aus. —

Der Witwe Haus zu Eisenach *).

Horch! durch des Winters Sturmgesause
Ertönt mit Macht ein neues Lied,
An manchem stolzen Herrenhause
Der stumme Chor vorüberzieht;
Doch vor der Witwe stiller Wohnung,
Da wird der Mund ihm aufgethan,
Und mit gar festlicher Betonung
Stimmt er die frommen Weisen an.

Hin zu der Schüler Lobgesängen
Neigt sich der frommen Witwe Ohr.
Ihr ist's, als ob ins Herz ihr klangen
Der Engel Grüß' aus höherm Chor;
Doch weit aus vor den Stimmen allen
So keck und frisch und doch so rein,
Hört sie des Einen Stimm' erschallen.
Wer mag der junge Sänger sein?

Den Sänger, ja, den muß ich kennen,
O dringt den Knaben her zu mir,
Komm, sollst mich deine Mutter nennen,
Du lieber Sänger, weile hier;
Und unter's Dach führt sie den Armen,
Und fragt und forscht nach seiner Noth
An ihrem Herd soll er erwarmen,
Sich sät tigen an ihrem Brot.

So wuchs heran der Martin Luther,
Erzogen in der Wittve Haus,
Und es erblüht der frommen Mutter
Ein ewig frischer Kranz daraus;
Denn wo von Luthern wird gesungen,
Fängt man mit diesem Liede an,
Und dankbar rühmen's alle Zungen,
Was an dem Kleinen sie gethan.

*) Aus: Luther und seine Zeit.

Der Organist.

Auf und nieder wogt die Gassen
Dort die aufgeregte Schaar,
Und es dringen ein die Massen
In die Kirche, wo verlassen
Steht der Hochaltar.

„Nieder!" ruft es immer wilder,
„Nieder mit dem Götzenthum!"
Kreuz und Fahnen, Lichter, Bilder,
Bunter Scheiben Flammenschilder
Stürzen um und um.

Meister Ulrich Zwingels Lehre
Hat besiegt die stolze Bern,
„Wer da wehren kann, der wehre,
Daß die Mess' nicht wiederkehre
Auf den Tisch des Herrn!"

Nach Sankt Vincenz Münsterhallen
Wälzet sich der Menge Strom.
Keine Feierlieder schallen,
Keine Beter sieht man wallen
Nach dem heil'gen Dom.

Mag auch festlich im Kalender
Heut des Heil'gen Namen stehn,
Nimmer soll der Segenspender
Seiner Priester Prunkgewänder
Am Altare sehn. —

Digitized by Google

Einzig treu dem alten Glauben
Blieb der Kirche Organist,
„Schmuck und Bilder magst ihr rauben,
Eines müßt ihr mir erlauben
Noch als Gnadenfrist;

„Einmal noch will ich mich laben
An dem frischen Orgelhauch,
Kann ich dieses Eine haben,
Wohl, dann mögt ihr mich begraben
Mit der Orgel auch.“

Und er schafft sich durch's Gedränge
Festen Armes eine Bahn,
Eilt des Kirchenweges Länge
Der im Zug gestreckten Menge
Raschen Laufs voran.

„Hin zu ihr, hinan die Stiegen!
Flügelthüren, springet auf!
Wo verschlossen in der Wiegen
All die frommen Töne liegen,
Töne, wachet auf!“

Wie mit leisem Geisterbeben,
Daß es Mark und Bein durchdringt,
So beginnen sie zu schweben,
Hoch und höher sich zu heben,
Wie der Aar sich schwingt.

Und der Dämmrung süße Träume
Ziehen feiernd durch den Dom,
Durch die menschenleeren Räume
Bäget seine Wogenschäume
Der gewalt'ge Strom.

Seelenvolle Phantasien
Ringen mit des Schmerzes Drang,
Die sich suchen, die sich fliehen,
Kaum gebunden, sich entziehen
Jedem Regelzwang.

„Heil'ge Orgel, himmlisch Wesen,
Die zu meiner süßen Braut
Ich vor allen hab' erlesen,
Du, an der mein Herz genesen,
Seit ich dir getraut,

„Bald nun wirst du ewig rasten,
Jetzt nur, jetzt verlaß mich nicht,
Laß auf deinen schwarzen Tasten
Allen meinen Kummer lasten,
Eh das Herz mir bricht!

„Blast, ihr Bälge, Pfeifen klinget,
Rausche mächtig, du Pedal!
Frisch hervor, Register! springet,
Klaget, jubelt, zürnet, singet,
Ach! zum letztenmal!“

„Armer Judas,“ hebt zu klagen
Nun die Orgel wimmernd an,
„Armer Judas, kannst du's wagen,
Armer Judas, soll ich sagen,
Was hast du gethan?“

Stiller Wehmuth Thränen rollen
Ihm in seinen dunkeln Bart,
Bis zur letzten jammervollen
Liebesschwermuth angeschwollen
Ihm die Seele ward.

Nimmer kann er es vollenden,
Ohnmacht überwältigt ihn,
Ach sie kommen, sie zu schänden,
Seine Braut, mit rohen Händen —
Taumelnd sinkt er hin.

In Sankt Vincenz Münsterhallen
Dringet jetzt der Stürmer Heer,
Wild Gelächter hört man schallen,
Unter Beiles Schlägen fallen
Noch der Heil'gen mehr.

Wie die Bilder sie zerschlugen,
Rissen sie der Orgel Haus
Jubelnd aus den letzten Fugen,
Und den Organisten trugen
Sie für todt hinaus.

Ida Gräfin Hahn-Hahn

ward am 22. Juni 1805 zu Tressow im Mecklenburgischen geboren, erhielt eine glänzende Erziehung und vermählte sich am 3. Juli 1826 mit dem Grafen Friedrich Hahn-Basedow. Am 5. Februar 1829 erfolgte aber schon ihre Scheidung. Seit dieser Zeit lebte sie in Greifswalde und Berlin, bereiste Italien, Spanien, Frankreich, Schweden und den Orient und hält sich gegenwärtig meist in Dresden auf.

Ihre Schriften sind:

Gedichte, Leipzig 1835.
Neue Gedichte. Daf. 1836.
Venezianische Nächte. Daf. 1836.
Lieder und Gedichte. gr. 8. Berlin 1837. Mittler.
Aus der Gesellschaft. Novelle. 8. Berlin 1838. Duncker und Humblot. N. A. 1844.
Astralion. Eine Arabeske. 16. Berlin 1839. Alex. Duncker.
Jenseits der Berge. 2 Thle. 2. verm. Aufl. 8. Leipzig (1840.) 1843. Brockhaus.
Gräfin Faustine. 2. Aufl. 8. Berlin (1841.) 1843.
Ulrich. 2 Bände. 2. Aufl. 8. Berlin (1841.) 1845.
Reisebriefe. 2 Bände 8. Berlin 1841.
Erinnerungen aus und an Frankreich. 2 Bände 8. Daf. 1842.
Sigismund Forster. gr. 12. Daf. 1843.
Die Kinder auf dem Abendberg. Eine Weihnachtsgabe. 8. Berlin 1843. Alex. Duncker.
Ein Reiseversuch im Norden. 8. Daf. 1843.
Orientalische Briefe. 3 Bände. 8. Daf. 1844.
Cecil. 2 Bände. 8. Daf. 1844.
Der Rechte. 2. Aufl. 8. Daf. 1845.
Zwei Frauen. Berlin 1845. 2 Bände.
Clelia Conti. Berlin 1846. 1 Band.

Die Verfasserin der hier verzeichneten Schriften ist unbestritten eine der talentvollsten und begabtesten unter den lebenden deutschen Dichterinnen; mit reicher Phantasie, Innigkeit und Tiefe des Gefühls und lebendiger Auffassung verbindet sie großen geistigen Reichthum und eine seltene Gewandtheit in der Charakterzeichnung und Darstellung. Ihre beschränkte Lebensansicht und die ihr durch dieselbe gleichsam zur anderen Natur gewordene Manier haben sie aber, was lebhaft zu bedauern ist, gehindert, sich zu jener Freiheit der Lebensanschauung empor zu schwingen, ohne welche die poetische Schöpfungskraft stets eine einseitige bleibt. Könnte sie sich mehr ihres eigenen Selbst und seiner Neigungen und Vorurtheile entäußern, wüßte sie das Leben in allen seinen Erscheinungen, und nicht vorzugsweise und fast ausschließlich in den aristokratischen Kreisen zu belauschen und wiederzugeben, so würde sie bei den schönen ihr von Gott verliehenen Anla-

Digitized by Google

gen eine Stellung in der deutschen Literatur einnehmen, wie sie noch fast nie bei uns einer Frau zu Theil geworden ist.

Der arme Fischer.

Schön Clärchen saß vor ihrer Thüre
Und ließ die Spindel fleißig drehn;
Es war, als ob das Ding sich rühre
Noch 'mal so schnell, wie sonst geschehn;
Denn Clara spann, mit frohem Sinnen
Von Hochzeitfest und Tanz und Schmaus,
Den Faden für ihr bräutlich Linnen,
In eigne Truh' und eignes Haus.

Georg hat sie zur Frau begehret,
Der schöne arme Fischersmann;
Der Vater hat sie ihm gewähret,
Sobald er sie ernähren kann.
Jetzt gibt es tüchtig sich zu rühren,
Früh auf und spät noch wach zu sein,
Um die Geliebte heim zu führen,
Eh' noch der Winter bricht herein.

Es waren Frühlings gute Zeiten;
Der Fischfang nie so reichlich war:
Des Meeres dunkelblaue Weiten
Erglänzten wie der Himmel klar.
Bei Tag und Nacht konnt' man die Netze
Auswerfen in das Flutenreich,
Und sicher sein, daß sie voll Schätze
Sich zeigen würden immer gleich.

So hat Georg der Braut erzählet,
Und so spricht ja der Vater auch. —
Doch der sich nicht mit Arbeit quälet,
Er hat genug für Hausgebrauch.
Die Jugend, meint er, müsse schaffen
Und sich erringen den Genuß,
Und mühsam Haus und Weib ergraffen,
Um sich zu freun an Herd und Kuß.

Drum gibt er Claren seinen Segen —
In Worten, aber nicht in Gold;
Georg versucht auf Meereswegen,
Ob ihm das Glück wohl lächle hold.
An jedem Abend, wenn es dunkel,
Schwimmt er davon im kleinen Kahn,
Hat unterm lichten Sternenfunkel
Manch guten Fischzug schon gethan. —

Jetzt naht er, mit der Braut zu kosen,
Bevor die späte Fahrt beginnt.
Er küßt die frischen Wangenrosen
Und hascht die Hand, die ämsig spinnt.
„„Nein, nein, Georg, ich brauch' die Hände,
Das Schäkern vor der Arbeit weicht!
Wir nahen uns der Sonnenwende,
Und dieses Garn ist ungebleicht.““ —

„O Clärchen, gönn' mir die Minuten! —
Bedenk', wie bald ich scheiden muß
Und auf den nächtlich dunkeln Fluten
Nur träumen kann von deinem Kuß.
Getrennt durch Arbeit, Müh und Sorgen
Den ganzen lieben langen Tag,
Kannst du mir schon dies Stündchen borgen —
Ich bin dann spät für Beide wach.“ —

„„Man kann ja plaudern und doch spinnen;
Warum soll nur die Arbeit ruhn? —
Die Hand im Schooß kann nichts gewinnen,
Und Vortheil bringet stets das Thun.““ —
„Wohl wahr! — Doch meine Augen blicken
So gern ins Deine voller Lust,
Und meine Hände möchten drücken
Die Deinen an die treue Brust;

„Doch deine Händ' und Blicke halten
Den armen Faden also fest,
Daß mich bedrückt dein ämsig Walten,
Und Sehnsucht mir den Busen preßt.“ —

„„Was schwatzest du! — Ich thu' das Meine,
Daß uns der Priester am Altar
Als Mann und Frau recht bald vereine;
Georg, ist dir denn das nicht klar? —

„„Du solltest dich vor mir nur scheuen,
Wenn Thätigkeit mir würde schwer;
Sprich, lernst du solche Träumereien
Da draußen auf dem weiten Meer?““ —
„O Clara, auf dem hohen Meere,
So ganz allein in tiefer Nacht,
Wo mit mir über Wassers Leere
Der Nachtwind und der Stern nur wacht,

„Indessen drunten in den Gründen
Geschäftig sich ein Leben regt,
Das unsre Sinne nicht ergründen —
Wohl wird davon die Brust bewegt.“ —
„„Hast je ein Seegespenst geschauet? —
Sag' an, Georg, auf welchem Platz? —
Wie sah es aus? — Hat dir gegrauet? —
Erzählt' es dir von keinem Schatz?““ —

„Nichts sah ich, nichts hab' ich gehöret;
Auch schützt mich wohl ein fromm Gebet,
Wenn das Gespenst sich zu mir kehret,
Von dem bei uns die Sage geht.
Doch selbst ohn' solche Spukgestalten
Ist's wunderbar auf hoher See,
Im Busen Wünsche sich entfalten
Voll Sehnsuchtsglut und Liebesweh.

„Die Wogen, wie sie ewig rauschen,
Ohn' Rast und Ruh', ohn' Zweck und Ziel,
Wie sie nur ihren Platz vertauschen,
Neu zu beginnen altes Spiel —
Und wie sie dann so zärtlich flüstern,
Wie wohl ein schönes Weib im Traum
Den Namen nennt im nächt'gen Dästern,
Der füllet seines Busens Raum, —

„Wie eine Stimme bittre Klagen
Bisweilen aus der Tiefe spricht,
Und von dem Nachtwind fortgetragen
Sich an der fernen Klippe bricht —
Und wie die Sterne niederthauen,
Gleich goldnem Regen auf die Flut,
Als müßten sie das Wunder schauen,
Das auf verhüllten Grunde ruht —

„Das macht mich Armen so verlangend,
Durchzittert so mein heißes Herz,
Daß ich, bald jubelnd, bald erbangend,
Vergehen möcht' in Lust und Schmerz. —
O, theile diese Einsamkeiten
Nur eine einzig kurze Nacht!
Laß uns auf stillen Wellen gleiten,
Wo nichts als uns're Liebe wacht! —

„Nun zieht mich's fort in weite Ferne,
Die träumend ich mir ausgemalt,
Wo nächtlich blinken andre Sterne,
Wo eine andre Sonne strahlt.
Komm mit! — Du kannst mich, Clara, lenken
Mit einem Kuß, mit einem Blick!
Bei dir kann ich nur Dein gedenken
Gib meiner Seele Ruh und Glück!“ —
„„Mich soll dein Schmeicheln nicht berücken.
Schau her, da steigt der Mond empor;
's ist Nacht, wir müssen jetzt uns trennen.
Doch wenn die Welle dich umschmiegt,
Laß dir von ihrem Flüstern nennen,
Wo Schatz der See verborgen liegt;

„„Den wollen wir zusammen heben,
Dann fahr' ich mit dir ohne Graus,
Und dann — welch herrlich frohes Leben
Erwartet uns im eignen Haus!““ —
Er wollte liebend sie umfangen,
Doch sie entschlüpfte ihm im Nu; —
Der goldne Mond war aufgegangen,
Er eilte seinem Nachen zu.

Digitized by Google

Das Netz war längst hinabgesenket,
Georg saß still in seinem Boot,
Und künst'ger Zeiten er gedenket,
Ob sie ihm bringen Freud', ob Noth;
Ob er in enger Fischerhütte
Auch finden mag, wonach er ringt,
Ob einst in Weib und Kinder Mitte
Die Sehnsucht nicht mehr zu ihm dringt; —

Die Sehnsucht, diese glüh'nde Sonne,
Die jedes Aug', so ihre Pracht
Begeistert, für der Erde Wonne
Und Schätz' und Lust erblinden macht. —
Da kommen leise, süße Töne
Fern über's Wasser hergerauscht,
Er trocknet eine große Thräne,
Und Ohr und Blick und Seele lauscht.

Gezogen von Wogen,
Die Euch nicht gehorchen,
Getragen von Klagen
So heute wie morgen,
Umgaukelt, geschaukelt
Von flüchtigen Trieben,
Mit Zwecken, die necken,
Was wißt Ihr vom Lieben?

Gewinnen und minnen
Erfüllt Eure Tage,
Ihr wanket und schwanket
In kindischer Plage;
Ihr haltet, gestaltet
Das Ewige nicht,
Und bebend, verschwebend
Das Dasein zerbricht.

O Menschen, Ihr Armen,
Wie trüb' Euer Loos!
Ihr könnt nur erwarmen
In liebendem Schooß,
Und Lieb' ist auf Erden
So dürftig, so kalt,
Hat nicht über Seele
Und Herz nicht Gewalt!" —

So klingt das Lied. — Ist es gesungen,
Ist's Geisterstimme, die es spricht;
Ist's aus der Tiefe her erklungen —
Georg, entzückt, begreift es nicht.
Ihm ist, als ob die zarten Töne
Im eignen Busen sind erwacht,
Als ob ein Echo voller Schöne
Sie herrlich dann hervorgebracht.

„Wer bist du, zauberhaftes Wesen,
Das mir in meiner Sprache singt? —
O, zeig' dich mir, laß mich genesen
Von Unruh, so die Brust durchdringt! —
Ich breite sehnend meine Arme
Nach der geliebtesten Gestalt,
Daß sie an meiner Brust erwarme —
Doch immer bleibt sie stumm und kalt;

„Und was ich sag' und wünsche, deutet
Sie immer in dem engsten Sinn . . . . —"
So murmelt er — und plötzlich gleitet
Ein Nachen ihm zur Seite hin
So blendend wie von Bergkrystallen,
Wie eine Seeref' zart und leicht,
Und keine Ruder hört man schallen; —
Georg schaut hin, erbebt, erbleicht. —

Ein schönes Weib sitzt in dem Nachen. —
Ob ihn das Seegesprengt verfucht? —
Er eilt, das Kreuze schnell zu machen,
Und wendet dann den Kahn zur Flucht.
Da ruft die Stimme, die gesungen,
Mit melancholisch süßem Ton:
„„Dein Klagen ist zu mir gedrungen,
Nun fliehst du mich, ist das mein Lohn?"" —

„Wer bist du, Weib? — Ich suh dich nimmer,
Vor deinem Glanz beb' ich zurück!
Es bricht ein überird'scher Schimmer
Aus deiner Wunderaugen Blick,
So wie des Mondes Silberstrahlen
Zerschmelzen auf der dunkeln See, —
Dein Kahn sind Perlenmutterschalen; — —
Du bist 'ne Meermaid, eine Fee."

„„Ich bin's, nach der voll heißem Sehnen
Dein durstend armes Herz verlangt,
Das nur zum Trost an ird'sche Schönen
Sein Wünschen und sein Lieben hangt.
Ich bin's, die längst dir vorgeschwebet
Im nächtlichen, im Tages-Traum,
Vor der verschwindet, was da lebet,
Wie vor der Perle — Meeres Schaum.

„„Ich bin's, nach der du liebend breitest
Die Arme aus im Sternenlicht,
Wann einsam auf der Flut du gleitest, —
Ich bin's, Georg! kennst du mich nicht? —
Du hast Erhörung nicht gefunden,
Wie du auch flehtest, bei der Braut,
Ich theile deine stillen Stunden . . . . —""
„Wer hat, o Weib, dir das vertraut?

„Wie kennest du mein armes Leben,
Was kümmert dich der Fischersmann?
Geheimnißvolle Fäden, weben
Sie mich an solch ein Wesen an?" —
„„Geheimniß trägt und lenkt die Welten,
Des Räthsels Wort sich nie dir bot; —
Auf spannenweit mag Lösung gelten, —
Doch faßt du Liebe oder Tod? —

„„Nach Freiheit dieses mächt'ge Drängen?
Den Wunsch, zu ruhn und thun zugleich?
Begreift du's, was den Busen sprengen,
Erschaffen möcht' ein Welten-reich? —
Dich selbst kannst du ja nicht verstehen,
So gib dich furchtlos mir denn hin,
Und laß das kindisch eitle Spähen
Nach meinem Wesen. Sieh, ich bin! —

„„Ich liebe dich mit jener Liebe,
Die nur in Träumen dich beschlich,
Weil sie auf Erden dämmert trübe,
Ich liebe dich, ich bin für dich!"" —
„Weißt du denn nicht, die holde Clara
Ist meine Braut, ist lieb und gut!
Wir wandeln froh bald zum Altare,
Das stillt vielleicht der Sehnsucht Glut.

„Dann hab' ich ja den kleinen Hafen
Des Lebenszweckes still erreicht,
Durch Müh' und Arbeit, Sorg' und Schaffen
Werd' nimmer ich daraus verscheucht." —
„„Du wirst es nicht durch Sorg' und Mühe,
Du wirst's durch deiner Seele Drang;
Er warnt vor Eisenketten! — fliehe! —
Bereite dir nicht Untergang!"" —

„Könnt' ich ihn denn bei dir nicht finden? —
Weiß ich's, ob du nicht, schönes Weib,
Dich mit dem Bösen magst verbünden,
Mir zu verderben Seel' und Leib?" —
„„Ich kenne nichts von deinem Bösen,
Und Falschheit zog mich nicht empor,
Ich kam, von Qual dich zu erlösen,
O Thor, du Thor, du armer Thor!

„„Ich brauch' dich nicht. Für Ewigkeiten
Liegt meine Zukunft golden, licht,
Ich kann die deine dir bereiten,
Du schwacher Träumer kannst es nicht. —
Noch einen Rath, bevor wir scheiden:
Dort liegt der Erde dürftig Loos,
Begnüge dich mit ihren Freuden;
Kannst du es nicht — mach' schnell dich los!

„„Wenn du mich rufst, so werd' ich kommen!""
Verschwunden war das zarte Boot.
Die Sterne allgemach verglommen,
Im Ost entbrannte Morgenroth.
Georg umfing ein Heer von Träumen,
Dann der erquickend ruh'ge Schlaf,
Bis ihn aus blauen Himmelsräumen
Ein heller Strahl der Sonne traf.

Digitized by Google

„Wie hab' ich doch so schwer geträumet!“
Ruft er, „und wie ist mir geschehen,
Daß ich so ganz und gar versäumet,
Nach meinem Netz mich umzusehen.“ —
Doch alles Suchen nach dem Netze
Blieb ohn' Erfolg, es war dahin,
Mit ihm des Fischfangs reiche Schätze,
Mit ihm die Hoffnung auf Gewinn.

Er schlich betrübt und tief geschlagen
Sich fort am sand'gen Meeresstrand.
„Was wird schön Clärchen dazu sagen!
Schon hat sie Träumer mich genannt;
Itzt bin ich's wohl! — Vor den Gestalten,
Die ich im Schlafe jüngst erschaut,
Verschwindet ganz der Erde Walten,
Das ohnehin mir nicht vertraut.“ —

Schön Clärchen sprang ihm froh entgegen:
„„Nun sprich, Georg, wie war der Fang?““ —
„Das Glück liegt nicht auf meinen Wegen!
Ich hatte Träume süß und bang
Von Himmelsstimmen, Wunderaugen, —
Darob verlor ich Fisch und Netz . . . . —“
„„Da siehst du's! — Deine Träume taugen
So wenig wie dein leer Geschwätz.

„„Wer weiß, ob du zum Lieb erkoren
Nicht irgend eine Wasserfei,
In ihrem Arm dein Netz verloren . . . . —““
„Nein, Clara, nein! ich bin dir treu.“ —
„„Was hilft mir aber deine Treue,
Wenn du so gar nichts für mich thust,
Vor meinen Augen hier auf's Neue
In deinen Schwärmereien ruhst? —

„„Das große Netz ist fort! — Die kleinen,
Sie hangen dort vor deiner Thür,
Laß unsre Kräfte uns vereinen,
Und schnell ins Boot — ich geh' mit dir!““ —
„Sie geht mit mir, um zu gewinnen!“ —
So denkt er, doch er sagt es nicht; —
Und nimmer wich aus seinen Sinnen
Das schöne nächtliche Gesicht.

In Arbeit war der Tag entschwunden,
Schon Clärchen hat ihm hold gelacht.
Itzt nahen wieder jene Stunden,
Wo einsam er im Kahne wacht.
Wird ihm das Zauberlied erklingen,
Das ihn in Schlummer eingewiegt? —
(Wähnt er) — das sich mit Taubenschwingen
Liebkosend um die Brust ihm schmiegt? —

Doch Alles stumm! — Die Wogen rauschen
Uralten, ewigen Gesang;
Kein andrer Ton ist zu erlauschen. —
Da ruft er in dem Seelendrang:
„Du schweigst mir, Holde, schweigest immer,
Und ich bin noch in Sehnsucht wach!
O, mich verlangt nach Traumes Schimmer,
So wie den Kranken nach dem Tag.

„O, laß mich deine Stimme hören,
Versinken mich in deinen Blick,
Worin die Sterne sich verklären . . . . —“
„„Da bin ich! ruft du mich zurück?““
So flüstert's, und der kleine Nachen
Schwebt silberglänzend zu ihm her.
„Um Gott! — Ist dies denn wirklich Wachen?
Kein Traum? — Was neckst du mich so sehr?“ —

„„O, fern von Neckerei und Scherzen! —
Der allertiefsten Wahrheit Bild,
Wie es verborgen dir im Herzen
Seit frühster Kindheit, ungestillt,
Ein selig Märchen ist erschienen,
Das man nicht glaubt, doch liebend hegt, —
Du siehst es jetzt! — Die Blätter grünen,
Die Zauberblüthe auf sich schlägt.

„„In Duft und Glanz: — du darfst sie pflücken,
Sie fällt von selbst in deinen Schooß;
O, wolle sie ans Herz nur drücken,
Und überirdisch, strahlend, groß,
In ewiger Jugend sel'ger Schöne,
In hoher Freiheit Himmelsluft,
Und ohne Jammers bittre Thräne,
Wie ohne Furcht vor Tod und Gruft.

„„Wird reich dein Dasein sich entfalten
Zu ungeahnter Harmonie.
Doch deiner Erdenwelt Gewalten,
So fesselnd und so matt, entfliehⁱ!
Dort will die Liebe — Hütten bauen,
Die Sehnsucht ruhn — am warmen Herd,
Die große Hoffnung — Früchte schauen,
Wovon sich der Besitzer nährt.

„„Woran sich deine Seel' auch hanget,
Und wie sie strebt nach sicherm Port,
Im Zweifeln jubelt und erbanget —
Befriedigung — sie wohnt nicht dort.
Für dich nicht dort! — Denn weit und weiter,
Als selbst des Adlers kühner Flug —
Des hohen Strebens hoher Deuter, —
Dich Wollen und Verlangen trug.

„„Brich der Gewohnheit arme Ketten,
Zum Glücklichsein o habe Muth,
Auf diesem Weg kannst du dich retten! —
Was in der Zukunft Schleier ruht
Von Druck und Schmerz und gift'gen Sorgen,
Von herber Schmach, von Reu und Pein,
Es ist vor deinem Blick verborgen; —
Ich weiß, es wird dein Schicksal sein.

„„Dein Lächeln ob der Menschen Handeln,
Und Thun und Treiben rächet sich;
Sie werden es in Thränen wandeln! —
O komm, Georg, ich schütze dich!
Dir öffnen sich die weiten Hallen
Tief unten auf dem Meeresgrund,
Wo mächt'ge Säulen von Korallen
Der Perlenmutter-Kuppel rund

„„Seit Ewigkeiten unterstützen,
Wo Wunderwesen dich umstehn,
Wo Schätze dir entgegenblitzen,
Die nie geahnt du, nie gesehn;
Wo du des Daseins Glanz und Helle
Wie ein Unsterblicher erschaust,
Indessen droben mit der Welle
Der Zeitenstrom vorüberbraust.““

So spricht das schöne Weib, umwoben
Das Götterhaupt vom Sternenkranz.
Sie steht im Nachen hoch erhoben,
Auf ihrer Stirne strahlt ein Glanz
Von Lieb', Gebarmen, tiefer Trauer,
Mit überirdischer Gewalt. —
Georg erbebt. Ihm ist, als schau' er
Verkörpert ew'ger Lieb' Gestalt.

Sie beugt sich lockend zu ihm nieder,
Und mit den zarten Händen winkt
Sie leis und weich, wie Schwangefieder; —
Da schließt sein Auge sich, er sinkt
Und sinkt, und lispelt im Versinken:
„O, wie ich still und selig bin!
Laß deinen Zauberkelch mich trinken,
Du Göttliche, nimm ganz mich hin!“ —

Und lieblich wirbelt's auf den Wellen,
Wo nur ein leerer Kahn noch schwebt,
Von Stimmen, unsichtbaren, hellen,
So wie die Abendglocke bebt:

Die reinsten der Perlen,
Wir suchen sie aus,
Und hegen sie sorgsam
Im schützenden Haus.

Digitized by Google

Was unser geworden,
Das schwebt durch die Zeiten,
So hell wie am Himmel
Die Sterne nicht gleiten.

Der Erden Getümmel
Bei uns nicht ertönt,
Erlangen und Streben
Den Willen nicht höhnt.

O, seliger Jüngling,
Dir war wohl beschieden
Die himmlische Ruhe
Ohn' banges Ermüden.

Du brachest die Fesseln
Mit sehnendem Sinn,
Befriedigung ist jetzt
Dein Lohn und Gewinn.

Zwei goldene Loose
Nicht konnten die werden,
Die dich nur das Wählen
Von Himmel und Erden.

Du hast überwunden
Die bänglich Wahl,
Jetzt theilst du auf ewig
Unsterblicher Mahl;

Jetzt weilst du geborgen
In stillen Regionen,
Wo Jammer und Plage
Des Lebens nicht wohnen.

Dir zaub'rische Tiefe
Ist jetzo dein Haus,
Das Meer gibt den köstlichen
Schatz nicht heraus.

Doch wem auf der Erde
Sich Schönes erschließet,
So ist's, weil der Liebling
Der Meerfeen ihn grüßet.

Und wen auf der Erde
Das Leben nicht hält,
Er komme, er komme
In unsere Welt!"

Wie lang' schön Clärchen tief im Herzen
Wohl trug des armen Fischers Bild,
Ist ungewiß; — von heißen Schmerzen
Schien sie nicht allzehr erfüllt.
Gewiß ist's, daß nach halbem Jahre,
Als heitre, wohlgeschmückte Braut,
Sie einem Andern am Altare
Ward froh und freudig angetraut.

Melusinens Geschichte *).

Während sich eine neue Umwälzung in Margaritas Schicksale bereitete, von der Ulrich ihr nicht eher etwas mittheilen mogte, als bis er ihr in voller Freiheit gegenübertreten konnte, lebten beide Schwestern zärtlich mit einander fort — obgleich jede im Stillen ihre besondere Sorge hatte: Melusine — wegen der Wirkung ihres Briefes auf Ulrich; Margarita — wegen der augenscheinlichen Verschlimmerung von Melusinens Zustande. In der ersten Zeit schien sie sich zu erholen, denn die Freude, die veränderte Luft, die große Beruhigung über Hulderichs Zukunft wirkten wohlthätig auf sie; doch bald trat die Reaktion ein, der Aufregung folgte die größte Hinfälligkeit, und der Arzt verheimlichte ihr auf ihre dringende Frage nicht, daß sie sich im letzten Stadium der Nervenschwindsucht befinde; doch wie lange dies dauern werde, hänge freilich ganz von ihren Kräften ab, sobald kein störender Zufall es verkürze. Sie war zufrieden mit dieser Erklärung. Sie litt nicht viel, keine Schmerzen, keine Beängstigungen; nur nächtliche Fieber zehrten sie auf und ließen ihr eine so grenzenlose Schwäche zurück, daß sie den ganzen Morgen voll tiefster Stille und Einsamkeit brauchte, um sich zu erholen und zu besinnen. Je später am Tage, deste besser fühlte sie sich; dann verließ sie die Chaise longue, schwankte im Garten, auf Margarita gestützt, etwas umher, und blieb auf einem bequemen Sopha liegend, bis zur Abendkühle in der freien Luft. Das war ihre gute Zeit! dann sprach sie lebhaft und über alle Gegenstände und Verhältnisse mit Margarita, scherzte mit den Kindern, und man hätte sie in voller Gesundheit wähnen dürfen, wenn der Körper Schritt gehalten mit der geistigen Regsamkeit. Aber die Morgenschwäche dauerte immer länger, die kurzen Promenaden im Garten wurden immer kürzer; sie genoß fast gar nichts mehr, und ihre Magerkeit ward gespenstisch.

„Margarita," sagte sie eines Abends, „hast Du mich lieb?"

„Wie sollt' ich nicht!" rief Margarita, zärtlich ihre durchsichtige Hand küssend. „Du bist Alles, was man liebt — bist sanft, geduldig, stark, demüthig" . . . . —

„Gut, meine Margarita!" unterbrach Melusine, „Du liebst mich also. Weißt Du wohl, daß in der Bibel steht: „Die Liebe deckt auch der Sünden Menge!"

„Ja," entgegnete Margarita, „Petrus sagt es. Seine glühende, schwankende Flammenseele, die ihm mancher Schwäche zieh, flüchtete sich in sich selbst zur läuternden Kraft der Liebe zurück, und machte sie zum Purgatorium der Seelen."

„So verstehst Du es!" entgegnete Melusine gedankenvoll; „Dir ist die Liebe wirklich zum Purgatorium des Herzens worden, durch welches Du hindurch und in das Paradies gegangen bist, in das himmlische Paradies voll Ruhe und Frieden, schon hier auf der stürmischen, verfinsterten Welt. Ja, Deine Liebe ist so schön, so rein, so klar, daß sie abgewaschen hat, was von menschlicher Schwäche in Dir gewesen. Aber sieh! ich verstehe anders die Worte des Apostels: nicht meine Liebe hat meine Sünden zu, sondern in der fremde Liebe thut es! Du thust es und Gott wird es thun. Welch' ein göttliches Buch ist das, das jedem Bedürfniß entgegen kommt, und in den einfachsten Worten zu Jedem die Sprache spricht, die er versteht."

„Und dennoch zanken sich die Menschen um dieses Buches willen," sagte Margarita, „errichten auf daßelbe ein System, das sie Kirche nennen, und bemitleiden diejenigen als Blinde, wenn sie nicht gar sie haſſen und verfolgen, welche nicht zu derselben gehören."

„Ob die Reformatoren berechnet haben, was sie thaten," fragte Melusine, „als sie dies Buch für ein Gemeingut aller Menschen erklämpften? ob sie daran gedacht haben, daß dadurch in den verschiedenen Kirchen, die sie gründeten, nichts so überflüssig werden dürfte, als deren Priester? Die katholische Geistlichkeit ist ganz wie das Priesterthum der Alten, ist eingeweiht in die göttlichen Mysterien, deutet und erklärt sie den Profanen, verbietet jede Forschung, wie man Kindern verbietet mit Feuer und Waffen zu spielen, und gestattet ihnen nicht ein Buch, worin geschrieben steht: „Prüfet Alles und das Beste behaltet." Daß die Menschheit sich nicht dieses Gängelbandes der Intelligenz gefallen lassen kann, haben die gahlreichen, sogenannten Ketzereien in der katholischen Kirche und endlich die Reformation bewiesen. Aber ich finde, daß von dem Augenblick an, wo man uns die Bibel gegeben, die Geistlichkeit ihr Amt des Hohenpriesters abdizirt hat, und nicht mehr Führer und Berather der Seelen sein und für deren Heil sorgen kann; denn der Mensch, der vom Leben geprüft worden und durch ernste Schicksale in sich selbst zurückgeführt ist, wird sich aus der Bibel eindringlichere, trostreichere, umfassendere Lehren und Erquickungen schöpfen, als wenn er sich dieselben durch Geistliche erklären ließe, die aus der Religion eine Wissenschaft, oder ein Schulgezänk, oder ein Buchstabengesetz, oder ein Glaubensformular machen. Auf die Menge, die nicht denken mag und nur oberflächlich in Begebenheiten, nicht innerlich in Schicksalen lebt, mögen sie Einfluß haben, aber nur weil die sich ihrer Rechte aus Stumpfsinn, Unbholsenheit, Gleichgültigkeit beziebt. Dann treten sie wieder in das Verhältniß der katholischen Geistlichkeit, und lehren, was man zu glauben habe. Sie sprechen zwar, sie lehren einen reineren Glauben; doch die Katholiken sagen dasselbe. Ach, die alten Reformatoren haben die Pforten geistiger Anarchie geöffnet, und es thut uns ein neuer Noth, der sie schließt, ohne uns unter den Absolutismus zu schlendern, den wahrlich nicht die katholische Kirche allein lehrt. Ich war vor mehren Jahren in Berlin, zerknirschten und traurigen Herzens, nachdem ich eine Reihe von Jahren in Italien gelebt hatte. Wie man dann ist, wenn man sich sehr elend fühlt; man sucht Hülfe überall: ich ließ einen Geistlichen zu mir rufen, von dem ich hatte reden hören als einem feurigen Apostel. Ich hatte mir einen Paulus vorgestellt, und ich fand einen fanatischen

*) Aus Ulrich Th. II. S. 294 ff.

Digitized by Google

Eiferer, der aus der Welt Alles herausschaffen wollte, was den Blick „vom Kreuz," wie er es nannte, abzog; der die Liebe für die Kunst sündhaft, und für die Natur heidnisch nannte; dem alle Dichter ein Greuel waren, die keine geistlichen Lieder gedichtet; der mir bittere Vorwürfe machte, weil ich zuweilen in die katholische Kirche ging, vom Bedürfniß getrieben, an heiliger Stätte zu knien und zu beten; der die Republik für eine Institution des Teufels ansah, weil Gott bei den Hebräern die monarchisch-theokratische eingesetzt und weil die Bibel von keiner andern erzähle; der den schneidendsten, politischen Absolutismus vertheidigte, vorausgesetzt, daß in einem so organisirten Staat die Kirche ihren eigenen, unabhängigen Körper und den Absolutismus über die Seelen bewahren dürfe; der mir Bücher zu lesen gab, in denen „das Eine, was Noth thut" endlos und unüberzeugend, weil einseitig, paraphrasirt wurde, untermischt mit immer wiederkehrenden Redensarten von der „Wiedergeburt," und von der „Vielvergebung des Heilandes." Dieser Mann wollte sich zugleich meiner ganzen Existenz bemächtigen, nicht nur meine Lektüre und Beschäftigungen leiten, sondern mir auch die Kirchen bestimmen, um dem Gottesdienst beizuwohnen, mich in Kreise einführen, wo die Ansichten herrschten und praktisch angewendet wurden, die er aussprach, sogar meine Wohlthätigkeit regeln und gewissen Personen zuwenden. Philipp II. setzte im Eskurial 130 Hieronymiten ein, nicht um für ihr eignes Heil zu sorgen, sondern um Tag und Nacht Messen zum Heil seiner Seele zu lesen. Dieser Mann schien die Bekehrungen zu suchen, als würde sein Heil und nicht das der Bekehrten dadurch gefördert, und als bringe es ihm Ehre vor Gott, meine Seele aus den Schlingen des Bösen zu reißen. Er war die Incarnation der Intoleranz. Das sagte ich ihm offenherzig, und nach drei Wochen war unser Verkehr für immer abgebrochen."

„Und wandtest Du Dich an keinen andern Geistlichen?" fragte Margarita.

„Ja," sagte Melusine, „ich that es, ich fühlte mich so schwach, daß ich durchaus die Stütze der Religion, von fremder Hand geboten, begehrte. Ich hielt mich selbst für unwürdig, aus heiliger Quelle zu schöpfen; ich fürchtete sie zu trüben, durch den Staub, der an mir haftete. Darum suchte ich die Bekanntschaft eines Mannes, der einer andern Schule, Partei, Richtung — wie soll man's nennen? angehörte. Der Stifter dieser Schule war ein Mann gewesen von seltenem Geist, umfassender Bildung, vertraut mit dem Alterthum, witzig und fein, und dabei durchdrungen von wahrhaft religiösem Sinn: so hörte ich ihn beurtheilen; er war kürzlich gestorben. Ich bildete mir ein, es müsse etwas von diesem klaren, hohen Geist auf seine Jünger übergegangen sein, und ich müsse in deren Ansichten den Schlüssel der hohen Mysterien finden, nach denen meine Seele lechzte. Ich lernte also einen gescheuten und gebildeten Mann kennen, einen Mann von Welt und von recht einnehmenden Manieren, der gewandt, lebhaft und mit einer gewissen blendenden Dialektik sprach, und mir verschiedene Bücher seines Lehrers gab, Predigten und Reden über die Religion. Ich las sie durch, mit großer Aufmerksamkeit, mit heißer Sehnsucht nach der Erquickung, die aus der Andacht quillt. Statt dessen fand ich einen gewandten Rhetoriker, der äußerst geschickt mit dem Wort an den Radien des Kreises umherwirbelte, ohne je einen überwältigenden Schlag in dessen Mittelpunkt hinein zu thun; der alle Schalen säuberlich ablös'te, ohne je den Kern einfach, frisch und kräftig zu geben; der Zweifel und Einwürfe widerlegte, indem er sie im Wortkampf ermüdete, doch nicht indem er sie gründlich und eisern aus dem Sattel hob; der die Fackel der Intelligenz nicht zu einer erwärmenden Sonne machte, sondern der damit Girandolen und Kronleuchter anzündete, welche mehr blendeten als erleuchteten. Nachdem ich jene Bücher gelesen, gab ich sie zurück und sagte: die Reden wären an „Gebildete" gerichtet, und die Predigten vermuthlich auch — obgleich dieser Zusatz auf dem Titel ihnen fehle — ich aber gehöre, was die Religion beträfe, den ungebildeten Fischern und Zöllnern an, zu denen Christus gesprochen. Dies zersetzende, skelettirende Verfahren komme mir vor, wie eine Aufgabe der Wissenschaft, nicht wie eine Eingebung der Conviction; aber diese Wissenschaft stehe seinem Lehrer freilich dermaßen zu Gebot, daß, wäre er in der römischen Rota Advocatus Diaboli gewesen, so würde der schneeweißeste Heilige nimmermehr die Ehre der Heiligsprechung erfahren haben. Damit endeten meine Beziehungen zu meinem zweiten Beichtvater. Meine Intelligenz war nicht entwickelt genug, um kein Unbehagen in dem zersetzenden Element seiner Schule zu finden; er war zu fein und zu kalt, um mir als Lebensluft zu dienen, so wie das Element des Ersten mir zu dumpf und zu deprimirend gewesen war. Dieser und seine Partei wollten den tiefen, welterschütternden Glauben, die heilige Simplizität der Apostel in unsere Tage zurückführen; aber ach! sie hatten dazu nur die Form, nicht das Wesen ergriffen: sie waren fanatisch wie Rechtgläubige, nicht demüthigfromm wie Gläubige. Jener und seine Partei wollten, wie die Kirchenväter, ernstes Studium, schlagende Dialektik, tiefe Kenntniß der Dinge mit einem hohen Glauben verbinden; aber ach! über der vielseitigen Kenntniß kamen sie nicht hinweg und zur Erkenntniß! sie konnten nicht überzeugen wie die Kirchenväter, sie wollten überreden. Nun wirst Du meinen, ich müsse für immer abgefunden sein! Nein, Margarita, ich war es nicht! Therese, meine gute, treue Therese, die noch jetzt bei mir ist, kehrte eines Sonntags ganz verklärt aus der Kirche zurück und erzählte mir Wunder von der Predigt, die sie eben gehört. Ich ging am nächsten Sonntag mit ihr, um diesen Mann zu hören; ich freute mich unsäglich darauf, so recht im Herzensgrunde erschüttert zu werden, und was mich erschüttert, ist etwas so Geringes, daß man meint, man müsse es auf jedem Schritt und Tritt finden: Wahrheit und Einfachheit. Ich fand einen so matten, herzlosen, in die drei banalen Abschnitte getheilten Kanzelvortrag, daß ich mich nicht enthalten konnte, Theresen meine Enttäuschung zu gestehen. Zu meinem Erstaunen pflichtete sie mir bei, nicht aus Respekt, sondern aus Ueberzeugung. Sie fand wie ich die Predigt unter dem Mittelmäßigen. Das setzte mich in Verwunderung: Menschen von geringer Bildung sind gewöhnlich eisern hartnäckig in irgend einer Vorliebe. Ich befragte sie genauer über die erste Predigt, und endlich kam Folgendes heraus: es war der Tag Aller Seelen gewesen, den die Protestanten das Todtenfest nennen. Therese hatte in diesem Jahr, ehe sie zu mir kam, ihren Bräutigam acht Tage vor ihrer Hochzeit verloren: ihre tiefe Rührung entsprang aus ihren Erinnerungen! — Dieser unbedeutende Umstand hatte eine unglaubliche Wirkung auf mich. Ich sprach zu mir selbst: „Melusine, „dein Glaube muß geboren werden aus den Eingeweihten deines „Lebens: dann wirst du Trost, Erhebung und Führung — und „das ist Religion! — wie die arme Therese überall, sogar in dem „hohlsten Wort finden; überall, in jeder That, in jedem Schicksal, in jedem Streben, sei es noch so dürftig, armselig und be„schränkt, oder glorreich und groß; überall! folglich auch in dir „selbst, arme Melusine, denn bei den Allerschwächsten steht „Gott." — Seitdem bin ich ruhig worden, weil Aengste und Verzweiflung, diese Harpyen des Herzens, von mir weichen. Vorher! . . . o meine Schwester, hör' an, wie es vorher in mir gährte und wühlte! hör' an mein Leben:

Dort unten am Rhein, auf dem kleinen Gütchen unserer Eltern, verlebte ich die Kindheit und erste Jugend. Beide fielen in die Zeiten der Unterdrückung, des Kampfes gegen die Knechtschaft, der Kriege, der Exaltation für Freiheit und Vaterland, der übertriebenen Hoffnungen und extravaganten Foderungen, welche sich später auf diese beiden großen Worte stützten. Unser Vater hatte die letzten Feldzüge mitgemacht. In der Schlacht von Waterloo am Kopf verwundet, kehrte er nur zu uns zurück, um ein Jahr darauf zu sterben. Wie ich ihn jetzt beurtheile, war er ein glühender Schwärmer, dermaßen vertieft in seine Fictionen von Freiheit und Menschenglück, daß seine Utopie ihn genug absorbirte, um ihn nie deren praktische Anwendung versuchen zu lassen. Ich betete ihn an! er war mir ein Orakel, ein Quell der Weisheit und Liebe, ein hoher, heiliger Geist, den ich vergötterte mit dem indrünstigen Cultus, welcher jungen, heißen Seelen ein Bedürfniß und ein Entzücken ist. Er entwickelte gar nicht meinen Verstand, übte gar nicht mein Urtheil, brachte gar keine Klarheit in den Wust von Ideen, die in meinem Kopf wie Bienenschwärme summten: er konnte es vermuthlich nicht! er nährte nur meine Phantasie mit allen Dichtern der Welt und mit seinen eigenen Imaginationen. Ich war kaum vierzehn Jahre alt, als er starb. Ich fühlte mich namenlos elend. Ich betrauerte nicht bloß den Verlust des Vaters, sondern mich selbst. Mir schien, als sei mein Herz mit ihm begraben. Ich wußte nicht, wohin dies brausende Herz wenden, mit seinen goldnen Träumen und seiner flammenden Sehnsucht. Unsere Mutter ist die Praxis in der allerengsten Form, des alleralltäglichsten Lebens, lediglich sich beschränkend auf dessen materiellen Inhalt, auf die Haushaltung, auf unser physisches Wohlbefinden, auf Ersparnisse zu unserer dereinstigen Aussteuer. Sie beschäftigte mich fast unausgesetzt mit Handarbeit, sie unterhielt sich nicht mit mir, sie vertraute mir nichts zu beaufsichtigen, zu ordnen und zu führen an — wär' es der Garten gewesen . . . . oder nur der Hühnerhof . . . . ja, hätte sie mich an den Feuerherd gestellt, so hätte ich doch etwas meine Gedanken bändigen und den Realitäten zuwenden müssen. Nun saß ich da, nähte wunderschön und mit fliegender Geschwindigkeit alle Kleider für sie, für Dich und mich, und alle Wäsche, welche das Haus in der Gegenwart und für die Zukunft brauchte — und die Gedanken, oder vielmehr die fessel- und regellosen Phantasien schweiften während der Zeit durch Himmel und Erde. Handarbeit ist vortrefflich, um Geschmack, Geschicklichkeit und Ordnung junger Mädchen zu üben; aber es müssen ein Paar beisammen sein und mit einander plaudern, oder Eltern und Erzieher müssen die Einsame plaudern machen; sonst ist sie tödtlich durch mechanisches Einerlei, und verdummt oder exaltirt. Ich hatte

Digitized by Google

keine andere Unterhaltung als meine Bücher, meistens Gedichte und Schauspiele, und einige Romane, aus der kleinen Bibliothek unsers verstorbenen Vaters. Die Monologe der Schauspiele lernte ich auswendig, auch wol ganze Szenen, und Abends im Garten deklamirte ich sie laut, und dann schien mir, als ob ich selbst all' diese großen Schicksale erlebe. Ich weinte, ich klagte, ich trauerte mit Iphigeniens, Marie Stuarts und Theklas Worten, und mit meiner eigenen Seele. Es waren in mir Aspirationen nach unbestimmtem Glück und nach unbekannten Schmerzen von solcher Vehemenz, daß ich mich wundere, wie mein Körper ihnen widerstand. Bald wollt' ich sterben, um die himmlische Seligkeit zu genießen! bald wollt' ich leben, aber in stärkeren Emotionen und in weiteren Kreisen, als ich um mich her leben sah. Wie manche Sommernacht verbrachte ich unter den großen Nußbäumen, auf dem Hügel, am Ende des Gartens — von wo ich im Mondenschein den Rhein silberstrahlend erblicken konnte! welch' ein geheimnißvolles Leben regte sich in den stillen lauen Nächten um mich her, im Geflimmer der Sterne, im Säuseln des Laubes, im Duft der Weinblüte, in dem geisterhaften Geflüster, das durch die nächtliche Natur zieht und wie ein heimliches Liebesgespräch zwischen Himmel und Erde klingt! Ich kannte alle Sterne und alle Pflanzen, nicht wie die Wissenschaft sie kennt — ach nein! von diesem Blitzableiter für die Stürme der Gefühle hatte ich keine Ahnung! aber vielleicht so wie die Chaldäer oder wilde Völker sie gekannt haben mögen. Ich knüpfte an den Auf= und Untergang, an das hellere und trübere Licht der Sterne Hoffnung und Erfüllung. Ich brachte meine mysteriösen Wünsche mit der Blüte der Blumen in Verbindung, die ich wie Hieroglyphen eines süßen, tiefsinnigen Räthsels betrachtete, dessen Lösung ich ersehnte, ohne es finden zu können. Einsam und unbeschäftigt wie ich war, ohne gesunde Nahrung für Geist und Herz, ohne irgend einen Spielraum, um dem brausenden Bedürfniß der Lebensthätigkeit zu genügen, betracht' ich es wie ein Wunder, daß ich nicht den Verstand verlor. Meine Organisation muß wol mit allen Kräften und Gaben ausgestattet gewesen sein.

Du, zehn Jahre jünger als ich, warst damals ein kleines Kind, das ich sehr liebte, dem ich Unterricht im Lesen, Schreiben und Nähen gab, und das meine Bemühungen mit großer Gelehrigkeit und rührender Zärtlichkeit belohnte. Wir waren sehr gute Freunde, ich rezitirte Dir meine Lieblingsgedichte, ich sprach mit Dir wie mit den Wolken und Blumen, ich wiederholte Dir so lange kleine Lieder, bis Du sie auswendig behieltest, ich machte Deinen Puppen schöne Kleider und spielte Dir mit ihnen, zu Deinem höchsten Ergötzen, Comödien vor. Du warst mein Trost, mein Labsal und meine Freude, denn Du waest mit Allem zufrieden, und bewundertest Alles, was ich sagte und trieb, und bei Dir konnte ich doch ein wenig diesen verzehrenden Drang befriedigen, der etwas thun wollte für einen lieben Gegenstand.

Als Du sieben, und ich siebzehn Jahre alt war, dachte die Mutter daran, Dir etwas bessern Unterricht geben zu lassen, als ich es vermogte. Ich hatte wenig gelernt. Mein einziger Lehrer in allen Künsten und Wissenschaften war der Cantor von Rüdesheim gewesen, der von meinem achten bis zu meinem fünfzehnten Jahr alle Mittwoch und Sonnabend Nachmittag um drei Uhr kam und bis sieben oder acht Uhr Abends mir Unterricht in der Geographie. der Natur= und Völkergeschichte und in der Musik gab. All der wissenschaftliche Unterricht war mir ein Greuel — vermuthlich weil mein lieber alter Cantor einen unbeschreiblich schwerfälligen Vortrag und nicht die geringste Darstellungsgabe hatte. Er legte seine Grammatik oder seine Landkarte vor sich hin, und wiederholte mir einen Satz so lange, bis mein Gedächtniß dessen Worte behielt, ohne einen Sinn mit ihnen zu verbinden. Hingegen die alte Geschichte und die Musik liebte ich leidenschaftlich, und mogte er immerhin den Plutarch monoton vorlesen, oder eine Sonate von Mozart oder Beethoven ohne große Energie vortragen, so blieb jenen unsterblichen Geistern doch genug vom eigenen Pulsschlag, um den meinen zu erwärmen und anzufeuern. Da ich den Plutarch fast auswendig wußte und mit einigem Talent und glühendem Eifer das Piano und den Gesang übte, so pries mein lieber Cantor, der ohnehin blinde Zärtlichkeit für mich hegte, meine ungewöhnlichen Gaben, und zauderte nicht meine Erziehung für vollendet zu erklären, als ich bei funfzehn Jahren confirmirt wurde. Die Wahrheit ist, daß ich von seltner Unwissenheit war, aber freilich mit Sinn und Fertigkeit das Piano spielte, mit reiner, wohlklingender Stimme sang und den Plutarch in eine Reihe mit meinen geliebten Dichtern stellte.

Die Mutter, vollkommen zufrieden mit meiner Erziehung, sehr erfreut, daß ich ihr und mir alle Abende die Zeit durch Musik vertrieb, wünschte, der Cantor möge Deine Bildung zu ebenso glorreicher Vollendung bringen wie die meine; aber er war alt geworden, er kam nur noch wöchentlich Ein Mal, um mit mir Musik zu machen, und zwar nicht mehr als Lehrer, sondern als amateur und aus Interesse für meine Fortschritte; er erklärte nicht mehr frisch genug zu sein und durch Rheumatismen am pünktlichen Besuch gehindert zu werden; er dürfe aber mit gutem Gewissen seinen Hermann empfehlen.

„Ist Ihr Neffe nicht mehr in Düsseldorf?“ fragte die Mutter.

„Ach schon lange nicht mehr!“ sagte der alte Mann traurig. „Er hat sich mit dem Graf H. wegen Erziehung der Kinder überworfen, sein Haus verlassen, in Aachen eine andere, sehr vortheilhafte Stelle gefunden, aber dort ein unglückliches Duell, wegen politischer Meinungen, gehabt, das den Verlust jener Stelle und die Lähmung seines linken Arms nach sich gezogen. Und so ist er denn seit vierzehn Tagen unbeschäftigt und zwecklos bei mir, da sich die guten Stellen doch auch nicht immer wie reife Birnen vom Baum schütteln lassen, und wird sich sehr zu einer so gelehrigen Schülerin, wie Fräulein Ita ist, freuen.“

Fräulein Ita warst Du. Die Mutter machte noch die Bedingung, daß Hermann seine politischen Ansichten für sich behielte, denn sie wisse wol, sagte sie, was er für ein Erz=Demagog sei, worauf der Cantor demüthig die Achseln zuckte; — und Hermann kam am folgenden Tage und begann sogleich Deinen Unterricht.

Er machte mir einen beklemmenden Eindruck, obgleich er gewiß einer der schönsten Männer war, und in der sogenannten altdeutschen Tracht, mit dem schwarzen Sammtrock, dem zurückgeschlagenen Hemdkragen, dem gescheitelten, glatt herabfallenden, und auf dem Halse sich kräuselnden Haar, wie ein Gemälde von Van Dyk aussah. Damals wußt' ich aber noch nichts von Van Dyk, und als ich in meinem romanesken Kopf nachsuchte, ob diese ungewöhnliche Erscheinung nicht der idealen Schöpfung irgend eines Dichters entspräche, fiel mir Klopstocks Abbadona ein — und jenes Grauen befiel mich, das uns gewiß Emotionen zugleich suchen und scheuen läßt.

Maßloser Stolz, rastloser Ehrgeiz, tiefe Bitterkeit, weil beide nicht befriedigt wurden: das war der Hauptzug in Hermanns Charakter; aber ich brauche Dir wol nicht zu sagen, daß ich damals diese Eigenschaften: Adel der Gesinnung, kräftiges Streben und erhabene Melancholie um das Leid der Menschheit nannte. Ich wundere mich auch gar nicht darüber! Unbekannt mit Welt und Menschen, wie ich war, von nichts wissend, als von Liebe, Schönheit und Poesie, nichts begehrend als deren Verwirklichung — mußte der Mann mich gewinnen, dem daran lag, diese meine Unvollkommenheit zu benutzen. Ich glaube nicht, daß Hermann mich je geliebt hat! vielleicht gefiel ihm das junge Mädchen! ganz gewiß aber war es ein hoher Triumph für seine Eitelkeit, die Liebe einer Tochter der hochmüthigen Freifrau von Ringoltingen zu gewinnen! Es dauerte einige Zeit, ehe ich mich an ihn und sein kaltes, abstoßendes Benehmen gewöhnte. Ich saß mit meiner Arbeit in dem Zimmer, wo er Dich unterrichtete; allein wir sprachen keine Sylbe zusammen, wir grüßten uns schweigend, und er sah mich kaum an. Das war mir sehr lieb, desto bequemer konnte ich ihn ansehen, seine Freundlichkeit beobachten, wenn er Dich lobte, seinen Ernst, wenn er Dich ermahnte, seine Lebhaftigkeit, wenn er Dir von Naturerscheinungen oder großen Thaten der Vergangenheit erzählte. Ach, das waren andere Darstellungen und Beschreibungen, als mir mein alter Cantor gemacht! Die kahle, dürre Landkarte wurde eine bunte, reiche Erde, deren verschiedene Stätten in geheimer, einflußreicher Wirkung auf die Völker und Staaten waren. In der Naturlehre verschwanden die Classen, die Ordnungen, die Gattungen, das trockne Gerippe des Systems, vor dem lebendigen Hauch einer ewigen Palingenesie, die in heiliger Schönheit und unvergänglicher Jugend durch die Schöpfung ging. Sogar die Grammatik verlor ihr Leichenantlitz und redete wie mit menschlichen Lippen von dem Ursprung des Wortes aus dem und durch das Chaos der Gedanken.

War er das Licht für meine dunkle Seele, oder nur der Träger des Lichts? ich weiß es nicht. Ich fühlte mich wieder glücklich, wie einst bei meinem Vater, aber tiefer, umfassender, triumphirender, und um so viel glühender fing ich an, den Schöpfer dieses neuen Glückes zu lieben. — Als er meine Theilnahme für den Unterricht bemerkte, wendete er sich zuweilen mit einer interessanten Erklärung, die Du noch nicht fassen konntest, an mich und freute sich über mein schnelles Verständniß der Dinge. So gewann ich Muth, mit ihm zu sprechen, ihm meine Ansichten mitzutheilen, den seinen mit Fragen und Einwürfen zu begegnen. Ich war sehr unwissend, aber nicht dumm; was er mir vortrug, begriff ich. Mein guter Cantor hatte große Mühe gehabt, mir die vier Spezies beizubringen! Hätte Hermann mich in der Mathematik unterrichtet, ich glaub', ich hätte sie begriffen.

Statt dessen bot er uns an, uns die feanzösische Speache zu lehren. Ich bat die Mutter schüchtern um Erlaubniß, daran Theil nehmen zu dürfen, und sie gestattete es. Sie war bisweilen in den Lehrstunden erschienen, und hatte stets Hermanns Benehmen von der strengsten Zurückhaltung gefunden. Das war es

Digitized by Google

auch — und nicht blos in ihrer Gegenwart. Er war viel zu stolz, um — in der gewöhnlichen Bedeutung — ein Mädchen verführen zu mögen. Er wollte mich wol an sich reißen, doch nur, nachdem er jede Richtung meines Wesens beherrscht und unterjocht hatte. Nach und nach wurde er mittheilender. In den Pausen zwischen den verschiedenen Lehrstunden erzählte er Mancherlei, was er selbst erlebt hatte, beschrieb Kriegesscenen, große Schlachten, die er als Freiwilliger mitgemacht, und große Städte, Paris, Brüssel, mit all ihren tausendfachen Herrlichkeiten. Oder er sprach von dem begeisterten Aufschwung, den das deutsche Volk in jenen Jahren genommen, der Männer und Weiber, Greise und Jünglinge ergriffen und zu freudigen, unglaublichen Opfern angetrieben, und der schon jetzt, nach so wenig Jahren, spurlos aus der Erinnerung unbankbarer Fürsten verschwunden sei, die nicht daran dächten, die Helden jener Zeit nicht sowol zu belohnen, denn das sei unmöglich! als zu würdigen.

Es ist unglaublich, nicht wahr, daß dies einen so heftigen Eindruck auf mich machen konnte. Wozu um Gottes willen sind Männer auf der Welt, wenn sie sich nicht für ihr Vaterland schlagen mögen! wie können sie für eine so natürliche Handlung eine besondere Berücksichtigung, die nur hohen Verdiensten zukommt, begehren! Dennoch fand ich diese allgemeine Schilderbe dung des deutschen Volks gegen den fremden Tyrannen etwas höchst Bewundernswerthes, und den Einzelnen heroisch, der dazu mitgewirkt. Ich dachte nicht an Wilhelm Tell, der bemüthig in seine Hütte zurückging, nicht an Themistokles und Miltiades, die in Verbannung und Armuth starben. Ich dachte an meinen Vater, der ungefähr mit Hermanns Worten gesprochen hatte, freilich mit dem gewichtigen Unterschied, daß jener nie für seine Person einen Schatten von Anerkennung, sondern ein allgemeineres Glück für die ganze Nation begehrte, die zu moralischer und politischer Freiheit herangebildet werden sollte. Mein Vater befeiligte vollkommen seinen persönlichen Vortheil: er war arm, und suchte nicht sich zu bereichern, indem er die Sprache einer Partei sprach; er war Edelmann, und wollte nicht der möglichen Vorzüge genießen, die sein Name ihm gab; er war liberal aus Conviction. Hermann hingegen wollte reich werden, wollte seinen Weg machen, wollte die Vorrechte der Geburt in den Staub treten, weil sie ihm fehlten, war liberal aus Egoismus. Später hab' ich eingesehen, indem ich ihn mit meinem Vater verglich, daß nur Aristokraten liberal sein können, weil sie unabhängig und nicht von Scherlsucht und Mißgunst verzehrt sind. — Ach, was half mir die zu späte Erkenntniß?

Du weißt, daß das Vermögen der Eltern, oder besser gesagt, der Mutter, denn der Vater war von je unbemittelt und kein guter Wirth gewesen — einzig in dem kleinen Rosenheim bestand, welches im Kriege sehr gelitten hatte; und daß wir daher arm waren. Diesem Mangel an Mitteln, vielleicht auch dem Hochmuth der Mutter, die in einem uralten Namen die Basis aller Würde und alles Glückes sah — war es zuzuschreiben, daß für meine Erziehung so wenig geschehen war, und daß wir so einsam lebten. Graf Erberg auf Rosenhausen war ein finsterer, stolzer Mann, mit dem unser Vater wenig verkehren mochte. Der Besitzer von Malans, Ulrich Ebdorf, war damals ein Knabe. Unser Vormund, Baron Ebdorf, war ein dritter Nachbar, und der einzige, mit dem wir umgingen. Er war wohlhabend, lebte aber so sparsam und einfach, wie wir. Armuth wird nur drückend durch den Vergleich mit — und Sehnsucht nach Reichthum. Ich hatte nie die unsere bemerkt — vollends nicht, seitdem Hermann in unser Haus kam. Ein halbes Jahr vergang in diesem neuen Leben; es war das goldne Zeitalter meiner Liebe! . . . . nichts als Schönheit, Friede und Freiheit auf der Welt und in meinem Herzen! tiefe, schweigende Anbetung, ohne Unruhe, Angst und Besorgniß, war das Element meiner Existenz.

Da kam der junge Ebdorf zu seinen Eltern, um die Herbstferien der Universität bei ihnen zuzubringen. Er war zwanzig Jahre alt, munter, klug und übermüthig, mein Spielgefährte seit frühster Kindheit. Wir gingen traulich mit einander um. Franz Ebdorf kam täglich und zu jeder Stunde nach Rosenheim. Die Mutter erlaubte ihm, Dich und mich auf dem Rhein zu fahren, und dergleichen Kleinigkeiten, zu welchen lange Bekanntschaft und Gleichheit der Verhältnisse autorisiren. Hermann bemerkte es und zog sich finster zurück, verfäumte mehre Lehrstunden, richtete seinen Vortrag ausschließlich an Dich, und versetzte mich in so heftige Aufregung, daß ich, seine Verändrung mit der Zeit und den Umständen combinirend, sehr kalt und fast ungezogen gegen den armen Franz wurde. Er wurfte nicht mehr die Lehrstunden unterbrechen; ich nannte ihn nicht mehr nach alter Gewohnheit bei seinem Vornamen; und je erstaunter Franz sich zeigte, um desto froher und freundlicher wurde Hermann. Ich erkannte, daß es in meiner Macht stehe, ihn zu beglücken. O, nun fing ich an, ihn zu lieben!

Franz reis'te ab; ich war seiner Entfernung herzlich froh! mir schien, als interessire er sich mehr für mich, als mir lieb war. Während des langen Winters wuchs meine Liebe für Hermann stark und still, wie die Saat unter dem Schnee; aber sie belebigte mich nicht mehr so, wie in ihrer ersten Epoche. Namenlose Bangigkeit, erweichende Trauer, unbestimmtes Schwanken zwischen Sehnsucht und Furcht wechselten in mir mit jubelnder, himmelstürmender Seligkeit ab. Hermann kam viermal wöchentlich; die drei Tage seines Nichtkommens verbrütete ich in Lethargie. Dennoch wurde keine Erklärung, kein direktes Liebeswort zwischen uns gewechselt. Ich hatte den Moment seiner Ankunft nicht erwarten können, und wenn er nun da war, so schien mir das Glück, ihn zu sehen und zu hören, dermaßen allumfassend, daß es meine Fähigkeiten paralysirte. Ich lebte nur noch im Auge und im Herzschlag. Hätte er nur meine Hand berührt, nur mein Kleid gestreift, er würde mich vernichtet haben. Die glühendste Leidenschaft gab mir die äußerste Schüchternheit, denn ich glaubte, daß ich damals schön organisirt war, wild und zart wie ein Schmetterling, oder wie eine Waldblume, die augenblicklich welkt, wenn man sie abpflückt.

Im Frühling sagte mir die Mutter, Franz werde bald wieder zu seinen Eltern kommen, und sie wünsche, daß ich mein launenhaftes Benehmen gegen ihn aufgäbe, weil er eine sehr vortheilhafte Partie für mich sein würde. Sie setzte mir all' seine Vortheile aus einander, die ich keineswegs leugnete, und schloß mit der Erklärung, es sei eine standesmäßige und passende Versorgung, die alle Berücksichtigung verdiene, weil ich durchaus ohne Vermögen sei. Es ist mir unmöglich, den Eindruck dieses Gespräches zu beschreiben; denn mir schien, als habe meine Mutter gewünscht und mir gerathen, mich zu verkaufen. Es wird mich so arg gewesen sein, indem Franz ein Mensch war, der nicht nur sehr gefallen, sondern auch Vertrauen und Achtung einflößen konnte; und empfindet ein Mädchen das für einen Mann, so darf sie ihn heirathen, ohne den Vorwurf der Käuflichkeit zu verdienen, möge er reich wie Crösus — sie arm wie Griselbis sein. Aber in meiner Exaltation war es mir nicht nur unmöglich, an eine Verbindung mit Franz zu denken, weil ich einen Andern liebte: sondern auch ohnedas kam es mir schmachvoll vor, einen Mann zu heirathen, der mir ein Opfer — wenigstens das einer glänzenderen Partie — zu bringen hatte. Ich verstummte vor der Mutter, und heiße Angst überrieselte mich bei dem Gedanken, Hermann könne etwas von diesem Plan erfahren. Er kam am nächsten Tage etwas vor der bestimmten Stunde; Du warst noch nicht da. Er stellte sich vor mich hin und fragte, mich scharf fixirend:

„Gnädiges Fräulein, darf ich Ihnen als der Braut des Baron Franz Ebdorf meinen Glückwunsch abstatten?"

„Nein!" entgegnete ich ruhig; „ich bin nicht seine Braut und werd' es nie sein. Ich begreife nicht, wie Sie solche Märchen glauben können."

„Seit vorigem Herbst geht das Gerücht," antwortete Hermann, „und mein Oheim hat gestern den Baron selbst gesprochen, der ihm freudig die bevorstehende Ankunft seines Sohnes erzählt hat."

„Aber das Alles ist ja kein Grund für Sie, um mir einen so . . . . unpassenden Glückwunsch zu sagen!" rief ich.

„O," sagte Hermann ganz überwältigt, „ich wollte mein Schicksal wissen."

Dein Eintritt unterbrach das Gespräch, und wir fanden in mehren Tagen keinen Moment einsamer Unterhaltung. Endlich, als das Glück uns wieder günstig war, sagte Hermann:

„Heute früh ist der Baron Franz angekommen; ich hab' ihn in Rüdesheim auf der Durchfahrt gesehen."

„So?" entgegnete ich mit gleichkältigem Ton; aber ich zitterte und erblaßte, weil der Wunsch meiner Mutter, im grellen Contrast zu meinen Wünschen, schneidend durch meine Seele blitzte.

„Melusine!" sagte Hermann dumpf und faßte meine Hand mit einem eisernen Griff; „Sie lieben mich nicht."

„O Gott!" rief ich und blickte gen Himmel, „muß ich denn das Geständniß der Liebe an die Widerlegung eines kränkenden Zweifels verschwenden?"

Und ich legte auch meine andere Hand in die seine.

„Sind Sie wirklich so entschlossen?" fragte er mit heimlichem Jubel.

„Ich thue, wie ich fühle," antwortete ich, „und gebe die Hand dem, den ich liebe."

„Ich bin's nicht werth!" rief er mit so tiefer Innigkeit, daß ich bebend, glühend fragte:

„Also lieben Sie mich nicht? denn Lieb' und Liebe sind einander werth." Und die Thränen stürzten mir aus den Augen.

„O Melusine," erwiderte Hermann, „wie sollt' ich's wol anfangen, um Dich nicht zu lieben! — Aber ist denn meine Zukunft Deiner werth?"

„Das liegt in Ihrer Hand," entgegnete ich schüchtern, „ich . . bin treu."

Digitized by Google

Auf so flüchtige Unterhaltung mußten wir uns beschränken. Daher erfuhr ich nie seine eigentlichen Ab- und Aussichten, denn wir hatten kaum Zeit, uns ein inniges Wort, eine zärtliche Versicherung zuzuflüstern.

Franz war aufmerksamer, ich kälter, denn je; meine Mutter machte mir bittere Vorwürfe und bestand auf ihren Plan, mich mit ihm zu verloben. Da faßte ich eines Tages ein Herz, und sagte an Hermann, meine Mutter würde so dringend, daß ich ihr den wahren Grund meiner Abneigung gegen Franz gestehen würde.

„Um Gottes willen nicht!“ rief Hermann; „Deine Mutter wird Deine Liebe für mich wie eine Erniedrigung Deiner selbst betrachten!“

„Aber sie muß ja doch zuletzt davon unterrichtet werden!“ sprach ich.

„Ja, zuletzt!“ sagte Hermann; und ich mußte ihm versprechen, gegen die Mutter zu schweigen. Ich schwieg auch. Doch eines Abends machte Franz mir plötzlich und überraschend eine Liebeserklärung, und ich verwarf sie. Nun mußt' ich doch der Mutter sagen, was ich gethan. Sie zürnte, sie fragte; ein Wort gab das andere . . . und, der Vertheimlichung müde, oder um mich zu rechtfertigen, bekannte ich ihr meine Liebe für Hermann. Sie sagte verächtlich:

„Du weißt vermuthlich nicht, daß er der Sohn eines Fischers aus Rüdesheim ist.“

Ich wußte es sehr gut, weil Hermann oft von seiner Herkunft sprach, um daraus die Folgerung zu ziehen, was für Genies im Volk versteckt wären. Die Bemerkung der Mutter machte also gar keinen Effekt auf mich, und ebenso wenig ihr Befehl, Hermann zu vergessen, da ich ihn doch nimmermehr heirathen dürfte. Ich erwiderte, ich würde ihn heirathen, ich würde warten, würde sie erweichen; Hermann feinerseits würde eine Stellung einnehmen, die seinen Talenten gebühre — und was weiß ich, welche Phantasien ich ihr vortrug! — aber heirathen würd' ich ihn. Verachtendes Schweigen war ihre Antwort.

Am nächsten Morgen gebot sie mir, mein Zimmer nicht zu verlassen, und um meines Gehorsams gewiß zu sein, schloß sie mich ein. Hermann kam. Sie hatte ein kurzes Gespräch mit ihm, in welchem sie ihn fürchterlich verletzt haben muß; denn als er das Haus verließ, sah ich ihn durch den Garten gehen, und ich würde ihn kaum erkannt haben, so verwandelt, so zerstört war sein Gesicht. Er blickte mit einem unbeschreiblichen Ausdruck nach meinem Fenster hin. Ich bin überzeugt, daß er mich von dem Moment an gehaßt hat, und daß er sich an der Tochter gegen die Mutter rächen wollte. Damals entsetzte ich mich, weil ich Verzweiflung darin zu erkennen glaubte, und den Vorwurf, daß ich mein Versprechen nicht gehalten und durch meine Voreiligkeit dies Gewitter heraufbeschworen.

Die Mutter sagte mir, Hermann werde nicht mehr das Haus betreten, ich sei für immer von ihm losgerissen und ein für alle Mal dazu bestimmt, Franz zu heirathen. Diese unselige Hartnäckigkeit, auf eine Verbindung zu bestehen, die mir bitterer als der Tod sein mußte, in der leidenschaftlichen Aufregung, die mich beherrschte — brachte mich vollkommen um meine Besinnung. Hermann war von mir geschieden in Zorn und Groll, vielleicht in Haß! ich wollte ihn nie wiedersehen und mich nicht vor ihm rechtfertigen! nicht seine Verzeihung erbitten, nicht meiner unwandelbaren Liebe und Treue ihn versichern! ich verlor den Kopf, ich dachte an nichts als an das Glück, ihn noch einmal wiederzusehen und dann zu sterben. Ich schrieb ihm: er möge am nämlichen Abend um neun Uhr auf dem Hügel unter den Nußbäumen sein, denn ich müsse ihn durchaus sprechen; — und schickte einen kleinen Gartenburschen mit diesem Zettel nach Rüdesheim. Er brachte mir ein Briefchen zurück, worin Hermann schrieb: Er sei krank, doch am dritten Abend hoffe er mich dort zu finden. — Ich bin überzeugt, daß er nicht krank war, aber seinen Plan gemacht hatte und die drei Tage zu seinen Vorbereitungen brauchte.

Gott, in welchen Aengsten durchlebte ich diese drei Tage! ich bildete mir ein, Hermann werde sterben, ehe ich ihn gesehen. Ich irrte umher, sinnlos vor betäubendem Schmerz. Am letzten Tage fühlt' ich mich selbst fieberhaft unwohl; ich lag auf dem Bett, Du gingst ab und zu, meine Margarita, und suchtest mich zu pflegen, und brach meine krampfhafte Beklemmung in Thränen aus, so weintest Du mit mir, ohne zu wissen, warum. Die Mutter bekümmerte sich nicht um mich; sie meinte wol, die leibliche Krankheit sei eine Folge der Herzenskrankheit, und beide würden sich austoben. Gegen Abend sagt' ich: mir werde besser, schickte Dich fort, gab vor, ungestört schlafen zu wollen, und verschloß meine Thür von innen. Um neun Uhr sprang ich behend aus meinem Fenster und lief nach dem Hügel. Hermann war schon da. Er verbeugte sich, als ich vor ihm stand, und fragte eisig:

„Gnädiges Fräulein, was haben Sie mir zu befehlen?“

Ich taumelte zurück, athemlos, wortlos. Auch er schwieg und betrachtete mich kalt und hoch. Ich glaubte etwas von Schadenfreude in seinem Blick zu lesen; das weckte meinen Stolz: er sollte meine Liebe nicht sehen, wenn er sie nicht mehr erwidern konnte. Ich wickelte mich in meinen Shawl und wollte schweigend den Hügel verlassen. Da rief er:

„Sie sind die ächte Tochter Ihrer Mutter! mein Gefühl bemüthigen, mein Herz in den Staub treten ist Ihr Triumph! Weshalb beschieden Sie mich hierher, wenn Sie mir nichts zu sagen hatten?“

Ich kehrte zurück und sagte: „Ach, ich wage nicht mehr mit Ihnen zu reden, denn Sie hassen mich.“

Mein guter Engel wollte mich vielleicht durch diese Ahnung warnen; doch Hermann erstickte sie, indem er mich heftig in die Arme schloß und ausrief:

„Welcher böse Dämon flüstert Dir dies Mißtrauen zu? rede, o rede!“

Ich weiß nicht mehr, was ich ihm sagte, was er entgegnete! in den übermächtigen Exaltationen der Leidenschaft werden Worte geboren, die man hernach mit kaltem Blut nicht wiederfindet. Endlich schlug mir Hermann, als den einzigen Beweis meiner Liebe, die augenblickliche Flucht mit ihm vor. Ich entsetzte mich.

„Du lügst, wenn Du behauptest mich zu lieben!“ rief er wild, und schleuderte gewaltsam meine Hand aus der seinen.

„Ich liebte ihn! ich willigte in Alles! Er sagte mir flüchtig, wir müßten sogleich nach Rüdesheim gehen, über den Rhein setzen, drüben die Post erwarten, die in einigen Stunden dort vorbei und nach Coblenz gehe; dann müßten wir den Weg von Brüssel nach Paris nehmen, in der großen Stadt könnten wir unbemerkt leben, und wüeben dort oder auf der Reise leicht einen Priester finden, um uns zu trauen. Er sagte das Alles sicher, überlegt, überzeugt, seiner und meiner gewiß . . . ach, ich folgte ihm! — Er hatte einen Paß, er hatte Geld, er ging ganz besonnen zu Werk. Ich weiß nicht, wie er sich das Erforderliche verschafft hat! er sprach, er habe Freunde, und werde deren auch in Paris finden. Eine glänzende Carriere könne ihm nicht fehlen, und meine Mutter werde allendlich recht froh sein, daß ich ihn geheirathet. Er zeigte mir die glühendste Liebe, den bewundernsten Dank, die tiefste Zuversicht! wie hätte ich einen Schatten von Mißtrauen in mir dulden dürfen! Dennoch wagte ich in Coblenz schüchtern zu äußern, ob wir nicht hier bleiben, uns trauen lassen und der Mutter schreiben könnten; sie wäre dann ja nicht mehr im Stande uns zu trennen, und ich ersparе ihr dadurch die Angst wegen meines Verschwindens und um meine Zukunft. Hermann sprach mit großer Bitterkeit:

„Verrieth Du Dein Vertrauen, weil ich kein Edelmann bin? meinst Du, ich würde Dir nicht mein Wort halten?“

„O,“ rief ich, „nicht um Dich zu binden, sondern um uns Beide und meine Mutter zu beruhigen, hab' ich jenen Vorschlag gemacht.“

„Du bedenkst nicht,“ entgegnete er sanfter, „daß Dein Name hier zu bekannt ist, um nicht die Pfarrer von einer heimlichen Trauung abzuhalten.“

Ich sah das ein. — O heiliger Gott! wie soll ich's anfangen, um Dir, meine arme Margarita, die Verzweiflungen zu enthüllen, die mich nach und nach, sangsam, sicher, ihre Krallen in mein Herz schlugen. Wir waren kaum in Paris, als ich diesen Qualen verfiel. Sie begannen damit, daß die Reue erwachte, daß ich mich zurücksehnte nach Rosenheim, nach Dir, sogar nach der Mutter, und daß ich, wahrlich, mit übermenschlicher Kraft, vor Hermann diese Sehnsucht zu verbergen suchte, weil ich noch an seine Liebe glaubte und ihn zu betrüben fürchtete. Vielleicht liebte er mich damals wirklich; wenigstens sagte er mir, ich sei von unvergleichlicher Schönheit, von bezaubernder Tiefe und Zartheit der Empfindung, von übermäßigender Leidenschaft; wenigstens schien er ganz in das Glück meines Besitzes versunken und davon beseligt und dankte mir täglich für seine Seligkeit mit neuer Glut. Dies neue, fast gewaltsame, flammende, funkelnde beben überäudte denn auch häufig jene dumpfe Sehnsucht, und an seinem Herzen war ich in Wonne und Jubel aufgelöst und bereute nicht, für ihn mich verloren zu haben. Denn sieh! der Gedanke verließ mich nicht: Aber du bist verloren, Melusine! — Im Gewühl des Tages, im Wechsel der Eindrücke, in der Stille der Nacht, im Gespräch mit Hermann, in seinen Armen, im Traum sogar — war ein Etwas in mir regr, wie der Todtenwurm im Holz, das mir eintönig wiederholte: Melusine, du bist verloren! — Mein! schrie ich bisweilen ganz laut, mein! denn er liebt mich, denn ich gebäre ihm an, auf Leben und Tod! für Zeit und Ewigkeit! — Aber immerfort hörte ich die gräßlichen Worte: Verloren, arme, arme Melusine!

Ich brauche Dir nicht zu sagen, daß wir nicht verheirathet waren. Auf der Reise trieb Hermann zu möglichster Eil' an, und in Paris sagte er uns, daß unser Beider Gutsherrschaft werde begehrt, um uns zu trauen; er wolle deshalb an seinen Oheim schreiben

Digitized by Google

Er that es; ich schrieb auch an meinen lieben alten Cantor, legte einen Brief an meine Mutter bei, und beschwor ihn um seine Fürsprache. Es dauerte ein halbes Jahr, mein' ich, bis die Antwort darauf erfolgte, und zwar von einem Geschäftsmann, der Hermann anzeigte, sein Oheim sei eben gestorben, in Folge eines Schlagflusses, der ihn am Tage nach unserer Flucht getroffen und geistesschwach gemacht habe; meine Mutter sei seit drei Monaten nach Heidelberg übergesiedelt, und habe den Brief zurückgesendet, den er beim Ordnen der Papiere des Cantors in Hermanns Schreiben gefunden und ihr übermacht habe. Von den begehrten Geburtsscheinen war nicht die Rede; vielleicht deshalb nicht, weil meine Mutter auf den Umschlag jenes unerbrochenen Briefes geschrieben hatte: Ich kenne nicht mehr die Person, welche sich Melusine von Ringoltingen nennt, und will nichts von ihr hören. — Vielleicht hatte man nichts dazu beitragen mögen, um die Spaltung zwischen Mutter und Tochter zu vergrößern.

Genug, als jener Brief endlich ankam, war ich nicht mehr im Stande, mich zu freuen oder zu betrüben, obgleich ich Veranlassung dazu hatte; denn Hermann erbte den Nachlaß seines Oheims, 2000 Gulden, und das war ein Schatz für uns, indem wir bereits in der kläglichsten Dürftigkeit lebten. Die Freunde, auf welche Hermann gerechnet, waren nicht so mächtig oder so freundschaftlich, wie er es gehofft. Er hatte es seiner großen Gewandtheit in der französischen Sprache zu danken, daß er an einigen kritischen Journalen arbeiten durfte. Doch diese Mittel genügten kaum zur Subsistenz, und sein Ehrgeiz verzehrte ihn, während er unter der Demüthigung seines Stolzes erlag. Die Liebe zu mir war erloschen, ich selbst ihm lästig — nicht sowol weil ich seine Sorgen für das materielle Dasein vergrößerte, als hauptsächlich, weil ich Zeuge derselben war. Er gehörte zu den Menschen, die jede Entdehrung mit eiserner Standhaftigkeit ertragen, so lange kein fremdes Auge in dies traurige Geheimniß dringt, und die sich erniedrigt fühlen, wenn es sich vor einem Andern enthüllt. Der elenden, nach Geld und Macht schätzenden Welt gegenüber ist dieser Kraft nur edel; wer sie aber in die intimsten Verhältnisse überträgt, wer sich der Geliebten gegenüber durch Armuth entwürdigt glaubt, der zeigt, daß seine innerste Gesinnung übereinstimmend mit der Welt ist und daß er die Geliebte keiner höheren für fähig hält. Er litt fürchterlich durch die Voraussetzung, seine Glorie schwinde vor meinen Augen in demselben Maß, als ich ihn mit der Dürftigkeit des Lebens kämpfen sähe. Er rächte sich dafür, indem er mich zu demüthigen suchte. Anfangs glaubte ich, seine Bitterkeit entspringe aus Liebe zu mir; er zürne dem Schicksal, weil er es mir nicht lieblicher gestalten könne; und feinetwegen betrübt' ich mich, wenn ein Ausbruch seiner Heftigkeit auch über mich hergestürzt war — nicht meinetwegen! Wie muß er leiden, sprach ich grimmlich zu mir selbst, da er nicht fühlt, wie weh er mir thut. Aber er fühlte es sehr gut, und er hatte seine Freude dran! — Je klarer diese Ueberzeugung sich mir aufdrängen wollte, um desto eifriger strebte ich sie zu unterdrücken. O Gott! wenn man nichts hat, keine Freistatt, keine Aussicht, keine Zuflucht, keinen Freund, keinen Schutz, nichts, gar nichts auf der großen, weiten Welt, als ihren Vorwurf und ihre Verachtung — und zum alleinigen Trost für die Mauer von Schmach, mit der sie uns umzingelt, nichts als die Liebe eines Menschen, so ist es schwer, die Erkenntniß anzunehmen, daß dieser Einzige uns nicht mehr liebt, und wenn sie sich und auch mit den unwiderleglichsten Beweisen aufdrängt.

Ich hatte immer ein heißes, opferdurstiges Herz gehabt. Als die physische Sorge und Noth über mich kam, wiederholte und prägte ich mir ein, daß jetzt der Moment gekommen sei, um meine Ausdauer zu bewähren, und um zu beweisen, daß ich andere Opfer fähig sei, als diejenigen, welches der Rausch der Leidenschaft begehrt und bringt. Ich wähnte, wenn ich immer gedultig, freudigen Muthes, willig zu jeder Hülfe, zu jeder Arbeit, zärtlich wie sonst, vertrauend und huldigend wie niemals sei: so könne Hermann unmöglich wegen meines Leichtsinns mich verachten. Ich fühlte in mir die Kraft, den Fehltritt eines Augenblicks durch die Würde meines ganzen Lebens zu versöhnen; darum wollt' ich nicht von Hermann verachtet sein, darum sie ich zerschmettert in den Staub, als ich erkannte, daß ich im Grunde nichts als ein Spielwerk für ihn gewesen — ein Spielwerk vergänglicher Liebe und unauslöschlichen Hasses.

Wie diese Erkenntniß erst dumpf, dann immer deutlicher sich in mir regte, darauf sich fest stellte, Wurzel schlug, sich entfaltete, und mich mit ihren kalten, verschatteten Zweigen so tief bedeckte, daß undurchdringliche Finsternis sich um meinen Blick und meine Seele lagerte — könnte ich Dir ebenso wenig deutlich machen, als man bei gewissen Krankheiten sagen kann: so und so haben sie angefangen. Man weiß nicht, wo man den Keim der Krankheit empfangen, man fühlt ihn kaum, man leugnet ihn, nach und nach wird man matt, wird gezwungen, das Uebel einzuge stehen, versucht, ihm Einhalt zu thun! aber es ist da, es zehrt, es wühlt, es wüthet, es führt zum Tode — des Leibes hier, des Herzens dort. Das entscheidet ein Moment.

Es war im Winter und ungewöhnlich strenge Kälte. Ich hatte eiskaltes Wasser geholt und fror sehr, meine Hände waren ganz erstarrt; da sagte Hermann:

„Wenn sie doch sehen könnte, die hochgeborne Freifrau von Ringoltingen, daß ihre schöne Tochter Mägdedienst bei einem Fischersohn, ihrem Geliebten, thut!"

„Warum nicht, wenn er meines Dienstes bedarf?" sagte ich, scheinbar ruhig; aber so kalt es auch war, Hermanns Worte, sein Ton, sein Blick, sein Ausdruck waren noch kälter, schneidender, vernichtender, und die Vorstellung: er freut sich meiner Erniedrigung, folglich verachtet er mich! — wälzte sich wie ein Berg von Eis auf meine Brust. Und er schmolz nicht wieder fort. Bis dahin war ich von der innigsten Zärtlichkeit für ihn gewesen! wenn er ging, war's ein Leid, wenn er kam, eine Lust, wenn er lächelte, ein Fest, wenn er liebevoll war, eine Seligkeit. Das hörte auf. Ich sprach zu mir: Er liebt dich nicht und will dich dennoch besitzen? nein, das geht nicht Hand in Hand! — Ich that meine Obliegenheiten, ich besorgte unsere armselige Einrichtung, ich arbeitete für ihn, ich suchte etwas Geld zu verdienen durch Handarbeit, ich blieb sanft und willig zu jedem Dienst; allein damit hörte meine Hingebung auf. Ich fand nicht mehr in mir die überquellende Liebe, die mich an sein Herz geworfen; ich blieb ihm fern — so fern, daß es ihn tief verletzte.

„Bin ich ein Pestkranker, dessen Nähe Du scheust?" rief er zornig.

„Nein," sagt' ich, „aber Du liebst mich nicht mehr."

„Als ob ich Dich je anders als jetzt geliebt hätte!" sprach er mit bittrem Hohn.

Zuweilen bat ich ihn, sich nicht so gräßlich zu verkummen, und mein Gefühl nicht mit Füßen zu treten. Zuweilen sank ich wie niedergedonnert in mir selbst zusammen, unfähig ihm zu antworten, starr vor übermäßigem Schmerz. Ich weiß nicht, warum er mich nicht fortjagte! ich glaube, ich war ihm nützlich zum materiellen Leben. Ich kochte für ihn, ich hielt sein Zimmer und seine Wäsche in Ordnung; war er müde vom Schreiben, so diktirte er und ich schrieb. Ich kostete ihm nichts! wir hatten ein elendes Zimmer mit einem Alkoven, vier Treppen hoch; ich arbeitete bei seinem Licht, ich saß an seinem spärlichen Kamin! so viel, wie ich brauchte zu meiner allernothdürftigsten Bekleidung, verdiente ich mir. Unten im Hause wohnte ein Krämer, im dritten Stock ein Perückenmacher, welche Beide Töchter hatten: denen gab ich Unterricht im Piano, und dafür bekam ich von jenem Kaffee, und von diesem ein Paar Franken — aus Mitleid, glaub' ich, denn der Perückenmacher war ganz gerührt, als ich eines Tages ihn bat, mir mein Haar abzuschneiden und abzukaufen; schönes, langes, blondes Haar wird theuer bezahlt! aber er wollte mir nicht diese Schönheit rauben — der gute Mann, und da brachten wir jenes Uebereinkommen wegen der Musik. — Vielleicht brauchte Hermann auch Jemand, an dem er seinen Groll über sein hartes Schicksal auslassen konnte — genug, er hatte nie eine Aeußerung gemacht, die auf den Wunsch deutete, mit mir zu brechen, während ich schon tausend Pläne bedrütete, um ihn zu verlassen.

Jener Brief traf in diese Zeit. Mir war sein Inhalt ganz, ganz gleichgültig! ich wünschte längst nicht mehr Hermanns Frau zu werden, und daß er die 2000 Gulden erbte . . . betrübte mich fast. O Margarita! das Menschenherz ist voll unerklärlicher Widersprüche! So lange Hermann blutarm war, schien es mir Pflicht, bei ihm auszuharren, obgleich ich nach Erlösung aus meiner entsetzenden Lage lechzte, und als er nun einige Mittel in Händen bekam und als ich einsah, daß ich jetzt vielleicht bessere Tage mit ihm theilen könne, aber daß ich ihn verlassen müsse, weil er mich genug verachte, um mir wahrscheinlich dereinst diese Theilung vorzuwerfen sieh! da wurde ich fast sinnlos vor Verzweiflung, einsam, elend, befleckt und schuldbewußt in der Welt dastehen zu sollen. Ich sprach nicht von meinen Qualen zu Hermann, ich klagte nicht. Bösweilen ächzte ich unwillkürlich, wie bei einem heftigen Körperschmerz. Ich mogt' auch wol körperlich krank sein, doch das kam nicht in Betracht, ich hatte eine eiserne Natur. Endlich langte das sehnlichst erwartete Geld an. Ich fragte Hermann, ob sich ihm noch immer keine Aussicht zu irgend einer Anstellung zeige, und wenn nicht — ob er dann nicht nach Deutschland zurückgehen und dort ein Unterkommen suchen wolle; er habe nun Geld zur Reise und um sich anständig zu kleiden.

„Und welche Rolle würdest denn Du in Deutschland spielen?" fragte er spöttisch, denn er sprach in keinem andern Ton mit mir. „Welche Stellung ich dort auch fände, sie würde mir schwerlich erlauben, Dich zu heirathen, und wir können nicht in Rüdesheim zusammen leben wie in Paris, das würde sich nicht schicken für ein Freifräulein von Ringoltingen."

Digitized by Google

„Es schickt sich allerdings nicht — weder dort noch hier," antwoetete ich mit stumpfer Ergebung.

„Das fällt Dir etwas spät ein!" sprach er mit bitterm Lächeln.

Ich konnt' es nicht mehr aushalten! es hammerte mir im Kopf, die Kehle war mir zugeschnürt, ich schnappte nach Luft. Ich ging auf die Steaße heead, da war es besser, die Sonne schien wunderfreundlich! es war im März und gar nicht mehr kalt. Ich erwärmte mich recht da draußen! Ich sah' zu Hermanns Fenster hinauf und sagte halblaut: Ledwol, Hermann! ich will lieber auf der Straße sterben, als bei Dir! — Darauf entfernte ich mich schnell, und fing an, in der ungeheuern Stadt, die ich fast gar nicht kannte, umher zu ireen, ohne Absicht, ohne Gedanken, ohne Hoffnung, ohne Wunsch, in vollkommenster Stupidität.

Plötzlich blieben zwei junge Menschen, die Arm in Arm gingen, vor mir stehen, und versperrten mir den Weg. Statt ihnen auszuweichen, blieb auch ich mechanisch stehen, und starrte sie an. Wie eine Nachtwandleein, wenn man ihren Namen nennt, fuhr ich mit Entsetzen aus meiner Betäubung auf, als ich sie zu mir reden hörte, und floh, haldtodt vor Angst und Scham, in die erste, beste Thür. Es war die einer Kirche. Da fühlt' ich mich geborgen! ich stürzte auf die Knie und schrie zu Gott um Rettung. Das erleichterte mich sehr. Ich kannte die Welt so gar nicht, daß ich meinte, sie wimmele von barmherzigen, guten Menschen, und ich brauchte nur die Hand nach ihnen auszustrecken, so sei die Hülfe da. Ich sah mir die Leute an, die mich umgaben; ich suchte ein Gesicht, zu dem ich Vertrauen fassen könne. Eine ältliche Dame mit stillen, blassen, ernsten Zügen gefiel mir ganz besonders. Als sie ihren Platz verließ, folgte ich ihr, und bat sie, mich anzuhören. Sie stand befremdet, doch nicht unfreundlich still, und fragte mich, woher ich sei, denn mein Accent verrieth die Ausländerin.

„Aus Deutschland!" erwiderte ich.

„Sind Sie denn auch eine gute Katholikin?" fragte sie weiter.

„Ach nein! ich bin protestantisch!" entgegnete ich; und darauf erklärte sie mir, sie könne sich nur ihrer Glaubensgenossen annehmen, und verließ mich.

Niedergeschlagen ging ich auf meinen Platz zurück, und begann neue Beobachtungen. Zu den Männern hatte ich kein Vertrauen. Ich fühlte, instinktartig, deren Hülfe würde mein Untergang sein, und o Gott! ich wollte mich retten! — Endlich gewahrte ich eine schöne, junge Feau, elegant gekleidet, neben einem eben so hübschen und eleganten Mann, und Beide sehr andächtig in ihren Gebetbüchern lesend. Die Feau war guter Hoffnung. Das gab mir, ich weiß nicht welche Zuversicht! ich meinte, sie müsse unsäglich glücklich sein, sie betete ja an der Seite eines geliebten Gatten für sein Kind! sollte sie, die Gesegnete, nicht Erbarmen mit fremdem Elend haben?

Als Beide die Kirche verließen, folgte ich ihnen, und bat die Dame um Gottes willen, mir einen Augenblick Gehör zu schenken. Sie warf sich erschreckt zurück, klammerte sich an den Arm ihres Mannes und rief:

„Gieb ihr Geld, Lieber! geschwind! daß sie uns nicht mit ihrer Litanei langweilt! ich bin sehr angegriffen!"

Kaum hört' ich die ersten Worte, so zog ich mich zurück; Schutz begehrte ich, kein Geld. Der junge Mann teat aber auf mich zu, nahm ein Geldstück aus seiner Westentasche, gab es mir, drückte mir dabei die Hand und fragte:

„Wo wohnst Du denn, mein schönes Kind?"

O, meine Margarita! so sind die Menschen! elend sein, ist in ihren Augen eins und dasselbe mit verworfen sein .... und wer jenes ist, hat große Mühe dieses nicht zu werden! — Ich taumelte einen Schritt zurück, und faltete die Hände, ohne zu antworten. Die schöne Feau rief mit unwilliger Stimme ihren Mann. Er verließ mich, und ein Bettler reichte mir das Geldstück, das ich hatte fallen lassen: es war ein Napoleon. Ich sagte dem armen Mann, er möge es behalten und für mich beten. Dann verließ ich die Kirche, und irrte wieder umher. Ich hatte keine Rast noch Ruhe, ich mußte gehen und immer gehen! ich war zum Umsinken müde, doch sobald ich mich niedersetzte, packte mich eine ganz unbeschreibliche nervöse Angst. Zuweilen dacht' ich: O Gott, Hermann sucht mich vielleicht! wenn ich ihm doch begegnen könnte! ich wollte Alles eeteagen und immer bei ihm bleiben, denn ich fürchte mich gräßlich, so allein, allein, allein zu sein! — Und während ich das dachte, strömten die Menschen zu Tausenden an mir vorbei, und Keiner ahnte, daß ein junges, unseliges Geschöpf auf dem Punkt war, in den tiefsten Abgrund zu stürzen, weil es allein war. — Zuweilen faßte ich den Entschluß, von selbst zu Hermann zurückzugehen. Aber dann dacht' ich: Wer weiß, ob er nicht meiner Entfernung heezlich froh ist! ob er mir nicht zurufen wird: weshalb kommst du wieder? ich habe dich nicht vermißt, nicht gesucht! .... Nein, ich würde nicht die ewige moralische Mißhandlung ertragen und morgen oder übermorgen wieder entfliehen!

Der Tag ging zu Ende, es wurde allmälig finster. Ich wußte nicht, wo ich die Nacht schlafen sollte. Ich bedaueete jenen Napoleon dem Bettler geschenkt zu haben; ich hätte mir doch damit ein Unterkommen verschaffen können. Mich hungerte sehr. Ach ja! der physische Mangel machte sich fühlbar. Mich fror und hungerte. Ich hatte eine große Stadt kaum bei Tage gesehen — geschweige bei Abend! Das Geräusch und Gewirr wurde immer tumultuarischer und betäubender. Ich wagte nicht in ein Haus zu treten, aus Furcht fortgejagt zu werden. Mitunter blieb ich ganz verdummt vor einem peächtigen, hellerleuchteten Magazin stehen, und starrte die schönen Sachen an, oder vor einem Café, denn ich hatte beennenden Durst, und großes Veelangen nach einem Glas Wasser und ein wenig Brod. Um mir das zu verschaffen, hätte ich gern gebettelt! ja ja, gebettelt! Du weißt nicht, was das heißt, Hunger haben! wie das beklemmt und den Kopf erhitzt und ohnmächtig macht! und wie man doch nicht ohnmächtig weeden will, weil man dann hinfällt und mit Füßen getreten oder von den Wagen überfahren wird — und weil dann Wachen, oder was weiß ich für Leute kommen, die das unglückselige Geschöpf ins Gefängniß schleppen, oder ins Hospital. Ich hätte vermuthlich gradezu gebettelt, wenn nicht eine Drehorgel, die ein Blinder drehte, während ein Weib dazu sang, mich auf den Gedanken gebracht hätte auch zu singen. Der Freischütz war damals in der Mode, die Drehorgel spielte beliebte Melodien, das Weib kreischte dazu; aber es standen viele Leute umher, und Einige gaben dem Blinden. Nachdem er gegangen, wollte ich versuchen zu singen, auf der Straße, wie der elendeste Bettler. Es ging nicht, die Stimme versagte! die Blicke, die sich auf mich richteten, machten mich zittern. Ich verkroch mich in der Menge, und warf mein Tuch über den Kopf, ein großes, weißes Musselintuch, das mir nun statt Schleier diente und bis zum Gürtel herhing. Als ich gewiß war, jetzt könne mir Niemand unverschämt ins Gesicht sehen, faßte ich plötzlich Muth, stellte mich an einen Baum und fing an zu singen. Es wae auf dem Boulevard des Italiens: da sind beständig elegante Leute. Ich sah durch mein Tuch, daß mehre mir zuhörten. Sie lobten meine Stimme und gaben mir Geld; dabei bemerkte einer meine kleine Hand. Nun fingen sie an, Voraussetzungen über meine muthmaßliche Schönheit zu machen. Einer beschwor mich, den Schleier abzunehmen; ein Anderer, ein ältlicher Herr, sagte: man solle sich doch mit meiner schönen Stimme begnügen, ich sei gewiß grundhäßlich oder entstellt; ein Dritter rief mir zu, das Jägeelied aus dem Freischützen zu singen; ich wünschte mich unter die Erde. Plötzlich riß mir Einer mit rascher Bewegung den Schleier ab, und mein Haar, das ohnehin schon halb aufgelös't war, fiel lang über meine Schultern heeunter.

„Diable!" rief der junge Mann, „das ist ja eine heilige Genovefa!"

Ich ergriff mein Tuch wieder, warf es hastig um und lief pfeilgeschwind fort. Ach! als ich athemlos stillstand, bemerkte ich, daß ich mein Geld verloren hatte! stumpfe Verzweiflung bemächtigte sich meiner. Ich war matt zum Steeben. O lieber Gott, laß mich doch sterben! murmelte ich ununterbrochen, wie die Blödsinnigen. Ich ging immerfort, immerfort! ich hoffte umzukommen vor Ermüdung. Geäßliche Gestalten streiften an mir vorüber, fürchterliche Worte fielen in mein Ohr — aber ich sah und hörte, wie es zuweilen im Teaum geschieht, ganz undeutlich, phantasmagorisch. Einmal fühlte ich mich am Aem festgehalten; da stieß ich einen so gellenden Schrei aus, daß man mich auf der Stelle losließ. Ich ging weiter und kam auf eine Brücke. Die Seine floß still und ruhig darunter weg. Wer da unten läge! murmelte ich. Das ist ja sehr leicht! setzte ich hinzu. Ich beugte mich über die Brustwehr, mein Kopf schwindelte, wurde schwer, schwee; aber ich weiß nicht, wie es kam — Bilder des Lebens zogen an mir vorbei! ich dachte an Rosenheim, an eine Wasserfahrt mit Franz, an Dich, Margarita, mit Deinen himmlischen Augen! ich konnte mich nicht herabstüezen! Vielleicht sterb' ich von selbst, sprach ich zu mir; ich will warten bis Mitternacht! — Ich kauerte mich zusammen auf den kalten Steinen, und wartete gelassen auf den Tod. Beim ersten Schlag der Mitternachtstunde ging ein Mann vorüber und stieß mich hart mit dem Fuß ans Knie. Das machte mir einen heftigen Schmerz. In demselben Augenblick fuhr ein Wagen auf die Brücke. Ach! die Pferde werden mich todt treten und das thut so weh'! ächzte ich, raffte mich auf, und schwang mich über die Brustwehr. Die eisige Kälte des Wassers raubte mir auf der Stelle die Besinnung.

Nach neun Tagen kehrte sie zurück. Ich fand mich mit unsäglichem Wohlbehagen in einem freundlichen Zimmer wieder und eine barmheezige Schwester saß vor meinem Bett und betete. Da faltete auch ich meine Hände, flehte indrünstig Gott um Vergebung an und dankte ihm für mein Leben, das mir wie ein herrliches Geschenk vorkam. Dann fragte ich, wo ich sei, und hörte

Digitized by Google

mit Verwunderung, im Hotel des —ischen Ministers, der gerade über die Brücke gefahren sei, und mich habe retten lassen. Ich besserte mich rasch, und nach drei Tagen kam die gute Schwester nicht mehr, zu meinem großen Bedauern; ein Kammermädchen vertrat ihre Stelle. Nach acht Tagen war ich ganz hergestellt, und da ließ mich der Minister zu sich kommen. Er war der ältliche Herr vom Boulevard des Italiens, und ich erkannte ihn gleich, denn alle Umstände jenes gräßlichen Abends waren wie in Erz in mein Gedächtniß geprägt. Ich mußte ihm mein Schicksal erzählen; er fragte nach meinen Aussichten für die Zukunft, und ob eine Möglichkeit vorhanden sei, mich mit meiner Mutter zu versöhnen; er erkannte meine unendliche Hülflosigkeit für jetzt und für immer.

„Sie sind verloren, wenn Sie nicht in meinem Schutz bleiben!" sprach er.

„O ja!" rief ich, „bei Ihnen werd' ich geborgen sein!"

Ich war kaum neunzehn Jahre alt; er, tief in den Funfzigen. Er kam mir ganz wie ein Greis vor, recht uralt. Das freute mich! sein leutseliges Wesen gefiel mir ebenfalls sehr, ich faßte Vertrauen zu ihm. Er verspottete mich nicht und brutalisirte mich nicht; er ging fein und freundlich mit mir um; er besuchte mich täglich in der lieblichen kleinen Wohnung, die er mir in der Nähe seines Hotels gegeben hatte, und wo ich mit Wonne ein Piano, Noten und Bücher fand. Ich freute mich immer, wenn er kam, er hörte mich gern singen und spielen, er lobte mich und bot mir alle Lehrer an, die ich nur wünschen konnte. O Herr und Gott, er foderte statt Dankbarkeit — Liebe; und ich, ich Unselige! zerschmettert vom Leid, vernichtet durch die Liebe, vor mir selbst erniedrigt durch meine Schmach und Sünde, geängstigt durch das Schreckbild meiner einsamen, elenden Existenz — ich beschwor ihn, jedes Opfer als Dankbarkeit hinzunehmen, aber mir nie von Liebe zu sprechen. Diese Bedingung war nicht schwer zu erfüllen für einen Mann von siebenundfunfzig Jahren, der das Leben rund um und durch und durch gelebt hatte, und der zu seinem eignen Erstaunen von dieser Jünglingslaune sich befallen sah.

So lebten wir ein Jahr in Paris, dann sechs in Neapel. Doch die waren anders! seine Zärtlichkeit hatte dem Wolwollen Platz gemacht; er war mir gut, und schenkte mir sein volles Vertrauen. Er besprach Alles mit mir, und hielt sehr viel auf mein Urtheil und meine Ansicht. Ich lebte in seinem Hause und galt für das, was ich nicht mehr war. Durch seinen Umgang, durch die Gesellschaft aller Männer, die bei ihm aus= und eingingen, durch Unterricht, Lektüre und Nachdenken hatte erst mein Geist, allmälig mein Charakter sich entwickelt. Man nannte mich genial, exceptionel, man bewunderte meinen Verstand, man adorirte meine Grazie. Was half mir das? ich war elend!

Was ich für Seelenzustände durchlebt, mit welchen Dämonen ich gerungen — welch' ein schmachtender Durst nach Glück zuerst — und welch' ein Widerwille gegen Glück und Freude der Welt zuletzt mich beherrscht haben: ja, dafür giebt es keine Worte! Denn, wer von uns hat nicht gerungen, nicht gelitten? wer von uns ist nicht durch Enttäuschung und Entmuthigung gegangen? wer von uns hat nicht seine Altäre stürzen und sich selbst oder seine Ideale vom Thron fallen lassen? Aber irgendwo empfängt uns eine grüne Oasis! erblüht sie nicht in der Gegenwart, so dämmert sie in der Zukunft oder lächelt uns melancholisch aus der Vergangenheit an; — wem die Erinnerungen trübe sind, der wirft sich kühn in den Arm der Hoffnung, oder in den bezaubernden Genuß des Augenblicks; — wer von der Welt geächtet wird, flüchtet sich an ein liebendes Herz oder in das eigene; — wer nicht in Gefühlen schwelgen kann, der sucht durch That und Handlung seine Befriedigung, — wer die entsprechende Stellung im äußeren Leben nicht finden kann, dem schaffen die Gedanken ein weites, unumschränktes Gebiet. Für Keinen ist das Dasein ein immerblühendes Eden! für die Meisten ist's ein Erdreich, das sie mühselig bebauen müssen, und das mit Haideland und Felsen vermischt ist! dennoch ist die dürre Haide mit lieblichen Blumen bestreut, und um den Fels schlingt sich Moos und Epheu, und die Tanne schießt aus seinem Spalt empor. Irgendwo faßt die Vegetation Fuß und entwickelt Leben! — nur nicht im Triebsand! und ich, Margarita, stand mitten drin! Begeisterung hatte mich zur Thorheit geführt, Leidenschaft zum Leichtsinn, Liebe zur Schmach, Schmerz zur Sünde, Dankbarkeit zur Verworfenheit. Die herrlichsten Gaben hatte ich profanirt, die edelsten Fähigkeiten mißbraucht, jedes Material zur Existenz verdorben und jede Basis erschüttert, auf welche sie sich gründen läßt. Die Masse verachtete mich, der Einzelne bemitleidete mich mit jenem schauderhaften Mitleid, das man dem Laster zollt, die Welt stieß mich aus ihren Reihen, und mein eigenes Herz sprach den Bannfluch wider mich!

Und dennoch! dennoch schrie ich nach Glück! ich that und trieb Unglaubliches, um es zu finden. Bald warf ich mich in alle Zerstreuungen, welche große Städte in so reichem Maß und Wechsel, auch außerhalb des Kreises der sogenannten Gesellschaft bieten: Schauspiel, öffentliche Feste, Kunstgenüsse, Wohlbehagen am raffinirten, täglichen Leben mußten wie eine ununterbrochene Berauschung an mir vorüberbrausen. Bald floh' ich in die Einsamkeit, und foderte von Büchern, von ernster Beschäftigung mit großen Geistern aller Zeiten, von Ausübung einer Million kleiner Fertigkeiten, zu denen ich alle Geschicklichkeiten der Männer rechnete, Ruhe, Klarheit und Befriedigung. Umsonst! Unruh, Finsterniß und grauenhaft gespenstische Leere waren die Furien, die nicht eine Sekunde von mir ließen. Nur wenn ich alle körperliche und geistige Spannkraft bis zur Ueberspannung angestrengt und verbraucht hatte — nur dann war mir wol, weil ich müde war, und weil ich die Ermüdung Ruhe nannte. Eine solche Epoche war für mich die erste Anwesenheit der Malibran in Neapel. Der Minister kannte sie schon in Paris, er gab ihr in Neapel Feste über Feste, die nicht sowol durch Luxus und Geschmack, als hauptsächlich durch die Vereinigung aller Sommitäten glänzten — freilich nur der Männerwelt, die gleich mir für jene Fee des Gesanges fanatisirt war. Neapel, dessen Himmel, dessen Natur, durchstrahlt von der Sonne, durchglüht vom Vesuv, umbraus't vom Meer — dazu die Inspirationen der Kunst, Bewunderung, Jubel, Entzücken — es war eine Verklärung des irdischen Daseins, eine Vergeistigung der irdischen Freuden, die mir, während ich sie genoß, allen Bedürfnissen zu entsprechen und alles Verlangen zu befriedigen schienen. Nichts da! es waren die Ekstasen des Opiumrausches gewesen! ich erwachte matter und ernüchterter denn je, das Bewußtsein der Unzulänglichkeit dieser Freuden wurde immer stärker, mein Ekel, sie umsonst und ewig umsonst herauf zu beschwören, immer bestimmter, und die tiefe namenlose Sehnsucht nach etwas Anderem, das ich nicht zu nennen wußte, das nicht in der Welt sein konnte, weil ich es nicht in ihr gefunden — immer nagender. O diese Sehnsucht nach Liebe! wie Psyche in der Hölle schwebte sie selig, heilig, himmlisch durch meine Verzweiflungen.

Aber ich nannte sie nicht Sehnsucht nach Liebe, sondern nach dem Tode. Lieben mogt' ich nicht mehr! das Ideal, welches ich mir einst gemacht, war von der Realität nicht sowol vernichtet, als vor ihr in andere Regionen entfloh'n. Im Himmel mußte die Liebe wohnen, die ich begriff, die nicht in den Staub tritt, die nicht verachtet, die unser Auge hell, unser Herz freudig, unser ganzes Wesen fest macht, die das Leben giebt, d. h. das Bewußtsein der Unendlichkeit, und die ich zur Bedingung der Seligkeit machte. Darum wollt' ich sterben! o, wie hab' ich mich nach dem Tode gesehnt! ich glaubte an eine Fortdauer, an eine fortschreitende Entwickelung. Ich fühlte mich viel zu gering und unwürdig, um in einem überirdischen Abschnitt der Existenz zu meiner geträumten Seligkeit zu gelangen; aber besser zu werden, aber mich zu entwickeln, aber diesen Staub der Erde von mir abzuschütteln, aber durch Ströme oder Gluten der Läuterung hindurch zu gehen, aber mein verlorenes, schneeweißes Unschuldskleid tapfer wieder zu erkämpfen: das durft' ich doch hoffen, und das hoffte ich. Ich rang oft gegen das Verlangen, mir den Tod zu geben. Was mich davon abhielt, war die Gewißheit, an meiner Sehnsucht und meinem Gram zu sterben. Ja, ich war dessen so sicher, daß es mich geduldig machte.

Der Minister war den letzten Winter in Neapel sehr krank, und ich seine treue Pflegerin gewesen. Er rechnete mir das hoch an, er sprach: das Krankenbett sei ein schlechter Platz für meine Jugend und Schönheit. Ich versicherte ihn, und mit voller Aufrichtigkeit, es sei der allerbeste für mich, denn ich könne ihm nützen und dienen wie sonst Niemand. Er schenkte mir die kleine Herrschaft Töröseny in Ungarn, um meine Zukunft, im Fall seines Todes, unabhängig zu machen. Seitdem nahm ich jenen Namen an. Bis dahin hatte ich keinen! ich hieß Melusine. Er allein wußte den meiner Familie, und er hat ihn nie verrathen. Durch das Geschenk der Herrschaft und des neuen Namens gab er mir eine Art von bürgerlicher Stellung, die mich unaussprechlich erfreute, weil ich mir selbst dadurch weniger ausgestoßen vorkam. Er fand das Klima von Neapel zu aufregend, wünschte eine neue Bestimmung, und erhielt sie nach Berlin. Vorher sollte er Wiesbaden brauchen. Es war mir unmöglich, ihn in meine Heimath zu begleiten! er ließ mich in Mailand: ich sollte in der Lombardei oder der Schweiz einige Wochen zubringen und dann in Berlin mit ihm zusammentreffen. Ich blieb einen Monat am Comersee.

Margarita, es kommen Begegnisse im Leben, die außerhalb aller Berechnung, aller Voraussetzung, aller Möglichkeit liegen. Gott schickt sie uns als seine Boten: das glaub' ich fest! bald vertreiben sie uns mit dem feurigen Schwert aus dem Paradiese, dessen wir nicht mehr würdig sind; bald leihen sie uns ihre goldnen Flügel und prophetischen Blicke, und heben uns wieder hoch genug, um ins verlorene Paradies hineinzuschauen und den Weg dahin zu suchen. Ein solcher Bote war Hulderich für mich! er hat in der Welt einen anderen Namen, doch was kümmert er Dich

Digitized by Google

und mich? Er war ein schöner, leidenschaftlicher, ganz von Gefühlen lebender Mensch. Er liebte mich! — — O, manche Männer hatten mir von Liebe gesprochen; sie wußten, wer ich war, sie meinten, die schöne Mätresse des alten Ministers müsse leicht zu gewinnen sein; sie gaben sich nicht einmal die Mühe, mir ihren Materialismus zu verbergen; und, mein Gott! sie hatten ganz Recht von ihrem Standpunkte aus; ein alter Mann hatte mich für sein Geld genommen, warum nicht ein anderer durch seine Jugend oder Schönheit. Alle meinten, ich hätte Leidenschaft, Sinne, Grazie, die ganze Energie einer mächtig reichen Organisation, und sie hatten ganz Recht! aber daß ich auferdem eine Seele besäße — daß ich etwas Anderes begehrte als brutale Befriedigung, im zierlichen Gewande der Koketterie — das fiel Keinem ein! konnte vielleicht Keinem einfallen, der meine Verhältnisse kannte! Aber deshalb blieb ich einsam und die lodernden Flammen meines Innern erstarben in ihrer Gegenwart, vor ihren Wünschen.

Sie brachen aus vor Huldreich, sie umgingelten mich und ihn, als er mir von der Liebe in einem Ton sprach, der bisher nur in mir erklungen war. Ich hatte großes Mitleid mit ihm, ich wollt' ihm den Schmerz sparen, sein Gefühl an eine Unwürdige verschwendet zu haben, ich wollte bald ihn fortschicken, bald ihm sagen, wer ich sei. Aber ach! eine übermächtige Empfindung ist ein arger Sophist! mein Leben nur, doch nicht mein Herz, schien mir seiner unwürdig. Warum sollt' ich mich nicht ein Paar Stunden oder Tage an dem prächtigen Strom ausruhen, der an mir vorüber ins Leben hineinrauschte und mich in seine klaren Wellen lockte? — Ich widerstand auch nicht! was hatte ich zu fürchten und zu verlieren? höchstens eine neue Illusion zu bleichen zu sehen! — In jenen Monat drängte sich das Glück eines Menschenlebens zusammen! jener Monat war die Perle, die zwischen den starren Muschelschalen meiner Vergangenheit und meiner Zukunft lag! aber die Perle war mein: ich wurde geliebt, ich, die arme Melusine! „Den Schatten kann man malen, doch nimmermehr das Licht" — heißt es in einem Liede. Das ist recht wahr! von meinem Leid weiß ich mehr zu erzählen, als von meinem Glück. Die Liebe conzentrirt dermaßen unsere Kräfte, daß sie außer aller Proportion zu den Mitteln, durch welche wir sie ausdrücken könnten, sind. Die gewöhnlichen Fähigkeiten werden paralysirt, nicht durch Mangel und Schwäche, sondern weil höhere Wahrnehmungen auch eine höhere Darstellung begehren. Nur bei dem Geliebten ist die Sphäre unserer Freiheit, in der jede Richtung unsers Wesens ihren Laut und ein Echo findet, und wie der Akkord auf einer Orgel tönt.

Als ich mich von Huldreich trennte, war's auf Nimmerwiedersehen! das hatte ich ihm zugeschworen. Vor meinen Augen sollte er nicht meintwegen erröthen. Ich ging wie in den Tod, doch mit dem Bewußtsein, gelebt zu haben. Ich erkannte das Gesetz: wer lebt, muß sterben. Wir wenden es nur an auf das eine Leben und den einen Tod; doch glaube mir: der Mensch hat mehre Leben auf der Erde durchzumachen, Leben der Phantasie, der Sinne, des Verstandes, des Herzens; und hat er sie glühend und kräftig durchlebt, so muß er nach jedem solchen Leben sterben, wie die Blume zerfällt, wenn sie ausgeblüht hat! Immergrün ist kühl und kahl! die Rose flammt, duftet und welkt! Ich nahm mein Schicksal an.

In Berlin sagte ich dem Minister, was mir begegnet war. Es betrübte ihn augenblicklich, wie eine flüchtige Eifersucht. Im Herbst ging ich nach Tödsteyn. Da wurde Huldreich geboren; ich wäre gern immer in der ländlichen, wilden Einsamkeit geblieben, mit meinem Kinde und der Erinnerung an den Vater. Doch der Minister hatte sich dermaßen an meinen Umgang gewöhnt, daß er mich schmerzlich vermißte und bringend meine Rückkehr wünschte. Ich hatte Mitleid mit seinem einsamen Alter, und kam wieder, natürlich mit meinem Knaben. Allmälig faßte er eine innige Zärtlichkeit für Huldreich, und amüsirte sich mit ihm wie ein Vater, während er zugleich auf tausenderlei Weise für ihn sorgte. Er gab ihm ein kleines, unabhängiges Vermögen, so daß mein Sohn eine freie, schöne Stellung in der Welt haben wird — und das ist ein immenser Vorzug! man wird dadurch vor dem Contakt mit zahllosen Niedrigkeiten und Gemeinheiten bewahrt, und es bleiben deren noch so viel andere und von anderen Seiten übrig, daß Eltern dem Himmel nicht genug dafür danken können, wenn ihr Sohn nicht seine Meinung — und ihre Tochter nicht ihre Hand zu verkaufen braucht, um das Leben zu fristen.

Von Berlin gingen wir nach Constantinopel. Dort starb der Minister, den ich einen treuen Freund nennen darf, vor einem Jahr, und meine Gesundheit, die allmälig gelitten hatte, führte mich nach Italien. Doch umsonst! der Tod hatte sich bei mir eingenistet, ich weiß nicht wann und wo. Zur Strafe dafür, daß ich einst mein Leben frevelnd enden wollte, muß ich nun sterben, und hätte doch gern gelebt, um Huldreichs erste Schritte im Leben zu bewachen. Jetzt, da ich ihn an Dein Herz legen darf, da Du ihm eine zärtliche Mutter sein wirst, eine Mutter, deren er sich nie zu schämen braucht, jetzt sterb' ich bereitwillig, und lege Dich, ihn und seinen Vater in die Hand des starken, heiligen Gottes, der mich nicht umsonst durch die Aengste und Kümmernisse des Lebens geführt hat. Durch Schwäche und Uebermuth gefallen, durch Liebe erlöst': das ist die Geschichte der Menschheit und des Menschen; darf ich klagen oder zagen, weil es die meine ist?"

„Mein, geliebte Melusine!" rief Margarita, „Du brauchst weder zu zagen noch zu klagen! Du hast „die Welt überwunden," wie es in der Bibel heißt."

„O schweig!" sprach Melusine rasch, „wer Marteen erduldet hat, ist deshalb noch kein Heiliger! .... Bewahre eine sanfte, melancholische Liebe in Deinem milden Herzen für mich Arme, und hauche sie in die Seele meines Kindes."

Sie bot ihr die Hand; Margarita legte mit schweigender Bethneurung die ihre hinein, und die Schwestern sanken einander in die Arme. Dann sprach Margarita:

„Und soll Huldreich mit seinen Vater kennen lernen? mißgönnst Du ihm Mann, der Dich so sehr, und den Du einzig geliebt hast, die Freude an dem prächtigen Kinde? weißt Du, ob er sich nicht nach ihm sehnt, ob er nicht des Knaben wie eines Trostes bedarf? .... Hast Du ihn denn je wiedergesehen, weißt Du von ihm, bist Du ihm keinen Ersatz schuldig?"

„Nach vier Jahren sah ich ihn wieder, auf einen Moment, und er liebte mich damals noch," sprach Melusine mit tiefer Rührung. „Ohne Hoffnung, ohne Aussicht, ohne Lebnezeichen von mir zu empfangen, hatte er mir die Treue der Herzens bewahrt; sieh', das verhöhnte mich für immer mit meinem Schicksal! Hatte Einer mich betrogen, hatte ein Anderer meine Hülflosigkeit benutzt — Er hielt mir Wort, über allen Glauben und alle Erwartung! Um Seinetwillen segnete ich mein ganzes Leben, weil es mich Ihm zugeführt! um Seinetwillen dankte ich Gott für all' meine Qualen, weil ich Ihn desto höher schätzen durfte! um Seinetwillen faßte ich Zuversicht zum Schöpfer und zur Kreatur, weil ich mir sagte: Gott liebt die Menschen, denn er hat ihnen die Liebe gegeben, und die Liebe trägt sie in den Schoos Gottes zurück. Aller Glaube, aller Trost, alle Demuth, alle Versöhnung, aller Balsam, quoll für mich aus der Liebe jenes Mannes! Aber, so unermeßlich viel das auch sein möge, behend hab' ich ihm dafür Alles wieder gegeben; nicht durch mich, o nein! doch aus meiner Hand. Frage nicht! es lassen sich nicht alle Verhältnisse enthüllen! — Darum auch wird er gewiß aus der Ferne über Huldreich wachen und ihn nie aus den Augen verlieren, so wie ich für ihn selbst gethan; er wird ihn immer lieben! jedoch kann er nichts für ihn thun, in dem Sinn der Welt, nicht ihm seinen Namen geben, nicht ihn zu seinen Erben machen; darüber giebt es Gesetze. Was Huldreich Tödsteyn seinem Herzen auch sei, für sein äußeres Leben bleibt er Huldreich Tödsteyn. Ich entzieche ihm nicht das Kind; unsere Liebe, unsere Schuld hat's gethan."

„Schuld!" sprach Margarita mit sanftem Vorwurf.

„Ja!" entgegnete Melusine nachsinnend; „warum das so ist, weiß ich nicht, alleln es ist so: am strengsten und bittersten rächen sich in der Welt und durch sie die Uebertretungen der Gesetze, welche sich die Liebe zu Schulden kommen läßt. Ich glaube fast," setzte sie mit zauberischem Lächeln hinzu, „daß, weil sie auf Erden gestraft — sie im Himmel begnadigt wird."

„Und hast Du je wieder von dem unseligen Hermann gehört?" fragte Margarita; „was mag aus ihm geworden sein?"

„Ein loyaler Mann und Professor der Theologie in X.," sagte Melusine ruhig.

Nach diesem Gespräch nahmen ihre Kräfte mit reißender Geschwindigkeit ab. Doch der Geist blieb klar und gegenwärtig, und alle Anordnungen, welche sie zu treffen hatte, um Huldreichs Vormundschaft auf Margarita zu übertragen, besorgte sie umsichtig und pünktlich, und bestimmte, daß er in einer bewährten Anstalt in Genf erzogen werden solle. Dann, als nichts mehr ihr zu thun oblag, streckte sie sich müde aus, und es vergingen lange Tage, in denen nichts an ihr lebte, als ihr Herz. Sie konnte nicht mehr sprechen, noch sich bewegen. Die Aerzte der griffen nicht, wie sie noch lebe. Vielleicht war es deshalb, weil sie die Erfüllung eines heißen Wunsches in's Grab mitnehmen wollte.

Es war früher Morgen. Die Augustnebel wogten und wallten auf dem Genfer See, wie Nonnenschleier auf einem raschen Herzen. Ulrichs Wagen hielt vor Margaritas Wohnung, und er fragte: ob er sie wol schon sehen könne. Ja, erwiderte man ihm, aber dort in Bellerive. Wo und wie, war ihm ganz gleichgültig! Er eilte nach Belleriye; er trat in die weitgeöffnete Gittethüre des Gartens, aber er überschritt die Schwelle nicht. Er schlang die Finger durch die Eisenstäbe und hielt sich fest. Seine Brust, sein Gesicht waren wie gerpalten von Schmerz, von Seligkeit. Unter einer finstern Cypresse und einem mit feurigen Blüten überschütteten Granatbaum lag todt oder sterbend Melusine, auf einer Chaise longue, und Margarita saß im stillen Gebet zu ihren Füßen, während Huldreich und Tony neben ihr

Digitized by Google

knieten — Alle drei schweigend, thränenlos, andachtvoll, himmlisch zärtlich, wie Engel am Sterbebett eines vielgeprüften Menschen. Aber in diesen Frieden des Himmels schrie die ganze Qual der Welt mit dem Ausruf hinein, der sich aus Ulrichs Brust drängte, nachdem er die ganze Gruppe überschaut und erkannt. Seine Stimme weckte Melusine aus der Agonie. Sie sah ihn an; ihr Auge flammte in ihrem Leichenantlitz auf, wie die ewige Lampe in einem Grabgewölbe. Sie richtete sich auf, winkte ihm, nahm seine Hand, nahm mit der andern Hulderichs und Margaritas Hände, legte sie in die seine, sprach:

„Dein!" — und starb.

Karl Ferdinand Haltaus

ward am 1. Nov. 1811 zu Großengottern in Thüringen, wo sein Vater Mädchenlehrer war, geboren. Durch dessen Versetzung nach Wurzen erhielt er seine erste Bildung in dieser Stadt. Nachdem sein Vater im Wahnsinn gestorben war, brachte sein Stiefvater kein geringes Opfer, indem er ihn studiren ließ. Ein halbes Jahr nur besuchte H. das Gymnasium in Freiberg, seine übrige Schulzeit brachte er in Grimma zu. Im Jahr 1832 bezog er die Universität Leipzig, um Theologie zu studiren, widmete sich jedoch später den historischen Wissenschaften und der Literatur. Nachdem er Dr. phil. geworden, erhielt er 1835 eine Adjunctur als Lehrer der histor. und philolog. Wissenschaften an der Thomasschule. In Folge der Herausgabe seines Theuerdank ward ihm vom Kaiser von Oesterreich die goldene Verdienstmedaille.

Er gab heraus:

Theuerdank. 1836.
Liederbuch der Clara Hätzlerin. 1840.
Zwei Handbücher der Geschichte für Gymnasien. 1839 u. 1843.
Album deutscher Schriftsteller. 1840.
Gedichte. 2. vermehrte und vielfach umgeänderte Aufl. Leipz. 1845.
Geschichte der punischen Kriege. Leipzig 1846.

Ein gründlicher und gewissenhafter Fleiß, eine anschauliche Darstellungsgabe und ein richtiger Tact in der Behandlung und Darstellung historischer Ereignisse haben H. einen sehr geachteten Namen erworben. Seine Gedichte zeichnen sich durch Wärme des Gefühls, Herrschaft über Sprache und Form und Anmuth und Wohllaut rühmlich aus.

Zünd' an dein Grubenlicht.

Wenn Schlag auf Schlag das Unglück kommt,
Steh' fest, verzage nicht!
Es gibt noch Eins, das sicher frommt:
Zünd' an dein Grubenlicht!

Ein Bergmann lebt von kargem Brot;
Doch ruft auch früh die Schicht,
Rasch springt er auf, bei aller Noth
Verhört er's Glöcklein nicht.

Er nickt Ade dem Bergmannskind,
Eilt schweigend durch die Flur;
Kalt weht ihn an der Morgenwind,
Rings schlummert die Natur.

Und wenn er an der Grube steht,
So tönt's: Glück auf! im Schacht,
Und nieder steigt er mit Gebet,
Wo ihm kein Morgen lacht.

Bringt Stufen dann das Licht in Kauf,
Wie jauchzt sein armes Herz,
Wie schlagt sein Faustel trutzig auf,
Zeigt sich ein Silbererz!

Es zagt der brave Bergmann nicht
Und ist nicht freudenlos;
Glück auf! bringt ihm das Grubenlicht
In tiefer Erde Schoos.

Wenn Schlag auf Schlag das Unglück kommt,
Steh' fest, verzage nicht!
Es gibt noch Eins, das sicher frommt;
Zünd' an dein Grubenlicht!

Steig' munter in des Herzens Schacht
Und forsch' durch Fäustels Schlag,
Ob dort ein Silbererz noch lacht,
Das still verborgen lag.

O dreimal glücklich ist der Mann,
Der Erz im Busen trägt,
Und Silberblicke finden kann,
Wenn ihn das Schicksal schlägt!

Frohlocke, Herz!

Was weckt in mir das Träumen?
Was weckt in mir die Lust?
Ihr Knospen an den Bäumen,
Was klopft an meine Brust?
Vom Eis wird frei der stille See,
Der Lenzhauch küßt hinweg das Weh;
Frohlocke, Herz!

Ich lag in tiefem Schlummer,
Da sang ein Vögelein,
Mich drückte schwerer Kummer,
Da schien die Sonne d'rein.
Der Himmel ist so klar und blau,
Ein lachend Grün umzieht die Au';
Frohlocke, Herz!

Das ist ein seltsam Klingen,
Ein Spiel der Zauberei,
Viel tausend Fesseln springen,
Die Erde macht sich frei.
Der Frühling hüpft von Ort zu Ort
Und treibt den starren Winter fort;
Frohlocke, Herz!

Ihr Sänger in den Lüften,
Ihr macht die Seele weit,
Singt unter Blüthenbüsten
Ein Lied von gold'ner Zeit.
Von Mailuft strahlt das Angesicht,
Wenn aus dem Lied ein Frühling spricht;
Frohlocke, Herz!

Sang David seine Lieder,
Der sinn're Geist entweich;
Und kehrt der Frühling wieder,
Verklärt das Auge sich.
Viel schöner noch, als Spiel und Sang,
Ist eines Frühlings Jubelklang;
Frohlocke, Herz!

Digitized by Google

Sei still.

Es weht ein sanfter Abendwind
Liebkosend in den Bäumen;
Ob Vögel, die entschlafen sind,
Von sel'ger Liebe träumen?
Sei still! Es rauscht in Gipfeln leise
Wie eines Mährchens traute Weise:
Ade, ade, mein Lieb,
Noch einen Kuß mir gib!

Es schlägt im Wald die Nachtigall
Gar träumerische Lieder,
Und auch des Abendglöckleins Schall
Hallt schwermuthsbange wieder.
Sei still! Die Welt ist traumeslüstern
Und Millionen Lippen flüstern:
Ade, ade, mein Lieb,
Noch einen Kuß mir gib!

Die Erde ist vom Mondenlicht
Mit Silberglanz umgossen;
O stör' die Braut, die sel'ge, nicht,
Ihr Aug' ist liebumflossen.
Sie schauet in die Nacht mit Lauschen
Und hört des Baches Wellen rauschen:
Ade, ade, mein Lieb,
Noch einen Kuß mir gib!

Dort brennt ein Licht im Kämmerlein;
Ein Jüngling liegt im Sterben.
Ist dieser Erdenball zu klein,
Daß Blüthen auch verderben?
Sei still! Die Augen wollen brechen,
Ich hör' die Lippen lächelnd sprechen:
Ade, ade, mein Lieb,
Noch einen Kuß mir gib!

Die Bürger von Pforzheim.

Es zogen vier Hundert Bürger
Aus Pforzheim in die Schlacht;
Was haben die vier Hundert
Bei Wimpfen einst vollbracht?

Sie haben von ihren Leibern
Eine eherne Mauer gebaut,
Sie haben den Feuerschlünden
Furchtlos in's Auge geschaut.

Sie haben mit ihren Fäusten
Die Feinde zu Boden gestreckt,
Ihr Vaterland mit dem Eisen
Der freien Brust gedeckt.

Sie haben den Markgraf Friedrich
Gerissen aus Feindes Hand;
Sie standen, bis auch der Letzte
Den Tod auf der Wahlstatt fand

Sie haben verlassen ihr Obdach,
Verlassen ihr Weib und Kind,
Und einem Tilly bewiesen,
Was Protestanten sind.

Das haben vier Hundert Bürger
Aus Pforzheim einst gethan;
So brachen deutsche Helden
Der Freiheit eine Bahn.

Der Bürgermeister sprengte
Ihnen voran in den Tod;
Bei Gott, solch wack're Männer
Thun unserm Deutschland Noth!

Ein deutscher Invalid.

Auf dem Markt' am Leierkasten
Stand ein alter Invalid,
Leierte mit welken Händen
Ab gar manches schöne Lied.

Und des Städtchens munt're Jugend
Rottet sich herum im Kreis,
Lauscht entzückt den Orgeltönen,
Lauscht dem sangeslust'gen Greis.

Warm die kalten Hände reibend,
Mitten d'rin im tiefen Schnee,
Steht der alte bärt'ge Krieger
Und sein Herz durchzieht ein Weh.

Der einst focht in dreißig Schlachten
Für sein deutsches Vaterland,
Nicht vor Schwert und Kugeln bebte;
Nun am Leierkasten stand.

Orden trug er nicht im Knopfloch,
Aber Wunden auf dem Leib,
Hat d'rum sechzehn blanke Thaler
Pension sammt Kind und Weib.

Singt mit rauher Kriegerstimme
Und mit stumpf gewordnem Sinn
Vor der lustberauschten Jugend:
„Ach, du lieber Augustin!“

„„Noch ist Polen nicht verloren!““
Ei, wie das zum Herzen spricht.
Für den Kreuzer noch ein Liedlein:
„Deutsches Herz, verzage nicht!“

In dem Sturm und Schneegestöber
Zieht der Greis den Hut herab,
Neigt das Haupt voll weißer Haare
Tief bei jeder milden Gab'.

Wandert auf die nächste Straße
Mit dem Kasten, mit dem Geld;
Und so zieht mit Weh im Herzen
Durch das Vaterland ein Held.

Germania.

Im Norden am Meeresstrande,
Wo gierig die Möve haust,
Und an den Dünenhügeln
Die Woge schäumt und braust;

Da saß in nächt'ger Stunde,
Bei blassem Mondeslicht,
Auf einem Runenstein
Ein Weib von ernstem Gesicht.

Es wallten goldgelbe Haare
Auf ihre Schultern herab,
Ihr Auge lag heimlich sinnend
Auf einem Runenstab.

Und markige Männer standen
Daneben gedankenschwer,
Sie waren stark wie Eichen
Und grollten wie das Meer.

Es löste vom Runenstein
Das Weib ab Schutt und Moos,
Und Züge, wie magische Zeichen,
Enthüllten der Zukunft Loos.

Das Weib hat seltsam gesungen
Vom Teutoburger Thal,
Vom Volke der Nibelungen,
Vom Kaiser Karl und vom Gral.

Digitized by Google

Sie sang von Heinrich dem Finkler,
Von Sachsen- und Schwabenland,
Von Friedrich im Kyffhäuser,
Vom Rhein und vom Nordseestrand.

Ihr Lied war seelenzerreißend,
Klang dumpf wie ein Hünengrab;
Die markigen Männer bebten,
Hin sank der Runenstab.

Sie fragten: „Was sah in den Runen
Dein Auge, Germania?
Es stürzen die Eichen der Ahnen;
Ist Deutschlands Erlösung nah?“

Da hob das Weib die Blicke
Traurig zum Sternenlicht
Und tönte mit Geisterstimme:
„„Die Freiheit, sie wird euch nicht!““

Da hielten die Männer grollend
Die Schilder vor ihren Mund,
Und sangen wild und wilder,
D'rob bebte das Erdenrund.

Es flogen der Nordsee Wogen
Wuthschäumend zum Sternenlicht;
Gespenstig schwirrten die Möven:
„Die Freiheit, sie wird euch nicht!“

Ermanne dich!

Ermanne dich, mein Vaterland!
Gott gab dir Auge, Mund und Hand,
Du sollst nicht rückwärts schreiten.
Gott hält nur einmal Weltgericht,
Verträume deinen Heiland nicht,
Ermanne dich in Zeiten.

Steh fest und halte treulich Wacht,
Heran braust die Gedankenschlacht,
Du sollst nicht träumend wandeln.
Im Frieden sei ein Troubadour,
Im Kriege sei ein Krieger nur,
Im Kriege muß man handeln.

Die Freiheit ist ein köstlich Gut,
Das Volk erkämpfte sie mit Blut
Und läßt sie sich nicht rauben.
Wie herrlich ist ihr Heiligthum,
Wie lockend ist ihr Märtyrruhm,
Wie stark ist sie an Glauben!

Noch ist der Freiheit Feind nicht todt,
Sein steter Haß ruht blutigroth
Gleich einem Fluch auf Erden.
Erhöre uns, barmherz'ger Gott,
O mach' zu Nichte Schmach und Spott,
O laß es besser werden!

Gefesselt ist manch' starke Hand;
Send' deine Donner in das Land,
Und schlag' an die Gewissen.
Send' uns der Freiheit Morgenroth,
Die Menschheit schreit vor Schmerz und Noth
Zu dir aus Finsternissen.

An einem Tempel Alle bau'n;
Wir brauchen Liebe und Vertrau'n,
Hinweg mit Haß und Ketten!
Geduldig ist des Volkes Sinn,
Doch stürzt es auch zur Blutgier hin,
Muß es sein Kleinod retten.

Ein Wort hat einen Zauberklang,
Ein Wort entflammt zu Thatendrang,
Schlägt es an Völkerohren.
Es brachte blutigrothes Weh
Das eine Wort: la liberté,
Ward es heraufbeschworen.

Auslöschen läßt sich nicht das Licht,
Die Finsterlinge mögen nicht
Das eine Wort verspotten.
Die Nachwelt wirft als Leichentuch
Auf Jeden Schande, Haß und Fluch,
Der wagt, es auszurotten!

Reiterlied.

Der Morgen graut,
Ade, du Braut!
Horch, wie die Hörner blasen
Und die Kanonen rasen.
Mich rufen Ehr' und Pflicht,
Bleib treu, vergiß mein nicht.

Komm, edles Roß,
Du Kampfgenoß,
Hast mich so oft getragen,
Wenn's galt, den Feind zu schlagen.
Noch einmal sei's gewagt;
Der Freiheit Morgen tagt.

Die Rache naht,
Frisch auf zur That!
Uns hilft kein Schrein, kein Beten,
Die Hoffnung wird zertreten.
Nichts endet unsre Noth,
Als Freiheit oder Tod.

Greif wacker aus
Im blut'gen Strauß!
Wo Völkerherzen brechen,
Da muß das Eisen sprechen.
Gott mache Deutschland frei,
Sei unser Feldgeschrei!

Nur vorwärts hau'n
Und Gott vertrau'n,
Umzucken uns auch Blitze,
Umwölken uns Geschütze!
Der Tod im Angesicht
Schreckt deutsche Reiter nicht.

Heiß ist das Blut,
Sei stark, o Muth!
Wir sind nicht feile Knechte,
Wir glüh'n für heil'ge Rechte;
In jedem Busen brennt
Ein neues Testament.

Du heil'ger Krieg,
Führ' uns zum Sieg!
Der Tod mag uns erreichen,
Wenn nur auf unsern Leichen
Der Freiheit Banner weht,
Die Noth der Welt vergeht.

O Tag der Lust,
Ist frei die Brust.
Dann lodern sie zusammen
Die tausend deutschen Flammen,
Dann strahlt der Wahrheit Licht,
Das Deutschlands Nacht durchbricht.

Dann fliehe Rom
Aus unserm Dom.
In allen Gau'n und Marken
Wird deutsche Kraft erstarken,
Wird blüh'n der deutsche Geist,
Den keine Macht zerreißt.

D'rum, edles Roß,
Du Kampfgenoß,
Leih' dir des Sturmes Flügel,
Jag' über Leichenhügel;
Wir reiten Tag und Nacht,
Bis unser Werk vollbracht!

Digitized by Google

Die Hussiten.

Einst hatten die Pfaffen Deutschland
Gestürzt in Geisternacht,
Da haben die Hussiten
Ein Feuer angemacht.

Sie schürten die glimmenden Kohlen
Zu hellen Flammen an,
Und über den Flammen schwebte
Huß als der Freiheit Schwan.

Der Teufel auf seiner Mühe
Frohlockte, als er verschied;
Ein Schlachtruf, tönbereeschütternd,
Ward Hussens Schwanenlied.

Der Wirbel auf Ziska's Trommel
Glich einem Zauberschlag,
Es wuchsen die Hussiten
Wie Rachegeister zu Tag.

Sie hieben mit ihren Aexten
Dem Wahne den Kopf entzwei
Und machten mit Partisanen
Den Geist des Jahrhunderts frei.

Sie jagten mit Kolben und Schwertern
Die Pfaffen aus Böhmen hinaus
Und festen mit brennenden Fackeln
Der Kirche Gespenster aus.

Sie schleuderten über Böhmen
Der Freiheit lodernden Brand
Und rissen aus tiefstem Schlafe
Das liebe deutsche Land.

Sie holten sich die Bibel
Aus den Klauen der Klerisei
Und sprengten mit Eisenstangen
Die Klausen der Frömmelei.

Die Väter in Kostnitz konnten
Verbrennen den Leib des Huß,
Kein Anathem erstickte
Der Wahrheit Feuerfluß.

O Böhmen, ihr markigen Männer,
Nun liegt ihr lebendig im Grab,
Gebrochen ist über dem Haupte
Der Freiheit der Todesstab.

Es fliegt mit Riesenschritten
Vorbei die neue Zeit,
Indeß an euern Gräbern
Sich heiser ein Rabe schreit.

Der Rabe werde zum Schwane
Und singe wie Huß ein Lied,
Das tief in eure Gräber
Und tief in die Seelen zieht!

Aus „Geschichte Roms im Zeitalter der punischen Kriege".

Der Kampf, welcher sich um die Insel Sicilien entspann, ward von drei verschiedenen Völkern geführt. Diese drei Völker verteaten drei verschiedene Principe, welche mit einander in Conflict geriethen und um die Oberherrschaft kämpften. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß auf dem engbegrenzten Raume einer Insel drei heterogene Volkselemente feindlich zusammentrafen und nach einem entscheidenden Siege rangen. Römer, Karthager und Hellenen geriethen auf dieser Insel in einen Kampf auf Leben und Tod, in einen Kampf, welcher die Lösung der Frage herbeiführte, ob fortan die Römer oder Karthager oder Hellenen und deren nationale Eigenthümlichkeiten auf dieser Insel die Oberherrschaft haben sollten. Wir dürfen diesen Krieg nicht von dem niedrigen Standpunkte einer blos äußerlichen, weltlichen Herrschaft ansehen. Es handelte sich in demselben auch zugleich um die wichtige Frage der Herrschaft dreier betheiligter Prineipe. Wie es in Italien nicht einerlei war, ob die Römer oder die übrigen Völker Italiens siegten, so war es auch hier nicht einerlei, welches Volk den Sieg davon trug, denn dasjenige Volk, welches siegte, errang auch einen Sieg seines Volksthums, seiner volksthümlichen Bestandtheile und Eigenthumlichkeiten. Die Bildung, ja die Geschichte des Alterthums würde einen ganz andern Gang genommen haben, wenn die Hellenen Siciliens und Süditaliens die Herrschaft über ganz Italien hätten an sich reißen können. Die erwärmende Sonne des Hellenenthums würde ganz andere Früchte hervorgelockt und gereift haben, als es durch die Herrschaft der Römer geschah. Und fragen wir uns, welchen Gang würde die Geschichte des Alterthums genommen haben, wenn die Karthager die Herrschaft über Sicilien und Italien an sich gerissen hatten. Was würde aus der Bildung Europa's geworden sein, wenn das durch die Karthager vertretene starre orientalische Princip den Sieg davongetragen hätte?

Das faſt arme und uncultivirte Rom ließ sich in einen Kampf ein mit der mächtigsten und reichsten Republik jener Zeit, welche die Inseln und Küsten des westlichen Mittelmeeres beherrschte, zugleich aber auch in einen Kampf mit den reichen und hochcultivirten Hellenen Siciliens. Der Kampf mit den Hellenen erschcint hierbei freilich als eine Nebensache; aber er verdient dessenungeachtet Berücksichtigung und Beachtung, weil die Hellenen Siciliens zum Theil noch selbständig waren, weil sie noch Partei nahmen und es nicht gleichgültig war, für wen sie Partei nahmen, weil sich ein Theil derselben mitten im Kampfe noch seine Selbständigkeit bewahrte und weil das Gepräge der hellenischen Nationalität in jener Zeit wenigstens die geistige Herrschaft auf der Insel nicht blos hatte, sondern auch über den Krieg hinaus noch lange Zeit bewahrte. Die Blüthezeit der Hellenen Siciliens war bereits dahin. Sie war schon vor Beginn des Krieges mit Rom gebrochen, theils durch innere Parteiungen und Fehden, theils durch die Kriege mit Karthago. Letzteres hatte ein weit schwereres Spiel in Sicilien gehabt, als nun die Römer. Es hatte sich mit den Staaten der Insel in einen Kampf eingelassen, als diese nicht blos selbständig waren, sondern durch Ackerbau, Gewerbe und Handel ungeheuere Reichthümer besaßen, durch Wissenschaften und Künste weit und breit blühten und an den Hellenen im Mutterlande und in Großgriechenland noch beachtenswerthe Rückenhalte hatten. In einem mehrgefahr dreißigjährigen Kampfe waren die Karthager nicht im Stande gewesen, die ganze Insel zu unterwerfen, was den Römern in 24 Jahren gelang. Die Karthager hatten den Römern vorgearbeitet; diese brauchten gleichsam nur die letzte Hand an die Vernichtung der Selbständigkeit der Hellenen zu legen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Sicilien eine Beute Karthago's geworden wäre, wenn dieses vor der Einmischung Roms so viele Kraft und Opfer auf die Unterwerfung der Insel hatte verwenden wollen, als der Kampf mit Rom in Anspruch nahm. Karthago hatte, nachdem es in früherer Zeit ungeheure materielle Opfer dem Kampfe mit den Hellenen in dem Blüthezeit ohne große glückliche Erfolge gewidmet hatte, sich der Hoffnung hingegeben, durch eine schlaue, die Zerwürfnisse unter den Hellenen wohlweislich benutzende Politik endlich das zu erreichen, was es bis dahin mit Gewalt nicht hatte erreichen können. Die Karthager wußten, daß die Hellenen gegen sich selbst wütheten, wenn sie denselben Ruhe ließen. Darum gossen sie Oel in dieses Feuer, um durch die Selbstaufreibung der Hellenen ohne große Opfer ihr Ziel erreichen zu können. Sie hatten es noch nicht erreicht, als die Römer Sicilien betraten. Das Einmischen einer dritten, durch und durch kriegerischen und auf Eroberungen ausgehenden Macht nöthigte sie sogleich den in der letzten Zeit eingeschlagenen Weg der Politik zu verlassen und alle ihre Kräfte sowohl zur Offensive, als Defensive aufzubieten. Die Römer weckten mit einem Male wieder die ganze Thatkraft Karthago's.

Die Hellenen Siciliens spielten bei dem Zusammentreffen jener feindlichen Mächte auf ihrem Grund und Boden in der That zwar eine mehr passive, als active Rolle, aber sie blieben bei der wichtigen Frage doch nicht unbetheiligt. Sie geriethen zwischen zwei Feuer, ohne unbetheiligt bleiben zu können, sie erkannten sich als den Zankapfel zweier Nationen, ohne die Kraft zu haben, die zwei Hauptfeinde ihrer Nationalität von der Insel verweisen zu können. Noch waren sie sammt ihrer Nationalität nicht untergegangen, sie rangen noch um ihre Selbständigkeit, aber sie trugen in sich nach trüben Erfahrungen die Ueberzeugung, daß sie es mit zwei furchtbaren Gegnern zugleich nicht aufnehmen könnten und daß sie über kurz oder lang dem Stärkeren von beiden unterliegen müßten. Das Gefühl eigener Ohnmacht äußerte auf sie seinen niederdrückenden Einfluß und erstickte alle aufkauchenden Freiheitsgedanken. Auf Hülfe vom Mutterlande konnten sie in jener Zeit nicht rechnen. Eine Ver-

Digitized by Google

einigung unter sich war zwar nicht ein Werk der Unmöglichkeit, aber, und das hatte die Erfahrung gelehrt, kein Werk von Dauer. Wie kläglich hatte das Freiheitswerk eines Timoleon geendet und welche Erfolge hatte die Vereinigung der Hellenen unter Pyrrhus kurz vor dem punischen Kriege gehabt! Zersplitterungssucht, Parteisucht und Herrschsucht waren die unheilbaren Gebrechen, welche wie Flüche auf den Hellenen dieses herrlichen Eilandes lasteten und sie unrettbar in's Verderben stürzten. Sowohl Pyrrhus, als die nach ihm wieder aufstehenden und sich gegenseitig bekämpfenden Tyrannen hatten ihnen neuen Abscheu vor jeder Tyrannis eingeflößt, sie mochten von einer Vereinigung unter einem Oberhaupte nichts mehr wissen und hatten doch auch nicht die Entsagungskunst eines Theiles, die Kraft und Begeisterung für ihre Selbständigkeit und Nationalität anderen Theils, sich als freie Republiken zu einem Staatenbunde zu vereinigen, der nach Außen hin sie vertreten und geschützt hätte. Sie waren durch die langen Kämpfe und Zerwürfnisse lebensmüde geworden und sehnten sich nach Ruhe. Aber in dem furchtbaren Kampfe ihrer Gegner wurden sie aus ihrer ersehnten Ruhe immer auf's Neue aufgescheucht, sie wurden gezwungen, Partei zu nehmen und die blutige und verheerende Geißel des Krieges mit allen ihren Schrecken über sich schwingen zu lassen.

So sehen wir anfangs einen Theil der Hellenen zu ihren alten Oberherren, den Karthagern, halten, den anderen zu den neuen Fremdlingen, den Römern. Jene haßten die Karthager, aber sie mußten in ihrer Ohnmacht und verzweifelten Lage dem bösen Geschicke nachgeben und zu ihnen halten, weil diese noch über sie geboten. Diese liebten die Römer nicht, denn in ihren Augen standen auch sie als Feinde ihrer Freiheit und Nationalität da, aber sie warfen sich ihnen in die Arme, theils um ihre Selbständigkeit zu retten, theils um dem Drucke und der Habgier der alten verhaßten Oberherren zu entrinnen, theils in Hoffnung auf bessere Tage. Als die Römer landeten, war nur ein geringer Theil der Griechen selbständig, sie standen meist in Abhängigkeit von Syrakus oder Karthago. Selbst die hellenische Nationalität hatte ihr reines Gepräge schon etwas verloren und war wenigstens im Westen und im Norden der Insel, besonders in den Seestädten, getrübt von Barbarismus. Karthager und deren Söldner, Libyer und Libyphönicier, Gallier, Iberer, Ligurer und Balearen hatten die Westhälfte der Insel seit etwa drei Jahrhunderten heimgesucht und wo nun Karthago vorherrschend gebot, da hatte der Hellenismus sich manchen Abänderungen unterwerfen müssen. Das leichteste Spiel hatten die Römer im Osten der Insel zu Anfange des Krieges, wo eine Menge Städte ihnen ohne Schwertstreich freiwillig huldigten, doch ließen es auch hier einige von den 67 Städten, die angeblich den Römern huldigten, auf eine förmliche Belagerung ankommen. Die Fortschritte der Römer gingen reißend vor sich, weil ihnen die Hellenen im Ganzen doch nur geringen Widerstand entgegensetzten. Mehrere Städte sannen sogar auf Verrath gegen die Karthager, wie Tyndaris. Es ist dieses Abfallen der Hellenen von ihnen freilich nicht mit dem zur Zeit des Pyrrhus zu vergleichen; die Römer standen ihnen aber auch ferner, als jener, und der Aufruf zur Losreißung war damals begleitet von mächtigen Lockungen, welche jetzt mangelten. Wo die Hauptstreitkräfte der Karthager lagen, konnten die Hellenen an ein Abfallen wenig oder gar nicht denken, denn sie wären der Rache der Karthager preisgegeben gewesen. Sie mußten demnach im Kampfe gegen die Römer so lange aushalten, als jene aushielten, so die Einwohner von Agrigentum, Panormus, Lilybäum und Drepana. Dazu kommt, daß in letzteren Städten die punischen Elemente seit lange überwiegend waren und die Hellenen im Westen der Insel aller Begeisterung für die Römer ermangelten, da diese bei der Einnahme von Agrigentum und anderen Ortschaften bewährt hatten, daß sie eben so wie die Karthager zu rauben, plündern, morden und knechten verstanden.

Die Haupttendenz des Krieges, der Kampf um die Oberherrschaft auf der Insel, stellte die Hellenen als Mittel zum Zweck, hingegen die Karthager und Römer als interessirte Hauptparteien heraus. Erstere waren, als Letztere einmal auf der Insel Fuß gefaßt hatten, zunächst auf die Defensive dessen, was sie daselbst besaßen, hingewiesen, Letztere hingegen ununterbrochen auf die Offensive. Erstere suchten zu erhalten und zu vertheidigen, was sie einmal inne hatten, Letztere ihre Gegner aus allen Punkten zu verdrängen, um der Alleinherrschaft gewiß zu sein. Denn um die Frage der Alleinherrschaft drehte sich der Kampf sogleich nach der Einnahme von Agrigentum. Karthager und Römer hätten sich, so scheint es, in den Besitz der Insel theilen und vielleicht den Halykus ebenfalls als Grenze ihres gegenseitigen Gebietes bestimmen können; aber es liegt im Wesen der Römer der Grund zur Unmöglichkeit. Sie blieben nie auf halbem Wege stehen; was sie begonnen hatten, mußte durchgeführt werden, mochte es kosten, was es wollte. Und Karthago war in seinem Lebensnerv, dem Handel auf dem Mittelmeere, bedroht, wenn es seine schönste auswärtige Besitzung in der Nähe Italiens verlor. Es wäre überdies eine Kurzsichtigkeit sonder Gleichen, wollte man dem Kampfe keine höheren, als blos äußere Beweggründe unterlegen. Der Kampf zwischen beiden Völkern ergab sich als ein unvermeidlicher. Er hatte seine Hauptwurzeln in dem gegenseitigen untilgbaren Nationalhasse, und dieser beruhte auf den Gegensätzen des Stammes, der Sitte und vornehmlich der staatlichen Bestrebungen. Der Kampf war vermieden und hinausgeschoben worden, weil die Gegensätze selbst noch nicht in unmittelbare feindliche Berührung mit einander gekommen waren und weil beide sich erst zu kräftigen suchten, um desto sicherer auf Sieg rechnen zu können. Wenn zunächst die Insel Sicilien der Kampfplatz für beide Gegensätze wurde, so lag der Grund darin, daß hier die erste, nicht mehr zu verschiebende feindliche Berührung stattfand. Sie nahm den Charakter eines Kampfes auf Tod und Leben an, weil sie auf Unversöhnlichkeit beruhte und weil ein ferneres Nebeneinanderstehen beider sich sogleich als unmöglich zum Wohle der einen und der andern Republik herausstellte. Daher auch das Aufgebot aller Kraft von Seiten beider Völker, daher ein Kampf von so langer Dauer. Ohne Entscheidung durfte kein Volk die Waffen aus der Hand legen.

In der Beschaffenheit beider Völker liegt zugleich aber auch der Grund, warum sich der Sieg doch zuletzt auf Seite der Römer neigen mußte. Ich habe schon in der Einleitung darauf hingewiesen, daß man sich die Karthager nicht als engherzige und beschränkte Krämer, sondern als ein großartig speculirendes Volk von Kaufleuten zu denken habe, deren innere und äußere Politik zwar durch die materiellen Interessen des Handels geleitet wird, welche jedoch weder Krieg, noch Opfer scheuten, wenn der Lebensnerv, der Handel, bedroht ward und in Gefahr kam. Karthago hat in diesem Kriege Alles aufgeboten, was es vermochte, um Sicilien, eine Hauptquelle seines Handels, zu retten. In seinem Reichthum bestand seine Hauptmacht. Der Reichthum floß aus dem Handel; so lange dieser blühte, konnte es auch den kostspieligsten Krieg aushalten. Sobald aber dieser in Stocken gerieth, sobald die Quellen der Staatsfinanzen kärglicher flossen, mußte der Staat eher als jeder andere seinem Untergange nahe kommen, da der nicht abzuläugnende kriegerische Geist im Laufe der Zeit im Volke selbst ziemlich verschwunden war und die Beschützung des Staates wie des Handels Söldnern anvertraut war, welche des leidigen Soldes halber dem Handelsstaate ihre Kräfte angeboten hatten und treulich aushielten, so lange viel zu verdienen und zu erbeuten war, aber für die höheren Triebfedern eines Soldaten, für Patriotismus und Nationalstolz, keinen Sinn hatten. Stockten die Geldeinnahmen, so schwebte der Staat stets in Gefahr, daß die Söldner die Fahnen verließen oder wohl gar die Waffen gegen den Staat selbst kehrten. Empörungen der Söldner fanden wiederholt Statt. Sie sannen auf Verrath gegen Hanno, gegen Adherbal, gegen Himilko in Lilybäum und gegen Hamilkar Barkas auf dem Eryx und stellten somit fortwährend Karthago's Interesse und Heil auf's Spiel. Und wenn diese Söldner auch in Agrigentum, Lilybäum und Drepana, auf Herkte und auf dem Eryx mit bewunderungswürdiger Dauer aushielten, so lag der Grund eines Theils in der fesselnden Persönlichkeit der Anführer Hannibal, Himilko und Hamilkar und in einem gewissen Ehrgefühl, das auch Söldlingen nicht abzusprechen ist, hauptsächlich aber in den vielen Versprechungen und Verheißungen, welche ihnen in Zeiten der Gefahr gemacht wurden, deren Nichterfüllung ja dann auch den unheilvollen Söldnerkrieg herbeiführte. Karthago half sich eine Zeit lang durch außerordentliche Contributionen, welche es seinen Bundesgenossen und namentlich seinen Unterthanen in Afrika auflegte, erfüllte diese dadurch aber mit Abscheu und Haß gegen sich, erleichterte dadurch nicht blos das schnelle Umsichgreifen der geringen römischen Macht in Afrika, sondern führte auch den Abfall und die Empörung jener im Söldnerkriege herbei. Ihre Besitzungen glichen daher einem gefahrvollen vulkanischen Boden. Auf Sicilien und Sardinien genossen sie weder Liebe, noch Vertrauen. Sie hatten den dasigen Einwohnern die Freiheit entrissen, hatten auf wahrhaft barbarische Weise Jahrhunderte lang die Fluren verwüstet, die Städte eingeäschert und furchtbare Rache an denen ausgeübt, die sich ihnen nicht unterwerfen wollten oder von ihnen abgefallen waren. Man denke nur an das Schicksal der Himeräer! Sie waren ein Volk, das all sein Augenmerk auf Gewinn richtete, und wenn es auch in Geographie und Geschichte, in Mathematik, Schiffsbau und Kriegswesen, ja selbst im Landbau große Erfahrungen und Kenntnisse besaß, doch im Ganzen nur den praktischen Richtungen des Lebens, welche mit ihren Handelsspeculationen in Verbindung standen, huldigte, für die höheren verfeinerten und idealischen Richtungen des Geistes und Lebens aber, für Wissenschaften und Künste, in welchen

Digitized by Google

die Hellenen Siciliens alle anderen Völker Siciliens überfügelten, wenig oder gar keinen Sinn hatte. Rechnet man hierzu das orientalische Gepräge des punischen Volkes, das Ernste und Finstere, das kalt Speculirende und Egoistische im Wesen und Umgang, den Kleinmuth im Unglück und die Grausamkeit gegen die verdienstvollsten der eigenen Nation, ferner die Verschiedenheit der Religion, Sprache, Sitten, Denk- und Handlungsweise, in welch ungeheuerem Contrast standen sie zu den Hellenen Siciliens! Wie konnten sie auf die Treue eines Volkes rechnen, das sie seiner heiligsten Güter beraubt hatten, mit welchem sie in jeder Beziehung, außer in der Liebe zum Handel und Ackerbau, im schroffsten Gegensatze standen?

Die Karthager vertraten das orientalische Princip, wenn auch nicht in ungetrübter Reinheit. Bei der Lage ihrer Hauptstadt, bei ihrem Reichthum, bei ihrem Verhältniß zu den abhängigen und unterworfenen Völkern Afrika's, bei ihrer Betriebsamkeit, bei ihrem Verkehr und Verhältniß zu den Völkern Europa's, insbesondere aber zu den hochgebildeten Hellenen mußte dieses orientalische Princip im Laufe der Zeit eine Reihe von Eindrücken erhalten, welche manche Abwandlungen hervorriefen, ohne jedoch das orientalische Gepräge in seinen Grundtypen umzugestalten oder zu vernichten. So ist es unbestreitbar, daß sie sich in ihrer Gesetzgebung und in ihren Staatseinrichtungen mannichfach griechischer Vorbilder bedient haben, wenn es auch schwer hält, täuschungslose Blicke in den künstlichen Bau ihres weise geregelten Handelsstaates und ihrer von aristokratischen, oligarchischen und demokratischen Elementen durchdrungenen Verfassung zu thun. Im Gegensatze zu den Römern ist es von Wichtigkeit, daß eine Geldaristokratie, welche durch die Reichthümer aus dem Handel und den Provinzen verdorben war, im Staate herrschte und an der Spitze desselben ein Senat stand, welcher nicht mehr frei war von Parteiwuth, dessen ganze Thätigkeit nach Außen hin nicht auf politische Demonstrationen, auf Krieg und Eroberungen, aus Herrschsucht, sondern auf merkantile Fragen aus Gewinnsucht gerichtet war, in deren Interesse auch der kostspieligste Krieg nicht gescheut ward. Im Ganzen hat sich jedoch ihr nationales Gepräge mit dem der Hellenen nicht amalgamiren können. Beide Elemente standen sich in ihren Bestandtheilen, Richtungen und Bestrebungen zu schroff gegenüber, als daß eine vermittelnde Ausgleichung möglich gewesen wäre. Den Karthagern war es auch gar nicht um eine geistige Amalgamation zu thun, sie hatten nichts anderes, als merkantile und rein materielle Zwecke im Auge. Sie wollten die Produkte und das Geld der Hellenen, alles andere war ihnen Nebensache. Daß sie den abhängigen Städten der Insel ihre Sprache, ihre Religion, ihre Sitten, Gesetze und Magistrate aufgedrungen hätten, um deren Nationalität zu brechen, davon findet sich keine Spur. Eine Verschmelzung zweier ganz verschiedener Völker ist und bleibt überhaupt unendlich schwer. Man vergegenwärtige sich nur die Spanier in Amerika und die Britten in Indien. Die Besiegten nähern sich nur langsam und unmerklich den Eigenthümlichkeiten der Sieger, und hier fand sogar der umgekehrte Fall Statt, die Spanier und Britten, die gebildetsten Nationen der Erde, gegenüber fast ganz wilden Völkern. Die Karthager hingegen, wie weit standen sie als Sieger in geistiger Hinsicht hinter den Besiegten zurück! Die Materie herrschte über den Geist, der kalte Verstand über Phantasie und Gefühl. Auch heut zu Tage sehen wir noch, daß ein großes Handelsvolk auch in den fernsten Ländern wenig oder nichts von seiner Nationalität ablegt; aber nicht in allen Handelsstaaten, wie in dem großen englischen heut zu Tage, sehen wir neben dem Gelde auch den Geist herrschen, in den meisten anderen Fällen hat er eine sehr untergeordnete Stellung eingenommen. Der Reft der alten Siculoten im Innern der Insel kann bei obiger Frage keine Berücksichtigung finden, da ein solcher zwar noch existirte, geistig aber im Hellenenthume aufgegangen war.

Wie ganz anders erschienen im Vergleich mit den Karthagern die Römer! Auch sie waren eine durchaus auf das Aeußere und das Praktische gerichtete Nation; auch bei ihnen finden wir die geistigen Richtungen und Bestrebungen der Hellenen nicht vertreten; auch ihnen lag das Gebiet der Gefühle und Ideale fern; dessen ungeachtet trugen sie ein ganz anderes Gepräge, als jene. Handel, der Lebensnerv jener, war bei ihnen etwas ganz Untergeordnetes, zu gleichsam Entehrendes für einen freien Mann. Handel und Gewerbe lagen in den Händen der Freigelassenen, Clienten, Armen und Sclaven. Dagegen suchten sie ihre größte Ehre, ihr Heil und ihre Vorbereen auf der Feldmark, auf dem Forum und im Kriege. Ackerbau, Staatswesen und Krieg waren die Hauptbeschäftigungen freier römischer Bürger. Sie suchten ihr höchstes Glück nicht im Gelde, sondern in der männlichen Tüchtigkeit (virtus) auf dem Felde, im Staatsleben und im Kriege. Die Gewerbe der höheren Classen waren Staatsverwaltung und Kriegskunst, aber selbst die höchsten schämten sich nicht des Ackerbaues. Diesen Richtungen verbanden die Römer die Einfachheit ihrer Sitten, einen scharfen Blick für alle Rechtsverhältnisse, einen derben, rauhen und auf das Praktische gerichteten Sinn und Verstand, so wie einen ernsten und festen Willen. Dazu kommt, daß sie von glühendem Patriotismus und von einem Nationalstolz sonder Gleichen erfüllt waren. Sie waren Krieger von Leib und Seele, nicht Söldner oder Sclaven hatten den Staat zu schützen, jeder Bürger, und selbst bei dem Reichsten und Angesehensten fand keine Ausnahme Statt, mußte für Heerd und Vaterland mit seinem Leib und Leben einstehen. Von Jugend auf an Recht und Gesetz gewöhnt, im Kriege unter den strengsten Kriegsgesetzen stehend, geführt von Männern, welche ihr Höchstes lediglich in der Ehre und in dem Glücke des Vaterlandes suchten, glich die römische Bürgermiliz einer fast unwiderstehlichen und unbesiegbaren Macht, durch deren trefflich organisirte Kriegskunst, unvertilgbare Vaterlandsliebe, unbeugsame Beharrlichkeit und kalte Todesverachtung die freien Völker Italiens zu Grunde gingen, geschweige die Söldlinge Karthago's. Und an der Spitze des Staates stand ein Senat, welcher durch seine klügste Alle mit Achtung erfüllte, welcher, fern von allen Privatvortheilen, merkantilen Interessen und Parteiwuth, seine höchste Aufgabe in die Befestigung und Erweiterung der Majestät des römischen Volkes setzte und von Erlangung dieses Zieles weder durch ungeheuere Aufgebote der Kraft, noch durch unerhörte Opfer und Gefahren abgeschreckt werden konnte. Ehrsucht, Herrschsucht und Eroberungssucht waren dabei die Triebfedern einer Körperschaft, welche die Majestät des römischen Volkes auch nach Außen hin würdevoll vertrat, welche Krieg und Eroberung als etwas Nothwendiges erachtete und aufsuchte, wo sie konnte. Rom hatte durch Recht und Waffen den Begriff einer Nation errungen; es mochte nach Außen hin keinen Schritt, ohne eisern und gewappnet zu sein, und mit jedem Schritt, den es that, wuchs die Republik immer mehr zu einem Riesenleibe an, dessen Mittelpunkt Rom war und blieb, dessen Senat immer mehr einen imperatorischen Charakter offenbarte. Rom schritt seiner Größe entgegen, indem es als eroberder Staat offen auftrat.

Kein Wunder demnach, wenn ein solches Volk den Karthagern den Sieg entriß. Rom vertraute auf sich und sein Schwert, war jugendlich stark, kühn und verwegen; Karthago konnte nur auf sein Geld und auf Fremdlinge bauen. Rom war eine Macht des Schwertes, Karthago nur die des Handels. Die Größe Roms war nach dem Ausspruche Herenn *) auf einen Felsen, die Karthago's auf einen Grund von Goldsand gebaut. Bei dem Zusammentreffen beider nahm Roms Größe erst ihren Anflug, die Karthago's hatte bereits den höchsten Gipfel der Macht erreicht. Rom konnte zufolge seines Strebens nicht anders, denn als Sieger Friede schließen. Die Hellenen beugten sich vor der Majestät des römischen Namens sicher ebenfalls nicht aus Liebe zu diesem Volke, sondern meist aus Furcht vor dessen Waffen, aus Achtung vor dessen Ruf der Gerechtigkeit und vornehmlich aus Haß gegen die alten Oberherren. Die Römer strebten nicht nach einer merkantilen Herrschaft, sondern nach einer rein politischen über die Insel. Die Freiheit der Hellenen blieb unrettbar verloren, aber ihrer Selbständigkeit wurden doch von Seiten der Römer aus Politik weit größere Zugeständnisse gemacht, als es unter den Karthagern der Fall gewesen war.

*) S. dessen Ideen Thl. II, 1, 306.

Digitized by Google

ward 1819 in Böhmen geboren, erhielt eine wissenschaftliche Bildung, studirte in Prag und Wien und hielt sich dann auf größeren Reisen abwechselnd in Leipzig, Brüssel und am Rheine längere Zeit auf.

Er gab heraus:

Kelch und Schwert. Leipzig 1844. 2. Aufl. ebendas. 1845.
Beiträge in Prosa und Versen zu mehreren Zeitschriften, namentlich den „Grenzboten.“ Eine Sammlung neuer Dichtungen von ihm erscheint binnen Kurzem.

Ein sehr reiches und schönes Talent, voll tiefer Innigkeit und Gluth, lebendiger Anschauung, schöpferischer Phantasie und glücklicher Darstellungskraft, von dem sich noch viel Bedeutendes erwarten läßt, besonders wenn es sich noch höheren Gattungen als der Lyrik zuwendet.

König Wenzel der Faule.

1. Susanna.

Ein altes, altes Haus im alten Prag,
Das heißt das Königsbad noch heut zu Tag
Und es bespülts der Moldau blau Gewässer.
Darauf ein Bild, das mit bereitem Munde
Von dem, was einstens hier geschehn, giebt Kunde.
Doch wird das Bild von Jahr zu Jahre blässer,
Und mag das Bild auch endlich ganz verblassen,
Und mag ersterben nach und nach die Sage:
So Manches, was geschieht noch heut zu Tage.
Wird uns sodann dran nicht vergessen lassen.

Im Bade dehnt sich König Wenzeslaus —
Die laue Welle spielt um seine Glieder
Wie süße Wollust weicher Liebeslieder,
Wie üpp'ger Schlaf nach schwelgerischem Schmaus.

Dem König Wenzel ist so wohl zu Muth,
Daß er wie Kindlein spielet mit der Fluth:
Er läßt sie über Hals und Nacken schäumen
Und überläßt sich lächelnd süßen Träumen;
Und träumt so wahrhaft süß, als wär' hienieden
Errungen schon der ewige Völkerfrieden,
Als wäre nicht das heil'ge römische Reich
Das ganze, Einem blut'gen Schlachtfeld gleich,
Als bebte nicht am eignen Herd der Bürger,
Als zöge nicht durchs Land der Judenwürger,
Als drückte nicht den Wanderer unbehaust,
Wohin er zieht, das Recht der blut'gen Faust,
Als flösse nicht um ihn das Blut in Strömen
Aus den entflammten Herzen seiner Böhmen,
Als keuchte nicht die blasse Hungersnoth
Rings durch die Gassen Prags und schrie nach Brod.

So träumt ein König nur wie Wenzeslaus,
Schwankt wie ein Nachen auch sein Königshaus,
Ein König, der des Geistes Sonnen preist
Und seinen Henker gern „Gewatter“ heißt,
Der seine Königin vorwarf den Hunden
Und süße Lieder singt zu allen Stunden.

Ja, auch ein Sänger ist der holden Minnen
Der zubenannte faule Böhmenkönig —
Mild klingt sein Lied und Kirchenglockentönig.
Wie er im Bad sich streckt, in tiefes Sinnen,
In aufgelöste Träumerei versenkt,
Vielleicht daß eines süßen Lieds er denkt.

Da stört ihn auf ein Lärm — ein fernes Schrein,
Ein wildes Stimmenrufen mittendrein,
Ein tolles Jauchzen und ein dumpfes Heulen,
Ein Dröhnen wie von Lanze, Schwert und Keulen,
Wie Sturm und Wirbelwind in Eins verflossen; —
Der König hebt im Bade sich verdrossen,
Er streckt das bärt'ge Haupt empor zu lauschen:
„Sind es der Moldau Wellen, die so rauschen?
„Schlägt so der Sturm an dieser Hütte Planken,
„Die, ob sie stürzen wollten, bebend wanken?“

Da tönt herein des Aufruhrs erster Gruß:
„Den Pfaffen Tod! — und hoch Johannes Huß!“

„„Ist's das? — ich geb' Euch gern die Pfaffen drein,
„„Hoch lebe Huß! gern stimm' ich mit Euch ein.““

Ein zweites Grüßen: Nieder mit den Räthen,
Die uns die Seele aus dem Leibe treten!
Der König spricht: „Ist Euch das Volk zur Last,
So nehmt es hin — 's ist mir wie euch verhaßt.“

Doch immer wilder tönt des Aufruhrs Stimme,
Das Haus erzittert vor des Volkes Grimme.
Hier ruft es: Fauler König, gieb uns Brod!
Dort schreit die Wuth: Seid frei und schlagt ihn todt!

Die Keulen dröhnen an geschlossner Pforte,
Und an des Königs Ohr mordlust'ge Worte.
Er bebt — da ist kein Weg, der ihn errette,
Die Moldau hier und hier des Volkes Kette.

Da stürzt des Hauses starke Magd heran;
Sie wirft ein Linnen um des Königs Lenden,
Dann faßt sie ihn — und mit gewalt'gen Händen
Fort zieht sie ihn, hinaus und in den Kahn.
Fort! ruft sie, fort, eh' sie das Thor erbrechen
Und ihre Noth in deinem Blute rächen!

Das Ruder faßt sie an und weit vom Ufer
Das Schifflein fliegt auf sturmbewegter Welle,
Indessen ferne an des Bades Schwelle
Verhallt das Schreien der rebell'schen Rufer.
Stromaufwärts fliegt's — die Sturmeswellen heben
Und werfen es, als wollten sie erfühlen
Die süße Last, mit einem Königsleben,
Gleichwie mit einem leichten Ball zu spielen.

Susanna aber schlägt sie mit Gewalt
Aufs Haupt mit ihrem Ruder, daß es schallt
Wie eines Schwertes Schläge ohne Zahl
Auf eines Feindes Helm- und Schilderstahl.

Vorüber an der Inseln grünem Rande
Und an des Wissehrades felsʼgem Strande
Lenkt sie das Schifflein mit gewalt'ger Hand
Und weiter immer fort ins offne Land.

Auf niederer Bank der König Wenzel sitzt,
Kaum daß er seine Blöße kann bedecken
Vor Welle auf Welle, die herüber spritzt
Und höhnend nach ihm scheint die Hand zu strecken.

Wie ihn die Welle wirft — ihm ist es recht! —
Fürwahr, der kennt den König Wenzel schlecht,
Der meint, daß ihm vor Volk und Welle bangt.
Nicht doch — in stiller Lust sein Auge hangt
An der gewalt'gen, wellenmächtigen Magd,
Die, wie sie vor ihm steht mit losen Haaren,
Durch die die Winde stürmisch wühlend fahren,
In ihrer Schönheit seinem Sinn behagt.
Er sieht sie an mit lächelndem Gesicht,
Wie sie das Ruder schwingt, wie ihre Glieder,
Selbst Wellen ähnlich, wogen auf und nieder,
Wie sich ihr Antlitz röthet — und er spricht:

„Du Jungfrau, also schön und kühn und stark,
„In deren Gliedern glühet Wiastas Mark,
„Dir schuld ich Dank — ich will in Hermelin
„Und Sammet hüllen deinen schönen Leib,
„Du seist als schönstes und als kühnstes Weib
„In Zukunft meines Hofes Königin!
„Mit Gold und Edelstein will ich dich schmücken
„Und Perlen reih'n um deinen schönen Hals,
„Du wirst die Sänger meines Hofs entzücken
„Und leben in den Liedern ew'gen Schalls.

Susannas Stirne flammt, ihr Auge blitzt,
Sie lenkt mit Einem Stoß den Kahn ans Land,
Und auf das Ruder ihren Leib gestützt
Spricht sie also zum König hingewandt:

Digitized by Google

„Ich bin ein Weib des Volks und will es bleiben!
„Dir laß ich Hermelin und Edelstein
„Und deines Hofes fluchbeladnes Treiben,
„Dagu des Volkes jammervolles Schrein.
„Nicht will ich mich vom Mark und Schweiß und Blut,
„Von des zermalmten Volks gethohlnem Gut,
„Mit deinen Sängern und gekrönten Gästen
„An deinen königlichen Tafeln mästen.
„Hast du's gehört, wie es in seiner Noth
„Aufschreit und ächzt nach einem Bissen Brod?!
„Nach deines Tisches abgefall'nen Resten? — —
„Und ich soll folgen deinen Freudenfesten? —
„Ich fluche dir so sehr, wie sie dir fluchen, —
„Und schwere Sünde scheint mir jetzt fürwahr,
„Daß ich nach Weiberart so weibisch war,
„Der Rache dich zu flehten, die sie suchen.
„Jetzt fliehe schnell, daß mich zu spät nicht reue,
„Daß ich dem Volk gebrochen so die Treue,
„Daß ich von neuem nicht das Ruder fasse
„Und von den Wellen, die darob empört,
„Daß ich das heil'ge Volksgericht gestört,
„Entgegen dich den Rächern treiben lasse."

Der König floh ins offne Land dahin,
Gleich einem Bettler kaum verhüllt die Glieder;
Sie aber schwamm, gleich einer Königin,
Auf wildem Strom zu den Rebellen nieder.

2. Der blinde Jüngling.

Ein altes Büchlein mit vergilbten Blättern,
Mit sonderbar gekrummten, grauen Lettern,
Schlecht dent noch, wie ein Greis, von Haus zu Haus,
Der Blinde lieft den Gaffen vor daraus,
Und durch des Volkes Glauben ist's geweihet.
Es klinget wie ein gestierbafter Gruß
Und saget, wie zur Zeit des Kehers Fuß,
Ein weiser, blinder Jüngling prophezeihet.

Der König Wenzel hat die böse Stunde;
Da hilft nicht Saitenspiel, nicht Becherklang,
Nicht die geheimnißreichste Reichsurkunde,
Nicht das Geklaff der wilden Bastardhunde,
Nicht eigner und nicht fremder Minnesang.

Er schweifet durch des Schlosses weite Gänge —
Da schrecket ihn bei jedem Tritt und Schritt
Der Wachen Ruf, der Glanz der Partisanen,
Vom Giebel hoch der Pfiff der Wetterfahnen,
Vom Thurm die mitternächt'gen Glockenklänge —
Und wie er an des Schlosses Pforte tritt,
Der Bettler selber, der die breite Schwelle
Sich auserwählt als gute Lagerstelle.

Der König lehnt sich an die Pfoste schweigend
Und lauschet auf des Bettlers guten Schlaf,
Und denkt, zu seinem Haupt sich niederneigend:
Wohl dir, daß du nicht König Wenzeslav.
Ihm ist so weh, als zuckten alle Krämpfe
Des weiten Reichs durch seine eignen Glieder,
Und also wüst, als tönten alle Kämpfe
Der Deutschen zwietracht ihm im Herzen wieder.
Und zu sich selber spricht er: Wer zu sagen
Mir wüßte, was sich bald mit mir begiebt,
Ob neu in Pracht erstehst in nahen Tagen,
Ob meine Herrlichkeit in Nichts zerstiebt?
Ich hörte sagen, daß in jenem Hause,
Das einsam stehet in des Wald's Gebrause,
Ein blinder Jüngling lebt, der geist'gen Blicks
Zu deuten weiß die Räthsel des Geschicks,
Und wohl zu lesen in der Zukunft Buche —
Erprob' ich seine Kunst? — Ob ich's versuche?

Den Bettler schrecket er auf vom harten Bett,
Er wirft ihm hin so Mantel als Barett,
Und reißt den schlechten Kittel ihm herab
Und den zerfetzten Hut, den Bettelstab,
Und eingehüllt in niedre Bettlertracht
Geht hin der König durch die dunkle Nacht.
Er schreitet schweigend durch die öden Gassen,
Dann über Stege und verlass'ne Straßen,
Dann über Berge, Schluchten, Thal und Wald
Und immer weiter ohne Aufenthalt.

Im Ton des Windes, in der Blätter Rauschen
Hört er Verräther, die ihn feig belauschen;
Ihm ist's auf diesem Weg, ob das Geschick
Ihm folgt und säß' ihm würgend im Genick.

Schon will der Morgen lieblich auferstehen,
In hoher Krone lacht der Auerhahn,
Die Vöglein stimmen ihre Lieder an,
Aus Gras und Büschen hundert Augen sehen,
Von Eichhörnlein, Kaninchen, Hirsch und Rehen,
Als wollten sie sich schier verwundert sagen:
„Vor König Wenzel ist heut nicht zu zagen,
„Heut kommt er nicht mit Lanz und Pfeil und Bogen,
„Heut kommt er mit dem Bettelstab gezogen."

Jetzt steht er vor der Hütte des Propheten;
Noch hält er zaudernd an der Schwelle inne,
Ob er sich selber auf sich selbst besinne,
Dann schnell entschlossen ist er eingetreten.

Auf einem schlechten, strohbedeckten Lager
Liegt eines Jünglings krankende Gestalt,
Blond ist sein Haar, doch seine Stirn ist alt
Und seine Glieder sind gebleicht und hager.
An sieht man's diesen ausgebrannten Augen,
Daß sie das Nächste nicht zu sehen taugen;
Doch wie so stier hinschaun die blassen Sterne,
Wohl scheinen sie zu sehn in weite Ferne.

Er hebt vom Lager sich, und hin zur Pforte
Sich neigend spricht er sinnend diese Worte:
„Was bebt die Schwelle so von meinem Haus?
„Ich grüße dich, mein König Wenzeslaus!

Der König fragt: „So hast du schon vernommen,
„Daß ich zu deiner Hütte wollte kommen? —
Der blinde Jüngling aber lächelnd spricht:
„Dein Pförtner weiß von deinem Zugang nicht;
„Des Waldes Thier allein, der Blätter Rauschen
„Hat es gewagt, dich wandernd zu belauschen.
„Dem Bettler neidet du, o König Wenzeslav,
„Auf hartem Steine seinen süßen Schlaf;
„Und kommst nun selbst in niedrer Bettlertracht
„Zu betteln bei der Zukunft heil'gen Nacht
„Und durch des Blinden geisterhafte Blicke
„Zu deuten dir die Räthsel der Geschicke."

„Nun denn so sprich, du Blinder, ohne Zaudern!!"
Der König ruft es, seine Glieder schaudern,
Er lehnt sich lauschend an der Hütte Wand,
Und deckt die Augen zu mit kalter Hand.
Der Blinde neigt das Haupt, die Zunge lallt,
Kaum hörbar bebt das Wort aus seinem Munde,
Bis immer stärker, immer düstrer schallt
Wie Sturmgebrause die Prophetenkunde:

„Ich sehe lohern einen Scheiterhaufen —
„Sancta simplicitas! — sie wollen taufen
„Den edlen Gottesschwan in Feuersgluten —
„Es sprühen Funken aus dem Aschenhauf
„Ins Böhmenland, es brennt, es lodert auf —
„Und durch die Flammen seh' ich hohe Fluten
„Aus tausend Herzen strömen, die verbluten —
„Und heimische und fremde wilde Horden —
„Und eine lange Reih' von Greul und Morden —
„Bis an das Knie im Blute geht ihr Fuß —
„Dann seh' ich Noth und lange Pein unsäglich —
„Gebrochne Wappen, Herzen, Geister kläglich —
„Dann Heilige durch heil'gen Martyrkuß.
„Dann wehen fremde Fahnen von den Zinnen,
„Dann wird das stille, stumme Reich beginnen,
„Der alte Gott, die Lieder sind gedannt
„Und diese Ruh' ist auf das grüne Land
„Als wie ein weites Leichentuch gebreit —
„Doch ist die stille Zeit noch weit — noch weit."

„Was kümmert mich die weite, ferne Zeit,"
Der König ruft — „von Morgen sprich, von Heut!"

Der blinde Jüngling aber grollend spricht,
Mit aufgehobner Hand: „Dieweil dich kümmert nicht,
„O König Wenzeslaus, die ferne Zeit,
„Gieb Acht, gieb Acht, daß dir von deinem Heut
„Mein Seheraug' nichts Böses prophezeit'!
„Als König Saul zu Endors Here ritt,

Digitized by Google

„Trug er sein Todesschwert zur Seite mit;
„Als Belsazar gefehn des Himmels Rechte,
„In selber Nacht erschlugen ihn die Knechte."

Der Blinde schweigt — er schließt die Augenlider,
Er neigt sein Haupt tief bis zum Herzen nieder,
Dann ruft er aus mit schauriglefem Ton:
„Dein Reich ist faul — es stürzt dein Königsthron!"

„Und wann?" — Der König Wenzel ruft's entsetzt.
Der Blinde murmelt: „Laß dem Sand mich lauschen —
„Noch zwanzig Körnlein, ha, wie schnell sie rauschen —
„In kurzer Frist — zehn Körnlein noch — fünf — jetzt!"

„Ha? — Jetzt!" — Der König lacht des Trugpropheten,
Er schwingt den Bettelstab, als wär's ein Schwert,
Und aus der Hütte, wie er eingekehrt,
Ist er mit wilder Hast hinausgetreten.

Er eilet über Berge, Thal und Wald —
Und immer weiter ohne Aufenthalt,
Schon neiget sich der süße Frühlingstag,
Die Sonne sinkt, als er vor seinem Prag
Noch unerkannt in Bettlerkleidern stand.
Da glänzen von den Thürmen fremde Fahnen
Und von den Thoren fremde Partisanen —
„O, falscher Bruder, Bruder Sigismund!"

Valentin Wilhelm Havemann

wurde am 27. Sept. 1800 zu Lüneburg geboren, erhielt daselbst einen Theil seiner Schulbildung, bezog 1819 die Universität Göttingen und studirte die Rechte. In burschenschaftliche Verbindungen verwickelt, wurde er nach beendigten akademischen Studien zum Auditoreramen nicht zugelassen, weswegen er 1822 nach Darmstadt ging, wo er bei einem Knabeninstitute als Lehrer angestellt wurde. Hier verhaftete man ihn plötzlich kurz vor Weihnachten 1823, er wurde an die preußische Regierung abgeliefert, wo er wegen Nichtgeständnisses eine strenge Behandlung zu erdulden hatte, jedoch später nebst mehreren andern Landsleuten an Hannover abgegeben wurde. Nach beendigter Untersuchung sah sich H. zu fünfjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt, die er im December 1824 auf der Festung zu Hildesheim antrat. Als er im Dec. 1829 die Freiheit erhalten, hielt er in Hannover vor einem gemischten Publicum historische Vorlesungen. Der Herzog von Cambridge und mehrere Große nahmen sich seiner an und bewirkten, daß er an der Akademie des Generalstabes als Lehrer der Geschichte und deutschen Literatur angestellt wurde. Im J. 1831 kam H. als Lehrer an die Klosterschule zu Ilfeld. Nachdem Dahlmann und Gervinus ihre Professuren niedergelegt und Göttingen verlassen hatten, erging an ihn der Ruf als Professor der Landesgeschichte in Göttingen, den er auch annahm.

Er schrieb:

Geschichte der Kämpfe Frankreichs in Italien von 1494 — 1515. 2 Bände Hannov. 1833—35.
Historie von St.-Elisabeth. Berlin 1833.
Christliches Gesangbuch für Schulen. Hannov. 1837.
Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg 2 Bände Lüneburg 1837 — 38.
Handbuch der Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg. Lüneburg 1838.
Elisabeth Herzogin von Braunschweig-Lüneburg Monographie. Gött. 1839.

H. hat sich vorzüglich durch seine Geschichte der französischen Feldzüge in Italien am Schlusse des Mittelalters, so wie durch seine vaterländische Geschichte, den Beifall der bedeutendsten deutschen Historiker, und einen sehr geachteten Namen in der Gelehrtenwelt erworben.

Friedrich Hebbel

wurde im Jahre 1813 zu Wesselburen im Dithmarschen geboren, mußte sich anfänglich ärmlich behelfen, und erhielt, bei einer höchst dürftigen Lectüre, fast seine ganze Jugendbildung aus der Bibel; auch die abgerissen und geheimnißvoll als Tradition im Volke lebende Geschichte seiner Heimath wirkte mächtig auf ihn ein. Erst im zweiundzwanzigsten Jahre konnte er sich den Wissenschaften widmen; er studirte anfangs in Heidelberg, dann in München Philosophie. Im Jahre 1839 kehrte er nach Norddeutschland zurück und wählte Hamburg zu seinem Aufenthaltsorte. Seit Ende des Jahres 1842 lebte er in Kopenhagen und erhielt dann vom König von Dänemark ein Reisestipendium, in Folge dessen er nach Italien ging. — Von dort zurückgekehrt, ließ er sich in Wien nieder, wo er sich mit der talentvollen Schauspielerin Enghaus vermählte.

Er schrieb:

Judith. Eine Tragödie in 5 Akten. 8. Hamburg 1841. Hoffmann und Campe.
Gedichte. 8. Ebend. 1842.
Genoveva. Eine Tragödie in 5 Akten. 8. Ebend. 1843.
Mein Wort über das Drama! Eine Erwiederung an Prof. Heiberg in Kopenhagen. gr. 8. Ebend. 1843.
Maria Magdalene. Ein bürgerl. Trauersp. in 3 Akten. Nebst einem Vorwort, betr. das Verhältniß der dramat. Kunst zur Zeit und verwandte Punkte. 8. Ebend. 1844.

Ein höchst bedeutendes Talent, wohl neben sehr Wenigen das bedeutendste der jüngeren Generation, reich an schöpferischer Phantasie, tiefem und starkem Gefühl, Kraft, Würde und Großartigkeit der Gedanken und der Lebensanschauung. Hebbel hat sich nur langsam Bahn gebrochen, aber er ist auf dieser Bahn stets fortgeschritten und die Anerkennung der Menge muß ihm, wenn auch erst nach Jahren, in großem Maaße zu Theil werden, während die Freunde echter Poesie sich jetzt schon mit lebhaftester Theilnahme an seinen Leistungen erfreuen und ihm, um der Tiefe der Gedanken willen, die er überall bei seltener Herrschaft über Sprache und Form offenbart, manche zu geniale Steigerung, besonders in der Charakterzeichnung, um so mehr verzeihen, als selbst diese ein hohes geistiges Interesse darbietet.

Digitized by Google

Das alte Haus.
1834.

Der Maurer schreitet frisch heran,
Er soll dich niederbrechen;
Da ist es mir, du altes Haus,
Als hörte ich dich sprechen:
„Wie magst du mich, das lange Jahr'
Der Lieb' und Eintracht Tempel war,
Wie magst du mich zerstören?

Dein Ahnherr hat mich einst erbaut
Und unter frommem Beten
Mit seiner schönen stillen Braut
Mich dann zuerst betreten.
Ich weiß um Alles wohl Bescheid,
Um jede Lust, um jedes Leid,
Was ihnen widerfahren.

Dein Vater war geboren hier,
In der gebräunten Stube,
Die ersten Blicke gab er mir,
Der munt're, kräft'ge Bube.
Er schaute auf die Engelein,
Die gaukeln in der Fenster Schein,
Dann erst auf seine Mutter.

Und als er traurig schlich am Stab
Nach manchen schönen Jahren,
Da hat er schon, wie still ein Grab,
In meinem Schooß erfahren;
In jener Ecke saß er da,
Und stumm und händefaltend sah
Er sehnlich auf zum Himmel.

Du selbst — doch nein, das sag' ich nicht,
Ich will von dir nicht sprechen,
Hat dieses Alles kein Gewicht,
Magst du mich niederbrechen.
Das Glück zog mit dem Ahnherrn ein,
Zerstöre du den Tempel sein,
Damit es endlich weiche.

Noch lange Jahre kann ich stehn,
Bin fest genug gegründet,
Und ob sich mit der Stürme Wehn
Ein Wolkenbruch verbündet.
Kühn rag' ich, wie ein Fels, empor,
Und was ich auch an Schmuck verlor,
Gewann ich's nicht an Würde!

Und hab' ich denn nicht manchen Saal
Und manch' geräumig Zimmer?
Und glänzt nicht festlich mein Portal
In alter Pracht noch immer?
Noch Jedem hat's in mir behagt,
Kein Glücklicher hat sich beklagt,
Ich sei zu klein gewesen.

Und, wenn es einst zum Letzten geht,
Und wenn das warme Leben
In deinen Adern stille steht,
Wird dies dich nicht erheben,
Dort, wo dein Vater sterbend lag,
Wo deiner Mutter Auge brach,
Den letzten Kampf zu streiten?"

Nun schweigt es still, das alte Haus,
Mir aber ist's, als schritten
Die todten Väter all' heraus,
Um für das Haus zu bitten,
Und auch in meiner eignen Brust,
Wie ruft so manche alte Lust:
Laß stehn das Haus, laß stehen!

Indessen ist der Mauermann
Schon in's Gebälk gestiegen,
Er fängt mit Macht zu brechen an
Und Stein' und Ziegel fliegen.
Still, lieber Meister, geh von hier,
Gern zahle ich den Taglohn dir,
Allein das Haus bleibt stehen.

Auf ein schlummerndes Kind.
1835.

Wenn ich, o Kindlein, vor dir stehe,
Wenn ich im Traum dich lächeln sehe,
Wenn du erglühst so wunderbar,
Da ahne ich mit süßem Grauen:
Dürft' ich in deine Träume schauen,
So wär' mir Alles, Alles klar!

Dir ist die Erde noch verschlossen,
Du hast noch keine Lust genossen,
Noch ist kein Glück, was du empfingst:
Wie könntest du so süß denn träumen,
Wenn du nicht noch in jenen Räumen,
Woher du kamest, dich ergingst?

Der junge Schiffer.
1836.

Dort bläht ein Schiff die Segel,
Frisch saust hinein der Wind;
Der Anker wird gelichtet,
Das Steuer flugs gerichtet,
Nun fliegt's hinaus geschwind.

Ein kühner Wasservogel
Kreist grüßend um den Mast,
Die Sonne brennt herunter,
Manch' Fischlein, blank und munter,
Umgaukelt keck den Gast.

Wär' gern hineingesprungen,
Da draußen ist mein Reich!
Ich bin ja jung von Jahren,
Da ist's mir nur um's Fahren,
Wohin? das gilt mir gleich!

Scheidelied.
1837.

Kein Lebewohl, kein banges Scheiden!
Viel lieber ein Geschiedensein!
Ertragen kann ich jedes Leiden,
Doch trinken kann ich's nicht, wie Wein.

Wir saßen gestern noch beisammen,
Von Trennung wußt' ich selbst noch kaum!
Das Herz trieb seine alten Flammen,
Die Seele spann den alten Traum.

Dann rasch ein Kuß vom lieben Munde,
Nicht Schmerz getränkt, nicht Angst verkürzt!
Das nenn' ich eine Abschiedsstunde,
Die leere Ewigkeiten würzt.

Scheidelied.
1838.

Das ist ein eitles Wähnen!
Sei nicht so feig, mein Herz!
Gieb redlich Thränen um Thränen,
Nimm tapfer Schmerz um Schmerz!

Ich will Dich weinen sehen,
Zum ersten und letzten Mal!
Will selbst nicht widerstehen!
Da löscht sich Qual in Qual!

In diesem bittern Leiden
Hab' ich nur darum Muth,
Nur darum Kraft zum Scheiden,
Weil es so weh uns thut.

Digitized by Google

Der junge Jäger.
1838.

In die kühle Felsengrotte
Tritt der junge Jäger ein.
Heiß ist's draußen, um zu schlummern,
Legt er still sich auf's Gestein.

Und der Schlaf, der ewig milde,
Schließt ihm bald die Augen dicht;
Holder Träume lichte Schatten
Fliegen über sein Gesicht.

In die kühle Felsengrotte
Tritt ein Mädchen hoch und schlank,
Sieht den Schläfer, hold erschrecket,
Naht sie hastig seiner Bank.

Will ihn wecken, hört Schritte,
Ruft mit Angst: es ist zu spät!
Macht des Kreuzes schirmend Zeichen,
Ueber ihn, wie im Gebet.

In die Grotte tritt der Wildschütz,
Sieht den jungen Jägersmann,
Greift erblassend nach der Büchse,
Spannt den Hahn, legt auf ihn an.

Vor den Bruder tritt das Mädchen,
Doch er drängt sie stumm zurück;
Der hat einst auf mich geschossen!
Sagt ihr ernst und streng sein Blick.

„Sieh ihn schlafen — spricht sie leise —
Er ist jetzt in Gottes Schutz;
Ihm zur Seite steht ein Engel,
Fühlst du's nicht in deinem Trutz?"

Als er aufsacht, sieht sie innig:
„Sieh, er schläft so ruhig fort!
Laß, bis er erwacht, ihn leben!"
Er gelobt's mit kurzem Wort.

Still am Flintensteine schraubend,
Blickt er auf den Feind so wild;
Lautlos auf die Kniee sinkend,
Liegt sie bleich, ein Marmorbild.

„„Glaubst du nicht an seinen Engel,
Oder bist du's selbst zumeist?""
„Ach, ich bete" — seufzt sie weinend —
Daß du nie ein Mörder seist."

Pulver auf die Pfanne schüttend,
Spricht er finster, ungeirrt:
„Wenn ich auch ein Mörder werde,
Ist es nur, daß der's nicht wird!"

Ringsum Stille, durch das Summen
Eines Käfers kaum gestört,
Tief genug, daß man des Schläfers
Leise Athemzüge hört.

Horch, da raschelt's vor der Grotte,
Und ein Hirsch, neugierig, streckt
Seinen Hals hinein zum Eingang,
Springt zurück, und flieht erschreckt.

Doch der Schütz, rasch, unwillkürlich,
Sendet seinen Schuß ihm nach,
Flucht dann laut und stürmt von hinnen,
Denn das hallt, wie Wetterschlag.

Aus dem Schlummer, der ihn deckte,
Fährt der Jäger rasch empor;
Eine Rose sieht er liegen,
Die das Mädchen kaum verlor.

Die gemahnt ihn an die Jungfrau,
Die an ihm vorüberflog,
Eine Thräne stolz zerdrücknend,
Als er jüngst den Wald durchzog.

Eine Rose, weiß, wie diese,
Trug sie still an ihrer Brust;
Daß sie seines Feindes Schwester,
War ihm nimmermehr bewußt.

Als er aus der Grotte schreitet,
Trifft er mit verbißner Wuth,
Den an seiner Statt des Schützen
Kugel traf, den Hirsch im Blut.

„Frevler, damals wollt' ich fehlen,
Denn das Herz erstarrte mir,
Doch, ertapp' ich jetzt dich wieder,
Sollst du stürzen, wie dies Thier!"

An den Hut die Rose steckend,
Schwur er's und verschwand im Wald.
Sagt mir, was der Schuß bedeutet,
Der von dort herüberhallt?

Der Sonnen-Jüngling.
1839.

Der Sonnen-Jüngling blickt zum ersten Mal
Hernieder auf die Erde mit Verlangen;
Er kehrt sich glühend ab in süßem Bangen,
Doch blüh'n schon Veilchen auf vor seinem Strahl.

Er blickt noch einmal, und zu seiner Qual
Ist schnell die erste Lilie aufgegangen;
Beim dritten Mal steht er die Rose prangen,
Nun muß er rastlos blicken, ohne Wahl.

Und ach! je länger er sie nun betrachtet,
Je größer wird in seiner Brust das Sehnen,
Weil sie sich immer lieblicher gestaltet.

Er aber, der sich neben ihr verachtet,
Ahnt nicht in seinem Weh und seinen Thränen,
Daß all' die Schönheit nur sein Blick entfaltet.

Mein Päan.
1840.

Ich möchte auch einmal von Freiheit singen,
Doch, ist der Drang auch groß, den ich verspüre,
Wer sagt mir, wie viel Odem ihm gebühre?
Mir däucht, zuvor muß ich den Flammberg schwingen.

Der Tag erst, wo um mich die Schwerter klingen,
Wo ich, so wie ich jetzt die Saiten rühret,
Mit eigner Faust mein gutes Eisen führe,
Der Tag erst wird die rechte Antwort bringen.

Auch dann noch fecht' ich still und stumm, gleich Allen,
Die schweigend ihren Haß und Grimm getragen,
Doch endlich wird mein Blut die Erde färben.

Dann soll der Freiheit mein Päan erschallen.
Denn so viel Worte, glaub' ich, darf ich wagen,
Als Odem zwischen Fallen bleibt und Sterben.

Das Kind am Brunnen.
1841.

Frau Amme, Frau Amme, das Kind ist erwacht!
Doch die liegt ruhig im Schlafe.
Die Vöglein zwitschern, die Sonne lacht,
Am Hügel weiden die Schafe.

Frau Amme, Frau Amme, das Kind steht auf,
Es wagt sich weiter und weiter!
Hinab zum Brunnen nimmt es den Lauf,
Da stehen Blumen und Kräuter.

Digitized by Google

Frau Amme, Frau Amme, der Brunnen ist tief!
Sie schläft, als läge sie drinnen!
Das Kind läuft schnell, wie es nie noch lief,
Die Blumen locken's von hinnen.

Nun steht es am Brunnen, nun ist es am Ziel,
Nun pflückt es die Blumen sich munter,
Doch bald ermüdet das reizende Spiel,
Da schaut's in die Tiefe hinunter.

Und unten erblickt es ein holdes Gesicht,
Mit Augen, so hell und so süße.
Es ist sein eignes, das weiß es noch nicht,
Viel stumme, freundliche Grüße!

Das Kindlein winkt, der Schatten geschwind
Winkt aus der Tiefe ihm wieder.
Herauf! Herauf! so meint's das Kind:
Der Schatten: hernieder! hernieder!

Schon beugt es sich über den Brunnenrand,
Frau Amme, du schläfst noch immer!
Da fallen die Blumen ihm aus der Hand,
Und trüben den lockenden Schimmer.

Verschwunden ist sie, die süße Gestalt,
Verschluckt von der hüpfenden Welle,
Das Kind durchschauert's fremd und kalt,
Und schnell enteilt es der Stelle.

Leben.
1841.

Seele, die du, unergründlich
Tief versenkt, dich ostwerwärts
Schwingen möchtest und allständlich
Dich gehemmt wähnst durch den Schmerz, —
An den Taucher, an den stillen,
Denke, der in finstrer See
Fischt nach eines Höhern Willen:
Nur vom Athmen kommt sein Weh.

Ist die Perle erst gefunden
In der öden Meilengruft,
Wird er schnell empor gewunden,
Daß ihn hellen Licht und Luft;
Was sich lange ihm verhehlte,
Wird ihm dann auf einmal klar:
Daß, was ihm im Abgrund quälte,
Eben nur sein Leben war.

Welt und Ich.
1842.

Im großen ungeheuren Oceane
Wüßt du, der Tropfe, dich in dich verschließen?
So wirst du nie zur Perl' zusammenschießen,
Wie dich auch Fluten schütteln und Orkane.

Nein! öffne deine innersten Organe
Und mische dich im Leiden und Genießen
Mit allen Strömen, die vorüber fließen,
Dann dienst du dir und dienst dem höchsten Plane.

Und fürchte nicht, so in die Welt versunken,
Dich selbst und dein Ur-Eignes zu verlieren:
Der Weg zu dir führt eben durch das Ganze!

Erst, wenn du kühn von jedem Wein getrunken,
Wirst du die Kraft im tiefsten Innern spüren,
Die jedem Sturm zu stehn vermag im Tanze!

Aus Judith.
Fünfter Akt.

Abend. Das erleuchtete Zelt des Holofernes. Hinten ein Vorhang, der das Schlafgemach verdeckt.

Holofernes. Hauptleute. Kämmerer.

Holofernes (zu einem der Hauptleute.) Du hast gekundschaftet? Wie steht es in der Stadt?

Der Hauptmann. Es ist, als ob sich Alle darin selbst begraben hätten. Diejenigen, welche die Thore bewachen, sind wie aus dem Grabe emporgestiegen. Auf Einen legte ich an, doch bevor ich noch abdrückte, fiel er schon von selbst todt zu Boden.

Holof. Also Sieg ohne Krieg. Wär' ich jünger, so mißfiele mir's. Da glaubt' ich mein Leben zu stehlen, wenn ich's mir nicht täglich neu erkämpfte; was mir geschenkt wurde, meinte ich gar nicht zu besitzen.

Der Hauptm. Priester sieht man stumm und ernsthaft durch die Gassen schleichen. Lange, weiße Gewänder, wie bei uns die Todten tragen. Hohle Augen, die den Himmel zu durchbohren suchen. Krampf in den Fingern, wenn sie die Hände falten.

Holof. Daß man mir solche Priester nicht tödtet! Die Verzweiflung in ihrem Gesicht ist mein Bundesgenosse.

Der Hauptm. Wenn sie jetzt zum Himmel emporschauen, so gilt es nicht dem Gott, den sie dort suchen, es gilt einer Regenwolke. Aber die Sonne zehrt die dünnen Wolken auf, die einen Tropfen der Erquickung versprechen, und auf die gesprungenen Lippen fällt ihr heißer Strahl. Dann ballen sich Hände, dann rollen Augen, dann zerstoßen sich Köpfe an den Mauern, daß Blut und Gehirn fließt!

Holof. Wir sahen das öfter! (Lachend.) Haben wir doch selbst eine Hungersnoth erlebt, wo der Eine scheu zurückwich, wenn der Andere ihn küssen wollte, aus bloßer Furcht vor einem Biß in die Backe. Halloh, bereitet das Mahl, laßt uns lustig sein! (Es geschieht.) Ist nicht morgen der fünfte Tag?

Der Hauptm. Ja.

Holof. Da wird sich's entscheiden! Uebergiebt sich Bethulien, wie diese Ebräerin verkündigte, kommt sie von selbst herangekrochen, die halsstarrige Stadt, und legt sich mir zu Füßen . . . .

Der Hauptm. Holofernes zweifelt?

Holof. An Allem, was er nicht befehlen kann. Aber geschieht's, wie das Weib verhieß, wird mir aufgemacht, ohne daß ich mit dem Schwerte anzuklopfen brauche, dann . . . .

Der Hauptm. Dann?

Holof. Dann bekommen wir einen neuen Herrn. Wahrlich, ich habe geschworen, daß der Gott Israels, wenn er mir einen Gefallen thut, auch mein Gott sein soll, und bei Allen, die schon meine Götter sind, bei'm Bel zu Babel und beim großen Baal, ich werd's halten! Hier, diesen Becher mit Wein bring' ich ihm dar, dem Je . . Je . . (Zum Kämmerer) wie sagtest Du doch, daß er heiße?

Kämm. Jehovah.

Holof. Laß Dir das Opfer gefallen, Jehovah. Ein Mann bringt's Dir, und ein solcher, der es nicht nöthig hätte.

Der Hauptm. Und wenn Bethulien sich nicht ergiebt?

Holof. Schwur gegen Schwur. Dann laß' ich den Jehovah auspfeifen, und die Stadt — doch ich will meinem Zorn nicht schon jetzt die Gränze abmessen! Es heißt den Blitz schulmeistern. Was macht die Ebräerin?

Der Hauptm. O, sie ist schön. Aber sie ist auch spröde!

Holof. Hast du sie versucht?

Der Hauptm. (schweigt verlegen.)

Holof. (mit wildem Blick) Du wagtest das, und wußtest, daß sie mir wohlgefällt? Nimm das, Hund! (Er haut ihn nieder.) Schafft ihn weg und führt mir das Weib her. Es ist eine Schande, daß sie unberührt unter uns Assyriern einhergeht! —

(Der Körper wird fortgeschafft.)

Weib ist Weib, und doch bildet man sich ein, es sei ein Unterschied. Freilich fühlt ein Mann nirgends so sehr, wie viel er werth ist, als an Weibesbrust. Ha, wenn sie seiner Umarmung entgegenzittern, im Kampf zwischen Wollust und Schamgefühl; wenn sie Miene machen, als ob sie fliehen wollten, und dann mit einmal, von ihrer Natur übermannt, an seinen Hals fliegen, wenn ihr letztes Bischen Selbstständigkeit und Bewußtsein sich auftrafft und sie, da sie nicht mehr trotzen können, zum freiwilligen Entgegenkommen antreibt; wenn dann, durch verrätherische Küsse in jedem Blutstropfen geweckt, ihre Begierde mit der Begierde des Mannes in die Wette läuft, und sie ihn auffordern, wo sie Widerstand leisten sollten, — ja, das ist Leben, da erfährt

Digitized by Google

man's, warum die Götter sich die Mühe gaben, Menschen zu machen, da hat man ein Genügen, ein überfließendes Maaß! Und vollends, wenn ihre kleine Seele noch den Moment zuvor von Haß und feigem Groll erfüllt war, wenn das Auge, das jetzt in Wonne bricht, sich finster schloß, als der Ueberwinder hereintrat, wenn die Hand, die jetzt schmeichelnd drückt, ihm gern Gift in den Wein gemischt hätte! Das ist ein Triumph, wie keiner mehr, und den hab' ich schon oft gefeiert. Auch diese Judith — zwar ist ihr Blick freundlich, und ihre Wangen lächeln, wie Sonnenschein; aber in ihrem Herzen wohnt Niemand als ihr Gott, und den will ich jetzt vertreiben! In meinen Jugendtagen hab' ich wohl, wenn ich einem Feind begegnete, statt mein eignes Schwert zu ziehen, ihm das seinige aus der Hand gewunden und ihn damit niedergehauen. So will ich auch diese vernichten; sie soll vor mir vergehen durch ihr eignes Gefühl, durch die Treulosigkeit ihrer Sinne!

Jud. (tritt mit Mirza ein.) Du hast befohlen, hoher Herr, und Deine Magd gehorcht.

Holof. Setze Dich, Judith, und iß und trink, denn Du hast Gnade vor mir gefunden.

Jud. Das will ich, Herr, ich will fröhlich sein, denn ich bin mein Lebelang nicht so gehrt worden!

Holof. Warum zögerst Du?

Jud. (schaudernd, indem sie auf das frische Blut deutet.) Herr, ich bin ein Weib.

Holof. Betrachte es recht, dies Blut. Es muß Deiner Eitelkeit schmeicheln, denn es ist geflossen, weil es für Dich entzündet war.

Jud. Wehe!

Holof. (zu dem Kämmerer.) Andere Teppiche her! (zu den Hauptleuten.) Entfernt Euch!

(Die Teppiche werden gebracht. Die Hauptleute gehen ab.)

Jud. (für sich.) Mein Haar sträubt sich, aber doch dank' ich Dir, Gott, daß du mir den Entsetzlichen auch in dieser Gestalt zeigtest. Den Mörder kann ich leichter morden.

Holof. Nun laß Dich nieder. Du bist blaß geworden, Dein Busen fliegt. Bin ich Dir schrecklich?

Jud. Herr, Du warst freundlich gegen mich!

Holof. Sei aufrichtig, Weib.

Jud. Herr, Du müßtest mich verachten, wenn ich —

Holof. Nun?

Jud. Wenn ich Dich lieben könnte.

Holof. Weib, Du wagst viel. Vergieb. Du wagst Nichts. Solch ein Wort hört' ich noch nicht. Nimm die goldne Kette für dies Wort.

Jud. (verlegen.) Herr, ich verstehe Dich nicht!

Holof. Weh' Dir, wenn du mich verständest. Der Leu blickt ein Kind, das ihn verwegen an der Mähne zupft, weil es ihn nicht kennt, mit Freundlichkeit an. Wollte das Kind, nachdem es groß und klug geworden, dasselbe versuchen, der Leu würde es zerreißen. Setz' Dich zu mir, wir wollen plaudern. Sag' mir, was dachtest Du, als Du zuerst vernahmst, daß ich mit Heeresmacht Dein Vaterland bedrohte?

Jud. Ich dachte Nichts.

Holof. Weib, man denkt an Manches, wenn man von Holofernes hört.

Jud. Ich dachte an den Gott meiner Väter.

Holof. Gieb mir den ersten Kuß. (Er küßt sie.)

Jud. (für sich.) O, warum bin ich Weib?

Holof. Und als Du nun das Rollen meiner Wagen hörtest, und das Stampfen meiner Kameele und das Klirren meiner Schwerter, was dachtest Du da?

Jud. Ich dachte, Du wärest nicht der einzige Mann in der Welt und aus Israel würde einer hervorgehen, der Dir gleich sei.

Holof. Als Du nun aber sahest, daß mein Name allein hinreichte, Dein Volk in den Staub zu werfen, daß Euer Gott das Wunderthun vergaß, und daß Eure Männer sich Weiberkleider wünschten —

Jud. Da rief ich pfui aus und verhüllte mein Angesicht, sobald ich einen Mann erblickte, und wenn ich beten wollte, so empörten sich meine Gedanken gegen mich selbst und zerfleischten sich unter einander, und eingelten sich wie Schlangen um das Bild meines Gottes herum. O, seit ich das empfand, schaudere ich vor meiner eigenen Brust; sie kommt mir vor, wie eine Höhle, in die die Sonne hineinschritt, und die dennoch in heimlichen Winkeln das schlimmste Gewürm beherbergt.

Holof. (betrachtet sie von der Seite). Wie sie glüht! Sie erinnert mich an eine Feuerkugel, die ich einst in dunkler Nacht am Himmel aufsteigen sah. Sei mir willkommen, Wollust, an den Flammen des Hasses ausgekocht! Küsse mich, Judith, (sie thut's.) Ihre Lippen bohren sich ein, wie Blutigel, und sind doch kalt. Trink Wein, Judith. Im Wein ist Alles, was uns fehlt!

Jud. (trinkt, nachdem ihr Mirza eingeschenkt hat.) Ja, im Wein ist Muth, Muth!

Holof. Also Muth bedarfst Du, um mit mir an meiner Tafel zu sitzen, um meine Blicke auszuhalten und meinen Küssen entgegen zu kommen? Armes Geschöpf!

Jud. O Du — (Sich fassend.) Vergieb. (Sie weint.)

Holof. Judith, ich schaue in Dein Herz hinein. Du hassest mich. Gieb mir Deine Hand und erzähle mir von Deinem Haß!

Jud. Meine Hand? O Hohn, der die Art an die Wurzeln meiner Menschheit legt!

Holof. Wahrlich, wahrlich, dies Weib ist begehrungswerth!

Jud. Spring auf, mein Herz! Halte Nichts mehr zurück! (Sie richtet sich auf.) Ja, ich hasse Dich, ich verfluche Dich, und ich muß es Dir sagen, Du mußt wissen, wie ich Dich hasse, wie ich Dich verfluche, wenn ich nicht wahnsinnig werden soll! Nun tödte mich!

Holof. Dich tödten? morgen vielleicht; heute wollen wir erst mit einander zu Bett gehen.

Jud. (für sich.) Wie ist mir auf einmal so leicht! Nun darf ich's thun!

Kämmerer (tritt ein.) Herr, ein Ebräer harret draußen vor dem Zelt. Er bittet dringend vor Dich gelassen zu werden. Dinge von höchster Wichtigkeit — — —

Holof. (erhebt sich.) Dein Feind? Führ' ihn herein! (Zu Judith.) Ob sie sich ergeben wollen? Dann nenne mir doch schnell die Namen Deiner Bettern und Freunde! Die will ich verschonen!

Ephraim (stürzt ihm zu Füßen.) Herr, sicherst Du mir mein Leben!

Holof. Ich sichre es Dir!

Eph. Wohlan! (Nähert sich ihm, zieht rasch sein Schwert und haut nach ihm. Holofernes weicht aus.)

Kämmerer (tritt dazwischen.) Schurk', ich will Dir zeigen, wie man Männer niederhaut! (Will Ephraim niederhauen.)

Holof. Halt!

Eph. (will sich selbst in sein Schwert stürzen.) Das sah Judith! Ewige Schande über mich!

Holof. (verhindert ihn.) Unterstehe Dich's nicht zum zweiten Mal! Willst Du mir das Halten meines Worts unmöglich machen? Ich sicherte Dir Dein Leben, ich muß Dich also gegen Dich selbst schützen! Ergreift ihn! Ist nicht mein Lieblings-Affe verreckt? Steckt ihn in dessen Käfig und lehret ihn die Kunststücke seines schnurrigen Vorgängers. Der Mensch ist eine Merkwürdigkeit, er ist der Einzige, der sich berühmen kann, nach dem Holofernes gehauen zu haben und mit heiler Haut davon gekommen zu sein. Ich will ihn bei Hofe zeigen! (Kämmerer mit Ephraim ab.) (Zu Judith.) Giebt's viel Schlangen in Bethulien?

Jud. Nein, aber manchen Rasenden.

Holof. Den Holofernes tödten; auslöschen den Blitz, der mit dem Weltbrande droht: eine Unsterblichkeit im Keim erdrücken, einen kühnen Anfang zum großmauligen Prahlen machen, indem man ihn um sein Leben verkürzt, — o, das mag verlockend sein! Das heißt eingreifen in die Zügel des Geschicks! Dazu könnt' ich mich selbst verführen lassen, wenn ich nicht wäre, der ich bin! Aber das Große auf kleine Weise thun wollen, dem Löwen erst ein Netz aus seinem eignen Ebelmuth spinnen und ihm dann mit dem Mord auf den Leib rücken, die That wagen und die Gefahr feig und klug vorher abkaufen: nicht wahr, Judith, das heißt Götter machen auf Dreck, dazu wirst Du doch pfui! sagen müssen, und wenn's Dein bester Freund gegen Deinen ärgsten Feind versucht?

Jud. Du bist groß und Andere sind klein. (Leise.) Gott meiner Väter, schütze mich vor mir selbst, daß ich nicht verehren muß, was ich verabscheue! Er ist ein Mann.

Holof. (zum Kämmerer.) Bereite mir das Lager! (Kämmerer ab.) Siehe, Weib, diese meine Arme sind bis an den Ellenbogen in Blut getaucht, jeder meiner Gedanken gebiert Gräuel und Verwüstung, mein Wort ist Tod; die Welt kommt mir jämmerlich vor, mir däucht, ich bin geboren, sie zu zerstören, damit neue Welten kommen kann. Die Menschen verfluchen mich, aber ihr Fluch haftet nicht an meiner Seele, sie rührt ihre Schwingen und schüttelt ihn ab, wie ein Nichts; ich muß also wohl im Recht sein. „O, Holofernes, Du weißt nicht, wie das thut!" ächzte einmal Einer, den ich auf glühendem Rost braten ließ. „Ich weiß das wirklich nicht," sagte ich und legte mich an seine Seite. Bewundre das nicht, es war eine Thorheit.

Jud. (für sich.) Hör' auf, hör' auf! Ich muß ihn morden, wenn ich nicht vor ihm knien soll.

Holof. Kraft! Kraft! Das ist's, er komme, der sich mir entgegen stellt, der mich darnieder wirft. Ich sehne mich nach ihm! Es ist öde, Nichts rühren können als sich selbst. Er mag mich im Mörser zerstampfen und, wenn's ihm so gefällt, mit dem

Digitized by Google

Brei das Loch ausfüllen, das ich in die Welt riß. Ich bohre tiefer und immer tiefer mit meinem Schwert; wenn das Zetergeschrei den Retter nicht weckt, so ist keiner da. Der Orkan durchsaust die Lüfte, er will seinen Bruder kennen lernen. Aber die Gischen, die ihm zu trotzen scheinen, entwurzelt er, die Thürme stürzt er um und den Erdball hebt er aus den Angeln. Da wird's ihm klar, daß es seines Gleichen nicht giebt, und vor Ekel schläft er ein. Ob Nebucad Nezar mein Bruder ist? Mein Herr ist er ganz gewiß. Vielleicht wirft er meinen Kopf noch einmal den Hunden vor. Wohl bekomm' ihnen die Speise. Vielleicht füttr're ich mit seinen Eingeweiden noch einmal die Tiger Assyriens. Dann — ja dann weiß ich, daß ich das Maaß der Menschheit bin, und eine Ewigkeit hindurch stehe ich vor ihrem schwindelnden Auge als unerreichbare, Schrecken umgürtete Gottheit! O, der letzte Moment, der letzte! wäre er doch schon da! „Kommt her, Alle, denen ich wehe that, — auf! ich auf, — ihr, die ich verstümmelte, ihr, denen ich die Weiber aus den Armen und die Töchter von der Seite riß, kommt, und erfinnt Qualen für mich! Zapft mir mein Blut ab, und laßt mich's trinken, schneidet mir Fleisch aus den Lenden, und gebt mir's zu essen!“ Und wenn sie das Aergste mir gethan zu haben glauben, und ich ihnen doch noch etwas Aergeres nenne, und sie freundlich bitte, es mir nicht zu verlagen, wenn sie mit grausenem Erstaunen umherstehen und ich sie, trotz all meiner Pein, in Tod und Wahnsinn hinein lächle: dann donn're ich ihnen zu: Kniet nieder, denn ich bin Euer Gott, und schließe Lippen und Augen und sterbe still und geheim.

Jud. (zitternd.) Und wenn der Himmel seinen Blitz nach Dir wirft, um Dich zu zerschmettern?

Holof. Dann reck' ich die Hand aus, als ob ich selbst es ihm geböte, und der Todesstrahl umkleidet mich mit bäst'rer Majestät.

Jud. Ungeheuer! Grauenvoll! Meine Empfindungen und Gedanken stürzen durch einander, wie dürre Blätter. Mensch, entsetzlicher, Du drängst Dich zwischen mich und meinen Gott! Ich muß beten in diesem Augenblick, und kann's nicht!

Holof. Stürz' ihn und bete mich an!

Jud. Ha, nun seh' ich wieder klar, Dich? Du trotzest auf Deine Kraft. Ihrst Du denn gar nicht, daß sie sich verwandelt hat? daß sie Dein Feind geworden ist?

Holof. Ich freue mich, etwas Neues zu hören.

Jud. Du glaubst, sie sei da, um gegen die Welt Sturm zu laufen; wie, wenn sie da wäre, um sich selbst zu beherrschen? Du aber hast sie zum Futter Deiner Leidenschaft gemacht, Du bist der Reiter, den seine Rosse verzehren.

Holof. Ja, ja, die Kraft ist zum Selbstmord berufen, so spricht die Weisheit, die keine Kraft ist. Kämpfen mit mir selbst, aus meinem linken Bein den Knochen machen, über den das rechte stolpert, damit es nur ja den benachbarten Ameisenhaufen nicht zertrete. Jener Narr in der Wüste, der mit seinem Schatten focht, und der, als die Nacht hereinbrach, ausrief: „nun bin ich geschlagen, nun ist mein Feind so groß, wie die Welt,“ — jener Narr war eigentlich sehr gescheut, nicht wahr? O, zeigt mir doch das Feuer, das sich selbst ausgießt! Findet Ihr's nicht? So zeigt mir das, das sich durch sich selbst ernährt! Findet Ihr's auch nicht? So sagt mir, steht dem Baum, den es verzehrt, der Richterspruch über das Feuer zu?

Jud. Ich weiß nicht, ob man Dir was antworten kann. Wo der Sitz meiner Gedanken war, da ist jetzt Oede und Finsternis. Selbst mein Herz versteht' ich nicht mehr.

Holof. Du hast ein Recht, über mich zu lachen. Man muß einem Weibe so etwas nicht begreiflich machen wollen.

Jud. Lerne das Weib achten! Es steht vor Dir, um Dich zu ermorden! Und es sagt Dir das!

Holof. Und es sagt mir das, um sich die That unmöglich zu machen! O Feigheit, die sich für Größe hält! Doch Du willst's auch wohl nur, weil ich nicht mit Dir zu Bette gehe! Um mich vor Dir zu schützen, brauch' ich Dir bloß ein Kind zu machen!

Jud. Du kennst kein ebräisch Weib! Du kennst nur Greaturen, die sich in ihrer tiefsten Erniedrigung am glücklichsten fühlen.

Holof. Komm, Judith, ich will Dich kennen lernen! Sträube Dich immerhin noch ein wenig, ich will Dir selbst sagen, wie lange. Noch einen Becher! (Er trinkt.) Nun stell das Sträuben ein, es ist genug! — (Zum Kämmerer.) Fort mit Dir! Und wer mich in dieser Nacht stört, den kosten's den Kopf! (Er führt Judith mit Gewalt ab.)

Jud. (im Abgehen.) Ich muß — ich will — pfui über mich in Zeit und Ewigkeit, wenn ich nicht kann!

Kämmerer (zu Mirza.) Du willst hier bleiben?

Mirza. Ich muß meiner Gebieterin warten!

Kämm. Warum bist Du nicht ein Weib wie Judith? Dann könnt' ich eben so glücklich sein, wie mein Herr!

Mrz. Warum bist Du nicht ein Mann, wie Holofernes?

Kämm. Ich bin, der ich bin, damit Holofernes seine Bequemlichkeit habe. Damit der große Held sich nicht selbst die Speisen aufzutragen und den Wein einzuschenken braucht. Das mit er Einen hat, der ihn zu Bett bringt, wenn er betrunken ist. Nun aber gieb auch Du mir Antwort. Wozu sind die häßlichen Weiber in der Welt?

Mrz. Damit ein Narr sie verspotten kann.

Kämm. Ja wohl, und damit man ihnen bei Licht in's Gesicht spie, wenn man das Unglück hatte, sie im Dunkeln zu küssen. Holofernes hat einmal ein Weib, das zur ungelegenen Zeit vor ihn trat, niedergehauen, weil er es nicht schön genug fand. Der trifft immer das Rechte. Verkriech' Dich in eine Ecke, ebräische Spinne, und sei still!

(Er geht ab.)

Mrz. (allein.) Still! Ja, still! Ich glaube, hort (sie deutet auf das Schlafgemach) wird Jemand ermordet; ich weiß nicht, ob Holofernes oder Judith? Still! still! Ich stand einmal an einem Wasser, und sah, wie ein Mensch darin ertrank. Die Angst trieb mich, ihm nachzuspringen; die Angst hielt mich wieder zurück. Da schrie ich, so laut ich konnte, und ich schrie nur, um (sein Schreien) nicht zu hören. So red' ich jetzt! O Judith! Judith! Als du zum Holofernes kamst und ihm mit einer Verstellung, die ich nicht faßte, dein Volk in die Hände zu liefern versprachst, da hielt ich dich einen Augenblick für eine Verräterin. Ich that dir Unrecht, und ich fühlte es gleich. O, möchte ich dir auch jetzt Unrecht thun! Mögten deine hallen Worte, deine Blicke und Geberden mich auch jetzt täuschen, wie damals! Ich habe keinen Muth, ich fürchte mich sehr; aber nicht die Furcht spricht jetzt aus mir, nicht die Angst vor dem Mißlingen. Ein Weib soll Männer gebären, nimmermehr soll sie Männer tödten!

Judith

(stürzt, mit aufgelöst'tem Haar, schwankend herein. Ein zweiter Vorhang wird zurückgeschlagen. Man sieht den Holofernes schlafen. Zu seinen Häupten hangt sein Schwert.)

Es ist hier zu hell, zu hell! Lösch' die Lichter, Mirza, sie sind unverschämt!

Mrz. (auffuchtend.) Sie lebt und er lebt! — (Zu Judith.) Wie ist Dir, Judith? Deine Wangen glühen, als wollte das Blut herausspringen! Dein Auge blickt scheu!

Jud. Sieh' mich nicht an, Mädchen! Niemand soll mich ansehen! (Sie schwankt.)

Mrz. Lehne Dich an mich, Du schwankst!

Jud. Wir, ich wäre so schwach? Fort von mir! Ich kann stehen, o, ich kann noch mehr, als stehen, ich kann unendlich viel mehr!

Mrz. Komm, laß uns fliehen von hier!

Jud. Was? Bist Du in seinem Solde? Daß er mich mit sich fort zerrte, daß er mich zu sich riß auf sein schändliches Lager, daß er meine Seele erstickte, Alles dies duldetest Du? Und nun ich mich begabt machen will für die Vernichtung, die ich in seinen Armen empfand, nun ich mich rächen will für den rohen Griff in meine Menschheit hinein, nun ich mit seinem Herzblut die entehrenden Küsse, die noch auf meinen Lippen brennen, abwaschen will, nun erröthest Du nicht, mich fortzuziehen?

Mrz. Unglückliche, was sinnst Du!

Jud. Elendes Geschöpf, das weißt Du nicht? Das sagt Dir Dein Herz nicht? Mord sinne ich! — (Da Mirza zurücktritt.) Giebt's denn noch eine Wahl? — Sag' mir das, Mirza. Ich wähle den Mord nicht, wenn ich — Was reb' ich da! Sprich kein Wort mehr, Magd! Die Welt dreht sich um mich.

Mrz. Komm!

Jud. Nimmermehr! Ich will Dir Deine Pflicht lehren! Sieh, Mirza, ich bin ein Weib! O, ich sollte das jetzt nicht fühlen! Höre mich, und thu', warum ich Dich bitte. Wenn meine Kraft mich verlassen, wenn ich ohnmächtig hinsinken sollte, dann besprig' mich nicht mit Wasser. Das hilft nicht. Ruf' mir in's Ohr: Du bist eine Hure! Dann spring' ich auf, vielleicht pack' ich Dich und will Dich würgen. Dann erschrickt nicht, sondern ruf' mir zu: Holofernes hat Dich zur Hure gemacht und Holofernes lebt noch! O, Mirza, dann werd' ich ein Held sein, ein Held, wie Holofernes!

Mrz. Deine Gedanken wachsen über Dich hinaus!

Jud. Du verstehst mich nicht! Aber Du mußt, Du sollst mich verstehen. Mirza, Du bist ein Mädchen. Laß' mich hinein leuchten in das Heiligthum Deiner Mädchenseele. Ein Mädchen ist ein thörichtes Wesen, das vor seinen eignen Träumen zittert, weil ein Traum es tödtlich verletzen kann, und das doch nur von der Hoffnung lebt, nicht ewig ein Mädchen zu bleiben. Für ein Mädchen giebt es keinen größeren Moment, als den, wo es aufhört eins zu sein, und jede Wallung des Bluts, die es vorher beklemmte, jeder Seufzer, den es erstickte, erhöht den Werth des Opfers, das es in jenem Moment zu bringen hat. Es bringt sein Alles, — ist es ein zu stolzes Verlangen, wenn es durch sein Alles Entzücken und Seligkeit einflößen will? Mirza, hörst Du mich?

Digitized by Google

Mrz. Wie sollt' ich Dich nicht hören!

Jud. Nun denk' es Dir in seiner ganzen nackten Entsetzlichkeit, nun mal' es Dir aus bis zu dem Punkt, wo die Schaam sich mit aufgehobenen Händen zwischen Dich und Deine Vorstellungen wirft, und wo Du eine Welt verfluchst, in der das Ungeheuerste möglich ist!

Mrz. Was denn? Was soll ich mir ausmalen?

Jud. Was Du Dir ausmalen sollst? Dich selbst in Deiner tiefsten Erniedrigung — den Augenblick, wo Du an Leib und Seel' ausgetellert wirst, um an die Stelle des gemißbrauchten Weibes zu treten und einen gemeinen Rausch mit einem noch gemeineren schließen zu helfen, — wo die einschlafende Begier von Deinen eignen Lippen so viel Feuer borgt, als sie braucht, um an Deinem Heiligsten den Mord zu vollziehen, — wo Deine Sinne selbst, wie betrunken gemachte Sclaven, die ihren Herrn nicht mehr kennen, gegen Dich aufstehen, — wo Du anfängst, Dein ganzes vorigés Leben, all Dein Denken und Empfinden, für eine bloße hochmüthige Träumerei zu halten, und Deine Schande für Dein wahres Sein!

Mrz. Wohl mir, daß ich nicht schön bin!

Jud. Das übersah ich, als ich hierher kam. Aber, wie sichtbar trat es mir entgegen, als ich (es zeigt auf die Kammer) dort eingang, als mein erster Blick auf das bereitete Lager fiel. Auf die Kniee warf ich mich nieder vor dem Gräßlichen und höhnte: verschone mich! Hätte er auf den Angstschrei meiner Seele gehört, nimmer, nimmer würd' ich ihn — — doch, seine Antwort war, daß er mir das Brustkruch abriß und meine Blöße pries. In die Lippen biß ich ihn, als er mich küßte. „Mäßige deine Glut! du gehst zu weit!" hohnlachte er und — o, mein Bewußtsein wollte mich verlassen, ich war nur noch ein Krampf, da blinkte mir was Glänzendes in's Auge. Es war sein Schwert. An dies Schwert klammerten sich meine schwindelnden Gedanken an, und hab' ich in meiner Entwürdigung das Recht des Daseins eingebüßt: mit diesem Schwert will ich's mir wieder erkämpfen! Bete für mich! jetzt thu' ich's!

(Sie stürzt in die Kammer und langt das Schwert herunter.)

Mrz. (auf den Knien.) Weck' ihn auf, Gott!

Jud. (steht in die Knie.) O Mirza, was betest Du?

Mrz. (erhebt sich wieder.) Gott sei gelobt, sie kann's nicht!

Jud. Nicht wahr, Mirza, der Schlaf ist Gott selbst, der die müden Menschen umarmt; wer schläft, muß sicher sein! (Er erhebt sich und betrachtet Holofernes.) Und er schläft ruhig, er ahnt nicht, daß der Mord sein eignes Schwert wider ihn zückt. Er schläft ruhig — ha, feiges Weib, was dich empören sollte, macht dich mitleidig? Dieser ruhige Schlaf nach einer solchen Stunde, ist er nicht der ärgste Frevel? Bin ich denn ein Wurm, daß man mich zertreten, und als ob Nichts geschehen wäre, ruhig einschlafen darf! Ich bin kein Wurm. (Sie zieht das Schwert aus der Scheide.) Er lächelt. Ich kenn' es, dies Höllenlächeln; so lächelte er, als er mich zu sich niederzog, als er — — Tödt' ihn, Judith, er entehrt Dich zum zweitenmal in seinem Traum, sein Schlaf ist Nichts, als ein hämisches Wiedererkennen seiner Schmach. Er regt sich. Willst du gögern, bis die wieder hungrige Begier ihn weckt, bis er dich abermals ergreift und —

(Sie baut Holofernes Haupt herunter.)

Siehst Du, Mirza, da liegt sein Haupt! Ha, Holofernes, achtest du mich jetzt?

Mrz. (wird ohnmächtig.) Halte mich!

Jud. (von Schaudern geschüttelt.) Sie wird ohnmächtig — ist denn meine That ein Gräuel, daß sie dieser hier das Blut in den Adern erstarren macht und sie wie todt daniedet wirft? (Besinnt.) Wach' auf aus Deiner Ohnmacht, Thörin, Deine Ohnmacht klagt mich an, und das bald' ich nicht!

Mrz. (erwachend.) Wirf doch ein Tuch darüber!

Jud. Sei stark, Mirza, ich flehe Dich! sei stark! Jeder Deiner Schauer kostet mich einen Theil meiner selbst; dies Dein Zurückschwinden, dies grausame Abwenden Deiner Blicke, dies Erdlassen Deines Gesichts könnte mir einreden, ich habe das Uns menschliche gethan und dann müßt' ich ja mich selbst . . . (Sie greift nach dem Schwert.)

Mrz. (wirft sich ihr an die Brust.)

Jud. Judit, mein Herz, Mirza kann mich nech umarmen! Aber weh mir, sie flüchtet sich wohl nur an meine Brust, weil sie den Todten nicht ansehen kann, weil sie vor der zweiten Ohnmacht zittert. Oder kostet Dich die Umarmung die zweite Ohnmacht? (Stößt sie von sich.)

Mrz. Du thust mir weh! und Dir noch mehr!

Jud. (faßt ihre Hand, sanft.) Nicht wahr, Mirza, wenn's ein Gräuel wäre, wenn ich wirklich getrevelt hätte, Du würdest mich das ja nicht fühlen lassen; Du würdest ja, und wollt' ich selbst über mich zu Gericht sitzen und mich verdammen, sreundlich zu mir sagen: Du thust Dir Unrecht, es war eine Heldenthat!

Mrz. (schweigt.)

Jud. Ha! bild' Dir nur nicht ein, daß ich schon als Bettlerin vor Dir stehe, daß ich mich schon verdammt habe, und von Dir die Begnadigung erwarte. Es ist eine Heldenthat, denn Jener war Holofernes und ich — ich bin ein Ding, wie Du! Es ist mehr, als eine Heldenthat; ich möchte den Helden sehen, den seine größte That nur halb so viel gekostet hat, wie mich die meinige.

Mrz. Du sprachst von Rache. Eine muß ich Dich fragen. Warum kamst Du im Glanz Deiner Schönheit in dies Heidenlager? Hättest Du es nie betreten, Du hättest Nichts zu rächen gehabt!

Jud. Warum ich kam? Das Elend meines Volks prischte mich hierher, die dräuende Hungersnoth, der Gedanke an jene Mutter, die sich ihren Puls aufriß, um ihr verschmachtendes Kind zu tränken. O, nun bin ich wieder mit mir ausgesöhnt. Dies Alles hat' ich über mich selbst vergessen!

Mrz. Du hattest es vergessen. Das also war's nicht, was Dich trieb, als Du Deine Hand in Blut tauchtest!

Jud. (langsam, verwirrter.) Nein, — nein, — Du hast Recht, — das war's nicht, — Nichts trieb mich, als der Gedanke an mich selbst. O, hier ist ein Wirbel! Mein Volk ist erlöst, doch wenn ein Stein den Holofernes zerschmettert hätte — es wäre dem Stein mehr Dank schuldig, als jetzt mir! Dank? Wer will den? Aber jetzt muß ich meine That allein tragen und sie zermalmt mich!

Mrz. Holofernes hat Dich umarmt. Wenn Du ihm einen Sohn gebierst: was willst Du antworten, wenn er Dich nach seinem Vater fragt?

Jud. O, Mirza, ich muß sterben, und ich will's. Ha! ich will durch das schlafende Lager eilen, ich will das Haupt des Holofernes emporheben, ich will meinen Mord ausschreien, daß Tausende aufstehen und mich in Stücke zerreißen! (Will fort.)

Mrz. (ruhig.) Dann zerreißen sie auch mich.

Jud. (bleibt stehen.) Was soll ich thun? Mein Hirn löst sich in Rauch auf, mein Herz ist wie eine Todeswunde. Und doch kann ich Nichts denken, als mich selbst. Wär' das doch anders! Ich fühl' mich wie ein Auge, das nach innen gerichtet ist. Und wie ich mich so scharf betrachte, werd' ich kleiner, immer kleiner, noch kleiner, ich muß aufhören, sonst verschwind' ich ganz in's Nichts.

Mrz. (aufhorchend.) Gott, man kommt!

Jud. (verwirrt.) Ruhig! Ruhig! Ek kann Niemand kommen! Ich hab' die Welt in's Herz gestochen (lachend). und ich traf sie gut! Sie soll wohl stehen bleiben! Was Gott nur dazu sagt, wenn er morgen früh herunterschaut und sieht, daß die Sonne nicht mehr gehen kann und daß die Sterne dahm geworden sind. Ob er mich strafen wird? O nein, ich bin ja die Einzige, die noch lebt; wo käme wieder Leben her! wie könnt' er mich tödten?

Mrz. Judith!

Jud. Ju, mein Name thut mir weh!

Mrz. Judith!

Jud. (unwillig.) Daß' mich schlafen! Träume sind Träume! Ist's nicht lächerlich? Ich könnte jetzt weinen! Hätt' ich nur Einen, der mir sagte, warum.

Mrz. Es ist aus mit ihr! Judith, Du bist ein Kind!

Jud. Ja wohl, Gott sob. Denk' Dir nur, das wußt' ich nicht mehr, ich hatte mich ordentlich in die Vernunft hineingespielt, wie in einen Kerker, und es war hinter mir zugefallen, schrecklich, fest, wie eine eherne Thür; (Lachend.) Nicht wahr, ich bin morgen noch nicht alt, und übermorgen auch noch nicht! Komm, wir wollen wieder spielen, aber was Besseres. Eben war ich ein böses Weib, das Einen umgebracht hatte! Du! Sag' mir, was ich nun sein soll!

Mrz. (abgewandt.) Gott! Sie wird wahnsinnig.

Jud. Sag' mir, was ich sein soll! Schnell! Schnell! Sonst werd' ich wieder, was ich war.

Mrz. (deutet auf Holofernes.) Sieh!

Jud. Meinst Du, daß ich's nicht mehr weiß? O doch! doch! Ich bettle ja bloß um den Wahnsinn, aber es dämmert nur hin und wieder ein wenig in mir, finster wird's nicht. In meinem Kopf sind tausend Maulwurfslöcher, doch sie sind alle für meinen großen dicken Verstand zu klein, er sucht umsonst, hinein zu kriechen.

Mrz. (in höchster Angst.) Der Morgen ist nicht mehr fern; sie martern mich und Dich zu Tode, wenn sie uns hier finden; sie reißen uns Glied nach Glied ab.

Jud. Glaubst Du wirklich, daß man sterben kann? Ich weiß wohl, daß Alle das glauben und daß man's glauben soll. Sonst glaubt' ich's auch, jetzt scheint mir der Tod ein Unding, eine Unmöglichkeit. Sterben! Ha! Was jetzt in mir nagt, wird ewig nagen, daß ist nicht wie Zahnweh oder ein Fieber, es ist schon Eins mit mir selbst, und es reicht aus für immer. O, man lernt was im Schmerz. (Sie deutet auf Holofernes.) Auch der ist nicht todt! Wer weiß, ob nicht er es ist, der mir dies Alles sagt,

Digitized by Google

ob er sich nicht dadurch an mir rächt, daß er meinen schaudernden Geist mit dem Geheimniß seiner Unsterblichkeit bekannt macht!

Mrz. Judith, hab' Erbarmen und komm!

Jud. Ja, ja, ich bitte Dich, Mirza, sag' Du mir immer, was ich thun soll, ich hab' eine Angst, noch selbst etwas zu thun.

Mrz. So folge mir.

Jud. Ach, Du mußt aber das Wichtigste nicht vergessen. Steck den Kopf dort in den Sack, den laß ich hier nicht zurück. Du willst nicht? Dann geh' ich keinen Schritt! (Mirza thut's mit Schaudern.) Sieh, der Kopf ist mein Eigenthum, den muß ich mitbringen, damit man mir's in Bethulien glaubt, daß ich — — wo, weh, man wird mich rühmen und preisen, wenn ich's nun verkünde, und noch einmal wehe, mir ist, als hätt' ich auch das vorher gedacht!

Mrz. (will gehen.) Jetzt?

Jud. Wir wird's hell. Hör', Mirza, ich will sagen, Du hast's gethan!

Mrz. Ich?

Jud. Ja, Mirza! ich will sagen, mir sei in der Stunde der Entscheidung der Muth abtrünnig geworden, aber über Dich sei der Geist des Herrn gekommen und Du habest Dein Volk von seinem größten Widersacher erlöst. Dann wird man mich verachten, wie ein Werkzeug, das der Herr verworfen hat, und Dir wird's Preis und Lobgesang in Israel.

Mrz. Nimmermehr.

Jud. Du hast Recht! Es war Feigheit. Ihr Jubelrufe, ihr Cymbel-Klang und Paukenschall wird mich zerschmettern, und dann hab' ich meinen Lohn. Komm! (Beide ab.)

(Die Stadt Bethulien, wie im dritten Act. Oeffentlicher Platz mit Ausblick auf das Thor. Wachen am Thor. Viel Volk, liegend und stehend, in mannichfaltigen Gruppen. Es wird Morgen.)

Zwei Priester (von einer Gruppe Weiber, Mutter u. s. w. umringt.)

Ein Weib. Habt Ihr uns betrogen, als Ihr sagtet, daß unser Gott allmächtig sei? Ist er wie ein Mensch, daß er nicht halten kann, was er verspricht?

Priester. Er ist allmächtig. Aber Ihr selbst habt ihm die Hände gebunden. Er darf Euch nur helfen, wie Ihr's verdient.

Weiber. Wehe, wehe, was wird mit uns geschehen!

Priester. Sehet hinter Euch, dann wisset Ihr, was vor Euch steht!

Eine Mutter. Kann eine Mutter sich so versündigen, daß ihr unschuldiges Kind verdursten muß? (Hält ihr Kind empor.)

Priester. Die Rache hat keine Gränzen, denn die Sünde hat keine.

Mutter. Ich sage Dir, Priester, eine Mutter kann sich nicht so versündigen! In ihrem Schooß mag der Herr, wenn er zürnt, ihr Kind noch ersticken; ist's geboren, so soll's leben. Darum gebären wir, daß wir unser Selbst doppelt haben, daß wir's im Kinde, wo es uns rein und heilig anlacht, lieben können, wenn wir's in uns hassen und verachten müssen.

Priester. Du schmeichelst Dir! Gott läßt Dich gebären, damit er Dich in Deinem Fleisch und Blut züchtigen, Dich noch über's Grab hinaus verfolgen kann!

Der zweite Priester (zum Ersten.) Giebt's nicht schon genug Verzweifelte in der Stadt?

Erster Pr. Willst Du müßig sein, da Du fären sollest? Treib' Deine Wurzel, da der Boden locker ist!

Mutter. Mein Kind soll nicht für mich leiden. Nimm's hin! ich will mich in meine Kammer verschließen und mich auf all' meine Sünden besinnen, und mir für jede eine greifache Marter anthun; ich will mich peinigen, bis ich sterbe, oder bis Gott selbst vom Himmel herunter ruft: hör' auf!

Zweiter Pr. Behalt' Dein Kind und pfleg's. Das will der Herr, Dein Gott!

Die Mutter. (drückt es an die Brust.) Ja, ich will es so lange ansehen, bis es bleich wird, bis sein Wimmern in sich selbst erstickt und sein Athem stockt; ich will keinen Blick von ihm verwenden, sogar dann nicht, wenn die Qual sein Kindesauge vor der Zeit klug macht, und es mich wie ein Abgrund von Elend daraus anschauert. Ich will's thun, um zu büßen wie Keine. Aber wenn es nun noch klüger wird und nach oben blickt und die Hände ballt?

Erster Pr. Dann sollst Du sie falten! Und sollst mit Schaudern erkennen, daß auch ein Kind sich gegen Gott empören kann.

Die Mutter. Moses Stab schlug an den Felsen und ein kühler Quell sprang hervor. Das war ein Fels! (Schlägt sich an die Brust.) Verfluchte Brust, was bist du? Von innen drängt die glühendste Liebe; von außen pressen dich heiße, unschuldige Lippen, doch giebst du keinen Tropfen! Thu's! thu's! Saug' mir jede Ader aus und gieb dem Wurm noch einmal zu trinken!

Zweiter Pr. (zum Ersten.) Rührt's Dich nicht?

Erster Pr. Ja. Aber ich sehe in der Rührung immer nur eine Versuchung zur Untreue an mir selbst und unterdrücke sie.

Bei Dir löst sich der Mann in Wasser auf, Du kannst ihn im Schnupftuch auffangen, oder ein Beilchen damit erquicken.

Zweiter Pr. Thränen, von denen man selbst Nichts weiß, sind erlaubt.

Ein anderes Weib (auf die Mutter deutend.) Hast Du keinen Trost für die?

Erster Pr. (kalt.) Nein!

Das Weib. Dann sigt Dein Gott nirgends, als auf Deinen Lippen!

Erster Pr. Dies Wort allein verdient, daß Bethulien dem Holofernes in die Hände fällt. Dir auf die Seele wälz' ich den Untergang der Stadt. Du fragst, warum die leidet? weil Du ihre Schwester bist! (Gehen verächtlich.)

(Zwei Bürger, die den Austritt ansahen, treten hervor.)

Erster. Durch mein eignes Weh hindurch fühl' ich dieses Weibes Leid. O, es ist entsetzlich!

Zweiter. Es ist das Entsetzlichste noch nicht! Das tritt erst dann ein, wenn es dieser Mutter einfällt, daß sie ihr Kind essen kann! (er schlägt sich vor die Stirn.) Ich fürchte, meinem Weibe ist das schon eingefallen.

Erster. Du rasest!

Zweiter. Um sie nicht todtschlagen zu müssen, bin ich aus dem Hause geflohen. Lüg' nicht! Ich rannte fort, weil mich's schauderte vor der unmenschlichen Speise, nach der sie lüstern schien und weil ich mich doch fürchtete, daß ich mitessen könnte. Unser Söhnlein lag im Verscheiden; sie, in ungeheurem Jammer, war zu Boden gestürzt. Auf einmal erhob sie sich und sagte, leise, leise: „ist's denn ein Unglück, daß der Knabe stirbt?" Dann deutete sie sich zu ihm nieder und murmelte, wie unwillig: „noch ist Leben in ihm!" Mir ward's gräßlich klar; sie sah in ihrem Kinde nur noch ein Stück Fleisch.

Erster. Ich könnte hingehen und Dein Weib niederstechen, ob sie gleich meine Schwester ist!

Zweiter. Du kämst zu früh oder zu spät. Wenn sie sich nicht tödtete, bevor sie aß, so that sie's gewiß, als sie gegessen hatte.

Ein dritter Bürger (tritt hinzu.) Vielleicht kommt uns noch Rettung. Heut ist der Tag, an welchem Judith wiederkehren wollte!

Zweiter. Jetzt noch Rettung? Jetzt noch? Gott! Gott! Ich widerrufe alle meine Gebete! Daß Du sie erhören könntest, nun es zu spät ist, das ist ein Gedanke, den ich noch nicht dachte, den ich nicht ertrage. Ich will Dich rühmen und preisen, wenn Du Deine Unendlichkeit auch am wachsenden Elend darthun, wenn Du meinen starrenden Geist über sein Maaß hinaus treiben, wenn Du einen Gräuel vor mein Auge stellen kannst, der mich die Gräuel, die ich schon erblickte, vergessen und verlachen macht. Aber ich werde Dich verfluchen, wenn Du nun noch zwischen mich und mein Grab trittst, wenn ich Weib und Kind begraben, und sie mit Erde, statt mit dem Lehm und Moder meines eigenen Leibes bedecken muß!

(Gehen verächtlich.)

Mrz. (vor dem Thor.) Macht auf, macht auf!

Wachen. Wer da?

Mrz. Judiths ist's. Judith mit dem Kopf des Holofernes.

Wachen. (rufen in die Stadt hinein, während sie öffnen.) Halloh! Halloh! Judith ist wieder da!

Volk versammelt sich. Aelteste und Priester kommen. Judith und Mirza treten in's Thor.

Mrz. (wirft den Kopf hin.) Kennt Ihr den?

Volk. Wir kennen ihn nicht!

Achior. (tritt herzu und fällt auf die Knie.) Groß bist Du, Gott Israels, und es ist kein Gott, außer Dir! (Er steht auf.) Das ist des Holofernes Haupt! (Er faßt die Hand der Judith.) Und dies ist die Hand, in die er gegeben ward? Weib, mir schwindelt, wenn ich Dich ansehe!

Die Aeltesten. Judith hat ihr Volk befreit! ihr Name werde gepriesen!

Volk. (sammelt sich um Judith.) Judith Heil!

Jud. Ja, ich habe den ersten und letzten Mann der Erde getödtet, damit Du (zu dem Einen) in Frieden Deine Schafe weiden, Du (zu einem Zweiten) Deinen Kohl pflanzen und Du (zu einem Dritten) Dein Handwerk treiben und Kinder, die Dir gleichen, erzeugen kannst!

Stimmen im Volk. Auf! Hinaus in's Lager! Jetzt sind sie ohne Herrn!

Achior. Wartet noch! Noch wissen sie nicht, was in der Nacht geschah! Wartet, bis sie uns selbst das Zeichen zum Angriff geben! Wenn ihr Geschrei erschallt, dann wollen wir unter sie fahren!

Jud. Ihr seid mir Dank schuldig, Dank, den Ihr mir nicht durch die Erstlinge Eurer Heerden und Eurer Gärten abtragen könnt! Mich trieb's die That zu thun; an Euch ist's, sie

Digitized by Google

zu rechtfertigen! Werdet heilig und rein, dann kann ich sie verantworten!

(Man hört ein wildes, verworrenes Geschrei.)

Achior. Horcht, nun ist's Zeit!

Ein Priester. (deutet auf den Kopf.) Steckt den auf einen Spieß und trage ihn voran!

Jud. (tritt vor den Kopf.) Dies Haupt soll sogleich begraben werden!

Wachen. (rufen von der Mauer herunter.) Die Wächter, am Brunnen flehten in wilder Unordnung. Einer der Hauptleute tritt ihnen in den Weg — sie zücken das Schwert gegen ihn. Einer der Unsrigen kommt ihnen entgegen gerannt. Es ist Ephraim. Sie sehen ihn gar nicht.

Eph. (vor'm Thor.) Oeffnet, öffnet!

(Das Thor wird geöffnet. Ephraim stürzt herein. Das Thor bleibt offen. Man sieht verdorfenkende Affrier.)

Eph. Spießen, auf dem Rost braten hätten sie mich können. All dem bin ich entgangen. Nun Holofernes kopflos ist, sind sie's Alle. Kommt, kommt! Ein Narr, der sich noch fürchtet!

Achior. Auf, auf!

(Sie stürmen auf dem Thor: man hört Stimmen rufen: im Namen Judith's!)

Jud. (wendet sich mit Gel.) Das ist Schlächtermuth!

(Wieder und Aeltste schließen um sie einen Kreis.)

Einer der Aeltesten. Du hast dir Namen der Helden ausgelöscht und den Deinigen an ihre Stelle gesetzt!

Der erste Priester. Du hast Dich um Volk und Kirche hoch verdient gemacht. Nicht mehr auf die dunkle Vergangenheit, auf Dich darf ich von jetzt an deuten, wenn ich zeigen will, wie groß der Herr unser Gott ist!

Priester und Aeltteste. Fordre Deinen Lohn!

Jud. Spottet Ihr mein? (zu den Aeltesten.) Wenn's nicht heilige Pflicht war, wenn ich's lassen durfte, ist's dann nicht Hochmuth und Frevel? (Zu den Priestern.) Wenn das Opfer verschmäht am Altar niederstürzt, quält Ihr's mit der Frage, welchen Preis es auf sein Blut und Leben setzt? (Nach einer Pause, wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt.) Und doch, ich fordre meinen Lohn! Gelobt mir zuvor, daß Ihr ihn nicht weigern wollt!

Aeltteste und Priester. Wir geloben's! Im Namen von ganz Israel!

Jud. So sollt Ihr mich tödten, wenn ich's begehre!

Alle. (entsetzt.) Dich tödten?

Jud. Ja, und ich hab' Euer Wort.

Alle. (schaudernd.) Du hast unser Wort!

Mrz. (ergreift Judith beim Arm und führt sie vorwärts, aus dem Kreis heraus.) Judith! Judith!

Jud. Ich will dem Holofernes keinen Sohn gebären! Bete zu Gott, daß mein Schooß unfruchtbar sei. Vielleicht ist er mir gnädig!

Joseph Heller,

ausgezeichneter Schriftsteller im Fache der Kunstgeschichte und der Specialgeschichte Frankens, ward am 22. Sept. 1798 zu Bamberg geboren, genoß den Unterricht im dasigen Gymnasium, und widmete sich dem Willen seiner Aeltern zufolge dem Kaufmannsstande; jedoch nach ihrem Tode gab er diesen Beruf wieder auf, und beschäftigte sich ausschließend mit dem Studium der Kunstgeschichte und andern historischen Untersuchungen. Nachdem er schon vorher bedeutende Reisen unternommen hatte, um die Schätze auswärtiger Bibliotheken und Sammlungen näher kennen zu lernen, besuchte er 1821 Oesterreich, einen Theil des obern Italiens, Tirol und Baiern; 1825 die Schweiz, einen Theil von Frankreich und die Rheingegenden, und 1828 einen großen Theil Böhmens und Sachsens. In der neuern Zeit wanderte er mehrere Male durch Franken und die nahe angrenzenden Länder. Er besitzt eine werthvolle Kupferstichsammlung, eine an artistischen Schriften und im Fache zur fränkischen Geschichte reiche Bibliothek, und eine schöne Sammlung alterthümlicher Gegenstände, die das Ergebniß seiner an vielen Orten in Franken veranstalteten Nachgrabungen sind, und lebt in seiner Vaterstadt.

Er gab heraus:

L. Kranach's Leben und Wirken. Bamb. 1821.

Geschichte der Holzschneidekunst. Bamb. 1822.

Handbuch für Kupferstichsammler, oder Lexikon der vorzüglichsten Kupferstecher u. s. w. 3 Bde. Bamberg 1823—36.

Vertheidigung des großen Erasmus von Rotterdam. Bamb. 1824.

Reformationsgeschichte des Bisthums Bamberg. Bamb. 1825.

Beschreibungen der bischöflichen Grabdenkmäler in der Domkirche zu Bamberg. Nürnberg 1827.

Das Leben und die Werke Albrecht Dürer's. Bd. 2. in 3 Abtheilungen, Leipzig 1827—31.

Handbuch für Reisende im ehemaligen fränkischen Kreise. Heidelberg 1828.

Muggendorf und seine Umgebung. Bamb. 1829.

Die Altenburg bei Bamberg. Bamb. 1829.

Geschichte der protestantischen Pfarrkirche zum h. Stephan in Bamberg. Bamb. 1830.

Taschenbuch von Bamberg. Bamb. 1831.

Monogramm-Lexikon. Bamb. 1831.

Die Burg Lisberg in Franken. Bamb. 1836.

Geschichte der Bischöfe zu Bamberg. Bamb. 1837.

Unermüdlicher Fleiß und ausgebreitete Sachkenntniß geben H.'s Schriften, sowohl denjenigen über die Kunstgeschichte wie denen über die Specialgeschichte seines vaterländischen Kreises, bleibenden Werth, obwohl strenge Richter behauptet haben, daß man hier und da gründliche kritische Sichtung in ihnen vermisse.

Wilhelm Robert Heller

ward am 24. November 1813 in Großdrebnitz geboren, bei Stolpen im Meißner Hochlande, erhielt eine wissenschaftliche Bildung, studirte die Rechte in Leipzig, widmete sich dann aber mit vorherrschender Neigung ganz schönwissenschaftlicher Thätigkeit, und lebt seitdem in der letztgenannten Stadt als Privatgelehrter.

Er schrieb unter dem Namen Robert Heller:

Alhambra. Spanische Novellen. Altenburg 1838.

Das schwarze Brett. 2 Bde. 8. Altenburg 1838.

Die Kaiserlichen in Sachsen. Roman aus der Zeit des siebenjährigen Krieges. Leipzig 1835.

Novellen. 3 Bde. 8. Dresden und Leipzig 1837—40.

Novellen aus dem Süden. 3 Bde. 8. Altenburg 1841—42.

Der Prinz von Oranien. Histor. Roman. 3 Bde. 8. Leipzig 1843.

Bruchstücke aus den Papieren eines wandernden Schneidergesellen. gr. 12. Leipzig 1836.

Der Schleichhändler. 2 Bde. 8. Altenburg 1838.

Eine Sommerreise. Leipzig 1840.

Eine neue Welt. 2 Thle. Altenburg 1843.

Digitized by Google

Der Wende. Erzählung. Leipzig 1837.
Die Kaiserlichen in Sachsen. Roman. 2 Bde. 8. Leipzig 1845.
Der Albanese. 2 Bde. — In der „wohlfeilen Unterhaltungsbibliothek für die gebildete Welt."
Viele Erzählungen, Gedichte u. s. w. in Zeitschriften. R. Heller redigirte längere Zeit das belletristische Journal „Rosen" und später die bei Brockhaus erscheinende Zeitschrift „Illustrirte Jugendzeitung."

Eine sehr glückliche Erfindungs- und Darstellungsgabe, blühender Styl, lebendige Charakterzeichnung und gewandte und umfichtige Behandlung interessanter historischer Stoffe haben diesen talentvollen Schriftsteller mit Recht zu einem Lieblinge der deutschen Lesewelt gemacht.

Studentenbild

von

Robert Heller.

Blondlockig, blauäugig — ein ziemlich scherer Grieche und gewiß ein vortrefflicher Lateiner — so trat er, Adalbert, noch nicht achtzehn Jahre alt, alles Erwartung voll, die erste Reise nach der Universität an. Wir lassen ihn selbst erzählen:

Der Vater und die Mutter hatten mir das Geleite bis Dresden gegeben. Deutschland wußte noch nichts von Dampfwagen und Eisenbahnen, die fünf Jahre spätre die Wanderpoesie zu vernichten begannen, und zwischen Dresden und Leipzig lagen zwei Tagereisen, wenn man nicht gerade mit der Eilpost fuhr, deren rasche Bewegung nach der Meinung meiner Mutter der Brust schadete, wie sie nach der Ansicht meines Vaters nicht gesinnt war, einen Kasten mit Betten, einen zweiten Kasten mit Büchern, einen dritten Kasten mit Wäsche und Kleidern und endlich — nebst Mantel, Hutschachtel, Regenschirm und Fußsack — den jungen Studenten selbst auf eine billige Weise in die Universitätsstadt zu bestellen.

Aber es gab Lohnkutscher, die den unbestrittenen Vorzug hatten, daß ihren Abgang zu verfäumen ganz unmöglich war, weil sie einen Jeden ihrer Passagiere an Versäumniß weit übertrafen, und auf den Achsen ihres schwerfälligen Fuhrwerks hatten noch viel verwickeltere Existenzen Raum, als die eines angehenden Studenten. Der Wagen, der mit hinlängliche Besinnung lassen sollte, mich auf den Eintritt in die akademische Laufbahn, ja selbst auf den Aufbruch dazu vorzubereiten, stand in der großen Brüdergasse. Die Abfahrt war früh sechs Uhr angesagt. Eine halbe Stunde vorher flossen die ersten Thränen meiner Mutter, aber als wir auf dem Platze anlangten, wo ich mich von ihrem Halse reißen sollte, war nur erst das Haus des Lohnkutschers sichtbar und auch dies nur darum, weil es bereits gestern schon auf dem Platze gewesen; von einem Wagen hingegen und von Pferden durchaus nichts zu erkennen. Eine Stunde später traf jedoch das erste Gepäck zu dem meinigen ein, um acht Uhr eine zweite Person, die sich einen Stuhl auf die Straße heraus und ein Buch aus der Tasche holte, um sich die unberechenbare Zeit bis zum Aufbruche durch Lesen zu vertreiben, und um neun erklärte der Lohnkutscher, daß es fortgehen solle, sowie ein gewisser Reisender angelangt sei, der aus Töplitz erwartet werde. Er komme von doether gleichfalls mit dem Lohnkutscher, weshalb seine Ankunft zwar nicht auf die Minute zu bestimmen, aber doch mit nicht geringer Wahrscheinlichkeit im Zeitraume des Vormittags voraussusehen sei.

Dieser glückliche Aufschub gab nach und nach allen Dresdner Freunden meiner Familie Gelegenheit, sich nochmals um mich zu versammeln. Ein wohlbeleibtes Mitglied des Finanzministeriums schlug vor, die traurige Stunde der Trennung in einer nahen Handlung mit italienischen Waaren zu erharren. Einige Gläser alten Weines überwältigten meinen jungen Kummer. Sogar der Schmerz meiner Mutter zerstreute sich etwas, als sie zufällig hörte, daß andere Studenten mit ihrer ganzen Einrichtung für zwei Thaler nach Leipzig befördert würden, während sie für meine Fahrt einen Ducaten zugestanden hatte. So ist ein kleiner Aerger oft ein heilsames Mittel wider ein großes Bangen. Gegen elf Uhr trat zu unserer maßlosen Ueberraschung ein Bote des Lohnkutschers in das Gewölbe, um zu melden, daß die Pferde vor den Wagen gelegt seien.

Das Gewicht des Augenblicks ließ der tiefbewegten Gesellschaft nicht den undefangenen Muth, das schreiende Mißverhältniß wahrzunehmen, welches zwischen den drei Pferdekräften und dem Umfange des unglaublich hoch bepackten Wagens bestand, den jene drei Pferdekräfte — das dritte Thier auf der Wildbahn gehend — in Bewegung setzen sollten. Nur die Gäule selbst — wunderbar fest ist mir ihr Bild im Gedächtnisse sitzen geblieben — schienen ihre Aufgabe keineswegs zu unterschätzen. Das erste Roß, wenn ein mit brauner, hier und da etwas beschabter Haut überspanntes Pferdegerippe jenen ritterlichen Namen zu tragen berechtigt war, senkte den Kopf so tiefsinnig gegen den Fußboden, als studire es Geognostik auf der Beschaffenheit des Dresdner Straßenpflasters, oder als wünsche es viel lieber eben so tief unter den gewürfelten Steinen zu ruhen, als es jetzt darüber hinweg zu stolpern hatte. Das Geschirr schlotterte haltlos um seine dürren Schultern und war nebst der Andeutung eines vormals gefärbten Schweifes das Einzige an dem Thiere, welches einige Beweglichkeit verrieth. Das zweite Pferd blickte melancholisch geab' aus, schloß dann, wie wenn es sich eine herbe Erinnerung vor die Seele rufe, die träumerischen Augen — ich vermuthe, daß es Betrachtungen über die enorme Länge des Wegs von Dresden nach Leipzig bei so geringer Breite eben desselben anstellte — und dann schauderte ihm, im wörtlichsten Sinne, die Haut. Das Pferd blieb nämlich mit allen Gliedern ruhig stehen, aber die Haut zuckte und zitterte am ganzen Körper hin und her, als ob sie nirgends angewachsen wäre. Das dritte Pferd war eine unvermählt gebliebene Schimmelin; auch englisirt war sie worden in glanzvollen Tagen. Mehr braucht von dieser mißhandelten Unschuld nicht bemerkt zu werden.

„Lebe wohl und schreibe sogleich, wie Du angekommen, was Du für eine Wohnung genommen, wer Deine Wirthsleute sind und wie Du mit dem Kaffee zufrieden" — sagte die Mutter an meinem linken Arme — „säume nicht, sogleich die nöthigsten Collegia zu belegen, und gieb mir Nachricht, bei wem Du die Institutionen hörst," sprach der Vater, mich von der rechten Seite zurückhaltend.

„Daß Dir nichts von der Wäsche wegkommen. Du hast doch den Zettel dazu in der Brieftasche? Auch das Gewicht Deiner Federbetten vergiß nicht zu Hause zu schreiben. Unredliche Menschen nehmen manchmal ein paar Pfund heraus; gieb ja ordentlich Acht und theile auch Dein Geld gut ein."

„So wie Deine Zeit! Geh' nicht in schlechte Gesellschaft. Und am allerwenigsten zu einer verbotenen Verbindung."

„Beim Auspacken der Kleiderkiste sei selbst zugegen, denn Deine Mundtaffe liegt oben auf."

„Grüße alle Bekannten angelegentlich von mir, an die Du Briefe hast, und warte nicht Wochen lang, bevor Du Deine Besuche abstattest."

„Betrinke Dich nicht, Du bist zu jung, um so viel zu vertragen, als Andere!"

In dieser Bezichung hatte ich eine stattliche Meinung von mir, aber es war kaum Zeit zu hören, keineswegs aber zu widerlegen. Ich stand schon mit dem einen Fuße im Wagentritte, aber nachdem die Mutter gesprochen, fiel der Vater mit einem kräftigen Schütteln meines Armes ein:

„Halte Dir keinen Hund, das bringt Beelegenheiten und Händel! Und trage keine Sporen, es ruinirt die Kleider. Ueber Deine Ausgaben führe Buch und Rechnung. Und wenn Dir's fehlt, so borge nicht etwa, sondern schreibe uns Dein Bedürfniß, damit wir selbst Rath schaffen. Hüte Dich vor Liebschaften" — erinnerte der Vater auf seiner Seite, wobei er die Stimme etwas mäßigte.

„— Und vor Duellen — das verspreich mir heilig, mein Sohn. Keine Duelle! und so fahr' denn hin unter Gottes Schutz und unseren besten Wünschen," fügte die besorgte Mutter desto lauter von der anderen hinzu.

Ich befand mich, wie erwähnt, zwischen Thür' und Angel. Mit dem Kopfe tauchte ich bereits freiheitsehnsuchtsvoll in das Innere des Wagens, während die bedrängte Seele sammt dem Rumpfe noch draußen war und von den älterlichen Ermahnungen zurückgehalten ward. Gerade bei der Erwähnung des Duelle aber blickte ich zum ersten Male mit Bewußtsein auf die Insassen des Wagens und fühlte meine Aufmerksamkeit plötzlich gefesselt durch ein Paar braune Augen und eine lebendig blühende Miene voll der bittersten Ironie. Augen und Miene saßen jedoch nicht vereinzelt auf dem Rücksitze der Kutsche, sondern sie bildeten vielmehr den allerpassendsten Zusammenhang mit der kurzen energischen Gestalt eines schnurrbärtigen jungen Mannes, der offenbar seit Jahren schon ünd in der edelsten Form war, was ich übermorgen in Leipzig werden wollte: akademischer Bürger.

Ich weiß nicht, ob es Sport oder Mitleiden war, womit mich der ältere Student betrachtete, aber ich weiß, daß mich der öffentliche Unterricht auf einmal so heiß beängstigte, daß ich mich mit einer entschiedenen Bewegung los riß und um jeden Preis den Platz zu gewinnen suchte, der mir im Wagen frei gelassen worden war. Ein Rattenkönig freundschaftlich nach mir ausgestreckter Hände folgte der kühnen That. Ich drückte eine jede der dargebotenen Rechten, aber die meiner Mutter küßte ich und preßte sie an meine Wangen.

Digitized by Google

„Alles hat seine Zeit!" sagt ein Weiser des alten Testaments. Auch ein Dresdner Lohnkutscher vermochte der Ewigkeit nicht für die Dauer zu trotzen. Wir fuhren ab, worunter man sich die knarrende Bewegung eines Lastwagens vorzustellen hat, in dessen Innern sich eine Höhle für vier Passagiere in der Kutsche und zwei im Kabriolet befand. Der „sanfte Heinrich," der die Pferde lenkte, saß in der Schoßkelle. Es war ein alter Studentenkutscher dieser „sanfte Heinrich" und auch sonst nicht ohne Verdienst. Jeden Augenblick, den er seiner Pflicht auf der Straße abzumüßigen vermochte, widmete er dem Dienste der Menschheit, indem er die schädlichsten Getränke vertilgte, deren Genuß der Gesundheit Anderer zum Unheil gedeihen konnte. Sein tief aufgeackertes Antlitz und die Röthe seiner kolbigen Nase legten helles Zeugniß für den Eifer ab, mit welchem er der Sache der Mäßigkeitsvereine vorarbeitete.

Das nachgrüßende Auge meiner Mutter war noch lange in meiner Erinnerung, als es nicht mehr in meinem Blicke war. O selige Wehmuth des Abschieds, mit der ich meinem unermeßlichen Glücke entgegenging!

Wiewohl uns das langsame Vorrücken des Wagens über die Schloßgasse durch das Georgenthor und über die Elbbrücke hinüber noch keineswegs über unsere Kräfte angestrengt hatte, so gab uns doch ein Anhalten in der jenseitigen Neustadt Gelegenheit zur Erholung. Zugleich erfuhren wir, daß unser Wagen noch nicht überladen sei, denn es wurden ihm zwei kleine, aber sehr schwere Fässer zugerollt und zu oberst auf dem Verdecke festgeschnürt, ohne einigen Widerspruch von Seiten der Pferde, obschon sie sich alle drei mit großer Bestürzung darnach umsahen. Dann ras'te unsere Arche mit mindestens drei Radumschwingungen Schnelligkeit in der Minute durch die meißner Gasse und über den Palaisplatz, so daß wir jeden der Vorübergehenden schon von Weitem ankommen sahen und seine Gestalt noch lange verfolgen konnten, wenn wir an ihm vorbeigezögert waren. Auch die Inschrift auf dem Japanischen Palais lasen wir so ungestört, daß sie sich uns unvergeßlich einprägte. Die öffentliche Bibliothek ist darin aufgestellt und die Inschrift des Gebaudes lautet: Usui publico patens. Ehe wir von einem Lapidarbuchstaben bis zum anderen gelangten, die sich dem unbedachten Fußgänger nur zu leicht entziehen, verflossen Pausen, welche den Gebrauch des umfänglichsten Lexikons erlaubt hätten, und so reisten wir offenbar mit dem größten Nutzen.

Die Stadt lag hinter uns; die Gesellschaft hatte Muße wie zu allem Möglichen, so auch in sich selbst einzukehren. Ich begann meine Reisegefährten zu mustern. Zuerst meinen Nachbar auf dem Vorderplatze, den Töplitzer Badegast. Wir standen in den ersten Tagen des Mai, und doch hatte der Heilquell schon so viel an ihm bewirkt, daß er gerade noch lebendig nach Hause zu kommen hoffte, wenn ihm ein Theil der Kräfte übrig blieb, mit denen er zu Ende März die Magdeburger Vaterstadt verlassen. Alles um ihn her war Pelz und Bette und er selbst nichts Anderes, als eine große Lähmung. Das Gesicht stak zur vorzüglicheren Hälfte in einer Mütze, die mehr umgestülpter Muff als Mütze war. Der Hals ward mit einem Wildkatzenfell und der Mittelkörper mit einer Wolfsschur vor Verkühlung geschützt, der Rücken lehnte an einem Pfühle und über den Schooß war ein Federbett gebreitet. Dabei klagte er fortwährend über die rauhe Luft und über die Unsicherheit seiner Erwärmungsanstalten, womit er diesen und der Mittagssonne um so bittereres Unrecht that, als wir übrigen Passagiere so eifrig schwitzten, als ob wir damit dem Kranken die Geschmeidigkeit seiner Glieder zurückgeben wollten. Wenn der Badegast übrigens sprach, so hustete er, und noch häufiger hustete er, ohne zu sprechen.

Ihm gegenüber saß ein Student, in dem ich ein altes Haus erkannt zu haben glaubte, obschon mir die landsmannschaftlichen Farben, die er trug, fremd waren. Bei der außerordentlichen Ehrfurcht, mit der ich sein stolzes Haupt, einige leichte Narben in dem Gesicht und das Verbindungsband betrachtete, welches sich um seine Brust schlang, wäre es mir außerordentlich erwünscht gewesen, wenn er sich mit einem kameradschaftlichen Worte an mich gewendet hätte. Allein seit jener ironischen Miene beim Abschiede würdigte er mich auch nicht eines Blickes mehr, sondern starrte stumm und verdrießlich bald aus dem Wagen hinaus in den Staub der Straße, bald auf eine Person, die Schulter an Schulter an seiner Seite und mir mithin Antlitz in Antlitz saß, während ich sie erst jetzt entdeckte, wo mein Auge der Augenbewegung des alten Hauses schüchtern nachging. Der Moment, wo ich von ihm als Commilito erkannt ward, mußte jedenfalls einer der freudigsten meines Lebens werden; aber er beeilte sich nicht. Ich hatte indeß sieben Duelle auf dem Brustbande angemerkt gefunden und noch schien die Reihe nicht geschlossen, sondern nur durch die Wendung des Bandes gegen den Rücken unterbrochen. Wie nämlich auf den historischen Landkarten die Schlachtfelder durch zwei gekreuzte Schwerter bezeichnet werden, so merkt der Student auf seinem Brustbande ebenfalls durch gekreuzte Schwerter und wenige beigefügte Buchstaben die von ihm ausgefochtenen Duelle und deren Jahrestag an. Ein solches Band, wie schmal es immer sei, hält die Brust, um die es sich schlingt, außerordentlich warm, viel wärmer als unser Badegast in seiner Wolfsschur saß! Inzwischen war jeder meiner Blicke, der auf jene Symbole wackerer Studentenschaft hinflog, eine neue Huldigung für deren Träger.

Die Züge des alten Hauses, welches die Pappeln am Wege sehr verächtlich und mich zu meiner steigenden Beunruhigung gar nicht ansah, erheiterten sich in der Regel um einige Grade, wenn er auf den vierten, mit ihm rückwärtssitzenden Passagier blickte. Das war ein junges Mädchen, dessen Kopf von einem grünen Schleier verhüllt ward. Als sie diesen Schleier bei einer Biegung des Weges, die den Luftzug veränderte und den Staub von uns abtrieb, etwas zurückschlug, war's wie nach einem Sonnenaufgange im Wagen. Ich fühlte mich von einer Schönheit angestrahlt, daß ich die geblendeten Augen niederschlagen mußte. Wäre der Magnet des Duellbandes nicht zu stark gewesen und hätte ich nicht gehofft, den achten Zweikampf, vielleicht sogar einen neunten darauf zu entdecken, so hätte ich meine Blicke wahrscheinlich niemals wieder erhoben. Der Frühling war zu uns in den Wagen gestiegen; mit lächelnder Miene streckte er mir die Knie entgegen. Er hatte Grübchen in den Rosenwangen und einen Kirschlippenmund. Er war zum Küssen schön und zum Mitverliebtwerden jung. Um allen Preis der holdesten Anmuth mit Einem Satze zu begreifen: für die Reisegesellschaft eines solchen Mädchens fuhr selbst der Dresdner Lohnkutscher zu schnell. Ein Jeder mußte mit den Minuten geizen, die er mit dieser Gefährtin zusammen verlebte.

Hätte ich nur bestimmt gewußt, ob sich alle Studenten „Du" nennen, und ob es nicht etwa eine schmeichelnde Schulfabel war, daß auch der jüngste Fuchs berechtigt sei, von dem demoostesten Haupte so überschwengliche Vertraulichkeit zu fordern, so hätte ich den ehrfurchtgebietenden Genossen doch wohl angeredet. Vielleicht, daß er nur den ersten Schritt der Annäherung von mir erwartete. Wir kamen an den Seeplatz Zitschewig. Ich hätte ihm den Namen des Dorfes nennen, oder sonst eine geistreiche Einleitung zu weiterem Gespräche treffen können. Aber ließ sich die persönliche Anrede nicht umgehen? Und stand nicht auch ich auf den sonnigen Höhen des Lebens, an der Pforte der Akademie wenigstens, so daß mir wohl ein verwegenes Wort ziemte? Der sanfte Heinrich hielt vor dem Gasthofe das Gespann an, was er mit einer Leichtigkeit verrichtete, daß es fast schien, als ob das Gespann aus Schwäche von selbst Halt machte. Ich faßte mir endlich ein Herz und sagte laut und männlich: „Das ist Zitschewig."

Eine geraume Weile ließ mich der hochgeehrte Gefährte auf Antwort warten, indem er nach einer Richtung hin blickte und hörte, in welcher ich durchaus nicht saß und gesprochen hatte. Dann faßte er mich fest in's Auge; ich raffte meine Haltung zusammen, daß die Schnuren meiner blauen Piquesche darunter seufzten; — ging mit seinem Blicke von meiner Stirn bis auf die Brust herab, das heißt, so weit ihm das mir benachbarte Krankenlager die Aussicht auf mich gestattete, und sprach darauf mit großem Ernst: „Ja, Fuchs, Zitschewig."

Ich hatte aussteigen wollen, aber einer Fortsetzung des also angeknüpften Zwiegesprächs gewärtig, blieb ich regungslos und gespannt auf meinem Platze, wobei mir das Lächeln gar nicht gefiel, mit welchem sich das alte Haus in der Betrachtung einer großen Schachtel ausruhte, die ich in den Händen hielt. Sie war von dem Finanzmann in der italienischen Handlung zärtlich fürsorgend mit Lebensmitteln vollgepfropft worden.

„Du bist also diesen Weg schon öfterer gereist?" fuhr er fort — und mit wollüstigem Entzücken bestätigten mir meine Ohren die Rechtsbeständigkeit des Du-Comments.

„Nur einmal. Es war zu einem Schulfeste in Meißen," fiel ich eifrig ein. „Ich habe einen Freund dort, der in Prima sitzt. Auch er wollte für Ostern das Maturitätsexamen" —

„Still von Pennalibus," unterbrach mich der wichtige Mann mit unbeschreiblicher Würde. Dann nahm seine Miene plötzlich wieder die beißende Ironie an, die eigentlich die lange Reihe der gekreuzten Schwerter auf dem Bande recht natürlich zu erklären im Stande war. „Bist Du auch damals wie heute auf dem Vorderplatze gefahren, indessen eine Dame Deinetwegen auf den Rücksitz verwiesen ward?"

Es bedurfte einer längern Frist, bevor ich den Sinn des häßlichen Vorwurfs, dann seine einschneidende Wahrheit und damit schließlich auch den Grund begriff, weßhalb ich bis dahin von Seiten des Studenten mit der augenscheinlichsten Nichtbeachtung behandelt worden war. Aber kaum hatte ich auch nur einen Theil des Tadels aufgefaßt, als ich zum Schrecken des Kranken und mit dessen Bette, welches sich in meine Füße verwickelte, aus dem Wagen schoß und Entschuldigungen und Bitten, daß die Dame meinen Platz einnehmen möge, durcheinander

Digitized by Google

mischte. Ich hatte mich des Sieges bedient, den ich eben für mich offen erblickte; ich hatte nicht geahnt, daß meine gute Mutter, ohne die Reisegesellschaft weiter zu mustern, den Lohnkutscher genöthigt hatte, mit des hohern Betrage meiner Zahlung wegen den besten Platz zuzuschieben, und daß, da der Badegast unvertreibbar war, die junge Dame zur Entrüstung des Studenten, der ihr die bequemere Seite des Wagens abgetreten hatte, auf die andere Hälfte verwiesen worden war.

Während ich mich peinlich um meine Rechtfertigung bemühte, klärte sich das Angesicht des Mannes, auf dessen gute Meinung mir Alles ankam, zu einer weniger zweideutigen Freundlichkeit auf. Er half sogar dazu, daß sich das Fräulein entschloß, auf den dringend angebotenen Wechsel einzugehen. Der sanfte Heinrich hatte sich und die Pferde getränkt, das Bett war zu dem Badegaste zurückgekehrt und nachdem noch eine Flasche rothen kanbweins auf meine Bestellung gebracht und in eine Seitentasche des Wagens versenkt worden war, rollten wir weiter.

Ich zog nach einiger Zeit einen Gummibecher aus meinem Reisesacke hervor, löste den Kork der Flasche und den Deckel der Schachtel und suchte durch die Einladung zu meinem Mahle das gute Verhältniß mit den Mitreisenden zu befestigen. Leider war der Student so stolz, jede Theilnahme an dem Imbisse mit dem Bemerken abzulehnen, daß in Meißen zu Mittag gespeist werde. Indessen dehnte sich der Weg dorthin doch ziemlich lang aus; ich wiederholte mein Anerbieten bei jedem Gegenstande, den ich der Schachtel entnahm, und als sich selbst das Fräulein zu einer mit Rheinlachs belegten Semmel hatte bestimmen lassen, ward auch das alte Haus vermocht, einige Schnitten Bayonner Schinkens mit eingemachten Gurken zu versuchen. Ich hatte ihm zu diesem Behufe die ganze Schachtel gereicht, mit der er plötzlich zu meinem atzemlosen Erstaunen einen Handwerksburschen beschenkte, der einen Zehrpfennig von uns forderte. Auch den Weinrest sammt der Flasche fügte er der Gabe großmüthig hinzu, und schon fürchtete ich selbst für den Gummibecher, wehhalb ich ihn rasch in den Reisesack rettete.

„Es reist sich unbequem mit so vielem Ballast," erklärte er mir deutlich, „und die Wirthshäuser an der Straße sind ganz gut versehen."

Auch das Fräulein schaute etwas verwundert auf zu solcher Eigenmachtigkeit, die ich mich anstrengte, recht liebenswürdig zu finden, obschon sie mich außer einer Braunschweiger Schlackwurst auch noch einen ganz unangestaft geblodenen Straßburger Käse kostete.

Dann kam die Rede auf Reiseveranlassung und Lebensverhältnisse. Der Student kehrte aus Breslau nach Leipzig zurück und war ein Mecklenburger, der den Ausflug nach Schlesien nur unternommen hatte, um Land und Leute kennen zu lernen. Von dem Riesengebirge und der Verbindung der Silesen auf der Breslauer Universität sprach er mit großer Befriedigung. Schlechter hatten ihm die Gasthöfe im Gebirge und unter den Studenten die Polen gefallen. „Unter den Silesen," sagte er, „sind prächtige Jungen, Burschc, die Haare auf den Zähnen, die Klinge beständig blank und auf der Mensur das frischeste Forellenblut haben. Ich hoffe, daß wir von Leipzig aus in ein perpetuirliches Cartel mit ihnen treten. Auch die Adersbacher Felsen sind der Mühe werth. Die Polen hingegen sehen verwildert aus, trinken Schnaps, schlagen mit dem Knüppel drein und ein anständiger Kerl geht ihrer Rohheit aus dem Wege. Den Elbfall konnte ich ebenfalls nicht besuchen, weil noch zu viel schmutziger Schnee in den Bergschluchten lag."

„Du bist also Leipziger Student und trägst die Silesienfarben nur —!"

„Weil ich mein Band mit dem des Subsenioros tauschte. Der herrlichste Mensch, mit dem jemals ein Schmollis getrunken ward! Ich heiße Perglow und bin bei den Semionlen."

Wenn ich vorhin von dem überwältigenden Eindrucke erzählte, den es auf mich hervorbrachte, daß das Fräulein ihren Schleier lüftete, so kann damit nur verglichen werden, was ich empfand, als mein Nachbar seinen Namen nannte. Es war der gefeierte Name eines der berühmtesten Häuptlinge, die damals in der Bewunderung der Studentenwelt und in den Erzählungen lebten, denen wir Schüler mit bebender Ehrfurcht lauschten, wenn uns die Ferien irgend einen gutherzigen Kameraden zuführten, der auf der Universität nicht ganz vergessen hatte, daß er einst auf dem Gymnasium Freunde besaß. Warum hatte ich nicht eine ganze Schiffsliste von großkelten und geräucherten Waaren, sie seiner Verfügung unweigerlich zu überlassen, anstatt der elenden Schachtel, mit der er dem Anschcine nach etwas willkürlich verfahren! Zugleich gehörte er der Genossenschaft meines Stammes an, — des Stammes der Semionlen, wenn es mir erlaubt ist, wie ich den Namen des Häuptlings etwas verändcrte, auch die noch fortblühende Landsmannschaft mit einem indianischen Worte zu bezeichnen.

„Du bist Perglow! Und auch ich bin durch Schicksal und Neigung Semionse!" rief ich ihm in schöner Begeisterung zu. Er nickte, wie eben ein berühmter Krieger nickt, der einen Rekruten ohne Ahnen und Thaten zu seinem mächtigen Banner treten sieht.

Die Reihe der Mittheilungen war an dem Fräulein. Sie reiste in ihre thüringische Heimath, nachdem sie eine kranke Tante den Winter hindurch in Tharant gepflegt. Julie von Eichmann war ihr Name.

„Dich brauchen wir nicht erst um Auskunft zu bitten, Fuchs," sprach der Semionlenhäuptling und das gehäufelte Lächeln spielte wieder um seinen Mund, „da wir Zeugen davon gewesen sind, wie die Familie Polonius von Dir Abschied nahm. Befolge die Mahnungen Deines Vaters und Du wirst ein überaus glückliches Examen bestehen, und wenn Du die Warnungen Deiner Mutter nicht in den Wind schlägst, Dein glattes Gesicht und das volle Gewicht Deiner Federbetten dereinst unversehrt nach Hause zurückbringen."

„Hättest Du keine Mutter, Perglow, daß Du die ängstliche Sorge der meinigen verspotten kannst!" fragte ich, verletzt von einer Anbeutung, deren verletzende Spitze weniger mich als meine Aeltern trafen. „Sonst wären Deine Worte unverzeihlich."

Da nahm das Antlitz des großen Kriegers eine so treuherzige Miene an, daß jeder Zug von Hohn daraus verschwand. „Keine Mutter!" fragte er, „ein vollkommener Student kann der freilich nicht werden, der seiner Mutter folgt, indem er das Duell vermeidet, und dem Vater gehorcht, indem er die Verbindungen seiner Kameraden flieht, deren Reiz mit ihrem Verbote zu besiegeln die Regierungen selten saumig sind. Aber ich wollte Dich nicht beleidigen, denn auch meine Seelte möchte ein geängstetes Mutterherz überwachen und leiten, wenn ich etwas folgsamer wäre. Darauf meine Hand."

Wir fuhren in das engere Elbthal ein, in welchem sich das tausendjährige Meißen erhebt. Die Stadt blickt so romantisch über den schönen Fluß, die Albrechtsburg mit dem gothischen Afadom so mittelalterlich von der Höhe herab, daß die Stadt gar nicht recht in die neue Staatsverfassung und Geschichte paßt. Sie ist zu poetisch für die nüchterne Neuzeit. Das wußte die Elsenbahn, die später die alten Völkerstraßen verödcn machte und sie ließ beshalb Meißen seitwärts liegen. Die Lohnkutscher waren gerechter. Sie lagen oft länger in Meißen, als es selbst der Weinbau der Sandsteht verantworten mag, der alle Arten europäischen Traubenblutes versendet, besonders Asmannshäuser, Burgunder und Shampagner. Aber verschämter Weise niemals Meißner!

Das Fräulein war so liebreizend, daß ich viel darum gegeben hätte, wäre es mir erlaubt gewesen, ihr gewisse kleine Reisedienste zu leisten, wie z. B. deh, ihr beim Aussteigen aus dem Wagen die Hand zu reichen. Aber Perglow ließ mir in dieser Beziehung gar nichts übrig und bis zu dem Versuche, mit seiner Aeltigkeit zu wetteifern, verstieg sich meine Aechtheit nicht. Vielmehr sah ich mich dem kranken Badegast zugetheilt, für den auch der Semionlenhäuptling die sehr ersehnte Rücksicht nahm, sich das Tabakrauchen in der Kutsche zu versagen. Während daher Perglow in Meißen unsere junge Dame an seinem Arme in den Gasthof zur „Sonne" geleitete, war ich dazu verurtheilt, das fahrende Krankenbett in ein wandelndes Lazarett umgestalten zu helfen. Flott und schmuck schritt das eine Paar vor uns voraus, indeß der sanfte Heinrich und ich kaum stark genug waren, ein stöhnendes Bündel von Fellen und Betten nachzuschleppen.

Nach der Mahlzeit, die wir an der Gasthofstafel einnahmen, der Badegast vermochte kaum einige Löffel Suppe hinterzuschütten, worauf ich ihn auf ein Sopha schleifte und wieder unter Decken und Kissen begrub, entfernte sich Perglow in die Stadt. Er wollte nachsehen, ob einige Freunde schon wieder zur Universität abgereist oder bereit wären, eine Flasche mit ihm bei dem braven Kupfermeister Baumgarten zu trinken, einem Manne von so unbefleckten Rufe, daß ihn kein Student unbesucht ließ, der auch nur eine Viertelstunde Meißner Aufenthalts erübrigen konnte. Wir hatten behagliche Zeit zu einem Gelage, denn Heinrich fütterte und war überhaupt nicht der Charakter, der mit boshafter Eil' auf der Absahrt bestand, so lange noch Ein Passagier zu zaudern verlangte. Der Semionlenhäuptling theilte mir seine weintrinkende Absicht mit und gestattete mir, ihn bei Baumgarten zu erwarten. Diese Erlaubniß würde den Umständen nach als ein Befehl für mich gegolten haben, wäre mir nicht ein sehr lockender und verrätherischer Plan in den Sinn gekommen. Ich ließ Perglow ruhig seine Runde antreten und bemerkte dann ganz zufällig, daß doch inzwischen für die Unterhaltung unserer Dame sehr schlecht gesorgt sei, worauf ich ihr einen Spaziergang zur Beschauung der Meißner Merkwürdigkeiten vorschlug. Als sie mein Anerbieten genehmigt hatte, quälte mich nur der Gedanke, daß wir dem Häuptlinge in der Stadt begegnen könnten, was ein

Digitized by Google

harter Schlag für mich gewesen wäre. Deshalb beschleunigte ich meinen Weg durch die Stadt mit Julien und fühlte mich erst glücklich geborgen, als wir die Treppe zu ersteigen begannen, die gegen die Aldrechtsburg hinaufführt. Ihr Arm lag dabei auf dem meinigen, von Zeit zu Zeit ruhten wir aus und sahen eins ander an. Ich empfand so viel, daß ich wenig reden konnte, und um einige Mannichfaltigkeit in unser Gespräch zu bringen, zählte ich laut die Stufen. Wir waren aber entsetzlich rasch oben und mit der letzten Ziffer die Unterhaltung schon wieder zu Ende. Aber im Andlicke der alten Stadt und frühlingsfrischen Landschaft verklärte sich das Antlitz des Mädchens, und als Julie die Gegend als die schönste pries, die sie gesehen, vergaß ich mich oder ihrem lieben Lächeln dis zu der Aeußerung:

„Was Ihnen die Gegend, das sind Sie mir — das schönste Mädchen, welchem ich jemals begegnete!“ Ich erschrak vor mir selbst nach dem Worte, daß ich mich vorwärts an die Mauerbrüstung retten mußte und gewiß roth antlief, wie ein gesottener Krebs, während ich eine arme Hausklaudpstange ausrupfte, die zwischen dem verwitterten Mörtel herausgewachsen war.

„Sie scheinen die Meißner Berge schon zu kennen, da Sie gar kein Auge dafür haben,“ sprach meine Begleiterin nach der langen Pause, die ihr meine am Boden haftende Verlegenheit ließ. „Wollen wir nicht weiter gehen?“

„O ja — in den Dom. Er steht offen, wie ich sehe, und auch auf den Thurm hinauf müssen wir.“

Aus dem Innern quoll tiefer Orgelklang. Der Dom rührt noch aus der Zeit her, wo der frömmste Gottesglaube gothische Tempel schuf, deren erhabene Formen wir kaum nachzuahmen, nicht zu übertreffen vermögen. Auch der Afradom von Meißen ist ein zu Stein gewordenes seliges Gebet von Millionen, und die Andacht von Jahrhunderten strömt an uns und um ihn. Wir traten ein und schritten langsam und feierlich bewegt bis zum Hochaltar. Jenseits desselben führt die Treppe auf den Thurm empor. Ich war wohlvertraut mit ihren Windungen, und von den Orgeltönen umwogt, folgten wir der Stiege, abermals Arm um Arm geschlungen. Empor, empor, bis wir auf dem Austritte standen, wo sich das Thal mit seinen Gärten, der Strom mit seinen Schiffen vor unsern Blicken aufthat.

Anfangs waren wir still, dann war es etwas Schwärmerisches oder Heiliges, was wir sprachen. Wie es dahin gedieh, weiß ich nicht mehr, aber ich muß Julien um einen Kuß gebeten haben, denn sie sah mich darauf verwundert, aber nicht zornig an.

„Einen Kuß — und hier auf der Höhe vor aller Welt? Aber gerade darum — hat Sie, wenn Sie mir versprechen, den Ermahnungen Ihrer guten Mutter mehr gehorchen zu wollen, als den Anweisungen und dem Beispiele unseres Begleiters — küß' ich Sie.“

Für einen Kuß von ihr hätt' ich Alles zugesagt und auf Erfordern zugeschworen.

„Wie gut Sie sind, Julie!“ jauchzte ich. Ich umarmte sie und wir küßten uns ganz langsam und wohlbedächtig. Auf dem Heradwege erinnerte ich jedoch, daß es mir scheine, als ob das Fräulein keine ganz gute Meinung über Perglow hege, worin sie im größten Unrecht sei.

„Ich meine nur, Sie sollen ihn nicht auf Kosten Ihrer Zukunft bewundern,“ antwortete Julie. Seit wir uns im Namen meiner Mutter geküßt hatten, kam sie mir wie meine Schwester vor, und ich dachte ihrer Rede nach, als wäe's ein Orakelspruch gewesen.

Durch die Berührung ihrer Lippen nicht zuversichtlicher geworden oder gar begehrlich, war ich dennoch so unbefangen und vertraut zu ihr, daß weder meine Gedanken im Gefühle, noch der Ausdruck im Gedanken erstickte wie vorher. Ich vermochte ihr Alles zu sagen, was ich von Freude und Hoffnung in der Brust hatte, und der Hoffnung besonders trug ich viel in mir.

Julie selbst rief mir den Küpermeister Baumgarten in's Gedächtniß zurück, als wir wieder unten in der Stadt waren. Ich begab mich dahin und fand Perglow in Gesellschaft von einem sehr langen Studenten mit einem bestoßkurzen Rocke. Ebenfalls ein großer Krieger, dem ich bald vorgestellt war. Er hatte die Semmelentblößmühe auf dem rothlichen Haupthaar auch im Zimmer nicht abgelegt, vermuthlich weil er sie mit dem Halstuche verwechselte, wovon auch nicht eine Spur an seinem entblößten Nacken zu entdecken war. In seiner Linken hielt er eine starke „Fiote“ worunter man sich einen Stock vorzustellen hat, der dann auch musikalisch wirken konnte, wenn er in rhythmischen Schwingungen auf den Rücken irgend eines mit Stimme begabten Wesens niederfiel. Mit der Rechten umfpannte er eine Flasche, aus welcher er mit ein Glas füllte, welches beinahe größer als die Flasche war. Auf das Mitkrinken deschränkte sich übrigens meine ganze Theilnahme an der Unterhaltung, da sie sich ausschließlich auf Personen und Zustände erstreckte, die ich erst näher kennen lernen sollte.

Der sanfte Heinrich kam selbst, uns abzurufen. Er war so dienstfertig, daß er die Angebrochenen Flaschen leeren half, nur um uns desto rascher zu befördern. Perglow führte wieder die Dame, ich trug meine Hälfte von dem Kranken an den Wagen. Aber als es an's Einsteigen kam, wollte Perglow, um zu rauchen, mit einem Passagier des Cabriolets tauschen. Er war der lesende Passagier, den er dazu einlud. Auch ging der Aufgeforderte auf den Wunsch des Häuptlings ein und siedelte mit der Bibliothek zu uns über. Da fand er aber, daß ihm das Licht unglücklig falle, mit welcher Umschreibung er vermuthlich den Badegast meinte, vor dessen Nachbarschaft er offendar heftig zurückschrak.

„Nun, so lesen Sie einmal eine Station lang nicht!“ rieth ihm Perglow.

„Ich muß aber lesen!“ sagte der Passagier, „ich bin ein wandernder Naturforscher und studire eben Sachsen.“

„Am zweckmäßigsten doch durch den Augenschein! In Klappendorf geb' ich Ihnen Ihren Cabrioletplatz zurück.“

„Bis Klappendorf gerade muß ich lesen.“

Dobei war er schon wieder ausgezogen, hatte das Cabriolet erklommen und sich in den Inhalt des Buches, welches an der Reihe war, so innig vertieft, daß die Rede an ihn rein verloren ging, die der Seminolenhäuptling über Literatur im Allgemeinen und Naturgeschichte des Kameels im Besondern hielt. Das Wort „Kamel“ sprach er dabei accurat so aus, als ob er den lesenden Passagier damit im Allgemeinen bezeichnen und im Besondern beleidigen wollte.

„Wenn ich mit hier, die Bewilligung des Fräulein vorausgesetzt, eine Cigarre anzündete, so mordete ich ein Menschenleben durch Stichwusten!“ schloß Perglow den Sermon und setzte sich, von Wein und Aerger ziemlich aufgeregt, auf den alten Platz.

„Aber draußen vor der Hochstadt — und wenn ich deshalb auf's Verdeck steigen muß, kann ich mir die süße Gewohnheit des Dasseins nicht länger versagen.“

Ich ahnte unendlichen Vortheil von der Abwesenheit des Häuptlings und das traulichste Zwiegespräch mit Julien, daher war ich beflissen, dem Gefährten ein Lager auf dem Verdeck als ein wahres Lotterbett üppiger Ruhe zu schildern. Erst pries ich den Reiz der Gegend, die er überblicken wurde, dann besprach ich mit dem Hauptlinge die verschiedenen Arten des Rauchens mit einer so feinen Auseinarbeitung aller Eingelheiten, daß ihm der narkotische Duft der bloßen Erinnerung durch den Mund und die Nase prickelte. In der Nähe der Klostermine, die nicht weit hinter Meißen liegt, war auch seine Begierde lebhaft aufgeregt. „Aber das Aufsteigen, das Aufsteigschlag — und mitten im Fahren aus dem Wagen springe, was bei der äußerst vorsichtigen Bewegung der Rosse wenig Gefahr hatte und den sanften Heinrich, nach einem Besuche bei Baumgarten, nicht Wunder nahm. Der Kutscher sah sich auch nach dem Zurückbleibenden nicht weiter um, wir im Innern aber gewahrten darauf an dem Geräusch der unsern Hauptren, daß Perglow über die Kisten des Hinterntheils emporgestiegen und somit auf der Höhe des Fortschritts angelangt war.

Der Kranke stöhnte kläglich, und wir durften auf einen Trauerfall gefaßt sein, ehe wir Leipzig erreichten. Um ihm eine bequemere Lage einzuräumen, setzte sich das Fräulein zu mir neben, ordnete das Bett bei geöffnetem Badegastes nach dieser Veränderung sorgfältig von neuem. Er dankte ihr, auch ohne Perglows Cigarre, mit einem tiefgefühlten Husten, und wir Gesunden sprachen dann von Seebädern und Sauerbrunnen und von der Heilquelle in Tharant, die mehr auf den Bergen wachst und in den Lüften weht, als aus dem Felsen springt. Der Wasserstrahl, den die Erde giebt, wir wußten nicht, ob er sehr mächtig und genesungskräftig sei. Aber an der Frische der Tharanter Haine und an dem wundenheilenden Hauche der Natur, der sich über die waldigen Höhen des Weiserigthales ergießt, zweifelten wir nicht, die wir noch an keiner Wunde gelitten. Julieus Tante, die dort genesen, war eine milde, sanfte Frau und das Mädchen sagte, die Pflege sei ihr leicht geworden. Aber wenig Gesellschaft habe die Kante des sich gesetzen, denn das Nervenübel, an dem sie kränkle, habe vor allem Andern innere und äußerliche Ruhe verlangt. Doch sei der kleine Ort auch im Herbst und Winter viel bewegt gewesen durch die dortige Akademie.

„Für Forst- und Landwirthschaft!“ fiel ich ein. „Wir haben eine zweite ältere und noch berühmtere Akademie im Lande, in Freiberg, für's Bergwesen. Die Studenten an beiden gelten in Leipzig für satisfactionsfähig.“ Zu dem „in Leipzig“ fügte ich noch ein „bei uns“ hinzu, aber ein sehr leises, weil noch völlig zukünftiges. Mit der anerkannten Satisfactionsfähigkeit glaubte ich aber den Akademisten in Tharant und Freiberg keine geringe Auszeichnung nachgerühmt zu haben. Fräulein von Siegmann verspeyte nur leichtbin:

„So, so.“ Sie schien die Wichtigkeit des Zugeständnisses nicht vollkommen zu überschen. „Wir kamen mit den ganzen

Digitized by Google

bruten selten in Berührung," fügte sie hinzu. — Ich war jedoch ein schlauer Fuchs. Daß sechzig bis achtzig Studenten der Forstwissenschaft ein Mädchen in dem engen Thale von Tharant sollten unbeachtet und ungebuldigt gelassen haben von der Jugend, Schönheit und den geistigen Vorzügen Juliens, das dünkte mir nicht glaublich. Also fragte ich sie geradehin, in welcher Weise sie der Gegenstand der akademischen Aufmerksamkeit gewesen.

„Ich darf mir dergleichen nicht einreden," erwiederte das Fräulein, und ihre langen Wimpern wehten dabei mit schalkhaftem Ausdruck über dem hohen Auge. „Nur einmal, nach einem Balle, erwiesen mir die Studenten die Ehre, mir ein Zeichen ihrer freundlichen Erinnerung zu geben. Sie stellten sich Nachts unter meinem Fenster auf und feuerten dort ihre Gewehre ab, was eine Art von Ständchen sein sollte, welches sie mir brachten. Es waren einige Dutzend Doppelschüsse, die auf einmal loskrachten und das grade in einer Zeit, wo meine arme Tante endlich nach langer nervöser Schlaflosigkeit einigen Schlummer gefunden hatte. Es war eine sehr gute Frau, allein der Schrecken hatte sie fast getödtet und ich war lebhaft bemüht, mir dergleichen geräuschvolle Artigkeiten nicht ferner zuzuziehen."

Ob nicht dennoch ein Bündniß der Neigungen die Folge des Tharanter Winters gewesen war, leuchtete aus der Erzählung dieses Vorfalls freilich nicht ein. Wir geriethen darauf wieder in Jean-Paulsche Stimmung. Es ist so verzeihlich, mit achtzehn Jahren überschwenglich zu sein, das Paradies aus einer Rosenknospe zu riechen und himmlische Unendlichkeit in einen Händedruck zu schließen. Eine Rosenknospe hatte sich Julie in Meißen an die Brust gesteckt und wenn sich unsere schweifenden Gedanken begegneten, so thaten es auch unsere Hände.

Ich streckte den Kopf aus dem Wagen und richtete ihn sehr verrenkt gegen den Deckpassagier, um ihm Cigarren anzubieten, falls er nicht genug versorgt sein sollte. Denn Perglow's Abwesenheit war doch sehr erspießlich.

„Laß gut sein, Fuchs," ertönte es von oben. „Ich liege zwar auf einem Prokrustebette und habe überdies ein Fäßchen zwischen den Knien zu halten, wenn ich nicht sammt demselben herunterfliegen soll. Aber die Cigarre ist im Brande, daß sie der gesammten englischen Kriegsflotte zur Lunte dienen könnte."

Der Kutscher spitzte bei dieser Unterhaltung, die sehr laut geführt werden mußte, die Ohren und richtete sich von seinem Platze empor.

Seltsamer Weise hielt mit einem Ruck der Wagen, und der sanfte Heinrich hatte sich so unsanft aus der Schoßkelle geschnellt, daß er wie ein Grasfrerd bis in den feuchten Straßengraben hinüber gehüpft war, eine bedeutendere Entfernung, als jemals eine der Pferde, die er lenkte, von den besten Tagen seiner Blüthe auf Einen Anlauf zurückgelegt hätte.

„Herr Jesus! Es sitzt Einer auf dem Wagen!" schrie der Sanfte und das Haar sträubte sich auf seinem Scheitel empor, von dem der Hut weit weg entflogen war. „Und das Verdeck raucht wie ein Schornstein!"

„Ich bin's, Heinrich!" entgegnete sehr gelassen der Semikolonnaführer. „Meine Cigarre und da — wahrhaftig ein Stück alter Packleinwand ist angeglimmt. Hocke nur wieder auf. Es ist nicht drei Pfennige werth, und ich drücke den Brand mit zwei Fingern aus."

„Herr Jesus, Herr Perglow! O du mein Himmel, das Unglück! Machen Sie, daß Sie herunter kommen oder wir sind Alle verloren. Es sind drei Centner Pirschpulver in den Fässern und der Wagen brennt!" schrie Heinrich.

„Schießpulver — und der Wagen brennt!" dröhnte ein mehrstimmiges Echo nach.

„Kirschpulver!" fragte der naturforschende Passagier und schaute träumerisch aus den Blättern auf. Aber das Entsetzen, welches er in jeder Miene las und die rasende Eile, mit der die Insassen des Wagens auf Heinrichs Wort aus der Kutsche stürzten, belehrte ihn augendicklich, daß es sich um eine fürchterliche Gefahr handle. Er gab nicht blos, ohne alles weitere Besinnen, seinen wohlvertheidigten Platz, sondern selbst das Buch Preis, um die allgemeine Flucht sofort mit anzutreten. Die Entladung der Pulverfässer selbst hätte uns kaum rascher auseinander bringen können, als es die Furcht vor ihrem Auffliegen, bei der Nachricht, der Wagen brenne, that. Wie ich Julien zugleich mit mir ins Freie hinausflüchtete, wäre mir jetzt unmöglich zu erklären. Eine Minute nach der Katastrophe schon wußte ich nicht mehr, ob sie mich aus dem Wagen hinaus riß, oder ich sie und wer von uns beiden eigentlich von dem Andern an die Hecke hinübergetragen ward, in deren Dornen eingehakt wir uns wieder fanden.

Perglow war ohne weitläufiges Messen der Höhe vom Wagen herabgesprungen und hatte seinen Füßen nicht Zeit gelassen, ihm irgend eine Verletzung anzumelden. Wie ein Sturmwind brauste er zu uns herüber.

Der Sanfte duckte sich wie ein feiger Soldat vor dem Kartätschenhagel unter den Graben und nur die Pferde schienen wohl unsern Schrecken, nicht aber dessen Ursache zu begreifen, die sie wie uns bedrohte. Sie standen, offenbar sehr zufrieden mit dem Ausenthalte, still, und wenn ich den Ausdruck einer Schimmelphysiognomie zu beurtheilen befähigt bin, so lächelte eines der Thiere sogar bestialisch schadenfroh zu unserer grimmigen Verwirrung.

Das Alles erfordert mehr Zeilen, um es zu erzählen, als es Secunden brauchte, um es zu erleben.

Perglow war in der Nähe der Hecke eingetroffen, deren Gesträuch vornehmlich für Juliens Seidenkleid eine eben so zudringliche, als das Weiterstreben behinderude Anhänglichkeit verrieth.

„Was thun wir jetzt, — will mir denn Niemand löschen helfen?" erklang der unterirdischer Rothruf Heinrichs.

„Löscht Ihr denn, indem Ihr Euch in den Graben werft?" antwortete Perglow, indem die Lebensfarbe langsam in seine Wangen zurückkehrte. „Du pflichtvergessener Schlingel hast das Pulver heimlich aufgeladen! Schneide die Pferde los! Dann magst Du nun auch erleben, wie Dein Wagen auffliegt. Das Beste ist, wir ziehen uns einige hundert Schritt die Höhe hinauf. Da haben wir wenigstens noch so viel von dem Bettel, daß wir den Wagen in die Luft gehen sehen."

„Mit allen meinen Habseligkeiten?" rief ich.

„Laß sie zum Geier sein. Hätte mich der Esel, der uns fuhr, nicht gleich mit dem Schlimmsten erschreckt, so hatte ich die Lobe des brennenden Lappens auf der Stelle erstickt" —

„Vielleicht ist noch Rettung möglich, wenn wir uns hinanwagen. Meine Bücher, Kleider, Betten —"

„Mein neuer Hut — und der Kranke! der Kranke — Niemand hat an ihn gedacht — liegt noch in der Kutsche!" schrie Julie auf und rang die Hände, was außer dem Hute, dem unglücklichen Badegaste wenigstens zur Hälfte galt.

Auf die Erwähnung des Kranken sagte der Häuptling kein Wort, aber seine Bewegung gegen den Wagen hin, der bis auf die aufklaffenden Thüren und ein dünnes Rauchwölkchen ganz unbeschadet und harmlos aussah, war auffordernd genug. Ich folgte. Erst, als wir unmittelbar vor dem Fuhrwerke standen, war zu erkennen, daß die Packleinwandstegen in hellen Brand übergegangen waren. Unser Angriff war in unausgesprochener Uebereinstimmung darauf gerichtet, den Badegast aus dem Innern heraus zu holen. Aber noch war eine Spanne zwischen uns und der Kutsche, als Perglow sagte: „Die Fässer bringen wir am Ende schneller weg, als einen unbesinnlosen Menschenleib."

Dies Wort änderte unsern Entschluß. Von hinten auf fliegen wir auf das Verdeck, aber das Gabriolet empor kam uns der Sanfte entgegen, der nach der ersten tödtlichen Bestürzung wieder Muth und Regsamkeit gewonnen hatte, als er Perglow selbst an den Feuerherd zurückkehren sah. Er bezeichnete uns mit heiserem Ton und bedeuter Hand die beiden Pulverfäßchen. So schwach das Flämmchen war, welches nach ihren Reifen hinleckte, so bedurfte es doch nur einiger durchgesickerter Körner, und was und wo waren wir im nächsten Augenblicke? An einem Gran der Mischung Salpeter, Schwefel und Kohle hing unser Leben. Die Aexte, die sich gegen die Fässer ausstreckten, schienen ein Bewußtsein von Gefahr zu haben, nach der sie langten. Eine schmerzliche Empfindung rieselte durch ihr Mark und pflanzte sich durch den Körper fort.

„Ist gewiß kein Pulver weiter auf dem Wagen?" fragte Perglow.

„Nicht eine Prise sonst, daß ich wüßte," versetzte Heinrich.

„So sind wir diesmal mit dem Schrecken davon gekommen," fuhr der Häuptling fort, und trat die angegangene Leinwand mit den Füßen aus.

Die Fässer aber lagen weit hinüber geschleudert jenseits der Straße. Wie wir sie mit gemeinschaftlichem Schwunge bis dahin geworfen, steht nur nebelhaft vor meinem Gedächtnisse. Sie waren sehr schwer, auch schwer anzufassen an den schmalen Rändern. — Unsere Körper hatten auf dem Wagen keinen zuverlässigen Haltepunkt. Daß die Fässer dennoch fortgeschleudert wurden, ohne daß Einer von uns, der noch wahrscheinlicher alle Drei ihrem Gewichte nachstürzten, ist ein mathematisches Räthsel.

Aber wir standen wohlbehalten aufrecht und sie lagen beseitigt im nächsten Acker. Wir vertilgten jede Spur des Brandes bis auf den Schmutzflecken, den der verkohlte Zunder auf einer der Kisten zurückgelassen, und während der sanfte Heinrich noch oben im Verdecke umherstellte und schnürte, stiegen wir hinab und riefen die Entfernung jeder Gefahr aus. Dann besannen wir uns auch wieder auf den Badegast. Es war so mäuschenstill im Wagen, daß wir einen Todten hervorzuziehen fürchteten. Die hülfslose Verzweiflung des aufgegebenen Mannes wurfte furchtbar gewesen sein. Was war wahrscheinlicher, als daß sie ihn getödtet hatte!

Digitized by Google

„Fuchs — was ist das?“ fragte Perglow, der seinen Augen nicht traute. „Ist der Kerl in sein Bettstroh gefallen und hat sich darin verkrümelt?“

„Fußsack, Wollschuer und Alles, was er um sich trug, liegt hier im Wagen — aber der Mensch dazu fehlt,“ entgegnete ich, nicht minder überrascht.

„Sollten ihn die Gabriolettpassagiere herausgelangt haben? Aber davon nimmt der Eine drüben an der Haferseidecke Hoffmann'sche Tropfen, wie es scheint, um sich den Schrecken aus dem Leibe zu treiben, und der Naturforscher sucht schon wieder nach seinem Buche, sein Dritter ist zu sehen!“

„Im Ende ist der Badegast in aller Stille aufgeflogen. Himmelfahrtig genug sah er aus dazu. Oder hätte das Fräulein irgend eine Kunde von seinem Schicksale?“

Die Dame saß bei der Dornenhecke und weinte. Auf unsere Frage antwortete sie, weil ihr vor innerer Bewegung die Stimme versagte, mit einem abwehrenden und verneinenden Winken ihres Taschentuchs. Das Verschwinden glich der Zauberei und wir schüttelten wohlhaftig die Pelze und Betten durch, als könnten wir den Gelähmten, in einen Däumling verwandelt, in der Tasche der Wolfsschur entdecken.

„Meine Herren, wollten Sie mir jetzt wohl helfen das Pulver wieder aufladen?“ fragte der sanfte Heinrich mit beispiellos unbefangener Miene vom Verdecke herab.

„Ein Bündel Prügel wollen wir Dir aufladen, wenn Du Dich unterstehst, drei Centner Pulver und sechs Reisende noch einmal auf einem und demselben Wagen zusammen zu bringen!“ war die entschiedene Meinung des Steinolenhäuptlings und mithin auch meine unumstößliche Ansicht.

„Oho, das Pulver kann doch nicht im frischen Acker liegen bleiben!“

„So rolle es die Elbe hinunter, dort wird es am Besten aufgehoben sein.“

„In Klappendorf will ich das Pulver zurücklassen, wenn Sie das verlangen. Aber bis dorthin muß es noch mit.“ Der Kutscher verstummte nach diesem Satze, denn ein Mann, der die Straße dahergeschritten kam, schien die Bitte um unsern Beistand zu erliegen, falls sich der Wanderer irgend bewegen ließ, seine rüstigen Glieder gegen ein Trinkgeld zum Hinaufreichen der Fässer herzuziehen. Seine Gestalt war ganz dazu angethan, ihm eine tüchtige Kraftanstrengung zu gewähren, nur war sein Anzug nicht der eines Tagelöhners, und bei näherem Anschauen schien uns das Gesicht bekannt.

„Ist es denn wahr, wie Sie riefen, daß alle Gefahr vorüber?“ fragte er schon von fern. Wir waren keiner Erwiederung fähig. Der Löpliger Badegast, in neuer verbesserter Auflage, schritt auf uns zu und seine Lähmung schien auf uns übergegangen zu sein, in so starrem Erstaunen standen wir.

„Wo in aller Welt kommen Sie her?“ fragte Perglow.

Der Verzauberte zeigte auf ein Gebüsch am Berghange: „Dort wartete ich den Hergang ab.“

„Und wie gelangten Sie aus dem Wagen und dorthin?“ verlangte ich zu wissen, indem ich im Geiste den jetzigen Mann mit dem vorherigen Todtengerippe verglich.

„Sie sehen ja, ich kann wieder gehen — nicht blos gehen, ich kann sogar laufen, wie ich zu meinem eigenen Erstaunen bemerkte, als ich vorhin in der Todesangst mit den Andern zugleich aus dem Wagen gesprungen war. Ich lief schneller als Sie Alle. Soweit war ich noch nicht einmal, bevor ich in's Bad reiste,“ fuhr er, sich seelenvergnügt die Hände reibend, fort. „Nun sage mir noch Einer, daß Tödtlichkeit wohl thue.“

Es ward uns wahrlich schwerer, an die Verwandlung des Mannes zu glauben, als ihm selber.

Julie weinte noch immer, als wir den Wagen wieder bestiegen, aus Rührung jetzt, wie sie sagte, über die wunderbare Genesung unseres Reisegefährten. Und das Pulver mußte wirklich mit. Der sanfte Heinrich hatte es durch Bitten und Beschwörungen durchgesetzt, daß wir ihm die Mitnahme bis auf die nächste Einkehr gestatteten. Aber ich habe heute noch den Verdacht, daß die Fässer selbst in Klappendorf nicht zurückgeblieben sind. Unsere Stimmung hatte in feierlicher Weise ausgehalten bis dorthin, wo wir zu Ehren des Ereignisses einr Flasche, dann die zweite, endlich die dritte leerten, wobei wir uns der Theilnahme des Badegast's und selbst Juliens zu erfreuen hatten. Der sanfte Heinrich war inzwischen lange im Hofe und um den Wagen beschäftigt, ohne daß wir ihn beaufsichtigten. Bei der Absahrt laaen allerdings die Fässer nicht mehr oben auf dem Gepäck. Aber höchst wahrscheinlich unter demselben.

In Ischatz ward übernachtet, aber mir nahte kein Schlaf.

Die Welt war also doch so abenteuerlich und romantisch, wie sie in der einsamen Schulzelle vor meinen glühenden Einbildung gelegen! Ich hatte am ersten Tage meines Eintritts in dieselbe ein vielleicht Mädchen aus drohender Todesgefahr davon getragen — Julie sagte es selbst und ich glaubte es bringend, trotz meiner bescheidenen Ablehnungen — und der allgemeine Du-Comment der Studenten war eine Wahrheit! O meine Mutter, meine Mutter! Wie begannen Deine blutrothen und thränenschweren Warnungen vor der goldenen Sonne dieser prächtig lachenden Welt zu erbleichen! Auch die Mahnungen des Vaters, wenigstens die, mich vor einer Liebschaft zu hüten, waren vergebens gewesen. Nein, nicht vergebens, nur überflüssig. Denn was mich zu Juliens holdem Herzen zog, war keine Liebschaft, es war Verehrung, Anbetung, es war die Liebe selbst.

Auf der Fortsetzung der Reise am andern Tage waren wir Alle etwas abgespannt, am wenigsten jedoch der weiland Gelähmte. Körperlich empfanden wir die Nachwehen des Schreckens in einer gewissen Zerschlagenheit aller Glieder, geistig fühlten wir, daß sich unser Geschick gestern dermaßen in Außerordentlichem erschöpft habe, daß es uns zunächst weiter nichts bieten konnte. Doch erneute jedes Lächeln Juliens eine stille Ahnung unsäglichen Glücks in meinem Herzen. Sie war mir auch heute noch für das dankbar, was sie ihre Rettung nannte.

Zum Kulmberg hinter uns lassend, näherten wir uns dem Flachlande der Pleißenebene, deren fruchtbaren Weizenboden alle Völker Europa's mit dem Blute ihrer Krieger gedüngt haben. Es wäre ein Wunder, wenn nicht wenigstens das Getreide üppig darnach wüchse, da die Früchte anderer Saaten, die über dem Leipziger Schlachtfelde aufgehen sollten, desto armseliger ausgefallen sind. In Wurzen erregte damals eine unter großen örtlichen Schwierigkeiten aufgeführte Muldenbrücke das Erstaunen der Gegenwart in dem Grade, daß sie jeder Fuchs zu Fuße überschritt, um sie desto ungehinderter zu bewundern. Fünfzig oder sechzig plan- und hinderniß-volle Jahre hatte es gewährt, bevor der wichtige Wasserbau in's Werk gesetzt ward. Wie rasch aber ist unser jüngstes Zeitalter gegen die Vergangenheit geschritten! Um eine Verkehrsbrücke lang Wurzen ein halbes Jahrhundert. Ein Lustrum später baute ihm die Eisenbahnverwaltung binnen wenigen Monaten noch eine zweite, viel ansehnlichere Brücke neben der alten über den Strom. Wurzen hat die Gelegenheit mit Eifer benutzt, sich selbst zu entlasten. Es ist nach Leipzig ausgewandert und hat an der Mulde nur seine Ruinen zurückgelassen. Die Eisenbahnen steigern das Leben lebenskräftiger Städte ins Unendliche. Absterbende Körper, denen sie auf ihrem Wege begegnen, führen sie dem vollen Tode zu. Das ist ihre Art.

In Borsdorf hatte jeder Fuchs die Verpflichtung, Sandkuchen zu essen, durch deren Genuß das Dorf in der Nähe so berühmt war, als in der Ferne durch seine Aepfel. Ich erließ mir natürlich keine Weihe, die den Studenten in mir vollenden konnte. Aus Ungeduld, Leipzig zu erblicken, setzte ich mich dann zu Heinrich in die Schoßkelle.

„Wie weit ist's noch hin?“

„Ganz nahe. Sie sehen, ich kann schon mit der Peitsche darauf weisen,“ bemerkte der Kutscher sehr zufrieden mit seinem Witze und deutete auf einige Thürme, die in den blassen Horizont bläulich hineinragten. Die Namen der zur Rechten und Linken liegenden Orte wurden immer märchenhaft reizender und erinnerungsvertrauter. Ein Schauplatz der Leipziger Studentenwelt, im Sieben gepriesen und Stammbüchern verewigt, nach dem andern streckte sich an beiden Seiten des Weges aus. Mancher davon sah etwas schäbiger aus, als meine Vorstellung von ihm. Endlich die „grüne Schenke,“ in dessen Tanzboden sich ein Stück der Völkerschlacht festgesetzt hatte, welches an blauen Montagen empfindlich spukte, besonders um Mitternacht. Dann die „drei Mohren,“ auf deren Saale das Blut der Ebendürtigen nach den strengsten Regeln des Kampfes vergossen ward — die braune Diele trank später auch ein paar Unzen des meinigen — dann der „kleine Kuchengarten.“ Aber es ist der große, an dessen Wand Goethe die witzigen Verse geschrieben und wo er mit poetischem Wohlgeschmack fetten Osterfladen gegessen. In letzterer Hinsicht zählt Leipzig noch immer viele Goethe's, selbst im Schriftstellerorden.

Auf der grünen Schenke war Perglow von einem großen Haufen von Semmolenkriegern empfangen worden; die lagen dort bei dem böhmischen Biere, wie vordem die Werbeoffiziere im deutschen Reiche, auf Rekrutirung, um neuankommende Füchse einzufangen. Alle Verbindungen hatten damals dergleichen Stationen an den Hauptstraßen, um ihre Remonte nicht zu versäumen. Die Häuptlinge betrachteten mich forschend von oben bis unten, boten mir aber brüderlich die Hand und tranken mir zu.

„Sehr jung!“ sagte der Eine, auf dessen Brustbande mindestens ein Dutzend Scalpe erlegter Feinde angemerkt waren. „Kann aber ein fixer Junge werden.“

Die jüngern Krieger musterten streng mit, tranken mir aber nicht zu, denn je weniger Scalpe im Rauche ihrer Hütten bleichten, desto stolzer gebehrden sie sich, und Zurückhaltung ist die erste Eigenschaft eines hohen Selbstgefühles, welches nach Publi-

Digitized by Google

cum ringt. Perglow blieb bei den Tapfern zurück und mir ward vom Senior die Kneipe gesagt, auf der ich zum Abende „einzuspringen" hätte. Ein etwas zu lebhafter Ausdruck, wie mich dünkte, für das bekommende Eintreten eines jungen Gefährten in den Kreis gefeierter Zeitgenossen.

Eine vortreffliche Wirkung brachte es hervor, daß ich gleich auch nach der Stunde fragte, wo wir den Fechtboden hätten. Perglow, wahrscheinlich um die gute Meinung für einen Semesnolen zu verstärken, den er der Verbindung zuführte, sprach darauf:

„Der Fuchs hat überhaupt ganz brave Intentionen und hat sich auch auf dem Wege hierher sehr wacker mit einem Feuer gepaukt, welches wir auf dem Wagen hatten. Ich werde Euch davon erzählen."

Als ich in den Wagen zurückkehrte, um mit demselben in die Stadt einzufahren, dachte ich — unbunkbar gegen Perglow's Empfehlung — mit unwiderlegnenbarer Genugthuung daran, daß er es versäumt, sich bei Fräulein Julie zu empfehlen. Sie bat, daß ich sie vom Halteplatz des Kutschers in die „Laute" begleiten möge, wo sie ein Wagen erwarten werde. Ihrer zweifelt an der Erfüllung dieses Gesuchs?

Das waren also die Mauern Leipzigs, durch die der Wagen alsbald schwankte. Ich wäre lieber vom Sitze aufgesprungen und hätte die Steine betastet, um zu fühlen, ob's wirkliche Leipziger Steine seien, denn manchmal fürchtete ich wahrhaftig, daß ein rosiger Traum meiner Sehnsucht schmeichle und ich am Ende erwachen könnte in dem kleinen Bayreuer Stübchen, den Sophokles in der einen und das Riemerschc Lexikon in der andern Hand — eingeschlafen über einer dringenden Schularbeit.

Aber das war doch eine leibhaftige schmale, langfingerige Hand, und sie fühlte sich viel seliger an, als alle Steine der Welt, die Hand, die ich an meine klopfende Brust drückte.

„Ach, Julie, wie herrlich ist die Schöpfung und wie viel herrlicher noch ist's, daß uns der liebe Gott mitten hineingesetzt in die Schöpfung, in der es so lustig und groß zugeht!"

„Daß es uns Beiden vergönnt sei, das Beste in dieser Stadt zu finden, was sie uns gewähren kann!" antwortete das Mädchen mit einem über Nacht tageshellen Blicke.

„Das Beste — was wär's ohne die Liebe? Wir sind jung, Julie, und unsere Aussichten auf Besitz erreichen nur in der entferntesten Zukunft ein Ziel. Könnten Sie unseigennützig lieben, lieben auf nichts hin, als eben auf die Liebe selbst! Die Philisterseelen verargen es der Jugend, wenn sie ihre Neigung verschenkt, ohne weitere Rücksicht auf Lebensstellung und Vermögen!"

„Einr solche Philisterseele bin ich nicht!" betheuerte das Mädchen.

„Und das wollen Sie mir beweisen?"

„Ich hoffe, ja."

Meine Gedanken gingen unter in dem Meere von Wonne, in dem ich schwamm. Ich blinzelte auf den Töpfer hin, der etwas hart und hölzern aus der Ecke hervorsah, dann preßte ich die vorige Hand nochmals und viel heftiger an mich und jauchzte: „Julie! Julie!"

Shakspeare hat wohl gewußt, mit welchem Namen er das Mädchen schmücken mußte, welches seinen Romeo liebt. Eine geniale Berechnung liegt nach der Meinung seiner weniger genialen Erklärer selbst in der kleinsten seiner Wendungen. Der Ingegriff alles dessen, was an einem Weibe reizend und liebenswürdig für den verlangenden Jüngling sein kann, konnte nicht anders als Julie heißen.

Wir hielten am Hotel de Pologne, wo ich zunächst abtrat, bis ich eine Wohnung nach den Vorschriften der Mutter gefunden haben würde. Julie bestellte ihr Gepäck nach der „Laute." Einige Kleinigkeiten, die zu Mißverständnissen oder Nachlässigkeiten Anlaß geben konnten, nahmen wir gleich mit. Leider war die große Schachtel mit dem neuen Hute dabei, ein Ding, gar nicht schwer, weshalb sein Umfang desto unverschämter erscheinen mußte. Ich trug aber nicht blos die Schachtel, sondern auch einen Reisemantel, ein Paar Filzschuhe — die Tyrannin Tante hatte auf ihrer Mitnahme bestanden — einen Regenschirm, zwei Strickbeutel, eine Rolle von unbenanntem Inhalt, wohlab ich frecher Weise den Nachtanzug der Dame darin vermuthete, ein Kaffchen, worin eine Paste — trotz des aufgemalten Glases wollte Julie der Sorgfalt der Haushälterin nicht trauen — einen Reisesack und ein Etui mit Kammen, Bürsten und Pomade. Den Gedanken, daß die ganze Leichtigkeit zusammengenommen, schwer und der Weg, trotz seiner Kürze, lang sei, verwarf ich als nichtswürdig. Nur daß ich ein Bischen lächerlich aussah und um keinen Preis einem Semmolenkrieger hatte begegnen mögen, verbarg ich mir nicht. Die Schachtel, wenn ich sie vor die Brust nahm, bedeckte übrigens zu meinem Troste zugleich mein Gesicht.

So brachte ich das Fräulein in die „Laute". Drei Häuser vorher sagte sie mir, nun würd' ich bald erlöst sein. Ich lächelte, als habe meine Belabung auch gar nichts zu bedeuten.

Gott bewahre jeden liebesbedürftigen Menschen vor solcher Erlösung! Wir ein Sturmstoß brach aus der „Laute" ein schlanker Gesell in sehr hübscher Uniform, erfaßte Julieus Hände und wartete kaum darauf, daß er das Mädchen in die Haustür gezogen hatte, um ihr mit Küssen und Umarmungen schier lebensgefährlich zu werden.

Ich setzte dabei langsam ab, was ich getragen, und legte endlich auch meine Hoffnung auf Julien hinzu. Nie sah ein junger Semmole niedergeschlagener und muthloser aus als ich in jenem Augenblicke.

„Das ist Herr Adalbert!" sagte Julie endlich zu dem unbändigen Offizier, der gar nichts von mir und dem Gepäck wissen zu wollen schien, vermuthlich weil er ahnte, er werde letzteres die Treppe hinauf befördern müssen. „Student hier in Leipzig und mein sehr lieber Reisegefährte von Dresden. Ich verdanke ihm eine ganze Reihe der verbindlichsten Dienste, sogar —"

„Ich bitte unterthänig," unterbrach ich das Fräulein mit einer entschieden zurückweisenden Armbewegung gegen die Lebensrettung, die ich im Anzuge bemerkte. Hätt' ich gewußt, für wen ich die Kastanie aus dem Feuer holte, taunte mir mein Groll zu, so hätte das Mädchen mit dem ganzen Wagen verbrennen mögen, meine Habseligkeiten voran.

„Und dies ist Herr Kurt von Ruhla, der ärmste Offizier, der jemals von der Hoffnung auf seinen Degen lebte. Müssen wir warten, bis er Hauptmann ist, so werden wir uns zwanzig Jahre getrennt haben, ehe wir uns breitathen können. Bin ich also eine Philisterseele, oder einer uneigennützigen und aufopfernden Neigung fähig, mein Freund?"

Das Beispiel bildete, meiner Meinung nach, gar keinen Gegenbeweis. Der Haupteindruck der Scene war vielmehr der, daß ich mich grenzenlos überflüssig in der „Laute" fühlte. Der Offizier behauptete daß ihm meine Bekanntschaft außerordentlich angenehm wäre, was ich zu erwiedern unterließ, um nicht noch ärger zu lügen. Doch zwang ich mich, von Beiden mit leidlicher Höflichkeit Abschied zu nehmen. Vor der Thür stand ein kleiner Wagen zu zwei Sitzen und einem Pferde; die zwei Sitze waren auch eigentlich nur einer; auf dem sind sie höchst wahrscheinlich miteinander nach Hause gefahren. Sie müssen sehr eng gesessen haben.

Abends war ich auf der Kneipe der Semmolen, bevor noch irgend ein Semmole dort war; aber nach und nach kamen sie. Ich befand mich in einer so verdissenen Stimmung, daß sich die andern Füchse kaum an mich herangetrauten. Die Leipziger Steine waren ächt, aber die Hand war falsch gewesen, die ich gedrückt hatte!

Da erklang das Lied:

„Brüder, Lagert Euch im Kreise.
Jeder nach Eurer Väter Weise;
Leert die Gläser, schwenkt die Hüte,
Auf der deutschen Freiheit Wohl!"

und zwanzig Semmolenkehlen stimmten in den Chor. Nur ich schmollte stumm in mich hinein und schwieg zu dem Liede. Als der Gesang vorüber war, klopfte Perglow mit dem Schläger auf den Tisch (er führte den Vorsitz am untern Ende der Tafel) und rief:

„Der Fuchs Adalbert trinkt ein Glas pro poena! Er hat nicht mitgesungen!"

Die übrigen Füchse beneideten mich so herzlich um dies Zeichen schmeichelhafter Ausmerksamkeit von höherer Seite her, daß sie sämmtlich mit pro poena tranken, wenn auch kein ganzes Glas. Ueberhaupt gewann ich unendlich dadurch an Ansehen, daß mich Perglow seiner unausgesetzten Beachtung würdigte. Dann ward ein rascherer Chor angeschlagen. Zu dem „Propoena"-Glase waren bald noch einige andere „Thränen", wie der Student einen mäßigen Trunk nennt, gekommen und nach und nach vergaß ich den engen Sitz auf dem Einspänner. Ich muß später noch viel mehr vergessen haben, d. h. selbst meine Wohnung im Hotel de Pologne. Denn als ich des andern Morgens erwachte, lag ich, anstatt in meinem Zimmer, in einem dunkeln Alkoven, der wie eine Waffenkammer mit allerhand Säbel und Degenklingen ausgeschmückt war, inmitten welcher dicke Fechthandschuhe, auch Pistolen und Paukhüte hingen. Betreffen richtete ich mich im Bette empor; die Studenthür stand offen, und draußen, wo es heller Tag war, gewahrte ich die ritterliche Gestalt Perglow's, die dort munter aus- und abging.

„Wo hab' ich denn geschlafen? rief ich, mir die Augen reibend, in's Zimmer hinein.

„In meinem Bette, Fuchs. Es ist zehn Uhr und Du kannst aufstehen. Ich habe das Frühstück bestellt."

„In Deinem Bette? und Du?"

„Auf dem Sopha. Du warst gestern etwas trunkfällig geworden, als wir nach Hause gingen und wußtest nicht recht, wohin. Da nahm ich Dich denn mit mir."

Digitized by Google

„Verzeih' mir, daß ich Dir lästig geworden bin. In Deinem Bette! Du auf dem Sopha!" Die Herablassung des großen Häuptlings rührte und entzückte mich, daß ich nur mit weicher, und erschütterter Stimme zu sprechen vermochte, ungefähr wie Zieten auf dem Kupferstiche, wo ihm König Friedrich II. seinen Besuch vor dem Bette macht. „Es soll mir eine solche Rücksichtslosigkeit nicht wieder begegnen."

„Hat gar nichts zu bedeuten, da ich Dich ohnehin gestern zu meinem Leibfuchs ausgewählt habe. Ich werde Dich selbst einschlagen."

Die Seminolen zählten keinen bessern Mann als Perglow, und kein anderer Kriegerstamm der Universität hatte einen Helden seines Gleichen aufzuweisen. Ich sein Leibfuchs! Damit stand ich auf dem Gipfel akademischen Glücks. Fahr' wohl, Julie! Was war mir Deine verrathene Liebe gegen die entgegengebrachte Freundschaft eines Perglow! Als ich eine Stunde später mit ihm über den Marktplatz ging, war es sehr wohlgethan von den Laternenpfählen, daß sie mir auswichen. Mein Stolz schritt so straff vorwärts, um irgend einem lebendigen oder leblosen Hinderniße aus dem Wege zu treten.

Ernst Wilhelm Hengstenberg.

ward zu Frondenberg in der Grafschaft Mark am 20. Oct. 1802 geboren. Er wurde bis zur Universität von seinem Vater, welcher dort Pfarrer war, gebildet, und bezog 1820 die Universität Bonn, wo er sich drei Jahre hindurch philologischen und philosophischen Studien widmete. Als er aber 1823 nach Basel gegangen war, wurde er hier durch seine Verbindungen, ohne vorhergegangene Studien, der Theologie zugeführt. Schon im folgenden Jahre wurde ihm trotz seiner burschenschaftlichen Verbindungen, auf einen Bericht über seine Studien, erlaubt, als Privatdocent der Theologie in Berlin aufzutreten. Hier wurde er 1826 außerordentlicher, 1828 ordentlicher Professor und 1829 Doctor der Theologie, und hat seitdem Vorlesungen über Bücher des Alten und Neuen Testaments und über orientalische Sprachen gehalten.

Er gab heraus:

Metaphysik des Aristoteles. Bd. 1., Bonn 1824.
Evangelische Kirchenzeitung. 1827 und flg.
Christologie des Alten Testaments. 3 Bde., Berl. 1829—35.
Beiträge zur Einleitung in das alte Testament. 2 Bde., Berl. 1831—36.

H.'s religiöse Ansicht, welche die Triebfeder seines ganzen Lebens und Wirkens ist, zu charakterisiren, wäre hier am unrechten Orte, um so mehr, als die Zahl der Gegner, die sie ihm zugezogen, noch beträchtlicher sein möchte, als die seiner Anhänger, und die Acten noch keineswegs geschlossen sind. Daß er eine gewandte Dialektik und eine lebendige und warme Darstellungsweise besitze, wird ihm Niemand bestreiten wollen, aber sein Eifer macht ihn nur zu oft einseitig und ungerecht, und lähmt selbst die Wirkung derselben.

Hermann Wilhelm Eduard Henke.

geheimer Justizrath und ordentlicher Professor der Rechte an der Universität zu Halle, geboren zu Braunschweig am 28. Sept. 1783. Nachdem er auf den Schulen und dem Carolinum seiner Vaterstadt seine Bildung erhalten hatte, bezog er die Universität Helmstedt und später Göttingen. Als er die akademischen Studien beendigt hatte, betrieb er kurze Zeit die juristische Praxis als Sachwalter in Braunschweig; im Jahr 1806 habilitirte er sich in Erlangen, vertauschte aber 1808 auf Feuerbach's Anrathen Erlangen gegen Landshut. Von der bairischen Regierung unterstützt, hielt hier H. Vorlesungen über Civil- und Criminalrecht, und wurde 1813 ohne sein Nachsuchen zum Assessor des Stadtgerichtes zu Nürnberg ernannt. Da eine solche Stellung seiner Neigung nicht entsprach, so folgte er dem gleichzeitig an ihn ergangenen Rufe an die Akademie zu Bern. Auch hier beschäftigten ihn Vorlesungen über Civil- und Criminalrecht, zu denen später noch das Staatsrecht hinzukam. Von Bern aus bereiste er Deutschland, Frankreich und Italien. Da ihm die politischen Verhältnisse der Schweiz seinen Aufenthalt unangenehm machten, so ging er im Jahr 1832 als Rath des Oberappellationsgerichts nach Wolfenbüttel; allein schon im Herbst 1833 folgte er dem Rufe an die Universität in Halle. In der neuesten Zeit wurde er als Belohnung für seine vielfachen Verdienste zum geheimen Justizrath ernannt.

Er schrieb:

Versuch einer Geschichte des deutschen peinlichen Rechts und der peinlichen Rechtswissenschaft. 2 Bde. Sulzbach 1808—9.
Ueber den gegenwärtigen Stand der Strafrechtswissenschaft. Landshut 1810.
Ueber den Streit der Strafrechtstheorien, ein Versuch zur Versöhnung. Regensb. 1811.
Ueber das Wesen der Rechtswissenschaft und das Studium derselben in Deutschland. Regensb. 1813.
Beiträge zur Criminalgesetzgebung, in einer vergleichenden Uebersicht der neuesten Strafgesetzbücher und Entwürfe. Regensb. 1813.
Lehrbuch der Staatsrechtswissenschaft. Zürich 1815.
Darstellung des gerichtlichen Verfahrens in Straffachen. Zürich 1817.
Handbuch des Criminalrechts und der Criminalpolitik. 4 Bde., Berlin 1823—38.
Oeffentliches Recht der schweizerischen Eidgenossenschaft und der Cantone der Schweiz. Aarau 1824.
Criminalistische Versuche. Berlin 1827.
Abhandlungen in dem „Neuen Archiv des Criminalrechts" u. a. Zeitschriften.

Henke's höchst erfolgreiche Bestrebungen in seiner Wissenschaft, die Schule dem Leben, das Leben der Schule näher zu bringen, sie gegenseitig einander wirken und durchdringen zu lassen und so, namentlich für das Criminalrecht, den Forderungen der Zeit zu entsprechen, haben ihm, um so mehr als es Lebensfragen sind, die er in vortrefflicher Darstellung eben so klar und gründlich wie schaffsinnig erörtert, außer den Fachgelehrten noch einen großen Kreis von Lesern und einen sehr bedeutenden Ruf erworben.

Digitized by Google

Karl Heinrich Hermes

wurde am 12. Febr. 1800 zu Kalisch in Polen von einer deutschen protestantischen Familie geboren. Erst nachdem sein Vater, der preußischer Beamter war und 1806 in Folge des französischen Krieges nach Schlesien auswanderte, in Breslau eine dauernde Wiederanstellung gefunden hatte, genoß er von 1812 an auf dem dasigen katholischen Gymnasium einen geregelten Unterricht. Von Michaelis 1818 an besuchte er die Universität zu Breslau in der Absicht, sich der Theologie und Philologie zu widmen; seit Ostern 1819 studirte er in Berlin, kehrte jedoch gegen das Ende des Jahres 1820 nach Breslau zurück, um hier seine Studien zu beendigen. Durch die interessante Dissertation „Rerum galaticarum specimen" erwarb er sich 1822 das Doctordiplom in der philosophischen Facultät. Ostern 1823 ging er nach Dresden, wo er die Bibliothek fleißig benutze. In demselben Jahre trat er eine Reise in die Niederlande an, wo er eine Anstellung als Lehrer an dem Institute van Niel's bei Deventer erhielt, dessen Privatbibliothek er für das Studium der holländischen, englischen und französischen Literatur benutzte. Im Jahr 1824 kehrte er nach Breslau zurück, und zu Michaelis 1825 folgte er einer Einladung seines Freundes Wolfgang Menzel nach Stuttgart, wo er nun für das „Morgenblatt" und das „Literaturblatt" arbeitete, bis er als Herausgeber der „Britannia" einen bestimmtern Wirkungskreis fand. Buchhändlerische Verbindungen veranlaßten ihn 1826 zu einer Reise nach Paris, wo er sich sieben Monate aufhielt und vorzugsweise mit der Sprache der Gälen und Basken und den französischen Dichtern des Mittelalters beschäftigte. Zur Begründung des „Ausland" ging er zu Anfange des Jahres 1827 nach München; da sich aber die Herausgabe desselben verzögerte, unternahm er eine Reise nach Italien, wo er namentlich auf den Bibliotheken zu Venedig, Padua und Mailand die italienische Literatur und Geschichte studirte. Nachdem er 1828 die Herausgabe des „Ausland," für welches er von 1828—1831 als Hauptredacteur sehr thätig arbeitete, begonnen, gelang es ihm auch, sich an der Universität zu München zu habilitiren, wo er sehr bald für seine geschichtlichen Vorlesungen ein zahlreiches Auditorium fand. Wegen mancherlei Anfeindungen gab er jedoch 1831 seine Stellung als Journalist und akademischer Lehrer auf und ging nach Leipzig, wo er den „Blättern für literarische Unterhaltung" seine thätigste Theilnahme widmete. Auf Veranlassung des Buchhändlers Vieweg in Braunschweig übernahm er zu Michaelis 1831 die Redaction der „Deutschen Nationalzeitung aus Braunschweig und Hannover," darauf die Redaction der Cölner Zeitung, und wurde dann nach Berlin berufen, wo man aber nicht ihn zu beschäftigen für gut fand.

Seine Schriften sind:

Ueber Shakspeare's Hamlet. Stuttg. 1826.
Geschichte von Polen. München 1831.
Freie Blätter für Baiern und Deutschland. Bair. 1831.
Ueber die polnische Frage. Par. 1831.
Napoleon. Leipzig 1831.
Hernani. Nach Victor Hugo, für die deutsche Bühne.
Fortsetzung der Campe'schen Reisebeschreibungen für die Jugend. 2 Bd. Braunschweig 1836.
Geschichte der letzten fünfundzwanzig Jahre. Supplement zu K. v. Rotteck's allgemeiner Geschichte. Braunschweig 1842 fgde. 2 Bände in 8.
Viele Aufsätze in Zeitschriften u. s. w.

Mit scharfem politischem Blicke und reichem Wissen verbindet H. große Mäßigung und eine treffliche Darstellungsweise, so daß er sich als Publicist wie als Historiker der Gegenwart einen sehr geachteten Namen erworben hat.

Georg Herwegh.

1816 bei Stuttgart geboren, erhielt eine gelehrte Vorbildung, studirte bis 1837 zu Tübingen, lebte dann längere Zeit in der Schweiz, ging darauf nach Berlin, wo er sich vermählte, und von hier mit seiner jungen Gattin nach Paris, das seitdem als sein bleibender Aufenthalt zu betrachten ist.

Er schrieb:

„Gedichte in Zeitschriften und Almanachen."
„Lamartine's sämmtliche Werke," übers. Stuttg. 1839—40. 1843.
„Die deutsche Flotte." Zürich und Winterthur 1841.
„Gedichte eines Lebendigen." Das. 1841. 41. 42. 42. 42. 43. 43. 2. Bd. 1844.
„Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz." Das. 1843.
S. dessen Lebensabriß in Lewalds Europa, 1841, Bd. 4. S. 163. Vgl. Alexis Publicola: Georg Herwegh, Fragmente zur Geschichte des Tages. Nürnb. 1843, und die Brochüren von Scherr, Erf, Heseliel und Andern.

H. ist ein überaus reich begabter lyrischer Dichter, der mit der tiefsten und flammendsten Leidenschaft seltene Zartheit und Anmuth verbindet und den politischen Zerwürfnissen unserer Tage die wahrhafte poetische Seite abzugewinnen und sie mit der Begeisterung des Zornes zu beseelen versteht. — So zeigte er sich in dem ersten Bande seiner Gedichte, der das große Aufsehen, das er erregte, und die allgemeine Anerkennung, die ihm zu Theil ward, vom ästhetischen Standpunkte aus betrachtet — denn andere Rücksichten haben hier keine Stimme — durchaus verdiente. Leider hat er sich im zweiten Bande seiner Poesien nicht auf dieser Höhe erhalten; er ist persönlich, kleinlich, bissig geworden, statt wie früher großartig zu zürnen, huldigte dem Tone des Tages, statt sich edel darüber zu erheben, und gefiel sich in gehässigem, wohlfeilem Spott, wo es besser und schöner gewesen wäre, schweigend zu verachten oder zu dulden. — Wieder sein großes Talent, noch seine Persönlichkeit haben dadurch gewonnen. Möge er der wahren vaterländischen Poesie nicht verloren gehen, ein solcher Verlust wäre ein höchst schmerzlicher. —

Der Gang um Mitternacht.

Ich schreite mit dem Geist der Mitternacht
Die weiten stillen Straßen auf und nieder —
Wie hastig ward geweint hier und gelacht
Vor einer Stunde noch! . . . Nun träumt man wieder.
Die Luft ist, einer Blume gleich, verdorrt,
Die tollen Becher hörten auf zu schäumen,
Es jog der Kummer mit der Sonne fort,
Die Welt ist müde — laßt sie, laßt sie träumen!

Digitized by Google

Wie all' mein Haß und Groll in Scherben bricht,
Wenn ausgerungen eines Tages Wetter,
Der Mond ergießet sein versöhnend Licht,
Und wär's auch über welke Rosenblätter!
Leicht wie ein Ton, unhörbar wie ein Stern,
Fliegt meine Seele um in diesen Räumen;
Wie in sich selbst, versenkte sie sich gern
In aller Menschen tiefgeheimstes Träumen!

Mein Schatten schleicht mir nach wie ein Spion,
Ich flehe still vor eines Kerkers Gitter.
O Vaterland, dein zu getreuer Sohn,
Er büßte seine Liebe bitter, bitter!
Er schläft — und fühlt er, was man ihm geraubt?
Träumt er vielleicht von seinen Eichenbäumen?
Träumt er sich einen Siegerkranz um's Haubt? —
O Gott der Freiheit, laß ihn weiter träumen!

Gigantisch thürmt sich vor mir ein Palast,
Ich schaue durch die purpurnen Gardinen,
Wie man im Schlaf nach einem Schwerte faßt,
Mit sündigen, mit angstverwirrten Mienen.
Geld, wie die Krone, ist sein Angesicht,
Er läßt zur Flucht sich tausend Rosse zäumen,
Er stürzt zur Erde, und die Erde bricht —
O Gott der Rache, laß ihn weiter träumen!

Das Häuschen dort am Bach — ein schmaler Raum!
Unschuld und Hunger theilen drin das Bette.
Doch gab der Herr dem Landmann seinen Traum,
Daß ihn der Traum aus wachen Aengsten rette;
Mit jedem Korn, das Morpeus Hand entfällt,
Sieht er ein Saatenland sich golden säumen,
Die enge Hütte weitet sich zur Welt —
O Gott der Armuth, laß die Armen träumen!

Beim letzten Hause, auf der Bank von Stein,
Will segenflehend ich noch kurz verweilen;
Treu lieb' ich dich, mein Kind, doch nicht allein,
Du wirst mich ewig mit der Freiheit theilen.
Dich wiegt in gold'ner Luft ein Taubenpaar,
Ich sehe wilde Rosse nur sich bäumen;
Du träumst von Schmetterlingen, ich vom Aar —
O Gott der Liebe, laß mein Mädchen träumen!

Du Stern, der, wie das Glück, aus Wolken bricht!
Du Nacht, mit deinem tiefen stillen Blauen,
Laßt der erwachten Welt zu frühe nicht
Mich in das gramentstellte Antlitz schauen!
Auf Thränen fällt der erste Sonnenstrahl,
Die Freiheit muß das Feld dem Tage räumen,
Die Tyrannei schleift wieder dann den Stahl —
O Gott der Träume, laß uns Alle träumen!

Rheinweinlied.

(Oktober 1840.)

Wo solch' ein Feuer noch gedeiht
Und solch' ein Wein noch Flammen speit,
Da lassen wir in Ewigkeit
Uns nimmermehr vertreiben.
Stoßt an! Stoßt an! Der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

Herab die Büchsen von der Wand,
Die alten Schläger in die Hand,
Sobald der Feind dem welschen Land
Den Rhein will rinverleiben!
Haut, Brüder, muthig drein!
Der alte Vater Rhein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

Das Recht' und Link', das Link' und Recht',
Wie klingt es falsch, wie klingt es schlecht!
Kein Tropfen soll, ein feiger Knecht,
Des Franzmanns Mühle treiben.
Stoßt an! Stoßt an! Der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

Der ist sein Rebenblut nicht werth,
Das deutsche Weib, den deutschen Herd,
Der nicht auch freudig schwingt sein Schwert,
Die Feinde aufzureiben.
Frisch in die Schlacht hinein!
Hinein für unsern Rhein!
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

O edler Saft, o lauter Gold,
Du bist kein ekler Sklavensold!
Und wenn ihr Franken kommen wollt,
So laßt vorher euch schreiben:
Hurrah! Hurrah! Der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

Leicht Gepäck.

Ich bin ein freier Mann und singe
Mich wohl in keine Fürstengruft,
Und Alles, was ich mir erringe,
Ist Gottes liebe Himmelsluft.
Ich habe keine stolze Veste,
Von der man Länder übersieht,
Ich wohn' ein Vogel nur im Neste,
Mein ganzer Reichthum ist mein Lied.

Ich durfte nur, wie Andre, wollen,
Und wär' nicht leer davongeeilt,
Wenn jährlich man im Staat die Rollen
Den treuen Knechten ausgetheilt;
Allein ich hab' nie zugegriffen,
So oft man mich herbei beschied,
Ich habe fort und fort gepfiffen,
Mein ganzer Reichthum ist mein Lied.

Der Lord zapft Gold aus seiner Tonne,
Und ich aus meiner höchstens Wein;
Mein einzig Gold die Morgensonne,
Mein Silber all der Mondenschein!
Färbt sich mein Leben herbstlich gelber,
Kein Erbe, der zum Tod mir rieth;
Denn meine Münzen prägt' ich selber;
Mein ganzer Reichthum ist mein Lied.

Gern sing' ich Abends zu dem Reigen,
Vor Thronen spiel' ich niemals auf;
Ich lernte Berge wohl ersteigen,
Paläste komm' ich nicht hinauf;
Indeß aus Meder, Sturz und Wettern
Sein golden Loos sich Mancher zieht,
Spiel' ich mit leichten Rosenblättern;
Mein ganzer Reichthum ist mein Lied.

Nach Dir, nach Dir steht mein Verlangen,
O schönes Kind, o wärst Du mein!
Doch Du willst Bänder, Du willst Spangen,
Und ich soll dienen gehen? Nein!
Ich will die Freiheit nicht verkaufen,
Und wie ich die Paläste mied,
Laß ich getrost die Liebe laufen;
Mein ganzer Reichthum sei mein Lied.

Béranger.

Frühling! Frühling! Die Feder wird zur Schwinge,
Und jedes Elend eine Seligkeit!
Frühling! Frühling! Der Meißel wird zur Klinge,
Die muthig die verjüngte Welt befreit!
Ein Lied mein Morgen- und mein Abendsegen,
Ein Lied für jeden Jubel, jedes Weh', —
Doch meiner Kränze schönsten laßt mich legen
Um's Silberhaar heut' meinem Béranger!

Er küßte jede Freiheit in der Wiege,
Er weinte jeder in die Grube nach;
Er war der zweite Held bei jedem Siege;
Er rief den Donner für Tyrannen wach;

Digitized by Google

Es wurde zur erschütternden Lawine
Des holden Haubtes leichter Flockenschnee;
Der Freiheit ewig unerschöpfte Mine,
Es ist das Herz von meinem Béranger!

Die von der Heimat Boden sich verbannten,
Wo freier Seelen Opfer Nichts mehr nützt,
Und Ihr, des Cyaren reinste Diamanten,
Die er vor Dieben in Sibirien schützt,
Auf Deinen Bergen, frühner Suliote,
Du, Türk', in Deiner luftigen Moschee,
Theilt heute zwischen ihm und Eurem Gotte,
Theilt zwischen Gott und meinem Béranger!

Wer lag am Boden, den Er nicht erhoben?
Und wessen Herz ist seinem Lied zu klein?
Wo ist die Hütte, drum er nicht gewoben
Hört' einen Paradieses-Heit'genschein?
Du „Alter Vagabund", den ich dem Grabe
So grollend dort entgegenschleichen seh', —
Heil, dreifach Heil dem morschen Bettelstabe,
Dem Tronsstab von meinem Béranger!

Frühling! die Gärten wollen Rosen tragen,
Die ersten flugs hier meinem Mann um's Haubt!
Die Nachtigall, die Freiheit hat geschlagen,
Hat an die Liebe glühend auch geglaubt.
Doch wollt' er einzig von der Liebe singen,
Daß auch die Liebe bei der Freiheit steh', —
Ein Schwert mit Rosen wollen wir ihm bringen,
Ein Schwert mit Rosen meinem Béranger!

Jacta alea est!

Wiewohl mein' fromme Mutter weint,
Da ich die Saat hab' gangen an:
Gott will sie trösten, es muß gahn,
Und sollt es brechen auch vor'm End,
Will's Gott, so mag's nit werden g'wendt,
Darum will brauchen Fuß und Hand.
Ich hab's gewagt!
U. Hutten.

Ich hab's gewagt! und meine Fehde,
Sie währe fort;
Ich hab's gewagt! so steh' ich Rede
Für Manneswort.
Und vor des Thrones Stufen,
Wenn Ihr nach meinem Rechte fragt,
Will ich mit Hutten rufen:
Ich hab's gewagt!

Von gestern ist mein Brief und Siegel,
Mein Pergament;
Ich weiß, daß außer meinem Spiegel
Mich Niemand kennt.
Ihr laßt die Dämmrung gelten,
Bevor der helle Morgen tagt —
Wohlan — wer will mich schelten?
Ich hab's gewagt!

Ja, gibt der greise Knecht die Zölle
Dem Laster frei,
Dann sei der Jugend Gluth die Hölle
Der Tyrannei!
Schaut her, die Ihr am Alten
Euch Euer Leben müde tragt,
Werft Euer Haubt in Falten:
Ich hab's gewagt!

Ich sah in manch gepriesnem Tempel
Die Unnatur,
Auf manch erleuchter Stirn den Stempel
Des Kain nur;
Und ich ward ungeduldig,
Daß Alles zagt und Niemand klagt,
Ich donnerte ein: „Schuldig!"
Ich hab's gewagt!

Ich sah viel' feige Riesen strecken
Zu Boden sich,
Manch übermüthig Zwerglein recken
Sich fürchterlich;
Ich lacht' und sprach: O Zwerge,
Ob Ihr auch aus dem Kothe ragt,
Ihr seid drum keine Berge!
Ich hab's gewagt!

Ich sah im Hohepriesterkleide
Die Unvernunft,
Gleich Rohr zerbrechen ihre Eide
Die Henkerzunft;
Ich sah von schnöden Hunden
Der Freiheit Edelwild gejagt,
Und wusch ihm still die Wunden:
Ich hab's gewagt!

Dürft' ich an einer Marmorsäule
Ein Simson stehn,
In meiner Faust Heraklès' Keule
Zum Schwunge drehn,
Wenn die Paläste brechen —
O Gott, was hast Du mir's versagt? —
Zu den Despoten sprechen:
Ich hab's gewagt!

Die Partei.

An Ferdinand Freiligrath.

Die ihr gebürt — frei hab' ich sie verkündigt;
Ob jedem recht: — schiert ein Poet sich drum?
Seit Priam's Tagen, weiß er, wird gesündigt
In Ilium und außer Ilium.
Er bringt kein Lanzenheben Heldenbonaparte,
Und hört mit Zürnen d'Laubiens Todesschrei:
Der Dichter steht auf einer höhern Warte
Als auf den Zinnen der Partei.
Ferdinand Freiligrath.
(S. dessen Gedicht auf den Tod von Diego Leon, Morgenblatt Nro. 206, Jahrg. 1841.)

Du drückst den Kranz auf eines Mannes Stirne,
Der wie ein Schächer jüngst sein Blut vergoß,
Indessen hier die königliche Dirne
Die Sündenhefe ihrer Lust genoß;
Ich will ihm den Cypressenkranz gewähren,
Düngt auch sein Blut die Saat der Tyrannei —
Für ihn den milden Regen deiner Zähren!
Doch gegen sie die Blitze der Partei!

Partei! Partei! Wer sollte sie nicht nehmen,
Die noch die Mutter aller Siege war!
Wie mag ein Dichter solch ein Wort verstehmen,
Ein Wort, das alles Herrliche gebar?
Nur offen wie ein Mann: Für oder wider?
Und die Parole: Sklave oder frei?
Selbst Götter stiegen vom Olymp hernieder
Und kämpften auf der Zinne der Partei!

Sieh hin! dein Volk will neue Bahnen wandeln,
Nur des Signales harrt ein stattlich Heer;
Die Fürsten träumen, laßt die Dichter handeln!
Spielt Saul die Harfe, werfen wir den Speer!
Den Panzer um — größtes sind die Schranken,
Brecht immer euer Saitenspiel entzwei,
Und führt ein Fähnlein ewiger Gedanken
Zur starken, stolzen Fahne der Partei!

Das Gestern ist wie eine welke Blume —
Man legt sie wohl als Zeichen in ein Buch —
Begrabt's mit seiner Schmach und seinem Ruhme
Und webt nicht länger an dem Leichentuch!
Dem Leben gilt's ein Lebehoch zu singen,
Und nicht ein Lied im Dienst der Schmeichelei;
Der Menschheit gilt's ein Opfer darzubringen,
Der Menschheit auf dem Altar der Partei!

O stellt sie ein die ungerechte Klage,
Wenn ihr die Angst so mancher Seele schaut;
Es ist das Bangen vor dem Hochzeittage,
Das hoffnungsvolle Bangen einer Braut.
Schon drängen aller Orten sich die Erben
Ans Krankenlager unsrer Zeit herbei;
Laßt, Dichter, laßt auch ihr den Kranken sterben,
Für eures Volkes Zukunft nehmt Partei!

Digitized by Google

Ihr müßt das Herz an Eine Karte wagen,
Die Ruhe über Wolken ziemt euch nicht;
Ihr müßt euch mit in diesem Kampfe schlagen,
Ein Schwert in eurer Hand ist das Gedicht.

O wählt ein Banner, und ich bin zufrieden,
Ob's auch ein andres, denn das meine sei;
Ich hab' gewählt, ich habe mich entschieden,
Und meinen Vorbeer flechte die Partei!

Friedrich August von Heyden.

preußischer Regierungsrath in Breslau, 1789 in Ostpreußen auf dem Landgute seines Vaters geboren, im ältern lichen Hause erzogen und zuerst auf dem Gymnasium, dann auf der Universität zu Königsberg gebildet, zeigte schon früh große Neigung zu wissenschaftlichem Streben, weswegen er sich auch lieber der akademischen Laufbahn, als dem Staatsdienste widmen wollte. 1813—15 machte er die Feldzüge als Freiwilliger mit, und nach seiner Rückkehr nöthigten ihn Familienverhältnisse, Staatsdienste zu nehmen, in welchen er auf dem gewöhnlichen Wege zu seiner jetzigen Stellung aufrückte.

Er schrieb:

Renata. Drama 1815.
Konradin. Tragödie.
Dramatische Novellen. Königsb. 1819.
Der Kampf der Hohenstaufen. Trauerspiel.
Theater. 3 Thle. Leipzig 1842.
Die Gallone. Leipzig 1825.
Randzeichnungen. Novellen und Erzählungen. 2 Thle. Leipzig 1840.
Reginald. Gedicht. Berl. 1831.
Die Intriguanten. Roman. 2 Thle. 8. Leipzig 1840.

Sehr schöne Behandlung der Form, Klarheit, Wärme des Gefühls und reiche Erfindung verleihen den Leistungen dieses Dichters einen bleibenden Werth.

Anton Hart.

(Eine Erzählung aus den Randzeichnungen.)

1.

Die beiden Thürme des prächtigen Klosters zur heiligen Linde in dem ostpreußischen Ermlande leuchteten in der Morgensonne, welche ihre wärmenden Strahlen durch den ehrwürdigen Kiefernhain ergoß, der das einsame stattliche Gebäude umgab. Durch diesen, in seiner Art einzigen Wald, dessen hohe Schönheit der Verfasser, als er in seiner Kindheit ihn mehrere Male sah, allgemein bewundern hörte, und der mit seinen majestätischen Riesenstämmen, welche, ein wunderbarer Umstand, sich alle, gleichsam in Ehrerbietung, dem Kloster zuneigen, mit seinem saftgrünen Unterholze von Hasel und Birken, noch heute in seiner Erinnerung steht, trabte auf dem Wege von dem Städtchen Rössel nach dem Kloster ein großer rustiger junger Mensch, auf einem jener starken, aber leichten und flüchtigen Pferde von polnischer Race, die noch heute in jener Provinz heimisch sind. Der Reiter schien dem ländlichen Mittelstand anzugehören, dessen einfache eigenthümliche Formen damals, — diese Begebenheiten fallen ins Jahr 1736, — viel verbreiteter waren, als es heute der Fall ist. Sein hiesch keineswegs theatralischer Anzug konnte indessen die hohe treffliche Gestalt des jungen Reisenden nicht beeinträchtigen, wie denn auch die Schönheit seiner Gesichtszüge nichts verlor durch den unvortheilhaften, breitgerändeten und nur an einer Seite aufgeschlagenen Hut, unter welchem eine Fülle blonder Locken niederwallte. Sein halb entblößter Nacken und die athletischen Schultern deuteten auf jene frühgereifte Kraft, welche das Ergebniß einer im Freien durchlebten und durch mancherlei waghalsige Uebungen gestählten Jugend zu sein pflegt.

Als er um eine Ecke des Waldes bog, sah er plötzlich in einiger Entfernung das Kloster vor sich liegen, und er hielt überrascht sein Pferd an. Das prächtige Gebäude erregte weniger sein Erstaunen, als der heilige Frieden, der es umgab. Eine Weile betrachtete er es schweigend, und er wäre noch länger in dieser müßigen Beschauung verharrt, hätten die beiden Thurmuhren nicht die siebente Morgenstunde geschlagen. „Schon so spät?" — sagte er, — „da werde ich denn wohl hinein müssen, mein Heil zu versuchen, ehe die geistlichen Herren an ihre vielen Geschäfte gehen."

Er erregte sein Pferd durch einen nachdrücklichen Peitschenschwung, der es indeß keineswegs berührte, und das schlanke flüchtige Thier flog mit ihm den Hohlweg hinab, dem Kloster zu. —

Er hatte kaum den Platz verlassen, als hinter einer der vielen kleinen Capellen, welche jene gewichte Gegend verzierten, zwei Laienbrüder des Klosters hervortraten und dem jungen Menschen verwundert nachsahen. —

„Ei, ei," — sprach der eine, — „ehe die geistlichen Herren an ihre vielen Geschäfte gehen? an ihre vielen Geschäfte! — Was meint der Bengel damit?"

„Bruder Matthias," — sagte der andere, — „die vielen Geschäfte unserer hochehrwürdigen Herren kann Niemand bespötteln, als ein preußischer Ketzer, und der Junge ist ein solcher. Siehst Du nicht den dunkelblauen Rock? — Kein Unterthan unseres allerdurchlauchtigsten Fürstbischofs zu Heilsberg trägt einen solchen. Das ist die verhaßte Farbe von Friedrich Wilhelms Monturen, welche seine Werber allen langen Hänsen aufschwatzen. Mir wird übel, wenn ich dergleichen sehe."

„Beruhige Dich, Bruder Johannes," — entgegnete der erste. — „Der Blaurock wird unser Kloster mit dem wunderthätigen Marienbilde nicht gleich in die Tasche stecken. Indeß es ist nicht getheuer, wenn solch ein Sohn babylonischer Herkunft sich bei uns sehen läßt. Dieser preußische König und seine Eisenfresser von Soldaten sind die Wölfe, welche um unsere Schafställe schleichen, wie der hochwürdige Pater Guardian zu sagen pflegt. Laß uns eilen und ihm anfangen, was wir gesehen und gehört, denn vor einer Fliege muß man auf der Huth sein, wenn sie von drüben herkommt."

Damit machten die beiden achtbaren Personen sich eiligst davon, um das Innere des Klosters noch vor dem Fremden zu erreichen, der sich in einem unfern gelegenen Wirthshause nothwendig so lange aufhalten müsse, um sein Pferd unterzubringen.

2.

Der Leser wird die Aeußerungen jener beiden Diener des Heiligthums zu deuten wissen, wenn er sich die öffentlichen Verhältnisse zurückruft, welche damals in jenen Gegenden vorwalteten. Das Bisthum Ermland stand zu jener Zeit noch unter polnischer Hoheit, aber im Besitze der Bischöfe zu Heilsberg. Diese Prälaten waren geistliche Fürsten und weltliche Landesherrn. In erster Beziehung waren sie keinem Erzbischofe untergeordnet, weshalb sie auch den Titel Fürstbischöfe führten; in zweiter genossen sie fast aller Vorrechte der Souveränität, denn der Wahlkönig auf dem Throne zu Warschau hatte längst keinen Nachdruck mehr in so entfernten Gegenden; die Verhältnisse zu einem so vornehmen geistlichen Haupte erforderten ohnedieß zarte Behandlung; und die Unterthanen hatten keinen Grund, in Beschwerden das Ansehen des weltlichen Oberherrn wieder geltend zu machen, denn sie wohnten zu warm unter dem Krummstabe, und waren, wie die Ostpreußen überhaupt, deutscher Eingewanderter, welchen das polnische Wesen ein Gräuel war. Dieses kleine geistliche, ganz von Katholiken bewohnte Ländchen war aber beklemmend in die ganz protestantischen Staaten des immer mächtiger werdenden Königs von Preußen geschoben, und die Lage keineswegs behaglich. Damals regierte König Friedrich Wilhelm der Erste. Dieser Monarch hatte einen zu hohen Begriff von Recht, als daß er seinen geistlichen Nachbar absichtlich hätte beschädigen mögen, indeß seine Dinner waren im Kleinen nicht so schonend. Die Verwaltungsweise beider Gebiete contrastirte zu sehr. Im Preußischen militairische Formen, ein streng geordnetes Abgabensystem, eine pünktliche Handhabung der öffentlichen Ordnung. Im Ermlande geistliche Behaglichkeit, welche gern lebte und leben ließ; so geringe Abgaben, daß, besonders bei der allgemeinen Wohlhabenheit, sie nicht gemerkt wurden; ein buntes Feiertags-

Digitized by Google

leben, und nichts von Soldaten im ganzen Ländchen, die funfzig oder sechzig Trabanten ausgenommen, welche vor dem fürstlichen Schlosse zu Heilsberg die Ehrenwache bezogen, und deren Stellen recht eigentliche Pfründen waren, wiewohl mit Gewehr und Bärenmütze. Die preußischen Behörden meinten: Se. Majestät der König müsse ja des nächsten das Ermland haben, um sich zu arrondiren, und machten daher mit diesem fremden Gebiete herzlich wenig Complimente. Desertirte ein Soldat aus Bartenstein oder Rastenburg, so verfolgte man ihn ins Ermland, that dort wie zu Hause, schalt, befahl und forderte, ohne den Landesherrn und sein Ansehen sonderlich zu achten, welcher, als ein Mann des Friedens, die Ruhe liebte, nur eine Stimme hatte zum Gebet, nur Hände zum Segnen. Kam ein schöner, großer Bauernsohn aus dem Ermlande auf den Jahrmarkt einer preußischen Garnisonstadt, so mochte er sich vor jedem Kruge Bier hüten, denn es war gewiß ein Unteroffizier nicht weit, der so höflich war, ihm den zweiten, dritten und vierten einschenken zu lassen, und ihn seinen lieben Sohn zu nennen, bis ihm die Sinne vergingen, und er am nächsten Morgen in der Wachstube aufmunterte als — Rekrut.

Im Ermlande kannte und fürchtete man aber auch die preußische verneinte Arrondirungsnothwendigkeit, traute daher dem Nachbar nicht über den Weg, besorgte in der unbedeutendsten Annäherung von drüben eine Falle, und die damalige, überaus strenge Scheidung der beiden Religionsparteien erhöhten Mißtrauen und Widerwillen von beiden Seiten um ein Bedeutendes. Jetzt freilich ist dieses alles vergessen. Das Ermland ist wirklich preußisch geworden, befindet sich wohl im Gefühle der Sicherheit, welche die Einverleibung in einen großen Staat gewährt, hält an dem Könige mit erprobter Treue, und die Anhänglichkeit an das gemeinsam gewordene Vaterland hat die verschiedenen Religionsparteien in brüderlicher Duldung ausgeglichen.

3.

Der junge Reisende hatte sein Pferd im Wirthshause oder im Kruge, wie man dort sagt, untergebracht, und schickte sich an, nach dem Kloster zu gehen.

Im Kruge war Niemand als eine alte Frau und ein Junge von vierzehn Jahren, alle übrigen Einwohner waren in der Kirche, um Messe zu hören, zu welcher die melodischen Glocken des Klosters unlängst entboten hatten. Die Alte zeigte bösen Willen gegen den Fremden, und sie hätte ihm lieber gar kein Frühstück gegeben, wenn er es nur nicht so barsch gefordert hätte.

Der Junge hatte sich hinter dem Ofen verkrochen, und wäre gewiß nicht hervorgekommen, dem fremden Pferde Hafer vorzuschütten, hätte die Großmutter ihn nicht hervorgezogen, mit dem Trofte, es sei ja lichter Tag, und der Keker werde ihn nicht gleich fressen.

Der Fremde fragte lachend, ob ihn nicht einer von beiden im Kloster zu demjenigen führen wolle, der ihn bei dem Pater Guardian anmelden könne, welchen er nothwendig sprechen müsse.

Die Alte antwortete mit einem entschiedenen Nein, der Junge mit einem Gehenle, das sich fast wie eine Verwünschung vernehmen ließ, und der Reisende machte sich daher allein auf den Weg.

Ohne angehalten zu werden, gelangte er bis ins Innere des Klosters. Die große Pforte stand am Tage offen und unbewacht, und da im Hofe kein lebendes Wesen zu finden war, erbreistete sich der junge Mann, bis in die langen luftigen Corridors vorzudringen, welche im unteren Gelasse zu dem Refectorium, der abgesonderten geräumigen Wohnung des Guardian, den Küchen, Wirthschaftsräumen u. s. w. führten, während im ersten Stocke, zu dem man auf breiten, stattlichen Doppeltreppen emporstieg, an ähnlichen Gängen die Zellen der Mönche, deren Anzahl bedeutend war, sich befanden. Alles, was unseren Fremden umgab, war ihm neu und erschien ihm stattlich, denn der Reichthum des Klosters, die großen Einkünfte, welche die zahlreichen Wallfahrten und die dem wundertätigen Marienbilde dargebrachten Opfer zu Wege brachten, begründeten die stolzen baulichen Einrichtungen und den prächtigen Schmuck des Heiligthums, welche noch heute, nachdem das Kloster längst aufgehoben ist, bewundert werden. Fast schauerlich war es aber dem jungen Protestanten zu Muthe, als sein Blick sich in den endlosen Räumen verlor, deren feierliches Schweigen nur durch den Hall seiner Tritte unterbrochen wurde. In einseitiger Abneigung gegen den römischen Cultus, gegen das Klosterthum insbesondere, ergogen, wurden alle Schreckensmährchen in ihm lebendig, mit welchen man seine jugendliche Wißbegierde genährt, und ihm war es, als würden alle diese gemalten Märtyrer und Heilige, deren lebensgroße Bilder in gemessenen Zwischenräumen die weißen Wände verzierten, aus ihren Rahmen lebendig heraustreten, ihn mit glühenden Händen ergreifen und in jene niemals erhellten Verließe voll Moder und Leichenduft hinabstoßen, über welche hinzuschreiten er sich einbildete.

Bald indeß gewahrte er in der äußersten Entfernung eines neuen Corridors, welchen er um eine Ecke biegend eben betreten, zwei Mönchsgestalten, welche mit leichten, unhörbaren Tritten auf ihn zuschwebten und ihn verbindlich grüßten. Es waren die beiden Laienbrüder, welche wir schon kennen, und er nahm die Gelegenheit wahr, ihnen seinen Wunsch, den Pater Guardian in einer wichtigen Angelegenheit sprechen zu wollen, vorzutragen.

Bruder Johannes fragte bemüthig, wen er dem Hochwürdigen zu melden habe.

„Der Herr Guardian wird meinen Namen schon kennen" — meinte der junge Mann. — „Sagt ihm, Anton Hart, der Sohn des königlichen Beamten aus S. in preußisch Litthauen, sei hier und wolle das mündlich besprechen, worauf der Herr Guardian ihm auf sechs Briefe nicht habe antworten wollen."

Bruder Johannes entfernte sich in Eil, und Bruder Matthias versuchte es, den Fremdling mit gleichgültig scheinenden Fragen über die eigentliche Absicht seiner Herüberkunft auszuholen, ohne daß er seinen Zweck erreichte. Sein würdiger Genosse kam indeß bald zurück, mit der Bestellung, der hochwürdige Pater Guardian bedauere unendlich, heute Vormittag den Besuch des Herrn Hart nicht empfangen zu können, wichtigen Andachtsübungen habe er sich eben zu widmen. Wenn er, Herr Hart, den Nachmittag, vielleicht den nächsten Morgen, erwarten und unterdessen die Gastfreundschaft des armen Klosters nicht verschmähen wolle, so werde der Hochwürdige es alsdann über sich zu gewinnen suchen, seinen Geist irdischen Dingen zuzuwenden.

„Schon gut," — antwortete Anton, — mit diesem Namen wollen wir den Helden dieser Darstellung nun stets benennen. „Für's erste werde ich hier bleiben und warten. Der Herr Guardian soll mir aber nicht entgehen, und sollte ich einen Monat, ohne Warmes zu genießen, auf seiner Schwelle sitzen und seine Laune für weltliche Dinge abpassen, die, wenn sie kommt, gizemlich vorherrschend zu sein scheint."

Damit wollte er sich entfernen, die beiden Laienbrüder versicherten indeß, die Sache sei nicht so gemeint. Johannes berief sich auf den Befehl des Hochwürdigen, ihm unterdessen alle Merkwürdigkeiten des Klosters zu zeigen, und Matthias, — zu dessen Departement Küche und Speisegewölbe gehörten, — auf eine Rehkeule, welche Anton zu Mittage sich schmecken lassen möge, weil die Herrn Patres zwar aus väterlicher Herablassung solche Leckerbissen aus den Händen der Frommen nicht zurückweisen, ihrer Mäßigkeit aber im Genusse derselben nicht peinliche Gewalt anthun möchten.

4.

Der Name Anton Hart hatte indeß wie ein Zauberspruch im Kloster gewirkt. Der Zipperlapp des Pater Guardian ward mit einem kalten gebratenen Kapaun auf dem Wege nach der Bodenkammer begegnet, welchen der Hochwürdige, durch diese Meldung beim Frühstück unangenehm überrascht, ganz ungewöhnlicher Weise vernachlässigt. Durch alle Zellen der Mönche war das magische Wort in wenigen Minuten gekungen und hatte die Patres aus ihren frommen Betrachtungen aufgescheucht. Schon versammelten sie sich auf den Gängen vor ihren Zellen in einzelnen Gruppen, um, nicht im besten Latein, sich über die vermuthlichen Absichten des Fremdlings erst leise, dann immer lauter und lauter zu besprechen. Endlich stürzte ein Bote des Guardians athemlos herbei, sie alle sofort zu bemstehen behufs einer wichtigen Berathung zu entbieten. Das wilde Horn schien in den Corridors einher, und die Treppe hinabzubrausen. Die Kutten flatterten, die Knotengürtel peitschten die Beine und Knie der Eilenden, und nur die Nähe der Wohnung ihres Vorgesetzten brachte Anstand und Gemessenheit einigermaßen wieder zurück. — Aber auch die Berathung schien zu keinem anderen Ergebnisse zu führen, als zu einem Befehle, die besten Pferde im Stalle, mit so wenig Zuffehen als möglich, vor eine leichte Kalesche zu spannen, nach Rössel zu eilen und eine Justizperson herbeizuholen, deren das Kloster sich als Rechtsfreund zu bedienen pflegte.

Unser Anton wurde absichtlich von dem Schauplatze dieser Regsamkeit entfernt gehalten, und was man ihm unterdeß zeigte, war so neu für ihn, so erstaunenswürdig, daß es mehr als genügte, seine Aufmerksamkeit einstweilen von Allem, was sonst in seiner Nähe vorgehen mochte, abzuziehen.

So viel uns von der berühmten Kirche des Klosters zur heiligen Linde in der Erinnerung geblieben ist, imponirt sie mehr durch Größe und Pracht, als daß sie den gebildeten Geschmack durch edeln und reinen Styl befriedigte. Die Bauart ist nicht mehr gothisch, sondern nähert sich schon der modernen, und zwar der in die Augen fallenden, das Gemüth aber durch keinen Ein-

Digitized by Google

druck der Ehrwürdigkeit ansprechenden Manier, welche die von den Jesuiten aufgeführten Gebäude auszeichnet. Der schöne viereckige Platz, auf welchem sich die große Kirche erhebt, ist mit bedeckten Arkaden umgeben, welche an der Decke al Fresco mit Scenen aus dem alten und neuen Testament bemalt sind. Die Arbeit wurde sonst bewundert, wiewohl sie nicht ganz vollendet war. Der italienische Maler, den man für dieses Werk im siebzehnten Jahrhundert besonders kommen lassen, stürzte vom Gerüste und brach den Hals. Ein halbfertiges Bild, so wie einige noch nicht einmal grundirte Stellen wurden lange als Zeugnisse dieses tragischen Ereignisses im damaligen verlassenen Zustande gelassen. In jedem der beiden hinteren Winkel dieser Arkaden erhebt sich ein mächtiger achteckiger Pavillon mit einer flachlichen Kuppel. Das Gewölbe der Kirche selbst ist ebenfalls durch den Pinsel jenes fremden verunglückten Meisters verziert. Die täuschende Wirkung einer gemalten runden Oeffnung, durch welche gemaltes Licht einfällt, zeugt von der Geschicklichkeit des Verfertigers, wenn auch nicht von seinem Genie. Glänzende Altäre sind in großer Anzahl vorhanden. In der Mitte der Kirche steht auf einem mäßigen Fußgestell von getriebenem Kupfer, in welchem der Stumpf eines Lindenstammes nachgeahmt worden, das wunderthätige, angeblich vom Himmel gefallene Marienbild, welches indeß, den Blicken der Andächtigen entzogen, in eine Statue der heiligen Jungfrau mit dem Kinde aus gediegenem Silber, von etwa vier Fuß Höhe, verschlossen ist, von nicht zu verachtender Arbeit. Mutter und Kind sind gekrönt. In der Krone des letzteren befindet sich ein Glöckchen purpurfarbner Seide, dessen Berührung an kranken Theilen des Körpers deren Heilung bewirken soll. Der Anblick der Anwendung dieses Mittels ist für den unbefangenen Zuschauer nichts weniger als einladend, oder eine Menge von Weihgeschenken aus Silber, in der Gestalt von Augen, Händen und Füßen u. s. w., welche in der Nähe des Hochaltars befestigt sind, sollen den Erfolg bestätigen. Der Schatz der Kirche bietet einen großen Reichthum von Kostbarkeiten dar. In den Grabgewölben unter derselben wird der unversehrt erhaltene Leichnam des vom Gerüste gefallenen Malers gezeigt, welchem das Gotteshaus seine Verzierung verdankt, mit dem Pinsel in der Hand. Seine Erhaltung wird der Gnadenwirkung des wunderthätigen Bildes zugeschrieben, dem vielleicht eine geschickte Balsamirung zu Hülfe gekommen.

Die Legende gründet die Errichtung des Klosters auf den Umstand, daß ein Hirt in diesem Walde, vor mehreren Jahrhunderten, sein Vieh geweidet, welches indeß von einem Lindenbaume mehrere Tage hindurch nicht wegzutreiben gewesen, sondern in hiender Stellung und mit lautem Gebrüll ihm zugegeben. Die Nachforschung des Hirten habe in den Zweigen das vom Himmel gefallene Bild der heiligen Jungfrau entdeckt, dessen Dasein er in dem nahen Städchen Rossel angemeldet, worauf die Geistlichkeit das Bild in feierlicher Procession abgeholt und nach der dortigen Kirche gebracht. Dreimal indeß verschwand, ohne menschliches Zuthun, zur Nachtzeit das Wunderbild von der heiligen Stätte, und dreimal offenbarte am frühen Morgen das seltsame Bezeigen der Herrden den beharrlichen Flüchtling in den Zweigen der heiligen Linde. Nun ward die Absicht aufgegeben, das Bild seinem selbstgewählten irdischen Wohnplatze zu entziehen. Man lichtete den Wald. Eine prächtige Gnadenkirche umschloß die heilige Linde. Ihr Stumpf wurde mit Kupfer bekleidet, um das Bild und seine silberne Hülle für ewige Zeiten zu tragen. Wallfahrten strömten nun aus den entferntesten Gegenden herbei, und zahlreiche Wunder verbreiteten seinen Ruf. Noch in der Kindheit des Verfassers waren die Tage vor Peter und Paul in der heiligen Linde Volksfeste für die katholischen Einwohner. Die Freude mischte sich mit der Andacht. Ein großer Markt, versehen mit allen Bedürfnissen des Lebens, mit allen, selbst mit den kostbarsten Artikeln des Luxus, umgab die Kirche, und feierliche Processionen vertrugen sich mit der Menge der Käufer und der Neugierigen, welche sie theilen mußten, um durch die Straßen von Buden zum gewiesen Ziele ihrer Wanderung zu gelangen. Melodische Hymnen tönen in den Jubel der Fest eingsänger, und eine allgemeine Duldung glich das Widerstrebende mit einander aus. Dann erhoben sich auch viele Lustgezelte in dem schönen Haine des Klosters, in welchem der Adel der weitvorbreiteten Umgegend diese fröhlichen Tage beging. Alte Freunde und Bekannte, welche sich sonst nirgend so leicht antrafen, fahen sich hier, und glänzende Gelage hald im Freien, Feuerwerke, Gaukelspiele, belebten den sonst in majestätischem Schweigen ruhenden Wald, dessen Anmuth, selbst in den heißen Stunden des Tages, durch den, ebenfalls dem Gnadenbilde zugerechneten Umstand erhöht wurde, daß nie ein lästiges oder schädliches Insekt, keine Fliege, keine Mücke, ihn durchschwärmte: das einzige Wunder des Ortes, dessen angenehmen Erfolg wir aus eigener Erfahrung bestätigen können.

Anton konnte von solchem glänzenden Schaufpiele nicht Zeuge sein. Seine Anwesenheit fiel in die ersten Tage des Mai's; indeß die Kirche mit ihren Schätzen und Gemälden waren hinlänglich, sein Erstaunen zu erregen, und er vergaß über diesen prunkenden Erscheinungen die Bedenken, welche seine abweichende Ueberzeugung sonst gegen dieselben, ihren Anlaß und Zweck geltend gemacht hätte. Bruder Johannes und Bruder Matthias wetteiferten in dem Bestreben, die eifrigen Führer und liebenswürdigen Wirthe zu machen. Ein sehr wohl bereitetes Mittagessen in dem Sommerhause des herrlich gelegenen, künstlich eingerichteten, terrassirten Klostergartens ließ nichts zu wünschen übrig, als noch einen zweiten Theilnehmer, denn die beiden Gesellschafter waren nicht zu bewegen, sich speisend und trinkend, fondern bestanden darauf, sich nur dienend und unterhaltend zu bethätigen. So kam die vierte Nachmittagsstunde heran, in welcher der hochwürdige Pater Guardian endlich Raum für zeitliche Dinge und für unseren Helden gewann.

5.

Auf dem Wege zu der beabsichtigten Unterredung mußte der zerstreute Anton den Ernst seiner Entschlüsse erst mühsam wieder sammeln; ein gewichtiges Zeugniß für die erweichenden und mildernden Gaben der würdigen Brüder Matthias und Johannes. Er betrat indessen schon wieder mit ziemlich darscher Miene das Besuchzimmer des Guardians, und musterte diesen, der ihn stehend erwartete, mit fleckenden Blicken. Der hochehrwürdige Herr war keine mißfällige Erscheinung. Eine schlanke, beinahe hagere Gestalt, von vornehmer Blässe, mit durchbohrenden schwarzen Augen, ein unverwüstliches einschmeichelndes Pächeln auf den Lippen. Er gehörte einem adeligen polnischen, aber heruntergekommenen Hause, war bei den Jesuiten erzogen und für das Weltleben bestimmt; jedoch Armuth trieb ihn in ein Kloster, wo Gewandtheit und Talent ihn förderten bis zu seiner heutigen Stelle, die weniger in die Augen fallend, als bequem und vortheilhaft erschien. Er war jetzt ein Mann über funfzig, indeß verstand er es, seine priesterliche Würde mit einem Anstriche gewinnender Grazie zu vereinen und seine Ordenstracht malerisch anzuordnen, deren faltenreiche Fülle einer edlen Gestalt ohnehin nicht unvortheilhaft stand.

„„Ihr habt mich sprechen wollen, mein junger Freund,“ — sagte er verbindlich, — „„worin kann ein armer demüthiger Mönch Euch nützlich werden?“

„„Darin, — daß Ew. Hochwürden mir mein Geld geben.““

„Geld? — welches, mein Sohn?“ —

„„Haben der Herr Guardian nicht meine Briefe erhalten?““

„Nehmt an, ich hätte sie nicht erhalten!“

„„Nun, so soll Euch mein Name schon lehren, welches Geld ich meine. Ich heiße Anton Horn.““

„Ihr fordert zu viel von mir, junger Freund, wenn Ihr mir stets bereite Erinnerung an alle weltlichen Händel zumuthet, die mich als Vorsteher dieses Klosters leider hin und wieder berühren. Ich eile sie zu vergessen, um mir meinen geistlichen Beruf desto gegenwärtiger zu erhalten. Seid auseführlicher!“

„„Mein mütterlicher Großvater, Franziskus Klein, Gutsbesitzer in diesem Lande, hat sein ganzes Vermögen, baare sechs tausend Thaler, niedergelegt in diesem Kloster. Bis zu meiner Mundigkeit sollten die Zinsen dem Kloster gehören, dann aber sollte das Kapital mir ausgezahlt werden. Nun bin ich mündig; durch diese Papiere ist meine Person legitimirt, ich bitte um mein Geld, oder vielmehr um die Hypothekeninstrumente, in welchen es angelegt ist, und die hier verzeichnet sind.““

„Ja so,“ — sagte der Guardian, — „ich entsinne mich. Euer Vater gewann bei einem flüchtigen Zusammentreffen, und spätee als Gast des würdigen Franziskus Klein, heimlich das Herz seiner Tochter und ward um ihre Hand. Der katholische Vater der Jungfrau wies, — und wer möchte ihn deshalb tadeln? — den protestantischen Bewerber unabänderlich zurück. Indeß Euer Vater wußte Eure Mutter zur Flucht zu bewegen, und im Preußischen schloß ein lutherischer Geistlicher den ungehörigen Bund.“

„„Wozu das Alles, Herr Pater? da ich auf der Welt bin, so dürfte es mir nicht als eine Neuigkeit erzählt werden, wie ich hineingekommen.““

„Ganz wohl: indeß ich habe zu bevorworten, was Euer Großvater beschlossen, ehe ich seinen Willen erfulle. Seid Ihr in dem Glauben der römischen Kirche erzogen?“

„„Nein, — ich bin Protestant wie mein Vater.““

„So habt Ihr auf den Nachlaß Eures Großvaters keinen Anspruch zu machen, — er gehört diesem Kloster.“

„„Das wäre, Herr Pater. Mein Großvater wurde erst auf dem Sterbebette meiner Mutter mit ihr versöhnt. Ich, daß sie so früh starb! — Er wurde versöhnt mit ihr und mir, dem zehnjährigen Knaben. Meinem Vater versagte er sich hartnäckig, und faßte den Entschluß, Einrichtungen auf den Fall seines, ebenfalls nahe bevorstehenden Todes zu treffen, die meinen Vater

Digitized by Google

jeder Möglichkeit des Mitgenusses am Erbtheile seiner verstorbenen Gattin beraubten, mir aber dessen künftigen Besitz sichern sollten. Er gab diesem Kloster in seiner letztwilligen Verfügung den Niesbrauch seines Vermögens, aber nur bis zu meiner Mündigkeit, wo es mir auszuantworten sei.“““

„Richtig, Anton Hart,“ — warf der Guardian mit vornehmer Nachlässigkeit hin. — „Ward aber diese Auseantwortung nicht an eine Bedingung geknüpft?“

„„An eine, die ich erfülle: — an einen Wandel, der mich meines Großvaters würdig mache. Wer wagt es, an meinem Fleiße, meiner Redlichkeit, meinem Eifer für das Gute zu zweifeln?““

„Niemand im Allgemeinen. Aber Ihr seid Protestant.“

„„Mein Großvater hat meine Erbfähigkeit nirgend von meinem katholischen Bekenntnisse abhängig gemacht.““

„Allerdings. Er war ein eifriger glaubiger Katholik, im schönsten Sinne des Wortes, wir könnte also Euer Wandel seiner würdig sein, wenn Ihr in unablässiger Gefährdung Eures ewigen Heiles sorglos dahin taumelt!“

Das Blut schoß in Antons Wangen. Seine Augen funkelten, er wollte im höchsten Zorne auffahren, aber er faßte sich und antwortete:

„„Das also war es? — Doch ich konnte vermuthen, daß Ihr diese Gelegenheit für Euren Bekehrungseifer nicht würdet unbenutzt lassen wollen.““

Der Guardian lachte. „Was fällt Euch ein, junger Mensch! Mir liegt nichts an Eurer Bekehrung. Bleibt was Ihr seid, und Niemand auf der Welt wird Euch dabei weniger beschwerlich fallen als ich. Wie dürfte ein armer demüthiger Mönch sich unterfangen, den großen Kampf mit dem Zeitgeiste in Eurem Vaterlande auszufechten, der Euch zur Seite steht! — Nicht doch, folgt dem Bekenntnisse Eures Monarchen, der auf Erden keinen Richter hat! Mir aber verargt nicht, wenn ich gewissenhaft den meiner Sorge anvertrauten letzten Willen Eures Großvaters erfülle und Euch seinen Nachlaß nicht eher überliefere, als bis Ihr der Bedingung desselben vollständig und öffentlich entsprochen habt. — Man läutet zur Vesper. Meine Pflicht ruft mich. Friede sei mit Euch, Anton Hart!“

Mit diesen Worten verschwand der Mönch durch eine Seitenthüre, und Anton stürzte halb außer sich durch den Corridor, den Klosterhof, dem Wirthshause zu.

Er sattelte ingrimmsvoll sein Pferd. Es war schon spät, er wollte indeß keine Stunde mehr an dem Orte verweilen, dessen bloßer Anblick sein Innerstes empörte. Wie ein schwer Verfolgter sprengte er nach Rössel zurück. Nach und nach sammelte er sich wieder und fragte sich, was nun zu thun sei? „Es soll, schlimmsten Falles,“ — eiferte er, „zum Prozesse kommen, und Gerechtigkeit wird doch wohl hier im Lande zu Hause sein, vollends in einer klaren Sache. Morgen muß ich noch Heilsberg. Es wird doch dort ein Sachwalter sich gewinnen lassen. Es gilt mein ganzes zeitliches Gut, und ich muß das Aeußerste versuchen.“

6.

Als Anton Rössel erreichte, war es ihm zu zeitig, dort zu übernachten, denn ihn trieb es vorwärts mit dringender Ungeduld. Er meinte, noch ein paar Stunden in den schönen, klaren, duftigen Frühlingsabend hinreiten und sich in einem Dorfe einer Herberge versichert halten zu können, die gewiß nicht schlechter sein werde, als die zu Rössel. Als er noch zwei Meilen zurückgelegt, erhob sich der volle Mond über die schönen Waldungen, welche die nicht anmuthslose Gegend verzierten, und der junge Reisende meinte nun seinen Weg noch kurzer Erfrischung seines Pferdes die ganze Nacht hindurch fortsetzen zu können, die in dieser Jahreszeit ohnehin kaum fünf Stunden mehr dauern werde. Zwar sagte er sich, daß dieser Zeitgewinn für die Erreichung seiner Absichten ganz gleichgültig sei, aber seltsam — ein gewisses Wunderbares, Unbegreifliches, das, wie ihm bald klar wurde, mit seinem Erbschaftsgeschäfte nichts gemein habe, stachelte ihn, so oft sein rüstiges Pferd seinen fliegenden Trott nur etwas zu mäßigen begann. Seine Ungeduld steigerte sich endlich zum peinlichen Unbehagen, und dieses Unbehagen zur zitternden Angst. Umsonst suchte er eine Stimmung zu bemeistern, welcher alle seine Bemühung weder Grund noch Klarheit abgewinnen konnte. Ihn umtönte es, als ob aus dem dichten Schatten des Waldes eine angstvolle, herzzerreißende Stimme ihm zurufe: „Vorwärts, vorwärts, eile! ein bedrohtes Leben zählt die Hufschläge deines Rosses.“

Der Forst ward dichter und schwärzer, als unser junger Reisende in einem ziemlich seitwärts gelegenen großen Kirchdorfe Ein Uhr schlagen hörte. Der Rappe trabte frisch, plötzlich stand er, hob den kleinen gekrümmten Kopf, spitzte die Ohren und schnarchte, als wittere er etwas Unheimliches. Der Reiter befürchtete das Umherschleichen eines Wolfes. Bald aber vernahm er in der Entfernung ein seltsames Getön, über dessen eigentliche Beschaffenheit er in Zweifel war. Ein durch kurze Pausen unterbrochenes Kreischen, in welchtes ein mißtöniges Geheul von vielen Stimmen einfiel, das sich aber immer nur einige Takte vernehmen ließ, um jenes monotone Geschrei einige Zeit allein fortdauern zu lassen. Anton trieb sein Pferd an, es wollte nicht weiter, bemühte sich wider den Willen des Reiters umzukehren, seitwärts durch's Dickicht sich einen Weg zu bahnen; aber es mußte dem widerstrebenden Gebieter gehorchen, wiewohl es aus einem ängstlichen Schritt nicht zu bringen war. Während etwa fünfzehnfach Schritte auf diese Weise zurückgelegt worden waren, wurden jene Töne, welchen der Reisende um so viel näher gekommen war, immer deutlicher und bestimmter. Das Kreischen ward zur zitternden Wehklage, das vielstimmige, gleichsam chorartig einfallende Heulen zum herzzerreißenden Jammer. Anton kannte bei einer sichtlichen Gefahr keine Furcht, diese entsetzliche Ankündigung der Nähe unbegreiflicher Wesen überlief ihn dennoch mit eisigem Schauer.

Waren es Menschenstimmen, die er vernahm? Hielten böse Geister hier ihren nächtlichen Sabbath? Der Glaube an die letzten war jenem Zeitalter noch nicht fremd; wozu sollten aber Menschen diese grausenhaften Gebräuche begehen? — und welche konnten es sein! — Räuber würden sich nicht auf diese Weise bemerkbar machen. Unter diesen Erwägungen kam Anton endlich dem Schauplatze dieser Begebenheit näher und näher, bis er sich unterwartet mitten auf denselben befand, als er auf eine kleine Waldblöße gerieth, in deren Mitte vier von verschiedenen Richtungen kommende Wege sich kreuzten. Gerade auf dem Punkte dieser Kreuzung loderte ein mäßiger Holzstoß von aufgehäuftem dürren Reißig. Dunkele Gestalten kauerten um denselben, und das Licht, welches die Flamme des Holzstoßes verbreitete, ließ sechs oder sieben alte Weiber, in abentheuerliche Lumpen gehüllt, erkennen, welche in einem entsetzlichen Unisone die kreischenden Töne ausstießen. In einiger Entfernung, aber schon im Dunkel der nächtlichen Waldschatten, welchen der untergehende Mond eben die letzte Dämmerung entzogen, lagerten mehrere zerstreute Gruppen, die dem durch das Feuer geblendeten Auge kaum sichtbar waren, und welche von Zeit zu Zeit jenes Klagegeheul ausstießen, dessen markdurchdrehendes Weh alle Nerven des Gehörs durchreißen zu wollen schien. Wenn bisweilen diesen Gesängen — denn das sollten sie wohl sein, — eine Pause gegönnt war, herrschte tiefe Stille, in welcher man den Wiederhall deutlich vernahm, der die verschwimmenden Töne durch die entfernteren Waldungen trug, den Flügelschlag der Eulen hörte, die aufgeschreckt über die Waldung segelten und ihren Todtenruf in den Lüften erschallen ließen.

Anton, anfangs ungesehen, hielt sein Pferd an und beobachtete, noch unter den niederhängenden Aesten der uralten Buchen, diese seltsame Scene. Sie erfüllte ihn mit bänglicheren Empfindungen, je weniger er ihre Bedeutung begriff. Sein Rappe aber war ganz ruhig geworden und rupfte die Haselsträuche am Wege, ohne das Schauspiel, das seinen Reiter verwirrte, zu beobachten. Nach einiger aufmerksamen Prüfung erkannte der Reisende indessen diese Versammlung als Zigeuner. Zur damaligen Zeit erschienen solche Landstreicher häufig in jenen Gegenden. Im Preußischen, wo stets strenge Polizei war, wagten sie indeß nur einzeln aufzutreten, um in Edelhöfen und Dörfern ihre Dienste als Kesselflicker, Viehärzte, Mäuse-, Ratten- und Raupenvertreiber, wohl auch als Musikanten und Wahrsager anzubieten. Im Ermlande dagegen trieben sie sich im ganzen Lande in den Waldungen umher und durchstreiften als eine wahre Landplage die Gegenden, bettelnd bei Tage, mitunter stehlend bei Nacht, und das milde geistliche Regiment besaß nicht den Nachdruck, sie zu verbannen oder zu zügeln.

Was es ein Geräusch, das Anton's Roß in den Gebüschen veranlaßte, war es die Veränderung des Windes, welche den Rauch abwärts trieb und den zahlreichen Hunden der Bande, die im Grase um den Scheiterhaufen lagen, die Witterung des Fremdlings gewährte — wenigstens fünf Doggen fuhren laut bellend auf, sprangen den Lauschenden an, — und er war entdeckt. Der Gesang verstummte, alle Augen richteten sich auf ihn. Das allgemeine Schweigen, welches den Uebergang zu noch unberechenbaren Ergebnissen zu machen schien, hatte etwas Schauerliches, und Anton empfand die heftigsten Schläge seines Herzens. Mit einem Male riß sich eine der alten Frauen vom Boden auf, ergriff einen Feuerbrand, schwang ihn gleich einer Fackel über ihrem von langen, losen, grauen Haaren umflatterten Haupte, und zeterte in dem halbpolnischen Zigeunerdialekt, der Anton nicht ganz fremd war: „Er ist da! — er ist da! — Holla du!“ — die übrigen Weiber sprangen ebenfalls empor und wiederholten den Ruf. Mit Geräusch erhoben sich alle Versammelten, es mochten mehr als funfzig sein, und stießen das nämliche Geschrei aus

Digitized by Google

Der Wald erklang, und im vierfachen Wiederhall erscholl ihr gräßliches Holla hu in der Ferne.

Antons Pferd scheute und flog in gewaltigen Sätzen gerade mitten in die unheimliche Schaar. Die Männer stürzten auf ihn zu, und Anton riß ein Pistol hervor, das er geladen bei sich führte, und befahl ihnen mit Donnerstimme zurückzuweichen. Im nämlichen Augenblick sprang aber das alte Weib, welches ihn zuerst bemerkt hatte, an ihn heran und hielt ihm den Arm. — „Fürchte nicht," — rief sie — „wir begrüßen Dich. Wir wissen was kommen soll, und hoffen auf Dich, ohne Dich nennen zu können. Hörtest Du unsere Todtenklage? Wie gaben die Hoffnung auf. Du bist aber da! — Du bist da! — Holla hu!"

Holla hu! erscholl der allgemeine Ruf von Neuem, und während Anton mühsam sein Pferd beschwichtigte, fragte er: „„Was bedeuten Eure Reden? was wollt Ihr von mir?""

„Frage nicht uns," — antwortete die Alte, — „frage diesen." —

Hiemit stürzte sie in den Kreis der Männer im Dunkeln, riß einen jungen Mann zu Anton hin, von vortheilhafter Gestalt, besser als die Uebrigen, phantastisch, aber nachlässig gekleidet, der sich mit lauter Wehklage auf die Knie warf und, wie es schien, mit dem Flehen der Seelenangst seine Hände zu Anton erhob. In den nicht unangenehmen Zügen dieses jungen Ziqeuners lag ein tiefer, man könnte sagen ein ungeheurer, an Verzweiflung grenzender Schmerz. Seine Augen schwammen in Thränen. Er wollte reden, aber seine Zunge schien im grenzenlosen Kummer die Kraft verloren zu haben, artikulirte Töne zu bilden.

„Er kann nicht sprechen," — sagte die Alte, — „aber seine Thränen sagen genug."

„„Was soll das alles?"" — fragte Anton noch ein Mal.

„Frage nicht!" erwiederte die Alte, „Du wirst es erfahren. — Eile, — eile, — eile! — Ein wichtiger Morgen bricht an. Der Scheiterhaufen steht. Eine Zögerung von der Zeit, bis der Hase braucht, sein Lager spielend zu umkreisen, und die Asche weht in den Winden. — Eile, — eile! Der Morgen wird kommen. Die Glocken werden gehen. Schaaren werden wallen. Aber Du kommst; die Glocken verstummen, die Flammen werden verlöschen vom Hauche Deines Mundes. — Die Nacht ist flüchtig, Deine Kräfte ermatten. — Das Getränk," — reicht es ihm!"

Ein junges Mädchen sprang herbei und reichte einen vollen zinnernen Becher dem jungen Reisenden empor. Er zauderte ihn anzunehmen.

„Trink," — trieb ihn die Alte. — „Es wird Dir wohl thun. Dann fort nach Heilsberg, das Du in der ersten Frühe erreichen mußt."

Ohne sich zu besinnen, trank er. Es war ein alter feuriger Meth. Er that einen Zug, den zweiten, und Glut schien durch alle seine Adern zu rinnen.

Die Alte nahm ihm den Becher ab und rief: „Die fernen Hähne krähen, der Wächter bellt wau wau, die Fledermaus sucht ihre Wohnung, die Eule das Nest, das Reh regt sich im Lager, — fort! fort! — Holla hu!" —

Der Schlag einer Peitsche traf von hinten den Rappen Antons. Er schlug aus, brauste im wilden Galopp davon, und ehe der Reiter sich völlig zu sammeln vermochte, vernahm er schon weit hinter sich, nochmals, im Walde verhallend, den Ruf: „Holla hu! — Holla hu!" —

7.

Als die Sonne aufging, lag Heilsberg vor unserem Reisenden. Diese nicht unansehnliche Stadt wird wegen der Anmuth ihrer Lage in jener Gegend gepriesen. In dem ganz flachen Lande geben die Höhen, welche den Ort von der einen Seite umschließen und ein angenehmes, von einem kleinen Gewässer durchrieseltes Thal bilden, das Modell im Kleinen einer Gebirgslandschaft. Die Stadt selbst nimmt sich, mit mehreren Thürmen und den beiden fürstbischöflichen Schlössern, besonders aus der Ferne, gut aus, und möchte noch heute allen ähnlichen Plätzen viele Meilen im Umkreise weit vorzuziehen sein. Was sie aber in jener Zeit, als Residenz eines regierenden Fürsten, gewesen, läßt sich noch aus den großartigen Ueberbleibseln abnehmen, die jetzt immer mehr verfallen, ihren ersten Ruin aber nur dem verheerenden Kriege der Jahre 1806 und 1807 zuschreiben.

Sieben Uhr Morgens mochte es sein, als Anton die Vorstadt erreichte und sein Pferd in einem Wirthshause unterzubringen suchte. Dichtes Volksgewühl erfüllte die Straßen mit verwirrendem Getöse, und alle Anwesenden schienen in ungebuldiger Spannung eines Dinges zu warten, was da kommen sollte. Anton mischte sich unter die Menge, ohne zu wissen, was sie anrege. Ein freundlicher junger Mensch aus der Stadt trat zu ihm und sagte: „Die Leute sind thöricht, sich hier in den Straßen einzudrängen, wo man nichts sieht als den Zug. Kommt mit mir auf den Kreuzberg, wo das Ding selbst vor sich geht!" Anton war bereit, und der junge Bürger führte ihn aus dem Gewühl durch ein Haus ins Freie, wo nur noch wenige Zuschauer dem entfernten Schauplatze des unbekannten Ergebnisses zueilten. Endlich sagte Anton zu seinem Begleiter: — „Ich bin Euch wohl gefolgt, aber ich weiß nicht wozu?"

„„So seid Ihr wohl fremd hieselbst?"" — erwiederte dieser. — „„Eine Zigeunerin ist der Zauberei beschuldigt. Endlich hat man ihr den Prozeß gemacht. Sie ist des Bundes mit dem Bösen vollständig überführt, und soll heute als Hexe auf dem Kreuzberge verbrannt werden.""

Anton vernahm diese Auskunft mit Entsetzen. In seinem Vaterlande glaubte man an keine Hexen mehr, und schon wollte er mit Abscheu vor einem Schauspiele fliehen, dessen bloßer Name sein Herz mit tiefstem Mitleiden erfüllte, aber plötzlich ging ihm über sein nächtliches Abenteuer einiges Licht auf, und er begriff so viel, daß sie das schauderhafte Geschick einer Tochter ihres Stammes durch die zu ihren halbheidnischen Gebräuchen gehörende Todtenklage betrauert, und daß sie von ihm, Gott weiß durch welches Zusammentreffen von Umständen, Rettung der Bedrohten erwarteten. Dabei wurde ihm das Bild jenes verzweiflungsvollen jungen Mannes lebendig, welcher auf irgend eine Weise der Delinquentin näher angehören mochte, und so beschloß er, sich nach dem Richtplatze zu begeben, um dem Geschicke, wenn es ihn zu dem erwarteten Helfer in der höchsten Noth bestimmt haben sollte, sich wenigstens nicht durch Schwäche zu entziehen. Nach einigem Steigen gelangte er auf den Kreuzberg, so genannt, weil dort auf der höchsten Kuppe des kleinen Gebirges ein Kreuz aufgestellt worden, welches weit zu sehen ist. In einiger Entfernung von diesem war der Scheiterhaufen so aufgerichtet, daß die Delinquentin dieses Grabenzeichen im Tode vor Augen haben sollte. Schergen umgaben ihn, und eine große Anzahl von Zuschauern hatte sich auf dem Rasen zwischen den Gebüschen gelagert, welche damals noch diese Erhöhung bekleideten.

Kaum aber angelangt, vernahm Anton das helle Läuten einer Glocke in der Stadt. „Das ist das Armesünderglöckchen," sagte der junge Begleiter. — „Sie giebt das Zeichen, daß man jetzt die Hexe zum Richtplatze führe. Nun, es geschieht ihr Recht. In jwanzig Dörfern hat sie vom gegeben, und viele Stücke gefallen sind. Auch Menschen hat sie es angethan, die ihr nicht geben wollten, was sie verlangte, so daß sie verkrummten, verlahmten und erblindeten."

Anton schwieg, denn er richtete sein Auge auf den Zug, der sich eben von der Stadt her dem Berge zu bewegte. Eine unzählige Volksmenge wogte heran. Dann erschienen bewaffnete Bürger, um Ordnung zu erhalten; hierauf eine Gerichtsperson, von Amtsdienern umgeben, endlich die Delinquentin, in einem weißen, schwarzbesetzten Armesünderhemde, welches ihr langes reiches Rabenhaar umwallte, barfuß, einen Strick um den Hals. Sie ging zwischen ihrem Vertheidiger und einem Mönche, welcher legte sich um ihr ewiges Leben bemühen sollte, nachdem der ersie ihr zeitliches der Strenge oder den Vorurtheilen des Richters nicht zu entziehen vermocht.

Anton durchrieselte ein eisiger Schauer, als er die Unglückliche am Fuße des Berges deutlicher erkennen konnte. Sie schien noch ganz jung, und, ungeachtet der bräunlichen Farbe, sogar schön zu sein. Auf ihrem Arme trug sie ein Kind von etwa einem halben Jahre, das sich ängstlich um ihren Hals klammerte, und welches sie mit dem Ausdruck gräßlicher Seelenpein zu hegen schien. Umsonst suchte ihr der Mönch Reue und Buße zu predigen. Sie stand von Zeit zu Zeit still, hielt ihr Kind in beiden Händen vor sich hin, starrte in sein kleines Antlitz, als wollte sie die Erinnerung jedes Zuges bestellen in die hoffnungslose Ewigkeit mit sich hinüber nehmen, und preßte es dann mit Jammergeschrei, in welches das arme kleine Geschöpf kreischend mit einstimmte, an Brust und Lippen.

„Barmherziger Gott," — fragte Anton, — „soll denn das Kind mit verbrannt werden?"

„„Wie mögt Ihr das fragen?"" — entgegnete der Begleiter. — „„Das Weib hat ihr Kind bei ihrem Leben nur nicht von sich lassen wollen. Wenn sie den Scheiterhaufen besteigt, wird es ihr abgenommen und, da es ein Mädchen ist, den Nonnen im Kloster der Stadt übergeben, welche sich erboten, es gottfelig zu erziehen.""

Die Unglückliche betrat nun den Richtplatz und sah den Scheiterhaufen, welchem die Schergen mit angezündeten Fackeln sich näherten. Sie stieß einen Schrei aus, stürzte auf die Knie und war nicht von der Stelle zu bringen. Ihr Vertheidiger trat erblaßt zurück. Der Mönch schien ihr zuzureden. Sie stieß ihn von sich. — „Hinweg!" — rief sie, — „Du bist ein Mensch, bist mit den andern gegen meine Unschuld verschworen. Giebt es kein Erbarmen mehr auf Erden? — Muß ich denn? muß ich?" —

Digitized by Google

Der Ton ihrer Stimme hatte etwas Herzzerreißendes, und die sonst regelmäßigen Züge des kaum zwanzigjährigen Geschöpfes verzerrten sich zur gräßlichen Larve der Todesangst.

„Nehmt Ihr jetzt das Kind!“ befahl die Gerichtsperson, und die Amtsdiener schickten sich an, den Auftrag zu vollziehen.

„Mein Kind,“ — schrie sie und fuhr auf, — „nein, ich gebe es nicht, ich lasse es nicht von mir. Es soll mit mir sterben. Die Welt ist voll Teufel, und Ihr alle seid ihre erbarmungslosen Behülfen.“

Der Mönch ermahnte vergebens. Sie schien eine Löwin, welche um ihr Junges kämpft. Ihre dunklen glühenden Augen rollten. Mit einem Arme umschlang sie das nackte, schreiende Kind, mit dem andern verteidigte sie es, denn sie war nicht gebunden. — Es glückt ihr, sich für einen Augenblick frei zu machen.

„Heilige Jungfrau,“ — rief sie, — „es ist an Dir nun, — rette mich, — thue Wunder! Sende einen Deiner Boten! Es ist die höchste Zeit.“

Sie steht, — sie blickt wild umher. Von Neuem ergriffen, läßt sie es geschehen. Man faßt ihr Kind, sie vertheidigt es nicht mehr.

In diesem Augenblicke scheint Anton ein paar Zuschauer zurück, die vor ihm stehen, und tritt hervor.

Sie steht ihn; ein electrischer Schlag scheint ihren ganzen Körper zu durchzittern: ihre Miene gewinnt den Ausdruck des Triumphes.

„Heilige Mutter der Gnade,“ — bricht sie aus, — „Du schickst ihn. — Ich bin gerettet!“

Ehe man es hindern kann, liegt sie mit ihrem Kinde zu seinen Füßen.

8.

Die Ueberraschung, das Erstaunen der anwesenden Menge möchten durch Worte nicht zu schildern sein. Sehr Viele glaubten an die wunderbare Erscheinung eines übermenschlichen Wesens, und zweifelten nur, welchem Prinzipe es angehöre. Anton beachtete aber nichts als die Unglückliche. „Barbara!“ — ruft er, — „so sehe ich Euch wieder? — Erholt Euch! — Faßt Euch! — Ich bin kein überirdischer Bote, aber ein treuer Freund und entschlossener Zeuge für Eure Unschuld. Wenn es wirklich Heren giebt, so seid doch Ihr keine Here.“

Er wollte sie aufrichten, aber er brachte sie nicht weiter als bis zu seinen Knien, die sie umklammert hielt, wie wenn sie ein Asyl erreicht, das nur noch allein ihr Schutz zu gewähren vermöge.

Der Vertheidiger trat zu dem Richter und redete ihn an. „Sie sehen einen ganz neuen Umstand, der für die Angeklagte von den wichtigsten Folgen sein muß. Man hat nur Zeugen wider sie abhören können, keine für sie. Ein solcher ist da. Die Sache nimmt eine andere Wendung, und für jetzt wenigstens kann das Urtel nicht vollzogen werden.“

Der Richter nahm mit vieler Behaglichkeit eine Prise. „Bene,“ — erwiderte er, — „optime. Dissentior keineswegs. Ein überaus rarer Fall, dieser Hexenprozeß; — intrikat, — sehr intrikat, — fein, — sehr fein. — Ein allerliebster Fall. Die Jagd geht von Neuem los, und auf einem anderen Felde. — Heda, — es ist heute nichts mit der Execution. Bringt Delinquentin wieder ins Gefängniß!“

Barbara sollte nun fort und zurückgebracht werden, sie wollte aber von Anton nicht lassen.

„Dummer Schnack!“ — sagte der Richter, und zu Anton gewandt, befahl er: „Man bedeute sie, daß man nicht zum Henker gehe, sondern werde vernommen werden.“

Anton ermahnte Barbara, Folge zu leisten. Sie stand still auf, küßte seine Hand, ihr Kind, und ließ sich unter dem Nachströmen der Menge zur Stadt zurückführen.

Der Richter faßte nun Anton scharf ins Auge, nahm wieder Taback mit einem vornehmen Air und fragte ihn: „Wer ist man?“

„„Anton Hart, der Sohn des königlich preußischen Beamten zu S. in Litthauen.““

Der achtbare Herr schien sehr, und nicht zum angenehmsten, überrascht, denn er entgegnete mit einem langgedehnten: „So! — man ist doch legitimirt?“ —

„„Zu dienen.““

„Man folge mir nach der Stadt, um verhört zu werden. Soll sogleich geschehen. Bin curiös, wie der casus durch dieses norum zu stehen kommt: überaus curiös. Herr Advocat,“ — zu dem Vertheidiger sich wendend, — „werden den juvenis paucis verbis von dem quid, quomodo, quando unterrichten, und mir selbigen zur Gerichtsstelle bringen — stante pede.“

Hiemit wandelte der ehrbare Priester der Themis feierlichen Schrittes, wiewohl augenscheinlich nicht in bester Laune, den Berg hinunter nach der Stadt, wo er sich in seiner Wohnung nur so lange aufhielt, um Wäsche und Perrücke zu wechseln, und sich nach dem fürstbischöflichen Schlosse begab, in dessen neuem Flügel das Gericht seine Sitzungen hielt.

Der Advocat, ein junger Mann von feinem, liebenswürdigem Aeußern, näherte sich aber Anton und faßte seine Hand. „Der Himmel sendet Sie, mein Herr, ein unschuldiges junges Geschöpf zu retten. Was soll ich weitläuftig sein? Ein junges Zigeunerweib hat im ganzen Sommer vorigen Jahres sich hier umhergetrieben, und hat leichtsinnig in der Gegend, um desto reichere Spenden zu erpressen, zuerst den Glauben an ihre bösen Künste rege gemacht. Als sie endlich verschwunden, haben Zufälle mancher Art, welche sich bei Menschen und Vieh ereigneten, die durch sie Heimgesuchten veranlaßt, dieselben der Hexerei jener Landstreicherin zuzuschreiben, und alle schwuren ihr Rache, wenn sie sich wieder sehen lasse. Etwa kurz vor Weihnachten erscheint diese Barbara, welche wir eben gesehen, und treibt einen kleinen Handel mit Kräutern und andern Heilmitteln, wie die besseren Subjecte unter den Zigeunern es pflegen. Man glaubt in ihr jene Zauberin zu erkennen; sie wird angeklagt und ungeachtet ihres hartnäckigen Läugnens, auf die Abhörung von vierzig Zeugen, zum Scheiterhaufen verurtheilt. Zwei Zeugen allein sind bei der Behauptung geblieben, sie und jene Here seien nicht eine und die nämliche Person. Der Umstand indeß, daß jenes verdächtige Subject sich zu jener Zeit in den letzten Monaten der Schwangerschaft befunden, und diese Barbara ein Kind mit sich führt, dessen Geburt mit dem damaligen Verschwinden jener Beschuldigten übereinstimmt, hat, neben der überwiegenden Mehrheit der ihr entgegenstehenden Zeugenaussagen, vornehmlich ihre Verurtheilung begründet. Sie selbst hat ihre Vertheidigung stets darauf gestützt, daß sie den ganzen vorigen Sommer nicht hier, sondern in preußisch Litthauen, namentlich im Hause des Amtmann Hart zu S. zugebracht, wo sie dessen Sohn, gerade in dem Monate, in welchem hier die hauptsächlichsten Zauberein von ihr ausgeübt sein sollen, in einer gefährlichen Krankheit gepflegt. Man hat diese Versicherung stets als Schwindelei betrachtet und nicht darauf rücksichtigen wollen, aus Gründen, die unerörtert bleiben mögen. Treten Sie nun hier selbst auf, und beweisen durch Ihre wohllegitimirte Person und eidliche Aussage diese Behauptung, so ist die Unglückliche allerdings gerettet; denn die Verschiedenheit der Person ist unzweifelhaft dargethan.“

9.

Nachdem Anton vor dem Gerichte eine genaue Prüfung über seine Person hatte aushalten müssen, welche er zum Glück durch die unzweifelhaftesten, sogar gerichtlichen Zeugnisse legitimiren konnte, die er vollständig bei sich führte, um auf Grund derselben sein großväterliches Erbtheil erheben zu können, ward er drei volle Stunden in Kreuz und Quer darüber vernommen, durch welche Mittel und Wege es ihm möglich geworden, Nachricht von der Gefahr zu erhalten, welche hier die arme Barbara bedroht, um ihr in der äußersten Noth zu Hülfe zu eilen. Er hatte große Mühe, zu beweisen, daß sein Erscheinen im entscheidenden Augenblicke nur ein Zufall gewesen, während man ihm nicht undeutlich zu verstehen gab, wie die natürliche Auffassung des Räthsels keineswegs willkommen erscheine, und daß ein Zugehen mit nicht rechten Dingen, als ein Beweis für Barbaras Hexentalent, erwünschter gewesen wäre. Es war schon so spät geworden, daß das Verhör geschlossen und auf morgen verlegt werden mußte, ohne daß Anton mit Barbara zusammengestellt, ohne daß etwas für sie Entscheidendes geschehen wäre.

Mißmüthig verließ Anton den Gerichtssaal und merkte kaum, daß Barbaras Vertheidiger ihn begleite, bis dieser seine Hand faßte und ihn ersuchte, nicht nur bei ihm das verspätete Mittagessen einzunehmen, sondern auch, so lange dieser Handel ihn hier aufhalte, sein Haus als das eigene zu betrachten. Das Anerbieten war nicht abzuweisen, und Anton betrat in Folge desselben den liebenswürdigsten und herzlichsten Familienkreis.

Ein treffliches Mahl, ein reichlich gespendeter guter Wein eröffnete die Herzen bald zu gegenseitigem Vertrauen, und der eigentliche Zweck von Antons Anwesenheit kam auf eine sehr erwünschte Weise zur Sprache.

Der Sachwalter untersuchte die ihm von seinem Gaste auf dessen Erbschaftsangelegenheit vorgelegten Papiere, und ließ sich, wie folgt, darüber vernehmen.

„Die Sache hat zwei Seiten, und ich möchte, nach der allerdings zweideutigen Fassung des Testaments, nicht dafür gut sagen, ob der Richter nicht der Meinung des Pater Guardian beistimmen würde. Von einem eigentlichen Rechtsstreite verspreche ich mir also wenig, oder nichts. Indessen ein Ausweg anderer Art liegt vor uns. Da bei dieser Sache eine geistliche Stiftung betheiligt ist, so kann der Fürstbischof in doppelter Eigenschaft, als geistliches Oberhaupt und Landesherr, die Sache ent-

Digitized by Google

scheiden, und Sie haben gewonnen, wenn er Ihrer und, ich gestehe es, auch meiner Auslegung des Testaments beitritt.“

„„Dies dürfte aber schwerlich zu erwarten sein.““

„Warum nicht? — Der Fürstbischof ist ein Herr von edlem Charakter und streng gerecht gegen Jedermann. Er ist ein Weltgeistlicher, seine sämmtlichen geistlichen Räthe sind solche, und sie sind daher den Klostergeistlichen abhold, vornehmlich dem jesuitischen Pater Guardian in der heiligen Linde. Lassen Sie uns daher keine Zeit verlieren. Eine Bittschrift ist schnell entworfen, schnell abgeschrieben. In einer Stunde befindet sie sich in den Händen des ersten vortragenden Rathes, Domherrn v. u M., der mein Freund ist. Dieser giebt sie in der nächsten Stunde dem Fürsten. Letzterer ist aber so rüstig und arbeitsam, daß er vielleicht schon an diesem Abende die Stunde für Ihre in Antrag gebrachte Audienz zu morgen in der Frühe bestimmt. Fassen Sie dann guten Muth, und sorgen Sie dafür, einen günstigen persönlichen Eindruck zu machen, der bei dem unmittelbaren Zusammentreffen mit den Großen gewöhnlich das Beste thut!“

10.

Der Sachwalter hatte wahr gesprochen. Noch am nämlichen Abend erhielt Anton eine Weisung durch den Hoffourier, Sr. fürstbischöflichen Gnaden hätten die Bittschrift huldreich aufgenommen und wollten ihm morgen um 9 Uhr Morgens die erbetene Audienz gewähren.

Anton verfehlte nicht, sich andern Tages zur bestimmten Stunde nach dem fürstbischöflichen Schlosse zu begeben. Noch niemals hatte er einem Großen der Erde gegenüber gestanden, kein Wunder also, daß er sich befangen befand. Er folgte dem Hoffourier durch eine lange Reihe von Gemächern, bis er in einem Saale die Weisung zu warten erhielt, indem der Begleiter durch eine Seitenthüre verschwand. Anton wurde durch den fürstlichen Glanz der Einrichtung, die ihn umgab, in Erstaunen gesetzt, und er musterte mit kindlicher Neugier die ungeheuren Pfeilerspiegel, die rothen seidenen Tapeten, die Gemälde an den Wänden, die ganz vergoldeten Meubles, die gemalte Decke, bis beide Flügel einer großen Thür, die zu den innern Zimmern führte, aufsprangen und ein großer stattlicher Mann, im besten Lebensalter, eintrat, im langen Gewande von violetter Seide, ein großes Kreuz von funkelnden Diamanten, an einer reichen Kette niederhängend vom Halse, den Stern des weißen Adlerordens auf der Brust, ein kleines violettes Käppchen auf der wohlfrisirten Perrücke. Die Haltung war vornehm, die Bildung des Gesichts edel und einnehmend.

Anton verneigte sich tief, der Fürst, — Sprößling eines erlauchten reichen und mächtigen polnischen Hauses, — blieb vor ihm stehen, heftete einen forschenden, aber freundlichen Blick auf ihn und begann ein Gespräch, welches dem jungen Manne so merkwürdig gewesen, daß er es nachher niedergeschrieben und seinen Nachkommen bewahrt hat.

„Er heißt Anton Hart,“ — begann der Fürst, — „ist also der junge Preuße, dessen Zeugniß gestern eine verminte Hexe schon am Fuße des Scheiterhaufens von einem unverdienten Tode errettet. Ich freue mich, Ihn zu sehen. Er muß indeß nicht meinen, es seien bei uns Einrichtungen Anschuldigen an der Tagesordnung. Auch Gerichtshöfe können irren, hier wie überall, besonders in solchen Sachen, wo man es mit einem bösen Feinde zu thun hat, dem Macht gegeben ist auch zur Verführung der Besten, zur Täuschung der Verständigen. Die Gnade Gottes wacht indessen über den Frommen, verscheucht die Rebel, welche die Hölle verbreitet, und Er, mein Sohn, wird sich dessen nicht überheben, den Wirkungen der ewigen Vorsehung zum Werkzeuge gedient zu haben. Kommen ähnliche Verbrechen und solche Bestrafungen auch häufig in Seinem Vaterlande vor?“

„„Stein, gnädigster Herr, niemals!““

„Wie? ist dort der Böse kein brüllender Löwe, der nach Beute ausgeht? Walten dort himmlische Wächter mit stärkeren Schilden zum Schutze der Sterblichen vor dem Vater der Erbsünde als hier?“

„„Nicht daß ich wüßte, indeß der König unser Herr hat die Hexenprozesse abgeschafft.““

„Die Prozesse, — ein dreister Schritt, — aber auch die Verbrechen?“

„„Sie hörten auf am nämlichen Tage, an welchem man aufhörte, an sie zu glauben.““

„Junger Mensch, ich erstaune. Schneiden sich bei Euch gesittige Richtungen ab wie Zeitepochen im Kalender? Und wie kam es, daß Ihr heute aufhören konntet zu glauben, woran Ihr gestern nicht zweifeltet?“

„„Der König ließ bei seinen Gerichtshöfen das Verfahren gegen Personen, welche der Hexerei beschuldigt worden, einstellen, und wie hätte er dieses ohne die Ueberzeugung von der gänzlichen Nichtigkeit dieser Beschuldigungen thun mögen?““

„Und Ihr vermochtet, seine Ueberzeugung so ohne Weiteres zu der Eurigen zu machen?“

„„Wie konnten wir anders? — Ist der König unser Herr nicht von Gottes Gnaden? — Wo wäre Wahrheit und Weisheit auf Erden für uns zu finden, wenn sie nicht ihm beiwohnten?““

Der Fürst sah den Jüngling groß an, schien dann in Nachdenken zu versinken, bis er nach einigen Augenblicken, gleichsam für sich, anhub:

„Sonderbar! — was die weisesten Kirchenlehrer behauptet, was die Sprüche der Concilien außer Zweifel gestellt, woran Jahrhunderte gehalten, wirft ein weltlicher Fürst mit einem Federzuge um, und ein ganzes Volk macht es für sich zur Ehrensache, plötzlich seiner Meinung zu sein. Wo zeigt sich Gleiches in der Geschichte? Was vermögen diese königlichen Hohenzollern nicht Alles! — Und es kann noch Leute geben, welche im blinden Wahne daran zweifeln, daß sie Alles um sich neu gestalten, daß sie die nächsten Blätter der Geschichte für sich in Anspruch nehmen werden?“

Er wendet sich wieder zu Anton.

„Junger Mann, ich weiß, was Er mir zu sagen hat. Wenn wir in den Augen Seines Volkes bei unserem Verfahren gegen die Einflüsse des Bösen auch abergläubisch erscheinen, so gehe Er und lege Zeugniß davon in Seinem Lande ab, daß wir nichtsdestoweniger das Gute nach unserer Ueberzeugung fördern und pflegen, und daß wir, wenn wir auch in Uebertriebenheit dem Zeitgeiste nicht vorauslaufen, doch hinter ihm niemals zurückbleiben, das, Gott sei Dank! — für alle Zeiten gehört, — der Gerechtigkeit. — Die Deutung, welche der Guardian von der heiligen Linde dem Testamente Seines Großvaters abgewonnen, ist eine offenbare Verdrehung. Sein Ertheil soll ihm zu Heller und Pfennig ausgezahlt werden. Es ist bereits befohlen. Dem Abschasse sie meine Kasse entsage ich zu Seinen Gunsten. — Mit Gott!“ —

Er gab das Zeichen der Entlassung, und Anton, nach einem stummen, ehrerbietigen Danke, entfernte sich mit Zeichen der freudigsten Ueberraschung.

11.

So hatte denn Anton, größtentheils durch seine seltsame, unerwartete Verwicklung in Barbaras Prozeß, auch seinen eigenen Wunsch auf das Vollständigste erreicht. Nach zwei Tagen erfolgte auch die völlige Freisprechung der Jigeunerin. Sie erschien im Hause ihres ehemaligen Vertheidigers, um demselben, und vor allem Anton, ihren Dank abzustatten. Nachdem der letztere nicht hindern können, daß sie sich ihm zu Füßen geworfen und seine Hände mit Thränen und Küssen bedeckt, ihn wiederholt ihren Retter, ihren Engel genannt, sprang sie plötzlich auf und rief: — „Aber wie soll ich Euer Athat vergelten?“ — Sie sann eine Weile nach, und sagte schlau: „Gebt mir Eure Hand!“

Sie untersuchte die Fläche derselben, wie Wahrsagerinnen pflegen.

„Ha!“ — rief sie aus, — „welche schönen Linien! — Ihr werdet reich werden, glücklich. In kurzer Zeit wird Euch eine Gefahr bedrohen, aber sie wird nicht nur bald vorübergehen, sondern auch Euer künftige ganze Wohlfahrt begründen. — Auch bei Vornehmen sollt Ihr Glück haben. Den größten Mann, der seit Jahrhunderten geiebt, sollt Ihr von Angesicht zu Angesicht sehen, sprechen, und Ihr werdet Kindern und Kindeskindern erzählen, wie herrlich er Euch erschienen. —

„Aber vorher ist noch eine Bestimmung zu erfüllen. — Die arme Barbara kann Euch reicher machen, als alle Könige der Erde es vermöchten, und sie wird es. Sie kann Euch ein Geschenk überweisen, das alle Güter der Erde überwiegt. — Welchen Weg nehmt Ihr, um zu Eurer Heimath zurückzukehren?“

„„Ueber Rastenburg.““

„Das geht nicht. Ihr müßt einen Umweg machen über preußisch Eylau. Reitet die gerade Straße durch's Preußische nach Eylau zu, bis Ihr an den Wald kommt, den man die große Heide nennt. Am Försterhäuschen am Walde verlaßt Ihr, ohne zu fragen, den großen Weg und schlagt den Fußweg ein. Achtet es nicht, wenn es den Anschein gewinnt, als wäret Ihr in der Waldung verirrt! Ein großer Holzschlag wird erscheinen. Reitet getrost denselben entlang! Die nächste menschliche Wohnung, welche Ihr antrefft, — es wird eine stattliche Mühle sein, — ist Euer Ziel. Tretet dort ein und sagt, Barbara habe Euch gesendet! Ihr werdet willkommen sein. Dort überlaßt Euch Eurem Gefühle, und das Geschenk, welches die dankbare Barbara für Euch erlesen, kann Euch nicht entgehen. — Denkt Ihr des jungen Mannes, der, wie Ihr im Vorhof sagtet, Euch im Walde vor Heißhunger zur Nachtzeit durch seine Verzweiflung erschüttert?“

„„Allerdings, Barbara!““

Digitized by Google

„Er war mein Gatte. Aus seinem Schmerze ermeßt, wie unendlich beseelend die Wonne treuverbundener Herzen sein muß! Bewohnt wohl Barbaras Geschent, wenn Ihr es Euch aneignet, und denkt, wenn es Euch wohl geht, an die arme Zigeunerin, die damit die Rettung ihres Lebens zu vergelten sich bestrebte! — Lebt wohl!" — In einer Stunde bin ich auf dem Wege, den Ihr nach mir einschlagen werdet, und morgen herberge ich da, wo Euch die Herberge bestimmt wird."

Sie sagte dieses alles mit ihrer gewohnten Lebhaftigkeit, und war verschwunden, ehe man den Sinn und die Absicht ihrer Aeußerungen sich klar machen können.

12.

Obgleich der Fürstbischof pünktlich Wort gehalten, und ein schriftlicher, dem mündlichen ganz entsprechender Bescheid schon andern Tages in Antons Händen war, so begegnete die Ausführung des höchsten Befehles doch so vielen Weiterungen und Formalitäten, daß unser junge Reisende erst nach zehn Tagen mit der Gewißheit, seinen Zweck erreicht zu haben, Heilsberg verlassen konnte, nachdem er den Sachwalter, den wir bereits kennen, zu seinem Bevollmächtigten, behufs der künftigen Empfangnahme des Gutes, bestellt hatte.

Es war einige Tage vor Pfingsten, als Anton von seinem liebenswürdigen Wirthe einen gerührten, dankbaren Abschied nahm und leichten fröhlichen Herzens eine Stadt verließ, in welcher er Zeuge so erschütternder, und selbst Gegenstand so wichtiger Begebenheiten für sein ganzes Leben geworden war.

Vor dem Thore hielt er unschlüssig sein Pferd an. Welchen Weg sollte er einschlagen? den nächsten, der ihn über Rastenburg zur Heimath führte? den Umweg über preußisch Eylau, auf welchen ihn Barbara mit so räthselhaften Andeutungen gewiesen? Die Jugend liebt das Wunderbare, das Abenteuerliche; ein geheimer Zug also, nennen wir ihn Neugierde, nennen wir ihn Aberglaube, trieb ihn an, den Weisungen der Zigeunerin zu folgen. Aber der Jüngling war nicht danach erzogen, der Einbildungskraft, oder doch den Neigungen des Gemüthes mehr Einfluß zu gestatten, als den Ansprüchen der gesunden praktischen Vernunft, und ein Umweg von acht Meilen wenigstens, ohne deutlich vorschwebenden Zweck, schien vor dem eigenen Gewissen nicht zu billigen. Da kam ihm ein werkläufiger Verwandter in den Sinn, den er nur zweimal in seinem Leben gesehen, der bei Eylau wohne, den bei dieser Gelegenheit zu besuchen es wohl gezieme, und die heimliche Lust hatte den plausiblen Vorwand gefunden, sich für die projektirte Richtung zu entscheiden. — Entschlug getrost die Straße nach Eylau ein.

Es war ein herrlicher warmer Tag. Alle Bäume grünten frisch und duftig, alle Gärten in den Dörfern standen in der Blüthe, und über den mit tausend Blumen bedeckten Wiesen wehte der balsamische Hauch des Lenzes. Anton, fröhlich von Natur, sich der Erwerbung eines lange zweifelhaft betrachteten, für die damalige Zeit nicht unansehnlichen Vermögens, das ganz zu seiner alleinigen Verfügung stand, bewußt, schaute in die Welt wie ein Glücklicher, und nichts, was seine Einbildungskraft ihm vorspiegeln konnte, schien ihm unerreichbar.

Er war gelangte er gegen neun Uhr Vormittags zu dem Forste, noch heute die große Eylauer Heide genannt, und zu dem ihm von Barbara bezeichneten Försterhäuschen. Er sah den Fußweg, den sie ihm angedeutet, und der ihn rechts vom Wege, tief in die Waldung führte. Schon zuviel hatte er dieser räthselhaften Weisung nachgegeben, als daß er nun sich hätte zurückhalten sollen, wo es galt, den letzten Schritt zur ersehnten Aufklärung zu thun. Bei dem Allen hat Anton stets behauptet, nicht er selbst habe den Seitenweg eingeschlagen, sondern sein Pferd habe in eigner Wahl, wiewohl unverbindet, die große sandige Straße verlassen, um, auf dem festeren Fußpfade lustig dahin trabend, sich in die kühlende Grüne des Haines zu verlieren, dessen damals noch ungelichtetes Gebiet einen Flächenraum von mehr als einer Quadratmeile umfaßte. Bald verschwand der Fußweg in dem üppigen Grashwuchs des Bodens, zwischen Wachholderaufschuß und Farrenkräutern, und wirklich gewann es den Anschein, als habe der Reisende sich verirrt. Das muthige Pferd schien indeß sicherer über die Richtung zu sein als der Reiter, es hielt sich in seinem rüstigen Trott, als befinde es sich in einer ihm wohlbekannten Gegend. Die Umgebung ward indeß immer wilder und einsamer. Oft schienen dichte Gebüsche den Weg bis zur Undurchdringlichkeit verengen zu wollen, oft zeigten sich breitere Plätze, welche desto verlassener und abgelegener vorkamen. Rehe weideten hier und dort an den Bächen und mochten dem Nahenden kaum ausweichen. Ein Elenthirsch mit zwei Kühen wandelten unzirklichen Schrittes vorüber. Schon stelen die Sonnenstrahlen schräger durch die uralten Tannen und Buchen, und schon sing Anton an, manchen Besorgnissen Raum zu geben, als endlich der ihm bezeichnete Holzschlag sich aufthat und ihm die tröstliche Gewißheit gab, sich in der angedeuteten, zum Ziele führenden Richtung zu befinden. Er tritt also getrost wohl eine halbe Stunde, zwischen den Stümpfen gefallener Baume, bis er ein sonniges Revier erreichte, ganz aus hochstämmigen Birken gebildet, deren silberne Stämme malerisch abstachen gegen das helle Grün ihrer niederhängenden Zweige, an welchen das sinkende Tagesgestirn die jungen Blätter vergoldete. Ein nicht unbeträchtlicher Strom durchfloß, hin und wieder durch Erlengebüsche versteckt, diese reizende Einsamkeit, welche würzige Kräuter und überall wuchernde Maidlumen mit balsamischen Duften erfüllten. Eine eigentliche Straße war nirgend zu sehen, aber eine weidende Heerde, deren Glocken schon aus der Ferne vernommen wurden, ließen auf die Nähe menschlicher Wohnungen schließen. Ein Hirtenknabe saß unter einem Baume, mit Schnitzen hölzerner Löffel beschäftigt.

„Ist dies der rechte Weg?" — fragte ihn Anton.

„„Sofern Ihr nach der Mühle wollt, — ja;"" ward ihm zur Antwort.

Der Reiter verlor sich bald in den Gesträuchen am Ufer des Flusses. Diese wurden so dicht, daß er absteig und das Pferd hinter sich führte. Bald hörte er das Rauschen eines großen Wehrs in geringer Ferne. Er folgte der Richtung dieses einladenden Schalles. Schon ist ein freierer Platz durch das Dickicht wahrzunehmen, aber ein Graben voll klaren fließenden Wassers verwehrt an dieser Stelle den Eintritt. Anton verfolgt diesen Graben, bis seinem überraschten Blicke eine liebliche Scene sich darstellt. — Ein einsamer Bleichplatz am Flusse. Mehrere Stücke Leinwand sind ausgespannt. Ein Mädchen ist eben beschäftigt, sie aus einem Kubel in geschickten Schwunge mit Wasser zu besprengen, und Anton glaubt nichts Schöneres gesehen zu haben. Welche Schilderung würde uns der unnachahmliche Cervantes von dieser ländlichen Jungfrau entworfen haben! Den Glanz ihrer Augen hätte er uns gezeigt, die Herrlichkeit ihres blendenden Nackens, die zierliche Form ihrer Arme und Hände, ihrer Füße sogar, deren eben hüllenlose bewundernswürdige Weiße und Zartheit eine verklebte überraschte Prinzessin zu verrathen scheinen. Anton, welcher des Vortheiles genoß, unbemerkt zu sein, beobachtete die Schöne mit niemals empfundenem Entzücken. Sie gehörte zu jenen edeln, schlanken, aber kräftigen Frauengestalten, welche jenen Gegenden eigen ist. Der malerische Anzug zwar ländlich, aber in Stoff, Zuschnitt und Anordnung eine höhere Wohlthabenheit und eine sehr viel bessere als die däurische Lebensweise verrathend. Die Beschäftigung, die Zurüstung zu derselben, welche bei Annäherung so vielen Wassers nicht füglich zu umgehen ist, würden zwar und heute Zweifel erregen, nicht aber damals unserem Reisenden. Er weiß, daß die Wirthlichkeit, selbst bei der höheren Klasse der Landleute, eine Sorge für die selbstverfertigte Leinwand auf der Bleiche zu einer Ehrensache erhebt, die auffallenden Abweichungen von den gewöhnlichen stattlichen Lebensformen der Frauen und Mädchen ausnahmsweise herbeiführt. Seinen Rappen möchte er darum geben, sich ihr nähern, mit ihr vertraulich kosen zu dürfen. Er ist nicht empfindsam, aber jung, lebenskräftig und empfänglich. — Und wenn Barbara ihn an Diese und an ihre Eltern gewiesen? Endlich bemerkt er, daß keine hundert Schritte auswärts eine Brücke über den Graben geschlagen ist, und daß er dort schicklicher zu der Schönen gelangen kann, und ohne sie zu erschrecken. Er schleicht sich dorthin, das Pferd hinter sich führend. Mit glühenden Wangen überschreitet er die Brücke, mit Herzklopfen betritt er den Bleichplatz, und nun — bemerkt ihn das Mädchen. — Ihre erste Regung ist Unwille.

„Was hadt Ihr hier mit Eurem Pferde auf der Bleiche zu suchen? Ihr werdet die Leinwand besudeln."

Und damit löste sie hocherröthend das Band, welches ihre Kleidung geschürzt hat, und der Rock fällt bis zu den Knöcheln der glänzenden Füße.

„„Vergebt,"" — antwortete Anton, — „„ich will Eurer Leinwand nicht zu nahe kommen. Ich bin hier ganz fremd und,"" — der unwahre Vorwand entschlüpfte ihm, er wußte nicht wie, — „„bin verirrt.""

„Das ist ein Anderes, — wer seid Ihr?" —

„„Anton Hart heiße ich.""

„Wie?" rief sie, „Anton Hart" — und die Röthe ihrer Wangen schien sich über Stirn und Hals verbreiten zu wollen.

„„Kennt Ihr meinen Namen, schönes Mädchen?""

„Ich habe von Euch reden gehört. Wie kommt Ihr aber hieher?"

„„Ich wiederhole es Euch, ich bin verirrt. Und da solches in dieser mir fremden, abgelegenen Gegend vorher zu befürchten war, hat mich eine mir bekannte Zigeunerin für den Fall nach einer Mühle, die in dieser Richtung liege, gewiesen. Sie versicherte mir, ich werde dort Obdach bei gastfreien Leuten finden, wenn ich sage, daß mich Barbara sende.""

Digitized by Google

„Ist's möglich! Barbara sendet Euch selbst? Seid gegrüßt. Die Mühle, von der allein die Rede sein kann, ist meine Heimath. Ich führe Euch zu den Meinen. Eure Erwartung soll nicht getäuscht werden.“

„„Ihr kennt Barbara?““

„Wir kennen sie lange. Vor Kurzem übernachtete sie bei uns. Sie schilderte uns ihre Gefahr und ihre Rettung durch Euch.“

Das Auge des liebsichen Geschöpfes füllte sich mit Thränen, und sie richtete einen seelenvollen Blick auf den jungen Freundling.

„„Und darf ich fragen, Junafrau, wie Ihr heißt, und wem Ihr angehört?““

„Mein Vater ist todt. Aber die Mutter lebt. Wir besitzen die beiden Mühlenwerke am Strome, die Mahlmühle und die Brettmühle. Der Oheim besorgt das Gewerbe, welches die Mutter forttreibt. — Thereſe Werner heiße ich.“

„„Thereſe!““ — wiederholte Anton mit weicher Stimme. „Gefällt Euch der Name?“

„„Wie Ihr mir gefallt.““

„Im Ernſte? — Das freut mich. Der Mutter werdet Ihr willkommen ſein. Barbara hat wohlgethan, Euch gerade an uns zu weiſen, wiewohl ſie uns mit keiner Silbe darauf vorbereitet. — Kommt nur! — Aber wie bin ich denn?“ — ſagte ſie auf einmal erröthend. — „Wartet ein wenig, bis ich meine Schuhe wieder angelegt! Auf der Bleiche, — nun Ihr werdet es wiſſen, — geht es nicht anders.“

Sie ſchlüpfte leicht wie ein Reh in das Gebüſch und kam in wenigen Minuten beſchuht zu dem entzückten Jünglinge zurück. Eine Dienerin folgte ihr, welche wahrſcheinlich bis jetzt verſendet war, um die Wache auf der Bleiche ſtatt der heimkehrenden Geſpielerin zu übernehmen.

„Kommt jetzt!“ — ſagte ſie zu Anton, — „wir haben nur wenige Schritte, und die Sonne iſt im Untergehen.“ Sie faßte ſeine Hand, ihn zu geleiten. Er empfand den Schlag aller Pulſe beflügelt in ſeinen Adern.

13.

Die Familie, in welche das Zuſammentreffen der Umſtände unſeren Anton geführt, gehörte zu den Zierden des ländlichen Mittelſtandes, den zu jener Zeit auch in Preußen eine ſeltene Biederkeit, bei bedeutendem Segen an zeitlichen Gütern, eine fromme Genügſamkeit und die Fröhlichkeit auszeichnete, welche eine gemüthliche Beſchränkung und ein feſtes Vertrauen auf die göttliche Vorſehung hervorzubringen pflegen. Die Wittwe Werner, noch eine Frau in rüſtigen Jahren, verlor ihren Gatten, als Thereſe noch ein Kind war. Sie blieb im Beſitze eines reichen Gewerbes und nicht unerheblicher Erſparniſſe, aber ſie heirathete nicht wieder, nahm ihren Bruder zu ſich, der ebenfalls Wittwer, ein geſchickter Mühlenbauverſtändiger, aber auch ein ſtiller, freundlicher Mann war, und alſo beſonders geſchickt, mit ſeiner Schweſter zu wirthſchaften, welche Sanftmuth an Männern vorzüglich empfehlenswerth fand. Thereſe, das lieblichſte Kind, wurde daher meiſt durch den Oheim als durch die Mutter erzogen und in mancherlei Dingen unterrichtet, die ſonſt Mädchen in dieſen Verhältniſſen damals fremd zu ſein pflegten.

Die ſtattliche Mühle, welche kaum einem Edelhofe wich, beherbergte viele Tugenden unter ihrem keineswegs niedrigen Dache, keine aber wurde darin mit mehr Befliſſenheit geübt, als die Gaſtfreundſchaft, und wir brauchen daher Antons Aufnahme kaum zu ſchildern, als er durch Thereſe der Mutter und dem Oheim zugeführt wurde, welche eben die letzten Mahlgäſte vor den Feſttagen abgefertigt hatten.

Kaum hatte indeß Thereſe den Namen Anton Hart genannt, als die lebhaften Augen der noch ſtattlichen Mutter zu leuchten anfingen, und ſie freudig ausrief: „Wie! — Anton Hart? — Der Retter der armen unſchuldigen Barbara! — Seid willkommen! Niemand konnte erſcheinen, den ich herzlicher begrüßt hätte. Wie viel Liebes und Schönes hat uns Barbara von Euch erzählt! Aber ſagt, wie kommt Ihr hieher! — womit können wir Euch dienen?“

„Ich bin verirrt, und wollte Euch inſtändigſt um ein Obdach für dieſe Nacht bitten.““

„Verirrt? — Ihr habt ſehr wohlgethan, Euch hieher zu verirren. Obdach? — der König würde nicht beſſer aufgenommen werden können. — Aber wo geht die Reiſe hin?“

„„Ich will morgen einen Vetter in F. bei Pr. Eylau beſuchen und bei dieſem die Feſttage zubringen.““

„In F.? — doch wohl nicht Herrn Pfarrer Kranz?“

„„Den nämlichen.““

„Herr Hart, Ihr müßt Euch wenig um Eure Verwandten bekümmern. — Der ehrwürdige Herr iſt ſeit einem Jahre Erzprieſter in C. geworden, und Ihr hättet gute zehn Meilen bis dahin.“

„„Das bedaure ich recht ſehr.““

„Wir aber bedauern es heute keineswegs. Ihr bleibt die Feſttage bei uns, denn Ihr werdet dieſe doch nicht auf der Landſtraße zubringen wollen? — Kein Einreden! Es bleibt dabei. Gottfried, nimm dem Herrn das Pferd ab! Bruder, Thereſe, führt den Gaſt in das Zimmer! Ich eile, das Oberſtübchen für ihn einrichten zu laſſen.“

Sie war im nämlichen Augenblicke im Hauſe verſchwunden, und man hörte nur ihre, Befehle ertheilende Stimme.

Kaum eine Stunde war vergangen, und Anton fühlte ſich behaglich in der zwar einfachen, aber höchſt ſaubere und gediegene Wohlhabenheit verkündenden Umgebung: heimiſch bei dieſen wackeren und freundlichen Menſchen. Sie wurden ihm theuer, und mit inniger Freude nahm er wahr, daß er auch ihnen nicht gleichgültig ſei. Jeder Augenblick feſſelte ihn aber mehr und mehr an die reizende Thereſe; und ſie — mochte ſich im Stillen nicht minder an ſeiner Nähe erfreuen. Wenn ſich ihre Augen zufällig begegneten, errötheten ſie beide, und doch, — dieſe Begegnung ſchien beiden ſo erwünſcht zu ſein, daß ſie in einer und der nämlichen Viertelſtunde mehrmals zu erröthen ſich Gelegenheit gaben. Die Mutter war in Fragen über Antons Verhältniſſe nicht zurückhaltend; der milde verſtändige Oheim wußte das unbeſchränkte Zutrauen für ſich in Anſpruch zu nehmen; und ſo wußte es nicht lange, bis die Familie alle Umſtände erfahren, welche Anton in dieſe Gegend geführt. Auch hier gereichte es dem ohnehin mit Beifall angeſehenen Manne nicht zum Nachtheile, nebenbei noch als ein wohlhabender zu erſcheinen. Die Zuvorkommenheit der Mutter wurde dadurch erhöht, die Neigung des Oheims bis zur Väterlichkeit geſteigert: und Thereſe! — für das ſchuldloſe zarte weibliche Herz liegen zeitliche Güter unter dem Maaße der Würdigung. Als er ihr ſpät gute Nacht bot und dabei ihre Hand faßte, wurde ſie tief bewegt, innig erſchüttert, und wußte nicht weshalb.

14.

Es gehört zu den größten Wonnen des Reiſenden in einer Herberge, welche gegen Bezahlung oder aus Gaſtfreundſchaft gewährt wird, ſich gleich behaglich, und in der Fremde heimiſch zu empfinden. Auch Anton machte dieſe Bemerkung, als er höchſt einladend und erfreulich von dem Oberſtübchen angeſprochen wurde, welches man ihm zum Nachtlager angewieſen. Wie ſehr aber wurde dieſer angenehme Eindruck geſteigert, als der ihn einführende Oheim erwähnte, dieſes ſei Thereſens Zimmerchen, welches ſie freiwillig ihm habe einräumen wollen, weil das andere Giebelzimmer, nach Weſtgegenden hin darin aufbewahrten Vorräthe, nicht ſogleich habe in die zierliche Ordnung gebracht werden können, welche ſie für unerläßlich gehalten.

Als Anton allein war, wurde es ihm wunderbar bang und ſüß um's Herz. Hier hatte ſie, als in ihrem beſonderen kleinen Eigenthum, gewaltet, an dieſer Stelle noch in voriger Nacht geſchlafen, von jungfräulichen harmloſen Träumen umgaukelt. Dieſer kleine Spiegel hatte noch an dieſem Morgen ihr liebes Bild, geröthet von der Glut des früh entwichenen Schlummers, zurückgegeben. Das beſchränkte Kammerchen ſchien ihm eine weite Welt, und er begab ſich auf Entdeckungsreiſen, um zurückgebliebene Denkmale ihres anmuthigen Schaltens und Waltens darin aufzufinden. Aber ſie war zu ſehr der Ordnung befliſſen, als daß ſie etwas hätte umherliegen, oder bei ihrem Umzuge zurücklaſſen ſollen. — — Sieh indeß, — etwas Goldenes ſchimmerte auf dem Simſe ihres Schrankes, zwiſchen hochgethen Taſchentüchlein, großen dunkelrothen Aepfeln und bunten Oſtereiern, die ju deſſen Zierde aufgeſtellt waren! Es war der vergoldete Schnitt ihres Kirchenliederbuches. Er öffnete das Buch. Auf dem weißen Blatte vor dem Titel ſtand geſchrieben:

Dieſes Buch iſt mir lieb,
Wer es ſtiehlt, der iſt ein Dieb.

Thereſe Wernerin.

Anton, ſelbſt ein eifriger Schönſchreiber, hielt viel auf zierliche Schrift. Dieſe war nicht ſonderlich, ängſtlich, eckig, und die dick geworbene Tinte war augenſcheinlich mit Eſſig verdünnt, weshalb die Buchſtaben mehr gelb als ſchwarz ausſahen. Aber ſie hatte es geſchrieben und Anton meinte, es ſei eine recht gute Hand. Im Buche lagen zwiſchen den Blättern getrocknete Vergißmeinnicht, Veilchen und andere Blümchen, welche ſie wohl beim Nachhauſegehen aus der Kirche gepflückt und aufbewahrt haben mochte. Anton wünſchte, ein ſolches Blümchen ſich anzueignen, aber ſein zartes Gewiſſen hatte noch nicht einmal den Verſöhnungspunkt mit einem galanten Diebſtahl gefunden. „Wenn ich es nehme, — ſo muß ich mich ehrlich dazu bekennen.“ Ein kleines Stückchen ſauberes Papier fand er in ſeiner Briefſtaſche. Ein Tintenfaß ſtand auf dem Fenſter, und eine Feder ſteckte darin. Der Inhalt des erſten war wieder eingetrocknet, und die letzte ſchien wie ein erhärteter Lava zu haften. Etwas

Digitized by Google

Wasser brachte die verkleinerte Schwärze wieder in Fluß, sein Federmesser gab dem zerfressenen Kiele wieder einige Tauglichkeit, die zu den wenigen von ihm geschriebenen Worten ausreichte:

„Das Blümchen hebe zum Andenken genommen, welches ich pflichtmäßig liebreich beschleiche.

Anton Hart aus S., den 5. Mai 1738."

Anton barg das Blümchen in seine Brieftasche, legte das Zettelchen dafür in das Buch, und dieses an seine Stelle. Es war schon spät, aber er war noch zu munter, um das Bett zu suchen. Er öffnete das kleine Fenster. Der Mond schien hell. Die Gegend lag in einem silbernen Scheine, und es war eine so heimliche, so liebliche Gegend. Der Fluß, der im weißen Schimmer dahin strömte. Das grüne Thal mit seinen Ellern, seinen Birken, die im Winde flüsterten. Der Obstgarten an der wohlgebauten katholischen Mühle, deren im Blütenschnee lag. Es war still. Die Mühle ging diese Nacht nicht. Ihre Bewohner schienen bereits zu schlafen. Nur das Wehr rauschte feierlich. Die Frösche quakten. Ein paar Sprosser schlugen im Garten, und die Hunde bellten den Mond an. Die Luft war frühlingswarm, und die Düfte des Flieders und Jasmins walkten aus den Lauben unten balsamisch zu ihm empor. „Hier mit ihr wohnen," — dachte er, — „ich möchte des Großvaters Nachlaß darum geben."

„Horch!" — da hörte er leichte Schritte, welche im Hause die Treppe hinan schlüpften. Er hörte Mädchenstimmen und erkannte die Theresens. Wahrscheinlich suchten sie ihre Betten in einer Bodenkammer, denn eine Thüre wurde geöffnet und zugeschlagen, und das Gespräch verlor sich. Ohne zu wissen wie, stand Anton draußen auf dem Saale. Licht schimmerte aus den Spalten eines nahgelegenen hölzernen Verschlages, und hinter der Bretterwand hörte er die Mädchen sprechen.

„Nun, Jungfrau Therese, wie gefällt Euch der Gast?" fragte die Dienerin.

Therese antwortete: „„Du willst mich wohl ausfragen, weil ich heute, um ihm Platz zu machen, in Deiner Kammer schlafen muß, Anna? — Recht wohl.""

„Hört! — das wäre ein Mann für Euch."

„„Warum nicht gar? Der will höher hinaus.""

„Eine Gräfin wird er doch nicht freien."

„„Er ist reich.""

„Seid Ihr es nicht?"

„„Mit mir hat es Zeit.""

„Habt Ihr nicht neulich von einem grünen Burbaum geträumt?"

„„Ja wohl.""

„Das bedeutet nahen Brautstand."

„„Possen.""

„Und was hat Euch gestern die Zigeunerin Barbara prophezeit?"

„„Thorheiten.""

„Einen schmucken Freier. Könnt Ihr ihn besser wünschen?"

„„Was weiß ich! Aber weißt Du, Anna, daß ihn Barbara eben an uns gewiesen?""

„Was Ihr sagt! — Dann ist's richtig."

„„Du saleste.""

„Wenn er aber nun Ernst machte, was würdet Ihr thun?"

„„Ich weiß nicht.""

„Ihr würdet gewiß Ja sagen."

„„Albernes Ding.""

„Würdet Ihr Nein sagen?"

„Laß mich in Frieden!""

„Kuß's Gewissen, — würdet Ihr Nein sagen? —"

„„Er hat mich niemals beleidigt, und Nein ist ein hartes Wort.""

„Seht Ihr also, Jungfer Therese? Ihr würdet Ja sagen, und es wäre das beste Wort von Euern Lippen."

Das Licht wurde plötzlich ausgeblasen, und Therese sagte kichernd: „„gute Nacht Anna!""

Antons Herz pochte heftig. „Sie würde nicht Nein sagen," — flüsterte er. — „Gott im Himmel, — Die oder Keine!" — Er ging in sein Zimmer, kleidete sich schnell aus, und sank wie ein Berauschter in die Kissen.

Wir überlassen ihn dem seligen Schlummer der Unschuld, in welcher der zärtliche Gedanke an Theresen verdämmerte, um mit seinen frühsten Erwachen am nächsten Morgen wieder lebendig zu werden, und eilen, den hier abbrechenden Faden unserer Darstellung in einer entfernten Gegend, an weit verschiedenen Begebenheiten und Erscheinungen wieder anzuknüpfen.

15.

Es war im Spätsommer des nämlichen Jahres 1736, als an einem regendunkeln Abende, der ganz besonders zur Geselligkeit geeignet erschien, mehrere Diener in etwas corporalmäßig zugeschnittenen, anständigen, aber nichts weniger als glänzenden Livreen eilig beschäftigt waren, einen Saal zu einer Versammlung einzurichten, die an diesem Abende darin stattfinden sollte. Der Saal war hoch und geräumig, mit einer al Fresco gemalten Decke, und sah vornehm aus, von eigentlicher Pracht war aber nichts zu entdecken. Der Boden war freilich auf das zierlichste getäfelt und glänzend mit Wachs frottirt, die Wände waren allerdings mit grünem Damaste bekleidet und mit goldenen Leisten verziert, aber kein Teppich war ausgebreitet, die Tapeten hatten den Lüftre verloren, und die Leisten waren ein wenig blind geworden. Um den schönen Plafond war es schade, denn man hatte ihn nicht mit der Sorgfalt der Kunstliebe geschont, und die treffliche Malerei war bis zur Unkenntlichkeit mancher Figuren verdunkelt. Abgesehen von diesen Bezeichnungen des Luxus, herrschte aber eine echt holländische Sauberkeit im ganzen Gemache. Auch schienen Einrichtungen und Meubles eine gewisse Vorliebe des Eigners für batavische Formen und Lebensweise zu verrathen. Das einzige Prachtstück war ein großer Kronleuchter von Bergkrystall, an welchem die Diener so eben zwanzig große Kerzen von milchweißem Wachse entzündeten. Sodann wurde eine lange Tafel, welche von einem Ende des Gemaches zum anderen reichte, aufgeschlagen und mit einem kostbaren holländischen Gedecke überspreitet. Kleine holländische Rohrschemmel wurden umher an einander gereiht; für die noch nicht eingetroffenen Gäste Thonpfeifen, Porzellanschalen mit feinem Tabak, Feidbus und Wachsstöcke zurecht gelegt, brennende Kerzen auf hohen schweren silbernen Armleuchtern werden auf den Tafeln vertheilt; und so war die Zurüstung zu der sonderbarsten Tabagie fertig, die jemals gesehen worden. Stimmen vor der Thüre verkündeten die Annäherung der Gäste. Sie traten ein, nur Herren vom Militair, keiner unter funfzig, lauter ehrbare altväterliche, mitunter ein wenig saure Gesichter, alle von Range, einige mit Ordenssternen, die Bänder auf den, unten am Magen nur mit zwei Knöpfchen geschlossenen langen Westen, von Schärpen umgürtet. Keiner erlaubte es sich, abzulegen und Platz zu nehmen, alle standen in einzelnen Gruppen umher, gleichsam gewohnheitlich, unter einander flüsternd. Da rauschte eine Seitenthüre. Das leise Gespräch der Anwesenden verstummte plötzlich, und alle, eine steife dienstmäßige Stellung annehmend, richteten ehrfurchtsvolle Blicke auf den Eintretenden. Dieser war ein Mann von mittler Größe, in einem Stabsoffizieralter, von ziemlicher Corpulenz. Das Gesicht mit herrlichen blauen Augen zeigte ungeachtet seiner, der schönen Form entquollenen Fülle, einen edeln majestätischen, aber strengen Ausdruck. Die Kleidung war eine einfache blaue Infanterieuniform ohne Stickerei. Der Stern des schwarzen Ablerordens glänzte auf der Brust. Schuhe von dienstmäßigem Schnitt, und lange Kamaschen von schneeweißer feiner Leinwand bekleideten die Füße. Gang und Anstand waren frei und gebietend.

„Guten Abend, Ihr Herren," — sprach der Eintretende mit fast unmerklicher Neigung des Hauptes. — „Ich hoffe, daß unserem Kreise Niemand mangelt." —

„Niemand, Ew. Majestät," antwortete ein silberhaariger General-Lieutenant.

„Nun, — so setzen wir uns!" sagte der König und nahm den obersten Platz am Tische.

Die übrigen Anwesenden folgten seinem Beispiele, und — das Tabakscollegium Königs Friedrich Wilhelm des Ersten war hiemit, und zwar in seinem Schlosse zu Potsdam versammelt.

16.

Die Thonpfeifen wirbelten ihre Rauchsäulen und Düfte empor, die Diener reichten gläserne Krüge mit Bier gefüllt umher, da nur dieses Getränk dem Genusse des Tabaks, selbst hier, angemessen erachtet wurde, aber das Gespräch wollte nicht recht in den Gang kommen, denn der König war sichtlich verstimmt. Endlich hub er an: „Was steht in den Zeitungen, Ihr Herren?"

Man fragte, ob Se. Majestät befehle, daß sie vorgelesen würden. —

„Nein," — sagte der Monarch. — „Die Händel der Welt werden mit täglich gleichgültiger. Wer die Zeitung gelesen, theilte uns das Neueste aus unserer Nähe mit."

„„Es giebt für uns nichts Wichtigeres," — erwiederte ein General, — „„als daß Ew. Majestät uns schon morgen verlassen, um Dero Reise nach Preußen anzutreten, und das —"""

„Und das?" fragte der König.

„„Kann uns keineswegs erfreulich sein.""

„Obligirt für die Attention."

„„Ew. Majestät mißverstehen mich, es war auf Courtoisie durchaus nicht abgesehen.""

„Nun? — worauf denn, wenn's beliebt?"

„„Auf ehrerbietigen Tadel, mit Devotion zu melden, denn Ew. Majestät genießen leider nicht der besten Gesundheit, die

Digitized by Google

Jahreszeit ist vorgerückt, das üble Wetter tritt in Preußen früher ein als hier. Ob die Reise überhaupt nöthig ist, liegt außer unserer Beurtheilung. Unseres geringen Ermessens möchte aber jenes Land nicht über Winter davonlaufen, so daß Ew. Majestät künftigen Frühling immer noch zeitig genug dorthin gelangt wären.""

„Künftigen Frühling?" — erwiederte der König fast sinnig. — „Wer weiß, wer dann noch lebt. — Keine Complimente, Ihr Herren! Wir kennen Eure Loyauté, sind indeß Zufällen ausgesetzt, welche uns kein hohes Alter versprechen. Indeß wie Gott will. Wir fürchten die letzte Stunde nicht, hoffen einen nachsichtigen Richter, und wissen unsere Staaten, unsere Armee und unseren wohlerworbenen Teesor in guten Händen. Wir müssen indessen unserem Nachfolger ein gutes Fundament hinterlassen. Neue Einrichtungen sind gemacht in der Verwaltung unserer Domänen. Hier tragen sie gute Früchte, man muß sehen, wie sie sich in Preußen eignen."

Ein General von strengem soldatischen Ansehen, welcher neben dem Könige saß, schlug eine tiefe Lache auf. Friedrich Wilhelm, nicht daran gewöhnt, seine Worte so aufgenommen zu sehen, schaute mit einer Miene nach dem Verwegenen, die böses Wetter versprach. Seine Stirne erheiterte sich aber wieder, denn er bemerkte, es sei Fürst Leopold von Dessau gewesen, sein berühmter General-Feldmarschall, sein aufrichtiger, wiewohl etwas rohe Freund und Liebling, sein naher Verwandter und ein Reichsfürst wie er.

„Nun," sagte er, — „Ew. Liebden scheinen absonderlich heiteren Humeurs. Darf man fragen, was es hiebei zu lachen giebt?"

„„Was es zu lachen giebt?"" — erwiederte der Fürst und strich sich den Knebelbart: — „„Daß Ew. Majestät mit den vielen Federfuchsern bei Ihren Kriegs- und Domänen-Kammern meinen vernünftig haushalten zu können, ohne nicht zuweilen Einen oder den Andern zum Exempel für die Uebrigen, fünfundzwanzig Mal Gassen zu laufen.""

„Ew. Liebden sind ein großer General, reden aber eben von Dingen, die Sie nicht verstehen."

„„Himmeltausendsapperment, Ew. Majestät, man muß mindestens ein König sein, um mit dieser in den Bart zu sagen. Ein guter Infanterist versteht Alles. — Wenn aller Leute Wirthschaft nur so bestellt wäre als die meine! Mein Land gedeiht, meine Beutel sind voll, und meine Beamten, — von welchen freilich keiner nicht wenigstens Unteroffizier gewesen, — betrügen mich nicht.""

„Schauffiren Ew. Liebden sich nicht ohne Noth. — Betrügen mich denn meine?"

„„Weiß nicht, Ew. Majestät.""

„Ew. Liebden dürfen sich nicht rar und kostbar machen, conveniert denselben nicht sonderlich, wedee als braver Soldat, noch als freundwilliger Vetter. Repetire die Frage: — Wo betrügen mich denn meine Beamten?"

„„Ew. Majestät reisen ja nach Preußen, von wo ich unlängst herkomme, und mich an dem Gedeihen meiner Güter in Litthauen erfreut habe. Ew. Majestät mögen selbst zusehen. Bin Allerhöchst Dero General-Feldmarschall, nicht aber Dero Angeber und Spion.""

Der König gerieth in die peinlichste Stimmung und drang mit Bitten und Mahnungen so lange in den eisernen Fürsten, bis dieser sich endlich bequemte und sagte: „„Nun, der Kriegs- und Domänenrath von Süß in Königsberg ist ein Schelm. Die Kinder sagen das auf der Straße, aber beweisen kann es ihm Niemand. Er beschäftigt im persönlichen Auftrage selbstständig alle Domänenämter in Litthauen, die mehrsten Beamten sind seine Creaturen und müssen mehr in seine Tasche wirthschaften als in die Ew. Majestät, wenn er ihnen nicht den Hals brechen soll. Ich weiß das von guter Hand, ich habe aber Parole gegeben, den Mann nicht zu nennen.""

Der Zorn stieg auf die Stirne des Monarchen, der in solchen Sachen gerade am wenigsten Spaß verstand.

„Ich bin Ew. Liebden sehr verbunden für die gute Botschaft," — sagte er mit erkünstelter Fassung. — „Dieselben beschuldigen da einen Cavalier, der nur wegen schwächlicher Leibesconstitution nicht im Militair dienen können, obwohl von guter Familie, ein mir wohlbekanntes, sehr routinirtes und qualificirtes Subjekt, der insonnten Felonie, die den Galgen verdiente. Vor Dero Parole allen schuldigen Respekt, wir geben aber auch unsere als Edelmann, Offizier und König, daß wir den von Süß hängen lassen, so das wahr ist, welches Ew. Liebden ihm nachsagen. Seine Verschuldung dürfte übrigens ohne criminelle Mitwissenschaft seines unmittelbaren Vorgesetzten nicht möglich sein."

Fürst Leopold fuhr vom Stuhle in die Höhe, stemmte die geballte Faust in die Seite und entgegnete mit barschem Commandoton:

„„Beschuldigen Ew. Majestät keinen treuen Diener und Ehrenmann. Der Kammerdirector von B. zu Königsberg ist der tüchtigste und rechtschaffenste Mann, der, so mir Gott helfe, einer Grenadiercompagnie würdig wäre. Das sage ich, — ich sage das Ew. Majestät, und bin curiös zu erfahren, wer nun noch Courage haben wird, ihn einen Schelm zu nennen.""

„Wir bitten Ew. Liebden um Pardon," — sagte der König zwar nachgebend, aber in gereiztem Tone. — „Werden indeß erzürnen, wenn unser Eins sich herausnimmt zu bemerken, wie dann des von Süß unentdeckte Frevel, von welchen aber die Buben auf der Straße sprechen, Räthsel sind, zu deren Lösung wenigstens unser armer Verstand nicht ausreicht."

„Glaub's gern.""" — sagte der Fürst mit gewöhnlichem Phlegma, und blies seine Backenwolke, die für ein paar Sekunden ihn, den König und die zunächst Sitzenden in undurchdringliches Nebel verhüllte, — „„geht mir nicht bester, bin aber auch ein ehrlicher Soldat und kein Federfuchser. Ich sage es ja vorhin, ohne fünfundzwanzig Mal Gassenlaufen kommt kein Licht in die Sache. Aber das hilft gewiß. Der oon Süß hat da neulich wieder einen Streich gespielt, den ich auf meinen Gütern in Litthauen erfuhr, ehe ich von dort abreiste, der —""

„Erzählen doch Ew. Liebden sothanen Streich!" — fiel der König ein, — „wollen sehen, ob er auf einem Umwege zu etwas führt."

„„Ew. Majestät haben das Domänenamt S. in Litthauen, es grenzt an meine dortigen Vorwerke, an den Amtmann Hart verpachtet. Dieser soll dreitausend Thaler Pacht zahlen, Ew. Majestät erhalten wirklich aber nur tausend.""

„Richtig, Ew. Liebden, allbiweilen zweitausend Thaler jährlich contractmäßig zu großen Meliorations verwendet werden sollen, durch welche das Amt dem Kronprinzen, meinem Sohne, wenn er regiert, dereinst sechstausend Thaler jährlich bringen wird."

„„Gratulire,"" — entgegnete der Fürst, — „„das Amt trägt aber wirklich nicht nur dreitausend, sondern schon fünftausend Thaler ein, und wenn nur zweitausend Thaler jährlich an die Meliorations verwendet werden sollen, so hätte das Amt bei der vorjährigen Verpachtung nicht für tausend Thaler baar, sondern um dreitausend Thaler jährlich dem Pachter zugeschlagen werden sollen, und der Pächter hätte doch noch seinen anständigen Vortheil gehabt. Aber nicht einmal die zweitausend Thaler werden zur Verbesserung verwendet, das heißt in der Wirklichkeit, denn auf dem Papiere weiß der Süß blauen Dunst genug vorzuschwindeln, und es giebt ehrliche Leute, die ihm glauben. Aber dafür stiehlt er Ew. Majestät jährlich von dem einen ein paar tausend Thaler für sich, und überläßt dem Amtmann Hart auch seinen Theil, damit er zu seinen Intriguen und Practiken sich hergiebt. Der Hart war vor zehn Jahren ein so armer Mann, daß der Süß für ihn Caution stellte, nun ist er reichet, als es möglich wäre, wenn es mit rechten Dingen zuginge. Aber der Satan läßt nicht mit sich spielen. Der Hart hatte einen tüchtigen Sohn, er hieß mit Vornamen Anton, einen hübschen Burschen von zwanzig Jahren, den ich selbst gesehen habe, und der die Seele der Wirthschaft war, ohne daß er in die Ränke des Vaters jemals eingeweiht worden. Der arme Junge macht eine Erbschaft, und gleich fällt es dem Süß ein, seine Maitresse an ihn zu verheirathen. Der Vater, den der saubere Kriegsrath in Händen hat, willigt ein, der Sohn sperrt sich dagegen. Da nimmt der Vater ihn bei Seite und läßt ihn zum ersten Male in die Karten sehen. Hart kann dem von Süß nichts beweisen, Süß kann ihn aber zum Bettler, zum Schelm machen und in die Karre bringen, wenn er sich nicht willenlos seinen Absichten fügt. Der junge Mensch steht wie vom Blitze getroffen, bittet um eine Nacht Bedenkzeit, und am andern Morgen ist er in die weite Welt entlaufen, Niemand weiß wohin.""

Der König hatte dem Berichte mit starrer Aufmerksamkeit zugehört, endlich sagte er: — „Der Junge wird vor den Soldaten desertirt sein, oder weil der von Süß — Gott sei bei uns — Maitresse ihm nicht angestanden. Woher sollte man auch, da man seiner nicht wieder dahabt geworden, die eigentlichen Beweggungsgründe seines Davonlaufens wissen?"

„„Der junge Mensch,"" — versetzte Fürst Leopold, — „„hat am Abende vor seiner Flucht demjenigen sein Herz aufgeschlossen, von welchem ich diese ganze Geschichte erfahren, und welchen nicht namhaft zu machen ich Parole gegeben.""

Der König stand auf mit den Worten: „Nach Belieben. Ew. Liebden gaben Ihre Parole, wir die unsrige, und morgen reisen wir nach Preußen. — Auf glückliches Wiedersehen, Ihr Herren. Es wird spät. Madame erwartet mich, und ich bin ihr und meinen Kindern diesen Abend schuldig."

Er grüßte freundlich und dem Anscheine nach völlig beruhigt, indem er sich durch die Seitenthür in die Zimmer der Königin begab.

Digitized by Google

17.

Der König reiste am folgenden Morgen wirklich nach Preußen ab. Ein Adjutant, ein Arzt, und nur die nothwendigste Dienerschaft bildeten seine unmittelbare Begleitung, indeß der Kronprinz folgte ihm dieses Mal mit zwei Cavalieren in einem besondern Wagen, und so war das Gefolge des einfachen Monarchen zahlreicher als sonst. Die Reise wurde mit gewöhnlicher Schnelligkeit durch Pommern zurückgelegt, und schon nach sechs Tagen erreichte Friedrich Wilhelm um fünf Uhr Nachmittags die entlegene Hauptstadt seines Königreichs. Der Kronprinz, obgleich eben in der höchsten Gunst seines Vaters mit ihm völlig ausgesöhnten Vaters, hatte mit seiner gewöhnlichen Feinheit einen Vorwand gefunden, sich in dem sieben Meilen von Königsberg entlegenen Flecken Brandenburg am frischen Haff ein paar Stunden länger zu verweilen, um bei dem allgemeinen Interesse, welches überall eingeflößt zu haben er sich bewußt war, dem Könige bei dem Einzuge in die Stadt nicht durch seine, dort noch niemals gesehene Erscheinung einen Theil der Aufmerksamkeit des Volkes zu entziehen. Erst in der Dämmerung beabsichtigte er, unerkannt auf der alten Königsburg Friedrichs des Ersten einzutreffen.

Die Straßen der Stadt, durch welche der Monarch vom Brandenburger Thore bis zum Schlosse fahren mußte, und welche sich bis zur Länge einer halben Meile hinziehen, waren mit Volksmassen erfüllt, die begierig waren ihren Gebieter zu sehen. Der König indessen, so wohl er es mit seinem Volke meinte, und so gern er sich geliebt sah, war kein Freund von solchen Auflaufen, wie er zu sagen pflegte, und seine Stirn verfinsterte sich schon, als er durch's Thor fuhr und die vielen Personen erblickte, welche am Wege standen. Als sein Wagen jedoch an der Reiche um die Ecke bog, und er den Haderberg und die lange, breite, schnurgerade Bahnstraße mit einer unübersehbaren Menge erfüllt sah, gerieth er in Zorn. Er rief aus dem Wagen: „Haben die Tagediebe nichts zu Hause zu thun?" Das Rasseln des pfeilschnell dahinfliegenden Wagens, das Jubelgeschrei des Volkes, dem die Fülle und das scheinbar blühende Aussehen des Königs große Freude erregten, übertönte selbst die Commandostimme des soldatischen Fürsten, so daß die Ausbrüche seines Unwillens von keinem Ohre vernommen wurden. Seine Empfindlichkeit wurde dadurch gesteigert, und schon wollte er halten lassen und den Befehl nachdrücklicher wiederholen, als sein neben ihm im Wagen sitzender General-Adjutant, ein Mann, auf welchen der König viel hielt, ihn ziemlich trocken ersuchte, das gut sein zu lassen. „Er werde ja doch nur von Wenigen gehört werden. Kinder freuten sich immer am Anblicke des lange nicht gesehenen Vaters, und Se. Majestät sei ja der Vater Aller."

Der Schluß wirkte. Der König schwieg, erheiterte sich nach und nach, und noch hatte er die grüne Brücke nicht erreicht, als er schon, auf's Huldreichste lächelnd, der entzückten jubelnden Volksmenge zunickte und, da das Gedränge immer dichter wurde, den Postillons zurufen ließ, langsamer zu fahren. So ging es durch die kneiphöfische Langgasse, wo der Monarch von den vielen zierlich gekleideten Frauen und Töchtern der reichen Kaufleute, welche auf den Balcons vor den Thüren sich befanden, sogar mit einer Art von Ritterlichkeit den Hut zog und allgemeine Begeisterung erregte, deren Ausdruck ihn immer aufgeräumter machte.

Sein Wagen rollte über die Krämerbrücke und fuhr eben in die altstädtische Langgasse, als sich ein Vorfall ereignete, welcher die böseſten Folgen hätte haben können. Es ist dort eine für die Passage im Volksgewühle gefährliche Stelle. Gleich nach der Brücke verengt sich die Straße in diesem sehr dicht bebauten Theile jener Hauptstadt zwischen hohen und stattlichen Häusern so sehr, daß es zweien Wagen fast unmöglich ist, neben einander zu fahren. Da nun diese Einsicht in die Straße jederzeit höchst belebt ist, das Geräusch der Wagen sich in dieser Beschränkung verstärkt und etwaige Verwirrung noch vermehrt, so ist dieser Ort bei jeder ungewöhnlichen Gelegenheit nie ohne Aufmerksamkeit und Besorgniß zu durchschreiten. Ein junges Mädchen schien mit einem Briefe in der Hand gerade hier den König erwartet zu haben, wo sie allerdings am leichtesten Gelegenheit fand, ihm die Bittschrift zu überreichen, oder in die Kutsche zu werfen. Wahrscheinlich um letzteres zu bewirken, hob sie sich, auf der untersten Stufe einer Treppe stehend, auf den Fußspitzen empor, als sie dem hohen Reisenden gegenüber war. In diesem Augenblicke wurde sie aber von der Seite und von hinten gedrängt und gestoßen, so daß sie zu Boden und zwischen die Räder des Wagens stürzte.

„Halt!" — donnerte der Monarch. — „Halt!" — riefen hundert Stimmen von allen Seiten ihm nach. Nebenanstehende fielen den Pferden in die Zügel, und der Wagen stand in dem Augenblicke, in welchem das Hinterrad eben die Unglückliche berühren sollte, die man nun unversehrt, aber halb sinnlos vor Schreck, unter dem Wagen hervorzog.

18.

Wer das heftige Temperament König Friedrich Wilhelms des Ersten erwägen will, bedarf keiner Schilderung der Aufregung, in welche ihn diese Begebenheit versetzte.

Die Postillons wollten weiter fahren, aber ein neues Halt von seinem Munde, noch donnernder als das erste, fesselte wie ein Zauberspruch jede Bewegung.

„Welche Unordnung!" — schalt er. — „Ist keine Aufsicht hier? — keine Polizei? — Wo ist die Polizei?"

Es befand sich zu ihrem Glücke entweder gar keine in der Nähe, oder sie war incognito, und fand es, wie die Sachen standen, nicht gerathen, sich zu bedouvriren. Die Wahrheit zu gestehen, war dieser Zweig der öffentlichen Verwaltung damals noch sehr weit von seinem heutigen zweckmäßigen Nachdrucke entfernt.

— Der König fuhr fort:

„Ich sehe, daß ich kommen muß, um ihnen die Köpfe zurecht zu setzen. Ich werde den ganzen Magistrat zum Teufel jagen."

Einer der zürnenden Blicke des Monarchen fiel nun auf den unglücklichen Anlaß seines Unwillens, und die erste Sylbe eines neuen Ausbruches starb auf seinen Lippen. Nach seinem eigenen spätern Geständnisse erinnerte er sich nicht, etwas Schöneres gesehen zu haben als dieses Mädchen, welchem der Schreck, die der Blässe folgende glühende Röthe, die Verwirrung in allen Zügen ein um so rührenderes Ansehen gaben.

Friedrich Wilhelm betrachtete sie, sich weit aus dem Fenster der Kutsche lehnend, länger als eine Minute schweigend, während welcher der Sturm in seinem Innern sich völlig beschwichtigte. Endlich fragte er mit Güte: „Du hast keinen Schaden genommen, mein Kind?"

Das arme Geschöpf war so verwirrt, daß es nicht antworten konnte.

„Nun," — fuhr der König fort, nachdem er vergebens den Bescheid erwartet, — „hat der Schreck Dich stumm gemacht? — Wer bist Du?" —

Das Mädchen fand noch immer keine Fassung, und ein junges Weib von brauner Gesichtsfarbe, welche die Begleiterin zu machen schien, erwiederte für sie:

„„Die Arme ist verwirrt und erschrocken, allerdurchlauchtigste Majestät. Sie heißt Therese Werner und ist die einzige Tochter der steinreichen Müllerin aus J.""

„Servitute," — entgegnete der König mit Laune. — „Was bewegt aber die steinreiche Müllerstochter, sich zwischen die Wagenräder eines armen Mannes in den Koth zu legen?"

„„Sie wollte eine demüthige Bittschrift überreichen.""

„Sehr herablassend von dieser steinreichen Person. Gebt Eure Bittschrift her, da Ihr doch einmal der Gefahr ausgesetzt habt, deshalb gerädert zu werden; wiewohl wir uns sonst mit dergleichen auf diese Art nicht befassen."

Ja, — die Bittschrift, — wo war die? — Sie war bei dem Falle der armen Therese aus der Hand gekommen und nun nirgend mehr zu sehen. Bermuthlich war sie von der Menge in den Koth getreten. Kurz, sie war nicht mehr vorhanden.

„„Ach, — die Bittschrift,"" — sagte nun Therese selbst, — „„ich habe sie nicht mehr.""

„Hat auch nichts zu bedeuten," — meinte der König lachend. — „Da ich höre, daß Du nicht stumm bist, artiges Kind, so kannst Du mir Dein Anliegen mündlich vortragen. Gegen steinreiche Leute muß man zuvorkommend sein. Die Sache wird so große Eile nicht haben. Morgen din ich nicht zu sprechen, übermorgen auch nicht, aber Sonnabend Vormittags Schlag neun Uhr melde Dich auf dem Schlosse bei meinen Leuten, sie werden Dich zu mir führen. — Vorwärts!"

Der Wagen fuhr fort, während der König noch einen Blick zurück auf Thereſen fallen ließ, und dann zu seinem General-Adjutanten sagte: „Nicht wahr, Oberst, — sie war schön?"

„„Sehr schön, Ew. Majestät.""

„Aber sie wäre bei einem Haare gerädert worden. Das ist ja hier eine Teufelswirthschaft. Ich muß ein Einsehen darin haben. Solch eine Lumpenpolizei;" — und hiemit ging die Stimmung des Königs, die, wie bei allen Jähzornigen, schnellem Wechsel unterworfen war, von Neuem in die äußerste Heftigkeit über, in welcher er Maßregeln der höchsten Strenge beschloß, die niemals zur Ausführung gelangen sollten.

Dieser neue Sturm währte indeß nur so lange, bis der König den Schloßberg hinauffuhr. Hier standen zwei Compagnien vom Regimente des Gouverneurs in Parade, und begrüßten den König mit klingendem Spiel und kriegerischen Ehren. Man konnte außer der bekannten Riesengarde zu Potsdam nichts Trefflicheres sehen als diese Truppe, und der Monarch musterte sie im Vorbeifahren mit dem Lächeln des Entzückens. Im innern Schloßhofe, unter einem Verschlage, der den Eingang verkleidet und oben einen zu den Staatsgemächern der königlichen Wohnung gehörenden Balkon trägt, hielt der Wagen. Der Gouverneur,

Digitized by Google

der Kammerdirector und der Oberbürgermeister empfingen den erhabenen Reisenden am Schlage. Der erste stand in besonderer Gunst. „Grüß Ihn Oberst, lieber General!“ — redete ihn der König an, — „ich freue mich, Ihn wieder zu sehen. Ich muß Ihm sagen, daß mir Sein Regiment sehr wohl gefällt. — Schöne Leute, — sehr schöne Leute!“

Aber im Vorzimmer waren die Mitglieder der Landescollegien, der Adel, die Geistlichkeit, die Notabeln der Stadt, die Deputirten der Kaufmannschaft versammelt. Der König begrüßte sie sehr gnädig, aber dieses hinderte nicht, daß Dieser oder Jener, wie der Monarch die Reihe hinunter ging, sein Theil bekommen hätte.

Dem Oberbürgermeister wurde die schlechte Polizei vorgerückt, aber er wurde nichts weniger als zum Teufel gejagt.

Die Aeußerung, welche dem Kammerdirector von B., einem geschickten und redlichen Beamten, zu Theil wurde, verstand indeß Niemand. „Es freut mich, lieber v. B., Seinen Eifer in meinem Dienste öffentlich loben zu können. Aber Er sieht blaß aus, — besindet Er sich nicht wohl?“

„„Ew. Majestät, leider nicht sonderlich.““

„Er arbeitet selbst zu viel. Ich will, daß Er sich persönlich menagiret und dafür Seinen Untergebenen desto schärfer auf die Finger sieht. Er ist ein treuer und redlicher Mann, der meine volle Gnade hat und behalten soll; Er muß aber ja nicht glauben, daß, weil Er honett ist, alle anderen Leute es auch sind. Er hat auch räudige Schafe unter seiner Heerde. Ich werde Ihm aber zu Hülfe kommen und einen Galgen vor die Kriegs- und Domänen-Kammer aufbauen lassen, an welchem der hangen soll, der an meinem Dienste treulos wird und Sein Vertrauen mißbraucht. Morgen mehr davon in allem Guten, lieber v. B.!“

Neben dem Kammerdirector stand der Kriegs- und Domänenrath von Süß, reich gekleidet, mit einem ironischen Lächeln auf den gespitzten Lippen, als wolle er den Galgen verspötteln.

Der König bemerkte es unglücklicherweise und warf ihm einen furchtbaren Blick zu, der Todtenblässe über das Gesicht des Vorwitzigen goß, das Lächeln in den Ausdruck panischen Schreckens verzog, und ging an ihm vorüber in die für ihn eingerichteten Zimmer, mit dem Befehle, den Kronprinzen zu ihm zu bescheiden, sobald er eintreffe.

Die ersten Tage nach der Ankunft des Königs gingen unter Musterungen der Garnison und langen Conferenzen mit dem Kammerdirector von B. in Gegenwart des Kronprinzen vorüber, der wenig öffentlich erschien, so gespannt man auf seine Erscheinung war. Akten von der Kriegs- und Domänen-Kammer wurden dem Könige vorgelegt, von ihm in die Gemächer des Kronprinzen getragen, der sich die Abende hindurch in Gemeinschaft mit dem Kammerdirector damit beschäftigte und deshalb einen Ball ausschlug, welchen der Adel für ihn veranstalten wollte. Ein reitender Bote mußte den Amtmann Hart aus S. unverzüglich nach Königsberg bescheiden, und der Kriegsrath von Süß erhielt vorläufig Stubenarrest. Man zerbrach sich die Köpfe über diese Maßregeln, man ergründete sie aber nicht.

Am dritten Morgen saß der König eben beim Frühstücke, als sein Kammerdiener das Mädchen meldete, welches Se. Majestät um diese Stunde herbestellt und vorzulassen befohlen.

Der Monarch, eben mit Lesen eines Memoires beschäftigt, winkte bejahend, ohne aufzusehen.

Aus den früheren Absuchungen dieses Berichtes kennen wir bereits den Charakter der ländlichen Therese, wir dürfen also nicht ausführlich sein bei der Schilderung der Befangenheit, der zitternden Schritte, mit denen sie das Zimmer des Landesherrn betrat und ihn in seinem offenstehenden Cabinette wahrnahm, der sie anfangs nicht zu bemerken schien. Sie stand wartend, und ihr nach oben gerichtetes Auge schien diesweilen Kraft von daher zu erflehen. Hätte sie nur die Zigeunerin Barbara, welche ihr bei diesem zweifelhaften Unternehmen nie von der Seite gekommen, wie sie denn auch den Gedanken dazu hergegeben, und ihr durch ihre Labe dabei wesentliche Dienste geleistet, bei sich haben können. Aber diese Secundantin war schlau genug, sich der unmittelbaren Theilnahme an diesen letzten Schritte zu entziehen, wohl wissend, daß bei Friedrich Wilhelm ihr Ursprung und ihre Lebensweise der Clientin keineswegs zur Empfehlung gereichen würden.

Der König legte das Papier aus der Hand, sah Thereſen an und redete sie an.

„Nur näher, mein Kind! Was stand in Deiner Bittschrift? — Der Bräutigam ist unter die Soldaten genommen, und ich soll ihn wohl losgeben?“

„„Ach ja, allergnädigster König.““

„Sagte ich es nicht voraus? — Das ist das alte Lied. Wenn es nach Euch ginge, hätte ich eine Armee von Zwergen, Bucklichten und Wasserköpfen, denn an denen freilich ist Euch nichts gelegen. Das geht so nicht. Wie groß ist der Mensch?“

„„Ungefähr.“

„„Wohl größer als —““ — sie zauderte.

„Als ich,“ — fiel der König lachend ein. — „Das würde nicht viel bedeuten. Unsereins hat andere Meriten. Wenn der Mensch über zwölf Zoll ist, wird nichts daraus, denn alsdann hat er Grenadiergröße. Bei Mousquetiermaß drückt ich ein Auge zu. Bei welchem Regimente ist er eingestellt?“

„„Ich weiß auch dieses nicht,““ antwortete Therese, und brach in Thränen aus.

„Nun, — wo ist er denn ausgehoben?“

„„Er ist gar nicht ausgehoben. Die Werber haben ihn mit Gewalt fortgeschleppt.““

„Was? — die Werber? — ist er ein Ausländer?“

„„Nein, Ew. Majestät, er ist ein Landeskind.““

„Einfältiges Zeug, da brauchen sich die Werber um ihn nicht zu bemühen. Wie heißt er? — Wo ist er her? —“

„„Er heißt Anton Hart, Sohn des Amtmanns aus S.““

„Was!“ — fuhr der König auf: — „Der seinem Vater und der Fahne, der er verpflichtet war als Unterthan, entlaufen! Der ist ein Deserteur, ein ausgetretener Cantonist, der muß hängen. — Wo ist er? — Keine Winkelzüge!“

Thereſe ward blaß wie der Tod, rang sprachlos die Hände und warf sich in Thränen schwimmend dem Könige zu Füßen.

Dieser Anblick besänftigte den Erzürnten. „Steh auf!“ — sagte er, — „ich kann das nicht leiden. Knie vor Gott, nicht vor mir! Ich werde Dich anhören. Ich strafe keinen Unschuldigen. Warum ist er davongelaufen?“

Thereſe hatte sich gesammelt, und in dem entscheidenden Augenblicke gab ihr die liebe Fassung und Kraft.

„„Ew. Majestät,““ — sagte sie mit zitternder, aber vernehmlicher Stimme, — „„Anton Hart ist ein guter Sohn und getreuer Unterthan. Er kam zufällig in unsere Gegend, als er eben die bedeutende Erbschaft im Ermlande in Besitz genommen, und wir gewannen uns lieb. Er begab sich dann in der Absicht zu seinem Vater, um seine Einwilligung zu unserer Heirath zu erlangen und zu mir zurückzukehren. Nach einigen Monaten traf er wieder zur Nachtzeit wie ein Flüchtling bei uns ein. Er kam nicht von Hause, sondern aus dem Ermlande. Er war blaß, unglücklich, verzweifelt. Sein Vater hatte ihn bei seiner Rückkehr nöthigen wollen, die Haushälterin des Kriegsraths von Süß zu heirathen. Als er widerstand, hat er ihm gezeigt, wie der v. Süß und der Vater Ew. Majestät schändlich betrogen, daß aber Süß, listiger als der Vater, sich versteckt, und wenn es ihm gefiele, den Vater verderben könne, ohne sich bloß zu geben, und daß die Gemeinschaft nicht sicher zwischen ihnen bestehen könne, wenn Anton sich zu dieser Heirath nicht entschließe. Anton wollte aber den Betrug nicht theilen und mit verschulden. Er bat den Vater auf den Knien, aus der Gemeinschaft mit dem Kriegsrath zu treten, ihn entweder anzugeben, oder falls er ihm nichts beweisen könne, seinen Theil an dem Betruge aufzuopfern, sich aus der Pacht zurückzuziehen und etwas Anderes mit redlicher Absicht zu beginnen, wozu, wenn auch der Vater all sein Erworbenes hingebe, Antons mütterliches Vermögen die Mittel biete. Der Vater wollte oder konnte dieses nicht, und Anton sah kein anderes Mittel redlich zu bleiben, als heimlich zu entfliehen. Seine Flucht glückte. Er begab sich nach dem Ermlande, wo er sicher war, und wo sich noch sein Vermögen befand.““

Thereſens Kräfte schienen erschöpft. Sie holte tief Athem.

„Ganz wohl,“ — sagte der König, — „daß der junge Mensch den Betrug nicht theilen wollte, ist honett, es wäre aber seine Pflicht gewesen, ihn anzugeben. Er ist deshalb aber nicht minder ein ausgetretener Cantonist. Er gehört dem Militair an.“

„„Nein, Ew. Majestät,““ — entgegnete Thereſe lebhaft, — „„als einziger Sohn seines Vaters hatte er schon seit Jahren die Befreiung vom Kriegsdienste erlangt.““

„Nun, — so gehören doch dereinst seine Söhne der Fahne. Indeß, ich will das diesmal nicht genau nehmen. Hängen soll er nicht, wenn wir ihn erst haben; auf Parole, mein Kind! Aber wie ist er unter die Werber geraathen?“

„„Er hielt sich zu Heilsberg auf, und hatte sichere Aussicht, drüben sich anzukaufen. Wir wohnten nur wenige Meilen von der Grenze. Er schlich sich mehrmals in der Nacht zu uns herüber, und hielt sich bei uns, aus Liebe zu mir, einige Tage verborgen. Meine Mutter hatte nichts dagegen, denn wir sollten und heirathen, und zwar noch vor Weihnachten. Die Hochzeit sollte drüben sein wo wir uns hinbegeben wollten. Mehrmals waren ihm seine heimlichen Besuche geglückt. Aber boshafte Angeber hatten verbreitet, daß wir heimlich einen gefährlichen Verbrecher beherbergten, der verfolgt würde. Er ritt eines Abends von uns, und — war nicht in Heilsberg angekommen. — Noch der namenlosen Angst mehrerer Tage erfuhren wir durch eine Zigeunerin, die sich öfterlich durch einen Handel nährt, er sei dicht an der ermländischen Grenze von einem Commando angehalten, nach Bar-

Digitized by Google

tenstein gebracht, erst verhört, zwar nicht als der gesuchte Verbrecher anerkannt, aber von den Werbern in Beschlag genommen, mit Gewalt zum Soldaten geworben und hierher transportirt worden.""

Der König hatte mit Aufmerksamkeit zugehört, dann nahm er das Wort. „Kein Wunder, wenn er sich nicht legitimiren konnte und wollte. — Haft Du nicht ermitteln können, ob er sich noch hier befindet?"

„„Nein, Ew. Majestät, wir haben vergebens nach ihm gesforscht. Aber Ew. Majestät werden sich unseres Unglücks erbarmen, Sie werden ihn ermitteln lassen, Sie werden ihn freigeben. Wir wollen danken, wir wollen für Sie beten.""

„Schon gut, wir wollen sehen, was zu thun ist. In welchen Verhältnissen leben Deine Eltern, oder Deine Mutter? — Bei wem befindest Du Dich hier? —"

Therese gab über die Verhältnisse ihrer Familie Auskunft, versicherte auf den Rath guter Freunde hierher zu einer nahen Verwandten von ihrer Mutter gesendet zu sein, um den König für ihren Geliebten anzugehen, und bezeichnete noch ihre hiesige Wohnung.

Der König vermerkte die letzte in sein Taschenbuch und entließ das Mädchen mit den Worten: „Geh mit Gott! wir wollen sehen, was zu thun ist. Vermeide hier noch einige Tage. Du sollst von mir hören."

Hierauf wendete er ihr den Rücken, seine Papiere wieder zur Hand nehmend.

Der Monarch hatte schon mehrere Minuten sich beschäftigt, und Therese längst entfernt geglaubt, als er zufällig aufsah und ihr Bild noch im Spiegel wahrnahm. Er wendete sich um und fragte: „Bist Du noch hier? — Was giebt es sonst?"

Therese stammelte: „„Ich habe Ew. Majestät bitten wollen, ein kleines Geschenk annehmen zu""

Der König lachte: „Du willst mich bestechen. Haben meine Beamten Euch daran gewöhnt?"

„„O nicht doch. Es ist nur eine Kleinigkeit aus gutem Herzen. Eigener Hände Arbeit.""

„Das ist etwas Anderes. Laß wenigstens sehen."

Therese hielt jetzt ein in weißes Papier geschlagenes Packet, das bisher hinter ihr auf dem Boden gelegen, und überreichte es dem Monarchen. „„Ein Stück Leinwand. Ich habe das Garn gesponnen, die Leinwand gewebt, und ich besprenge sie eben auf der Bleiche, als Anton mir zum ersten Male begegnete. Verschmähen Ew. Majestät nicht diese Gabe, weil sie so gering ist.""

Friedrich Wilhelm griff lächelnd nach dem Packet. Das Wort Leinwand elektrisirte ihn. Abgesehen davon, daß feuchte Wäsche der einzige persönliche Luxus war, den er trieb, lagte er als Staatswirth einen ungemeinen Werth auf Fabrikation in seinem Lande, und jede Regung in diesem Zweige der Nationalökonomie sprach ihn lebhaft an.

„Leinwand?" — rief er, — „ich bin begierig. Ich glaubte, man webe hier nur ganz grobe und die gute komme nur in Westphalen zu Stande." Das Papier ward mit heftigkeit entfernt, und das blendend weiße, wirklich ausgezeichnet feine und starke Gewebe nahe vor's Auge gebracht.

„Wahrhaftig, das hätte ich nicht erwartet," fuhr der König fort. „Die Königin wird sich verwundern, wenn ich ihr dieses vorzeige."

Hierauf folgte ein Sturm von Fragen über die Fabrikation der Leinwand selbst, vom Rösten des Flachses an bis zur Bleiche; über die Zeit, welche dazu erforderlich; über die Kosten, die dafür anzunehmen; über den Preis, für welchen die fertige Waare auf den Markt gebracht werden könne.

Therese fühlte sich auf sicherem Boden, und gab mit einer Art von Selbstgefühl und mit treffender Bestimmtheit alle erforderliche Auskunft. Der König hörte sie hutherich an, dann sagte er: „Du bist ein achtbares Mädchen. Ich nehme Dein Geschenk an, und werde es erwidern. Geh getrost! Ich versprache immer weniger als ich halte."

Kaum hatte Therese den Monarchen verlassen, als der Gouverneur gemeldet wurde, welcher eintrat, um dem Könige den Rapport des Tages zu bringen und die Parole zu erbitten. Der General fand seinen Gebieter in heiterer Stimmung. „Hör Er einmal," — hieß es, — „ist bei einem der hiesigen Regimenter nicht vor Kurzem ein Rekrut eingestellt, Namens Anton Hart, Sohn des Beamten in St.?"

„„Das dürfte nicht möglich sein, Ew. Majestät. Ich entsinne mich genau, daß dieser junge Mann, dessen Vater ich persönlich kenne, wenn ich ihn selbst auch niemals gesehen, schon vor zwei Jahren die Entbindung von der Cantonpflicht erhalten hat.""

„Thut nichts. Er ist unter die Werber gerathen."

„„Und das hätte er sich gefallen lassen, während die bloße Nennung seines Namens ihn vor der Einstellung gesichert hätte?""

„Er hatte anderweit Gründe, die für ihn noch wichtiger waren, seinen Namen zu verschweigen. Kurz, ich sage Ihm, der junge Mensch ist hier. Laß Er ihn ermitteln, ich will ihn sprechen. Ohnedies, — seine Braut hat mich bestochen. — Ja, ja, — sehe Er mich nicht so gruß an! — Die Leinwand da hat sie mir geschenkt. Ich muß mich dafür thätig bewiesen."

Der König sagte dieses mit dem anmuthigen Lächeln, welches der Ausdruck eines tiefen innern Friedens bei ihm zu sein pflegte. Der General durfte sich daher über die angebliche Bestechung seines Herrn einige überdietige Scherze erlauben und zuletzt auch für sich um die Gnade bitten, Se. Majestät beschenken zu dürfen.

Der König nahm diese Bitte sehr wohl auf; der Gouverneur öffnete die Thüre und ließ einen Soldaten eintreten, der mit einem Unterofficier im Vorsaale gewartet hatte.

Der Soldat stellte sich mit dienstmäßiger Haltung kerzengerade an die Thüre. Es war ein großer junger Mensch von sehr vortheilhafter Gestalt.

„„Geruhen Ew. Majestät,"" — sagte der General, — „„diesen Rekruten von Ihrem allerunterthänigsten Diener für Ihre Garde anzunehmen!""

Der Monarch maß das Geschenk mit den Augen, lächelte und fragte den Soldaten: — „Wie heißt Du!"

„„Simon Weich.""

„Ein übler Name für einen Kriegsmann. — Woher bist Du?"

„„Aus dem Erzlande.""

„Also kein Landeskind, sondern ein Geworbener. Du wärst mir willkommen, wenn Du Hart hießest."

Der Soldat wurde blaß und roth, der König bemerkte es nicht, und wendete sich mit folgenden Worten zu dem Geber: „Sehr obligirt, mein lieber General. Ein hübscher Bursche. Für meine Garde ist er indeß nicht brauchbar."

„„Weshalb nicht, Ew. Majestät?""

„Weil er ein Zwerg ist."

„Ein Zwerg, bei sechs Fuß Höhe?""

Der König lachte herzlich. „Sechs Fuß, — das ist was Rechtes. Meine Tambours sind größer. Mein Flügelmann mißt fünf Fuß einundzwanzig Zoll. Der kleinste unter meinen Leuten bleibt nicht unter fünfzehn Zoll. Aber weiß Er was, ich nehme Sein Geschenk an, um es weiter zu geben. Der Kronprinz, mein Sohn, liebt bei seinem Regimente weniger große, als schöne Leute. Senden wir ihm diesen Weich mit einer Empfehlung von Ihm! Damit verbindet er sich bei dem Prinzen, und wer weiß, wie bald Ihm das von Nutzen sein kann."

„„Ich eile selbst, St. königlichen Hoheit meine —""

„Nicht doch. Er ist älterer General als mein Sohn. Die Absendung Seines Adjutanten genügt. Ohnedies fahre ich nach dem Fort Friedrichsburg, die neuen Gebäude zu sehen, und Er soll mich begleiten."

Der General winkte dem Soldaten abzutreten, und gewann vor dem Einsteigen in den Wagen noch so viel Zeit, seinen Adjutanten zur Mission an den Kronprinzen zu instruiren.

19.

Die Zimmer des Kronprinzen im Schlosse waren von denen des Königs durch mehreren Raum geschieden, und der Adjutant des Gouverneurs, begleitet von dem Soldaten, gelangte auf einer besondern Treppe in das Vorzimmer des Prinzen. Er wurde gemeldet, und da der Thronfolger sich noch gar nicht öffentlich in Königsberg gezeigt hatte, so war der Officier auf die Erscheinung eines Fürsten höchlich gespannt, dessen seltene Eigenschaften bereits in ganz Europa besprochen wurden. Die Thüren der innern Gemächer öffneten sich, und es trat ein Mann von auffallender Gestalt in einer reich gestickten Militair-Uniform hervor, dessen freier, gebietender, ritterlicher Anstand sehr abwich von der corporalmäßigen Haltung, welche damals selbst Militairs höheren Grades eigen war. Seine mittlere Größe wurde durch einen athletischen Körperbau gehoben. Sein Gesicht von dunkler Farbe, mit schwarzen brennenden Augen, zeigte edle und regelmäßige, aber ernste und stolze Züge. Er war noch ziemlich jung, trug aber ein Ordenskreuz auf der Brust, eine damals ungewöhnliche Auszeichnung, und seine bestickelten und decorirten Füße verkündeten den Staabsofficier. Es war der Major Baron de la Motte Fouqué, der erste Liebling, oder eigentlicher gesagt, der vertrauteste Freund des Prinzen.

„Was wünschen Sie?" — fragte er. „Se. königliche Hoheit sind nach dem Collegio Albertino gefahren, um die Universität zu sehen."

Der Adjutant bestellte den Auftrag.

Der Baron warf einen flüchtigen Blick auf den Soldaten. — „Sehr wohl," — sagte er dann, — „Se. königliche Hoheit wird

Digitized by Google

diese Aufmerksamkeit zu schätzen wissen. Lassen Sie den Menschen hier und bemühen sich nicht weiter! Ich sorge für die Bestellung.“

Der Adjutant ging, und Fouqué wendete sich zu einem Feldjäger, der wartend dastand, mit Briefen in der Hand.

„Von Rheinsberg?“ — fragte er.

„„Zu Befehl. Ich bringe diese Briefe.““

„Wohl.“ — Der Baron nahm die Briefe und musterte sie. — „Von der Kronprinzessin dieser; dieser, — ah! was sehe ich? — von Nancy. — Gehen Sie, melden Sie sich heute Abend wegen Ihrer Abfertigung.“

Fouqué hatte auch einen Brief für sich gefunden, den er erbrach und im Fenster lehnend las.

Tritte auf der Treppe wurden vernehmlich. Ein lebhaftes französisches Gespräch. Die Thüre des Vorsaales flog auf. Der Kronprinz trat ein, von einem Cavalier in Hoftracht, dem Baron von Bielefeld, begleitet.

Friedrich war damals der schönste Prinz in Europa. Die Regelmäßigkeit seiner feinen Züge erinnerte an den Apoll. Die Augen allein schienen der Juno zu gehören, denn es lag, selbst wenn sie freundlich schauten, in ihnen eine unterjochende Gewalt. Seine Gestalt war fein, sein Anstand fürstlich und gebietend, doch aber von einer ungemein leichten und zierlichen Grazie. Er war sehr einfach gekleidet, und nur Stern und Generalsfeder unterschieden seinen Anzug von der eines gewöhnlichen Officiers.

„Ritter ohne Furcht und Tadel,“ — rief er Fouqué entgegen, — „liefern Sie den Degen Bayards an uns aus! — wir haben Sie an Muth übertroffen.“

„„Wie das, — mein gnädigster Prinz?““

„Wir haben die Schrecknisse einer deutschen Rede bestanden, die zwei Stunden dauerte und nur aus zwei Perioden bestand. Die erste ahmte das Labyrinth zu Theben, die zweite das zu Creta nach. Es waren alle Götter des Olympz in beiden, aber der Faden der Triadne in keiner. Bossuet wäre dem Minotaurus in der zweiten nicht zum Raube geworden, denn schon in den Vorhallen der ersteren wäre er ohnmächtig fortgetragen. Wenn das Sprichwort wahr ist: Zeit verloren, Alles verloren; so können wir mit Frang dem Ersten austrufen: Wir haben Alles eingebüßt, nur die Ehre nicht.“

„„Gnädigster Herr,““ — antwortete Fouqué, — „„ich bringe Ihnen den Lohn dieser Anstrengungen, — den Lohn der Grazien und des Mars. — Hier ein Brief von Voltaire, — dort einen Rekruten für Ihr Regiment, mit welchem der Gouverneur Ihnen ein Geschenk macht.““

„Ah!“ — rief der Prinz, — ergriff den Brief und eilte in sein Zimmer. Fouqué und Bielefeld folgten, während der erstere dem Soldaten lächelnd zurief: „Unter Freund, warte noch; und an Dich wird die Reihe kommen.“

Es mochte eine halbe Stunde vergangen sein, als der Kronprinz mit Hut und Degen, von Fouqué begleitet, wahrscheinlich um wieder auszugehen, zurück in das Vorzimmer trat. Er schritt mit seinem leichten und stolzen Gange gerade auf den Soldaten zu, überflog seine Gestalt mit einem Blicke und fragte kurz und befehlend:

„Wie heißt Du?“

Der Soldat, vielleicht daß ihn die Flammenpfeile aus den Augen des Prinzen in Verlegenheit setzten, stammelte leise und verwirrt:

„„Simon Weich.““

„Wie?“ — herrschte der Prinz.

Der Soldat wiederholte den Namen mit noch auffallenderer Erschütterung.

„Das ist nicht wahr,“ — rief Friedrich und durchbohrte den jungen Menschen mit seinen Blicken, während eine Wolke königlichen Ernstes auf der hohen Stirne zu drohen anfing. „Du hast mich belogen. — Deinen wahren Namen!“

„„Anton Hart,““ — rief der Soldat mit dem Ausdruck innerer Qual.

Im nämlichen Augenblicke ging der drohende Ausdruck in den Zügen des Prinzen zur gütigen Milde über.

„Anton Hart also?“ — erwiederte er, — „sei ruhig, mein Freund. Die Lüge wäre Dein Verderben gewesen. Die Wahrheit erwirbt Dir meine Theilnahme. Folge mir.“

Friedrich ging in sein Wohnzimmer zurück, Fouqué gespannt und überrascht neben ihm. Anton folgte.

20.

Dort angekommen, trat der Prinz an den mit Papieren und Akten bedeckten Arbeitstisch, blätterte in den Papieren, als berathe er sich mit sich selbst, dann wendete er sich zu Fouqué und dem Baron von Bielefeld, die ihn mit Verwunderung betrachteten.

„Sie sehen mich, Messieurs, in einer sonderbaren Lage. Ich bin ein Mann, der durch eine heureuse découverte sein Glück machen kann. Der König ersährt ein Gerücht, daß man auf einer seiner Domänen, wo nicht auf mehreren, gegen seinen Vortheil tramire. Es wird ein Kriegs- und Domänenrath und ein Beamter beschuldigt. Der Kammerdirector von B. wird befragt, und will aus den Akten beweisen, daß durchaus kein Grund zum Verdachte sei. Der König behauptet indeß, ich sei nicht umsonst Kriegs- und Domänenrath in Küstrin gewesen, und setzt ein point d'honneur darein, daß ich, — ja sehen Sie mich an, Messieurs! — daß ich ermittele, wo der Dachs im tothe liegt: ich wiederhole Ihnen die Worte unseres Herrn. Nun gelehrt sich zugleich, daß die Akten mich zu interessiren anfangt. Ich lasse mir Akten und Rechnungen vorlegen. Der brave, liebenswürdige von B. ist mir behülflich, sie durchzugehen. Wir finden allerdings Bedenken, aber kein Fundament zu einer Beschuldigung. Es wird uns klar, daß wir zur Aufklärung eines verbrecherischen Thatbestandes, wenn wir so schnell Licht schaffen sollen, als es der König fordert, eines wohlunterrichteten Denuncianten bedürfen. Wir haben ihn. Dieser junge Mensch ist der Sohn des Beamten und hat die Flucht ergriffen, um das Verbrechen seines Vaters nicht zu theilen.“

Fouqué schwieg ohne Zeichen der Billigung oder des Tadels. Bielefeld zeigte sich beunruhigt. „Wie!“ sagte er französisch, — „der Sohn soll den Angeber des Vaters machen!“

Der Prinz lächelte: „Gedenken, mein lieber Baron!“ Er wendete sich hierauf zu Anton und fragte, indem er ihm ein geöffnetes Aktenstück hinreichte: — „Mein Freund, ist diese Unterschrift von der Hand Deines Vaters?“

„„Ja, durchlauchtigster Kronprinz,““ antwortete dieser.

„Nun gut. Dieses Papier ist ein Pachtcontract. Er zahlt nach demselben an baarem Gelde jährlich tausend Thaler, und zweitausend soll er zu gewissen Besserungen verwenden. Sind indeß die Seen und Sümpfe in der Wirklichkeit vorhanden, die ich auf keiner Charte finde, welche indeß in diesem Contracte eine so große Rolle spielen, und deren Austrocknung und Urbarmachung dem Könige jährlich mit so großen Summen angerechnet werden! — Zahlt Dein Vater zum ersten Pacht nie mehr als tausend Thaler jährlich? — Wer erhält dies Mehrere! und wie hoch berechnet er seinen eigenen Antheil daran?“

Der Kronprinz stellte diese Fragen zwar mit sanfter Stimme, doch mit Ausübung der ganzen niederwerfenden Gewalt seines Blickes, vor welcher keine Unwahrheit jemals sich aufrecht erhalten hat. Auch Anton empfand seine völlige Wehrlosigkeit bei dem Angriffe mit solchen Waffen, und brach mit folgenden Worten aus:

„„Erbarmen, königliche Hoheit! Machen Sie mit mir, was Ihnen beliebt! lassen Sie mich niederschießen vor den Fenstern dieses Schlosses, aber fragen Sie mich nicht weiter!““

„Armer junger Mensch,“ — entgegnete der Kronprinz mit bezaubernder Milde; —„diese Weigerung ist durch Dein Gesicht gerechtfertigt, sie hat Dich aber verrathen. Du wolltest eine zweite Lüge nicht sagen, und willst eine Wahrheit nicht verkünden, welche Deinen Vater verurtheilt. Erwäge indeß, daß dieses Betragen nichts mehr helfen kann! Du bist durch Deine Flucht und durch Dein eigenes Wort schon zu weit gegangen, um zurücktreten zu können.“

Anton stand wie vernichtet. „„Hab' ich darum,““ — rief er zuletzt in Thränen, — „„alle Bande zerrissen, die mich an Heimath und den Urheber meiner Tage fesselten? — Habe ich darum meinen Namen da verschwiegen, wo dessen bloße Nennung mich vor einem Geschicke geschützt hätte, das in diesem Kleide mein Lebensglück für immer zerstören sollte? Habe ich es darum nicht vorgezogen, der Trommel bis in mein spätes Alter ohne Trost und Liebe zu folgen, nur um nicht der Angeber meines Vaters zu werden! — Noch einmal, durchlauchtigster Kronprinz, haben Sie Erbarmen mit einem Elenden! Senden Sie mich zu einem entfernten Regimente, lassen Sie mich dienen, bis die letzte Kraft meiner Glieder und meiner Seele dahin ist, aber fragen Sie mich deshalb nie mehr! Vergessen Sie, daß Sie mich gesehen, daß Sie den Namen Anton Hart jemals gehört!““

Der arme junge Mann war dem Prinzen zu Füßen gefallen, der ihn gütig aufhob und ihm Muth einsprach.

„Du stehst hier nicht vor Gericht,“ — sagte er ihm; — „nicht vor einem Grausamen, der aus Deiner Bedrängniß einen ungerechten Vortheil ziehen möchte. Indeß bedenke, daß die Gewährung Deiner Bitte Deinem Vater nicht das Mindeste einbringt, außer vielleicht einige Frist! Daß nicht aus der Acht, daß nur die Eile, mit welcher die Sache aufgeklärt werden soll, den Anspruch an Dich veranlaßt. Wird von dieser Eile abgestehen, so bedarf man Deiner nicht. Eine Untersuchung an Ort und Stelle würde unfehlbar darthun, was Deinen Vater und den Anstifter seiner Schuld verurtheilen müßte, und Du würdest erst dann Dir Vorwürfe machen, eine Dir dargebotene günstige Gelegenheit vorbeigehen gelassen zu haben, durch eine mildernde Darstellung der Sache eine Richtung zu geben, welche die Unredlichkeit Deines

Digitized by Google

Vaters wenigstens der Gehäffigkeit entzieht und das Gewicht der Zurechnung und Vertretung vermindert.“

Anton befann sich eine Weile, dann nahm er das Wort. „„Ja, — durchlauchtigster Prinz, mir ist beigefallen, daß, wenn mir diese Akten anvertraut werden, ich die Angelegenheit aufklären kann, ohne den eigentlichen Ankläger meines Vaters, sondern sogar seinen Vertheidiger zu machen. — Ich werde Alles niederschreiben, was ich weiß. Mein Vater hat gefehlt, aber er ist durch Teufelskünste verleitet, gezwungen. Ich werde nichts schonen, ihn zu retten.““

„Wohl,“ — sagte der Prinz, — „der Lohn, der Dich erwartet,“ —

— „„Nein, — königliche Hoheit, — ich will für Lohn den Schleier von den Thaten meines Vaters nicht erheben. Wenn ich mein Versprechen erfüllt habe, so lassen Sie mich zu dem Regimente, dem ich angehören soll, abführen. Mein Loos, welches ich sonst mit schwerem Kummer erduldet hätte, werde ich mit Stolz ertragen, bis — dieses Herz unter dem Drucke eines unerreichbaren Wunsches gebrochen ist.““

Der Prinz lächelte ein wenig sathrisch, und wendete sich zu Bielefeld. „Unerreichbarer Wunsch! — gebrochenes Herz! — Da haben wir einen Vasallen von Mademoiselle de Scudéry aus ihrem Lande der Zärtlichkeit und wohl gar vom Flusse der Neigung. Freuen Sie sich, mein empfindsamer Baron. Schon Saul suchte seinen Esel und fand eine Krone, wir bieten ihm die Spitze, nach einem Angeber sahen wir uns um, und erhalten den pastor fido in den Kauf, denn zweifeln Sie, daß der letzte Seufzer dieses ländlichen Daphnis einer schmachtenden Chloe gewidmet war!“

„„Monseigneur,““ — entgegnete Bielefeld, — „„Apollo ist der Alles durchschauende. Vielleicht wird er sich für diese getrennten Liebenden als Deus ex machina bethätigen, um sie in höchster Noth zu vereinen.““

„Ach, mein Guter,“ — scherzte der Prinz, — „dazu ist ohne Venus nichts auszurichten, und Sie wissen, Apollo hat sich ihrer Gunst nicht zu rühmen.“

Er wendete sich wieder zu Anton und sagte:

„Deine Zukunft, mein Freund, überlaß denen, welche die Macht besitzen, sie zu bestimmen. Ich hoffe, Du wirst mit ihren Maßnehmungen zufrieden sein. Gehe jetzt in Dein Quartier, als wäre nichts vorgefallen. Verrathe keiner Seele den Gegenstand des Gespräches und auch nicht Deinen wirklichen Namen. In zwei Stunden melde Dich bei dem Kammerdirector von B., Du wirst durch ihn meine weiteren Befehle empfangen.“

Der König hatte auf seiner Fahrt nach der kleinen Festung Friedrichsburg den Gouverneur über Pillau und die dortigen Befestigungen befragt, und hatte so genügende Antwort erhalten, daß er beschloß, diesen wichtigen Platz, welchen er lange nicht gesehen, ebenfalls bei seiner gegenwärtigen Anwesenheit zu besuchen. Am folgenden Morgen reiste er von Königsberg dorthin ab, um nach wenigen Tagen wieder in diese Hauptstadt zurückzukehren. Der Kronprinz begleitete ihn nicht auf diesem Ausfluge, weil der Monarch beschloß, sich durch ihn bei einigen indeß vorkommenden Gelegenheiten, welche lästige Repräsentation erforderten, vertreten zu lassen. Da das Wetter die Reise begünstigte und der Zustand der wichtigen Festung Pillau und ihres Hafens den König sehr befriedigt hatte, so kam es überaus erheitert schon nach vier Tagen in später Nacht nach Königsberg zurück.

Kaum hatte er am andern Morgen das Bett verlassen, als er den Kronprinzen zu sich beschieden ließ, der unverzüglich dem Befehle gehorchte.

„Nun, Fritz,“ — rief ihm der Monarch entgegen, — „wie geht es mit den Geschäften?“

„„Ganz nach Wunsch, Ew. Majestät. Ich habe die Ehre gehabt, Ihre königliche Person zu —““

„Nichts von diesen hofmäßigen Förmlichkeiten! Du weißt, wie widerlich sie mir sind, vollends in meinen Jahren, und ich weiß, daß Du den Anstand hast, einen König vorzustellen. — Lassen wir das. Ich rede von ernsten Angelegenheiten. Bist Du dem von Süß und dem Hart in ihren Spitzbübereien auf die Spur gekommen? Kurz und gut, Ja oder Nein?“

„„Ja, mein Vater.““

„Aber auch so, daß ich wenigstens einen von beiden hängen lassen kann?“

„„So, daß Sie nach den Gesetzen bestrafen oder begnadigen können.““

„Laß hören.“

„„Werfen Ew. Majestät einen Blick auf dieses Papier. Es enthält das vollständige Sündenregister.““

Der König nahm lrdhaft das Papier aus den Händen des Prinzen und fing an zu lesen. Die Darstellung schien sehr klar und einfach zu sein. Friedrich Wilhelm faßte sie sofort. Sein Gesicht glühte bald, seine Stirne runzelte sich, ein ungeheurer Zorn fing an, seinen Ausbruch in seinen schwellenden Zügen zu verkünden, aber er las die Schrift, welche nur etwa einen Bogen einnahm, zu Ende. Dann schleuderte er sie auf den Tisch und rief: „Abscheulicher Betrug! und mich hat man so hintergangen.“

Im nämlichen Momente fielen seine Augen auf den Kronprinzen, und den gewöhnlichen raschen Uebergängen seines Charakteres gemäß, sänftigte sich plötzlich seine Heftigkeit, und er sagte nach einigen Secunden mit gütiger Stimme:

„Der Kammerdirector kann Dir unmöglich zu diesen Entdeckungen verholfen haben, mein Sohn, denn er wußte vor vier Tagen von alle dem kein Wort. Ich habe mich also nicht getäuscht, als ich annahm, Deinem höheren Scharfsinn werde das nicht entgehen, welches bloße redliche Amtspflicht bei dessen Willen nicht erschwungen. Das freut mich, mein Fritz.“

Der König reichte ihm die Hand, welche der Prinz ehrerbietig und mit lebhaftem Gefühle an seine Lippen drückte. Der König fuhr fort:

„Wird indeß der vollständige Erweis gegen die Beschuldigten zu führen sein, wenn sie ihr Geständniß bei der Vorhaltung verweigern?“

„„Ohne Zweifel, mein Vater, würde ein freies Geständniß, namentlich des Amtmann Hart, sehr kurz zum Ziele führen, denn Süß hat sich zwar in den mehrsten Dingen fein verstrickt, sich aber in dem einen, wahrscheinlich dreist gemacht durch die früheren Erfolge, — es ist in der Denunciation mit Nr. 7. bezeichnet, — dennoch auf undegreifliche Weise bloßgegeben. Wenn indeß auch jedes hier gelegnet würde, so müßte eine unparteiische Untersuchung an Ort und Stelle Alles ins Klare bringen, und diese könnte wohl keinem besser anvertraut werden, als dem geschickten und redlichen Kammerdirector von B., wie denn überhaupt dieser ganze Untersuchsleif gar nicht möglich gewesen wäre, hätte der dem von Süß unmittelbar von Berlin aus ertheilte Auftrag, selbstständig die Domänen-Organisation in Litthauen zu besorgen, ihn nicht völlig außer Aussicht gestellt.““

„Nun,“ sagte Friedrich Wilhelm, „das soll mir für die Zukunft eine Lehre sein. Im Uebrigen, mein Sohn, Du hast das Geschäft gerichtet, so feure es denn auch ab. Ich lege die Sache in Deine Hände. — Aber eins will ich: die Schurken sollen in meiner Gegenwart befragt werden.“

„„Es wird geschehen, wie Ew. Majestät befehlen, und besonders dürfte Süß als ein wirklich Verworfener, als der eigentliche Anstifter des Betruges, als derjenige, welcher die größeren Vortheile daraus sich angeeignet, das ganze Gewicht Ihres königlichen Unwillens verdienen. Hart indessen ist wirklich beklagenswerth, denn gleichsam mit den Haaren ist er von der Bahn der Redlichkeit gerissen. Wollen Ew. Majestät erlauben, daß ich Sie auf einiges in der Denunciation aufmerksam mache, das bei mir wenigstens ihm das Wort geredet?““

„„Gut, mein Sohn, laß hören.““

Der Prinz nahm das Memoir vom Tische und hielt einen Vortrag zur Vertheidigung des Amtmann Hart mit solcher Gewandtheit, so geschickter Hervorhebung aller, einigermaßen günstigen Momente, mit so einem Scharfsinne, daß der erfahrenste Sachwalter es nicht besser vermocht hätte, und der König, besonders noch durch das Vergnügen beschwichtigt, die Fähigkeiten seines erhabenen Sohnes in so praktischer Richtung wahrgenehmen, auf's Günstigste gestimmt wurde.

Er sagte, als der Kronprinz geendet hatte: „Nun wohlan, ich trete Deiner Meinung bei. Hart soll in mir einen erbarmenden Richter finden, wenn er ohne Winkelzüge bekennt. Er mag mir herausgeben was mir zukommt, denn ich lasse ihm keinen Heller ungerechten Gutes und wäre es sein letzter. Im Uebrigen will ich vergessen, daß er auf der Welt lebt. — Süß muß hängen: ich gab mein Wort. Ist Hart schon hier? — Laß ihn vor mich führen.“

„„Mein Vater, er ist hier, und ich habe befohlen, ihn um diese Zeit in meine Zimmer zu bringen. Dort wollte ich ihm seine Schuld vorhalten. Ew. Majestät wollen dieser Scene beiwohnen. Dero Allerhöchste Gegenwart dürfte indeß den Schuldigen so verwirren, daß wenig Zusammenhängendes, besonders in Beziehung auf Süß, von ihm herauszubekommen wäre. In mein Zimmer stößt indessen ein Cabinet, zu welchem Ew. Majestät aus Ihren Gemächern durch einen Corridor ungesehen gelangen können. Gefiele es Ihnen dort zu verweilen? Durch die geöffnete Thür vernehmen Sie jede Spilde des Gespräches, sehen in einem Spiegel Alles was im Zimmer vorgeht, ohne bemerkt zu werden. Sobald Sie es angemessen finden, Theil an der Verhandlung zu nehmen, treten Sie ein und entscheiden den Moment durch das Gewicht Ihrer königlichen Gegenwart.““

„Ich bin es zufrieden, mein Sohn, laß uns gehen.“

Digitized by Google

21.

Im Vorzimmer des Kronprinzen erschienen zur nämlichen Zeit der Kammerdirektor von B. und der Amtmann Hart aus S., um die Audienz, zu der sie entboten worden, zu erwarten. Der erste wußte bereits um die durch den Kronprinzen veranlaßten Angaben, er kannte aber so wenig die Art der Herbeiführung, als er in dem Angeber den eigenen Sohn Harts vermuthete. Er zweifelte auch an ihrer Erweislichkeit. Weblich im höchsten Grade, konnte er sich nicht leicht von den entgegengesetzten Eigenschaften bei Andern überzeugen. Den Kriegsrath von Süß liebte er nicht, und er hatte auch nicht Ursache, ihn zu schonen, denn eben der Umstand, daß dieser gewandte Mann in Berlin, wo er Verbindungen hatte, sich den ihm ertheilten persönlichen Auftrag zu erscheinen gewußt, die Domänenverbesserungen in Litthauen selbstständig zu organisiren, wodurch der Kammerdirektor aller Mitwirkung überhoben wurde, stellte diesen letztern hierbei auch außer aller Verantwortlichkeit. Indeß die Verhaftung des von Süß, auf einen bloßen Verdacht, kränkte seine Ansicht von Beamtenehre. Dem Amtmann Hart konnte er gar nichts Böses zutrauen, weil seine Ansicht bei Einfachheit der Sitten auch Unschuld der Gesinnung meinte annehmen zu müssen. Herr v. B. war aber auch ein feiner Weltmann, und so wußte sprach er dem Könige und dem Kronprinzen nicht mehr, wo er einzuflehen glaubte, daß nur ihre eigene Verborgenheit den, wie er meinte, übereilt gefaßten Verdacht entkräften könne. Den Beschuldigten bot er sich indessen eben so günstig dar. Die Zuschriften des von Süß hatte er höflich, aber abrathend, beantwortet. Eben so vorsichtig hatte er sich gegen Hart zu betragen beschlossen, aber dieser erfuhr ihm die Mühe. Wer diesen Mann sonst gesehen, erkannte ihn nicht wieder. Er war sonst ernst, aber rüstig und gesprächig gewesen. Nun schien er um zehn Jahre gealtert, stumm, düster und lebensmüde. Keinesweges begierig zu erfahren, warum man ihn herberufen, starrte er abgestumpft vor sich hin, als habe er weder Wünsche noch Hoffnungen oder Befürchtungen. Bei einem weiseren Manne hätte man diese Veränderungen auf das Verschwinden seines Sohnes schieben können, er war aber niemals ein zärtlicher Vater gewesen, und bei seiner Eigenthümlichkeit durfte man eher der Unbeugsamkeit eines auf's Höchste gesteigerten Zornes, als einer so niederdrückenden Schwermuth zu begegnen befürchten. Auch noch im Vorzimmer des Kronprinzen gab er sich nicht anders, und die Meubles, die darin befindlich waren, schienen nicht weniger Leben oder Theilnahme zu verrathen als er.

Nach kurzem Warten wurden Beide in das Gemach des Prinzen berufen.

Friedrich stand in stolzer Haltung, mit der Hand auf einen Tisch gestützt. Den Kammerdirektor von B. grüßte er indeß freundlich und fragte: „Haben Sie, Herr von B., diesem Manne gesagt, weshalb man ihn berufen?“

„„Nein, Königliche Hoheit. Es ward mir nicht befohlen, und es ist passender, daß er das Erforderliche von den Lippen seiner Gebieter vernehme.““

Der Kronprinz wendete sich zu Hart mit der tiefsten Ruhe.

„Er ist der Amtmann Hart?“

„„Zu Befehl.““

„Man beschuldigt Ihn der Untreue gegen den König seinen Herrn. Se. Majestät ist nicht minder gnädig als gerecht. Sein Läugnen führt Ihn in Untersuchung und nach Umständen an den Pranger. Sein offenes Geständniß bewahrt Ihn vor publiquer Schande. Der König ist zu groß sich zu rächen, er will nur Ersatz und giebt mir den Befehl, Ihm dieses zu eröffnen. Sehe Er sich also vor. Er hat sein Geschick in seinen Händen.“

„„Wer ist mein Ankläger?““

„Ich,“ — sagte der Prinz mit volltönender Stimme und schoß ihm einen seiner gewaltigen Blicke zu. Hart schien erschüttert, aber nach einigen Secunden faßte er sich und sagte:

„„Ein so großer Herr als Ew. Königliche Hoheit wird einen Unglücklichen nicht betäuben, übereilen wollen. Ich bitte, mir meine Anklage vorzuhalten. Enthält sie Wahrheit, so habe ich keine Veranlassung mehr, sie in Zweifel zu stellen. Aber auch für meine Unschuldigung wage ich um geneigtes Gehör zu bitten.““

„Lese Er diesen Aufsatz, er enthält die gegen seine Treue aufgestellten Beschuldigungen.“ Er reichte ihm eine Abschrift der Denunciation.

Hart fing an leise zu lesen. Der Kronprinz beobachtete ihn schweigend. Bald zeigten sich Spuren einer tiefen Gemüthsbewegung in den Zügen des Lesenden. Seine Hände zitterten, seine Lippen bebten. Dennoch behielt er Fassung, zu Ende zu lesen.

„Was hat Er hiegegen zu sagen?“ — fragte Friedrich. Hart stützte sich an einen Stuhl. „„Durchlauchtigster Kronprinz,““ — also nahm er das Wort, — „„diese Dinge kann außer mir nur Einer wissen, nur Einer kann sie so schonend darstellen. Mein Sohn hat diesen Aufsatz geschrieben. — Wo ist mein Sohn?““

„Davon ist nicht die Rede. Ich frage, ob Er sich zu diesen Dingen bekennt?“

„„Erbarmen, gnädigster Herr, — ich bekenne mich zu Allem, ich will Alles ersetzen, ich will ein Bettler werden, ich will vor aller Welt verkünden, was ich begangen. Aber meinen Sohn, geben Sie ihn mir wieder. Die Schuld des Vaters, die er nicht theilen wollte, die schmachvolle Verbindung, zu der ich ihn zwingen sollte, nöthigten ihn zur Flucht, beraubten mich der Stütze meines Alters, der einzigen Freude meines Lebens, der einzigen Erinnerung an eine bessere Zeit. Meinen einzigen Trost in meinem Unglücke, in meiner Entehrung, das einzige Geschöpf, das mich niemals betrübte, bis ich selbst es von meiner Seite trieb, — meinen Anton, — geben Sie ihn meinem trostlosen Alter zurück.““

Friedrich schien bewegt. „Besinne Er sich. Würde Er, wenn diese Aufwallung vorüber wäre, einen Sohn mit der nämlichen Liebe umfassen, der als Werkzeug gedient, den Schleier von Seiner Schuld zu reißen?“

Hart richtete sich hoch auf, und konnte dem Adlerauge des Prinzen begegnen. „„„Haben Sie Dank, gnädigster Kronprinz. Sie geben mir mein Selbstgefühl zurück. Ich werde den Sohn fragen, welcher mich auf den Pfad der Pflicht zurückführt. Lassen Sie mir den Trost, daß kein Zwang ihn zu diesen Angaben nöthigte, daß er sie freiwillig im Gefühle der Redlichkeit niederschrieb.““

„Den Trost kann ich Ihm gewähren. Sein Sohn hat diese Eröffnung an die Bedingung getnüpft, lebenslänglich in der für ihn unglücklichen Lage zu bleiben, in der ich ihn fand. Er ist gemeiner Soldat.“

Thränen stürzten aus den Augen des alten Mannes. „Mußte es dahin kommen?“ — klagte er. — „„O, das ist hart, — das allein vernichtet mich. Aber wo ist mein Anton? Die einzige Gnade, um die ich fußfällig bitte, ist die, ihn noch einmal sehen zu dürfen.““

Der Kronprinz öffnete schweigend die Thüre des Vorzimmers und winkte. — Anton trat ein, und blieb in militairischer Haltung, aber mit überfließenden Augen an der Thür stehen.

Der alte Hart stieß einen Schrei aus und warf sich, außer sich, an seine Brust.

Friedrich gab dem Kammerdirector von B. ein Zeichen, ihm zu folgen, und begab sich mit ihm in das nebenanstoßende Cabinet, dessen bisher halbgeöffnete Thüre er zuzog.

22.

Der König, der ungesehen Zeuge des eben geschilderten Auftrittes gewesen war, trat ihnen entgegen. Friedrich Wilhelm war nichts weniger als weich und empfindsam, aber wie alle starken Naturen, war er für die einfachsten Aeußerungen der allgemein gültigen Empfindungen der Menschheit desto empfänglicher. Er war kein zärtlicher, aber höchst treuer Gatte, ein strenger, aber redlicher Vater, und auch die Empfindungen der Kinder für ihre Eltern wünschte er lieber dankbar, fest und treu, als innig und hinschmelzend zu sehen. Wenn daher, bei seiner Gemüthsbeschaffenheit, ihn der Kummer des alten Hart wenig rührte, und er nur seinen Unterschleif im Auge hielt, so gefiel es ihm ungemein, als er vernahm, daß der eigene Sohn, ohne Vortheil für sich ziehen zu wollen, die Schuld des Vaters aufgeklärt, theils aus Rechtsgefühl, theils um sie durch eine, wenn auch wahrhafte, so doch beschönigende Weise zu mildern, um so den Wirkungen der Billigkeit für den Vater Raum zu gestatten, die bei einem durch förmliche Untersuchung ermittelten Thatbestande von einer Entscheidung nach strengem Rechte ausgeschlossen worden wären.

Der Monarch wendete sich zuerst an den Kammerdirector: „Nun, mein lieber B., was meint Er? — mein Sohn da hat seine Zeit nicht verloren. Daß er das Zeug dazu hat, ein großer General zu werden, ist bekannt. Er wird ihm hoffentlich bescheinigen, daß er kein übler Kriegsrath ist.“

Herr von B. ermangelte nicht, seine Verwunderung und seinen Beifall darüber zu erkennen zu geben, daß der junge Hart den alten Hart nicht nur zu einem Geständnisse gebracht, sondern der Sache auch eine so feine Wendung gegeben, daß die gerechte Strenge Sr. Majestät gleichsam mit Blumenketten gefesselt worden.

Der König lachte und setzte hinzu: „In der That, dem ist also. Ich könnte freilich den alten Sünder zur Strafe ziehen, indeß ich würde dadurch nicht mehr gewinnen als ein abschreckendes Beispiel für Andere, dabei aber augenscheinlich ein wirksames, lockendes verlieren, indem ich wahrnehmen ließe, daß eine Redlichkeit und Unterthanentreue, die selbst stärker sind, als die Bande des Blutes, weder Berücksichtigung noch Gnade

Digitized by Google

von mir zu hoffen haben. Nein, ich will diesmal lieber zeigen, daß ich gern geneigt bin, mich der schuldigen Väter zu erbarmen, um das Pflichtgefühl der Söhne zu belohnen. Ich werde mir dadurch die letztern als Wächter für die Rechtlichkeit ihrer Eltern gewinnen, denn ich glaube, daß nichts demüthigender sein kann, als nur zu Gunsten eines Sohnes Vergeihung zu erhalten. Im Uebrigen muß der Alte darum nicht weniger Alles herauszahlen, was mein ist. Das strengste Beispiel werde ich dagegen an Süß nehmen. — Nun aber, Freiz, wie bist Du hinter die Schliche gekommen? — Heraus mit Deinen Advocaten-Kniffen!"

Der Kronprinz lächelte mit bezaubernder Schalkhaftigkeit. „„Ich bin hinter nichts,"" sagte er „„sondern die Ermittelungen sind zu mir gekommen. Ew. Majestät sind ihr einziger Urheber. Der junge Hart wurde Ihnen für Ihre Garde geboten und Sie schickten ihn mir.""

Der König sah ihn starr an. — „„Wie? — Was? — Jener Rekrut, den mir der Gouverneur brachte? — der kleine Kerl? — das wäre der —? — aber nein, — der hieß: — wie hieß er gleich?""

„„Simon Weich, Ew. Majestät.""

„Nun ja, — Simon Weich, und — "

„„Dieser Name mußte falsch sein, weil bei dessen Nennung das ehrlichere Gesicht des jungen Menschen seine Lippen augenscheinlich Lügen strafte. Wen endlich mußte der Name Weich nicht an den natürlichen Gegensatz Hart erinnern, und an den Umstand, daß der Flüchtling doppelte Ursache hatte, bei dieser Gelegenheit seine Person zu verläugnen, einmal, wegen verbotenen Austritts aus dem preußischen Staate, sodann um nicht seinem Vater und den ihm verhaßten Verhältnissen zurückgegeben zu werden. Ew. Majestät nahmen dieses eher wahr als ich, und beabsichtigten nur, mich auf die Probe zu stellen.""

Der König hörte den Prinzen mit Vergnügen. — „Nun," — entgegnete er, — „lassen wir das! Wie überführtest Du ihn seiner Täuschung?"

„„Indem ich sie ihm auf den Kopf zusagte und ihn fest ins Auge faßte.""

Friedrich Wilhelm kannte diese letztere Waffe, und wendete sich sehr aufgeräumt zu dem Kammerdirector. „Ich habe meine Schuldigkeit auf dem Throne meines Vaters gethan. Er steht aber auch, lieber Dy, daß ich den Staat nicht verwaist zurücklasse, wenn meine Krone auf meinen Sarg gelegt wird."

Der Kronprinz eilte auf ihn zu, ergriff die Hand des königlichen Vaters und drückte sie wehmüthig an seine Lippen, indeß eine große Thräne den stolzen Augen entfiel.

„„O mein König und Vater,"" — rief er, — „„an welchen herzzerreißenden Zugendlick, der meinen Wünschen nie entfernt genug sein kann, mahnen Sie mich! Habe ich das verdient?""

„Du verdienst meine ganze Liebe und Achtung, mein guter Sohn, und wartest nicht auf meinen Tod, das weiß ich. Aber sterben müssen wir alle, und die Eltern im gewöhnlichen Laufe der Natur eher als die Kinder. Beruhige Dich deshalb und, wenn es dahin kommt, tröste Dich zur Ausübung Deiner Pflicht mit dem Bewußtsein, daß Du mich zu einem sehr glücklichen Vater gemacht hast. Erbitte Dir eine Gnade. Sie ist Dir im voraus gewährt."

„„Ew. Majestät väterliche Huld hat mich schon so reich begabt, daß ich für mich nichts mehr zu wünschen habe. Ich bitte indeß für den jungen Hart. Den Abschied darf ich ihm als Regimentschef ertheilen, um so mehr, da er schon cantonfrei war. Ich habe ihn indeß bei dieser Gelegenheit als tüchtig kennen gelernt, und er besitzt ein eignes mütterliches Vermögen von einigen tausend Thalern. Das Beispiel seines Vaters hat ihn zu nachdrücklich gewarnt, als daß ich für seine Redlichkeit nicht sollte gut sagen können. Geruhen Ew. Majestät, ihm die Pacht des Domänenamtes, welche sein Vater einbüßt, unter billigen Bedingungen zu gewähren.""

Der König blickte den Kammerdirector fragend an und sagte: „Ich muß ihm den Willen thun, aber mir scheint, ich kann es auch ohne Gefahr."

Herr von B. stimmte lebhaft bei, und Friedrich Wilhelm gewährte die Bitte des Prinzen, jedoch — mit einem Vorbehalte, von dem später die Rede sein solle.

Er ließ hierauf einen Diener herbeirufen, dem er folgenden Befehl ertheilte.

„Als ich mich herbegab, wurde mir ein Supplicant gemeldet, den ich bescheiden ließ, bei dem Castellan auf meinen Ruf zu warten. Dieser soll ins Vorzimmer des Kronprinzen geführt werden."

Der Lakei ging, und der König trat in das Gemach, in welchem der alte Hart und sein Sohn sich unterdessen besprochen hatten. Der Anblick des Monarchen erschütterte die Ueberraschten, und dieser ließ erst einige prüfende Blicke auf beide fallen, ehe er sie, wie folgt, anredete.

„Du Alter hast mich hundsfötisch betrogen, und könntest Dich nicht sonderlich beschweren, wenn ich Dich hängen ließe. Du kommst aber davon, weil Dein Sohn ein ehrlicher Bursche und ein getreuer Unterthan ist, wiewohl er diese löblichen Eigenschaften nicht von Dir hat. Ich lasse aber genau ermitteln, was von dem Betruge auf Deinen Theil gekommen, und Du wirst mir gerecht für Schaden und entgangenen Gewinn. Sonst will ich Dich nicht weiter diamiren, da Du doch nur ein miserabler Helfershelfer, ein Hund gewesen bist, dem ein größerer Spitzbube die Knochen vom Mildpret zuwarf, das Du für ihn fangen müssen.

Du, junger Mensch," — er sah zu Anton empor und schwieg einen Augenblick, als werde seine Gedankenfolge durch eine neue Wahrnehmung durchkreuzt, dann flüsterte er zum Kronprinzen: „ich begreife nicht, wie ein alter General, der mehr als funfzig mal in Potsdam gewesen ist, mir zumuthen kann, solch einen Knirps zum ersten Bataillon Garde zu nehmen." — Dann fuhr er gegen den zuerst Angeredeten fort: „Du junger Mensch bist honnet. Ich trage Dir nichts nach. Der Kronprinz, dessen Regimente Du angehörst, sagt mir eben, daß er Dir Dein Abschied giebt. Er bittet mich, daß ich Dir die Pachtung Deines Vaters überlasse. — Meinetwegen. Aber ich habe dabei zwei Nebenbedingungen; einmal, daß Du Deinem Vater, bei aller sonstigen Ehrerbietung, die Du ihm schuldig bist, nicht Gelegenheit giebst, sich in Deine Affairen zu mettren, und zweitens, daß Du eine ordentliche Frau heirathest. Wißt Du vielleicht schon im Handel wegen Ihrer Waare?"

Der junge Mann schwieg überrascht, der König fuhr fort: „Also nicht? — ich kann Dir aushelfen. Ich kenne eine junge Person, die nicht häßlich ist und einen Thaler Geld hat, und durch welche ich das Leinwandweben in Bitthauen auf den Domänen in Schwung bringen will, denn das Volk fabricirt dort nichts als das abscheuliche baldwollene Zeug, wovon es seine lizarren Kittel macht. Diese Person weht dagegen Leinwand, die ich aus Westphalen nicht besser bekomme."

Anton erblaßte. „„Allerdurchlauchtigster König,"" — rief er, — „„ich kann, ich darf nicht. Sie werden mein Unglück nicht wollen. — Ich bin bereits verlobt.""

„Ach was!" — erhielt er zum Bescheide, — „das hättest Du früher sagen sollen. — Mit nehmen unser Wort nicht zurück."

Er öffnete das Vorzimmer, mit dem Rufe: „Nur herein, mein Kind," und Therese trat glühend und mit Augen voll Wasser über die Schwelle.

Anton stand wie versteinert.

„Die da sollst Du heirathen," — befahl der Monarch, — „oder aus unserem Handel wird nichts."

In diesem Momente erkannte Therese ihren Anton, stürzte mit einem Schrei an seinen Hals, besann sich aber sofort und sank dem Könige lautwinend zu Füßen.

Dieser hob sie gütig auf, mit den Worten: — „Beruhige Dich, mein Kind. Ich habe Dir ein Geschenk für Deine schöne Leinwand versprochen, hier," — er deutete dabei auf Anton, — „hast Du es. Ob es weit her ist, wirst Du am besten beurtheilen. Du siehst wenigstens, daß ich mehr halte, als ich verspreche. Ihr kommt in eine Lage, in welcher Ihr bei Fleiß und Redlichkeit etwas vor Euch bringen könnt. Meine guten Wünsche sind mit Euch. Gott helfe Euch weiter." — Er wendete sich zum Kammerdirector. „Meine Affairen sind hier zu Ende. Das Uebrige, lieber von B., wird Er besorgen."

Er winkte entlassend, und Alle entfernten sich zwar stumm, aber von vielfachen Empfindungen bewegt.

Der Ausgang dieser Begebenheiten bedarf wohl nicht der weitläufigen Schilderung. Der alte Hart gab sich reuig zu jedem Geständnisse, zu jeder Aufopferung hin. Sein Antheil an der Schuld hat indessen der baaren Summe nach weniger betragen, als man ansangs glaubte. Nur etwa vier tausend Thaler hat er zu erstatten gehabt, und er soll noch lange nachher auf einem eignen kleinen Gute gelebt haben, das er sich in der Nähe seines Sohnes gekauft, mit welchem er in der innigsten Eintracht lebte. Daß Anton und Therese ein sehr glückliches Paar wurden, steht nicht zu bezweifeln. Ihn finden wir in amtlichen Papieren nach etwa dreißig Jahren als königlichen Amtsrath und Besitzer eines großen Vermögens wieder. Seine Kinder haben theils mit gleichem Erfolge die Geschäfte des Vaters fortgesetzt, theils sich im Staatsdienste ausgezeichnet. Heute lebt keiner dieses Namens mehr, der seine Abstammung von ihm nachweisen könnte, aber sein Vermögen hat noch heute in einer Familie Bestand, die von seiner zweiten Tochter herstammt.

Ueber das Ende des Kriegsrathes von Süß wissen wir nichts Zuverlässiges anzugeben. So viel ist gewiß, daß das Andenken an ihn und seine Thaten erloschen ist und durch diese Erzählung schwerlich erneuert werden wird, da der Name, unter welchem wir diese Person hier auftreten lassen, ohnehin ein erdichteter ist. In der Kindheit des Verfassers trieb sich indeß in Königs-

Digitized by Google

berg bei den unteren Volksklassen noch eine Sage umher, König Friedrich Wilhelm der Erste habe bei seiner letzten Anwesenheit in dieser Hauptstadt einen Kriegs- und Domänenrath hängen lassen, der sich arger Bedrückungen, sträflicher Betrügereien und empörender Schändlichkeiten schuldig gemacht. Der König soll ihn selbst gesprochen und im höchsten Zorne ihm verheißen haben, daß er ihn hängen lassen werde. Der Verbrecher soll trotzig geantwortet haben: „für einen Edelmann sei noch kein Galgen gebaut." Diese Unziemlichkeit habe den Entschluß des erbitterten Monarchen bekräftigt, und auf einem, vor dem Schlosse eigens dazu erbauten, Galgen habe der Delinquent ohne Reue, und gleichsam höhnend, in einem grünen, mit goldenen breiten Tressen reich besetzten Staatskleide seine Strafe öffentlich erlitten. Der ganze Inhalt dieser Sage führt aber augenscheinlich auf den Herrn von Schlubhut zurück, dessen Galgenstrafe geschichtliche Thatsache ist.

Hermann Friedrich Wilhelm Hinrichs.

ordentlicher Professor der Philosophie an der Universität zu Halle, wurde am 22. Apr. 1794 zu Karlsiel in Jeverland im Großherzogthum Oldenburg, einem unmittelbar an der See gelegenen Gute seines Großvaters, geboren, und besuchte in seiner Jugend das Gymnasium zu Jever. Im Jahr 1812 bezog H. die Universität Straßburg, wo er sich anfangs der Theologie, später der Philologie widmete. Von Straßburg ging er nach Heidelberg, wo er die Rechte studirte und endlich, durch Hegel bestimmt, sich der Philosophie zuwendete. H. habilitirte sich als Privatdocent zu Heidelberg, wurde aber schon nach drei Jahren 1822 als außerordentlicher Professor der Philosophie nach Breslau gerufen, von wo er im Jahr 1824 als ordentlicher Professor der Philosophie nach Halle versetzt wurde, woselbst er noch in voller Kraft thätig ist.

Er schrieb:

Die Religion im innern Verhältniß zur Wissenschaft. Heidelberg 1822.
Aesthetische Vorlesungen über Goethe's Faust. Halle 1825.
Grundlinien der Philosophie der Logik. Halle 1826.
Das Wesen der antiken Tragödie. Halle 1827.
Genesis des Wissen. Heidelberg 1835.
Schiller's Dichtungen nach ihrem historischen Zusammenhange. 2 Bde. Leipzig 1837—39.
Ferienschriften. Halle 1845.
Trutz-Rom und Jesuiten. Ebdas. 1845.
Verfassungswesen des Ghzgth. Oldenburg. Jever 1846.

H. hat namentlich in seinen ästhetischen Schriften zu sehr den strengen Anforderungen des Hegel'schen Systems gehuldigt und daher im Ganzen wenige Leser, aber sehr viele Gegner gefunden, um so mehr, als er durch seine consequente Beharrlichkeit, auch in der äußeren Darstellung jenes System fest zu halten, oft selbst den Eingeweihten jener Schule nur schwer verständlich ist. Daß er ein gedankenreicher, scharfsinniger und wissenschaftlich tief gebildeter Geist sei, das hat er vielfach bewiesen, um so mehr, als er in seinen neuesten Schriften sich auch bemühte, der Menge zugänglicher zu sein.

Ueber Goethe's Zueignung zum Faust.

Zweite Vorlesung *).

Das Resultat unserer ersten Vorlesung, das in der Zueignung als dem unmittelbaren Anfang der Tragödie besteht, und wegen der Beziehung derselben auf das Anschauende nothwendig dieser Anfang ist, eröffnet nun unsere zweite Vorlesung mit der Betrachtung dieser Zueignung selber. Insofern deshalb die Zueignung die wirkliche Wesenheit des allgemeinen Bewußtseins zu ihrem Inhalte hat, und dieselbe als alle Wirklichkeit überhaupt vorstellt, ist die Betrachtung derselben keine andere, als daß diese Wirklichkeit näher in der Sitte und den Gesetzen des Volkes als des allgemeinen Bewußtseins enthalten erkannt werde, und der einzelne Mensch durch seine That als das sein Bewußtsein ganz durchdringende gesetzliche und sittige Leben dieser Wirklichkeit als seiner objectiven Wesenheit und Wahrheit zu entsprechen habe, damit nicht durch seine besondere Ansicht, eigenes Belieben, nur ihm ausschließlich zukommendes etwaiges Gefühl, Neigung u. s. f. zu handeln sich bestimmen lassen müsse. Diese Wirklichkeit nun als die jeden Einzelnen durchdringende und von allen vermittelnde Seite, die den geistigen Zug der vernünftigen Wesenheit des Bewußtseins verkündet und dessen Licht von keinem Nächtlichen getrübt wird, ist die mit dem Wesen des Bewußtseins erfüllte wirkliche und gegenwärtige Wahrheit, in welcher Gewißheit die Zueignung wurzelt. Sie ist als der unmittelbare Anfang selber zugleich der allgemeine und damit das Ende alles vermittelst ihrer sich gestaltenden und offenbarenden geistigen Lebens, so daß Alles, was in dieser Wirklichkeit beginnt, auch sich in derselben vollendet und dadurch nur Sinn und Bedeutung hat.

Von dieser Gewißheit ergriffen und durchdrungen, spricht unser Dichter zunächst in der Zueignung das allgemein geistige Bewußtsein des Volkes als alle Wirklichkeit aus, in welchem Vergangenes und Zukünftiges, das nicht so sehr der Zeit, die nur als Vergehen erscheint, als vielmehr dem Bewußtsein angehört, aufgegangen ist. In diesem Bewußtsein geblibet und dasselbe wiederbildend tönen seine Gesänge wieder, in deren Wiederklang er den Einklang seiner mit demselben vernimmt, und welcher Einklang seine Gewißheit ist, nicht vergeblich die vermittelst des allgemeinen Bewußtseins ihn beseelenden Vorstellungen in der Weise der Poesie verwirklicht, und in dem dichtenden Bilden derselben sein versöhntes Bewußtsein gewonnen zu haben.

Die nächste Vorstellung, die sich in der Zueignung vermittelst seiner Gewißheit dem Dichter aufdringt, ist die Volkssage, vermittelst welcher als des Ausgangspunktes und des unmittelbar aufgenommenen Stoffes der Tragödie derselbe zu dem allgemein geistigen Bewußtsein seines Volkes sich entäußert. Denn er gehört, wie alle andere, zu seinem Volke, ist nur vermittelst des geistigen Lebens desselben, damit durch dessen Sitte, Religion u. s. f. seiner Wesenheit nach was er ist, aber als Individuum hat er in Verhältnissen mit andern Individuen gelebt und mancherlei erfahren, was denn überhaupt die wirkliche Seite des Lebens ausmacht.

Indem das allgemein geistige Volksleben nur als Leben, Handeln und Thun der einzelnen Menschen wirklich ist, und diese Seite des wirklichen Lebens nothwendig zu seiner Selbstvollbringung gehört, darf auch in poetischer Vorstellung dieses Element der Wirklichkeit nicht fehlen. Sollte deshalb jene Volkssage zur höhern Gestaltung in der Weise der Dichtung vermittelst des Dichters sich erheben, so mußten die in derselben blos vorgestellten Individuen in die Wirklichkeit treten, aber wirkliche Personen werden. Aber als wirkliche Personen sind sie gegenwärtige lebendige Individuen geworden, welche jenes blos vorgestellte Leben der Volkssage wirklich durch ihr gegenseitiges Verhältniß zu einander erfahren haben.

Zunächst stellt sich unser Dichter selbst, indem vermittelst seiner jene Vorstellung sich im Gewande der Poesie verwirklicht und gestaltet, in der Individualität des Faust als die wirkliche Hauptperson vor *). Die andern Personen aber, vermittelst welcher der Dichter selbst nur jene Hauptperson ist, stehen mit ihm durch Liebe und Freundschaft in der engsten Verbindung, die, wie aus des Dichters von ihm selbst beschriebenen Leben deutlich hervorgeht, näher wie in der Person des Faust unser

*) Aus Hinrich's Vorlesungen über Goethe's Faust.

*) Vergleiche in dieser Hinsicht Goethe's Leben 2. Bd. S. 467. „Die bedeutende Puppenspielfabel Faust klang und summte gar vielstimmig in mir wieder. Auch ich hatte mich in allem Wissen umhergetrieben, und war früh genug auf die Eitelkeit desselben hingewiesen worden. Ich hatte es auch im Leben auf allerlei Weise versucht, und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen."

Digitized by Google

Dichter selber, so in der Person des Mephistopheles sein geliebter Freund Merk aus Darmstadt, und in der Margaretes das Frankfurter Gretchen als des Dichters erste Liebe vorgestellt sind *). Die andern in der Tragödie vorkommenden, aber minder wichtigen Personen finden sich theils so allgemein im wirklichen Leben selbst, theils mögen sie auch wirklich von unserm Dichter gekannte Individuen vorstellen. Diesem wirklichen Leben aber und deshalb dem Erlebten und Erfahrenen verdankt die Tragödie wohl gewiß mehrere fürtreffliche Scenen, welche Behauptung wir im Verlaufe dieser Vorlesungen hie und da durch anzuführende Belegstellen aus des Dichters Leben zu bekräftigen Gelegenheit haben werden.

Mit der Vorstellung der Volkssage nun und deshalb mit den in derselben vorgestellten Personen dringen sich dem Dichter die wirklichen Individuen auf, welche mit ihm durch ihr wirkliches Leben jene bloße Vorstellung zur Wirklichkeit gestaltet haben. Wenn sie auch längst nicht mehr sind, sie bleiben ihm doch unvergeßlich und nahen sich als schwankende Gestalten; erste Liebe und Freundschaft durchdringt sein Innerstes, die der alten halbverklungenen Sage gleich in die selbstbewußte Gegenwart tritt. In Liebe und Freundschaft giebt der Mensch zunächst seine persönliche Individualität auf und jede ist darum diese ungetheilte gegenseitige Durchdringung und Einheit, von welcher getragen dem Menschen sein vergangenes Leben bedeutungsvoll ist, indem die sonst alles ausschließende und darum hart verschlossene Persönlichkeit in derselben sich aufgeschlossen hat. Mit der Erinnerung an die geliebte Margarete und an Freund Merk vergegenwärtigen sich dem Dichter die Bilder einst froh verlebter Tage, welchen sich die mannigfaltigen Gestalten des vergangenen Lebens anreihen. Erste Liebe und Freundschaft begeisterte ihn zu seinen ersten Gesängen **), aber seine Erinnerung an dieselben ist von dem Bewußtsein durchdrungen, daß jene Seelen, welchen er zuerst der Dichter und Sänger war, dem wirklichen Leben entnommen sind, und seine spätern Gesänge nicht mehr vernehmen. Dieses erfüllt ihn mit Wehmuth, und wenn die lieben Seelen ihn auch nicht mehr hören, so sind sie doch jenem stillen ernsten Geisterreich entnommen, in seinem Bewußtsein wirklich geworden. Ihr selbstbewußtes Dasein, das für die Vorstellung schon dahin geschwunden, bewegt und beseelt ihn; denn eben dieses sein Bewußtsein ist der Boden, auf welchem sie sich finden, und der sie mit einander vereiniget.

Der Dichter nun als das wirkliche Bewußtsein der von ihm so innigst geliebten Seelen empfindet und weiß sich als dasselbe; Liebe, Freude und Leid, überhaupt Alles was er im wirklichen Umgange mit denselben erlebt hat, bemächtigt sich seines Gemüthes, selige Gefühle, in welchen er einstens verloren, deren empfindende Erinnerung durch die Vorstellung, daß sie einst die seinigen gewesen, getrübt ist, und was in ihm zuerst seine tiefe Empfindung rege gemacht, ihn mit der innigsten Freude sowohl als auch mit der tiefsten Wehmuth erfüllte, ergreift seine innerste Seele, indem die lieben Seelen, mit welchen er alles dieses getheilt und empfunden hat, sein Bewußtsein durchdringen. Ganz in die Gefühle und in das Bewußtsein erster Liebe und Freundschaft versetzt, fühlt, empfindet und weiß er, daß das, was ihn ehemals so unendlich beglückte, wohl der Zeit nach verschwunden, aber dem geistigen Bewußtsein nach nie vergehen kann, und deshalb ewig und unvergänglich ist. Wie jene Seelen noch dem Bewußtsein des Dichters angehören, will er sie auch mit sich zum höheren Bewußtsein der Wahrheit erheben, und in der Gewißheit derselben sich mit ihnen als von dieser Wahrheit durchdrungen vereint wissen, um der Zeit dieselben Fesseln anzulegen, mit welchen sie von derselben ihrem natürlichen Dasein nach gefesselt gehalten werden.

Aber das Gewand, in welchem diese Gewißheit der Wahrheit unserem Dichter lebendig werden muß, ist die Poesie, in welcher als dem reinen Aether seines Bewußtseins das wirkliche Leben seiner lieben Seelen sich verflüchtigt und zur Vorstellung reiner Wesenheit erhoben wird. Das der Zeit nach verschwindende Leben, und Alles was sich vermittelst desselben gestaltet, kann die verschwindende Poesie heißen, weil es durch seinen Untergang und Verschwinden die Endlichkeit und Bedingtheit abstreift und in die ideale Form der geistigen Wesenheit eingeht. Die Erhebung in diese Form ist denn die Vorstellung der Wahrheit selber, welche als die christlich religiöse Vorstellung von dem Göttlichen die Wahrheit zu ihrem Inhalte hat und in der Weise der Dichtung sich vorstellt.

Jenes wirkliche Leben also löset sich in dem Reiche des allgemein geistigen auf, so daß die wirklichen Individuen ihre Besonderheit in dem allgemein geistigen und vernünftigen Leben der Welt verflüchtigen und aufheben. Das Bewußtsein, welches sie dadurch gewinnen, verurtheilt selbst das sich auf dieser oder jener Stufe seiner geistigen Entfaltung befindende wirklich gegenwärtige Leben, und verkündet im voraus seine sich offenbarenden höheren Gestaltungen.

Wegen dieser Erhebung des wirklichen Lebens verschwindet das besondere Thun und Leben jener wirklichen Personen, so wie ihre eignen Zwecke und Absichten sich als unwahr und nichtig beweisen. Indem also die christlich religiöse Vorstellung von der Wahrheit derselben zu Grunde liegt, ist dieser vorgestellte Inhalt dasjenige überhaupt, was sein heiliges Recht im Elemente der Dichtung sowohl gegen die Besonderheit des Menschen als auch gegen das wirkliche und irdische Leben, dessen Recht im Mephistopheles vorgestellt ist, offenbaren. Weiter aber auch bestimmt derselbe das Verhältniß aller Personen zu einander, so daß dieselben in ihrem nothwendig gegenseitigen Verhältnisse aus diesem Inhalt eine jede aus allen und umgekehrt abzuleiten sind.

In dem Zeugnisse des allgemeinen Bewußtseins von der Wahrheit, das in der christlich religiösen Vorstellung von dem Göttlichen offenbar ist, will nun unser Dichter in dem Elemente der Poesie sich mit seinen lieben Seelen in dieser Tragödie von aller Beschränktheit befreien, und sich mit derselben auf ewig vereint wissen. Diese Poesie, welche Himmel, Welt und Hölle vorstellen will, und deren bewegende Seele der so eben erwähnte Inhalt ist, führt sich gleichsam zu demselben als ihrer Quelle zurück, in welcher alles Sein und Leben seinen Grund hat. Indem der Dichter das erscheinende Leben zu dieser Quelle erhebt, und als dieses Bewußtsein mit der Erinnerung an erste Liebe und Freundschaft seine lieben Seelen vereinet, bewegen sich dieselben wirklich geistig gegenwärtig vermittelst derselben in seinem Bewußtsein. Aber jene Quelle als der wahre Inhalt religiöser Vorstellung, welcher sich in der Tragödie entfaltet, offenbart als die Ruhe selber die Unruhe des Lebens und Handelns, und wie derselbe die Wesenheit und Wahrheit des Bewußtseins, nämlich der allgemein geistigen Menschheit ist, sind alle Menschen mit jedem einzelnen versöhnt und damit der Dichter mit seinen lieben Seelen in dieser ihrer Wesenheit vereint, weil die Einigung die Wesenheit selber und deshalb ewig und unendlich ist.

Diese Wesenheit nun sich vorstellend, wie er in derselben mit seinen lieben Seelen ein Herz und eine Seele ist, weiß und will unser Dichter, und ist als dieses Wissen und Wollen das Können — woher das Wort Kunst — damit der Künstler oder Dichter, der in der höchsten Kunst die Offenbarung derselben zu verwirklichen strebt. Zunächst ist diese Kunst die Erscheinung des Lebens als lebendige Welt, in welcher als der Wirklichkeit sich die Ruhe und Sicherheit des Wesens so wie in dieser Ruhe und vermittelst derselben die bewegliche Lebendigkeit entfaltet, so daß das wirkliche und göttliche Leben jedes mit seinem andern als mit sich selber zusammengeht, und das Ewige selbst als gegenwärtige Wirklichkeit ist. Das göttliche Leben allein ist diese reine Wahrheit, welche unser Dichter im poetischen Gewande herauszuringen bemüht ist. Jedoch ist dasselbe in seiner reinen Gestalt, die allein der freie Gedanke ist, nicht Gegenstand der Dichtung. Aber in dieser Tragödie bewegt sich die poetische Vorstellung an diese Reinheit hinan, indem dieselbe das Streben nach der Wahrheit selbst vorstellt, und darum die Wahrheit in ihrem vorstellenden Gewande erfaßt haben muß. Hinzuführen zu dieser Reinheit des Gedankens, ist deshalb ihr Höchstes, ihr Können, und damit die höchste Spitze der Kunst.

Das Große und Hohe, nämlich diese Aufgabe zu lösen, durchdringt die tiefe Seele des Meisters, aber seinem weiten Gemüth, das das Göttliche in sich trägt, entwindet sich die ganze Welt in dichtender Weise. Seine gefühlvolle Welt löset sich in seinem Gesange auf, die eben deswegen nicht blos empfunden wird, sondern in poetischer Vorstellung herausgerungen und gegenständlich geworden erlöset ist. Alles was seinem Gesange entströmt, fließt zugleich aus dieser Quelle, und alle Gestalten der Vergangenheit so wie der Zukunft verwirklichen sich in dieser freien Weise der Dichtung. Aber auf diejenigen, welche als wirkliche Individuen mit ihm diese selbstbewußte Wirklichkeit selbst vorzustellen haben, bezieht sich der Dichter, eben weil sie als Personen für ihn vorhanden sein müssen, zuerst, und indem sie nun als Wirklichkeiten ihr verschwundenes Dasein aufheben, wird sein Herz mild und weich, ihn ergreift ein längst entwöhntes Sehnen nach denselben, und was er besitzet, fühlt er verschwinden, und was einmal gewesen, sich verwirklichen.

*) Siehe des Dichters Leben überhaupt. Von seinem Freunde Merk heißt es insbesondere 3. Band S. 142, wie folgt: „in Merk's Charakter lag ein wunderbares Mißverhältniß: von Natur ein edler, braver Mann hatte er sich gegen die Welt erbittert, und ließ diesen grillenkranken Zug dergestalt in sich walten, daß er eine unüberwindliche Neigung fühlte, vorsätzlich ein Schalk, ja ein Schelm zu sein. Verständig, ruhig, gut in einem Augenblick, konnte es ihm in dem andern einfallen, irgend etwas zu thun, was einen Andern kränkte, verletzte, ja was ihm selbst schädlich ward. In allen seinen Arbeiten ging er verneinend und zerstörend zu Werke, was ihm jedoch selbst unangenehm war."

**) Seine ersten Gesänge dichtete Goethe mit einigen Mitgliedern jener Gesellschaft, zu welcher Margarete gehörte. Gemeinschaftlich wurden Gelegenheitsgedichte wie z. B. für Hochzeiten, Begräbnisse u. s. f. verfertigt, und das für dieselben gelöste Geld verzehrt. Vergl. Goethe's Leben 1. Bd. S. 407. und ff.

Digitized by Google

An seinen lieben Seelen und an ihm selber soll sich die göttliche Wahrheit offenbaren, und vermittelst derselben die Aufgabe gelöst werden, und das Ganze sich gestalten. Die Erinnerung an dieselben wird deshalb in der Gewißheit dieser göttlichen Wahrheit zu einer ewigen Gegenwart, so daß diese Gewißheit selbst alle Wirklichkeit ist, zu welcher sich die Wirklichkeit dieser Seelen erweitert oder sich dieselbe zueignet, und so der Dichter in seiner Zueignung denselben das Höchste, nämlich das Göttliche selber, zueignet, das sie sich eben so sehr zu eigen machen, indem er in seinem Bewußtsein mit ihnen und durch sie sich zur Wahrheit erhebt, an welcher sie wie alle mit ihm den innigsten Antheil haben. In dem rein Geistigen also sich mit seinen lieben Seelen vereint wissend, eignet er sich mit denselben dem Göttlichen als aller Wahrheit zu, das mit dem allgemein geistigen Bewußtsein der Menschheit eins das Wesen desselben ausmacht.

Indem nun die Betrachtung der Zueignung uns zu der Gewißheit der derselben zu Grunde liegenden Wesenheit als aller Wahrheit geführt hat, so ist diese Gewißheit auch damit nicht schon dem Anschauenden gegenständlich, sondern, wenn dasselbe selbst von dieser Betrachtung vermittelst des Gedankens durchdrungen wäre, würde es dennoch in dem Inhalte der Zueignung als der wirklichen Wesenheit des allgemeinen Bewußtseins, welche sich in derselben als alle Wirklichkeit vorstellt, nur die selbstbewußte Gegenwart seines objectiven Lebens anschauen. Um aber zur Anschauung und Vorstellung des Wesens selber zu gelangen, muß es zunächst diese seine selbstbewußte Gegenwart vorgestellt anschauen, und vermittelst dieser Vorstellung das Bewußtsein derselben als eines gegen das Wesen Unwahren gewinnen. Das Vorspiel auf dem Theater ist näher diese Vorstellung oder hat vielmehr dieselbe zu seinem Inhalt, und folgt darum nothwendig der Zueignung, zu welchem letztere sich aufhebt.

Als vorgestellte Wirklichkeit des Bewußtseins bringt deshalb unser Dichter dieselbe, wie er sie unmittelbar vorfindet, und damit seine Zeit, die wie in der Wissenschaft so auch in der Kunst leider an das Beste nicht gewöhnt ist, auf das Theater, indem er in dem Bewußtsein, die dem allgemeinen Bewußtsein der Menschheit gegenständliche göttliche Wahrheit in dem Elemente der Dichtung verwirklichen zu wollen, sich die nähere Beziehung des Anschauenden auf diese seine Verwirklichung vorstellt. Jedoch stellt das Vorspiel die gegenwärtige Zeit nicht als diejenige vor, welche das allgemein concret vernünftige Bewußtsein selber wäre, sondern nur die Gemeinheit desselben; jenes dürfte schon deshalb unmöglich sein, weil der Kunstinhalt der Tragödie die der gesammten Menschheit offenbare göttliche Wahrheit selber ist. Also dem gemeinen Bewußtsein wird seine Flachheit in diesem Vorspiele zur Anschauung gebracht, und demselben gleichsam als sein Wesen vorgehalten, damit es angeregt werde, sich zu höheren Vorstellungen, als seine gewöhnlichen sein mögen, zu erheben. Zugleich schaut es sein Verhältniß in diesem Vorspiele zur Tragödie an, so wie unser Dichter in demselben die Anerkennung der nothwendigen theatralischen Vorstellung dramatischer Dichtungen ausspricht, aber zugleich auf das gewöhnliche Theaterwesen aufmerksam macht, indem er andeutet, daß diese Tragödie sowohl für das Theater bestimmt als auch über die Vorstellung auf dem Theater hinaus sei.

Näher aber ist dem Anschauenden überhaupt in dem Vorspiele zu verstehen gegeben, daß es in der Tragödie nichts Gewöhnliches erwarten solle, sondern das Göttliche selber, indem sie das Höchste und Heiligste zu ihrem Inhalt habe, vorgestellt erkennen müsse. Nicht den Schein des irdischen Lebens, sondern den Einklang desselben mit dem ewigen, welcher die Welt in sein Herz zurück schlingt, will der Dichter aus seinem Innersten entfalten, und darum soll jeder, der sich zur Vorstellung dieser Welt erhebt, auch in der Tragödie diesen Einklang anschauen und sich in die dieselbe bewegende Vernünftigkeit, um in ihr seine eigene allgemeine Vernunft zu erfassen, vertiefen und vergessen. Für einen Spiegel soll die Tragödie genommen werden, in welchem der Mensch weniger sich selbst, als vielmehr das allgemein vernünftig geistige Leben als seine wahre Vernunft und Wesenheit anschaue und erkenne. Also von dem Göttlichen selber durchdrungen ist diese Welt vorzustellen, in welcher die göttliche Vernunft nicht als in einem ihr fremden, sondern als in dem Andern ihrer selbst sich wisse. Alles was aus dieser göttlichen Quelle fließt oder vermittelst derselben aus dem menschlichen Bewußtsein sich gestaltet, ist das Zeitlose, das für keinen Augenblick geboren der Nachwelt unverloren bleibt, wenn alles Andere nur der Mitwelt als dem gemeinen Bewußtsein Spaß macht.

Das Anschauende, welches theils in dem Vorspiele zur Vorstellung des göttlichen Inhaltes der Dichtung angeregt ist, theils vermittelst desselben das Bewußtsein der Wesenheit als der die Welt durchdringenden Wahrheit gewinnt, schaut deshalb seinem Begriffe nach sich als dasjenige an, was sich zur Anschauung und Vorstellung seiner göttlichen Wesenheit erheben muß, aber gegen welche es sich selber als ein Unwahres weiß und vorstellt. Vermittelst dieser Vorstellung seiner selbst als des Unwahren gelangt es aber zur Vorstellung des allein Wahren, das als nur vorgestellt das göttliche Wesen im Himmel ist, und im Prolog als der Herr im Himmel angeschaut wird.

Mit der Fortbildung des Anschauenden vermittelst des Vorspiels hat sich denn auch die Tragödie jener vorgestellten Wesenheit gemäß weiter entwickelt, und deshalb den Himmel als das Unendliche und Wahre, gegen den das Anschauende sich als das Unwesentliche vorstellt, nach dem Vorspiele entfaltet, in welchem Himmel der Herr das geistige Wesen oder der göttliche Geist und deshalb der christliche Gott *) ist. Indem es als wirkliches Bewußtsein das Unwesentliche dem Himmel gegenüber sich befindet, oder vielmehr denselben als ein Jenseits aus seinem Gemüthe vermittelst der Vorstellung hinausverstellt, ist das Wesen ein demselben Fernes, weshalb es wohl bei seinem Herrn im Himmel, aber nicht in sich selbst mit diesem Wesen eins ist. Auf dieselbe Weise weiß es das allgemein geistige Bewußtsein der Menschheit nicht als das Bewußtsein dieses Himmels, das es darum dem Herrn als die himmlischen Heerschaaren zugesellt und deshalb in dem Himmel anschaut. Denn es ist sich eben so wenig jener den Herrn umgebenden Heerschaaren, welche Vorstellung derselben im Himmel dem Begriffe der Einheit des göttlichen und menschlichen Geistes vollkommen entspricht, als des aus seinem Gemüthe hinausverstellten allgemein geistigen Bewußtseins bewußt. Der Vorstellung ist das göttliche Wesen als der Herr im Himmel der unwandelbare, das die himmlischen Heerschaaren ausdrückende allgemeine Bewußtsein aber, weil es die göttliche und menschliche Natur in einer Einheit vorstellt, unwandelbar und wandelbar zugleich, nur so daß beides als getrennt und ausschließlich erscheint. Die himmlischen Heerschaaren theilen sich deshalb in unwandelbare oder gute, und wandelbare oder böse Engel. Die guten sind als die unwandelbaren und deshalb blos abstracten eine unbestimmte Vielheit, sie sind Schaaren, die ihr concretes Selbst in dem göttlichen Wesen als der allgemeinen Selbstheit, nämlich dem Herrn, anschauen, aber die bösen Engel als die wandelbar gewordenen und darum abgefallenen gewinnen ihr Bewußtsein in dem Teufel als in der individuellen Selbstheit. Ein abgefallener Engel bleibt aber, wie Shakespeare sich ausdrückt, dennoch immer ein Engel, der von Zeit zu Zeit den Alten gerne sieht und mit ihm zu brechen hütet, weshalb wir denn auch Mephistopheles im Himmel unter dem Gesinde antreffen.

Während die Erzengel die Unwandelbarkeit des Herrn und seiner Werke preisen, und damit ihrem abstracten Begriffe entsprechen, spricht Mephistopheles die Ironie dieses Begriffes aus, wenn er zu dem Herrn sagt, daß sein Pathos, im Falle er sich das Lachen nicht abgewöhnt hätte, ihn gewiß zum Lachen bringen würde. Nicht das Unwandelbare, Abstracte, sondern das Wandelbare, Concrete, Lebendige stellt er vor; aber weil das Unwandelbare als das geistige Wesen die Wesenheit des Wandelbaren ausmacht, ist dasselbe nicht nur das Unwandelbare als solches, sondern das in dem Wandelbaren Unwandelbare, was denn der Herr dem Mephistopheles hinsichtlich des Faust auch zu verstehen giebt. Nur aus diesem Begriffe des Wesens kann die ausschließliche Unterredung des Herrn mit dem Mephistopheles im Himmel und der Inhalt dieser Unterredung begriffen werden **).

Indem nun dem Anschauenden der Himmel gegenständlich ist, und der Begriff desselben in der Weise der Vorstellung angeschaut wird, der in dieser seiner Vorstellung den Glauben des Anschauenden ausmacht und denselben zu seinem Inhalt hat, ist dieser der vorgestellten Wesenheit des Anschauenden entsprechende Himmel alle Wahrheit, von welcher das Anschauende als seiner alleinigen Wesenheit durchdrungen ist. Deshalb muß dasselbe durch die Anschauung und Vorstellung des Inhalts der Unterredung des Herrn mit dem Mephistopheles im Himmel in seinem innersten Gemüthe um so mehr ergriffen werden, als diese Vorstellung des Himmels als aller Wesenheit und Wahrheit in demselben wurzelt. In dem Himmel selbst also als dem seinem Begriffe der Vorstellung nach Unwandelbaren schaut es zugleich das Wandelbare an, so daß darin nicht nur die Möglichkeit, sondern als Mephistopheles selbst die Wirklichkeit desselben vorgestellt ist, und das Anschauende vermittelst dieser Vorstellung und damit seines Glaubens zur Vorstellung der Wandelbarkeit selbst des Himmlischen und Ewigen hingeführt wird. Näher aber erzeugt diese Vorstellung, daß selbst das Himmlische und Göttliche sich

---

*) Daß der Herr hier der christliche Gott und deshalb der göttliche Geist ist, deutet auch Cornelius auf dem Titelblatte seiner Bilder zum Faust an, indem in einem ungleichen Quadrate der Herr in der Mitte mit einem Halbkreis von Engeln umgeben die dreifache Krone auf dem Haupte trägt und die Weltkugel mit dem Kreuze in der Linken hält, anstatt in den Bildern zum Faust von Retsch der Herr ohne die dreifache Krone und das Kreuz nicht den christlichen Gott ausdrückt, und deshalb der Begriff des Wesens nicht erfaßt ist.

**) Vergleiche das Buch Hiob Kap. 1.

Digitized by Google

seiner entfremden können, von Seiten des Anschauenden selbst die Vorstellung einer möglichen Entfremdung von seinem Himmel und damit von seinem Glauben als aller Wesenheit und Wahrheit, vor welcher Entfremdung denn der Himmel als solcher sich verschließt, und Mephistopheles nur noch allein übrig bleibt.

Aber diese Vorstellung wird eben wegen der Form des Bewußtseins zur Gewißheit selber, welche denn das dem Himmel entfremdete Selbstbewußtsein ausmacht. Als solches ist es sich selber die Wirklichkeit das Wesenlose, und wie es in der Gewißheit seiner selbst dem Himmel entsagt, ist demselben auch die wirkliche Welt eine entweste Wirklichkeit, in welcher das Göttliche und Wahre nicht gegenwärtig ist. Denn mit dem Himmel ist dem Bewußtsein das Göttliche entflohen, das sich selbst nun dafür zum Inhalt gewonnen hat, weil es ohne den Himmel nur von sich erfüllt das Wissen von sich selber, und als solches von der göttlichen Wahrheit entfernt, nur der menschliche Geist in seiner einzelnen Selbstheit ist.

Mit dem entflohenen Himmel ist das Ewige und Himmlische dem Irdischen gegenüber ein für das sich selbst als die Wesenheit erfassende Selbstbewußtsein Unwirkliches, das darum als Gegenstand der Wissenschaft dem Erkennen und Wissen entflieht, weil das auf die Erkenntniß desselben ausgehende Bewußtsein sich selbst die Wirklichkeit und Wesenheit ist, und sich als solche festhält. Insbesondere trägt solche Wissenschaft dazu bei, das Bewußtsein dem Göttlichen zu entziehen und demselben seinen Himmel zu entwenden, indem sie dem Wissen als ihrem Elemente den Inhalt der mit der göttlichen Wahrheit erfüllten Vorstellung nicht zu ertheilen vermag. Als Wissenschaft des Himmlischen strebt sie wohl, die in der Vorstellung wurzelnde Wahrheit zu wissen, weil aber das erkennende Bewußtsein sich in seinem Wissen nicht zu derselben entäußert, und damit ihre vorgestellte Form nicht in das Wissen erhebt, überhaupt diese Vorstellung nicht begreift, bringt sie das Bewußtsein zu der Gewißheit, Nichts wissen zu können. Denn dieses Himmlische ist und bleibt als Gegenstand des Wissens ein Jenseitiges, und tritt nicht in die diesseitige Gegenwart des Bewußtseins ein. Das dem Himmlischen gegenüberstehende Irdische ist die natürliche Welt als solche, welche eben deswegen als Gegenstand der Wissenschaft die wissenschaftliche Form zur Weise des sinnlichen Wahrnehmens herunterseßt, und darum keinen Anspruch machen kann, Ausdruck des Gedankens und der Vernunft zu sein.

Beide Seiten solcher Wissenschaft, nämlich die des Himmlischen und die des Irdischen entsprechen keineswegs dem Begriffe der Wissenschaft. Denn in diesen Weisen ihres Inhaltes entbehrt die Wissenschaft aller substanziellen Wahrheit, so daß sie als eine Wissenschaft des Himmlischen nicht in ihr selber das göttliche Leben offenbart und enthält, und als eine Wissenschaft des Irdischen nicht das Vernünftige in ihrem Gegenstande erkennt, damit das Bewußtsein, das sich in solchem wesenlosen Wissen herumgetrieben, zuletzt durch all' sein Lernen, Forschen und Bemühen um keinen Schritt weiter gekommen, diese Wissenschaft als ein Nichtiges und Unwahres erkennt, und als die Verzweiflung an derselben in der Person des Faust den ersten Theil der Tragödie eröffnet.

Johann Baptist Hirscher.

Doctor der Theologie, badischer geistlicher Rath und ordentlicher öffentlicher Professor der christlichen Moral und der Religionslehre, der Sohn eines Landmannes, wurde am 20. Juni 1788 zu Alt-Ergarten, einem abgelegenen Hofe des vormaligen vorderösterreichischen Oberamtes Altdorf, geboren. Da er frühzeitig schon ausgezeichnete Talente an den Tag legte, ward er den Studien bestimmt, die er in der Klosterschule zu Weißenau begann und auf dem Gymnasium zu Konstanz fortsetzte. Nachdem er den philosophischen Cursus zu Konstanz vollendet, bezog er die Universität zu Freiburg, wo er dem Studium der Theologie sich widmete. Als er darauf im Herbst 1810 die priesterliche Weihe erhalten, betrat er zuerst die Bahn der praktischen Seelsorge. Im Winter 1812 wurde er Repetent an der theologischen Facultät und an dem Seminar zu Ellwangen, und zwei Jahre später zugleich Verweser der philosophischen Professur an dem Lyceum daselbst. Im Herbste 1817 erhielt er eine Lehrstelle an dem obern Gymnasium zu Rottweil, und noch in demselben Jahre ward er als Professor der christlichen Moral an der katholisch-theologischen Facultät zu Tübingen berufen, wo er als Lehrer und Schriftsteller mit immer steigendem Erfolge wirkte. Trotz vielfacher Anfeindungen der Römlinge und trotz einer gegen ihn in Stuttgart erhobenen Anklage, blieb H. auf seinem Lehrstuhle, ja die Gnade des Königs ehrte ihn mit dem Ritterkreuze des Ordens der württembergischen Krone. Im Herbste 1837 erhielt er, nachdem er früher sehr vortheilhafte Anträge ausgeschlagen hatte, einen Ruf an die Universität Freiburg, den er auch annahm.

Er gab heraus:

Ueber das Verhältniß des Evangeliums zu der theologischen Scholastik der neuesten Zeit. Tübingen 1823.

Ansichten von dem Jubiläum. Tüb. 1826; 2. Aufl. unter dem Titel: „Die katholische Lehre vom Ablaß," pragmatisch dargestellt, Tüb. 1829; 3. Aufl. 1835.

Betrachtungen über sämmtliche Evangelien der Fasten. Tüb. 1829; 6. Aufl. 1839.

Katechetik, oder der Beruf des Seelsorgers, die ihm anvertraute Jugend im Christenthum zu unterrichten und zu erziehen, nach seinem ganzen Umfange. Tüb. 1831; 3. Aufl. 1834.

Christliche Moral. 3 Bde. Tüb. 1835—36; 2. Aufl. 1836—37.

Betrachtungen über die sonntäglichen Evangelien des Kirchenjahres. Bd. 1, Tüb. 1837; 2. Aufl. 1839.

Einer der gründlichsten, gelehrtesten und aufgeklärtesten katholischen Theologen unserer Zeit, hat H. vorzüglich danach gestrebt, die Wahrheit nach seiner, stets auf tiefen wissenschaftlichen Forschungen beruhenden inneren Ueberzeugung zu lehren und zu verbreiten, und daher trotz allen Anfeindungen seiner Gegner überaus segensreich gewirkt und in den weitesten Kreisen die ehrendste Anerkennung gefunden.

Digitized by Google

Georg Daniel Hirtz

ward am 2. Februar 1804 zu Straßburg geboren und lebt daselbst als Drechslermeister.

Von ihm erschien im Druck:

Gedichte. Straßburg 1834.
Der Jakobstag. Ebendas. 1838.
Der Ottilienberg. Ebend. 1839.
Die Kurbengasse. Ebend. 1840.

Ein anmuthiges, gefälliges lyrisches Talent, das sich mitten unter franzöſischen Einflüssen eine echt deutsche Gesinnung und Lebensansicht bewahrte.

In der Münsterkrone.

(Sonntag 5. August 1838, in der Früh.)

Auf hohem luft'gen Throne
Da sitz' ich wohlgemuth,
Erwinia's Felsenkrone
Hält mich in treuer Hut.

Wohl liegt in süßem Schlummer
Dort unten Mancher noch,
Verträumt des Lebens Kummer,
Befreit vom schweren Joch.

Bin doch nicht ganz alleine
So nah dem Himmelsthor.
Aufschwirrt aus dem Gesteine
Der Dohlen schwarzer Chor.

O, wie so schön hier oben,
Im frischen Morgenlicht,
Das stralend sich erhoben
Und übern Schwarzwald bricht.

Mein Busen auch sich hebet,
Und wonnig pocht das Herz,
Voll heil'ger Andacht schwebet
Das Auge himmelwärts.

Ich bring' im Frühgebete
Dem Schöpfer Lob und Preis,
Auf hocherhabner Stätte
Ob Heil'genbilder Kreis! . . .

Allmälig wird es rege;
Sonntag bricht festlich an!
Der Morgenglocken Schläge,
Sie zittern hell heran.

Und schmetternd klingt von ferne
Der Krieger Festmusik,
Vor stattlicher Kaserne
Erspähet sie mein Blick.

Horch, wie die Hörner klingen!
Wie schallt's herauf so weit
Auf leichten, luft'gen Schwingen:
Glück auf! 's ist Sonntag heut!

O, wie so schön hier oben
Im alternden Gestein,
Von Meisterhand gehoben
In Aether hoch hinein.

Einst unbehauen lagen
Dort in des Kronthals Kluft
Die Felsen, die hier ragen
So künstlich in die Luft.

Wie sich die Bogen runden,
Wie schlank die Thürmlein stehn,
Von Blättern fest umwunden,
Wie bist du, Münster, schön!

Kennt ihr den kühnen Meister,
Der dieses Werk erdacht?
Erwin von Steinbach heißt er,
Er, er hat es vollbracht!

An jenes Berges Fuße
Trat still er in die Welt,
Kam her mit deutschem Gruße,
Baut' Straßburgs Steingezelt.

Nun steht schon manch Jahrhundert
Das hohe Felsenhaus,
Gepriesen und bewundert,
Schaut kühn und stolz hinaus.

Grüßt Badens schöne Gauen,
Des Schwarzwalds dunkeln Kranz,
Und grüßt Alsatiens Auen,
Das weite Rheinthal ganz!

Nicht Grenzen sollten scheiden
Dies biedre Volk, dies Land;
Fürwahr! 's wär' zu beneiden,
Umschläng's ein festes Band!

Verwächst zu einem Stamme
Dies Volk einst und dies Thal,
Glüht eine Freudenflamme
Auf Erwins Ehrenmal!

Konrad Sahspach.

Es lebte einst ein Drechslermeister
Zu Straßburg in der Krämergaß,
Geschickt und klug, ein Weltgereister,
Verstand sein edles Handwerk baß.
Herr Konrad Sahspach hieß der Mann,
Von dem ich dieses rühmen kann.

Eines Tages in die Werkesstätte
Ein ernster hoher Fremding tritt:
„Grüß Gott euch, Meister! Hört, ich hätte
An eure Kunst jetzt eine Bitt';
Hab' mir was Neues ausgedacht,
Will's Gott, so wird's zu Stand gebracht!"

„Schön, edler Herr! Was soll es geben?"
Entgegnet ihm der Meister drauf.
„Hier bringe ich die Zeichnung eben,"
Spricht er, und rollt sie vor ihm auf —
„Da seht ihr, was ich möchte han,
Mit einer starken Schraube dran."

„Hat fast das Ansehn einer Trotte,"
So Konrad Sahspach lächelnd spricht —
„Schweigt, Meister, schweiget! bitterm Spotte
Paßt Raum in eurem Herzen nicht;
Was Großes giebt's, ihr sollt schon sehn,
Das immerdar wird fortbestehn!

Wohl mögt ihr's eine Trotte schelten,
Doch eine Trotte sondrer Art;
Sie wird als theures Gut einst gelten,
Denn Wunder sind ihr aufbewahrt;
Viel höhre Kraft als Traubengeist
Von dieser Trotte leuchtend fleußt.

Durch sie wird Gott sein Wort verbreiten,
Der Wahrheit ewig-reinen Quell,
Der Hölle Macht und List bestreiten
Und Tage schaffen klar und hell.
Der Wahn, der Aberglaube sinkt,
Sobald das Licht am Himmel blinkt."

Voll Ehrfurcht staunt der Drechslermeister
Den fremden hohen Kunden an:
„Steht ihr im Bund der guten Geister,
Und habt von ihnen Macht empfahn?

Digitized by Google

O lieber Herr, die Arbeit neu
Schaff' ich fürwahr nicht ohne Scheu!"

Und bald die erste Drucker-Presse
Durch eines Drechslers Kunst entstand;

Daß man des Meisters nicht vergesse,
Hab' ich den Namen fein genannt.
Längst kennt die Menschheit nah und fern
Hans Gutenberg, den fremden Herrn.

Leberecht Siegmund Jaspis

Doctor der Theologie und Stadtprediger an der Frauenkirche zu Dresden, ist geboren am 20. Sept. 1778 zu Meißen, wo sein Vater Archidiakonus war. Durch den frühen Tod seiner Aeltern ward seine Jugend eine traurige. Er erhielt eine Stelle im Alumneum der Thomasschule und bezog dann die Universität in Leipzig. Seit 1799 studirte er zuerst eine Zeitlang Medicin, und vertauschte später dieses Studium mit dem der Theologie. Nach vollendeter akademischer Laufbahn und zweijährigem Hauslehrerleben wurde er 1804 zum Katecheten an der Peterskirche zu Leipzig und 1805 zum Prediger in Pobles bei Lützen gewählt. Im Jahre 1815 wurde er nach Dresden berufen, wo er seitdem geblieben ist, zuerst als Diakonus an der Kreuzkirche und seit 1837 als Stadtprediger an der Frauenkirche. Im Jahre 1824 hat ihm die theologische Fakultät in Erlangen ihre Doctorwürde ertheilt.

Er schrieb:

Predigten im Sturme der Zeit. Leipzig 1808.
Predigten bei ausgezeichneten Amtsvorfällen. Dresden 1817.
Hodegetik. Dresden 1820.
Ermahnungen eines Vaters an seine Tochter vor ihrem ersten Abendmahlsgenusse. Dresden 1824.
Mahnungen an Jünglinge u. s. w. Dresden 1825.

Weg durch's Leben, oder Rathschläge für Jünglinge, welche sich als Künstler, Kaufleute und Gewerbtreibende würdig ausbilden wollen. Leipzig 1829. 2. A. 1844.
Winke, die Einrichtung der Bürgerschulen betreffend. Dresden 1831.
Das rege Leben auf dem Gebiete der Religionswissenschaft im protestantischen Deutschland. Leipzig 1832.
Die fromme Feier des Abendmahles. 2. Aufl., Leipzig 1832.
Der Schutzgeist edler Weiblichkeit, ein Geschenk für erwachsene Töchter. Meißen 1836.
Kleiner Katechismus Luther's in behaltbaren Sätzen. 3. Aufl. Dresden 1837.
Stimmen aus dem Reiche Gottes. Leipzig 1839.
Die christliche Sittenlehre. Dresden 1845.

Von der Heiligkeit seines Berufes erfüllt, vereint J. namentlich in seinen trefflichen Kanzel- und Amtsreden große Klarheit und echte Toleranz mit Gedankenreichthum, Tiefe und Innigkeit, gehüllt in das Gewand einer meisterhaften Diction. Nicht minder vortrefflich sind seine ascetischen Schriften, wie überhaupt aus Allem, was er veröffentlicht, der rechte Geist christlicher Milde, gehoben durch genaue Kenntniß dessen, was Noth thut, um zu erheben und aufzuklären, zu belehren und zu bessern, hervorleuchtet.

Julius Ludwig Ideler,

geboren zu Berlin am 3. Sept. 1809, wurde theils durch Privatlehrer, theils auf dem französischen Gymnasium zu Berlin gebildet, von wo aus er im Jahr 1821 die Landesschule zu Pforte bezog. Nach seinem Abgange von dort 1828 studirte er anfangs Medicin, dann Naturwissenschaften zu Berlin und Mathematik zu Königsberg. Nachdem er das Examen als Oberlehrer bestanden hatte, beschäftigte er sich vielfach als Mitglied des königlichen Seminars zu Berlin mit gelehrten Forschungen, habilitirte sich daselbst als Privatdocent und lebt jetzt gänzlich geschichtlich-archäologischen und sprachlichen Studien.

Er schrieb:

Meteorologia veterum Graecorum et Romanorum. Berlin 1832.
Ueber die Feuerkugeln und Nordlichte. Berlin 1832.
Ueber die angeblichen Veränderungen des Klimas, in Berghaus „Annalen" 1832.
Ueber den Hagel. Leipzig 1833.
Aristoteles „Meteorologia" in einem nach Handschriften berichtigten Texte, mit Auszügen aus den griechischen Commentaren und mit einem Commentare herausgegeben, 2 Bände. Leipzig 1834—37.
Die Sage von dem Schuß des Tell, historisch-kritische Abhandlung. Berlin 1836.
Kritische Untersuchungen über die Geschichte der Entdeckung von Amerika. Bd. 1.—3., Berlin 1838—39.
Hermapion sive rudimenta hieroglyphices veterum Aegyptiorum. Leipzig 1839, 4., mit einem Atlas von 40 Tafeln.
Ausgabe von Eginhard's „Vita Caroli Magni," 2 Bde., Hamb. 1839, mit Einleitung, Commentar und Urkundenbuch.
Handbuch der englischen Sprache und Literatur. 3. Band. Berlin 1838. (Die beiden ersten Bände dieses Werkes gab sein Vater heraus.)

Ein eben so gründlicher wie geistreicher Forscher, weiß J. seinen Untersuchungen durch vortreffliche Darstellung und geschmackvolle Anordnung noch besonderen Reiz zu verleihen.

Digitized by Google

wurde am 5. März 1807 zu Breslau geboren, lebt daselbst jetzt noch als Professor an der Universität.

Seine Schriften sind:

Ewald und Bertha, idyllisches Epos in 6 Gesängen. Leipzig 1829.
Blätter aus der Brieftasche eines Musikers. Breslau 1832.
Novellen. Das. 1832.
Romanzen. Das. 1834.
Schlesiens Antheil an deutscher Poesie, ein Beitrag zur Literaturgeschichte. Das. 1835.
Tonieben. Novellen und vermischte Aufsätze. Das. 1838.
Breslau vor hundert Jahren. Das. 1840.
Aufsätze, Erzählungen, Gedichte in Zeitschriften u. s. w.

Wärme, Innigkeit, Klarheit und Anmuth sind den poetischen Erzeugnissen K.'s eigenthümlich und würden diesen gewiß eine weit größere Verbreitung erworben haben, wenn ihr Verfasser sich nicht zu bescheiden von allem Treiben des öffentlichen Marktes fern hielte. Seine theoretischen und literärhistorischen Arbeiten zeichnen sich durch gründliche und gewissenhafte Forschung, Scharfsinn und geschmackvolle Darstellung sehr vortheilhaft aus.

Weihnachtssegen.

Novelle.

Ein heiterer Wintertag blickte in Emil's Zimmer und beleuchtete vortheilhaft den behaglichen, mit Bedürfnissen des Ueberflusses und genußverständigen Lebens ausgeschmückten Raum. Das Hausgeräth war von zierlicher Form, die Teppiche, die den Boden bedeckten, hätten dem Empfangzimmer einer elteln Frau keine Schande gemacht, die wenigen Kupferstiche an den Wänden gehörten zu den Musterwerken dieser Gattung, und manche kleine Vorkehrungen, welche die Anmuth einer Wohnung erhöhen, verriethen, daß deren Besitzer eben so erfahren als erfinderisch sei. Diese behagliche Umgebung stand im Widerspruche mit den verfinsterten, innere Aufregung verrathenden Gesichtszügen Emil's, der hastig auf und abschritt, und sichtbarlich in innerem Kampfe begriffen, bald einen zerstreuten Blick auf das lebendige Menschengetriebe in der Straße hinabwarf, dann wieder mit Hastigkeit ein saubergemaltes kleines weibliches Bildniß, das über seinem Arbeitstische hing, ankfarrte, endlich aber sich in den Armstuhl warf, die Augen wie erschöpft mit der Hand bedeckend. Fast zögernd langte die andere nach einem bereits geöffneten zierlichen Briefchen, das auf dem Tische lag; leise und langsam, als gelte es jetzt eine bereits erfahrene Botschaft in allen Einzelheiten genau zu würdigen, las Emil Folgendes:

„Sie sind allzuhart gegen den armen Pringen. Daß er nichts weiter, als ein kaum erwachsener, unbesonnener und unvorsichtiger Mensch voll knabenhafter Gewohnheiten ist, um dessen Erziehung ich mir ein Verdienst erwerben will, müssen Sie doch längst eingesehen haben. Oder halten Sie das Männchen wirklich für gefährlich? Sind Sie im Ernst eifersüchtig? Sonig genug gebrerden Sie sich bereits. Aber wie kemisch ist es doch, daß selbst ein welcklluger Diplomat solchen Gegner fürchtet! Mein Himmel, wie sollen wir armen Schauspielerinnen es denn anfangen, den unbehülflichen Hulbigungen vornehmer Müßiggänger zu entgehen? Sie nähern sich uns, weil wir die abschreckende Blödigkeit der übrigen deutschen Mädchen von selbst abzulegen gezwungen sind, und ihnen bei ihren Studien im Umgange mit Frauen mithin auf willkommene Weise unzählige Verlegenheiten ersparen. Halten sie sich dadurch zu größeren Ansprüchen berechtigt, so übersehen sie, daß wir immer Herren unserer Handlungsweise bleiben, und daß sie durch ihre Ueberschätzung des Scheines, der einmal die heutige menschliche Gesellschaft gefangen hält, uns Schauspieleren nur selbst unterhaltend werden. Dies Schauspiel ist ja das einzige, das uns beluftigen kann. Doch so schlimm, hoffe ich, wird es dem armen Pringen nicht gehen; ich denke nicht daran, es zu arg mit ihm zu treiben, ohne daß man deshalb mir zumuthen könnte, ihn selbst vor mir zu warnen. Voyons, wie er diese erste kleine Herzenserfahrung überstehen wird.

Nun sind Sie hoffentlich beruhigt, lieber Baron? Sie erinnern sich ganz unbefangen daran, wie gänzlich anders gegen Sie als gegen den Pringen ich mich gestellt habe; Sie sehen ein, daß Ihre Eifersucht auf Hirngespinnsten beruhte, und obgleich diese Leidenschaft uns Frauen immer schmeichelt, so sind Sie ohne dieselbe mir dennoch theurer, denn ich weiß dann, daß Sie an mir nicht mehr zweifeln. Also, es bleibt bei meinem Bescheide, gegen welchen kein Widerspruch zugelassen wird. Sie kommen heute nicht zu mir, und ich besuche das von dem Pringen veranstaltete Fest. Wunderlich genug ist sein Einfall, aber bübsch, daß er der hiesigen Künstlerschaft eine Weihnachtsbescherung geben will; wozu wäre er denn gar so reich? Er wird mich unter Allen gewiß nicht am Schlechtesten bedenken, und nun sollte ich dem guten Kinde die Freude verderben? O, das wäre boshaft.

Morgen Mittag zwölf Uhr, nicht früher noch später erwarte ich Sie bei mir. Es ist von der Intendanz des Schauspieles eine neue Kabale wegen der Rolle der Orsina gegen mich im Werke, die mich dringend nöthiget, Ihren Rath zu hören. Adieu! — Sie sind doch wieder gut? nicht? ei freilich! — Zeigen Sie mir morgen ja kein finsteres Gesicht, — sonst —

Sie kennen

Alma."

Aus dem tiefen Nachsinnen, in welches diese dem äußern Scheine nach heiter und sorglos hingeworfenen Zeilen ihn versenkt hatten, wurde Emil durch ein plötzliches heftiges Klopfen an seiner Thür geweckt. Der dadurch Angemeldete trat mit dem fröhlichen Rufe: „Also doch gefunden!" rasch in das Zimmer. „Philibert! Du hier?" antwortete Emil, und umarmte den langentbehrten Jugendfreund. Die Aeußerungen gegenseitiger lebendiger Theilnahme drängten sich so rasch, daß man einiger Zeit bedurfte, um das Gespräch in geordneten Gang zu bringen.

„Hast Du denn zwei Wohnungen?" fragte Philibert. „Deine Wohnung liege am Neumarkte, versicherte man übrall. Deinen Namen fand ich wirklich an der Thüre des Einganges, und doch belehrte mich das herausstretende Zöfchen, Du habest Dich hierher ans andere Ende der Stadt übergesiedelt. Launenhaft warst Du freilich immer und unerschöpflich in geschmackvollen Anordnungen. Wie einnehmend und bequem dieses Zimmer eingerichtet ist! Wie lange gehört es Dir schon?"

„Seit vorgestern. Aber ehe ich Dir auf Deine Fragen antworte, die bedeutsamer sind, als Du denkst, laß mich das Wichtigste wissen, was Dich betrifft. Wie kommst Du hierher, zu welchem Zwecke? ich glaubte Dich noch in Italien."

„Du weißt, daß ich immer ein Feind des Müßigganges war, und um den Aufforderungen dazu, die bei meinen hinreichend begründeten Vermögensverhältnissen nahe genug lagen, zu entgehen, mich als Student in die Arzneikunst vertiefte. Diesem Studium bin ich nun auch auf meinen Reisen eifrigst obgelegen, ja, jenes ist der Zweck von diesen gewesen. Italien habe ich für meine Wissenschaft bereits ausgebeutet; hierher eilt mich der Ruf des großen Krankenhauses, und, nebenbei gesällt mir, was ich vom öffentlichen Leben binnen wenigen Tagen bemerken konnte. Es wird hier für mich, was Arbeit und Erholung betrifft, aufs Beste gesorgt sein, und daß ich Dich, alten Freund, wiederfinde, rechne ich nun gar unter die besonderen Glücksfälle. Aber, aufrichtig gesprochen, ich hoffte Dich frischer, fröhlicher anzutreffen; über Deinen Augen liegt ein Zug des Mißmuthes ausgebreitet."

„Die Zeiten heiterer Undefangenheit, als Du, lieber Philibert, noch mein treuer Gefährte aller lustigen Studentenstreiche warest, sind leider vorüber."

„Das ist sehr wahr; doch hat jedes Alter seine Freuden, besonders bei Leuten, die gesund und unabhängig sind. Du nun gar bist glücklich verheirathet. Dein letzter Brief, den ich vor etwa einem Jahre in Florenz erhielt, war ein dichterisches Gemälde Deines häuslichen Glückes, welches mich meinen Junggesellenstand schmerzlich genug empfinden ließ."

Emil wollte antworten, als sich die Thüre öffnete und eine alte Frau mit einem kaum vierjährigen, schönen, goldgelockten Knaben hereintrat. Der Kleine sprang auf Emil zu und kletterte an ihm hinauf, um ihn eine seltsam angeputzte Puppe, welche den heiligen Joseph vorstellte, herumdern zu lassen.

„Schau, Vater, er nickt mit dem Kopfe, oder schüttelt ihn, wie ich es haben will." —

„Zeig her, lieber Felix, — wahrhaftig, sehr schön, wer hat Dir ihn denn geschenkt?" —

„Die Regine, Vater, es ist ja Weihnachten; und da sind wir auf dem Markte gewesen, dort giebt's einmal schöne Sachen." —

„Ach, es ist wahr, das hatt' ich ganz vergessen, Du armes, armes Kind! Hier, Regine, nehmen Sie dies Geld, und kaufen sie dem Felix Spielzeug; bescheeren Sie es ihm Abends hübsch feierlich, — liebes Söhnchen, lache und freue Dich noch immerhin, wenn auch Dein Vater sich gramt." —

Digitized by Google

„Die gnädige Frau, sagte Regina, hat erlaubt, daß ich ihn Abends zu der Frau Oberhofmarschallin bringen darf, welche ihn eingeladen hat.“ —

„Schon gut, — sehr gut, — gewiß, besser, als wenn Du zu Hause bliebest, lieber Bube, der meine Züge trägt, warum sollte sich Deine Mutter nicht von Dir loszumachen suchen, — doch jetzt geh', Regine, Gott schütze Dich, mein Felix.“

„Leb' wohl, Väterchen, besuch uns bald,“ sagte dieser und hüpfte an der Hand der sorgfältigen Pflegerin zum Zimmer hinaus.

Philibert hatte dies Alles mit aufmerksamem Schweigen beobachtet, und sagte: „Was ich jetzt gesehn, enthält freilich eine wunderliche Antwort auf meine vorige Frage, macht mich aber nur um so neugieriger. Lasse mich nicht in Ungewißheit, Freund, die mich quält; ich liebe Dich noch mit der alten Treue, und sehe mit Kummer Deinen schmerzlichen Blick.“

„Nun wohl, so höre! Mein letzter Brief an Dich hat mit keiner Sylbe gelogen, sondern war das getreue Abbild meines ruhigen glücklichen Gemüthes. In meinem kleinen, aber mit städtischer Bequemlichkeit eingerichteten Schlosse am Erzgebirge, verflossen mir und meiner Frau die Tage zwar etwas einförmig, doch heiter. Sophie kann entzücken, beseligen, — dies verschweige ich mir selbst jetzt nicht, wo jene sonnenhellen Tage wie ein Fernraum hinter mir liegen. Meine Jugendfreunde, welche früher in mir einen stets beweglichen, ja unruhigen Geist, den Angeber bei manchem tollen Streiche gekannt hatten, mochten nicht begreifen, wie ich seit meiner Verheirathung so schnell gelernt hatte dem horazischen Frieden in ländlicher Zurückgezogenheit seine Reize abzugewinnen. Daran, ich muß es bekennen, hatte Sophie den größten Antheil. Der Genuß einer sorgfältigeren Erziehung, als ich sie genossen, gab ihr, wenn es sich um Kenntnisse handelte, oft ein Uebergewicht, das sie mich aber keineswegs fühlen ließ. Von zarter und reizbarer Körperbeschaffenheit hatte sie, seit ihrer Entbindung von dem Knaben, welchen Du eben hier gesehen, oft mit Unpäßlichkeit zu kämpfen, welche sie mir sorgfältig verbarg, um mich nicht zu beängstigen, und die eine stille, anmuthige Heiterkeit ihres Wesens niemals trüben ließ.“

„Du schilderst mir ein Wesen, um dessen Besitz ich Dich beneiden möchte, rief Philibert. Wie hattest Du denn einen solchen Schatz aufgefunden?“

„Auf die einfachste Weise von der Welt. In einer großen Gesellschaft zu Nürnberg, wo ihr jetzt verstorbener Vater als Obrist in Garnison lag. Doch dies thut nichts zur Sache, die ich Dir zu schildern habe. Vor acht Monaten betraf meinen Felix ein großes Unglück. In Folge einer Kinderkrankheit nämlich befiel den armen Knaben ein bedenkliches Augenübel. Die Angst um das Wohl des Kindes brachte mich zu dem raschen Entschlusse mit Sophien und Felix hierher zu reisen, und den Rath eines hiesigen weltberühmten Augenarztes zu erbitten. Wirklich belohnte sich dies; das schon fast gänzlich erblindete Kind ward zwar langsam aber doch vollständig geheilt. Ohne jenen Grund wären wir nicht hiehergekommen, und jetzt stünde Manches anders. —

„Ich begreife wirklich noch nicht,“ —

„Wie meine zu Felix vorhin gesprochenen Klagen zu der Schilderung meines früheren Glücks passen? Ich glaube Dir's; fasse ich es doch selbst kaum. Der hiesige Aufenthalt hat, wie Du weißt, für den Fremden viel Angenehmes, das er anderwärts entbehren mag. Es leben stets Ausländer hier, und verursachen viel öffentliche Lustbarkeiten, Zerstreuungen aller Art. Seit einigen Jahren solcher Erlebnisse entwöhnt, wirkten sie bald auf mich, wie Stimmen aus meiner Jugendzeit. Ich stürzte mich vielleicht zu schnell in die Wogen der Geselligkeit, zunächst freilich aus Langerweile, die die Entbehrung meiner landwirthschaftlichen Geschäfte herbeizog, während meine Frau an dem Bette des Kindes saß, und dasselbe unablässig beobachtete. Als die Genesung vorschritt, besuchte sie allerdings auch einige Gesellschaften, doch war unser Verhältniß dann schon nicht mehr das Alte.“

Emil schwieg hier verlegen einige Augenblicke, als erwarte er eine Frage des Freundes; fast tonlos fuhr er dann fort:

„Kennst Du Alma Lefèvre?“ —

„Die reizende Schauspielerin! Wie sollt' ich nicht!“ —

„Sie ist eine Verwandte des Banquiers Blink, der meine Geldsachen besorgt, und dessen weltkluge Frau ein ganz artiges Haus macht. Dort lernte ich Alma kennen, nachdem ich sie schon von dem ersten Augenblicke an, wo ich sie auf der Bühne gesehn, angebetet hatte. Schweige, Freund, es giebt unheilvolle Kräfte, denen sich kein Mensch, und sei er ein Held an Willenskraft, entzieht, die nur ein Thor läugnet, oder ein Lebensmatter, der kein Recht mehr auf die höchsten Wonnen dieses Daseins hat. Ich näherte mich dem verführerischen Weibe mit Zagen, sie wich mir vorsichtig aus. Umschwärmt von vornehmen und reichen Bewunderern, hielt sie mich lange keiner besondren Beachtung werth; sie benahm sich fein und artig gegen mich, während ihr dunkles Auge irgend einem in der Ferne stehenden Glücklicheren mehr gewährte, als den kalten Zoll geselliger Aufmerksamkeit. Ich schüttete mein Herz vor der Blink aus, welche stolz auf die berühmte Nichte längst meine wachsende Leidenschaft errathen hatte. Diese schalt mich zuerst lachend einen leichtsinnigen Ehemann, dann zeigte sie jenes Mitgefühl, das alte Frauen Liebenden so selten verweigern. Monate verflossen, und Alma blieb eiskalt gegen mich.“ —

„Da hättest Du meinen Rath einholen sollen; Schauspielerinnen zu behandeln, ist doch keine Kunst. Eine Loge zum Benefiz, ein Shawl, ebenfalls eine lobhudelnde Kritik in einer allgemeinen Zeitung.“ —

„Als ob ich dies Alles nicht ebenfalls längst wüßte! Jede Erfahrung aber erlebt eine Probe, die sie nicht aushält. Alma gegenüber dachte ich weder an Pläne, noch Mittel, mir ihre Gunst zu erwerben, ich war wieder Schüler, wieder nur dem unwiderstehlichen Eindrucke hingegeben, der all' mein Denken gefangen hielt, wie jede ihrer Bewegungen magnetisch auf mich wirkte. Ich wußte mich in der Gewalt des Dämons, und schalt mich selbst, um dadurch meine Gluth nur noch mehr anzufachen. Mich zu betäuben, warf ich mich auf das Spiel, das mich früher niemals zu locken vermocht hatte, ach, es geschah nur, um ihre Züge auf jeder Karte zu erblicken! Monat auf Monat verfloß, da gelang es mir durch einen wesentlichen Dienst, den ich als Vermittler zwischen ihr und der mit ihr unzufriedenen Intendanz des Hoftheaters leistete, sie milder gegen mich zu stimmen; sie ward vertraulich, herzlich, ich errang einen flüchtigen Kuß, der mich um zehn Jahre jünger machte, und beinahe zu Unbesonnenheiten verleitet hätte, welche man höchstens einem Studenten zu Gute halten mag.“

„Und wie nahm sich hierbei Deine Frau?“

„Anfangs lachte sie über mich; in den Gesellschaften der Blink mochte man sie jedoch durch boshafte Bemerkungen stutzig gemacht haben; sie ward plötzlich ernsthaft gegen mich, schmollte nicht sowohl, als sie vielmehr mir gegenüber ein dumpfes, unheimliches Schweigen beobachtete. Ich vermied sie; sie weinte, sie bat mich mit Wärme, mit sichtbarer Beängstigung, an ihr nicht zum Verräther zu werden; sie drängte zur Abreise, wofür ich kein Ohr hatte; Felix war wieder gesund, von Hause schrieb mein Oberverwalter Manches, was mich in anderen Lagen gewiß zu schneller Heimkehr bewogen hätte. Ich sah Sophien Tage, Wochen lang gar nicht, oder nur zufällig. Nun wandte sie sich an die Blink, deren Hülfe anflehend, und erreichte so viel, daß diese mir Vorwürfe machte, und versicherte, Alles anwenden zu wollen, um ihre Nichte meinen Nachstellungen zu entziehen. Als ob ich jemals Talente zum Wüstling gehabt hätte, ich, der ich selbst als Jüngling, von den Weibern beachtet und verlockt, eine lächerliche Blödigkeit nie habe loswerden können! Zwischen Alma und deren Tante entstand sogar ein gespanntes Verhältniß, die frühere Vertraulichkeit war sichtbar verschwunden, seitdem diese sich mit einer gewissen Herzlichkeit Sophiens annahm.“ —

„Aber, was soll aus dieser Verwirrung hervorgehn? Emil, könntest Du wirklich Dein Weib,“ —

„Ich habe mit mir gerungen, jedoch vergeblich. Ein freundlicher Blick, ein heimlicher Händedruck vernichtete alle qualvoll eroberte Fassung; hundertmal wollte ich die Schlingen, in denen ich mich immer tiefer verstrickte, zerreißen, mich in der Einsamkeit begraben, und dem fürchterlichen Worte: Pflicht, allein gehorchen, — es gab sogar einen Abend, an welchem ich grauenhaft gedankenlos meine Pistolen aus dem Kästchen nahm, und damit spielte, bis mein Felix hereingesprungen kam, und mit seinem Schrei freudiger Bewunderung der blitzenden Dinger mich wie aus einem gespensterreichen Traume weckte. Ich bekannte Alma meine rasende Leidenschaft, und erhielt nichts, als eine geistreiche Ermahnung zur Geduld als Antwort, ohne daß ich aber darin hätte einen Korb erblicken dürfen. Mit Härte stieß ich Sophien zurück, deren blasse Trauer mich folterte, ich trennte mich von ihr, und verwandte alle Aufmerksamkeit auf Alma's Leben und Treiben. Die Hoffnungen, die diese mir allmälich erweckte, glänzten immer rosiger, und wurden nur durch Eins, durch den Schatten der Eifersucht verdunkelt. Eitel, und beifallslustig ließ sie sich die Huldigungen eines jungen, kaum über die Knabenjahre weggelangten Burschen gefallen; der Prinz Constantin, der hier ungeheure Summen durchbringt, durfte sie am Arme in Salons führen, in denen ich mich freilich unter hundert Männern meines Ranges verlor; wenn nun mein Aerger einmal laut wurde, so tröstete sie mich mit unwiderstehlichem Liebesworte und nannte den Prinzen ein Kind, das noch der Erziehung bedürfe. Ach, sie weiß zu belohnen und zu strafen, zu kränken und zu versöhnen, denn ein unsichtbarer Zauber macht ihr Jeden unterthan, der sich in ihre Nähe wagt.“

„Du bist tief in die Gefahr hineingerathen, armer Schelm, sagte Philibert, und spielst, dünkt mich, ein bedenkliches Spiel, denn Du bist der Sclave, und Alma die besonnene Herrin. Sie

Digitized by Google

kennt den Reiz, den süße Aufschiten gewähren, und der mit der Erfüllung des stündlich wachsenden Wunsches endlich leicht zum Widerwillen wird. Hoffentlich denkst Du doch aber nicht daran, Dich von Deiner Frau scheiden zu lassen, und jener Koquette Deine eheliche Hand zu bieten.“

Emil schwieg, der Freund fuhr fort: „Ich würde Dich hassen können, denn ich verehre Deine Frau, die ich nur aus Deiner Schilderung kenne, und erblicke in Alma nur eine Gestalt, wie sie die in ihrer verkümmerten Sphäre der Unnatur so tief gesunkene sogenannte gute Gesellschaft in unzähligen Exemplaren zeigt.“

„Es ist zu spät,“ seufzte Emil.

„Gewiß nicht, wenn Du ein Mann sein wüßt. Keine noch so furchtbare Macht bedroht unser Leben, von der es nicht irgend eine Erlösung gäbe, wenn wir dieselbe nur aufzusuchen den Muth haben.“ —

„Vorgestern habe ich die Scheidungsklage eingereicht und meinem Anwalt die rechtliche Auseinandersetzung anvertraut; Sophie ward davon schriftlich in Kenntniß gesetzt; sie hat mir in überraschend ruhigem, ja kaltem Tone geantwortet. Sie scheint meiner ebenfalls überdrüssig geworden zu sein, und so kann die Sache keine Schwierigkeit finden; was nützt ein Leben voll innerer Zerissenheit, das von einer ewig unbefriedigten Sehnsucht zerfressen wird? Das Unabwendliche geschieht. Ich habe Alma meine Hand angeboten, uns soll binnen acht Tagen Bescheid erhalten; unterdessen umschwärmt der Prinz sie täglich wie früher, ungeachtet sie, seitdem mein Entschluß mich von Sophie zu trennen stadtkundig geworden, von Vielen als meine Verlobte betrachtet wird. Darüber macht ich ihr denn täglich Vorwürfe, die sie mit ihrer stets siegreichen Liebenswürdigkeit immer gleichsam spielend bekämpft, um mich ihr immer wieder aufs Neue desto unbedingter zu unterwerfen.“ —

Philibert seufzte tief. In dem Blicke des Vorwurfs, den er auf den Freund heftete, lag zugleich viele wahre, herzliche Theilnahme, das dieser sich heftiger bewußtsein fühlte, als wenn Fremder, oder spöttender Tadel ihn berührt hätte. Was wir uns selbst nicht gestehen wollen, spricht lauter, wenn es nicht aus bloßem Widerspruchsgeiste, sondern aus Sorge um unser Wohl gemißbilligt wird. Die klare unverhohlene Darstellung, welche seinem Bekenntnisse das deutliche Gepräge der Unzufriedenheit mit sich selbst verliehen, hatte den Freund tief im Innersten eines wunden Herzens lesen lassen, eines Herzens, das zu schwach, sich selbst zu retten, kühne fremde Hülfe, sei sie auch demüthigend, zu begehren schien. Wie aber war hier zu helfen, wo der Hülfsbedürftige sein Verlangen ängstlich zu verbergen trachtete, dem Unmündigen ähnlich, der in kindischem Trotze die Stimme des Gewissens zu unterdrücken sich bemüht? Wie war in fremder Angelegenheit zu handeln möglich, wenn jede Handlung Gefahr brachte, von einem theuren Freunde als Feind angesehen zu werden? In solcher Selbstberatung versunken saß Philibert neben dem starr vor sich hindlickenden Emil. Der Schlag einer nahen Kirchglocke, welche den herannahenden Abend verkündete, erweckte den Gast aus seinem sorgenvollen Sinnen. Als er aufstand, bat Emil halblaut:

„Verlaß Du mich nicht, Du, der es immer so redlich mit mir gemeint hat. Zürne mir, aber verachte mich nicht, bringe es dahin, mich zu beklagen, denn ich bedarf des Trostes. Doch, über meinem Geschwätze habe ich vergessen, nach dem zu fragen, was ich zunächst erfahren möchte, nämlich nach Deinem Wohl und Wehe; bist Du noch immer der alte, scharf beobachtende Virtuose der Menschenkenntniß, der an Allem Antheil nimmt, nur ein Feind eigener Herzenserlebnisse? Sind Dir die Weiber noch immer nur psychologische und physiologische Probleme? Daß Du Dich über Deinem Studium noch von keinem holden Kinde gefangen lassen? O, wie oft habe ich in den letzten Tagen Deiner gedacht, und Dich beneidet!“ —

„Ei nun, vielleicht hat das Beneiden bald ein Ende.“ —

„Wirklich? Dann gewönne ich Hoffnung, von Dir verstanden und mit mitleidigem Worte erquickt zu werden.“

„Es scheint, daß ich bisher gekommen bin, um hier den Verlust meiner durch so viele Jahre sorgfältig gehüteten Freiheit zu erfahren.“ —

„Du bist erst so kurze Zeit hier, und schon, — rede, Freund, für Liebesgeschichten giebt es kein empfänglicheres Ohr als das des Liebenden.“ —

„Wohlan! Offenherzigkeit hat Anspruch auf Erwiderung. Auch kann ich sehr leicht aufrichtig zu Werke gehn, da ich nicht viel zu verschweigen habe. Es ist wahr, ich habe die Jahre, die man für Täuschung und Poesie als so empfänglich kennt, überwunden, und bin über der Herzensbeobachtung, ehe ich mir's gedacht, ein philosophischer Dogmatiker geworden, der sich selbst zum Schaden die Illusionen, welche ihm die Welt anbietet, zerstört. Der erste Eindruck beherrscht mich nicht leicht, dies weiß ich aus langer Erfahrung, denn die Frauen haben mir oft einen Vorwurf daraus gemacht. Jetzt aber handelt es sich doch um einen ersten Eindruck, mit dem ich durchaus nicht fertig werden kann. Im vorigen Montage, hier noch ziemlich fremd, trieb mich die Langeweile in's Theater. Die mittelmäßigen Kunstpiele, welche man aufführte, unterhielten mich schlecht, auch war das Haus sehr leer. An meiner Seite in der Loge hatten indessen zwei Damen Platz genommen, wovon die jüngere durch ihre zarte edle Gestalt, eine etwas bleiche aber höchst anmuthige und geistvolle Gesichtsbildung, sogleich meinen Blick fesselte. Ein Zug des Leidens verschönte sie ungemein. Auf ihrer Stirn lag der Ausdruck gütden Denkens, aus ihrem Auge leuchtete ein mildes, herrliches, vielleicht etwas schwärmerisches Gemüth. Mund und Hand verriethen mir vornehme Abstammung, worauf auch wohl die ganze Art der Erscheinung und der Bewegungen hinwies. Einer schnell gefundenen Gelegenheit zur Einleitung eines Gespräches vermochte ich nicht zu widerstehen. Die ältere Frau, deren unruhig forschende Augen mich zuerst beinahe gegen die jüngere in die Unterhaltung zu ziehen, es gelang endlich erst durch meine Erwähnung der englischen Theater, zu meinem Vortheil. Ich habe in London viel Gutes nicht bildete. Ich weiß nicht, wie ich darauf kam, meine persönliche Bekanntschaft mit Thomas Moore anzubruten, jedenfalls geschah es zu meinem Glück, denn die lange Schweigsame bekannte sich zu dessen Verehrerinnen. Sie äußerte sich vorsichtig und beschieden, Kenntnisse weit mehr verrathend, als auspreschend. Gegen das Ende des Stücks schenkte sie meinen Worten etwas wärmere Theilnahme. Mir schien, als überraschte sie der Schluß des matten Lustspieles, der mir freilich plötzlich ein die dahin unbekanntes Schmerzgefühl, Folge der Rücksicht auf die jetzt nothwendige nahe Trennung, erregte. Ich hätte sogern mit dem Abschiede gezögert, aber meine gesellige Sicherheit, jener Muth in unerwarteten Verhältnissen, woran es mir niemals gebrach, all' dieß Fridlein meiner Erfahrung standen mir nicht mehr zu Gebote; ich ich'd dachte, hatte ich über den Eintritt des Dieners, der den Gebieterinnen die Mäntel brachte, erschrocken, ziemlich linkisch empfohlen, — an der Logenthür glaubte ich zu bemerken, daß die Unwiderstehliche mir einen vielsagenden, aber wohmüthigen Blick nachsandte. Auf der Straße angelangt, schalt ich mich selbst ob meiner Ungeschicklichkeit. Ich fragte einige Theaterbeamte nach dem Namen, den ich so gern erfahren hätte, aber vergeblich, und wandelte seltsam aufgeregt und bekümmert nach meinem Gasthofe. Wie groß war aber des andern Tages mein Erstaunen, als der Kellner mir verrieth, ein herrschaftlicher Diener sei mir nachgeschlichen, und habe um meinen Namen Erkundigung eingezogen. Die Wahrheit seiner Aussage ward heute bestätigt, als ich ein anonymes Briefchen von Frauenhand geschrieben erhielt, worin ich auf ein völliges Stelldichein auf diesen Abend bestellt werde. Ein Jokey solle mich am neuen Markte erwarten und geleiten. Zuerst wollte ich an meiner neuen Bekanntschaft bereits irre werden, doch bin ich zu vorsichtig, um nach dem ersten Scheine zu verurtheilen, und bin außerdem durch einige Stellen des Briefes zu dem Entschlusse bewogen, hinzugehen. „Lassen Sie sich nicht durch den Schein abschrecken, wird mir darin gesagt, als winke Ihnen ein gewöhnliches Abenteuer. Im Gegentheil haben Sie es mit Frauen von Ehre zu thun, welche neulich im Theater Sie zwar zum erstenmale sahen, Sie jedoch als edel und vorurtheilsfrei kennen, und von denen einen Dienst zu erwarten, der Ihnen Ehren zur Freude gereichen wird.“ Wer kann da widerstehen! Das Verlangen meine theure Unbekannte wiederzusehn ist mächtiger als jede Bedenklichkeit, und zwingt mich zu gehorchen. Ich vermuthe aber, daß von diesem Wiedersehen das Loos meines Lebens abhängt; ich liebe, und liebe zum erstenmale; sollte es fruchtlos geschehn, so will ich von Regungen des Seelenlebens, welche, wie ich jetzt fühle, um so heftiger sich geltend machen, je spärer sie ihr Recht fordern, nie mehr etwas wissen.“

„Das sagt Jeder, bemerkte Emil, der mit einiger Zerstreuung zugehört hatte. Die Liebe ist kein Scharlachfieber, das man mit einem Male besteht, sie schleicht sich in allzuverschiedenen Gestalten in die Seele. Uebrigens wünsche ich Dir Glück, und zweifle nicht, daß Du leichter als ich einer Täuschung zu entgehen wissen wirst. Wann sehen wir uns wieder, Freund?“ —

„Morgen gewiß. Und bis dahin keine Uebereilung, Emil, ich bitte Dich darum, um Deines Wohles willen.“ —

„Hüte Dich selbst davor, lieber Warner. Jedenfalle laß uns aufrichtig gegen einander bleiben.“ —

Philibert bekräftigte dies mit einer herzlichen Umarmung, und schied. Es war Abend geworden. In den Straßen wogten zahllose fröhliche Menschenmassen, die, den in tausendfachem Kampenglanze sich entfaltenden Christmarkt zu bewundern, einander

Digitized by Google

drängten. Schmerzbewegt blickte Emil hinab; der Gedanke an Felix verdrängte für einen Augenblick den an Alma. Ein Blick auf deren heutiges Briefchen entzündete gleich darauf wieder die gefährliche Leidenschaft, es litt ihn nicht mehr im Zimmer. Hinab in das wogende Gedränge eilte er, willenlos den wandelnden glücklichen Menschen folgend, welche des Lebens Druck über dem fröhlichen Bilde, das sie umgab, vergaßen. Durch Straßen und Plätze war er schnell geschritten, um sich, wider Vermuthen vor dem Hause des Prinzen Constantin zu finden, dessen Fenster hellerleuchtet herabblickten. Es rollten Wagen vor den Eingang, aus denen leichte, feenhafte Gestalten heraushüpften, mit Kichern und Geschwätz die Treppe hinaufhüpften, und bald eine schaulustige Menge auf der Straße versammelten. Das wunderliche Künstlerfest war Gegenstand der Volksunterhaltung; die Idee ward von dem Einen als ein schönes Zeichen fürstlicher Großmuth gelobt, von dem Andern als Eitelkeitsregung und Uebermuth eines verrückten Verschwenders bekrittelt, wobei indessen die Meisten darin übereinkamen, der Prinz wolle nicht sowohl den Jüngern der Kunst einen frohen Abend bereiten, als sie vielmehr zu Zeugen seiner heutigen Verlobung mit Alma Lefévre machen. Für Emil waren dergleichen Muthmaßungen, so lächerlich er sie fand, martervoll anzuhören; bitterer Groll regte sich in seiner Brust, ohne daß er die Kraft gehabt hätte, den Ort seiner Qual zu meiden. Plötzlich erblickte er unter den ins Haus gehenden Leuten einen Musikanten, der, ihm näher bekannt und zu Dank verpflichtet, durch seine Erscheinung einen abenteuerlichen Einfall hervorrief. Er winkte den Alten in eine dunkle Ecke, und entfernte sich dann mit ihm; nach einer Viertelstunde erschien er an seiner Seite als Musikant verkleidet, in einem Aufzuge, der den wohlhabenden Gutsherrn nicht vermuthen ließ, und schlich, von dem pfiffig lächelnden Alten geleitet, die breiten stolzen Treppen des prinzlichen Wohnhauses hinauf nach dem Zimmer, worin das Orchester den Befehl zur Eröffnung des Balls erwartete. In dem anstoßenden offenen Saale war eine große Weihnachtsbescheerung ausgebreitet, welche, um einen hohen mit unzähligen Kerzen besteckten Baum geschmackvoll geordnet, den Eindruck einer Kunstausstellung gewährte; denn in der That vereinten sich hier die neuesten Erzeugnisse der Kunst, der Mode und des Aufwands. Auf lauter einzelnen Tischchen, über welchen Namen aus Blumen geflochten die einzelnen zu beschenkenden Personen bekannt machten, glänzten hundert kleine Gegenstände, Mittel des Zeitvertreibs und des Genusses, so daß man sich versucht fühlen konnte, das Ganze für einen Jahrmarkt zu halten. Leicht blieb es dabei, zu erkennen, wem die Gunst des Freigebigen am reichlichsten zuströme, denn unter dem Namen „Alma" blitzte und schimmerte so Manches, was den Neid der Nachbarn erregen mußte. Endlich langte der Befehl an das Orchester, eine Fanfare zu blasen, die Hauptthüren des Saales thaten sich auf, an des Prinzen Arm schwebte Alma herein, blühender und im Widerscheine heiterer Lust reizender als Emil sie jemals gesehen haben wollte, hinter ihnen ein lautes fröhliches Völkchen, in Paare geordnet, zum Theil durch Talent weltberühmte Leute, zum Theil ihrer lieblichen Erscheinung wegen überall willkommen. Von dem Lärm des Beifalls und freudiger Ueberraschung, den so mancher gute auch wohl überdreiste Einfall des Gebers erzeugte, ward die Symphonie übertönt. Alma betrachtete die ihr gewidmeten Gaben lächelnd und schweigend, nur aus dem Blicke, mit welchem sie zum Prinzen trat, und ihm die Hand reichte, ließ sich für den scharfsichtigen Emil mehr, als für seine Ruhe günstig war, entnehmen. Die Bescheerungsfeierlichkeit war vorüber, Dienerschaft eilte herbei, und binnen geringer Zeit war der Saal geräumt, und zum Ball einladend hergestellt, wozu sich sofort die lebenslustige Gesellschaft bereit zeigte. Viele Kunstfreunde hatten sich zu dem Feste eingefunden, Mitglieder der ersten Familien des Reiches brachten den gefeierten Töchtern Thaliens und Euterpens ihre Huldigungen dar, und bald war die Lustbarkeit im Gange, oder vielmehr im Fluge, den die leidenschaftlichen Rhythmen der Wiener Walzer immer leichter beschwingten. Emil schlich sich, glücklich unbemerkt geblieben zu sein, fort. Gezwungen, den Weg durch ein leeres Vorzimmer zu nehmen, das zum Büffet eingerichtet worden, berührten Laute einer bekannten Stimme sein Ohr; aus einem anstoßenden Kabinette, einer Frühlingslaube mitten im härtesten Winter, drangen sie, nur Einzelnes blieb dem Vorübergehenden vernehmbar: „Prinz, ich kann heute noch nicht Ihren Antrag beantworten, ich kann es noch nicht, gewiß nicht, Sie überraschen mich." — — — diese Worte klangen noch furchtbar in Emil's Ohre nach, als er schon auf der untersten Treppe sich befand. Hier hielt den Träumenden ein Jokei auf, in welchem er den der Blink, einen Neuling erkannte, verstohlen sich umsehend, wie etwas suchend:

„Guter Freund, es giebt ein Trinkgeld zu verdienen. Dies Billet muß baldigst dem Fräulein Alma Lefévre zugestellt werden, aber heimlich, hört er, heimlich! hier, nehm' er, mach' er es geschickt, adieu!"

Fort war der Bursche; mechanisch mit dem Kopfe nickend hatte Emil das Briefchen genommen; daß er des an seinem Arme baumelnden Fagottes halber für einen Musikanten gehalten werden mußte, war ihm selbst entfallen; es ward ihm schwer, sich nicht zu verrathen, denn in ihm tobte die unbezähmbare Gluth der Eifersucht, da rissen ihn herabkommende Personen aus der Bewußtlosigkeit. Auf der kalten, leeren Straße stand er nun und las bei dem Scheine einer Laterne die Ueberschrift: „à Mademoiselle Alma Lefévre, en ville"; die Hand der Blink war unverkennbar, der Zettel rollte zwischen seinen Fingern hin und her, wie zufällig entfaltete er sich, der übereilten Handlung sich schämend, und doch von den wüthenden Furien der Rache gepeinigt; unstät flog sein Blick über folgende Zeilen:

„Vorsicht, meine kluge Nichte, nur heute keine Uebereilung! der Prinz wird heute alle Minen sprengen lassen, und so welterfahren Du bist, kenne ich Dich doch als sehr eitel. Darum schicke ich Dir jetzt noch meine Warnung. Wenn der Prinz mit Dir eine sogenannte bürgerliche Ehe schließt, wie zweifelhaft, wenn auch blendend ist dann Dein ferneres Schicksal! Der Hauptzweck war ja bisher, durch seine Nähe Deinen treuesten Anbeter zu einer entscheidenden Erklärung zu bringen. Dies ist gelungen. Das Loos, was dieser Dir bietet, ist ein sichres, ehrenvolles, und seine Ehescheidung soll ungestört erfolgen, darauf verlasse Dich. Ich bin von Sophiens Zutrauen zu mir fest überzeugt, und habe für Dich auf's Umsichtigste gesorgt. Ihre Liebe zu dem Gemahl ist erschüttert, ihre Phantasie ist auf's Neue beschäftigt, Dein Triumph erfolgt gewiß. Noch einmal, sei so freundlich gegen den Prinzen, als Du willst, aber nimm den treuen, gutmüthigen Seladon, der Dich selbst, wenn Du dies als Bedingung Deiner Hand aufstellst, noch weiter Komödie spielen läßt. Eiligst (denn ich habe diesen Abend noch ein wichtiges Werk zu vollführen), aber getreulichst

Ida Blink.

Der Seelenzustand, in welchem der durch vorüberjauchzende Menschen auf den seltsamen Aufenthaltsort aufmerksam gewordene Emil durch die Straßen schlich, gränzte an Betäubung, an Zerknirschung. Ein Spielball schlauer Ränke, nicht geliebt, nicht einmal geachtet, solche Demüthigung der Lohn für eine That, die sich jetzt in der Gestalt des Verbrechens vor ihm erhob, — sein Blut rollte fieberhaft durch die Adern, mitten in dem schneidenden Nordwind ward ihm so heiß, so weh; — neben ihm war schnell ein Volksgetümmel entstanden, um so unerwarteter als Läden und Kauftische sich längst verfinstert hatten, und Jeder eiligen Schrittes die warme Behausung suchte, — es sei ein Kind übergefahren worden, erzählten sich Leute; vor dem Ohre des unglücklichen Mannes glitt Alles, was sie sprachen, ohne seine Theilnahme zu erregen, vorüber. Er suchte in dumpfem Sinnen verloren sein einsames Zimmer auf. Wie anders war Alles noch vor einem Jahre, wie jubelte da Felix auf seinem Schooß über die bunten Bilder, welche die Mutter vor ihm aufrollte. Vorüber, sagte er leise zu sich selbst, vorüber ihr Spukgestalten, ich bin einsam, elend, verachte Dich selbst, Emil!" —

Jetzt klopfte es ängstlich an seine Thür; bei dem Scheine einer kleinen Laterne trat hastig Regina in's dunkle Zimmer; weinend sagte sie: „Ach, gnädiger Herr, kommen Sie doch schnell zu uns, Felix stirbt; kommen Sie sogleich, die gnädige Frau läßt Sie beschwören —"

„Ich komme," rief Emil, und flog schneller, als die Wärterin ihm folgen konnte, nach Sophiens Wohnung. Im Vorflur schon vernahm er ihr lautes Weinen, er trat hastig in das Zimmer, da lag die verzweifelnde Mutter mit fliegendem Haar auf den Knieen, vor dem Bette, worauf Felix ausgestreckt, todtesbleich, mit blutendem Haupte, erblickt ward. Ein Dienstmädchen, das noch um das Kind beschäftigt war, rief ihm entgegen: „Einen Wundarzt, um Gotteswillen, er verblutet sich!

Sophie wandte sich: „Emil, erbarme Dich, Dein Kind stirbt, es ist übergefahren worden." — „Ich bringe einen, sagte jetzt die eintretende Regina, an Ihrem Hause gnädiger Herr, kam eben, als sie fort waren, der Herr, den ich heute Nachmittag bei Ihnen gesehen habe, vorüber, er erkannte mich, und fragte, warum ich weine, da erzählte ich, — da sagte er, — er legt schon draußen den Mantel ab —"

Die Thür öffnete sich, Philibert trat ins Zimmer, Sophie flog auf ihn zu, jetzt fiel ihr Blick auf sein Gesicht, — mit einem heftigen Schrei stürzte sie zu Boden. Philiberts Mienen hatten sich wie von einer starken Gemüthsbewegung heftig verzogen, doch faßte er sich sogleich, gab der Zofe ein kleines Belebungsmittel für die Ohnmächtige, die von Emil in das Seitenzimmer getragen wurde, und trat dann zu Felix, um die Kopfwunde aufmerksam zu untersuchen.

Regina gesellte sich zu ihm, und berichtete: „Als ich den Kleinen aus der Gesellschaft holen wollte, war es schon dunkel; die gnädige Frau hatte ihren Wagen befohlen, weil sie doch zu der Frau Räthin Blink fahren wollte, ich dachte aber, es ist besser, daß ich nicht warte, bis der Wagen zurückkommt, denn

Digitized by Google

Felix wird schläfrig, wenn acht Uhr vorüber. Die kleine Strecke wird er wohl zu Fuße gehn; so sagte ich denn der gnädigen Frau kein Wort, sie hatte, schien es, den ganzen Abend so viel zu denken, daß ich gar nicht wagte sie anzureden, und so hatte sie nach Felix zu fragen vergessen. Ich hole auch den Kleinen ab, der lustig mit seinem Pfefferkuchen neben mir herspringt, — da kommt plötzlich ein Wagen um die Ecke, schleudert das Kind auf die Seite, und rollt weiter; die Leute liefen auf mein Geschrei zusammen, sie sagten, es sei der Wagen von der Schauspielerin Lefevre gewesen, schimpften, und schrieen dem Kutscher nach, doch der war über alle Berge, und ich brachte mit zweier Träger Hülfe das blutende Kind nach Haus. Ach, Herr Doctor, wenn es doch leben bliebe, ich finde sonst keinen Frieden mehr auf der Welt.“—

Philibert ader schwieg, und legte sorgfältig einen Verband um des Knaben Stirn. Emil kam von Sophien zurück.

„Sie erholt sich schon, es wird wohl vorübergehn. Aber, Freund, wie steht es um mein Kind? Aufrichtig, werde ich's verlieren? Sprich!“

„Diesmal kommst Du mit dem Schrecken davon; die Aerzte hätten ihrer Verzweiflung sparen können, und lieber verständig gleich selbst einscheinen; er wird sich bald erholen. Es scheint mir nur eine leichte Quetschung zu sein, das Wagenrad hat ihn sicher nicht berührt.“ —

Hier machte Felix eine leichte Bewegung mit der Hand, öffnete die Augen, und flüsterte: „Regina, bitte, bitte um Wasser.“

„Wie ich voraus sah, sagte Philibert, war das Ganze nur eine Betäubung, das Kind wird vielleicht morgen schon wiederhergestellt sein.“

Emil blickte zum Himmel auf; die schmerzbewegten Züge wurden durch ein Lächeln des Dankes verklärt. Regina jubelte, und flog in Sophiens Zimmer, ihr die frohe Botschaft mitzutheilen. Philibert schrieb schnell noch ein Arzneimittel auf, packte sein wundärztliches Besteck zusammen und sagte mit innerer Bewegung zu Emil, ihm die Hand reichend: „Leb' wohl, ich verlasse diese Stadt morgen, wir sehen uns schwerlich jemals wieder. Leb' wohl.“

Er winkte dem Ueberraschten zu schweigen, trocknete eine Thräne, und verließ das Zimmer; Emil wollte folgen, und unterließ es nur auf einen ungemein ernsten, bittenden Blick des Freundes, das Unbegreifliche ertragend. Allein mit dem Knaben, schaute er erst um sich; er befand sich in Sophiens kleinem, freundlichem Wohngemach. Da standen alle die niedlichen Geräthschaften, die er ihrem Wunsche abgetauscht, an Geburtstagen ihr geschenkt hatte. Da hing sein eignes Bild, und sah mit fröhlichen, lebensmuthigen Zügen ihn fast strafend an. Auf dem Schreibtische lag ihr Tagebuch offen, daneben die Feder, sie mußte durch das betrübende Ereigniß über dem Schreiben gestört worden sein.

Regina kam, um nach Felix zu sehen, der ruhig eingeschlafen war, und berichtete: Sophie noch äußerst schwach, liege drin auf dem Ruhebette, und weine viel.

„Bleibe bei ihr, befahl Emil, ich werde bei dem Kinde wachen.“

Die Todtenstille, die ihn nun umgab, nur durch das leise regelmäßige Athmen des Schlafenden unterbrochen, die wohlbekannte, heimliche Umgebung, Alles wirkte wohlthätig beschwichtigend auf sein Gemüth. Die Nähe verschwundener Geister schien fühlbar. Unwiderstehlich zog es ihn zu Sophiens Tagebuch, in ihrem Herzen zu lesen, in dem Herzen, das ihm einst gehört und er genaußam von sich gestoßen hatte. Prophetisch mahnte ihn eine innere Stimme, hier würden Räthsel sich lösen in harmonischer Klarheit, hier werde ein Quell des Friedens sich erschließen, dem Verschmachtenden Labung zu bieten.

Er schlug das Buch auf und las:

Den 5. November.

Wie unglücklich bin ich! Emil's Herz ist mir völlig abgewendet; die Schauspielerin ist sein böser Dämon, und er ist zu weich, zu ehrlich, um ihre Falschheit nur ahnen zu können; sie begegneten mir beide, als ich aus dem Park zurückkam; als unsere Wagen durch das Gedränge genöthigt waren, einen Augenblick neben einander zu halten; wie höhnisch, triumphirend blickte die Liebkose auf mich, während Emil nicht den Muth hatte, mich anzusehen; Felix fragte mich, warum denn der Vater mit der fremden Dame und nicht mit mir fahre; ich drückte das Kind an mein blutendes Herz, und hatte Mühe, ihm meine Thränen zu verbergen.

Den 7. November.

Worin habe ich denn gegen Dich gefehlt, womit Deine Liebe verscherzt, daß Du Dich binnen wenig Monaten gänzlich umwandeln, mich als eine Fremde behandeln kannst? Ich frage mein Gewissen täglich, was ich zu bereuen habe, was ich ablegen oder mir aneignen müsse, um Dir wieder zu gefallen. Wo aber fang' ich's an, Dir wieder beizukommen, ein Gespenst steht zwischen Dir und mir, ein Gauklbild, das Dein Auge geblendet, und Deinen klaren Sinn befangen hat, daß Du mich nicht siehst. O Gott, ich habe bisher nie das Gefühl des Hasses gekannt, o, gieb mir Kraft, daß ich's auch jetzt überwinde, daß ich auf sie, die mein Leben vergiftet, nicht Acht und Verderben herabbeschwöre, daß ich mein schrecklichstes Loos mit Ergebung und Geduld ertrage.

Felix spielt mit seinem Lieblingspferdchen, das der Vater ihm Dich erziehen, Emil, oder willst Du es mir nehmen, daß ich ganz vereinsamt dem Grabe zuwanken soll. Nein, mein Felix, Du bleibst bei mir, nicht wahr, Felix — ich will Dich schützen, wie die Löwin ihre Jungen, kein heuchlerischer Kuß soll Dein zartes Gemüth vergiften, ich will Dich der Schule der Verbrechen fern halten, bis mein Auge bricht.

Den 30. November. Nachts.

....Ich weiß, sie hat Dich auf heute Abend eingeladen, Dich allein; Du bist selig und hoffnungstrunken. Nein, Du hast mich nie verstanden, nie geliebt! So könnteſt Du mich sonst nicht behandeln, so gleichgiltig, so verächtlich, und stehst doch mein vom Weinen müdes Auge. Ich lese im ersten Corinthenbriefe: „Die Liebe trägt Alles, glaubet, hoffet, duldet Alles.“ Wie aber gewönne ich Kraft zu ertragen und zu dulden, was Du mir zusügst! Was darf ich glauben, als daß Gott mich strafwürdig befunden, was hoffen, als Trost jenseits des Grabes! Der Sturm tobt draußen, und jagt die blassen Wolken wie Geistergestalten am Monde vorüber; die Straße ist menschenleer, die Natur ahnt den Winter, der dem Herbste die Herrschaft abringt. In meiner Brust auch ist es Winter geworden, und die Religion selbst sendet keinen wärmenden Sonnenstrahl, nur ein faldes, mitleidiges Mondlicht in die Nacht meines Geistes.

Den 10. December.

Also, Du willst Dich scheiden lassen, Dich auf ewig von mir trennen! Die Blink hat es mir verrathen, ich danke ihr für die schreckliche Gewißheit. Sie ist doch, so weltlich ihr Sinn sein mag, mitleidig, sie hört theilnehmend meine Klagen an, wem denn sollte ich hier sonst mein Herz entdecken, meine Qual vertrauen! Sie schilt auf Alma, und nennt sie falsch und unzuverlässig; sie mag wohl Recht haben. Armer Emil! Du saugst das Gift des süßen Sirenengesanges sehnsüchtig ein, bis Dich Berauschten das kalte Wellengrab umfangen wird. O, wäreſt Du gestorben, ich könnte Dein Loos selig preisen, ich hätte nur über mich und mein Kind, die Verlassenen, zu weinen. Nun aber muß ich, wenn ich den Blick von unserem Jammer abwende, für Dein Seelenheil beten, daß Du nicht für die Ewigkeit verloren gehest, wie Du es mir auf Erden bist.

Die Blink war hier, mir Trost zuzusprechen. Sie beredete mich, mit ihr heute das Theater zu besuchen; fast reute mich die Zusage, und doch fühle ich, daß ich bei dem Gedanken über meinem Unglücke immer hinfälliger werde; ich will es versuchen, mich zu zerstreuen, ich will mich bemühen, mich meinem Kinde zu erhalten — — Gott, wie fürchte ich mich, vor den Augen der Leute zu erscheinen, vor lauter Augen, die mich neugierig, nicht theilnehmend betrachten.

Nachts.

Was hab' ich erlebt! wie wunderbar verändert ist mein Gemüth! Wer mag er sein, der fremde Mann, den ich gesprochen, dessen Worte mich so sonderbar bewegt haben? Ich fühlte mich geheimnißvoll ergriffen, schon als ich ihn zuerst ansah, ich verbot mir selbst, es zu wiederholen, und that es doch unwillkürlich. Heiliger Gott, ist es denn möglich, daß in die äußere Erscheinung eines Menschen ein so mächtiger Zauber gelegt sein kann; ich vergaß mein eignes Leid, wenn ich ihn anblickte; welcher Ernst und welche Milde lag in seinem großen, offnen Auge! Männliche Würde, und doch durch Anmuth von allem Schein der Selbstsucht befreit, athmete jedes Wort, das er sprach; ich hätte ihm Tagelang zuhören können, so unverkennbar äußerte sich der Geist höherer Bildung in seiner Rede. Ich Thörin, daß ich, als er die Loge verlassen hatte, der guten Blink, welche an jedes Ereigniß den Maaßstab des Alltäglichen zu legen sich nicht abgewöhnt, verrieth, wie heftig mich die Erscheinung dieses Mannes überrascht habe. Sie redete so viel ungehöriges Zeug, sie lächelte so bedeutsam, als ich Unbesonnene ausgeredet, wahrhaftig, wenn ich

Digitized by Google

es mir ins Gedächtniß rufe, ich könnte ihr gram werden. Mich durchschauert der Frost der Gewissensfurcht dabei, denn es klang wie die Stimme des Versuchers in der Wüste. O Himmel, hilf mir dies Bild aus meiner Erinnerung vernichten, ich darf daran nicht denken, das Leiden hat meinen Geist zu sehr entkräftet, als daß er einer solchen Uebermacht widerstehen könnte

---

Den 22. December.

Heute ist's geschehn. Emil hat dies Haus verlassen, und mir angezeigt, daß er unsere Trennung für nothwendig finde. Nothwendig! Wie liebt es doch die Schwäche, sich hinter der Schutzwehr äußeren Zwanges, unabänderlicher Fügung zu verbergen. Wenn sein Gewissen ihn entschuldigt, so darf ich nicht seine Richterin sein. — Seltsam! wenn ich an Emil denke, verwandelt sich immer sein Gesicht in das des gestrigen räthselhaften Fremden. — —

Abends.

Die Blink hat doch eine angeborne Freude an kleinen Intriguen. Wie konnte ich daran denken, daß meine wenigen hingeworfenen Worte sie bewegen würden, den Namen des Fremden zu erforschen. Ach, Namen tödten so Vieles, was kein Wort zu bezeichnen versuchen sollte. Philibert! Wie oft hat Emil mir die diesen Namen mit Verehrung genannt! er mag dieselbe gewiß verdienen. Hätte er meine Lage gekannt, gewiß hätte er dagegen sich nicht gleichgiltig bezeigt. Ob er nur seinen Freund hier aufgesucht haben mag? Billigen würde er dessen Schritte nicht, doch, was hülfe es, jetzt wäre es doch zu spät.

Den 23. December.

Dies war ein schwerer Kampf! Unrecht hat die redselige Frau gewiß nicht, wenn sie behauptet, Philibert, der immer auf Emil großen Einfluß geübt, müsse in mein Interesse gezogen werden, er werde gewiß, sobald er Emil's Handlungsweise vollständig kenne, dieselbe mißbilligen. Sein Gesicht trägt ja den Ausdruck des herrlichsten Seelenadels. Sie mag es ganz gut dabei meinen, aber ich wage den Schritt nicht zu thun, eine innere Stimme flüstert mir zu, für mich sei Gefahr dabei, ihn wiederzusehn. Und dennoch sähe ich ihn gern noch einmal, nur noch ein einziges Mal.

Nachts.

Kindische Furcht! Ich will's ihr gestatten, uns in ihrem Hause noch einmal zusammenzuführen, Philibert und mich, die wir uns ja, ehe wir uns kannten, in gleicher Gesinnung gegen einen Dritten begegnet sind. Gewiß, das Weib ist nicht schwach, wo es die Rettung des Theuersten gilt, und meinem Felix bin ich schuldig, jeden Versuch zu wagen, ihm den Vater zu retten. Was ist auch viel an einer flüchtigen Aufwallung, an einem vielleicht zufälligen Wohlgefallen. Was ich von einem magnetischen Rapport gelesen, was Goethe in den Wahlverwandtschaften von Naturkräften sagt, die dem menschlichen Willen nicht unterthan sind, verträgt sich nicht mit dem Begriffe der Liebe Gottes, die, wenn auch sie des Menschen Geschick vorhersieht, ihm doch die Freiheit ließ, dies zu bestimmen.

Den 24. December. Früh 10 Uhr.

Eine heftige Angst befällt mich. Sie hat es dennoch gewagt, die Verwegene, und ich hatte es ihr doch noch nicht ausdrücklich erlaubt. Diesen Abend schon soll ich ihn wiedersehn, — ich zittere; — ob er kommen wird? — o Gott, ich fürchte, daß er kommen wird, das Bild besaht es, das vor meiner Seele steht, — wie soll ich mit Fassung zu ihm reden, — — — die Blink kommt mir fürchterlich vor, sie ist das Organ einer dunklen Macht, die mich beherrscht — — —

Nachmittags.

Felix soll zur Oberhofmarschallin; so ist's gut; ich bedarf Ruhe, mich zu der verhängnißvollen Unterredung zu sammeln. Emil muß gerettet werden aus den Schlingen, denen er sich nicht mehr selbst entziehen kann, und Philibert wird es auch wollen; sein Auge sagte mir, daß er könne, was er einmal wolle.

Abends 8 Uhr.

Ich bin allein. Der Wagen wartet; Mantel und Hut liegen bereit, — ich kann nicht mehr zurück, — o Gott der Gnade, wenn es eine geistige Untreue giebt, wenn ich ihre Regung nicht mit Festigkeit bekämpft habe, so verzeihe mir; ich will mich dafür strafen, indem ich ihr Trotz biete. Dein Arm führe mich, daß ich in keine Sünde willige, und sei es auch nur ein nie zur That reifender Gedanke — — — — jetzt betäube ich mich nicht mehr, ich bin wieder mein. — — —

Hier schlossen die zuletzt immer unleserlicher werdenden Zeilen. Bleich und ernst erhob sich Emil, und trat an des Sohnes Lager. Ein himmlischer Friede war über des Kindes Züge gebreitet, und umfing das Gemüth, das, längst seiner bedürftig, ihn selbst versichert zu haben, sich jetzt Schuld gab. Gefaßt, beruhigt öffnete Emil Sophiens Schlafzimmer, und schlich leise an ihr Bett, — sie schien unruhig zu träumen, er winkte dem Dienstmädchen, sich zu entfernen, vorsichtig nannte er den Namen der Schlafenden. Sie schrak leicht zusammen, und sprach mild:

„Endlich Du bei mir, mein Emil; ich danke Dir, — wie geht es Felix?"

„Gut, liebe Sophie, und Dir?"

„Mir ist leichter, als seit vielen Wochen, ganz als wäre ich von einer schweren Krankheit genesen."

„Wir waren wohl beide recht krank."

Hier erscholl die Stimme von Felix, welcher die Mutter rief; hastig sprang sie auf, sie eilten zu dem Kinde, das erwacht war, und in der ungewöhnlichen Umgebung sich zu fürchten begann; freudig streckte es den Eltern beide Händchen entgegen.

„Nicht wahr, Du bleibst bei mir, Mutter, fragte er?"

„Gewiß, mein kleiner Engel."

„Und der Vater bleibt jetzt auch hier, nicht wahr?"

Die Blicke der Gatten ruhten mit unendlichem Ausdrucke auf einander. Emil schloß Sophie in seine Arme, und flüsterte ihr zu: „Kannst Du verzeihen?" — Sie schloß ihm den Mund mit einem Kusse. — „So wollen wir denn morgen nach dem Frageberge zurückreisen."

Die Uhr verkündete Mitternacht, und die Glocken des Domes läuteten das Christfest ein.

Johann Georg Keil,

Doctor der Philosophie, Großherz. Sächs. Weimarischer Hofrath und seit 1831 Dechant des Stiftes Wurzen, am 20. März 1781 in Gotha geboren, verließ er den ihm nicht zusagenden Kaufmannsstand und widmete sich, angeregt und unterstützt von seinen Freunden Franz Passow und Johannes Schulz in Weimar, den Wissenschaften, studirte Philosophie in Jena, ward dann Bibliothekar an der Großherz. Bibliothek zu Weimar, gab jedoch dieses Amt nach einigen Jahren wieder auf, um sich nach Leipzig zu wenden, wo er seit 1814 privatisirt. In Anerkennung dessen, was er für die spanische Sprache geleistet, ernannte ihn die Real academia española in Madrid zu ihrem Mitgliede, eine Auszeichnung, die vor ihm noch keinem Deutschen zu Theil geworden war. *1833* war er Mitglied der ersten Kammer in der sächsischen Ständeversammlung.

Er veröffentlichte:

Ausgaben mehrer italienischer und spanischer Classiker (Tasso, Bojardo, Boccaccio, Dante, Cervantes). Gotha 1805—1809.
„Vida de Lazarillo de Tormes" von Hurtado de Mendoza, mit deutscher Uebersetzung. Gotha 1810.
„Vida del gran Tacaño" von Quevedo Villegas, mit deutscher Uebersetzung. Gotha 1811.
Italienische Sprachlehre für deutsche Gymnasien und hohe Schulen. Erfurt 1812. 3. Aufl. 1831.
„Gräuliche Unfälle der Liebe," in 6 Novellen, nach dem Italienischen des Cesare Giudici. Erfurt 1814.

Digitized by Google

Elementarbuch der spanischen Sprache. Gotha 1814.
Spanische Sprachlehre ꝛc. Gotha 1817. 2. Aufl. Leipzig 1837.
„La Vita nuova“ und „le Rime“ des Dante. Chemnitz 1820.
Zwei Ausgaben der „Comedias“ Calderons, die erste unvollendet in 3 Bd. in gr. 8. Leipzig 1820—22, die zweite vollendet in 4 Bd. in gr. 4. Leipzig 1827—30.
„Lyra und Harfe“ Liederproben. Leipzig 1834.
Außerdem vermischte Gedichte und prosaische Aufsätze in den Erholungen, im Journal des Luxus und der Mode ꝛc. — Recensionen in der Leipziger Lit. Zeitung ꝛc.
„Märchen und Geschichtchen eines Großvaters.“ Leipzig 1847.

K. hat sich um die Verbreitung und Kenntniß der italienischen und spanischen Sprache und Literatur in unserem Vaterlande große und bleibende Verdienste erworben; die von ihm besorgten Ausgaben zeichnen sich durch Correctheit und scharfsinnige Kritik, seine Lehrbüchter durch Gründlichkeit, Genauigkeit und Deutlichkeit aus. In seinen lyrischen Poesieen endlich offenbart sich ein reiches und warmes Gemüth, dessen Aeußerungen Anmuth und Eleganz der Behandlung besonderen Reiz verleihen. —

Dichters Gesang.

Willenlos thut Dichters Mund
Freud' und Schmerz in Liedern kund!

Wie die Lerch' in Himmelshöhen
Singet nur aus innrer Lust:
So muß auch des Dichters Brust
Freud' und Lust im Lied gestehen.

Und wie jene dann im Bauer
Flötend klaget ihren Schmerz:
So kann auch des Dichters Herz
Nicht verschweigen seine Trauer.

Willenlos thut Dichters Mund
Freud' und Schmerz in Liedern kund!

Der Tag des Herrn.

Heut' ist der Tag des Herrn!
Es zieht mich hin in's Freie,
Den blauen Berg hinan!
Mich blickt mit heil'ger Weihe
Die ganze Schöpfung an.
Es ruhet Sabbathsstille
Noch rings auf weiter Flur;
Es zirpt die muntre Grille
Im feuchten Grase nur.

Heut' ist der Tag des Herrn!
Es steiget hell die Sonne
In ihren hohen Dom,
Und gießet Freud' und Wonne
Aus ihrem Feuerstrom.
Es regt sich neues Leben,
Es regt sich neue Lust
Und fromme Wünsche streben
Aus tiefer Menschenbrust.

Heut' ist der Tag des Herrn!
Es tönen Festgesänge
Vom Kirchlein leis herauf,
Und ernste Orgelklänge
Gie schweben himmelauf.
Es betet die Gemeine
Im engen Gotteshaus,
Ich steh' allein und weine
Hier meine Thränen aus.

Heut' ist der Tag des Herrn!
Die Flur ist meine Kirche,
Der Berg ist mein Altar.
Vom bläulichen Gebirge
Zieht her der Sänger Schaar.
Und Opferdüfte wallen
Von Wald und Wies' empor,
Und Lobgesänge schallen
Vom ganzen Schöpfungschor.

Heut' ist der Tag des Herrn!
Ich sinke betend nieder
Im weiten Gottessaal,
Und stimme meine Lieder
Zum lauten Festchoral.
Ich fühle Gottes Nähe,
Von Andacht tief erfüllt,
Und jedes Erdenwehe
Ist in der Brust gestillt.

Zeit der Liebe.

Liebe schläft, wenn Alles wacht,
Und ist wach in stiller Nacht.

Daß sie ganz sich die enthülle,
Nimm die Stunde wohl in Acht;
Ihre größte Zaubermacht
Gibt sich kund in nächt'ger Stille.
Wie der Fackeldistel Hülle
Nur im Dunkel zeigt die Fülle
Ihrer reichen Flammenpracht:
So wacht Liebe nur bei Nacht.

Verschwiegene Liebe.

Ihr fragt, wie meine Liebste heißt?
Das ist wohl leicht gefragt,
Und wenn ich es euch sagen wollt',
Wär's auch gar leicht gesagt.

Doch nennen werd' ich nimmer sie,
Ob ihr auch scherzt und lacht;
Ich nenne sie ja selber mir
Nur leis in stiller Nacht.

Sie ist so heilig und so fromm,
Die ich zur Lieb' erkor;
Ihr Name klingt so lieb und zart,
Paßt nicht für jedes Ohr.

Er lautet mir wie ein Gebet,
Das mich zum Himmel hebt,
Mir wird dabei so seligmild,
Mein Herz vor Wonne bebt.

Drum fragt nicht, wie die Liebste heißt,
Die sich mein Herz erwählt;
Frag' ich doch nach den euern nicht,
Obwohl ihr's gern erzählt.

Ein Jeder hat so seine Art,
Ihr tragt die Lieb' im Mund;
Ich sprech' nicht gern von meinem Glück,
Mir ruht's im Herzensgrund.

Liebesverschmähung.

Dort auf der grünen Wiese
Steht hell ein wißes Haus,
Da sieht ein feines Mädchen
Zum Fenster oft heraus.

Kam ich von Feld und Wiese
Zurück im Abendschein,
Sah ich zum kleinen Fenster
Zuweilen wohl hinein.

Digitized by Google

Die Schwalben kehrten wieder
Und bauten sich ihr Nest,
Die Schmetterlinge flogen
Zum frohen Hochzeitfest.

Ich zeigt' ihr einst ein Nestchen,
Das hoch am Giebel hing,
Ich zeigt' ihr auf den Blumen
Die bunten Schmetterling'.

Ich nickt' und sah ihr fragend
In's Auge tief hinein;
Sie kehrte mir den Rücken
Und schüttelt' spröde: Nein!

Da bin ich gleich gegangen
Weit weg von ihrem Haus,
Da bin ich fortgezogen
Weit in die Welt hinaus.

Bald kamen mir die Schwalben,
Die Schmetterlinge nach;
Sie aber ist geblieben
Dort unter ihrem Dach.

Sie bringen keine Kunde
Mir von dem Mädchen mein.
Ich weiß nicht, ob sie stehet
Am Fenster noch allein.

Ich aber bin alleine,
Allein im fremden Land,
Und denk' oft an die Stelle,
Wo ich so glücklich stand.

Daß ich vor Schmerz vergehe,
Das weiß ich nur zu wohl;
Doch weiß ich nicht, ob wieder
Zum Haus ich kehren soll.

Der Musikant.

Wir junge Musikanten,
Wir ziehen Abends aus,
Von einem Ort zum andern,
Wir ziehn von Haus zu Haus.

Und wenn ein schmucktes Mädchen
Am Fenster wo sich zeigt,
Steht unser Chor und singet
Und flötet, harft und geigt.

So singen wir der Braunen,
Der Blonden singen wir.
Das ganze feine Städtchen
Ist unser Jagdrevier.

Nur in ein stilles Gäßchen
Schleich' ich mich ganz allein;
Da wohnt mein holdes Mädchen,
Da wohnt die Liebste mein.

Da tönen meine Lieder,
Da tönt mein leiser Sang.
Vielleicht lauscht sie verstohlen
Auf meiner Zither Klang.

Was ich am Tag verschwiegen,
Vertrau' ich kühn der Nacht.
Schlaf sanft, mein süßes Leben,
Treulieb hält sich're Wacht!

Es mögen heil'ge Engel
Rings um dein Lager stehn,
Und in des Traumes Bildern
Mögst du den Liebsten sehn!

Schlaf sanft, du einzig Eine,
Du aller Mädchen Zier!
Und wenn der Morgen taget,
Da nick' Erfüllung mir!

Die ernste Zeit.

Was soll in dieser ernsten Zeit
Dein fröhlicher Gesang,
Jetzt wo der Leidenschaften Streit
Verlangt nach Schwerterklang?

Und hätt' ich in der ernsten Zeit
Nicht fröhlichen Gesang,
Ich läg' im Grabe längst vor Leid
Und innerm Schmerzensdrang.

Jägers Abschied.

Ich bin ein Jägerbursche,
Ein fröhliches junges Blut;
Der Vater war gestorben,
Die Mutter war lieb und gut.

Sie sorgte früh und Abend,
Ersann sich ihr täglich Brot;
Ich zehrt' von ihrem Fleiße
Und lebte von ihrer Noth.

Hör', Mutter, ich muß wandern
Hinaus in die weite Welt;
Ich muß mein Brot verdienen,
Verdienen mir Ehr' und Geld.

So hing ich meine Büchse,
Den ledernen Ranzen um.
Schon stand ich vor der Thüre,
Da kehrt' ich noch einmal um.

Ade, du liebste Mutter,
Es muß nun geschieden sein!
Behalt' mich lieb im Herzen,
Du gütige Mutter mein!

Sie holte aus der Lade
Die kärgliche Baarschaft her.
'S ist Alles, was ich habe,
Gern gäb' ich, mein Sohn, dir mehr.

Geh' stets auf Gottes Wegen,
Mein einziger lieber Sohn,
Dann wird dir schon auf Erden
Zu Theil der Guten Lohn.

Sie hing an meinem Halse,
Benetzt' mich mit Thränenflut.
Ich konnte kaum noch sprechen:
Ja, Mutter, ich bleibe gut!

So zog ich nun von dannen,
Hinaus, in die Welt hinaus,
Bald hatt' ich aus den Augen
Verloren das kleine Haus.

Blumenorakel.

Euch, ihr Blumen, will ich's klagen
Auf dem bunten Wiesenplan,
Ihr blickt mich mit euern blauen
Augen so mitleidig an!

Ihr sollt all' mein Leid erfahren!
Habt vielleicht ihr Trost für mich?
Ihr kann ich es nimmer sagen,
Schweigen muß ich ewiglich.

Ach! sie sieht wohl meine Schmerzen;
Doch sie thut, als säh' sie's nicht.
Sie kann scherzen, sie kann singen,
Wenn mein Herz im Busen bricht.

Digitized by Google

Liebe helle Sternenblume,
Sag mir's an, wenn du es weißt,
Ob mein Sprüchlein heißet Hoffen,
Oder ob's Entsagen heißt.

Laß mich deine Blättchen pflücken,
Eins heißt ja, das andre nein!
Antwort gib auf meine Frage:
Wird sie jemals werden mein?

Sag mir, du Prophetenblume,
Laß mich reine Wahrheit sehn:
Liebt sie mich vielleicht im Stillen
Und will mir's nur nicht gestehn?

Ach! ich kann nicht weiter fragen,
Laß die Antwort lieber sein!
Müßte ja in Leid vergehen,
Wenn du sprächst ein kaltes Nein!

Der Genügsame.

Zwei Fäuste zur Arbeit,
Zwei Füße zum Gehn,
Zwei Ohren zum Hören,
Zwei Augen zum Sehn.

Im Sommer, wenn's heiß ist,
Ein schattiger Baum,
Im Winter ein Hüttchen,
Für Zweie drin Raum.

Im Hüttchen ein Stübchen
Recht heimlich und warm,
Ein herziges Dirnel
Dazu in dem Arm.

Und schön ist mein Mädchen,
Doch hat sie kein Geld.
Doch niemals mein Sinnen
Reichthum gesellt.

Doch hat sie ein Mündchen
Zum Küssen gemacht,
Zwei glanzende Aeuglein,
So schwarz wie die Nacht.

Ein liebliches Stimmchen,
Wie Glocken so hell,
Und niedliche Füßchen,
Wie'n Hirschlein so schnell.

Dabei noch zum Lieben
Ein Herz in der Brust.
Das ist all' mein Reichthum,
Das ist meine Lust!

Ich brauche nicht Ehre,
Ich brauche nicht Geld!
Es fehlt mir ja wahrlich
Nichts mehr auf der Welt!

Der Schnee.

Es war ein Schnee gefallen
In kalter Winternacht,
Die ich bei meinem Mädchen
Mit Scherzen zugebracht.

Ich zeichnet' ihren Namen
Tief in den Schnee hinein,
Und faßt' die theuren Züge
Mit einem Herzen ein.

Als ich nach wenig Tagen
Zum Liebchen wieder schritt,
Da war der Schnee geschmolzen
Und auch der Name mit.

Der Schnee der war geschmolzen,
Die Liebe hatt' ein Ende;
Sie hatt' ihr falsches Herze
Einem Andern zugewend't.

Glaubst wohl, ich soll mich grämen?
Das laß' ich aber sein;
Ich weiß mich wohl zu trösten
Und lach' noch hinterdrein.

An Falschheit stirbt die Liebe,
An der Sonne schmilzt der Schnee.
Ade! du feines Liebchen!
Du falsches Lieb', ade!

Die todte Braut.

Der Buhle reicht' beim Scheiden
Dem Mägdlein seine Hand:
O Lieb, ich muß dich meiden,
Muß in ein fernes Land!

Bewahr mir Lieb' und Treue,
Du feines Liebchen mein.
Ich schwöre dir aufs Neue,
Ich bin auf ewig dein!

Um ihre braunen Haare
Schlang er ein rothes Band.
Dies Band mir treu bewahre,
Soll sein ein Liebespfand.

Noch einmal in die Arme
Er seine Liebste schloß,
Riß sich im stummen Harme
Voll banger Ahnung los.

Und nach drei langen Jahren
Der Buhle kehrt' zurück,
Hatt' lange nichts erfahren
Von seiner Liebe Glück.

Er trat mit frohem Herzen
Hinein in Liebchens Haus;
Da brannten helle Kerzen
Gleich wie am Hochzeitschmaus.

Und in der Kerzen Mitte
Stand hoch ein schwarzer Schrein.
Es wankten seine Schritte,
Es bebte sein Gebein.

Es trat der bleiche Freier
Zum schwarzen Schreine hin;
Er hob den weißen Schleier,
Sein Liebchen lag darin.

Gleich einer weißen Rose
Lag sie, ein Engel rein,
Gefaltet in dem Schooße
Die beiden Hände fein.

Durch ihre braunen Locken
Schlang sich das rothe Band.
Sein Aug' war thränentrocken;
Er faßte ihre Hand.

Du hast mir Treu bewahret,
Bis zu der Todtenbahr';
Mir hat es offenbaret
Das Band in deinem Haar.

Er zog von seinem Finger
Ein goldnes Ringelein.
Es sollt' ein Freudenbringer,
Mein bleiches Liebchen sein.

Nimm es als Liebeszeichen
Im Tode nun von mir;
Ich kann nicht von dir weichen,
War sein ja stets bei dir.

Digitized by Google

Bald sind wir fest verbunden
Im kühlen, stillen Grab! —
Und bald nach wenig Stunden
Senkt' man auch ihn hinab.

Der Schieferdecker.

Der Schieferdecker hing hoch am Thurm,
Am Seile schwebte der Knopf hinauf;
Er faßt' ihn kräftig trotz Wind und Sturm,
Und setzt' ihn der äußersten Spitze auf.
Und unter ihm stand auf der schwankenden Leiter
Der greise Vater, sein treuer Begleiter.

Der Sohn vollbrachte sein Meisterstück,
Es harrte seiner die zitternde Braut.
Er schaute hinab mit sicherem Blick
Und sprach die weihende Rede laut.
Froh jauchzte unten die gaffende Menge,
Und wogt' und wallt' im dichten Gedränge.

Mein Vater! hörst du die Harmonie'n?
O sieh das glühende Flammenmeer!
Die Berge kommen, die Dörfer ziehn,
Und drehen tanzend sich um mich her!
Es faßten ihn schreckliche, finst're Gewalten,
Er zittert und wankt und sucht sich zu halten.

Bet' schnell ein Vaterunser, mein Sohn!
Befiehl die Seele dem gnädigen Gott!
Du stehst nun bald vor des Ewigen Thron,
Drum ruf' ihn an in der letzten Noth!
Verzeih' mir, Gott, meine eigenen Sünden!
Laß beid' uns Erbarmen und Gnade finden!

Und taumelnd stürzet der Sohn hinab!
Und faßte im Falle den zitternden Greis;
Er reißt ihn sich nach in das offene Grab,
Hinab in der flüchtenden Menge Kreis.
Und unten liegen die blutigen Leichen,
Und ringsum waltet ein gräßliches Schweigen.

Die Glocken tönen zum ersten Mal
Vom neuen Thurme mit klagendem Ton.
Wem gilt der traurige Glockenschall?
Er gilt dem Vater und seinem Sohn.
Der Tod hat die Liebenden nimmer geschieden,
Sie ruhen zusammen vereinet in Frieden.

Des Königs Scheiden.

Der König stand auf hohem Söller
Und blickt hinaus ins Abendroth.
Da ward das Herz ihm voll und völler,
Er fühlt's, es nahe sich der Tod.

O könnt' ich doch von hinnen scheiden
Gewissensrein und frei von Schuld!
Ich trüg' des Scheidens bitt're Leiden,
Des Sterbens Schmerzen mit Geduld!

Könnt' ich, o Freund, dich mir versöhnen,
Dem einst ich gab so herben Schmerz!
Wie würd' es meinen Tod verschönen,
Schlüg' nur noch einmal Herz an Herz!

Der König hatt' zur bösen Stunde
Einst seinen Jugendfreund verbannt,
Und wußte längst aus sicherm Munde,
Daß er den edlen Mann verkannt.

Seit langen Jahren irrt' der Arme
Im fremden Lande heimathslos,
Das Haar gebleicht vom schweren Harme,
Trug schweigend er sein herbes Loos.

Da schallt es an des Schlosses Schwelle
Wie Liebesgruß und Harfenklang.
Bringt mir den Spielmann her zur Stelle,
Daß er mir sing' den Todessang!

Der König sprach's, die Diener liefen,
Der greise Sänger trat herein.
Er seufzte aus des Herzens Tiefen,
Und griff in seine Saiten ein.

Er sang von längst verklung'nen Stunden,
Er sang von goldner Jugendzeit,
Berührte heilend alte Wunden,
Besänftigte des Herzens Streit.

Da faßt' ein unnennbares Sehnen
Den lebensmüden Königsgreis,
In sanfte sel'ge Sehnsuchtsthränen
Schmolz seines Herzens starres Eis.

Wer bist du, Sänger, der so milde
Entfloh'nen Jugendtraum du weckst?
Der du des Todes Schreckgebilde
Mit dichtem Schleier mir bedeckst?

Da sank der Sänger ihm zu Füßen,
Umfaßte seines Königs Knie';
Er wollte seine Hände küssen,
Und netzt' mit heißen Thränen sie.

Der König blickt' zum Sänger nieder,
Es füllt' ihn lang entbehrte Lust;
Er hatte seinen Freund nun wieder,
Er hob ihn auf an seine Brust.

So standen beide fest umschlungen,
In stummer Seligkeit vereint.
Der Sänger hat nicht mehr gesungen,
Der König hat nicht mehr geweint.

Das Abendroth sank scheidend nieder,
Die beiden Freunde sahen's nicht;
Verstummet waren Schmerz und Lieder,
Erloschen war der Augen Licht.

Der Kuß.

Trotzig weigerte sie den Kuß und faßte den Becher,
Mich zu höhnen, und küßt' nippend den goldenen Rand.
Ich entwandt ihr jedoch den Pokal und führt' ihn zum Munde,
Und so gab er mir treu, was sie versagte, zurück.

Abschied.

Und nun noch einen Kuß! und dann noch einen, und dann noch
Einen letzten zuletzt! Drei ist der Grazien Zahl! —
Unersättlicher! wie du mir Kleid und Haare zerdrückest!
Schon vom Busen herab fiel mir die Rose geknickt. —
Laß sie fallen, Geliebte! dich schmücken schönere Blumen,
Paphische Rosen sie glühn dir auf den Wangen empor.

Die Verrätherin.

Halte, Verwegener, ein! Willst du den Ruf mir zerstören?
Wenn ein Lauscher uns säh', wüßt' es schon morgen die Stadt! —
Recht, Geliebte! dort brennt verrätherisch lauschend die Lampe.
Sieh, nun ist sie gelöscht! Schweigsam und treu ist die Nacht!

Digitized by Google

ward am 11. August 1815 zu Oberkassel bei Bonn geboren, erhielt eine wissenschaftliche Vorbildung und widmete sich dann in Bonn und Berlin seit 1831 dem Studium der Theologie, promovirte darauf als Licentiat und widmete sich nun dem akademischen Berufe. Im Jahre 1838 bereiste er Italien und kehrte dann nach Bonn zurück, wo er gegenwärtig noch als außerord. Professor der neueren Literatur- und Kulturgeschichte wirksam ist.

Er veröffentlichte:

Predigten über ausgewählte Gleichnisse und Bildreden Christi. Cöln 1842.
Gedichte. Stuttgart und Tübingen 1843.
Lothar von Lotharingen, Trauerspiel nur als Manuscript gedruckt.
Einzelne Aufsätze, Abhandlungen und Gedichte in wissenschaftlichen Sammelwerken, Zeitschriften u. s. w.

Einer der talentvollsten lyrischen Dichter der neuesten Zeit, verbindet K. mit Reichthum der Phantasie und der Ideenwelt tiefe Innigkeit der Empfindung, hohen, würdigen Ernst und seltene Herrschaft über Sprache und Form. Ein eigenthümlicher Geist milder, männlicher Wehmuth, die schmerzlich die Störungen der Gegenwart fühlt, aber den Geist nicht abhält von dem nothwendigen Kampfe mit der Lüge und der Verderbtheit, gewinnt dem Dichter das Herz des sinnigen Lesers, der, wo er ihm begegnet, mit Freuden seinen edeln Gesängen lauscht.

Dietrich von Berne.

Nun höre mich, Vater, nun höre mein Wort!
Nun hole mich heim zu dir.
Bin satt des Lebens und will nun fort;
Was soll der Altersmde hier?
Mein dunkler Vater, nun höre geschwind,
Dich ruft dein gewaltiges Heldenkind,
Der alte Dietrich von Berne.

Seit ächzend die Mutter ans Licht mich gebracht,
Hab' ich nimmer dein Antlitz geschaut.
Nun komm, du dunkler Elfe der Nacht,
Vor dem den Sterblichen graut!
Das Feuer, das du mir gegossen ins Blut,
Es lohet zu scharf, es verzehret die Glut
Den alten Dietrich von Berne.

Bin werth, o Vater, ich bin dein werth!
Genug nun hab ich geschafft;
Es hat zum Tode mein Heunenschwert
Genug der Helden gerafft.
Mich scheuet der Tod, seit ich Hagnen schlug,
Du hole mich nun, das ist Ehre genug
Dem alten Dietrich von Berne.

Nicht blieb zu bekämpfen ein Feind zurück,
Zu Bern steht fest mein Palast;
Die Ruhe, des weichen Alters Glück,
Ist meinem Marke verhaßt.
Wohl jag' ich den Ur in dem finstern Wald,
Doch ist's zu gering mir, drum hole mich bald,
Den alten Dietrich von Berne.

So rief der König, er stand im Forst:
Das hörte der Vater bald:
Auf lauschte der Held, das Gezweige borst,
Ein Hirsch brach her aus dem Wald.
Wohl griff Herr Dietrich zum Waidgeschoß,
Doch hatt' er zur Stelle kein schnelles Roß,
Der alte Dietrich von Berne.

Und wie er sich umsah unmuthsvoll,
Da stand ein mächtiges Roß,
Deß ungeberdiger Hufschlag schell
Und Schaum vom Gebiß ihm floß,
War schwarz und glänzend, da schwang er sich auf,
Und spornt es zum Jagen im schnellsten Lauf,
Der alte Dietrich von Berne.

Da schnaubet das Roß, daß Feuer und Rauch
Den offnen Nüstern entloht,
Und stürmet dahin wie ein Wüstenhauch,
Dem folget der schwarze Tod.
Da hebt sich jauchzend die Heldenbrust,
Da fühlt sich jung wie in Schlachtentlust
Der alte Dietrich von Berne.

Doch jäher und jäher nun wird der Ritt,
Vorbei jagt Felsen und Baum.
Wie könnten die Diener, die Rüden mit?
Nichts fruchtet der straffe Zaum:
Es stürmt, das ist nicht Galopp noch Trab,
Ist Windsbrautsausen; nicht kann er herab,
Der alte Dietrich von Berne.

Ihm schließt sich das Aug' und es starret das Blut;
Doch als er, bekäubt noch, erwacht,
Da schaut er, und höher wächst ihm der Mut,
Den Vater, den Elfen der Nacht,
Der faßet die Hand ihm; wie fühlt er sich stark,
Wie schwillt in den Knochen ihm jugendlich Mark,
Dem alten Dietrich von Berne!

So sprach der Vater: mein stolzer Sohn,
Du hast Dich in Ehren bewährt,
Wol mußt' ich selber dich holen schon,
Schon tättst du ein Geisterpferd:
Drum auf, dich grüß' ich, Schwarzelfe der Nacht,
Nun jagst du mit mir in der wilden Jagd,
Mein starker Dietrich von Berne!

Trost der Nacht.

Es heilt die Nacht des Tages Wunden,
Wenn mit der Sterne buntem Schein
Das königliche Haupt umwunden
Sie still und mächtig tritt herein.
Die milden leisen Hauche kommen,
Der Farben grelle Pracht erblaßt;
In weicher Linie ruht verschwommen
Des scharfen Zackenfelsen Last.

So legt die Nacht mit Muttergüte
Sich um die Seele schmerzenvoll:
Es läutert still sich im Gemüthe
Zur Wehmut jeder bittre Groll.
Die Thränen, die vergessen schliefen,
Nun strömen sie in mächtgem Lauf:
Es steigt aus wunden Herzenstiefen
Ein rettungsahnend Beten auf.

Im Pfarrhause.

Still die Nacht: es weht die Kühle
Von den nahen Bergen her.
Alles träumt in Sommerschwüle,
Schlummer waltet still und schwer.

Mag ich auch am Fenster lauschen,
Schweigt das Leben weit und breit;
Nur ein sanftes Waldesrauschen
Gleitet durch die Einsamkeit.

Hundgebell — im Sternenschimmer
Schleicht ein Reh zur Weide hin,
Und ihr Kind im niedern Zimmer
Singt in Schlaf die Pfarrerin.

Digitized by Google

Selger Friede! Weltverbittert
Flüchtet sich das Herz dir zu:
Durch den wunden Busen zittert
Leis die Ahnung ewger Ruh.

Ja, mein Herz, du könntest tragen
Diese Weltverlassenheit,
Und du würdest stiller schlagen,
Wär' dir solch ein Loos bereit.

Aber auch die Kraft gegeben
Ward dir zu dem heißen Kampf,
Schreitest stark durchs wirre Leben,
Kühn durch Blitz und Wolkendampf.

Wem die harte Faust verliehen,
Die nicht matt wird an dem Schwert,
Dürft' er aus dem Streite fliehen
Zu des Friedens frommem Herd?

Morgen leuchtet! Frisch gewandelt
In des Lebens Noth hinaus!
Trost gekredt und fest gehandelt —
Fahre wohl, du glücklich Haus!

Hermann Kletke

wurde am 14. März 1813 zu Breslau geboren, wo er auch seine Jugendzeit verlebte; befindet sich seit 1837 in Berlin als Privatgelehrter.

Seine Schriften sind:

Gedichte. Breslau 1836.
Almanach deutscher Volksmährchen. Berlin 1839.
Deutscher Liederschatz in alten und neuen Liedern. Das. 1839.
Novellen. Die Bürgerverschwörung zu Breslau. — Die Royalisten in der Vendee.
Geistliche Blumenlese aus deutschen Dichtern. Berlin 1841.
Deutsche Balladen des 18. und 19. Jahrhunderts. (Zwei verschiedene Ausgaben.) Berlin 1841.
Album deutscher Dichter. Berlin 1845.
Handbuch zur Geschichte der neueren deutschen Literatur. Berlin 1845.
Märchensaal aller Völker. 3 Bde. Berlin 1844—45.
Neuer Kinderfreund. 3 Bde. Berlin 1846.

Zartheit der Empfindung, Innigkeit, ein frommer, kindlicher Sinn verbinden sich in seinen Poesieen mit reicher Phantasie und großer Anmuth der Behandlung und bringen einen höchst wohlthuenden Eindruck auf den Leser hervor. — Durch seine Sammelwerke, die sämmtlich durch gründliche Kenntniß, feinen Geschmack und richtigen Tact in der Auswahl bleibenden Werth erhalten, hat er außerordentlich viel für die Verbreitung der Kenntniß guter Poesie in den weiteren Kreisen unseres Vaterlandes gethan.

Daheim.

Schön ist das Leben, schön ist die Liebe,
Reizend der Morgen im sonnigen Licht.
Herz, ja man saget wohl, daß es nicht bliebe,
Aber drum sorge und gräme dich nicht.

Ha welch' ein Abend! es fallen die Blätter,
Wie sich mit Nebel die Fernen umziehn!
O du verdrießliches schauriges Wetter,
Wohin, wohin doch, dir rasch zu entfliehn!

Ei da nur schnell in das heimliche Stübchen,
Sieh' im Kamine schon lodert der Span,
Hier lärmt ein Mädchen und dort ruft ein Bübchen,
Zünde das Lämpchen, das freundliche an.

Draußen die Winde, sie brechen die Aeste
Und an die Fenster der Regen uns schlägt,
Ja doch, wie sitzen hier fröhlich beim Feste,
Liebe die Schüsseln zum Mahle aufträgt.

Und Kinderjünglein, sie hüpfen und heben
Munter sich, plappernd zum Regengebraus,
Und du Geliebte, o schön ist das Leben
Auch noch am Abend im heimischen Haus.

Der Sandmann.

Zwei feine Stieflein hab' ich an,
Mit wunderweichen Söhlchen dran,
Ein Säcklein hab' ich hinten auf,
Husch! trippt' ich rasch die Treppe hinauf.
Und wenn ich in die Stube tret',
Die Kinder beten das Abendgebet,
Von meinem Sand zwei Körnelein
Streu' ich auf ihre Aeugelein,
Da schlafen sie die ganze Nacht
In Gottes und der Englein Wacht.
Von meinem Sand zwei Körnelein
Streut' ich auf ihre Aeugelein,
Den frommen Kindern soll gar schön
Ein froher Traum vorübergehn.
Nun rasch und rasch mit Sack und Stab
Nur wieder jetzt die Treppe hinab,
Ich kann nicht länger müßig stehn,
Ich muß noch heut' zu Vielen gehn, —
Da nicken sie schon und lachen im Traum,
Und öffnete doch mein Säcklein kaum!

Ein Trauerzug.

Es wandert in des Abends Stille
Zum Friedhof noch ein Trauerzug,
Daß einen Todten man verhülle
In diese Erde, die ihn trug.

Sie alle, die in diesem Leben
Ihn heiß geliebt, sie traf es schwer;
Als riß ein Theil vom eig'nen Leben,
So trostlos geht sie hinterher.

Und wie sie jetzt mit bleichen Wangen
Und weinend stehn am offnen Grab,
Und Jedes noch mit Zagen bangen
Die Handvoll Erde wirft hinab,

Und wie nun immer rascheren Dranges
Die Erde stürzt, die Gruft sich schließt,
Und deauf die Weise des Gesanges
Allmälig in der Luft verfließt:

Da wird es plötzlich Allen, Allen,
Als sie zum Gehn gewendet schon,
Als hörten wieder sie erschallen
Der vielgeliebten Stimme Ton:

Weint nicht um mich! Den in die Erde
Ihr jetzt gesenkt, ich bin es nicht!
Ich wae's, ich starb, damit ich werde
Lebendig, frei in ew'gem Licht.

Digitized by Google

Albert Knapp.

am 25. Juli 1796 zu Tübingen geboren, lebt zu Kirchheim unter Teck in Würtemberg als Prediger.

Seine Schriften sind:

Christliche Gedichte. Basel. II. 1829. Zweite Auflage 1835.
Völker und Fürsten. Basel 1831.
Neuere Gedichte. Basel II. 1834.
Evangelischer Liederschatz. (3590 Lieder). Stuttg. 1837. II.
Hohenstaufen, ein Cyklus von Liedern und Gedichten. Stuttgart und Tübingen 1839.
Gedichte, neueste Folge. Stuttg. 1843.
Christenlieder. Nachtrag zum Liederschatz. Stuttgart 1841.

K. hat sich als Dichter vorzüglich der lyrischen religiösen Poesie zugewandt und sich in gewissen Kreisen einen bedeutenden Namen erworben, während andere ihn nur gering achten. Wenn eine von Mystik durchdrungene Frömmigkeit allein hinreichte, einen Dichter zu bilden, so würde ihm der Lorbeer nicht abzusprechen sein, denn an Glaubensstärke und Begeisterung fehlt es ihm nicht, wohl aber oft an Klarheit und an freier Beherrschung sowohl des Gedankens, wie der Form, in welcher er denselben zur Erscheinung bringt.

Luft von Morgen.

Himmelsluft vom Morgenlande,
Die zu uns herüberweht,
Wo an düsterm Grabesrande
Mancher arme Pilger steht,
Siechthum hat ihn fast verzehret,
Sünde sein Gebein verheeret, —
Wehe lieblich, mild und rein
Kühlung in sein Herz hinein!

Daß der Kranke sich erhebe,
Daß er, von dem Jammer frei,
Grünend stehe, fröhlich lebe,
Eine Blume Gottes sei!
Fahre fort, ihn anzuhauchen,
Ihn in Balsam einzutauchen!
Ohne dich, o Lebensluft,
Sinkt er welkend in die Gruft. —

Himmelsluft vom Morgenlande!
Ich bin auch ein krankes Herz:
Weh' an meines Grabes Rande
Mir hinweg der Sünde Schmerz!
Grünen möcht ich noch auf Erden,
Meinem Gott zur Freude werden;
Du, die Alles heilen kann,
Weh', o Himmelsluft, mich an!

Abendlied.

Abend ist es; HErr, die Stunde
Ist noch wie in Emaus,
Daß aus deiner Jünger Munde
Jene Bitte fließen muß:
Bleib bei uns im Erdenthal!
Halt' in uns dein Abendmahl!
Und dein Friedensgruß erfülle
Leib und Geist mit seliger Stille.

Hingesunken ist die Sonne.
Deine Leuchte sinket nicht:
Herrlichkeit und ewge Wonne
Sind vor deinem Angesicht;
Weithin schimmert Stern an Stern;
Aber du, o Glanz des Herrn,
Ueberstrahlest alle Sterne
In der weiten Himmelsferne!

Selig, wem Du aufgegangen,
Wem Du in der armen Welt,
Wo nur eitle Lichter prangen,
Friedlich seinen Geist erhellt!
Wenn die Tage dann entfloh'n,
Blickt er auf zu deinem Thron,
Und auch auf den dunkeln Wegen
Strahlt ihm Gottes Glanz entgegen.

Selig, wer am letzten Tage
Nimmer fürchten muß die Nacht,
Wenn kein Schrecken, keine Klage,
Kein Gewissensblitz erwacht:
Wenn der Morgenstern ihm winkt,
Während er am Abend sinkt;
Wenn der Geist dem Geiste zeuget,
Daß nun erst die Sonne steiget! —

HErr, die Nacht, die nun erschienen,
Mahnet mich an diesen Tag,
Ob ich mit getrosten Mienen
Vor dein Antlitz treten mag.
Wandelt' ich im Licht vor dir?
Oder war es Nacht in mir? —
Wer den Tag zum Schlaf genommen,
Solchem kann kein Schlummer frommen.

Ist mein Tag ein Tag gewesen,
O dann schlaf' ich friedlich ein;
Meine Glieder wirst du lösen,
Und des Hauptes Hüter sein;
Dann zum neuen Tageslauf
Wach' ich neu erleuchtet auf,
Bis mein letzter Tag sich hebet,
Und im ewgen Licht verschwebet.

Müde bin ich; HErr, entbinde
Mich von dieses Tages Last!
Wär' ich müde nur der Sünde,
Die du schwer gebüßet hast!
Aber wer gesündigt hat,
Ist zuerst durch Sünden matt;
Wer Dir lebt in Geist und Frieden,
Wird am Abend kaum ermüden.

Droben wird man nimmer schlafen,
Aber von der Arbeit ruhn;
O wie wohl wird Deinen Schafen
Dort die süße Ruhe thun,
Wenn das Tagewerk gethan,
Wenn der Sabbath kommt heran,
Der den Auserwählten allen
Ruft in Deine Tempelhallen! —

Sterblich bin ich; darum thue
Bald ich diese Augen zu: —
Denken laß mich, wenn ich ruhe,
An die große Sabbathruh;
Daß, je treuer hier der Fleiß,
Desto schöner dort der Preis;
Daß die Trägen und die Lauen
Drüben keinen Sabbath schauen.

Um das Höchste will ich beten:
Jesus, gib mir Deinen Geist!
Ach, was hab' ich mehr vonnöthen,
Als daß Du mein Leben seist?
Ja, dann wird es lieblich sein!
Wachend, schlafend, bin ich Dein! —
Also mit der Schaar der Frommen
Laß auch mich zur Ruhe kommen.

Digitized by Google

Theodor Christian August von Kobbe

ward am 8. Juni 1798 in Glückstadt geboren, trat in oldenburgische Dienste und war seit 1820 Landgerichtsassessor in Oldenburg; er hat sich als Dichter und humoristischer Schriftsteller einen Namen gemacht und ist seinen Freunden unvergeßlich durch seine persönliche Liebenswürdigkeit. Er starb 1844.

Seine Schriften sind:

Die Leier der Meister in den Händen des Jüngern. 1826.
Die Zwischenahner, ein vaterländisches Schauspiel. 1826.
Humoristische Blätter. 1839 ff.
Festgesang dem Prinzen Peter von Oldenburg und der Prinzessin Therese von Nassau-Weilburg an ihrem Hochzeitfeste dem 23. April 1837 geweiht. Oldenburg.
Festgesang Sr. Königl. Maj. dem regier. König Otto Friedrich Ludwig von Griechenland und Ihrer Königl. Maj. der regier. Königin Marie Friederike Amalie von Griechenland geb. Herzogin von Oldenburg an Ihrem Allerhöchsten Hochzeitsfeste, dem 22. Nov. 1836, allerunterthänigst geweiht. 2. Aufl. Oldenburg.
Briefe über Helgoland, nebst poet. und prosaischen Versuchen in der dortigen Mundart. Bremen 1840.
Humoristische Erinnerungen aus meinem akademischen Leben zu Heidelberg und Kiel in den Jahren 1817—19. 2 Bde. 1840.
Die Ost- und Nordsee, bildet die 10. Section von dem „malerischen und romantischen Deutschland" 1841.
Prießnitz und Gräfenberg 1841.
Humoresken aus dem Philisterleben. Bremen 1841.
Humoristische Reisebilder. Hamburg 1843.
Einzelne Aufsätze in Journalen u. s. w.

K.'s Schriften sind sämmtlich ohne tiefere Bedeutung, als daß sie eine leichte, angenehme, heitere Unterhaltung gewähren, und größtentheils eigenen Erlebnissen ihres Verfassers durch die gemüthliche Darstellung und das demselben eigenthümliche Talent, jedem Dinge seine komische Seite abzugewinnen, einen besonderen Reiz verleihen. Was ihnen jedoch einen weit höheren Werth giebt, ist K.'s liebenswürdige Persönlichkeit, beseelt von seinem Eifer für Recht und Wahrheit, seiner echten, thätigen Menschenliebe, seinem reinen Wohlwollen und seiner heiteren, bescheidenen und doch selbst bewußten Zufriedenheit. Wenn es je einen praktischen Philosophen gab im besten Sinne des Wortes, so war er es; das eben offenbaren seine Schriften gerade so lebendig, als es im Andenken seiner vielen Freunde und seiner zahlreichen Schützlinge, der Armen und Bedrängten, denen er mit Rath und That, freudig und unverzagt, half und beistand, wo und wie er es nur immer vermochte, noch lange fortleben wird. —

Franz Ritter von Kobell,

Professor der Mineralogie, seit 1823 Adjunct beim General-Conservatorium in München, Sohn des Generalsecretärs im Ministerium des Innern, am 19. Juli 1803 in München geboren, studirte in München und Erlangen und wurde 1826 Professor. Ihm verdanken die Naturwissenschaften vortreffliche Untersuchungen und Beiträge. In der neuesten Zeit beschäftigt er sich mit Erfolg mit dem Daguerrotyp und der Galvanoplastik.

Seine Schriften sind:

Charakteristik der Mineralien. 2 Bde. Nürnberg 1830—31.
Schätzenswerthe Abhandlungen in Kastners Archiv, Poggendorffs Annalen, Leonhards Jahrbuch für Mineralogie, in den Denkschriften und Berichten der Akademie der Wissenschaften zu München und in Schweigger-Seidels Jahrbuch der Chemie und Physik.
Gedichte in hochdeutscher, oberbayerischer und pfälzischer Mundart. 1. 2. Heft. Mit Erläuterungen über beide Hefte. München 1839. 1841.
Gedichte in hochdeutscher und pfälzischer Mundart. Besonderer und verm. Abdr. der „hochdeutschen und pfälzischen Gedichte." 2. verm. Aufl. München 1843. N. A. 1846.
Gedichte in oberbayerischer Mundart. 1. 2. Bochen. 2 Bdchen, Erinnerungen an Berchtesgaden. München 1843—44. N. A. 846.
Schnaderhüpfln. (In bayerischer Mundart.) Illustrirt von Gr. Pocci. — 12. München 1846.

K.'s wissenschaftliche Leistungen und Verdienste zu charakterisiren ist hier nicht der Ort. Als Dichter und namentlich als Volksdichter zeichnet er sich, abgesehen von der seltenen Fertigkeit und Gewandtheit, die er in der Behandlung zweier ganz verschiedener Dialekte besitzt, durch reiche Phantasie, Innigkeit, Zartheit, echt komische Kraft und einen höchst ergötzlichen und doch eben so tiefen Humor glänzend aus und nur sehr Wenige unter den Vielen, die sich auf ähnlichem Gebiete versuchten, haben es verstanden, so den rechten Ton zu treffen und festzuhalten, wie er.

Oft hängt grad' in an' Aug'nblick
An' Mensch sei' Schicksal und sei' Glück.

Es war a Diendl auf der Alm'
Gar froh bei seini Küh' und Kalbn,
Sie juchezt frua, sie juchezt spat,
Und gfreut har's, wer sie g'segn hat.

A saubers Diendl, wie sie war,
Mit schöni Aug'n, schwarzi Haar
Und frisch und lusti aa' dabei,
Sie hätt' wohl gebn a rührigs Wei'.

Sei' Schatz war aar a frischa Bua,
Der geht oft ihrer Alma zua,
Er war a Schütz und wohl verwegn,
Und gern bei alli Diendln g'sign.

Und daß er war so voller Schneid,
Hers hat die Sennbrinn woltern gfreut,
Denn der grad loami leb'n will,
Gilt bei di Diendln nindersht viel.

Und wo ma ausischt von da Höh'
Auf Schtiers und abi auf'n See,
Da habn's oft grad gschergt und g'lacht
Und Gsangeln auf anande' g'macht.

O hätt' dees armi Diendl g'wißt,
Was sie no All's derlebn müßt,
Und wie's an diewell'n kemma ko',
Sie hätt' ja nie an Juchzer tho'.

Amal, es war a Wetanacht
Und gosn hats und blitzt und kracht,

Digitized by Google

Da klopft's an ihra Hüttnthür,
„Thu' auf und laß mi ei' zu Dir!"

Wie froh springt sie von Kreißter ro,
Dees is ihr Bua, ja er ist do,
„„Und bei den Weta kimmst zu mir,
„„Grüeß Gott, ah dees freut mi vu' Dir.""

Und lustí blast sie 's Feuerl o',
Er aber schaugt sie gar nit o',
„„Was is denn, ho' di' nie so gesegn?"" —
„Sei staad, es is a 'n Unglück gescheg'n."

„„Du liebe Frau, was hast da g'sagt,
„„Du hast ma jetz' an Schricka g'macht,"
„Ja ja, an Unglück, hör' mi o',
„Muaß no in dera Nacht davo':

„Bin ganza auf an' Zehnahirsch,
„Es war a guatí Abendhirsch,
„Und wie i' schleich' auf h' Riecht'n für,
„Da steht der Förschta g'nachst bei mir,

„Und fahrt mi'n Stutz'n glei in Wang,
„Natürli ward i aa' nit lang,
„Bei mir schnallt's ety', — du lieba Gott,
„Er rührt sie nimma, er is tod!"

Da hebt da Bua d'Händ für sei' Gsicht
Und 's Diendl woaß nit, wie ihm gschicht,
D'rauf sagt er no: „Jetz' der' für mi,
„Zum letz'nmal heunt sich i bi."

Und stürzt davo' in Sturm und Reg'n,
Sie hat 'n weita nie mehr gseg'n,
Und seit der Stund, daß sie dees ghört,
Hat sie da Kumma schier verzehrt,

Und todi is 's worn auf der Alm',
Koa Kranz ziert mehr a Kuh, a Kalbn,
Da juchezt koa Diendl auf den Platz
Und macht koa Gsangl auf sein Schatz.

Und sie, gar krank, werd nimma g'sund
Und der' bis an ihr letzti Stund'
Für den, der's in derselb'n Nacht
Hat vor'n Tod um's Leb'n bracht.

So hängt oft in an Aug'nblick
An' Mensch sei' Schicksal und sei' Glück!

Der bsunderni Baam.

Bei'n Förschter, bei an kluag'n Mo'
Halt' oana um sei' Tochter o',
Der Förschter sagt, es kunnt wohl sey',
Daß i mein Will'n gebet drei',
Wann du an' Baam mir nenna konnst,
Den i no nit verzoachn't ho'
Und den ma hirrum segn ko',
Verstanden? — Au weh, denkt der Bua,
Der Baam macht d'Heuratz schwaar,
Er schreibt a jedi Staudn auf,
Wo der no' z'find'n maar;
Ganz traurí geht er um und um
Und schaugt und denkt halbet dumm,
Es war, als sollt's halt gar nit sey',
Und ihm fallt halt der Baam nit ei'.
A Freund, der sicht sei' Traurigkeit
Und fragt 'n drum, was ihm denn feiht,
Dem hat er halt sei' Kreuz verzählt,
Was für a Frag' der Förschter g'stellt.
Ha, sagt der oa', mir fallt was ei',
Vielleicht kunnt's dengersicht taugsam sey',
Schau, wann er's just nit übi naahm
Und nennet'st ihm — an' Burzlbaam!
Den ko'st ihm zoagen alli Tag
Und wo er 'n no grad segn mag
Und daß er den verzoachnt hat,
Dees glaab i nit, so waar mein Rath. —

Jetz kimmt's den Buabn, wie a Schei'
Auf oamal in sei' Denka 'nei',
Er tanzt und springt und juchezt nett,
Als wann er an' Punktn troffa hätt
Und laaft, was er no laaffa ko'
Und meldt sí' da bei'n Förschter o'.
Und wie er jetz so vor ihm steht,
Halt er a langi feini Red'
Und sagt, von wegn denselln Baam,
Es war ihm kemma wie a Traam,
Daß oaner nit in Büchl staand,
Und den ma dengersicht überalln saand,
Den er ihm zoaget alli Tag
Und wo er'n no grad segn mag,
Und wann er's halt nit übi naahm,
So nennet er an Burzlbaam. —
Da hat der Förschter freili g'schaugt. —

Erfahrung.

I hon amal an' Krebs'n g'fangt,
Der Krebs der hat mi' biß'n,
I ho' ma denkt, dees g'schicht da' recht,
Was muaßt aa Alles wiß'n,
Was geht denn di' dees Krebs'n o'
Und ho's mei' Lebta nimmer 'tho'.

I hon amal a Rößl 'kaaft,
Dees Rößl wollt' i reit'n,
Weil aber i koa Reiter bin,
So schmeißt 's mi 'to bei Zeit'n,
Ich denk' ma, reit' wer reit'n ko',
Und hon's mei' Lebta nimmer 'tho'.

I hon amal a Gschpielei g'macht,
Ho' wolltern viel verlor'n,
Die Andern hab'n d'rüber g'lacht,
Da hon i 's glei' verschwor'n,
Und als a kluaga g'scheuter Mo'
Hon i 's mei' Lebta nimmer tho'.

I hon amal a Diendl g'liebt,
Was freili schee' zu'n Freß'n,
Die hat mi' für'n Narr'n g'habt,
I denk' ma, muaßt's vergeß'n,
Und schau', i, der schier Alles ko',
Dees kon i nit, denk' allweil' d'ro'.

D'rum mit an Krebs'n, mit an Roß
Ko'st freili was probir'n,
A Gschpielei schad't dar a no' nix,
Werst nit an Kopf verlier'n,
No dees! sang' mit koan Diendl o',
Da Freundetein kimmst nit davo'!

Der Dazl und der Pudl.

Es hat a' Dazl gar nix g'lernt,
Als Bella grad und Freßn,
Hat nix von andei Künsten gwißt,
War aa' nit d'rauf versessn,
Der Dazl hat a' Leben g'führt
Ja raar und ohni Kumma,
In Winter hinter 'n Ofa g'schnarcht
Und Mucka g'fangt in Summa;
Er ist gar fleißi gsürt worn,
Was solls' er Hunger leid'n,
„Giel' Dazl, magst halt aa' bei' Sach',
Hast aa' so deini Freudn." —
— Es hat a Pudi zeiti scho'
Gar viel Verstand verrath'n,
Hat um a' jedes Apportl tho',
Als waar's der besti Bratn,
Dem Pudl hat ma' wohl was zoagt,
Und hat er's nit begriffa,
So is ihm Peitsch'n oder Stock
Gschwind über 'n Buckl 'pfiffa;
Wo' hat ihm wen i' g'fress'n geben,
„Der Schlangal braucht nit z fress'n,
Denn wur' er wampet, tzaat er ja

Digitized by Google

Sei' Wiſſenſchaft vergeſſn!"
Mir fallt gar oft der Dari ei',
Der Pudl aa danebn,
Betracht' i', wie ſo nach Verdienſt
An' diem die Menſchn lebn;
Dem oan', der nix iſt, thuat mer All's,
Den andern nit a' biſt,
Dem oan' bleibt 'ſbraatl Wallizeit
Und dem — a laari Schüſſl.

Die Wünſch'.

Es ſitzn beinander beim Bier
Kammradn a Stuck' a vier,
Die habn von Wünſchn g'redt
Und weller dees mehreri hätt'.
Der oa' ſagt, dees wußt i' bald,
I' wünſchet mir grad an' Wald,
Mit dem ma' g' Kalch brenna kunnt
Den ganzn Watzmann von Grund.
Der ander' ſagt, und i' a' G'ſchloß
So weitſchichti und ſo groß,
Daß der Kalch vom Watzmann nit langt,
Bis ma' 's Dach zun baua anfangt;
Und der dritt' ſagt, i' wollt' daß i' fund'
So viel Geld, daß' Enk abkaffa kunnt
Den Wald und dees ganzi G'ſchloß
So weitſchichti und ſo groß.
Und der viert' ſagt, i' wünſchet mir ſchier
Nix anders als no' a' Maß Bier. —
Da habn die andern glacht,
Daß der's a ſo dalket macht,
Und drüber a' fremder Herr,
Der winkt der Kellnerinn her
Und zahlt ihm no zwoa Maß Bier,
Dem vierta da vo' die vier,
Die andern ſtudierten Fuchſ'
Mit ihnerі Wünſch' kriegen nix

Die Lieb'.

Die Lieb' is a' Vogl,
Der waar' nach mein Sinn,
Und mei' Dienbl is der Kaſt',
Da ſtutſchert er drinn.

Die Lieb' is a' Blüemi,
Im Hirgſcht is 's dahi',
Herr vergelt's Gott, daß i' no'
In Summa drinn bi'.

Die Lieb' is ſo frei',
Wie a' Fleimuattar is,
Wals d' viel tandiſt damit,
Kriegn d' Flügerln an' Riß.

Die Lieb' is a' Laab,
Wals verwelkt, werd's verwaaht,
Aber grea hebt's gar guat,
Wann's aa der Wind a' wen'g draaht.

Die Lieb' is a' Gſchicht',
Und die geht gar nie aus,
Und werd übrall verzählt,
Und is überall z' Haus.

Die Lieb' is a' Gſchpiel,
Da kannſt g'winna gar viel
Und no' mehra verlier'n,
Ko'ſtd dei' Lebta lang gſchpürn.

Die Lieb' is a' Ding,
Achtn's vielt gar g'ring
Und an diem der und der
Gaab's um All's nimmer her.

Die Lieb' is an' Uhr,
Der ſ' nit kennt, muß d'rum frag'n,
Und der ſ' kennt, woaß oft nit,
Wieviel 's juſtement g'ſchlag'n.

Und is's, wie d'er will
Und ſo woaß i' do' gwiß,
Daß die Lieb' juſt die ſchlechteſt'
Erfindung nit is.

Schnaderhüpfln.

1.

A' Roſn is ſchö'
Und a Nagerl a' Zier,
Aber mei' Dienbl is no' ſchöner,
I' ſteh' Enk dafür,
Denn ſiehſt ihri Augen
Und ſchaugſt di' da 'nei', (und)
So fallt dir a' Himmi
Voll Luſtbarkeit ei'.

2.

Seibat bin i' gweſn,
Da kenn' i' mi' aus,
Und gar gern ſtehn i' Schildwacht
Bein Dienbl ſein' Haus.

3.

A Bir ohni Ho'
Und a' Dienbl ohni Mo'
Und a' Jager ohni Schneid,
Da is's allemal g'feit.

4.

A' Menſch ohni Verſtand
Is a' Bir ohni Brand,
Mag rebelln, wier er will,
Es dirbut't ihm nit viel.

5.

Daß's geit alti Hern,
Ko' glaabn, wer will.
Aber jungi die geit's,
O da kenn' i' gar viel;
Und haſt damit z'ſchaffa,
So thâan ſ' dir 'was o'
Und da ko'ſt nimmer ſchlafa,
Denkſt allewei' bro'.

6.

I' wünſch' ma' nit viel,
Möcht' a' Moda grad ſey,
Und zun Dienbl in's Haus
Nacha zieget i' ei'.
Möcht' a' Nagerl grad ſeg',
Und i' gebet 'was drum,
Denn da traget mi' 's Dienbl
Im Mieda mit 'rum.

Digitized by Google

ward am 6. März 1819 zu Meiningen geboren, erhielt, da die Verhältnisse nicht Höheres gestatteten, nur die nothdürftige Schulbildung und sah sich dann genöthigt, um sich seinen Lebensunterhalt zu erwerben, Schreiberdienste zu nehmen. Innerer Drang, wahre Begeisterung für alles Schöne und Größe und eiserner Fleiß in den ihm spärlich zugemessenen Mußestunden setzten ihn in den Stand, den schwer gefühlten Mangel wissenschaftlicher Kenntnisse allmälig selbst zu beseitigen. Einige poetische und prosaische Versuche, die er um diese Zeit zu veröffentlichen Gelegenheit fand, erwarben ihm die Theilnahme bedeutender Männer, durch deren Vermittelung er ein Stipendium von seinem Landesfürsten erhielt. Er besuchte nun die Universitäten zu Jena und Leipzig, wo er Philosophie und Geschichte mit ihren Hülfswissenschaften studirte, ging dann auf kurze Zeit nach München, wo er Kunststudien machte und kehrte darauf in seine Vaterstadt zurück, die er später mit Hildburghausen vertauschte, wo er gegenwärtig noch als Privatgelehrter lebt.

Seine Schriften sind:

Der Aufstand in Maina. Jena 1841.
Der neue Ahasver. Jena 1841.
Norwegen 1814. — Leipzig 1843.
Akademische Welt. 2 Bde. Leipzig 1843.
Thomas Münzer und seine Genossen. 3 Bde. Leipzig 1845.
Johannes Huß und seine Zeit. 3 Bde. Leipzig 1846.
Primavera. Novellen. Jena 1846. 2 Bde.
Freie Lieder. Jena 1846.
Viele Erzählungen, Gedichte u. s. w. in Zeitschriften u. s. w.

Eine glühende, schöpferische Phantasie, Begeisterung für Freiheit und Recht, Lebendigkeit der Darstellung und große Gewandtheit in der Behandlung der Sprache und Form haben K.'s Leistungen binnen wenigen Jahren eine sehr günstige Aufnahme in einem großen Kreise von Lesern erworben. Einem Talente wie dem seinigen, das sich unter den störendsten Verhältnissen entwickeln und durcharbeiten mußte, möchte daher vor Allem jene Muße zu wünschen sein, deren wichtige Benutzung allein die nöthige künstlerische Ruhe und Vollendung giebt, die aber derjenige nur mit den größten Opfern sich erringen kann, der unaufhörlich geistig schaffen muß, um für sich und die Seinen das tägliche Brot zu schaffen. Bedenkt man das, so wird man seinen Arbeiten, die sich alle durch Adel der Gesinnung und frische Kraft auszeichnen, die Anerkennung nicht versagen und sich willig geneigt finden, manchen kleinen Fehler in denselben mit der Unjunst des Schicksals, das auf so vielen begabten deutschen Dichtern lastet, zu entschuldigen. —

Aus:

„Der neue Ahasver."

Kap. VII.

Drei Gräber weiß ich heiliger Propheten,
Die kämpften in der Wahrheit weiten Schranken,
An ihnen mag der Wand'rer brünstig beten,
Die off'ne Brust voll großer Weltgedanken.
Das erste Grab liegt fern im Morgenlande,
Und ihm ist alles Licht der Welt entsprungen:
Da rauschen Lieder wohl an seinem Rande
Begeistrungsvoll von Millionen Jungen.
In diesem Grabe ward der Held gebettet,
Der mit dem finstern Judengott gerungen
Und aus der Nacht die Welt zum Licht gerettet.
Das ist das Grab, darum die Helden rangen
Und Völker freudig in den Tod gegangen.
Ein süßes Bruchten ist dem Grab entflossen
Und wallt, ein goldner Strahl, zum West herüber;
Ein junger Frühling ist daraus entsprossen,
Und jenes Licht, es legte sanft sich drüber.
Das Kreuz, hoch leuchtet es auf jenem Grabe,
Vergleichbar einem mächt'gen Wunderstabe.
Das zweite Grab in Deutschland wird gefunden,
Zu Wittenberg, in hoher Kathedrale.
Es war das Licht von Trug und Nacht gebunden,
Und bis zur Erde sank des Irrthums Schale.
Da rollte Luthers starke Donnerrede,
Da schleudert' seinen Blitz er hin nach Rom,
Und droh erzitterte Sanct Peters Dom
Und Papst und Priester kündeten ihm Fehde.
Er pochte an der Klöster graue Pforten,
Da sprangen sie, und in den dumpfen Zellen
Begann ein neues Leben aufzuquellen,
Ein junger Frühling sproßte aller Orten;
Nun sanken wohl die altergrauen Mauern,
Die nackten Kreuze schmückten sich mit Rosen.
Und seiche Freude statt des starren Trauern,
Statt Mönchsgesängen lindes Zefirkosen!
So hat die Leuchte, die dies Grab entzündet,
Ein weites Reich der Wahrheit uns verkündet! —
Das dritte Grab bedeckt ein heißes Herz,
Ein stürmend Herz, das für die Freiheit glühte;
Dem Vaterlande gab's die schönste Blüthe
Und seines Volkes Wehe war sein Schmerz.
Du, Börne, warst der Freiheit dritter Heiland,
Im wüsten Meer ein hoffnungsgrünes Eiland!
Dein Wort, es glich dem kühnen Sonnenaar,
Es trug die Schwingen hoch zum Himmelsbogen
Und war doch wie ein Morgenhimmel klar,
Ein Donner war's und zäumte doch die Wogen.
Da stießen sie dich von der Heimath Schwelle,
Und haben dir das Vaterhaus verschlossen,
Und zielten wohl nach deines Lebens Quelle
Mit ihres Hasses glühendsten Geschossen.
Ein Pelikan, hast du, die Brust zerrissen,
Mit Blut gesäugt dein heißgeliebtes Kind,
Und rastlos hat die Quelle sprudeln müssen,
Bis dich der Tod umfangen sanft und lind.
Dem Vaterland hast du dein Blut geschenkt,
Es ist dein Kind, das liebend du getränkt.
Nun ruhst du, Kämpfer, müd' vom heißen Streite,
Im fremden Land, fern von des Kindes Seite! —

Paris erglüht in goldnem Abendscheine
Und Mondlicht wallt auf graue Bruchensteine
Und zittert in den Silberpappelzweigen,
Als tangten Geister ihre nacht'gen Reigen;
Einsame Blumen wohl aus Gräbern spriessen
Und duften süß und neigen sich zu Boden,
Als wollten sie die Schläfer drunten grüßen
Und sie bedecken mit des Frühlings Odem.
Des Himmels Thau ist ihre einz'ge Speise,
Und keine Hand pflegt die verlass'ne Waise;
Wer denkt des Fremdlings noch im kühlen Sande,
Dan sie begraben fern vom Vaterlande!
So, père la chaise, bist du ein Friedenstaaren,
In dem manch tief zerriss'nes Herz entschlafen;
Bist ein Asyl, in dem die Nationen
In süßem Frieden bei einander wohnen! —
Auf einem Grab dort kniete Ahasver,
Die Hand gepreßt aufs thränenschwere Auge,
Dann sah er auf zum blauen Himmelsmeer,
Als ob er Trost aus seinen Fluten sauge.
Und seine Hand bricht eine Rosenblume
Und legt sie nieder an dem Herzgraume,
In ihrem vollen Kelch, dem purpurdunkeln,
Rubinen gleich des Taues Perlen funkeln,
Und wie umschmückt von goldnen Strahlenkränzen
Im Mondlicht scheint des Fremdlings Grab zu glänzen.
Spricht Ahasver: „Dein Herz war eine Rose,
Im wonnen Lieblingsfrühling sich entfaltend,
Sie prangte purpurhell in wildem Moose,
Die Hülle fast in heißer Sehnsucht spaltend.
Da hat ein Sturm vernichtend drein gewettet,
Erstanden sind die klaren Gottesflammen,
Die volle Liebesrose sank entblättert
Und bleich und abgeblüht in Staub zusammen.

Digitized by Google

Mit Lust vernahm ich deine Donnerstimme,
Sah, wie du Blitze in die Länder sandtest,
Wie du den Wahn mit deinem Fluche kanntest
Und nimmer bebtest vor der Feinde Grimme.
Da wähnt' ich nahe meines Fluchs Erfüllung
Und nah der Wahrheit endliche Enthüllung!
Wach' auf, wach' auf, du Held aus Juda's Stamme,
Und schleudre deiner Rede Gluthgeschosse,
Fach' neu zum Leben die erloschne Flamme,
Sprenge durch die Lande auf der Wahrheit Rosse!
Ist denn der Fluch, der meine Brust entkräftet,
Auf meines ganzen Volkes Stirn geheftet?
Du Löwe Juda's, brech die Todesketten
Und komm, dein Volk zur Freiheit nun zu retten!
Sie höhnen es, die flotzen Nazarener
Und predigen doch einen Weltversöhner;
Ein Knecht der Jude — dünkt es ihnen recht
Und sind doch selber seines Goldes Knecht!"

So Ahasver; und schweigend flieht die Nacht,
Geblendet von des Morgenrothes Pracht.
Alsbald erhebt der Wandrer sich zum Gehn
Und Abschied nimmt er von des Fremdlings Grabe;
So stand er da, wie Todesgebilde stehn,
Wie Gletscher stehn, gestützt vom Pilgerstabe.
Und eh' die Sonne sich dem Ost entwunden,
War in des Frühroths Dämm'rung er verschwunden.

Kap. XI.

Tief ruht das Meer in majestät'scher Pracht
Und drüber schwebt die sternendunkle Nacht,
Die Welle spielt um eines Schiffes Planken
Und möcht' in Sehnsucht d'ran sich aufwärts ranken;
Die Welle liebt den warmen Menschenleib,
Umfängt ihn selig, wie ein liebend Weib,
Und führt wohl oft den armen Erdensohn
Hinab auf ihren hellen Perlenthron.
Da drunten ruht ein süßes Wunderland,
Ein Zauberreich, dem Schiffer wohlbekannt;
Smaragdne Triften, weiche Moosesmatten,
Krystalline Hallen in Korallenschatten,
Der Himmel drüber prächtig blau und weich,
An lichten Sonnen und an Sternen reich.
Der Schiffer träumt hinab ins heil'ge Meer
Und Glocken tönen ihm herauf so hehr,
Meerrosen schwimmen leuchtend auf den Wellen,
Wie Kinder aus den wunderhaften Quellen.
Auch Ahasver am Rand des Schiffes lehnt,
Sein müdes Herz sich nach der Tiefe sehnt,
Die Wellen locken ihn mit feuchten Armen,
Als hätten sie mit seinem Schmerz Erbarmen.
Er reißt sich los vom kräuterischen Sehnen:
„Ha, lockt nur, lockt, verführende Sirenen!
Den Sohn des Staubes sucht zur Liebesluft;
Es schlägt kein Herz für euch in dieser Brust!
Wähnt ihr, ich soll in eure Gluth mich stürzen,
Mit meinen Schmerzen eure Scherze würzen?
Dann stoßt ihr den Betrogenen von euch
Zurück in seines Lebens ödes Reich!
Blickt nicht so schmeichelnd, lockend! Grollt doch, grollt!
Mehr als der Ruhe bin dem Sturm ich hold!" —
Das Meer doch schweigt und majestätisch kühn
Auf seinen Wogen fliegt das Schiff dahin.
Der Mast, ein tausendjähr'ger Riesenbaum,
Erwacht aus seines Urwalds langem Traum;
Er war ein Patriarch groß, stolz und prächtig,
In seiner Kinder Mitte stark und mächtig;
Wie streckten sie die grünen schlanken Arme
An seine Brust, die volle, lebenswarme,
Sie woben ihrer Blüthen bunte Glocken
In seines Heldenhauptes lange Locken;
Als sollte kein Jahrtausend je sie trennen,
So Baum und Strauch, umfangen, liebebrennen.
Wie dist du fuß, du heil'ge Urwaldsstille,
In deiner Farben, deiner Blumen Fülle! —
Ein König ist der Morgen, goldumflossen;
Aus seinem Füllhorn hat er ausgegossen
Gediegnes Gold in lichten, luft'gen Wellen;
Ha, wie sie durch des Laubes Dunkel schwellen
Und Blüth' und Blatt vom Fußen Glanz geblendet
Das Kindesauge freudebebend wendet!

Die Schlange ringelt und versteckt sich blöde,
Daß sie der Sonne goldner Blitz nicht tödte,
Der Kolibri wiegt sich auf Lichteswogen,
Die Flaggen, Blumenblätter, aufgezogen. —
Weh' euch! Gewitterschwer naht sich die Wolke,
Verderblich wohl des Urwalds stillem Volke.
Dort naht ein Schiff durch wilde Wellenpfade
Und fremde Männer springen ans Gestade,
In sonderm Schmuck und weiß von Angesicht:
Solch seltnen Gast sah dieses Land noch nicht.
Sie haben sich des Himmels Blitz geliehn,
Auf seinen Donnern stürmen sie dahin,
Den Sohn des Waldes trifft ihr scharfes Schwert,
Mit Blut und Tod erbau'n sie sich den Herd.
Der rothe Mann fällt wieder in den Staub
Und klagt dem großen Geist den frevlen Raub,
Verfolgt vom Frembling ein gehetztes Wild,
Birgt er sich in des Urwalds Schatten mild.
Umsonst, umsonst! des Jägers kecke Hand
Wirft in die Wälder seines Blitzes Brand; —
Nun ist entweicht die heil'ge Sabbathstille,
Dem jungfräulichen Bild entsank die Hülle;
Die Echsen sinken unter frevlen Streichen
Und klagend ihre Geister fliehn entweichen,
Der Pflug durchwühlt die Brust der keuschen Erde
Und im Zerstören spricht der Mensch sein „Werde!"
Nun blühen Saaten auf, sorglich gepflegt,
Erheben Hütten sich, friedlich umhegt,
Und wie geweckt von eines Zaub'rers Odem,
Entsteigen stolze Städte rings dem Boden.
Die Hand, die kaum des Himmels Blitz geführt,
Das Feuer nur am stillen Herde schürt. —
Du lagst entlaubt, ehrwürd'ger Riesenbaum,
Und ausgeträumt war deiner Unschuld Traum;
Nun, selbst in deinem Fall noch stolz und groß,
Durchfurchest du des Meeres dunkeln Schoos
Und denkst in deines Urwalds Nacht zurück,
Beut sich die schöne Heimath deinem Blick;
Dann zitterst du und seufzest schwer und bang,
Dein Seufzen übertönt des Meeres Sang. —

Schwarz das Gewölk; das Meer beginnt zu brausen
Und schüttelt sich in furchtsam bangem Grausen;
Der Donner rollt durch dunkle Wolkennassen,
Es zuckt der Blitz, der Sturm ist losgelassen;
Der Nordwind peitscht die Segel, und den Mast
Hat wirbelnd, heulend der Orkan gefaßt;
Bald schwebt das Schiff am dunklen Himmelsbogen,
Dann wühlt es tief sich in die wilden Wogen.
Und auf den Knien beten die Matrosen
Angstvoll hinaus ins fürchterliche Tosen
Und Weiber, Kinder, all' die Hoffnungsarmen,
Sie flehn zu Gott um gnädiges Erbarmen.
Sie wanderten vom treuen Vaterhaus
Nach einer fremden, neuen Heimath aus
Und wenden die sehnsuchtsvollen Blicke
Nach dem verheiß'nen Land und seinem Glücke;
Dort lockt süß ein ewig blauer Mai,
Das Zauberwörtchen klang so schmeichelnd: frei!
Und eh' sie noch der Hoffnung Land geschaut,
Will sie umfangen schon die Meeresbraut,
Zum Schlummer wiegen ihr heißpochend Herz
Und enden ihrer Sehnsucht süßen Schmerz. —
Nur Ahasver steht freudig, unverzagt;
Wie auch sein Schiff dahin der Sturmwind jagt,
Ihm ist die Brandung sanfte Weise,
Des Himmels Donner Friedensharmonie.
Kalt schaut er in der Wogen wilden Lauf,
Wie sie sich höhnend brechen, sprudeln, schäumen:
Da tönt es laut vernehmlich zu ihm auf:
„Laß ab, Verblendeter, von deinen Träumen!
Sieh' dieser Armen unnennbare Noth;
Das Schiff zerschellt, bleibst du an seinem Bord;
Denn deine Schuld, sie treibt sie in den Tod;
Laß ab, laß ab von hundertfachem Mord!
Die alte Welt ward dir zur Bahn gegeben;
Hat deinem Wandern sie nicht Raum genug?
Vergiftet nicht das neuerstarkte Leben
Der jugendlichen Welt mit deinem Fluch!"
Der graue Pilger horcht der ernsten Mahnung;
Er sieht die Jammernden rings um sich her,
In seiner Brust regt sich des Mitleids Ahnung
Und rasch entschlossen stürzt er sich ins Meer.
Da fliehn die Wolken, schweigt der Sturm allmälig

Digitized by Google

Die Herzen beben voll von Hoffnungsluft,
Der Himmel wölbt sich sanft und selig,
Das Meer ruht wieder an der Erde Brust;
Und eh der Morgen sich dem Ost entwand,
Den Wandrer trägt die Fluth zurück ans Land. —

Ein Abendsegen.

Aus: „Freie Lieder."

Spinnend in der engen Kammer
Sitzt ein armes blasses Weib,
Mutterſorge, Noth und Jammer
Zehrten ihr am jungen Leib!
„Wird der Vater bald nun kommen?"
Fragt an ihrem Knie der Knabe;
„Bald, mein Kind!" spricht sie beklommen,
„Bald und bringt dir süße Labe!"

Emsig weiter schnurrt das Rädchen
Und die Kinder flüstern leis.
„Wie mich, hungert!" spricht das Mädchen,
„Ob es wohl die Mutter weiß?
Mag's nicht klagen, mag nicht weinen,
Will den Hunger gern bezähmen!
Lieber will ich fröhlich scheinen,
Als ich soll die Mutter grämen."

Endlich knarrt die morsche Stiege,
Männertritte hört man gehn
Und des Vaters liebe Züge
Lächelnd durch die Thüre sehn.
Jubelnd strecken ihre Hände
Weib und Kinder ihm entgegen,
Daß er ihnen Izung spende
Vom beschreerten Gottessegen.

Weinend an die Brust gesunken
Ist das Weib dem ärmsten Mann
Und er lächelt freudetrunken,
Daß er Brot nun spenden kann.
„Ach, wie grausam sind die Reichen!
Bat ihn schier um Christi Wunden;
Doch er ließ sich nicht erweichen,
Wollt' den Vorschuß nimmer stunden!

„Ich wie schmolz der Schatz zusammen,
Reichte kaum zu Salz und Brot;
Mög' dafür ihm Gott verdammen
Einst in seiner höchsten Noth!"
„„Fluche nicht, ertrag's geduldig,
Dulden ist Geschick der Armen!
Sind wir ihm doch nicht mehr schuldig,
Und der Herr wird sich erbarmen!""

Wie sich froh die Kinder scharen
Um den karg bestellten Tisch,
Wie sie fröhlich sich gebahren,
Gleich als gäb' es Wein und Fisch.
Hartes Brot! doch klares Wasser
Macht geschmeidig es im Munde,
Und sie neiden kaum dem Prasser
Seine volle Tafelrunde.

„Schwelgen nun beim leckern Mahle —"
Giebt der Vater grollend drein—
„Und im schweren Goldpokale
Perlt und duftet süßer Wein —
Können stets der Ruhe pflegen,
Und es wachsen ihnen Trauben —
In den Schooß die Hände legen —
Haben doch gebrat'ne Tauben!"

„„Laß sie schwelgen, laß sie feiern,
Also hat es Gott gewollt!
Sind wir doch mit wenig Dreiern
Froh wie sie mit rothem Gold!""
„Schau' nur unsre armen Kinder,
Wie so bleich die jungen Wangen —"
„„Strahlt ihr Angesicht auch minder,
Ihre Herzen reiner prangen!

„„Ob von Stroh auch unser Kissen,
Giebt es uns doch sanfte Ruh,
Freud'ger Sinn und gut Gewissen
Deckt uns weich und wärmend zu.
Laß uns fromm die Hände falten
Und die Kinder beten lehren:
Vater, wolle ferner walten,
Unser täglich Brot bescheeren!

„„Allen wolle mild vergeben,
Die die Armuth je gedrückt,
Die im wüsten Schwelgerleben
Nie auf fremde Noth gedrückt!
Sorgen, Jammer, Schmerz und Klage
Wolle gütig von uns wenden,
Und die armen Waisen trage
Mild auf deinen Vaterhänden.""

Wilddiebe.

Die Wangen geschwärzt, die Braunen verrückt,
Den Hut tief in die Stirne gedrückt,
Im groben linnenen Kleide,
Das Messer im Gürtel, im Arm das Gewehr
So saßen sie eng im Kreise umher
Auf nächtlicher Waldesheide.

Es sprach der Eine: „Und ist es Vergehn,
So ist es durch ihre Schuld geschehn,
Wir können nicht hungern und darben!
War ehrlich und hätt' nicht um alle Welt
Getrachtet nach fremdem Gut und Geld —
Zwei Kinder vor Mangel mir starben!"

„Und sind wir nicht ehrlich?" ein Anderer spricht's.
„Wir rauben von fremdem Gute nichts,
Bestehlen nicht Taschen noch Truhen!
Schuf Gott nicht Wild und Wald zugleich
Für alle Menschen, arm und reich?
Mich läßt es schlafen und ruhen!"

Darauf der Dritte: „Und wär's auch nicht,
So achtet' ich's doch für heilige Pflicht,
Das leckliche Wild zu pirschen!
Wer zahlte mir je die prächtige Saat,
Die mir bei Jagd und Izung zertrat
Der Huf von Rossen und Hirschen?"

„Mein Töchterlein hat geschändet der Graf,
Mich schalt er Hund und nannte mich Sklav,
Und gab zur Speise mir Knochen;
Drum raub' ich ihm, so lange es gilt,
Den leckersten Bissen, Fisch und Wild!"
Der Vierte hat's lachend gesprochen.

„Und kommt der Förster, der wedelnde Hund —
Ein Schuß — auf ewig ist stumm sein Mund —
Das thut den Stolzen erschrecken;
Der feige Knecht vom harten Herrn
Bleibt gern drum unserm Pirschen fern
Und hüllt sich in seine Decken!"

Da raschelt und knattert es im Gebüsch,
Auffspringen die Schützen vom Grase risch,
Die Büchsen ruhn an der Wange;
Fünf Schüsse rollen durch den Wald,
Ein Schrei im herbstlichen Wind verhallt,
Wie Todesächzen so bange.

Die Wangen geschwärzt, die Braunen verrückt,
Den Hut tief in die Stirne gedrückt,
So stehen sie eng im Kreise.
„Sprach Einer der Fünf: „Du leckticher Mann,
Sag, was du gesehen, dem Grafen nun an,
Herr Förster „und Glück auf die Reise!"

Ewig dein.

Sei gegrüßt, mein Vaterland,
Von der Weichsel bis zum Rhein!

Digitized by Google

Schwörend heb' ich meine Hand,
Stets dein treuer Sohn zu sein!

Treue Söhne sind dir Noth,
Starker Männer treue Brust,
Treu im Leben, treu im Tod,
Treu in Schmerzen und in Lust.

Sei gegrüßt, du Eichenwald,
Dessen Haupt die Wolke küßt,
Berg und Thäler mannichfalt,
Deutscher Frühling sei gegrüßt!

Werft mich in des Kerkers Nacht,
Nehmt mir Luft und Sonnenlicht;
Meines deutschen Himmels Pracht,
Meine Heimath raubt ihr nicht!

Grollt und bohrt, wie ihr wollt,
In die Fremde stoßt mich aus,
Wo mein deutsches Blut noch rollt,
Ist ein deutsches Vaterhaus!

Deiner Ströme grüner Strand
Blüht in meines Herzens Schrein.
Und so bin ich, Vaterland,
Ueberall und ewig dein!

Zwei Frauen.

Die Fürstin tritt in Sammt und Seide
Aus hohem, prächt'gem Marmorhaus;
Da streckt ein Weib im Bettlerkleide
Die Hände bittend nach ihr aus.

Es will die Rede ihr versagen,
Mit Worten flieht die Aermste nicht,
Sie deutet nur mit stummen Klagen
Auf ihrer Kinder Angesicht.

Und jene sieht die bleichen Wangen
Und fühlt von Mitleid sich bewegt;
Sie sieht der Mutter heiß Verlangen
In herben Zügen ausgeprägt.

Zwei Thränen sendet das Erbarmen
Aus ihren Augen erdenwärts;
Die Eine gilt der Noth der Armen
Die Andre gilt dem eignen Schmerz.

Dem Schmerze, daß der Muttersegen,
Der reich die Bettlerin beglückt,
Auf ewig ihren Lebenswegen
Das Schicksal grausam hat entrückt.

Des jüngsten Knaben Locken streichelnd,
Bestrahlt von seiner Augen Blau,
Spricht sie mit weichem Ton und schmeichelnd:
„Vertraut das Kind mir, liebe Frau."

„Ich will ihm pflanzen Freudenbäume,
Es sei mir ein geliebter Gast;
Mir schafft ihr selge Mutterträume
Und euch erleichtert ihr die Last.

Die Mutter dankt mit Hochentzücken,
Küßt einmal noch sein Lippenpaar,
Und reicht darauf mit feuchten Blicken
Ihr süßes Kind der Fürstin dar. —

Der Knabe ruht auf seidnen Kissen
Und blüht, wie eine Rose, hold,
Sein Brot sind süße Leckerbissen
Und seine Wiege strahlt von Gold.

Wie taucht in seines Lächelns Welle
So gern der Fürstin trüber Sinn.
Da tritt auf des Gemaches Schwelle
Unpförtlich einst die Bettlerin.

Die Wange roth vom heißen Sehnen,
Den Blick voll Zärtlichkeit und Lust,
Reißt sie mit goldnen Freudenthränen
Den Liebling jauchzend an die Brust.

„Vergieb, vergieb, mein süßer Knabe,
Daß ich dich grausam einst verstieß!
Vergieb, o Gott, daß deine Gabe
Das Elend mich verschenken ließ."

„Ich kann den Knaben euch nicht geben
Und nehm' ihn dankend nun zurück;
Ich kann nur athmen, kann nur leben
In seinem warmen Liebesblick."

Sie geht, von Mutterlieb durchdrungen,
So freudenvoll und kummerlos;
Und eine Zähre, schmerzentsprungen,
Fällt glühend auf der Fürstin Schooß.

Friedrich von Kölle.

württembergischer geheimer Legationsrath, am 11. Febr. 1781 in Stuttgart in wohlhabender und angesehener Familie geboren, in Stuttgart und Tübingen, wo er die Rechte studirte, gebildet, begab sich 1802 nach Göttingen, um englische Sprache, Geschichte und Staatswissenschaften zu studiren, reiste dann über Berlin, Dresden und München in die Heimath und wurde in Tübingen Privatdocent und Hofgerichtsadvocat, 1806 Obertribunalprocurator, Secretär in einer provisorischen Landesorganisations-Commission, Gesandtschaftssecretär in Paris, 1807 im Haag, 1808 in München, 1809 in Carlsruhe, 1812 in Dresden und 1813 zum Legationsrath ernannt, 1814 zweiter Secretär im Obertribunal in Tübingen, 1816 entlassen, 1817 württembergischer Geschäftsträger in Rom und erhielt seine Entlassung 1833, verzichtete auf jede Besoldung, richtete dem Prinzen Paul von Würtemberg 1834—36 eine Gemäldesammlung ein und widmete sich seit 1836 literarischen Beschäftigungen.

Er gab heraus:

Betrachtungen über Diplomatie. 1838.
Paris im Jahre 1836.
„Betrachtungen über das Gebet des Herrn." Stuttgart 1838.
Gracians Männerschule. Stuttgart 1838.
Rom im Jahre 1833. Stuttgart 1839.
Man schreibt ihm die „hinterlassenen Papiere eines nachgeborenen Prinzen" 1840 zu.
Außerdem lieferte er Beiträge in die europäischen Annalen, das Morgenblatt, die oberdeutsche Literaturzeitung, der süddeutschen Miscellen, die ausburger allgemeine Zeitung u. a.

Ein eben so reich und gründlich vielseitig gebildeter Gelehrter als gewandter Welt- und Menschenkenner weiß K. seinen fast immer anonym erscheinenden Schriften eben sowohl durch den Inhalt wie durch die scharfsinnige Behandlung und die geschmackvolle angemessene Darstellung hohes Interesse zu verleihen.

Digitized by Google

Heinrich Joseph König

ward am 21. März 1791 in Fulda geboren. Er ist von armer Abkunft und sollte nach dem Willen seiner Mutter, einer Näherin, Schneider werden. Ein Lehrer, welcher seine leichte Auffassungsgabe bemerkte, zeichnete ihn als einen fähigen Knaben aus und verhinderte, daß er Schneider wurde. Von den geringen Ersparnissen verwandte die Mutter einen Theil dazu, ihrem Sohne Unterricht im Lateinischen ertheilen zu lassen, und in seinem 12. Jahre trat K. in das Gymnasium zu Fulda, unter den Einfluß von lauter Geistlichen. Von dauerndem Eindrucke auf sein jugendliches Gemüth war die ängstlich fromme, besonders vor Lügen warnende Erziehung der Mutter, durch welche seine Wahrheitsliebe und Unbefangenheit eine so befruchtende, aber auch einseitige Anregung empfing, daß noch bis in die späteren Jahre eine eigensinnige Strenge gegen Lug und Trug, ja selbst gegen die conventionellen Bedingungen des Gesellschaftslebens, insofern sie nicht der wahre Abdruck der Gesinnung sind, ihm geblieben ist. Bei aller frischen aufwallenden Regsamkeit des Jünglings wirkte indessen das Treiben im engen bürgerlichen Hause und das öffentlich fromme Walten der geistlichen Regierung und der Lehrer einschüchternd und niederhaltend auf ihn, was ihn dann gegen seine eignen Empfindungen mißtrauisch machte und ihm eine Schüchternheit einimpfte, welche selbst in späteren Jahren, wenn auch in gemilderter Weise, gleich einer wehmüthigen Erinnerung noch zuweilen an ihm sichtbar wird. Das ihm von Seiten der Geistlichkeit gemachte Ansinnen, Franziskanermönch zu werden, lehnte er ab. In dieser Zeit war es, wo schon vielfache Zweifel gegen verschiedene Dogmen seines Glaubens in ihm rege wurden: jedoch hielt der Cultus und das sinnbeschäftigende Ceremoniel desselben den Jüngling länger und auch dann noch fest, als er bereits wesentliche Dogmen, namentlich die Lehre von der Person Christi und vom Abendmahle aufgegeben hatte. So fand im weitern Verlauf seines Lebens die Entwickelung seiner Vernunft noch oft an seiner Sinnlichkeit eine heftige Gegnerin, und diese zog ihn sogar in eine Verbindung, die auf seine spätern Tage vom dem entschiedensten Einflusse war. K. verheirathete sich bereits am Anfange seines zwanzigsten Jahres und zwar war seine Wahl so ausgefallen, daß er für sein ganzes Leben aller innern Gleichstimmung entbehrt. Die Sorge für den Hausstand ließ ihn alle Entschlüsse für die Zukunft aufgeben. Aus der Schule trat er als Familienvater in das bürgerliche Leben. Er ward Schreiber bei dem Maire der Stadt und dann, meist durch Vermittelung des Grafen Benzel-Sternau, Minister des Großherzogs von Frankfurt, wurde er bei der Acciseverwaltung angestellt. Es bedarf der Erwähnung nicht, wie wenig seine äußere Lage und die damit verbundene Beschäftigung nur mit seinem innern Streben und seinen geistigen Anlagen übereinstimmte; ein Mann von geringerer Energie und weniger Lebenslust würde untergegangen sein. Nachdem Fulda mit dem Churfürstenthum Hessen verbunden worden war, wurde er durch Empfehlung des Oberkammerraths Fulda 1817 zum Finanzsecretär bei der Regierung ernannt. Mit dem Jahre 1819 wurde er als Secretär der Finanzkammer nach Hanau versetzt und ist dort bis 1840 geblieben, wo er wieder nach Fulda zurückkehrte. Durch mehrere religiöse Schriften hatte er sich das Mißfallen der katholischen Geistlichkeit in einem so hohen Grade zugezogen, daß man ihm eine Frist bestimmte, binnen welcher er widerrufen solle. Als die Frist abgelaufen und des fuldaer Bischofs Mahnung zum Widerruf unerfüllt blieb, drohte der geistliche Herr mit der Excommunication, die aber, da sie die Landesregierung auf die Anzeige K.'s verboten hatte, nur in der Stille vollzogen werden konnte. Auf dem Landtage 1832 und 1833 sprach K. gegen die politischen Einschüchterungssysteme und gegen das Ministerium Hassenpflug so, daß es von seiner Seite des Vorsatzes gar nicht bedurft hätte, auf jede Beförderung zu verzichten. Auf dem folgenden Landtage ist er nicht wieder erschienen, da ihm als Staatsbeamten der Urlaub verweigert wurde.

Er schrieb:

Die Erfüllung, Festspiel. 1816.
Wyatt, Schauspiel. 1818.
Des Zufalls Launen, Schauspiel. 1824.
Der Wildbieb. 1824.
Bischof und Ritter. Erz. Hanau 1827.
Die Wallfahrt, Novelle. Ebend. 1829.
Rosenkranz eines Katholiken. Frankf. 1829.
Der Christbaum des Lebens. Frankf. 1831.
Die Bußfahrt, Tragödie. Leipzig 1836.
Die Waldenser, Roman. 2 Bde. Leipz. 1836.
Literarische Bilder aus Rußland. Stuttg. 1837.
Williams Dichten und Trachten. 2 Bde. Hanau 1839.
Aus dem Leben. 2 Bde. Stuttgart 1840.
Deutsches Leben in deutschen Novellen. I.—III. Leipzig 1842.
Die hohe Braut. 2. Aufl. 2 Bde. Leipzig 1644.
Eine Fahrt nach Ostende. Frankf. 1845.
Viele Aufsätze u. s. w. in Taschenbüchern, Zeitschriften u. s. w.

Königs bedeutendes Talent, gestählt in dem Kampfe mit der Gegenwart, gehoben durch die Entschiedenheit seines Charakters, die ihn stets nach reiflicher, fruchtbarer Reflection zu vollkommener Klarheit hinführt, hat sich am Glücklichsten in seinen Romanen und Novellen offenbart. Er ist von früher Zeit an gewohnt, Leben und Welt im Zusammenhange zu überschauen und die herrschenden Ideen mit sicherem Blicke zu ergründen und zu entwickeln, ohne jedoch den poetischen Elementen, die der erwählte Stoff besitzt, Eintrag zu thun oder diese zu verkennen; im Gegentheil, er weiß sie kraftvoll zu ergreifen und die geeignetste Seite ihrer Erscheinung im wahren Lichte aufzufassen und darzustellen. Daher sind seine Charaktere stets eben so richtig angelegt als angemessen durchgeführt, seine Situationen gut erfunden und mit reichen Farben ausgestattet und Alles beseelt den Hauch tiefer und warmer aber von der Reflection gemilderter und geleiteter Empfindung. Minder glücklich ist er in seinen Dramen. Seine ascetischen Schriften müssen von dem religiösen Standpunkte aus, auf dem er sich befindet, beurtheilt werden; wer diesen erreicht hat, wird ihnen das aufrichtigste Lob nicht versagen.

Aus:

Die Bußfahrt.

Fünfter Aufzug. — Zweite Scene.

Freie Gegend, einer Seits Felswand.

Vierter Auftritt.

Otto, von zwei Rittern geführt. Andere legen die Reichs-Insignien nieder und eilen fort.

Otto. Hier auf dem Hügel laßt mich nieder. So!
Hier rauscht Felswasser, und die Luft streicht kühler.
Gebt einen kalten Trunk!
(Einer geht hinter den Felsen.)
Wie geht das Treffen?
Du schweigst? Wohl schlecht. Die gift'gen Römer siegen.
O siegte doch mein Gift, eh' sie mich treffen.
Nicht kämpfen kann ich, und so stürb' ich schimpflich.

Digitized by Google

Fünfter Auftritt.

Vorige, — Bernward und der Ritter mit Wasser im Helm.

Bernw. O Herr und Kaiser!
Otto (vom Trunken einhaltend). Nun?
Bernw. Die heil'ge Lanze —
Otto. Zerbrochen?
Bernw. Herr, ich kämpfte, Herr, wie nie!
Die Uebermacht entriß sie mir. O hätten
Sie meines Priesterhauptes nicht geschont!
Otto. Der Herrschaft heilig Unterpfand dahin?
Ich will nicht trinken, — nicht das letzte Labsal —!
(Er wirft den Helm von sich.)
Was wär' in meinen Adern dieser Brand,
Hätt' ich die Lanze noch und — meine Ritter!
Bernw. Jammer und Noth! So fern von deutscher Heimath!
Der alte Heergott ist nicht mehr. Mein Kaiser —!
Otto. Hätt' ich nur eine Hand voll Sachsenerde,
Sie in die Grube unters Herz zu legen:
Hier brennt's! — Hört!
(Zu den Rittern.)
Tretet seitwärts Ihr!
(Beide treten zurück.)
Hört, Bischof!
Es war kein guter Rath zu dieser Buße.
Seht, darum war auch Euer Arm zu schwach,
Die heilge Lanze länger noch zu führen,
Und mit dem Kaiserdäumchen bricht sein Stab.

Sechster Auftritt.

Vorige, Markgraf Hugo, bald darauf ein Römer.

Hugo. Die Römerschaaren wachsen, meine Leute
Sind aufgerieben.
Otto. Einen kalten Trunk!
(Einer der beiden Ritter reicht Wasser im Helm.)
Der Sieg geht treu der heil'gen Lanze nach.
Uns bleibt zu fechten. Reicht ein Schwert mir her.
(Ein Ritter reicht ein Schwert.)
Römer. Hierher, ihr Römer! Hier! Ich bin der Erste —
Hugo (trifft ihn mit dem Schwert, daß er zurück taumelt).
Du bist der Erste nicht, — schon Mancher liegt.
Otto. Nun bringen sie heraus! Ich kann das Schwert
Kaum heben. Muß ich ohne Schwertstreich sterben?
(Man hört einen von fern anhaltenden Trompetenmarsch.)
Hugo. Was! Bläst es nicht von jener Seite?
Bernw. Seht,
Die Römer ziehen sich zurück.
Otto. Sind's Deutsche,
Die mit Posaunen rufen?
Hugo. Setzt Euch, Herr,
Wir wollen fechten, was dem Feind im Rücken
Das Reißen macht.
(Ab mit Bernward.)
Otto. Da liegt der Kaiserstamm
Gefällt, und um ihn her sein Blätterschmuck,
Und in dem Thale drunten braust der Sturm. —

O mein Gebein ist wie verbrannt Gebälk
Der Herrscherburg, in der ein Fürm'scher Geist
So lurz gewohnt. — Ja, wär' ich dort geblieben,
Wo meiner Väter Burgen ewig stehn. —

Ihr seht mit feuchten Augen auf mich nieder?
Wie sind doch deutsche Augen feisch und kühl,
Und leichter stirbt es sich an solchen Quellen.
(Nahende Trompeten.)
Die Stimmen kenn' ich! O wie wird mir wohl!
O seht da! Seht, er bringt die heil'ge Lanze!
(Er erhebt sich.)

Siebenter Auftritt.

Vorige, Herolf, mit der heil'gen Lanze, Heinrich, Hugo, Bernward, die Ritter und das Heer, sich nach und nach leise und stumm heranträngend.

Herolf (niederstürzend). Die heil'ge Lanze! Und — Vergebung, Herr!
(Er stirbt.)
Otto (sich über ihn beugend). So schnell eilt er davon,
Der unsres Reiches Bürgschaft wiederbrachte,
Er weiß, ich folg' ihm bald, mich zu bedanken.
(Sich erhebend.)
Und all mein Heer? Willkommen! Dank, Euch Allen!
Ihr kommt so heiß aus diesem Kampf um mich;
Ihr habt gesiegt, und ich gewonnen,
— Euch mit einander! — —
Ach, das ist eine schwere Stunde!
So voll die Brust, die schwere Fracht der Herzen
Schifft in der Augen Fluth so steuerlos. —
Schnell kleidet mich, daß ich als Kaiser sterbe:
Mein Heer grünt wieder, und mein Purpur blüht.
(Er wird mit den Reichsfleinodien bekleidet und von Heinrich und Otto aufrecht gehalten.)
Lebt wohl, und seid bedankt für Eure Liebe!
Mein Vetter Herzog erbt das Scepter
Und meine Schuld an Euch.
Mein Herz nach Deutschland! Schützt es unterwegs!
(Mit Anstrengung das Scepter erhebend.)
Eintracht und Segen über Deutschland!
(Er verscheidet, das Heer kniet mit entblößten Häuptern; Posaunen geben Klagetöne.)

Shakespeare als verlorener Sohn *).

Die Ankerstaverne war in jener Zeit die besuchteste Wirthschaft in London. Ihre Lage, unweit der Themse und des Hauptlandungsplatzes, machte sie den Schiffleuten bequem, und diesen zog sich wieder Alles nach, was nur irgend mit Handelsangelegenheiten zu thun hatte. Das Haus war vielfach geräumig und auf Ausländgäste eingerichtet; so daß man sich hierher bestellen konnte, um Geschäfte zu verabreden, und wenn es zum Abschlusse kam, fehlte es an Schreibern und Handlangern nicht. Jeder sand hier zu bestimmten Stunden, wen er von Handels- oder Schifffahrtsverwandten suchte oder brauchte, — Schiffer, Rheder, Mäkler, Handlanger, Lastträger und dergleichen. Diese Geschäfte wußte der Hausbesitzer auch als Wirth auszubeuten, indem er einen lockenden Keller und eine leckre Küche hielt und sich auf kluge Behandlung seiner Gäste verstand. So kam es, daß auch Geschäftslose, die nur auf Leckerdissen und Neuigkeiten ausgingen, sich hier — nach einem scherzhaften Ausdrucke des Wirthes — gern vor Anker legten. Zu Schiff ankommende Fremde kehrten gewöhnlich hier ein, um sich in die Stadt führen zu lassen, oder von hier aus ihre Einrichtungen zu machen.

Ein so vielfältiger Verkehr brachte freilich auch manchen Seesturm mit in die Wirthschaft; allein Dumbleton, der Wirth, war ein geschickter Steuermann. Mit so viel Ruhe im Blicke, als Beweglichkeit in den Beinen, fand er seine Lust an der kleinen tollen Welt, die er mit Laune überfah und mit Artigkeit beherrschte. Er ließ Jeden gelten und behandelte ihn, wofür er gelten mochte; die Geschelten schätzte er, und ergötzte sich an den Narren. Er konnte sich über ernsthafte Dinge mit Verstand unterhalten, und wendete sich dabei einem Gecken zu, um eine Albernheit zu beantworten. Gegen Alle war er dienstlich zuvorkommend, bequemte sich Allen an, und doch ließ er am Ende Keinen auf eine oder die andre Weise ungeneckt. „Denn — sagte er zu Vertrauten — Niemand, wenn er nicht zur Niederträchtigkeit geboren ist, kann immer und überall unterwürfig sein, ohne sich auch irgend einmal zu überheben. Ich muß Allen dienen, das ist mein Geschäft, Jedem den Durst löschen, Vieles über mich ergehen lassen: dafür zapfe ich denn auch einmal die Thorheit meiner Gäste an, und reibe mich an ihren Albernheiten, um nicht zuletzt mit Leib und Seele dienstbar zu werden."

Das bunte Treiben im „Anker," die geschmackvolle Wirthschaft, die humoristische Wirth zogen noch eine andre Gesellschaft herbei, die mit Schiffahrt und Handel nichts zu thun hatte, — junge Männer voll dichterischen Uebermuths und Künstlerlaunen, die in ihrem ungebundenen Wandel etwas wilden Zeitvertreib und neue Aufregung suchten. — Ein Theil dieser lustigen Gesellen, — Dichter, Schauspieler und Kunstfreunde, hatten auf heut ein feines Abendessen bestellt, da es gerade den ganzen Tag über im Anker wild durch einander ging. Es war nämlich die erste engliche Expedition nach Ostindien glücklich heimgekehrt, und brachte kostbare Ladung mit, die man theils an den reichen Küsten friedlich eingetauscht, theils den Portugiesen feindlich abgenommen hatte. Diese Waaren und Beuten sollten nun ausgeschifft und vertheilt werden. Was gab es da nicht anzustaunen! Einige farbige Sklaven, seltsame Thiere, sonderbare Gewächse, besremdliche Kunstsachen und kostbare Güter. Der ganze Pandel, alles Schiffvolk und jede Neugierde von London war in Bewegung, eilte nach den Schiffen und drängte sich in den Anker. Kaufleute und Lords vergaßen ihre Standesunterschiede über dem gemeinsamen Verlangen nach indischen Sachen. Dazwischen war ein Fragen und Verwundern. Der schmuzigste Schifferjunge dieser indischen Expedition wurde hoch angesehen, und unter den zurückgekehrten Matrosen war Keiner, der sich nicht als einen Mittelpunkt von Wundern und Abenteuern gefühlt hätte, die er alten Bekannten und neuen Zubringlichen ausspendete. Die ungemis-

*) Aus Williams Dichten und Trachten von H. König. Bd. 1. S. 91. fgde.

Digitized by Google

nen Fragen der Umstehenden nöthigten die Erzähler, sich selbst zu überbieten; denn die Meinung, die man von dem märchenhaften Indien hegte, war nicht so leicht zu befriedigen; so daß die Erzähler, um doch nicht unter der Erwartung zu bleiben, sich mit den abenteuerlichsten Erdichtungen und Uebertreibungen aufwinden mußten. Dies setzte den wildesten Lärm in der untern Wirthschaftshalle ab, ein Getös, das von Zeit zu Zeit bei neuem Wein und Willkomm in lauten Jubel ausflammte.

Unter diesem Wirrwarr vergaß aber Dumbleton jene Künstler, seine Lieblingsgäste, nicht. Für sie hielt er ein oberes Sälchen abgeschlossen, aus welchem die lustigen Freunde über einen Balkon herab die untere weite und hohe Wirthschaftshalle überblicken konnten. Diese Gelegenheit war eben zu ihrer Unterhaltung mit berechnet; indem es die Schauspieler und Dichter vergnügte, zur Abwechslung nun auch einmal Zuschauer eines Spektakels zu sein, das ihnen so bunt gemischte Gäste, ohne es selbst zu wissen, aus dem Stegreife vorspielten.

„He, ihr Bursche! rief der Wirth einigen seiner Aufwärter zu, die in leinenen Hosen, offnen Jacken und grünen Schürzen umherspranzen, vergeßt mir den Parnaß nus nicht! — Bei diesen Worten hinzte er nach dem Altane an der hintern Wand. Sieh zu, wie weit der Ochsenrücken gebraten ist. Meine Athenienser werden bald da sein; der König Johann agirt schon seit drei Stunden."

Es war mithin vier Uhr nach Mittag, da zu jener Zeit das Schauspiel von ein Uhr an bei hellem Tageslichte gegeben wurde.

„Der König Johann ist ein großes Stück und spielt lange, — bemerkte ein stiller Gast im Eckchen, mit welchem der Wirth sich eben unterhalten hatte. Ich habe das Stück letzten Winter in Black Fryars gesehen. Nicht wahr, sie spielen ja schon in Southwark?"

„Ja, versetzte der Wirth, in der Rose; das Sommertheater ist wie gewöhnlich seit dem ersten dieses Monats angegangen. Es wird aber heut nicht sehr besucht sein: das Volk spielt ja selbst hier und draußen am Flusse das neue indische Maulaffenstück." —

„Ich bin sonst nicht so, wie die londoner Welt, in das Schauspiel vernarrt, fuhr der Gast fort; der König Johann aber schreint mir doch ein vortreffliches Stück Arbeit und rührt gewiß von einem guten Kopfe her."

„Den Kopf könnt Ihr hernach sehen, Meister, versetzte Dumbleton. Er kommt auch mit den Andern, und speist droben auf dem Parnaß."

„Was nennt Ihr par Naß? fragte der Bürger. Trocken sitzt man ja nirgends im Anker, weder oben noch unten; dafür ist das Haus bekannt."

Dumbleton lachte und erwiderte: „Da oben hinter dem Balkon, wo die Musensöhne sitzen, ist unser Parnaß. Dort ist doch der Rahm, der Schmant meiner Gäste, und setzt sich mit Recht oben auf; ganz oben der vortreffliche Kopf, von dem wir sprachen. Das ist mein nobler Ephesier, das ist der wahre Imperator. Heut sitzt er wieder Nummer Eins mit parfümirter Serviette. Ja, das ist ein außerordentlicher Kopf für die Welt und was über die Welt hinausliegt; mit einem Munde, der lauter Perlen und Diamanten spricht, der sich jedoch auch für Stockfisch mit Pastinaken, für Pökelfleisch mit Rüben austhut."

„Ja, das ist es eben, Master Dumbleton, sagte der Gast, daß diese außerordentlichen Köpfe doch nicht ohne den Bettelsack des Magens durch das Leben kommen. Uns sie sind vielleicht noch erpichter, als andere, auf die Lebensgenüsse. Da sind doch die Puritaner viel respectabler. Ich war neulich in einer ihrer Versammlungen, — der Lord Mayor und mehre Aldermänner waren auch da —, und ich gebe diesen gläubigen Brüdern nicht Unrecht, daß sie wider die gottlose Poesie und das sittenlose Schauspiel eifern. Es ist doch keine Kleinigkeit um einen saubern christlichen Wandel."

Unterdessen fanden sich mehre Freunde, die heute nicht ins Theater gegangen waren, im obern Sälchen ein, und traten auf den Altan heraus, um dem lärmenden Treiben in der Halle zuzusehen. Dumbleton grüßte sie von unten, und deutete lachend auf das tolle Gewühl. Da sie ihn aber nicht verstanden, ging er hinauf.

„Heut werdet Ihr edeln Athener Euer eignes Wort nicht verstehen, sagte er. Seht, da unten umsegeln sie eben das Kap Comorin; dort links liegen die Nikobar-Inseln, und wenn Ihr Euer Auge recht anstrengt, so seht Ihr da hinten nach dem Schenktische zu Malakka hervor tauchen. Hört Ihr den langen Matrosen dort von den Steungebieten Indiens erzählen? Und seht, wie ihm Alles gaffend zuhorcht! Ist es nicht merkwürdig, — seht nur! — daß eifrig zuhörende Menschen nach dem Maße ihrer Verwunderung die Mäuler aufsperren?"

„Ei nun, versetzte Rash, vor erstaunlichen Dingen werden wir immer wieder zu Kindern; und wollen die Sachen ins Maul fecken."

„Aber was die nicht erzählen können! fuhr Dumbleton fort. Heut ist mein Haus voller Dichter, oben und unten. Ihr, meine edeln Athener, zieht heut den Kürzern, ich wette. Die da unten bringen Meerwunder, und all' Eure Spektakelstücke in „Black Fryars", in der „Rose", in der „Hoffnung" und wo nur Bretter aufgeschlagen sind und eine Traverse herab hängt, werden abstäuben dig werden, wie zu alte Fische."

„Wer sind denn aber die getrennten Scheiter jenseit des Pfeilers?" fragte Thomas Dokkar.

„Die dort! erwiderte der Wirth. Wie soll ich sie nur gleich in Eurer gelehrten Sprache nennen? Es sind die Partizipien der zukünftigen Zeit."

„Solche hat unsere englische Grammatik nicht," rief Rash.

„Aber England hat sie! überbot ihn der Wirth. Jene gehören nämlich zu Walther Raleighs Geschwader, das nach den Bildnissen von Guiana segelfertig liegt. Dort soll nach allen Reiseberichten die Stadt Eldorado angutreffen sein. Alle die lumpigen Kerle, die kein ganzes Stück Kamlott auf dem Leibe haben, hoffen dort vergoldet zu werden, und als Goldkäfer zurück zu schwärmen. Hof und Handelsleute haben das Geschwader ausgerüstet, und theilen demnächst die ungeheuern Schätze. Die dort trinken einstweilen brauf."

„Haha! lachte Rash. Nun verstehe ich Dich, Dumbleton: die partieipiren an der Zukunft. Gut gesagt! Aber vergiß Du über dem Latein die Küche nicht, und mach' uns bald zu Partie eipanten der gegenwärtigen Zeit. Verstehst Du?"

„Ohne Randgloss'e, Ihr Herren. Ihr sprecht einen deutlichen Text, antwortete der Wirth, besonders wenn Ihr kritisirt. Indessen Ihr beisammen seid, kann's losgehen. Aber es fehlen noch Etliche. Wo bleibt denn heut unser edler Ephesier, Master William? Das ist noch ein Mann! Der dessert an seinen Werken, nicht an seinen Wirthen."

„Auch Burbadge fehlt noch! riefen Einige. Wie kommt das? Das Theater ist doch aus."

„Geduldet Euch ein Wenig, lachte Dumbleton; es wird da unten gleich zu einer saftigen Vorkost kommen. Wißt nur, — die heimgekehrten Indienfahrer übertreiben ihre Erzählungen, um jene zu ärgern, die nach Guiana wollen, und diese spannen dafür ihre Erwartungen, um jene zu überbieten. Aus Eifersucht und Mißgunst fallen die bittersten Stichelreden; ehe wir uns beisetzen versehen, werden sie handgemein sein, und diese, was sie erdichten, jene, was sie erwarten, mit Fäusten gegen einander abwägen."

Wirklich hörten die Freunde dem Wortwechsel nicht lange zu, als ein Tumult im dämmernden Saal aufwetterte. Erst regnete es Schimpfreden, bald hagelten die Stöcke drein, die man damals immer in der Nähe hielt. Der Wirth eilte hinab; doch blieb den Freunden keine Zeit, den Friedensschluß abzuwarten, weil hinter ihnen selbst im eignen Speisesälchen Lärm entstand. William war eben eingetreten, und Burbadge erreichte ihn mit heftigen Zankworten.

Beide Bühnengenossen waren, wenigstens für den gewöhnlichen Umgang, ganz gute Freunde, bis auf ein wenig Neid, mit welchem Burbadge, der Heldenspieler, auf Williams zunehmenden Dichterruf blickte; indem er gern sein bedeutendes Schauspielertalent gegen Williams Dichtergaben herauszu heben suchte. Darüber hatte man sie wohl in Wortwechsel gesehen; diesmal aber schien der Zwist doch mehr auf sich zu haben.

„Solche Tücke und Treulosigkeit hebt alle Größe ehrlicher Kameradschaft auf! sprach Burbadge in seiner hochfahrenden Weise. So handeln Menschen, die sich des Zartgefühls entkleidet haben, und ohne den Schmuck edler Freundschaft leben. Selbstlinge, elende Habsüchtlinge! Ha, ich verachte das! Aber ich trage darauf an, Sharper aus unsern vertraulichen Abenden auszuschließen. Jeder von Euch hat sich gleicher Hinterlist zu versehen, wie ich sie eben von ihm erfahren habe. Ich spreche im Interesse unseres Abendvereins. Hier muß volles Vertrauen walten; hier muß ungebundene Lust keine hinterrückische Falschheit zu fürchten haben. Schon bisher hat der da den Pokal unserer nächtlichen Feste selten bis auf die Hefen mitgetrunken; theils aus Geiz, denn es ist ja bekannt, wie er die Engel und die Sovereigns unsern Daumen hält; vorzüglich aber aus Hochmuth; denn Ihr seht ja, wie er sich über dem unverdienten Glücke seiner zusammengeflickten Schauspiele täglich mehr streckt, und seinen Hohn über uns ausläßt. Sollen wir uns das gefallen lassen? Ich frage, warum? Schrumpft etwa unser gediegener Werth ein wenn seine Einbildung sich aufbauscht? Und wenn nun sein Dünkel auch nicht einmal mit Zartgefühl gefüttert ist: so schließe sich unsere Gesellschaftskette um ein Glied enger, — um ein angeflicktes. Ist hier mein Platz gedeckt? Ich sitze nicht mit: ich werde zu gehen wissen, wenn dieser bleiben darf."

Die Freunde hörten solche übertriebenen Worte mit Verwunderung an. — „So redet doch deutlicher! Was ist denn vorgefallen?" riefen Mehre, und sahen abwechselnd von dem hin und

Digitized by Google

ihr rennenden Burbadge nach William, der in einer Ecke mit gefalteten Händen auf dem Knie seines übergeschlagenen Beines ruhend lächelte. —

„Unser tragischer Freund versteht keinen Spaß! sagte er. Nicht wahr, Ihr versteht eben unsern erhabenen Burbadge nicht? Er hat nun einmal den edeln Schwung, Alles hoch aufzunehmen; wobei uns aber die trefflichen Reden und die wohlgemeynen Geberden zu gut kommen."

„Hüte Dich vor diesen Geberden! rief Burbadge. Wenn ich Dich züchtige, werden sie ungemessen."

„Seht Ihr! versetzte, ein Wenig gereizt, William. Seht Ihr den Verschwender! So geht er mit den ersparten und erborgten Redensarten seines Rollen um. Kein Dichter kann ihm mehr mit Ehren so kühne Worte leihen: er bringt sie in den Kneipen durch. So soll er schon dreimal den ganzen „Hieronymus" verputzt haben."

Bei dieser Anspielung auf die sogenannte spanische Tragödie, ein damals verspottetes Machwerk, brach ein allgemeines Gelächter aus.

„Elender!" schrie Burbadge, und rannte mit zwei gehobenen Fäusten um den gedeckten Tisch auf William los. Dieser aber stand schon bereit, den Beleidiger mit gezogenem Degen zu empfangen und abzuhalten. Die Freunde sprangen dazwischen.

„Ist das Anstand und Betragen! rief Condell. Haben Dich die Matrosen Dr'unten angesteckt, Burbadge? Was auch William gegen Dich gefehlet haben mag; Du hast eben zwei ungleichlich Fäuste dagegen in die Wagschale gelegt, und Ihr müst Euch entweder aussöhnen, oder die Beleidigung ausfechten, wie es Künstlern geziemt."

„Ausfechten, ja, ausfechten! rief Burbadge.

„Ich rathe lieber zum Frieden, fiel Nash ein, und beschwöre Euch bei dem gebratnen Ochsenrücken mit scharfer Brühe, den hier eben unser Dumbleton heranschiebt: Versöhnt Euch, und bedenkt, wie nach dieser Motion die köstlichen Bissen schmecken werden."

„Mit diesem kostbaren Botargo! rief der Wirth, dem die Kellner mit den Schüsseln folgten. — Botargo, Ihr Athenienser! der Vater des Durstes, der Kuppler weißen und rothen Bastardes."

Er stellte die Flaschen unsher, die mit den damals so benannten Weinsorten gefüllt waren.

„Hat Euch der König Johann noch Kräfte gelassen, fuhr Dumbleton fort, so zeigt es jetzt. Auf! Ihr Kämpfer am Parnassus, und lasst die Schlacht beginnen! Sagt mir nichts von den dreihundert Spartanern bei Thermopylä: meine zwölf Athenienser will ich fallen sehen. Legitime Künstler sollen hier von Bastarden geschlagen werden: solch eine Tragödie soll hier oben auf dem Parnassus in Aetion kommen, oder vielmehr in Passion. Nun, was giebt's? Meister William, mein nobler Ephefer, — hier oben ist Euer Platz."

„Dein nobler Ephefier ist angeklagt! lachte Armin. Doch wie wär's, Bruder, wenn wir unsern Wirth zum Richter setzten? Er soll den Zwist dieser beiden Streithähne schlichten. Unser weiser Dumbleton, unser Salomo spreche Recht!"

Viele riefen Beifall, und der Wirth setzte sich sogleich mit gravitätischer Miene auf den obersten Platz. — „Zobd! rief er dem aufwartenden Kellner zu, geh und glühe einen Sekt mit Zucker und Gewürz und richte dort in der Ecke ein Bankett für zwölf Mann, fur ein Dugend Epheſier. Einer der Streitenden ist gemiß schuldig, und den verurtheilen wir in die Kosten des Bankettes. Oder wenn der Fall übersalomonisch verwickelt wäre; so vertheilen wir die Kosten unter beide Streitende. Ich werde mir als ein guter Richter zu helfen wissen. Und jetzt tragt mir den Fall vor. Nash, unser Kritiker, zerlegt einstweilen den Braten! Sprich, William, mein Hektor!"

William, so aufgefordert, versetzte: „Wollt Ihr einen Vortrag im großen pathetischen Styl, so laßt meinen Gegner reden; wollt Ihr aber einen Spaß spaßhaft vernehmen, so will ich das Wort behalten."

„Ich hatte es mit einem guten Spaß ernsthaft behandelt!" entschied der Wirth.

„Nun so hört!" begann eben William, als der bis jetzt unruhig hin und her gewandelte Burbadge mit den Worten stehen blieb: „Ich erwarte Euch vor Mitternacht in dem Hause, in welches Ihr Euch vorhin schurkischer Weise eingedrängt habt. An jener Schwelle fordre ich meine Genugthuung, Lowin und Du, Oktter, kommt als meine Sekundanten mit. Meinen Tischplatz lasse ich gern Euerm weisen Salomo. Lebt wohl! Auf Wiedersehen um Mitternacht, — wer kein Schuft ist."

„Ehrner Jason! rief ihm der Wirth, an die Studenthüre eilend, nach, — Ihr habt das Bankett zu bestreiten und den gebrannten Sekt!"

Das Beifallsgelächter der Freunde erscholl. — „Ein zweiter Daniel, unser Wirth! rief Nash; er hat, denke ich, den Nagel auf den Kopf getroffen."

„Und doch reißt er aus!" schmunzelte Dumbleton."

Sobald das Hauptgericht verzehrt war, mußte William erzählen.

„Vor Anfang des fünften Aktes, sagte er, bemerkte ich einen zerlumpten Burschen mit langen, leisen Schritten auf der Bühne umherspähen, und erkannte ihn für einen der Gauner, wie sie vor und in dem Theater aufwarten und sich zu Bestellungen und Aufträgen anbieten. Erst glaubte ich, er sehe sich nach einem der vornehmen Schemel-Insassen um, die uns auf der Bühne den Platz versperren; da er aber nach dem hintergrunde suchte, wo wir uns aufhalten, trat ich ihm mit der Frage in den Weg, zu wem er wolle. — Zum großen Burbadge, zu Master Burbadge! sagte er, und nahm in demselben Augenblicke den Gesichten wahr, der am Quervorhange stand. Die Neugier reizte mich: es galt offenbar eine Bestellung. Husch war ich hinter der Traverse und lauschte. Der Gauner beschrieb unserm Burbadge ein Haus am Dowgate, wo man quer nach der Conwitstraße geht, und wenn es dem Master gefällig wäre, ein Halbstündchen nach dem Theater dort anzuklopfen; so würde ihm auf das Losungswort: „Johann ohne Land" aufgemacht werden. Ein reizend Weibchen, und der Mann verreist! Sicherte der Liebeshote. Dort in der zweiten Loge rechts über dem Hand könnt Ihr sie sehen; sie hat aber freilich die Maske vor. — Burbadge sagte zu, und reichte ein Trinkgeld. Ich verlor mich hinter der Traverse. Meine Rolle war zu Ende; ich eilte am Schlusse des Stücks voraus nach dem Dowgate. Ich hatte keine Absicht, als zu sehen, ob wirklich eine Dame nach Hause kehre, und Burbadge ihr folge; denn dieser war eben, wenn nicht bei seiner Ehre, doch bei seiner Rolle angegriffen. Höchstens dachte ich mir den Spaß, den Freund mit einer Anspielung zu verblüffen, wenn er später zu Tisch käme. Kaum stehe ich, in eine Ecke gedrückt; so kommt wirklich eine junge Frau und eilt munter in das bezeichnete Haus. Sie hatte zwar ihre Theatermaske abgenommen, aber einen selbnen Schleier vor. Augenblicklich erinnert sie mich durch Gang und Gestalt an jene wunderbare Schöne, von der ich Dir erzählt habe, Lowin, — weißt Du, vor etlichen Wochen, als Du mich gegen Abend nach meinem Streite mit ihrem Verfolger. — Mann oder Liebhaber, auf der Straße traft. Seitdem gehe ich auf allen Wegen der entschwundenen Unbekannten zu gefallen. Keinen Tag ist sie mir aus dem Sinne gekommen. Denkt Euch also meinen freudigen Schreck! Mein Herz schlägt heftig, meine Gedanken verwirren sich. Endlich ist sie gefunden! rufe ich laut aus, und stürze ohne Ueberlegung, in meinen Mantel gehüllt, nach dem Hause, klopfe; — wer draußen? ruft eine sanfte Stimme. Johann ohne Land! brumme ich. Der Riegel geht auf, ein weibliches Wesen rauscht in die nächste Studenthüre; ich folge.

Es ist wegen der geschlossen Fensterläden ziemlich finster; ich werfe mich der Schönen, — dafür halte ich sie — in die Arme und preise mich glücklich, sie endlich nach jenem Abende wieder zu finden. — Nach welchem Abende? flüstert sie betroffen. Wir funkeln einander mit den Augen an, die sich inzwischen an die Dämmerung gewöhnt haben, und erkennen unsern wechselseitigen Irrthum. Ich stehe um Verzeihung; sie lacht, ich lache, und das heitere Mißverständniß knüpft rasch ein neues Verständniß. Ich kann Euch nur sagen, — sie hatte keine abgelegten Lippen der mondsüchtigen Diana gekauft; sondern verstand sich auf das Küssen. — Klopft's an die Studenthüre. Ungeduldig ruft meine Schöne in brennender Verlegenheit. Ich hatte nämlich in der Hast die Hausthüre hinter mir offen gelassen, und so klopfte denn der eigentlich bestellte Gast immer lauter an die Studenthüre. — Haltet Euch ruhig! flüsterte sie. — Aber es wird Burbadge sein! sage ich lächelnd. — Wer? fragt sie höchst verlegen. — Der bestellte Burbadge, der verspätete Held! lache ich. — Es war recht dumm und unbanthar von mir; ich mußte der guten Frau in ganz falschem Licht erscheinen. Nun klopft's ungestümer. — Wer da? frage ich. — Johann ohne Land! heißt es draußen. — Bösewicht! rufe ich. — Zum Teufel, ich sage „Johann ohne Land," und aufgemacht! schreit Burbadge. — Die Frau zittert und bebt über den Lärm. — Ich öffne also dem zürnenden Freunde mit den Worten: Guten Abend, Herr Johann ohne Land. Ruhig! Ich bin Wilhelm der Eroberer. — Damit eile ich lachend aus dem Hause."

Der witzige Zuzgang eines lustigen Abenteurers setzte die Freunde in die beste Laune, die nicht ohne Rücksichtung auf die starken Getränke blieb. Diese jungen Männer kamen eben zusammen, um mit ihren Gedanken und Genüssen über alles Maß hinauszugehen. Es genügte ihnen nicht, die Tage hindurch ungebunden zu leben: sie wollten auch, wo möglich, keine Nacht an den eingezogenen Schlaf verlieren. Dotter schlemmten und zechten sie fast jeden Abend, schwatzten und sangen, und wenn ihr Uebermuth aufs Höchste stieg, verließen sie das Haus, durchzogen die Stadt, führten entweder gemeinsam einen tollen Streich aus, oder verloren sich einzeln in jene zahlreichen Häuser, wo Glücks- oder Liebesspiel ihre zusammengeschmolzene Baarschaft vollends

Digitized by Google

auflog. Die ungemessensten Begierden, die ungeregeltsten Gedanken fanden bei solchen Zusammenkünften am Meisten Beifall, und Keinem aus der Verbrüderung fehlte es an Geist und gutem Humor, um dies rohe Treiben zu überschmelzen. Als Schauspieler von ehrendem Umgang ausgeschlossen, von den Bahnen eines hohern Ehrgeizes abgewiesen, fanden sie, so zu sagen, nur noch die Abwege der Gesellschaft für sich offen. Ihr Leben war anklelos und ohne Compaß: so steuerten sie wie Tolle auf das Ungefähr eines jeden Tages los; das Leben war ihnen Spiel, die Welt ein Sport. William war vielleicht der Einzige, der aus dem Uebermuthe leicht in den Ernst fiel. Dann ergriff ihn wohl eine Wehmuth oder eine Schwärmerei, und oft, wenn er dem Hohn und Gelächter der Uebrigen nicht wehren konnte, verließ er ihre Versammlung.

Sein eben erzähltes Abenteuer führte das Gespräch auf die Liebe und die Frauen.

„Es ist zu verwundern, rief Nash, daß man sich hinsichtlich der Frauenliebe noch nicht zu einem volkerrechtlichen Grundsatze des Gemeinguts und friedlichen Genusses vereinigt hat, — Jedem ohne Neid und Streit zu gönnen, was ihm an Liebe irgend zu Theil wird, was er sich erobert. Denn nur in ihren Naturbezügen ist die Liebe wahr und zuverlässig; ihre sittlichen Rathjel lösen sich meist in Trug oder Tauschung auf. Mein Gott, — wie man sich nur um einer Geliebten will schlagen mag! Eine Tollheit, in der nun heute gar einer unserer Brüder verfällt, an dem mithin alle unsere andächtigen Anfernächte ohne Erleuchtung vorübergegangen sind. Liebe und Wasser sind Lebenselemente, und dienen zur freien Verbindung der Wesen, sind nothwendig für den allgemeinen Durst. Frauenherzen und Trinkquellen sind mithin Gemeingut. Wo ein Brünnlein springt, ein Bächlein rieselt, mag Jeder schöpfen, der daran kommen kann. Die Sonne saugt aus dem Meere der Liebe, und läßt es über alle Steppen regnen. Ich bringe einen Toast aus: Wilhelm der Eroberer! Aber in doppelter Bedeutung, — in persönlicher für unsern Freund, und in symbolischer als Losungswort für unser Leben. Wilhelm der Eroberer für immer!"

„Wir müssen den Burdabge zur Vernunft bringen, erklärte Owin. Welche Thorheit, um Eine willen unser Blut vergießen, wodurch wir uns auch für die Andern schwächen. Den Weibern wollen wir ihre Schwäche lassen, und für uns das Lachen behalten."

Man gab ihm Recht, und stimmte ein Lied auf die Schwäche des weiblichen Geschlechtes an. — William sprach:

„Wohl sind die Frauen schwach, wir sollen es aber nicht mit Verachtung sagen. Sie sind, wie ihr Spiegel zerbrechlich und wandelbar in den Gestalten, die sie aufnehmen und zeigen; aber wir Männer entehren uns, indem wir sie mißbrauchen. Zart, wie von Bau, sind die Frauen auch von Seele, — weich für jeden Eindruck, für den falschen, wie für den edeln. Liegt es nicht in ihrer Naturbestimmung, empfänglich zu sein; Wir sind die Sünder, wenn wir das Unedle an ihnen ausprägen. Wie dürfen wir das weich schelten, da es ja bestimmt ist, das Siegel der Ehre in sich aufzunehmen? Wir sollten sie nicht täuschen, sondern die Seele schützen, die sich hingiebt, um Liebe, nicht um Schmach zu empfangen."

Ein schallendes Gelächter der Freunde folgte auf diese mit einer gewissen Rührung ausgesprochenen Worte Williams. — „Er ist wieder aufgewacht, er ist beträchtlich gerührt!" hieß es.

„Er hat mit ein Paar Bechern eingefeuert, und gleich kocht sein Herz Wehmuth! —"

„Ei, William, rief ein Dritter, Du hast ja das Sprichwort: — Ein Feuer brennt das andere nieder: kommt, laßt uns zusammengehen! Ein Tellerchen gedachter Pflaumen wird unserm William gut thun."

Diese Anspielung auf die liederlichen Häuser, wo man den Besuchenden gedachte Pflaumen vorzusetzen pflegte, verdroß unsern Freund aufs Tiefste.

„Still, Freunde! rief Nash, der Kritiker, in seiner trocknen bittern Weise. Wir haben auch unsern Freund sehr gekränkt. Er ist einmal nicht, wie wir sind: er schätzt die Treue, er hält sich gern an Eine, die sich ihm auch allein widmen soll; er concentrirt sich, und findet, was wir bei Hunderten suchen. Er besitzt alle Weisheit. Aber noch mehr, er besitzt auch Tugend, ja er besitzt die drei Cardinaltugenden; denn neben der Liebe hat er bekanntlich einen unbedingten Glauben an die Geliebte, hat die feste Hoffnung, seine jedesmalige Eine zu bessern und zu bilden. So nimmt er sich jetzt eines jungen Dings an, das er unterrichten läßt, mit der Nadel umzugehen. Das treue Schätzchen hat es mir selber lachend erzählt. Denn durch eine gewisse Sympathie der Freundschaft gerathe ich immer auf Williams Tugendwege, und stoße mich an seine Glaubensartikel. Doch verkenne ich auch hier meinen untergeordneten Beruf nicht, und wo er edle Liebe dichtet, da verensire ich sie."

Ein abermaliges Gelächter brach aus. William erhob sich mit einem verachtenden Blicke. Aber man hielt ihn fest, und bat ihn, Spaß zu verstehen.

Der Neckerei machte ein halb Dutzend neu ankommender Gesellen ein Ende, die sich ohne Weiteres mit zum Bankett und zum dampfenden Würzkelche niederließen. Um dieses einmal bereiteten Nachtisches willen gab man es für heute auf, noch anders wohin zu ziehen, und der Vorschlag zu einem Spiele fand Zustimmung. — „Was aber spielen wir!" wurde gefragt. „Primavista oder Treschak!" —

„Mit oder ohne Tidd?"

„Mit, mit!"

„Nichts da, wir würfeln."

Es wurde gewürfelt und zwar um hohen Einsatz. Auch William, um seine Unruhe und Verstimmung los zu werden, nahm Platz am Spieltische. Allein diese Unzufriedenheit mit sich selbst lockte das Glück nicht herbei: er verlor seine ganze Baarschaft und einige Stücke von Werth, die er an sich hatte.

Wie Mitternacht herannahte, trieben die Sekundanten heimlich zum Aufbruch. An der Luft im Freien empfanden erst die Fortgeschlichenen, wie sehr sie sich übernommen hatten. Auch William schritt etwas wankend. So langten sie am Dowgate an, als es eben vom St. Paulsthurm zwölf schlug. Burdabge stand schon an der Haustreppe, ein Fensterladen war halb geöffnet, der Mondschein fiel schräg in die enge Gasse, und gab zureichendes Licht.

William, verstimmt durch den Widerwarf des Abends, ärgerlich über seinen Verlust, und vom genossenen Wein und Sekt schweren Kopfes, gab dem beleidigten Freunde eine Erklärung, die ihn hätte befriedigen können. Auch die Sekundanten ließen es nicht an vernünftigen Vorstellungen fehlen. Allein Burbadge gab nicht nach. Er hatte der leichtfertigen Frau, wie sie sich über Williams Zudringlichkeit höchst gekränkt stellte, den feigen Flüchtling an der Hausschwelle zu züchtigen gelobt, und bestand nun, der am halboffnen Fenster Lauschenden zu Gehör, mit prahlenden, beleidigenden Worten auf dem Kampfe. William ahnete nichts von der Tücke des Freundes. Als er aber, von dem ziemlich gewandten Fechter Burdabge hart nach der Schwelle des Hauses gedrängt, eine weibliche Stimme ängstlich flustern hörte: Schont ihn, guter Burdabge! begriff er die ihm zugedachte Beschämung. — „Ha, ist es so gemeint! rief er empört aus. Willst Du hier eine Heldenrolle spielen?"

Mit den kühnsten Wendungen ging er jetzt dem Burbadge zu Leibe. Dieser gab in seiner Verlegenheit eine Blöße, und William stieß im Jahzorn heftig und mit den Worten: „Da, Prahler!" nach der Brust des Gegners. Mit einem Schrei sank Burbadge auf die Treppe.

Mehre Nachbarn der engen Gasse, durch das Klirren der Degen geweckt, riefen Hülfe, und entriegelten ihre Thüren. William eilte auf die Themsenstraße hinab, auf das Black-Fryars-Quartier los, wo seine Wohnung lag.

Als William aus kurzem, unruhigem Schlaf erwachte, fand er sich nur halb entkleidet, quer auf seinem Lager hingestreckt. Er erhob sich mit trübem Kopfe; seine Stimmung war wüst, und nicht ohne Anstrengung besann er sich auf die verschiedenen Vorfälle des gestrigen Abends. Er hatte Burbadge verwundet, vielleicht lebensgefährlich getroffen, und wenn die Kampfzeugen sich unklug oder unvorsichtig benahmen, so fiel er in gerichtliche Untersuchung und in Strafe. Denn es bestanden sehr strenge Verbote des Zweikampfes, und sogar die Uebungen auf dem Fechtboden waren eingeschränkt. Zu dieser Angst um seine Freiheit kam die Besorgniß um Burbadge. William stand auf, um den Freund zu besuchen, ihn zu versöhnen und für ihn sorgen zu helfen, zugleich aber auch zu hören, was er etwa zu seiner eigen Sicherheit thun konne.

Das Licht brannte noch, obschon der Tag durch die Fenster schimmerte. Beim Anklieben sich dem Freunde ein, daß Nelly, seine Hauswirthin, nicht wie sonst auf seine Heimkehr wach geblieben war. William fühlte einen schmerzlichen Vorwurf darin, wie ungern er sich auch in dem Zustande hatte sehen lassen mögen, in welchem er heimgekehrt und aufs Bett gesunken war. Er erinnerte sich auch der leichtfertigen, jungen Frau am Dowgate, der schwelgerischen Mahlzeit, der verwogenen Reden und unsaubern Scherze, und wie er sich nach dem Eckchen in der Schublade umsah, wohin er Abends seine Baarschaft abzulegen pflegte, hatte er nichts mitgebracht. Dies Alles ballte sich zu einer trostlosen Verstimmung zusammen.

Nelly, wie es schien, mit verweinten Augen, brachte das Frühstück. William war still; sie räumte schweigend auf. Endlich konnte sie doch nicht weggehen, ohne mit schmerzvollem Blick und

Digitized by Google

weicher Stimme zu fragen: „Wie geht es Euch denn, William? Seid Ihr wohl?“

„So, so, gute Nelly! antwortete er. Nicht so gut, als wenn ich mit Deinem freundlichen Gutnacht schlafen gegangen wäre.“

„Ach! seufzte sie. Ihr habt Euch wieder einmal einen unglücklichen Tag gemacht.“

„Freilich, gute Nelly! Wenn's bei einem bleibt. —“

„Wie übel Ihr ausseht! Und wie wird Euch erst zu Muthe sein!“

„Schändlich, Nelly! Verfluchtes Gestern! Könnte ich es mit diesen Nägeln wegtilgen!“

„O daß Ihr Euch niemals zu halten und mäßigen wißt, und Euch so viel Leid und wirre Stunden macht! Aber was das Schlimmste ist, — diese bösen Tage wiederholen sich jetzt öfter, als vormals.“

„Ich wollte, Du lögst, Nelly! rief der Freund schmerzlich aus, und warf sich in einen Sessel. Narren leuchten meine Tage heim, meine Abende verlöschen, wie qualmende Lampen. Ich verwünsche mein Leben. Wie ein Schatten streicht es vorüber. Gleich mir selber ist es ein elender Gaukler, der ein Stündchen rast, ein Stündchen jammert, und von Niemandem mehr beachtet wird; es ist eine Zote, die ein Narr erzählt, es ist ein Schall, ein Bombast, der nichts bedeutet.“

„Thut Euch nicht Unrecht, guter William! fiel Nelly ängstlich ein. Ihr habt viel Wackres geschaffen, und Euer edler Geist könnte noch Herrliches thun.“

„Thun! Was ist dies Thun? rief William bitter aus. Was bedeutet diese ekelvolle Gabe der Poesie! Die Welle, die in einer schwuzigen Bucht des Lebens Schaum schlägt, und an der hungrigen Düne nascht, — da hast Du den Dichter! habe ich Lieder, hab' ich Ehre davon? Nur draußen auf hoher See des Lebens bringt man diese Güter und Beuten heim. —“

„Wenn Euch Kunst und Poesie so wenig froh machen, sagte Nelly, so ergreift doch etwas Anderes; ein Geist, wie Eurer, kann ja das Leben an hundert Seiten fassen.“

„Wie schlecht verträgt sich mein Geist mit diesem tollen Leben! versetzte William. Was will dieß Glut in mir, diese Begier zu schaffen, die, noch ehe sie sich bethätigt, zum Fluche wird, unbändig, wild, krankhaft, wahnsüchtig, schmachvoll! Freuden bietet dieses Leben aus, und wenn unser Geist sie erringt, muß er sie verachten. Vernunftlos jagt er hinter des Lebens Beute her, und haßt sie, sobald er sie gewonnen. Alles wird zu einem giftigen Köder, der uns toll zu machen hingelegt ist. Wild werden wir im Verfolgen, rasend im Genuß des Lebens. Was ich anstrebe, was ich erringe und umfasse, reißt ins Ungemessene fort und labt mit Unfreiden. Nach Segen und Heil ringe ich, und erfaßt entwickelt sich ein Fluch daraus. Was ein Glück schien, wird ein Traum, was als Wahrheit lockte, zerrinnt in Täuschung; denn wie Mehl selbst, aus Nichts erschaffen, spielt blos den Schöpfungssluch ab, auch wieder zu Nichts zu werden. Doch wem ist das etwas Neues? Wer aber lehrt uns jenen Himmel meiden, der uns in eine Hölle wirft?“

„Ach! seufzte Nelly, daß ich Euch so muthlos und in solchem Zerwürfniß mit Euch selber sehe, mitten in Euerm schönsten Lebensſommer! Und mich dünkt doch, es müsse für Euch etwas so Leichtes sein, glücklich oder doch vergnügt zu werden. Wenn ich es Euch nur recht deutlich machen könnte! Lenkt doch nur einmal Euern Geist und Eure Lust auf Dinge, die Euer Herz nicht verwerfen muß, und Ihr werdet bald einig mit Euch selber sein. Vor Allem solltet Ihr doch von Euern jetzigen Freunden und Gefährten weglaufen und dann Eure herrlichen Gaben anbauen. Warum laßt Ihr denn Euer schönes Gedicht vom Adonis wieder liegen? Erst hattet Ihr so viel Lust daran.“

„Ach wenn ich keine andern Sorgen hätte! rief William. Wo soll ich denn ein dichterisches Behagen hernehmen?“

„Sorgen habt Ihr? fragte Nelly betrübt. Ich habe doch noch eine schöne Summe von Euch in Verwahrung, und anzuschaffen ist jetzt nichts. Oder mache ich Euch noch nicht Alles recht? So sagt doch nur, was Euch fehlt, um bequem und sorgenlos zu sein! Oder seid Ihr nicht zufrieden damit, wie ich Euer Geld verwalte, Eure Anschaffungen mache, Euer Geräth besorge und Alles, William?“

„O Du gute Seele! rief der Freund aus. Nein, das ist es nicht. Du machst Alles und Alles recht, Du bist verständig und treu. Ich bin erhalten wie ein Lord. Aber kannst Du auch so für mein Herz sorgen? Ja, Du könntest wohl, Nelly: Du bist zeigend und anmuthig; aber eigensinnig und kalt. Liebe, diese brauche ich. O dies Leben, das nicht einmal ein Herz für mich hat. Das ist ein Leben für Polypen, nicht für Poeten, für Steaquappen, für kaltes Gewürm, das sich im Mist nährt. O Nelly, und Du hast ein so treues Herz!“ setzte er hinzu, indem er sie zärtlich umarmte.

„Nicht so, William! rief sie, und entzog sich ihm. Nennt das nicht Liebe, wonach Ihr mit solchem Ungestüm trachtet. Was Ihr unter diesem mißbrauchten Namen sucht, wird Euch niemals befriedigen, und was Euch beglücken könnte. — Nein, laßt uns nicht vergessen, wie wir zusammen stehen wollen. Ein heitres Wort, ein freundlicher Blick von Euch machen mich recht froh. Und könnte ich Euch zufrieden und glücklich sehen, so hätte ich in aller Welt keinen Wunsch mehr, außer daß mein kleiner Hausnetz gedeihen, und ein berühmter Mann werden möchte, — so begabt wie Ihr, nur nicht so unglücklich.“

„Ho, ho! lachte William, wenn man Eins ohne das Andere sein könnte!“

„Ach das wäre ja traurig!“ seufzte sie. —

Eine Stille entstand, während welcher Nelly Einiges bei Seite räumte; worauf sie ängstlich fragte, ob William nun gestimmt sei, einen Besuch anzunehmen.

„Was! rief William. Sind die Gerichtsdiener da?“

Nelly schrie vor Schreck auf. „Was ist geschehen? fragte sie. Um Gott, was habt Ihr begangen, William?“

„Wir wollen zu Burbadge senden, versetzte der Freund. Wo bleibt nur mein Bursche? Wir haben einen Zweikampf gehabt, um Kinderein. Und wenn er nicht in seiner Wohnung ist, zu Lowin. Ich muß wissen, wie's um ihn steht; ich habe ihn in die Brust getroffen, oder — ich weiß nicht wohin.“

Nelly rang die Hände. Sie wollte selber mit einer Magd gehn und nachfragen, erklärte sie. „Faßt Euch nur, William, bat sie, Eure Mutter kommt. Um Gott, laßt die ängstliche Alte nichts merken!“

William erschrack, war verlegen und — ward gerührt.

„Alles kommt auch heut zusammen! seufzte Nelly. Ich habe sie absichtlich nicht beherbergt, sondern bei meiner Schwester untergebracht. Ich merkte wohl, daß es eine betrübte Angelegenheit ist, in der sie kommt. Ich wollte Euch vorbereiten, und auch die Mutter nicht wahr nehmen lassen, wie spät Ihr etwa nach Hause kämt.“

Eben ließ sich ein Husten vor der Thüre hören, und die Mutter trat herein, — bürgerlich gut gekleidet, den Rock mit silbernen Schnüren umfaumt und eine Silberradel mit einem Perlenknopfe auf der Brust.

William empfing sie mit tiefer, stummer Rührung, drachte sie auf den Polsterſitz, umarmte sie wiederholt, küßte und hielt ihre welken Hände fest, während er sein Gesicht an ihrer Brust verbarg. Die Mutter weinte; Nelly entfernte sich still.

„Nicht wahr, ich habe Euch lange nicht besucht? rief William, sobald seine Rührung zu Worte kam. Und habe auch eine Weile Nichts geschickt?“

Er warf sich abermals an ihre Brust. — „Das nicht! erwiderte die Mutter. So bedürftig sind wir nicht mehr; unser Glückgeht hat sich mit Deinen Mitteln gehoben. Der Wollenhandel zieht; es ist ein ängstlicher Segen, den Dein unfeliges Geld trägt.“

„Unfelig, Mutter? Unfeliges Geld?“ — „O mein armer Willy! schluchzte sie. Ich kann es nicht lange auf dem Herzen behalten. Ich habe mich auf den weiten Weg gemacht, den ich seit funfzehn Jahren nicht betreten: ich muß Deine Seele retten. Warum hast Du uns so getäuscht? Wir haben Dich die fünf Jahre, seit Du von Stratfort weggegangen, für einen wohlstehenden Schreiber gehalten, und müssen nun hören, daß Du bei dem Landvatter Schauspiele bist, und sogar Stücken erdichtet und schreibst, die so viel christliche Seelen bethören. Dein Vater ist außer sich; Du kennst seine Heftigkeit. Und war er auch sehr zurückgekommen, so kann er doch nicht vergessen, welche Ehrenämter er einst bei der Stadt bekleidet hat, und daß er noch immer das ihm vom Herolosamte bewilligte Wappen führt. Und nun ist sein verlaufner Sohn, solch' ehrenwerther Abkunft vergessend, ein Komödiant geworden. Mein Alter hat in der Wuth selbst hierher gewollt; ich fürchtete aber, er würde ganz London in Aufruhr bringen und bin selbst gekommen, um Dich zu beschwören und zu bewegen. Verlaß diesen gottlosen Weg! Komm' mit zurück und genieße mit uns, was wir Dir verdanken. Mit dem Squire Luey ist Dein toller Streich im Park ausgeglichen, und die Wolle ernährt uns alle. O mein guter Willy! Nicht wahr, Du thust noch Vater und Mutter, und haſt Dich noch nicht über das vierte Gebot hinaus gedichtet?“

„O meine geliebte Mutter! rief William. Was soll ich auf solche Bekümmernisse erwidern, in denen mich die Mutterliebe, wenn auch in so fremder Sprache aufsucht? Mutter und Sohn von einerlei Adern durchwebt, von demselben Blute durchwärmt, und Herz an Herz gedrückt, stehen doch in diesen trübseligen Augenblicke zu weit auseinander, um sich zu verstehen. Sie umfassen sich mit Liebe und begreifen sich nicht. Also auch diesen Zwiespalt meines Lebens noch, daß Glück und Ruhm, wenn ich sie erringe, und wie Sonnenschein auf mein väterlich Dach fallen lasse, verwünscht und verflucht werden! Auf der Schwelle, wo

Digitized by Google

der Knabe sein Spielgeräth zerbrochen, dachte ich als Mann, wie gering ich auch die Beute des Lebens anschlage, mit meinem Glück und Ruhme noch einmal zu spielen. Ja, Mutter, Ihr kommt, mir die schönste Hoffnung zu vernichten. Einst wollte ich nach Stratfort zurückkehren, die Knabenthorheiten mit meinem Ruhm übergrünen und die Aermlichkeiten der Jugend mit Seide überkleiden. Soll denn aber mein Verdienst der Wurth meines Vaters bezeugen, und mein Ruhm die Augen meiner Mutter in Fluth setzen? Ja wohl, ich bin der verlaufene Sohn! Ein gemeines Weib, ein ungerechter Vater, haben mich von Thorheit zu Thorheit bis in die Verzweiflung hinein gehetzt. Doch — wem ergähle ich das? Liebe Mutter, — wir haben uns ja niemals mißverstanden. Ihr habt mir Euren letzten goldnen Theelöffel mit dem Apostelbilde auf dem Stiel zur Wegzehrer zugesteckt, als ich bei grauendem Tage über die nebelfeuchte Schwelle stoh: sollten wir uns mit der alten Liebe nicht auch jetzt verständigen? Ich habe bei meinen Besuchen niemals über die Sache mit Euch reden können. Hört mich jetzt an, und da Ihr mich nun als Schauspielbichter kennt, so betrachtet einmal meine Lage von meiner Seite. Ich kam damals hierher nach London. Wie anders ward mir an der Themse zu Muth, als am Avon! Daheim ängstigten mich Spießbürger und Erbärmlichkeiten der engsten Gäßchen; hier erhob mich der Anblick eines großen Lebens, — kühne Unternehmungen, glänzende Feste, fürstliche Männer, herrliche Frauen, ein brausendes Volk, das aus den Tiefen des Lebens hervor sprudelte, in die Tiefgründe des Lebens hinein schäumte. Und mich kannte Niemand: kein Nachbar blinzte über die Schulter auf mich, keine Gevatterin zuckte mit den Mund= winkeln. Ich durfte meine Hutfeder so hoch tragen, als ich reichte. — Eine Weile war ich in der That ein Abschreiber und schwamm so in diesen Wogen mit, wie ein Seefern hin= und hergeschaukelt. Bald aber mußte ich mir einen bedeutsamern Antheil dieses großen Lebens anzignen. Nun sagt selber, Mutter, — welchen sollte ich nehmen, welchen konnte ich? Freunde hatte ich nicht, keine Familie, kein Gewerbe; ich hatte nur Sinn für Alles, ich begriff oder fühlte Alles, ich gehörte dem Ganzen an, und mußte mich dem Ganzen widmen. In diesem Volkstrome hatte das sonnige Leben eine glänzende Abspiegelung in dem großartigen Volkstheater. Hier sollten sich die Freuden und Schmerzen, die Tiefen und Thorheiten der Menschheit in bedeutenden Gestalten zeigen. Machen wir sie denn, diese Tollheiten oder auch Tugenden des menschlichen Lebens? Nein, wir spiegeln sie ab, der Menschheit zur Selbstbeschauung; wir schaffen das Leben nach, wie es Gott geschaffen. Ich sah dies für einen großen Beruf an, und ergriff ihn. Nichts ist gering in der Welt, theure Mutter: es kommt auf den Sinn an, mit dem man es treibt. — Bald sollte ich mich nicht mehr als blosen Mitgenossen des Lebens, sondern auch als einen Sohn Englands fühlen. Damals nämlich, als das ganze Reich über dem Anzuge der spanischen Armada in Bewegung kam, und unsere Königin, das Herz zu mustern, in das Lager zu Tilbury ritt. Auf einem edeln Streitrosse, mit einem Marschallstabe in der Rechten, jagte sie dahin; der Stahlharnisch glänzte auf ihrer königlichen Brust und dem prachtvollen Anzuge; ihr blonder Haar flatterte und hinter ihr trug ein Page den Helm mit dem weißen Busche. Das englische Heer und Volk jauchzete einen Sturmwind über die See, und die „unüberwindliche" Flotte zerstob. Damals, o meine Mutter, dufteten alle feindseligen Rosen, die weißen und die rothen, zusammen, und Albion war von Begeisterung durchwürzt. Die alten Geschichten, die Ihr selbst mir als Knaben erzählt hattet, Mutter, knospeten bei solcher vaterländischen Mitterung auf dem Herzen und blühten auf; die alten Kämpfe und Leidenschaften schlugen an das einmüthige Herz des Vaterlandes. Ihr wißt, ich machte den kurzen Feldzug freiwillig mit und trage den Degen jetzt mit Ehren. Ich war dann zurückgekehrt, ich hatte England verstanden: ich dichtete, und England verstand mich. — Nur meine Mutter verwirft meine Schauspiele und mein Vater den verlaufenen Sohn!"

Die Mutter war von diesen letzten, schmerzlich herausgestoßenen Worten Williams sehr ergriffen, ohne daß sie doch den Sohn für gerechtfertigt hielt. — „Ach, mein Willo, sagte sie, Du dauerst mich, und doch muß ich Deinen sündhaften Irrthum bejammern. Aber ich entschuldige Dich: es ist ein gar verlockender Schein, mit welchem Dein bewegliches Herz verführt worden ist. So steht Du mit verblendeten Augen nicht, wie Du dem schnöden Müßiggang eines leichtsinnigen Pöbels dienstbar geworden bist, Dich auf schmähliche Weise verkleidet, Dein ehrliches, von Gott gemachtes Angesicht mit Bart und Schminke entstellst, und Dich zum Ergötzen der Thoren und Sünder auf einem bemalten und behangenen Prangen geberdest und erniedrigest. Gott hat Dir schöne Gaben verliehen, ein ehrbares Gewerb zu treiben, Dir und Andern zu nützen, und betend und arbeitend ein frohes Leben zu Ehren Deines Schöpfers zu führen. Statt dessen verbrauchst Du diese Gaben, um Narrheiten auszuspinnen und Spott und Späße zusammen zu weben zur Belustigung unreiner Hergen. Als Komödienschreiber pufest Du, so zu sagen, die Leichen der Geschichte auf und handirst sie wie wirkliche Gestalten; als Komödiant macht Du aus Deinem eignen lebenden Leibe einen bemalten und aufgeputzten Leichnam zur Einkehr verstorbener oder erdichteter Wesen. Wie? Und mit diesem verkehrten Treiben, mit diesen Gespenstern des Müßiggangs, verdient Du Dein Brot und sucht Ehre und Achtung unter christlichen Menschen?"

William schwieg aus Unmuth und um sich nicht gegen seine Mutter durch Sprechen zu erhitzen. Er fühlte sich durch diese der Mutter beigebrachten puritanischen Ansichten aufs Empfindlichste gekränkt, und doch bauerte ihn darüber die bekümmerte Alte, die es auch in ihrem Mißverstande treu mit ihm meinte. Er wußte sich übergezogen, daß er das befangene Auge der Greisin nicht lösen könne: wie sollte er ihr Herz berühgen? Am Bittersten war es ihm, daß er sich in seinem mit Eifer vertheidigten Stande in der That nicht wohl fühlte. Eine ungeschickte Hand, die er abwehren mußte, hatte doch ganz richtig die wunde Stelle gefunden; die Berührung war wahr, und doch der Griff falsch. Und nun fuhr mit neuem Mißverstande die Mutter fort:

„Siehst Du, daß Du mir selber stillschweigend Recht geben mußt! Und nicht ohne Grund hast Du bei Deinen Besuchen in Stratfort Deine wahren Verhältnisse verschwiegen und uns im guten Glauben gelassen, Du seiest immer noch ein Schreiber."

„Laßt das jetzt, Mutter! versetzte er etwas ungeduldig. Ich hatte andere Gründe, heimlich zu thun. Ich war Euer Gast, ich mußte mich nach Eurer engen Wohnung und nach Eurer beschränkten Ansicht des Lebens einrichten. Ich hoffte auf Glück und Gelingen, als beste Vermittler, um einstens meinen Namen bei der Welt, mein Herz bei Euch zu rechtfertigen. Laßt das jetzt; es durchkreuzt mich zu vielerlei Verdruß heute, und — warum, liebe, gute Mutter, soll ich mich durch Widerspruch um die Freude Eures Besuches bringen? Nein, setzen wir das jetzt bei Seite; bleibt eine Weile bei mir, seht Euch London an, — ein andres Mal verstehen wir uns besser. —"

Nelly stürzte athemlos herein; wie sie aber die alte Mutter erblickte, suchte sie sich zu fassen. — „Es kommen Leute, sagte sie mit dem sorgenvollsten Blicke; es wollen Männer zu Euch! Ob sie Euch jetzt auch recht kommen, Meister? Wir wollen einstweilen hinüber gehen, Mutter, — kommt!"

Sie führte mit ängstlichem Zwang die Alte fort, und kaum waren Beide in das Seitengemach entfernt, als der Sheriff mit Gerichtsdienern eintrat.

Der in Scharlach Gekleidete setzte mit feierlicher Miene und pedantischen Umschweifen aus einander, warum Master William vor Gericht und in Haft folgen müsse. Der Freund blieb während dessen ganz verdutzt. In andern Fällen nicht ohne Verwegenheit, suchte er sich doch jetzt einer Gewalt gegenüber, von der ihm kein persönlicher Muth befreien konnte. Er suchte Ausflüchte, that ungehörige Fragen, schickte sich an zu folgen, und schützte dann wieder bald dringende Geschäfte, bald Unwohlsein vor; kurz, er benahm sich wie ein Mann, der nicht ohne Schuld, aber ohne Rechtskniffe, unwillig, aber ungewandt in seiner augenblicklichen Lage ist. Es half nichts, er mußte sich ankleiden, um dem Sheriff zu folgen, und so sehr er dabei zögerte, sie ihm doch keine Ausflucht vor solcher widerwärtigen Gewalt ein.

Der Sheriff suchte ihn zu beruhigen: Master sei ja ganz in der Nähe. —

„Was? rief William. Das Criminalgefängniß?"

Es war überlieferlich kalt und heiß. Eine Erschopfung wandelte ihn an; er warf sich auf den Polsterfuß. Vor seinen Augen dunkelte es; er fühlte seine Zukunft als eine schauervolle Nacht, die des Sheriffs Scharlachanzug wie ein Höllenfeuer durchleuchtete. Er erklärte fest, er werde nicht folgen.

Der Sheriff winkte den Dienern, Gewalt zu brauchen; Da stürzte Nelly herein. — „Graf Southampton ist in'ß Haus getreten," sagte sie. „Wartet noch Sheriff! Master William des kommt Besuch von seiner Herrlichkeit." — Und dem Freunde flüsterte sie zu, er möchte doch des Grafen Schutz und Einfluß ansprechen.

William stand auf und fühlte sich erhoben. — Der Graf trat herein, maß mit flüchtigem Blicke den Sheriff, und faste mit freundlichem Gruße William Hand. —„Ich komme —" hob er an, sah sich aber gleich wieder nach dem Sheriff um und sagte: „Ihr habt da einen Scharlachhandel?"

„Ein Streit mit Burdabge, Mylord, erwiderte William, hat meinem Degen einen unglücklichen Sieg verschafft, und die Masters wollen mir nun einen eben so leidigen Siegerzug nach Newgate bereiten."

„Ein Zweikampf?" tächelte Southampton. — „Ja wohl, Eure Herrlichkeit! fiel Nelly ein, und Lowin mit den andern falschen Freunden haben die Anzeige gemacht. Ich war eben aus

Digitized by Google

und habe alle die Schlechtigkeiten vernommen. Und mit Burbadge ist es gar nicht einmal der Mühe werth; er ist noch am Leben."

„Sheriff, sagte der Graf, ich leiste Bürgschaft für den Master, ich stehe für ihn ein. Ich bürge, daß er das Haus nicht verläßt. Ich werde hernach Burbadge befuchen, und in Person vor das Gericht kommen. Ich werde darthun, daß es gar kein rechtiger Zweikampf gewesen ist, sondern blos eine im Dunkel begangene Unvorsichtigkeit mit dem Degen. Geht nur, ich werde Alles ins Klare bringen. Das Gesetz paßt nicht auf den Fall."

Der Sheriff verlangte nur eine schriftliche Erklärung des Grafen, erhielt sie, und verließ nun zu Williams Freude und von Neilly geleitet, das Haus.

„Ich komme, Euch für die köstlichen Sonnette zu danken, die Ihr mir gewidmet habt," fuhr nun der Graf fort.

„Eure Herrlichkeit! rief William aus. Es wäre genug, daß Ihr mir meine Kühnheit verziehet."

„Nicht also! versetzte Southampton. Ihr habt mir wohl früher angemerkt, wie sehr ich Eure Dichtungen schätze. Darum dürft Ihr voraus sehen, daß ich es für keine poetische Freiheit, sondern für Dichterkunst ansehe, wenn Ihr mir so süße Verse nicht blos widmet, sondern mich, so zu sagen, ganz hinein wickelt."

„Allerdings hat mich Eure freundliche Huld aufgemuntert, erklärte William. Wie Ihr in jedem meiner Stücke vorn auf der Bühne faßt, war mir Euer huldvolles Auge der Polarstern, nach dem ich mich richtete. Das Klatschen der Menge galt mir nur, um mich an die vielen Hände zu erinnern, die bezahlt hatten. Für meine Stücke war Eure Herrlichkeit mein Publikum. So war es früher. Nun Ihr aber, seit ich Euch meine Sonnette übereignen ließ, fast gar nicht mehr ins Theater gekommen seid, glaubte ich, Ihr würdet mir."

„Bewahre! lächelte der Graf in wehmüthiger Erinnerung. In der letzten Zeit habe ich meine Abende verändelt. Ich könnte sagen, ich hätte ebenfalls ein Schauspiel gesehen, freilich von anderer, als poetischer Täuschung. Nun werde ich aber wieder zu Euern Dichtungen eilen. Bei allem Dem, daß ich auf der Bühne Euch oft genug so nahe saß, bin ich doch niemals dazu gekommen, Euch auch nur zu sagen, wie sehr ich Euch schätze. Ich unterließ es absichtlich. Ein solches Lob ist bei unsern jungen Edelleuten zu sehr zur bloßen Mode geworden: ich fürchtete, es möchte Euch aus meinem Munde eben so wohlfeil erscheinen, als es von Andern an Andere gespendet wird. Mir aber war es sehr ernst mit meinem vertheimlichten Beifall. Ich wollte Euch kein Gnadengeschenk des Lobes, sondern einen reinen Tribut entrichten. Darum komme ich ausdrücklich in Eure Wohnung, wo ich das Wort allein habe. Damit soll es aber nicht abgethan sein; wir wollen uns künftig näher bleiben. Meine Mutter wünscht Euch kennen zu lernen; da Ihr aber des Ehrenbandels wegen, bis ich die Sache ausgeglichen, in häuslicher Haft seid: so will ich Euern Besuch in Southamptonhaus auf ein anderes Mal einrichten. Wenn Euch meine Verbindungen, mein geringes Vermögen in irgend etwas förderlich sein können, so habt Ihr die Schuld, wenn Ihr schweigt."

„Herr meiner Liebe! rief William aus bewegtem Herzen. Euer hoher Werth, Euer Verdienst hat mich mit Allem, was ich bin, Euch dienstbar gemacht. Ich habe Euch die kleinen Gedichte gesendet, um Euch meine Ergebenheit, nicht daß Ergebniß meiner Dichtkunst zu zeigen. Zu groß ist meine verehrungsvolle Neigung für Euch, als daß meine Poesie reich genug wäre, sie mit würdigen Worten zu ihren, vielmehr hoffe ich von Eurer edeln Gesinnung, daß Ihr meinen guten Willen in seiner Nacktheit nicht für verwerflich achtet. Wenn einst der Stern, der mich durchs Leben führt, heiterer, huldreicher auf mich niederlächelt, und meiner Neigung, die jetzt noch wie eine Bettlerin aussieht, einige Zier verleiht: dann erscheine ich vielleicht Eurer wohlthätigen Achtung werther, als jetzt, und darf eher mit meiner Liebe für Euch groß thun; wenn mir auch bis dahin nur mein Haupt vor Euch zu neigen ziemt."

Der Graf faßte den Dichter herzlich bei der Hand. „Nein, sagte er, die Schranken, die zwischen uns Geburt und Beruf aufgestellt haben, sollen so freie, fliegende Seelen, wie wir sind, nicht hindern. Freunde zu werden. Ich bemerke einen edeln Stolz, ein höheres Trachten an Euch, William. Laßt mich mit der echtesten Freundschaft, die man haben kann, Euch in Regionen bringen, in denen solche Gefühle eher flügge werden, als im Gehege Eures Handwerks. Wenn Ihr, werther Freund, setzte er lächelnd hinzu, etwas dichten wolltet in der Art, wie es unsern Edmund Spenser beräumt gemacht hat: dergleichen erzählende und lyrische Poesien gelten in der höhern Gesellschaft, sie werden gedruckt und gelesen; sie stempeln eigentlich den Dichter, und machen ihn bei dem Adel gesellschaftsfähig; während die dramatischen Sachen nur als Belustigung des großen Haufens gelten. Versteht sich, — ich denke anders darüber."

„Es ist etwas dergleichen, wie Ihr meint, schon angefangen, Mylord, erwiderte William. Nach diesem ermunternden Besuche Eurer Herrlichkeit werde ich gute Stunden finden, es zu vollenden."

Nach manchen lebhaften Gesprächen schied der Graf herzlich, und William geleitete ihn vor das Haus. — Den übrigen Tag brachte der Dichter in aufgeregter Stimmung zu, wie sie bei begabten, aber unbefriedigten Menschen nicht selten einkehrt, wenn auf körperliche Verstimmung, auf Reue und Mißmuth, auf eigne Vorwürfe und fremde Engherzigkeit irgend ein erhebender Gedanke oder ein spannendes Ereigniß folgt, und das gedrückte Selbstbewußtsein erweckt. Jene bittern Morgengefühle Williams schlugen sich immermehr nieder, und seine Zufriedenheit bestärkte sich.

In dieser Stimmung durchwühlte er eine kleine Lade mit Handschriften. Wo er seinen bisher in des Vaters Weise geschriebenen Namen „Shaxper" fand, durchstrich er ihn, und schrieb ihn bedeutsam und prunkender in — „Shakespeare" um. Endlich fand er das gesuchte Heft mit dem angefangenen Gedichte „Venus und Adonis" auf einzelne Blätter hingeworfen, wie sie ihm beim Niederschreiben gerade zur Hand gelegen waren. Er wollte das Gedicht nun rasch fertigen, feilen, und als Einstand in die vornehme Welt drucken lassen, dazwischen aber sich nach neuen Fabeln zu Schauspielen umsehen. Er fühlte einen Drang in sich, neue, ungemeine Gestalten und Lebensschicksale darzustellen. Tiefere Schmerzen, eine edlere Lust, als in seinen bisherigen Stücken, sollten Worte finden. — Sein Leben schien nach einer stürmischen Nacht wie durch einen Ruck unerwartet in eine höhere Region gehoben; tief hinter ihm lagen verwitterte Genüsse und Thorheiten; höhere Begierden wehten ihn an, und er empfand auf das Lebhafteste, daß er auch Höheres zu leisten habe. Die Vorurtheile seiner Mutter, seines Vaters Entrüstung durften ihn nicht länger bekümmern und aufhalten; er war allem Ernsten, wie allem Niedern entrückt.

August Kopisch.

Dichter und Maler, am 26. Mai 1799 in Breslau von wohlhabenden Aeltern geboren, genoß den anregenden Unterricht von Manso und bildete im Umgange mit geistvollen Freunden, Gelehrten und mit der Natur seine Neigung zur Poesie und Malerei. Er begab sich 1815 nach Prag, um sich in der dortigen Kunstakademie zu vervollkommnen, verletzte sich aber durch einen Sturz die rechte Hand so sehr, daß sie bis jetzt noch nicht hat wiederhergestellt werden können. Diese Verletzung verhinderte seine volle künstlerische Ausbildung. In Wien setzte er seine Studien der alten und neuen Klassiker und der antiken und modernen Kunstwerke fort und machte interessante Bekanntschaften, namentlich an Meynert und Mux Stephanowisch. In Breslau hielt er sich 1819 kurze Zeit auf, lebte dann in Dresden und begab sich darauf nach Italien, wo er lange zu Neapel verweilte. Die dortige Natur, das frohe Volksleben und der Umgang mit Donizetti, dem Lustspieldichter Camerono und Platen fesselten ihn. Auf seinen Durchforschungen der Insel Capri entdeckte er die seitdem bekannte und oft besuchte blaue Grotte. 1828 kehrte er nach Deutschland zurück und lebt seitdem in Berlin.

Digitized by Google

Er schrieb:

Carnevalsfest auf Ischia, Novelle. 1831.
Gedichte. Berlin 1836.
Agrumi, italienische Volkslieder. Berlin 1837.
Uebersetzung der göttlichen Komödie des Dante. 1 Bd. in gr. 8. Berlin 1842.
Einzelne Gedichte u. s. w. in Zeitschriften u. s. w.

K.'s Muse ist eine heitere, frische, lebenslustige, voll Gesundheit, echten Humors und tüchtiger, kräftiger Gesinnung. Mit großer Gewandtheit versteht er es, den Gegenständen, die er schildert, eine neue Seite abzugewinnen und durch Gemüthlichkeit der Darstellung und eine sehr geschickte Behandlung der äußeren Form ihnen echt poetisches Leben einzuflößen. Daher sind auch viele seiner Lieder wie „Noah, Blücher am Rhein, der kleinen Leute Ueberfahrt" u. s. w. bereits in das Volk gedrungen und bleibendes Eigenthum desselben geworden. Seine poetischen Uebertragungen endlich gehören mit zu den besten neuester Zeit.

Des kleinen Volkes Ueberfahrt.

„Steh auf, steh auf! Es pocht ans Haus!"
„„Zip tipp."" „Wer mag das sein?"
Der alte Fährmann geht hinaus:
„„Zip tipp."" „Wer mag das sein?"
Nichts sieht er, halb nur scheint der Mond:
Die Sache däucht ihm ungewohnt! —
Da flüstert es fein:
„O Fährmann mein,
Wir sind ein winzig Völkelein,
Und haben Weib und Kindelein,
Fahr über uns, die Müh ist klein,
Und Jedes zahlt sein Hellerlein:
Es lärmt zu sehr im Lande,
Wir wollen zum andern Strande!
Unheimlich wird's an diesem Ort,
Es gellt hier zu viel Hammerschlag,
Und schießt und trommelt fort und fort,
Die Glocken läuten Tag für Tag." —
Der Fährmann steigt in seinen Kahn:
„„Ich will euch fahren: kommt heran!
Werft ohne Betrug
Das Geld in den Krug!"" —
O welchen Lärm vernahm er da,
Obwohl er nichts am Ufer sah:
Er wußte nicht, wie ihm geschah,
Es klang wie fern und war doch nah,
Zehntausend kleine Stimmchen,
Viel feiner als die Zimmchen.

Der Schiffer ruft dem Knechte fein,
Er kommt .... die kleinen Wesen schrei'n:
„Zertritt uns nicht, wir sind so klein!"
Da mußt er wohl behutsam sein!
Tück tück! fiel's in den Krug hinab,
Wie Jeder seinen Heller gab.
Pirr! trippelt's heran
Und klapst zum Kahn
Und ächzt wie mit Kisten und Kasten schwer,
Rückt, drückt und schiebt sich hin und her,
Weint, ruft und zankt sich überquer,
Es drängt und zwängt sich immermehr:
„Fahr ab; der Kahn will sinken!
Fort! eh' wir all' ertrinken!"

Der Schiffer stößt vom Ufer los,
Und, als er jetzo drüben war,
Geht an das Schiff mit leichtem Stoß!
„Auh!" schrie die ganze kleine Schaar,
In Ohnmacht fiel da manche Frau:
Das hörte man am Ton genau.
Nun tappelt's hinaus
Mit Katz und Maus,
Mit Kind und Kegel und Stuhl und Tisch,
Mit Kisten und Kasten und Federwisch!

Es war ein Lärmen und ein Gemisch
Von Ruf und Zank und Stillgezisch!
Nichts sieht man; doch am Schalle
Hört man, hinaus sind Alle! —

Nach holt er wieder neue Schaar:
Die lärmt hinaus: er fährt zurück.
Als dreißigmal gefahren war,
läßt nach im Krug das „Tück, tück, tück."
Er fährt den letzten Theil zum Strand:
Der Mond geht unter am Himmelrand;
Doch dunkelt es nicht:
Was glänzt so licht!
Am Strand gehn tausend Lichter klein,
Wie von Johanniswürmelein ....
Da rafft der Knecht vom Uferrain
Erdhoden in den Hut hinein,
Setzt auf und kann nun schauen
Die Männlein und die Frauen!

O, welche Wunder er nun sah:
Der ganze Strand war all bedeckt:
Sie liefen mit Laternchen da,
Von Gras und Blumen oft versteckt,
Und trugen Kinblein wunderhold,
Und Edelstein' und rothes Gold.
Hei, denket der Knecht:
Das kommt mir recht!
Und langt begierig aus dem Kahn
Am Uferrande weit hinan ....
Da merket ihn ein kleiner Mann,
Und fängt ein Zetergeschrein an!
Puh, puh! sind aus die Lichte,
Verschwunden alle Wichte!

Drauf flog es her wie Erbsen klein;
Es mochten kleine Steinchen sein,
Die warfen sie mit großer Pein,
Und ächzten mühsam hinterdrein! —
„Es sprühet immer mehr wie toll!
Fort, fort von hier, der Kahn wird voll!" —
Sie wenden geschwind
Herum wie der Wind,
Und stoßen eilig ab vom Land,
Und fahren in Angst sich fest im Sand,
Bald rechter Hand, bald linker Hand,
Und immer ruft es nach dem Strand:
„„Das Flicht war euer Glücke,
Sonst kamt ihr nie zurücke!""

Die Hausdrachen.

Ich hob einen Dreier auf am Zaun,
Ging hin den andern Tag:
O Wunder, ein Schätzer war nun zu schaun,
Der an selbiger Stelle lag!
Den nahm ich wieder, ohn' alle Sorgen,
Und fand einen Groschen am andern Morgen:
So ging tagtäglich fort der Kauf,
Bis endlich gar zum Thaler hinauf!
Da dacht' ich: Nimmst du ihn, kommt zum Dache
Dir in das Haus herein der Drache? — —
Doch blinkte der Heckethaler so; —
Ich nahm ihn auf frisch, frei und froh!

Und war nicht zwanzig Schritt vom Zaun,
So kam mein Weib erschreckt:
„Ach Mann! Am Herde liegt, ein Graun,
Ein Drache, langgestreckt!" —
Ich sprach: „„O Weib, laß alle Sorgen!
Nun brauchen wir weiter nicht zu borgen!
Der Drache bringt uns Geld ins Haus,
Den wünsche mir nimmermehr hinaus!
Du mußt ihn weiblich pflegen und hegen,
Und Trinken und Essen ihm stellen und legen.""" —
Da sprach mein Weib: „Mir gruselt's noch,
Doch, bringt er Geld, so thu' ich's doch." —

Nun wird der Drache gehegt, gepflegt,
Und bringt uns Geld auf Geld,
Wer weiß wo? wie? zusammengefegt,
Rings in der ganzen Welt!

Digitized by Google

Dran hat mein Weib Gefallen,
Langt zu mit beiden Krallen;
Und, will sie Alles für sich allein,
Wie kann da Friede' im Hause sein?
Sie beißt und saucht wie ein Igel,
Wirft, schlägt mit Topf und Tiegel!
Zwei Drachen sind in einem Haus,
Das halt', das halt' ein Andrer aus!

Was wollt ihr trinken?

Freunde sagt, was wollt ihr trinken?
Wein!
Wein!
Wein, Wein!
Wein, Wein, Wein!
Soll der Knecht nach Wasser hinken?
Nein!
Nein!
Nein, nein!
Nein, nein, nein!
Laß das Wasser bleiben!
Laß es gehn und Mühlen treiben!
Laß es in den Wüsteneien
Trost der Karavanen sein!
Laß die Hügel es beregnen,
Daß sie uns mit Aeuglein segnen!
Laß es seine stolzen Wellen
Bis hinauf zum Himmel schnellen!
Laß es große Schiffe schwingen,
Die den Wein von ferne bringen!
Laß in alle Land' es laufen,
Und damit die Heiden taufen!
Wasser soll belobet sein;
Doch wir trinken — Wein!
Wein, Wein!
Nun, so nennt mir eure Sorte?
Wein!
Wein!
Wein, Wein!
Wein, Wein, Wein!
Nennt die Berge, nennt die Orte?
Nein!
Nein!
Nein, nein!
Nein, nein, nein!
Bring' herbei vom allerbesten,
Der gefällt den meisten Gästen!
Wenn der Trunk uns wohlbehagt,
Wird der Name bald erfragt!
Nur der ächte ist der rechte,
All der andre bleibt der schlechte!
Bring' uns solchen, der uns stärket,
Den das Herz im Leibe merket!
Bring' uns solchen, der uns hebet,
Daß die Seel' ins Freie schwebet,
Daß der Plunder dieser Erde
Recht von ihr verlachet werde!
Laß den Namen Namen sein,
Bring' nur Wein, Wein, Wein!
Wein, Wein!
Aber Gläser oder Becher?
Wein!
Wein!
Wein, Wein!
Wein, Wein, Wein!
Oder Humpen, werthe Zecher?
Wein!
Wein!
Wein, Wein!
Wein, Wein, Wein!
Schenk' ihn ein in — was ihn fasset,
Was an Menschenlippen passet!
Blanke Becher klingen schön:
Gläser geben gut' Getön:
Läßt der Wein sich sonst nicht lumpen,
Schmeckt er aus den größten Humpen!
Auch bei Muscheln oder Hörnern
Liegen Trinker nicht auf Dörnern!
Was du hast, gieb ohne Prahlen,
Wär' es auch in Kürbißschalen!
Fehlt das All', so schenk' am Ende
Ihn in beide hohle Hände,
Oder gleich ins Maul hinein!
Schenk' nur ein, schenk' ein!
Schenk' ein!

Historie von Noah.

Als Noah aus dem Kasten war,
Da trat zu ihm der Herre dar;
Der roch des Noah Opfer fein
Und sprach: „Ich will dir gnädig sein,
Und weil Du ein so frommes Haus,
So bitt' dir selbst die Gaben aus."

Fromm Noah sprach: „Ach lieber Herr,
Das Wasser schmeckt mir gar nicht mehr,
Dieweil darin ersäufet sind,
All sündhaft Vieh und Menschenkind.
Drum möcht ich armer, alter Mann,
Ein anderweit Getränke han!"

Da griff der Herr ins Paradies,
Und gab ihm einen Weinstock süß:
Und sprach: „Den sollt du pflegen sehr!"
Und gab ihm guten Rath und Lehr,
Und wies ihm Alles so und so.
Der Noah ward ohn' Maßen froh.

Und rief zusammen Weib und Kind,
Darzu sein ganzes Hausgesind',
Pflanzt Weinberg ringsumsich herum;
Der Noah war fürwahr nicht dumm!
Baut Keller dann und preßt den Wein,
Und füllt ihn gar in Fässer ein.

Der Noah war ein frommer Mann,
Stach ein Faß nach dem andern an,
Und trank es aus zu Gottes Ehr:
Das macht ihm eben kein Beschwer.
Er trank, nachdem die Sündfluth war,
Dreihundert noch und fünfzig Jahr.

Nützliche Lehre.

Ein kluger Mann hieraus ersicht,
Daß Weins Genuß ihm schadet nicht;
Und item, daß ein guter Christ
In Wein niemalen Wasser gießt:
Dieweil darin ersäufet sind
All sündhaft Vieh und Menschenkind.

Blücher am Rhein.

Die Heere blieben am Rheine stehn:
Soll man hinein nach Frankreich gehn?
Man dachte hin und wieder nach,
Allein der alte Blücher sprach:
„Generalarde her! Kurz.
Nach Frankreich gehn ist nicht so schwer.
Wo steht der Feind?" — „„Der Feind? — dahier!""
„Den Finger drauf, den schlagen wir!
Wo liegt Paris?" — „„Paris? — dahier!"" —
„Den Finger drauf! das nehmen wir!
Nun schlagt die Brücken übern Rhein;
Ich denke, der Champagnerwein
Wird, wo er wächst, am Besten sein!"

Pfaumis und Puras.

„Wer zuerst gefaßt den Enterhaken,
Wer zuerst in Mehons Schiff gesprungen,
Wer allein ihn in den Grund geschmettert? —
Jeder weiß es hier im Volk von Maina!
Komm nur Pfaumis, komm und nimm mir, nimm mir
All die Waffen Mehons! — Nimm den Säbel,

Digitized by Google

Gürt' ihn um dir! — Nimm die bunte Flinte,
Nimm das ganze Schiff mir, nimm es, nimm es,
Nimm's — und trag es deinem Weib ins Haus hin!
Nimm ganz Maina, wirf es in den Schooß ihr!
Ruhig werd ich zuschaun, ungereget,
Ungerept wie jener Thurm der Klippe!
Doch es wird dereinst sich Puras rächen,
Nicht wie schwache Kinder, nein, wie Puras!" —
Puras spricht's und wirft die Heldenwaffen,
Die von Gold und Prachtjuwelen schimmern,
Zu den Füßen Pfaumis, der entgegnet:
„„Schmähend vor die Füße wirfst du, Puras,
Mir die Waffen, die mit Blut erkämpften?
Die getheilt ich wollte? — Wisse Puras,
So beschmähte Schenkung nimmt kein Pfaumis! —
Liegen mögen sie am Strand und faulen,
Faulen sammt dem Schiff, das wir erbeutet!
Geh und droh mir! All dein Drohen ist mir,
Wie die Welle, die vom Stein hinabtrieft!
Aber wahr' vor mir dich: Pfaumis Feindschaft
Wird im heilen Leib das Herz dir treffen!""

Pfaumis spricht es. — Trauernd, rings umdrängt ihn
Mainas Volk: die Krieger und die Greise
Mühn umsonst sich ab den Haß zu sühnen!
Auseinander trennen sich die Führer,
Scheiden ihre Krieger, ihre Schiffer,
Und, die Beute dort am Ufer lassend
Wild die Locken schüttelnd, wandeln jetzt sie,
Der am Strand hin — der im Morthenwalde:
Keiner denkt der Seinen, Jeder sinnt nur,
Wie er Leid auf Leid am Höchsten thürme,
Wie den Andern er am Schwersten kränke?

Nur gefolgt von zween seiner Krieger,
Um den Klippenrand hin wandelt Puras:
Fliegt sein Blick hinauf zur Felsentreppe,
Wo, aus uneinnehmbar hoher Grotte,
Pfaumis junge Gattin niedersteigt;
Niedersteigt sie, allen Streit zu sühnen!
Aber Puras rufet die Gefährten,
Läßt sie rauben und, herabgetragen,
In ein Boot sie schleppen, springt hinein dann:
„Schnell hinüber! ruft er: Schnell hinüber!
Zu der Rhede, zu dem Sklavenkäufer!
Schwinden wird vor Gram der stolze Pfaumis,
Hört er, wie sein Weib als Sklavin dienet!" —
Schreien vor Entsetzen will die Schöne;
Doch man hält den Dolch ihr dicht ans Auge,
Bis sie stumm wird, gleich dem Bild von Marmor.
— Leicht beschwingt von schnellen Ruderschlägen,
Theilt der Kiel die purpurblaue Meerfluth.

Als zum Sklavenkäufer sie gelanget:
Nimmt ihr Puras vom Gesicht den Schleier,
Bietet sie zu Kauf für neunzig Goldstück. —
„Nicht zu tadeln ist sie, spricht der Fremde:
Nicht zu tadeln; doch — von Pfaumis kauft ich
Eben eine schönre für die Hälfte!" —
Da erzitterten die Kniee Puras:
„„Laß sie schaun, die du gekauft von Pfaumis!"" —
„Schau, sie liegt am Boden hier, in Ohnmacht,
Bleich vor Schrecken; doch sie röthet bald sich
Wie das Blatt der jungen Frühlingsrose!" —
Als nun Puras hinschaut, füllt sein Auge
Schwarzes Dunkel und sein Herz erstarret:
Wie er seine Gattin sieht als Sklavin!
Wo die Seele war, wer sagt es? Aber
Zu sich selber sprach die Seele Puras:
„Wahrlich, Pfaumis trifft im heilen Leibe
Dir das Herz, wie er vorhin gedroht!"

Als die Seele Puras nun zurück kam,
Blickt er auf, als sänn er einen Anschlag:
Spricht zum Fremden: „Schön ist die Gefangne,
Schön; doch, die ich bringe dir, — nicht minder!
Nimm sie, für den Preis, den du geboten! —
Mir nicht, — gieb das Gold dort meinen Leuten!" —
Als nun Pfaumis Gattin so verkauft war
Und entwandert in das Schiff als Sklavin,
Ruft Puras: „Nun, du Sklavenkäufer!
Auf die Segel! — Fliog in alle Winde:
Daß von Maina dich kein Schiff erreiche!" —
Nicht versteht der Fremde diese Drohung;
Aber Puras jaget nach dem Ufer,
Mit beschwingtem Ruder nach dem Ufer,
Wo bereits die Kunde sich verbreitet
Von des Pfaumis That und der des Puras. —
Als er nun ans Land springt jähen Sprunges,
Schnell entgegen kommt ihm, tritt ihm Pfaumis. —
Staunend vor einander stehn sie, starren
Aug' in Aug' sich an. Gedenkend Beide:
Wie sie sich vordem nur Holdes thaten,
Wie sie jetzt das Bitterste gethan sich!
Starren lange sie, — bis Beider Augen
Sich mit Thränen füllen, bis sie weinen,
Bis sie sinken Herz an Herz! — Da drängt sich
Freudig rings herzu das Volk von Maina!
Aber Puras hebt das Haupt und ruft:
„Auf nun, Pfaumis! auf ihr, meine Freunde!
Auf! zu Schiff! der Fremde spannt die Segel:
Zeigen wir ihm schnell ein Schiff von Maina!" —

Ha! wie rührt sich Alles nun am Strande,
Auf dem Schiff, im Thauwerk, auf den Masten,
Auf den Raaen! — Alle Segel fliegen
Und im Winde schwebt das Schiff, wie Schwalben
Nur der Wogen weiße Spieße rührt es,
Tragend Pfaumis und den kühnen Puras!
Bald erjagen sie des Fremden Fahrzeug,
Rufen schnell hinüber durch das Sprachrohr:
„Nimm das Geld zurück, das du gezahlet!
Gieb heraus die Frauen, gieb heraus sie!" —
Doch, — der Ueberkühne! nicht mit Worten
Mit Kanonen donnert er die Antwort! —
Ha! wie jagt da das Mainottenschiff ihm
Dicht heran, mit gleichen wildem Donnern!
Es verwickelt sich mit jenes Schnabel! . . .
Muthig wehrt der Feind sich, doch sein Schiff ist
Bald erklettert und zu Grund geschmettert!
Ueberall hin treiben seine Planken!

Heimwärts mit den Weibern ziehn die Sieger,
Jubellaut empfängt am hohen Strand sie —
Und ein Feuer schüren sie am Strande,
Mächtig, übergroß und überprächtig!
Puras selbst und Pfaumis tragen Brände:
Zu verbrennen jene Feindeswaffen,
Mehons Waffen, die den Streit erreget.

Wilhelm Körte

wurde am 24. März 1776 zu Aschersleben geboren; von Vater Gleim, seinem Großoheim erzogen, besuchte er die Schule in Aschersleben und Halberstadt, und studirte in Halle Baukunst und schöne Wissenschaften. Ohne um eine Anstellung nachgesucht oder eine solche erhalten zu haben, lebte er als Literat in freundlichen Verhältnissen in Halberstadt von dem Gehalte, den er als Administrator der Gleimschen Familienstiftung und als ehemaliger Domvicar bezog. Er war mit der einzigen Tochter des Philologen Fr. A. Wolf vertheirathet. Er starb daselbst 1845.

Er gab heraus:

Briefe Bodmers, Sulzers und Geßners. 1804.
Heinse's, J. v. Müllers und Gleims Briefe. 2 Bde. 1806.

Digitized by Google

Gleims Werke. 8 Bde. 1811.
Leben Gleims, aus seinen Büchern und Schriften. 1811.
Leben Carnots, aus den besten gedruckten und handschriftlichen Nachrichten. 1820.
Leben und Studien F. A. Wolfs. 2 Bde. 1833.
Cornelia scholastica, eine Sammlung aus Wolfs Vorträgen, Kollegienheften über Schule, Erziehung und Unterricht. 1835.
Die Sprüchwörter und sprüchwörtl. Redensarten der Deutschen. Nebst den Redensarten der deutschen Zechbrüder und aller Praktik Großmutter, d. i. der Sprüchwörter ewigem Wetter-Kalender. Gesammelt und mit vielen schönen Versen, Sprüchen und Historien in ein Buch verfaßt. Leipz. 1837. Brockhaus.
Albrecht Thaer, sein Leben und Wirken, als Arzt und Landwirth. 1839.
C. Ch. v. Kleists sämmtliche Werke, herausgeg. mit des Dichters Leben. 2 Thle. Mit einem Titelkupf. Neue Orig.-Ausg. 16. Berlin 1840. Herbig.

K. hat sich vorzüglich viele Verdienste durch die von ihm veranstalteten Sammlungen und Ausgaben der hinterlassenen Schriften Gleims und seiner Freunde, so wie F. A. Wolfs erworben. Seine biographischen Arbeiten zeichnen sich durch Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit aus.

Karl Theodor von Küstner

wurde wohlhabenden Aeltern in Leipzig am 26. Nov. 1784 geboren, studirte in seiner Vaterstadt und in Göttingen die Rechte. Nachdem er Deutschland, die Schweiz und Frankreich bereist hatte, wurde er 1810 Doctor der Rechte, und diente 1813 als Husarenoffizier im sächsischen Heere. Vorliebe für die dramatische Kunst führte ihn zum Theater. Er widmete sich diesem Berufe in Leipzig, nahm Theil an dem Aufbau des Schauspielhauses und Stadttheaters, übernahm 1817 die Leitung des letztern auf eigne Rechnung und führte unter sehr schwierigen Verhältnissen dieselbe zu allgemeiner Zufriedenheit bis 1828. Zu gleicher Zeit wurde er zur Leitung an die Theater nach Frankfurt a. M. und nach Darmstadt berufen; er entschied sich für letztere Stadt, legte aber schon nach einem Jahre sein Amt nieder und übernahm 1833 die Hoftheaterintendanz in München, welche er bis 1841 verwaltete. In diesem Jahre ging er in gleicher Eigenschaft an das königliche Theater in Berlin. Von Coburg und Dresden erhielt er den Hofrathstitel, von Hessen-Darmstadt 1834 das Ritterkreuz erster Classe des Ludwigsordens, 1837 erhob ihn der König von Baiern in den Adelsstand und 1839 verlieh er ihm den Titel eines geheimen Hofraths und den Civilverdienstorden.

Er schrieb:

Dramatische Kleinigkeiten. 1815.
Rückblicke auf das leipziger Stadttheater. 1831.

Durch seine vortreffliche Verwaltung dreier Bühnen ersten Ranges hat sich K. bedeutendere und allgemeinere Anerkennung erworben, als durch seine keineswegs talentlosen, aber doch nicht außergewöhnlichen literarischen Leistungen.

Franz Theodor Kugler

ward am 16. Jan. 1808 in Stettin geboren. K. wechselte sehr oft mit seinen Studien; er trieb zuerst Musik, wendete sich von dieser der Poesie zu, beschäftigte sich mit der Malerei, studirte Philologie, und ging zur Architektur und Musik, zur Geschichte und Archäologie über. 1826 studirte er in Berlin Philologie, in Heidelberg faßte er 1827 Neigung für die Kunst des Mittelalters. Später besuchte er in Berlin die Bauakademie und ließ sich in der Feldmeßkunst examiniren. Nachdem er 1831 in Berlin promovirt hatte, bereiste er Süddeutschland. 1833 erhielt K. eine Lehrerstelle, später eine Professur an der Kunstakademie, ward Docent an der Universität, und machte 1835 mit dem Dichter Franz von Gaudy eine Reise nach Italien. Seitdem verweilt er wieder in Berlin.

Er gab heraus:

Skizzenbuch, eine Sammlung Gedichte, Zeichnungen und Compositionen. 1830.
Denkmäler der bildenden Kunst des Mittelalters in den preußischen Staaten. 1 Hft. 1830.
Architektonische Denkmäler der Altmark Brandenburg. Zeichnungen und Lithographien von Stark und Meierheim. 1833.
Museum. Zeitschrift für die Kunst. 1830—37.
Legenden. Berlin 1831.
Ueber Polychromie der griechischen Architektur und Sculptur und ihre Grenzen. 1833.
Liederbuch für deutsche Künstler. 1833.
Handbuch der Geschichte der Malerei von Constantin dem Großen bis auf die neuere Zeit. 2 Bde. 1837.
Beschreibung und Geschichte der Schloßkirche zu Quedlinburg. In Verbindung mit dem Schuldirector Ranke. 1838.
Beschreibung der Kunstschätze von Berlin und Potsdam. 2 Bde. 1838.
Geschichte Friedrichs des Großen. Mit Abbildungen. 1840.
Gedichte. 8. Stuttg. und Tübingen. 1840. Cotta.

Einer der geistreichsten Kenner der bildenden Künste und ihrer Geschichte, hat sich K. durch seine Leistungen auf diesem Gebiete einen sehr geachteten Namen erworben und allgemeine Anerkennung gefunden. Eine nicht minder günstige Aufnahme ward seiner mit eben so großer Besonnenheit als trefflicher Darstellungsweise verfaßter Geschichte Friedrichs des Großen zu Theil, die sich einer weiten Verbreitung im deutschen Vaterlande erfreut. Seine poetischen Leistungen zeichnen sich durch tiefe Ge-

Digitized by Google

müthlichkeit, lebendige Auffassung und große Gewandtheit in der Behandlung von Sprache und Form vortheilhaft aus.

La Chitarra non suona più.

Kennst du die Fluth, an deren Rand
Limonen und Granaten blühn?
Der Inseln wundersames Band,
Die in dem Abendgolde glühn?
Da trug ein leichter Segelwind
Uns zwei hinaus in sel'ger Ruh,
Und Lieder sangest, hold gesinnt,
Zur Cither du —
La Chitarra non suona più!

Es war im Scherz, — wir wußten's ja,
Wir dachten beid' an keinen Gram
Und scherzten spielend fort, ob nah
Und näher auch die Trennung kam.
Doch als nun von des Schiffes Bord
Die Glocke rief dem Wand'rer zu,
Da sank ich, ach! kein Scheidewort,
Da weintest du —
La Chitarra non suona più!

Vom Alpengipfel, hoch und kahl,
Wo Alles schweigt im tiefen Schnee,
Schaut' ich zurück zum letzten Mal,
Sprach ich zum letzten Mal Ade.
Und in Gedanken, o mein Herz,
Schweifst immer noch gen Süden du?
Wir wandern einsam heimathwärts, —
Gieb dich zur Ruh —
La Chitarra non suona più!

In der Ferne.

Nun ist mit seinem lauten Treiben
Der heiße Tag zur Ruh' gebracht,
Und nur die kühlen Brunnen bleiben
Einsam geschäftig über Nacht.

Und wie sich tief geheime Kunde
Im Mondendämmer offenbart,
So steigt aus meines Herzens Grunde
Die Sehnsucht, die mein Leben ward.

Es schläft, was mich am Tag umdüstert,
Was mich verwirrt, bedrängt, gequält:
Mir ist, als ob dein Mund mir flüstert,
Dein Hauch dem meinen sich vermählt.

An einen vergessenen Dichter.

Sprich, warum steht du mir erscheinst,
Du armes, altermüdes Haupt?
Mich dünkt, fürwahr, du wärest einst
Von grünem Lorbeer dicht umlaubt.

Wohl schwand des Frühlings Licht und Glanz,
Wohl hat gebrannt der Sommer heiß, —
'S ist Winter nun, und von dem Kranz
Blieb nur ein dürres Dornenreis.

Dein Name, als ein Knab' ich war,
Erklang in hellem, vollem Ton:
Wer heut ihn nennt, — er thut es gar
Kaum anders als in bitterm Hohn.

Vergessen haben sie, — es flicht
Ihr Geist vor Bildern, die so werth, —
Vergessen, wie dein holdes Lied
Der Liebe Sprache sie gelehrt.

Vergessen, wie im heil'gen Streit
Die Brust bei deinem Liede schwoll,
Vergessen, wie im tiefsten Leid
Die Tröstung deinem Lied entquoll.

Doch wo noch Treu' im Herzen ist,
Lebt fort auch deines Namens Preis;
Und wenn Du einst begraben bist,
Treibt neuen Sproß dein Lorbeerreis!

Ciceronianisch.

Ein neues Lied für alte Freunde.

Quousque tandem! Wie so lang
Ist hier erschollen kein Gesang,
Die Kehle scheint verrostet.
Quamdiu etiam! Wie weit
Liegt hinter uns die goldne Zeit,
Da wir den Wein gekostet!
Was hält befangen unsre Brust?
Denkt ihr nicht mehr der alten Lust,
Des alten Jubelchores?
O tempora, o mores!

Die Stürme haben oft geweht,
Doch ist der Sonne Majestät
Im Sturm noch nie gescheitert.
Und unser Herz, so warm, so voll,
Wer sagt, daß es vergessen soll,
Was einst es hat erweitert?
Nein, Bruder dort und Bruder hier,
Ich bleibe doch getreu bei dir.
Est is amicus quidem,
Qui est ut alter idem!

Und färbt sich euer Haar schon licht,
Ei, blicket in den Spiegel nicht,
Sorgt nicht ob eurer Haare.
Was wir gelernt vor dieser Frist,
Daß immer mehr es gültig ist,
Das brachten uns die Jahre.
Suavissima haec vita sunt, —
So sprach zu uns des Meisters Mund,
O lauschet seinem Athem! —
Quae ferunt veiustatem.

So hebt die Gläser denn aufs Neu'
Und singt und trinket ohne Scheu,
Wie ihr vordem gesungen.
Die Welt, die ist so toll gemuthy,
Die ist so alt bei jungem Blut,
Laßt laufen denn die Jungen!
Laßt uns an die Vergangenheit
Fest knüpfen auch die künft'ge Zeit:
Ei aquilae senectus
Implebit nostrum pectus!

Auf der Reise.

Wie steht der Dom so still und hoch!
Wie geht der Strom so klar!
Das läßt, als wär' es eben noch,
So wie's vor Zeiten war.

Und doch! es fühlte manch ein Herz
Der Zeiten Wechsel schwer;
Gar manches schlägt in bittrem Schmerz,
Und manches schlagt nicht mehr.

Und wendest du dich, taub und blind,
Noch nicht der Heimath zu?
Kehr' um, du thöricht Menschenkind!
Die Zeit eilt mehr als du.

Digitized by Google

Jungfrau Lorenz*).

„Guten Morgen, du Sonntagsglockenschall!
Guten Morgen, ihr meine Blümlein all!
Wie tragt ihr so blitzender Perlen Zier:
Wie neigt ihr euch grüßend herüber zu mir!

Ich will mir winden einen schönen Kranz, —
Nicht für mein Haupt und nicht für den Tanz:
Für das arme leidende Gottesbild,
Dem das Blut hervor aus den Dornen quillt.

Doch die Blumen im Garten sind viel zu bunt,
Die Christusstirne die ist zu wund;
Ich will hinab auf die Wiese gehn,
Wo stillere, kühlere Blumen stehn.

Und drüben da zieht sich der duftige Wald, —
Wie der Amsel Flöten so lockend erschallt!
Waldblumen sie tragen seltsamlich
Gar heilende lindernde Kraft in sich.

Wie ist es im Walde so heimlich und still!
Horch, horch, was der Specht nur, der klopfende, will?
Eichkätzlein, ei, wie hüpft ihr so flink!
Was schaust mich an, du lustiger Fink?"

So wandelt das Mägdlein durch den Wald
Und pflückt sich Blumen mannichfalt:
Doch als der Kranz nun fertig ist,
Da hat sie des Weges Zeichen vermißt.

„Ach Thörin ich! und soll' ich zu spät
Zur Kirche nun kommen und zum Gebet?"
Zur Linken eilt sie, zur Rechten bald,
Doch dichter und dichter nur wird der Wald.

Es schwinden die Stunden in flüchtigem Lauf,
Es zieht der Mittag drückend herauf;
Verstummt ist der Vöglein muntres Spiel,
Und unter den Kiefern da weht es so schwül.

„Ach Vater und rufst du dein Töchterlein?
Ich werde zu Tische nicht bei dir sein!
Ich Mutter und sendest du Boten hinaus?
Ich werde mich finden in keinem Haus!"

Sie läßt sich nieder zur kurzen Rast,
Sie springt empor in erneuter Hast,
Sie eilet zur Linken, zur Rechten bald,
Doch dichter und dichter nur wird der Wald.

Es schwinden die Stunden in flüchtigem Lauf,
Es zieht der Abend, die Nacht herauf,
Dem Schrei der Eulen lauschet ihr Ohr,
Irrlichtlein tanzen über dem Moor.

Da versagt ihr der Athem, da wankt ihr Knie,
Da sinkt ohnmächtig zu Boden sie:
„Und muß es hier geforben sein,
Herr Jesu Christ, erbarm' dich mein!"

Doch wie die Sinnen ihr vergehn,
Ist weiter ihr kein Leid geschehn;
Ich glaub', es hat die ganze Nacht
Ein Engel über ihr gewacht.

Es kam geflogen der Morgenwind,
Ihr Schläfer wacht alle auf geschwind!
Da schüttelten sich Baum und Ast,
Da schwangen die Vögel sich aus dem Nest.

Und als das Mägdlein mit erwacht,
Was ist's, daß sie so fröhlich lacht?
Ein Hirschlein, sieh! das unerschreckt
Liebkosend ihr die Hände leckt.

Und seine Füße beugt es dann
Und blickt sie klugen Auges an:
„O sprich, wer dich gesendet hat,
O sprich, und führst du mich zur Stadt?"

Sie schwingt sich frischen Muths hinauf,
Das Hirschlein schickt sich an zum Lauf;
Und noch war's eine Stunde nicht,
Da ward der finster Wald so licht.

Und nun lag frei die Stadt davor,
Nun ritt sie ein durchs alte Thor,
Nun ging's die Gassen ab und auf,
Zur Kirche noch in schnellem Lauf.

Da schwingt sie nieder sich zur Stund,
Lobpreisend Gott mit Herz und Mund,
Und mit den Blumen, die sie gepflückt,
Hat sie des Heilands Bild geschmückt.

*) Tangermünder Sage.

Encycl. d. deutsch. National-Lit. Supplementband.

Aus:

Geschichte Friedrichs des Großen.

Die Erzählung des thüringischen Candidaten.

Als ich zum ersten Mal im Jahr 1766 nach Berlin kam, wurden mir bei Visitirung meiner Sachen auf dem Packhofe 400 Reichsthaler Nürnberger ganze Batzen weggenommen. Der König, sagte man mir, hätte schon etliche Jahre die Batzen ganz und gar verschlagen lassen, sie sollten in seinem Lande nichts gelten, und ich wäre so kühn und brächte die Batzen hieher, in die königliche Residenz, — auf den — Packhof! — Contrebande! — Contrebande! — Das war ein schöner Willkommen! Ich entschuldigte mich mit der Unwissenheit: käme aus Thüringen, viele Meilen Weges her, hätte mithin ja unmöglich wissen können, was Seine Majestät in Dero Ländern verbieten lassen.

Der Packhofs-Inspector: Das ist keine Entschuldigung. Wenn man in eine solche Residenz reisen und daselbst verbleiben will, so muß man sich nach Allem genau erkundigen und wissen, was für Geldsorten im Schwange gehen, damit man nicht durch Einbringung verrufner Münze Gefahr laufe.

Ich: Was soll ich denn anfangen? Sie nehmen mir gar sogar unschuldig die Gelder weg! Wie und wovon soll ich denn leben?

Packhofs-Inspector: Da muß Er zusehen, und ich will Ihm sogleich bedeuten: wenn die Sachen auf dem Packhofe visitirt worden, so müssen solche von der Stelle geschafft werden.

Es wurde ein Schiedkarrner herbeigerufen, meine Effekten fortzufahren; dieser brachte mich in die Jüdenstraße in den weißen Schwan, warf meine Sachen ab und forderte vier Groschen Lohn. Die hatte ich nicht. Der Wirth kam herbei, und als er sah, daß ich ein gemachtes Federbett, einen Koffer voll Wäsche, einen Sack voll Bücher und andere Kleinigkeiten hatte, so bezahlte er den Träger und wies mir eine kleine Stube im Hofe an. Da könnte ich wohnen, Essen und Trinken wolle er mir geben; — und so lebte ich denn in diesem Gasthofe acht Wochen lang ohne einen blutigen Heller, in lauter Furcht und Angst. In dem weißen Schwan spannen Fuhrleute aus und logiren da, und so kam denn öfters ein gewisser Advokat B. dahin und hatte sein Werk mit den Fuhrleuten; mit diesem wurde ich bekannt und klagte ihm meine unglücklichen Fata. Er versobligirte sich, meine Gelder wieder herbeizuschaffen, und ich versprach ihm für seine Bemühung einen Louisd'or. Den Augenblick mußte ich mit ihm fortgehen, und so kamen wir in ein großes Haus; da ließ B. durch einen Bedienten sich anmelden, und wir kamen in Continenti vor den Minister. Der Advokat trug die Sache vor und sagte unter Anderm: „Wahr ist es, daß der König die Batzen ganz und gar verschlagen lassen; sie sollen in seinem Lande nicht gelten; aber das weiß der Fremde nicht. Ohnehin extendirt sich das Edict nicht so weit, daß man den Leuten ihre Batzen wegnehmen soll ꝛc." — Hierauf fing der Minister an zu reden: „Monsieur, sehe Ihr der Mann, der meines Königs Mandate durchlöchern will? Ich höre, Ihr habt Lust auf die Hausvogtei? Redet weiter, Ihr sollt zu der Ehre gelangen ꝛc." — Was thut mein Advokat? Er submittirte sich und ging zum Tempel hinaus; ich hinter ihm her, und als ich auf die Straße kam, so war B. über alle Berge; und so hatte er denn meine Sache ausgemacht bis auf die streitigen Punkte.

Endlich wurde mir der Rath gegeben, den König supplicando anzutreten, das Memorial aber müsse ganz kurz, gleichwohl aber die contenta darinnen sein. Ich conzipirte eins, mundirte es und ging damit mit dem Aufschlag des Thors, ohne nur einen Pfennig Geld in der Tasche zu haben (o der Verwegenheit!) in Gottes Namen nach Potsdam, und da war ich auch so glücklich, sogleich den König zum erstenmale zu sehen. Er war auf dem Schloße

Digitized by Google

platze beim Exerciren seiner Soldaten. Als dieser vorbei war, ging er in den Garten und die Soldaten auseinander; vier Offiziere aber blieben auf dem Platze und spazierten auf und nieder. Ich wußte vor Angst nicht, was ich machen sollte, und holte die Papiere aus der Tasche. Das war das Memorial, zwei Testimonia und ein gedruckter thüringischer Paß. Das sahen die Offiziere, kamen gerade auf mich zu und fragten, was ich da für Briefe hätte. Ich communicirte solche willig und gern. Da sie gelesen hatten, so sagten sie: „Wir wollen Ihm einen guten Rath geben. Der König ist heute erträglich, und ganz allein in den Garten gegangen. Gehe Er ihm auf dem Fuße nach, Er wird glücklich sein.“ Das wollte ich nicht; die Ehrfurcht war zu groß; da griffen sie zu. Einer nahm mich beim rechten, der Andere beim linken Arm. Fort, fort in den Garten! Als wir nun dahin kamen, so suchten sie den König auf. Er war bei einem Gewächse mit den Gärtnern, bückte sich und hatte uns den Rücken zugewendet. Hier mußte ich stehen, und die Offiziere fingen an, in der Stille zu commandiren: „Den Hut unter den linken Arm! — Den rechten Fuß vor! — Die Brust heraus! — Den Kopf in die Höhe! — Die Briefe aus der Tasche! — Mit der rechten Hand hochgehalten! — So steht!“ — Sie gingen fort und sahen sich immer um, ob ich auch so würde stehen bleiben. Ich merkte wohl, daß sie belieben ihren Spaß mit mir zu treiben, stand aber wie eine Mauer, voller Furcht.

Die Offiziere waren kaum aus dem Garten hinaus, so richtete sich der König auf und sah die Maschine in ungewöhnlicher Positur dastehen. Er that einen Blick auf mich; es war, als wenn mich die Sonne durchstrahlte; er schickte einen Gärtner, die Briefe abzuholen, und als er solche in die Hände bekam, ging er in einen andern Gang, wo ich ihn nicht sehen konnte. Kurz darauf kam er wieder zurück zu dem Gewächse, hatte die Papiere in der linken Hand aufgeschlagen, und winkte damit, näher zu kommen. Ich hatte das Herz und ging grade auf ihn zu. O wie allerhuldreichst redete mich der große Monarch an: „Lieber Thüringer! Er hat zu Berlin durch fleißiges Informiren der Kinder das Brod gesucht, und sie haben Ihm beim Visitiren der Sachen auf dem Packhofe Sein mitgebrachtes thüringer Brod weggenommen. Wahr ist es, die Backen sollen in meinem Lande nichts gelten; aber sie hätten auf dem Packhofe sagen sollen: „„Ihr sein Fremder und wisset das Verbot nicht. Wohlan, wir wollen den Beutel mit den Backen versiegeln; gebt solche wieder zurück nach Thüringen und lasset Euch andere Sorten schicken.““ aber nicht wegnehmen. Gebe Er sich zufrieden: Er soll sein Geld zum Interesse zurückerhalten. Aber, lieber Mann, Berlin ist schon ein heißes Pflaster; sie verschenken da nichts; Er ist ein fremder Mensch; ehe er bekannt wird und Information bekömmt, so ist das Wiechen Geld verzehrt; was dann?“ — Ich verstand die Sprache recht gut; die Ehrfurcht war aber zu groß, daß ich hätte sagen können: Ew. Majestät haben die Allerhöchste Gnade und versorgen mich. — Weil ich aber so einfältig war und um nichts bat, so wollte er mir auch nichts andieten. — Und so ging er denn von mir weg, war aber kaum sechs bis acht Schritte gegangen, so sah er sich nach mir um und gab ein Zeichen, daß ich mit ihm gehen solle. — Und so ging denn das Examen an:

Der König: Wo hat er studirt?

Ich: Ew. Majestät, in Jena.

Der König: Unter welchem Prorector ist Er inscribirt worden?

Ich: Unter dem Professor Theologiae Dr. Förtsch.

Der König: Was waren denn sonst noch für Professoren in der theologischen Facultät?

Ich: Buddäus, Danz, Weissenborn, Walch.

Der König: Hat er denn auch fleißig Biblica gehört?

Ich: Beim Buddäo.

Der König: Das ist der, der mit Wolffen so viel Krieg hatte?

Ich: Ja, Ew. Majestät. Es war —

Der König: Was hat Er denn noch für nützliche Collegia gehört?

Ich: Ethica et Exegetica beim Dr. Förtsch, Hermeneutica et Polemica beim Dr. Walch, Hebraica beim Dr. Danz, Homiletica beim Dr. Weissenborn, Pastoralia et Morale beim Dr. Buddäo.

Der König: Ging es denn zu Seiner Zeit noch so toll in Jena her, wie ehrdem die Studenten sich ohne Unterlaß mit einander kabbalgaten, daher der bekannte Vers kömmt:

Wer von Jena kömmt ungeschlagen,
Der hat von großem Glück zu sagen.

Ich: Diese Unsinnigkeit ist ganz aus der Mode gekommen, und man kann anjetzo sowohl, als auf andern Universitäten, ein stilles und ruhiges Leben führen, wenn man nur das die eur hic? observiren will. Bei meinem Anzuge schafften die Durchl. Auctores Academiae (Ernestinischer Linie) die sogenannten Renommisten aus dem Wege und ließen sie zu Eisenach auf die Wartburg in Verwahrung setzen; da haben sie gelernt ruhig sein.

Und so schlug die Glocke Eins. „Nun muß ich fort,“ sagte der König, „sie warten auf die Suppe.“ — Und da wir aus dem Garten kamen, waren die vier Offiziere noch gegenwärtig und auf dem Schloßplatze, die gingen mit dem König ins Schloß hinein und kam Keiner wieder zurück. Ich blieb auf dem Schloßplatze stehen, hatte in 27 Stunden nichts genossen, nicht einen Dreier in bonis zu Brode, und war in einer vehementen Hitze vier Meilen im Sande gewatet. Da war's wohl eine Kunst, das Heulen zu verbeißen.

In dieser Bangigkeit meines Herzens kam ein Kammerbuhr aus dem Schlosse und fragte: „Wo ist der Mann, der mit meinem Könige in dem Garten gewesen?“ Ich antwortete: „Hier!“ Dieser führte mich ins Schloß in ein großes Gemach, wo Pagen, Lakaien und Husaren waren. Der Husar brachte mich an einen kleinen Tisch, der war gedeckt, und stand darauf: eine Suppe, ein Gericht Rindfleisch, eine Portion Karpfen mit einem Gartensalat, eine Portion Wildpret mit einem Gurkensalat. Brod, Messer, Gabel, Löffel, Salz war alles da. Der Husar präsentirte mir einen Stuhl und sagte: „Die Essen, die hier auf dem Tische stehen, hat Ihm der König auftragen lassen und befohlen, Er soll sich satt essen, sich an Niemand kehren und ich soll serviren. Nun also frisch daran!“ Ich war sehr betreten und wußte nicht, was zu thun sei, am Wenigsten wollte mir's in den Sinn, daß des Königs Kammerhusar auch mich bedienen sollte. — Ich nöthigte ihn, sich zu mir zu setzen; als er sich weigerte, that ich, wie er gesagt hatte, und ging frisch daran, nahm den Löffel und fuhr tapfer ein. Der Husar nahm das Fleisch vom Tische und setzte es auf die Kohlpfanne; ebenso continuirte er mit Fisch und Braten und schenkte Wein und Bier ein. Ich aß und trank mich recht satt. Den Confect, dito einen Teller voll großer schwarzer Kirschen und einen Teller voll Birnen packte mein Bedienter ins Papier und senkte mir solche in die Tasche, auf dem Rückwege zur Erfrischung zu haben. Und so stand ich denn von meiner königlichen Tafel auf, dankte Gott und dem Könige von Herzen, daß ich so herrlich gespeiset worden. Der Husar räumte auf. Den Augenblick trat ein Secretarius herein und brachte ein verschlossenes Reskript an den Packhof, nebst meinen Testimoniis und dem Passe zurück, zählte auf den Tisch fünf Schwanzbuxten und einen Friedrichsd'or: „Das schicke mir der König, daß ich wieder zurück nach Berlin kommen könnte.“ Hatte mich nun der Husar ins Schloß hineingeführt, so brachte mich der Secretarius wieder bis vor das Schloß hinaus. Und da hielt ein königlicher Proviantwagen mit sechs Pferden bespannt; da dem brachte er mich hin und sagte: „Ihr Leute, der König hat befohlen, Ihr sollt diesen Fremden mit nach Berlin fahren, aber kein Trinkgeld von ihm nehmen.“ Ich ließ mich durch den Secretarium noch einmal unterthänigst bedanken für alle königliche Gnade, setzte mich auf und fuhr davon.

Als wir nach Berlin kamen, ging ich sogleich auf den Packhof, gerade in die Expeditionsstube, und überreichte das königliche Reskript. Der Oberste erbrach es; bei Lesung desselben verfärbte er sich, bald bleich, bald roth, schwieg still und gab es dem Zweiten. Dieser nahm eine Prise Schnupftaback, räusperte und schneuzte sich, setzte eine Brille auf, las es, schwieg still und gab es weiter. Der Letzte endlich regte sich, ich sollte näher kommen und eine Quittung schreiben: „daß ich für meine 400 Reichsthaler ganze Backen so viel an Brandenburger Münzsorten, ohne den mindesten Abzug, erhalten.“ Meine Summe wurde mir sogleich richtig zugezählt. Darauf wurde der Schaffner gerufen, mit der Ordre: „Er sollte mit mir auf die Judenstraße in den weißen Schwan gehen und bezahlen, was ich schuldig wäre und verzehrt hätte.“ Dazu gaben sie ihm 24 Thaler, und wenn das nicht zureichte, solle er kommen und mehr holen. Das war es, daß der König sagte: „Er soll seine Gelder zum Interesse wieder bekommen,“ daß der Packhof meine Schulden bezahlen mußte. Es waren aber nur 10 Thaler 4 Groschen 6 Pfennig, die ich in acht Wochen verzehrt hatte, und so hatte denn die betrübte Historie ihr erwünschtes Ende.“ —

Digitized by Google

August Lamey

wurde im Jahr 1772 zu Kehl geboren und lebt zu Straßburg.

Er gab heraus:

Cato's Tod. Trauerspiel in 1 Act. gr. 8. Straßburg 1799. König.
Marius zu Karthago. Ein dramat. Gemälde. 8. Straßburg 1799. König.
Gedichte. 2. verm. Aufl. gr. 12. Straßburg 1842. (Heidelberg, C. F. Winter.)

Ein deutscher Dichter mit französischer Lebensansicht und Gesinnung, einst durch die Revolution republikanisch gebildet, jetzt unzufrieden mit dem Bestehenden, unzufrieden mit Deutschland, das kein Ohr für die Stimme der Freiheit hatte, nach seiner Meinung. — Uebrigens ist seine Begeisterung, sein Zorn und Unwille, kurz seine poetische Leidenschaft nicht gemacht, sondern ursprünglich, seinen Gedichten fehlt es daher auch keineswegs an Originalität, nur daß diese sich häufig schroff und formlos äußert.

Die bessere Zeit.

Dreifarb' ist die Fahne wieder,
In die Sonne hoch gebäumt!
Kann doch jetzt noch Alles werden,
Wie's der Knabe sich geträumt.

Nicht die Herrschaft blinder Menge,
Die sich irr' im Schooße wühlt,
Nicht Vertauschung der Tyrannen
Hat das kühne Werk erzielt;

Aber ungetretne Würde,
Der Gesetze Heiligkeit;
Aber neuen Schwung der Kräfte
Nach dem langen Schritt der Zeit!

Das Gefäulte muß versinken,
Edles heute steigt allein:
Nur die Besten und die Klügsten
Werden um den Gipfel sein!

Des erlauchten Geistes Walten
Zieht das Gleiche liebend an;
Was im niedern Winkel dorrte,
Frisches Leben soll's empfahn.

Dahin, wo das Schöne leuchtet,
Bleibt der Fürstenblick gewandt;
Auf den Brennpunkt aller Größen
Strahlt, was herrlich ist im Land.

Wie das Reich am Thron erschauet
Jeder Tugend Vorbild rein,
Gibt dem Volk zurück die Krone
Alles Ruhmes Widerschein.

Sich zur höchsten Zierde nehmend,
Was der Mensch im Menschen ehrt,
Hält der Staat des Wortes Treue,
Wie der Bürger, unversehrt;

Treue für die Nationen.
Treue für den einzeln Mann;
Hilf' und Steuer den Bedrängten,
Dem Verräther Haß und Bann!

Künftig geht dem Herrscherpompe
Wohlsein der Gemeinde vor;
Arbeit, los die schweren Bürden,
Freut sich in des Hauses Flor.

Wahrheit ist des Unfugs Geisel,
Freimuth wacht ob unsrem Gut;
Mit der Schrift und mit dem Munde
Rettet die beständge Hut.

Darum, wenn der Herold' einem
Schlich und Frevel sich verräth,
Bläst er offenlaute Klage,
Bis gerechtes Urtheil steht.

Wer, gemeiner Habe mächtig,
Falscher Pflege Beuten saugt,
Fühlt des Tadels Ruthenstreiche,
Mit dem scharfen Hohn gelaugt.

Der Schäfer und der König.

Der Treiber auf den Matten,
Als hoch die Sonne stund,
Ging zu der Linde Schatten,
Den Dudelsack am Mund.
Die Gegend hört ihn blasen,
Er dudelt Mittagsruh.
Die Heerde, statt zu grasen,
Horcht unterm Baume zu.

Der Hund auf seinen Schäfer
Die treue Pfote legt;
Es summt um ihn der Käfer,
Kein Blatt sich oben regt.
Da zog des Schlauchs Getöne
Sein Liebchen an den Ort;
Saß neben ihm die Schöne,
Er blies gar muthig fort.

Der König kam vorüber,
Wohl ohne Hofgeleit:
„Glück auf! ich seh, mein Lieber,
Wie dich das Spiel erfreut.
Ist die auf grüner Scholle
Des Tages Last so leicht,
Daß deine Sorgen alle
Der weiche Dudel scheucht?

Was mir auch Klänge rauschen,
Doch wiegt der Zepter schwer;
Könnt' ich die Stäbe tauschen,
Den goldnen gäb' ich her.
Ja, gegen Land und Gassen
Woll' deinen Frieden mir
Und diese Holde lassen,
Ich wechsle gern mit dir."

„Herr König, habt in Gnaden,"
Sprach jener auf dem Kloß,
„Versuchung bringt zu Schaden,
Gezogen sind die Loos'.
Ihr möchtet übel weiden,
Das Hirten ist mein Stand.
Will nicht vom Liebchen scheiden,
Behaltet euer Land."

Die zwo Tannen.

Ein Gärtner stund vor seiner Thür',
Herr Heidel, wenig froh.
Ein Bauerjung' die Stadt herein
Trug kleine Tannen zwo.

Das Bübchen ging so schwach und müd',
Als wohl der Gärtner sah:
Du lieber Gärtner, kauf mir ab
Die schönen Bäumlein da.

„Geh du mit dem Gestäude jetzt,
An Korn ist große Noth."
Ach Gärtner, kauf die Tännlein feisch,
Nur um ein Pfündchen Brod.

Digitized by Google

„Sollst einen Bissen von mir han,
Die Lämlein will ich nit.“
Ein Bissen ist mir kaum genug,
Die Bäume nimm, ich bitt'.

„Wo sollt' ich setzen dein Gehölz?
Den Brocken Brod verzehr'.“
Im Dorfe schmachtet Vater mein,
Die Schwestern hungert sehr.

„Ei nun, ich pflanze wohl die Stöck'
Dort auf den Kirchenplan.“

Ja, Segen Gottes wachset mit,
Hast du mir Gute gethan. —

Den schwersten Laib der Gärtner holt,
Der Knabe weint zum Dank.
Heut ragen vor der alten Kirch'*)
Die Tannen hoch und schlank.

*) St. Aurelien, eine Kirche beim Weißenthurmthore zu Straßburg, 666 erbaut.

Ernst Langrehr

ward am 3. October 1803 in Celle geboren, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf der Schule seiner Vaterstadt, dann in Lüneburg und studirte darauf von 1821—1824 in Göttingen die Rechte. Nachdem er seine akademische Laufbahn durch die Erwerbung des juristischen Doctor-Diploms geschlossen, machte er größere Reisen und nahm dann seinen Wohnsitz als Advocat in Lüneburg, wo er gegenwärtig noch als Senator und Praetor thätig ist. — Als Schriftsteller nannte er sich Isidor Bürger, doch veröffentlichte er auch Mehreres unter seinem wahren Namen.

Von ihm erschien:

Gedichte von Isidor Bürger. Lüneburg 1836.
Hieraus wurde besonders abgedruckt:
Helgoland, Lieder aus der Nordsee. 2 Aufl. Hamburg 1840.

Ein schönes, selbstständiges, poetisches Talent, voll tiefen, kernigen Humors, ausgezeichnet durch lebendige Auffassung, reiche, obwohl mitunter düstere Phantasie und echtes, warmes Gefühl für die Menschheit und ihre Leiden.

Mutterfluch.

Es wankt durch nächtge Haide
Ein Weibsbild riesengroß,
Im Nebelkleid entstiegen
Des Moores feuchtem Schooß.

Das streckt die hagren Arme
In freie Luft hinaus
Und legt sie mit Gewimmer
Aufs erste, beste Haus.

Und wo sich das begeben,
Da bringt es Angst und Noth,
Denn eh' der Mond noch wechselt,
Ist drin ein Kindlein todt.

Warum der Spuk zu grausam
Die Mutterherzen quält,
Das hat der Hirt des Dorfes
Mir jüngst also erzählt.

Es zog einst eine Mutter
Durch öde Haide her,
Mit einem kleinen Kinde,
Die litten Hunger sehr.

Und als sie fast verschmachten
Und schon der Tag sich neigt,
Da jauchzen sie, da haben
Das Dörfchen sie erreicht.

Die Mutter steht und bettelt
Um Brot in jedem Haus:
Ach, aber drohend stößt man
Sie überall hinaus.

Da wankt sie in die Haide,
In grimmer Hungersnoth,
Und jammernd sterben Beide
Den grauf'gen Hungertod.

Die welken Leichen fanden
Im Moor sie nächst dem Ort:
Der Fluch der todten Mutter
Vergilt es fort und fort.

Lieder des Bettlers.

1836.

1.

Sonntagsstille sind die Straßen,
Auf den knotgen Stock gelehnt,
Steht der riesengroße Bettler
Unterm Thorweg da und gähnt.

Ihm zu Füßen läßt der Knabe
Spielend aus den kleinen Groll,
Denn der große Silberthaler
Will nicht wirbeln wie er soll.

„Schenk ihn mir, du liebes Kindchen,
Süßes Kindchen, schenk ihn mir,
Brauchst ihn nicht und schmucke Lieder
Will ich singen dir dafür.“

Da, du großer Schwefelhannes,
Hast du's alte garstge Geld,
Aber „sei hübsch achtsam, daß es
Ja nicht in den Brunnen fällt.“

2.

Ich möchte nicht von Thür zu Thür
Die dumme Orgel drehn,
Die Leute danken schon dafür
Und wollen's nicht verstehn.

Ich möcht' am Stangenkontrefei
Nicht leiern meinen Reim,
Man schreit sich heiser und dabei
Kommt leer der Teller heim.

Ich möchte ziehn nicht kreuz und quer
Mit Esel, Weib und Kind,
Die schaffen nichts darüberher
Und leben nicht vom Wind.

Digitized by Google

Ich möchte nicht mit Bärenpack
Und Affen durch das Land,
Die liefern wenig in den Sack
Und fressen keinen Sand.

Ich möcht' auch gehen tanzen nicht
Auf dem gespannten Seil,
Wenn nicht den Hals man ehnder bricht,
Bleibt Arm und Bein nicht heil.

Ich möchte nicht auf der Bastei
Der Straßenräuber sein,
Ich dehne meine Glieder frei
Im warmen Sonnenschein!

3.

Schenkt Mitleid, lieber junger Herr,
'nem alten Militair,
Ich dient' im siebenjährgen Krieg,
Bei mancherlei Affair.

Ich zog mit unserm alten Fritz
Herum bald hie, bald da,
Bei Roßbach nach der Schlacht schrie ich
Zuerst Victoria.

Bei Grüneberg da stand ich Wach'
Am großen Strom allein,
Da schossen sie von drüben her
Und schossen mir ins Bein.

Drum geht auch Keiner mir vorbei,
Sitz' ich hier mit der Krück',
Und gestern gab der Herr Papa
Mir noch ein schönes Stück.

Und Euren Ohm, den Biedermann,
Den kenn' ich manches Jahr,
Dem gleicht ihr, lieber junger Herr,
Dem gleicht ihr auf das Haar.

„Du lügst, du langer Bösewicht,
Du unverschämter Bub',
Man dachte nicht an dich, als man
Den alten Fritz begrub.

Zur Stunde giebt bei Grünberg noch
Es keinen großen Strom,
Längst hatt' ich keinen Vater mehr
Und weiß von keinem Ohm."

Nun ist auch Alles, was ich sprach,
Nicht just nach eurem Sinn,
So ist's doch wahr, daß Sonntag ist
Und daß ich hungrig bin.

4.

Lieber Herr, 'ne kleine Gabe
Gönnt mir armen, kranken Mann,
Daß ich meinen armen Würmern
Brod und Röckchen kaufen kann.

„Prügel giebt's, wenn du zu betteln,
Fauler Schlingel, dich erkühnst,
Geh zur Arbeit, willst du essen,
Oder hungre nach Verdienst."

Ja, so sprechen all die Wichte,
Die auf Lotterbetten ruhn,
Arbeit, Arbeit, gäb' es Arbeit — —
Könntet ihr sie selber thun.

5.

Was ist's, womit ihr mich,
Ihr großen Mäuler, äfft?
Wir haben eigentlich
Nur Alle ein Geschäft.

Der Eine nennt's ambiren,
Der Andr' antichambriren,
Der Dritte suppliciren,
Der Orgler Leierdrehn;
Der Handwerksbursche fechten,
Ja ihr seid mir die Rechten,
Ich heiß es — betteln gehn.

Louis Lax,

Redacteur der aachner politischen Zeitung und Novellenschriftsteller, ward zu Dessau am 1. Nov. 1805 geboren, auf der dortigen Schule gebildet, studirte in Berlin Philologie und Philosophie, widmete sich aber später ausschließlich der schönen Literatur und der Politik, und hat schon seit einer Reihe von Jahren seinen festen Wohnsitz in Aachen.

Seine Schriften sind:

Memoiren eines Schornsteinfegers. 3 Bde. Aachen 1830.
Die Bekehrten. Novelle. Aachen 1830.
Chevalier Reynaud. Roman. 2 Bde. Aachen 1835.
Die Reisekur. 3 Bde. Aachen 1835.
Der Abfall der belgischen Provinzen von Oesterreich. Aachen 1836.
Bilder aus den Niederlanden. 2 Bde. Aachen 1838.
Van der Werf. Roman. Aachen 1839.

Außerdem hat er mehrere Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen, z. B. Bulwers, der Lady Morgan u. s. w. und in Verbindung mit Andern von Molière's „Sämmtlichen Lustspielen" (Aach. 1838), auch eine große Anzahl politische, literarische und künstlerische Aufsätze in verschiedenen Zeitungen und Journalen geliefert.

Mit einem sehr glücklichen Darstellungstalent verbindet L. große Feinheit der Beobachtung, gewandte Auffassung und einen eben so zarten als wohlthuenden Humor, der, indem er wehmüthig über das Kleinliche und Verfehlte im Leben lächelt, das Ernste und Erhabene in demselben vom richtigen Standpunkte aus zu erkennen und zu würdigen weiß. — Es ist sehr zu bedauern, daß die Redaction der Aachaner Zeitung, welche seine ganze Thätigkeit in Anspruch nimmt, ihm nicht gestattet mehr seiner Muse zu leben; bei seinem schönen Streben, seinen glücklichen Naturgaben und seiner reichen und vielseitigen Bildung würde er gewiß Bedeutendes leisten.

Digitized by Google

Caroline Leonhardt-Lyser-Pearson

ward 1817 in Dresden geboren, vermählte sich mit dem als Maler und Schriftsteller bekannten J. P. Lyser und trat, nachdem sie schon Mehreres herausgegeben, vor einigen Jahren öffentlich in mehrern deutschen Städten als Improvisatrice auf. — Ihre Ehe wurde später getrennt, und sie vertheirathete sich darauf wieder mit dem englischen Tonkünstler Pearson, mit dem sie gegenwärtig in Wien lebt, nachdem sie eine Zeitlang in England verweilte.

Sie gab heraus:

Encyclopädie der sämmtlichen Frauenkünste. (In Gemeinschaft mit Cäcilie Seifer.) Leipzig 1833.
Liederkranz. Dresden 1834.
Charakterbilder für deutsche Frauen und Mädchen. Leipzig 1838.

Meister Albrecht Dürer. Drama. Nürnberg 1840.
Herbstgabe. Ein Taschenbuch. — Drei Jahrg. Meißen 1839—41.
Neue Ausgaben u. d. T.: Zehn Novellen. Meißen 1842.
Novellen. Leipzig 1842.
Ludwig Pauli als Künstler dargestellt. Leipzig 1842.
Viele Erzählungen, Skizzen, Gedichte u. s. w. in Zeitschriften und Almanachen.

Ein fruchtbares Talent mit Phantasie und Darstellungsgabe ausgestattet, aber zu sehr der Gunst des Augenblicks hingegeben, um sich bei seinen reichen Fähigkeiten zum Außergewöhnlichen aufzuschwingen. Unter ihren Novellen namentlich findet sich manches Gelungene und Zarte; Form und Sprache weiß C. L. mit Anmuth und Gewandtheit zu behandeln.

Heinrich Ritter von Levitschnigg,

um 1810 wahrscheinlich in Wien geboren, lebt jetzt in Pesth als Herausgeber eines literärischen Journals.

Er schrieb:

Rustan. Romant. Gedicht in vier Gesängen. 8. Stuttgart 1841. Metzlersche Buchh.
Gedichte. Wien 1842.
Einzelne Aufsätze, Gedichte u. s. w. in Zeitschriften, Almanachen u. s. w.

Reiche Phantasie, tiefes Gefühl und lebendige Anschauung sind diesem Dichter eigen, doch macht man ihm und nicht ganz mit Unrecht den Vorwurf, daß er sich zu sehr in rhetorischen Steigerungen, in Häufung von Bildern und Gleichnissen und in zu reichem und künstlerischem Schmuck der Rede gefalle. Bei größerer Einfachheit würde er, da er sich der glücklichsten poetischen Anlagen erfreut, gewiß weit mehr und nachhaltiger wirken.

Jubal.

1.

Hoch in die Lüfte steigt der Thurm zu Babel,
Als sei ein Schiff das Thal von Schinear,
Das sich mit einer steingehau'nen Kabel
Am Himmel hält in nächt'ger Sturmgefahr.
Die Wolken schwanken wie des Meeres Brandung,
Doch weis der Leuchtthurm Mond den Weg zur Landung
Dem Riesenkiel, der nun vor Anker liegt.
In Osten ragt sein Mast, ein Bergesgipfel,
Um dessen Spieren — grüne Palmenwipfel —
Die gelbe Flagge Wetterleuchten fliegt.

2.

Was wollt ihr, Hirten, mit dem Quaderbaue?
Zum Himmel schlagen einen Riesensteg?
Zwar zieht ein Weg sich durch sein Meer, das blaue,
Milchstraße hieß der Grieche diesen Weg;
Doch fruchtlos thürmt ihr künstlich Alpenfirnen,
Den Straßenzug, beschattet mit Gestirnen,
Beschreitet nie ein erb'scher Wandersmann.
Der Ew'ge nur wird diese Straße wallen,
Wenn gräbersprengend die Posaunen schallen,
Das nierenprüfende Gericht begann.

3.

Die Riesin Zeit zertritt die blauen Berge
Trotz ihrem Stolz auf Sonnennachbarschaft,
Wie deine Thürme, diese Felsenzwerge,
D'rum trau' nicht länger deiner Hände Kraft;
Nein, wie der Falke sich, wie Dichter sagen,
In seine Blicke stürzt, und sturmgetragen —
Ein Blitz — auf seine Beute niederschlägt;
So wirf dich, Mensch, wenn Thurm und Alpe sanken,
In deinen Falkenblick, in den Gedanken —
Das ist der Flügel, der zum Himmel trägt.

4.

Tief drunten wogt das Lager der Nomaden,
Ameisenhaft — wie eine Puppenwelt.
Doch plötzlich schwebt mit buntem Mohn beladen
Ein Engel unsichtbar von Zelt zu Zelt,
Und schleudert eine Hand voll duft'ger Rosen
Ins trübe Angesicht den Schlummerlosen.
Da wird es nächtig still im Lagerraum,
Und um den Pfühl, d'rauf stille Menschen liegen,
Die müde Stirn in Pantherfelle schmiegen,
Weht geisterhaft der Seelenduft: der Traum.

5.

Der Nachtwind flüstert leis' im grünen Walde
Am stolzen Frat, die Königszeder rauscht,
Und Blumen nicken träum'risch auf der Halde —
Ein Kinderschwarm, der weltvergessend lauscht
Den süßen Märchen aus des Vaters Munde.
Phalänen halten lüstern Blumenrunde —
O jagt sie fort, dies Bettelvolk der Luft!
Und Nachtarekinder, ungezog'ne Rangen,
Und damen nur aus diebischem Verlangen
Nach euerm lieben Spielzeug: Schmelz und Duft.

6.

Vom Rosenbaum tönt Nachtigallen Klage —
Vielleicht, daß sich der Baum, der klanglos blieb,
Und Duft dafür erhielt am Schöpfungstage,
Den Dragoman für sein Gefühl verschrieb.
Dann rauschen durch die schallbewegten Lüfte
In Wort und Klang gebrachte Rosendüfte;
Dann bricht den Stab nicht über mich entzwei,
Wenn ich die Mythe gern in Umlauf brächte,
Daß jene Sängerin der Mitternächte
Die walderirrte Rosenecho sei.

Digitized by Google

7.

Stimmt Niemand bei? So geb' ich rasch dem Winde
Als Boten diese neue Sage mit,
Und setz, im Schatten jener Tamarinde
Die Jungfrau wird mein erster Neophyt.
Sie blickt so forschend auf die Rosen nieder,
Sie lauscht so achtsam auf die weichen Lieder,
Wie Einer, welcher Text und Sang vergleicht.
Ihr Blick wird feucht — wohl möglich, daß die Kunde,
Auch sie sei Rosen anverwandt, zur Stunde
Gleich einem Traum durch ihre Seele streicht.

8.

Ist doch das Weib die immergrüne Rose,
Die Gott ins winterliche Leben warf,
Zum Pfande, daß der Mann, der glaubenslose,
Auf einen Lenz im Jenseits hoffen darf.
Nur Schade, daß der Mensch die Lenzprophreten,
Die offenbarend ihm entgegentreten,
So oft wie Sklaven stürzt in Leid und Schmach —
Daß er das Duftgeheimniß zu entdecken
Die zarte Knospe bricht, und dann mit Schrecken
Erkennt und weint, daß er ein Herz zerbrach.

9.

Vielleicht daß solche Ahnung dich entsetzte,
Noema, schönstes Kind von Schinear,
Daß, was als Thräne deine Wimpern netzte,
Der Perlenspiegel deiner Zukunft war!
Sah ich doch oft, wenn auch die Lippen schwiegen,
Auf einer Thräne die Geschichte liegen
Von einem Leben, bitter wie das Meer!
Doch deines, Weib, soll meinem Maitag gleichen.
Wird deine Schönheit nimmer doch erreichen
Der wärmste Lenz mit seinem Blumenheer.

10.

Die Lippen roth wie Blut aus einer Wunde
Den Märtyrern das Himmelreich erwirbt —
Die Augen schwarz und glühend wie die Stunde,
In welcher eines Herzens Unschuld stirbt —
Und dennoch senkt dies Auge seine Lieder
In holder Scham, als sei ihm lohzuwider
Die Wissenschaft, daß es so glühend blickt —
Die Haare weich, doch schwarz wie Waisenkummer
Und dicht und lang wie Nächte ohne Schlummer,
Wenn uns der Gram statt Träume Thränen schickt. —

11.

Die Züge fromm und gläubig wie Gebete,
Die eine Mutter für ihr Kindlein spricht —
Die Wangen blaß gleich einem Rosenbeete
Um Mitternacht bestrahlt vom Mondenlicht.
Doch nein, die weiße Rose darf nicht wagen,
Die Schwesterschaft den Wangen anzutragen.
Im Blumenreiche, glaub' ich, herrscht der Ruf,
Daß die Natur, als dieses Weib geboren,
Zum Theil von Reid, zum Theil von Scham beschworen,
Nach seinem Bild die erste Lilie schuf.

12.

O hüte, Lilienschwester, dich vor Schlangen,
Und laß das Lächeln, das mir Kunde giebt,
Wie lange schon dein junges Herz empfangen
Die alte, süße Kunde, die man liebt.
War jener Jüngling mit dem Rabenhaare,
Den ich am grünen Waldessaum gewahrt,
Dein Lehrer in der Liebeswissenschaft?
Ein junger Mann mit einem Sammtgesichte,
Mit Augen träumerisch, gleich dem Mondenlichte,
Doch schlank und kräftig wie ein Zedernschaft.

13.

Er stürzt entzückt zu deinen Füßen nieder
Und reicht die flüsternd einen Epheukranz,
Die Stimme klingt so süß wie Liebeslieder
Durch eine Nacht voll Duft und Sternenglanz:
„Noema, nimm des Lieblings schlichte Gabe,
„Die Treue, die ihm blieb als letzte Habe,
„Seit er gefiegt zu deinen Füßen lag."
Die Jungfrau blickt auf ihn herab verstohlen —
Ihr Blick ist zärtlich wie ein Gottbefohlen
Am letzten Abend vor dem Hochzeitstag.

14.

Und wie Magnete Stahl und Eisen ziehen,
Zieht dieser Blick den Liebenden empor;
Doch nicht wie gleiche Pole, die sich fliehen,
Stürzt Herz an Herz — da trübt ein Thränenflor
Das Auge mir, und tief in meinem Innern
Erwacht Scheintodten gleich ein Schmerzerinnern
An jenes Weib, das treulos mich verließ,
Und wieder wollen mich zum Himmel tragen
Zwei blaue Augen, die in blauen Tagen
Mein zärtlich Herz Gefühlsmagnete hieß!

15.

Still, Dichter, still! Beginne deine Fabel,
Sonst endet nimmer deine Sängerfahrt;
Die Sprachverwirrung bei dem Thurm zu Babel
Ist Ordnung gegen deine Dichtungsart.
Mit kurzen Worten gieb dem Leser Kunde,
Daß jene Schönheit mit dem Nelkenmunde
Des alten Königs Lamech Nichte sei,
Daß Jubal, dieses Fürsten jüngster Sprosse,
Von Jugend auf Noema's Spielgenosse,
Ihr Herz, — doch horch! was soll der Rachefchrei?

16.

Zwei finst're Männer stürzen aus dem Walde,
Die Keule schwingend in der starken Faust.
Noema sinkt bewußtlos auf die Halde,
Wie Tannen brechen, wenn der Nordwind braust.
Bedünkt mich doch, gefällt vom Flammenstreiche
Des ersten Sommerwetters, sank als Leiche
Der schöne Lenz ins nasse Blumenbeet.
Wie treue Kinder stehn die jungen Rosen
Um ihren Herrn, den bleichen, regungslosen,
Und sprechen still für ihn ein Duftgebet.

17.

„Was wollt ihr, Brüder?" ruft der Jüngling schmollend. —
„Dein Leben, Bube, von Noema's Herz,"
Entgegnen ihm die finstern Brüder grollend! —
D'rauf Jubal höhnisch fragt: „Ernst oder Scherz?" —
„Ernst, blut'ger Ernst! —" „Dann sollt ihr schwer erproben,
„Wie oft die Keule meine Hand gehoben;
„Sie ist kein Halm, den jedes Lüftchen knickt!
„Dann jammert nicht, wenn Jubal löwenmuthig
„Die Braut beschirmt, und freche Räuber blutig,
„Zerschellten Haupts zurück nach Babel schickt!"

18.

Der Kampf beginnt, die Keulenstreiche fallen,
So schnell, wie noch kein Blitz vom Himmel sank;
Doch laut, wie Donner durch Gebirge hallen,
Hemmt jetzt ein Ruf den blut'gen Kainszank.
Ein hoher Greis tritt zürnend zu den Ringern,
Den plötzlich steingewordn'nen Keulenschwingern,
Und spricht halb vorwurfsvoll, halb angstverstört:
„Soll kinderlos der greise Lamech sterben,
Ein Fremder Babels Königskrone erben?
Hat Satan euer wildes Herz bethört?

19.

Die Brüder senken ihre Keule schweigend,
Doch zornesroth steht Jubals Angesicht,
Und schmerzlich sich zur blassen Schönheit neigend
Beginnt er: „Greiser Vater, zürne nicht!
Die Thränen auf Naema's blassen Wangen
Beweisen dir, daß ich zwar zornbefangen,
Doch grundlos nicht zum Kainskampfe zog." —
Er bückt sich nochmals zur Geliebten nieder;
Sie hebt sich mühsam — sinkt, erhebt sich wieder
Wie eine Palme, die ein Windstoß bog.

20.

In bittern Thränen stürzt die farbenlose
Dem Greis ans Herz, der zärtlich sie umschlingt,

Digitized by Google

Wie sich um einen Pfahl die müde Rose
Nach einem warmen Regengusse ringt.
Ein dumpfer Seufzer — eines Herzens Klage
An seines letzten Glückes Sarkophage —
Spricht von der Reue glückverwandtem Schmerz.
Die Brüder senken ihren Blick verlegen,
Da wirft die Liebe den Empfindungsregen
In diesen Blick — sie weinen Herz an Herz!

21.

Der alte Fürst, daß er die Rührung berge,
Die reich mit Perlen seine Wimpern schmückt,
Spricht streng und ernst: „Schon ragt gleich einem Berge
Der Thurm von Babylon, der Blitzstrahl zückt
Um seine Zinnen wie um Alpenfirnen;
Drum glättet, wilde Söhne, eure Stirnen —
In kurzen Monden kehret der Jahrestag,
An dem ich dieses Riesenwerk gegründet,
Den Quadernstrom, der in den Himmel mündet,
Auf daß kein Gott mein Volk zerstreuen mag."

22.

„Ihr wißt, daß mir das Volk nach alter Sitte
An diesem stolzen Tag Geschenke bringt,
Bis dahin schweige süße Liebesbitte,
Die sehnsuchtswarm von euren Lippen klingt.
An diesem Tage soll mein Volk entscheiden,
Wer diese Schönheit trauernd hat zu meiden,
Wer sie umfangen darf am Opferstein.
Denn wer von euch mir bringt die reichste Gabe,
Der soll — ich schwör's bei meines Vaters Grabe! —
Ihr Gatte, spätrethin mein Erbe sein!" —

23.

D'rauf eilt er rasch von hinnen, ihm zur Seite
Noema, von der Brüder Blick bewacht.
Die Aermste wagt bei diesem Zwanggeleite
Kaum leis' zu stammeln: „Jubal, gute Nacht!"
O fliehe nicht so rasch, so hart, so schweigsam!
Dein Jubal bebt, du aber bleibst unbeugsam,
Und eilst von dannen spurlos wie ein Traum —
Doch nein, der Wind weiß milder zu verfahren;
Er raubt ein Blatt vom Kranz in deinen Haaren,
Und taucht es neckend in den Wogenschaum.

24.

Der Jüngling stürzt sich hastig in die Wogen,
Und faßt das nasse Blatt mit rascher Hand,
Und jauchzt, und denkt von süßem Wahn betrogen,
Daß er den Himmel mit dem Blatte fand.
Unsel'ger Thor! — Verstumme, harter Dichter,
Denn nur das Mitleid ist befugt zum Richter
Für Thorheit, die ein Mensch aus Liebe treibt.
Es weiß, wenn sonst kein Grund zur Nachsicht bliebe,
Wie oft auf solch ein nasses Blatt die Liebe
Das ganze Leben eines Herzens schrieb!

25.

Der Tag beginnt, die Morgennebel weichen,
Und freundlich schaut herab aufs grüne Land
Die Sonne — einem Auge zu vergleichen,
In welchem niemals eine Thräne stand.
Die Blumen duften würzig auf der Halde,
Die Vögel singen lustberauscht im Walde,
Als hielten sie der Andacht frommen Chor.
Als Herold steigt ein Adler in die Lüfte,
Und trägt als Dankgebet die Blumendüfte,
Die Finkenlieder an des Himmels Ohr.

26.

Der Rose naht die Schmetterlingsgesandtschaft,
Und drängt den Thau aus ihrem zarten Schooß,
Obgleich er sich beruft auf Blutverwandtschaft
Mit Thränen, die ein Blick aus Lust vergoß.
Gleicht doch der Abendthau dem Thränenschimmer
Im trüben Auge dessen, der für immer
Vom Glück gebrochen Herzens Abschied nahm.
Gleicht doch der Morgenthau den Freudenthränen,
Die wir so gern vergießen, wenn wir wähnen,
Daß uns ein Sabbathtag des Glückes kam.

27.

Zum Weste ward der Sturmwind — ein Heiote,
Nach langem Kampf getnechtet und gebeugt,
Durchfliegt er willig als der Sonne Bote
Den Wald, die Flur, bis er sich überzeugt,
Der Wunsch der Tagesfürstin sei vollzogen,
Kein Halm um seinen Antheil licht betrogen;
Dann legt er sich ans Meer hin, und entschläft,
Daß man nicht weiß, hat ihn die See verschlungen,
Hat er sich Schmugglern für die Nacht verdungen,
Und sammelt Kraft fürs fährliche Geschäft.

28.

Raublustig, wie ein brauner Stamm Beduinen
Die Karavanen zum Tribute zwingt,
Umkreißt die Blumenflur ein Heer von Bienen,
Sie stürmen durch die Beete leicht beschwingt,
Durchstöbern schonungslos die Blumenbolde,
Und reich beladen mit dem duft'gen Solde
Kehrt dann zu seinen Zellen heim der Schwarm.
Was bleibt euch Räubern von dem Honigborte?
Im Herbst zerbricht die wachsgeleimte Pforte
Ein übernächt'ger Feind — der Menschenarm.

29.

Und ach! der Mensch hat furchtbar sich bewiesen.
Beschaut dies Feld zertreten über Nacht,
Als hätten d'rauf der Mythe blut'ge Riesen
Aufs Neue sich geschaart zur Himmelsschlacht.
Er wußte nichts von Schmugglern, Karavanen,
Die furchtsam sich durchs Sandmeer Pfade bahnen,
Und dennoch gleicht das Kornfeld einer Gruft,
Drin Ceres schlummert auf den Tod verwundet;
Vielleicht, daß sie im nächsten Lenz gesundet,
Wenn sie sein Balsam weckt — sein Rosenduft.

30.

Ein Heer von Gaffern drängte sich im Felde,
Beschaut den Thurm, der sich in Lüften wiegt,
Daß er, ein Steinpanier, dem Wand'rer melde,
Wo seine bergverdeckte Heimath liegt.
Soll heute doch das Jahresfest beginnen,
Daß man den Grundstein legte zu den Zinnen,
Um welche jetzt des Adlers Fittig rauscht.
Schon naht ein Zug gewalt'ger Keulenträger;
Sie preisen laut den kühnen Stand der Jäger —
Wie scheu die Hirtenschaar den Prahlern lauscht.

31.

Der lauten Jugend folgen stille Greise,
Die Haare weiß, das Antlitz abgehärmt,
Als hätten sie auf weiter Lebensreise
Schon bald vergessen, wie man jauchzt und lärmt.
Doch nein, ein frohes Lächeln giebt mir Kunde,
Daß längst verrauschte Lust in dieser Stunde
Besitz von ihren welken Herzen nahm. —
Ein Greisenlächeln ist ein Wetterleuchten,
Nach welchem sich die alten Augen feuchten,
Weil sie der Thau: Erinn'rung überkam.

32.

Der König schreitet freundlich durch die Reihen,
Und wie die Sonne lacht sein Angesicht.
Sorgt doch ein Fürst für seines Volks Gedeihen
Wie für die Flur die Frühlingsamme: Licht.
D'rum freut auch Lamech sich in tiefster Seele
An seinem Volke, das aus voller Kehle
Die Huld des bauberühmten Fürsten preist.
Nur seine Söhne blieben zornbefangen;
Man sieht es klar an ihren rothen Wangen,
Ihr heißes Blut war stärker als der Geist.

33.

Noema eilt herbei mit ihren Schwestern, —
Ein stolzes Lächeln fliegt durch ihr Gesicht.
Hielt doch die Schwesterschaft der Blumen gestern
Nach altem Brauche Schönheitsscheidsgericht.
Zur Königin erwählt beim Erntefeste
Führt jetzt die Jungfrau aus der Riesenveste

Digitized by Google

Zu Lamechs Thron die schlanke Mägdeschaar;
Doch nicht als Feindin naht die Amazone,
Sie bietet keine Fehde seiner Krone,
Sie reicht ihm einen Kranz von Aehren dar.

34.

Es gab im Leben einen starken König,
Der Cäsarmuthig bis zum Pole drang,
Und tausend Lieder priesen wunderthätig
Den Riesengeist, der eine Welt bezwang.
Der starke Held warf nach dem Todestage
Die grünsten Lorbeern in des Richters Wage —
Da kam herbei ein kaiserlicher Greis,
Und warf stilllächelnd in die and're Schale
Zwei Aehren aus der Heimath grünem Thale,
Und die zum Himmel flog — das Lorbeerreis!

35.

D'rum klangen mir die lausend Jubellaute,
Roema's Strophkranz preisend, fast wie Hohn;
Denn als ein steinern Fragezeichen schaute
Ins Thal herab der Thurm zu Babylon —
Der Riesenthurm aus hunderttausend Quadern,
Gemörtelt mit dem Kitt aus — Menschenadern!
Was aber frägt der stolze Fürst darnach,
Was kümmern ihn die nackten Thalgefilde?
Zu seinen Füßen kniet die Künstlergilde,
Und lauscht dem Lobe, das er huldreich sprach.

36.

Noch prüft der Gaben Werth die Schaar der Greise,
Da tritt der starke Tubalkain vor.
Des Königssohnes Thaten raunen leise
Die kampfverfuchten Jäger sich ins Ohr.
Die beste Kunde giebt das Fell des Tigers,
Das als ein Mantel schmückt den Leib des Siegers,
Der sonst die Donnerschwester: Keule trug,
Und nun des Blitzes Bruder — einen Bogen
Von ihm erfunden, mit der Schnur bezogen,
Dem Volke weist — den Pfeil bereit zum Flug.

37.

Noch blickt der Fürst mit ungewissen Mienen
Wie Einer, dessen Herz der Zweifel quält,
Ob ihm das Glück im Traumgesicht erschienen,
Ob er es wachend in den Händen hält.
Da tönt es: „flieht!“ herauf vom Stromesufer
Mit solcher Angst und Kraft, als ob der Rufer
Des jüngsten Tages Schreckensherold sei;
Der Pöbel stiebt hinweg auf allen Straßen,
Man sieht's an feinen Wangen, feinen blassen,
Wie viele Memmen zeugt ein Schreckensschrei.

38.

Wenn Rehe friedlich ruhn im Waldesschatten,
Durch welchen nie der Strahl der Sonne dringt,
Sie fliehn nicht rascher von den grünen Matten,
Wenn unverwarnt der Jägerruf erklingt,
Als jetzt das feige Volk, von Furcht beseelen,
Von hinnen eilt. Doch Keiner weiß von Allen,
Was ihn bewogen hat zur raschen Flucht.
Selbst Jäger zittern gleich dem schwanken Schilfe;
Denn immer lauter schallt der Ausruf: Hilfe!
Die Warnung: flieht! herüber von der Bucht.

39.

Ein Löwe wäscht im Strome seine Mähne,
Dringt schwimmend, schäumend durch den Wogensturz,
Setzt rasch ans Land, wetzt seine scharfen Zähne —
Hier liegt ein Mantel — dort ein Weiberschurz —
Hier eine Keule — dort ein Kranz von Rosen.
Sturmhastig flieht die Schaar der Waffenlosen,
Die Jäger selbst vergaßen Stand und Muth;
Nur Tubalkain schwingt beherzt den Bogen —
Der Löwe rast — da kommt ein Pfeil geflogen,
Und stürzt den Scheitel des Waldes in sein Blut.

40.

Die Menge jauchzt, der König blickt zufrieden
Auf seinen Sohn, spricht dann zur Jägerschaar:

„Ihr Memmen, welche mein Gebot beschieden,
Mein frohes Volk zu schirmen vor Gefahr,
Doch nicht um knäbisch, weiberfeig zu zagen,
Ihr seid nicht werth der Keule Wucht zu tragen,
Ein Espenzweig soll eure Waffe sein!
Du aber, kühner Sprosse meiner Lenden,
Empfängst, sodald die Erntespiele enden,
Den Lohn für deine That am Opferstein.“

42.

Da naht der zweite Sohn, der schlanke Jabel;
Ein Hengst folgt wiehernd seiner starken Hand —
Schwarz wie die Stunde war, in welcher Abel
Durch Bruderhand ein bitt'res Ende fand.
Sein Schaum bedeckt den schlichtgedrehten Zügel,
Die Hufe scharren wild im Blumenhügel,
Als stampf' es Rasen aus der Erde Schooß.
Der Jüngling schwingt sich auf — die Gaffer zagen —
Denn schnell, als sei der Huf mit Licht beschlagen,
Braust't blitzbesiegend fort das schwarze Roß.

42.

Das wilde Roß gezähmt?! — Die Männer staunen.
Die Weiber blicken etwas lüstern d'rein,
Und was sie schämig in das Ohr sich raunen,
Mag wohl kein Spott auf seine Schenkel sein.
Roema's Herz allein scheint bang zu schlagen —
So ängstlich kann nur eine Seele zagen,
Die für besiegelt hält ihr Schmerzgeschick, —
Und dennoch will sie Jubals Blick nicht meiden.
Wie alte Freunde, die für ewig scheiden,
Mit stummer Liebe trauert Blick in Blick.

43.

Da hinkt ein Greis herbei am Krückenstabe,
Und spricht zu Jubal leis: „Der Sieg bleibt dein.“
Die Stimme dürfte kommen aus dem Grabe,
Sie könnte kaum so hohl, so schaurig sein.
Und weiter wankt der räthselhafte Alte;
Auf seiner Stirn die gramgezog'ne Falte
Verräth, daß er als Trauerbote naht.
Der König mißt ihn staunend uns betreten —
Er aber strafend blickend wie Propheten
Beginnt: „Zur Ernte, Lamech, reift die Saat.

44.

„Du hast sie schlau mit Schweiß und Blut begossen,
Dies Völkermark verschlemmt in Quadernbruch.
Hoch ist die Saat der Hoffarth aufgeschossen,
Und drohend naht der Schnitter: Gottes Fluch.
Dein Hochmuth wollte sich zu ihm erheben;
Er läßt die Felsenmutter Erde beben,
Die Kinder fordernd, die du ihr geraubt —
Da stürzt dein Babel, eine Felsenerute —
Wohl dem, der sich zur rechten Zeit entfernte —
In einer Nacht zerschmetternd auf dein Haupt!

45.

D'rum, stolzes Herz, laß ab von deinem Wahne,
Daß dieser Thurm, gebaut von Menschenhand,
Zum ew'gen Himmel Pfad und Weg dir bahne —
Du bautest in die Luft — doch nur auf Sand!
Laß', Herr, dein Volk die weißen Herden weiden,
Das Feld bebauen, in die Fremde scheiden,
Das Erdenrund bevölkern! Geh in dich,
Auf daß kein Sturm die Hirtenschaar, die treue,
Durch alles Land als Völkersaat streue:
So spricht zu dir der Herr der Welt durch mich!“ — —

46.

Der König greift nach Tubalkains Bogen,
Die Jäger stürzen schergenmuthig vor;
Der Greis wird unter Flüchen fortgezogen —
Ein Donnerschlag — der Alte fliegt empor
Auf gold'nen Flügeln, glanzumstrahlt, ein Engel,
In Händen schwingend einen Palmenstengel.
Er bricht ihn rasch entzwei, und flüstert bang:
Vorüber sind des Friedens stille Tage,
Der Krieg begann mit jenem Donnerschlage,
Und mit dem Krieg der Völkerwandergang.

Digitized by Google

47.

Das Volk erbebt, selbst Lamechs Söhne zagen,
Der Fürst blickt höhnisch auf den Memmenkreis,
Wie eine Zeder in Gewittertagen
Berächtlich mißt ein schwankes Espenreis.
Dann spricht er kalt: „Die Sonne senkt sich mälig,
Die Greise ader sind noch immer wählig,
Denn seltne Gaben wurden mir gebracht.
So laßt die Nacht in süßer Rast verrinnen;
Doch morgen soll ein neues Fest beginnen.
Sei unbesorgt, mein Volk! dein König wacht!" —

48.

Die Nacht ist rabenschwarz, kein Sternlein flimmert,
Da schwebt ein Engel rasch von Zelt zu Zelt,
Ein Knäblein liegt an seiner Brust, und wimmert
Gleich einem Säugling, dem's an Nahrung fehlt.
Der Engel trägt viel hundert gold'ne Schalen
An dünnen Faden, die wie Silber strahlen —
Die Schalen sind mit Muttermilch gefüllt;
Mohndlumen ringeln sich um jeden Faden,
Auf daß ein tiefer Schlummer die Nomaden
In seinen traumgewob'nen Schleier hüllt.

49.

Zu jedem Pfühle tritt der Schalenschwinger,
An jedem Pfühle taucht das Knäblein still
In eine andre Schale seinen Finger —
Wohl möglich, daß der Durst'ge saugen will,
Doch nein, er netzt der Schläfer trock'ne Jungen,
Die milchgetränkten flüstern liebdurchdrungen
Ein Schmeichelwort, das mir das Herz durchdringt.
Bei jedem Worte will's mich überkommen,
Aus einer andern Sprache sei's entnommen,
Obgleich es immer nur wie „Mutter" klingt.

50.

Wir stammeln ja geschaukelt in den Wiegen
Zuerst das süße Wort: „Liebmütterlein,"
Und saugen an der Brust, an der wir liegen,
Mit ihrer Muttermilch die Sprache ein.
D'rum bleibt sie ewig uns're reichste Habe,
Und ruht die Mutter längst im stillen Grabe,
Und trifft ein Landsmann uns, der sie versteht
Und spricht, im fremden Land, so künden Thränen,
Wie wir die Mutter auferstanden wähnen,
Auf daß ihr Kind nicht Liebe betteln geht.

51.

Der Engel schwingt sich trauernd in die Lüfte,
„Dein Wille, spricht er, Ew'ger, ist vollbracht!
Der Frühling bringt so viel verschied'ne Düfte,
Verschied'ne Farben nicht, als diese Nacht
An fremden Worten auf die Lippen drückte.
Nomaden, auf! Schlaftrunkne! Traumentrückte!
Beginnen will der Sprachverwirrung Tag —
Noch einmal herzt euch, denn von dieser Stunde
Spricht unverständlich euer Mund dem Munde,
Der nicht am selben Mutterbusen lag!" — —

52.

Der Tag beginnt. Verstörte Menschen schreiten
Mit finstern Blicken gegen Babylon;
Ein gleicher Schmerz scheint ihren Schritte zu leiten,
Ein stummer Kummer reiht sie um den Thron.
Dort wollen sie das trübe Schweigen brechen;
Doch ach! die Kindre jedes Stammes sprechen
Für alle fremden Stämme räthselhaft.
Da schleicht die Zwietracht unter Babels Söhne,
Denn Jeder glaubt, daß ihn sein Nachbar höhne —
Man greift zur Keule, schwingt den Zedenschaft.

53.

Der König eilt herbei gebroch'nen Muthes,
Spricht sanft — beflehlt — das Volk versteht ihn nicht.
Schon färben Tropfen fremden, eig'nen Blutes
Der Sprachverwirrten Brust und Angesicht.
Die Fürstensöhne stürzen ins Gedränge,
Die Bogen in der Hand, gespannt die Stränge,
Und tödtlich saust der Pfeil in manches Herz.
Dem kühnen Angriff folgt ein kurzes Schweigen;
Da sieht man Jubal rasch den Thron besteigen —
Der Jüngling blickt voll Andacht himmelwärts.

54.

Hoch in die Lüfte wirft er Pfeil und Bogen,
Und greift, und schlägt mit kunstgeübter Hand
Die holzgeschnitzte Harfe, frisch bezogen,
Das Saitenspiel, das seine Kunst erfand;
Die süßen Töne rauschen und verhallen,
Wie durch die Nacht das Lied der Nachtigallen
Aus mondbestrahlten Mandelwäldern klingt;
Sie flüstern tröstend, wie nach blut'gen Kriegen
In Kerker, d'rin bezwungne Fechter liegen,
Die langersehnte Friedenskunde bringt.

55.

Die Töne rauschen laut wie Wanderlieder
Herbstmüder Vögel, die nach Süden ziehn —
Da stürzt den Hirten Thrän' auf Thräne nieder,
Sie ahnen, daß auch sie die Heimath fliehn
Und pilgern sollen in entleg'ne Lande,
Und Hütten bau'n an einem fernen Strande — —
Sie flüstern wie das letzte Liebeswort,
Das wir beim Scheiden theuern Herzen sagen.
Ein letzter Griff — vollstimmig angeschlagen —
Er jauchzt: Auf Wiedersehn, sei's hier, sei's dort!

56.

Und seht, die Hirten rüsten sich zum Scheiden,
Sie fühlen tief, daß hier kein Bleiben sei;
Nach fernen Thalen, unbekannten Weiden
Eilt Stamm auf Stamm am Königsthron vorbei.
Und im Vorüberziehn reicht dankdurchdrungen
Dem Sänger, der das Friedenslied gesungen,
Des Stammes Aeltester die welke Hand.
Kein Wort des Dankes bebt von ihrem Munde,
Das Auge aber giebt gewinte Kunde,
Daß seinen Sang ihr altes Herz verstand.

57.

Nur Lamech bleibt zurück mit seinem Stamme,
Besiegt von Rührung wie die Hirtenschaar.
Verderblich jenem alten Thränenbamme,
Dem Stolze, netzt ihr Thau sein Wangenpaar.
Wie herrlich läßt der Perlenschmuck dem Greise!
„Du hast gesiegt, mein Jubal," spricht er leise,
„Umfange deine Braut am Opferstein."
Der Jüngling schlingt den Brautkuß seiner Liebe.
Die Post müßte, die sein Glück beschriebe,
Getaucht in Töne statt in Tinte sein.

58.

Fast möcht' ich nennen eine Glückbaccine
Am Hochzeitstag den ersten Liebeskuß.
Was staunt und fragt ihr Lang, wozu er diene —
Daß solch ein Impfting selig werden muß.
Doch dieses Glück wird keine Sprache schildern
Mit ihren tausend Worten, tausend Bildern;
Hier darfst nur du der Maler sein, Musik!
Du kannst in einen Ton zusammenpressen
Ein Meer von Glück und Lust, ein Schmerzvergessen,
Als hätte nie gewaint des Horchers Blick.

59.

Doch auch ein Leid in tiefster Brust verschlossen,
Für das kein Träger keine Worte kennt,
Und wäre seine Brust aus Erz gegossen,
Du bist der Polyglotte, der es nennt.
Du kannst dem Blick, der beteln ging um Zähren,
Dies stumm beredte Sprachorgan gewähren,
Das man zum Kummerdialekt beharf.
Denn jede Thräne, die sein Auge netzte,
Ist nur dein Klang, den das Gefühl versetzte,
Und dann als Perle in die Wimpern warf.

60.

D'rum will mich oft der Glauben überkommen,
Der Seele Muttersprache sei der Klang,

Digitized by Google

Die sie aus Eden heimlich mitgenommen,
Doch halb vergessen auf dem Erdengang.
D'rum nennt's eine Lüge, wenn ich sage,
Musik, ein Engel, habe sich am Tage,

Als Eva fiel, zu Tod geweint aus Schmerz;
Nur seine Stimme sei zurückgeblieben,
Und schlage nun als Echo für ein Lieben,
Das eine Welt umfaßt — an unser Herz!

Johann August Lewald

ward am 14. October 1793 in Königsberg in Preußen geboren, Sohn einer gebildeten Kaufmannsfamilie, und sollte nach mehrjährigem, fleißigem Besuche des königsberger Gymnasiums Kaufmann werden, fand jedoch Gelegenheit, sich diesem Stande zu entziehen, und beschäftigte sich mit Kunstgeschichte, Malerei und neuern Sprachen. Während der Kriegsunruhen wurde er eingezogen und sollte preußischer Artillerist werden; allein ein typhöses Nervenfieber befreite ihn davon, indem ihm der General Bülow von Dennewitz einen temporären Abschied bewilligte. Als er in Geschäften nach Warschau gereist war, erhielt er in der Kanzlei des Baron Rosen im Hauptquartier des Feldmarschal Barklay de Tolly als Sekretär eine Anstellung, folgte den Heeren nach Frankreich, blieb mit demselben Rosen in Frankfurt, nachdem dieser russischer Resident geworden war, und begleitete ihn auch auf seinen Reisen. Hierauf ging L. nach Breslau und widmete sich dem Theater. Die Bühne betrat er zum ersten Mal in Brünn 1818, wo er 3 Jahre blieb, begab sich von da über Wien nach München, wo er beim Hoftheater engagirt zum Theatersekretär und Theaterdichter ernannt wurde. Nach zwei sehr angenehmen Jahren übernahm er die Oberleitung des nürnberger Theaters und die Redaction des nürnberger Correspondenten, leitete darauf von 1826—27 das Theater in Bamberg und das in Hamburg 1827—31. Beim Herannahen der Cholera verließ er Hamburg und ging nach Paris, 1832 begab er sich aus gleicher Ursache von da nach München und 1834 schlug er seinen Wohnsitz in Stuttgart, dann in Baden-Baden auf. Dort lebt er noch gegenwärtig, früher mit der Redaction des Journals „Europa, Chronik der gebildeten Welt" beschäftigt, das er im Laufe des Jahres 1846 an den Dr. Kühne in Leipzig abgetreten hat.

Seine Schriften sind:

Novellen. 3 Bde. Hamb. 1831—33.
Seydelmann. Ein Erinnerungsbuch für seine Freunde. Neue mit 1 Portr. Seydelmanns und 3 Rollen-Darstellungen verm. Ausg. der Schrift: Seydelmann und das deutsche Schauspiel. Stuttg. (1833.) 1841. Göpel.
Panorama von München. 2. Aufl. 2 Thle. Stuttgart (1835.) 1840. Hallberger.
Aquarelle aus dem Leben. 4 Thle. Mannheim 1836 u. 37. Hoff.
Memoiren eines Banquiers. 2 Thle. Stuttg. 1836.
Schattirungen. (Novellen u. s. w.) 2 Thle. Hamb. 1836. Hoffmann und Campe.
Atlas zur Kunde fremder Welttheile. In Verbindung mit Mehren herausgegeben. 1836 4 Bde. 1837 5 Bde. 1838—39 5 2 Bde. Mit Karten, Stahlst. und Lithogr. Stuttg. 1836—37—38—39. Becher und Müller.
—Dasselbe für 1840. 12 Hefte. Monatsschrift für Zeitgeschichte und Völkerkunde. Ebend.
Europa. Chronik der gebildeten Welt. Stuttgart 1836—45.
Blaue Märchen für alte und junge Kinder. Neu erzählt. (Mit viel. Abbild.) Stuttg. 1837.
Beaumarchais. (I. Memoiren von Beaumarchais. II. Schauspiele: Der Barbier von Sevilla. Der tolle Tag, oder die Hochzeit des Figaro.) Stuttg. 1839.
Der Divan. Eine Sammlung von Novellen, Genrebildern und Memoiren. 6 Bde. Stuttg. 1839.
Erzählende Schriften. Mit dem Bildnisse des Verf. 10 Bde. Stuttg. 1840.
Neue Aquarelle aus dem Leben. Stuttg. 1840.
Fee Rosa. Seitenstück zu den „blauen Märchen" für alte und junge Kinder. Neu erzählt. (Mit vielen Abbildungen.) Stuttg. 1840.
Aus dem Leben Friedrichs des Großen. 2 Thle. Stuttg. 1840.
Mörder und Gespenster. 2 Bde. Ebend. 1840.
Theater-Roman. (Mit 13 Federzeichnungen von E. Hochdanz.) 5 Bde. Stuttg. 1841—42.
Gesammelte Schriften. In einer Auswahl. (In zwölf Bden.) Leipzig 1844 fgde.
Die Geheimnisse des Theaters. Mit Federzeichn. v. E. Hochdanz. 1. Lief. (Redst 2 Zeichnungen.) Stuttgart 1845.
Viele einzelne Aufsätze in Journalen u. s. w. — Außerdem gab er mehrere treffliche Reisehandbücher und in Verbindung mit Andern einige Sammelwerke heraus.

Eine eben so reiche wie vielseitige Bildung, große Erfahrung, tiefe Welt- und Menschenkenntniß verbunden mit schöpferischer Phantasie und trefflicher Darstellungsgabe haben Lewald hohe Achtung und Geltung in der literarischen Welt und seinen Schriften einen sehr weiten Kreis von Lesern erworben. Es leidet jedoch keine Frage, daß er noch weit bedeutender dastehen würde, wenn er es hätte über sich gewinnen können, den Anforderungen der Gegenwart und dem Einflusse ausländischer Literatur geringere Wirkung auf seine Leistungen zu gestatten.

Braune Geschichten.

Mehrere Deutsche saßen im traulichen Kreise am Kamin.

„Kinder, wir langweilen uns," fing Einer nach einer Pause an, „wißt Ihr nichts Unterhaltendes vorzubringen? Es scheint, Ihr habt Euren Geist jenseits des Rheins gelassen."

„Hu, wie schauerlich," nahm ein Anderer das Wort. „Könnt Ihr Euch denken, daß der Geist jenseits des Rheins im Vaterlande spuke, während der Körper ohne Seele, gleich dem Golem der alten Rabbinen, hier an der Seine sich herumtummelt?"

„In wohl," fiel ihm der Patriotische in die Rede, „schweift unser Geist hinüber nach den lieblichen Rebenhügeln, während unser Körper unempfindlich und von nichts berührt in dem neuen Babel weilt."

„Das neue Babel ist auch nicht zu verachten, Bruder," sagte der Erste, „wenn wir nur einen deutschen Ofen hier hätten. Ich glaube die Unterhaltung würde gleich eine geistreichere Wendung nehmen. Das Kaminfeuer ist nicht gemüthlich. Solch ein Biwouac mag im Felde der Strapazen und der Ehren angenehm genug sein, aber in der Stube verlange ich mehr."

„Was das anbetrifft, so muß ich Dir widersprechen," bemerkte der Zweite. „Gerade am Kamine werden die schönsten Geschichten erzählt und eben am Kamine hören sie sich am Schönsten an. Die flackernde Flamme, die Glut von der einen Seite, die Kälte von der andern, das Dasitzen im Kreise mit vorgestreckten Füßen, in der traulichen Nähe und doch unheimlichen Beleuchtung, scheint und sehr empfänglich zum Erzählen und zum Anhören zu machen. Daher giebt es denn auch Märchen, Erzählungen, Unterhaltungen am Kamine, wie die Novellisten gar zu gern ihre Sammlungen benennen."

„So benennen mögen sie sie immerhin," sprach nun ein seiner Mann mit einem schönen Gesichte, das ein schwarzer voller

Digitized by Google

Schnurrbart zierte und der bis jetzt, in Gedanken versunken, kein Wort gesprochen hatte. „Aber ein Gespräch, das wirklich am Kamine geführt wurde, ohne alle Abänderung drucken zu lassen, das wird nie den Leser befriedigen können. Namentlich wenn das Gespräch von nüchternen Franzosen geführt wird.“

„Sollte es trunkenen Deutschen besser gelingen?“ rief ihm ein Spaßmacher zu. „Schnell einen starken und großen Punsch herbei, wir wollen es einmal versuchen.“ Ohne Scherz fuhr der Schnurrbärtige fort. „Sie haben ein Buch herausgegeben, das Sie Contes bruns benennen, es soll in der Hoffmannschen Art sein, doch nach dem Ausspruche ihrer Kenner von esprit überfließen. Aber dieser esprit ist es eben, der so ungeschickt das Dicht in jeden finstern Winkel hineinbringt, und die Erzählter in ihrem frivolen Tone scheinen selbst nicht an die Gestalten zu glauben, die sie so gern mit aller Macht auf die Gemüther wirken lassen wollen. Wie gesagt, am Kamine in einer modern französischen Soiree ist die Sache an ihrem Platze. Ich glaube, man dürfte nicht einmal auf andere Weise gräßliche Sputerein dort vorbringen. Aber für Leser, und besonders für deutsche Leser, wie es deren giebt, im uralten Grenzstädtchen Kronach oder in der westphälischen Stadt Soest, oder im Harze in den Bergnestern, wo sie sitzen in grauen Zimmern, bei dünnen Talglichtern, einsam mit dem Buche, nur belauscht von der Tanne, die aus Fensterchen klopft, vor dem der schlafende Vogel hängt, umgeben vom schauerlich einförmigen Getöne der pickenden Wanduhr und eines summenden Ammenliedes aus der Ferne, womit ein Kind in den Schlaf gewiegt wird — für solche Leute muß anders erzählt werden und gerade für diese muß ich so etwas niederschreiben, die sich dabei vor lauter Vergnügen zu Tode ängstigen. Nur Phantasie hinein, so viel ihr davon habt, aber fort mit dem Geiste, mit dem Witze, der Nutzanwendung, Ihr begeigt Euere Leser mit kaltem Wasser.“

„Ich habe sie gelesen, diese Contes bruns,“ nahm der Erste wieder das Wort. „Als das Vorzüglichste darin erschien mir die Unterhaltung zwischen 11 Uhr und Mitternacht. Die Erzählenden sind darin gut porträtirt und das Erzählte trägt, bei allem Abenteuerlichen, den Stempel des Selbsterlebten.“

„Das wohl,“ erwiderte der Schnurrbärtige. „Aber das Zufällige dabei schadet dem Eindruck. So wie man sich in einer Gesellschaft davor hüten muß, den Hörern nach einer stark Erschütternden das Schwächere zu erzählen, so muß man für Leser das noch mehr zu vermeiden suchen. Nun betrachte man, wie unkünstlich die Erzählungen auf einander folgen, wie widrig und unpoetisch manche an und für sich sind und wie unbefriedigend die meisten endigen.“

„Ich glaube, wir könnten auf diese Art,“ rief Einer aus der Gesellschaft, „bis morgen früh erzählen und nicht bloß von 11 bis 12; denn unsere deutsche Redseligkeit nimmt's in der Breite und Länge gut mit den Franzosen auf.“

„Ihren neuen Erzählern ist das Weitläufige nicht abzusprechen. Da giebt's Hiebe rechts und links auszutheilen, und Beschreibungen, die nicht zur Sache gehören, und Umständlichkeiten, die ermüden,“ sprach der Schnurrbärtige. „Man nehme nur in den Contes bruns, im Tobias Guarnerius die Erwähnung der Bremer Grisetten und das Ende der ganzen Geschichte; dann im Auge ohne Augenlied die Beschreibung der Hütte des Wilden und die amerikanische Scenerie am Schlusse.“

„Wenn gleich die Erfindung des Auges ohne Augenlied, um den Eifersüchtigen zu bestrafen, sehr schön ist, so ist doch die Ausführung ganz verdorben. Statt das Mädchen „ein Spunkie“ sein zu lassen, würde Hoffmann z. B. aus ihr die Tochter eines seltsamlichen Menschen gemacht haben. Wir würden den Vater kennen lernen, wie würden uns erinnern einen solchen Mann gesehen zu haben, z. eine Erinnerung aus früherer Zeit könnte uns grade eine solche Familie, ein solches Mädchen vor das Gedächtniß bringen, wir überredeten uns leicht, daß Alles wahr sei, indeß wir hier immer das Märchenhafte und Unwahrscheinliche mit Händen greifen. Für eine einzige Schlafrockschilderung Hoffmanns gäbe ich gern den ganzen phantastischen Trödel bei der nächtlichen Trauung des Pächters.“

„So laßt uns,“ rief ein bleich aussehender junger Mensch mit erzwungen fröhlicher Miene aus, „auch allerlei Schauerliches erzählen. Einem Jeden von uns ist gewiß schon dergleichen begegnet. Ich erinnere mich im Hause meiner Aeltern einen seltsamen Vorfall erlebt zu haben. Ein Stubenmädchen, das sich mehrmaliger Diebstähle verdächtig gemacht hatte, wird fortgejagt. Mehrere Andere melden sich, um diesen Platz zu erhalten. Endlich kommt eine arme alte Frau daher, ein junges Mädchen an der Hand, und bittet, man möge sie annehmen. Das Mädchen hat nie gedient, aber die Frau ist gekannt und man entschließt sich dazu. Meine Mutter weiß gleich in den ersten Tagen des Rühmens kein Ende. Reinlich, arbeitsam, still und bescheiden, keine Domestikentugend fehlt dem Kinde. Das Einzige, was Besorgniß erregt, ist eine Blässe, die auf eine schaurerregende Weise zunimmt. Man schließt auf Krankheit, man bringt in sie, sie leugnet. Meine Mutter, eine Frau von Erfahrung, läßt die Mutter des Mädchens zu sich kommen und befragt sie, diese versichert, daß ihre Tochter kerngesund sei — aber — fügte sie mit einem tiefer Seufzer hinzu, es ist etwas Anderes, was ihr am Leben zehrt — sie sieht Geister.

Meine Mutter, obgleich überrascht, kann sich eines Lächelns nicht erwehren. Die alte Frau läßt sich dadurch nicht irre machen, sondern fährt ruhig fort. Behalten Sie sie immerhin im Hause, sie ist gesund und wird in ihrer Arbeit gewiß nichts vernachlässigen. Von dem Schrecklichen, das Nachts ihr erscheint, wird sie nichts laut werden lassen, denn sie hat von mir den strengen Befehl ruhig zu tragen und keine lebende Seele damit zu erschrecken. Meine Mutter war geneigt, das Ganze für eine fixe Idee zu halten und da sie das Mädchen lieb gewonnen hatte, so beachtete sie sie mit einer stillen Theilnahme.

Es war fast ein Jahr vergangen, daß die Geisterscherin in unserm Hause war, als ein Scharlachfieber mehrere meiner kleinen Geschwister auf einmal befiel und unser Haus in Trauer versenkte. Das Stubenmädchen mußte bei den kranken Kindern wachen und meine Mutter entschloß sich mit ihr diese Sorge zu theilen. Einer unserer Hausfreunde, der uns täglich zu besuchen pflegte, war an diesem Tage nicht gekommen. Es war dies ein langer, trockner Mann mit fast kahlem Kopfe, stets in einen grauen Rock gekleidet, der immer den Kindern etwas mitbrachte, daher hatten ihn die Kleinen auch sehr gern. Es mochte Mitternacht sein, die Kinder schliefen zu schlummern und meine Mutter hatte die Augen geschlossen, um sich einer kurzen Ruhe zu überlassen. Da wird sie plötzlich durch ein furchtbares Geschrei aufgeschreckt. Die Kinder liegen ruhig schlummernd da, aber das Mädchen kniet, den Kopf tief in den Sitz eines Lehnsessels drückend, und stöhnt dumpf. Meine Mutter nähert sich ihr und bittet sie, ruhig zu sein, um die Kinder nicht zu erwecken, die wunderbar genug fortschlummern. Nach vielem Zureden hebt das Mädchen ängstlich den Kopf empor und blickt schaudernd nach dem Bettchen meiner jüngsten Schwester hin.

„Ach Madame,“ fängt sie dann mit leiser, zitternder Stimme an, „ich weiß wohl nichts zu bedeuten haben.“ Mehr war von ihr für den Augenblick nicht herauszukriegen. Erst gegen Morgen, wie die Gegenstände in der Krankenstube deutlicher erschienen und ein trüber Sonnenstrahl durch die dunklen nicht fest zugezogenen Vorhänge der Fenster fiel, wollte das Mädchen sagen, was sie Nachts gesehen hatte. Die Thür ward von unsichtbarer Hand geöffnet und mit unhörbaren Schritten näherte sich unser Hausfreund dem Lager meiner jüngsten Schwester. Das Mädchen wollte ihn anreden, denn kein Zweifel, daß er es war, derselbe graue Rock, dieselben magern Hände, die Hut und Stock hielten, die strotzende Tasche endlich, die ein Geschenk verhieß. Aber so wie er ganz nahe war, sagte ihr das unheimliche Gefühl, woran sie schon gewöhnt war, daß sein Kein Lebender mehr sei. Sie that sich Gewalt an und schaute fest nach der Erscheinung. Diese schritt an ihr vorüber ohne sie zu bemerken, beugte sich über mein schlafendes Schwesterchen, zog ein Kruzifix von Elfenbein aus der Tasche und legte es dem Kinde auf die Brust. Hier mußte sie laut aufschreien und ihr Gesicht verbergen, das ein eiskalter Hauch in dem Augenblick anrechte. Wie meine Mutter nun zu ihr gekommen war und sie hat nach dem Bette wieder hinsah, war die Erscheinung verschwunden. Das elfenbeinerne Kreuz fand sich bei der Kranken. Die Andern wollten es aber lange unter ihren Spielsachen bemerkt haben, und in der That soll es ein Geschenk des Hausfreundes gewesen sein, dessen Tod wir am andern Tage erfuhren.

Nach einer kurzen Krankheit war er plötzlich in der Nacht verschieden. Aber auch meine Schwester erlag in der 7. Nacht nach dieser der Krankheit, die übrigen Geschwister genasen.

Es ist überflüßig zu sagen, daß das unheimliche Stubenmädchen den Dienst verlor, doch erhielt sie aus dem väterlichen Hause eine fortwährende Unterstützung.“

„Ha, ha! Es soll also Gespenstergeschichten geben! nun wohl, ich bin dabei,“ hob ein Schauspieler an, der nach Paris gekommen war, um den Franzosen ihre Kunst abzusehen. „Ich kann vom Theater Allerlei berichten. Da ist z. B. in München ein hübsches Gebäude am Isarthore, wo sonst Komödie gespielt wurde, jetzt soll die polytechnische Schule dort sein. Es wurden ganz verzweifelte Spukgeschichten dort aufgeführt, die jedoch nicht in Betracht kamen gegen die, welche der Teufel selbst auf eigene Hand darstellte. Eines Abends, da nicht gespielt wurde, gehe ich über das dunkle Theater, um bei dem Garderobier einen neuen Anzug zu probiren. Es war im Spätherbste zwischen 5 und 6. Wer das alte Theater kannte, weiß, daß es enorm tief und hinten offen war, damit die beliebten vierfüßigen Künstler in großer Menge herauf- und hinuntergebracht werden können. Einige Jungen waren auf diesem Wege zur verödeten Scene gekommen, um mit hölzernen Schwertern und Papphelmen eine Ritter-Com-

Digitized by Google

ödie aufzuführen. Ich sehe ihnen eine Weile zu und ergötze mich besonders an einen pausbäckigen Jungen, der den Eßlair ganz copirte, und bei dem Geschrei: „Was wollen die Hunde mit ihrem Gebell!" wie wahnsinnig um sich herum schlug. Mit einem Male kreischen alle Jungen fürchterlich auf und rennen, als wenn ihnen der Kopf brannte, vom Theater. Im ersten Augenblick glaubte ich, sie fürchteten sich vor mir, der im dunklen Mantel, an eine Coulisse gelehnt, ihrem Spiel stumm zuschauete. Ich rufe ihnen nach, doch das Wort blieb mir im Halse stecken, denn am andern Ende der Scene steht ein Etwas unbeweglich und blickt nach mir aus gespenstischen Augen unverwandt hin. Soll ich hier beschreiben, wie es aussah? — ich kann es nicht. Es war eine menschliche Gestalt, mit der Radirnadel leicht in den dunkeln Grund geritzt. An manchen Stellen floß Zeichnung und Grund zusammen, und da sah es aus, als wenn ein weiter Mantel von Spinngeweben Alles umzogen hätte. Der Kopf war am Entschiedensten gezeichnet und die Augen darin glänzten matt und lebten und ein Schauergefühl übermannte mich, so daß ich schnell die Bühne verließ und die Stiege zum Garderobier hinaufstolperte. Ich warf mich in einen Stuhl und forderte ein Glas Wasser. „Sie sind bleich und entsetzt," sagte der Mann besorgt. Ich erzählte ihm den Vorfall. Er war nicht zurückhaltender und gestand, daß er einer ähnlichen Erscheinung schon oft begegnet sei. „Sie glauben nicht," setzte er hinzu, „wie es hier im Hause spukt. Man darf nur nichts davon laut werden lassen, um das Gebäude beim Volke nicht in Verruf zu bringen. In den Nächten vor den Feiertagen, an welchen große Spectakelstücke gegeben werden sollen, wenn ich so da sitze mit meinen Gehilfen und emsig nähe, dann reißt's die Thüre auf und geht keck an uns vorüber," — „„Was denn, was denn?"" fragte ich hastig. —

„Weiß ich's?" gab er zur Antwort. „Wir machen die Augen zu und kreuzen uns, und dann geht's in das Magazin und da sollen sie es wirthschaften und handthieren hören. Helme und Harnische werden hin und her geworfen und mit den Kleidern wird Fangball gespielt, ich dachte sonst, es müsse Alles über und unter einander liegen, doch wenn ich am Morgen aufwachte, so fand ich Alles am alten Platze und in der besten Ordnung." Die Frau des Theaterdieners, welche zugegen war, bekräftigte diese Aussage, denn sie wohnte im Erdgeschosse und hörte jedesmal den Teufel lärmen. Gesehen hatte sie jedoch nur einmal etwas und zwar denselben grauen Mann, der mir heute begegnet war. Sie war nämlich nach beendigter Vorstellung in der Requisitenkammer beschäftigt, um dort aufzuräumen. Da scheint es ihr, als schliche etwas an ihr vorüber. Sie blickt auf und sieht sogleich nichts, doch da sie einen Luftzug verspürt, so wendet sie sich nach der geöffneten Thür, die aufs Theater führt und gewahrt dort den grauen Mann, der sie groß anstarrt und zu drohen scheint und dann die Thür hinter sich zuzieht und verschwindet. Sich kreuzend und ein Gebet sprechend ist sie im Augenblick unentschlossen, ob sie bleiben oder gehen soll, aus Furcht, dem Gespenste auf dem Theater zu begegnen. Endlich ergreift sie ein Kruzifix, das in den Kreuzfahrern gebraucht wurde, und mit diesem profanirten Werkzeug hofft sie dem Teufel zu trotzen und sucht den Weg über das finstere Theater nach ihrer Schlafstube. Es war aber nichts Unheimliches mehr anzutreffen."

„Es ist sonderbar," sagte nach einer Pause der Schnurrbärtige, „daß fast von allen Schauspielhäusern dergleichen Märchen im Gange sind."

Der Erzähler nahm es übel, daß seine Geschichte ein Märchen genannt wurde, und behauptete, wenn er gleich kein Hasenfuß sei, so würde ihn doch nichts in der Welt bewegen können, einmal nach beendigter Vorstellung eine Nacht über allein im Theater zu bleiben.

„Denkt Euch einmal," fügte er hinzu, „Ihr wachtet in der Nacht auf und erblicktet die Logen gefüllt mit hohläugigen bleichen Todtengesichtern und luftige Hände klatschten zusammen und es gäbe keinen Ton, und Moderduft erfüllte den Raum. Und auf der Bühne spreizten sich ekelhafte Phantome und führten eine Komödie zum Haarsträuben auf." —

„Und die in den Logen sitzen, wären abgeschiedene große Dichter, deren Werke auf diesen Brettern oft verhunzt wurden," rief spottend ein Anderer, „und ein Chor geisterhafter Recensenten umschritte, Eumeniden gleich, die dunkle Scene und peitschte mit Schlangengeißeln."

„O genug davon," sagte der Schauspieler, „es thut mir leid, daß mein Theaterspuk nicht im Stande war, Euch zu ergreifen, ich will es daher mit einer andern Geschichte versuchen, die mir von einer glaubwürdigen Freundin mitgetheilt wurde. Eine Dame in Wien hatte das Unglück, ihre Tochter zu verlieren. Am Tage nach der Beerdigung tritt die Schwester der Gestorbenen bleich und verstört zur Mutter und erzählt ihr, daß in vergangener Nacht Caroline — so hatte die Verstorbene geheißen — an ihr Bett gekommen sei, und diese die Vorhänge geöffnet habe. Sie hätte nicht geschlafen und Alles deutlich gesehen, aber der Schreck hätte sie so erfaßt, daß sie nicht im Stande gewesen wäre, ihre gepreßte Brust durch einen Schrei zu erleichtern. Caroline habe sie beim Namen gerufen und eine Weile wehmüthig auf sie herabgeschaut, dann habe sie zu ihr gesagt: „Kommt doch und legt mich zur Ruhe in ein trocknes Grab, ich friere ja im Wasser." Darauf sei sie verschwunden. Das Entsetzen hatte das arme Mädchen so ergriffen, daß ihr Zustand der geängstigten Mutter einen neuen Verlust prophezeite und diese sich alle Mühe gab, dem Mädchen die Erscheinung als Spiel der Einbildung zu erklären.

„Du dachtest im Schlafengehen an die verstorbene Schwester, die nun die erste Nacht draußen auf dem Friedhofe ruhet; du hörtest den Herbststurm und das Fallen der Regentropfen, die ihr kühles einsames Grab umsausten; da träumtest du so lebhaft. Doch denke, daß der Frühling kommen wird und wir Rosen draußen pflanzen werden, und ein blühender Garten aus der Asche der theuren Geliebten entsprießen wird," — so sprach tröstend die selbst des Trostes bedürftige Mutter. Zwei Tage vergingen und das Mädchen ward nicht heiter und sah immer bleicher. Die Mutter schrieb dies dem stillen Grame um die Verlorene zu und fragte nicht weiter nach einer Ursache. Am andern Morgen des dritten Tages sagte ihr endlich die Tochter, daß sie es nicht mehr zu tragen vermöge. Allnächtlich erscheine ihr die Schwester und immer wehmüthiger sehe sie aus, immer herzzerreißender töne ihre Klage. Die Mutter willigte endlich ein, das Grab zu besuchen, um es vor Regen und Wind, die unaufhörlich fortgedauert hatten, gehörig zu schützen. Sie kamen auf den Kirchhof an und fanden mit Entsetzen den Hügel, von leichtem Sande, aufgewühlt, und den Sarg von Wasser bedeckt. Sogleich wurde der Todtengräber herbeigerufen und nachdem dieser abgeholfen hatte, beunruhigte keine Erscheinung der todten Caroline mehr ihre Schwester."

„Allerdings schauerlich," sagte der Patriotische, „aber wenn Ihr mit den Contes bruns wetteifern wollt, dürft Ihr nicht blos Gespenster und Spuk erzählen. Namentlich ist in der „Conversation entre onze heures et minuit" nicht die leiseste Spur davon zu finden. Es sind dies vielmehr Geschichten mit Fleisch und Bein, Kriegsscenen, Reiseabenteuer, Morde, Alles selbst erlebt und mit dem Colorit der Wahrheit ausgemalt. Wenn Ihr mir's erlaubt, will ich einmal versuchen, Euch ein Abenteuer zu erzählen, das ich in Westphalen bestand, in Westphalen, dem geheimnißvollen Lande, wo die Vehme ihren Sitz hatte und wo — Ihr mögt mir sagen, was Ihr wollt, noch heut zu Tage die Menschen und ihre Wohnplätze eine ganz eigenthümliche Physiognomie tragen."

„Es war zwischen Münster und Osnabrück, wo ich an einem regnichten October-Abende durch einen tüchtigen Wald fuhr. Ich hatte einen Kutscher aus Ibbenbühren, einen trägen Gesellen, der es mit Niemandem auf der Welt gut meinte. Denn seine starken Pferde wären bei einigem Antreiben eher in den Stall gekommen, und er selbst hätte sich zeitiger auf die Streu werfen können. Statt dessen saß er ruhig da, ließ sich und die Thiere beregnen und mich verzweifeln. So war die Nacht hereingebrochen, und wir fuhren noch immer unter den Tannen weg, die ihre kräuselnden Aeste in den Wagen streckten, um mir wie aus Gutmüthigkeit auch etwas vom Regen zukommen zu lassen. Ich ward ungeduldig und rief ihm einmal über das andere zu, ob er nicht etwa den Weg verfehlt hätte. Er antwortete nicht. Plötzlich hielt er an, sprang vom Sitze und sprach einige unverständliche Worte. Ich fragte ihn, wo wir wären. Statt einer Antwort hörte ich einige übliche Flüche von ihm. Damit gestand er es ein, daß er irre gefahren sei. Ich sprang mit gleichen Füßen zum Wagen hinaus, um mich nach Möglichkeit zu orientiren. Rings schwarze Nacht, keine Spur von Straße, denn das, was er dafür gehalten, war eine gelichtete Stelle, die dicht mit vertrockneten Nadeln bestreut war, und so eine hellere Färbung als der Grund umher hatte, und die nun aufhörte und von alten Tannen umgrenzt war, die ihre schwarzhaarigen Zweige in einander verschränkten und uns den Ausgang versperrten. Hinter diesen Waldriesen hatte sich der Nebel aus dem Moore wie ein weißes Laken ausgebreitet und verschloß jede Fernsicht, selbst wenn die Bäume eine gestattet hätten. Der Kutscher fluchte immerfort, ich schauete ringsumher. Hätten mich nicht Regenschauer und Nachtwind durchschüttelt, ich wäre mit der Scenerie ganz zufrieden gewesen, und ich hätte vielleicht geglaubt, den Erlkönig im Nebel dahin reiten zu sehen. Die nasse Wirklichkeit kühlte jedoch meine Einbildungskraft bedeutend ab und ließ solche Spukgebilde nicht in ihr aufkeimen. Plötzlich flimmerte mir etwas aus dem Nebel zu. Zu tief war der Schein am Boden, um ihn für einen Stern zu halten. „Ein Licht," schrie ich, und der Kutscher hielt es auch dafür. Wir machten uns also durch Dorn und Gestrüpp zu Fuß auf den Weg dahin, und zogen Pferde und Wagen nach. Nach vielen Beschwerden, an schroffen Abhängen vorbei, über Steine, sahen wir abermals eine lichte

Digitized by Google

Stelle, und unfern von uns ein langes, schwarzes Haus, an dessen einem Ende, in einer Mauer-Blende ein Kruzifix angebracht war, vor welchem eine Lampe brannte. Dies war der Schein, der uns aus dem Nebel hiehergeleitet hatte. „Ein gutes Omen!" sagte ich ziemlich laut vor mich hin, und der Kutscher kreuzte sich und murmelte leise: „Ja wohl Amen!" Wir näherten uns dem Gebäude, das still und finster keine Spur von Bewohnern verrieth. Endlich zeigte uns ein Schimmer, der durch eine Ritze fiel, wo wir die Thür zu suchen hatten. Ich öffnete sie und sah in einen wüsten Raum. In einem Winkel war eine Fallthüre geöffnet und daraus ragte mit halbem Leibe ein grauhaaricht scheußliches Weib hervor, die ein breites, blankes Messer wetzte. Unwillkürlich trat ich zurück. Die Hexe nahm sich ohnedies in der Rembrandschen Beleuchtung nicht eben erfreulich aus, und dazu kam noch ihre verfängliche Handthierung. Sie hatte uns schon erblickt und rief einige Worte in ihrem unverständlichen Dialekte, die aus den schlotternden Kiefern hervorzischten. Auf das trat ein baumgroßer Kerl mit einem bleichen Gesichte, von schwarzen, wilden Haaren umhangen, eine kleine Pfeife rauchend, aus einer Seitenabtheilung des Gebäudes. „Was giebt's, Ihr Herren?" fragte er auf gut Deutsch. Mein Kutscher nahm schnell das Wort und forderte einen Stall. „Es ist zwar keine Herberge hier," sagte der Kerl, „aber Sie können hier schon übernachten." Mein Kutscher hatte bereits die Thür geöffnet, durch die der Nachtwind hereinblies. Die Hexe hatte die Fallthüre zugeworfen, gab dem Kerl das Licht und das Messer, und nachdem sie einen Kieferspan angezündet hatte, ging sie dem Kutscher beim Ausspannen zur Hand. Ich folgte dem Kerl in die kleine Stube.

Mir war unheimlich zu Muthe bei meinem Wirthe, und ich sehnte mich nach der Rückkunft des Kutschers. Eine Bank, ein Tisch, ein alter Schrank und eine pickende Schwarzwälder Uhr, das waren alle Möbel dieser Stube. Stillschweigend schenkte mein Wirth zwei Schnapsgläser voll und stellte sie nebst einem hölzernen Teller, worauf große Schnitte Pumpernickel lagen, auf den Tisch. Ich hatte keinen Appetit.

Beide, Wirth und Gast, schienen nicht mit einander zufrieden, doch hinderte dies nicht, daß sie einander scharf beobachteten. Der Kutscher machte endlich dieser stummen, peinlichen Scene ein Ende. Er trank den Schnaps, aß das Brod und schimpfte, daß es nicht einmal rohen Speck dazu gab. Endlich warf er sich auf die Streu, die ihm die Alte auf die Erde zurecht gemacht hatte und schnarchte. Ich wurde gefragt, ob ich mich nicht auch zur Ruhe legen wollte? Der so gebräuchliche Ausdruck „zur Ruhe legen," machte einen unangenehmen Eindruck auf mich. Ich war unentschlossen, ob ich nicht lieber die Streu mit dem Kutscher theilen wollte, doch verlangte ich das Bett zu sehen. Hinter dem Ofen war eine zerbrechliche Treppe, die zu einer Fallthür führte. Das war mir schon nicht recht. Ich liebe die Fallthüren nicht. Das Weib stand bereits oben und hatte mit dem Kopfe die Thür aufgestoßen, als ich ihr sagte, ich würde neben meinem Kutscher schlafen, um morgen gleich bei der Hand zu sein. Der Kerl und das Weib schienen das gleichgültig hinzunehmen. Ich warf mich hin, meine Waffen neben mir. Alsbald nahm das Weib das Licht und schlich mit dem Kerl auf den Zehen hinaus, als ob sie uns nicht stören wollten. Wie wir allein waren, fing mein Kutscher, den ich längst eingeschlafen glaubte, leise zu sprechen an, was mich nicht wenig erschreckte. Seine Worte erhöheten meine Besorgnisse, die ohnedies schon stark genug waren, um ein Bedeutendes. Was war zu machen? Ich stand auf und versuchte es, ein Fenster zu öffnen, allein vergebens, die schienen zugenagelt zu sein. „Was wollen Sie auch anfangen," sprach der Kutscher. „Hier ist kein Entrinnen. Der Himmel wird uns nicht verlassen. Das Einzige, was mich noch tröstet, ist das Kruzifix vor der Thür." Die Lampe, die davor brannte, erhellte matt den Platz vor dem Hause, den ich übersehen konnte bis zu den Tannen, die ihm als natürliche Einzäunung dienten. Alles war ruhig und stille im Forste. Kein Laut im Hause vernehmbar. Die Bewohner schienen alle zu schlafen, und doch war's so unheimlich. Nachdem ich lange Zeit so gelauscht hatte, und immer noch Alles ruhig blieb, bemächtigte sich meiner der Schlaf, den die zu große Aufregung bis jetzt nur zurückgehalten hatte, sich geltend zu machen. Ehe ich mich jedoch niederlegte, untersuchte ich die Thür und fand sie von außen verschlossen. Ich theilte die dadurch erneuete Besorgniß meinem Schlafgefährten nicht mit und nahm mir vor, nicht einzuschlafen, um bei einem Unfalle sogleich zur Hand zu sein. So legte ich mich zu meinem Kutscher und meinen Waffen auf die Streu.

Ein Geräusch an der Thür ließ sich vernehmen und schreckte uns Beide in die Höhe. Die Schreckensnacht war vorüber und der graue Tag schimmerte durch das trübe Fensterchen. Das alte Weib trat ein und meldete, daß die Pferde bereits abgefüttert seien. Der Kutscher lachte und schüttelte mir die Hand, und sagte auf Kutscherweise: „Nun wollen wir auf in Gottes Namen!" Während er anspannen ging, trat ich zur offenen Thür in den Wald hinaus. Ich betrachtete mir das Haus. Es war aus Lehmkuchen erbaut, niedrig und fast erdrückt von der Last des hohen bemoosten Strohdaches. Das eine Ende des Hauses hinter dem Stalle lag in Schutt und Ruin. Keine Einfriedung, nicht die Spur einer Anbauung des Bodens verrieth die Handthierung der Bewohner. Ich glaubte noch immer bei einem armen Waldwarte übernachtet zu haben. In Gedanken umging ich das Haus. Da fällt mir hinten an der eingestürzten Mauer frische Erde auf, die so eben gegraben zu sein scheint. Ein Stück eines roth und weiß gewürfelten Linnentuches, und ein abgerißnes Strickende liegen nebst großen und kleinen Papierbogen, worin man Waaren einzupacken pflegt, am Boden. Ich kann nicht beschreiben, wie ängstlich es mir mit einem Male in diesem Winkel wurde. Es war ein Kehrichthaufen hinter dem Hause, nichts weiter, aber die Schauer einer geheimnißvollen That webten an diesem Orte und zogen an meinem innern Sinne vorüber, mich wunderbar ergreifend. An einem aus der Lehmwand hervorragenden Balken gewahre ich rothe Zeichen. Ich trete ängstlich näher und habe nun die Gewißheit, daß hier ein Mord verübt wurde. Mir war nämlich bei meinem langjährigen Aufenthalte in Polen von einem alten weisen Rabbi ein kabbalistisches Zeichen erklärt worden, welches Juden, die von Mördern überfallen wurden, in ihrer Sterbestunde mit ihrem Blute zeichnen, um Andern Kunde von ihrer Ermordung zu geben. Diese blutigen Verräther fand ich nun hier, und darunter eine hebräische Chiffer, die ich nicht zu enträthseln vermochte, und die wahrscheinlich den Namen des Unglücklichen bedeutete. — Hier war ein Mord vorgefallen — der arme Jude hatte vor dem Verscheiden mit dem blutenden Finger die ruchlose That an die Wand geschrieben, wo eine leichte Schicht Erde seinen Leichnam bedeckte. — Der Knall der Peitsche weckte mich aus meinen Gedanken, der Kutscher saß bereits auf. Er hatte sich den Weg zeigen lassen und jagte, was er konnte, um die Landstraße zu erreichen. „Das war ein verfluchtes Nest, unser Nachtquartier," sagte er einmal übers andere. „Und wo nur der Kerl geblieben sein mochte? heute war Niemand im Hause als die Teufelsfratze von Weib!" — Ich antwortete nicht. Im nächsten Orte machte ich die Anzeige bei den Gerichten, die sogleich eine Untersuchung zu verhängen versprachen. Meine Reise litt keinen Aufschub und ich eilte weiter. Nach mehrern Monaten kam ich wieder durch den Ort und erfuhr, daß man im Hause keine Bewohner gefunden habe, daß es früher die Hütte eines alten Waldwarts gewesen sei, der aber nun schon seit mehrern Jahren todt war, und daß an dem von mir bezeichneten Orte, hinter dem verfallenen Gemäuer, eine verstümmelte, von Niemandem gekannte Leiche gefunden worden sei; in dem Balken aber, der dort aus der Lehmmauer hervorragte, hätte man keine rothen Karaktere wahrnehmen können, wohl aber seien frische Späne daraus gehauen worden. So blieb die Sache unenträthselt — ich kam nie wieder in die Gegend."

„Die blutigen Zeichen, die ein Sterbender hinterläßt, um zu warnen oder zur Rache aufzufordern, haben allerdings sehr viel Schauriges, und die Idee ist neu und ergreifend, der Rest der Geschichte, lieber Freund, ist jedoch ganz gewöhnlich und in vielen Reisebeschreibungen, in den natürlichen Gespenstern, ja wohl selbst in Kinderbüchern, schon da gewesen," sagte spottend der Mann mit dem Schnurrbarte.

„Die erlebten und wahren Begebenheiten können nie durchweg den Reiz der erfundenen haben," bemerkte der Patriotische, „das sagt auch der Arzt in den französischen Contes bruns, die doch eigentlich zu dieser unserer Kamin-Unterhaltung Veranlassung gaben. Oft auch entstellt die Erfindung des Erzählers die erhabendste Begebenheit, die eben in ihrer Einfachheit ergreift," erwiderte der Schnurrbärtige. „Der Aufwand, den der Erzähler macht, um die Sache zu schmücken, ist dann bloße Ungeschicklichkeit, und die Herausgeber der Contes bruns haben sich diese Fehler sehr oft zu Schulden kommen lassen. So ist z. B. „le ministère public" — —

„Und finden Sie diese Erzählung nicht eben vortrefflich?" fielen ihm schnell Mehrere ins Wort. „Noch vortrefflicher, wie sie sich wirklich ereignete," sagte ernst der Schnurrbärtige. „Zufällig lebte ich damals in der Gegend von Beaugeney und kannte den Anwalt des Tribunals und Pierre Leroux."

„O so erzählen Sie," riefen Alle.

„Ich will Ihnen Alles so treulich berichten, wie es jeder Einwohner von Beaugeney weiß, und wie es sich aus den Aussagen in den Verhören klar ergeben hat. Urtheilen Sie dann selbst, was der Erzähler in den Contes bruns zu dieser Geschichte hinzu erfand, und was er damit bewirkte."

„Pierre Leroux war ein armer Kärrner und ein Mensch von den beschränktesten Begriffen. Seine alte Stute Grise und das Klatschen seiner Peitsche, das waren die Gegenstände von Wichtigkeit, die ihn beschäftigten. Ging er neben seinem Karren, so ruhete sein Blick auf der Stute und ihrem trägen Gange, und

Digitized by Google

wenn er sich einen Spaß machen wollte, so ließ er ihr die Peitsche um den Kopf schwirren, und ging sie dann für einen Augenblick schneller, so klatschte er vergnügt. Dieser Pierre schlief gewöhnlich nach den Beschwerlichkeiten des Tages auf seiner Streu gut und fest. Von Träumen wußte er wenig zu sagen. Einst jedoch beunruhigte ihn ein böser Traum, den ihm ein böser Dämon gesandt haben mußte, da er ihm das Leben raubte. Es kam ihm nämlich vor, als klatschte seine Peitsche nicht mehr, und als habe seine Grife keinen Appetit. Beides quälte ihn so sehr im Traume, daß er in größter Unruhe erwachte. Lächelnd sah er nun um sich und merkte bald, daß ihm Alles nur geträumt hatte. Aber es ließ ihm keine Ruhe, er mußte die Übergegangenheit Gewißheit haben. Er sprang auf, riß die Peitsche vom Riegel und ließ sie einigemale klatschen. Hui, wie schallte das im Stalle. Alle seine Bewohner wurden wach, das war ein Gestampfe und Gewiehre! Freudig rief er: Gottlob, nun will ich sehen, ob die Grife auch noch freißt! und schnell ging er hin, gab ihr einige Hände voll Hafer, und sie — die nie zu viel bekam — ließ sich nicht lange nöthigen und machte dem guten Pierre damit die größte Freude. In diesem Gefühle hatte er sich wieder hingelegt und einige Minuten stärkenden Schlafes genossen, als lärmend an die Stallthür gepocht wurde. Leroux sprang auf und öffnete. Es war grauer Morgen. Ein Piquet Gensd'armen dringt ein und nimmt den armen Pierre Leroux gefangen. Ein Mord ist in dieser Nacht verübt worden. Die Nachbarn haben den Lärm im Stalle gehört. Man schließt daraus, daß Leroux in der Nacht aus gewesen und wieder heimgekehrt ist. — Kurz man will den Mörder finden, und er wird gefangen. Als sein Ankläger präsentirt sich ihm beim ersten Verhör ein junger Advocat, dem Alles daran liegt, seinen Scharfsinn im höchsten Lichte zu zeigen, und so einen der Richter, den reichen Vater einer schönen Tochter, für sich einzunehmen. Diesem gegenüber steht nun der einfältige Pierre Leroux, der von dem ganzen Handel nichts begreift und keif und fest behauptet, daß die Herren nur ihrem Scherz mit ihm treiben. Mehr weiß er seinem Vertheidiger nicht zu sagen. Diese vermeinte Verstocktheit und der Scharfsinn seines Gegners, der mittlerweile Beweise auf Beweise häuft, bringen unsern armen Träumer unter das Beil der Guillotine. Der junge Rechtsgelehrte kehrt mit den Lorbeeren der Themis gekrönt aus diesem Prozesse zu seinen Laren zurück. In den wichtigsten Fällen wird sein Beistand zu Rathe gezogen und die Hand des reichen, schönen Mädchens ihm angetragen. Nun fühlt er sich ganz glücklich. Ein berühmter Advocat, ein reicher Mann einer schönen Frau, das waren stets seine Wünsche. In Aller vergaßen, überrascht ihn oft die Nacht, bescheint ihn oft der erste Morgenstrahl. Diese anhaltende Beschäftigung droht seiner Gesundheit, eine seltsame Röthe färbt seine Wangen, welche oft mit einer desto auffallendern Blässe abwechselt. Der Arzt spricht von Congestionen nach dem Kopfe, man besorgt einen Blutsturz und will Aderlaße verordnen."

„Mittlerweile ereignet sich ein sonderbarer Zufall. Eines Morgens wird der Advocat todtenähnlich auf dem Boden seines Zimmers gefunden. Mit Mühe wird er wieder ins Leben gebracht. Aus seinen Irrereden geht hervor, daß er Visionen habe — er spricht von einem blutenden Kopfe, der ihn angeraint habe — er sagt, daß ihn dieser Anblick unaufhörlich solterte. Einige Aderläße, Blutigel und dergleichen werden ihn wohl wieder in Ordnung bringen, meint der Arzt, und vor allen Dingen soll die Heirath bald vor sich gehen, dem kräftigen Manne fehlt eine junge Frau.

„Die Familien sind gern geneigt dieser Meinung des Arztes beizupflichten und die Hochzeit wird gefeiert. Die junge Frau liegt bereits im Brautbette da, ihren Mann erwartend, der sich noch entkleidet. Jetzt will er sich an ihre Seite legen, doch plötzlich wird er vom Wahnsinn ergriffen.

Auf dem Polster seines Bettes sieht er den blutenden Kopf wieder, mit den blutgetränkten struppigen Haaren und dem gebrochenen Auge, der seine junge Frau herzt und küßt. Er will das Schreckbild verscheuchen, aber es dreht sich hohnlachend nach ihm um, und er erkennt die bleichen Züge des unschuldig durch ihn gemordeten Pierre Leroux, da steigert sich sein Wahnsinn zur Raserei, er springt zum Kamine, ergreift eine Feuerzange und führt einige Hiebe auf den krachenden Schädel, als wollte er den Kopf des Todten noch einmal tödten; das Spukbild verschwindet und er kann sich zu seiner jungen Gattin ins Bett legen. Nach einem festen Schlafe erwacht er, der Kampf mit dem Kopfe in voriger Nacht erscheint ihm wie ein Traum, aber welch ein Blutstrom besudelt ihn? — Er blickt um sich — da liegt sein junges Weib mit zerschelltem Kopfe neben ihm. Die hereintretenden Aeltern, welche die Neuvermählten zu überraschen glauben, beben zurück und der Advocat, der bei dem Verhöre Alles so berichtet, wie ich es eben erzählt habe, ist nicht so spitzfindig sich selbst retten zu können und er wird von demselben Beile gerichtet, welches dem unglücklichen Pierre Leroux den Kopf herunterschlug."

„Die letzte Erzählung der Contes bruns: „le Grand d'Espagne" erschien mir noch ergreifender," sprach der Bleiche. „Ich möchte ihre Wahrheit nicht verbürgen," meinte der Schnurrbärtige. „Sie frogt von abenteuerlicher Unwahrscheinlichkeit. Ein junger französischer Feldschcer wird Nachts von Vermummten zu einer vornehmen Dame geholt, die in Kindesnöthen sich auf dem Bo- den eines Zimmers wälzt und vor Schmerz ein Tuch zerbeißt, das sie, um jeden Schrei zu unterdrücken, in den Mund gesteckt hat. Im Nebenzimmer schläft der betrogene Gatte, ein spanischer Grand. Der kleinste Zufall kann ihn erwecken, demungeachtet wacht er nicht auf, während das Kind stückweise von der Mutter gebolt wird, und diese sich dann, als wäre nichts vorgefallen zu dem Manne ins Schlafgemach verfügt. Unterdeß entfernte sich der Feldscher und der Geliebte der Dame, welcher bei der Entbindung zugegen war, nachdem dieser die blutenden Stücke seines Kindes in ein Tuch gewickelt und unter seinen Mantel verborgen. Wie leicht hätte hier die Unwahrscheinlichkeit vermieden werden können und wie sehr zerstört die von dem Erzähler absichtlich erzählte Scenerie das ängstlich Spannende, das in der Situation liegt. Der Feldscher bewahrt das Geheimniß, on dessen Enthüllung sein Leben hängt, bis wenige Tage vor seiner Reise aus Spanien. Da läßt er sich verleiten in einem Kreise von Freunden sein Abenteuer zu erzählen. Es geschieht dies im Freien in froher Gesellschaft. Die Freunde fragen ihn, ob er die Dame wieder erkennen würde? Er verneint es, da ein dichter Schleier ihr Gesicht verbarg, den der Geliebte stets sorglich wieder ordnete, wenn er davon hinabgeleitet war. Ein einziges Merkmal ist es, woran er sie einst wiedererkennen hoffen darf, eine braune Warze an dem einen Arme von Haaren umgeben. Kaum hat er ausgesprochen, so sieht er plötzlich zwei leuchtende Augen aus einem Gebüsche ihn anstieren. „Wie sind belauscht worden!" sagt er und wird todtgeschlich."

„Es muß also angenommen werden, daß der Lauscher überall gegenwärtig war. Die Freunde versprechen den Beängstigten nicht zu verlassen. Am andern Morgen reist er aus Spanien und bis in die Heimath wird ihm der Rächer nicht folgen, daher wollen sie die wenigen Stunden vor der Abreise mit ihm zubringen. Man setzt sich zur Flasche und will so den Morgen erwarten. Doch eine unerklärliche Müdigkeit hat sich der Freunde bemächtigt, sie schlummern sämmtlich ein und der unglückliche Feldscher liegt sich auch aufs Bett. Da werden die Vorhänge aus einander gerissen und jene leuchtenden Augen aus dem Gebüsche fixiren ihn an und aus dem die Gestalt verstellenden Mantel wird ihm ein abgeschnittener Menschenarm entgegengestreckt und er hört die Worte: „War es dieser?" In demselben Augenblick fühlt er, daß ein Dolch ihm in die Brust gestoßen wird. Die Sinne vergehen ihm, doch war die Wunde nicht tödtlich. Er verläßt Spanien und kömmt nach Frankreich zurück."

„Einst in einer Abendgesellschaft erblickt er einen bleichen, fast kahlköpfigen Mann an der Seite einer eben so bleichen Dame, die nur einen Arm hat. Man kann denken, daß er sich bestrebt in ihre Nähe zu kommen. Es gelingt ihm endlich und auf die Frage: bei welcher Gelegenheit die Dame den Arm verloren habe, erhält er die Antwort: „dans la guerre de l'indépendance!"

„Ich überging absichtlich noch ein epsodisches sehr verliebtes Kammermädchen, die am Ende vergiftet wird, und die für die Geschichte von gar keinem Interesse ist. Ich glaube nicht, daß der Grund von Spanien einen Vergleich mit Pierre Leroux aushalten kann."

„Ich kenne jedoch den jungen Dichter, von dem beide Erzählungen herrühren," sagte der Bleiche hinzu, „und din überzeugt, daß er ein schönes Talent besitze. Es keimt jetzt in der Poesie wie in der Wirklichkeit ein gewaltiges Leben in Frankreich. Wie das Alles treibt und knospt und wie die Blume streckt, die dünne Hülle zu zersprengen, und sich zur Sonne Bahn zu machen."

„So paradox für den ersten Augenblick auch die Behauptung scheinen mag," bemerkte der Patriotische, „so hat denn doch der jetzige Zeitpunkt der französischen Literatur eine starke Aehnlichkeit mit unserer frühern, da die Stolberge, Voß, Bürger, Hölty und Andere noch eine jugendliche Coalition gegen das alte Verrückenthum bildeten. Das war ein gemeinsames, des freundetes Streben, Keiner beneidete dem Andern den Lorbeer, unbekümmert ob er verdient oder unverdient war, sondern er suchte ihn noch aus eigenen Mitteln zu verherrlichen. Wie eins sam dagegen pilgerte noch der große Kessing sein kurzes unfreundliches Leben dahin bis zum unbekannten Grabe, das nicht einmal ein einfacher Stein bezeichnet."

„Doch wohl zu merken," fügte der Schnurrbärtige hinzu, „daß jene Kämpfe selbst noch viel von den Perrücken anhleben hatten; Victor Hugo, Dumas, Barbier und Barthelemy würden sich in den Portraits der Stolberge, Voß, Bürger und Hölty nicht wiedererkennen."

Digitized by Google

„Das macht, sie sind Franzosen von 1830 und jenes waren Deutsche aus dem 18. Jahrhundert. Dies ist die einzige Verschiedenheit," erwiderte der Patriotische. „Wird nicht von den sogenannten Klassischen in Frankreich Zetergeschrei über die Neuerer erhoben, wie sonst in Deutschland? Wird nicht Victor Hugo's Französisch eben so verkehrt, wie sonst das Voßische Deutsch? Hättet Ihr damals gelebt, als Voß zum Erstenmale: „Emporkömmlinge" für „parvenu" gebrauchte und daran dachte, die Sprache zu „vervollkommnen" statt zu perfectioniren; Ihr würdet wissen, welch Geschrei man erhob und den Puristen zu allen Teufeln wünschte, der solche närrische Barbarismen einführen wollte. Doch nicht sowohl hieran gedachte ich, als ich den Vergleich aufstellte, sondern wie schon gesagt, das kameradliche Beisammenleben ist es, welches mir jene Jugendzeit der deutschen Literatur vergegenwärtigt, und welches von den Philistern hier wie dort auch so sehr verspöttelt wird. Aus diesen Erzeugnissen strahlt dieses Gefühl der Freundschaft, dieses Gesammtstreben nach einem Zwecke. Erst neuerlich gab mir das Drama Térésa wiederum den Beweis. Lest nur die Paar Worte, welche Dumas seinen Freunden in Villers-Cotterets zuruft. Wie kalt und feindselig dagegen treten eines Delavigne's, eines Darlincourts Werke ins Leben; und verdienten sie selbst den Kranz, den sie von kalten Regelmenschen empfangen, ich würde ihn ihnen nicht beneiden."

„Auch fehlt es an Ueberspanntheit nicht," sprach seufzend der Bleiche. „Alles ist überreizt bei der heutigen Jugend. Gedenkt des Beispiels von Victor Escousse und August Lebras."

Eine tiefe Pause der Wehmuth folgte. Sie waren unserm Zirkel Beide nicht fremd gewesen. Das Gespräch hatte den größten Theil der Nacht gewährt und wir nahmen uns vor zusammenzubleiben, um am nächsten Morgen der Beerdigung der beiden unglücklichen Selbstmörder in der Kirche St. Laurent beizuwohnen.

„Es waren zwei Kinder, die an einem nebelichten Tage das Hervorkommen der Sonne nicht erwarten wollten," ruft ihnen ein Freund nach.

Johann Wilhelm Loebell

wurde zu Berlin am 15. Sept. 1786 geboren, Familienverhältnisse halber konnte er sich erst spät den wissenschaftlichen Studien widmen, dies geschah anfangs in Heidelberg und seit 1810 in Berlin. Da er sich für das Lehrfach bestimmt hatte, trieb er vorzugsweise Philologie, und lebte nach Beendigung seiner akademischen Studien noch eine Reihe von Jahren ohne eine öffentliche Anstellung in Breslau. Später wurde er Lehrer der Geschichte an der dortigen Kriegsschule. Im Jahre 1823 erhielt er eine dauernde Anstellung als Lehrer der Geschichte in den obern Classen der Cadettenanstalt. Im Jahre 1829 wurde er außerordentlicher Professor und zwei Jahre darauf ordentlicher Professor in Bonn, wo er gegenwärtig noch wirksam ist.

Er schrieb:

Neue Bearbeitung der Beckerschen Weltgeschichte. 11 Bde., mit der Fortsetzung von Menzel, Berl. 1836—38.
Reisebriefe. Berl. 1837.
Gregor von Tours und seine Zeit. Leipzig 1839.
Einzelne Abhandlungen und Aufsätze in wissenschaftlichen Zeitschriften u. s. w.

Scharfsinnige Kritik, reiche und ausgebreitete Gelehrsamkeit und vortreffliche Darstellung haben L. als Historiker einen sehr geachteten Namen erworben.

Joseph Lorye.

badischer geistlicher Rath, Director und Professor am Lyceum zu Rastadt, der hochverdiente Nestor der badischen Schulmänner, wurde den 21. Juni. 1767 zu Mahlberg auf der alten Burg geboren, wo sein Vater als Landschreiber der Herrschaft Mahlberg lebte. Seine Schulbildung erhielt er auf dem Gymnasium der Piaristen zu Rastadt, wohin sich sein Vater als Pensionär 1777 gewendet hatte, und widmete sich dann 1785—86 auf dem Gymnasium zu Baden und 1787—88 im Seminar zu Straßburg, das er als Diöcesan besuchen mußte, dem Studium der Theologie. Da er für die Weihen noch zu jung war, so brachte er noch ein Jahr in dem Seminar zu Bruchsal zu, wo er sich für das Lehrfach bestimmte und vorbereitete. Am Neujahrstage 1790 trat er das Amt eines Lehrers der zweiten Classe am Gymnasium zu Baden an, und fand 1797 als Vicar und 1800 als Kanonikus Aufnahme in das Collegiatstift zu Baden. Schon vorher war L. zum Professor der Poetik und Rhetorik ernannt worden und da die Anstalt, welche seit 1803 den Namen eines Lyceums angenommen hatte, im Nov. 1808 nach Rastadt verlegt wurde, so folgte er ihr dahin nach. Als der Director Maner im Jahre 1817 erkrankte, wurde er zum geistlichen Rath und zum Vicedirecter, und im folgenden Jahre nach Mayers Tode zum Director ernannt. Im Jahre 1834 ward er Mitglied der außerordentlichen Commission, die nach Karlsruhe zur Prüfung des neuen Lehrplans für die Gelehrtenschulen Badens berufen wurde, und als Anerkennung seiner langen ausgezeichneten Verdienste erhielt er am Neujahrstage 1835 aus den Händen des Großherzogs Leopold das Kreuz des zähringer Löwenordens mit dem Eichenlaube. Am 21 Juni des Jahres 1839 als dem 73. Geburtstage des Greises wurde sein funfzigjähriges Dienstjubiläum auf eine würdige Weise gefeiert.

Seine Schriften sind:

Theorie der Poetik. 2 Bde. Tüb. 1802; 2. Aufl. 1820.
Rhetorik mit einer lateinischen und deutschen Chrestomathie. 2 Bde. Manh. 1809.
Commentar über die Oden des Horaz. Rast. 1815.
Zerstreute Gedichte in Zeitschriften u. s. w.

L. hat sich als Schulmann durch seine praktische Wirksamkeit wohl verdiente allgemeine Anerkennung erworben: seine namentlich für die erstere herausgegebenen Schriften zeichnen sich durch ihre Gründlichkeit, Klarheit, und Brauchbarkeit höchst vortheilhaft aus.

Digitized by Google

Apollonius, Freiherr von Maltitz,

ward 1795 geboren, ein Sohn des frühern K. russischen Gesandten an den Höfen von Lissabon, Stuttgart und Karlsruhe, P. F. von Maltitz. Nach vollendeten Studien widmete sich A. v. M. ebenfalls der diplomatischen Laufbahn, war von 1830—36 Attaché der russischen Gesandtschaft in Brasilien, wurde dann russischer Legationsrath und Gesandtschaftssecretär in München und ist gegenwärtig russischer Staatsrath und Chargé d' Affaires am Großh. Hofe zu Weimar.

Er veröffentlichte:

Bothwell an Maria und Maria an Bothwell, zwei Heroiden. München 1837.
Dramatische Einfälle. 2 Bde. München 1837—43.
Gedichte. 2 Bde. München 1838.
Drei Fähnlein Sinngedichte. — Ein Fähnlein Sonnette. — Ein Fähnlein Fabeln. — Ein Fähnlein Humor. — Anhang. — Berlin 1844.
Zerstreute Gedichte in Journalen u. s. w.

Eben so geistreich als zart, voll tiefer Empfindung, Anmuth, Wärme und Seelenadel, ein Meister in der Beherrschung der Form, doch auch mitunter eben wegen seines Gedankenreichthums und der Feinheit seiner Ideen, die er zu verhüllen liebt, durch Gleichnisse und eigenthümliche Wendungen — nicht leicht verständlich, hat dieser fein fühlende Mann, der sich nur einen Dilettanten nennt, und nicht für einen Dichter gelten will, obwohl er würdig einen Platz unter den Edelsten einnimmt, für seine Leistungen noch nicht die Anerkennung gefunden, die er so sehr verdient.

Die Rettung.

Ballade.

Nach einer Volkssage.

„Könnt' ich mich zu deinen Hügeln schwingen,
Grauer Schwarzwald, wo in lichter Pracht
Noch der Sonne letzte Strahlen ringen
Mit dem Schattenheer der bleichen Nacht!
Könnt' ich da, wo mit des Himmels Bläue
Sich dein dunkles Riesenhaupt vermählt,
Meine Kraft verjüngen doch aufs Neue,
Von der Freiheit Gluthgefühl beseelt."

Fruchtlos klagt der Jüngling, fruchtlos wendet
Sehnend in die Ferne sich sein Blick,
Der, vom rothen Abendglanz geblendet,
In des Kerkers Grausen sank zurück;
Und die Nacht mit ihren schwarzen Flügeln
Neigte von den Bergen sich ins Thal,
Auf des Waldgebirges blauen Hügeln
Starb der Sonne letzter Scheidestrahl.

Und er sinkt in schweigendes Ermatten,
Aber horch, es rauschet ferner Klang;
Durch der Kerkerhallen öde Schatten
Wandelte ein leiser Geistergang,
Einer Gottheit Nähe sich verkündet,
Ha, der letzte Riegel klirrt empor!
Und ein milder Rosenschimmer windet
An den schwarzen Mauern sich hervor.

Flieh! so liispelt es mit sanftem Munde
Aus der ungewohnten Flammen Schein!
Flieh! es harret die ernste Todesstunde
In der Qualen grausigem Verein!
Folge mir zur sichern Rettungsstelle
Eh' der Sonne lichte Schimmer nahn!
Sieh, des Mondes klare Silberhelle
Leitet dich auf deiner dunkeln Bahn.

Und gelöst die Eisenketten fallen,
Der Befreite seiner Gruft entwallt,
Durch die schwarzen, schauerlichen Hallen
Fol get er der leitenden Gestalt.
Duster flammend leuchteten die Sterne
Durch der Nachtgewölke öden Graus,
Unermeßlich dreitet sich die Ferne
Wie die dunkle Zukunft vor ihm aus.

Eile, wo die fernen Hügel schimmern,
Wo im Silber wallt die goldne Saat,
Zu des Waldes steilen Felsentrümmern
Folge deiner Rettung sichrem Pfad!
Gottes Engel breite seine Schwingen
Ueber dich, und neige dir sein Ohr;
Eh' die letzten Worte noch verklingen,
Schwand der Schatten in der Nebel Flor.

Und im weiten Kreis der Welt verlassen
Fühlt der Jüngling schaudernd sich allein;
In der Ferne sieht er noch erblassen
Sterbend jener Lampe matten Schein;
Sehnend schaut er nach dem theuern Lichte,
Bis sein Strahl wie seine Hoffnung schwand,
Bis ihn in des Waldes öder Dichte
Bleiche Mondenbämmerung umwand.

Nur der Tannen dunkle Riesenbilder
Ruhten auf dem Silbergrau der Flur,
Fern durchrauschte heulend nur ein wilder
Eulenruf die schlummernde Natur.
Wo die steilen Felsengipfel winken,
Schwingt sich kühn der Eilende empor,
Und der Veste graue Zinnen sinken
In der Nebelferne schwarzen Flor.

Aber fruchtlos fliegen seine Schritte,
Und die Sonne stieg und sank herab,
Ewig in der Schatten dunkler Mitte
Ihn die Irre trügerisch umgab.
Plötzlich sieht er sich den Wald erhellen,
Glaubt sich freudig schon dem Ziele nah;
Doch es ruht in ihren Felsenwällen
Schrecklicher die Kerkerveste da.

Und mit nächtlich schattendem Gefieder
Senkte sich ein heulender Orkan
Auf des Waldes weite Fläche nieder
Von des Himmels wolkenvoller Bahn.
Aber kühner trotzend seinem Grimme
Dringt er an dem Klippenrand empor;
Horch, da tönte eine theure Stimme
Fernverhallend, klagend an sein Ohr.

Und er stürzt sich in der Felsenschlünden
Schauerliche Dunkelheit hinab,
Dringet durch der Berge Dorngewinde
Blutend durch der Todesnächte Grab;
Stürmend naht er, wie im Reich der Blitze,
Wie von eines Gottes Macht geführt,
Einem Felsen, dessen jähe Spitze
Ueber steilen Schlünden triumphirt.

Ha! was zeigt sich blendend seinen Blicken?
In des Himmels flammenhellem Licht
Schaut er jetzt mit bebendem Entzücken
Seiner Rettung theures Traumgesicht;
Flehend, wie zur Gottheit der Erhörung,
Er aufs Neu der Stimme Klang erkennt,
Die des Sturmes lodender Empörung
Den Geretteten, Entflohnen nennt.

Brausend tönt der Wald, in Gluth verschlungen
Steigt der Blitze Flammenschaar herab;
Horch, schon ist mein Sterbelied erklungen,
Lebend nimmt mich auf das dunkle Grab.
Und der Abgrund gähnt zu meinen Füßen,
Ewiger! doch preis' ich deine Huld;
Denn für seine Rettung muß ich büßen,
Und im Tode sing' ich meine Schuld.

Digitized by Google

Sieh, er naht, zu theilen dein Verderben,
Kußt er aus mit wonnigem Gefühl:
Nichts vermag ich, als mit dir zu sterben,
Doch errungen ist mein höchstes Ziel.
Dunkle Welt mit deinen kurzen Freuden,
Deinen langen Schmerzen, lebe wohl!
Nur im Augenblick von dir zu scheiden,
Deine Wonne mich beglücken soll.

Deinen Segen, großer Vater! sende,
Führ' uns hin zu deiner Kinder Zahl!
Sieh, da kreuzte über ihre Hände
Segnend sich des Blitzes Doppelstrahl.
Und so sanken sie zum höchsten Glücke
Durch die Huld des Ewigen erwählt;
Sterbend ausgesöhnt mit dem Geschicke,
In des Himmels Todesstrahl vermählt.

Der Kirchhof.

Erste Stimme.

Kalt ist's im Grabe und schaurig und düster,
Nachtwinde heulen, es zittert der Särge
Rasselndes, bleiches Gebein.

Zweite.

Still ist's im Grabe und ruhig und friedlich,
Zephyr umhauchet der Schlummernden Hügel;
Blumen entsprossen der Gruft.

Erste.

Gräßlich umhüllet Verwesung die Todten,
Und zu dem Streite der Kröten und Molche
Zischet der Schlangen Getön.

Zweite.

Sanft ist und friedlich der Schlummer der Todten,
Ferne von Stürmen, es tönet am Grabe
Zärtlicher Vögel Gesang.

Erste.

Nächtliche Raben umflattern die Stätte,
Hungernde Vögel, das blutige Raubthier
Brüllend den Boden durchwühlt.

Zweite.

Friedlich ruht hier am grünenden Hügel
Mit der Gefährtin das kleine Kaninchen,
Schlummernd die Taube im Strauch.

Erste.

Feuchter Nachthauch, vermischet mit Nebel,
Dumpfig durchwallet die drückenden Lüfte,
Blätterlos trauert der Baum.

Zweite.

Wehend im Hauche der glänzenden Lüfte
Duften dort lieblich bei blauen Violen
Lilien, bleicher Jasmin.

Erste.

Schauer empfindet im Haine des Todes
Bebend der Wandrer, und Schrecken im Herzen
Eilt er am Kirchhof vorbei.

Zweite.

Dort in der Wohnung des heiligen Friedens
Leget der Müde den Pilgerstab nieder,
Schlummernd in ewiger Ruh.

Trost des Zweiflers.

Fruchtlos strebend hebt sich unser Sehnen
Ueber unsers Daseins Zeit und Raum,
Hoffnung täuscht mit ihren Zaubertönen,
Glück und Ehre sind ein Farbenschaum.

Was wir wissen, ist ein stolzes Wähnen,
Was wir hoffen, ist ein kühner Traum;
Unser Eigenthum sind nur die Thränen,
Und gewiß sind wir uns selber kaum.

Darum wendet auf die ernste Stunde,
Die sich naht in der Gewißheit Bunde,
Sterbliche, den freudetrunknen Blick.

Ihr allein ward Sicherheit gegeben,
Denn in ihr erblüht uns neues Leben
Oder der Vernichtung stilles Glück.

Die Trennung.

Es kam der Trennung bittre Stunde,
Leb wohl, mein Freund! zum Letztenmal
Drück' ich dich an dies Herz voll Qual,
O weine nicht, sprach ich mit bleichem Munde,
Indem schon meine eignen Thränen flossen,
Doch so hat das Geschick es über uns beschlossen.
Leb wohl, es weh' mit Zephyrs Schwingen
Der Friedensengel die voran.
Schon zeigt sich mir die ganze Bahn,
Wo Ruhm und Ehre bald mit Kränzen dich umschlingen;
Doch nichts verändert dein Gemüth, vollenden
Wirst du, wie du begannst, und stets du selber sein,
Das weiß ich, Freund, es wird dich nie verblenden
Der Truggebilde falscher Heuchelschein.
Treu folgst du stets der Pflicht und des Gewissens Stimme;
Wenn List und Haß, wenn Stolz und Niedrigkeit
Um eitle Ehre sich im feigen Grimme
Bekämpfen, denkst du seufzend an die Zeit,
Wo uns beschützt des Friedens sichre Stille,
Wo uns das Leben schien nicht eine schwere Last,
Doch ein Geschenk der Lust, wo uns in ihrer Hülle
Von Sorg' und Kummer frei die Einsamkeit umfaßt,
Wo wir umweht von linder Morgenkühle
Entgegenwandelten Aurorens Pracht,
Wo uns in Stunden heißer Mittagsschwüle
Umschattete der Grotte stille Nacht;
Wo oft die Nachtigall in heitrer Abendschöne
In unsre Herzen goß die Zauber ihrer Töne.
Ach! oft bedeckte sich des Himmels Bläue,
Doch in des heitern Muthes Kraft gehüllt
Belauschten wir den Sturm, des Augenblickes Weihe
Hielt unser Auge wach, der Blitz flammendild
Durchbrach mit Donnerton der Wolken schwarze Nächte,
Mir lächelten, wie bei des Vaters Rahn.
Es segnete uns seiner Allmacht Rechte,
Und unser Hymnus klang entzückt zu ihm hinan;
Es schwang sich unser Geist auf reiner Andacht Schwingen
Empor, du denkest jener schönen Zeit,
Aus deinen Augen heiße Thränen dringen,
O Theurer! den die Freundschaft mir geweiht,
Zum ew'gen Bund wird sie nicht wiederkehren,
Die schöne Zeit — es seufzt die bange Brust.
Der Frühling wird die Welt im bunten Schmuck verklären,
Der Lerche Morgenlied erfüllt den Hain mit Lust.
Ach! dich find' ich nicht mehr, der Blumen Keime sprossen,
Der Freuden Blüthe bleibt dies Herz verschlossen.
Leb wohl! dein Schutzgeist führe dich die Bahn
Des Glücks; wer still und mild sich selbst genügen kann,
Den lächeln Lieb und Glück auf allen Wegen an.

Leb wohl! dein Freund wird deiner würdig sterben,
Der Wahrheit treu und seiner Seelenruh;
Nie sucht er eitle Ehre zu erwerben,
Nie schmeichelnd wendet er sich feilen Sklaven zu.
Nur vor dem Schöpfer beugt er seine Kniee nieder,
Verdienste nur hält er der Achtung werth,
Und fürchtet nur sich selbst, liebt Gott und seine Brüder,
Und dich, dem ewig treu sein ganzes Herz gehört.

Digitized by Google

Christian Joseph Matzerath

1815 zu Linnich bei Jülich geboren, lebt zu Köln als juristischer Beamter.

Er schrieb:

Gedichte. Stuttg. 1838. Rheinisches Jahrbuch 1840 und 41. Meditationen eines rheinischen Katholiken über die kölner Frage. Köln 1838.
Zerstreute Gedichte in Zeitschriften u. s. w.

Reiche Phantasie, glühende Empfindung, Kraft und Anmuth in der Darstellung und seltene Herrschaft über Sprache und Form, bei Tiefe und Fülle der Gedanken, weisen M. einen hohen Rang unter den jüngern deutschen Lyrikern an.

Lieder.

Fühlst du, o Herz, wie hoch und heiter
Sich jeder deiner Pulse hebt
Und wie der Fuß aufs Neu' beflügelt
Zu frischen Lebensgängen strebt?
Ihr Fernen, duftig weit gegossen,
Ihr fesselt nicht der Sehnsucht Blick,
In diesem Thal liegt all mein Leben,
In diesem Thal mein holdes Glück.

Hoch im Gebirg — die Wasser hatten
Verschwemmet den gewohnten Steg, —
Ich bot die Hand dir, und du schlugest
Dein schönes Auge nicht hinweg!
Ein Blick aus blauer Seelentiefe
Voll unergründlich süßer Macht,
Ein eing'ger Blick! und sieh', zum Leben
Bin ich exquisit emporgewacht.

Und wieder fühl' ich still mich wachsen
In jungen Schmerzen, junger Lust;
Es rieselt wie ein Liebersegen
Durch meine offne Dichterbrust.
Wie reich die Welt! am Berge unten
Wie schön des Flusses goldner Lauf!
Und doppelt lieblich kommt die Sonne
Nach Wetterschauern dort herauf!

Wie sieht versöhnt den heißen Streit
Der Welt dein Auge an,
Allüberall in gold'nem Schein
Den Himmel aufgethan!
Du bautest dir auf sichrer Höh',
Mein Lieb, ein heit'res Haus,
Und still und oben fließt um dich
Die Lebensströmung aus.

Vor deinem lieben, lichten Blick
Wie steht beschämt der Thor,
Der, ach! im Lebensdrang so oft
Den Frieden ganz verlor;
Den es von Kampf zu Kämpfen trieb,
Der seinen Sieg verflucht,
Wenn er das Eitle nun besaß,
Was erst er heiß gesucht!

Du aber lehrst der Blume gleich
Zu Einem ew'gen Licht
Aus allen Erdengründen stets
Dein holdes Angesicht.
Dem Gott im Herzen folgtest du
Getreu von Anbeginn,
Und deines Friedens fließt ein Strahl
In meine Seele hin.

Dein holdes Köpfchen schlummert sanft
An meiner Brust, geliebtes Leben,
Die dunkeln Locken seh' ich leis'
Von Freundes Herzschlag widerbeben.
Es athmet ganz dein Angesicht
Ein tiefes, himmlisches Vergnügen,
Als ob ein Engel unsichtbar
Vorüber schwebe deinen Zügen.

In diesem Schlafe ahnst du wohl,
Wie mich von ferne lockt das Leben,
Vor allem Volke blitzend kühn
Ein stolzes Banner zu erheben,
Und wie dies stille Herz ein Meer
Von hohen, zornigen Gedanken,
Die gleich des Sees Wogen dort
Im Sturme auf und nieder schwanken!

Du schläfst und träumst . . . so am Vesuv
Sah einst ich eine Rose stehen:
Der Zorn des Berges bebte aus
In ihrer Blätter stillem Wehen.
Es wälzte schauerlich der Gott
In seinem Busen dunkle Wogen,
In seiner Brust die Blume sah
Still träumend auf zum Himmelsbogen.

Verstören soll kein fremder Laut
Die Geister, die sich sanft umweben,
Nur leise mag die Locke hier
Von Freundes Herzschlag widerbeben.
O, solch ein Schlaf! zu Füßen dir
Will allzeit ich ein Hüter stehen,
Wenn über deine lichte Stirn
Der Träume Himmelsschatten wehen!

Das Grab des Dichters.

Stille im hohen Gemach. Vorhänge gesunken. Die Sonne
Siehet gebrochen herein! dämpfe den Athem der Brust,
Dämpfe den hallenden Schritt! in hohe Gesichte versunken
Ruhet ein Genius dort über dem schwellenden Pfühl.
Um das geschriebene Haar ein Lorbeer, über der Harfe
Hängt nachlässig die Hand, über dem Auge das Lied.
Anmuth haucht der melodische Mund, es umwallet die lichten
Schläfe Gedankengewölk, irgend ein ewiges Lied
Blühet verspätet darauf! Noch leuchten am Himmel des Abends
Schichten in Gold, wann längst ruhet die Sonne im Meer.
Sagt, ist dieses nun Traum, ist's Tod? zwischen Leben und Marmor
Blühet der heilige Schnee der verklärten Gestalt.
Doch du verstummtest, so lebst du nicht mehr; das war ja dein Leben,
Daß sich in hellen Gesang heiter die Seele ergoß.
Herrlicher Schwan, du entflohst! Entgegen dem rosigen Frühroth
Breitest die Schwinge du nun, höher und höher hinan
Jauchzet in reineren Lüften die Brust, bis endlich der Himmel
Ganz sich, ein Purpurse, über den Fittigen schließt.
Siehe, wir preisen dein herrliches Loos: die ewigsten Menschen
Streifen in göttlichem Glanz eilig die Erde vorbei.
Und sie erglüht dankbar: kranzflechtend hütet der Völker
Sage, begeisterten Blicks, eines Unsterblichen Gruft.
Theuere Seele, leb' wohl, und was dir auch immer begegne,
Sei, wie du immer warst, heiter und würdig und groß!
Aber da naht Leidträger ein Zug; vierrossig geschirret,
Blähend die Flöre im Wind, rollet der Wagen heran,
Deine Gebeine zu tragen bestimmt; hochmüthige Priester
Schauen verdüstert darein, wie ein ägyptischer Zug.
Plötzlich ein heiserer Schrei — aus hundert gemietheten Kehlen
Himmelan dringt wie Spott jetzt der geheuchelte Schmerz.
Wahrlich es ist ein Triumpf! pausbackig in die Posaune
Stößt Wehklage und stolz prunket das Leben mit Tod!
Ehret ihr also des Genius Schlaf, die verstummende Lippe,
Diese melodische Brust, die euch Gesänge gehaucht
Süßesten Wohllauts voll? Hinweg ihr rohen Barbaren!
Also rief ich, mit dir endlich der Letzte am Grab.
Aber es thaute die Nacht und über den Pappeln des Friedhofs
Schaute der Mond hell auf, wallend in Silbergewölk;
Dieser verschwende Gott, es tröpfelte leis' im Gebüsche
Und den ergrimmteren Schmerz löste die Thräne gelind.
Theuere Seele, leb' wohl! leb' wohl, und deiner gedenk nun
Will ich mir selbst voraus ordnen das letzte Geschäft.

Digitized by Google

Fort mit jenem Geschlecht! du Freund, weg sende die Klagfrau,
Trauerrosse, den Zug; wie er das dunkle Gewand
Trägt des erlogenen Wehs, so ging ich die Tage des Lebens
Heiter bewegt und so werde mein letztes Geleit.
Drüben im lachenden Süd, wo der wogige Sturz Taverones
Golden am Abhang stiebt, wählt' ich die Stätte zum Schlaf
Mitten im grünenden Leben mir aus; die Asche des Freundes,
Treuer Genoß, gieb einst diesem geweihten Gebiet!
Herrliche Schatten behüten dies Land, dort rauchte im Thale
Flaccus freundlicher Herd! Hörst du im Myrthengebüsch
Klagen die Taube? — die Scele Tibulls! Gestalten der Vorzeit
Wallen, ein herrlicher Zug, mahnend die Seele vorbei.
Und ich beschwor sie gestaltend; ich stand ein Fürst des Gesanges
Oben im blauen Gebirg, Oceans schwellender Hauch
Lüftete Locke und Brust, so goß ich die glühenden Lieder
Nieder ins Land und wach wurde der Vogel im Thal.
Frühlingsflocken ins Haar, bekränzt mit die Schläfe mit Rosen,
In des Entschlafenen Arm leget die Cyther hinein,
Daß er sie finde, die Waise! am Herzen ruhe die Rolle
Meiner Gesänge, geschürzt mit der Geliebtesten Haar,
Wenige Erde darauf, hochwipflich wehe der Lorbeer
Einsam über dem Grab, breche der heiterste Tag
Sonnig die Krone hindurch! Dann nahe, du schöner Genosse,
Den mir als rettenden Freund ernste Gefahren erprobt,
Singe den Manen ein feierndes Lied, die Schale mit Goldsluth
Opf're sodann, bei der früh wir in Jugendlichkeit
Hohe Gelübde getauscht, — gemischet mit dem Blute der Sonne
Drücket die Erde vielleicht wenig ein Dichtergehirn —
Daß ich melodisch erregt, von lichten Gestalten umflossen
Unter der Blume, dem Lied, einen unsterblichen Traum
Möge gestalten in mir. Das freuet die Frühgeschied'nen,
Wann sich das Leben auf sie pressenden Mundes besinnt.
Also thue, mein Freund, und haß du der Liebe Gedächtniß
Ueber dem Grabe geehrt, wende den säumigen Fuß
Fröhlich ins Leben zurück, es streife die letzten der Thränen
Dir von der Wimper ein Hauch blumiger Lüfte hinweg.
Was auch an Opfern die Stunde begehrt, doch weißt du ja: siegreich
Fluthe der ewige Gott durch die'unsterbliche Welt!

Der König der Siebenberge.

Ein alter König am Rheine, sein Name ist nicht bekannt,
Er hieß der gute König, wohin er ging ins Land.

Sieben Berge und Burgen hatt' er, sieben Knaben und Mägdelein,
Die konnten unter der Sonne nicht holder zu sehen sein.

Oft stieg er mit prächtigen Rittern, ein schlichter Mann, ins Land,
Zur ersten besten Hütte, jedem Kind war er bekannt.

Und als sein letztes Stündchen der Alte fühlte nahn,
Seine sieben Grafen ihn trugen den höchsten Berg hinan.

Da konnt' er es all umschauen, das sonnige, prächtige Land,
Durch das in ruhigen Wogen der stolze Strom sich wand.

Da sah er die Berge ragen und leuchten in Herrlichkeit,
Die Thale dampfen und grünen, von Blüthen überschneit.

Da sah er Burgen und Dome mit den Zinnen so wunderhehr
Zu Fluthen niederleuchten, wie Felsen hinaus ins Meer.

Er saß auf seinem Sessel im leuchtenden Abendroth,
Ihm wuchs die heldige Seele hoch über irdische Noth.

Er rief: der Ströme schönster, grüngolden wallende Fluth,
Wie ist Alles an Ufern so licht und schön und gut!

O, daß ich dich muß lassen, das ist mein einzig Weh,
Bevor zu den hohen Vätern in Gottes Schooß ich geh.

Ihr lieben freundlichen Herzen, du tiefer, geliebter Rhein,
Lebt wohl! mag Gottes Auge alltage bei euch sein.

Er segnete Land und Leute im leuchtenden Abendroth,
Ihm ward es zu voll ums Herze, sein Auge brach in Tod.

Es ist eine schöne Sage, sein Name ist nicht bekannt,
Sein Segen ist geblieben, der Gute war er genannt.

Karl Friedrich Hartmann Mayer

ward zu Neckar-Bischofsheim im Kraichgau den 22. März 1786 geboren. Er ist als würtembergischer Oberjustizrath und Oberamtsrichter zu Waiblingen angestellt, und war früher Mitglied der zweiten Kammer und mit seinen Freunden Uhland, Pfizer und A. auf Seiten der Opposition.

Er gab heraus:

Lieder. Stuttg. 1833. Zweite sehr vermehrte Ausg. Stuttg. 1840.
Gedichte. 1840.
Viele Gedichte in Zeitschriften u. s. w.

Die Vorwürfe, welche von neuern Kritikern der schwäbischen Dichterschule wegen ihres engen Gesichtskreises gemacht worden sind, trafen besonders, obwohl mit großem Unrecht, M. wegen seiner Poesien, denn es muß Jedem frei stehen, vorzugsweise die Gattung auszubilden, für die er vor Allem Beruf in sich fühlt. Mögen Andere, denen es nicht genügt, sich auf das Stillleben der Natur zu beschränken, je nach Lust und Talent sich in weiten Räumen ergehen; wer in kleinem Kreise Bedeutendes leistet, wird Tausende finden, die er dadurch erfreut, und sein Verdienst bleibt ein höchst achtungswerthes. — Mit den feinsten Sinnen belauscht und beobachtet dieser Dichter die Natur in ihren holdesten Erscheinungen und weiß diese in den anmuthigsten, zartesten und farbenreichsten Bildern mit epigrammatischer Kürze, aber auch zugleich mit dem reinsten Gefühle widerzuspiegeln, so daß es unverdorbenen Gemüthern die größte Freude gewährt, ihm durch Busch und Feld, über Berg und Thal zu folgen, mit ihm auf die wunderbaren Stimmen zu horchen und sich dann erquickt und erfrischt wieder dem geräuschvollen Menschenleben zuzuwenden.

Die Kirchgängerin.

Das Mädchen zöpft sich; mit der Scheere
Tritt sie zum Garten, wählt ein Weilchen,
Eh' sie zurück zur Kammer kehre
Mit dem braunrothesten Gelbveilchen.

Sie steckt es an; lang durch die Scheiben
Sah ich ihr sittsames Sichschmücken;
Nun nach der Reinheit Morgentreiben
Wird auch das Kirchgebet ihr glücken.

Weiden.

Weiden laßt mich; Weiden heißt,
Still mit ausgespanntem Geist
Sich dem freien Lüfteleben
Und der Blumenwelt ergeben.

Digitized by Google

Wenn ein Wild wir weiden sehn,
Bleiben wir belauschend stehn.
Wär' ein Dichter auch entkleidet,
Der an der Natur sich weidet?

An die Luft.

Wie sind' ich dich so hold bedacht,
O blaue Lenzluft, abzuschütteln
Durch sanftes Laub- und Aesterütteln
Die Tropfen einer Regennacht!
O rüttle, goldne Luft, nicht nur
An diesen Thränen der Natur!

Das gewaschene Land.

Dem frischgewaschnen Kind
Küss' ich die röthern Wangen.
Weil regenfeucht noch sind
Die Au'n und grüner prangen,
So soll ein Lied geschwind
Als Kuß an ihnen hangen.

Das Schneckenhaus.

Was stößt dein Fuß hier vor sich hin?
Was schätzet so gering dein Sinn? —
Ein leeres Schneckenhaus im Gras!
Und doch — ein Lusthaus war auch das,
Als es noch wandelt' in der Au,
Umblüht von aller Blumen Thau. —
Verachte nie des Schöpfers Stempel,
Auch nicht am kleinen Schneckentempel!

Die Ameise.

Wohin so schnell, Ameise,
Geht dir Geschäft und Reise?
Ziehn Thierchen selbst in Staatsgeschäften?
O dann geschwinde, laß mich heften
Den Blick von dir hinweg ans Kraut,
Das nie an einem Staat gebaut!

Das Bücken.

Ich liebe aufrecht meinen Gang;
Das Schweigen hat mich nie beglückt;
Wo ich mich oft und gern gebückt,
Das ist im Waldesüberhang.

Die Schlingpflanze.

Die Schlingpflanz' entert hier den Flieder.
Hält sie in seinem Wuchs ihn nieder?
Zieht sie sein Wuchs mit sich hinauf?
Wer kennt der Liebe Schicksalslauf?

Der Schmerz.

Der Buchen Grün, die Sonnenluft,
Tief Himmelblau, der Wälder Duft,
Der Biene Lied, des Vogels Ruf
Sind herrlich noch, wie Gott sie schuf.
Doch ach! erbachte Gottes Herz
Auch allen Creaturenschmerz?
Und steht sein selig Wesen fest,
Wenn er sein Werk dem Schmerze läßt? —
Er läßt ihn zu; ich staune hier;
Doch heil'ge Fernen tönen mir:
Der Zwiespalt wachse weltengroß,
Gott führt ihn in der Eintracht Schooß.

An die Wolken.

O süße Wolkenbilderwelt,
Vom Licht geküßt, in Luft gesellt,
Ein Duftgebäu, wie Menschenglück!
Was läßt der Wind von dir zurück?

An den Ostwind.

Du wehst mich, frischer Ostwind, an,
Wie aus der Menschheit schönem Morgen,
Wo ihr die holde Zeit verrann
Noch ohne Tadel, ohne Sorgen.

O wehe nicht so rasch vorbei
Das Nachgefühl der schönen Tage!
Schon macht mein willig Herz sich frei
Von dem Gedächtniß jeder Plage.

Und eine süße Unschuldözeit
Hat in der Brust mir schon begonnen,
Als wäre noch die Freudigkeit
Des Lebensmorgens unzerronnen;

Als lieg' im Schlummer noch das Ich,
Als sein Natur und Mensch ein Ganzes,
Das in dem frischen Wehen sich
Erfreue eines Schöpfungsglanzes;

Als sei vom freien eignen Muth
Dein Odem nicht zu unterscheiden,
Als athme rein und immer gut
Der Hauch der Gottheit in uns beiden.

Im Eichwald.

Knarre nur und sause,
Wind, im Eichenforst!
Wenn in dem Gebrause
Noch kein Eichbaum borst,
Bricht im Zug' und Herzen
Doch vielleicht das Leid
Thränenlosen Schmerzen,
Langer Haft befreit.

Der Fluch.

Lauten Fluch läßt du erschallen,
Hirtenknab', ob deinem Vieh.
Wildheit kann mir sehr gefallen,
Tannen und Gesaus durch sie,
Tosbach, Habichts- Luftgeschrei,
Doch kein Menschenfluch dabei.

Mittagsschatten.

Die Sonne strahlt von oben her;
Die Fichten werfen schon nicht mehr
Den Schatten neben sich ins Moos.
O sieh, wie jeder dieser Bäume
Am Rande sich mit Schimmer säume
Und Schatten heg' im Innern blos.

Sie stehn, des Bergwalds schwarze Kerzen,
Nur oben licht, in Mittagsgluth,
Die ihnen mitspielt, wie den Herzen
Der Sterblichen die Sorgenbrut,
Vergönnend heitern Schein und Saum,
Doch schattend durch des Innern Raum.

Stilles Glück.

In dem Glück des Pflanzenlebens
Grünt hier Schaft an Schaft.
Holdes Bild des Höherstrebens
Ohne Leidenschaft!

Digitized by Google

Uebergang.

Steine ſind im Fluß gelegt,
Die als Steg mir dienen;
Ob und wie mich jeder trägt,
Prüfen meine Mienen.

So den Lebensübergang
Find' ich mir bereitet;
Doch der Schritt macht oft mir bang,
Ob er nicht entgleitet.

Erinnerung und Vergeſſenheit.

Erinnerung, Vergeſſenheit,
Den Streit in mir, vertragt ihn billig.
Wo zu vergeſſen mir gebeiht,
Da ſei nicht die Erinnerung willig,

Und wo ich mich erinnern will
Bis an das Ende meines Lebens,
Vergeſſenheit, da halte ſtill
Und laß mich wollen nicht vergebens!

Sonntagsſtimmung.

O wie klinget öſtlich, weſtlich
Durch die Thäler, überall,
So beſänftigend und feſtlich
Heil'ger Kirchenglockenſchall!

Eine große Feierſtunde
Geht im weiten Landkreis um.
Heilung jeder Erdenwunde
Kündiget das Chriſtenthum.

Und wie ſtaunend manch Jahrhundert
Sich um ſein Panier geſellt,
So ergriffen und verwundert
Folgt mein Herz ihm durch die Welt.

Läuten ſehend.

Der Durchblick dort durchs Glockenhaus
Am finſtern Kirchthurm führt hinaus
Ins Abendroth, wie es umringt
Die ſchwarze Glocke, die ſich ſchwingt;
So neben ihres Klanges Beben
Lauſch' ich hinaus ins ew'ge Leben.

Landesfremdheit.

Mein letztes Ziel iſt mir geſteckt,
Wenn fremdes Brot mir nicht mehr ſchmeckt,
Und wenn der Ton landfremder Glocken
Mich nicht mehr füllet mit Frohlocken.

Schadloshaltung.

Die Ausſicht auf des Berges Zinnen
Mag mir in Regenflor zerrinnen!
Iſt doch bei mir des Berges Geiſt,
Den dieſe Balſamluft beweiſt!

Die Stadt im Waldgebirge.

Waldſchooßkind, Stadt und Schloß,
Wie dir die Zeit verfloß,
Tief in Waldbämmerung!
Wohl ewig bleibſt du jung;
Es halten Wald und Quell
Dein Weſen jugendhell.

Meine Gegend.

Preiſt eure Gegend meinethalb!
Ich ſehe, wenn ich ſteige, bald
Den Schwarzwald und die Schwabenalp,
Im Fernduft Frankens Odenwald.
Ich denk' herum auf ihren Höhn
Und fühle deutſch und wohne ſchön!

Der Ruhende.

Wie ſchläft der Handwerkspurſch hier gut
Auf des Tornifters Laſt!
Ertragne Bürde wohl ihm thut
Und hat ihn ſanft zu Gaſt.

Auf der letzten Anhöhe.

Der mir hier vorüberfährt,
Legt den Hemmſchuh an das Rad,
Daß nicht Wagen ihm und Pferd
Allzuſehr in Schuß gerath'.

Einen Hemmſchuh für das Herz,
Sag', wo ſuch' ich ihn hervor?
Ach! es ſtürzt bergunterwärts
Nach dem Wiederſehensthor!

Bitte an den Himmel.

Wie ſcheint heut mein Gebirge doch
Im Nebeduft ſo fremd und hoch!
Die Wälder dämmern weißlich grau;
Vielfach gegliedert zeigt der Bau
Der Berge ſich durch Silberſtreifen,
Die durch die Schluchten trennend ſchweifen.

O nur nicht immer nackte Luft,
O Himmel, dichteriſchen Duft
Leg' mir ums Tagesleben her!
Dann, dann verlang' ich bald nicht mehr.
Nach frühern bunten Wanderſchaften
Will ich in Banden froh dann haften.

Im Morgennebel.

Sei jener Bauer ein Geſelle
Auch noch ſo roh, die Goldeshelle
Des Morgenfrohlts aus Nebelwogen
Hat ihn ſo ſüß mit Schein umzogen,
Daß wir es uns geſtehen müſſen:
Er ſteht im Felde dort, zum Küſſen!

Digitized by Google

Eduard Mörike

ward am 8. Sept. 1804 zu Ludwigsburg geboren. In seinem vierzehnten Jahre kam er in das Seminar zu Urach, wo er sich auf das Studium der protestantischen Theologie vorbereiten sollte. Im J. 1822 wurde er in das höhere Seminar zu Tübingen aufgenommen, beschäftigte sich hier viel mit dem Studium Goethes und der griechischen Dichter, und lebte zurückgezogen im Umgange weniger Freunde, unter denen Wilhelm Waiblinger und Ludwig Bauer waren. Nachdem er mehrere Jahre als Pfarrgehülfe in verschiedenen Gegenden Würtembergs gelebt hatte, erhielt er 1834 die Pfarrei zu Klever-Sulzbach, einem Dorfe in der Nähe von Weinsberg in Würtemberg.

Er gab heraus:

Maler Nolten. Novelle. Stuttg. 1832.
Jahrbuch schwäbischer Dichter u. s. w. Mit W. Zimmermann. Stuttg. 1836. u. a.
Gedichte. Stuttg. 1838.
Iris, eine Sammlung erzählender und dramat. Dichtungen. Stuttg. 1839.
Classische Blumenlese. Eine Auswahl von Hymnen, Oden, Liedern, Elegien, Idyllen, Gnomen und Epigrammen der Griechen und Römer; nach den besten Verdeutschungen, theilweise neu bearbeitet, mit Erklärungen für alle gebildete Leser. 1 Bdchen. Stuttg. 1840.

Eins der jüngern Mitglieder der schwäbischen Dichterschule hat sich Mörike wohl an den großen Meistern seiner Heimath herauf gebildet, ist aber seinen eigenen Weg gegangen und neigte sich bei reicher Phantasie, frischer Naturanschauung und tiefem Gefühl mehr einer besondern humoristischen Lebensauffassung zu, die sich mit den Jahren noch entschiedener auszubilden scheint.

Die Herbstfeier.

Auf! im traubenschwersten Thale
Stellt ein Fest des Bachus an!
Becher her und Opferschale!
Und des Gottes Bild voran!
Flöte mit Gesang verkünde
Gleich des Tages letzten Rest,
Mit dem Abendstern entzünde
Sich auch unser Freudenfest!

Braune Männer, schöne Frauen
Soll man hier versammelt sehn,
Greise auch, die ehrengrauen,
Dürfen nicht von ferne stehn;
Knaben, so die Krüge füllen,
Und, daß er vollkommen sei,
Treten zögernd auch die stillen
Mädchen unserm Kranze bei.

Noch ist vor der nahen Feier
Süß beklommen manche Brust,
Aber weiter bald und freier
Uebergießt sie sich der Lust.
Thaut auch nicht wie Frühlingsregen
Lieblicher Gedankenschwarm!
Erdenleben, laß dich hegen,
Uns ist wohl in deinem Arm!

Wahrlich und schon mit Entzücken
Ist der Gott in vollem Lauf,
Schließt vor den erwärmten Blicken
Seine gold'nen Himmel auf.
Amor auch hat nichts bawider,
Wenn sich Wang' an Wange neigt,
Und der Mund, im Takt der Lieder,
Sich dem Mund entgegen beugt.

Mädchen! schlingt die wildsten Tänze!
Reißt nur euern Kranz entzwei!
Ohne Furcht, denn solche Kränze,
Flicht man immer wieder neu;
Doch den andern, den ich meine,
Nehmt, ihr Zärtlichen, in Acht!
Und zumal im Mondenscheine,
Und zumal in solcher Nacht.

Laß mir doch den Alten machen,
Der sich dort zum Korbe bückt,
Und den Krug mit hellem Lachen
Kindisch an die Wange drückt!
Wie sein kleiner Sohn geschäftig
Sorge um den Zecher trägt
Und ihm mit der Fackel kräftig
Den gekrümmten Rücken schlägt!

Aber schaut nach dem Gebüsche,
Wo gebrung'ner Epheu webt,
Wie sich dort das träumerische
Marmorbild des Gottes hebt!
Lasset uns ihm näher treten,
Schließt mit Jauchzen einen Kreis!
Flehet zu ihm in Gebeten,
Doch geheimnißvoll und leis'.

Wie er lächelnd abwärts blicket!
Er besinnet sich nur kaum.
Herrlicher! dein Auge nicket,
Doch dies Alles ist kein Traum:
Luna sucht mit frommer Leuchte
Dich, o schöner Jüngling, hier,
Schöpfet zärtlich ihre feuchte
Klarheit auf die Stirne dir.

Wie der Menschen, so der Götter
Liebster Liebling heißet du!
Selber Zeus rief seinem Retter
Herrliches Willkommen zu;
Dumpf ist des Olympus Dröhnen,
Aber wie melodisch Gold
Muß sein starres Erz ertönen,
Wenn sein Thyrsus auf ihm rollt.

Und eh' Mars im Kriegerschwarme
Sich zur Eb'ne niederläßt,
Schließet er in seine Arme
Dich, wie die Geliebte, fest,
Fühlet nun an Göttermarke
Sich gedoppelt einen Gott,
Dann erst brüllt der Himmlisch-Arge
Todeslust und Siegerspott.

Wie dir Alle dienen müssen,
Schmiegt auch Eros' hohe Macht
Leise todt zu ihren Füßen,
Oder schauert auf und wacht.
Und Apollo mit der Leier
Rufet Welt und Sternenbahn
Gern aus dem verklärten Feuer
Deines holden Wahnes an.

Herr! wie müssen wir dich loben?
Soll mit wild geschlag'ner Brust
Die Mänade um dich toben?
Fluchst du unsrer keuschen Lust?
Gieb, o Fürst, gieb uns ein Zeichen,
Daß wir deine Kinder sein!
Wunderthäter ohne Gleichen,
Laß ein Wunder uns erfreu'n!

Tritt in unf're bunte Mitte,
Oder winke mit der Hand,
Wandle drei gemess'ne Schritte
Längs der hohen Redenwand!
— Ach, er läßt sich nicht bewegen ...
Aber, horcht, es bebt das Thal!
Ja, das ist von Donnerschlägen:
Horch, und schon zum dritten Mal!

Digitized by Google

Selber Zeus hat nun geschworen,
Daß sein Sohn uns günstig sei,
So ist kein Gebet verloren,
So ist der Olymp getreu!
— Doch nach solcher Götterfülle
Ungestümem Ueberschwang
Werden alle Kregen stille,
Alle Gäste zaudrhang.

Stimmet an die letzten Lieder!
Und so, Paar an Paar gereiht,
Steiget nun zum Fluß hernieder
Wo ein festlich Schiff bereit.
Auf dem vordern Rand erhebe
Sich der Gott und führ' uns an,
Und der Kiel, mit Flüstern, schwebe
Durch die mondbeglänzte Bahn!

Zwei Liebchen.

Ein Schifflein auf der Donau schwamm,
Drin saßen Braut und Bräutigam,
Er hüben und sie drüben.

Sie sprach: Herzliebster, sage mir,
Zum Angebind' was geb' ich dir?

Sie streift zurück ihr Aermelein.
Sie greift ins Wasser frisch hinein.

Der Knabe, der thät gleich also,
Und scherzt mit ihr und lacht so froh.

Ach, schöne Frau Done, geb' sie mir
Für meinen Schatz eine hübsche Zier!

Sie zog heraus ein schönes Schwert,
Der Knab' hätt' lang' so eins begehrt.

Der Knab', was hält er in der Hand?
Milchweiß ein köstlich Perlenband.

Er legt's ihr um ihr schwarzes Haar,
Sie sah wie eine Fürstin gar.

Ach, schöne Frau Done, geb' sie mir
Für meinen Schatz eine hübsche Zier!

Sie langt hinein zum andern Mal,
Faßt einen Helm von lichtem Stahl.

Der Knab' vor Freud' entsetzt sich schier,
Fischt ihr einen gold'nen Kamm dafür.

Zum Dritten sie ins Wasser griff:
Ach weh': da fällt sie aus dem Schiff.

Er springt ihr nach, er faßt sie keck,
Frau Done reißt sie Beide weg;

Frau Done hat ihr Schmuck gerett,
Das büßt der Jüngling und die Maid.

Das Schifflein leer hinunter wallt;
Die Sonne sinkt hinter die Berge bald.

Und als der Mond am Himmel stand,
Die Liebchen schwimmen todt ans Land,
Er hüben und sie drüben.

Idylle an J. M.

Unter die Eiche gestreckt, im jung belaubten Gehölze
Lag ich, ein Büchlein vor mir, das mir das liebkichste bleibt;
Jene Märchen erzählt's von der Gänsemagd und von dem Fischer,
Von dem Machandelboom; wahrlich, man wird sie nicht satt.
Grünlicher Maienschein warf mir geringelte Lichter
Aufs beschattete Buch, neckische Bilder zum Text.
Ferne hör' ich die Holzart fallen, ich höre den Gukuk
Und es lispelt ein Bach wenige Schritte vor mir.
Märchenhaft fühl' ich mich selbst, mit aufgeschlossenen Sinnen
Seh' ich, wie helle! den Wald, ruft mir der Gukuk, wie fremd!
Plötzlich rauscht es im Laub, — wird doch Sneewittchen nicht kommen,
Oder, bezaubert, ein Reh? Nicht doch, kein Wunder geschieht;
Siehe, mein Nachbarskind aus dem Dorf, mein artiges Schätzchen!
Müßig lief es in Wald, weil es den Vater dort weiß,
Ehrbar setzet es sich an meine Seite, vertraulich
Plaudern wir Dieses und Das, und ich erzähle sofort
Gar ausführlich die Leiden des unvergleichlichen Mädchens,
Dem von der Mutter Hand dreimal der Tod schon gedroht;
Denn die Eitle, die Königin, haßte sie, weil sie so schön war,
Grimmig, da mußte sie fliehn, wohnte bei Zwergen sich ein.
Aber die Königin findet sie bald; sie klopfet am Hause,
Bietet, als Krämerin, schlau, lockende Waare zu Kauf.
Arglos öffnet das Kind, den Rath der Zwerge vergessend,
Und das Liebchen empfängt, ach! den vergifteten Kamm.
Welch ein Jammer, da nun die Kleinen zu Hause gekommen!
Welcher Künste bedarf's, bis die Erstarrte erwacht!
Doch zum zweiten Mal kommt, zum dritten Male, verkleidet,
Die Verderberin, leicht hat sie das Mädchen beschwatzt,
Schnürt in das zierliche Leibchen sie ein, den Athem erstickend
In dem Busen; zuletzt bringt sie die tödtliche Frucht.
Nun ist alle Hülfe umsonst; wie weinen die Zwerge!
Ein krystallener Sarg schließet die Aermste nun ein,
Frei gestellt auf den Berg, ein Anblick allen Gestirnen,
Unverwelklich ruht innen die süße Gestalt.
— So weit war ich gekommen, da drang aus dem nächsten Gebüsche
Hinter mir Nachtigallschlag herrlich auf Einmal hervor,
Troff wie Honig durch das Gezweig und sprühte wie Feuer
Zachge Töne, mir traf freudig ein Schauer das Herz,
Wie wenn der Göttinnen Eine, vorüberfliehend, dem Dichter
Durch ambrosischen Duft ihre Begegnung verräth.
Leider verstummte die Sängerin bald, ich horchte noch lange,
Doch vergebens, und so dracht' ich mein Märchen zum Schluß. —
Jetzo deutet das Kind und ruft: „Margrete! da kommt sie!
In dem Korbe, siehst Du, bringt sie dem Vater die Milch!"
Durch die Lücke sogleich erkannt' ich die ältere Schwester;
Von der Wiese herauf deugt nach dem Walde sie ein.
Rüstig die bräunliche Dirne; ihr brennt auf der Wange der Mittag,
Gern erschreckten wir sie, aber sie grüßet bereits.
„Halter's mit, wenn Ihr mögt! es ist heiß, da müßt man die Suppe
Und den Braten zur Noth, fett ist und kühle mein Mahl."
Und ich sträubte mich nicht, wir folgten dem Schlage der Holzart;
Statt des Kindes, wie gern hätt' ich die Schwester geführt!

— Freund! Du ehrest die Muse, die jene Märchen vor Alters
Wohl zu Tausenden sang; aber nun schweiget sie längst,
Die am Winterkamin, bei der Schusterbank, oder am Webstuhl
Dichtendem Volkswitz oft köstliche Nahrung gereicht.
Das Unmögliche war ihr Feld; leichtfertig verknüpft sie
Das Entfernteste, reicht lustig dem Bösen den Preis.
Sind drei Wünsche erlaubt: ihr Held wird das Aberste wählen;
Ihr zu Ehren sei Dir nun das Geständniß gethan,
Wie an der Seite der Dirne, der vielgesprächigen, sachte
Im bewegten Gemüth drünstig der Wunsch mich beschlich:
Wär' ich ein Jäger, ein Hirt, wär' ich ein Bauer geboren,
Trüg' ich Knittel und Beil, wärst Margarete, mein Weib!
Nie beklagt' ich die Hitze des Tags, ich wollte mich herzlich
Auch der rauheren Kost, wenn Du sie brächtest, erfreu'n.
O wie herrlich würde mir jeder Morgen begegnen
Und das Abendroth über dem reifenden Feld!
Balsam würde mein Blut im frischen Kusse des Weibes,
Kraftvoll blühte mein Haus, doppelt, in Kindern empor.
Aber im Winter, zu Nacht, am Ofen und auf der Schnitzbank
Rief ich, o Muse, Dich auch, märchenerfindende, an!

Digitized by Google

Friedrich Mosengeil

wurde am 26. März 1773 im Dorf Schönau bei Eisenach geboren. Durch einen Hauslehrer vorbereitet, besuchte M. Gymnasium und Universität, um Theologie zu studiren. Nach seiner Rückkehr von Jena folgte er der Einladung seines Jugendfreundes Heinrich Cotta nach Zillbach, wo dieser eine Forstschule errichtet hatte, um mit ihm gemeinschaftlich den Unterricht zu leiten. Nach dem Wunsche seines Vaters verließ er Zillbach jedoch wieder und war sieben Jahrelang dessen Amtsgehülfe in Frauenbreitungen. Aufgefordert von dem Herzoge Georg von Sachsen-Meiningen, der die Sommermonate gewöhnlich in Altenstein unweit Frauenbreitungen zubrachte, auf dem Schlosse zu predigen, erwarb er sich dessen Gunst, und als, einige Jahre nach dem Tode des Herzogs, 1805 auch M. seinen Vater verloren hatte, erhielt er von der verwittweten Herzogin den Auftrag, die Erziehung ihres einzigen Sohnes, des fünfjährigen Herzogs Bernhard Erich Freund, zu übernehmen. M. leitete die Bildung des Prinzen bis zu den Universitätsjahren, begleitete ihn dann nach Jena und Heidelberg und auf seinen Reisen durch die Schweiz, Oberitalien, Belgien, Holland und Frankreich. Nach dem Regierungsantritte des Herzogs im Jahr 1821 wurde er Oberconsistorialrath zu Meiningen, wo er am 2. Juni 1839 starb.

Seine Schriften sind:

Stenographie. 3. Aufl., Jena 1819.
Gesammtausgabe der Schriften Ernst Wagners. 12 Bde. Leipz. 1824—28.
Briefe über den Dichter Ernst Wagner. 2 Bde. Schmalkalden 1826.
Liebenstein und die neuen Arkadier. 2. Aufl. Frankf. 1826.
Reisegefährten. 3 Bde. Franff. 1825—28.
Drei Freunde auf Reisen. 3 Bde. Leipz. 1828.
Das Jubelfest an der Luthersbuche. Meiningen 1830.
Sommerabendstunden. 2 Bde., Hildburgh. 1831.
Außerdem schrieb er noch verschiedene Volksschulbücher, einzelne Aufsätze in Zeitschriften u. s. w.

M. hat namentlich für seine Heimath durch Schrift und That in reichem Maße gewirkt und sein segensreiches Andenken wird sich in Meiningen noch lange erhalten. — Als Dichter und namentlich als Erzähler zeichnete er sich vortheilhaft durch glückliche Erfindung, treffliche Charakterschilderung, tiefe Sittlichkeit, die zu verbreiten er besonders wie in seinem ganzen Leben so in seinen Schriften strebte, anmuthige Darstellung und meisterhaften, wenn auch mitunter nicht ganz von Weitschweifigkeit freien Styl aus.

Colomann Besthabers Heimholung.

Ein Nachtstück.

Der Baurath Colomann Besthaber war eine ungewöhnlich hagre, lange, steife Gestalt. In seinem Wohnorte, der kleinen Landstadt Stotterlingen, wo es ausgezeichneten Personen schwer fiel, der Wiedertaufe mit einem Spitznamen zu entgehen, nannte man ihn allgemein das „Lineal." Am Meisten fiel der Mann auf, wenn er an der Seite seiner hübschen jungen Frau erschien, die in ihrer abgerundeten Fülle sich in der That neben ihm obngefähr wie die Kreislinie neben ihrer Tangente ausnahm. Wollte man noch mehr mathematische Genauigkeit von ihr verlangen, so würden wir einräumen, daß Besthaber eigentlich aus vier Linien und einer Fläche construirt war; denn die langen dürren Arme und weit ausgreifenden Spinnenbeine nahmen sich nur als ungleichartiges Anhängsel der stets steilrecht getragenen Fläche seines unverhältnißmäßig breiten Oberleibs aus.

Nach dieser vorläufigen Personalbeschreibung in Verbindung mit jenem bezeichnenden Spitznamen sollte man meinen, der Baurath möge mit seiner ganzen seltsamen Gestalt ein wenig ins Lächerliche gefallen sein; so verhielt sich's indeß gleichwohl nicht, sondern der erste Eindruck seiner persönlichen Bekanntschaft ließ bei den Meisten ein unheimliches Gefühl zurück, welches nahe an Furcht grenzte. Davon mochte wohl hauptsächlich der Kopf die Schuld tragen. Wie hohe Berge meist kahl zu sein pflegen, so bot auch sein Scheitel nur eine kümmerliche Vegetation dar, und unter dem fast nackten Gipfel lief eine steile Felsmand hernieder, — bei andern Menschen Stirn genannt, — an welcher man nicht ohne ein gewisses Grauen hinaufsehen konnte. Die Augen, die man bei Floretten, seinem Weibchen, gern mit zwei klaren Sternen, über Rosen- und Lilienbeeten leuchtend, vergleichen mochte, deuteten bei ihm kaum zwei düsterglühende Grubenlichter im dunkeln Schachte an; der Mund aber, — bei Floretten ein kaum aufgeschlossenes Rosenknöspchen, — erinnerte bei ihm mehr an die widrig runzliche Fülle des blutrothen Hahnenkammes.

Doch das Alles möchte nur für unbedeutend gelten und dürfte dem Manne, wenigstens im Urtheile der Männer, eigentlich keinen Nachtheil bringen; — denn es hat sich gewiß auch heut zu Tage öfter bestätigt, was schon damals gegolten, als man brave Leute die Gesundheit des unbankbaren Vaterlands aus dem Schierlingsbecher trinken ließ: — daß nämlich mit äußerer sokratischer Häßlichkeit die höchste moralische Schönheit verbunden sein könne. Allein bei unserm Besthaber kam zu dem Unwesentlichen der Gestaltung gar Manches hinzu, was wohl gegignet sein mochte, seinen innern Menschen in einem nicht minder ungünstigen Lichte erscheinen zu lassen. Er stand in sehr üblem Ruf; — zwar nur im Stillen; denn kein Stotterlinger trat öffentlich mit seinen wahren Ansichten hervor, um sich den Baurath nicht zum Feinde zu machen. Der Mann hatte Verstand, viel Verstand, wo er ihn haben wollte; — auch Geld, viel Geld, wodurch sein geistiges Pfund noch weit schwerer in die Wage fiel. — genau genommen, war er der Reichste im ganzen Städtchen und sah es gern, wenn er dafür gehalten wurde. So sehr er sich auch daran gewöhnt hatte, seine Kasse als Sparkasse, und sein Haus als Leihhaus zu behandeln, so wußte er doch zur rechten Zeit und am rechten Orte den Herren Stotterlingern glänzende Beweise vor Augen zu legen, daß Keiner es ihm gleich thun könne. Gab er bisweilen zur Geburtstagsfeier oder bei andern festlichen Gelegenheiten ein Gastgebot, so mußten die Geladenen vorerst über die eleganten kostbaren Zimmerverzierungen, dann über den reichen Schmuck der hereinschwebenden Frau Baurathin, zuletzt und am Meisten aber über die Fülle und Leckerhaftigkeit des Mahles selbst in ein gerechtes Erstaunen gerathen. Gleichwohl raunte Einer und der Andere seinem Tischnachbar ins Ohr: „Alles vortrefflich! Wüßte man nur erst, ob's mit rechten Dingen zugeht!"

Das Geheimniß, auf welches dergleichen Reden anspielten, war ein Verborgenen schleichendes Gerücht, dessen Verbreitung der Aufklärung dieser guten Stadt wenig Ehre machte: es sollte nämlich der Baurath im Bündniß stehen „mit dem Leidigen," — so nannte man dort einen Gewissen, den man bekanntlich nicht gern an die Wand malt.

Ursprünglich mochte das ehrenrührige Stadtgeschwätz einem kleinlichen Neide beizumessen sein, der bekanntlich ohne einen andern Grund, als weil er es dem Beneideten nicht gleich zu thun vermag, immer gern das Schlechteste glaubt oder erfindet, damit es nun Andern geglaubt werde. Späterhin trug sich jedoch allerdings Manches zu, was man selbst mit einem ziemlich weit zugeschnittenen Mantel der christlichen Liebe nicht ganz zu verhüllen im Stande gewesen wäre. Großen Nachtheil erlitt Herrn Colomann Besthabers Ruf unter Andern durch eine gemeine Posse, — ein Puppenspiel, welches überhaupt in den Gang unsrer Erzählung zu bedeutend eingreift, als daß wir es unerwähnt lassen dürften.

Es hatte nämlich ein Marionettenspieler seine kleine Bühne in Stotterlingen aufgeschlagen und fand ungewöhnlichen Zulauf. Wirklich verstand er es auf dem Grunde, gerade dieses Publikum durch sinnreich angelegte und lustig ausgeführte Stücke trefflich zu unterhalten. Die wohlausgedachte Mechanik, wodurch z. B. der Hanswurst bei erhabnen Stellen des Dialogs plötzlich aus einem kleinen dicken Knirps zum Riesen aufschoß, um von seiner Höhe herab mit unnachahmlicher Grazie auszuspucken; — die unbegreifliche Gelenkigkeit, womit er an Kolumbinens verschlossener Pforte die eigne Ferse zum Thürklopfer machte, und dabei ein Bein ausreckte, welches die Länge des ganzen Männleins zweimal maß; — ferner die neckische Gewandtheit Kolumbinens,

Digitized by Google

in welcher sie ihrem eifersüchtigen Mann zu entschlüpfen wußte, und gegen all' diesen Scherz auf der andern Seite die Gravität und der ritterliche Anstand auftretender Sultane, großmächtiger Kaiser und anderer Potentaten, mit Prinzessinnen an der Hand, die von lauter Juwelen funkelten; ihre abgemessenen verständigen Reden und großmüthigen Gesinnungen bei stets heitrer, durch keinen Schicksalsschmerz jemals veränderter Miene: Alles Dies hielt die Aufmerksamkeit der Zuhörer fest und rückte sie in die ideale Welt hinüber, deren vollständiger Zauber besonders noch im Nachspiele durch die wunderbarsten Verwandlungen und Ballettänze entzückte. Wenn da z. B. ein reichgalonnirter Stutzer zum meckernden Bock zusammenschrumpfte, und die kokettirende Schöne an seiner Seite zur gackernden Gans, die sich in wenigen Augenblicken zu einem Ehegespenste für einen Schwarm kleiner häßlicher Meerkatzen mit Amorsflügeln umgestaltete, während der arme Bock vier Schneider auf einmal in die Lüfte führen mußte, wo sie ihn aus schuldiger Dankbarkeit in kleine Flocken zerrupften und, als zweite Auflage, mit Hörnern und Bocksfüßen vermehrt und verbessert, eine infernalische Quadrille mit gesprungenen funkensprühenden Fackeln aufführten: — wer mochte es dann besonders den geschmackvollen Zuschauerinnen verargen, wenn sie einander wechselseitig versicherten: „Etwas Amüsanteres, als ein solches Puppentheater, gebe es doch gar nicht in der Welt!"

Um indeß die Schaulust des Publikums immer hübsch im Zug zu erhalten, war hier, wie bei großen Schauvorstellungen, die Einrichtung getroffen, daß dißweilen die Anfündigung eines echten Zugstücks selbst solche Knauser aufs Neue herbeilocken mußte, welche, um das Logegeld zu ersparen, zu den seltenern Gästen gehörten. In gleicher Absicht war jetzt Doktor Faust angekündigt, und schwerlich hat der Götheische auf das große europäische Publikum einen schauerlichern Eindruck gemacht als dieser altfränkische Marionetten-Faust auf das Stotterlinger.

Das Haus (wir meinen den Saal des Gasthofs „zum rothen Ochsen") war überfüllt, und die dadurch erzeugte Schwüle, am Abend eines gewitterschweren Tages, leistete der tragischen Wirkung des Stückes nicht geringen Vorschub. Alles echvb sich von den übereinander aufgebauten Bänken, als Satan zum ersten Male über die Bühne ging. Es war in der That eine fürchterliche Gestalt, welche der Theatermeister vermittelst einer kleinen, im hohlen durchsichtigen Körper versteckten Wachskerze mit glühenden Rippen ausgestattet hatte. Jedes Herzchen klopfte stärker, als über die Bedingungen verhandelt wurde, unter welchen Faustus seine arme Seele an den Bösen verschacherte; denn jedes Mal, wenn er die Feder zur Unterschrift in die aufgeritzte Ader eintunkte, mußte man mit Schauder ein leises klägliches Wimmern aus der Höhe vernehmen, dem ein teufliſches Lachen in der Tiefe folgte.

Noch gleicher hatte das Uebermaß des Grauens, den die ganze schreckhafte Vorstellung erregte, den Zuschauern allen Kunstgenuß verleidet, wäre nicht der unvergleichliche Hanswurst, Fausts Famulus, mit allerliebsten Späßen mitdrein dazwischen getreten. Ihm waren selbst die furchtbarsten Teufelsfratzen nichts, als lächerliche Personagen. Er hatte sie in den Zwischenscenen mit der ergötzlichsten Laune zum Besten; setzte sie durch ehrenrührige Fragen über ihre sonderbare Gestalt in Verlegenheit; ergriff sie, — während er, in seines Herrn Zauberkreis stehend, vollkommen sicher war, und ihrer Krallen spottete, — bei den langen blutrothen Schweifen, um sie die lustigen Sprünge eines Pudels wiederholen zu lassen, den man mit ähnlichen Handgriffen nöthigt, einen Tanz in die Runde zu machen. Am Ende sühlten es die lustigen Höllengeister selbst, daß sie hier ihren Meister gefunden hatten, und ließen ihn in Frieden.

So weit ging Alles vortrefflich und zur allgemeinen Zufriedenheit von Statten; doch die Schlußscene, in welcher bekanntlich der Doktor nach sämmtlichen, normalmäßig begangenen Todtsünden heimgeholt und hoch in der Luft zerrissen wird, so daß nur einzelne hellauflodernde Gliedmaßen herabfallen; — gerade diese, das ganze Werk krönende Scene gerieth in große Verwirrung, und verbreitete fast noch größere im Saale.

Es lugelte nämlich mitten im satanischen Hefttaat ein räthselhaftes Wesen herum, dessen lenkende Fäden selbst das schärfste Auge nicht entdecken konnte, da doch bei allen übrigen Figuren den Handreifen über der Koulisse leicht auf die Spur zu kommen war. Jenes seltsame Unding erschien anfangs als ein gestaltloser schwarzer Ballen, der einzelne Funken umherblitzen ließ. Plötzlich öffnete sich's, und ein scheußliches Krokodilhaupt schaute blökend mit blutig hervorquellenden Augen in den Saal. Als aber, besonders von den anwesenden Zuschauerinnen her, ein unwillkürlicher Schrei des Entsetzens erscholl, zog sich das Ungethüm zurück; dagegen watschelte ein kleiner mißgestalteter Zwerg mit furchtbar großen Augen unter dem übrigen höllischen Troß herum. Der Kleine krächzte und klotterte eine Weile in unvernehmlichen Tönen, bis endlich mühsam folgende Worte aus dem breiten häßlichen Maule hervorgestoßen wurden:

„Den da will ich nicht! der ist von Holz. — Einer ist hier; den will ich! — Der hat Wittwen und Waisen um das Ihrige, der hat Väter und Mütter unter die Erde gebracht! — Will ihn nicht nennen, aber fest hab' ich ihn; — und er weiß es selbst, daß er reif ist zur Heimholung. Schaut hin! dort steht er und fürchtet sich vor mir!"

Bei diesen Worten war dem Zwerg ein ellenlanger Finger aus der Hand gewachsen und jeder Blick folgte dem furchtbaren Zeiger, und jeder haftete auf einem langen, ganz blaß gewordenen Mann, der in den vordern Reihen der Zauschauer hervorragte. — Es war Niemand anderes als unser Colomann Westhaber. —

Daß von seiner Heimholung die Rede sei, war um so weniger zu bezweifeln, da der kleine Unbekannte blos mit Abänderung einiger Endbuchstaben ihn mit Namen genannt hatte.

Der Mann zitterte fast so hörbar, als der hölzerne Doktor Faust. Hinter der Scene hörte man immer lauter werdende Stimmen. Es war der Marionettendirektor, der seiner mit agitenden Frau bittere Vorwürfe machte, welche ihm diese mit der gellendsten und geläufigsten Zunge zurückgab; denn Jedes glaubte, das Andre habe ihm zum Possen die Schlußscene verhunzt durch heimliches Unterschieben einer Figur, deren Krcchheit noch dazu mit verdrießlichen Händeln drohte. Während sich das Ehepaar hinter der Scene zankte, entstand auch vor derselben große Unruhe, die aber nicht allein von dem unbeschreiblichen Eindruck der eben abgespielten Episode, sondern zugleich von einem heftigen Gewitter herrührte, welches sich jetzt plötzlich über der Stadt zu entladen begann. Die ununterbrochenen Blitze leuchteten sogar durch die geschlossenen Fensterladen hindurch und der Donner überdröhnte den wachsenden Lärm der zahlreichen Versammlung, aus welcher sich nun Jeder in wildem, den Frauen manchen Angstschrei auspressenden Gedränge unter Regen- und Flammengüssen eiligst heim zu retten suchte.

Der Vorgang machte großes Aufsehen, — nicht blos im Städtchen selbst, sondern sogar in der Residenz, wohin ihn das Gerücht, noch mit manchen erdichteten Schrecknissen ausgeschmückt, schnell genug befördert hatte.

Die wenigen Aufgeklärten in Stotterlingen (denn alle Uebrigen hielten den Spuk einmüthig für Satans Werk) erschöpften sich in Vermuthungen über den geheimen Zusammenhang der Marionettenscene mit Besthabers Familienverhältnissen, und was die Scharfsinnigsten unter ihnen zur Lösung des Räthsels zu Tage brachten, schien in der That nicht aller Wahrscheinlichkeit zu ermangeln.

Es hielt sich nämlich bei jener kleinen Wandertruppe, welche das Puppenspiel zuweilen auch mit persönlichen Darstellungen travestirter Bühnenstücke wechseln ließ, gerade damals ein Bajazzo von merkwürdigem Künstlertalent auf. Seine Rolle als kuſtigmacher spielte er meist aus dem Stegreif und erntete dabei durch seine witzigen Einfälle stets glänzenden Beifall. Seinen Späßen fehlte es nicht an Salz; nur beschwerten sich Manche, daß es aus allzuscharfer Lauge bereitet sei; denn bei seinen satirischen Kreuz- und Querhieben fragte er gar nichts danach, wenn sie dem Getroffenen durch Mark und Bein drangen. Um jedoch durch diese kaustische Laune nicht die Gunst des Publikums allmälig zu verscherzen, mischte er noch eine andre beliebte Würze reichlich mit ein, welche das feinste Sinnengift gerade so viel verhüllte, als nöthig war, um es genießbar für lüsterne Gaumen zu machen; das heißt: er war bei jeder seiner zweideutigen Art zu scherzen, worüber zwar die Unschuld erröthen muß, die aber bei den rohern Männern, so wie bei Frauen von überwiegendem Temperament, wohlgelitten zu sein pflegt.

So ausgezeichnete Talente gewannen diesem Künstler die Gunst mancher Kennerin und mochten ihm wohl den Weg zu allerlei galanten Abenteuern bahnen; zumal da Bajazzo, wenn er die Harlekinsjacke anzog, sich als ein recht hübscher junger Mann mit glänzend schwarzem Haar, freudig blitzenden Augen, seltener Körperkraft und Gewandtheit darstellte. Er war es denn auch, der schon seit einiger Zeit in den Verdacht eines geheimen Verständnisses mit der jungen schönen Frau Bauräthin, man wußte selbst nicht recht wie und wodurch, gerathen war. Unter dieser Voraussetzung schien wenigstens Alles erklärlicher zu werden. Vielleicht, — so schlossen jene scharfsinnigen Späher, — vielleicht war der heimliche Begünstigte vom eifersüchtigen Eheherrn aufgespürt, und sodann gewiß auch beleidigt worden; in Bajazzos bekanntem Charakter lag es offenbar, sich an Besthabern auf das Empfindlichste durch Einschwärzung jener Teufelslarve zu rächen, deren Maschinerie er gar wohl, ohne Vorwissen der oben handthierenden Spieler, unter der Bühne lenken konnte; — vielleicht auch lag, außer der genommenen Rache, eine mit der Gönnerin verabredete Maßregel der ganzen Gaukelei zum Grunde, um einen gewaltsamen Bruch gesponnter ehelicher Verhältnisse schneller herbeizuführen. Denn so viel Geschmack und Verstand durfte man Floretten wohl zutrauen, daß sie dem alternden, mürrischen Go-

Digitized by Google

lomann einen jungen anfstellgen Komödianten vorzuziehen, und sich zweckmäßige Mittel zu einer freien angenehmern Wahl vorzubereiten wissen werde. Zur Bestätigung dieser Schlußfolge führte man an: daß die Baurathin sich der bittern Beleidigung im Doktor Faust nicht sonderlich angenommen habe; Manche wollten selbst ein feines bohnlächeln, während der infernalischen Scene um die dürftenden Rosenlippen schwebend, bemerkt haben. Mehr noch: — als der fast in Wuth gesetzte Besthaber der Truppe einen Injurienprozeß an den Hals zu werfen drohte und sämmtliche Künstler, um der Verhaftung auszuweichen, bei Nacht und Nebel entflohen waren, sollte, behauptet man, der Bajazzo noch lange nachher unter mancherlei Verkleidungen in Stotterlingen zu sehen gewesen sein.

Doch alle diese Vermuthungen ließen immer noch Vieles im Dunkeln, und die Verschiedenheit der Sagen machte es um so schwieriger, der Wahrheit auf die Spur zu kommen.

Der tiefgekränkte Ruf des Beleidigten war indeß durch die schimpfliche Flucht der vermeinten Beleidiger keineswegs wieder hergestellt. Der satanische Zweig hatte leider ein äußerst empfindliches Flechten berührt. „Er hat Wittwen und Waisen um das Ihrige, und Väter und Mütter unter die Erde gebracht!“ — das war der tödtlich scharfe Pfeil des hölischen Schützen, welcher, der herrschenden Volksmeinung zufolge, gerade ins Schwarze, — das hatt, mitten in Besthabers Herz hinein getroffen haben mußte.

Diesen Glauben, der sich allgemein geltend zu machen wußte, können wir uns am Besten erklären, wenn wir einige Blick auf die frühere Geschichte jener hart Beschuldigten zurückwerfen.

Der Baurath war allerdings keines reichen Mannes Sohn, sondern hatte sein großes Vermögen blos der eignen Betriebsamkeit zu danken. Es fehlte ihm durchaus nicht am rechten Takt für jene Musik klingender Thaler, welche dem Habsüchtigen liebreicher, als die der Sphären tönt. Genau genommen, gab es für ihn nur zwei Bestrebungen: die eine — Geld zu gewinnen; und die andere — das Wachsthum der Zinsen mit den Bedürfnissen einer egoistischen Genußliebe auszugleichen. Die strenge Rechtlichkeit ward dabei nicht gespült, — kaum beſragt. Besthaber hatte als Baurath mit Oberaufseher der Gemeindewaldungen gerade zur schicklichsten Zeit wohlfeile Häuser aufgeführt, um sie nachher theuer in Rechnung zu bringen; als Verwalter der Magistrats-Kasse zog er häufig einige Procente mehr, als er zu Buch brachte, ohne daß ihm bei Legung der Jahresrechnungen eine Rüge zu stellen war. Mit nicht geringerer Gewandtheit wußte er in Vormundschaften das Vermögen seiner Mündel so zu behandeln, daß die Rechnung stets in Ordnung, und sein Vortheil dennoch gedeckt blieb. Zugleich machte er als Großhändler und Bankier mit jedem Jahre ansehnlichere Geschäfte. Einen Hauptschlag aber hatte er durch seine Verbindungen mit einem Kaufmanne der benachbarten Stadt ausgeführt, welchen allzuteuherzigen Vertrauen auf Besthabers Rathschläge und Freundschaftsversicherungen, so wie das Bedürfniß bedeutender Vorschüsse völlig in seine Hände gegeben hatten. Bald war der arme fleißige Mann einem Hamster zu vergleichen, den der kluge Feldwirth ungestört die Fruchtkörner eintragen läßt, um zuletzt den emsigen Sammler heimlich abzufangen und sich der ganzen Kornkammer zu bemächtigen. Durch kluge Leitung und Beihilfe des Buchhalters jener Handlung, Namens Fragner, den er für sein Interesse zu gewinnen wußte, kam es nach wenigen Jahren dahin, daß des Handelsfreundes Haben mit dem Soll gegen Besthabern in immer größerm Mißverhältnisse stand. Wie ein geübter Giftmischer den Zeitpunkt zu berechnen weiß, wo dem ausersehenen Opfer das beigebrachte Tränkchen zum Sig des Lebens herausſtigt, so konnte auch Er des Verbündeten Bankerott scharf genug vorher bestimmen, um gerade zur rechten Zeit mit dem Bucht in der Hand und der freundschaftlichen Anrede vor ihn hinzutreten: „Herr, Sie sind fertig! — Es thut mir leid; aber nach den vorliegenden Rechnungen, die Sie, guter Mann! etwas nachlässig taleuliert haben, wäre der gänzliche Fall Ihres Hauses kaum noch auf ein Vierteljährchen hinauszuschieben. Sie haben im Handel kein Glück, — aber einen guten Freund! — Es giebt, da Sie gern Ihre Ehre werden retten wollen, nur Ein Mittel der Auskunft; Ich trete in Ihr Geschäft unter eigner Firma ein und decke das Deficit.“

„Aber, mein Gott!“ rief der Erschrockene, dem nach genauer Vergleichung aller vorgelegten Berechnungen zwischen ihm und Besthabern der Angstschweiß auf die Stirn trat: „Was wird mir dann noch übrig bleiben, um zu leben mit Weib und Kind?“

Besthaber zuckte die Achseln, seufzte, schwieg lange und sagte endlich: „Freund! ich mache Ihnen ungern eine Bemerkung, die Sie längst selbst hätten machen können: Ihre Frau kränkelt, — so viel ich vom Arzt erfahren, ohne alle Hoffnung zur Heilung; da haben Sie also blos noch für Ihre einzige Tochter Auguste Sorge zu tragen, — und diese nehme ich aus alter Freundschaft zu mir ins Haus als Gesellschafterin meiner Frau. Sie, als einzelner Mann von schönen Kenntnissen, können dann leichter wieder Anstellung in einem guten Hause finden, wozu ich meine Empfehlung anbiete, und bis dahin verstehe ich mich zu neuen Vorschüssen ohne Zinsen zu berechnen.“

Es ging nach seinem Willen. Die schwächliche Gattin des Kaufmanns rührte der Schlag, als sie des Mannes Unglück erfuhr, aber auch der jammervolle Wittwer konnte ihren Verlust und seinen Verfall nicht lange überleben, und schon nach wenigen Wochen machte man ihm sein Ruhebette neben dem frischen Grabe seines treuen Weibes. Die Handlung des Verstorbenen setzte der gut bezahlte, in alle Geheimnisse eingeweihte Fragner unter Besthabers Namen fort, und Auguste ging, als ein einfach erzogenes Mädchen, die der theuren Aeltern niemals vergessen konnte, unter vielen Thränen nach Stotterlingen, um von der Frau Baurathin zu mancherlei Dienstleistungen, und zwar nicht immer bei der zartesten Behandlung, benutzt zu werden.

Herr Colomann Besthaber lebte nach dreichtigten Angelegenheiten im besten Flore mit Floretten. Indeß durfte man doch dem äußern Scheine auch hier nicht zu sehr vertrauen. Der Baurath hatte dieses zweite Ehebund etwas ellig geknüpft, nachdem sein erstes, — mit einer Wittwe, die er blos ihres Vermögens wegen geheirathet, — durch den Tod gelöst worden war. Die Verstorbene hatte zwar, bei vielfachen geheimen Kränkungen, keine dauerhafte Gesundheit genossen: ihr Tod aber erfolgte gleichwohl so unerwartet schnell und unter so ungewöhnlichen Zufällen, daß der vergebens zur Hülfe herbeigerufene Arzt auf allerlei seltsame Gedanken gerieth, die er vorläufig Niemandem mitzutheilen wagte.

Genug, die Dulderin ruhte nun, und der Wittwer führte Floretten heim, mit welcher er schon früher in einer Art von freundschaftlicher Verbindung gestanden, deren hohen Preis die von ihm Unterhaltene wohl kannte. Das Mädchen war geringer Herkunft, aber sehr schön, wie jeder Kenner eingestand. — Gerade diese Kenner wollten jedoch auch behaupten: „Florettchen sei bei Weitem schöner, als ehrlich.“

Wahr ist es, der scharfblickende Baurath glaubte schon in den ersten Jahren der neuen Ehe bisweilen gegründete Ursache zur Eifersucht zu entdecken, und von da an begann ein endloser Wechsel zwischen bauernden Zwistigkeiten und kurzen Versöhnungen. Beide Kämpfer wußten ihre verschiedenartigen Waffen mit gleicher Meisterschaft gegen einander zu gebrauchen. Quellen die dicken Wuthlippen von den bittersten Vorwürfen über, so spülten sich dagegen die zarten, fein gerundeten zu giftigen Spöttereien; — drohte Tod und Verderben von der schroffen gerunzelten männlichen Stirn herab, so glättete sich gegenüber unter den vollen braunen Locken eine schön gewölbte weibliche nur um so heitrer aus; — wagte er es, ein Wörtchen von Scheidung fallen zu lassen, so züngelte sie leise und lächelnd: „Sei nur ganz ruhig, Colomännchen! Kannten sie Dich Oben so, wie ich Dich kenne, und wüßten sie, was ich weiß, dann . . . —“ hier strich sie mit dem niedlichen reicherinringten Händchen über die schneeweiße Kehle herüber und hinüber, und Colomann verstand den Sinn dieser Zeichenſprache so vollkommen, daß er, vor innerer Wuth erblassend, schwieg. Dann erst wurde Waffenstillstand von beiden Theilen abgeschlossen.

Zwischen die zermalmenden Reibungen und Kämpfe dieses friedlosen-Ehebundes hatte das Schicksal ein junges unschuldiges Pärchen geworfen, das vielleicht schon im Frühling des Lebens unter seinen rauhen Winterstürmen hatte erstarren müssen ohne den erwärmenden Hauch der Liebe. — Es war die schon genannte Waise Auguste, und ein junger Mensch, Namens Otto Stern, Besthabers Stiefsohn.

Die verstorbene Gattin hatte als Wittwe den einzigen Sohn ihrer vorigen glücklichen Ehe mit zur neugeschlossenen gebracht und sie starb, ehe er noch die Jahre der Mündigkeit erreicht hatte. Der Stiefvater wußte es trotz manchem Widerspruch von Seiten der Verwandten durch seinen vielvermögenden Einfluß dahin zu bringen, daß ihm die bisher geführte Vormundschaft über Otto auch fernerhin übertragen wurde. Da nämlich die nun durch den Tod getrennte Ehe kinderlos geblieben war, so traten des einzigen hinterlassenen Erben Ansprüche auf die herausgabe des mütterlichen Vermögens unmittelbar in Kraft; diese Sonderung aber vorzunehmen, fand der bisherige Verwalter desselben keineswegs rathsam. Er behauptete vielmehr, als der Stiefsohn eine bescheidene Anfrage deshalb wagte: „der bei Weitem größere Theil des mütterlichen Besitzthumes habe in Kapitalien bestanden, diese aber seien, mit Bewilligung der Verstorbenen, in einen Flußhandel, als in einem ganz neu eingerichteten und von seinen übrigen Geschäften völlig getrennten Nebengeschäft angelegt worden. Leider habe gerade diese Speculation nicht unter die gelungenen gehört, wie er mit seinen gefährten Büchern belegen

Digitized by Google

könne; daher er denn auch dem Sohne nur vergleichsweise einen Ersatz zu leisten erbötig sei.“

Die Obervormundschaft über Vormünder war leider in Stotterlingen, — wie man dieses auch anderwärts häufig genug bemerken und beklagen muß, — nichts weniger, als geordnet und gehörig durchgreifend. Mit dem alljährlichen Abschluß der Rechnungen nahmen es die Vorstände nicht so genau; sämmtliche Mündel waren zufrieden und schwiegen still: warum hätte denn also die Obrigkeit deßhalb Lärm erheben sollen?

Es blieb folglich auch der arme Otto dem reichen Besthaber auf Discretion anheimgegeben und hatte die tröstliche Aussicht, nach erlangter Volljährigkeit auf dem Wege des Prozesses sein Eigenthum erkämpfen zu müssen. Gerade in Prozessen lebte aber der Baurath recht in seinem Elemente. „Es ist Lieb-haberei!“ äußerte er wohl zuweilen bei gleichgesinnten Freunden: Andere wagen ihr Geld im Staatspapierhandel, oder in der Lotterie; ich dagegen lobe mir ein hübsches Prozeßchen! Hab' auch durch geschickte Leitung und Kenntniß des Rechtsganges schon manch' mahle gewonnen, als alle jene Papiernarren!“

Otto war zu einem liebenswürdigen Jüngling herangewachsen. Ein leiser Zug von Schwermuth, — bei so vereinsamter Jugend wohl erklärlich, — gab den Zügen seines männlich schönen Gesichts besonders für die Frauen einen eigenthümlichen Reiz. In seinem kaum achtzehn Jahre zählenden Alter zeigte er schon Charakterfestigkeit durch ein besonnenes sittliches Betragen. Dem Stiefvater und Lehrherrn sah er frühzeitig, als dieser es ahnete, unter das schlau verdeckte Spiel. Natürlich mußte mit jedem neuen Blick dieser Art in die kindliche Gesinnung gegen den Gatten seiner geliebten Mutter immer mehr verschwinden; der innere Abscheu vor allen bemerkten Ränken eines grundschlechten Charakters nahm in gleichem Maße zu.

Böse Beispiele mögen wohl oft, dem Sprichwort zufolge, gute Sitten verderben; vielleicht aber werden die entgegengesetzten Erfahrungen seltener beachtet, nach welchen sich Kinder bestomehr vor dem Laster hüten, jemehr sie sich empört fühlen, wenn die Aeltern ihre schlechte Denkungsart vor ihnen zur Schau stellen. Der innere Friede, — jene unbesangene Heiterkeit des Gemüthes, die der gesunden Entwicklung eines reinen Jugendlebens so unentbehrlich ist, als Licht und Wärme den Blüthenknospen, — möchte freilich bei unserm Otto allzusehr unterbrückt worden sein, wäre nicht dem einsamen Herzen mit Augustens Erscheinung eine neue Sonne aufgegangen.

Als die aeme Waise, in tiefe Trauer gekleidet, bei Floerettens anlangte, da war es anfangs blos das Mitleid, das ihn zu dem verlassenen Kinde hinzog. Der Druck ihres verkümmerten Lebens lag damals noch zu schwer auf der Seele der Jungfrau, als daß sie ihrem innern Werth hätte entfalten können. Sie war immer schweigsam, fast blöde in Gesellschaft; doch stets willig zu allen Geschäften, die ihr als Kammerjungfer Floerettens (denn auf ein anderes Verhältniß zu ihr machte sie selbst keinen Anspruch) nur irgend zugemuthet werden.

Auguste war schön, — unter einem glücklichen Frühlingshimmel vielleicht ausgezeichnet schön; — doch gerade diesen Vorzug bemerkte Otto erst späterhin. Was zunächst seine Aufmerksamkeit erregte, war die edle Selbstverleugnung, die geduldige, fromme Entsagung, womit sie sich in die Nothwendigkeit, — in ihr unverschuldetes trauriges Geschick zu fügen wußte. Ein Weib von Floerettens Gemüthsart konnte natürlich jenes aus Barmherzigkeit aufgenommene, nicht einmal blutsverwandte Kind nur etwa so, wie eine gnädige Gebieterin ihre leibeigene Dienerin, behandeln. Sie selbst glaubte das fremde Mädchen zu begünstigen; doch diese Gunst hing nur zu oft von der Laune ab. Das feine, Mark und Bein durchdringende Gift ihrer Zunge, welches so oft den harten Besthaber selbst zur Verzweiflung brachte, konnte sich auch gegen Auguſten nicht immer verbergen. Bei Tische, wo Letztere dem jungen Stern gegenüber am untern Ende der Tafel saß, gab es zuweilen bittere Reden, über welche dieser erröthete, ob sie gleich eigentlich seiner Leidensgefährtin galten. Auguſte aber blieb immer mild und geduldig; — im äußersten Falle saß sie eine Weile mit gesenktem Blicke da, und die Augenliebe bewegten sich nur, um einige Thränen zu zerdrücken, die heiß hervorbrechen wollten. Kam aber je zuweilen, wenn gerade die Dame des Hauses bei besserer Laune war, ein vernünftiges Gespräch nur einigermaßen in Zug, da erwachte Auguſte, wie aus einem bösen Traume, wurde heiter und nahm wohl selbst Theil an der Unterhaltung; Allem, was sie freundlich dazu leitete, fehlte es niemals an Sinn und Anmuth, und manche ihrer Aeußerungen waren Otto'n ganz aus der Seele gesprochen.

„Ein Mädchen, wie ich doch bisher noch keines gekannt!“ bemerkte er jetzt öftre bei sich im Stillen; und nun erst, als er sich durch Auguſten ermuntert fühlte, auch seinen Gedanken Worte zu geben, die gleicherweise bei ihr anfprachen, — nun erst ward ihm zuweilen ein Blick in ein großes seelenvolles Auge vergönnt, das sich langsam gegen ihn aufschlug. Ja, oft war es nur ein leises Neigen ihres Hauptes, das ihn bei irgend einer Bemerkung, die er vorbrachte, mehr entzückte, als es der lauteste Beifall aus dem Munde Anderer vermocht hätte.

„Auguſte ist ein Engel!“ rief er oft aus, wenn er eben von der Mittagstafel in sein einsames Dachstübchen zurückkehrte. „Du aermes, liebes Kind!“ — redete es sie im Geiste an: „Bückt' ich doch, ob auch nur Einmal die Aehnlichkeit unseres Geschicks Dir vor der Seele geschwebt habe? — Ach! Du stehst viel zu hoch über jedem Schicksal; viel zu hoch auch über mir! Denn wie oft bebt mein Herz vor innerer Wuth bei der liebkosen Behandlung dieser Unwürdigen, die ich niemals Mutter nennen kann; Dein Herz aber wird nie entrüstet, höchstens wehmüthig für kurze Augenblicke! Wie ein seliger Geist führst Du Dich selbst in der Hölle des Paradieses werth!“

So gewann allmälig die Liebe Raum. — Wie ein junges Bäumchen, das man aus schlechtem Boden in gutes Land, und aus der Winterseite an die Sommerwand verpflanzt hat, nun mit einem Male neues Leben gewinnt und die aufquellenden Blüthen der Quelle des himmlischen Lichtes zuwendet: so belebte und erquickte sich des armen Otto's Herz in Auguſtens Nähe. Bald fühlte sein ganzes Wesen sich von einer Sehnsucht ergriffen, die ihn nur da glücklich sein ließ, wo er sie sah und hörte. — Doch des Jünglings erste Liebe aus reinem Sinn und edlem Gemüth entsprossen, wird anfangs immer blöde sein. Auch Otto wurde zurückhaltender, jemehr er sich seiner Liebe bewußt ward. Er richtete seltener das Wort an Auguſten, und wenn es geschah, fühlte er sich befangener; seine Anrede schien ihm selbst unschicklich, wie beschieden sie auch Andern scheinen mußte; immer tiefer setzte er sich und seinen Werth unter den der Geliebten herab. Süße ihn unerklärbar, nahm Auguſtens Unbefangenheit gegen ihn, in Gesellschaft Anderer, in eben dem Grade zu, als die seinige abnahm. Waren sie hingegen Beide allein, so schienen Otto's Herzbeklemmungen bald auch auf sie sympathetisch einzuwirken; die Reihe des schamhaften Erröthens war dann an ihr; — Er aber glaubte, sie erröthe nur über sein linkisches Benehmen. Es waren bängliche Empfindungen von beiden Seiten; gleichwohl suchten Beide sie eher herbeizuführen, als zu vermeiden. Dadurch mußte, — wie Jeder weiß, der in seinem Leben nur Einmal wahrhaft geliebt hat, — das Uebel immer mehr um sich greifen, und mit jedem Tage unheilbarer werden.

Otto's und Auguſtens zufälliges Begegnen wurde durch den nahen Garten vermittelt. Diese Gartenanlage war eines von Besthabers Prunkstücken. Für seine Person gewährte sie ihm wenig Genuß, denn er suchte denselben mehr im stolzen Gedanken, daß sein Garten der schönste unter allen sei, welche die Stadt umgaben. Das war er auch in der That. Den Vorzrund, von Blumenbeeten verziert, umgab ein Bosket fremder Staudengewächse, aus dem die hohe Akazie mit ihren duftenden Blüthenrispeln, der Tulpenbaum mit seinen Prunkblumen und andere schön blühende Bäume hervorragten. Dort feierte Otto seine Abendkunden; streifte in den schattigen Laubengängen umher, und sehnte sich so lange nach der erwählten Herzensfreundin, bis er sie, wie durch magische Zaubekräfte, herbeigeschmt hatte; — denn hatte ihre Gebieterin zur Spazierfahrt oder zum Besuch einer Theegesellschaft das Haus verlassen, so hinderte sie ja nichts, nun auch den Garten zu besuchen, und es war dann freilich nicht wohl zu vermeiden, daß die beiden Spaziergänger oft zusammentrafen. Immer war es leichter, sich zu finden, als sich wieder zu trennen, wenn man sich einmal gefunden. Schweigsam wandelten sie neben einander fort, und doch aufs Beste unterhalten. Die wenigen Worte, die etwa gewechselt wurden, hätten andern Ohren höchst gleichgültig scheinen mögen, allein der wahre Sinn derselben lag viel tiefer, als ein Ungeweihter zu ahnen vermochte, und wurde stets richtig herausempfunden; ja, ein einziger Blick mag an innerm Gehalt oft eine lange Rede auf. Streifte bisweilen aus Versehen Arm an Arm, oder berührten sich auch nur die äußersten Fingerspitzen beim Hinreichen eines frischgepflückten Blümchens, dann erbebte Otto vor Wonne; doch die weiche, warme Hand selbst zu fassen, zu halten, an Herz und Lippen zu drücken, — das blieb immer noch für ihn ein ungeheures Wagestück, an dessen Ausführung er kaum zu denken den Muth hatte.

Nur Einmal erwähnte Auguſte während dieser traulichen Abendspaziergänge der frühern Zeit, was Otto, um sie nicht zu betrüben, sorgfältig vermied. Der Junius-Abend war so entzückend schön! Alles blühte, duftete, lebte und freute sich des süßen Lebens; in jedem Busche raschelte und regte sich's und die niedersinkende Sonne rubte mit ihren letzten mütterlichen Liebesblicken auf Gaeten und Flur, die so in den schönsten Erd- und Himmelsfarben leuchteten; — da sagte Auguſte leise und ohne den Freund dabei anzusehen: „Heute bin ich einmal recht dabeim, und wie im Himmel bei meinen guten seligen Aelteen!“ — Doch hier, setzte sie nach einer Weile hinzu, „hier blüht ja auch ein Paradies Gottes um uns her, und es ist wohl nicht ganz recht,

Digitized by Google

daß ich mich immer so sehr nach der Heimath sehne, wo jetzt Vater und Mutter wohnen?"

Otto konnte nicht antworten. Die heftigsten und edelsten Gefühle, deren das menschliche Herz fähig ist, Mitleid und Liebe, ließen ihn im Uebermaß seiner Empfindungen verstummen. Er mußte sich abwenden: — doch Augusten entging es nicht, daß er nur darum sein Gesicht verbarg, um seine Thränen vor ihr zu verbergen.

So hatte zwischen den beiden Verwaisten sich allmälig ein Band geknüpft, stark und fest, wie es kein Erdenleben mehr zu lösen vermag, ja nicht einmal der Tod! Das Wort des wechselseitigen Geständnisses blieb gleichwohl unausgesprochen. — Als das Entscheidende für die Jugend-, wie für die Folgezeit, gehört es oft lange, gleich als wollte ein gütiges Geschick zärtlich theilnehmend unser höchstes und reinstes Glück im Leben gerade für den günstigsten Moment aufsparen, da es ja doch dem armen Sterblichen nur Einmal vergönnt ist, hier schon eine Seligkeit zu genießen, die er sonst allein von den Himmels Freuden hoffen dürfte.

Ein Zufall, — wenn wir anders die nothwendige Verkettung von Umständen, welche der Menschen Schicksale lenkt, so nennen dürfen, — beschleunigte für das liebende Paar die Erschütterung jenes entscheidenden Momentes. Es mußte nämlich jener schauerliche Vorgang im Marionettentheater, der hier alle in dieser Erzählung auftretende Personen als ein merkwürdiger Wendepunkt zu betrachten ist, auch Otto's Verhältnissen zur Geliebten eine bestimmtere Richtung geben.

Der Jüngling war seltsam aufgeregt aus der unterbrochenen Faustiade des Puppenspiels nach Hause gekommen. Wie gewöhnlich auf Kleinstädter das Kleinliche, sobald es unerwartet großartig wirkt, einen stärkern Eindruck, als selbst eine große Weltbegebenheit, zu machen pflegt, so hatte auch jenes fratzenhafte Puppenspiel durch seine Schlußscene alle Stotterslinger ganz außer sich gebracht. Das Gerücht, welches immer mit einer Art von Poesie die Thatsachen vergrößernd auszuschmücken, vermehrte noch das Grausenhafte der Scene für diejenigen, welche nicht zugegen gewesen waren; denn wenig fehlte, daß nicht die erzählenden Zuschauer dahrin den erstaunten Hausgenossen es mit einem körperlichen Eide betheuerten: „Verlgebub sei ihnen in höchsteigner Person erschienen."

Mehrere Jugendfreunde Otto's, die er sich bereits erworben, und durch seine bedrängte Lage, wie durch sein musterhaftes Betragen, so sehr verdient hatte, fühlten sich auf gleiche Weise ergriffen, — auch wenn sie minder abergläubisch waren, als ihre Mütter. Es dauerte nicht lange, so waren sie alle in Otto's Stübchen versammelt.

„Bruder!" rief man ihm zu: „Jetzt endlich ist Dir die Bahn gebrochen! Willst Du immer noch länger schweigen und dulden, wie ein feiges Mädchen? — Wenn selbst fremde Possenspieler laut sagen, was ganz Stadt glaubt, dann fordert Dich die Ehre auf, daß Du die schmähliche Bürde abwerfest, wodurch Dich Dein unwürdiger Stiefvater ganz zu Boden zu drücken sucht. Erhebe Dich, Herzensfreund! Der beste Advokat der Stadt regreift nunmehr ohne Bedenken Deine Partie und vertheidigt Dein gutes Recht. Trenne Dich heute noch von diesem verruchten Hause und rief dem Betrüger, dem Mörder kurz und gut einen Prozeß an den Hals!"

Wahrscheinlich war es mehr diesen dringenden Ermahnungen der Freunde als der eignen Entrüstung einer doch schon fast zu sehr ans Erdulden gewöhnten Seele zuzuschreiben, daß Otto wirklich sich entschloß, das väterliche Haus heimlich zu verlassen und die Rechtshülfe für sich anzurufen. Am Morgen einer schlaflosen Nacht hatte sich zwar dieser Entschluß noch mehr befestigt; doch es stand vor der Pforte, die er mit erwachender Männlichkeit zu sprengen gedachte, ein abwehrender Engel, — Augusten's geliebtes Bild.

„Was wird sie von Dir denken? Kann sie wohl solch eine Flucht entschuldigen, und ein dreimliches Entweichen aus diesem Hause, — ach! und aus ihrer Nähe! — Dir jemals verzeihen?"

Das waren Fragen und Zweifel, welche die Liebe aufwarf. — Die Bescheidenheit hingegen und mehr noch ein gewisses blödes Mißtrauen auf seine eigene Kräfte und Würdigkeit, — eine natürliche Folge bedrückter, verkümmerter Jugendjahre, — antwortete auf jene Fragen: „Gütter Thor! was bist Du Augusten? Sie ist glücklich durch ihr eignes Herz, — auch ohne Dich! Ohwhre doch der Folgen Verblendung, die Dich in ihrer freundlichen Theilnahme so gern mehr erblicken lassen möchte, als die Wirkung eines großmüthigen Mitleids!"

Aber entfliehen aus einem Hause, wo sie wohnte; heimlich davon gehen, ohne Abschied von ihr zu nehmen, ohne sie irgend über die Beweggründe dieses wichtigen Schrittes aufzuklären, — nein! das konnte er unmöglich über sich gewinnen! „Wissen muß sie es!" rief er, heftig in seiner Klause auf- und abschreitend, aus: „Was mich hinaustreibt, soll sie hören und darüber richten! — Selbst ihre Gleichgültigkeit, ihre nie unterbrochene Seelenruhe bei dieser Benachrichtigung könnte ja nur meinem jagenden Muth heben und mich endlich, endlich überzeugen, daß der arme Otto Stern hier nichts, gar nichts mehr zu verlieren habe." So auf das Aeußerste gefaßt, ging er in den Speisesaal hinab.

Zum ersten Male wagte er es, Augusten, welche so eben sinnend ans Fenster getreten war, in einem unbelauschten Augenblicke die zaghafte Bitte zuzuflüstern: „sie möge ihm doch für eine, ihm sehr wichtige Unterredung eine Zusammenkunft im Garten vergönnen."

An Augusten war der Sturm des gestrigen Abends vorübergebraust, ohne einen gleichen Eindruck wie bei den übrigen Hausgenossen zurückzulassen, da dieß sämmtlich im Marionettentheater gewesen waren. In diesem Vergnügen Antheil zu nehmen, fühlte sie sich niemals gestimmt und hatte also auch für diesmal das Haus gehütet. Während das furchtbare Gewitter tobte und ein verdoppeltes Entsetzen im Schauspiele Angst und Verwirrung verbreitete, war die fromme Seele von ganz andern, wohlthuenden Empfindungen bewegt, denn sie wußte auch in den furchtbaren Naturerscheinungen den liebevollen Schöpfer und Helfer anzubeten. An der zurückgekehrten Herrschaft hatte sie zwar allerdings eine ganz besonders aufgeregte Erbitterung bemerkt; das konnte jedoch bei solch einem Paare nichts Neues, fremdes, da die Fälle täglich wiederkehrten, wo selbst die kleinste Verschiedenheit der Meinungen den heftigsten Zwist und dann jedesmal eine feindselige Verstimmung der Gemüther herbeizuführen pflegte. Ihren jungen Freund sah sie seit jenem Vorgange jetzt zum ersten Male, und konnte, unbekannt mit Allem, bei der Bitte, die er so geheimnißvoll an sie richtete, ihm ihre Ueberraschung kaum verbergen; doch sie williate ohne Bedenken ein, und bestimmte die Stunde der Zusammenkunft für den Abend.

Otto harrte zuerst auf der bezeichneten Stelle des Gartens seiner Freundin unter mancherlei sich heftig bekämpfenden Gefühlen. Es war vielleicht der erste männliche Entschluß, der mit Einemmale den gereiften Jüngling über die unglücklichen Verhältnisse seiner bedrängten Lage erhob. Der Druck ihrer Fesseln war seit gestern ihm unerträglich geworden; er fühlte sich zum Kampf gerüstet, und zwar gegen einen Feind, der, wie er wohl einsah, durch seine Gewandtheit wie durch seine Mittel leicht über den armen Anfänger siegen konnte, welcher weder Geldmittel noch vielbermögende Gönner, sondern allein sein gutes Recht zum Beistand aufrufen durfte. Bei dem kaufen Vorsatz zu — siegen (freilich nur, um sodann noch tiefern angreifen zu können) hatte unser guter Otto bloß eine widerstehende Macht in Anschlag zu bringen vergessen, deren ganze unwiderstehliche Gewalt er erst in dieser Entscheidungsstunde an sich erfahren sollte.

Auguste zögerte viel zu lange für seine wachsende Ungeduld. — Jetzt endlich nahte sie, — aber ach! wie so langsamen Schrittes! Als habe sie des Harrenden völlig vergessen, weilte sie gemächlich unterwegs bei den Blumenbeeten, pflückte da ein Blümchen, richtete dort ein anderes an seinem Stäbchen auf: — es war zum Verzweifeln!

Der scharfen, fast zürnenden Blick auf die unzeitige Blumistin in der Ferne geheftet, stand Otto regungslos im grünen Schatten da. „Ach, Auguste!" seufzte er wehmüthig: „So wenig beachtest Du also den unglücklichen Freund? So gleichgültig konntest Du bleiben bei einer Bitte, die sein ganzes Lebensglück umfaßt?"—

Nun endlich standen sie einander gegenüber! — Nur ein freundlicher Blick des blauen seelenvollen Auges, — und Otto dachte an keinen Vorwurf mehr. — Ruhig setzte sich die Jungfrau auf die Rasenbank, die eine hohe Platane umginaelte, und winkte ihm, an ihrer Seite Platz zu nehmen.

„Ich bin in der That neugierig," redete sie ihn lächelnd an, „was eine so dringend begehrte Unterredung mir Wichtiges entdecken soll."

Otto stockte anfangs verlegen, doch allmälig kam der Vortrag, so wie er eifriger wurde, in guten Zug. — So hatte er sich noch niemals ausgesprochen über sein Entbehren, sein Erdulden, sein erlittenes Unrecht. Er schilderte sein verbitterres Jugendleben unter dem Joch eines stolzen liebiosen Lehrherrn, der den Vaternamen an ihm zu verdienen nicht einmal gewünscht hatte. Er enthüllte seine gerechten Ansprüche auf ein nicht unbedeutendes mütterliches Vermögen und jene hinterlistige Täuschung, die es ihm vorenthielt. — Dann kam er auf die Nothwendigkeit zu sprechen, alle die Sklavenfesseln zu zerreißen, die er ohne Selbstverniedrigung länger nicht tragen dürfe. „Ich muß fort!" so schloß er sehr bewegt, „fort aus diesem Hause der Ungerechtigkeit und Sklaverei; ich muß es fliehen, um kräftig auftreten zu können gegen einen Mann, der meine Mutter tyrannisirt, und mich zum Bettler gemacht hat! Aber scheiden kann ich nicht, ohne Ihnen, edle Leidensgefährtin! ein gerührtes Lebe-

Digitized by Google

wohl zu sagen. Ach, Sie haben es immer so gut mit mir gemeint! — Das großmüthige Mitleid, dessen ich mich oft im Stillen getröstet, — ich darf es durch keine Zurückhaltung vergelten, durch keine heimliche Flucht als ein Undankbarer täuschen!"

Thränen waren ihm ins Auge getreten, die gewiß mehr dem Schmerz über das bevorstehende Scheiden, als dem gerechten Zürnen über Alles, was er hier erlitten, angehörten.

Otto schwieg. Auguste blieb stumm, wie er; aber die schönen Wangen, die bisher selbst in den dunklen Tagen der Trauer fortgeblüht hatten, wollten nun plötzlich erblassen. Ihr Auge haftete wechselnd bald auf dem weinenden Freund, bald senkte es den trüber werdenden Blick zur Erde nieder. — Die jungfräuliche Würde kämpfte mit der jungfräulichen Liebe; doch die Liebe behielt den Sieg.

„Otto!" schluchzte sie, — denn auch ihre Thränen quollen jetzt unaufhaltsam hervor; — „Was soll denn aber aus der armen Waise werden, die verlassen ist von der ganzen Welt, wenn Sie dieses zerrissene Herz nun auch verlassen, dessen einziger Trost, — ja, dessen einzige Liebe — . ."

Sie wagte nicht, das Wort zu vollenden; doch Otto konnte, als er das edle Mädchen in dieser ungewöhnlichen Bewegung sah, an dem entzückenden Sinn der abgebrochenen Rede seinen Jugendlieb zweifeln.

„Das habe ich nicht gewußt!" stammelte er, als seine Lippen sich lobreisen konnten von der zitternden Hand, die sich ihnen nicht entzog: „Nein, das hab' ich nicht zu hoffen gewagt! — Wo hätte ich nur den Muth hernehmen sollen zum Geständniß meiner Gefühle für Sie? — O nun wird Alles anders! — Nun kann ich ja nicht scheiden, wenn es Dich betrübt, Du guter Engel! — Mit Dir, mit Deiner Liebe ertrag' ich Alles gern. Wie sind wohl beide arm und unterdrückt, aber unser Herzen sollen uns reich und froh machen. — Ich bleibe!"

Der erste Kuß, der die unentweihten Lippen vereinigte, war das süße Pfand eines ewigen Bundes; und lange noch würden die Glücklichen in dieser Umarmung alles ihnen bevorstehenden haben, wenn nicht Auguste, — selbst in diesem bewegten Augenblick besonnener als ihr entzückter Freund, — durch die Zweige hin Floretten erblickt hätte.

Schnell entwand sie sich Otto's Armen, auf den Laubengang deutend. Otto, der eben so schnell den Wink verstand, war mit einigen flüchtigen Schritten dort verschwunden.

Florettens unerwartete Ankunft war keineswegs zufällig. Schon seit einiger Zeit hatte sie geheime Beobachtungen angestellt, die vielleicht blos der liebenden Auguste nicht entgingen. Wahrscheinlich wollte die galante Frau den Grund oder Ungrund einer Sage näher untersuchen, welche schon öfter von ihren Theeteuns denen verhandelt worden war: daß nämlich ganz Stotterlingen seinen schönen jungen Mann aufzupassen habe, als den Hausgenossen der Baurathin; und in der That ließen die verstohlenen Blicke, die sie ihm widmete, so wie eine gewisse, mehr als stiefmütterliche Aufmerksamkeit, die sie ihm zu beweisen anfing, kaum daran zweifeln, daß sie den Geschmack jener Kennerinnen billige und theile. Dabei blieb indeß eine Florette selten stehen, sondern macht sich ihr Plänchen für die Zukunft. „Wer weiß, wie sich's noch fügen muß," dachte sie, „daß dem armen Jungen sein Verlust durch mich mehr als ersetzt werden kann!" Besthaber blieb in so vorurtheilsfreien Lebensansichten keineswegs hinter der würdigen Gattin zurück; denn ihm seinerseits leuchteten Auguste's reize von Tag zu Tage mehr in die Augen. Der treffliche Waisenvater konnte sich's nun nicht oft genug sagen, daß er dem armen Kinde einigen Ersatz leisten müsse; wie freilich er aber auch die beste Manier der Rückzahlung bei sich erwog, der Hauptgedanke stand am Ende immer fest: „Wär' ich nur erst meine böse Sieben los, — ich wüßte dann wohl, was ich thäte!"

Diese sich kreuzende Neigung des Besthaberschen Ehepaares bedrohte die armen Liebenden mit neuen Verwicklungen und Plagen. Florette hatte zuerst die Möglichkeit eines Verhältnisses zwischen ihnen geahnet. Von nun an beobachtete sie Beide scharf, und gerade an jenem Abend, wo das Schicksal die shuldlosen Herzen durch das Band treuer Liebe auf ewig verknüpfte, führte sie ein eifersüchtiges Mißtrauen hinab in den Garten, da sie Auguste vergebens im Hause gesucht hatte. Allein es fehlt wohl oft den unschuldigsten Mädchen am Allerwenigsten an feinem Takt und an Muth, einer unwürdigen Gegnerin mit Würde entgegen zu treten. Selbst in jenem verrätherischen Momente, wo das Herz der Liebenden zum ersten Male an der Brust des Geliebten geschlagen hatte, war gleichwohl ihr Benehmen gegen die überraschend herbeigeeilte Baurathin so unbefangen und gehalten, daß diese vorzeit ihrem verdissenen Aerger nicht Luft machen konnte. Otto's Flucht hatte sich nur durch ein leises Rascheln im Gebüsche, wahrscheinlich auch ihr bemerklich gemacht.

Nach jener entscheidenden Abendstunde ging dem jungen Paare erst ganz die neubelebende Sonne auf, deren Morgenröthe schon so erquicklich gewesen war. Wie weit leichter ertrugen Beide nun die herrischen Launen ihrer Tyrannen! Es bedurfte ja nur eines bittenden Blicks, um Otto's innern Zorn zu beschwichtigen, — nur eines verstohlenen Händedrucks, um Augustens unermüdliche Geduld zu belohnen!

„Aber, wie soll das enden?" fragte gleichwohl der Jüngling oft seufzend im Stillen. — Sein Entschluß zur Flucht befestigte sich aufs Neue; nur so lange sollte sie noch aufgeschoben bleiben, bis er für Auguste einen anständigen Zufluchtsort gefunden. Der Ausführung dieses Planes mußten, bei so beschränkten Mitteln, freilich noch gar manche Schwierigkeiten entgegentreten; während aber Otto noch deshalb in Sorgen war, hatte das Schicksal für die Entwickelung des schwer zu lösenden Knotens auf eine Weise gesorgt, welche dem Volksglauben der Stotterlinger an dämonische Einwirkungen trefflich zu statten kam.

Es fiel nämlich in jenen Tagen Florettens Geburtsfest ein, wo, — zwar nicht das Herz ihres Colomanns, sondern die herkömmliche Sitte erheischte, daß eine Gesellschaft verwandter Haus- und Tischfreunde zur Feier des Tages bewirthet werden mußte.

Vom Baurath war man längst überzeugt, daß er, wenn einmal die Prunksucht den Geiz überwand, köstlich zu traktiren verstehe; es fanden sich daher selbst solche Gäste ein, die ohne eine so reizende Lockung vielleicht gerade jetzt das Besthabersche Haus gemieden haben würden; denn der üble Einbruch der Theatersaison her stand noch in allzufrischem Andenken.

In der That gehörte das heutige Gastmahl zu den glänzendsten, von welchen die Stadtchronik zu erzählen wußte. Alles war im Ueberfluß vorhanden, was leckere Gaumen an Speise und Trank nur wünschen mochten, die Tischgesellschaft zahlreich und aus den angesehensten Personen gewählt. Die Gäste, nach ihrer Weise vergnügt, schmeichelten mit derben Lobsprüchen den gastfreien Wirth und ließen dabei vorzüglich auch den schimmernden Reizen der schönen Wirthin übervolle Gerechtigkeit widerfahren, welche als Königin des Festes heute in ihrem kostbarsten Schmuck prangte. — Fast am untern Ende der Tafel fand Auguste ihr bescheidenes Plätzchen, und durfte nur zuweilen einen flüchtigen Blick ihrem Otto zusenden, der heute, vielleicht absichtlich, höher hinaufgerückt worden war.

Alles fühlte sich im dargebotenen Gaumengenusse, so wie in abgenutzten Trinksprüchen, Scherzen und Gemeinplätzen auf das Behaglichste gestimmt; noch lauter wurde das Tischvolk, als jene feierlichen Freudenschüsse zu knallen anfingen, welche die Ankunft des echten Wonnespenders verkündigten, der unmittelbar aus Epernay angelangt war.

Nur die nächste Umgebung des Baurathes konnte bemerken, daß er mit einem eilig hineingetretenen Bedienten hinter seinem Sessel im leisen Gespräch begriffen sei, den man nur aus solgende Worte des zischelnden Dieners vernehmen konnte: „Er läßt sich aber durchaus nicht abweisen, . . . er droht mit Gewalt hineinzubrechen . . . die Sache sei allzuwichtig; er müsse den Herrn sprechen."

„Nun, nun!" brummte der Baurath: „Wir werden den zudringlichen Störer wohl zur Ruhe zu verweisen wissen. — Gewiß wieder einmal einer von jenen abgeschmackten Handels-Spekulanten, die immer um Vorschuß betteln! — Wo ist der Fremde?"

„Er wartet im Garten, wo wir ihn mit Mühe zurückgehalten haben."

Besthaber ging mit dem Bedienten, und kam lange nicht wieder. — Sein auffallendes Verweilen erregte immer mehr die allgemeine Aufmerksamkeit; die Nachbarn des leergestehenden Stuhles wurden allmälig besorgter; selbst Florette fühlte am Ende, daß es schicklich sei, in eigner Person nähere Erkundigung vor dem Saale einzuziehen, und auch dann dauerte es noch eine gute Weile, ehe sie den Vermißten wieder hereinführte. — Doch wie hatte der Mann sich so schreckhaft verwandelt! Seine ganze Physiognomie, an deren schroffe Züge man ohnehin gewöhnt sein mußte, um sie nicht äußerst widrig zu finden, stellte jetzt ihr fahlen Entsetzen ein Gesicht dar, womit ein Kranker dem Arzte selbst alle Hoffnung rauben würde. Er war, so sehr er sich zusammennahm, über die entstellten Züge dieses hippokratischen Gesichtes nicht mehr Herr; die Augen lagen viel tiefer in ihren großen Höhlen; die Wangen schlotterten schlaffer um die blauen Lippen, welche kaum einige unzusammenhängende Worte als Entschuldigung seiner langen Abwesenheit hervorbringen konnten. Der starre Blick blieb, als er sich wieder gesetzt hatte, immer auf die Thüre geheftet, und drückte ein Entsetzen aus, als erscheine dort die furchtbare Hand, die einst das „Mene, mene, tekel" an die Wand schrieb.

Die Gesellschaft gab sich alle Mühe, noch recht viel zu trinken, um die Unterhaltung nur erst wieder in den vorigen Zug zu bringen; doch die allgemeine Spannung war nicht mehr zu lösen, und jeder Gast von Herzen froh, als Florette aufstehend „gesegnete Mahlzeit" wünschte und den verwirrten Besthaber in sein Zimmer führte.

Digitized by Google

Um und den tiefen Eindruck zu erklären, den jene geheime Unterredung mit dem zudringlichen Fremden bei dem Bauratbe zurückgelassen, müssen wir ihn selbst in den Garten begleiten, wohin ihn der Diener geführt hatte.

„Dort steht er!“ sagte dieser furchtsam und deutete aufs Bosket hin, als Westhaber aus der Thüre trat, die in den Garten führte.

Im Schatten bewegte sich eine unerkenntliche Gestalt. — „Bleibe hier zurück!“ befahl der Bauratb, der ihn nicht zum Westhaber eines Geheimnisses machen wollte, das denn doch vielleicht auf ein wichtiges Geschäft Bezug haben konnte. — Je näher er aber dem Fremden trat, desto seltsamer ward ihm zu Muthe. Jetzt stand eine lange hagre Gestalt vor ihm, die Arme in einen kurzen rothen Mantel gewickelt; eine Hahnenfeder bog sich über das schwarze Barett her; das scharf markirte Gesicht war leichenblaß und von einem dichten buschigen Bart umerwachsen. Eine tiefe hohle Stimme redete den schon sehr erschrockenen Bauratb an:

„Recht, daß Du kommst, Westhaber! — Aber Du mußt freilich, denn Deine Stunde ist abgelaufen, und Dein Stübchen ist Dir schon geheizt. Nur mit! nur mit! denn Du bist mein!“

„Um Gottes willen!“ schrie Westhaber im höchsten Entsetzen: „Du bist's, Fr— Fra . . .“

Er konnte das Wort nicht aussprechen, denn der Rothmantel hielt ihn schon mit scharfkralligen Fingern bei der Kehle und preßte ihn würgend an den nächsten Baum.

Der zurückgebliebene Bediente, der bei unheimlicher Ahnung für den Nothfall noch einen Gehülfen gerufen hatte, kam auf das unterbrückte Angstgeschrei seines Herrn eilig herbei; — da verschwanden der Unbekannte in den Büschen.

Westhaber lag ohnmächtig am Boden, und als er wieder so viel Leben und Besinnung gewonnen hatte, daß er, auf seine beiden Retter gestützt, den Rückweg antreten konnte, da erscholl hoch aus den Zweigen herab ein helles Gelächter: „Bestelle Dein Haus, Westhaber! Deine Heimholung ist vor der Thür!“

Mit neuem Entsetzen blickte der Zitternde hinauf, woher ihm die Stimme kam, und sah im höchsten Gipfel der Pharao eine zusammengekauerte Gestalt, welche der furchtbare Mantel nur allzuerkenntlich machte.

Solch ein unerhörter Vorfall mußte, — wie wir bereits die guten Stettiner kennen, — schon binnen wenigen Stunden zum Stadtgespräch werden, und das Gerücht allgemeinen Glauben finden: „Den Bauratb habe der Leidige holen wollen; nun aber wären sie doch mit einander eins geworden, — noch auf drei Jahre.“

Späterhin überzeugte man sich ungern davon, daß der vermeinte Leibige Niemand anders gewesen sei, als Fratzner, jener schon genannte Buchhalter, durch dessen Beistand Augustens Vater zu Grunde gegangen war. Auch Fratzners, den treuen Spießgesellen Westhabers, hatte so wie diesen das verhängsvolle Puppenspiel gerichtet. Zufällig waren gerade am Spieltage mancherlei Geschäfte mit seinem Principal abzumachen gewesen, und der Satan mußte ihn verleitet haben, am Abend „Fauste leben, Thaten und Höllenfahrt“ mit anzusehen zum Zeitvertreibe. Wie nun Menschen, die ein böses Gewissen mit sich selbst und der Welt entzweit, ihre Hölle mit allen zugehörigen Quälgeistern im eignen Busen tragen, so daß es oft nur einer kräftigen Erschütterung von außen bedarf, um das ganze dämonische Gefolge, — stets unter dünner Decke lauschend, — in Aufruhr zu bringen und ihnen eine wilde Oberherrschaft über die verfallene Seele zu verschaffen: so war auch Fratzner noch in derselben Gewitternacht, die dem Marionettenspiel folgte, mit halbgeweihtertem Verstande heimgekehrt. Seine früher schon durch regelloses Leben in Abfall gekommene körperliche Gesundheit drachte die beginnende Geisteskrankheit um so früher zur Reife. Der dumpfen Schwermuth folgte ein heftiger Ausbruch, der den Unglücklichen unter polizeiliche Aufsicht stellte; diese aber faß sich in Kurzem veranlaßt, ihm seine Wohnung im Irrenhause anzuweisen. Nach der fixen Idee, die sich im Faust bei ihm angesetzt hatte, war Er der Satan, der Westhabern (wahrscheinlich für ihn ein hassenswerther Verführer) zur Hölle heimholen müsse. Im Vertrauen auf den rothen Tuchlappen, dessen er sich jetzt statt eines standesmäßigen Mantels bediente, sprang er zwei Stockwerk hoch aus seiner Zelle herab und glücklich auf den Boden angelangt schlug er unmittelbar den Weg nach Stettertingen ein, um seinen satanischen Ruf zu erfüllen. Die mit Angstgeschrei herbeirennenden Bedienten hatten den Rasenden, als er eben in der Expedition begriffen war, zurückgeschreckt, so daß er schnell den nächsten Baum erkletterte, von welchem er noch den furchtbaren Scheidegruß herabrief.

Westhabern war allerdings einige Kunde von seines Geschäftsführers bedenklicher Krankheit zugekommen; ihm aber das Unständlichere zu entdecken, hatte man sich doch gescheut. So mußte es ihm denn eine schaudervolle Ueberraschung sein, den Mitschuldigen in einer Gestalt wieder zu erkennen, die wohl jeden Fremden in tödtliche Angst hätte versetzen können, geschweige den Mann, der hauptsächlich den Grund zu dieser traurigen Geisteszerrüttung gelegt haben mochte.

In Westhabers Wohnung war am Abend, der dem schreckhaften Geburtstage folgte, Alles in wilder Verwirrung. In Floretten langten einige Billets von unbekannter Hand an, und sie schickte Augusten früher, als es sonst zu geschehen pflegte, auf ihr Zimmer, um ungestört lesen und antworten zu können.

Schon der folgende Morgen brachte die Lösung des im Dunkel der Nacht geschürzten Knotens. Das erste wichtige Ereigniß, welches die erwachte Stadt durchflog, war die Nachricht: „daß die Frau Bauräthin plötzlich verschwunden sei.“

Je stiller es durch ihre nächtliche Flucht in jenem Flügel des Hauses geworden war, den sie bewohnt hatte, desto lauter brach der Sturm auf der andern Seite in Westhabers Zimmern los. Der Mann wüthete mit unerhörten Flüchen gegen Diebe, welche sein Eigthum erbrechen und schwere Geldrollen entwendet haben sollten. Die gesammte zitternde Dienerschaft wurde auf seinen Befehl schnell versammelt; er faßte bald den, bald jenen bei der Brust und schüttelte ihn, daß dem armen Schelm die Zähne klapperten; denn er wollte nun durchaus ein Geständniß des Mitwissens am nächtlichen Raube von den Unschuldigen erpressen. Sie alle sollten eingesperrt und ihre Habseligkeiten von ihm selbst durchsucht, — vor allen Dingen aber sollte die Frau geweckt werden, um bei dem weiblichen Gesinde ähnliche strenge Maßregeln anzuordnen. — Niemand wagte es, dem wüthenden Haustyrannen die neue Hiobspost zu verkündigen: daß die Frau Gemahlin des Weckens nicht bedürfe, sondern wahrscheinlich bereits auf einer kleinen Erholungsreise begriffen sei, um ihr Frühstück jenseits der Grenze einzunehmen.

Westhaber, als er Niemandem ein Wort abgewinnen konnte, stürmte selbst hinüber ins Gynäceum, und — erstarrte vor dem leeren Neste, dessen leichtbeschwingter Vogel, gleich andern Zugvögeln, gerade zur rechten Zeit freundlichern Zonen zugeflogen war. Die prächtige Mahagony-Toilette stand, zwar nicht erbrochen, aber doch offen und rein ausgeräumt da. Von dem reichen Schmuckkästchen, welches sonst hier aufbewahrt worden, hatte sich die schöne Frau unmöglich trennen können, sondern es als ein theures Andenken an ihren glücklichen Ehestand mit von hinnen genommen, so wie auch ihre Wirthschaftlichkeit sich durch eine vollständige Auswahl der Garderobe für den Reisekoffer aufs Neue bewährte.

Da die Arbeit der vergangenen Nacht, besonders wenn man die Erdrechung des Westhaberschen Büreaus mit einrechnete, allerdings so zarten Frauenhändchen nicht allein zugetraut werden konnte, so war es Keinem unter den Zuschauern zu verargen, wenn er irgend einen galanten, sackkundigen Freund der Dame mit im Spiele zu erblicken glaubte. Einige riethen auf den bewußten Bajazzo; und war dieser Verdacht gegründet, so hielt jener Theaterkünstler eigentlich allein in seiner furchtbaren Hand die lenkenden Fäden alles des schweren Unheils, dem jetzt der sonst so fest stehende Bauratb erliegen mußte.

Floretten s Flucht war nun schon der dritte gewaltige Schlag, den der höllische Bajazzo in so kurzen Zwischenräumen auf sein Haupt niedergeschmettern ließ. Wer sich den geschlagenen Mann genauer betrachtet hätte, wie er, am ganzen Körper bebend, dastand mit wildsunkenden Augen, mit der krampfhaft geballten Faust vor der Stirn, mit tiefen, leichenden Athemzügen, die sich aus der gepreßten Kehle hervordrängten, woran man noch die mit Blut unterlaufenen Spuren der gestrigen Würgefesse erblickte, — wer Westhabern so ins Auge gefaßt hätte, der würde gewiß den Ruf des Pseudo-Satans: „die Heimholung ist vor der Thür!“ als bereits in Erfüllung gehende Weissagung haben gelten lassen.

Doch der letzte und schwerste Schlag war noch zurück, säumte aber nicht lange mehr; denn mitten in der allgemeinen Verwirrung meldete man einige obrigkeitliche Personen an, die, von der Stadtwache begleitet, so eben im Comptoir alle Papiere in Beschlag nahmen, die Kasse versiegelten und zuletzt den Haushern selbst ersuchten, ihnen in sicher Gewahrsam zu folgen. Nun erst völlig vernichtet, vermochte er nicht einmal einen Schreckensruf, einen Jammerlaut hervorzudringen, und wurde von der Wache mehr hinweggetragen, als geführt.

Die Commission, welche hier auf fürstlichen Befehl so unvermuthet einschritt, war schon seit einigen Tagen angelangt, um noch verschiedene geheime Erkundigungen einzuziehen, da sich gegen den Bauratb der Verdacht bedeutender Unterschleife und sogar eines Criminalverbrechens ergeben hatte. Einer der Commissäre hatte sich, als ein alter Bekannter Westhabers, mit zum letzten Gastmahle eingefunden, und nach Allem, was er dort erfahren, um so mehr auf strenge und schleunige Maßregeln gedrungen.

Digitized by Google

So war denn, ehe noch der Mittag erschien, das ganze, gestern noch glänzend belebte Haus verödet und wie ausgestorben; denn selbst das Gesinde hatte im ersten Schreck über alle diese grausenhaften Ereignisse die Flucht ergriffen. Nur Otto und Auguste verweilten noch einige Stunden in den unheimlichen Gemächern. Ihren Muth sicherte ihnen ihre Unschuld, und sehr getröstet wurden Beide durch das Anerbieten einer braven Nachbarin: Augusten vorläufig in ihrem Hause und zwar ganz als Tochter desselben aufzunehmen. — Otto fand eben so bald bei einem seiner Jugendfreunde die trefflichste Aufnahme.

Nach diesem plötzlich eingetretenen Wendepunkt konnte die völlige Entscheidung nicht lange zögern. Es fanden sich in den Papieren des Verhafteten weit mehr Vorwürfe schwerer Verschuldungen, als man erwartet hatte. Ihm selbst fehlte es in den Verhören, nachdem ihn so Ungeheures betroffen und gebemüthigt, an hartnäckiger Festigkeit, seine Verbrechen abzuleugnen. Man glaubte am Schlusse der Untersuchung immer noch gnädig zu verfahren, als man den Verbrecher zum Zuchthause auf Lebenszeit verurtheilte. Allein bald zeigte sich's, daß ihm statt dieses traurigen Strafhauses ein anderes, fast noch traurigeres angewiesen werden müsse. Seine Gebanken verwirrten sich immer mehr; was man anfangs für listige Verstellung hielt, gab sich immer deutlicher als Wahnsinn kund, der bisweilen in Tobsucht überging. Da lieferte man den Unglücklichen in dasselbe Irrenhaus ab, wo sein Frauer bereits Quartier für ihn hatte machen müssen; denn er war, nach jener verfehlten Expedition im Felde umherschweifend gefunden, und an seinen Ort zurückgebracht worden. Hier lebten Beide noch einige Jahre eingesperrt, die sie der Tod ihres traurigen Daseins erlebigte. Bei Beiden zeigte sich bisweilen eine flörrige Widersetzlichkeit, welche an Raserei grenzte; der Wärter aber, der seine frühere Geschichte wohl kannte, pflegte sich dann eines wirksamen Beschwichtigungsmittels zu bedienen. Da nämlich die Zelle Beiden sich im Erdgeschosse befand, so führte bei dergleichen heftigen Anfällen der Aufseher Frauern, welcher sich immer noch fügsamer zeigte, herunter in den Hof und ließ ihn von außen durch das geöffnete Gitterfenster hineinschauen. So wie er den alten Spießgesellen erblickte, ward er ungemein sittig. Die Augen starrten ihm trotzig aus dem bleichen, behaarten Gesicht hervor; die Hahnenfeder auf der schwarzen Kappe schwankte drohend; mit seinen scharfen klauenartigen Nägeln kratzte er an der Wand hinan und wollte durchaus einsteigen, um nur endlich mit dem Heimholen zu Rande zu kommen, welches ihm nun doch einmal Tag und Nacht im Sinne lag. — Dann zog ihn aber der Wärter säuberlich an seinem Mephisto's-Mantel zurück und klappte das Fensterlein wieder zu. Er war jedesmal sicher, daß der in große Furcht versetzte Besthaber sich sodald nicht wieder einer Ungebühr schuldig machen werde.

Von der verlornen Florette erzählte nach einiger Zeit ein Durchreisender, welchen früherhin zuweilen Wechselgeschäfte ins Besthabersche Haus führten: „Er habe sie in einem niederländischen Städtchen bei derselben Gesellschaft, die einst den Stotterlingern vorspielette, wiedererkannt; sie freilich in sehr herabgekommenem Zustande, den die hochgeschminkten Wangen und ein phantastischer Theaterputz nicht hätten verbergen können." Wo sich dermalen der räthselhafte Bajazzo aufhalte, darüber wußte Niemand nähere Auskunft zu geben. Viele glaubten, er sei nach vollbrachtem Spuk wieder dahin zurückgefahren, woher er ohne Zweifel gekommen.

Gern wenden wir am Schlusse unsrer Erzählung den Blick hinweg von der Hölle her Schuld und der Strafe. Er weile nun um so lieber auf dem Paradies der Unschuld und der belohnten Liebe, wo wir unsre Verwaisten wiedersehen. Mit ihrem Austritte aus dem verödeten Hause sklavischer Dienstbarkeit gingen ihre schweren Prüfungsjahre zu Ende. Doch selbst die Stunde der Befreiung hatte Beide, besonders die zartfühlende Auguste, auf das Schmerzlichste ergriffen. Die traurige Zerrüttung jenes Hauses mit den darin zuletzt noch erlebten Schreckensscenen; ja selbst ein tiefes Mitleid mit dem Unglücklichen, dessen Verbrechen selbst man zu vergeihen geneigt war, so lange er in seiner Seelenqual unter dem plötzlich über ihn hereinbrechenden Gericht der ewigen Vergeltung vor Augen stand: — alles Dies lief einen Eindruck bei Augusten zurück, dessen nachtheiligen Folgen nur durch die zärtliche Pflege jener Frau vorgebeugt werden konnte, die sich ihrer auf das Mütterlichste annahm.

Sie war die Gattin des Oberpastors Hellmuth, eines Geistlichen, den man auch in einer größern und gebildetern Stadt, als Stotterlingen war, unter den ausgezeichnetsten Männern genannt haben würde. Das traurige Geschick der armen Waise hatte bei dem würdigen Ehepaar längst schon eine stille Theilnahme erweckt, doch darauf allein fühlte man sich bis jetzt beschränkt; denn in Feindschaft und Zwist zu gerathen mit einem vielgeltenden Manne, dessen Bösartigkeit keinerlei Art von vermeinter Beleidigung ungerächt ließ, davor hütete sich Jedermann. Sobald aber das Gerücht seinen schmählichen Fall verkündete, war Hellmuths Gattin die erste, welche der Heimathlosen ihr Haus zur Freistätte anbot. Im Stillen, glücklichen und gebildeten Familienkreise desselben begann für die neue Pflegetochter, — zugleich auch für Otto, der nun jeden seiner freien Abende dort zubrachte, — ein ganz anderes Leben. Manches schöne Talent des liebenswürdigen Mädchens schien sich hier erst zu entfalten, wo es so vielfache Ermunterung und nachdrückende Beihülfe fand; besonders sprach ihr schöner gefühlvoller Gesang alle Herzen an. Wie Otto davon entzückt sein mußte, weiß wohl Jeder, der irgend einmal dem Liede der Geliebten gelauscht hat. — Er selbst übte nun im Wetteifer das Spiel auf dem Pianoforte, so daß er in Kurzem die Freude genoß, jene süßen Gesänge begleiten zu können.

Die beiden Liebenden, deren zärtliches Verhältniß nicht lange ein Geheimniß bleiben konnte, hörten in Folge der neueingetretenen Ereignisse auf, arme Waisen zu sein. Theils ergab sich aus den untersuchten Besthaberschen Papieren die Nichtigkeit seines frühern Vorgebens, nach welchem das zugebrachte Vermögen der Mutter Otto's verloren gegangen sein sollte; theils überzeugten sich die ernannten Richter immer mehr von den schändlichen Kunstgriffen, wodurch es dem selbst verführten Frauer gelungen war, Augustens Vater zu täuschen und scheinbar an den Bettelstab zu bringen. Die beiden Verwandten konnten um so leichter entschädigt und in ihre vollen Rechte wieder eingesetzt werden, da des Bauraths Vermögen, selbst nach Vergütung aller sonst noch erwiesenen Unterschleife, immer noch ansehnlich genug blieb, ohnehin aber nach seinem Tode lachenden Erben zufallen mußte.

So hätte denn von dieser Seite der Verbindung Otto's und Augustens kein Hinderniß mehr entgegengestanden, wäre nicht ihr väterlicher Freund Hellmuth mit einem wohlgemeinten Vorschlage dazwischen getreten.

„Ihr seid Beide noch jung;" — erklärte er sich gegen sie, — „und es ist nicht gut, wenn der Frühling allzuschnell zum Sommer wird, weil dann auch der eilende Herbst einen allzufrühen Winter herbeizuführen pflegt. — Trennung für einige Jahre würde Eure Liebe nur noch mehr befestigen und ihr künftiges Glück dauerhafter begründen. Diese Jahre möge unser Otto benutzen, mit seinen guten Vorkenntnissen die Hörsäle tüchtiger akademischer Lehrer zu besuchen, und am Schlusse seiner Lehrzeit auch auf Reisen Länder und Menschen kennen zu lernen, von denen sich Gutes und Nützliches, — ein Schatz von Erfahrungen für das ganze Leben einsammeln läßt; — ein reiches Capital, dessen Zinsen ihm einst trefflich zu statten kommen werden! — Auguste bleibt ihm indessen in treuen Vater- und Mutterhänden wohl aufgehoben; denn auch für sie wird es im älterlichen Haus immer noch Manches zu lernen und zu üben geben, was einem vernünftigen Gatten weit mehr gelten muß, als die reichste Ausstattung an Geld und Gut. Getrennte Freunde, die das Herz vereinigt, lernen nicht nur in der Entfernung immer inniger fühlen, wie werth und nothwendig sie sich sind zu ihrem wechselseitigen Glück, sondern es wird dann auch ihr gemeinsames Bestreben immer eifriger darauf hingerichtet sein, daß Eines des Andern würdiger werde für die Zeit des ersehnten Wiedersehens. Kann es eine süßere Ueberraschung, einen schönern Lohn des freiwilligen Entbehrens geben, als die Entdeckung, man habe wechselseitig bedeutend gewonnen an Geistes- und Herzensbildung?" — Wenn gleich bei diesem — freilich, wie von der Kanzel herab gesprochenen Vortrage des guten Oberpastors die Blicke des andächtigen Zuhörers und der demüthigen Zuhörerin sich mit einem trüben Wölkchen verschleierten, so mußten sie dennoch die Wahrheit und Zweckmäßigkeit des treugemeinten Rathes anerkennen. Gar bald gelangte Otto, dem es anfangs sauer genug ankam, sich demselben zu fügen, zur rechten Einsicht über Manches, was ihm allerdings bis jetzt mangelte, und was die Braut, — ja noch mehr, die künftige Gattin, von ihm zu fordern berechtigt war.

Wohl fiel der Abschied den Liebenden schwer, und die mütterliche Freundin theilte gutmüthig mitweinend ihre Schmerzen; der Pastor aber tröstete lächelnd: „Dieselbe väterliche Hand, die Euch jetzt, Ihr guten Kinder! für einige Zeit trennt, soll, so Gott will, nach den kurzen Lehr- und Wanderjahren Euch auf immer vereinigen am Altare."

Digitized by Google

Karl Wolfgang Müller

lebt, so viel uns bekannt ist, zu Düsseldorf. Näheres über ihn zu ermitteln ist nicht gelungen.

Er schrieb:

Junge Lieder. Düsseldorf 1841.
Balladen und Romanzen. Düsseldorf 1842.
Einzelne Gedichte in Zeitschriften u. s. w.

M. hat sich unter den jüngern deutschen Lyrikern vorzüglich durch seine sehr gelungenen Balladen und Romanzen ausgezeichnet, an denen die glückliche Erfindung wie die kraftvolle Durchführung und meisterhafte Behandlung der Form gleich rühmenswerth sind.

Getrennte Liebe.

Ich kann es dir nicht sagen,
Wie ich so verloren bin,
Mein Herz ist mir zerschlagen,
Zerrissen ist mein Sinn;
Ich bin so krank und trübe,
Und Alles um meine Liebe,
Von der ich geschieden bin.

Am blauen Himmel ziehen
Die Wolken luft'ig hin;
Die Bäum' im Felde blühen,
Die Saaten grünen drin;
Ich schau' hinüber so trübe,
Und Alles um meine Liebe,
Von der ich geschieden bin.

Die Lüfte füllt ein Klingen,
Die Vögel jubeln drin,
Blühende Jungfrauen singen
Durch helle Gärten hin:
Ich lausche hinaus so trübe,
Und Alles um meine Liebe,
Von der ich geschieden bin.

O Lenz, dich grüßt das Leben
Durch Erd' und Himmel hin.
Was soll ich Armer geben?
Der Schmerz ist mein Gewinn!
Ich traure krank und trübe,
Und Alles um meine Liebe,
Von der ich geschieden bin.

Ich kann es dir nicht sagen,
Wie ich so verloren bin,
Mein Herz ist mir zerschlagen,
Zerrissen mir mein Sinn:
Ich bin so krank und trübe,
Dahin ist meine Liebe,
Mein Leben ist dahin.

Glückliche Liebe.

O klingender Frühling, du selige Zeit!
Und bist du vorüber, uns thut es nicht leid:
Wir liebtrn uns gestern, wir lieben uns heut',
Wir lieben uns morgen, wir glückliche Leut'!

Einst holten wir Bursche die Birke voll Muth
Und zogen zum Dorfe, die Maien am Hut;
Da traten die Mädchen aus traulichem Haus,
Mir lachtest du, Herzlied, verstohlen heraus.

Das Fest ging vorüber, da gabst du zur Stund'
Die Hand mir zum Drucke, zum Kuß mir den Mund!
Mein warst du, o Schatz und o Schatz, ich war dein!
Wir wollten verbunden in Ewigkeit sein.

Und sieh', nicht umsonst stand die Ros' auf der Haid',
Ich brachte den Strauß dir, du wonnige Maid,
Wir theilten zur Aernte den Tanz und das Lied,
Wir theilten die Trauben und wurden's nicht müd'.

Jetzt stürmet der Winter so kalt durch die Welt,
Wir können nicht jubeln durch Berge und Feld,
Wir sitzen zu Hause, Ein Herz und Ein Sinn;
Im Herzen ist Sommer, blüht Liebe darinn.

O klingender Frühling, du selige Zeit!
Und kehrst du, für ewig vereint sind wir beid':
Wir liebten uns gestern, wir sitzen uns heut',
Wir lieben uns morgen, wir glückliche Leut'!

Der Mönch zu Heisterbach *).

Ein junger Mönch im Kloster Heisterbach
Lustwandelt an des Gartens fernstem Ort;
Der Ewigkeit sinnt tief und still er nach,
Und forscht dabei in Gottes heil'gem Wort.

Er liest, was Petrus der Apostel sprach;
Dem Herren ist ein Tag wie tausend Jahr,
Und tausend Jahre sind ihm wie ein Tag,
Doch wie er sinnt, es wird ihm nimmer klar.

Und er verliert sich zweifelnd in den Wald;
Was um ihn vorgeht, hört und sieht er nicht;
Erst wie die fromme Vesperglocke schallt,
Gemahnt es ihn der ernsten Klosterpflicht.

Im Lauf erreichet er den Garten schnell;
Ein Unbekannter öffnet ihm das Thor.
Er stutzt, — jedoch die Kirche ist schon hell;
Und d'raus ertönt der Brüder heil'ger Chor.

Nach seinem Stuhle eilend tritt er ein,
Doch wunderbar, ein Andrer sitzet dort;
Er überblickt der Mönche lange Reihn,
Nur Unbekannte findet er am Ort.

Der Staunende wird angestaunt ringsum,
Man fragt nach Namen, fragt nach dem Begehr;
Er sagt's, da murmelt man durchs Heiligthum:
Dreihundert Jahre hieß so Niemand mehr.

Der Letzte dieses Namens, tönt es laut,
Er war ein Zwiefter und verschwand im Wald,
Man hat den Namen Keinem mehr vertraut.
Er hört das Wort, es überläuft ihn kalt.

Er nennet nun den Abt und nennt das Jahr:
Man nimmt das alte Klosterbuch zur Hand,
Da wird ein großes Gotteswunder klar:
Er ist's, der drei Jahrhunderte verschwand.

Der Schrecken lähmt ihn, plötzlich graut sein Haar,
Er sinkt dahin, ihn tödtet dieses Leid,
Und sterbend mahnt er seiner Brüder Schaar:
„Gott ist erhaben über Ort und Zeit."

„Was er verhüllt, macht mir ein Wunder klar;
D'rum grübelt nicht, denkt meinem Schicksal nach;
Ich weiß: Ihm ist ein Tag wie tausend Jahr,
Und tausend Jahre sind ihm wie ein Tag."

Meister Tancho.

Zu Achen durch die Gassen,
Da tönte lustger Brauch;
Von Mann und Weib verlassen
Stand öde jedes Haus,

*) Ein verfallenes Kloster im Siebengebirge.

Digitized by Google

Mit seinem Hofgelage
Kam selber Karl zur Schau:
Es war an diesem Tage
Vollbracht des Domes Bau.

„Gott wird mit Wohlgefallen,"
Begann der Kaiser laut,
„Bewohnen diese Hallen,
Die wir ihm aufgebaut.
Für unser fleiß'gen Hände
Vieljähriges Bemühn
Wird reichen Segens Spende
Im Gotteshaus uns blühn.

„Doch fehlt der Mund, der helle,
Der uns zu kommen heißt,
Wenn sich der Gnade Quelle
Im Heiligthum erweist.
Mit ihrem frohen Schallen
Fehlt noch die Glocke hier!
Drum bringet von Sankt Gallen
Tancho den Meister mir."

Der Meister ward gerufen
Und Karl gab ihm zur Stund
Gediegner Silberstufen
Dreitausend schwere Pfund,
Und Kupfererz und Eisen
Hieß er ihm zahlen aus
Und ließ zur Arbeit weisen
Ihm ein entlegen Haus.

Ans Werk gab unverdrossen
Der Künstler sich alsdann,
Doch seine Thür verschlossen
Hielt er vor Jedermann;
Nicht daß die Störung ferne,
Ihm lag Betrug im Sinn!
Das Silber hätt er gerne
Vertauscht mit schlechtem Zinn.

Und als dahin drei Wochen,
Da war das Werk vollbracht,
Die Form ward abgebrochen:
„Ha, wie die Glocke lacht!
Seht nur die hellen Bilder,
Die Sprüche zeit an Zeil,
Im Sonnenglanz die Schilder!
Dem hohen Meister Heil!"

So flicht dem Künstler Kränze
Das Volk mit blindem Sinn
Und merket nicht, es glänze
Ein falscher Glanz darin.
Man zieht zur Glockenstufe
Die Glock' und fugt sie ein,
Da grüßt mit neuem Rufe
Das frohe Volk darein.

Und Karl tritt aus der Menge
Zuerst zu läuten vor,
Er rührt die Glockenstränge,
Kein Laut dringt in sein Ohr.
„Nicht liegt's an meiner Stärke,
Die regte Größres schier,
Es liegt wohl an dem Werke:
Den Meister rufet mir!"

Und Tancho tritt inmitten,
Im Auge grimme Gluth,
Er geht mit schwanken Schritten,
Er reißt am Seil mit Wuth.
Ein Prasseln und ein Toben
Dröhnt durch die Balken dann:
Der Klöppel fällt von oben
Und trifft den falschen Mann.

Wie sie ihn stürzen sehen,
Und sehn des Blutes Lauf,
Da staunt das Volk, da gehen
Ihm erst die Augen auf:
Es schweiget wie vernichtet;
Der alte Kaiser spricht:
„Wo Gott der Herr gerichtet,
Da reden Menschen nicht."

Altenahr.

Wo sie am Höchsten ragen,
Die Felsen an der Ahr,
Da stand in alten Tagen
Das Schloß von Altenahr,
Und seine Thürme schauten
Mit ihrer Kronen Rand,
Gleich alten und ergrauten
Königen, weit ins Land.

Gleich wie von Neid geschwollen
Rauscht unten tief der Fluß,
Und seine Wasser rollen
Am jähen Felsenfuß,
Als wollt' er unternagen
Das Schloß und brechen ein;
Doch trotzt mit festen Lagen
Das mächtige Gestein.

Einst hub ein ander Streiten
Sich dort von wildrer Art,
Da kam von allen Seiten
Viel Kriegsvolk, wohlgeschaart.
Die Bischöf' und die Fürsten
Stehn haßerfüllt voran,
Den Mann voll Freiheitsdürsten,
Den Burgherrn, einzufahn.

Doch ragt der Fels, der wilde,
Und bietet guten Schutz,
Die Mauern sind wie Schilde,
Sie stehn in stolzem Trutz.
Der Feind liegt Tage, Wochen,
Viel Monde, manches Jahr,
Der Muth ist schier gebrochen,
Zerronnen fast die Schaar.

Einst sprengt beim Morgenstrahle
Der Graf auf hohem Roß
Gewappnet ganz in Stahle
Zum höchsten Wall vom Schloß.
Sein Blick, der lang getrübet,
Erglüht wie Sonnenschein,
Der Ruf lang' ungeübet
Dröhnt laut ins Thal hinein.

„Sieh auf dem letzten Rosse,
O Feind, den letzten Mann
Von allen, die im Schlosse
Euch Böses angethan.
Dem Weib, den Söhnen allen,
Gab Krankheit herben Tod,
Es fielen die Vasallen
In jäher Hungersnoth.

Und sind sie nicht gestorben
In ehrenvollem Streit,
Sie haben doch erworben
Der Freiheit Herrlichkeit.
Frei will auch ich denn sterben,
Wie ich im Leben war,
Denn Knechtschaft ist Verderben
Und schändet immerdar."

So hat der Greis gerufen
Und blickt zum Himmel auf,
Treibt auf den Felsenhufen
Das Roß zu wildem Lauf,
Stürzt von der Höhe rasselnd,
Rollt über das Gestein
Bis in die Fluth, die prasselnd
Schlingt Roß und Reiter ein.

Wie das die Feinde schauen,
Erfaßt sie Schreck und Graus,
Sie fliehn des Todten Gauen
Und ziehen stumm nach Haus.
Das Schloß sank auf den Höhen
Schon längst ein Raub der Zeit,
Nur noch zwei Thürme stehen,
Zum jähen Sturz bereit.

Digitized by Google

Doch lebt die alte Kunde
Noch stets im Volke fort,
Sie geht von Mund zu Munde,
Sie geht von Ort zu Ort,

Und lehrt das Volk, daß sterben
Wie Männer frank und frei
Viel besser als verderben
In schlimmer Knechtschaft sei.

Niclas Müller.

im Jahre 1809 zu Langenau bei Ulm geboren, ist Buchdrucker. Er bereiste Oesterreich und Ungarn. G. Schwab entdeckte sein Talent und führte seine Gedichte in das Publikum ein. M. machte auf Cotta's Kosten eine Reise nach London, um dort den Druck des Holzstichs zu lernen. Er hat später die Prachtausgabe des Cid von Herder gedruckt.

Er gab heraus:

Liederbuch für die Veteranen der großen Napoleonsarmee von 1803 bis 1814. Noch nicht im Druck erschienene Gesänge, mit Angabe ihrer Singweisen, u. 6 Lithogr. gr. 8. Mainz 1837.

Lieder. Stuttgart 1837, mit einer Selbstbiographie und einer Einleitung von G. Schwab.

Ein von der bescheidensten Gesinnung beseeltes poetisches Talent, das sich den größten Theil seiner Bildung selbst verdankt, sich durch Innigkeit, Wärme und Tiefe des Gefühls auszeichnet und überall die wohlverdiente Anerkennung gefunden hat.

Der schönste Tod.

Ich sprach zu meiner Seele:
Wie willst du wandern aus?
Einmal dir selbst erwähle
Den Zug aus deinem Haus!

Sie sprach: Gar süß vor allen
Ist mir ein Tod bekannt:
Am Schönsten ist's zu fallen
Von Gottes eigner Hand.

Wann er mit Donnerstimme
Daher auf Wolken rauscht, —
Dem Bösen scheint's im Grimme,
Der Gute freudig lauscht. —

Da langt sein Arm voll Feuer
Aus dunklem Himmelsspor,
Und ziehet, die ihm theuer,
In seine Lust empor.

Auf seinem Feuerwagen,
Deß Rosse Strahlen sprühn,
Durch Wolken hinzujagen,
Vom Sturm umbrauset kühn,

Ist schöner als zu siechen
Auf mattem Krankenbett,
Und furchtsam hinzukriechen
Auf schmalem Todesbrett.

Drum hör' ich manchmal sagen:
„Den traf ein schlimmer Tod,
Den hat der Blitz erschlagen!"
Werd' ich vor Freuden roth.

Die Weinkelter.

Mein inniger Betrüber,
Der Gram, ging mit mir aus;
Da kamen wir vorüber
An einem Kelterhaus.

Die Bäume hört' ich ächzen,
Wie arme Herzen thun,
Die nach der Ruhe lechzen,
Und können doch nicht ruhn.

Da zog mich ein Verlangen
Mit Macht ins Haus hinein.
Als ich hineingegangen,
Sah ich der Trauben Pein,

Die sie geduldig litten,
Von Qual gepreßt — den Most
Ausweinend in die Bütten;
Dann ging ich heim mit Trost,

Und sprach nun: Muß die Traube
Ausströmen so den Wein,
So komm nur, Gram! und schraube
Mein Herz in enge Pein.

Vielleicht wird dann entfließen
Auch ihm ein süßer Saft,
Den Geister noch genießen
Zu Stärkung ihrer Kraft.

Der Glühwurm.

Leuchte, Glühwurm, durch die Nacht
Mit der kleinen Sternenpracht;
Strahlst du so im feuchten Gras,
Denkt mein Herz an dies und das:

Lieber Gott, wie wunderbar,
Hier ein lebend Lichtlein gar;
Mit dem Tag floh aller Schein,
Es hat Licht noch, ganz allein!

Wenn einst meine Sonne sinkt
Und mich Dunkelheit umringt,
Wenn nur dann so still und sacht
Noch in mir ein Funke wacht.

Der alte Baum an die jungen.

Ihr seid dahin gesunken
In eurer Jugend Kraft;
Habt ihr zu viel getrunken
Vom süßen Frühlingssaft?

O nein, uns hat gebogen
Die allzuschwere Last,
Die uns noch zugewogen
Der Frost, der späte Gast.

Ach ja, euch brach die Bürde
Vom späten, kalten Schnee!
So tiefgebeuget würde
Mich drücken auch mein Weh:

Wär' ich nicht lang' gewohnet
Den rauhen Winterfrost;
Doch so bin ich verschonet,
Euch jungen noch zum Trost.

Digitized by Google

Philipp Engelhard Nathusius

ward am 5. November 1815 zu Althaldensleben bei Magdeburg geboren, wo sein Vater, der für die Belebung der Industrie in jener Gegend so thätige und bekannte Nathusius, seine vorzüglichsten Anstalten gegründet hatte. — Nachdem er durch häuslichen Unterricht eine genügende Vorbildung erhalten, studirte er in Berlin, machte dann größere Reisen, und ließ sich dann auf seinem väterlichen Erbe nieder.

Von ihm erschien:

Funfzig Gedichte. Braunschweig 1839.
Noch funfzig Gedichte. Magdeburg 1841.
Beranger P. J. de. Hundert drei Lieder (Uebersetzung im Versmaß der Originale). Braunschweig 1839.

Ein schönes, frisches, naturwüchsiges, echt lyrisches Talent, das sich eben so wohl an deutscher Volkspoesie, wie an unsern besten Dichtern heraufgebildet hat, ohne etwas an seiner Eigenthümlichkeit einzubüßen und gewissermaßen mehr singt als dichtet, d. h. seinen Gefühlen und Anschauungen Worte giebt, wie sie ihm unmittelbar aus der Seele dringen, ohne sich ängstlich um die Form zu kümmern, dadurch aber, wenn auch nicht immer den strengen Kunstrichter doch den unbefangenen Leser erfreut und nicht selten befriedigt.

Bekenntniß.

Mit jedem Lied fällt mir ein Stein vom Herzen,
Ich ward so froh und weiß es nicht warum,
Die ganze Welt möcht' ich umfangen, herzen,
Sie sieht mich an, so hold, und lächelt stumm.

Ob's Edelsteine sind, ich weiß es nicht,
Mich kümmert's nicht, ihr werdet's schon ergründen;
Ich war als Kind schon königlich beglückt,
Wenn ich nur bunte Steine konnte finden.

Oft nehm' ich mir den Ernst des Lebens vor,
Und immer wieder sind' ich mich beim Spielen;
Die Frucht am Lebensbaum hängt, ach! so hoch,
Und in den Schoos mir regnet's blühend Lieder.

Könnt' ich für jedes Lied mir tauschen ein
Ein gutes Werk, wie schön wär mir's beschieden;
Doch muß ein Lied ein gutes Werk wohl sein,
Sonst könnt' es nicht die Seele so befrieden.

Das Hündlein von Brette.

Im Städtchen Brette lebte
Ein armer blinder Mann,
Der seinen Bissen Brodes
Nicht selbst mehr finden kann.

Da war sein treues Hündlein
Zur Hülfe ihm so klug,
Ein Körblein in dem Mündlein
Von Haus zu Haus es trug;

Darinnen lag ein Zettel:
Schenkt doch dem blinden Mann!
Und gerne gab dem Hündlein
Vom Seinen Jedermann.

Das trug's zu Hause treulich
Zu seinem alten Herrn
Und rührte an kein Bißlein,
Thät's es auch manchmal gern.

Doch eines Freitags kam es
Zu eines Metzgers Sitz,
Das kluge Thierchen wußte
Ja nichts von Menschenwitz.

Der Metzger war ein wilder,
Ein streng katholscher Mann.
Fleisch willst du an dem Fasttag?
Wart' nur! du sollst es ha'n."

Und hieb ihm auf dem Blocke
Herab sein Schwänzlein klein,
Und legte es zum Spotte
Ins Körbchen ihm hinein.

Beschimpft und wund, doch treulich
Trug's noch den Korb nach Haus,
Da legt' sich's auf die Schwelle
Und war sein Leben aus.

Darob betrübt und traurig
War wohl die ganze Stadt,
Weil Jedermann, jed Kindlein
Den Hund geliebet hat.

Und ward grad' überm Stadtthor
Ohn' Schwanz das Hündelein
Zum steten Angedenken
Gehauen aus in Stein.

Und wird wo großer Treue
Ein übler Lohn gethan:
„Es geht ihm wie dem Hündlein
Von Brette," spricht man dann.

Ruhe in der Geliebten.

Schließt je ein Tag recht schön und rein
Und jene Zeit sie fällt mir ein,
Wo ich mit dir gewesen bin:
Wird mir so still, so fromm zu Sinn.

Mein ganzes Wesen zieht und wallt
Hinüber, friedlicher Gestalt,
Und leget sich mit Kinderlust
Mit Wang' und Ohr an Gottes Brust.

Dann wird mir's heil'ge, stille Nacht,
Des Tages Werk und Bürm vollbracht:
Dein Auglied, denk' ich, deckt mich zu,
Und schlafe ein in tiefer Ruh.

So möcht' ich wohl, wenn sich mein Aug'
Zum letzten Male schlösse, auch
Entschlafen, weil ich dächte dein:
Dann schlief' ich still zum Himmel ein.

Liebesregung.

Schlanke, schwebend munt're Schwalbe,
Du mein hellgeaug'tes Mädchen,
Ja, so oft du mir erscheinest,
Kehrt der Frühling mir ins Herz.

Wär' ich's tiefe klare Wasser,
D'rin du deinen Schnabel netzest,
Schlüg' ich über dir zusammen,
Badet' dich in meiner Fluth.

Doch du rührst's mit leichtem Fittig
Nur im Flug vorüberstreifend;
Und ein zitterndes Bewegen
Ueberfliegt's in weiten Kreisen,
Die sich dehnen, schwingen, ziehen
Als aus Einem Mittelpunkt.

Digitized by Google

Schwälblein, Schwälblein, muntres, schnelles,
Ach! was soll mir denn der Frühling,
Wenn du wieder mich verlässest.

Der hartgeschmiedete Landgraf.

Zu Ruhla im Thüringerwald
Liegt eine Schmiede, die uralt,
Von der noch geht das Rede-Wort
Von Kind zu Kindeskindern fort,
Ist Einer streng und fest: „Der ward
Zu Ruhla wohl geschmiedet hart."
Woraus der Spruch entsprungen ist,
Hört zu, — ich sag' es, daß ihr's wißt.

Ein junger Herr war Ludewig,
Thüringens Landgraf, demüthig
Gen Jedermann, nach Jugendart,
Wenn sie nicht früh verdorben ward.
Er war so mild und weich und gut,
Ein unbesangen fröhlich Blut,
Als ob er nichts als Andre mehr;
Nicht als ob er der Herre wär',
Hatt' er zu strafen Niemand Muth,
Schämt sich, wenn Einer Unrecht thut.
Doch weil er scheu't, daß er mit Kraft
Dem Recht auch selber Geltung schafft,
Entstand daraus des Unrechts mehr
Zehnmal, denn thun hätt' können er.
Das war ihm sorglos unbewußt,
Er ritt mit leichter junger Brust
In' Wald hinaus zu jagen, fern
Von Hofes Zwang — da war er gern —
In schlichten Kleidern frank und frei,
Das Jagdhorn um die Hüften — hei!
Ein edler Hirsch sich flüchtig zeigt,
Er folgt ihm rüstig, wie er fleugt.
Des Irrens seltsam kühne Lust
Zieht wachsend ihn durch Wald und Wust.
Und eh' er es geahnt, gedacht,
Da überkommet ihn die Nacht.
Er weiß den Pfad zurück nicht mehr
Und reitet durch die Dickung quer;
Er weiß zuletzt nicht vor, nicht rück,
Und reit't waldeinwärts auf gut Glück;
Gelangt in ein immer schmal
Und schmäleres Gebirgesthal,
Die Felsen, erst gedehnt und breit,
Zusammenwachsen beiderseit,
Das Wasser ihm entgegenrauscht,
Und was für Klingen noch? — er lauscht!
Und taetgeschwung'ner Hämmer-Schall
Klingt fern vom Felsen-Widerhall.
Und als geritten er nicht lang,
Ein Feuer durch die Bäume drang.
Er reitet frisch drauflos und sieht
Sich bei 'nem Waldes-Hammerschmied.
„Sagt, Meister, an: wo bin ich hier?"
„„Nun, in der Ruhla. Wer seid ihr?""
„Des Landgraf Jäger, irr' vom Pfad."
Der Schmied versetzet grob und grad':
„Des weichen Herrn, des Landgraf? pfui!
Nenn' ihn, ohne Maul zu wischen, nie.
Um dein't will'n herberg' ich dich gern,
Doch thu' ich's nicht um deines Herrn. —
Im Schuppen findst du Stroh und Heu,
Da mach' dein'm Pferd' und dir 'ne Streu."
Der Fürst nach seiner milden Art
Nahm stille hin das Wort so hart.
Und doch's ihm schwer im Sinne liegt,
Er kann darüber schlafen nicht.
Der Schmied indeß die ganze Nacht
Hinburch den Hammer schwingt mit Macht.
Und Tact um Tact mit jedem Schlag
Aus rauher Brust er flöhnend sprach:
„O Landgraf, Landgraf, werde hart,
O werde, wie dies Eisen, hart!"
Sprach der Gesell: „Ihr habt den Spruch
Nun, Meister, wohl gesagt genug." —
Der Meister: Wird's im Lande doch
Nie anders; warum denn mein Spruch?
Wird doch der Noth kein End' gemacht."
Darauf die liebe lange Nacht,
Indeß den Blasebalg er zieht,
Indeß das Eisen schweißt und glüht,
Erzählt er, was für Plag' und Schmach
Das arme Volk erdulden mag;
Indeß die Räthe frech und bunt
Dem Landgraf mähren in dem Mund,
Die Amtleut' Untreu üben groß,
Die Ritter aller Zügel los
Mit frechem Rotzen Freveimuth
Die Bauern schinden bis aufs Blut,
Und Niemand ist, der Hülfe schafft,
Der Landgraf sonder Ernst und Kraft:
Kommt man bei ihm mit Klage an,
Alsbald er kehret den Rücken dann,
Weil er nicht gerne sieht und hört,
Was ihm den leichten Sinn beschwert,
Und wird zum Spott im ganzen Land
Vom Adel: „Landgraf Metz" genannt.
Er hetzt die Hirsch' im lust'gen Wald,
Das Volk aufs Blut der Adel bald;
Er treibt die Wölf' ins Garn hinein,
Die Amtleut' goldne Füchse ein.
Der Schlimmste ist von Allen doch,
Er selbst durch seine Milde noch.
O arger, o unsel'ger Herr!
Was plagst du doch dein Land so sehr: —
„Drum Landgraf, Landgraf, werde hart,
So werde, wie dies Eisen, hart!"
Er Tact um Tact bei jedem Schlag
Des Hammers wieder flöhnend sprach.
So ging's die ganze Nacht hinfort,
Dem Landgraf, ihm entging kein Wort.
Es ging ihm in die Seele tief,
Und wuchs und wuchs — er nimmer schlief.
Und wie der Windzug zischt und braust,
Die Mähr ihm in die Ohren saust;
Und wie das Eisen schweißt und glüht,
So ward durchdrungen sein Gemüth;
Und wie es hochroth leuchtet auf,
Erröthet seine Seele auch;
Und wie des Hammers Schläge stark,
So schüttert's durch und durch sein Mark.
Also Thüringens Landgraf ward
Zu Ruhla dort geschmiedet hart.
Die lange Nacht sann er allein
Wachsend voll Ungeduld und Pein.
Früh schwingt er sich zu Roß in Hast
Und jagt gen Eisenach ohn' Rast.
Bald ward im ganzen deutschen Land:
„Ludwig der Eiserne" bekannt.

Hermann Kunibert Neumann

ward am 12. November 1808 zu Marienwerder im Königr. Preußen geboren, wo sein Vater als Regierungsrath lebte. Kränklichkeit hielt seine wissenschaftliche Bildung länger als gewöhnlich zurück und erst in seinem zwölften Jahre lernte er lesen und schreiben. Von dieser Zeit an aber entwickelte er sich schnell und besuchte mit Erfolg das Gymnasium seiner Vaterstadt, so wie später die Gelehrtenschule in Elbing. Als siebenzehnjähriger Jüngling trat er in die preußische Armee ein, avancierte rasch zum Offizier und diente als Solcher im vierten Regiment zu Elbing und Danzig, dann im siebenzehnten zu Wesel und Düsseldorf. Die ihm vergönnte Muße benutzte er in stiller Zurückgezogenheit zur Ausbildung seiner poetischen Anlagen. Im Jahr 1839 nahm er als Premier-

Digitized by Google

lieutenant seinen Abschied und ging in den Civildienst über. Nachdem er noch kurze Zeit in Düsseldorf und Weblar verweilt, zog er nach Torgau, wo er von den glücklichsten häuslichen Verhältnissen umgeben gegenwärtig noch als Oberinspector der Garnisonsverwaltung lebt.

Seine Schriften, von denen er mehrere nur um wohlthätiger Zwecke willen veröffentlichte, sind:

Irisholdlein und Rosaliebe. 1835.
Des Dichters Herz. 1836.
Erz und Marmor. Wesel 1837.
Dichtungen. 3 Bde. Düsseldorf 1838.
Nur Jehan. (Zum Besten der Abgebrannten in Dahme.) Torgau 1843.
Das letzte Menschenpaar. (Dramat. Gedichte zum Besten der verarmten Spinner und Weber im schlesischen Erzgebirge.) Aschersleben 1844.
Jürgen Wullenweber, der kühne Demagoge. Leipz. 1846.
Einzelne Gedichte u. s. w. in Zeitschriften u. s. w.

Neumann ist ein tief gemüthlicher, phantasiereicher Dichter voll zarter und starker Empfindung, warmer Liebe zur Natur und echter inniger Begeisterung für das Große und Schöne. Er weiß mit sicherer Hand die Geschöpfe seiner Einbildung zu gestalten und ihnen Leben und Bewegung zu verleihen und beherrscht Form und Sprache mit Meisterschaft. Wenn er auch in seinen ersten Leistungen nicht immer der Ueberfülle seines Innern zu gebieten und sich zu beschränken verstand, so hat er dagegen mit jedem neuen Werke an Sicherheit und Klarheit gewonnen und ist erfolgreich auf der von ihm eingeschlagenen Bahn fortgeschritten. Mag es des Dichters große Bescheidenheit, mag es die Ungunst der Verhältnisse für jedes Talent in Deutschland, das sich fern vom Treiben des öffentlichen Marktes der Literatur hält, verschuldet haben: seine trefflichen Poesien sind bei Weitem nicht so verbreitet worden und haben lange noch nicht die Anerkennung gefunden, die sie verdienen. Es gereicht daher dem Herausgeber zur besondern Freude, nachdrücklich die Aufmerksamkeit auf einen Dichter hinzulenken, der mit reicher Begabung unermüdlich den Würdigsten und Besten in wahrer Freudigkeit des Berufes nachstrebt.

Die letzte Meldung.

1.

Vom Ostseestrande schaut ein Bild von Stein
So kräftig ernst ins Preußenland hinein;
Von seiner Lippe tönt's wie tiefer Klang,
Gleich Trommelwirbel und gleich Schlachtgesang.

Ist's eine Sage längst vergangner Zeit
Von Riesenkämpfen und Heroenstreit?
Ruht's doch auf seiner Stirn, gleich wie die Welt
Der Atlas auf dem mächt'gen Scheitel hält.

Am Tage stets mit gold'nem Mantel hüllt
Die Sonne wohl das bleiche Marmorbild;
Weil ewig den ihr Strahlenmeer umwebt,
Der aberkühn zu ihr das Auge hebt.

Am Abend wohl des Mondes zartes Licht
Mit einem Strahlenkranz das Haupt umflicht
Dem hohen Manne, der so oft die Nacht
Im Mondenschein gedankenvoll durchwacht.

So steht das Bild; — doch lehnt an seinen Fuß
Ein andres sich und sagt ihm ernsten Gruß:
Es neigt sich feierlich, wie am Altar,
Ein Kriegergreis mit weißem Bart und Haar.

Und sinnend senkt er den umflorten Blick,
Lebt viele Jahre in sich selbst zurück,
Hebt dann das Auge glänzend, jugendwarm,
Hebt jünglingsstark den hundertjähr'gen Arm;

Doch aus den grauen Wimpern rollt dem Greis
Bis in den Bart die Wehmuthsthräne heiß,
Und dumpf wie aus dem Grabe spricht er dann:
„Hör', Feldherr, meine letzte Meldung an."

„Die Brüder gingen alle mir voraus,
Sie ruhen schon im stillen Grabe aus,
Ich blieb der Letzte von der starken Schaar,
Die siegreich stets durch dich, o Feldherr, war."

„Zu den Kam'raden sehn' ich mich hinab,
Die laute Welt dünkt mich ein ödes Grab,
Denn Keinen giebt's, der mich verstehen kann,
Drum höre du die letzte Meldung an."

2.

„Geboren in der Hütte engem Raum,
Gewieget nicht auf seid'ner Polstern Flaum,
War dennoch reich ich armer Bauerknab',
Weil einen Schatz ich mir ererbet hab'."

„Die Lerche tief im kleinen Neste wohnt,
Der Adler hoch auf weitem Horste thront,
Drum liebt die Lerche auch die Erde mehr,
Der Adler herrschet in den Lüften sehr."

„So liebte ich die Hütte! — unbewußt
Trank ich die Liebe aus der Mutter Brust,
Und sie, verehrt vom Vater auf den Sohn,
Umbaut, o König! schützend mir den Thron."

„Und weil das Land gepflegt des Vaters Hand,
Nenn' ich den Boden auch mein Vaterland;
Und weil drin ruhet meines Vaters Staub,
Ist der mein Feind, der ihn begehrt zum Raub."

„Und noch ein Erbe ließ mein Vater mir,
Und dieses Erbe gab ich, König, dir."
Mein Vater sprach: „„Nur der ist wahrhaft frei,
Der seinem Gotte, seinem König treu.""

„„Des Eichbaums Schatten, drin ich oft geruht,
Er thut dem Sohne wie dem Vater gut,
Drum lieb' die Eiche, doch die Sonne mehr,
Durch sie erwuchs der Baum so stark und hehr.""

So sprach der Alte zu dem Bild von Stein
Um Mitternacht im klaren Mondenschein,
Indeß das Schiff zum sichern Hafen eilt,
Und auf dem Meer der Sturmwind drohend heult.

3.

„Im Dorf ist's still; — da bellt der Hofhund laut, —
Es schleicht der Jüngling zu der roſ'gen Braut,
Sie horcht und kennet des Geliebten Tritte,
Verläßt das Lager und der Aeltern Hütte."

„Und weinend ruht sie aus in seinem Arm,
Sie fröstelt leis', ob auch die Luft so warm. —
Im nahen Hain zwei Nachtigallen schlagen,
Doch klingt's so bang, wie treuer Liebe Klagen."

„„So bist du treulos, so verläßt du mich?""
„Nur weil ich treu, drum laß ich Mädchen dich.
Ich bleibe dein, doch meinem Vaterland
Gehört' ich früher schon durch heil'ge Bande."

„„Und brechen willst du deiner Liebe Schwur?""
„Ihn halt' ich fest wie meines Gottes Spur,
Doch wisse, schon des Säuglings Freudenlallen
Sind Schwüre, die dem Vaterlande schallen."

„„Und wenn das Leben trostlos ich verweint?""
„So werden überm Grabe wir vereint,
Denn was der Treue opfernd ich gegeben,
Wird streng vergolten in dem ew'gen Leben."

Digitized by Google

„Das Mädchen schwieg, die Thräne war versiegt; —
Das Mädchen lang' in kühler Erde liegt." —
So sprach der Greis zum hohen Marmorbilde,
Das schaute nieder auf ihn wehmuthsmilde.

4.

„Hört ihr Trompeten schmettern, Trommeln schallen,
Seht ihr die Fahne mit dem Adler wehn?
Der Herrscher tritt aus seiner Hofburg Hallen,
Den König werd't ihr jetzt als Feldherrn sehn."

„Bleib' ruhig, Herz! Ha, wie die Rosse schlagen
Mit Ungeduld den Funken aus dem Stein;
Bleib' ruhig, Herz! — Hast Manches doch ertragen! —
Der König führt sein Volk ins Feld hinein."

„Der ist's, der mit dem großen Sonnenblicke!"
„„Kam'rad, ich kann ihm nicht ins Auge schaun?""
„So schau' in deine eigne Brust zurücke,
Dort ist er auch, und ihm magst du vertraun."

„„Der König blickt so düster auf uns nieder?""
„Ernst wie das Meer, das seine Tiefe hegt."
„„Wie lächelt er so freundlich, milde wieder?""
„Rein bleibt das Wasser, ob's auch Sturm bewegt."

„So sahn wir, König, dich auf stolzem Pferde,
Und wahrlich, dreimal stärker waren wir
Als je ein Heer, das aufgestellt die Erde,
Denn unsre Herzen, Herr, gehörten dir."

5.

„Werda!" — „„dein Freund!"" — „O König, König, sage,
Erkennst du noch den jungen Grenadier,
Der kriegsgerecht, versteckt im dichten Hage,
Die Losung ernst gefordert einst von dir?"

„Und als ich an der Stimme dich erkannte, —
'S war eine fernberaubte, schwarze Nacht, —
Wie mir das Herz in banger Freude brannte,
Das Blut mir wallte, von dir angefacht!"

„Du stiegst vom Pferde, trafst an meine Seite,
Auf meiner Schulter ruhte deine Hand,
Du fordertest, daß ich dir richtig deute
Des Feinds Bewegung, Stärke, seinen Stand."

„Nie bebte ich vorm Donner der Kanonen,
Doch bebte ich vor deiner Stimme Ton,
Wie Echo klang's, die in dem Herzen wohnen,
Mir war's, als sprächt' mein Vater zu dem Sohn."

„„Sei wach und treu!"" du sprachst in jener Stunde;
„Sei wach und treu, — Soldat, sei treu und wach!
So klang das Wort aus Meines Königs Munde,
Laut rief's die Erde, laut der Himmel nach."

So sprach der Greis, das Aug' zum Bild erhoben;
Und lichten Blicks zur dunklen Tiefe schaut,
Ob auch die Wogen brausend ihn umtoben,
Der Leuchtthurm hoch, auf starkem Fels erbaut.

6.

„Schon' dich, mein Herz! Es war'n die letzten Worte;
Des Mädchens Brief legt' ich aufs treue Herz.
Freu dich, mein Herz! So bebnt's aus ehrner Pforte,
Der Schlachtendonner ruft: Freu dich, mein Herz!"

„Hört ihr Trompeten schmettern, Trommeln schallen,
Seht ihr die Fahne mit dem Adler wehn?
Freu dich, mein Herz! Wie meine Pulse wallen,
Den König werd' ich jetzt als Feldherrn sehn."

„Wohl schmetterten des Feindes Todesblitze
Verderben in der treuen Brüder Reihn,
Doch Feldherr, du hielst ernst an uns'rer Spitze, —
Der König führt sein Volk zum Kampfe ein!" —

„Schon' dich, mein Herz! Welch schrecklich Todeswimmern,
Ein Blutbad rings, ein Aechzen bang und schwer, —
Freu dich, mein Herz! — Rings Sieg und lichtes Schimmern,
Freu dich, mein Herz, es weicht des Feindes Heer!"

„Victoria! der Adler hat gesieget,
Zermalmt, zertreten ist der starke Feind.
Freu dich, mein Herz! — O Gott, am Boden lieget
Zu meinen Füßen todt mein Busenfreund." —

„Erkaltet waren seine tiefen Wunden,
Doch ihm zur Seite stöhnte leis' ein Feind,
Der lebte noch, den habe ich verbunden,
Dem Feind geholfen und den Freund beweint."

So sprach der Greis, indeß der Blitzstrahl nieder
Zum Schiffe zuckt und seinen Mast entflammt,
Doch löscht das Feuer sanft der Regen wieder,
Der mit dem Blitz aus einer Wolke stammt.

7.

„„Kam'rad, hast du noch Brod?"" — „Nur Muth und Blut,
Doch schüre du des kleinen Feuers Gluth;" —
„„Ich bin so hungrig, bin zum Sterben matt."" —
„Und ich, Kam'rad, von deinen Klagen satt."

„Und neues Reisig ich zur Flamme trug,
Das lustig flackernd sie gen Himmel schlug;
Ich sang ein Kriegerlied, da trat ein Mann,
Im Mantel eingehüllt, zu uns heran."

„„So lustig, Kamerad, auch ohne Brod?""
„Ist denn der alte Gott im Himmel todt?"
„„Vom Himmel fällt, mein Freund, nicht Manna mehr.""
„So giebt des Königs Hand wohl seinem Heer." —

„Der Fremde schlug den Mantel schnell zurück,
Ich sah, o Feldherr, deinen Sonnenblick; —
Dieselbe Nacht noch stürmten wir die Stadt
Und aßen uns am Brod des Feindes satt."

8.

„Fließ hin, mein Blut, und schreib' in fremde Erde:
Hier starb ein Krieger für sein Vaterland!
Wohl schlief ich gern am heimatlichen Herde,
Das Aug' geschlossen von geliebter Hand."

„Ström' aus, mein Blut, ach! nimmer seh' ich wieder,
Die ich geliebt, o Mädchen, zart und fromm,
Du harrest mein am Abend unterm Flieder
Und rufest weinend: Komme heim! o komm!"

„Fließ hin, mein Blut, ach meine Blicke schatten
Und mein Gedanke wallt und dunkelt sich,
Die Sinne mir im Todesnahen matten,
Gott, nimm mich hin, mein König sendet mich!"

„Horch, ist das nicht der Heimath Glockenläuten?
Wie flimmert es so hell vor meinem Blick!
Den König seh' ich übers Schlachtfeld reiten,
Den König! und — mein Leben kehrt zurück."

So spricht der Greis und große Thränen rollen
Vom Auge ihm zum grauen Barte nieder! —
Am Ostseestrand die dunklen Wogen grollen,
Die Nachtigall singt in dem nahen Flieder.

9.

„„Rings Feind, nur Feind! Kam'rad, wir sind verloren!""
„Verloren nie, so lang wir kämpfen wollen."
„„Gellt dir denn nicht ihr Siegesschrei zu Ohren?""
„Mir ist, als hört ich meines Busens Grollen."

„„Und können Hundert Tausende besiegen?""
„Kämpft nicht das Schiff gen hunderttausend Wellen?"
„„Schau, sie umlagern uns in dichten Zügen!""
„An eich'ner Plank' sie schäumend bald zerschellen."

„Und Feuer uns und Donner rings umrauschten,
Die Kugeln schlugen in des Kirchhofs Mauer,
Mit Feindes Gruß wir unsre Grüße tauschten,
Sie grüßten viel, drum grüßten wir genauer."

Digitized by Google

„Zum Sturme dreimal ihre Trommeln schlugen,
Zum Sturme dreimal drangen ihre Massen,
Doch siegend wir den Tod hinüber trugen.
Und Feindes Leichen höhten rings die Gassen."

„„Kam'rad, kaum zwanzig sind wir übrig blieben!""
„So werden leichter wir zusammenhalten."
„„Und sinken wir auch unter Feindes Hieben? —""
„So ist der Kopf, doch nicht das Herz gespalten."

„Und näher drangen sie mit dumpfem Brausen,
Und näher rückten sie auf allen Wegen,
Wir ließen unsre letzten Kugeln sausen,
Und stürzten kühn dem Todeskampf entgegen."

„Trompeten schmetterten und Trommeln schallten,
Wir sahn die Fahne mit dem Adler wehen,
Victoria! Er hat uns Wort gehalten,
Der König kommt, den Treuen beizustehen."

So spricht der Kriegergreis, ein sanftes Lächeln
Hat sein benarbtes Angesicht umzogen,
Das hohe Meer die sanften Lüfte fächeln,
Am Himmel steht ein Mondlichts — Regenbogen.

10.

„Die Glocken vor dem Dom der Hauptstadt schallen,
Die Trommeln wirbeln, die Trompeten schmettern,
Der König kehrt zu seiner Hofburg Hallen,
Der Sieggekrönte aus des Kampfes Wettern."

„Der stolze Feind liegt in den Staub getreten,
Der Herrscher bringt die grüne Friedenspalme,
Des Volkes Lippe tönet von Gebeten,
Für ihren Retter schallen Dankespsalme."

„So stürmt der Adler von dem hohen Horste,
Zerfleischt die Geier mit den scharfen Krallen,
Und kehret heim zu dem geliebten Forste,
Aus dem die Lieder freier Sänger schallen."

„Heil, König, dir und deinem treuen Heere!
Wie Lorbeern ihre kühne Stirn umschatten, —
So pflanzten wir, zur immergrünen Lehre,
Den Siegeskreiß in des Friedens Matten."

„Zum hohen Walde ist der Zweig erschossen,
Drin Enkel frei in treuer Liebe kosen,
Doch ewig denkt, wess' Blut der Wald entsprossen,
Und schirmet ihn, wenn Stürme ihn umtosen."

11.

„Schon weicht die letzte Nacht, der Himmel grauet,
Glaubt' nie, daß ich so viel zu melden habe;
Doch Feldherr, wenn mein Aug' in deines schauet,
Dann meld' ich weiter dir, dort überm Grabe:"

„Wie ich gewesen dein durchs ganze Leben,
Ja überm Grabe selbst dir angehöre,
Wie mir allein die Hoffnung Muth gegeben,
Daß einstens ich zu dir, o König, kehre.

„Wie wir vertrieben dort den Feind aus Sachsen,
Gesiegt in Böhmen und Silesia,
Den Strom gefärbt, wo deutsche Reben wachsen,
Den Feind zertreten in Westphalia."

„O König, König! — — Kamerad, was schauet
So matt dein Auge, wo sind seine Flammen?
Kam'rad, o sprich — o schweige — weh, mir grauet
Und eisig rollt sich's in der Brust zusammen." —

„O König, König! — — Meine Stimme zittert,
Hin ist der Muth, den Schlachten mir erworben,
Die Erde bebt, der Himmel bang gewittert,
Kam'rad, du schweigst? — „„Er ist — Er ist gestorben.""

Der Kriegergreis sank an dem Bilde nieder,
Die Morgensonne färbte seine Wangen,
Der Kriegergreis dehnt seine starken Glieder; —
Zu seinem Feldherrn ist er melden gangen.

Nur Jehan.

Erster Gesang.

Rahst du mir wieder mit geweihter Schale
Und schlingst den Kranz mir um die Sängerbrust,
Zu sonnen mich in deinem reinen Strahle,
Der neuen Fülle seelenvoll bewußt?
Wohlan, Hebende bei dem schönsten Mahle,
Gieb mir den Rausch der vollen Dichterlust,
Daß ich erschaffe wie der Liebe Weben
Ein neues Werk, ein dir geweihtes Leben.

Mich zwang der Unmuth, mein Geschick zu schelten,
Das in die Oede mich hinab geführt,
Wo von des Geistes raschem Pulsschlag selten
Mein warmes Herz entzündend wird berührt;
Doch plötzlich lichten sich mir ferne Welten,
Zu neuen Thaten fühl' ich mich gekürt,
Und schnell erwachte Geisterestimmen tragen
Zu meinem Ohre wunderholde Sagen.

Wie bei des Winters trostlos kalter Leere
Der reichste Frühling uns im Herzen glüht;
Wie bei des Unglücks unermeßner Schwere
Sich segenreich entfaltet das Gemüth:
So aus dem ödesten der Länder kehre
Ich in das schönste, das auf Erden blüht,
Und aus der Einsamkeit beengten Schranken
Ins weite Reich beglückender Gedanken.

Die schwarze Nacht liegt auf den kahlen Flächen,
Und heulend rast die Windsbraut übers Land,
Die Wolke gießt in eisigkalten Bächen
Den Regen aus entgürtetem Gewand;
Doch holder will ich mich am Schicksal rächen,
Als jener Sänger, der aus Rom verbannt;
Ich heb' die Hand, da wölbt sich klarste Bläue,
Und vor mir sonnt ein Eden sich aufs Neue.

Ein schöneres als von den heil'gen Fluthen
Des deutschen Ganges blühend wird genährt,
Wo in der Sonne segensvollen Gluthen
Der Göttertrank der goldnen Traube gährt;
Mag süßer dort die schlanke Rebe bluten,
Ward höhrer Reiz doch diesem Thal gewährt,
Das, als im Chaos alle Kräfte schliefen,
Zuerst entstieg den unerforschten Tiefen.

Hier segnete im ersten Menschenpaare
Das Auge Gottes froh sein Ebenbild,
Hier wandelte der Ewigwunderbare
Beglückt als Vater lächelnd durchs Gefild,
Hier betete am ersten der Altare
Die erste Liebe ihr Gebet so mild:
Und ob auch Gott die Seel'gen draus vertrieben,
Ein Auge Gottes ist dies Thal geblieben.

Denn wie Natur in mütterlichen Sorgen
Das Edelste umgiebt mit starker Hut,
Wie in der Muschel festem Haus geborgen
Der Perle Pracht, des Meeres Kleinod, ruht;
So thürmte sie am ersten Schöpfungsmorgen,
Als dieses Thal entstieg der dunkeln Fluth,
Mit sicherm Hort das Eden zu umfassen,
Hoch in das Blau gigantische Felsenmassen,

Von ew'gem Schnee bedecket sind die Höhen,
Tief unter ihnen zieht der Wolken Schaar,
Und tiefer glänzen blanke Gletscherseen,
Und tiefer rauschet der Tanne grünes Haar,
Bis durch den Teppich üpp'ger Gramineen
Aus Waldesnacht ein Wasser breit und klar
Sich brausend gießet nieder zu dem Thale,
Wie Silberschaum zum güldenen Pokale.

Der Bebut ist's, der seine heitern Wogen
Durch Sirinagurs helle Mauern rollt,
Ihn überspringen schlanke Brückenbogen,
Es spiegelt sich der Tempeldächer Gold
In seiner Fluth, von Barken bunt durchflogen,
Zu Markte führend, was die Erde zollt:
Den vollsten Segen, von der Frucht der Palme
Bis zu der Milch der süßen Kokospalme.

Digitized by Google

Gleich einem Zauber will es mich gemahnen,
Seh' ich die Stadt in tausend Farben glühn,
Ein großer Garten schlanker Tulipanen,
Die auf den Zinnen aller Häuser blühn,
Umgürtet rings von flüsternden Bananen,
Die helle Blüthen freuen aus dem Grün,
Und weiter führen schattige Alleen
Zu Kaschmirs großen wunderbaren Seen.

Zahllose Inseln auf den Wellen wiegen
Wie grüne Schiffe sich von Strand zu Strand,
Delphinen gleich dem Wasserschooß entstiegen
Und reich geschmückt von kluger Menschenhand.
Doch höhre Schönheit muß der Macht genügen
Auf jenen Inseln, die das gold'ne Band
Schwungvoller Brücken an einander bindet,
Dort, wo des Kaisers Sommersitz gegründet.

Hier hat der Herrscher Indiens errichtet
Glanzvolle Werke durch des Reichthums Macht;
Wo die Natur ein Eden hingedichtet,
Hat Jehangir ein Paradies erdacht,
Hat es mit Gold und edlem Stein gelichtet,
Mit hoher Bauten wunderbarer Pracht,
Daß, wenn ein Gott auf Erden wollte wohnen,
In Shahlimar er würdig könnte thronen.

Und dennoch scheint dies göttlich reiche Prangen
Mir nicht das höchste in dem schönsten Thal,
Ein andres Bild hält meinen Blick gefangen,
Ich sonne mich in einem andern Strahl.
Der Inseln kleinste, die am Strande hangen,
Der Hütten kleinste dort ist meine Wahl;
Dort sehe ich die Blüthe sich entfalten,
Der sich allein mein Singen will gestalten.

Nur glaube nicht, der Sänger wollte wagen,
Durch Worte dir die Ahnung zu verwehn,
Kein Bild will er zu deinem Herzen tragen,
Du selber laß das herrliche entstehn;
Und kannst du selbst von deiner Schöpfung sagen,
Sie ist vollendet, sie allein ist schön, —
So laß Kumela deinem Bilde gleichen,
Ein höhres will der Dichter nicht erreichen.

Nicht schmückt sie mit kostbarem Gewande,
Nicht Gold und Perlen schlingt in ihr Haar,
Sie ist die ärmste zu aus ärmstem Stande,
Und doch die reichste, die die Welt gebar.
Melonen pflegt sie auf dem kleinen Lande
Und bietet sie geringen Preises dar;
Doch welch ein Preis, so weit die Meere rauschen,
Wär' hoch genug, sie selber einzutauschen?

Schon golden sich der Berge weiße Platten,
Schon will der Sonne letzter Strahl verglühn,
Schon deckt der Nacht geheimnißvoller Schatten
Des Kaisergartens schattenvolles Grün;
Ein voll'rer Duft entsteigt den weichen Matten,
Die von dem Hauch der Kühle neu erblühn,
Und sanft gerührt von Farben und von Tönen
Trinkt jede Brust das edenhohe Sehnen.

Da klingt von fernem Ruderschlag die Welle,
Ein Nachen rauscht aus Shahlimar hervor,
Die Fluth durchschneidend mit des Pfeiles Schnelle
Gleich einem Schwan, der seine Brut verlor;
Kumela kniet auf ihres Eilands Schwelle,
Und vorgebeugt lugt sie durchs hohe Rohr;
Ihr Auge flammt, die Seele will umranken
Der Liebesgluth verkörperten Gedanken.

Der Liebling naht! — Viel träge Monden rannen
Ins Meer der Zeit, seit sie sein Auge sah;
Er, der gezählet zu des Kaisers Mannen,
Zog mit ihm fort zur heißen India,
Und mit ihm kehrte heute erst von dannen,
Der lange fern und ach! so kurz ihr nah.
Drei Jahre schon in solchem Wechsel schwanden,
Seit sich Kumela und Taimador fanden.

Und nur des Nachts, wenn in dem stillen Thale
Der Gott des Schlummers seine Körner streut,
Trägt ihn sein Schiff aus schattigem Kanale
Hinüber zu verschwiegner Seligkeit;
Doch glühn die Höhn im ersten Morgenstrahle,
Reißt er sich auf aus süßer Trunkenheit,
Und läßt Kumela, bei dem Glanz der Sonne
Ihn denkend, träumen von der Nachte Wonne.

So ist er jetzt dem Borde rasch entsprungen,
Wie Wischnu schön, als er im niedern Kleid
Um seines Blumenmädchens Gunst gerungen,
Die selbst den Gott erfüllt mit ird'schem Leid.
Kumela hält den Herrlichen umschlungen,
Ihr Herz erglüht in Radhas Seligkeit;
Denn Liebe zwingt den Gott hinab zum Thale,
Und sein Geschöpf trägt sie zum Götterssaale.

Wer nach der Trennung fühlte das Entzücken,
Den Arm zu schlingen um die junge Braut,
Der kennet auch das schweigende Beglücken,
Das nur in Zweifeln solchem Glück vertraut,
Ein Himmel glüht aus ihren großen Blicken,
Ein Kuß erstickt der Lippe leisen Laut,
Die Seele will der Stete nichts verhehlen,
Doch Feuer kann in Flammen nur erzählen.

Wir aber können nur die Fülle ahnen,
Zu voller Blüthe steigt die Wonne nur,
Wo ihre Schönheit goß auf tausend Bahnen
In einen Kelch die schaffende Natur,
Hier, in dem Meru indischer Puranen,
Wo Rama wandelte auf heil'ger Spur,
Wo zu der Lust vom Wünschen und Erröthen
Kein Glauben zwingt den Götterrausch zu tödten.

So war Kumela ihrem Freund verbunden,
Seit sie erwidert seinen tiefsten Blick,
Und freie Liebe hat sie heut gefunden
In freier Ehe immer jungem Glück;
Zwar ist die Furcht dem Herzen nicht entschwunden,
Vergehen sei das holdeste Geschick,
Doch zwischen Angst und Trennung und Entzücken
Kann Liebe auch am Höchsten nur beglücken.

Von weicher Hand zum Rasensitz gezogen,
Wo eine Aloe die Ranken schlingt,
Und auf des Blätterdaches schwanken Bogen
Der Turteltaube leises Kosen klingt,
Wo noch kein Zweifel um die Lust getragen,
Die rasch dem Sel'gen in die Arme sinkt,
Dort ruht der Jüngling und mit holdem Grüßen
Schmiegt sich Kumela ihrem Herrn zu Füßen.

„Warum so spät, so hebt sie an zu fragen,
Kehrst du zu mir, mein schlanker Leopard?
Nicht Indias Boden ist so werth zu tragen
Den Sonnengott, den Kasjmirs Thal erbarrt,
Doch seid verstummet, übermüth'ge Klagen,
Willkommen, o mein Aar, von weiter Fahrt,
O breite über mir die stolzen Schwingen,
Und laß von Liebe dich in Schlummer singen."

Mein holder Gast, womit soll ich dich laden?
Verlangst du Speise, oder süßen Trank?
Soll ich durch Tanz erfreuen meinen Knaben,
Durch Saitenspiel das kosenden Gesang!
Ach! schweigst du, stolz verschmähend meine Gaben,
Sprich, bist du müde, oder bist du krank?
Es zittert deine Hand in meiner glühend,
Wie pfleg' ich dich, mich ohne Müh bemühend!"

„Ein schwellend Lager hab' ich dir bereitet,
Denn trockne Moose sucht' ich in dem Hain,
Die Weihrauchkräuter hab' ich ausgebreitet,
Und Rosenblätter streute ich hinein,
Wie groß und glänzend ist dein Aug' erweitert,
O hätt' ich Macht, zu lindern deine Pein!
Dir brennt die Stirn, und wilder pocht's im Herzen,
O, sage Herr, wie nennst du solche Schmerzen?"

Er aber lächelt: „Solchen Schmerz erstreben,
Hast du allein zu lehren mich gewußt;
Und wäre mein das reichste Erdenleben,
Ich rief dies Leid in die beglückte Brust,
Daß sie, die mir so tiefes Weh gegeben,
Mich heilen müsse durch so hohe Lust,
Wie Liebe nur in ihren Blüthentagen
Gewähren kann — und Liebe nur ertragen."

Digitized by Google

„Wär' ich der Kaiser, der mit stolzem Worte
Gebieten darf, wo meine Bitte fleht,
Ich schliche Nachts aus des Palastes Pforte
Entkleidet ganz der kalten Majestät,
Wie ich zu dir, die aus dem stillen Porte
Nicht nach dem Kaiser, — nach dem Freunde spähl,
Der arm und niedrig, ohne Macht und Prangen,
Durch dich allein sein Kaiserthum empfangen."

„Ja, einsam ist es auf dem goldnen Throne,
Dem Herrscher wird als solchem Liebe nie,
Ein Fluch ist ihm die diamant'ne Krone,
Denn wo er liebet, beugt sich ihm das Knie;
Und eh' er flehen kann, wird ihm zum Lohne,
Was er erkaufen wollt' mit süßer Müh;
Von tiefstem Weh wird nie sein Herz geschlagen,
Und höchste Wonne kann ihm nimmer tagen."

Und nahte er, wie jener Gott im Kleide
Des niedern Menschen, der Geliebten sich,
Und diente er, wie ich, im Liebesleide,
Und hielt sein Mädchen in dem Arm, wie ich;
Wer weiß, ob jemals die Geliebten beide
So treu sich liebten, wie Kumela mich;
Erschauteſt du mich plötzlich auf dem Throne,
Und schmückte ich dein Haupt mit güldner Krone?"

Sie hebt ihr Wort, Erstaunen in dem Blicke,
Als habe sie ein schöner Traum erfaßt:
„Wenn Liebe mich auf einer goldnen Brücke
Von meiner Hütte führte zum Palast,
Ich eilte gern hinüber zu dem Glücke,
Im Kaiser grüßend meinen holden Gast,
Doch würde ich den Kaiser nimmer lieben,
Wenn er für mich Taimador nicht geblieben."

„Warf ich mein Netz, die Hoffnung in dem Herzen,
Mit leichtem Sinne von dem grünen Strand,
So kannt' ich leicht die Täuschung auch verschmerzen,
Wenn ich kein Kleinod bei den Fischen fand;
Und könntest du zur Kaiserin auch scherzen,
Dein frohes Mädchen von dem Inselland,
Ich würd' so leicht wie nach den Fischen haschen,
Fänd' ich die Krone in des Netzes Maschen."

Denn um das Haupt den frischen Kranz geschlungen,
Bin ich an Hoheit jedem Kaiser gleich,
Und prisen ihn auch hunderttausend Zungen,
Vor meinem Glücke wird das seine bleich;
Viel höhrer Stolz, als deine Macht errungen,
Wohnt in der Brust mir, ob ich arm, ob reich,
Weil ich den Glauben an die Liebe habe,
Und er den Zweifel an der kleinsten Gabe."

„So oft des Nachts die Wellen leise rauschen,
Glaub' ich so gern, Taimador kehr' zu mir;
Ich heb' das Haupt, die fernste zu erlauschen,
Denn jede spricht mit Sehnsucht nur von dir;
Wie Lust und Schmerz hör' ich sie Worte tauschen,
Die klagt: so fern! die jauchzet: er ist hier!
Und ob die jauchzende auch falsch ertönet,
Ihr nur zu lauben ist mein Herz gewöhnet."

Taimador sprach: Hätt' ich des Sängers Töne,
Zu klagen dir, wie ich den Raub gebüßt,
Doch saßt du nicht des Wolkenboten Schwäne,
Und haben sie dich nicht von mir gegrüßt?
Ich sandte sie zu trocknen deine Thräne,
Bis ich sie selbst von deinem Aug' geküßt;
Nun deuq' ich mich, die Perlen aufzusaugen,
Doch Flammen nur trink' ich von deinen Augen."

„Du liebst so hoch, du holdeste der Frauen,
Du Rose Kashmirs mit dem Tausendblatt,
Dir Weltenspiegel in das Auge schauen,
Würd' Indra selbst in Ewigkeit nicht satt;
Doch fern von dir auf deine Treue bauen,
Dazu ist selbst mein kühner Flug zu matt,
Und hätt' ich Macht, würd' ich zu prüfen wagen,
Wie treu, Kumela, mir dein Herz geschlagen."

„Denn eher wollt' mit zweifelhaften Scharen
Ich einen zwiefach stärkern Feind bestehn,
Und eher wollte ich mein Ohr bewahren,
Vor Schmeichlern, und der Eitelkeit entgehn,
Ja, eher selbst des Priesters Trug erfahren
Und von der Wahrheit jede Wolke wehn, —
Eh' ich auf Weibertreue wollte bauen
Und glauben, daß mir klar das Herz der Frauen!"

Er rief's im Zorn, denn seine Lippe blutet,
Und wie im Kampfe pocht sein feurig Herz;
Sie schaut empor, von dunklem Haar umflutet,
Anmuthig spielt um ihren Mund der Scherz,
Doch ob der Stolz auch ihrer Wange gluthet,
Bald schwimmt ihr Aug' in weichem Liebesschmerz,
Und zwischen Leid und Stolz und Lächeln wankend
Hebt sie ihr Wort, den Liebling fest umrankend.

Kennst du die Zahl der unzählbaren Sterne,
Sahst du die Wunder in des Meeres Blau,
Kannst du dich schwingen zu des Himmels Ferne,
Hernieder träufeln mit der Nächte Thau,
Und niedersteigen zu dem Erdenkerne?
Dann liegt dir offen auch das Herz der Frau.
Doch kannst du's nicht erreichen und erschauen,
So glaube nur dem holden Wort der Frauen."

„Denn wohnt die Wahrheit in dem Kreis der Sterne,
Und schläft die Gottheit in des Meeres Blau,
Und reicht die Hoffnung in des Himmels Ferne,
Und träufelt Segen in der Nächte Thau,
Und ruht ein Räthsel in dem Erdenkerne,
So ruht ein Räthsel in der Brust der Frau;
Doch fällt der Liebe Licht ins Herz der Frauen,
Kannst du die Wunder aller Welt erschauen."

„Mein kühnes Reh, antwortet er der Holden,
Wie fleugst du hin in deinem raschen Zorn!
Du steigst empor als Abendröthe golden
Und träufelst Segen auf des Feldes Korn,
Du blühst als Rose unter Blumenbolden,
Doch Rose Kashmirs, dir auch blieb der Dorn;
Und konnt' ein Frauenherz den Mann beliigen,
So wiss', Kumela, auch dein Herz kann trügen."

„Doch weil das Weib im ganzen Schöpfungsraume
Das höchste Wunder und die höchste Zier,
Drum wie mein Kaiser glaubet seinem Traume,
So, Liebliche, glaubt auch Taimador dir;
Wiss', wenn sich wieder an des Himmels Saume
Der Abend goldet, hoffet Jehangir,
Es werd' das Bild, so ihm ein Traum gegeben,
Lebendig treten in sein reiches Leben."

„Mit höchstem Namen hat er es gekrönet,
Nur Jehan nennt er seines Lebens Licht,
Und sie zu denken ist sein Herz gewöhnet,
Wenn er von Kashmirs hohen Wundern spricht;
Für sie nur ist sein Shahlimar verschönet
Mit allem Glanz, der Indias Krone flicht,
Um die Gethsemnispolle zu empfangen
Beim Rosenfest, das morgen wird begangen."

„Von diesem Wahn, bei seinen Freuden allen,
Beseligt bald und bald von ihm gequält,
Trat er noch nie in seines Harems Hallen,
Nur der Geliebten hat er sich vermählt,
Die, wenn die Schleier aller Frauen fallen,
Ein jedes Herz zur Kaiserin erwählt,
Denn wie dies Weib an Schönheit ohne Gleichen,
Soll auch ihr Herz an Treue keinem weichen!"

„Der Kaiser weiß, was kluge Spötter raunen
Sich in das Ohr von seinem Götterbild,
Doch seht umstrickt von zauberischen Launen
Jagt er im Geist das unsichtbare Wild,
Und so berauscht von trunknem Erstaunen
Verfolgte er's durch Wälder und Gefild,
Bis ihm ein Traum versprach den Preis der Frauen
In Kashmirs Thal, in Shahlimar zu schauen."

Taimador schweigt. Doch was sein Mund gesprochen,
Wird schnell zum Zauber für Kumela's Herz.
Nicht wird er mehr von Küssen unterbrochen,
Von heitrer Lieb' ersinderischem Scherz,
„Fühl', schmeichelt sie, dies ungeduld'ge Pochen,
Sprich, ist es Wonne, oder ist es Schmerz?
Es ist ein tiefes, brennendes Verlangen,
Beim Fest zu sein, das morgen wird begangen."

Digitized by Google

„Nicht eitle Neugier, feine Pracht zu schauen,
Des Kaisergartens wunderbaren Glanz,
Die Zelte, die sich in die Lüfte bauen,
Nicht Mädchenlust an buntem Spiel und Tanz;
Nur sie zu sehn, die Herrlichste der Frauen,
Die schönste Blume in dem schönsten Kranz,
Die Treuste auch, — wenn Treue ist zu loben, —
Sie möcht' ich schau'n, zur Kaiserin erhoben."

„Mir droht der Tod, laß ich mich dorten finden,
Doch fürchte nichts, ich werde nicht entdeckt,
Im tiefen Schatten dichter Tamarinden
Lauscht' ich hervor, vor Lauschern wohl versteckt.
O sei mir hold! o laß dich überwinden!
Du hast dein Reh zu kühnem Lauf erweckt;
Es fleucht dahin zum Feste der Gefahren,
Drum sorge du, dein scheues Wild zu wahren."

Taimador schrickt von ihrem Wunsch betroffen;
Zu unverbittlich straft sich solch Vergehn.
Doch Frauen wissen nicht allein zu hoffen,
Sie wissen auch ihr Hoffen zu erflehn.
Kumela's Herz ist nur dem Wunsche offen,
Wie soll ihr Freund noch länger widerstehn?
Je mehr er warnt, mit um so hold'rer Rede
Führt sie zum Sieg die erste Liebesfehde.

Und wunderbar! Kaum giebt er sich gefangen,
Glüht Schahlimar in heller Flammenpracht,
In tausend Farben seine Zinnen prangen,
Und tausend Feuer sprühen durch die Nacht;
Kumela deckt ihr Angesicht voll Bangen,
Indeß der Freund sie schmerzend so verzacht:
„Vielleicht hat Jhangir sein Lieb gefunden
Und hält, wie ich, das Licht der Welt umwunden."

„Mag Jhangir mit tausend Sonnen prunken,
Für meine Liebe ist sein Gold zu schwach!"
Sie spricht's und von dem Munde schon getrunken
Hat ihr Taimador, was sie schwörend sprach.
Sie schmiegt sich auf, an seine Brust gesunken,
Ihr ganzes Wesen ist ein stummend Ach. —
Es ruht das Weib im Arme ihres Gatten,
Und Schweigen wohnt im kühlen Blütenschatten.

Neu Regiment.

Aus:

Jürgen Wullenweber.

Der Frühling war ins Land gezogen,
Und freute Blüthen drüber her,
Und dundert wieder Vogel flogen
Mit frischen Kasten in das Meer;
Das junge Leben brach die Hülle
Und schaute keck aus seiner Nacht
Zu schaffen, was voll Kraft und Fülle
Uns glücklich und zufrieden macht.

Da ist manch seöhlich Lied erklungen
Im Schenkhaus bei dem deutschen Bier,
Doch auch manch Spottlied ward gesungen
Am Abend vor der Rathsherrn Thür;
Da war kein Bürger mehr verlegen,
Verlangte er sein gutes Recht;
Doch trieb's auch Mancher zu verwegen,
Der früher war ein feiler Knecht.

's ist anders nicht, wenn frische Kräfte
Sich fühlen und in Gährung sind,
Treibt doch der Wein auch schlechte Säfte,
Bevor er rein und golden rinnt;
Ein Mann, der lange lag in Banden,
Der taumelt, sieht er sich befreit:
So war auch in den lüdschen Landen
Traun! eine wunderbare Zeit.

Nur Einer blieb im Glück gelassen,
Still sammelnd, was ihm sei zu Nutz,
Und wußt' in seiner Hand zu fassen
So Schild als Speer zu Schutz und Trutz.
Er ließ die Saaten ruhig keimen,
Sah er den Acker gut bestellt;
Er war ein Stab den jungen Bäumen,
Ein Schirmvogt für das Erntefeld.

Der Jürgen in der engen Gasse,
Der kleine arme Handelsmann,
Der hier der Furcht und dort dem Hasse
Den stolzen Einfluß abgewann,
Er war fürwahr der einzig Freie
Und wußte auch, daß er es war,
Und wußte auch, daß keine Treue
Im Purpur wohnt und im Talar.

Traut nicht der Priester Rath und Tadel,
Zum Volk hält sich der Schwarzrock nicht,
Er liebet Gold und Macht und Adel,
So demuthsvoll sein Mund auch spricht:
So klang auch durch die neue Lehre
Manch Wort von Abfall und Gefahr,
Und wie ein Volk der Zeiten Schwere
Verschuldet, weil es treulos war;

Vom ew'gen Recht der eingesetzten,
Von Gott geweihten Obrigkeit,
Und Warnung denen, die verletzten,
Was alt und heilig durch die Zeit;
Ob auch des Lenzes Duft und Kühle
Ins Freie ruft zu Tanz und Luß,
Es lagert mälig Angst und Schwüle
Sich wie ein Alp auf jede Brust.

Und Mancher denkt in seinem Bangen:
Die alte Zeit war doch nicht schlecht,
Da trug man weiter kein Verlangen,
Als was dem Rathe eben recht;
Heut wird so viel herausgeschworen;
Im Besten ist — das Volk bleibt dumm;
Regiere, wer dazu geboren,
Und sonst kein Teufel schert' sich drum!

Und manch spitzfindiger Geselle
Sprach mit dem Finger an der Nas':
O thöricht ist die überschnelle
Veränderung, glaubt's nur, Frau Bas';
Der Fortschritt schreite fein bedächtig,
Wie eine Jungfer züchtig aus,
Heut aber kehrt ja übermächtig
Das Volk mit Eins das ganze Haus.

Und Mancher, der wohl in den Kohlen
Sah die Kastanien weiß und gar,
Doch aus dem Feuer sie zu holen
Zu zaghaft und gewitzigt war,
Der schalt auf Alle hier und drüben
Aus Aerger, daß er nichts erwischt,
Und daß, so lang er auch im Trüben,
Er doch nichts Rechtes sich erfischt.

Und viele von den Geistesträgen
Und von den Ueberklugen auch,
Die sprachen langsam: Meinetwegen,
Und bliesen in die Luft den Rauch,
Sie zogen ruhig ihre Mützen
Sich übers Ohr bei Tag und Nacht
Und gähnten laut: Was soll das nützen,
Wenn ich das Leben durchgebracht?

Und fleißig schürt der Gährung Feuer
Der Rathsherrn und der Junker Hand,
Und mancher Priester wurde theuer
Erworben durch den Kaufmannsstand.
Es hieß, die Stadt hat schwer gesündigt
Vor Menschen und des Höchsten Thron —
Bis plötzlich ward dem Volk verkündigt:
Die Bürgermeister sei'n entflohn.

Das klang wie Donner in die Ohren,
Und Alles lauft und Alles rennt;
Was giebt's? — Weh uns! wir sind verloren!
Sind ohne Rath und Regiment;
Schon bricht der Pöbel aus den Gassen,
Stürmt lärmend in die Häuser ein,
Zertrümmert, was er kann erfassen,
Berauscht in dem gestohl'nen Wein.

Digitized by Google

Da eilet Jürgen durch die Menge
Und freudig macht ihm Jeder Bahn,
Und lärmend woget das Gedränge
Zum Rathhaus mit dem kühnen Mann;
Versammelt sind die Senatoren,
Doch zitternd, jedes Worts beraubt,
Denn seit die Häupter sie verloren,
Verlor ein jeder fast sein Haupt.

Der Jürgen sprang auf die Tribüne
Und donnernd rief er zum Senat:
Ihr alle haftet uns zur Sühne
Für den gesponnenen Verrath!
Ihr wußtet von der Flucht der Beiden,
Des Brömsen und des Plönnies, schon
Und mochtet dennoch ruhig leiden,
Daß ihrem Eidschwur sie entflohn!

Ihr wußtet alle von dem Bunde,
Ihr wußtet, wie es kommen soll't,
Wenn sich das Volk in dieser Stunde
Hat müd' und blutig ausgetollt,
Daß jene Beiden wollten kehren
In die zertretne arme Stadt,
Um stolz mit altem Recht und Ehren
Zu herrschen hier mit dem Senat!

Da sah man sich das Volk erdreisten
Zu manchem schlimmen Fluch und Wort;
Hier drohte Einer mit den Fäusten,
Mit Beil und Schwert ein Andrer dort.
Schon drängte es mit lautem Gemme
Auf die erbleichten Rathsherrn ein;
Doch Jürgen rief mit mächt'ger Stimme:
Halt Brüder, Gott soll Richter sein!

Gott und das Recht, so wir beschworen,
Ihr Volkstribunen, tretet vor,
Aus Eurer Mitte sei erkoren,
Was heute unsre Stadt verlor;
Das Siegel nehmt aus ihren Händen;
Das Volk sich selber führen kann;
Und Segen wird der Himmel spenden:
Neu Regiment bricht heute an!

Volksgunst.

Aus:

Jürgen Wullenweber.

Ein großes Herz verstehen
Kann nur ein großes Herz,
Drum müssen auch vergehen
Einsam in ihrem Schmerz
Die Schönen und die Guten,
Sie müssen stumm verbluten
Und können, was sie tragen,
Nur ihrem Gotte klagen.

O, ihr Lebendigtodten,
Wie spreche ihr doch so klug;
Seht ihr den Patrioten
Erdulden Leids genug,
Ihr streicht Euch Stirn und Scheitel
Und sprechet sehr vergnügt:
Der Mann war gar zu eitel!
Gut, daß er unterliegt!

Nichts ändert den Philister,
Dem Himmel sei's geklagt!
Was man ihn lehret, vergißt er,
Und schläft, so oft es tagt;
Ihm bleibt der Freiheit Wonne
Für immer ein Problem,
Und wie das Licht der Sonne
Dünkt sie ihm unbequem.

Und immer ist beflissen
Ein heuchlerisch Geschmeiß,
Und fabelt von Gewissen
Und wie die Hölle heiß;
Weh allen Neuerungen!
Der Pöbelherrschaft weh!
Das ist der glatten Zungen
Der Pfaffen Abc.

Der Adel mußte schweigen,
Wie auch sein Haß sich regt;
Der Priester doch will zeigen,
Wie hoch das Herz ihm schlägt;
Das Reich im Münsterlande,
Des Fanatismus Reich,
Stellt er — ha Fluch und Schande!
Der edeln Freiheit gleich.

O Mann voll Kraft und Liebe,
O edler Demagog!
Dein Licht ward matt und trübe,
So oft der Pfaffe log!
Der Jürgen zwar, der kühne,
Hält fest noch Schwert und Stab,
Und wirft von heil'ger Bühne
Die Eiferer hinab.

Doch im Geheimen schaffen
Des Lichtes Feinde viel,
Die Junker und die Pfaffen,
Sie treiben arges Spiel;
Und sie zu unterstützen
Dringt die an Lübecks Thor
Mit donnernden Geschützen
Der König Christian vor.

Zwar Marcus Meier lachte,
So laut der Feind auch droht,
Weil er die Stadt bewachte
Und schirmt' vor jeder Noth.
Zwar lebt in Lust und Freuden
Der Bürger wie zuvor,
Doch spricht's von nahen Leiden
In des Erschreckten Ohr.

Zwar ist der Hansa worden
Gewalt und hoher Ruhm,
Und Lübeck hat im Norden
Ein eigen Königthum,
Von England überkommen
Sind jüngst zehntausend Pfund,
Und gute Mahr vernommen
Aus Schweden und vom Sund.

Doch hat an diesem Kriege
Der Bürger nur Verdruß,
Weil er für ferne Siege
Daheim sich ärgern muß,
Denn ach, die Gärten alle
Gelegen vor der Stadt, —
Man sieht es von dem Walle —
Der Feind verwüstet hat.

Das kann er nicht ertragen,
Der Bürger reich und frei,
Drum sehnt mit lauten Klagen
Den Frieden er herbei,
Und denkt voll tiefem Leide
Ans alte Regiment,
Weil seine liebe Freude,
Sein Gartenhäuschen brennt!

Ein großes Herz verstehen
Kann nur ein großes Herz,
Drum müssen auch vergehen
Einsam in ihrem Schmerz
Die Schönen und die Guten,
Sie müssen stumm verbluten
Und können, was sie tragen,
Nur ihrem Gotte klagen.

„Wohlan, von Lübecks Mauern
Sei denn der Krieg verbannt,
Doch soll er furchtbar dauern,
Bis mein das dän'sche Land;
Ist hier des Krieges müde
Der schwankende Senat,
Nicht werde dorten Friede,
Bis reif der Freiheit Saat!"

Digitized by Google

So ohne eitle Klage
Wich unser Held dem Zwang,
Und sorgt bei dem Vertrage,
Daß Vortheil er errang;
Doch hier auch hingehalten
Von Manchem, der ihn haßt,
Fühlt er den Rath der Alten,
Der leise ihn erfaßt.

Da sprach er zur Gemeine
Voll Schmerz: „Wie Ihr gewollt,
Ist Frieden — nur zum Scheine,
Denn horcht, der Donner collt; —
Ich wollt' den Stillstand nützen,
Doch stimmten die nicht ein,
Die hier zu Rathe sitzen,
Und ich — muß ruhig sein!"

Doch bald mit Marcus Meier
Ersann er einen Plan,
Der rascher ihn und freier
Ließ schreiten seine Bahn;
Er brach die letzten Schranken;
Sein eigner Halt und Rath,
Erzwang er abzudanken
Tribüne und Senat.

Der muth'ge Mann versöhnte
Sich bald mit dem Geschick,
Die Werbetrommel dröhnte
Und lud zum Kriegesglück;
Da scholl's auf allen Pfaden
Am Elb- und Weserstrand:
Die Herrn von Lübeck laden
Zum Dienst ins dän'sche Land.

Marcus, der kühne Degen,
Schifft sich nach Seeland ein,
Warf sich dem Glück entgegen,
Ein Spiel des Glücks zu sein.
Und Wallenweber wehte
Weithin sein stark Geschlecht,
Das mächtig vorwärts strebte,
Für Freiheit, Lehr' und Recht.

Ein großes Herz verstehen
Kann nur ein großes Herz,
Denn müssen auch vergehen
Einsam in ihrem Schmerz
Die Schönen und die Guten,
Sie müssen stumm verbluten,
Und können, was sie tragen,
Nur ihrem Gotte klagen.

Günther Karl Wilhelm Nicol

ward am 14 Juni 1806 in Göttingen geboren, und hatte in seiner Jugend mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen, bis endlich ein wohlwollender Mann, der Prätor Dassel in Lüneburg, für ihn sorgte und ihn erziehen und von 1827—30 die Rechte in seiner Vaterstadt studiren ließ. N. ließ sich später als Advocat zu Aerzen bei Hameln nieder, wo er gegenwärtig noch lebt.

Von ihm erschien:

Gedichte. Hannover 1846.
Viele Gedichte, Aufsätze, Abhandlungen u. s. w. in Zeitschriften (Gesellschafter, Komet) u.s. w.

Warmes Gefühl, Innigkeit und Herrschaft über Sprache und Form zeichnen G.'s poetische Leistungen vortheilhaft aus. —

Winterblumen.

1.

Eisblumen malt der kalte Winter hin
Und Arabesken an die Fensterscheiben,
Und Sonnenstrahlen läßt er um sie sprühn,
Auf daß sie Diamanten-Schimmer stäuben.

Das ist wohl eine eisig kalte Pracht,
Doch steigt kein Duft aus diesen Eisesblüthen,
Und schmerzlich hab' ich an den Lenz gedacht,
An seine Rosen, die schon längst vergtühten.

Was soll mir dieser flimmernde Krystall?
Spielt um ihn auch des Sonnenstrahls Gekose,
Es denkt mein Geist an eine Nachtigall,
An Gluth und Gruß der schönen Frühlings-Rose.

2.

Der Winter sprach: Ja öde ist mein Raum,
Zum Süden sind die Sänger hingeflogen,
Doch hab' ich einen wunderbaren Baum,
Der ist vom Märchenklange hold umzogen.

Es ist ein Baum mit immergrünem Zweig,
Ich sende ihn in Hütten und Pallästе,
Wie werden alle Herzen liebsreich,
Wenn er sein Gold ausstrahlt am schönen Feste!

Es glänzt der Baum in heller Kerzenpracht,
Es tönt um ihn ein wundersüßlich Klingen,
So lieblich, wie wenn in der Maien-Nacht
In schlanker Tann' die Nachtigallen singen.

Kennst du den Baum? dein Aug' wird thränenfeucht,
Schaust du der Jugend blaue Abendsterne?
Wie magisch sich ihr Abendroth dir zeigt?
Und wie sie strahlen, deiner Jugend Sterne?

Es weht aus diesem Baum ein süßer Duft,
Als ob ihn Lenz, mein Bruder, ausgehauchet,
Als ob ihn der in maienwürzge Luft,
In alle seine Rosen eingetauchet.

Und schimmert er in goldnem Kerzen-Brand,
So werden Jugendmärchen dich umfließen,
So reicht du mir mit Liebe doch die Hand
Und wirst den greisen Winter innig grüßen. —

Es strahlet ob des Winters weißer Gruft
Das Kerzengold der grünen Weihnachtsbäume,
Es walkt in alle Herzen Lenzesduft
Und Engellust der blauen Himmelsräume.

Digitized by Google

Johannes Niederer

ward 1778 in Appenzell geboren, studirte Theologie und bekleidete schon geraume Zeit ein Pfarramt, das er jedoch 1800 aufgab, um sich mit Pestalozzi zu verbinden, an dessen pädagogischen Unternehmungen er sich auf das Lebhafteste betheiligte. Nachdem er sich wieder von demselben getrennt hatte, ließ er sich mit seiner ausgezeichneten Gattin in Genf nieder, wo er 1845 starb.

Seine Schriften sind:

Pädagogische Rede. Zürich 1830.

Pestalozzi's Erziehungsunternehmen im Verhältniß zur Zeitkultur. 2 Bde. Stuttg. 1812—13.

Briefe von 1797 bis 1803. Herausgegeben von seiner Wittwe. Genf 1846.

Unter Allen, welche über Pestalozzi's System, Lebensansicht und Wirksamkeit geschrieben haben, war N. unbedingt der Geistreichste und Befähigteste und es ist lebhaft zu bedauern, daß er, trotz vielfacher Aufforderung, nicht mehr darüber veröffentlichte.

Rosette Niederer,

des Vorigen Gemahlin, hieß mit ihrem Mädchennamen Kasthofer, und ward am 3 November 1779 in Bern geboren. Noch sehr jung faßte sie das lebendigste Interesse für Pestalozzi's Unternehmungen, schloß sich ihm an und wurde, als er sich in Yverdun niederließ, die Vorsteherin einer Mädchen-Erziehungsanstalt, mit der sie eine Bildungsschule für Erzieherinnen und Lehrerinnen verband und welche sie später nach Genf verlegte, weil ihr dort bedeutendere Mittel zu Gebote standen. Mit jugendlicher Kraft und zugleich reifster Einsicht und klarster Besonnenheit hat sie in diesem Kreise durch eine lange Reihe von Jahren, nicht selten mit großen Opfern von ihrer Seite, auf das Segensreichste gewirkt.

Die von ihr herausgegebenen Schriften:

Blicke in das Wesen der weiblichen Erziehung. Berlin 1828.

Dramatische Jugendspiele. Aran 1838.

sind jede in ihrer Art vortrefflich und können Aeltern und Erziehern nicht dringend genug empfohlen werden.

Eduard Maria Oettinger

ward am neunzehnten November 1808 in Breslau geboren, erhielt eine treffliche wissenschaftliche Bildung, hatte aber das Unglück, daß sein früher sehr wohlhabender Vater sein ganzes Vermögen verlor, und er sich dadurch genöthigt sah, seine Studien zu unterbrechen und selbst für sein weiteres Fortkommen auf dem Gebiete der Wissenschaft wie des Lebens sorgen zu müssen. Er ging nun nach Wien, wo sich der als Volksdichter und Journalist rühmlich bekannte Bäuerle äußerst wohlwollend seiner annahm und ihn veranlaßte, seine jungen geistigen Kräfte zu versuchen. Die rasch entstandene Kritik eines neuen Lustspiels, die erste öffentliche Leistung aus O.'s Feder fand außergewöhnlichen Beifall und bestimmte ihn Journalist zu werden. Nachdem er drei Jahre lang an Bäuerle's „Theaterzeitung" als Mitarbeiter gewirkt und durch gelungene und glückliche Artikel sich Anerkennung erworben hatte, ging er 1828 nach Berlin, wo er anfangs an der Schnellpost von Sapphir thätigen Antheil nahm, dann aber 1829 ein eigenes humoristisch satyrisches Journal „Eulenspiegel" gründete, das sich bald eines großen Kreises von Lesern erfreute, aber auch viele Gegner fand. Drückende Censurverhältnisse bewogen nun O. nach München überzusiedeln, wo er ebenfalls ein neues Journal „das schwarze Gespenst" gründete. Dies ward jedoch, weil es höhern Ortes Mißfallen erregt hatte, verboten und O., nachdem er gerichtlich von der Beschuldigung des Verbrechens beleidigter Majestät freigesprochen worden, der fernere Aufenthalt in Baiern untersagt. Er machte nun größere Reisen, namentlich in Frankreich und den Niederlanden und wandte sich dann im Jahre 1830 nach Berlin, wo er sein Journal „Eulenspiegel" wieder in das Leben rief, dasselbe aber bereits 1831 eines gewaltsamen Todes sterben sah. O. gründete nun eine neue humoristische Zeitschrift „Figaro," die er bis 1835 fortführte, sich jedoch aus leicht erklärlichen Rücksichten nicht öffentlich zur Redaction bekannte, obwohl der Inhalt derselben zum größten Theil allein von ihm herrührte. Die Verweigerung der Concession zu einem neuen Journal bestimmte ihn jetzt, Hamburg zu seinem Wohnsitz zu erwählen. Hier gründete er ein neues Journal „Argus," das er bis 1838 mit großem Beifall redigirte; eine Einladung Bäuerle's bestimmte ihn jedoch nach Wien zurückzukehren und seine Kräfte der „Theaterzeitung" zu widmen; der Aufenthalt in der Kaiserstadt ward ihm jedoch polizeilich verweigert. Ein Gleiches widerfuhr ihm in München, wohin er sich gewandt hatte. Nachdem er nun eine Zeitlang in der Schweiz, dann in Stuttgart, und darauf in Mainz verweilt, faßte er den Entschluß, sich für immer in Frankreich nieder zu lassen, allein sehr günstige Anerbietungen des Buchhändlers Hoff in Mannheim bewogen ihn, dort hinzugehen und die Journale „der politische Postillon" und die „belletristische Staffette" zu redigiren, so wie später die von ihm gestiftete „Gasthofszeitung." — Von Mannheim wandte er sich darauf nach Leipzig, wo er noch lebt, und den von ihm gegründeten „Charivari" herausgiebt.

Seine Schriften sind:

1. Belletristischen Inhaltes.

Das schwarze Gespenst. Taschenbuch für Satire, Ironie und Persiflage ohne Gelelschnitt. 2 Bde. 12. Frankfurt a. M. 1830. Zweite Auflage, 2 Bde. 12. ebendas. 1836.

Digitized by Google

Das weiße Gespenst. Blätter für Scherz und Ernst. 8. Leipzig 1831. Zweite Auflage, 8. ebendas. 1836.

Liebesbriefe, Gedichte. 16. Berlin 1831.

Buch der Liebe. Gedichte. 12. Berlin 1832. Zweite Auflage, 12. 1835. Dritte Auflage, 12. Leipzig 1846.

Der confiscirte Eulenspiegel oder das Buch der Hundertachtundzwanzig. Nebst Briefen an und von Friedrich Wilhelm III., König von Preußen. 2 Bde. 8. Hamburg 1835.

Eau de mille fleurs. Pariser Roman. 2 Bde. 8. Hamburg 1833.

Maradoudo. Federschmuck aus dem Reiche der Satire, des Humors und der Privolität. 8. Hamburg 1835.

Fashionable Dummheiten. Humoristisch-satirische Skizzen aus der Beau Monde. 8. Hamburg 1836.

Dramatische Desserts. Lustspiele., 2 Bde. 8. Hamburg 1836—37.

Panaché. Dreifarbige Novellettes. 2 Bde. 8. Hamburg 1837.

Der Ring des Nostradamus. Historisch-romantische Skizzen des französischen Hoflebens von 1515—1821. 3 Bde. 8. Leipzig 1838. Zweite Auflage, 3 Bde. 8. ebendas. 1845.

Bunte Kartenbilder. 8. Grimma 1839.

Onkel Zebra. Memoiren eines Epikuräers. 7 Theile. 16. Leipzig 1842—43. Zweite wohlfeile Ausgabe. 2 Bde. 16. ebendas. 1846. Ins Holländische übersetzt. 2 Bde. 8. Amsterdam 1843.

Schobri, Ungarns größter Bandit. 12. Leipzig 1843. Ins Schwedische übersetzt. 8. Stockholm 1845.

Spontini, biographische Skizze. 16. Leipzig 1843.

Narren-Almanach für die Jahre 1843, 1844, 1845, 1846, 1847. 5. Bde. 12. enthaltend folgende Erzählungen:

Maaglia-becht. — Jonathan Dibbl. — Die beiden Grebillon. — Marie Antonette. — Herr von Rufelsdorf. — Sanson. — Amanda Meyer. — Bailant. — Ochsenheimer. — Lebourdonnais. — Herr Maltzirpel. — †††. — Mulet Ismael. — Pasdeloup. — Grimod de la Reynière. — Graf St. Germain. — Cleredendron fragrans. — Mesdesert. — Eine ganz verrückte Idee. — Rossini. — Der ewige Jude. — Tamtam. — Jacob Paul Gunding. — Sophie Arnould. — Patchouli. — Sans-Souci. — Der schwarze Gärtnerjoh oder Nimrunde, Marmeladie und Degode. — Lorenbel, Myrrh und Ahrmann. —

Joujour. Humoristisch-satirisches Lesekabinet. 7 Bde. 16. Leipzig 1843—47.

Lucy (Novelle). Zweite Auflage, 16. Leipzig 1845. Zum ersten Male unter dem Titel „Rosberry" im ersten Bande des Narren-Almanachs.

Venezianische Nächte. 16. Leipzig 1846.

Graf St. Germain. 16. Leipzig 1846. Zweite Auflage der im zweiten Bande des Narren-Almanachs abgedruckten Novelle gleichen Namens.

Rossini. Komischer Roman, 2. Bde. 8. Leipzig 1847. Zweite vermehrte Auflage der im dritten Bande des Narren-Almanachs erschienenen Erzählung gleichen Titels.

2. Zur Bibliographie gehörig.

Archives historiques, contenant une classification chronologique de 17,000 ouvrages pour servir à l'étude de l'histoire de tous les siècles et de toutes les nations. gr. 8. Carlsruhe et Paris 1841 *).

Bibliotheca Slohiludii, Bibliothèque du jeu des Echecs, Bibliothek des Schachspiels. 8. Leipzig 1844.

Karl Otto Reventlow oder die Mnemonik in ihrer höchsten Ausbildung, nebst einem Anhang, enthaltend die Literatur der Mnemonik. gr. 8. Leipzig 1845.

Anonym erschienen.

Ehestands-Grammatik oder Anleitung, eine Frau so zu dressiren, daß sie auf jeden Wink gehorcht und sanft wie ein Lamm wird. Ein Noth- und Hilfsbüchlein für alle Ehemänner. 16. Leipzig 1844. (Von dieser Broschüre sind bis jetzt mehr als 15,000 Exemplare abgesetzt worden.)

Mola Bontez. 16. Leipzig 1847.

3. Schriften anderer Verfasser, von Oettinger eingeleitet und herausgegeben.

Helene. Ein Fehdebrief an die Gesellschaft. Aus den Papieren einer Dame 12. Leipzig 1843.

Thomas Morus und sein berühmtes Werk Utopia, mit dio- und bibliographischer Einleitung von E. M. Oettinger. 12. Leipzig 1846.

Uebersetzungen.

Briefe Napoleons an die Kaiserin Josephine. 12. Berlin 1833.

Jenny. Novelle von Paul de Kock. 12. Leipzig 1843.

Oettinger zeichnet sich als satyrischer Schriftsteller durch große Lebendigkeit, Keckheit, Frische, Witz und farbenfatte Darstellung aus; seine Leistungen auf diesem Gebiete erhalten einen eigenthümlichen Reiz, besonders dadurch, daß er die Ereignisse der Gegenwart mit scharfem Blicke aufzufassen und mit leichter und gewandter, aber sicherer Hand der Menge darzustellen versteht, indem er diese durch Anmuth und Eigenthümlichkeit der äußeren Einkleidung zu fesseln weiß, während hinter anscheinendem Uebermuth und schalkhaftem, nicht selten übersprudelndem Muthwillen sich bei ihm oft ein tiefer Ernst biegt. Freundlichere Verhältnisse der periodischen Presse, als wir uns deren zu erfreuen haben, würden einem so entschiedenen Talente einen ganz anderen Wirkungskreis einräumen, als ihm je derselbe in Deutschland zu Theil werden kann. — Noch glücklicher ist O. eigentlich als Liederdichter; Innigkeit, Wärme, Phantasie und Tiefe des Gefühls sind seinen lyrischen Productionen eigen, und viele derselben, von Componisten mit Geschick behandelt, bereits Eigenthum des Volkes geworden. Auch in wissenschaftlicher Hinsicht und zwar auf einem Felde, von dem man glauben sollte, es läge einem nur der Gegenwart zugewendeten Geiste ganz fern, auf dem Gebiete der Bücherkunde nämlich hat sich O. allgemeine Anerkennung erworben. Seine bibliographischen Arbeiten sind mit gründlicher Kenntniß und seltenem Fleiße ausgestattet und bieten dem Fachgelehrten treffliche Hülfsmittel dar. —

Das Geheimniß einer Gondel.

1.

In keiner Stadt Italiens fühlt sich der Fremde so sehr zu verlieblen Abenteuern angetrogt, als in Venedig. Woher das kommt, woran das liegt, das weiß ich nicht; doch wird Jeder, der ein Paar Wochen in der alten Venusstadt (Venise aussi belle que Vénus) verlebt hat, sich und mir eingestehen müssen, daß er beim Anblick jeder geschlossenen Gondel, die an der seinigen vorübergehuscht ist, einen Anflug von Neugier und etwas Sehnsucht nach irgend einem Abenteuer in sich verspürt haben wird.

Venedig hat gegen tausend Gondeln. Eine sieht wie die andere aus: lang, schmal und einsformig schwarz wie ein schwimmender Sarg. Diese gleichförmige Trauerfarbe ist die Folge eines uralten Gesetzes, das unter der Herrschaft des dreiundachtzigsten Dogen Hieronimo Priuli — zwischen 1559 und 1567 — erlassen worden war, um dem mehr und mehr um sich greifenden Luxus der Nobili, die sich, wetteifernd in möglichst prachtvoller Ausschmückung ihrer Fahrzeuge, gegenseitig zu Grunde richteten, das Ziel zu setzen, daß alle Gondeln gleichmäßig schwarz bekleidet werden mußten; aber eben diese Farbe der Trauer verleiht jeder dieser Gondeln einen geheimnißvollen Anstrich, der sie, namentlich in den Augen des Fremden, äußerst anziehend macht.

— — — — — — — — — —

Ich war schon zwölf Tage in Venedig und sehnte mich nach einem Abenteuer, wie ein junger Dichter nach der ersten Aufführung seines ersten Bühnenstücks. Vom frühen Morgen bis in die späte Nacht durchstreifte ich den wirren Knäuel schmaler Seitengassen — Calle genannt — ohne das zu finden, was ich suchte.

Verdrießlich bestieg ich eines Abends — zwischen Zehn und Elf — am Traghetto della Santa Salute — nicht fern von meiner Wohnung — meine Gondel, um mich beim blassen Scheine des Mondes und einer glühenden Havannah-Cigarre durch den Canal grande fahren zu lassen.

Eine Stimme des Herzens, die mich noch niemals getäuscht hatte, schien mir zuzuflüstern:

— Heute wirst Du finden, was Du seit acht Tagen vergebens gesucht hast.

Mit dem Rücken am schwarzen Maroquin-Kissen meiner Gondel angelehnt, schaute ich durch die offenen Fenster in die

*) Eine neue, vielfach vermehrte Auflage dieses reichhaltigen mühevollen Werkes ist unter der Presse und wird seiner Zeit bei Engelmann in Leipzig erscheinen.

Digitized by Google

taghelle Mondnacht hinaus und träumte von schwarzen Augen und weißen Austern, von würzigen Lippen und duftendem Orangeneis, von schwellenden Nacken und schäumendem Champagner. Und so oft eine Gondel an der meinigen vorüberfuhr, warf ich einen Blick hinein, um das zu erspähen, was ich seit zwölf Tagen vergebens gesucht hatte.

— Wieder ein Tag verloren, sagte ich zu mir und suchte in einer meiner Rocktaschen die Cigarrenbüchse, um mir an den Trümmern meiner alten Regalia eine neue anzuzünden. Im Suchen stößt meine Hand auf ein kleines Buch, in dem ich, bei Luna's galanter Ampel, einen der vielgelesensten Romane der neuern Literatur Italiens, Cäsar Cantù's „Margarita Pusteria" erkenne.

— Pietro, rufe ich meinem Führer zu, so eben habe ich in Deiner Gondel einen ganz allerliebsten Fund gemacht . . .

— Eine Börse? fragte der Gondolier.

— Das weniger, aber ein Buch, von dem ich bereits in Mailand so viel Schönes gehört, daß ich schon dort mir ernstlich vorgenommen hatte, die Bekanntschaft dieses vielgerühmten Romans zu machen. Du erlaubst doch, daß ich ihn mit nach Hause nehmen darf? Es versteht sich von selbst, daß ich ihn Dir wiedergebe . . .

— Ich kenne Sie zwar erst seit zehn oder elf Tagen, halte Sie aber für so grundehrlich, daß ich Ihnen noch weit mehr als dies anvertrauen würde.

— Das ist sehr artig von Dir; das Beste aber hätte ich beinahe vergessen. Ahnst Du wohl, wem dieses Buch gehören mag?

— Nein, lieber Herr!

— Nach dem Dufte zu urtheilen, der diesem eleganten Einbande entströmt, gehört dies Buch einer weiblichen Boudoir-Bibliothek. Wen hast Du zuletzt in Deiner Gondel geführt?

— Eine Dame.

— Kanntest Du sie?

— Nein, lieber Herr! Ihr Gesicht war tief verschleiert.

— Fuhr sie allein?

— Ganz allein.

— Und wohin?

— Nach dem Campo San Stefano, wo sie ausstieg.

— Ihr Wuchs?

— Imposant!

— Charmant! Charmant! Und glaubst Du, daß sie noch jung ist?

— Nach dem Tone ihrer Stimme zu schließen, muß sie noch sehr jung und, nach ihrer Aussprache zu urtheilen, eine Fremde sein.

— Eine Französin?

— Ich wäre geneigt, sie weit eher für eine Engländerin zu halten.

— Auch nicht übel! Ich liebe diese semmelblonden Schönen! Aber, Herzensjunge, wie erfahren wir die Wohnung dieser Lady?

— Lassen Sie dies meine Sorge sein. Morgen mit Tagesanbruch laufe ich nach dem Stephansplatz und frage dort in jedem Hause: Wohnt hier eine große, schlanke Engländerin, welche gestern Abend zwischen Neun und Zehn in der Gondel 92 ein kleines Buch vergessen hat . . . wie heißt das Ding? setzte er rasch hinzu.

— „Margarita Pusteria."

— Ein Name, den der Teufel behalten kann! Sie müssen die Güte haben, ihn mir aufzuschreiben.

— Den Teufel?

— Den Namen des Buches.

— Sogleich, sagte ich, zog meine Brieftasche hervor und riß ein Blatt heraus, auf das ich den Titel meines Fundes schrieb. Hier, Pietro!

— Corpo di Cristo! erwiderte mein Gondolier, indem er sich die langen, sonnverbrannten Ohren rieb, das nützt mir ja auch nicht viel . . .

— Wie so? fragte ich in meiner Einfalt.

— Ich, Signor, ich kann ja nicht lesen . . .

— Dummkopf! wollte ich sagen, besann mich aber bald eines Bessern und meinte, wozu auch? Lesen ist Kurus; der Titel des Romans ist freilich etwas schwer zu behalten, aber desto leichter wirst Du Dir, wie ich hoffe, den Namen des Schriftstellers merken. Er heißt Cäsar Cantù.

— Bravo, bravissimo! Cäsar heißt der junge Hund meines alten Kameraden Beppo, und Cantù heißt Gesang. Den Namen, Signor, vergesse ich nicht!

— Also auf Wiedersehen, morgen früh, sagte ich und verließ die Gondel, deren blankgeputzter Schnabel so eben am Traghetto della Santa Salute angelegt hatte.

2.

In meiner Wohnung angelangt, machte ich Licht, um mich auszukleiden und mit meiner „Margarita Pusteria" zu Bett zu gehen.

Ich fange zu lesen an und lese bis tief in die Nacht hinein. Der Roman, der seinem Autor den Beinamen eines italienischen Walter Scott verschafft hat, ist in mehrfacher Hinsicht höchst interessant *). Bei einer der spannendsten Scenen, eben als ich das Blatt umwende, fällt aus dem Buche ein kleiner Zettel heraus.

Und was finde ich? Wohl hätte ich Lust zu wetten, daß keiner von allen Lesern es errathen würde, und darum bereite ich mich, seine Neugier schleunigst zu befriedigen.

Es war eines jener Papiere, die, sprechende Zeugen augenblicklicher Geldverlegenheit, ihm bürgerlichen Leben schlechtweg „Pfandzettel" genannt werden.

Die Inhaberin dieses Zettels — der Name der versetzenden Person ist auf keinem derselben angegeben — hatte ihren Shawl versetzt, worauf ihr das kaiserlich königliche Leihhaus — hier zu Lande monte di pieta genannt — (auch in Venedig steht es nicht für Mottenschaden ein) armselige 532 österreichische Zwanziger vorgeschossen hatte.

— Das Pfand muß also, dachte ich bei mir, mindestens den dreifachen Werth dieser Summe haben, folglich ein ganz respectabler Shawl sein; eine Dame aber, die derlei kostbare Shawls besitzt, muß — gleichviel, ob sie Französin oder Engländerin ist — vornehmen Standes sein; in kleine augenblickliche Geldverlegenheiten kann sich — durch Umstände und Constellationen eigenthümlicher Art — selbst die reichste Frau verwickelt sehen. Aber einerlei, ob die bewußte Dame reich oder arm, vornehm oder nicht vornehm sein mag, sie ist jung, ihr Wuchs — sagt Pietro — ist imposant . . . das genügt! Daß Miladv augenblicklich nicht bei Kasse ist, hat durchaus nichts zu sagen. Im Gegentheil! dachte ich und schlug das Buch zu, um im Gedanken an sie so schnell als möglich in die Welt der Träume hinüberzuschlummern.

3.

Was und wovon ich in jener Nacht geträumt habe, kann Jeder errathen, der sich einmal in gleicher oder auch nur ähnlicher Lage befunden hat. Nur so viel sei gesagt, daß ich in meinem ganzen Leben nie so geläufig Englisch gesprochen, als in jener schönen Nacht, die — wäre es nach meinem Wunsche gegangen — drei Mal länger als jede andere hätte dauern müssen. Miladv, ungemein liebevoll, beantwortete jede meiner Fragen mit einem äußerst wohlthuenden „yes" und gestand mir schamgeröthet Wange und niedergeschlagenen Augen ihre augenblickliche Geldverlegenheit . . . ich benutzte dies Geständniß, meine Großmuth zu zeigen, zog meine volle Börse und . . . erwachte.

4.

Drei Stunden später — ich lag noch immer im Bette und vertiefte mich mehr und mehr in Cantù's „Margarita" — vernahm ich ein schüchternes Klopfen an meiner Thür.

Kaum hatte ich herein gerufen, als mein lieber, treuer, dienstwilliger Pietro, mit einem „buon giorno" im Munde und seinem Strohhute in der Hand, vor meinem Bette stand.

— Was bringst Du?

— Die gewünschte Auskunft, lieber Herr! Auf dem Stephansplatze, Nummer 743, wohnt die bewußte Dame, die wir suchen. Sie ist — wie ich mir gleich gedacht — ein Engländerin, heißt Lady Georgine Coldourn, thut entsetzlich vornehm und macht einen so unmenschlich großen Aufwand, daß sie im ganzen Sestiera **) „bis Nabobs Gelichte" heißt.

— Ist sie verheirathet?

— Das weiß man nicht; so viel aber weiß der ganze Stephansplatz, daß Lady Georgine die gute Freundin eines alten, steinreichen, aber dabeilos geizigen Bankiers ist, der sie, wie Unsereiner sagt, unterhält, vermuthlich weil . . .

— Sie ihrerseits auch ihn unterhält; ich finde das ganz in der Ordnung. Aber hast Du Dich auch erkundigt, ob das Buch, das ich in Deiner Gondel gefunden habe, auch wirklich ihr gehört?

— Diavolo, daran hab' ich nicht gedacht! O, Pietro, Dein Gedächtniß ist keinen Schuß Pulver werth, tief er aus und schlug seine Stirn. Aber morgen, längstens übermorgen, sollen Sie nicht nur das, sondern noch weit mehr, ja sagar Alles, Alles er-

*) Dieser reizende Roman, der auch in Deutschland bekannt zu werden verdient, ist, von einem in Venedig lebenden Maler, G. Finé, ins Deutsche übersetzt, 1842 in Stuttgart erschienen. Leier, die den historischen Gehalt lieben, werden sich mit „Italiens Walter Scott" schnell befreunden.

**) Venedig ist in sechs Sestiere eingetheilt: 1) Sestiera di San Marco (Kern und Mittelpunkt der Stadt). 2) Sestiera di Castello. Die größte Sehenswürdigkeit dieses Bezirks ist das Arsenal, das drei italienische Meilen im Umfang hat. 3) Sestiera di Cannaregio. 4) Sestiera di San Paolo. 5) Sestiera di Santa Croce und 6) Sestiera di Dorso Duro.

Digitized by Google

fahren, denn Jeder von uns hat seine Spione, und wenn Einer von uns etwas erfahren will, so horchen wir Alle, denn wozu anders als zum Horchen hat uns der liebe Gott so hübsche lange Ohren gegeben!

— Braver Junge, ausgezeichnetster aller venezianischen Gondoliere, sagte ich und öffnete meine Börse. Dieses Fünffrankenstück, das ich jetzt zwischen meinen Fingern halte, bittet um Erlaubniß, aus meiner Hand in die Deinige zu spazieren. Ich hoffe, daß Freund Pietro nicht so grausam sein wird, ihm diese Bitte abzuschlagen, fuhr ich fort und warf ihm das Geldstück zu.

— Sie verkennen mich, lieber Herr, sagte mein brauner Fouché, der das Geldstück im Nu aufgefangen hatte.

Dann drehte er sich dreimal auf dem Absatz seines geflickten Stiefels herum, warf seinen kleinen runden Strohhut an die Decke, fing ihn, wie ein wohl abgerichteter Pudel, mit weitgeöffnetem Maule und rief in der Freude seines Herzens:

— Evvivà il Signor Tedesco!

Dann tanzte er zur Thür hinaus.

5.

Am Abend desselben Tages befand ich mich im Café Florian *), um die französischen Zeitungen zu lesen. Von dort begab ich mich zu seinem aristokratischen Nachbar Suttil, um bei einem Becher dreifachen Fruchteises die reizende Serenade der österreichischen Regimentsmusik, die — Donnerstags und Sonntags — auf dem Marcusplatze die beliebtesten Nummern aus den neuesten Opern spielt, und die nicht minder üppigen Blicke der unter den Bogengängen der Procuratien und auf den mondbeschienenen Quadern des Platzes auf- und abwandelnden Frauenwelt einzuschlürfen. In jeder imposanten Figur, die mir auffiel, glaubte ich die bewußte Engländerin zu sehen, die junge, schöne und dennoch beklagenswerthe Milady, die, ob sie gleich des „Nabobs Geliebte" ist, sich genöthigt sah, einen ihrer Shawls — denn sicher hatte sie deren ein ganzes Dutzend — ins Leihhaus zu tragen, um den beneidenswerthesten aller Cashemire, der sich auf ihren alabasternen Schultern gewiegt, dort als Pfand für schnöde 532 Lire zurückzulassen. Ich kannte ihren „Nabob" nicht, doch haßte ich, aus lauter Liebe zu Milady, den unverschämten Geizhals so gründlich, daß ich ihn im ersten besten Mörser mit kaltem Blute und passender Melodiebegleitung langsam hätte zerstampfen können. Grausamer Filz! Arme Georgine! Undankbare Welt!

— Von Suttil verfügte ich mich zum „Kaiser von Oesterreich," um dort einen meiner Landsleute, den liebenswürdigen Dr. F......r zu suchen, der so manche Nacht stundenlang mit mir das venezianische Straßen-Labyrinth nach allen Richtungen durchstreift hatte und bald vor diesem, bald vor jenem Hause stehen geblieben war, um mir eine Seite aus den Geheimnissen dieser abenteuerlichen Stadt ins Ohr zu raunen. Leider fand ich ihn heute nicht. In Verzweiflung darüber entschloß ich mich, nach dem Grundsatze der Homöopathie, Langeweile durch Langeweile zu heilen: ich griff nach einer deutschen Zeitung.

Gerechter Gott, es war die Augsburger!

6.

Am andern Morgen, als ich beim „Imperatore d'Austria" mit der ganzen Jungfräulichkeit eines immer sehr zurückhaltenden Appetits meine Chocolade trank, griff ich nach der dicht vor mir liegenden, noch ganz druckfeuchten „Gazetta di Venezia," um zu erfahren, welches von den vielen geschlossenen Theatern **) heute Abend geöffnet sei.

Ich las:

Teatro Apollo:

Norma . . . . Signora Marietta Arrigotti.

Oper und Sängerin hatte ich im lieben Venedig, aus Langeweile, schon zwei Abende hinter einander gehört. Aller guten Dinge sind drei, sagte ich mir und beschloß, Dame Norma heute zum dritten Male zu besuchen. In demselben Augenblick fiel mein Falkenauge oder Adlerblick — welches von Beiden sagt meiner freundlichen Leserin mehr zu? — auf eine Anzeige, die, in etwas auffallender Schrift, dicht unter dem Theater abgedruckt stand. Sie lautete:

„Vorgestern, zwischen neun und zehn Uhr Abends, hat Jemand, der sich vom Traghetto della Santa Salute nach dem Campo San Stefano fahren ließ, in der Gondel, deren Nummer ihm leider unbekannt ist, ein in rothen Saffian gebundenes, goldgerändertes Exemplar von Cantù's „Margarita Pusterla" und in diesem Buche einen kleinen gedruckten Zettel (Spiegelberg, ich kenne Dich!) liegen lassen, welcher für den Eigenthümer desselben von höchster Wichtigkeit ist (natürlich!). Der ehrliche Finder (bitte recht sehr!) wird dringend ersucht, Beides, wo möglich noch heute, auf dem Campo San Stefano, Nummer 734, im zweiten Stockwerke abzugeben. Die Person, die jenen Zettel verloren hat, rechnet dabei auf die Discretion des Finders (sehr begreiflich!) und erklärt sich dafür gern bereit, ihm für die Bewahrung des wichtigen Geheimnisses, in das ein boshafter Zufall ihn eingeweiht hat, **eine seinen Wünschen angemessene Belohnung** zu Theil werden zu lassen."

Die durchschossene Discretion und die mit fetter Schrift zugesagte seinen Wünschen angemessene Belohnung verschaffte mir die positive Gewißheit, daß die Eigenthümerin dieses Pfandzettels die bewußte Milady sei, deren imposanter Wuchs seit jener Nacht, in der ich so lebhaft von ihr geträumt hatte, meine etwas aufgeregte Phantasie in beständigem Schach erhielt.

— Mylady wohnt also auf dem Stephansplatze Nummer 734. Mein guter Pietro muß sich also doch wohl geirrt haben, denn nach seiner Angabe sollte es ja Nummer 743 sein. Aber gestand er denn nicht selbst, daß sein Gedächtniß keinen Schuß Pulver werth sei? Und wie leicht sind zwei Nummern wie diese zu verwechseln! —

Ich zahlte mein Frühstück und kehrte eilig nach meiner Wohnung heim, um Buch und Zettel zu holen, die ich als redlicher Finder ungesäumt den Händen der schönen Eigenthümerin mit dem imposanten Wuchse überliefern wollte. Ganz im Hintergrunde meiner frivolen Gedanken schimmerten in blendender Transparent-Beleuchtung die geheimnißvollen, inhaltsschweren Worte:

Eine seinen Wünschen angemessene Belohnung.

Gott ist groß und Mahomet sein Prophet!

7.

Als ich die Treppe zu meiner Wohnung erstieg, sagte mir der Diener des Hauses, Pietro habe mich, gleich nachdem ich ausgegangen sei, hier gesucht, um mir eine wichtige Nachricht zu bringen; er habe eine ganze Stunde auf mich gewartet und sei dann fortgelaufen, um mich in einem der Kaffeehäuser aufzusuchen.

Alles, was er mir sagen konnte, wußte ich bereits.

Endlich also nach dreizehn langen, ziemlich einförmigen Tagen stand ich an der Schwelle eines Abenteuers, von dem ich mir — unter uns gesagt — alle Wonnen und Seligkeiten des muhamedanischen Paradieses, die **meinen Wünschen angemessene Belohnung** versprach.

Um meines Sieges bei Milady ganz gewiß zu sein, warf ich mich in den Nimbus einer ausgesucht feinen Toilette. Unter mehr als einem Dutzend jungfräulicher Westen wählte ich ein weißes, von gestickten Veilchen eingefaßtes Atlas-Gilet und eine weißseidene Halsbinde, deren reizender Schnitt Bulwers Pelham — Englands erleuchtetsten Dandy — zu einer Epopöe in Gott weiß wie viel Gesängen begeistert hätte. Aber nichts von Allem ist schwieriger als die richtige Wahl der Farbe, die man bei Anlegung der Handschuhe zu beobachten hat. Es befremdet mich, daß noch keine unserer eleganten Federn auf den gewiß nicht undankbaren Einfall gerathen ist, eine „Physiologie des Handschuhs" zu schreiben. Der Stoff liegt doch so nah! Denn wie leicht läßt sich aus der Farbe des Handschuhs der Charakter und die Neigung des Behandschuhten errathen!

Ein Mann, welcher schneeweiße Handschuhe trägt, ist ein Pfarr-Candidat oder sonst ein zudringender Supplikant.

Ein Mann mit flohbraunen Handschuhen ist ein Philister, der den Stutzer spielen will.

Ein Mann mit schwarzen Handschuhen ist ein armer Teufel, der die etwas kostspielige Mode der Faustbedeckung nur gezwungen mitmacht.

Rosenfarbene Handschuhe trägt ein Fantast oder Dummkopf.

Lila-Handschuhe verleihen der männlichsten Physiognomie etwas Weibisches.

*) Das größte, bekannteste und eleganteste Kaffeehaus, von dem erzählt wird, daß es seit 1797 bis jetzt nur eine Nacht soll geschlossen gewesen sein. Sein Nachbar Suttil ist der Sammelplatz der Aristokratie. Hier fand ich die Herzogin von Berry. Das Café dell' Imperatore d'Austria ist das Stelldichein der Deutschen und das Café Quadri auf der andern Seite des Marcusplatzes das Rendezvous des Militairs. Außer diesen verdient noch das Café de' Lazzaroni, am Ende des Frezzaria, der Vereinigungspunkt der venezianischen Künstler und Schriftsteller, und das berüchtigte Café Gamba auf der Riva dei Schiavoni von jedem Fremden, der das venezianische Leben in allen Schattirungen kennen zu lernen wünscht, besucht zu werden.

**) Das größte und schönste dieser Theater, Fenice, liegt im Mittelpunkte der Stadt, auf dem Campo San Fantin, ist aber nur vom October bis Anfangs März der Oper und dem Ballet geöffnet. Nach diesem sind die Theater San Benedetto, unweit der Kirche gleichen Namens, in der Nähe der Post, San Samuele, Apollo und Malibran die bekanntesten. Im Ridotto di San Moisè werden in der Wintersaison stark besuchte Maskenbälle gegeben. Der Impresario des Fenice-Theaters ist gegenwärtig ein Graf Camillo Gritti.

Digitized by Google

Seidene Handschuhe sind „ridicule," baumwollene sogar „coeffe." Letzteres aber verhält sich zu Ersterem wie ein Zopf zu einer Perrücke.

Ein Dandy im unentwegten Sinne dieses häufig so arg mißbrauchten Wortes kann nur buttergelbe oder entenpfotenfarbige (patte de canard) Glacéhandschuhe tragen.

Unentschieden, welche von beiden Farben ich heute wählen sollte, zog ich mir ein Paar buttergelbe an und steckte ein Paar Entenpfoten ein, damit, Falls die Wahl mich unterwegs gereuen sollte, ich meine Uebereilung sogleich wieder gut machen könnte. Vorsicht, sagt ein deutscher Philister, ist die Mutter der Weisheit.

Aber weil ich am Traghetto weder meinen Pietro noch seine Gondel fand, warf ich mich in die seines Freundes Beppo.

Unter Venedigs Gondolieren — man zählt deren gegen zehntausend — giebt es, wie bekannt, zwei Parteien, von denen die Einen (Castellani) einen rothen, die der andern (Nicolotti) einen schwarzen Gürtel tragen und in der Politik, um die ich mich wenig bekümmere, ganz entgegengesetzter Ansicht sind. Pietro aber und Beppo waren Beide Schwarzgürtel oder, was dasselbe sagen will, intime Freunde, gute Kameraden, Duzbrüder *).

— Signor, sagte Beppo, als ich rückwärts in die Gondel stieg **), der arme Pietro sucht Sie in der ganzen Stadt, um Ihnen eine Nachricht von großer, großer Wichtigkeit mitzutheilen.

— Ich weiß Alles, sagte ich und gab ihm den Auftrag, mich so schnell als möglich nach dem Ziele meiner Wünsche, nach dem Stephansplatze zu befördern.

Ich weiß sehr wohl, daß ein französischer Erzähler in meiner Stelle ganz anders gehandelt hätte und — wohl gemerkt, wenn er gerade gut bei Kasse gewesen — zuerst nach dem Leihhause gefahren wäre, um dort den verpfändeten Shawl für seine Rechnung auszulösen und ihn gleich darauf als ein Zeichen seiner Aufmerksamkeit zu Miladys Füßen niederzulegen. Das hätte auch ich thun, d. h. erzählen können, aber wohl Niemand würde mir diesen Zug der Großmuth geglaubt haben, denn ich bin ein deutscher Schriftsteller, der sein Geld für sich selber braucht und für ein leichtfertiges Abenteuer, von dem noch nicht abzusehen war, wie es enden werde, nicht so gewissenlos 532 Lire hinauswerfen kann.

Habe ich Unrecht, so sage man's!

8.

Ich fuhr also nach dem Stephansplatze und kam unterwegs durch Canäle und Brücken, die ich bisher noch nicht gekannt hatte. Ich, mancher Fremde, der sich einbildet, das große Straßenräthsel Venedig schon nach Verlauf von vierzehn Tagen zu kennen, ist ein eingebildeter Thor. Der Schöpfer der „verhängnißvollen Gabel" — Graf Platen — hatte nicht so ganz Unrecht, als er bei Schilderung dieses hieroglyphisch verschlungenen Häuserknäuels, „bella Venezia" genannt, den Vers sang:

„Dies Labyrinth von Brücken und von Gassen,
Die tausendfach sich in einander schlingen,
Wie wird hindurch zu gehen mir gelingen,
Wie werd' ich je mich große Räthsel fassen?"

Giebt's doch selbst Eingeborene, die diese Straßen-Sphynx nicht zu enträthseln vermögen. Und trotz dieses Chaos von Gassen und Gäßchen, von Brücken und Canälen "") bleibe die haldwerwitterte „Donna dei mari" (wie sie einst Heinrich III. von Frankreich genannt) noch immer die eigenthümlichste und anziehendste Stadt von ganz Italien, eine Stadt, die, wie Abbé Coyer gesagt, nicht von Menschen, sondern von Göttern erbaut zu sein scheint, um die Sterblichen in ein Netz zu locken, in dem jede Masche ein Stück Geschichte, eine großartige Ruine ist, in der jeder Palast als alter, grauer, lebensmüder Zeuge längst verschwundener Macht und Herrlichkeit erscheint.

„Those days are gone — but beauty still is here" †)

sang der unsterbliche Sänger des „Childe Harald" und schrieb der armen Venezia in dieser einzigen Zeile die schönste, rührendste und unvergänglichste Grabschrift.

Das Wetter begünstigte mein Unternehmen. Die Sonne lachte mit freundlich ins Gesicht, und die schaukelnde Bewegung der Gondel weckte in mir ein Gefühl unbeschreiblicher Wollust. Heiterer als je sang ich die Barcarole, die ich Tags vorher von einem der schönsten Blumenmädchen auf dem duftigen Rasen des Lido gelernt hatte, also lautend:

Asdar' sul mare,
O piacere!
Evviva l'amor!
Asdar' sul mare,
A te pensare
Con tutto il cuor
E chiamare:
Evviva, evviva l'amor!

Tu è la sola,
Che mi consuola
Nel mio dolor.
La barca vola
Volando sembra
Anche gridar
E chiamar:
Evviva, evviva l'amor!

Und bald darauf hatte meine Gondel ihr Ziel erreicht.

9.

Ich steige aus und suche auf einem der größten und schönsten Plätze Venedigs — es zählt deren gegen fünfzig — die Hausnummer 734, die auch alsogleich gefunden ist.

Da kein Portier zu sehen, bei dem ich zuvor einige Erkundigung über die Dame, die ich suche, einziehen kann, so bleibt mir nichts Anderes übrig, als, bewaffnet mit meinem doppelten Talismann, die zwei Marmortreppen zu ersteigen und — oben angelangt — an der nächsten Thür zu klingeln.

Gleich darauf öffnet sich die Pforte des Paradieses, und eine junge Dame, imposant wie Göttin Doris, gemalt von Tintoretto *), schön wie der Tag und zeigend wie die Nacht, steht dicht vor der geöffneten Thür und fragt mich in französischer Sprache:

— Zu wem wünschen Sie?

— Zu Ihnen, Madame, antwortete ich, ohne mich durch den Frost dieser ersten Frage einschüchtern zu lassen.

— Zu mir? wiederholte die schöne Frau mit einem Ton und einer Miene, worin sich ein ganzes Tournier boshafter Fragezeichen umherzutummeln schien.

— Zu Ihnen! wiederholte ich fast noch kälter als sie.

— Monsieur, je n'ai pas l'honneur . . .

— Ni moi non plus, setzte ich rasch hinzu, aber das schadet nichts; ich werde Ihnen bald nicht mehr fremd sein, wenn Sie die Güte haben wollen, mir nicht länger den Eingang zu versperren.

Sie trat einige Schritte zurück . . . ich befand mich jetzt im Vorsaale.

— Madame, fuhr ich fort, ich bringe Ihnen etwas . . .

— Mir? fragte sie höchst erstaunt.

— Wem sonst als Ihnen, schöne Frau!

— Mein Herr, Sie irren.

— Nein, Madame, ich irre mich nicht. Hören Sie mich an, Madame. Ich bringe Ihnen etwas — meine Blicke schweiften im Saale umher, um zu sehen, ob uns Niemand belausche — etwas von der höchsten Wichtigkeit. Nun, errathen Sie noch immer nicht?

— Nein, mein Herr, erwiderte die kalte Artemisia mit steinernem Lächeln.

— Fassen Sie Muth, Madame! Sie dürfen, — wie's in der Zeitung steht — ganz und gar auf meine Discretion rechnen.

Ich betonte dies Wort absichtlich etwas scharf, um ihr die bewußte Zeitungs-Annonce ins Gedächtniß zurückzurufen.

— Mein Herr, ich begreife noch immer nicht, was Sie wollen . . .

— Was ich will? rief ich ärgerlich. Welche unnütze Frage, Madame! Haben Sie nicht freiwillig erklärt, daß Sie gern bereit sind, dem redlichen Finder — ich wiederhole Ihre Anzeige Wort für Wort — für die Bewahrung des wichtigen Geheimnisses, in das der Zufall ihn eingeweiht hat, eine seinen Wünschen angemessene Belohnung zu Theil werden zu lassen? Madame, fragte ich ziemlich barsch, begreifen Sie nun endlich?

— Mein Herr, entgegnete die Dame mit der empörendsten Ruhe und Gelassenheit, ich begreife von Allem, was Sie mir bis jetzt gesagt haben, noch immer keine Silbe und muß Sie deshalb bitten, sich deutlicher zu erklären.

— Also noch deutlicher? rief ich und zog das bewußte Buch hervor. Madame, fragte ich mit einem zwei Finger dicken Anstrich von Schadenfreude, ist Ihnen dieser Einband bekannt?

*) Fast alle Gondoliere haben, wie in Neapel die Lazzaroni, unter sich Spitznamen, die oft sehr bezeichnend sind. Mein Pietro ist in ganz Venedig unter dem Namen „Re Aglio" bekannt, weil er ungewöhnlich stark nach dem Lieblingsgewürze der Juden, nach Knoblauch duftet.

**) Daran, daß Jemand vorwärts in die Gondel steigt, erkennt der Gondolier den Fremden, der ihm jede Liebesfahrt dreimal theurer als der Einheimische bezahlen muß.

***) Eine italienische Beschreibung Venedigs giebt die Zahl der Canäle auf 146, die der Brücken auf 450, die der Gassen und Gäßchen auf 2198 und die der Häuser auf 37,918 an.

†) „Jene Tage sind dahin, aber Schönheit ist noch hier."

*) Einer der schönsten und großartigsten Deckengemälde dieses Meisters im großen Rathssaale des Dogenpalastes.

Digitized by Google

— Ja! Dieses Buch, mein Herr, gehört mir; auf dem Rücken des Einbandes stehen die goldenen Anfangsbuchstaben meines Namens. Wie aber kommen Sie zu diesem Buche?

— Madame, ich begreife nicht, daß Sie das Alles so schwer begreifen. Sie haben das Buch gestern Abend — zwischen Neun und Zehn — liegen lassen . . .

— Liegen lassen? Ich?? Und wo???

— Ei, auch das wissen Sie nicht mehr? In der Gondel, Madame, in der Gondel!

— In welcher Gondel? fragte sie von Neuem überrascht.

— In derselben Gondel, in der es, eine Stunde später, durch Zufall in meine Hände gerathen ist. Ich bin, wie Sie endlich zu begreifen die Güte haben werden, der redliche Finder, der . . . der . . . der . . .

— Eine Belohnung erwartet. Wie aber, wenn ich Ihnen sage, daß ich dieses Buch gestern unmöglich verloren haben kann, da ich seit acht Tagen gar nicht aus dem Hause gekommen bin?

— Wie geht das zu? Hab' ich mich vielleicht in der Hausnummer geirrt? Bin ich hier nicht in Nummer 734?

— Allerdings!

— Befinde ich mich nicht im zweiten Stockwerk?

— Ganz recht!

— Wohnt außer Ihnen noch eine andere Dame, etwa eine Engländerin, auf demselben Flure?

— Nein!

— Dann weiß ich, bei Gott! nicht mehr, was ich dazu sagen soll. Madame, nur eine Frage noch: nicht wahr, Sie haben einen Ihrer Shawls verseßt?

— Sind Sie toll! fragte sie ganz entrüstet.

— Noch nicht, doch könnte ich's leicht werden, Falls Sie sich darin gefallen sollten, noch länger zu läugnen; hier, Madame, ist Ihr Buch, und hier, Madame, ist der Pfandzettel.

— Der Pfandzettel? Wer sagt Ihnen, daß dieser verpfändete Shawl mir gehört?

— Die „Gazetta di Venezia" sagt mir das; in der heutigen Nummer dieser ausgezeichneten Zeitung ganz am Fuße des Blattes, nicht unter den Theateranzeigen, wird der redliche Finder ersucht, Buch und Zettel Stephansplatz, Nummer 437, abzugeben. Nun, Madame, wissen Sie Alles!

— Himmel! rief das schöne Weib, in dessen Seele ein grundhäßlicher Gedanke aufzutauchen begann, sollte vielleicht mein Herr Gemahl? . . .

— Wie, Sie sind verheirathet?

— Allerdings!

— Ah, Madame, warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt? Großer Gott, jetzt fallen mir die Schuppen von den Augen, jetzt erst sehe ich klar, ganz klar. Ja, ja, so ist's! Madame, ich bedauere unendlich . . .

— Was bedauern Sie? fragte die Dame etwas gereizt.

— Daß ich, ganz wider meinen Willen, der Verräther Ihres Herrn Gemahls geworden bin. Madame, ich beschwöre Sie bei allen Pfandzetteln Benedigs, mich ihm unbekannter Weise zu empfehlen und ihn zu bitten, mir gar nicht zu zürnen, wenn ich — ohne es zu ahnen — ihm einen kleinen Verdruß bereitet habe, sagte ich und überließ die Dame, die in düsteres Nachdenken versunken war, dem traurigen Vorgefühle, daß der Herr Gemahl hinter ihrem Rücken einen ihrer Shawls verseßt habe.

Als ich die Treppe hinabstieg, sagte ich zu mir:

— Es ist doch recht gut, daß Du kein französischer Schriftsteller bist. Du hättest jenen vermaledeiten Shawl für Deine Rechnung ausgelöst und wärst jetzt um eine Summe von 532 Lire — drei machen einen Gulden! — ärmer gewesen.

Gott ist groß und 532 Lire sind 177 Gulden 20 Kreuzer Conventions-Münze.

10.

An der Hausthür meiner Wohnung erwartete mich Pietro, genannt Fra Aglio, um mir die Nachricht zu bringen, daß die berwufte Lady Georgine Goldbourn, des „Nabobs Geliebte," die auf dem Stephansplatze Nummer 743 gewohnt, gestern, bei Nacht und Nebel, mit einem jungen Bildhauer nach Florenz durchgegangen sei.

Mein geträumtes Paradies war beim Teufel.

11.

Abends erfuhr ich bei Suttil, daß Signor L., der erst seit Kurzem mit einer der reichsten Kaufmannstöchter von Marseille verheirathet gewesen sei, einen der kostbaren Shawls seiner jungen, schönen Frau heimlich entwendet und verseßt habe, um mit dem Gelde eine dringende Schuld einer seiner alten Liebschaften, einer häßlichen Choristin am Theater Benedetto, zu bezahlen. Die Folge werde davon — maledetto! — eine Scheidung sein.

Gott ist groß, Mahomet sein Prophet und die Ehe — eine grandiöse Dummheit.

Henriette Ottenheimer

ward am 10. September 1809 in Stuttgart geboren. Seit ihrem sechsten Jahre durch ein organisches Leiden auf der linken Seite gelähmt, und auf ein ganz innerliches Leben hingewiesen, ward ihr schon früh die tröstende Gabe der Poesie zu Theil und sie versuchte sich bereits in ihrem achten Jahre in kleinen Gedichten, die sie aber nur ihrem erblindeten Vater mittheilte, als dessen Vorleserin sie eher, als es bei andern Kindern zu geschehen pflegt, Interesse für die Zeitgeschichte und das Wohl und Wehe der Menschheit gewann. Im Catharinenstifte ihrer Vaterstadt, das sie von 1818 bis 1824 besuchte, freilich mit Unterbrechungen, die ihr Leiden herbeiführte, genoß sie den Unterricht bewährter Lehrer und erhielt eine gründliche und vielseitige Bildung. Von 1824 bis 1830, nach dem Tode ihres geliebten Vaters, lebte sie still und zurückgezogen in Stuttgart mit ihrer trefflichen Mutter, und als auch diese 1830 starb, zog sie nach Regensburg, das sie, da eine ihrer Schwestern sich dorthin verheirathet hatte, zu ihrem Wohnorte erwählte. Einige ihrer poetischen Versuche erschienen zuerst 1828 in Spindlers Damenzeitung; durch den allgemeinen Beifall ermuthigt, dessen sich dieselben zu erfreuen hatten, überwand sie ihre Schüchternheit und veröffentlichte seitdem:

Gedichte. Stuttgart 1832.
Bilder und Lieder. München 1833.
Der Kettenschmied. Stuttgart 1835.
Kleine Erzählungen. Stuttgart 1836.
Erzählungen. Leipzig 1841.
Einzelne Gedichte u. s. w. in Zeitschriften, wie z. B. dem Morgenblatt, Phönix, Europa u. s. w.

Tiefes und doch stets echt weibliches Gefühl, Reichthum der Gedanken, hohe Begeisterung für Wahrheit und Recht, sehr glückliche Behandlung der Form und Sprache und anmuthige Phantasie verleihen den Poesien dieser eben so reichbegabten als bescheidenen Dichterin einen hohen, bleibenden Werth.

Der Kettenschmied.

Ein Märchenraum.

Eingang.

Das Herz ist eine Harfe, — manch Lied es also nennt,
Das alte Bild ist ähnlich, wie Jeder leicht erkennt;
Das Herz ist eine Harfe, besaitet und beseelt
Vom Urgeist, dessen Kräfte kein Forscherwissen zählt.

Und Leid und Freude kommen, als Spielleute, herbei;
Es sind zwei Virtuosen, reich an Geschwisterreu,
Sie wollen mit einander durch jeden Herzensgang,
Und wecken in den Saiten den hoh'gebor'nen Klang.

Digitized by Google

Und ob auch trüb' des Leides tieftönend Spiel euch klingt,
Und hell der Ton der Freude zum Ohr der Seele dringt,
Doch ist, was so verschieden erschallt, jetzt hart, jetzt weich,
Nur *eines* Wohllauts Blüthe vom Harmonienreich.

Die Saiten sind wie Flügel — sie tragen euch empor,
Sei es auf Jubelwogen, sei es im Seufzerchor;
Es spricht aus ihren Klängen der Göttlichkeit Organ,
Und wer ihm lauscht und folget, läßt Böses ungethan.

Doch *eine* Saite weiß ich, die Schwingen nicht verwandt,
Auf tausend Herzensharfen, von fremdem Geist gespannt,
Wie eine Kette klirrt sie, und drückt wie Ketten wund
Noch jetzt Israels Söhnen des Busens tiefsten Grund.

Ich kenne dieser Saite schmerzreichen Klang genug,
Wie Eisenringe hemmt sie der Seele Wunderflug,
Bezeichnet ist sie richtig, wenn *Kette* man sie nennt,
Sie brennt in frischen Herzen, wie eine Kette brennt.

Sie hält der Liebe Leben in kummervoller Haft,
Sie hängt sich wie ein Siechthum an die verschmähte Kraft
So vieler reicher Geister, die stiller Gram verzehrt;
Sie höhnt die Bruderstreue, die uns der Himmel lehrt.

Wie kommt nur solche Saite wohl auf ein Instrument,
Gebildet von dem Meister, den Gott der Huld man nennt?
Nicht Er, den kein Verstand faßt, nein, nicht die Gnadenhand
Des treuen Freiheitshortes hat sie darauf gespannt.

Denn Freiheit ist der Liebe und der Vereinung Land,
Und Gott will keine Ketten; was scheidet und was bannt,
Sind Erdenschleierwände der Unvollkommenheit,
Doch ist zum Freiheitsbürger der Menschengeist geweiht!

Drum wenn die Kettensaite in mir ein Lied jetzt klingt,
Gefang'ne Kerkermeister, euch, die ihr uns umschlingt,
Ihr, *Vorurtheil*, ihr, *Mißtrau'n*, verkünd' es unser Leid,
Ach wäret ihr erlöset, so jauchzten wir befreit.

Ich kann um Licht nur flehen, keins spenden in die Nacht,
Mein Wort kann, Recht zu wecken, nicht in den tiefsten Schacht
Wie Frühlingssonne dringen; ihm fehlt Erlösungskraft;
Dies müssen höhre Geister und Er, der droben schafft.

Es ruht in meiner Leyer ja kein geweihtes Schwert,
Von Heldenhand geschwungen zum Kampf um heil'ge Erb';
Des Mannes Kraft kann wetzen sein Lied zum scharfen Stahl,
Aus Frauenherzen flammt es nur als Versöhnungsstrahl.

So glühe hin! und dringst du, mein inniges Gebet
Erhört in eine Brust nur, die kalt uns noch verschmäht,
So werde d'rin zur Asche, du hast genug gelebt,
Wenn nur *ein* Liebesfunke als Phönix ihr entschwebt.

Das Schloß im Meere.

In ferner Zone liegt, von Menschenschiffen
Noch unentdeckt, nur von den Sternen, alten,
Den herzentblößten Felsenriffen
Benachbart, von den kalten,
Ein lichtes Sternenschloß.
Es glänzt im grünen Meeresgrunde,
Wie Perlen glühn im Muschelmunde,
Und, Muschel selbst, birgt es in seinem Schoße
Die Perlenkönigin, die schönste Rose,
Die je dem Meer entsproß.

Ein süß Geheimniß, ein geheilig Wesen
Hält der krystall'ne Zauberbau umschlossen;
Klar wie wir ihn im Sternlicht lesen,
Vom Engelsleib umflossen,
Athmet ein reiner Geist
Durchs Wunderhaus, im Spiegelgarten,
Den der Undinen Hände warten.
Und die gebannten Meerbewohner lauschen
Entzückten Ohrs dem Wellenhymnentauschen,
Das hier die Herrin preist.

Verklärt erglänzt das Schloß in ferner Zone,
Von einem Rosengeistestag umgossen,
Wenn mit der Demantsternenkrone —
Selbst Stern der Höh' entsprossen —
Im Schleier von Azur,
Die Schneegewänder um die Lilienglieder,
Im Lächeln Licht und in den Blicken Lieder,
Des Nachts erscheint die junge Sonnenblüthe, —
Daß sie das Meer vor Finsterniß behüte,
Gesandt zur Wogenflur. —

Doch ach! in einen leid'schen Leib gekleidet,
Sind Engel selbst nicht Leiden überhoben;
Die staubgefügte Hülle neidet
Der Seele Odemkunft droben,
Und rächt, daß sie nicht stammt
Von höh'geborenen, göttlichen Verwandten,
Am reinen Geist, den sie mit ihren Banden
Nun blutig wund zu drücken sich bemühet,
Bis er zur Heimath, der er jüngst entglühet,
Als Stern hinüberflammt.

Drum ist auch sie — ein Born von Freudestrahlen
Für tausend Leben in den grünen Fluthen —
Nicht unbekannt mit Erdenqualen
Im kalten *Meer* — mit *Gluthen*.
Und ihres Auges Blau
Verbreitet um sie her den Sonnenschimmer,
Nicht nur von Lächeln und Entzücken immer,
Nein, was sein Friedensleuchten oft verkläret,
Das Himmelsöl ist's, welches Auglicht nähret
Der Thränenperlenthau.

Nicht hat im Busen ihr die Lieb' versteinet
Der Zauber, der den Wellen sich vermählet,
Die Thräne nicht, die Liebe weinet,
Wenn Trennungsschmerz sie quälet.
Aus ihrem Wunderschloß
Bringt sie zu Inseln, wo Geschwister wohnen,
Wo arme Brüderhäupter Dornenkronen
Statt ihres reichen Diadems umschlingen,
Wo Menschenseelen bluten, jauchzen, ringen,
Der Sehnsucht Flügelroß.

Im Schlafe trug sie's jüngst in solche Räume,
Da sah sie Menschenstreben, Menschenlieben,
Nun ist die Bildwelt jener Träume
Ihr Sehnsuchtsziel geblieben.
Ach ein Mal, nur *ein* Mal
An fremden Herzen ihren Herzschlag fühlen,
Die eigne Gluth in fremder Flamme kühlen,
An fremder Lippe eignes Wort erlauschen
Und der Demanten kalten Blick vertauschen
Mit warmem Augesstrahl.

Vergebens kommen noch, wie sonst, die Wogen
Und legen stolz, mit Jubelmorgengrüßen,
Was kühn dem Meerhort sie entzogen,
Zu ihrer Herrin Füßen.
Den Dank winkt ihre Hand;
Doch Freude strömt ihr nicht mehr solche Quelle;
Ach wem, der einmal ahnt, wie nur die Welle
Der Lieb' im Herzen kann zum Himmel heben,
Mag wohl noch Wonne und Genügen geben
Des Todes armer Tand?

Nur Todesverder sind des Reichthums Flitter,
Verwefungsarme, golden überkleidet
Mit Freiheitslockung, aus dem Gitter
Des Grabs hinausgebreitet,
Den freiheitsdurst'gen Geist,
Kann seines Engels Mahnung ihn nicht retten,
Hinabzuziehn in der Vernichtung Ketten;
Ja, *kalten Glanz*, heißt *kalten Tod* erstreben,
Im Herzen nur ist Gott, in Gott nur Leben,
Das Ewigkeit verheißt.

Es pflegt in reiner, sonndurchglühter Seele,
In klarem Kinderherzen, ohne Sünden,
Ob jede andre Weisung fehle,
Gott selbst sich zu verkünden;
Sein Wesen predigt ihn;
Giebt es ein höh'res Lehren wohl und Mahnen? —
Der Geist, mit dem wir hoffnungsvoll ihn ahnen,
Ist ja *sein* Hauch, der Hauch der treuen Liebe;
Drum zieht der mächtigste der Sehnsuchtstriebe
Zu Herzen nur uns hin.

Digitized by Google

Drum tanzen ihr vergebens die Undinen,
Vergebens tönt der Lobgesang der Wellen;
Es will der Herrin trübe Mienen
Kein Lächeln mehr erhellen.
Sie fühlt sich so allein,
Die Klagelaute ihrer warmen Lippen
Vernimmt das Steinohr nur der kalten Klippen;
Die Wasserfrauen wissen nur zu scherzen,
Drum schließt sie tief in ihrem jungen Herzen
Sein tiefes Leiden ein.

Nur wenn die Nacht das Zauberschloß umfließet,
Und sich der Himmel schmückt mit Sternenkränzen,
Wenn Schlaf die Wogenaugen schließet,
Und die Musik zu Tänzen
Der Nymphen schweigen muß:
Dann werden Seufzer laut, die in den Tiefen
Von Sonnenblüthes Brust gefesselt schliefen,
Dem Schatten öffnet sie die lichte Seele,
Und haucht ihr Leid — des Meeres Philomele —
In einen Liederskuß.

Ihr Lied.

Ach mein Gemüth,
Von Reichthum arm,
Was in dir glüht
So tief und warm,
Weiß nur das Meer,
Auch tief — doch kalt
Sieht nur das Heer,
Das droben wallt.
Anderem Meere möcht' ich verkünden
Die kalte Leere ringe um mich her,
Sterne auch weiß ich, die es verstünden,
Warum dies Herz so bang und schwer.
Adee ach! weit ist solch Meer von hier,
Und Augensterne nicht blinken mir.
Wogengestalt,
So treu gemalt,
Wird mir mein Bild
Von dir gestrahlt,
Wie es bei Nachtzeit
Sitzt und weint,
Wie es in Kleid
Und Schmuck erscheint.
Doch nur die Hülle, ihr Wasserstrahlen, —
Weil inn're Fülle nicht zu euch spricht —
Der Thränen Quelle, der Sehnsucht Qualen
Ahnet und malet ihr nicht;
Und vergebens ruf' ich im Meerkrystall
Die Herzensstimme dem Wiederhall! —

Echo! könnt' ich entdecken
Dein Bett im Wellengrund,
Dürfte mein Mund dich wecken,
Würde mein Herz gesund.
Doch ach, vergebens ruf' ich dich,
Nur Schiffsgellspel höhnet mich!

Du schläfst auf blauem Wogenpfühl,
In Deinen Hallen tief und kühl;
Ist Schlafen Dir so süß?
Ist Schlaf ins Paradies
Hinauf denn eine Stufe? —
Mir scheint, nur Mitgefühl
Kann uns zum Himmel heben,
Und wo ich immer schliefe,
Wenn mich die Sehnsucht riefe,
Ich müßte Antwort geben
Und folgen ihrem Rufe.

Verwandlung.

Einst wieder hatte schmerzlich sie gesungen,
Da traf, was, nachtentlockt, ihr oft enttönet,
Was ohne Echo sonst verklungen,
Vom Uferschilf gehöhnet,
Endlich ein Seelenohr.
Auf tiefen Meerbetts blauen Wogenpfühlen
Schlägt heut die Wimper auf ein Mitleidsfühlen;
Ein längst entschlummert, glühendes Erbarmen
Ringt aus der Wellen eisigem Umarmen
Sich neuerweckt hervor.

Das haucht sich in das kalte Herz der Nymphen
Und strebt der seelenlosen Brust der Klippen
Sein mildes Wesen einzuimpfen;
Es küßt mit warmen Lippen
Sich in das Felsgestein,
Und dringt in jeden Spalt im Wogenhause,
Auch in der Perlen stille Schlummerklause,
In der Demanten tieferborgne Hallen
Und in den Blüthenpurpur der Korallen
Mit seinem Athem ein.

Auflebt längst todtes Leben in den Gründen
Des zaubervollen, fernen Oceanes,
Längst schon verhallte Stimmen münden
Im Feldbett des Orkanes —
Jetzt Harmonienstrom.
Des starren Marmors herrliches Gebäer
Bewegt des Lebens Melodienfeder,
Durchpulsen Töne, die so lieblich klingen,
Wie Hymnen, welche Seraphim uns singen
Hoch in der Treue Dom.

Und Töne weinen der Najaden Augen
(Obgleich zum Schleier wird der Thränen Welle,
Und Schleier nicht dem Blicke taugen,
Der mit Verstandes-Helle
Verborgnen Born beschützt:)
Und Töne rauscht die freigegeb'ne Quelle,
Die, unbewacht, aus ihrer tiefen Zelle
Die jugendfrische Herbkraft strömt ins Ganze,
Weil Einzelnes nur in des Ganzen Kranze
Als Thatenblume nützt.

Auch dürfen ihre Phosphor-Zauberfarben
Nicht tonlos heut Mollusknaugen strahlen,
Man sieht, wie sie mit Liedergarben
Ihr Räthselmeerlicht malen.
Und der Conchylien Zahl,
Die ungezählte, unten tief im Meere
Eint sich, ein bunter Chor, zum Sängerheere:
Die Region der Würmer und der Larven
Klingt mit, als Saite unsichtbarer Harfen,
Im grünkrystall'nen Saal.

Das Schilf des Ufers ist verwandelt worden;
Es höhnt nicht mehr; — wie Gruß von Friedenspalmen,
Spielt mit melodischen Accorden
Die Luft in seinen Halmen.
Der neue Zauber flößt,
Um sie ins allgemeine Lied zu mischen,
Ins Sandkorn Melodie, und hat den Fischen —
Die stumm und kalt, wie Lippen einer Leiche —
Bis jetzt geherrscht in ihrem kühlen Reiche —
Das Zungenband gelöst.

Und es vernimmt mit wonnevollem Zagen
Das ernste Mädchen, die gebannte Rose,
Was ihr die tausend Stimmen sagen,
Die aus dem Meeresschoße
Geheimnißvoll erwacht.
Ihr blaues Auge füllet sich mit Zähren,
Sie weiß nicht, sind es Lust- sind's Kummerähren? —
Zu namenlos durchdrehen diese Klänge
Des zarten Busens stillgeheimste Gänge
Mit fremder Zaubermacht.

Sie lauscht verstummt dem Elfenklang der Lüfte,
Dem Glockenlaut von unsichtbaren Heerden,
Die im verborg'nen Thal der Klüfte
Zur Au geleitet werden,
Grün, tief im Meer versteckt.
Unzählig'ger Leben liebliche Organe
Bilden ein zweites Meer im Oceane;
Denn Töne duften alle Meeresblüthen;
Ward denn der Wasser Polyherz schnell zum Süden,
Der Vogelblumen weckt? —

Sie lauscht und lauscht, der Nachhall klingt die Weisen
Des großen Chors — des allzumächtig lauten —
In Wiegenlied verwandten, leisen
Accorden jetzt ihr zu.
Sie lauscht und lauscht, bis also eingewieget
Sie hold und schön in Schlummersarmen lieget,

Digitized by Google

Die Töne nur im Traum auch sie umwehen
Und inn're Engel liebreich sie umstehen,
Als Wachen ihrer Ruh'.

Traum.

Sie schläft, und Wogenhände hüllen
In Friedensdecken sanft sie ein;
Den leidvertrauten Herzensschrein
Kann jetzt nur süße Freude füllen.
Vielleicht daß noch nicht ausgeklungen
Im unermeß'nen Reiche unten
Der Zauber, der den Chor gefungen,
Vielleicht, daß in den fremden, bunten,
Lichtgrün verhüllten Wundertiefen
Noch Augen wachen, die sonst schliefen,
Daß sich in den Korallenzweigen
Noch liebdefeelte Vögel wiegen.
Ich weiß es nicht — doch oben herrschet Schweigen,
Und freundlich ernste Bilder neigen,
Mit fremddedeutungsvollem Sinn,
Sich zu der jungen Schläferin,
Die lieblich, cherubimgefächelt, —
Von Palmen, die in Eden wehn —
Mit ihren Purpurlippen lächelt,
Wie Kinder, die in Traumgefilden
Die Engel selig spielen sehn.
Die Bilder kommen und verschwinden —
Kaum läßt sich ihre Deutung finden —
Wie Wolken mit beschwingtem Fuß,
In welchem sich Gestalten bilden;
Die Augen, welche darnach fragen
Und ihren frommen Sinn verstehn,
Oft einen fernen Zukunftsgruß,
Ernste und wahre Botschaft sagen.

Doch jetzt — was naht sich denn im Traume
So schön dem schlafumwob'nen Blick?
Zeigt ihr, an ihrem Lebensbaume,
Die Heilesblüthe das Geschick? —
Sieh, — eine rosige Erscheinung,
Ein zauberschönes Meergedicht,
Mit Licht und Liebe in Vereinung
Auf ihrem Himmelsangesicht,
Schwebt auf beschwingtem Muschelkahne
Empor zum Schloß im Oceane
Und naht sich mild dem Schlummerthrone
Der Schläferin auf dem Balkone.
Die Welle, die des Kahns Bewegung
Erweckt zu fröhlicher Erregung,
Das Ufergeschilf hört auf zu rauschen,
Und selbst die Sterne droben lauschen
Mit Andachtsruh der Meerfrau Worten,
Die durch des Schlafs Geheimnißpforten
Süß, wie uns Freundeslaute klingen,
Ans Herz der holden Jungfrau dringen:

„Tief lag ich gefesselt
Verstummt und kühl.
Es war mir grauiam jedes Gefühl
Im Schlafe gefeitet
Schon Jahre lang,
Doch heute erlöste mich dein Gesang.

„Er drang in den Kessel,
Der mich verbarg,
In meiner Leiche krystallnen Sarg,
Da sprang meine Fessel,
Und frei und treu
Erwachte das Herz des Meeres aufs Neu'!

„Und sein Pulsschlag regte
Sich überall.
Im Marmor pocht er, im Wiederhall;
Selbst das unbewegte
Nymphengemach
Ward plötzlich lieb- und mitleiderdurchglüht.

„Nein, nicht ungetheilet
Ist mehr dein Leid,
Mein ganzes Reich ist hülfebereit
Und hat sich dereilet
In großem Rath,
Zu sinnen auf eine hülfreiche That.

„Doch nicht in den Hallen
Des Wassergrunds,
Nicht in dem Rath eines Nymphenmunds,
Noch in der Korallen
Zaubermoor
Ruht die der Heilung Wunderhort.

„Nur Anderer Genius
Hilfreich zu sein,
Bringt Heilung in deinen Herzensschrein;
Drum weihe mein Kuß
Dich zur Rettungsbund
Gefesselter Brüder im Menschenland!" —

Sie schweigt, — sie hat den Kuß des Heiles
Sanft auf des Mädchens Stirn gehaucht,
Und mit der Flüchtigkeit des Pfeiles
Ist sie ins Meer zurückgetaucht.
Doch hat zuvor mit leichtem Neigen
Der lichtgewob'nen Wunderhand
Sie, durch das tiefe ernste Schweigen,
Erneuten Lebenskruf gesandt.
Und in den Wellen regt sich's wieder,
Aus jedem Zweig quillt Leben vor,
Doch diesmal sind's nicht Jubellieder,
Die freudig singt der Zauberchor.
Umflorten Thränen gleich,
Mondscheinsbleich,
Glänzt auf dem weiten Wundermeer
Wieder hervor das Molluskenheer.
Melodisches Weinen,
Doch nicht der Lust,
Tönt aus des reinen
Marmors Brust.
Der Meerlilien Düfte,
Das Wehen der Lüfte —
Seufzergeflüster!
Und ernst und düster
Sind der Undinen
Sonst nur freundliche
Schelmenmienen! —
Was ist wohl die feindliche
Gegenmacht,
Die mit tückischer Handlung
Solche Verwandlung
In die frohen Chöre gebracht?! —
Laßt uns dem Rauschen
Der Welle lauschen,
Die dort empor zum Balkon sich hebt,
Und ans Herz der Schläferin, traumumwebt,
Folgendes Wort zu sprechen strebt:

Abschied ach! rauschen wir,
Geliebte Herrin, dir;
Drum kommt, auf Seufzerwogen,
Unser trauriger Chor gezogen.

Herrin, du kreßt von hier,
Darum nun bringen wir,
Schmerzvoll aus der tiefsten Seele,
Lebewohl dir, Meerphilomele.

Siehe, du hast erweckt,
Was lange unentdeckt
Todtgleich schlief, nur eine Minute —
Unser Herz, das es für dich blute.

Denn unser Herzgram nur
Führt dich zur Heilesflur,
Weil wir mit dem Herzen wissen,
Du mußt Geschwister hier vermissen.

Leb' wohl, ziehst bald du fort,
Freundlicher Rettungshort,
Leb' wohl, und laß zum Andenken
Ein Meerreflexbud noch dir schenken.

Mög', was wir bringen hier,
Rose, gefallen dir!
Mädchen sind eitel und wir meinen,
Es werde dir willkommen scheinen.

Denn Spiegel heißt das Gut,
Das die betrübte Fluth
Dreifach, das Beste zu wählen;
Laß, was sie zeigen, sie erzählen!

Und vor das Aug' der Schläferin
Schwebt jetzt, auf unsichtbarem Flügel,
Ein wunderbarer Wogenspiegel -
Krystallhell und umgoldet hin;
Mit freundlichem Sternenmunde
Gibt er von sich ihr solche Kunde:
„Mich wähle, und dein Augenpaar,
Das himmlischschöne, soll erschauen
Nur Schön- und Holdes immerdar; —
Die lieblichste von allen Frauen,
Denn nur du selbst, dein Bild allein,
Soll meines Zaubers Seele sein;
Kein fremdes Auge und Geschick

Digitized by Google

Begegne störend deinem Blick;
Sieh selbst, wie herrlich du dich malest
In meinem lichten Wunderraum,
Wie zauberhaft du sternengleich strahlest,
Als seist du eines Engels Traum."
Wahr ist's, das Bild, das sich ihr zeigte,
Das Bild der holden Schläferin,
War himmlisch schön, und freudig neigte
Sie sich dem eignen Zauber hin.
Doch nur im flüchtigen Momente,
Denn daß sie Unheil von ihr wende,
Sprach eine Stimme fest in ihr:
„Nicht diesen Spiegel wähle dir!
Betrachte sein Triumpflächeln,
Im Wahne, daß sein Schmeichelfächeln
Dich schon gewann für seine Wahl.
Ach er ist ein gezückter Stahl,
Daß er die inn're Glückesblüthe
Dir tückisch tödte im Gemüthe."
Da weicht von Sonnenblüthes Mund
Das Lächeln, das ihn sanft umschwebt,
Und ihrer Seele reiner Grund
Fühlt sich, im Traume, angstdurchbebt.
Sie zieht vom Bild im Wogenspiegel
— Obgleich kein holderes zu schau'n —
Die Geistesblicke ab mit Grau'n.
Ihr Schlummerschweigen bricht sein Siegel:
„Hinweg, die Eigensucht dist du!"
Tönt es aus ihrer Rosenseele,
Voll Reue ob begang'ner Fehle.
„Und sollst mich länger nicht bethören
Um meiner Zukunft Glück und Ruh';
Ach! — um mich selbst; — denn wir gehören
Uns selber nur in Wahrheit zu,
Wenn Anderen wir recht gehören;
Wenn unsres Busens Spiegelhalle
Asyl der Treue ist für Alle;
Wenn Brüder Lieb' in uns begegnen,
Wird Liebe uns in Brüdern segnen."
Da sinkt hinab zu andern Wellen
Die Woge in sich selbst zurück,
Und unsichtbare Hände stellen
Vor Sonnenblüthes reinen Blick
Den zweiten Spiegel; eine Welt
Von Farben ist darin zu sehen,
Das Sternengold am Himmelszelt
Scheint ihm an Glanze nachzustehen.
Ein Diamant ist's, groß und klar,
Wie keinen aus Goleonda's Schachten
Die Menschen noch zu Tage brachten
Und keiner je gefunden ward,
Wie sich auch Kunst und Müh' verbünden,
In Strom und Fels darnach zu gründen,
Und seine Strahlenzunge spricht,
(Zu Worten wird ihr Zauberlicht):
„Mich erwähle; ich vermähle
Dankbar dann dein reines Wesen
Dem ersehnten Lebentheile.
Mich erwähle, ich verhehle
Gram und Nacht dir, aber lesen
Soll dein Herz, daß es sie theile
(Treu und wahrhaft will ich malen),
Alle Lust in meinen Strahlen,
Die der Menschheit Brust bewohnet.
Wo ein Auge freud'befeuchtet,
Eine Stirne ruhmumkronet,
Eine Hütte glückbeleuchtet,
Zaub're deinen frommen Sinn
Eines Blickes Schwinge hin.
Denn in mich nur darf er fallen,
Und du stehst in Freudenballen,
Darfst im Jubeltage wallen,
Ohne an den Dornenschatten,
Die sich sonst dem Lichte gatten,
Je verwundet zu ermatten.
Denn ich bin ein Sonnenkahn,
Der im Wonneocean
Deiner Seele Heimath gründet,
Wenn sie sich mit mir verbündet.
Ja ich bin die Heilespforte!
Doch sieh' selbst die Wunder an,
Die in meinem Glanz sich wiegen:
Ueberführen können Worte,
Aber Thaten nur besiegen!"

Und sie sieht! — ein heller, lauter
Freudenausruf bebt bewußtlos
Aus der überraschten Brust,
Bei dem Anblick nie erschauter,
Kaum geträumter Seelenlust.
Denn ein ird'scher Heimathschoß
Ist der Spiegel jenen Bildern,
Die uns wunderbar und süß,
Heimisch nur im Paradies,
Sonst der Ahnung Jungen schildern.
Sonnenblüthe athmet kaum
Vor dem Spiegel, freudgelichtet;
Und in andern Spiegelraum
Ist ihr Seelentag geflüchtet.
In ihr Auge, kindlichrein,
Schloß ihr Fühlen und ihr Denken,
Schloß ihr ganzes Herz sich ein,
Und ist nicht mehr abzulenken
Von des Demants Wunderwelt,
Ueber die ein Sonnenzelt
Seine blauen Schwingen hält,
Um vor Kummer und Gefahren,
Die hier wohnen, zu bewahren.
Jede geistige Beglückung,
Sel'gen Wiedersehns Minuten,
Heiliger Begeistrung Gluthen,
Aelterniebe und Entzückung,
Darf sie aus der Bilder Augen
In die trunk'ne Seele saugen:
Hier ein Sohn — zu seinen Aarn,
Aus der fremde kalten Armen,
Wieder rückgekehret nach Jahren —
Selig an dem liebwarmen
Herzen, das in milder Hülle
Die getreue Mutter trägt,
Wortlos von Gefühles-Fülle
Und vom reinsten Glück bewegt.
Sprache, wie in bessern Sphären
Sie der Engel Zunge spricht,
Sind in solcher Stunde — Zähren,
Eine ander hat sie nicht.
Und der Sohn, der hellen Blicks
In das Dunkel des Geschicks
Oft gesehn, seit er entfernt,
Hat die Sprache auch gelernt
In der heiligen Umarmung —
Die so lang, so lang sein Sehnen —
Und geläufig sprechen Thränen
Zu dem Urborn der Erbarmung,
Zu des Schöpfers Vaterohr
Dank und Seligkeit empor. —

Dort ein Leben ohne Mängel
Lebt ein frommes Ehepaar;
Er hat männlich edle Züge,
Sie zum blonden Lockenhaar
Blaue Augen, ohne Lüge.
Und aus ihnen spricht der Engel,
Der, tief im verborgnen Schacht,
Ihres Glückes Gärtchen hütet,
Das kein Sturm, der draußen wüthet,
Und kein Winterfrost entblüthet,
Weil der Treue Blumenpracht
Nicht verwelklich ist gemacht;
Um sie her, im Glanz der Lichter,
Die am Weihnachtsbaume blühen,
Froher Kinder Lichtgesichter,
Die wie Frühroths-wölkchen glühen.
Und der Aeltern Auge weilt,
Zwischen Stolz und Lust getheilt,
Auf dem Aeltesten, der kräftig
Ordnet seine Türkentruppen
Und sein Griechenheer zur Schlacht;
Auf dem Mädchen, das geschäftig,
Einer guten Hausfrau gleich,
In dem blanken Küchenreich
Mit der Ordnung Scepter schaltet,
Und die vielgeliebten Puppen
Zärtlich mütterlich umwaltet;
Eifrig wiegt es sie zur Ruh'
In den kleinen Bettchen ein,
Und sein Auge singt dazu:
„Seht, die ganze Welt ist mein!" —
Gar zu schön sind diese Gruppen,

Digitized by Google

Als sei Glück der Marmorstein,
D'raus die Liebe sie gemeiselt,
Dornenlose Rosen ranken
Sich, wie selige Gedanken,
Um sie her, die ungeeiselt
Von der Erde Prüfungsnoth,
Und vom innern Freudenroth
Wie vom Lichtgewölk umschleiert,
Schöner sind, als sich mit Worten,
Farben, irdischen Aeorden,
Sagen, malen, singen läßt.
Sonnenblüthe steht entzückt,
Ihr beglücktes Wesen feiert
Gang, dem eignen Selbst entrückt,
Jedes hier begang'ne Fest.
Und in ihrer tiefsten Seele
Ruft es: Diesen Spiegel wähle! —

„So sei es, ohne läng'res Wählen,
Kein Spiegel mehr kann schöner sein;
Der Wonne will ich mich vermählen,
Du wunderbarer Stein sei mein."
Sie denkt's, doch an dem Zauberworte
Wird Denken zum gesproch'nen Worte;
Und jubelvoll streckt ihr zu zeigen
Noch holdre Bilder der Demant,
Voll Stolz, daß er nun bald zu eigen
Gegeben wird der schönsten Hand.
Und jubelvoll klingt's rings umher:
Sie hat gewählt, es ist geschehn,
Der Freude einst sie ihr Leben;
Kein drittes Glas begehrt sie mehr;
Kann es auch Schöneres wohl geben,
Als gute Menschen glücklich sehn?! —
Sprich nur mit deinem Rosenmunde,
Was schon aus deinem Herzensgrunde
Und von des Auges Strahlenzungen
Vernehmbar zu uns hergeklungen,
Noch deutlich, — der Entscheidung Wort,
Dann trage dich dein Stein hinfort,
Ein Flügel, zu der höchsten Stufe
Des Glücks, nach deiner Sehnsucht Port! —
Sie will's — da aus der tiefsten Tiefe
Des Meeres ringt ein Seufzer sich —
Wie sie in kaum verklung'nen Tagen
Ihn oft gewohnt in bange Klagen —
Zu ihr mit weichem Wehmuthsrufe.
Ihr Ohr vernimmt den Klang mit Beben,
Wie Echo singt's ihr innerlich:

„Ach wo ich immer schliefe,
Wenn mich dir Sehnsucht riefe,
Ich müßte Antwort geben
Und folgen deinem Rufe!" —

Dies war ein heiliges Versprechen;
Sie kann, sie darf ihr Wort nicht brechen;
Auch pflichttreu sein ist eine Leiter
Empor zur höchsten Wonnefluhr;
Ja, Treue ist ein Lichtbegleiter,
Der unsre Bergen freudbeschwingt,
Ins Reich des ächten Glückes bringt.
Drum wandelt sich das Wort der Wahl
In einen sanften Thränenstrahl.
Vergebens lockt der Diamant
Mit seinem vollen Wunderreiz
In ein umsonntes Freudenland;
Ihr Aug' versagt, mit frommem Geiz,
Dem Zauberraume jeden Blick;
Zu fremdem, nächtlichem Geschick,
Dem dritten Glas vielleicht verwandt,
Ist ihre Seele hingerannt,
Und winkt aus den krystall'nen Wogen,
— Damit das Meer befriedigt sei —
Den letzten Spiegel noch herbei.
S' ist eine Perle groß und klar,
Wie niemals einem Erdensohne
Sie noch geschmückt die Königskrone,
Und singt mit leisem Silberschein —
Als sei die Perl' der Muschel Philomele,
Dies Lied in Sonnendüthes Seele:

„Suchst du das Glück,
Auge der Rose? —
Auch diesem Raume
Mahn selbst im Leanne
Nur Thränenlose,
Fliehe zurück!

Ja flieh' zurück!
Hier giebt's nicht Kränze
Der Lust zu pflücken;
Denn Blüthen schecken
Sich nur zum Tanze,
Und Lenz ist — Glück!

Und Glück liegt weit
Von meinen Sphären;
Schmerz ist ihr Siegel,
Drum zeigt ihr Spiegel
Nur dunkle Aehren
Im Felde — Leid.

Wo Thränenthau
Nur tränkt die Auen,
In Wolfenwunden
Sind keine bunten
Blumen zu schauen,
Rosig und blau.

Nein, nur der Dorn
Bitterer Erfahrung,
Verachtungsstoffein,
Und Hohnestheilein
Wiegen zur Nahrung
Darauf, als Korn.

Seit Christi Tod
Wackt von den Aehren
Der Kerkermeister
So vieler Geister
(Ihrg Gottes Lehren)
Gefangnisbrod.

Sieh selbst es an,
Gemacht von Zähren;
Die Kost ist bitter.
Herr ist's, ein Bitter
Nur zu gewähren
Dem freien Mann!"

Erwachen.

Im Morgenglanze spiegeln sich die Horen
Und baden ihr Gesicht im Thau der Frühe,
Schon zog aus den erschloss'nen Thoren,
Daß es die Welt durchglühe,
Der Liebe Kind — das Licht.
Auf goldnem Roß fliegt es — ein Pfeil — und tödtet
In schwarzer Brust das Herz der Nacht; es röthet
Ihr weit verströmtes Blut, so Berg als Thale,
Mit einem lächelnden Triumphestrahle,
Der tausendfach sich bricht.

„Ein Kind und Mord?" — O spart's euch zu entsetzen!
Des Todes Tod, und keinen andern giebt es,
Kann ja das Leben nicht verletzen;
Licht ist sein Freund und liebt es
Wie einen Bruderstrahl.
Denn Licht ist selbst des Lebens Seelenquelle
— Des Aldebelebers treue Augenhelle;
D'rum weckt Aurora's frische Purpurlippe
Das Herz, den Wald, das Bild, den Halm, die Klippe
Zum neuen Lebensmahl.

Der Sonnenwirth tischt auf! ach herrlich speist er
Der Gäste Million; als goldner Becher,
Mit Freudenwein gefüllt, durchbricht er
Den weiten Saal der Zecher —
Das Frühlingweltenrund.
Und Arm und Reich sitzt oben an bei Tische
Und lauscht den Musikanten der Gebüsche,
Und Herz und Auge trinken das Entzücken
Mit durstigen, mit dankbeschwingten Blicken
Und freudgeschloss'nem Mund.

Und Arm und Reich bekennen sich zu Brüdern,
Denn bei dem Vater sind sie ja zu Gaste,
Und aus den seligen Gemüthern
Zieht heilige Taafte
Zu dem, der das Geschick
Der Menschheit gleichwägt mit der Huld Gewichten,
In deffen Lieb' nur lebt, was in Gedichten
Des Zeitgeists sich, in Irrthumsidealen
Ungählige von Völkerherrschaft malen —
Die beste Republik!

Seht, da sind zum Entsetzen keine Gründe;
Nachtschatten sind ja wie der Seele Mängel
Nur eine dunkle Augenbinde,
Die löst der Todesengel
Mit einem hellen Kuß.
O möchte doch mit solchen Sonnenküssen

Digitized by Google

Er überall die Nacht ermorden müssen,
Noch lebt in manchem Seelenschachte — Todtes,
Und harrt auf einen Pfeil des Morgenrothes,
Als Rettungsgenius.

Doch liebt Ihr das Entsetzen — im Bereiche
Der Spiegelwelt, in Sonnenblüthes Händen,
Kann Euch die Nacht des Fluchs, die bleiche,
Wohl seinen Anblick spenden,
Denn dort strömt Seelenblut.
Wie, oder rührt's Euch nicht, weil seine Welle,
Nicht purpurfarben, aus der Herzensquelle,
In wildem Kampf geöffnet — sich ergießet;
Weil aus dem Born des Auges nur sie fließet,
Wie andre Thränenfluth?!—

Und doch muß solche Thräne eine mächt'ge
Beredte Sprache führen warmen Seelen;
Sonst könnte nicht für eine prächt'ge,
Freudhelle Welt sie wählen
Des Mädchens reiner Geist.
Doch freilich Liebe nur versteht die Rede;
Dollmetscher ist die Liebe nur für jede
Zunge, die Schmerz und Freude spricht hienieden;
Und Liebe hat die Spiegelwahl entschieden,
Die keine Lust verheißt.

Ja Liebe ist des Kummers Busenfreundin,
Sie kann, bedarf er ihrer, ihn nicht lassen,
Der Freude Lockung wird zur Feindin,
Und muß beschämt erblassen
In ihrer Trübsalsnacht.
Denn schöner ist für einen kräft'gen Willen,
Als süßer Thränen Anschau, bittre stillen,
Mit milder Hand ein wundes Herz entdornen,
Zum Flug des Rechts mit treuem Zuruf spornen
Den Schneckengang der Zeit.

Nach Deutschland trägt das Aug', schnell wie ein Flügel,
Des Mädchens Geist, und zeigt — beredte Bitten,
Obgleich wortlose — ihm im Spiegel
Das Loos der Israeliten.
Er weilt dabei bewegt;
Ach, es ist eine magische Laterne,
Die Schatten auf die Wand wirft nah und ferne,
Und in dem Schatten Fragen läßt erscheinen
Der Grausamkeit, und Augen, welche weinen,
Wohin den Blick er trägt.

Seht einen Theil von jenen ernsten Bildern,
Die sich gezeiget in dem Perlenspiegel,
Von jenem Weh, das ich nicht schildern,
Und dessen tiefstes Siegel
Das Wort nicht lösen kann.
Nachtstücke aus dem neunzehnten Jahrhundert,
Von Dunkelheit entworfen und bewundert,
Genug, um schwerer Unrecht zu enthüllen
Und mit gerechtem Zorn tief zu erfüllen
Die Seele einem Mann.

Bilder aus Sonnenblüthes Perle.

I.

Lauter Jubel auf den Gassen,
Ständewohl! — die Bürger drängen
Sich, in freibewegten Massen,
Herzverbunden, durch die engen
Straßen, die zum Marktplatz bringen.
Handwerksleute, Herr'n der Feder
Eint das fröhliche Gewühle;
Aller Blicke leuchten, singen,
Und ein König ist hier Jeder,
Stolz, in seines Rechts Gefühle.

Ja, das Recht ist eine Krone,
Diadem der Menschenwürde,
Majestät auf ew'gem Throne,
Scepter ohne Dornenbürde!
König wohl ist jeder Bürger,
Der frei wirken darf und wählen
Für das Gute, Allgemeine.
Frei! — O Knechtschaft ist ein Würger,
Läßt kein Menschenrecht den Seelen,
Als daß frei ihr Auge weine,

Und daß frei die Wunden bluten,
Die noch keinen Balsam kennen,
Und daß frei des Schmerzes Gluthen
In zerriss'nen Tiefen brennen.
Einer, der dies fühlt — wie immer
Ausgeschlossen hier, schon wieder,
Von dem Recht am Recht — ein Jude
Schaut, aus seinem reichen Zimmer,
Auf die Menge trüb hernieder
In der festlichen Minute.

Ja, sein Haus ist reich und prächtig, —
Ein vergoldetes Gefängniß,
Doch nicht minder arm und nächtig
Ist sein bürgerlich Verhängniß!
Jede Kraft ist ihm gewähret
Von Dem, der gewährt das Leben,
Doch die Sonne ihm erblindet,
Welche Kräfte reift und nähret,
Weil sein Wollen, Wirken, Streben,
Keine Muttererde findet.

O, er kannte stolzes Wollen,
Und vom lichtverklärten Loose,
Ruhmumstrahlten, thatenvollen,
Träumte seiner Jugend Rose;
Doch der Rosentraum stirbt bälder
Israels verkürztem Sohne,
Als er Andern sich entblühet,
Denn Verachtungslust weht kälter,
Als der Sturm der rauhsten Zone
Durch ergrünte Wälder wüthet.

Thränen bringen aus der Wolke
Seines stolzen Auges, heiße
Thränen sich und seinem Volke,
Dieser heimathlosen Waise,
Achtzehnhundert Jahre nähret sie
Jede Art von Gram und Beugung,
Bittre Kost an fremdem Herde,
Wie das Mitleid, kalt gewährt sie.
Und warum? — weil Ueberzeugung
Kein verkäuflich Gut der Erde.

Wie er also steht und weinet
Thränen, die so oft geflossen,
Weil, wo jede Kraft vereinet,
Doch die seine ausgeschlossen,
Spreche die Schwester, die sein Leiden
Fühlt und theilt mit Liebestreue
In der jungen Brust, der warmen:
„Sollen wir ein Glück beneiden,
Bruder, das nicht frei von Reue
Sein kann, weil es ohn' Erbarmen? —

Wie ich's, süßer als Beglückte,
Denke mir zu sein Beglücker,
Bin ich lieber Unterdrückte,
Als ich wäre Unterdrücker,
Theilst du nicht auch diese Meinung? —
Sei wie Abel fromm zufrieden,
Daß dein Opfer aufwärts flamme.
Ach, du winkst umwölkt Verneinung? —
Wüßt' ich's anders, wie hienieden
Trost sich neige unserm Stamme!" —

Ja, Verneinung winken ihren
Sanften Worten seine Augen,
Wie sie mild auch ihn berühren,
Heilung kann sich nimmer saugen
Solches Weh aus solcher Blume. —
In der Welt, die sie sich schufen,
Können Frauen ohne Klagen —
Weil im Thatenheiligthume
Sie zu Priestern nicht berufen —
Ihrer Aechtung Schmach ertragen.

Aber er nicht also kann es;
That, dies Männerwort, entflammet
Seinen Zorn, sein Leiden, wann es
Ihm so klar wird, daß verdammet

Digitized by Google

Er zu thatenlosem Schlafen
In dem schweren Druck der Ketten.
Die da stolz zum Wahlhaus wallen —
Ach, warum freiwill'ge Sklaven?
Wollten sie die Brüder retten,
Müßten alle Fesseln fallen.

„Nimmer sind ja Unterdrücker,
Wenn nicht länger Unterdrückte;
Zum befeligten Beglücker
Wird der freigelöst' Beglückte."
Dieses Wort sagt' er im Gehen
Ihr, die sanft zu heilen trachtet,
Und ihr Herz schwingt sich nach Osten,
Bald den Morgen zu erflehen,
Wo, wer noch gefangen schmachtet,
Frei den Freiheitswein darf kosten.

II.

An des Judenamtes Schwelle
Steht ein Jüngling; stummer Groll
Trübet seines Auges Helle,
Da er sie betreten soll.

Heil'ger Schmerz zuckt um die Lippe,
Die sonst freundlich lächeln kann,
Und an solcher Ehrenklippe
Ziemt der Schmerz dem rechten Mann.

Dürft er seines Zorns Empörung
Tragen in den Bau als Brand,
Einer Schandsäule Zerstörung
Würde Schmuck dem schönen Land.

Er ist Dichter; — seinen Busen
Hatte Ahnungslust geschwellt,
Als er, im Geleit der Musen,
Jüngst hinauszog in die Welt.

Alles strahlte! Wundertiefe
Sah sein Aug' in jeder Kluft,
Jede Blüthe ward zum Briefe,
Freudenkunde gab ihr Duft.

Thatenkräftiger Gigante
Ward der Berg ihm, ronumlaubt,
Und in jeder Felsenkante
Ehret er eines Forschers Haupt.

Jeder Baum scheint ihm ein Riese,
Der den Zauberwald bewacht,
Und der Morgenthau der Wiese
Einer Fürstin Hochzeitspracht.

Und in jedem Wandrer grüßt er
Seiner Sehnsucht Ideal,
Denn sein liebreich Herz erschließt er
Jedem hellen Augenstrahl.

Tausend Hoffnungsträume band er
An die Stadt, zu der er zog,
Doch nur tiefe Kränkung fand er
Und die süße Hoffnung log.

Menschen sucht' er, doch die Christen
Halten sie so streng versteckt
In des Argwohns Eisenkisten,
Daß man schwer nur sie entdeckt.

Und ihn selbst — mit allen Gluthen
Seiner Seele, Mensch allein —
Machen sie so ganz zum Juden,
Daß er bangt, kein Mensch zu sein.

Wo er ging und stand, erscholl die
Alte Schmähungsstimme: Jude!
Aus den schönsten Augen quoll die
Tausendjähr'ge Dornenruthe.

Gastfreiheit! in diesen Mauern
Rühmt man deine Residenz,
Doch erkennt man bald, mit Trauern,
Die Bedingungenexistenz,

Die man dir hier eingeräumet,
Und der Ruhm erklingt wie Hohn;
Denn du suchest, goldumsäumet,
Hier vergebens deinen Thron.

Freiheit nicht einmal der Gäste
Bietet ja die schöne Stadt
Dem, der nicht in seiner Weste
Einen sichern Taufschein hat.

Und es muß der freie Fremde,
Der mit Lieb' die Welt umfaßt
Und den Wanderstab hier hemmte,
Zu genießen frohe Rast,

Auf dem Judenamt sich zeigen,
Wenn ihm dies vergönnt sein soll,
Dankbar sich dem Christen neigen,
Und — bezahlen seinen Zoll.

Judenzoll! noch heut, noch immer,
O erröthest du nicht, Zeit? —
Achtzehnhundert Jahr, und nimmer
Zur Versöhnung sie bereit?! —

An des Judenamtes Schwelle
Steht ein Jüngling; stummer Groll
Trübet seines Auges Helle,
Da er sie betreten soll.

III.

Zur Wittwe, die vereinsamt in ihrer Kammer sitzt,
Von jedem Erdensterne, doch nicht vom Licht verlassen,
Das durch der Trübsal Nächte mit Tageszauber blitzt,
Vor dessen Sonnengoldblick Sternensilber muß erblassen,

Zur frommen, alten Mutter eilt heim der treue Sohn,
Sie lauscht, sie kennt die Schritte: Da kommen meine Augen!
Sagt sie mit hellem Lächeln, den Liebesstrahl im Ton,
Den nicht aus ihren Blicken der Kommende darf saugen.

Der Sohn tritt in die Kammer, den Zwerchsack wirft er ab,
Und um die Blinde schlingt er die jungendkräft'gen Arme:
„Gottlob, du theure Mutter, daß ich dich wieder hab',
Damit an dieser Stelle mein starres Herz erwarme."

Gottlob! — spricht auch die Greisin; doch setzt hinzu ihr Mund:
Ist's denn so kalt heut draußen, an einem Frühlingstage? —
Es glüht ja deine Stirne! — bist du denn nicht gesund? —
Verhehle es nicht, Joseph, daß ich dem Arzt es sage.

Dem Arzt? — o gute Mutter, der Doktor weiß kein Kraut
Wider die Fieberkälte, die mir das Herz durchzittert.
Nein, keinem andern Aerzte, als dir, sei es vertraut,
Was mich so unerwartet, so wehvoll jetzt erbittert:

Mein Tagwerk war vollendet; das Glück, so selten mild,
Gefiel sich meiner Mühe Gelingen zu gewähren,
Und auf dem Heimweg ladte mich dein erfreutes Bild,
Doch bald verrann das theure in blut'gen Jammerzähren.

Denn als ich rüstig heimzog, zufriedenheitgeschwellt,
Und deine Freude dachte — den heiligen Gedanken,
Als Freiheit mich umblühte in freier Frühlingswelt,
Vergaß ich meinen Kerker und seine Dornenschranken.

Da plötzlich, mir zu Füßen, glänzt Etwas sonnengleich,
's ist eine gold'ne Spange, besetzt mit Diamanten.
Ein Blick der Schätzung sagt mir, der Fund hier macht mich reich,
Und es ist wahr, daß Tage des Wohlstands vor mir standen.

Doch kurz nur — im bewußtlos kind'schen Gedankenspiel;
Reichthum, für Judensöhne nur ein vergoldet Gitter,
War — nun du kennst mich, Mutter, — nie meines Strebens Ziel;
Ein goldenes Gefängniß ist ja nicht minder bitter.

Süß ist's, zu Menschen kommen als freundliches Geschick,
Und was zum Lohn des Finders ich mir mit Wonne dachte,
War aus erfreuten Augen für mich ein Dankesblick,
Wenn ich dem Eigenthümer das Kleinod überbrachte.

Digitized by Google

Da kam man, es zu fordern; mit einem Fragegruß
Im sorggetrübten Auge nahten sich mir zwei Damen,
Und schon von Weitem sagte ihr angstbeschwingter Fuß,
Daß werthvoll hier Verlornes sie wohl zu suchen kamen.

Doch eh' sie sprachen, bot ich der Frag' die Antwort hin:
Wenn dieses Gut Ihr suchet, der Finder ist gefunden.
Da schwand die Kummerwolke vom Aug' der Sucherin,
Von einem tiefen Schmerze sah ich sie schnell gesunden.

Und hold, wie ich's geträumet, traf mich ihr Dankesstrahl:
„Redlicher Mann, vom Himmel zur Rettung mir erkoren,
Dies Armband ist ein Ueberpfand von meinem Eh'gemahl,
Mein theuerstes Besitzthum hätt' ich damit verloren.

Wie dank ich Euch? — nicht kann ich's; doch im Bewußtsein treibt
Jede erzeigte Wohlthat des Lohnes Demantblüthen;
Damit, was mir Ihr thatet, Euch unverloren bleibt,
Mag diese kleine Gabe Euer Gedächtniß hüten."

Und mit der zarten Rechten aus ihrem Spitzentuch
Zieht sie, ganz Huld und Güte, die goldne Bussennadel,
Ihr Wort klang mir ein Segen — doch griff der alte Fluch
Kalt auch aus diesem Wesen voll warmem Herzensadel.

Denn die Gefährtin flüstert in fremder Sprach' das Wort:
Il est un juif! — Da sah ich, wie Maifrost Blüthen tödtet,
Da sah ich des Vertrauens, des Dankes Meuchelmord;
Verändert stand die Dame — verletzenheitgeröthet.

Erlaß mir's, viel zu sagen von dem, was noch geschah,
Wie sich die milde Gabe ins harte Wort gewandelt:
„Kommt in den Gasthof morgen, kein Gold hab' ich jetzt da,
Und fürchte, daß zu wenig ihr für dies Gut erhandelt."

Und Joseph schweigt; — es seufzet die Mutter um den Sohn,
Sie fühlt, wie solch Erfahren verwundet seine Seele,
Die edle Brust, die täglich sich müht um kargen Lohn,
Damit es ihrem Alter nicht an Erquickung fehle.

Sie betet lange leise, dann spricht sie mild und laut:
Nimm's nicht zu strenge, Joseph, verzweifle nicht am Guten,
Sie müssen es erst lernen, wie Menschen man vertraut,
Und daß ein Mensch kann wohnen in einem Schacherjuden.

Verzage nicht; — ich sehe, trotz einer ird'schen Nacht,
Von einem klaren Morgen die goldne Aufgangsröthe;
Die Liebe kommt als Engel in ihrer Himmelstracht,
Daß sie mit ihrem Zugstrahl die Macht des Hasses tödte.

Und bis es wird, hat stets noch der höchste Arzt ein Kraut,
Auch für das Weh, das heute dich unverdient erbittert;
Warm legt sich Gottes Treue ums Herz, das ihm vertraut,
Wenn liebloſe Verachtung es federkalt durchgittert.

IV.

1.

Der greise Rabbi betet
Beim stillen Kerzenschein,
Er betet warm, er redet
Ja nicht für sich allein.

Er betet für das Leben,
So seines Lebens Kern,
Der Sohn, den ihm gegeben
Der Herr als Erdenstern.

Er denkt im Weltgetriebe,
Dem nur er angehört,
Vielleicht nicht Zeit ihm bliebe
Zu beten ungestört.

Er denkt, im Uebermuthe
Versäumt die Jugend oft
Zu beten, weil das Gute
Nur von sich selbst sie hofft.

Versäumen und vergessen
Kann es wohl auch sein Sohn,
Drum steht er unterdessen
Für ihn an Gottes Thron.

Er steht, daß seine Thaten
Gebete möchten sein,
Ob Ernten seiner Saaten
Auch Enkel erst erfreun.

Daß stark und ohne Klage,
Getreu dem alten Gott,
Sein stolzes Herz ertrage
Verachtungsweh und Spott.

Daß nicht im müh'gen Grame
Am reichen Feuergeist
Die Schwinge ihm erlahme,
Die Höhen froh umkreist.

Wie tief auch ferngekettet
Sie sei vom Sonnenschein,
Wenn ihr nur wohlgebettet
Ist im Bewußtseinsschrein.

Und daß, der uns wird retten,
Ihn weih' zum Strahl und Licht,
Das Schmach- wie Lobesketten
Mit Sonnenhänden bricht.

Auf daß die Unglückswolke,
Die schwer auf Zion ruht,
Ihn eine seinem Volke
Treu, wie es Glück nicht thut.

2.

Der fromme Vater endet
Sein tief gefühlt Gebet,
Doch bleibt sein Herz gewendet
Dem Sohn zu, früh und spät.

All seine Wünsche haben
Sich in des Lieblings Blick;
Er ist der goldne Faden
In dieses Mannes Geschick.

Mit Hoffnungsfreude schwellt er
Bei Tag die Brust des Rars,
Als Stern bei Nacht erhellt er
Die Traumbahn seines Schlafs.

Doch heut — welch fremdes Träumen
Den Greis wohl überkam? —
Die milden Züge säumen
Sich herb mit Hohn und Gram.

Des Geistmeers Oberfläche,
Die klare Stirn, sich kraust,
Als ob sie Unthat rächte,
Ballt sich im Zorn die Faust.

Als ob sie Theuerm fluchte,
Die bleiche Lippe bebt; —
„Wer liest im Seelenbuche,
Was dieser Schläfer lebt?"

Er lebt die schwerste Stunde
Von seines Lebens Zeit;
An jeglicher Sekunde
Hängt Leidensewigkeit.

An jedes Pulsschlags Dauer
Verblutet sich sein Herz;
Es wandeln kalte Schauer
Sein weich Gefühl in Erz.

Er sieht bewußt, doch ohne
Daß er es hindern kann,
An seinem einz'gen Sohne
Der Taufe Handlung an.

Sieht ihn mit Füßen treten,
Geistig, des Vaters Lieb',
Zu neuem Gotte beten,
Dem treulos, der treu blieb.

Digitized by Google

Er sieht ihn losgerissen
Von seines Glaubens Heil,
Von Ruhe im Gewissen,
Die guter Kinder Theil.

Und sieht — ach Nichts mehr sieht er,
Das Auge dunkelt ihm,
Die fremde Kirche sieht er,
Kein Stern mehr funkelt ihm.

Sein Stern ist ja erbleichet,
Sein letzter Strahl war Gift
Dem Vater, und es reichet
Dafür, zum Hohn der Schrift,

Das Christenthum dem Sohne,
Der ihr Gebot verletzt,
Der Erdenfreiheit Krone,
Des Bürgers Würde jetzt.

Gibt ihm, was es den Brüdern
Schuldet und doch nicht zollt,
An echten Menschheitsgütern
Den reichen Untreu-Sold.

Doch was es ihm mag bieten
Käuflich als Ehr' und Amt,
Des Vaterfegens Frieden
Nicht d'ran als Sonne flammt.

3.

Der Morgen küßt durchs Fenster
Unzähl'ger Schläfer Blick,
Küßt todt viel Nachtgespenster,
Manch trübes Traumgeschick.

Auch küßt er mild den Kummer,
Den Traum dem Greis gereicht,
Hinweg, daß mit dem Schlummer
Er ihm vom Auge weicht.

Und dieses Auge blicket
Dankbar zu Dem hinan,
Der mehr des Leids nicht schicket,
Als man ertragen kann.

Dann still zur Schule geht er,
Dem Bethaus Israels,
Stets werth zu sein, dies sieht er,
Des göttlichen Befehls.

Ob Dulden oder Freuen
Darin geboten auch,
Nur dankbar sein, dem Treuen
Treu, bis zum letzten Hauch.

Dem frommen Flehn gewährt sich
Erhörung, wenn sie frommt,
Dankbar und treu bewährt sich
Der Greis im Leid, das kommt.

Und es kommt bald; — sei Leiden
Sei Lust in ihrer Hand,
Die Boten Gottes reiten
Im Wolkenflug durchs Land.

Der Gram — auch Höh'gesandter —
Zog vor dem Rabbi her,
Und als er heimkam, fand er
Ihn wartend, trüb und schwer.

In einem leichten Briefe
Er seine Quelle hat,
Des Kummers schwarze Tiefe
Umschließt das weiße Blatt.

Der Traum ist wahr geworden:
Da steht's, es schreibt's der Sohn,
Der Wirkungskreis und Orden
Um seine Religion,

Den schnöden Preis, gekaufet,
Und — ein geborgner Mann —
Daß jüngst er ward getaufet,
Dem Vater zeiget an.

Er schreibt: Nicht Ueberzeugung
Hab' ihn dazu gebracht,
Nur das Gefühl der Beugung,
Das Juden elend macht.

Der Vater mög' bedenken,
Wie viel er litt dabei,
Verzeihn und sich nicht kränken,
Weil's also besser sei.

Viel sanfte Worte schrieb noch
Der Sohn in diesem Sinn,
Dem Vater aber blieb doch
Der Todesschmerz darin.

Sein Gott, dem er beidigt
Im Leben und im Tod,
Von seinem Sohn beleidigt
In einem Höhgebot;

Im Wirbeln, das so heilig
Vom ew'gen Berge klang;
Der Schmerz wohl tausendpfeilig
Sein tiefstes Herz durchdrang.

Und doch muß es vergeben
Dem Sohn, was er verbrach;
Denn ach! er muß ja leben,
So lang' der Herr es sprach.

Auch fühlt er — jener Schimmer
Der Freiheit, der die Bahn
Israels hellet nimmer,
Zog ihn magnetisch an.

Nicht ihm — nein, den Versuchern,
Die in der Kirche Schoß
Das heil'ge Recht verwuchern,
Scham- und erbarmungslos:

Das „Schuldig!" ihnen spricht er,
Die ihm sein Glück geraubt,
Den Stab, als Richter, bricht er
Ob seiner Schergen Haupt!

O, die ihr's hört, verdammt nicht
Des alten Juden Qual;
Des Fluches Gluth entflammt nicht
Den Segenssonnenstrahl.

Und Fluch gabt ihr als Amme
(Denn Fluch ist Eins mit Bann)
Unchristlich einem Stamme,
Der nicht vom Boden kann!

Ihr Eid.

In tausendfacher Form zieht ihrem Blicke
Israels Sklavenloos also vorüber,
Und vor dem traurigen Geschicke
Wird er ihr trüb und trüber,
Die Wange thränenheiß.
Ach! ist des Glaubens blaue Tempelhalle
Denn kein Asyl der Einigkeit für Alle? —
Dringt Streit in Räume, die den Frieden bieten?
Und ist durch Heil'ges, statt geeint, geschieden
Der Bruderseelenkreis?! —

Doch nein, sie sieht nicht Streit, nur Unterdrückung,
Stolz badet sich im Herrschaftsübermuthe
Der Christ im Ocean Beglückung,
In Freiheitsluft! Der Jude
Im schwarzen Meer — der Schmach;
Sie sieht der Kinder Himmel schon verdunkelt,
Weil an des Vaters Höh' der Stern nicht funkelt —
Der Freiheitsstern — des Mannes Sonnenscheibe —
Und sieht, wie dies zum Jammer wird dem Weibe,
Das — lieb' nur — Nichts verbrach.

Verbrach? — und was ist denn des Manns Verbrechen,
Dem Brüder, ehrvergessen — denn das ist es —
Des Glückes Todesurtheil sprechen? —
„Sein Volk hat einst — ihr wißt es —
„Wie es die Bibel lehrt —

Digitized by Google

„Chriſtus, den Herrn und Gott, am Kreuz getödtet.“
Vor achtzehnhundert Jahr — und Ihr erröthet
Vor Eurem Herrn — der Liebe echtem Fürſten —
Nicht, daß unzählige nach Liebe dürſten
Und Ihr ſie nicht gewährt? —

So fühlt das Meermädchen, dem, entſiegelt,
Sich Menſchenleid und Quell des Menſchenleides
In jener Wunderperle ſpiegelt.
Mitleidend faßt ſie Beides
Auf in den reinen Sinn.
Was ſieht ſie auch? — Sie ſieht der Aeltern Qualen,
Weil ihren Söhnen keine Hoffnungsſtrahlen
Den Jugendtraum zum Zauberfrühling küſſen,
Weil ohne Wirkungskreis ſie darben müſſen
Am heiligſten Gewinn.

Sie ſieht, wie wild das Blut den ſtolzen Söhnen
Die Wangen färbt und in des Herzens Grunde
Empörung wach klopft, weil verhöhnen
Sie hören aus dem Munde
Gewiſſenloſen Spotts
Die vielgeliebten Aeltern, die verehrten,
Ihr Heiligthum, ihr Theuerſtes auf Erden,
Verhöhnen, weil ſie — treu den alten Lehren —
Noch die Gebote ihrer Prieſter ehren
Als Willen ihres Gotts.

Sie ſieht, wie Edles dennoch aus Verachtung —
Dem Seelenwinter mit ſo eiſ'gen Schauern —
Sich losringt, und des Grams Umnachtung,
Das Zochet Kerkermauern
Als Eichſtrahl überflammt.
Doch ach, ſie ſieht auch, wie es nimmer, nimmer
Der Welt ſich geben darf als Liebesſchimmer,
Wie es Verfolgung oft und Neid entzündet,
Wenn es ſich treu nach jenem Stamme kündet,
Zum Kerkertod verdammt.

Denn Kerkerleben, das iſt Todesſtrafe,
Wer fühlt's nicht ſo und jauchzt im Freiheitsäther? —
Es ſiebt wohl freudig, eh' als Sklave
Er wurmgleich hinlebt, Jeder,
Der nicht gebor'ner Knecht.
Des beides Tod macht frei ja und lebendig
Und, alles Sterbend baar, das Sein beſtändig;
Doch Seelen tödten iſt ein gräßlich Morden,
Und wie viel Seelen ſind getödtet worden
Durch kalt verſagtes Recht! —

Sie ſieht's im Perlenſpiegel, ſieht's mit Grämen,
Mit Thränen, die wohl bitt'rer nie gefloſſen,
Wie viel Unſel'ge ſich nicht ſchämen —
Am Boden angeſchloſſen,
Am Aug' der Ehre blind,
Ganz ohne Menſchenwerth im Staub ſich windend,
Beglückt, wenn Goldſtaub nur darin ſich findend,
Nicht Strebenslicht, nicht Freiheitsluft vermiſſend
Und kriechend ihrer Schergen Ruthe küſſend —
Gern zu ſein, was ſie ſind.

Sie ſchaudert; — doch nicht lang von ſo Gebücktem
Wendet ſie ab die liebdurchglühte Seele;
Man darf ja mit gewiſſenlos Erdrücktem
Nicht rechten ob der Fehle,
Die es bewußtlos thut.
Wie aber ſoll Erkenntniß ſich entfalten,
Wenn Ketten ſo den Geiſt am Boden halten? —
Doch wenn die Ketten ſinken — und ſie müſſen,
Wenn freie Menſchen ſich als Brüder küſſen,
Erwacht ſie wohl mit Gluth,

Und ſaugt mit einem eing'gen Strahl der Reue
Und löſcht mit einer eing'gen Vorſatzzähre
Die Flecken, die in ſeiner Treue
Es trug und ſeiner Ehre!
Denn echte Reu' hat Kraft.
Der Tag iſt nah' ſchon. — Sonnenblüthe weiß es;
An einem dunkeln Ort des Weltenkreiſes
Wird ſie die Schlöſſer öffnen dieſer Ketten,
Der Menſchheit freiheitſehnend Herz zu retten
Aus tauſendjähr'ger Haft.

„Ich löſ' euch frei!“ — ſie ſpricht's — „Als Welle häng' ich
Mich an das Schiff des Rechtes, es zu treiben;
Die übrigen, als Oſtwind, dräng' ich,
Daß ſie nicht thatlos bleiben,
Bis es am rechten Strand.“
Und Abſchied grüßt ſie jetzt dem Heimathmeere,
Das Aug' umwölket eine Trennungszähre,
Doch ſchnell aus Aug' und Herz wehrt ſie die Wolke,
Denn klar muß ſein und ſehn, wer einem Volke
Als Engel zugeſandt.

Sie winkt den Fluthen, und die grünen tragen
Die pfeilſchnell fort; kein Auge kann ihr folgen.
Ihr nach ziehn der Undinen Klagen
Und über ihr die Wolken!
Fahr' wohl, fahr' wohl!
Bleib' treu dem dir ſo tief vertrauten Leide
Und treu dem heil'gen, ihm geſprochnen Eide,
Werde zur Feder dem gedrückten Leben
Das Recht, die Kraft, die es empor wird heben,
Fahr' wohl, fahr' wohl! —

Erfüllung.

Im Herzen, das die Bruſt der Erde —
Seit einſt, daß ſie dem Nichts entſteige,
Des Weltenordners mächtig Werde
Sie wach rief, aus chaot'ſchem Traume
Bewegt, mit warmer Lebensfeder
Und deſſen göttliches Geäder,
Sein Lichtblut pulst durch alle Zweige
Am zaubervollen Schöpfungsbaume
Im Herzen, das die Blüthen küßt,
Wenn ſie der Weſte Mund umkoſet,
Und das ein Theil der Sonne iſt,
Durch welche Lenzpracht grünt und roſet;
In dieſes Herzens Gartenpracht,
Die ihre Düfte allhin bringet,
In dieſem Melodienſchacht,
Der liederreich die Welt durchklinget,
Iſt eine tiefverborgne Kammer,
D'rein klopft ein nimmer müder Hammer
Durch Lichtgeſang den Ton der Nacht.
Ach, das kalte Dunkel,
Durch welches ſo lang
Kein Sternenfunkel,
Kein Sonnenſtrahl drang,
Ein Geheimniß umflicht es
Auch dunkel und kalt,
Eine Schmiede umſchließt es,
Jahrtauſende alt.
Und am Ambos waltet
Ein finſterer Greis,
Sein Haupt iſt erkaltet
Und Greiſenweiß;
Doch ſein Buſen, der Ort,
Wo das Herz ſonſt ruht —
Der Gefühle friedlicher Hort —
Sprüht als Eſſe ſo ſchaurig wilde Gluth,
Als nähre ſtatt Oels ſie der Menſchheit Blut.

Jahrtauſende lang dieſe Eſſe ſchon flammt,
So lang auch ſitzt ſchon der Greis hier gebannt,
Gefeſſelt zum Kettenſchmieden verdammt,
Den Hammer in der entfleiſchten Hand.

Mechaniſch ſchwingt er
Ihn ohne Ruh',
Mechaniſch ſingt er
Dies Lied dazu:

„Kalte Gluth iſt meine Seele,
Ew'ges Eis mein Flammenblut,
Daß gequält ich Andre quäle,
Gibt allein mir Lebensmuth.
Freudig ſchwing' ich meinen Hammer,
Bringe ſo doch der Menſchheit Jammer,
Kleyſe ohne Unterlaß.
Fröhlich, denn ich bin der Haß.

Von der Nacht, der Welt bedeutet,
Muß erſetzen meinen Tag,
Meine Morgenglocke läutet
An der Freiheit Sarkophag.
Kann man mit geſchloſſ'nen Augen
Licht aus Sonnenſtrahlen ſaugen?
Kann in Ketten ohne Stran'n
Und're man beſchwingt erſchau'n? —

Digitized by Google

Mein! Und weil — was Glück mir däuchte —
Weil im Aetherocean
Ich die goldne Welten leuchte
Leider nicht verlöschen kann;
Weil ich nicht — wie dem Geschicke
Es gefiel, mit meinem Blicke,
Den in ew'ge Nacht es warf —
Aller Blicke blenden darf;

Darum will ich nachtumweben
Mit dem Dunkel Leidenschaft,
Inn're Augen Sonnenleben,
Freier Geister Lebenskraft,
Will — weil ich der Menschheit Glieder
Nicht gefesselt zu mir nieder
Ziehen darf — aus Dornenerz
Fesseln werfen um ihr Herz.

Werde müd' nicht, Hand, zu schmieden
Freiheitsfleißes Ring an Ring,
Sätze für den Freiheitsfrieden,
Zügel für den Schmetterling,
Den sie ihre Seele nennen,
Nicht wahr, meine Ketten brennen? —
Ketten sind der Seelen Pein,
Drum will Kettenschmied ich sein."

An diese Kammer, tieferborgen,
Klopft jetzt mit klarem Strahlenfinger
Ein freundlicher Erweckungsmorgen;
Die Hand der frommen Meeresrose
Ist kraftbeseelt von ihrem Horte,
Und sprengt, ein milder Nachtbezwinger,
Die in der Erde tiefem Schoße
Wolkenverhüllte Jammerpforte;
Sie hat, treu ihrem stillen Gide
Und treu dem ihr vertrauten Leide,
Das tausend Herzen trostlos nähren,
Die Quelle bitt'rer Volkszähren
Allüberall mit kräft'gem Wollen
Gesucht, um endlich sie zu stillen;
Damit doch ihres Spiegels Bilder —
Die noch nicht glücklicher und milder
Sie ansehn aus dem thränenvollen
Und schmerzumflorten Perlenauge —
Durch Freude sich verklären sollen
Und sie auch Freude daraus sauge;
Sie hofft mit kindlichem Vertrauen
Das Heißersehnte zu erreichen —
Der Menschheit Einungsfest zu feiern —
Und solche Hingebung täuscht nie
Und solchen Stirnen holt Gelingen.
Lang kann Gewährung sich verschleiern —
Es ist, als ob sie ewig flieh' —
Doch folgt auf treues Glauben — Schauen,
Und treu und freudig glaubet sie.
Jetzt — wie ein Strahl vom Himmelsbogen —
Kommt sie zur traurvollen Schmiede,
Ein sanfter Arzt, herangezogen;
Sie lauscht entsetzt dem kalten Liede,
Sie hört des Hammers dumpfen Schlag
Und trägt — ein reiner Himmelstraum —
Ein gottgesandter Seelentag —
Verklärung in den trüben Raum.
Sie naht dem Greise
Beschwingten Fußes —
Versöhnung der Schuld —
Und statt des Grußes
Küßt sie ihn leise
Mit Lippen voll Huld,
Mit dem Freiheitskuß,
Der von seinen Gliedern
Und von den geschloss'nen Augenliedern
Die dornige Fessel schweigen muß.
O, welch ein Kuß!
Erwarmung taucht er
Auf Schläfen so kalt,
In Jugend taucht er
Des Greises Gestalt,
In Einklang löst er
Des Streites Macht,
Denn Sonnenlicht stößt er
Ins Herz der Nacht.
Die Puppe entstreift er
Dem Schmetterlinge,
Die Freiheit reift er
Und macht zur Schwinge
Die Kettenringe,
Die — weil der Kuß ihm Augen gibt —
Nicht länger der blinde Kettenschmied

Als Schranke ums Herz der Menschheit zieht;
Denn — er sieht ja jetzt, und wer sieht, der liebt.

Und jetzt ist Sonnenblüthes Spiegel
Beseelt von einem andern Geist,
Es löste ja sein Trauersiegel
Auch jener Kuß, der Liebe heißt.
Er ist ihr Lohn, denn Freudenschrift
Liest sie, so oft ihr Blick ihn trifft;
Sie liest: Du bautest uns die Brücke
Zum einzigrechten Menschenglücke,
Hast unserm Wirken, unserm Streben —
Ein Heil, das uns so lang verwarf —
Ein irdisch Vaterland gegeben,
Das treuer Söhne wohl bedarf.
Hast hold uns an den Tisch geladen,
Von dem man uns so lang entfernte,
Und wir auch streu'n jetzt frische Saaten,
Zukünftiger Geschlechter Ernte;
Die Fessel drückte gar zu schwer,
Und blut'ge Thränen sind geflossen,
Doch deine Hand hat uns erschlossen
Der heißen Sehnsucht reiche Meit,
Der Freiheit ros'ges Frühlingsfest,
Und uns umwallt ein Balsamweer,
Um unsre Wunden heil zu baden.
Und alle Dunkel sind erhellt,
Kein Raum der Brust mehr liebeleer,
Und keine Kette gibt es mehr,
Als die unsterbliche der Thaten,
An die sich alle Geister reihen,
Damit, werth der Unsterblichkeit,
Beim Scheiden einst von Raum und Zeit
Auch sie und ihre Kräfte seien.

Und die Schmiede versank; ihr dunkel Grauen
War nur des Hasses Stempel,
Lichtsäulen sind jetzt statt ihrer zu schauen,
Die tragen den herrlichsten Tempel,
Den Freiheitsstempel, den Tempel der Lieb',
Der Jedem zum Thatenberthaus blieb,
Welch Glaubens immer er sei;
Und glanzgewoben stehn über der Pforte
Mit Sternenschrift die ewigen Worte:
Wer liebt, ist frei.

Nachklang.

O armer Sehnsuchtsmärchentraum! — noch schmiedet
Der finst're Greis die alten Dornenreife,
Und legt sie um der Menschheit Herz! Umliedet
Ist noch, wie sonst, sein Aug' von Nacht; es schmachtet
Wie sonst noch ein gebeugtes Volk, verachtet,
Nach jenem rosengold'nen Morgenstreife
Am Freiheitshorizont.
Noch ist fast ringsum Vaterland der Eiche
Sein Menschenrecht — wie stets geträumte Reiche —
Gedankengut im Mond.

Sprecht nicht von hundert eingeräumten Rechten,
Wenn es, wie hier, um Recht allein sich handelt;
Die hundert Rechte sind dies Recht nur Knechten,
Und knechtisch ist ein Herz, das ohn' Empören
Von solcher Gaben Wohlthat könnte hören.
Wenn Arztes Kunst des Blinden Nacht verwandelt
In trüben Lichtesschein,
Nennt Sehen wohl Ihr solche Trauerhelle? —
Und kann der Ausstrom Eurer Rechtchensquelle
Mehr als ein Rechtsschein sein? —

Sprecht nicht von noch nicht werth sein, erst verdienen,
Das alte Wort sei endlich doch verklungen,
Sahst Ihr ein Feld, das Sonne nie beschienen,
Wohl prangen je im Goldglanz reifer Aehren? —
Verdient ist längst, was Ihr versagt, mit Zähren,
Mit Schmerz bezahlt und mit Erniedrigungen,
Die Schmach auch Euch und Joch;
Denn Ketten trägt gezwungen auch ein Freier,
Doch wer ihn dazu zwingt — ein König sei er —
Selbst Sklave ist er doch.

Digitized by Google

O seid gerecht! — Weg mit den Augenbinden!
Kein Bettler, klopft mein Volk an Eure Pforte;
Es kommt zu geben! — Seht, Ihr lieben Blinden,
Und laßt die Hand, die Euch Vertrauen bietet,
Nicht länger mehr an Druck und Schmach vermiethet.
Es kommt mit seinem lang verschmähten Horte —
Dem Schatz verkannter Kraft —
Und will sie ganz dem guten Ganzen weihen,
Als treues Glied sich an die Kette reihen,
Die Stufen aufwärts schafft.

Ihr höhnt und sprecht: „Nicht aufwärts zieht's die Juden,
Tief in der Erde liegt ihr Gott gebettet!"
O machet uns nicht, daß nicht die Wunden bluten,
Die Ihr mit Balsam küssen müßt! Wohl Jeden
Von meinem Stamm habt Ihr hinabgetreten
Mit eh'nem Fuß, dahin, wo angekettet
Der Erdengott — das Gold;
Und Wie viele konnten ihn als Trost umfassen,
Weil Ihr nur Eisen gebt, nur kaltes Hassen,
Als heißer Sehnsucht Sold.

Doch unser Gott ist in der Höh' — hoch oben —
Der Ewigunvergängliche, Alleine,
Den gute Thaten, reines Streben loben,
Als eing'ge Opfer, die ihm wohlgefallen,
Als eing'ge Lieder, die ihm lieblich schallen
Aus seiner Kinder friedlicher Gemeine
Der treue mächt'ge Hort,
Der seit Jahrtausenden ein Geist der Güte,
In heil'gen Wunderwerken — nimmer müde —
Sich kündet fort und fort.

Vor dessen Tritt der heil'ge Berg gezittert,
Als er dem Moses sich darauf gezeiget,
Der Haß wie Nacht im Liebesblitz zersplittert,
Ob berghoch auch sie ihre Schatten thürmen;
Der wie im Kindeslächeln, so in Stürmen,
Ein Vaterherz voll Langmuth zu uns neiget;
Er gab, als wir im Staub
Mit Sklavensehnsucht und vor Euch gebücket,
Den Freiheitsfunken, den Ihr unterdrücket,
Nicht ew'ger Nacht zum Raub.

Denn Sklavenjoch, wie Götzendienst verdammt er;
Es sind ja seine Kinder Freigeborne!
Mit Freiheitslicht, dem Sonnenkuß, durchflammt er
Den Weltenball und wirkt im Menschengeiste,
Damit er, ihm zur Ehre, Etwas leiste,
Und alle Guten sind ihm Auserkorne.
Verkennt nicht, was er meint;
Die heiligschönste Menschenthat ist lieben;
Viel prahlt ihr mit dem Wort, so oft umschrieben,
Doch — wir sind unvereint.

O laßt vereint uns sein in Freiheitsfrieden!
Wir sind, glaubt und vertraut's, nicht Goldessklaven,
Wollt Besseres, wollt Liebe endlich bieten,
Und warmer Liebe sollt Ihr treu begegnen
Und warme Liebe wird Euch dafür segnen.
Verkanntsein ist die bitterste der Strafen,
Verkennt uns länger nicht.
Zwar unser Seelengold schläft noch in Erzen,
Doch wird gewiß die Sonne Eurer Herzen
Der Schlacken Läuterungsschicht.

Wie schwelg' ich in Gedanken, daß die Schranken
Versinken, so die Liebe noch umfargen,
Dann werden wir uns in einander ranken
In That und Streben! O dies Glück, wer nennt es? —
Und wer, was ihm entblüht?! — Da ja Getrenntes —
Wie schwach es sei — doch im Verein erstarken
Und Werth gewinnen muß.
Ja freudig denk' ich: Bald der ew'gen Güte
Entglüht der Heilungsstrahl als Sonnenblüthe
Des Lichtes Augenkuß.

Friedrich Otte.

heißt mit seinem wahren Namen: G. Zetter, und lebt zu Mülhausen im Elsaß. Näheres über ihn zu ermitteln ist uns nicht gelungen.

Er schrieb:

Schweizersagen in Balladen, Romanzen und Legenden. Straßburg 1841.
Zweite Sammlung. Basel 1842.
Elsässische Neujahrsblätter für 1843. (gemeinschaftlich mit August Stöber.)

Herrschaft über Sprache und Form, lebendige Phantasie und warmes Gefühl zeichnen die Leistungen dieses besonders in erzählenden Poesien glücklichen Dichters vortheilhaft aus.

Mülhausens Wappenschild.

Ihr les't in alten Mähren,
Wie Etzel vom Hunnenland
Mit seinen wilden Heeren
Getobt am Rheinesstrand.
Verheeret und verlassen
Stand Anger da und Haus,
Es zogen die armen Sassen
Nach fernen Landen aus.

Kam auch am Wanderstabe
Ein Müller ins Alsaland,
Auf dem Rücken die leichte Habe,
Sein Töchterlein an der Hand;
Er sah die weiten Auen,
Die All so klar und rein,
Und sprach: Hier laß uns bauen
Ein Hüttchen still und klein.

Da fällt die Rieseneiche
Der Greis mit Jünglingsmuth;
Er führet kräft'ge Streiche
Und hämmert und meiselt gut.
Bald ist das Werk am Ziele:
Es steht am Fluthgebraus
Mit flinkem Räderspiele
Ein lustig Mühlenhaus.

Den Bau besieht mit Freude
Der rüst'ge Müllergreis;
Er sichtet das Getreide
Und mahlt mit regem Fleiß;
Das holde Mägdlein gehet
Dem Vater rasch zur Hand,
Sie sammelt ein und säet
Und baut das Haideland.

Einst auf der Thürenschwelle,
Am kalten Wintertag,
Ein junger Kriegsgeselle
Erschöpft und müde lag.
Sein hartes Loos er klaget —
Da spricht der Greis: Tritt ein:
Du sollst, wenn Dir's behaget,
Mein Müllerbursche sein.

Dem Burschen hat's gefallen,
Er in der Mühle blieb,
Er thät gar fleißig mahlen

Digitized by Google

Und war dem Müller lieb.
Er aber trug wohl immer
Das Mägdlein in dem Sinn,
Und sein vergaß auch nimmer
Die holde Müllerin ....

Wohl mag Euch klar nun scheinen,
Warum nach kurzer Frist
Aus dem Müllerhaus, dem kleinen,
Ein Dorf erblühet ist.
Das Dorf, das wuchs in Bälde
Heran zur schmucken Stadt,
Drin glänzt im weißen Felde
Noch jetzt das Mühlenrad.

Der Hexenthurm.

Bei Colmar stand auf dürrer Au
Ein Thurm so finster und so grau,
Der lugte trüb hinein ins Land
Und ward der Hexenthurm genannt.
Da trieben ihr Wesen
Die Hexen und Druden,
Mit Gabeln und Besen,
Mit Gold und mit Ruthen.

Wohl schwand der Thurm längst von der Flur,
Von Hexlein auch ist keine Spur;
Doch wenn in düst'rer Mitternacht
Der stille Mondmann einzig wacht,
Da rauscht es, da regt sich's
Tief unten am Strande,
Da huschk's, da bewegt sich's,
Da trappelt's im Sande.

Und sieh', mit Eins hebt sich empor
Der Hexenthurm. Der wilde Chor
Schlingt rasch den Reigen um das Haus
Und tanzt und singt, es ist ein Graus.
Sie reiten auf Stielen
Von Besen geschwinde,
Sie klappern wie Mühlen
Und summen im Winde.

Und immer lauter singen sie
Und immer toller springen sie;
Es dauert fort die ganze Nacht,
Bis Sonnenlicht am Himmel lacht.
Da huschen sie nieder
Und tauchen vereint
Und kehren erst wieder
Wann Mondmann erscheint.

Die Zauberin.

Von dem Thanner Münster nieder hallt die Todtenglocke bang,
Schweigend ins Gebet ergossen horcht das Volk dem ernsten Klang.
Sieh, die Henkersknechte schleppen aus dem Dom ein altes Weib,
Eine Zauberin der Hölle, starr, mit tiefgebognem Leib.

Dieses Weib, es hat gesündigt, that verboten Weisheit kund,
Hat geschlossen mit der Hölle, mit den Geistern einen Bund;
Schau, wie ihre Augen funkeln, wie ihr Haar im Winde wallt,
Wie die Erde sie verfluchet und die Fäuste grimmig ballt!

Ihr Verbrechen soll sie sühnen durch den grausen Feuertod,
Dort, wo himmelan die Flamme aus dem Scheiterhaufen loht.
Und die Menge weicht zurücke und das Weib in wilder Lust
Steigt hinauf, als wie im Wahnsinn, schlägt sich an die dürre Brust.

Und sie dehnt sich hoch und höher, reckt empor den alten Leib,
Blickt mit grimmem Lachen nieder auf das Volk, ein Riesenweib.
Und es kreuzet sich die Menge, doch die Alte ballt die Faust,
Ihre Rede klingt wie Sturmwind, wenn er durch die Föhren saust.

„Ja, ich bin's, so ruft sie gellend, die mit höfem Zaubertrug
Auf die Erde niedergebrachte Unheil, Schmach und Götterfluch!
Ja ich bin, ich sag' es lachend, allem Volke sei es kund,
Bin der Hölle längst verfallen, steh mit ihr im festen Bund.

Schon seit sieben Jahren liegen Eure Felder öd' und kahl,
Aus der trüben Wolke nieder lachte nie ein Sonnenstrahl;
Keine Sichel hat geklungen, keine Blume hat geblüht,
An dem Weinstock hat, dem dürren, keine Traube Euch geglüht.

Wer es that und wer's verschuldet? Wer das Uebel Euch gesandt?
Niemand anders, als ich selber, weil Ihr schnöde mich verkannt,
Weil Ihr ....“ Doch die Rede stocket und die Flamme prasselt wild
Und das Gluthmeer hat verschlungen längst das alte Hexenbild.

Und die Menge steht und lauschet. Niederwallt des Rauches Flor,
Und ein Vogel schwarz und grausig schwingt sich aus der Gluth empor.
Sieh, da theilen sich die Wolken, freundlich glänzt der Sonne Strahl,
Und die Erde schmückt mit Blüthen und mit Früchten sich zumal.

Hell erklingen Vöglein Lieder, blumenreich prangt das Gefild,
Und der Weinstock lohnt mit Wucher und die volle Garbe schwillt;
Alle Quellen rauschen wieder, da der Schmerzensborn zerrann:
Heiße Dankgebete steigen aus dem Münster himmelan.

Johann David Passavant

ward 1787 zu Frankfurt am Main geboren und widmete sich nach dem Wunsche seines Vaters dem Kaufmannsstande, nahm jedoch als Freiwilliger Theil am Befreiungskriege und ward, da ihn dieser Beruf 1815 nach Paris führete, hier von den dortigen Kunstsammlungen so mächtig angezogen, daß er den Entschluß faßte, fortan ganz der Kunst zu leben. Er ward hier ein Schüler der berühmten Maler David und Gros, und ging dann 1817 nach Italien, wo er, vorzüglich in Rom, theils mit praktischen, theils mit theoretischen und historischen Kunststudien beschäftigt, sieben volle Jahre verweilte. Später kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück, die er zu seinem bleibenden Aufenthalt erwählte, machte jedoch von hier aus wiederholt größere Reisen nach Frankreich, England und Italien.

Er gab heraus:

Ansichten über die bildenden Künste und Darstellung des Ganges derselben in Toskana, zur Bestimmung des Gesichtspunktes, aus welchem die neudeutsche Malerschule zu betrachten ist. Heidelberg 1820.

Kunstreise durch England und Belgien. Frankfurt 1833. Mit zehn Abbild.

Rafael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi. 2. Bde. Leipzig 1839. Mit Abbildungen. (Text und Bilderatlas werden jetzt getrennt verkauft.)

Einer der gewiegtesten und geschmackvollsten lebenden Kunstkenner, der mit gründlichster historischer Durchbildung ein eben so gereiftes Urtheil wie eine treffliche Darstellungsweise verbindet.

Digitized by Google

Gustav Pfarrius.

Ueber das Leben dieses talentvollen jüngern lyrischen Dichters vermögen wir Nichts mitzutheilen, als daß er als Oberlehrer am Gymnasium zu Köln am Rhein angestellt ist.

Er veröffentlichte:

Das Rathhal in Liedern. Köln und Aachen 1838. 2. Aufl. Bonn 1845.
Karlmann, ein Gedicht. Bonn 1841.
Chriemhildens Rache. Köln und Aachen 1844.

Warme, lebendige Phantasie, Kraft der Rede, anschauliche, farbenfatte Darstellung und gewandte Behandlung der Sprache und Form sind diesem Sänger, der besonders in Balladen und episch-lyrischen Dichtungen glücklich ist, eigen.

Karl und Hildegard.

1.

Wie rast der Sturm im Eichenwald, wie sauft der Wirbelwind!
Wie tobet durch die Gauen der Sachse Wittekind!
Die fränkischen Burgen rauchen, die Kirchen sind zerstört,
Die Priester sind gefället; solch Wüthen war nimmer erhört.
Und Karl empfing die Botschaft, raufte sich den Bart;
Stampfte mit dem Fuße nach folger Herrscher Art;
Und um ihn seine Helden, so herrlich und so groß,
Die hörten's, was er drohte, und hatten die Schwerter bloß.

Vor Allen aber Keiner solche Lust empfand,
Solchen Kampfeseifer Keiner wie Taland;
Der fühlt den Boden brennen zu Ingelheim am Rhein,
Der muß im tödtlichen Rennen von Allen der Erste sein.

Taland, des Königs Bruder, von andrer Mutter, war
An Kühnheit und an Feuer ihm ähnlich auf ein Haar,
So zugethan den Freunden, so rasch zur That im Zorn,
So wild und ungedänbigt, gab Haß oder Liebe den Sporn.

Er war des Hofes Zierde, das hatte Keiner Held,
Geschmückt mit jeglichter Tugend, ein Ritter ohne Fehl,
Im Busen aber hegte der Jüngling eine Qual,
Die seiner Tage Frieden, sein ganzes Lebensglück ihm stahl.

Er war entbrannt in Liebe zu seines Bruders Weib;
O Hildegard, wie frahlte vor ihm Dein schöner Leib!
Doch kann er, wie zu löschen so feuerheftge Gluth;
D'rum trieb es ihn von hinnen, im Feind zu kühlen den Muth.

Der Heerbann war erganzen; auf grünem Plan am Rhein,
Da musterte der König sein Volk im Sonnenschein;
Und um ihn seine Helden, im blanken Waffenstaat,
Empfingen die Befehle nach lange gepflogenem Rath.

Da wandte sich der König zum harrenden Taland
In brüderlicher Neigung und faßt' ihn bei der Hand:
„Du bleibst zurück am Hofe zum Schutze unsrer Frau'n;
„Wem anders, als dem Bruder, könnt' ich mein Liebstes anvertrau'n?"

Bebend sprach der Jüngling: „O nimm zurück das Wort!
„Ich kann allhier nicht bleiben, muß fliehen diesen Ort;
„Laß, Bruder, laß mich ziehen mit Dir ins Sachsenland,
„Ein böser Zauber hält mich von hier auf immer gebannt."

Der König, den im Herzen die Weigerung verdroß,
Liebte nicht zu scherzen, wo einmal er beschloß;
Er sprach: „Den Zauber löst ich durch königlichen Spruch,
„Nimm als Befehl die Bitte, und nun der Worte genug!"

Die Kriegstrompeten klangen, die Zinken und Schallmei'n;
Wie bäumten sich die Rosse, wie funkelten die Reih'n!
Es wälzte sich vom Rheinstrom dahin wie Feuerbrand,
Wittekind, wo bist Du? Wehe Dir, Sachsenland!

2.

Zu Ingelheim ward's stille; Taland ging öde Bahn:
„O König," rief er, „Bruder, nicht wohl hast Du gethan!"
Und wo des Rheins Gebrause bei stiller Nacht erscholl,
Da schlich er, einsam brütend, finster, gedanknvoll.

Und sah er Hildegardis im Kranz der Frauen blühn,
Dann fingen an die Flammen zu glühen und zu sprühn,
Es riß ihn hin im Taumel der Liebe Raserei,
Gebrochen war sein Wille, sein Widerstehen vorbei.

Da traf er eines Tages die Königin allein,
Da lag er ihr zu Füßen, gestehend seine Pein.
Die Königin, im Herzen der Treue reinste Gluth,
Verwies ihm hocherröthend den schrecklichen Frevelmuth.

Doch wie ein Strom verheerend die Fluren überschwemmt,
Sobald der Damm geborsten, der seine Kraft gehemmt,
So riß die Fluth der Triebe den Jüngling todend fort,
Sobald dem Schloß der Lippen einmal entflohen war das Wort.

Gewichen sind die Schranken, er sagt, wohin sie geht;
Stets heftiger und lauter seine Lippe flieht;
Die Königin entrüstet, sie hatte keine Wahl,
Droht, einst ihn zu verklagen, beim König, ihrem Gemahl.

Doch wie durch Oel das Feuer in neuen Flammen glüht,
So stachelte die Drohung sein liebekrank Gemüth.
„Rede," rief er grimmig, „Ja oder Nein!
„Das letzte soll der Nagel zu meinem und Deinem Sarge sein!"

Da hatte sie's verstanden, da ward ihr angst und bang; —
Es blieb in fernen Landen der König noch so lang'. —
D'rum kühn zu ihrer Rettung ersann sie eine List,
Woran, wir wissen's Alle, ein Weib unerschöpflich ist.

Sie läßt ihn heimlich rufen, sie flüstert wie verführt:
„Taland, Du hast gesieget, Dein Schmerz hat mich gerührt;
„Jedoch am Hofe spähen Lauscher ohne Zahl,
„Wie soll' es mir ergehen, erführ' es mein strenger Gemahl?

„D'rum thu', wie ich befehle: such' auf den tiefsten Wald,
„Wo nie die Axt erdröhnet, wo nie ein Horn erschallt;
„Im dunkelsten Gehege ein Plätzchen wähle dort
„Zu unbelauschter Minne verborgenem Zufluchtsort;

„Ein Haus im tiefsten Forste, gemauert fest von Stein,
„Versehn mit Schloß und Riegel, soll unsre Freude sein,
„Wohin am hohen Mittag kein Blick der Sonne dringt,
„Von wo der Minne Geheimniß kein Lüftchen weiter bringt."

Da schwindelten ihm die Sinne, sein Ohr vernahm es kaum,
Es hob ihn wie den Schlafenden der süße Flug im Traum;
Er stürzte rasch von dannen wohl in den tiefsten Wald,
Wo nie die Axt erdröhnet, ein Horn des Jägers nie erschallt.

Im dunkelsten Gehege ein Plätzchen fand er dort
Zu unerlaubter Minne verborg'nem Zufluchtsort.
Zimmermann und Maurer, stumm durch Eidesmacht,
Die mußten eifrig bauen in finsterer Mitternacht.

Da stand im tiefsten Forste das Haus versteckt und klein,
Von außen grau und düster, von innen blank und rein;
Von außen gleich der Hütte, worin der Köhler wohnt,
Von innen reich geschmücket, wo prächtig ein König thront.

Spiegel auf Purpurwänden, Teppiche golddurchflammt,
Und hinter seid'nen Wolken ein Ruhebett von Sammt,
Ein Ruhebett umflossen von mildem Dämmerlicht,
Da war es nicht zu helle, da war es zu dunkel nicht.

Und vor dem Hause standen die Königin und Taland,
„Tritt vor, Taland, ich folge, bist länger hier bekannt!"
Er that nach ihrem Worte; doch sie mit männlicher Kraft
Schlug hinter ihm zu die Pforte; d'rin saß er in fester Haft. —

Digitized by Google

3.

Haß, Sterblicher, Du jemals, gequält von Liebespein,
Dem Glockenschlag gelauschet zu ſüßem Stelldichein,
Und nach unendlichem Harren ſchwarzen Verrath entdeckt,
Du haſt vom bittern Tranke Talands ein Tröpfchen nur geſchmeckt. —

Es ſchwollen ihm die Adern, er ſchäumete vor Wuth,
Und machte tolle Gebärden in wilder Fiebergluth;
Der Neigung tiefſte Wurzel riß er dem Herzen aus,
Zu pflanzen tödtlichen Ingrimm; das war dem Satan ein Schmaus!

Ermattet ſank er nieder aufs Ruhebett' von Sammt,
Zu glühendem Roſt der Hölle däucht jetzt es ihm verdammt.
Es kam der Abend traurig, es kam die ſtille Nacht;
In Planen ſchwarz und ſchaurig hat er thätig ſie durchwacht.

Und als den Morgen grüßte der Vögelein Geſang,
Vernahm er hoch am Fenſter einen leiſen Klang:
Ein Körbchen wohl verſchloſſen ward ihm herab gelandt,
Worin er Trank und Speiſe in reichlicher Fülle fand.

So ging's an jedem Tage, ſo oft der Morgen graut',
So ſaß er im engen Kerker, den ſelbſt er ſich erbaut;
So ſaß er und ſog verwildernd des Haſſes Gift und ſchwoll,
Wie unterm Stein die Kröte, unſäglicher Qualen voll.

Und als, vom Herbſt geröthet, der Schmuck des Waldes fiel,
Da fing er an zu ſpielen ein lang durchdachtes Spiel:
„Wer biſt Du, rief er klüglich, der Speiſ' und Trank mir bringt?
„Gewiß an Deinen Ohren des Unglücks Stimme nicht verklingt!"

„Ich werde bald ein Schatten entſchweben dieſem Ort,
„D'rum bring' ihr, die Dich ſendet, dieſes mein letztes Wort:
„„Taland, verzehrt von Reue, begehrt in ſeiner Noth
„„Ein Zeichen der Verſöhnung als einzigen Troſt im Tod.""

Das hört' der Alte draußen, das hört' er jeden Tag;
Doch leiſer ſtets und leiſer Taland von innen ſprach,
Und plötzlich war es ſtille, kein Klageton erſcholl,
Das Körbchen mit den Speiſen war unberührt und voll.

Die Königin aus Erbarmen hinaus zum Kerker eilt;
„Die iſt vergeben," rief ſie, „ſo Reue Dich geheilt!"
Entriegelte die Pforte, und fand ihn hingeſtreckt,
Abgezehrt und hager, als wär' er aus dem Grab erweckt.

Er hob das Haupt, er dankte der milden Königin,
Verbeugte ſich und ſchwankte durch den Nebel hin,
Und Hildegard, auf Pfaden verſchlungen und geheim
Dem alten Diener folgend, enteilte nach Ingelheim.

4.

Die Kriegstrompeten klangen, die Zinken und Schalmei'n,
Wie bäumten ſich die Roſſe, wie funkelten die Reihn!
Es wälzte ſich zum Rheinſtrom daher wie Feuerbrand;
Wittrekind lag nieder, gebeugt war Sachſenland.

Und Karl auf Sturmesflügeln, ein ſieggewohnter Aar,
Durchflog des Rheines Gauen vor ſeiner Heldenſchaar;
Der Herbſtwind bog die Wipfel, den König zog es heim
Zu kurzer Ruhe Labſal im lieblichen Ingelheim.

Und ſieh', ihm reitet entgegen Taland mit einem Troß
Verworf'ner wilder Geſellen, ein Jeder auf ſtolzem Roß;
Er ſtammelte den Willkommen mit Blicken wie voll Schmerz,
Dann goß er glühende Tropfen dem edeln Karl ins Herz.

Er ſprach: „Dein Ruhm iſt glänzend, wie Deines Helmes Stahl,
„Doch Deines Bettes Ehre befleckt Dein Gemahl;
„In dunkler Waldesöde ließ bauen ſie ein Haus,
„Da zieht ſie mit ihrem Buhlen allnächtlich ein und aus."

„Für Wahrheit bürgt mein eig'nes und jener Ritter Wort,
„Und willſt Du mehr, ſo folge und ſchaue ſelbſt den Ort!"
Es winkte Karl; ſie flogen zur Stätte ſeiner Schmach,
Er ſieht und glaubt; er ſtarrte die Männer gräßlich an und ſprach:

„Ihr Häſcher, fort, ergreift ſie! Ihr Würger, packt ſie gut,
„Und wo der Rhein am Tiefſten iſt, verſenkt ſie in die Fluth!
„Und daß ſie nimmer tauche herauf zum Sonnenſchein,
„So bindet um den Schlangenhals ihr einen Centnerſtein!" —

Und ſieh', in nächt'ger Stunde drei Männer hoch zu Roß,
Sie ziehn herab vom Hügel dem Rheine zu vom Schloß;
Im Arm des einen wanket ein händeringend Weib;
Sie ſteht, ſie kämpft, er hält ſie gar feſt um den zarten Leib.

Schon nahen ſie dem Ufer, die Wogen brauſen fern. —
O Hildegard, ſo ſchuldlos, erglänget Dir kein Stern?
Hallo! zwei Reiter ſtürmen hervor aus dunkler Nacht;
Die Hiebe fallen hageldicht, die Rettung iſt vollbracht.

Und auf des Rheines Spiegel tanzt munter bald ein Kahn:
Die Diener Karls vom Hügel im Mondenlicht ihn ſahn,
Und zogen heim und hielten ihr Abenteuer hehl,
Sich rühmend, daß ſie thaten genau nach des Königs Befehl.

5.

Ich ſinge von der Schwermuth, die Karls Gemüth umſpann,
Ich ſinge von der Thräne, die ſeinem Aug' entrann,
So tief, ſo heiß entquellend der gramerfüllten Bruſt
In ſtiller Nacht, wenn Alles vergaß der Qual ſo wie der Luſt.

In ſtiller Nacht, wenn Alles der Luſt und Qual vergaß,
Der König ohne Schlummer auf ſeinem Lager ſaß;
Und wenn am lauten Morgen des Tags Geräuſch erklang,
Der König trüb' und düſter aus ſchweren Träumen ſich rang.

War hin des Thrones Höhe, war hin der Krone Glanz,
Geſtürzt des Ruhms Trophäe, gewelkt ſein Lorbeerkranz!
Nein, ſie, die überſtrahlte der Krone Glanz, ſie ſchlief
Durch ſeine Hand gebettet im Strome ſo kalt und tief.

Im dunklen Wellenabgrund, auf rollendem Geſtein,
Da wähnte Karl gebettet die traute Gattin ſein;
„Und ob nun große Strafe ſie litt für groß Vergehn,
„So mußt' ich doch im Staube zertreten mein Kleinod ſehn!"

Doch Hildegard des Lichtes der Sonne noch genoß
Im fernen Schwabenlande bei ihres Bruders Schloß,
Wohin auf ihr Verlangen nach jener Schreckensnacht
Die Retter ihres Lebens in ſtummer Eile ſie gebracht.

Dort lebte ſie verborgen der Herrlichkeit der Welt,
Ihre rone war ein Schleier, ihr Schloß ein Waldeszelt,
Und bei Gebet und Faſten erforſchte ſie die Kraft
Der Stein' und Waldeskräuter zu frommender Wiſſenſchaft.

Und ſieh', des Herren Gnade that bald in ihr ſich kund:
Der Kranke, der ihr nahte, ging heim und ward geſund;
Und wenn von ihr beſchworen, entwich der Andern Schmerz,
Dann fühlte ſie erleichtert ihr eigenes ſchweres Herz.

So ward durch Wunderthaten ihr Name weit bekannt;
Sie glaubte ſich verrathen und floh aus Schwabenland,
Und wallte, Gott vertrauend, nach Rom am Pilgerſtab,
Wo ihr geſegnet Wirken ſo Vielen Geneſung gab.

Wenn dort um ihre Zelle gedrängt ſie dankbar ſtehn;
Iſt milder Seelenfrieden in ihrem Blick zu ſehn;
Doch hört' ſie dann wohl ſprechen vom großen Karl am Rhein,
So will es dennoch brechen, ihr Herz, vor unendlicher Pein.

6.

Indeſſen wälzt ſich rauſchend dahin der Zeiten Strom,
Und trägt den Frankenkönig zum Kaiſerthron nach Rom,
Und mit ihm ſeine Helden, den Bruder auch, Taland,
Dem war vom Zorn des Himmels ein ſchweres Uebel geſandt.

Ein grauer Flor umhüllte ſeiner Augen Stern;
Vergebens wurden entboten die Aerzte nah und fern.
Da pries der frommen Pilg'rin Verdienſt ihm jeder Mund,
Er ging, empfing den Balſam, und ward zur Stelle geſund.

Das weckte hohes Staunen im ganzen Frankenheer,
Es flog von Mund zu Munde wie eine Wundermähr:
Der König trug Verlangen, die ſeltenſte der Frau'n
In ſeines Hofes Mitte von Angeſicht zu ſchau'n.

Digitized by Google

Und schickte sonder Aufschub in gläubig-frommem Sinn
Den Diener nach der Zelle der Wunderthäterin.
Sie sprach: „Ich muß gehorchen dem Herrn und König mein;
Zur neunten Stund' im Münster da will ich harren sein."

Zur neunten Stund' im Münster in hoher Königspracht
Stand Karl, die Nonne vor ihm in niedrer Pilgrimstracht;
Der König zog die Nonne herauf an seine Brust;
Da strahlten Blicke der Wonne, da flossen Thränen der Lust.

Der Gatte hielt die Gattin enttäuscht in seinem Arm:
Da war zu voll die Seele, die Sprache war zu arm;
Ein schallendes Te Deum erscholl vom Hochaltar,
Und Gottes dunkle Wege die wurden den Menschen klar.

Nur Einer starrt zur Erde, Verzweiflung im Gesicht,
Dem klang der Ton der Orgel, als rief er zum Gericht;
Der hatte zu bezahlen eine große Schuld;
O möge sie erlöschen in Gottes unendlicher Huld!

Hildegard erflehte das Leben für Taland;
Er ward auf eine Insel im fernen Meer verbannt.
Und Karl mit den Getreuen zog heim zum grünen Rhein,
Und Ruhe kehrte wieder und süßer Friede bei ihm ein. —

So giebt aus fernen Tagen die alte Mähr sich kund,
So ward sie hergetragen durch manchen Sänger Mund;
Wenn laut die Becher klungen beim frohen Mahl, so ward
Vom großen Karl gesungen und von der treuen Hildegard.

Die Gründung Kreuznachs.

Ein Wald im Frankenlande lag wild und schauerlich,
Ein Fluß entwand dem Schatten der Felsenklüfte sich,
Und mitten auf dem Flusse lag eine Insel klein
Und mitten auf der Insel stand hoch ein Kreuz von Stein.

Und wenn der Fluß zum Strome durch Wassergüsse schwoll,
Daß rings von seinem Tosen Gebirg und Thal erscholl
Und seine Hütt' in Trümmer der Fischer sinken sah,
Stand hoch und unerschüttert das Kreuz im Strome da.

Der Meister, der's errichtet mit kunstgeübter Hand,
War übers Meer gekommen ins fränkische Heidenland,
War in die Nacht gedrungen der wüsten Barbarei,
Damit des Kreuzes Schimmer ein Licht im Finstern sei.

Der Fischer ohne Hütte zum fremden Meister sieht:
„O lehr' ein Haus mich bauen, das gleich dem Kreuze steht!"
Und jetzt auf Felsenboden wird Stein auf Stein gesetzt,
Das Wasser schwoll und brauste, das Haus blieb unverletzt.

Da kamen sie zur Insel gepilgert durch den Wald:
Belehrt durchs Kreuz, bekehret zum Kreuz ward Jung und Alt.
Und eine Stadt erhob sich, wo einst die Hütte stand:
Vom nahen Kreuz der Insel ward Kreuznach sie genannt.

Michel Mort der Kreuznacher.

„Auf zum Kampfe!" rief der Herold, „Spontheim will dem Feind erliegen!"
Nach dem Zeughaus zu den Waffen sah man die Getreuen fliegen.

Von den Schwertern, hier gehäufet, wählte Michel Mort das schwerste;
Ohne Helm und ohne Harnisch war er auf dem Platz der Erste.

Dort auf blutgetränkter Ebne durch die Leichen der Genossen
Sah er wanken den Gebieter, von den Feinden rings umschlossen.

„Kreuznach hier, mein edler Graf!" ließ er seinen Ruf erschallen,
Und bei jedem seiner Hiebe sah man einen Gegner fallen.

„Kreuznach hier, Ihr Pfaffenknechte!" hallte seine Stimme wieder,
Und mit jedem Schlag des Schwertes schlug er einen Söldner nieder.

Schlug umher wie Blitz und Hagel, Splitter flogen in die Weite,
Und im Nu des Augenblickes focht er an des Grafen Seite.

Hieb entzwei des Nächsten Lanze, hieb ihn selbst vom Roß zur Erde,
Half dem Herrn, dem schwergetroffnen, hingesunkenen, zu Pferde.

„Rettet Euch, mein edler Graf, den Verfolgern will ich wehren!"
Rief er fechtend, rief er sinkend, hingestreckt von hundert Speeren.

Wird durch Sprendlingens Gefilde, Wanderer, Dein Fuß einst wallen,
Weil' an einem grauen Steine: Michel Mort ist hier gefallen.

Freimund Pfeiffer.

eigentlich Friedrich Wilhelm Victor Pfeiffer, ward am 5. Mai 1810 zu Eutin geboren, studirte zu Göttingen, lebte dann zu Oldenburg und starb daselbst am 28. December 1841.

Seine Schriften sind:

Jugendklänge. Göttingen 1833.
Sie sollen ihn nicht haben, oder des Dichters Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Eine Farce. Bremen 1841.
Goethe's Friederike. Leipzig 1841.
Goethe und Klopstock. Leipzig 1842.
Göttinger Burschenlieder. Bremen 1842.

Nicht ohne Talent und mit frischer, lebendiger Auffassung namentlich begabt, schwankte dieser noch zu unreife junge Dichter zwischen dem Geschmacke einer bereits veralteten Zeit und dem Tone, der sich in neuern Tagen geltend zu machen begann, unsicher hin und her, und sein früher Tod gestattete ihm nicht, zur Klarheit über sich selbst und die wahren Forderungen der Gegenwart zu gelangen.

Die Gruft zu Weimar.

Drei Särge stehn zu Weimar
In stiller Todtengruft,
Wohin der Wandrer Seele
Ein göttlich Mahnen ruft.

Hier ist, wie einst im Leben,
Im Tode noch gesellt
Zwei edlen Fürstenherzen
Der mächt'ge Dichterheld.

Nicht künden goldne Kränze
Und purpurner Ornat,
Wen hier des Todes Engel
In Ruhm gebettet hat.

Doch sagt die tiefe Wehmuth,
Die hier das Herz befällt,
Daß es die Fürsten kennet
Und auch den edlen Held.

Du bist mir liebe Stätte,
Gesegnet Ilm-Athen,
Das sich zur zweiten Heimath
Minerva ausersehn!

Digitized by Google

Einst wallt zu Deinen Pforten
Die deutsche Dichterschaar,
Und opfert Deinem Fürsten
Und Deinem Sangesaar.

Der tolle Wilm.

Wer steht dort an des Felsens Rand,
Dem jähen Abgrund zugewandt?

Es flattert das Haar im Novemberwind,
Und Schweiß die Stirne kalt umrinnt.

Er schleudert — und schleudert doch nichts hinab
In das lüstern gähnende Felsengrab. —

„Das ist der tolle Wilm. Dort steht er wieder
Und schaut auf die Felsenblöcke hernieder.

Dahin hat er seinen Vater zur Ruhe geschickt.
So heißt's. Seitdem ist Wilm im Hirn verrückt.

Jetzt steht er an des Abgrunds Rand
Und packt sein Gewissen mit nervoser Hand,

Und schleudert es mit Riesenwucht
Hinab in die bange Felsenschlucht.

Doch das Gewissen, wie es klagt und jammert,
Nur fester den sündigen Nacken umklammert."

So sah ich Wilm an des Felsens Rand,
Dem jähen Abgrund zugewandt.

Und schaudernd dacht' ich an die Macht,
Die über Menschenthaten wacht.

Die Eiche von Ostrolenka.

Bei Ostrolenka stürzte
Der Eichbaum in den Staub,
Es rauschen kalte Winde
Weinend im dürren Laub.

Kein lust'ger Vogel schmettert
Aus dem Geäst ein Lied;
Eichbaum, Du bist gesunken,
Eichbaum, Du bist verblüht!

Als Deine Helden zogen
Hinaus mit schwerem Tritt,
Da nahm von Deinen Zweigen
Ein Zweiglein Mancher mit.

Du hohe Eiche glühest
Im Abendschein nicht mehr,
Es wandern Deine Zweiglein
Weit in der Welt umher;

Im schönen Frankenlande
Und in Siberiens Schnee,
In heißer Sandeswüste
Jenseit der grünen See.

Gar mancher graue Pole,
Fern von dem Vaterland,
Nimmt unter stillem Seufzen
Zweiglein von Dir zur Hand,

Und preßt sie an die Lippen
Und an die warme Brust,
Und denkt dabei der kurzen
Fröhlichen Freiheitslust.

Vertraun, Dein göttlich Glühen,
O, wie erkaltet's so bald;
Hu, in Sibiriens Wäldern
Da sauft der Wind so kalt!

Gustav Pfizer

ward am 29 Juli 1807 zu Stuttgart geboren, auf dem Seminar zu Blaubeuren gebildet, studirte dann von 1825—30 zu Tübingen Theologie und Philosophie, reiste darauf 1834 nach Italien, ist seit 1837 Mitredacteur des Morgenblattes und lebt zu Stuttgart als Privatgelehrter.

Seine Schriften sind:

Gedichte. Stuttg. 1831.
Neue Sammlung. Das. 1835.
Dichtungen epischer und episch-lyrischer Gattung. Das. 1840 (enthaltend Salomo's Nächte; Magie der Liebe; Fragmente aus Italien; Ezzelin, Tyrann von Padua; die Tartarenschlacht u. s. w.)
Byrons Dichtungen. Stuttg. 1835 ff. 4 Bde.
Martin Luthers Leben. Das. 1836.
Uhland und Rückert, ein kritischer Versuch. Das. 1837.
Der Welsche und der Deutsche. Historisch-poetische Bilder u. s. w. Stuttgart 1844.
Geschichte Alexanders des Großen, für die Jugend. Stuttgart 1845.
Geschichte der Griechen, f. d. reifere Jugend. Stuttg. 1847.
Uebersetzungen englischer Romane von Bulwer, James u. s. w. Gedichte und kritische Aufsätze in Zeitschriften u. s. w.

Ueber das Wesen dieses Dichters urtheilt Menzel im vierten Bande seiner deutschen Literatur S. 199 eben so schön als treffend mit folgenden Worten: In Pfizers Gedichten spricht sich, trotz ihrer vorherrschenden Reflection, die ganze edle Unruhe eines in dieser nüchternen Zeit unbefriedigten poetischen Gemüthes aus, bald klagend, bald zürnend, daß nichts Großes geschieht, und daß doch die Welt auch nicht zu dem alten Frieden, zu der schönen Beruhigung früherer Tage zurückkehrt, daß es keine Zeit mehr ist für Helden, aber auch keine für Dichter, für die Heiterkeit der Kunst und das Glück der Liebe. Wie sehr unterscheidet sich diese stolze Resignation von den kläglichen, ja niederträchtigen Versuchen junger Schwelger, in der tiefsten Gemeinheit des Sinnengenusses die mangelnde Befriedigung zu suchen wie der russische Sklave im viehischen Branntweinrausche. Man wirft gern den Moralischen, die sich gegen solch freches Treiben empören, ein kaltes, unpoetisches Gemüth vor. Wohlan, hier habt Ihr einen Jüngling, tief empfänglich für alle Freuden des Lebens, nachhängend mit inniger Liebe dem schönen Zauber poetischer Lust und doch entschlossen, viel lieber sein Feuer in einer Felsenbrust zu verschließen, als es zu löschen im Sumpfe des Gemeinen. Ein sehr edles Beispiel." — Dies schrieb Menzel bereits 1836. Fügen wir noch hinzu, daß G. Pf. sich seitdem durchaus treu geblieben ist, und daß seinen Leistungen, voll so edler Gesinnung, eine reiche Phantasie, Fülle der Gedanken und große Anmuth der Rede und Gestaltung einen bleibenden Werth verleihen.

Digitized by Google

Aus:

Gustav Pfizers Gedichten.

Herbstabend.

Schon färben sich die Lüfte trüber,
Schon sparsamer durchwürzt;
Schon rascher geht der Tag vorüber,
Das Füllhorn umgestürzt.

Vor Kurzem noch ein blonder Knabe,
Trat er so stolz einher;
Nun er entledigt seiner Gabe,
Ist wohl das Herz ihm schwer?

Ich kenn' es wohl! man freut sich herzlich,
So lang man giebt und schenkt;
Hat man nichts mehr, so fühlt sich schmerzlich
Das weiche Herz gekränkt.

O Gott! wenn ausgetheilt der Freuden
Hellgoldner, süßer Wein,
So möchte man am liebsten scheiden
Und Keinem lästig sein.

Verstöhrt hab' ich und bereichert
Mit Blüthenschnee den Tag;
Doch nicht in Scheunen aufgespeichert
Den goldenen Ertrag.

Nun fühl' ich, daß den rüst'gen Gliedern
Der Winter lähmt die Kraft;
Schon sparsam rinnt zu neuen Liedern
Der heiße Lebenssaft.

Und soll dem Schicksal ich mich beugen?
Und stehen kahl und stumm?
Rauscht kein Gesang mehr in den Zweigen,
So haut den Stamm auch um!

Gern neig' ich mich mit voller Krone,
Nicht unbeweint, ins Grab;
So wie ein König steigt vom Throne,
Eh ihm entsinkt der Stab.

Das Ghasel.

Es wandte meine Kunst sich zum Ghasele,
Damit sie allen Formen sich vermähle.
Ergötzlich ist solch bunte Reimerei,
Ob auch des Lebens mark'ger Kern ihr fehle;
Die Wandrung selbst bereichert schon den Geist,
Ob er auch nirgends plündr'er oder stehle.
Hier lernt, wie, tönender Musik zu Lieb',
Die Sprache sich in mancher Krümmung quäle,
Und von des Gleichklangs strenger Pflicht beherrscht
Seltsame Bilder halb gezwungen wähle.
Des Künstlers Kunst und Fassung leihet oft
Den Werth dem minder kostbaren Juwele.
Euch sieh' ich an, o Richter! richtet mild,
Weil ich ja selbst die Schwächen nicht verhehle,
Und unter dieses bunten Turbans Schmuck
Verkennet nicht die ächte Christenseele!

Liebesgeständniß.

Du sahest oft, in welchen Rausch ich sinke,
Wenn ich den Aether Deiner Nähe trinke:
Ich nenne mich mit Wonne Deinen Sklaven,
Mehr als Provinzen sind mir Deine Winke;
Dein Wort beflügelt jeden meiner Schritte,
Daß gegen mich nur lahm erscheint der Flinke.
Dein Reiz entdeckt am Besten jedes Schmuckes
Und Deine Tugend jeder Tugendschminke;
Ich weiß es wohl, wie Deiner Huld und Güte
Mein Lob in weiter Ferne nach nur hinke.
Wohl Niemand räth, daß mir in Deinem Auge
Der sanfte Stern des höchsten Glückes blinke;
Ich schweige, wie das Grab; wenn meine Rechte
Dein Herz berührt, erfährt es nicht die Linke.

Der Liebesbote.

Theurer Freund! ich bitte, theile meinen Schmerz!
Oder, wenn Dir's möglich, heile meinen Schmerz!
Ich verbanke jenes jugendlichen, kecken,
Schlimmen Bogenschützen Pfeile meinen Schmerz.
Willst Du Botendienste einem Dulder leisten?
Sieh', ich legt' in diese Zeile meinen Schmerz.
Steige schnell zu Rosse, bringe der Geliebten,
Buhlend mit des Adlers Eile, meinen Schmerz.
Eifersucht und Sehnsucht toben mir im Busen,
Reißen auf, wie ehrne Kette, meinen Schmerz.
Mit geb' ich als Mahner, daß Dich mit Geschwätze
Nicht der lust'ge Wirth verweile, meinen Schmerz.
Kehre bald mit guter Botschaft, sonst erhöhet
Zur Verzweiflung lange Weile meinen Schmerz.

Gerontes.

„Einst flammten meine Morgenopfer Dir,
O leuchtende Beherrscherin der Himmel!
Noch immer weckt Du die Begeistrung mir,
Wenn ich das nächtlich bunte Traumgewimmel
Von meiner Seele abgestreift; — und hier,
Gerettet von dem wüsten Weltgetümmel,
Hier schau ich rein von Dampf und Nebelhüllen
Mit röthrer Gluth sich Deine Scheibe füllen!

Doch nicht zu Dir, zum Größern, der Dich schuf,
Deß Hauch die Nacht des Chaos schon durchwehte —
Zu Dein- und meinem Gotte tönt mein Ruf —
Ihn suchen meine drängenden Gebete —
Noch lag vor mir im Dunkeln mein Beruf;
Als kindlich ich zu Dir, o Sonne, flehte;
Ich schaute Dich, und war doch noch der Blinde;
Taub lag der Geist noch unter seiner Binde.

Mein Gott, mein Gott! Du Vater aller Sonnen!
Du sandtest mir die frohe Botschaft zu,
Vor der, was sonst ich Licht genannt, zerronnen;
Der Quell des Lichts, der Klarheit bist nur Du!
In Dir hab' ich das rechte Wort gewonnen,
Das meine Seele wiegt zur ewigen Ruh;
Du bist mein Ursprung, Ziel, wohin ich schaue,
Hand, die mich führet, und Fels, auf den ich baue.

Die Welt, die ruchlos sich von Dir gewendet,
Du ließest sie, Barmherziger, nicht los;
Hast ihr viel Boten, hast den Sohn gesendet,
Um sie zu locken aus der Sünde Schooß;
Und blieben Millionen auch verblendet:
Doch ist die Zahl der Gläubigen schon groß;
Die Kunde tönt im Süden schon und Norden,
Daß Gott in seiner Welt ist heimisch worden.

Geheimnißvoll ist das erhabne Wort,
Und doch hab' ich mich gläubig ihm ergeben;
Die Quelle rinnt und rinnet ewig fort,
Aus bodenlosen Tiefen stammt ihr Leben;
Belauscht hat Niemand ihrer Zeugung Ort,
Es ist ein Ziel gesteckt des Geistes Streben —
Ich weiß, daß mich der heil'ge Quell erquicket,
Deß Schooß ich nie ergründet und erblicket.

Erfülle mich, mein Gott, mit Deiner Stärke,
Wenn die Versuchung meiner Schwachheit naht;
Gieb, daß ich allwärts Deine Spuren merke,
Daß ich prophetisch deute Deinen Rath;
Daß ich vollbringe Deine heil'gen Werke,
Mit schwachen Händen streuend ew'ge Saat;
Bewahre meinen Schlaf und meine Träume,
Daß nirgends ich mein Priesterthum versäume!''

Noch lag der Priester lange auf den Knien;
Die glüh'nde Seele noch zu beten schien,
Als schon die Lippe schwieg; da plötzlich rauscht
Es im Gebüsch; ein Mann, der ihn belauscht,
Tritt rasch hervor; in fremder Landestracht
Ist er gekleidet, doch mit reicher Pracht;
In fremder Sprache redet er ihn an,
Doch ihn versteht der vielerfahrne Mann,

Digitized by Google

Der manches ferne Land und Volk geschaut,
Mit vieler Kunst und Wissenschaft vertraut.
Im Walde hat der Fremdling sich verirrt;
Ihm bietet sich als Führer und als Wirth
Gerontes an, und gern auf seine Bitte
Folgt ihm der Fremde in die kleine Hütte.

Den müden Wandrer labt ein einfach Mahl
Und seines Wirthes Rede; bis der Strahl
Der Sonne sich erkühlt im Abendwind,
Die beiden Männer bei einander sind.
Der Fremde wußte ein Gespräch zu würzen
Und unvermerkt die träge Zeit zu kürzen,
Und war erstaunt, in diesen Felsengründen
So edlen Boden für sein Wort zu finden.
Als länger ward der Schatten von den Bäumen,
Da mocht' er fürder nicht im Walde säumen,
Dem Wirthe wünscht er dankbar alles Glück
Und läßt ihm scheidend eine Schrift zurück.

Der Priester eilte nicht, wie sonst, der Ruh,
Sobald die ersten Sterne glänzten, zu;
Er zündet hastig an ein künstlich Licht,
Denn ruhen läßt des Fremden Buch ihn nicht;
Er hat darob die ganze lange Nacht
Voll ungestümer Bangigkeit gewacht;
Und wie des Dunkels falt'ger Mantel sinkt,
Und neu das Morgenroth am Himmel blinkt,
Da eilt er, seine Unruh' abzumischen
Und im Gebet die Seele zu erfrischen.
Freiwillig, wie aus Rosen sich der Duft
In reichen Wellen wirbelt in die Luft,
So strömte sonst aus seinem freud'gen Geist
Das Wort, womit er Gott voll Inbrunst preist;
Doch heut' die Sylb' in seinem Munde stockt;
Die Zunge, die in Hymnen sonst frohlockt —
Sie müht sich heut die ausgebrannten, hohlen
Gebete lallend nur zu wiederholen.
Er klagt sich an vor seinem Gott und weint;
Doch dieser Schmerz, der ihm nur Reue scheint,
Hegt, unbewußt dem Priester, insgeheim
Schon einen andern unglückschwangern Keim.

An seinem Buche sitzt er Tag und Nacht;
Ein Heer von Fragen ist in ihm erwacht,
Die er schon längst als nachtlos hat verspottet,
Doch deren Wurzel, noch nicht ausgerottet,
Zurück im fruchtbar tiefen Boden blieb
Und jetzt ermuthigt neue Sprossen trieb.
Er las die Worte: „Willst Du Wahrheit schauen:
So darfst Du nicht dem Rausch der Seele trauen;
Begeisterung ist Rausch; dem reinen Sinn
Bleibt von den Traumelbildern kein Gewinn;
Der Wahn ich reich, doch schwindet schnell er ein,
Der Wahrheit Schatz besteht — doch er ist klein.
An seinem Glauben insgeheim verzagt,
Wer ihn nicht streng und recht zu prüfen wagt!
Ich gebe Dir den Prüfstein in die Hand:
Du scheide selbst das Gold von schnödem Tand!"

In seine Hände birgt er das Gesicht
Und spricht: „die Prüfung kann ich weigern nicht!
Es krönet jede neubestandne Probe
Der Wahrheit Sterne nur mit neuem Lobe;
Drum kühn ans Werk! mein Geist, geübt und stark,
Er bringe vor bis an der Wesen Mark!
Was wärmende Begeisterung erdichtet,
Verglühe, von dem klaren Aug' vernichtet!
Und was ein schmeichelnd schöner Glaube nur,
Mißachtend ew'ge Satzung der Natur,
Der kindlich weichen Seele angemuthet:
Ich reiß' es aus, ob auch das Herz mir blutet!"
Und wie der Sommervogel, rauh gepackt
Von groben Händen, farbenlos und nackt,
Wo erst geglüht das schimmernd dunkle Blau,
Nun zeiget ein durchsichtig mattes Grau:
So ward des Glaubens heitre, bunte Welt
Bald, abgefärbt, von fahlem Licht erhellt —
Wo er vordem in arglos froher Rührung
Bewundert und verehrt die heil'ge Führung,
Da schaut er jetzt verrückt das alte Ziel;
Wie ein Gemisch von Dichtung, Traum und Lüge
Verschwammen ihm der Gottheit heil'ge Züge;
Das blaue Tuch des Himmels — sternbedeckt —
Ist nicht der Teppich Gottes; er erquickt
Nicht mehr den Beter, und des Donners Rollen
Hat nie, ein Herold, Ihn verkünden sollen;
So, immer mehr entwurzelt, schwankt der Glaube
In seiner Seele, im verdorrten Laube
Rauscht ohne Unterlaß des Zweifels Sturm
Und tief im Marke nagt fort der Wurm.

So wie der Jäger, auf des Wildes Spur
Den Berg erklimmend, nicht der grünen Flur
Und nicht der früchtereichen Gärten achtet,
Nach Einem Ziele nur begierig trachtet,
Und aufwärts eilt durch Felsen, Eis und Schnee,
Bis endlich er auf schwindelnd jäher Höh,
Wo Vögel spottend ihm vorüber fliegen,
Sich in der Jagd verwegner Hast verstiegen; —
Da jammert er, vom Leben abgeschnitten,
Bis er den dürftern Hungertod erlitten,
Wenn nicht die Gemse, der er nachgeklettert,
Rückstürzend in den Abgrund ihn zerschmettert:
So schwingt der Priester in verwegnem Lauf
Auf seinem Pfad sich immer höher auf,
Bis unter ihm die heitre Welt verschwindet
Und aufwärts keinen Pfad sein Fuß mehr findet.
Da packt der graue Schwindel sein Gemüth,
Die mattgejagte bange Seele glüht;
Der Geist, geängstet, zitternd, überwacht,
Versinkt in wüster Fieberträume Nacht,
Er sieht den Dornbusch auf der Haide brennen,
Hört eine Stimme sich beim Namen nennen
Und will sich nähern; doch ein Bleigewicht
Läßt bannend ihn von seiner Stelle nicht;
Schwer ringt und müht er sich und ächzt und keucht;
Von kaltem Schweiß ist seine Stirne feucht —
Und eine andre Stimme ruft voll Spott:
Mach schnell! bald ist im Busch verbrannt Dein Gott!
Da bricht der Geist aus seines Körpers Haft
Und schwimmt in dünner Luft; doch waggerafft
Ist Busch und Flamme — einen Dornenkranz
Nur trifft er noch, vom Blute triefend ganz;
Er will ihn fassen, aber er vergißt,
Daß er ein Geist und lauter Luft nur ist;
Er eilt zurück, den Körper nachzuholen,
Doch der ist unterdeß schon weggestohlen;
Er klagt, bestürzt, daß man den Leib ihm nahm,
Und weil er nackt ist, peinigt ihn die Scham.
Und bald erhebt sich ein gewalt'ger Wind
Und reißt ihn von der Erde los geschwind;
Er schwebt dahin in ungeheure Ferne
Hoch über Bergen, Wolken, Mond und Sternen;
Allmälig das Bewußtsein ihm verschwindet —
Sein Blick nicht mehr das Licht der Sterne findet
Und eine Stimme gellt ihm in die Ohren:
Jetzt hast Du Dich und Welt und Gott verloren!
Da schrickt er auf — doch tröstlicher ist kaum
Ihm das Erwachen als der wirre Traum.

Des Geistes Unruh treibt ihn fort und fort
Und quält mit Dornen ihn an jedem Ort.
Im selig reichen Einklang der Natur
Las überall er sonst der Gottheit Spur;
Ein fröhlich Leben in den Sonnenstrahlen;
Ihm schien, es gössen aus krystallnen Schalen
Die reinen Engel auf der Schöpfung Haus
Des Regens wunderbare Ströme aus;
Und jetzt — nur Mißlaut allwärts ihn umtönt,
Der finster Rabe trächzt, der Schuhu höhnt,
Die Schwalbe strift den Schmetterling im Flug,
Der eben auf die leidnen Flügel schlug;
Den Marder färbt noch frisch der Taube Blut,
Im Nest verschmachtet hüflos ihre Brut;
Zwei Geier in den Lüften hoch sich packen
Und grimmig mit den Schnäbeln sich zerhacken;
Und eine Spinne sah er emsig weben
Am Netz, um zu erwürgen drin das Leben.

Digitized by Google

Die Sonne neigte sich, des Berges Spitze
Vergoldeten noch ihr letzten Blitze;
Gerontes stredt den Gipfel zu erklimmen;
Da schlagen ihm ans Ohr verworrne Stimmen;
Er glaubt zu hören blanker Waffen Hall,
Der Rosse Wiehern und Drommetenschall;
Die Ungebuld beflügelt ihm den Schritt,
Und wie des Berges Fläche er betritt:
Da schaut er tief im Thal, schon halb voll Nacht,
Das letzte Zucken einer großen Schlacht.
In Flucht gejagt sah er die Volksgenossen;
Die Feinde setzten nach mit schnellen Rossen —
Der Haldmond schimmert funkelnd durch die Nacht
Und mancher Turban glänzt in seidner Pracht:
Das Mordgeschrei verhallt in weiter Ferne —
Am Himmel hängen thränenvoll die Sterne.

Entsetzlich die erschrockne Nacht durchgellten
Die Klagen und das Wimmern der Gefällten;
Hinunter schlich Gerontes. Ihn durchfährt
Der Ton der Schmerzen wie ein kaltes Schwert.
Bald hindern Leichenhügel seinen Schritt,
Und bald sein Fuß auf blut'gem Rasen glitt:
Er hört die Dulder, die mit bangem Aechzen
Nach Leben nicht — nach raschem Tod nur lechzen;
Ein Sterbender den Priester noch erkennt
Und bittet röchelnd ihn ums Sacrament —
Doch eh er noch ein Trosteswort vernommen,
Ist seines Lebens Docht schon ausgeglommen.
Wer will des Priesters Tröstungen noch hören?
Wer läßt sich gerne beim Entschlummern stören?

Doch eine Stimme rebet laut — er lauscht,
Ein Todeswunder, opiumberauscht,
Hat in der Fiebergluth der Sterbestunden
Des Paradieses Freuden vorempfunden:
Er lallt in seiner Sprache: „Sei gegrüßt
Der Jungfrau Krone! wunderbar versüßt
Der würzige Ambrahuft aus Deinem Munde
Den Schmerz, der mir noch brennt von ird'scher Wunde.
O wie Rubinen, Perlen und Korallen
Aus Deinen Rabenlocken leuchtend fallen!
O Blume, die, in jeder Nacht gepflückt,
Mit frischer Jugend jeder Morgen schmückt!
Du schlanke Palme gönnest gern dem Motten
Die süße Ruh in Deiner Schönheit Schatten,
Dein Busen, in Unsterblichkeit gehoben,
Ein Wüstenquell, den durftigen Pilger labet.
Ich fühle mich in Rosenöl getaucht,
Und'' — Jetzt hat er die Seele ausgehaucht.

Ein Andrer höhnt: „Den Himmel seh' ich offen
Und jeden Wunsch der Seele übertroffen:
Ein weißer Engel nimmt vom Purpurthrone
Und schwingt entgegen mir die Siegerkrone;
Entnommen bin ich jetzt des Lebens Schule,
Ich sitze herrschend auf dem goldnen Stuhle,
Und, fröhlich jubelnd meine Siegespsalmen,
Seh' ich von fern den Dampf der Hölle qualmen!''
Drauf ward es stumm — ein Todesröcheln nur
Erfüllte noch mit bangem Ton die Flur.
Der Sterbenden verzückte Worte haben
Sich in Gerontes' Seele tief gegraben
Und stacheln ihn die ganze lange Nacht,
Die auf des Berges Gipfel er durchwacht.
Ihm scheinen ausgeklügelten Glauben, Lehre
Und Sitte — Vaterland; — des Todes schwere,
Eiskalte Hand macht Jeden hier vergessen,
Was er geliebt, geglaubt, gethan, besessen.

„Wo scheidet sich des Irrtums, der Wahrheit Bahn?
Wo trennt die Hoffnung sich vom eitlen Wahn?
Hat ewig, trotzend allen Läuterungen,
Die Sinnenlust den Geistestrieb verschlungen,
Daß Keiner je das Gold vom Zusatz scheidet
Und am gediegnen Schatz das Auge weidet?
Der Eine drüstet sich mit goldnem Stuhle,
Der Andre träumet, wie er üppig thäte
Mit einer Houri — und ins Paradies
Schwärzt Jeder ein, was ihm auf Erden süß.
Ich höre wohl: dort wachse erst die Liebe
Und wuchern der Erkenntniß rein're Triebe.
Doch woher kommt dem Geist, was er nie lernte?
Und glich nicht ihrer Aussaat stets die Ernte?

Und ach, mein Volk, die treuen, frommen Streiter,
Besiegt, jermalmt vom Schwarm der wilden Reiter!
Das Kreuz, dem Gott verheißen ewigen Schutz,
Es bebt und beugt sich vor der Feinde Trutz!
Und ich, da in den Staub mein Volk getreten,
Zum Kampf zu schwach und zu verzagt zum Beten!''
Jetzt packen wilder Jammer und Entsetzen
Den Priester — rings mit Flammen und mit Netzen
Von schatenfrohen Teufeln sieht die Welt
Wie einen Forst voll Tiger er umstellt.
Ihm dünkt die Erde unter seinen Sohlen,
Die grüne Trift, desä't mit glühnden Kohlen;
Dämonen rufen an sich in den Lüften
Und Missgestalten strecken aus den Schlüften
Das Haupt. Er weiß nicht, wie er heimgekommen,
Ein schwerer Schlummer hat ihn übernommen;
Bis in den Traum verfolgen ihn die Schrecken,
Als plötzlich ihn des Königs Boten wecken.
„Gesandt von Deinem König kommen wir;
Entbieten läßt der fromme Herrscher Dir:
Mich überzieht mit Krieg der Heiden Macht,
Geschlagen ward mein Volk in einer Schlacht,
Doch bleibt die Hoffnung auf ein bess'res Glück
Und auf des Himmels Beistand mir zurück.
Doch Du verließ im Wald Dein stilles Zelt
Und scheust nicht den Lärm und Kampf der Welt!
In unsern Streitern sacht, frommer Mann!
Wie früher oft, des Muthes Flammen an;
Dem Himmel — offen steht Die sein Ohr! —
Trag unsre Nöthen im Gebete vor!
Du sollst das Volk zum treuen Kampfe mahnen
Und uns zum Siege weihen unsre Fahnen!''

Gerontes hört es, und ein heftig Zittern
Befällt bei dieser Botschaft ihn, der bittern;
Er ringt die Hände, doch er spricht kein Wort,
Und schweigend führen ihn die Boten fort.
Oft ward er auf der Wanderung versucht,
Von den Begleitern sich in rascher Flucht
Zu trennen — in der Wildnis bei den Thieren
Sich aus der Menschen Kunschaft zu verlieren.
Er spricht bei sich: „Soll ich dem Ruf mich fügen?
Dem Volk, dem König und mir selber lügen,
Und wo mir selber Glaube fehlt und Licht,
Vertrauen heucheln, fromme Zuversicht?
Wie kann der Zweifler wehn der Gläub'gen Waffen?
Der Wankende dem Bruder Beistand schaffen?
Wird meine Pest sich nicht auf sie vererben,
Nicht ihr gesundes Blut mein Gift verderben?
Doch wenn ich fliehe, wird das Heer verzagen,
Des Volkes Schmach als Feigen mich verklagen —
Nicht heute darf ich mein Geheimniß brechen
Und frei, so wie es mir uns Herz ist, sprechen.
So zeig' ich, wie ich meinem Volk ergeben!
Mehr opfern will ich ihm als selbst mein Leben!
Ich trage, ihm zu Lieb', der Lüge Ketten
Und werd' ein Heuchler, um es zu erretten!''

Die Königsstadt betreten sie bei Nacht;
Da rüstet Alles sich zur neuen Schlacht,
So wie in einem Bienenkorb vorm Schwärmen,
So dröhnet Alles vom verwornen Lärmen;
Doch nicht zu gründen gilt's ein neues Reich;
Ernst sind die Männer und die Frauen bleich,
Weil morgen eine Zukunft wird gewogen,
Ein Völkerloos aus blutigem Topf gezogen.
Hier flüstert bei des Mondes bleichem Strahl
Ein süchtend Paar, vielleicht zum letzten Mal.
Noch ungeschlossen wird vielleicht getrennt
Der Bund der Herzen. Eine Fackel brennt
Hoch von dem Thurme, aber düster lohend
Wie das Verderben eines Reiches drohend;
Mit unersättlichem Genuß und Kummer
Belauscht ein Vater seines Lieblings Schlummer
Und drückt — der Harnisch dehlet nicht den Schmerz —
Die jugendliche Mutter an sein Herz.
Auf hohen Warten halten Krieger Wacht
Und deuten scheu hinaus oft in die Nacht;
Sie schauen wohl der Feinde Lagerfeuer;
Manch gräßlich fabelhaftes Ungeheuer
Aus Nacht und Rauch und Flammen wird gezeugt,
Und schnell von Angst und Wahne groß gesäugt;
Es scheint die Luft vom Bangen angestreckt,
Daß kalte Furcht in jeder Brust sie weckt.

Digitized by Google

Der Priester, wie die dumpfe Angst er merkt,
Fühlt von geheimem Stolze sich gestärkt;
Schon hat das Schlimmste ja sein Haupt getroffen
Und hinter ihm schon liegen Furcht und Hoffen;
Die Andern quält noch die Bekümmerniß
Um künft'ges Unglück, *sein's* ist schon gewiß.

Vor Morgenroth mit zitternd scheuer Hand
Legt er sich an sein priesterlich Gewand
Und widerstrebend, mit gewalt'gem Schmerz,
Pocht gegen diese Lüge an sein Herz.
Der schimmernde Talar ist ihm so fremd;
Viel lieber mag' er an sein Todtenhemd;
Das goldne Kreuz, das dieses Prachtkleid schmückt,
Wie eine Sündenlast die Brust ihm drückt.
Wohl Mancher hat zu Spiel und Maskeraden
Mit schwererem Gewichte sich beladen,
Und Mancher, brütend eine That der Nacht,
Hat sich vermummt in seltsam wilde Tracht
Und athmete doch leichter; und so schwer,
So tief beklemmt trug Keiner noch, wie Er.
Und doch war es das Kleid, das hundert Mal
Er sonst getragen, leicht und ohne Qual;
So gräßlich, wie die bleichste Larve nicht,
Erscheint ihm heut' sein eignes Angesicht,
Womit das Schicksal ihn verdammt im Grolle,
Sich nachzuspielen seine eigne Rolle.

Dem Boten folgt er dann mit irrem Fuß
Und senkt das Auge bei des Königs Gruß.
Der spricht zu ihm! „Du kommst, wie ich gehofft,
Du trateſt, gottgeliebter Mann! schon oft
Für unser Sache bei dem Himmel ein;
Er wird auch heut Dir hold und gnädig sein;
Nicht nur das Volk und mich bedrängt die Noth!
Des Glaubens Kleinod selber ist bedroht,
Wenn wir nicht heut der Feinde Fluthen dämmen,
Die unsrer Länder Grenzen überschwemmen."

Dann führt er ihn hinaus, daß er die Fahne
Ergreife und das Volk zum Streite mahne.
Der Jungfrau'n Chöre fromme Hymnen singen,
Zwölf holde Kinder, weiß gekleidet, bringen
Dem Priester das Panier, auf weißem Grund
Das rothe Kreuz; da thut er auf den Mund —
Rasch auf die Knie sinkt das Heer; es klirrt
Nicht eine Waffe mehr; kein Wort verirrt
Sich in der tiefen Stille — blau und klar
Voll Sonnenschein der Morgenhimmel war;
So redet er: „O treues Volk voll Muth,
Ihr Kämpfer für ein mehr als ird'sches Gut,
Ihr auserkornen Häupter, Ihr Geweihten,
Der Gott, der Euch berufen, lehr' Euch streiten!
Er schaffe, daß nicht irre das Geschoß,
Der Fuß nicht wanke, strauchle nicht das Roß,
Daß Euer Mund nicht läst're und nicht klage,
Der Arm nicht zittre und das Herz nicht zage;
Daß Euch die Kraft der Sonne Gluth nicht schwäche,
Des Bogens Sehne und der Schild nicht drechte,
Daß Teufelskunst nicht Euer Auge blende,
Daß Uebermuth den Siegerruhm nicht schände!
Daß Euer Reinen der Versucher fange,
Und den, der fällt, das Paradies empfange!
Er stärke Eure Hand zu seiner Ehre!
Er lasse streiten seiner Engel Heere
Für Euch, daß sie mit diamantnen Waffen,
Wie reifes Korn, der Feinde Glieder raffen.
Der Israel geführt aus Gluth und Wolke,
Er ist auch heute nahe seinem Volke;
Wer heute stirbt, der stirbt mit Gott versöhnt;
Wer hier verstümmelt, der wird dort gekrönt!
Der Sieg, mein Volk, er kann uns nicht entrinnen!
Hier oder dort — wir müssen ihn gewinnen!"

Jetzt brauſt heran der Feinde wild Geschwader,
Und Kampflust schwellt das Blut in jeder Ader;
Gerontes schwingt die Fahne und voran
Eilt er dem Heer und zeigt ihm seine Bahn.
Am späten Abend hat das Kreuz gesiegt;
Der Haldmond glanzlos an der Erde liegt;
Doch ihn, den Priester, der mit tiefer Scheu
Die Fahn' ergriffen, doch sie trug voll Treu',
In dessen Brust ein wild'rer Kampf getobt
Als der, worin er sich als Held erprobt:

Ihn streckt ein Feind vom umgewandten Pferde
Mitleidig mit dem letzten Pfeil zur Erde.
Ein bittres Lächeln überfliegt die Züge
Und mit ins Grab hinab nimmt er die Lüge.
Wer war sein Mörder? Von dem Wald der Gast,
Dem jüngst Gerontes Labung bot und Rast,
Er, der ihn in der Qualen Strudel stürzte,
Er war es auch, der ihm sein Leiden kürzte,
Doch willenlos — von Feinden schon bedroht,
Im Fliehen sandt er Einem noch den Tod,
Der mehr ihn wohl ob dieser Sendung pries,
Als für das Gastgeschenk, das er ihm ließ.

Wenn Ruhm im Tod die Seelenpein vergütet,
Die in der Brust des Lebenden gewüthet;
Wenn Palmenblatt und Weihewasser kühlt
Die Flammen, die unlöschbar ihn durchwühlt;
Wenn Priesterschlüsse haben ein Gewicht,
Und aus dem Volk die Stimme Gottes spricht:
Dann hat mit seinem Tod sein Glück begonnen
Und unermeßlich er beim Tausch gewonnen,
Denn keine Ehre mangelt seiner Leiche;
Er fiel, ein Hort des Glaubens und dem Reiche;
Den Himmel hat sein mächt'ges Flehn gerührt,
Das Heer hat er zum Siege angeführt,
Ein Marmor ziert sein geweihtes Grab,
Dem Frömmigkeit stets frische Blumen gab,
Und eine Inschrift giebt mit goldnem Munde
Von des Bewohners Schicksal diese Kunde:
Er ist für seinen Glauben hier gestorben
Und hat die Martyrkrone dort erworben!

Der Tod.

1.

Dunkel ist's, die Fackeln brennen
In St. Ildefonso's Schloß;
Diener, heimlich flüsternd, rennen —
Schon gesattelt steht manch Roß,
Harrend, bis der Trauerboten
Fuß sich in den Bügel schwingt,
Wenn der Tod den langbedrohten
Fürsten endlich niederzwingt.

Seinem Bruder Carlos nickt er,
Der der nächste Mann dem Thron,
Sorglich nach der Tochter blickt er,
Die ausschließt den Königssohn;
Mund und Aug' beredt mit Bitten
Stürmen des Infanten Brust,
Daß er nicht, den er erlitten,
Räch' am Kinde den Verlust.

Daß er ihrer Kindheit Hüter,
Ihres Throns Beschützer sei,
Daß er lenke die Gemüther
Spaniens zur festen Treu'.
Säh'st, Kronmäkler von Bayonne,
Du in dies Gemach herein:
Deinem Geist müßt eine Wonne
Deines Hauses Eintracht sein!

Ferdinand, deß Thränenlüge
Nicht der Seele Mißtraun hehlt,
Carlos, der die Athemzüge
Seines Bruders neidisch zählt!
Deine Enkelin, die der Vater
Sterbend ihrem Ohm empfiehlt,
Der sie lieb hat — wie der Kater,
Der nach einer Taube schielt!

Alle Diener, alle Granden
Treten weg von Spaniens Herrn;
Wer wird Herr jetzt von den Landen?
Wessen Name gilt, weß Stern?
Während noch nicht des gequälten
Königs Seele kam zur Ruh,
Flogen die als treu gezählten
Herzen andern Fahnen zu!

Digitized by Google

Furchtbar kämpft der Docht des Lebens
Mit des Todes eis'gem Wehn —
Lange sträubt er sich — vergebens —
Keinen Puls mehr fühlt man gehn;
Er ist todt! von Ohr zu Ohre
Fliegt's — erledigt ist der Thron!
Waffnet Euch, ihr Matadore!
Wer trägt diesen Preis davon?

2.

Wer noch fragt nach dem Erblaßten!
Sie nur, die den Sarg ihm baun!
Die ihm schmeichelten, ihm haßten,
Jetzt nach andern Häuptern schaun.
Nur die Königin voll Jammer
Vor des Königs Leiche steht —
Wähnt nur in der Todtenkammer
Sicher ihre Majestät!

Fast im Sterbesaal noch tragen
Arme, Stimmen, Gunst sie feil;
Wird das Kronjuwel zerschlagen,
Haschet sich jeder seinen Theil!
Auch der Beichtger ohne Säumniß
Hat verkauft, was, nah dem Tod,
Er bekannt' — ein schwer Geheimniß —
Dem, der ihm am meisten bot;

Boten sind hinausgeflogen,
Die schon lang zuvor bestellt;
Ausgestrahlt im weitem Bogen
Zieht die Botschaft durch die Welt;
Und der Majo, der die Kunde
Rauschen hörte durch das Land;
Nimmt die Glühroll' aus dem Munde
Und den scharfen Dolch zur Hand.

Der Verbannte hört's mit Hoffen;
Lichte Heimathrosen glühn,
Wie vom Lenzesstrahl getroffen,
Aus des Heimwehs Dunkelgrün.
Selbst in feuchte Kerkermauern
Hat sich ein Gerücht verirrt,
Daß sich klärt das dumpfe Trauern
Und das Erz wie Silber klirrt.

Die Infantin ohne Kummer,
Ruht auf ihrer Mutter Schooß,
Und das Kind in süßem Schlummer,
Lächelt, ob's gleich kronenlos!
Ob die Hand gleich der im Sterben
Sie ihr Vater noch empfaht,
Gierig, selbst es zu erwerben,
Sie ums Diadem besaht!

Trauermasken kann nicht tragen
Lange, wer nach Kronen greift;
Carlos kürzt die Zeit der Klagen,
Nun sein kühnes Werk gereift;
Eine Schrift in irrer Stunde
Ab dem Sterbenden gepreßt,
Giebt dem Volke Spaniens Kunde,
Daß die Kron' er Carlos läßt.

Schon mit Zungen, Gold und Eisen,
Feder, Schwert und Crucifix
Rüstet Alles sich; die Weisen
Spähn ins Uhrwerk des Geschicks —
Plötzlich — aus der Todtenkammer
Hört man ein Geflüster wehn —
Kündet an der Glockenhammer,
Daß die Stunden rückwärts gehn? —

Ha! der König, der so gräßlich
Lange mit dem Sterben rang,
Dessen Schuld so unermeßlich,
Daß der Tod sie kaum verschlang;
Ihn behielt noch nicht die Ruhe,
Nicht die stille Schlummernacht —
Schon am Rand der Sargestuhe
Ist zum Leben er erwacht!

Hat so lang in seinen Adern
Zäh gestockt das dicke Blut,
Er gehört das wilde Haderu,
Der Parteien Haß und Wuth?
Die den Purpurmantel packten,
Die den Hermelin zerfetzt,
Während sie um seinen nackten
Leichnam kaum ein Aug' genetzt!

Aus des Todes bangen Träumen
Langsam er empor sich wühlt,
findet sich noch in den Räumen,
Wo er Geisterfurcht gefühlt!
Und nach Menschen streckt die Hände
Hilfesuchend jetzt er aus —
Und bald wird ihm klar: es schände
Der Verrath sein Königshaus!

Racheheischend mit dem Kinde
Zu ihm hin die Kön'gin eilt;
Sein versteinert Hofgesinde
Schüchtern in der Ferne weilt —
Ist's die übersorchte Treue?
Ist's die schuldbewußte Scham?
Kleiner wär' wohl ihre Scheue,
Wenn als Geist er wieder kam!

Nur sein Haus will er bestellen,
Sichern seiner Tochter Thron;
Will die Treu' an seine Schwellen
Fesseln jetzt mit goldnem Lohn;
Seines Volkes Recht erneuen,
Das er zweimal trat in Staub,
Daß die Kön'gin es in Treuen
Schütze vor Verrath und Raub.

Und es pocht zum zweiten Male
Bald der Mahner, weil die Frist
Abgelaufen, leer die Schaale,
Die nicht süß mehr mundet, ist;
Leben ist ihm schon verbittert
Durch den Vorschmack von dem Tod,
Und vor'm Tod der doppelt zittert,
Weil er einmal ihm gedroht!

Bläßer wird die Stirn und bläßer —
Schleier zieht der Tod jetzt dicht
Um ein Aug', welches besser
Niemals sich erschloß dem Licht!
Sorgsam späht man, ob auf's Neue
Er nicht bricht des Todes Nacht,
Aber Liebe nicht und Treue
Hält bei ihm die Leichenwacht!

Wie er kaum zur Ruh gebettet,
Schwingt der Krieg den Feuerbrand,
Und die Zwietracht tobt entkettet
Durch das tief zerriss'ne Land.
Meineid, Undank — sein Gedächtniß!
Haß und Hohn — sein Leichentuch!
Bürgerkrieg noch sein Vermächtniß!
Und ein schuldlos Kind — ein Fluch! — -

Bis das Kind zur Jungfrau worden —
Wird der Zwietracht Brand verglühn?
Auf den Feldern, feucht vom Morden,
Blumen zwischen Ernten blühn?
Wird vom Pulverdampf, vom Tone
Wilder Wuth der Aether rein?
Wird die schmachbefleckte Krone
Auch jungfräulich wieder sein?

Von der Berge Schlachtenbühnen
Wird der Freiheit Banner wehn?
Wird, den Vater zu entsühnen,
An sein Grab die Tochter gehn?
Wird sie aus des Frevels Wogen
Segnend steigen, makellos?
Oder sinkt, vom Fluch gezogen
Sie auch in des Abgrunds Schooß?

Digitized by Google

Der stolze Feldherr.

„Wieder brennt das Kriegesfeuer,
Wieder ist das Reich bedroht!
Führe Du, mein Vielgetreuer,
Unsres Volkes Aufgebot;
Deine Heldenstimme kennen
Meine Krieger schon von fern,
Und wie Dich, so freudig nennen
Keinen sie den Bannerherrn."

„Oft schon hast in blut'gen Schlachten
Du geschirmet meinen Thron;
Nimmer ging nach Dank Dein Trachten,
Doch nun kenn' ich einen Lohn:
Hast Du gleich es mir verborgen,
Doch hab ich Dein Herz durchschaut:
Siege diesmal noch und morgen
Grüßet Dich mein Kind als Braut."

„„Herr! warum mich so ernidern,
Daß Dein Mund mir Lohn verheißt?
Bin ich nicht mit meinen Gliedern,
Nicht mit Athem Dein und Geist?
Gönne mir den Ruhm, daß Treue
Mir das Schwert gab in die Hand.
Wenn der alten gleich die neue,
Braucht sie traun! kein Unterpfand.""

Wohlgefällig sieht der Alte
Seinen trotz'gen Helden an;
„Ob Du mir auch zürnst, ich halte,
Was ich jetzt Dir kund gethan.
Willst dem Vater nicht gestehen,
Daß ein Stern Dir lieblich glänzt?
Wieß die Tochter auch verschmähen,
Wenn sie Dich als Sieger kränzt?"

Und der Feldherr früh am Morgen
Fleht den Himmel an um Glück,
Ordnet rasch die Schlacht, verborgen
Bleibt nichts seinem Falkenblick;
Von des Hügels sonn'ger Spitze
Schaut er froh und frei umher;
Die Befehle, schnell wie Blitze,
Fliegen durch das blanke Heer.

Glänzend sieht er sich enthüllen,
Was er tief im Geist gehegt,
Und die Stunden, sie erfüllen,
Was er ihnen auferlegt.
Die lebend'gen Glieder greifen
Freudig in einander ein,
Und bald muß die Siegesfrucht reifen
Mit dem röthlich goldnen Schein.

Plötzlich da mit Angst und Beben
Kommt ein Bote hergerannt:
„Deine Braut verhaucht ihr Leben
Unter wilder Feinde Hand!"
Schrecklich hat, wie Sturmesflügel,
Ihn das Unglückswort durchbraust,
Und der Feldschlacht straffe Zügel
Sinken aus der starken Faust.

Selbst hat er das Schwert geschwungen
Und gesprengt sein flüchtig Roß,
Wüthend ist er eingedrungen
In der Feinde dichten Troß.
Schon mit ungezählten Leichen
Hat die Wahlstatt er erfüllt,
Bis ihn selbst, den Wundenbleichen,
Eine tiefe Nacht umhüllt.

Als das Aug' er aufgeschlagen,
Freundlich da der König stand,
Führt, verschönt von Angst und Zagen,
Seine Tochter an der Hand;
Denn nur Feindes Dücken hatten
Seine Botschaft ausgestreut,
Während sie im Lorbeerschatten
Ihres Helden sich erfreut.

„Sieg, mein Sohn, durch Dich entkettet
Ist von Feindesjoch dies Land!
Kron' und Reich hast Du gerettet!
Nimm sie mit der Tochter Hand!"
Doch der Feldherr gramvoll wendet
Sich vom dargebotnen Glück!
Wie vom Himmelsglanz geblendet,
Sinkt sein trüber Blick zurück.

„„Milde Richter meiner Thaten,
Bitterer macht Ihr meinen Schmerz!
Meinen Herrn hab ich verrathen,
Weil sein Kind erfüllt mein Herz;
Um der Schlacht zu fein ein Leiter,
Hast du mir den Stab vertraut,
Und ich, wie ein toller Reiter,
Suchte Rache für die Braut!""

„Drum empfang ihn nicht so gütig,
Der die Feldherrnpflicht verletzt,
Der berauscht und übermüthig
Volk und Kron' aufs Spiel gesetzt
Ich darf mit dem Sieg nicht prahlen,
Den bethört sie schnöder Trug;
Dank mußt Du dem Himmel zahlen,
Daß er Deine Feinde schlug."

„„Ja ich muß mich ewig grämen,
Und des Hohnes bin ich werth!
Laß Dein Kind den Schleier nehmen,
Weil ihr Ritter sie entehrt."
Schon will er von seinem Schilde
Reißen ab den goldnen Schmuck;
Doch der Königsgreis, der milde,
Spricht mit ernstem Händedruck:

„Ja wohl bist Du ein Verräther,
Dein Geheimniß gabst Du kund;
Aber solchen Uebelthäter
Richtet nicht des Königs Mund.
Götter führten Deine Sache,
Als Du wanktest, schön hinaus,
Und ihre Segen löschet die Rache,
Wie den Blitz die Sonne aus."

„Soll mein Kind in Klosterwänden
Härmen sich ob Deiner Schuld?
Willst Du nicht aus meinen Händen,
Nimm sie von des Himmels Huld!
Erst verschmähest Du Belohnung:
Und Verzeihung nun Dich kränkt;
Glücklich, wenn der Götter Schonung
Durch der Liebe Mund sie schenkt!"

„Büßen auch sollst Du die Sünde:
Myrthe fessle Deine Kraft!
Meine Tochter, Du verkünde
Ihm die strengste Kerkerhaft!
Einsam von den Menschen ferne,
Soll ein Monat ihm vergehn,
Und statt Sonnenlicht und Sterne,
Soll er nur Dein Auge sehn!

Digitized by Google

Paul Achaz Pfizer

wurde am 12. September 1801 zu Stuttgart geboren, ein älterer Bruder des Vorigen, er studirte die Rechte zu Tübingen 1819—23, ward darauf Secretair bei dem Justizministerium, und 1827 Oberjustizassessor zu Tübingen, nahm aber 1831 seine Entlassung aus dem Staatsdienste. Er ward zum Abgeordneten in der würtembergischen zweiten Kammer für Tübingen erwählt; seine Motion in Betreff der Bundestagsbeschlüsse vom 28. Juni 1832, welche angenommen worden, hatte die Auflösung des Landtages zur Folge.

Seine Schriften sind:

Briefwechsel zweier Deutschen. Stuttg. 1831—32. Mit einem Anhang Gedichte.
Ueber den Liberalismus. Tüb. 1832.
Das Staatsrecht. Verhältniß Würtembergs zum deutschen Bunde. Straßb. 1832.
Ueber Entwickelung des öffentlichen Rechts in Deutschland. Stuttg. 1836.
Das Recht der Steuerverwilligung. Dos. 1836.
Gedanken über Recht, Staat und Kirche. Stuttgart 1842. — Daraus besonders abgedruckt: Das Vaterland u. s. w. Mit Zusätzen und Anmerkungen begleitet. Stuttgart 1845.

Das Urtheil über P. A. Pfizer's publicistische Leistungen gehört außerhalb der Kreise dieses Sammelwerkes, doch möge hier immer einen Platz finden, was Menzel (deutsche Literatur II. 209) von ihm sagt: Gelehrsamkeit, strenge Folgerichtigkeit die besonnenste und klarste Darstellung und der edelste Patriotismus zeichnen diesen Publicisten in so hohem Grade aus, daß der Blick der durch die trüben Nebel der Zeit und Literatur schweift mit Freude auf dieser hellen und schönen Erscheinung verweilt. — Bemerkenswerth ist, daß P. A. Pf. einer der Ersten unter den Männern der Gegenwart war, der die Politik in den Kreis der Poesie hineinzog. — Seine, dem Briefwechsel zweier deutscher Dichter angehängten politischen Gedichte sind meisterhaft und bisher nicht übertroffen worden, so sehr sich die allgemeine Neigung in unserer Zeit auch dieser Gattung zugewendet hat. Folgendes möge den Beweis liefern.

Speckbacher.

Speckbacher ist ein deutscher Mann,
Kein Mobheld der Welt zur Plage,
Des Kaisers schlichter Unterthan
Ist er noch ächt vom alten Schlage,
Und hat auch wenig sonst studirt,
Als wie man frei die Büchse führt.

Den Bären früh zum Ziel er nahm,
Er weiß der Kugel Flug zu lenken;
Doch seit das Heer der Franken kam,
Die seiner Väter Land verschenken,
Dünkt ihn verloren jeder Schuß,
Wo nicht ein Blaustrumpf stürzen muß.

Da trifft auch ihn das falsche Blei;
In einer Höhle, krank, verlassen,
Doch in der kühnen Seele frei,
Will ihn die List der Fremden fassen.
Er hört sie kommen, springt vom Grund,
Ruft: „jetzt, Speckbacher, sei gesund!“

Er tritt hervor und setzt den Hut
Sich ruhig auf der Stirn zurechte,
Im Wehrgehäng die Büchse ruht,
Speckbacher geht nicht zum Gefechte,
Doch schaut er sie mit Blicken an,
Daß Manchem drob das Blut gerann.

Kein Säbel blinkt, kein Schuß wird laut,
Sie weichen scheu zu beiden Seiten,
Und sehn den Mann, der sich vertraut
Durch ihre Gasse langsam schreiten,
Doch bald tönt rings der Alpen Mund:
Speckbacher hält noch unsern Bund.

Und wollt Ihr wissen, wie er's macht,
Daß selbst die Sieger vor ihm zagen?
Gethan ist's schwerer als gedacht,
Will's Euch auf Treu und Glauben sagen:
Kein Zwingherr und kein Heer besiegt
Den Mann, der lieber bricht als biegt.

Andreas Hofer.

Der Sandwirth, der's so gut verstanden,
Wie man das Wild auf Alpen hetzt,
Hat sich vom Streit mit Südnerbanden
Zu Innbruck an den Tisch gesetzt,
Und seine lecken Schützen liegen
Des Rufs gewärtig, müd vom Siegen.

Da regt sich's drängend in den Gassen,
Vermischte Stimmen werden laut,
Der Platz kann kaum die Menge fassen,
Und Jung und Alt erwartend schaut;
Sie wollen unter Sang und Klingen
Ein Lebehoch dem Sandwirth bringen.

Doch er, des Landes Schirm und Stütze,
Tritt mit entblößtem Haupt daher:
„Laßt das, ich bin ein schlichter Schütze,
Und wenn ich selbst der Kaiser wär;
Ihr solltet einen Höhern preisen,
Daß er uns beisteht — will's euch weisen.“

D'rauf faltet er die rauhen Hände,
Und Jeder auf den Knien steht,
Daß Gott des Sieges Engel sende;
Viel tausend Seelen ein Gebet!
Die Kämpfer ziehn — und wenig Stunden
So strömt ihr Blut aus frischen Wunden.

Und soll ich weiter noch verkünden,
Wie er der Treue Lohn empfing?
Das ist der Fluch von unsern Sünden,
Daß er, der fest am Glauben hing,
Verlassen starb den Tod der Schächer,
Und fand nur droben einen Rächer.)

Doch nun der Sandwirth ausgestritten,
Seit ihm die Kugel schlug durchs Herz,
Kränkt Euch der Tod, den er gelitten,
Er aber schwang sich himmelwärts,
Und jagt wohl, wo die Sterne blitzen,
Den Steinbock mit des Himmels Schützen.

Der Geist der Zeit.

1831.

Habt Ihr vom Geist der neuen Zeit den Flügelschlag vernommen?
Schon ist die Wolkenveste weit von seinem Hauch entglommen!
Er ist der Geist, von dem das Wort prophetisch einst erklungen:
In alle Wahrheit leitet er und spricht in allen Zungen.
Er ist ein Falke, der die Brust im Morgenlichte badet,
Er ist ein Schwan, der sterbend lockt, wen Gottes Ruf begnadet.
Er ist ein Sturm, der brausend fährt und heilge Flammen zündet,
Wie als er Christi Jünger sich zum Werk des Heils verbündet.
Er treibt die falschen Götter aus, zertrümmert die Altäre,
Vom Weizen sondert er die Spreu und reinigt Herz und Lehre.
Er rührt des Pflügers Eisen an und goldne Saaten wogen,
Er kommt auf freiem Ocean im Mastenwald geflogen.

Digitized by Google

Er führt am stillen Himmel hoch der Nächte Liebesreigen,
Er läßt aus dunkler Meere Schooß das helle Tagroth steigen.
Er ist der Lenz, der Blüthen träumt, von Düften eingeschleiert,
Er ist die Frühe, die erwacht der Erde Brauttag feiert.
Die Sonne röthet tiefer sich, sie ist das Flammenzeichen,
Aus dem er blickt, in dem er siegt, vor dem die Schatten bleichen.
Auf der Gebirge Strahlenhöhn läßt er sich glänzend nieder,
Und Geisterchöre ziehn im Klang der Auferstehungslieder.
Die Wälder weckt sein Wiederhall, sein Odem hebt die Wellen,
Die Wucht der Erde schütternd bebt, verjüngte Herzen schwellen,
Er hat das tausendjähr'ge Reich bereitet für die Seinen,
Und sammelt, bis zum jüngsten Tag die letzten Sterne scheinen.

Der Rhein und seine Töchter.

1831.

Die Sehnsucht trieb mich einst zum Rhein,
Bei seinem Rauschen nickt' ich ein,
Die Sterne leis am Himmel zogen,
Sie glänzten auf den breiten Wogen:
Da flog mit triefendem Gewand
Ein Schwarm von Mädchen an den Strand.

Mir däuchten sie gar fremd von Art,
Muthwillig, luftig, leicht und zart,
Sie tanzten, lichterten und sangen;
Drauf kam ein ernster Greis gegangen,
Der trank aus mächtger Urne Wein;
Es mochte wohl der Flußgott sein.

Ein Lieblingskind trat vor ihn hin,
Nahm sanft den alten Herrn am Kinn:
„Du, Vater, kannst seit alten Tagen
So schön die Wasserorgel schlagen,
Und diese warme Mondennacht
Ist wie zum Tanz für uns gemacht."

„Erlkönig uns schon lange plagt:
Wir hätten's ihm ja zugesagt;
Auch hab' er jetzt viel hübsche Knaben,
Die bringt er und noch andre Gaben!
Dann unser Liebling, Ariel, —
Ich sorge wahrlich, daß er schmählt'."

„Denn auch sein König Oberon
Vergißt bei uns der Lüfte Thron;
Du selber sagst, der möge werben,
Du dürfest's nicht mit ihm verderben,
Weil seine Frau, Titania,
Dich immer gern bei Mondlicht sah."

„Doch ist Dir unser Lärm zu viel,
So laß uns nur allein zum Spiel!
Und kommt der Puck mit plumpen Späßen,
Dem wollen wir das Hemd durchnäßen;
Ein Stündchen unter uns allein
Kann ja nicht so gefährlich sein."

„Ach, mit den Menschen ist's doch aus,
Die finden nicht mehr unser Haus:
Denn wir sind jung und froh geblieben,
Sie wissen nur den Strom zu trüben,
Und rudern auf und ab den Rhein,
Als könnt' Nichts drin wie Fische sein."

„Zwar die Franzosen wären recht,
Seitdem die Deutschen gar so schlecht;
Wenn sie nur besser Deutsch verständen,
Längst hielt ich sie mit beiden Händen:
Ach, lieber Vater, gehts wohl an,
Daß ich Französisch lernen kann?"

Da schnaubt der Alte, zornentbrannt:
„Was plapperst Du für Unverstand!
Das fehlte noch bei meiner Ehre,
Daß ich, mein Kind, Französisch lehre!
Ich schwör's, daß ich ein Deutscher bin,
Und will's auch bleiben immerhin."

„Meint Ihr, ich hätte, felsgezwängt,
Sonst meine Bahn im Sturz gesprengt,
Und triebe, nie vermischt, die Wellen,
Durch Wasserschlünde, tief wie Höllen,
Ja, stürbe lieber Durst im Sand,
Als daß ich ließ mein theures Land?"

„Jetzt freilich sind die Deutschen schlecht!
Drum, wo sonst Männer froh gezecht,
Soll auch mein Wein zur Erde laufen,
Den jetzt die Diplomaten saufen!
Und Ihr seid ganz den Deutschen gleich!
Nur fort ins Haus! Gott besser' Euch!"

Am Boden floß der edle Wein,
Doch drang der ganze Schwarm schon ein
Mit Schmeichelbitten auf den Alten,
Da half kein Zank, kein Stirnenfalten;
Der Leichtsinn jauchzt, indeß er grollt
Und trauernd fern die Woge rollt.

Einst und Jetzt.

1831.

Meiner Heimath Berge dunkeln,
Fluthend in der Wälder Grün,
Und gleich Heldenaugen funkeln
Sterne, die darüber glühn.
Dämmernd bricht umfließt die Wipfel,
Wo das hehre Schweigen thront,
Hohenstaufens schlanke Gipfel
Krönt, ein Geisterfürst, der Mond.

Hohenstaufen, sel'ge Sterne!
Beide Friedrich, Konradin!
Schaut Ihr aus verhüllter Ferne
Jetzt nach Eurer Wiege hin!
Schweb herab aus ihrer Wolke,
Liederfrühling! Waffenklang!
Ueber dem verwaisten Volke
Tönt erweckenden Gesang!

Kühner Rothbart! nicht gestorben
Bist ja Du, Du schlummerst nur,
Wo um Heil das Schwert geworben,
Suchend des Erlösers Spur;
Aber in der Zauberhöhle
Hält Dich harter Schlaf gebannt;
Wann erwachst Du, Heldenseele,
Fliegst, ein Sturm, verjüngt durchs Land?

Kaiser Karl, von dem sie sagen,
Daß noch oft Dein Banner rauscht,
Wenn Du fliegst im Wolkenwagen
Und Dein Volk dem Siegsruf lauscht,
Wo bist Du? Den Ruf zum Siege
Freilich hört kein Deutscher mehr,
Und der Glaube ward zur Lüge,
Harrt umsonst der Wiederkehr.

Und Du heiligster der Schatten,
Hermann! der als Opfer fiel,
Deutschlands sterbendes Ermatten
Treibt Dichs nicht vom blutgen Pfühl?
Sagt man doch, Erschlagne kehren
Wieder, bis ihr Geist versöhnt: —
Kannst Du ruhen, statt zu wehren,
Wo man Deinen Schatten höhnt?

Doch die Helden sind geschieden,
Die Vergangenheit ist todt!
Seele, von des Grabes Frieden
Wende Dich zum Morgenroth,
Gleich dem Aar, der einst entflogen
Staufens Nachbar und im Flug
Zollerns Ruhm bis an die Wogen
Des entlegnen Ostmeers trug.

Adler Friedrichs des Großen!
Gleich der Sonne decke Du
Die Verlassnen, Heimathlosen,
Mit der goldnen Schwinge zu!
Und mit mächtgem Flügelschlage
Triff die Eulen, Rab und Weih'!
Stets empor zum neuen Tage,
Sonnenauge, kühn und frei!

Digitized by Google

Robert Eduard Prutz

ward im Jahr 1816 zu Stettin geboren, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte darauf in Halle Philologie. Nachdem er sich hier die philosophische Doktorwürde erworben, schloß er sich enger Ruge und dessen Bestrebungen an und wirkte mit großer Thätigkeit für die von dem Letztern herausgegebene Zeitschrift: hallische, später deutsche Jahrbücher. Er verließ darauf Halle, verheirathete sich und nahm seinen Wohnsitz in Jena, wo er sich vergeblich um eine Professur bewarb. Eine Umgehung der Censurgesetze zog ihm eine gerichtliche Untersuchung zu, welche zwar auf seine Bitte niedergeschlagen wurde, aber seine Wegweisung aus Jena, auf besondern Befehl des Großherzogs von Sachsen-Weimar zur Folge hatte. Er lebte nun abwechselnd in Halle und Berlin und hielt am letztern Orte Vorlesungen über deutsche Literatur vor einem gemischten Kreise von Zuhörern. Mitten in diesen Vorträgen wurde er jedoch auf höhere Anordnung unterbrochen, so daß er sie nicht zu Ende führen konnte. Gleich darauf erhielt er indessen einen Ruf als Dramaturg am hamburgischen Stadttheater. Er begab sich zu Ostern 1847 dahin.

Von ihm erschien:

Der Rhein. Gedicht. Leipzig 1840.
Gedichte. Leipzig 1841. — 2. Aufl. 1844. — 3. Aufl. 1847.
Der Göttinger Dichterbund. Leipzig 1841.
Ein Märchen. Gedicht. Leipzig 1841.
Literarhistorisches Taschenbuch. Leipzig 1843. 1844., später Hannover. — Vier Jahrgänge.
Badens zweite Kammer. Drei Gedichte. 2 Aufl. Zürich 1842.
Dem Könige von Preußen. Zum Kölner Dombaufest den 4. Sept. 1842. — 2 Aufl.
Die politische Wochenstube. Eine Komödie. Zürich und Winterthur 1843.
Gedichte. Neue Sammlung. Ebendas. 1843.
Karl von Bourbon. Historische Trag. Hannover 1845.
Moritz von Sachsen. Trauerspiel. Zürich 1845.
Geschichte des deutschen Journalismus. Hannover 1845 fgde.
Dramatische Werke. 2 Bde. Leipzig 1847.
Einzelne Abhandlungen, Gedichte u. s. w. in Zeitschriften u. s. w.

Reiches Wissen, große Biegsamkeit des Geistes, seltene Herrschaft über Sprache und Form und Glanz der äußern Darstellung, sind schöne anerkennenswerthe Eigenschaften dieses von der Natur höchst glücklich ausgestatteten Talentes; in seinem rastlosen Streben herrscht aber eben die Rastlosigkeit zu sehr vor und es bleibt lebhaft zu wünschen, daß ihm günstige Verhältnisse jene Ruhe gewähren mögen, ohne die des Meisters Reife nicht zu erlangen ist.

Liebesrache.

Wer schleicht herein, den Hut ins Aug' gedrückt,
In krampfger Faust den nackten Dolch gezückt?
Kein Laut verräth ihn! Langsam, auf den Zehen,
Unhörbar schleicht er, wie Gespenster gehen;
Bleich ist sein Antlitz, nur das Auge brennt,
Wie ein Komet an dunklem Firmament.

Jetzt tritt er ein! Leis dämmernd durch den Saal
Fällt hoch von oben einer Lampe Strahl,
Süßduft'ger Blumen breite Schatten zittern
Durch das Gemach, und hinter goldnen Gittern
Schlaftrunken sträubt ein Vogel seinen Flaum
Und wiegt sich leis und girret, wie im Traum.

Und näher jetzt, starr, wie ein Bild von Stein,
Lauscht vorgebeugt er in den Saal hinein:
So lauschend steht die lüsterne Hyäne,
Und rollt das Aug' und hebt die dorstige Mähne,
Wenn Nachts der Ostwind, der die Wüste fegt,
Den Duft von Leichen ihr entgegen trägt.

Er steht und lauscht, und heftiger zuckt die Hand:
Sein Flammenblick, er suchte nicht, — er fand,
Er fand und traf! — Schau dort, auf seidnem Pfühle,
Die Beute geöffnet vor der nächt'gen Kühle,
Nur halb verhüllt den marmorweißen Leib,
Ruht schlummernd dort ein engelschönes Weib.

Er kennt sie wohl! — Nie hat der Schönheit Pracht
Um andre Lippen lieblicher gelacht:
Stolz war ihr Gang, der schwarzen Augen Lodern
Schien alle Männer zum Tribut zu fodern,
Ein goldnes Krönlein trug sie in dem Haar,
Denn o, sie wußte, daß sie Fürstin war.

Und sie war sein! Aus der Bewunderer Chor
War er es einzig, den ihr Blick erkor;
Vor ihm die Krone legt' sie willig nieder,
Gab lächelnd ihm die Blüthe dieser Glieder,
Gab ihm ihr Herz, und wollte nichts mehr sein,
Als seine Braut, sein Weib, sein Glück allein.

Doch was sie selbst süßstammelnd einst versprach,
Jetzt klirrt es ihr, wie eine Kette, nach:
Nicht bei der Schönheit wohnt die sanfte Treue,
Was Liebe war, ward Ueberdruß und Reue:
Sie warf ihn fort — und Andre sollen nun
An dieser Brust, in diesen Armen ruhn.

Kein Andrer, nein! Mit heil'gem Eide dies
Hat er gelobt, da sie ihn von sich stieß;
Denn dieses Herz, das einst die Liebe schwellte,
In Gift verwandelt hat es ihre Kälte:
Ihr gilt der Haß, der ihm im Auge glimmt,
Und dieser Dolch, er ist für sie bestimmt!

Und näher jetzt und näher, dicht heran,
Schleicht ernst und still der unglückse'ge Mann:
Sie schläft so sanft! den Vogel hört er girren,
Das klingt so süß, den Geist ihm zu verwirren —
Sie schläft so sanft! wie lindes Frühlingswehn
Hört er den Athem ihres Mundes gehn.

Er hebt den Dolch — o wohl, das ist das Haar,
Das einst ein Schleier seiner Küsse war!
Das ist die Stirn, das sind die holden Brüste,
Die einst sein Mund in sel'gem Wahnsinn küßte!
Das ist der Hals, den einst sein Bild geschmückt,
Das ist das Herz, an das sie ihn gedrückt!

Er hebt den Dolch — o Bildniß jener Nacht,
Da er zuerst sah dieses Leibes Pracht!
Da er zuerst mit wonnevollem Lauschen
In diesem Glanz sich schwelgend durft' berauschen!
Da ihn zuerst ihr weicher Arm umschloß,
Zuerst ihr Kuß verzehrend ihn durchfloß! —

Und rasch zu enden dieser Zweifel Qual,
Zückt er empor zu jähem Stoß den Stahl,
Und jetzt, o jetzt — weh, wenn sie jetzt erwachte!
Wenn dieser Blick, aus dem der Himmel lachte,
Vor ihm erstarrte, schaudernd und entsetzt!
Wenn jetzt ihr Blut das süße Lager netzt!

Er steht und sinnt — Sie schläft so sanft — er sinnt,
Und eine große, schwere Thräne rinnt
Aus seines Auges wetterschwülen Flammen;
Ohnmächtig bricht sein starker Arm zusammen:
Verhüllten Haupts, fort schleicht er auf den Zeh'n,
Und Keiner jemals wird ihn wiedersehn. —

Wach' auf, wach' auf! — der goldne Morgen lacht,
Der Vogel singt, die Fürstin ist erwacht:
Sie preßt die Hände weinend an die Stirne,

Digitized by Google

Dumpf pocht ihr Blut und fiebrisch zuckt's im Hirne —
Hat sie ein Traumbild aus dem Schlaf geweckt?
Hat sie ein Schatten ahnungsvoll erschreckt?

Die Mutter des Kosaken.

Laß Deine Locken flattern in dem Winde,
Zerreiß', unsel'ge Mutter, Dein Gewand!
Rasch fort, hinaus! Nach Deinem letzten Kinde,
O schau' hinab von dieses Ufers Rand!
Fern am Gebirge ward die Schlacht geschlagen,
Dein Sohn war Hetman im Rebellenheer —
Er war's, er fiel! und dort die Wellen tragen
Den blut'gen Leichnam zögernd in das Meer!

Wer durfte sonst mit dieser sich vergleichen
Von allen Müttern in der grünen Flur?
Drei Söhne waren ihr — jetzt sind sie Leichen,
Sie sucht umsonst nur ihrer Gräber Spur.
Den Ersten rief, fern von der heim'schen Erde,
Zur Türkenschlacht des Heeres Aufgebot:
Den Pascha selber schoß er von dem Pferde
Und sank und fand mit ihm denselben Tod.

Was war der Dank? — Als einst in froher Runde,
Da ihn des Weines süßer Rausch umfing,
Der zweite Sohn mit allzukeckem Munde
An Katharinens Namen sich verging:
Da schnell ein Ohr fand des Verräthers Klage,
Schwerer, denn Blutschuld, wog das leichte Wort,
Und tief im Bergwerk, fern vom holden Tage,
In Ketten ist sein müder Leib verdorrt.

Noch Einer blieb, der Jüngste, Sohn der Schmerzen,
Mit blauem Aug' und schwarzgelocktem Haar,
Ein süßes Kind, das ihrem Mutterherzen
Wermuth zugleich und linder Balsam war.
Man hat sie oft noch Mitternachts gesehen,
Wie sie emporsprang, bei der Lampe Schein,
In ihres Kindes Angesicht zu spähen,
Und dann vor seinem Lager schlief sie ein.

Er wuchs heran: sein Auge, Morgenhelle,
Flog stolz und fröhlich in der Welt umher;
Kein Andrer trieb, wie er, das Roß so schnelle,
Kein Andrer schwang die Lanze so, wie er.
Und sang er Nachts ein Liedchen vor den Zelten,
Da schwieg das Volk, und horchte voller Lust
Und nickt' ihm zu, — und mancher Dirne schwellten
Sehnsücht'ge Seufzer die bewegte Brust.

Da plötzlich kam, gewaltsam Recht zu sprechen
Für jedes Unrecht, das der Russe that,
Pugatschew kam: sein heil'ges Amt war Rächen,
Ein Schwert sein Scepter, blutgetränkt sein Pfad.
Und Kampfgeschrei und Freiheitsruf durchschwirrte
Die grüne Steppe sausend, wie ein Pfeil,
Und jede Kette, die zu Boden klirrte,
Ward umgeschmiedet in ein mordend Beil.

Auch an das Ohr der Mutter traf die Kunde:
Zwei Tage saß sie wortelos und sann;
Am dritten erst, in mitternächt'ger Stunde,
Zu ihrem Sohne flüsternd bog sie an:
„Dein erster Bruder liegt in fremder Erde,
Im Bergwerk ist des Andern Leib verdorrt . . ."
Hier brach sie ab; der Sohn pfiff nach dem Pferde,
Denn er verstand die Mutter ohne Wort.

Sie weinte nicht, als mit verhängten Zügeln
Ihr Liebling früh aus ihren Armen flog:
Sie wußte ja, daß auf des Ruhmes Flügeln
Sein Name bald die halbe Welt durchzog.
Roth war von Blut das Fähnlein seiner Lanze,
Sein Schwert war Blitzstrahl in der Feinde Reihn,
Und bald nun, bald, in hellem Siegesglanze
Zieht er in Moskau's heil'ge Mauern ein.

Doch anders war's in Gottes Rath beschlossen! —
Fern am Gebirge braust die wilde Schlacht,
Da plötzlich hallt das Feld von flücht'gen Rossen,
Kosaken stürmen durch die stille Nacht:
„Wir sind zerstreut, vernichtet und zerschlagen!
Dein Sohn war Hetman im Rebellenheer —
Rasch fort, hinaus, denn dort die Wellen tragen
Den blut'gen Leichnam zögernd in das Meer!"

Sie hört's und schwieg; — nur ihre Blicke sanken,
Wie müde Sterne, dämmernd niederwärts;
Nur einen Augenblick schien sie zu wanken,
Dann wieder stand sie, gleich als wär' sie Erz.
Und als sie nun das Aug' emporgeschlagen,
Da längst verschwunden ist der Flücht'gen Spur,
Nur noch den Buschklag hört sie donnernd jagen,
Und stumm nun wieder, schweigend liegt die Flur.

Still Alles, still! Nur in der Mutter Herzen,
Welch jäher Rothschrei gellt entsetzlich dort!
Welch banges Echo fürchterlicher Schmerzen
Erweckte da des Flüchtlings rasches Wort!
Ja, hätt' ein Gott es ihrem Mund verliehen,
Die stumme Qual des Herzens auszuschrein,
Das Thier des Waldes hätte mitgeschrieen
Und Mond und Sterne stimmeten mit ein!

Schon wich die Nacht; der erste Lichtstrahl bebte
Bleich und erschrocken über ihr Gesicht;
Sie fuhr empor, sie fühlte, daß sie lebte,
Die Sonne nicht, es weckte sie die Pflicht.
Rasch fort, hinaus! Von jenes Ufers Wänden
Nach ihres Sohnes Leichnam will sie schaun —
Er kommt, gewiß! und dann mit eignen Händen
Dem Schooß der Erde will sie ihn vertraun. —

Der Tod ist stark, ein Fürst! wer darf ihn hindern?
Denn selbst der Mutter Thräne rührt nicht ihn.
Doch wird der Schmerz, der bittre, sich lindern,
Darf er am Grabe der Geliebten knien.
Es ruht sich weich an diesen grünen Hügeln,
Es weint sich sanft in brünstigem Gebet,
An diesen Gräbern, die mit Engelsflügeln
Liebmüth'gen Trostes süßer Hauch umweht! —

Ihr weht er nicht! Längst schon an fremden Küsten
Bleicht ihres Erstlings blutiges Gebein,
Und um den Andern in des Bergwerks Klüften
Weint leise nur das tropfende Gestein.
Den Jüngsten jetzt, o tragt ihn, liebe Wellen,
Die er so oft mit rüst'gem Arm zertheilt,
Den Fleh vorüber, durch des Stromes Schnellen,
O bringt ihn sicher, bringt ihn unverweilt!

So sitzt sie nun, dicht an den Strom gelauert,
Die Welle netzt ihr flatterndes Gewand,
Und schaut hinab tief in den Fluß und lauert,
Gleich wie ein Adler von des Horstes Rand.
Roth schimmern rings des Stromes goldne Fluthen,
Als ob ein Wald von Rosen hier versank;
Doch sind es nicht des Morgens Purpurgluthen,
Das Blut der Feldschlacht ist es, das er trank.

Und näher jetzt und dichter kommt's gezogen,
Ein wirres Knäul in grausenvoller Hast;
Mit leisem Murren drängen sich die Wogen,
Als grollten sie der unerwünschten Last.
Sieh, Waffen erst, zerbrochne Standarten,
Ein Köcher hier, zerspalten und gelenkt,
Schon dort ein Schild, zerfetzt und voller Scharten,
Und ohne Zaum und Sattel hier ein Pferd.

Und Leichen nun —! Aus breiter Todeswunde
Strömt quellend noch das purpurrothe Blut,
Noch spricht der Schmerz aus dem verzerrten Munde
Und jene Hand, sie ballt sich noch vor Wuth.
Zerrissne Kleider, wirre Locken hangen
Wie müde Ruder lässig um sie her, —
Und dichter stets und unabsehbar drängen
Die Leichen sich und schwimmen fort ins Meer.

Sie aber steht: — nie hat bei seinem Netze
Ein armer Fischer diese Gier gefühlt,
Der Taucher nie, der um verlorne Schätze
Des tiefen Meeres öden Grund gewühlt.
Laut pocht ihr Herz! all' ihre Sinne lauschen!

Digitized by Google

Ihr Auge ſtarrt, weit aufgeriſſen, weit!
Nichts unterbricht, als nur der Woge Rauſchen,
Die ungeheure, ſtumme Einſamkeit.

Wer aber kommt hier dicht herangetragen,
Als ſucht' er ſelbſt ein Grab ſich an dem Strand?
Ihm ward das Haupt zerſchmettert und zerſchlagen,
Sein beſter Freund hätt' ihn nicht mehr gekannt.
Und doch in dieſen Orden iſt's zu leſen,
Einſt bei der Zaarin lächelt' ihm das Glück,
Es iſt ein Feind, ein Ruſſe iſt's geweſen, —
Und mit dem Fuße ſtößt ſie ihn zurück!

Kein Ende noch! Schon ſenkt der Tag ſich nieder,
Die Nacht bricht ein: — horch auf, da rauſcht's vorbei,
Und ſchwirrt und ſchlägt mit flatterndem Gefieder,
Und kreiſcht und ſchreilt mit heiſerem Geſchrei:
Das iſt das Volk der Geier und der Raben,
Fernhin gefolgt dem leckren Feſtgericht —
„O ew'ger Gott, o ſchont nur meinem Knaben,
Nur in ſein Antlitz ſchlagt die Klaue nicht!“

Sie ſprang empor: raſch mit erhobnem Stecken
Schlug ſie die Luft mit lautem Jammerton,
Und Rab' und Geier ſchienen zu erſchrecken,
Umkreiſten ſie und flugten und entflohn.
Und wieder nur den Nachtwind hört ſie pfeifen,
Die Sterne ſchaun großaugig in die Fluth,
Und immer noch ihr Auge läßt ſie ſchweifen,
Das heller flammt, als aller Sterne Gluth.

Dort plötzlich, dort! Ihr Herz hat nicht gelogen,
Dorthin, o ſchau! Ihr Auge kennt ihn ſchon:
Der Nächſte dort, das Haupt zurückgebogen,
Allmächt'ger Himmel, ja, es iſt ihr Sohn!
Die ſie ſo oft geküßt, die Locken ſchmiegen
Sich wie ein Kiſſen um ein blut'gen Mann,
Raſch rinnt der Strom, und weiche Wellen wiegen
Zu ſeiner Mutter ſchmeichelnd ihn heran.

„Du ſollſt mir nicht in dieſer Fluth verderben,
In die des Feindes rohe Hand Dich warf:
Nicht Alles wird von meinem Sohn mir ſterben,
Bleibt mir ein Grab, an dem ich weinen darf!“
Sie rief's und ſchwang mit raſchgewagtem Schritte
Sich in der Welle trüben Giſcht hinein,
Hoch ſchäumt die Fluth um ihres Leibes Mitte,
Und tiefer taucht bis an die Bruſt ſie ein.

Jetzt ſein Gewand, jetzt die erſtarrten Hände,
Dicht um den Leib jetzt hat ſie ihn gefaßt;
Doch ſteil und mühſam ſind des Ufers Wände,
Die Strömung ſtark, und o! ſo ſchwer die Laſt!
Und weiter, weiter, ohne Ruhe drängen
Zahlloſe Leichen rauſchend hinterdrein,
Und treiben ſie und ſtoßen ſie und zwängen
Sie immer tiefer in die Fluth hinein.

Sie ſtemmt ſich, kämpft — ſie will den Sohn nicht laſſen,
Mitten im Strome treibt ſie ſelber ſchon —
Feſt dennoch, feſt! — in ſchmerzlichſtem Umfaſſen,
Die Mutter ſterbend mit dem todten Sohn!
Da bricht ihr Fuß, da ſenkt ihr Haupt ſich nieder,
Die Locken trinken in der Fluth ſich ſchwer,
Und Bruſt an Bruſt, verſchränkt die ſtarren Glieder,
Treibt mit dem Sohn die Mutter in das Meer.

Kein Ende noch! Noch immer treiben Leichen,
Nachzügler ſind's mit ungewiſſem Lauf,
Bis daß die Sterne dämmernd jetzt erbleichen,
Der Nebel ſinkt, der Morgen ſteigt herauf:
Und was die Fluth mit Roſen da bemalte,
Es war kein Blut, geflöſſen in der Schlacht!
Die Sonne war's, die hoch von oben ſtrahlte,
Ein Bote Gottes, leuchtend durch die Nacht! —

Tief unten ſaß er in Kellers Grund
Und zechte und zechte mit durſtigem Mund
— Ei proſit, Du luſtiger Zecher!

Und als er nun endlich zum Sterben kam —
Ein abſcheuliches Ding mit dem Sterben!
Da trank er noch Eins mit unendlichem Gram,
Schlug ſterbend den Becher in Scherben.
Der Kellner, der weinte die Aeuglein ſich naß,
Und legte ihn ſanft in ein Rheinweinfaß
— Gute Nacht, Du mein luſtiger Zecher!

Drauf als der Welt Ende gekommen war,
Gott Vater ſaß zu Gerichte,
Da wandelte flugs der Seligen Schaar
In den Himmel mit glattem Geſichte.
Doch die, ſo gelebet in Saus und Braus,
Die wurden dem Teufel ein leckerer Schmaus
— Wie wird es ergehen dem Zecher?

Sprach da Gott Vater zu Petrus gewandt:
„Wer ſteht mir denn dort in der Ecken?
Poz Blitz noch, ich glaube, der thörichte Fant
Will gar vor dem Herrn ſich verſtecken?
Auch leuchtet ſein Antlitz ſo flammenroth,
Als litt er im Voraus die hölliſche Noth“
— O weh, armſeliger Zecher!

Herr Petrus, der brachte ihn geſchwind vor den Thron,
Sprach alſo mit zürnenden Blicken:
„Das iſt der leibhaftig verlorne Sohn,
Den magſt Du zur Hölle nur ſchicken!
Der hat ſich auf Erden nichts Beſſres gewußt,
Als Becherge-klirr, als Becherluſt“
— Wie nun, Du verlorener Zecher?

Antwortet der Zecher mit heiterem Mund,
Mit ſittſamen Reigen und Bücken:
„Du wolleſt, o Herr, nicht ohne Grund
Mich gleich in den Schwefelpfuhl ſchicken!
Zwar kann ich nicht leugnen, ich ſage nicht nein,
Wohl liebt' ich vor Allem, ich liebte den Wein,
— Wohl war ich ein luſtiger Zecher!

Doch hab' ich, o Herr, nicht ſündlich gezecht,
Wie die Leute, die thörichten, pflegen:
Stets that ich dem Weine ſein treffliches Recht
Und erkannte den himmliſchen Segen.
Drum, ſchaut ich die Perlen im funkelnden Wein,
Da dacht' ich gleich an die Sternelein
— Ich war ein nachdenklicher Zecher!

Und wenn ich nur erſt bei den Sternen war,
Dann ſchnell noch ein Gläschen getrunken!
Da wurde der ganze Himmel mir klar,
Da war mir die Erde verſunken,
Da hört' ich das Jauchzen der Engel ſchon,
Da ſah ich Dich ſelber auf Deinem Thron
— Ich war ein ſehr gläubiger Zecher!

Fernab von der Welt, in den Keller verſenkt,
So hab' ich, o Herr, es getrieben,
Hab' nie eine menſchliche Seele gekränkt,
Kein Glas bin ich ſchuldig geblieben.
Mein Leben und Weben, es glich ja dem Wein,
So luſtig wie er und ſo hell und ſo rein
— O, nun ſei gnädig dem Zecher!“

Und ſiehe, der Herr ſtand auf vom Thron:
„Geh' ein zum ewigen Leben!
Wohl warſt Du auf Erden ein luſt'ger Patron,
Zur Luſt Euch ſchuf ich die Reben.
Geh', Petrus, voran und füll' ihm das Glas
Aus meinem eigenen Mutterfaß“
— Ei proſit, Du ſeliger Zecher!

Der Zecher.

Es war 'mal auf Erden ein muntrer Patron,
Eine ganz kreuzluſtige Fliege;
Ihn freute nicht Kirche, ihn freute nicht Thron,
Ihn grämten nicht Kriege noch Siege:

Der Nußbaum

unter dem Fenſter ſpricht:

Wo iſt das holde Kind geblieben,
Das ſonſt, wenn kaum die Nacht entſchwand,
Gleichwie von Zaubermacht getrieben,

Digitized by Google

Früh unter meinem Schatten stand?
O sie war schön —! Wie junge Schlangen
Spielt' um die Stirn ihr Lockenhaar,
Vom Schlummer brannten ihre Wangen,
Ihr Auge doch, wie sonnenklar!

Ein Wörtchen flog von ihrem Munde,
Ein Wörtchen nicht, ein Hauch, ein Klang,
Wie wohl in erster Morgenstunde
Der muntern Lerche Frühgesang.
Und schnell das Fenster hört' ich gehen:
„Ei guten Morgen, süßes Kind!" —
Wie lang' nicht hab' ich Dich gesehen!
O komm herab, herab geschwind! —

Und kam der Liebste nun gegangen,
O welch ein sel'ger Morgengruß!
Welch zärtlich Reigen, hold Umfangen,
Und Herz am Herzen, Kuß um Kuß!
Dann wandelte in meinem Schatten
Das muntre Pärchen froh einher:
Was sie sich da zu sagen hatten?
Sie sprachen wenig, küßten mehr;

Bis daß zu Nacht die Sterne kamen
Und, von den Zweigen dicht bedeckt,
Sie schmerzlich süßen Abschied nahmen,
Von keinem fremden Aug' erschreckt.
Da lachten, weinten sie und hielten

Umklammert sich in trunkner Lust,
Und meine dunkeln Schatten spielten
Wollüstig auf des Mädchens Brust.

Ei wohl, das mochte mir behagen,
Das freute wohl mich alten Herrn,
Und wie ein Hauch von Frühlingstagen
Durchbebt' es meinen morschen Kern.
Kein Lüftchen ging! kein Blätterrauschen!
Still breiter' ich mein Schattendach,
Und stand versenkt in frommes Lauschen:
Entschwund'nen Lenzen dacht' ich nach. .

Nun ist es Herbst, die Winde wehen,
Mein grünes Haupt wird dürr und kahl,
Ich muß nun balde schlafen gehen:
Gern säh' ich sie noch, sie einmal!
Möcht' mich an ihrem Auge wärmen,
An ihrer Blicke Sonnenschein:
Dann ohne Grämen, ohne Härmen,
Schlief' ich getrost und fröhlich ein.

O wenn die Vöglein wieder bauen,
Wenn sich mein Wipfel neu belaubt,
Werd' ich das Kind wohl wieder schauen,
Das mir der Herbst so früh geraubt?
Ach oder wo, auf welchen Wegen,
Wohin dann irret ihre Flucht?
Dann wo sie sei, mit ihr sei Segen,
Und holde Blüthe, reiche Frucht!

Ferdinand Raimund

ward am 1. Juni 1790 in Wien geboren; sein Vater, ein armer Drechsler, starb früh und der Knabe ward von einer ältern Schwester, die sich seiner annahm zu einem Conditor in die Lehre gethan. Er verließ denselben aber bereits 1808 und versuchte nun von innerm Drange getrieben, bei herumziehenden Schauspielern sein Glück, hatte jedoch mit großen Widerwärtigkeiten zu kämpfen, bis es ihm endlich gelang, nach mannichfaltigen Streifzügen im Jahre 1813 ein Engagement als local-komischer Schauspieler an der Josephstädter Bühne in Wien zu erhalten. Jetzt endlich brach sich sein großes Talent Bahn und fand die wohlverdiente Anerkennung. Ganz Wien jauchzte ihm, der abwechselnd auf dem Leopoldstädter, dem Josephstädter und dem Theater an der Wien als deren bedeutendster und genialster Komiker glänzte, Beifall zu, und gleiche Bewunderung wurde ihm auf seinen Kunstreisen im Auslande zu Theil. Im August 1836 hatte er das Unglück, von seinem Hunde in die Hand gebissen zu werden; tiefe Hypochondrie an der er überhaupt litt, quälte ihn mit der Idee, der Hund sei toll und ein gräßliches Schicksal harre seiner. Diese Angst steigerte sich auf das Höchste, als er bei seiner Rückkehr von einer kleinen Reise erfuhr, man habe den Hund erschossen um weiteres Unglück zu verhüten. Er eilte nun von seinem Landhause nach Wien um sich ärztlicher Behandlung zu unterwerfen; ein heftiges Gewitter, das ihn auf dem Wege überfiel, zwang ihn in Pottenstein zu übernachten. Hier überwältigten ihn seine geistigen Quälen und in einem Momente der höchsten Verzweiflung, erschoß er sich mit einem Taschenterzerol, doch gab ihm dies nicht augenblicklich den Tod und er hatte noch acht schmerzensvolle Tage zu durchleben, ehe er von seinen Leiden erlöst ward. Er starb am 5. September 1836.

Er hinterließ:

F. Raimund's sämmtliche dramatische und poetische Werke. Herausgegeben von J. N. Vogl. 4 Bde. in 8. Wien 1837. Diese enthalten:
1. Thl. Der Diamant des Geisterkönigs.
Der Alpenkönig und der Menschenfeind.
2. Thl. Meisafur's Zauberfluch. — Der Bauer als Millionair.
3. Thl. Der Barometermacher auf der Zauberinsel. — Die gefesselte Phantasie.
4. Thl. Die unheilbringende Krone. — Der Verschwender. — Lyrische und prosaische Dichtungen. — Biographie Raimund's vom Herausgeber.

In R. ist ein großes poetisches Talent durch schwere Schläge des Schicksals untergegangen. Wenn man seine nur für eine Volksbühne bestimmten dramatischen Märchen aufmerksam durchliest, so erstaunt man über die seltene Fülle großartiger und eigenthümlicher Gedanken und Bilder, die mit verschwenderischer Hand ausgestreut, oft sogar ihm achtlos entfallen zu sein scheinen, über den Reichthum der Erfindung und die feste Charakterzeichnung. Freilich konnte er nicht anders als nur mit groben Strichen skizziren, denn Höheres erlaubte der Kreis, in dem er sich bewegen mußte, nicht, aber in diesen Skizzen zeigt sich überall der geborene Meister voll tiefer, glühender Empfindung, voll schöpferischer Genialität.

Aus:

Der Alpenkönig und der Menschenfeind.

Erster Aufzug.

(Die Ouverture beginnt sanft und drückt fröhlichen Vogelgesang aus, dann geht sie in feyerlartiges Jagdgetön über, begleitet von Büchsenknall. Beim Aufziehen der Gouvrine zeigt sich eine reizende Gegend am Fuß einer Alpe, welche sich im Hintergrunde majestätisch erhebt. Im Vordergrunde, in der Mitte, zeichnet sich ein Gebüsch von Alpenrosen, rechts ein abgebrochener Baumstamm, und im Vordergrunde links ein hoher Felsen auf.)

Digitized by Google

Erste Scene.

(Ein Chor von Alpengeistern, worunter Linarius, durchaus grau, als Gemsenjäger gekleidet. Jeder eine erlegte Gemse über dem Rücken, eilt von der Alpe herab und sammelt sich im Vordergrunde.)

Chor.

Stellt die Jagd ein, lüft'ge Schützen!
Von den steilen Alpenspitzen
Steigt herab in's blum'ge Thal;
Zählt mit wilder Jägerfreude
Schnell die frisch gefällte Beute
Hier im grünen Waidmannssaal.

Zweite Scene.

Astragalus (ganz grau, gleich den übrigen Geistern, als Alpenjäger gekleidet, ein Jagdgewehr über die Schulter.) Vorige.

Astragalus.

Holla ho, ihr Jägersleute,
Seid genügsam in der Beute,
Laßt, Ihr jagdberauschten Schergen,
Ruh'n die Gemsen auf den Bergen.
Lang gedonnert haben wir
Heut' im steinigen Revier.

Linarius.

Großer Fürst, Du magst nur winken,
Und der Alpen Geister sinken
Kraftberaubet in den Staub,
Wie vor'm Sturmwind welkes Laub.
Keiner ist hier, der es wagt,
Fortzusetzen mehr die Jagd.
Doch es kann nichts Schön'res geben
Als auf Alpenspitzen schweben,
Und den Blitz vom Rohre senden,
Der Gazelle Leben enden.
Ha, wenn aus metall'nem Lauf
Krachend sich ein Schuß entladet,
Und die gold'ne Kugel d'rauf
In der Gemse Blut sich badet;
Das ist ächte Waidmannsluft,
Das erhebt des Jägers Brust!

Chor.

Das ist echte Waidmannsluft,
Das erhebt des Jägers Brust!

Astragalus.

Bei des Eismeers starren Wellen
Ihr seid wack're Jagdgesellen;
Oft soll Euch die Luft entzücken,
Doch auch And're mag's beglücken.
Denn, was wir dem Berg entwenden,
Will in's dürft'ge Thal ich senden;
In Bewohner nied'rer Hütten,
Die um karges Mahl oft bitten,
Theilet Eure Gemsen aus,
Werft sie unsichtbar in's Haus.

Linarius.

Edel ist stets Dein Beginnen,
Und wir eilen schnell von hinnen,
Um den mächt'gen Herrscherwillen
Zu verehren, zu erfüllen. —
Laßt die Hütten uns umrauschen,
Leise dem Entzücken lauschen:
Wenn sie in der Thiere Wunden
Gold'ne Kugeln aufgefunden.
Dankesperlen, die sie weinen,
Wollen wir zu Kränzen einen,
Daß sie zieren dann zum Lohn
Lieblich Deinen Alpenthron. (Alle ab.)

Dritte Scene.

Astragalus.

Wohl soll in der Geister Walten
Lieb' und Großmuth mächtig schalten,
Und ihr Wesen hoher Art,
Wo sich Kraft mit Freiheit paart,
Soll, befreit vom ird'schen Band,
Schwingen sich an Aethers Rand.
Doch, so wie's im Menschenleben
Bös'- und Gutgesinnte giebt,
Jener haßt, und Dieser liebt,
So ist's auch in Geister-Sphären,
Daß nicht All' nach Oben kehren
Ihr entkörpert Schattenhaupt;
Und bei höhern Sinn's beraubt,
Auch der Böse schaut nach Unten,
An die finstre Macht gebunden!
Und so wird der Krieg bedinget,
Der die Welt mit Leid umschlinget,
Der die Wolken jagt durch Lüfte,
Der auf Erden baut die Grüfte,
Der den geist'gen Geist entzweiet,
Der dem Hai die Kraft verleihet,
In des Meeres Bett zu wüthen,
Der dem Nordhauch schenkt die Blüthen,
Der den Sturm peitscht gegen Schiffe,
Daß zerschmettern sie am Riffe;
Der die Menschen reiht in Heere,
Daß sie zu des Hasses Ehre
Ueber ihrer Brüder Leichen
Sich des Sieges Lorbeern reichen. —
Doch ich liebe Geister-frieden,
Bin den Menschen gut hiernieden,
Hause nicht in Bergesschlünden,
Laß' in freier Luft mich finden.
Hab auf Höhen glänzend weiß,
Auf des Gletschers kühnstem Eis,
Mein krystall'nes Schloß erbaut,
Das der Sterne Antlitz schaut,
Und dort blick' aus klaren Räumen
Auf der Menschheit eitles Träumen
Mitleidsvoll ich oft herab.
Doch wenn ich am Pilgerstab
Manch' Verirrten wandern sehe,
Streig' von meiner wolk'gen Höhe
Nieder ich zum Erdenrunde,
Reich' ihm schnell die Hand zum Bunde,
Und leit' ihn mit Freundessinn
Zum Erkenntnißtempel hin. (Ab.)

Vierte Scene.

Malchen und Lischen. (Ersteres im lichtblauen Sommerkleide, einen Strohhut auf dem Haupte, läuft fröhlich voraus. Beide aber von der entgegengesetzten Seite, wo Astragalus abging.)

Malchen.

Das heißt gelaufen, wie pfeilschnell doch die Liebe macht. (Sieht sich um.) Hier ist mein theures Thal. Wie herrlich Alles blüht; heut glänzt die Sonne doppelt schön, als wäre Festtag an dem Himmel, und sie des Festes Königin. Bringt sie mir doch meinen August heut' zurück. Lischen! Lischen! Wo bleibst Du? Wie ängstlich sie sich umsieht! Was hast Du denn?

Lischen (kommt ganz verweint und sehr geschwätzig).

Aber, Sie unglückliches Fräulein, wie können Sie sich in diese verrufene, bezauberte Gegend wagen? Haben Sie nicht die wilde Jagd gehört? Heut jagt der Alpenkönig. Hätt' ich das gewußt, Sie hätten mich nicht mit vier Pferden aus dem Hause gebracht.

Malchen.

Du wolltest mit mir meinem August entgegen eilen, der heute von seiner Kunstreise aus Italien wiederkehrt? — Hier schieden wir vor drei Jahren mit bedrängtem Herzen. Du weißt, daß mein Vater schon damals unserer Liebe entgegen war, deßhalb oft in den heftigsten Zorn gerieth. Er warf ihm Talentlosigkeit in der Malerkunst vor. August, bitter gekränkt, beschloß nach Italien zu reisen, um sich nach großen Mustern zu bilden. Hier schwur er mir ewige Treue, hier haben wir uns getrennt, hier gelobten wir uns wieder zu finden. Nach seinen Briefen hat er große Fortschritte gemacht.

Lischen.

Was Kunst! Was helfen mir alle Maler von ganz Italien. In diesen Bergen haust der Alpenkönig, und wenn uns der erblickt, so sind wir verloren.

Digitized by Google

Malchen.

Ei, er wird uns nichts Leides thun.

Lischen.

Aber die Schönheit kann's kosten, und der Verlust der Schönheit geht uns Mädchen an den Hals; und wie innig ist die Schönheit mit dem Hals verbunden! Wer umhalst uns denn, wenn wir nicht mehr schön sind? Wissen Sie denn nicht, daß jedes Mädchen, das den Alpenkönig erblickt, in dem Augenblick um vierzig Jahre älter wird? Ja, sehen sie mich nur an, keine Minute wird herabgehandelt; vierzig Jahre und unsere jetzigen noch dazu — das wird eine schöne Rechnung machen. Stellen sie sich die Folgen einer so entsetzlichen Verwandlung vor. Was würde Ihr geliebter Maler dazu sagen, wenn er in Ihnen statt einer Frühlingslandschaft eine ehrwürdige Wintergegend aus der niederländischen Schule erblickte? Was würden meine Anbeter dazu sagen, wenn der Anblick dieses ungethümes meine Wangen in Falten legte, wie eine hundertjährige Pergamentrolle;

Malchen.

Wer hat Dir solche Märchen aufgebunden? Beinahe könnte ich selbst in Angst gerathen. Es giebt gar keinen Alpenkönig.

Lischen.

Nun gut, bald werde ich Sie wie meine Großmutter verehren. Folgen Sie mir, oder ich laufe allein davon.

Malchen.

So bleib nur. Mein August wird bald hier sein, die Sonne steht schon hoch. — Wie der Wind meine Locken zerstört hat, — hilf sie mir ordnen.

Lischen.

Das fehlte noch.

Malchen.

So. (Setzt sich auf den Baumstamm nieder und öffnet ihre Locken. Lischen hilft.) Ich muß mich doch ein wenig putzen, er kommt aus Italien und die Frauenzimmer sollen dort sehr schön sein.

Lischen.

Hahaha! Ich kenne in der Welt nur ein schönes Frauenzimmer. Sie werden mich verstehen?

Malchen (bezieht es auf sich).

Du bist zu galant, Mädchen.

Lischen (bei Seite).

Die glaubt, ich meine sie; wie man nur so eitel sein kann — ich meine mich.

Malchen.

So, Lischen, jetzt sind die Locken bald geordnet. Du siehst, der Alpenkönig thut uns nichts.

Lischen.

Ach, um's Himmelswillen, nennen Sie doch den abscheulichen Namen nicht. — (Geschrieh.) Es rauscht etwas im Gebüsche. Er ist's! er ist's! —(Ein Auerhahn fliegt aus dem Gebüsche auf, sie schreit) Ach! der Alpenkönig! (Läuft fort.)

Malchen (nachlaufend).

Lischen! Lischen! Was schreist Du denn? Es ist ja nur ein Vogel. Die Alberne läuft sicher nach Hause. Lischen, so hör' doch! — Da hat sie mir die Locken vollends verdorben. Wenn jetzt August käme und mich so erblickte! (Gesteht sich). Aber pfui Malchen, was ist das für eine Eitelkeit! August wird dich doch nicht deiner Locken wegen lieben. (Aergerlich) Aber warum heißen sie Locken, wenn sie nicht beständig wären, die Männer anziehen! (Sieht in Scene.) Ach, dort eilt Jemand den Hügel herauf. Wenn er es wäre!

Fünfte Scene.

August (im einfachen Reisecostüm, eine Mappe unter dem Arme). Malchen. Astragalus.

Malchen.

August, lieber August!

Astragalus.

Heisa he! da geht's ja lustig zu im Alpenthale.

August.

Gutes Malchen! Wie glücklich fühl' ich mich, Dich wieder zu sehen. Nichts soll uns nun trennen als der Tod.

Malchen.

Und mein Vater, August, der ist fast fürchterlicher als der Tod.

August.

Sorge nicht, Malchen; wenn er die Fortschritte meiner Kunst erfahren wird, wenn er sich von der Beständigkeit meiner Liebe überzeugt, so kann uns seine Einwilligung nicht entgehen. Ich will noch heute zu ihm.

Malchen.

Ach! das ist vergebens. Mein Vater spricht Niemanden außer seiner Familie, nur selten die Dienerschaft; er ist zum Menschenfeind geworden.

August.

Unmöglich! und Du rühmtest doch oft sein Herz, seine Redlichkeit!

Malchen.

Er besitzt Beides, doch Du weißt, daß mein Vater, als er noch in der Stadt den ausgebreitetsten Buchhandel hatte, um große Summen betrogen wurde. Undank und Niederträchtigkeit brachten ihn zu dem Entschluß, sein Geschäft aufzugeben, die Stadt zu fliehen und sich auf seinem gegenwärtigen Landsitze vor der Zudringlichkeit der Menschen zu verbergen. Hier liest er nun unaufhörlich philosophische Bücher, die ihm den Kopf noch mehr verwirren. Sein Mißtrauen hat keine Grenzen. Er fährt gegen jeden Menschen auf, verlangt die gleichgültigsten Dinge mit einer Art von Wuth; Niemand, selbst die Mutter nicht, kann um ihn weilen; Alles flieht und fürchtet ihn, und darum hat er Jeden im Verdacht der Untreue. Sein Menschenhaß steigt mit jedem Tage und wir fürchten für sein Leben. Deinen Namen dürfen wir gar nicht aussprechen; er weiß, daß sie meine Liebe billiget, und haßt sie darum unversöhnlich.

August.

O grausames Schicksal, warum vernichtest Du all' meine glücklichen Träume wieder? Also kann ich Dich nie besitzen, Malchen?

Malchen.

Wenn ich nur Ein Mittel wüßte, Dich zu erringen. Ach! wär' ich frei wie jener Vogel, der sich so fröhlich in der blauen Luft dort wiegt, ich zöge mit Dir durch die ganze Welt. Glückliches beneidenswerthes Thier, wer kann Dir Deine Freiheit rauben?

Astragalus (schießt den Vogel aus der Luft, man sieht ihn aber nicht fallen).

Malchen (erschrickt).

Ach!

Astragalus (immer in rauhem Ton).

Des Schützen Blei, weil Du die Frage stellst.

Malchen (blickt hinauf).

O August, sieh!

August.

Wer bist Du, grauer Wandersmann?

Astragalus.

Den Alpenkönig nennt man mich.

Malchen.

Der Alpenkönig! Weh' mir! (Sinkt ohnmächtig in August's Arme.)

August.

Was ist Dir, Malchen? Hülfe! Hülfe! Steht ihr bei.

Digitized by Google

Astragalus (lachend).

Es dürften wohl selbst Steine sich erbarmen. Hab' Mitleid, Fels, und öffne schnell Dein Herz. (Stößt mit dem Kolben des Gewehres auf den Fels; der Fels öffnet sich; man sieht einen kleinen Wasserfall, der über Rosen sprudelt, an dem zwei Genien lauschen. Sie fangen mit goldenen Muscheln Wasser auf der Quelle und besprengen Malchen damit.) Erwache, Thörin, die Flügel wünscht und so die Erde höhnt!

August.

Sie schlägt das Auge auf! Wie ist Dir, Malchen?

Malchen.

Ach! ich habe den Alpenkönig erblickt, jetzt bin ich gewiß um vierzig Jahre älter geworden. Erkennst Du mich noch August?

August.

Träumst Du? Was hast Du?

Malchen.

Falten habe ich, lieber August, viele tausend Falten. Ich muß entsetzlich aussehen, sieh mich nur nicht an.

August.

Was fällt Dir ein! Du bist so schön, als Du immer warst.

Malchen.

Schön wäre ich, gewiß? Und hätte keine Falten? — Nein, eine solche Angst habe ich in meinem Leben noch nicht ausgestanden.

August.

Und warum?

Malchen.

Nun, Lischen sagte mir: ein Mädchen, das den Alpenkönig erblickt, würde um vierzig Jahre älter werden.

Astragalus (tritt vor).

So sagte sie?

Malchen.

Ach, da ist er schon wieder. (Verhüllt das Gesicht.)

Astragalus.

Seid ohne Furcht und horcht, was Alpenkönig spricht:
Schon zweimal sah ich Eurer Herzen Brand
Wie Morgenroth auf Silberschnee erglühen,
Und Thränen, edler Sehnsucht nur verwandt.
Leidkündend über Eure Wangen ziehen,
Und weil mich das so innniglich erfreut,
Daß ihr so seltsam treu noch denkt,
Hab' ich Euch meine Fürstengunst geweiht
Und Eure Lieb' mit meinem Schutz beschenkt.
(Zu Malchen.)
Ich weiß um Deines Vaters Menschenhaß,
Hab' ihn belauscht, wenn er den Wald durchrannte
Mit Ebersgrimm, auf Bergesgipfel saß
Und seinen Fluch nach allen Winden sandte.
Doch laßt darum den treuen Wahn nicht sinken;
Erkennen wird mit seinem Wahnsinn rechten,
Die Sterne werden bald zur Brautnacht winken,
Und Alpenkönig wird den Kranz Dir flechten. (Ab.)

Sechste Scene.

August. Malchen.

Malchen.

Hast Du gehört, August? Ist's ein Traum? Wir sollen glücklich werden!

August.

Wir wollen seinem Worte glauben, und obwohl ich sein Dasein für ein Märchen hielt, muß ich es für wahr halten, wenn ich nicht ungerecht gegen meine Sinne handeln will.

Malchen.

Komm, wir wollen meiner Mutter Alles erzählen. Laß uns vertrauen auf den Alpenkönig, er scheint nicht bös' zu sein, ich habe ihm auch dreist in's Auge geblickt, und es hat mir nichts geschadet; nicht wahr, lieber August! ich bin um gar nichts älter geworden?

August.

Mein liebes Malchen, seit ich Dich wiedersehe kaum um eine Stunde.

Malchen.

Um eine Stunde nur? (Ihm sanft in's Auge blickend.) Nun, eine Stunde kann ich schon verschmerzen, und es war eine glückliche, denn ich habe sie mit Dir verlebt. (Beide Arm in Arm ab).

Siebente Scene.

(Zimmer auf Rappeltopf's Landgute.)

Sabina. Sebastian. Dienerschaft. Sophie.

Chor.

Euer Gnaden sind so gütig,
Dennoch halten wir's nicht aus;
Unser Herr ist gar zu wüthig,
Und das treibt uns aus dem Haus.
Niemand kann bei ihm bestehen,
Und wir wollen alle gehen.

Sophie.

Seit ruhig, Leute, versetzt Euren Dienst nur kurze Zeit noch, es wird sich vielleicht bald Alles ändern. Geht an Eure Arbeit. Wenn mein Mann herüber käme — ich bin in Todesangst!

Sebastian.

Warum? Er soll's wissen, wir können's nicht mehr länger aushalten mit ihm.

Sophie.

Es wird sich Alles ändern, ich habe an meinen Bruder in Venedig geschrieben, ihm die Seelenkrankheit meines Mannes und die üblen Folgen derselben vorgestellt; er wird vielleicht noch heute ankommen, um Alles zu versuchen, seinen Menschenhaß zu heilen, (seufzt) oder mich von meinem Manne zu trennen.

Sebastian.

Es wäre die höchste Zeit. Euer Gnaden sehen sich gar nicht mehr gleich. Drei Weiber hat er schon umgebracht! Er ist ja ein völliger blauer Bart.

Achte Scene.

Habakuk. Vorige.

Sophie.

Ah, Habakuk! wo ist mein Mann! Ist Malchen nach Hause gekommen?

Habakuk.

Der gnädige Herr ist schon wieder im Gartenzimmer, er hat sich selbst seinen Schreibtisch und Stuhl hinübergetragen, und geht mit sieben Ellen langen Schritten auf und ab. Ich versichere Euer Gnaden, ich war zwei Jahre in Paris, aber ein solcher Herr ist mir nicht vorgekommen.

Sabina (im schwäbischen Dialekt).

Nu, da habe wir's, jetzt trau' ich mich nicht in den Garte hinaus, er hat den Schlüssel von der Hofgartethür abgezogs, ich kann nicht koche.

Sophie.

Nun, so geh' Sie durch das Gartenzimmer.

Sabina.

Ja, wer traut sich denn hinein, wenn der Herr darinne *ist*? Da geh' ich eher zu einem Leopard in die Falle — er jagt ja *Alles* hinaus. Wenn er in die Küche kommt, so wär's nothwendig, ich schliefe unter dem Herd.

Digitized by Google

Habakuk.

Nun ja, da giebt's schon Schwaben genug.

Sebastian.

Mich kann er gar nicht leiden, ich muß mich immer unter's Heu verstecken.

Sophie.

Aber er beschenkt Euch doch so oft.

Sabina.

Ja, aber wie? Nachdem er uns alle möglichen Grobheiten gesagt hat, wirft er Einem das Geld vor die Füße.

Habakuk.

O, da ist er noch in seinem besten Humor; aber neulich nimmt er seine goldene Uhr, ich glaubte, er würde mir ein Präsent damit machen, aber er wirft sie mir an den Kopf. Das sind Berührungen, in die man nicht gern mit seiner Herrschaft kommt. Ich war zwei Jahre in Paris, aber das hab' ich nicht erlebt. Zu was brauch' ich zwei Uhren? Ich habe meine Uhr im Kopf, aber am Kopf' brauch' ich keine.

Sabina.

Kurz, in dem Hauf' ist nichts zu mache. Wenn man nicht einmal in den Garte kann —

Habakuk.

Wie soll man da auf einen grünen Zweig kommen?

Alle.

Ja, wir wollen Alle fort!

Sophie.

Also wollt ihr Eure Frau, die Euch immer so menschenfreundlich gewogen war, so plötzlich verlassen, da Ihr doch seht, daß sowohl ich, als meine Tochter eine gleiche Behandlung zu dulden haben? Ich kann Euch nicht fortlassen, weil heute oder morgen mein Bruder ankommt, der Vieles über meinen Mann vermag. So lange müßt Ihr die Launen Eures Herrn noch ertragen.

Alle.

Es geht nicht, Euer Gnaden, es ist nicht auszuhalten.

Sophie.

Kann dies Geschenk Euch vermögen — (giebt Jedem einige Silberstücke).

Alle.

Ach, wir küssen die Hand, Euer Gnaden!

Sebastian.

Wir werden sehen, ob wir auskommen können mit ihm.

Habakuk.

So lang' wir mit dem Gelde auskommen, kommen wir schon mit ihm auch aus.

Sabina.

Und wisse Euer Gnaden, er wär' gar nicht so übel, der Herr —

Sebastian.

Ach, gar nicht, wenn er nur anders wär'!

Habakuk.

Freilich, das ist der einzige Umstand.

Sophie.

Doch jetzt geht beruhigt an Eure Geschäfte.

Alle.

Gleich, gnädige Frau. (Ab.)

Sebastian (das Geld wiegend).

Euer Gnaden sind eine gescheite Frau. Ich sage immer, Euer Gnaden sind einmal Kutscher gewesen, weil Euer Gnaden so gut wissen, daß man einen Wagen schmieren muß, wenn er fahren soll. (Ab.)

Sabina (küßt ihr die Hand).

Eine Frau, die man in der ganzen Welt suche darf. (Ab.)

Habakuk.

Ich versichere Euer Gnaden, ich war zwei Jahre in Paris, aber ein Herz, wie Euer Gnaden zu haben belieben, das ist wirklich, wie man auf französisch sagt: nouveau!

Neunte Scene.

Sophie. Habakuk. Lischen.

Sophie.

Nun endlich seid Ihr zurück. Wo ist Malchen? Ist August angekommen? Haben sie sich getroffen!

Lischen.

Von allen dem weiß ich keine Silbe, gnädige Frau, ich weiß nichts, als daß der Mädchen verfolgende Alpenkönig eine Jagd gegeben hat, daß mich an dem Ort des Rendezvous eine Angst befallen hat, und daß ich über Hals und Kopf zurückgelaufen bin.

Sophie.

Und Malchen?

Lischen.

Wollte ihren August erwarten, und war nicht zu bewegen, mit zurück zu gehen.

Sophie.

Aber wie kann Sie sich unterstehen, meine Tochter allein zu lassen, Sie leichtsinnige Person, der ich mein Kind anvertraut habe. Ich muß nur gleich Leute hinaussenden. Wenn ihr ein Unglück widerführe! O Himmel! Angst und Sorge überall.

Lischen.

Aber gnäd'ge Frau —

Sophie.

Geh' Sie mir aus den Augen. (Eilig ab.)

Zehnte Scene.

Lischen. Habakuk.

Lischen (äußerst zornig).

Nein, das ist nicht zum Aushalten. Das Haus ist ja eine wahre Folterbank. Die Dienstleute so herabzusetzen!

Habakuk.

Es ist aber auch ein Volk! Ich bin nur ein Bedienter, aber wenn ich mein eigener Herr wäre, ich jagte mich selber fort.

Lischen.

Mich eine Person zu heißen.

Habakuk.

Solche Personalitäten!

Lischen.

Schweig' Er! Wenn ich nur diesen langweiligen Menschen nicht mehr vor mir sehen dürfte.

Habakuk (bei Seite).

Ich bin kein Menschenfeind, aber ich habe einen Stubenmädelhaß! — Was mir diese Person zuwider ist, bloß weil sie's nicht glauben will, daß ich in Paris gewesen bin. (Vorlaut) Geschieht Ihr schon recht, Mamsell Lise!

Digitized by Google

Lischen.

O erbärmlicher Wicht! Er verdient gar nicht, daß sich ein Stubenmädchen von meiner Qualität mit Ihm unter Einem Dache befindet.

Habakuk.

O prahle Sie nicht mit ihrer Stubenmädelschaft. Ich versichere Sie, ich war zwei Jahre in Paris, da gibt es Stubenmädel — wenn man die in's Deutsche übersetzen könnt', das gäb eine Stubenmädlade, woran sich die ganze hiesige Kammerjungferschaft spiegeln könnte.

Lischen.

Er zwei Jahre in Paris gewesener Einfaltspinsel, Er kommt mir gerade recht. Wenn er sich noch einmal unterstehet, Seine unverschämte Zunge zu meinem Nachtheile zu bewegen, so werd' ich Seinen Backen Krieg erklären, und Ihm den Beweis liefern, auf was für eine Art ein deutsches Kammermädchen die Ehre ihres Standes zu rächen weiß. (Giebt ihm eine Ohrfeige, und geht schnell ab.)

Habakuk (hält sich die Wange).

Nein, was man in dem Hause Alles erlebt; ich war zwei Jahre in Paris, aber so etwas (hält sich im Abgehen die Wange) ist mir noch nicht vor's Gesicht gekommen.

Eilfte Scene.

(Kürzeres Zimmer. Links die Eingangsthüre, rechts führt eine Glasthüre nach dem Garten. Auf dieser Seite befindet sich ein altmodischer Tisch und Sessel. Links an der Wand neben der Thüre ein hoher Spiegel. Neben der Gartenthür ein Secretär. An der Hinterwand, in der Mitte, ist ein Kasten, über demselben ein Bild, einen Baren in seiner Höhle vorstellend, in goldenem Rahmen.)

Rappelkopf.

(kommt in heftiger Bewegung zur Glasthüre herein, sein ganzes Wesen ist auffahrend. Er steht die Menschen nur auf Augenblicke, oder mit Seitenblicken an, und wendet sich schnell, entweder erzürnt oder verächtlich, von ihnen ab.)

Lied.

Nein, das kann nicht mehr so bleiben,
S' ist entsetzlich, was sie treiben!
In's Gesicht werd' ich belogen,
Hinter'm Rücken frech betrogen.
'S Geld muß ich am End' vergraben,
Denn sie stehlen wie die Raben.
Ich hab' keinen Kreuzer Schulden,
Baare hunderttausend Gulden,
Und doch wird mir's noch zu wenig;
Es thät' Noth, ich würd' ein König!
Meine Felder sind verhagelt,
Meine Schimmel sind vernagelt,
Meine Tochter — wie betrübt —
Ist das ganze Jahr verliebt.
Alle Tage das Gewinsel
Um den Maler, um den Pinsel,
Der kaum hat ein Renommée,
Und vom Gelde kein' Idee.
Und mein Weib, bei allen Blitzen!
Will die Frechheit unterstützen;
Sagt, er wär' ein Mann zum Küssen,
Wie die Weiber das gleich wissen.
Und das soll mich nicht verdrießen?
Ja, da möcht' man sich erschießen!
Und statt daß man mich bedauert,
Wird auf meinen Tod gelauert;
Und so sind sie Alle, Alle,
Ich zerberste noch vor Galle!

Es ist aus: die Welt ist nichts als eine Belladonna; ich habe sie gekostet, und bin toll davon geworden. Ich habe Aufrichtigkeit angebaut, und es ist Falschheit hervorgewachsen. Schändlich! Ich bin auf dem Punkte, durch meinen eigenen Schwager zum Bettler zu werden. Er hat mich überredet, mein Vermögen einem Handlungshause in Venedig anzuvertrauen, das jetzt dem Sturze nahe sein muß. Ich erhalte keine Interessen, keine Briefe von meinem heuchlerischen Schwager, der vielleicht im Bunde steht mit dem betrügerischen Volke. Und so täuscht mich Alles! Alles! Darum will ich nun auch Allen fluchen!

Das ist der vorsicht'ge, weit gehetzte Hase,
Mit der vom Unglück zerstoßenen Nase,
Mit dem millionenmal verwundeten Schädel,
Das ist mein Mann, den behandl' ich edel.

Ich hab' zuviel ausgestanden in der Welt, ich kanns beweisen, ich habe vier Atteſtate, denn ich habe das vierte Weib. Und was für Weiber, eine Jede hat eine andere Untugend gehabt. Die Erste war herrschsüchtig, wollte eine Königin spielen, bis ich als Treffkönig aufgetreten bin. Die Zweite war eifersüchtig bis zum Wahnsinn; wie sich nur eine Fliege auf meinem Gesichte blicken ließ — pump! sie hat sie erschlagen. — Das waren zwei Ehen, da kann man sagen: Schlag auf Schlag. Die Dritte war mondsüchtig; wenn ich mit ihr reden wollte, saß sie oft auf dem Dache. Jetzt frag' ich einen Menschen, ob das zum Aushalten war? Aber sie haben doch behauptet, sie könnten mit mir nicht leben und sind aus lauter Bosheit gestorben. Bin aber nicht klug geworden, hat mich die Höllenluft angewandelt, eine Vierte zu nehmen. Eine Vierte, die viermal so falsch ist, als die andern Drei; die mein Kind im Ungehorsam unterstützt; den Maler protegirt den Maler, der vor Hunger alle Farben spielt; nichts, als mit der Dienstbotenbrut Complotte macht gegen ihren Herrn und Meister. (Sieht wer bald offenen Eingangsthür hinaus.) Aha, da schleicht das Stubenmädchen herum, die hat sicher wieder eine Betrügerei im Kopfe. Wie hat' ich das Geschöpf! ich werde sie aber doch herein rufen, um sie auf eine feine Art auszuforschen. — He, Lischen! (Schreit.) Herein!

Zwölfte Scene.

Rappelkopf. Lischen.

Lischen (tritt furchtsam herein).

Was befehlen Euer Gnaden?

Rappelkopf (immer barsch).

Ich hab' etwas zu reden mit Ihr.

Lischen (erschrickt).

Mit mir? (Bei Seite) Nun, das wird eine schöne Conversation werden. Was er schon für Augen macht!

Rappelkopf (bei Seite).

Ich werde alle möglichen Feinheiten aufbieten. (Roh.) Da geh' Sie her!

Lischen (nähert sich verzagt).

Rappelkopf (betrachtet sie verächtlich vom Kopf bis zu den Füßen).

Infame Person!

Lischen.

Aber, Euer Gnaden —

Rappelkopf.

Was Gnaden, nichts Gnaden! Schweig Sie still und antworte Sie.

Lischen.

Das kann ich ja nicht zugleich.

Rappelkopf.

Sie kann Alles. Es ist kein Betrug, der Ihr nicht möglich wäre. Sie ist eine Mosaik aus allen Falschheiten zusammengesetzt. (Bei Seite) Ich muß mich zurückhalten, damit ich nicht unhöflich mit ihr rede.

Lischen (weinend).

Aber wer wird sich denn solche Impertinenzen sagen lassen?

Rappelkopf (heftig).

Sie, Sie wird sich's sagen lassen und wird keinen Laut von sich geben. Was hatte Sie für eine Betrügerei vorgehabt? Sie wollte mich bestehlen.

Lischen (heftig).

Nein!

Rappelkopf.

Was denn?

Digitized by Google

Lischen (faßt ſich).

Ich will mich empfehlen (Will fort).

Rappelkopf (nimmt ein Jagdgewehr).

Nicht von der Stelle, oder ich ſchieße Sie nieder

Lischen (ſchreit).

Hülfe! Hülfe!

Rappelkopf.

Nicht mucken! Antwort: Warum hat Sie ſo verdächtig herumgeſtehen? Was iſt im Werke?

Lischen.

Himmel, wenn es losgeht!

Rappelkopf.

Nutzt nichts, losgehn muß etwas, entweder Ihr Maul oder die Flinte.

Lischen.

Ach, was ſoll ich denn mein Leben riskiren. (Kniet nieder.) Lieber Herr, ich will Alles bekennen.

Rappelkopf.

Endlich kommt's an den Tag!

Lischen.

Ich habe gelauſcht, ob das Fräulein noch nicht aus dem Alpenthal zurückkommt; die gnädige Frau hat mich ausgezankt, weil ich nicht bei ihr geblieben bin, zumal ſie ihren Liebhaber erwartet, der heute ankommt. Die gnädige Frau iſt mit ihr einverſtanden; doch weil ſie mich mißhandelt hat, ſo verrathe ich ſie.

Rappelkopf.

Entſetzlicher Betrug! O, falſche Niobe! Und Sie niedrig denkende Perſon, Sie wagt es, Ihre Frau zu verrathen, der Sie ſo viel Dank ſchuldig iſt? Menſchenbrut, ausgeartetes Geſchlecht! Aus meinen Augen, undankbare Creatur! Ich will nichts mehr von Ihr wiſſen.

Lischen.

Aber was hätt' ich denn thun ſollen?

Rappelkopf.

Schweigen hätt' Sie ſollen.

Lischen.

Dann hätten mich Euer Gnaden ja erſchoſſen.

Rappelkopf.

Iſt nicht wahr, es iſt nicht geladen. Betrug für Betrug.

Lischen.

So hab' ich alſo dieſe Angſt umſonſt ausgeſtanden? Das iſt abſcheulich!

Rappelkopf.

Nein, nicht umſonſt, Du Krokodill von einem Stubenmädchen, Du ſollſt eine Menge dafür haben. Meine Verachtung, meinen Haß, meine Verfolgung und Deinen Lohn. (Wirft ihr einen Beutel vor die Füße.) Nimm's und geh' aus meinem Haus. Mach' Dich zahlhaft oder ich zahl' Dich auf eine andere Art aus. So nimm's! Warum nimmſt Du es denn nicht?

Lischen.

O ich werd's ſchon nehmen. (Denkt nach.) Gnädiger Herr!

Rappelkopf.

Was denkſt Du denn nach, Du Viper? Nimm und ruf' Deine Frau.

Lischen (ſchnell auf die Gartenthür deutend).

Dort iſt ſie ja.

Rappelkopf (ſchießt ſchnell gegen die Gartenthür).

Wo iſt ſie? Wo? Her mit ihr!

Lischen (hebt ſchnell den Beutel auf).

Das iſt ein alter Narr. (Läuft ab.)

Dreizehnte Scene.

Rappelkopf (ſieht ihr nach).

O Ihr Welten, ſtürzt zuſammen! Dieſes weibliche Inſekt wagt es, mich zum Beſten zu haben? O Rappelkopf! Wie falſch dieſe Menſchen mit mir ſind! Und ich bin ſo gut mit ihnen! Ha! — Dort kommt mein Weib. Entſetzlicher Anblick! Meine Haare ſträuben ſich zu Berge, ich muß ausſehn wie ein Stachelſchwein.

Vierzehnte Scene.

Rappelkopf. Sophie.

Sophie (gelaſſen).

Was willſt Du denn, lieber Mann?

Rappelkopf.

Dich will ich! Aus der geſammten Menſchheit Dich, und von Dir mein Fleiſch und Blut, mein Kind! Wo iſt meine Tochter?

Sophie (verlegen).

Sie iſt nicht zu Hauſe.

Rappelkopf (ſehr heftig).

Nun alſo, wo iſt ſie? wo?

Sophie.

So ſei nur nicht ſo heftig.

Rappelkopf.

Jetzt ſoll ich heftig ſein — und ich bin ganz erſtaunt über meine Gelaſſenheit. Im Walde iſt ſie? Alſo auch mein Kind iſt verloren für mich!

Sophie.

Nu, nu, in dem Walde iſt ja kein Bär.

Rappelkopf.

Aber ein junger Herr! Alſo die Geſchichte iſt noch nicht aus mit dieſem Maler?

Sophie.

Und darf nicht aus ſein, denn das Glück und die Ruhe Deiner Tochter ſtehen auf dem Spiele. Sie wird ihn ewig lieben.

Rappelkopf.

Und ich werd' ihn ewig haſſen.

Sophie.

Was haſt Du an dem Menſchen auszuſetzen?

Rappelkopf.

Nichts, als daß er einer iſt.

Sophie.

Was haſt Du gegen ſeine Kunſt einzuwenden?

Rappelkopf.

Alles. Ich haſſe die Malerei, ſie iſt eine Verleumderin der Natur, weil ſie ſie verkleinert. Die Natur iſt unerreichbar, ſie iſt ein ewig blühender Jüngling, und Gemälde ſind geſchmückte Leichen.

Digitized by Google

Sophie.

Ich kann Deine Anſichten nicht billigen und darf es nicht. Meine Pflicht verbietet es.

Rappelkopf.

Weil Du Dir die Pflicht auferlegt haſt, mich zu haſſen, zu betrügen, zu belügen et caetera. (Wendet ſich von ihr ab.)

Sophie.

So blick' mich doch nur an!

Rappelkopf.

Nein, ich habe meinen Augen jedes Rendezvous mit den Deinigen unterſagt. Aus meinem Zimmer!

Sophie (empört).

Du wendeſt mir den Rücken zu?

Rappelkopf.

In jeder Hinſicht, weil Du Alles hinter meinem Rücken thuſt, ſo red' auch mit mir hinter meinem Rücken. Ich bin kein Janushaupt, ich hab' nur ein Antlitz; aber wenn ich hundert hätte, ſo würd' ich ſie alle von Euch abwenden. Darum befreit' mich von Deiner Gegenwart. Hinaus, Ungeheuer!

Sophie.

Mann! ich warne Dich zum letztenmale. Dieſe Behandlung hab' ich weder verdient, noch darf ich ſie länger erdulden, wenn ich nicht die Achtung vor mir ſelbſt verlieren ſoll. Niemand iſt Deines Haſſes würdiger, als Dein Betragen, es iſt ein Feind, der ſich in ſeinem eig'nen Hauſe bekriegt. Doch es iſt wirklich hohe Zeit, daß ich mich entferne, damit ich mich nicht durch den Wunſch verſündige, der Himmel möge Dich von einer Welt befreien, die Deinem liebeleeren Herzen zur Laſt geworden iſt, und in der Du keine Freude mehr kennſt, als die Qual Deiner Angehörigen. (Geht erzürnt ab).

Fünfzehnte Scene.

Rappelkopf.

Das iſt eine ſchreckliche Perſon. So iſt Alles gegen mich und ich thue Niemanden etwas. Wenn ich auch manchmal in die Hitze komme, es iſt eine felt'ne Sache — wenn ich ausgeredet habe, ich weiß kein Wort mehr, was ich geſagt habe. Aber dieſe Menſchen ſind boshaft, ſie könnten mich vergiften. Und dieſes Weib, gegen das ich eine ſo ausſpeiſchenswerthe Liebe hatte, iſt im Stande, mich ſo zu hintergehen. Und doch fordert es Vertrauen. Woher nehmen? Wenn ich nur Einen wüßt', der mir ein's leihte, ich wollte ihm dafür den ganzen Reichthum meiner Erfahrungen einſetzen. (Stellt ſich an die Gartenthüre.) Dieſer Garten iſt noch meine einzige Freude. Die Natur iſt doch etwas Herrliches. Es iſt Alles ſo gut eingerichtet. Wie dieſe Raupen dort wieder den Baum abfreſſen. Dieſes kriechende Schmarotzergeſindel! (Sich boshaft freuend.) Freßt nur zu, nur zu! bis nichts mehr da iſt, nachher wieder weiter um ein Haus. Bravissimo! (Bleibt mit verſchlungenen Armen in dem Anblick verſunken ſtehen.)

Sechzehnte Scene.

Rappelkopf. Habakuk.

Habakuk
(tritt zur Gingangsthür herein, ein Küchenmeſſer in der Hand).

Jetzt wollen wir's probiren. (Sieht Rappelkopf, erſchrickt.) Sappermerl, da ſteht er jetzt vor der Gartenthür. Wie kann ich nun hinein? Ich getraue mich nicht vorbei, er iſt capabel und vergißt ſich. — Ah, was kann denn mir geſchehen? Ich war zwei Jahre in Paris. — Euer Gnaden erlauben, daß ich —

Rappelkopf
(kehrt ſich ſchnell um und erſchrickt).

Habakuk (erſchrickt ebenfalls).

Rappelkopf.

Was iſt's? Was will Er?

Habakuk (für ſich).

Da haben wir's. (Verſteckt das Meſſer unwillkürlich).

Rappelkopf
(packt ihn an der Bruſt).

Was willſt Du hier? Warum erſchrickſt Du?

Habakuk.

Euer Gnaden verzeihen, ich habe —

Rappelkopf.

Was haſt Du? Ein ſchlechtes Gewiſſen haſt Du. Was verſteckſt Du denn da? An's Licht damit!

Habakuk (zeigt es vor).

Ich verſtecke gar nichts, Euer Gnaden, es iſt ein Küchenmeſſer.

Rappelkopf (prallt entſetzt zurück).

Himmel und Hölle! Der Kerl hat mich umbringen wollen.

Habakuk.

Warum nicht gar —

Rappelkopf.

Den Augenblick geſteh'. (Packt ihn und entreißt ihm das Meſſer.) Iſt dieſes Meſſer für mich geſchliffen?

Habakuk.

Ah, wie können Euer Gnaden ſo was glauben. Ich hab' nur fragen wollen —

Rappelkopf.

Ob Du mich umbringen darfſt?

Habakuk.

Warum nicht gar! Da würde man Euer Gnaden erſt lange fragen.

Rappelkopf.

O, Du ſchändlicher Verräther!

Habakuk.

So laſſen ſich Euer Gnaden nur berichten —

Rappelkopf.

Keine Entſchuldigung. Hinaus mit Dir!

Habakuk.

Er läßt einem nicht zu Wort kommen. (Laut) Euer Gnaden müſſen mich hören. (Will auf ihn zu.)

Rappelkopf (hält einen Stuhl vor).

Unterſteh' Dich und komme mir auf den Leib! Ich glaub', Er hat noch ein Paar Meſſer bei ſich.

Habakuk.

So unterſuchen mich Euer Gnaden ins Teufelsnamen!

Rappelkopf (packt ihn wieder).

Das will ich auch — Geſteh' es, Bandit, wer hat Dich gedungen?

Habakuk.

Ich verſteh' Euer Gnaden gar nicht.

Rappelkopf.

Ich will wiſſen, wer dieſe Schreckensthat veranlaſſen wollte.

Habakuk.

Mein Himmel, die gnädige Frau befahl mir —

Digitized by Google

Rappelkopf.

Genug! Ich brauch' nichts mehr zu wissen. (Habakuk will reden, Rappelkopf schreit.) Nichts mehr! Entsetzlich! Mein Weib will mich ermorden lassen! (Sinkt in einen Stuhl und verhüllt sein Gesicht.)

Habakuk (für sich).

Ach, das ist schrecklich! Ich habe einen Cichorie ausstechen sollen, und er glaubt, ich will ihn abstechen. Ach, das ist schrecklich!

Rappelkopf.

Ja, es ist schrecklich! Es ist entsetzlich! Es ist das Unmenschlichste, was die Weltgeschichte aufzuweisen hat. (Nimmt den Stuhl.) Hinaus, Du Mörder, Du Abällino, Du Ungeheuer in des Satans Livre.

Habakuk.

Aber Euer Gnaden —

Rappelkopf.

Hinaus mit Dir!

Habakuk.

Nein, ich war —

Rappelkopf (wüthend).

Hinaus, sag' ich, oder — (jagt ihn hinaus).

Habakuk (schon vor der Thüre, schreit).

Ich war zwei Jahre in Paris, aber das habe ich noch nicht erlebt. (Ab.)

Siebzehnte Scene.

Rappelkopf.

Es ist vorbei, ich bin unter meinem eigenen Dache des Lebens nicht mehr sicher.

Drum hinaus, nur hinaus,
Doch vorher will ich mich rächen,
Alle Meubel hier zerbrechen,
Gleich zuerst nehm ich beim Schößel
Diesen vierzigjähr'gen Sessel,
Auf dem meine Weiber saßen,
Die mein Lebensglück mir fraßen.
Ja, Dich tret' ich ganz zu Schanden.
(Zertritt den Stuhl.)

So, der hat es überstanden!
Auch den Tisch, an dem ich Briefe
Voll Gemüth und treuer Tiefe
Einst an falsche Freunde schrieb,
Spalte ich auf einen Hieb.
(Schlägt in den Tisch.)

Und der weltverführ'nde Spiegel,
Der Verderbtheit blankes Siegel,
Dieser Abgott aller Schönen,
Dem die eitlen Narren fröhnen,
Wo sie stehen, wo sie gaffen,
Und sich putzen wie die Affen,
Mienen ziehen, Knixe machen,
Weißer Zähne willen lachen;
O Du truggeschliff'ner Räuber,
Der Verführer eitler Weiber —
O Du niedrige Lappalie
Wart, Dir lief' ich jetzt Bataille!
Warum zeigst Du mir dies wilde,
In dem helloplirten Schilde
Boshaft grinsende Gesicht?
Ich ertrag' es länger nicht!
(Zerschlägt den Spiegel mit geballter Faust.)

So, da liegt er jetzt, der Held
Und sein Harnisch ist zerschellt!
(Befreit seine Hand.)

Au! der glänzende Betrüger
Hat verwundet seinen Sieger;
Doch ich mach' mir gar nichts d'raus,
Fließ' ein Eimer Blut heraus!
(Oeffnet den Schreibtisch und nimmt Briefe aus demselben.)

Auch die Briefe voll von Lieb',
Die im Wahnsinn ich einst schrieb,
Die zerreiß' ich Alle hier,
'S ist nur Schad' um das Papier.
(Zerreißt sie und streut sie auf den Boden; nimmt Geldrollen und Geldbeutel aus einer Chatouille.)

Nur das tiefgehaßte Geld,
Die Maitresse dieser Welt,
Das bewahr' ich mir allein,
Das muß mit, das steck' ich ein.
(Steckt es schnell in die Taschen.)

Nun, Ihr Hunde, Ihr vier Wände,
Die Ihr lauert auf mein Ende,
Warum starrt Ihr mich so an?
Bin ich nicht ein ganzer Mann?
Euch kann ich zwar nicht zerschlagen,
Doch ich will Euch etwas sagen,
Ich flieh' in den Wald hinaus
Und komm' nimmermehr nach Haus!
(Läuft wüthend ab.)

Achtzehnte Scene.

(Das Innere einer Köhlerhütte. Rußige Wände.)

(Salchen am Spinnrocken. Hänschen, Christoph, Andres sitzen am Tische; Marthe an einer Wiege, in der ihr Kind liegt. Unter'm Tisch ein großer Hund, auf dem Tisch eine Katze, mit welcher die Knaben spielen. Im Hintergrunde zwei schlechte Betten, in einem liegt die kranke Großmutter, in dem andern der betrunkene Christian.)

Quintett.

Salchen (fröhlich).

Wenn ich an meinen Franzel denk',
Rascher fließt mein Blut;
S' Herzel, das ich ihm nur schenk',
Schöpft frohen Muth.

Die drei Kinder.

He, Mutter, gib zu essen her,
Der Hunger thut gar weh!

Salchen.

Das Hungern fällt mir gar nicht schwer,
Wenn ich mein Franzel seh'.
Wenn ich an meinen Franzel denk'
Rascher fließt mein Blut,
S' Herzel, das ich ihm nur schenk',
Schöpft frohen Muth.

Die drei Kinder.

Mutter, gib uns Brod!

Christian
(mit lallender Stimme).

Ha, Ihr Rangen, seid gleich stille!
Schlag' Euch wahrlich todt!

Marthe (ruft).

Still!
(Das Kind schreit, die Katze miaut, der Hund bellt dazwischen.)
(Die erste Melodie fällt wieder ein.)

Salchen.

Franzel ist gar schmuck und fein,
Singt den ganzen Tag,
Daß er mich nur ganz allein
Und kein' And're mag.

Die drei Kinder.

Wenn wir nicht bald Essen kriegen,
Gehen wir zu Grund!

Digitized by Google

Salchen.

Weckt das Kind nicht in der Wiegen,
Spielet mit dem Hund.
Mein Franzel ist gar schmuck und fein,
Singt den ganzen Tag,
Daß er mich nur ganz allein,
Und kein' And're mag.

Die drei Kinder.

Mutter! Mutter! Brod!

Christian.

Wenn Ihr nicht die Mäuler halt't,
Schlag' ich Euch noch todt!

Marthe.

Still!
(Das Kind schreit wieder, die Katze miaut, der Hund bellt wie vorhin.)

Marthe.

Still seid, Ihr ausgelassenen Buben!

Hänschen (weinerlich).

Mutter, mein Brod.

Salchen.

Ist kein's da, Holzbirn eßt.

Marthe.

Und macht keinen solchen Lärm, Euer Vater ist krank.

Andres.

Was fehlt ihm denn?

Marthe.

Den Schwindel hat er. (Für sich.) Man darf's den Kindern nicht einmal sagen.

Christoph.

Der Vater hat so viele Kohlen verkauft —

Andres.

Und hat kein Geld zu Haus gebracht. Nichts als einen Schwindel.

Salchen.

Was geht das Euch an?

Andres.

Weil wir hungrig sind. Ich weiß schon, warum wir so wenig zu essen kriegen, weil der Vater so viel trinkt.

Salchen.

Ihr häßlichen Buben! Habt gar keinen Respect vor Eurem Vater.

Christian.

Wart, ich will Euch — (will auf und taumelt.)

Marthe.

Liegen bleib! (Drängt ihn zurück ins Bett.)

Andres.

Er kriegt schon wieder den Schwindel.

Alle drei Buben (lachen).

Haha! Der Vater kann nicht g'rad' steh'n!

Marthe.

Ob Ihr aufhört! Nein, wie hat mich der Himmel gestraft! (Das Kind schreit, zu Salchen.) Auf's Kind schau! (Salchen wiegt.) Ein Haus voll Kinder und so einen leichtsinnigen Mann. Kein Pfennig Geld im Hauf — (Die Großmutter niest.) Hör' die Mutter mit'n Niesen auf, man hört sein eig'nes Wort nicht.

Die drei Kinder.

Aha, das ist ein Spaß!

Andres.

Die Mutter ist zornig, haha!

Marthe.

Die Galle bringt mich noch um! Heilloser Bub', Du, ich will Dich Deine Mutter auspotten lehren! (Nimmt ihn beim Kopf und schlägt ihn.)

Andres (schreit.)

Au weh! (Weint.)

Salchen
(springt herzu und hält sie ab).

Nun ist's genug, Mutter!
(Die zwei andern Buben verkriechen sich unter'm Tisch zum Hund.)
(Das Kind in der Wiegl schreit.)
(Die Großmutter im Bett streckt die Arme heraus und niest.)
(Der Hund bellt.)
(Die Katze springt davon.)
} Alles zugleich.

Neunzehnte Scene.

Vorige. Rappelkopf (öffnet die Thüre und bleibt stehen).

Rappelkopf.

Holla, da geht's zu! Nur hinauf auf die Köpfe! Gesindel! (Geht in die Mitte des Zimmers und klatscht in die Hände, schadenfroh.) Bagage!

Salchen.

Ei, was will denn Der da?

Marthe.

Nun, was will Er? Was schaut Er?

Rappelkopf.

Sie will ich nicht, Sie Alterthum! Was kostet die Hütte da? Was muß ich bezahlen, wenn ich Euch Alle hinauswerfen darf?

Salchen.

Ah, der hat einen curiosen Gusto!

Marthe.

Er impertinenter Mensch, was unterfteht Er sich hier herein zu kommen?

Salchen.

Und uns Grobheiten zu sagen?

Christian (halb schlaftrunken).

Werft ihn hinaus.

Marthe.

Halt's Maul! (Zu Rappelkopf.) Was hat Er denn hier zu befehlen? Ich kann meine Kinder schlagen, wie ich will.

Andres.

Ja wohl, was geht dem Herrn mein Buckel an? Die Schläge sind unser Mittagsmahl.

Der Bub' unter'm Tisch.

Filar! Huß, huß!

Der Hund (bellt).

Marthe. Salchen.

Hinaus mit ihm!

Rappelkopf.

Still, kein Wort. (Zieht zwei Geldbeutel hervor, und klingelt damit.) Gelt ist da! Dukaten sind da! die gehören Alle Euch. Verstan-

Digitized by Google

den? Also freundlich sein, die Zähne blöken, Euer Gnaden sagen. Geschwind', Bagage, geschwinde.

Marthe.

Euer Gnaden, wir bitten um Verzeihung. Geht, Kinder, küßt dem gnädigen Herrn die Hand, kriegt was geschenkt. (Die Kinder kriechen hervor.)

Andres (lacht dumm).

Dukaten hat Er? Da küssen wir Ihm die Hand. (Sie küssen ihm die Hand.)

Rappelkopf.

Ist schon da, die Brut!

Alle drei Buben.

Bitten gar schön um einen Dukaten.

Christian (lallt).

Bringt mir auch etwelche her!

Rappelkopf.

Was will die Frau da für die Hütte haben? Ich kaufe sie, wenn sie noch so theuer ist.

Marthe.

Ach, Euer Gnaden spaßen wohl nur. Was wollen Sie denn mit der kleinen Hütte?

Rappelkopf.

Das geht Sie nichts an. Habt Ihr genug an zweihundert Dukaten?

Marthe.

Ach, lieber Herr! So viel Geld kann's ja gar nicht geben auf der Welt. Da wären wir ja versorgt auf unser Lebtag.

Salchen.

Aber die Mutter wird doch nicht die Hütte verkaufen? Was würde mein Franzel dazu sagen?

Andres.

Mutter, gebt sie hin; sie ist nicht mehr werth.

Marthe (freudig).

O, Du lieber Himmel, das ist ein Glück! Wenn nur mit meinem Manne was zu reden wäre.

Andres.

Vater, steh' der Vater auf, oder wir verkaufen 's Haus und den Vater auch dazu.

Marthe.

Du, Mann! — (für sich). Nein, die Schande vor den Leuten, er kann sich gar nicht rühren. (Während dieser Rede liebkost der Hund Rappelkopf, welcher ihn unmuthig mit dem Fuß von sich stößt; der Hund bellt ihn an.)

Marthe (laut).

Die Hütte kannst Du verkaufen, stell' Dir vor, zweihundert Dukaten kriegen wir dafür.

Christian (schlaftrunken).

Ist zu wenig, viel zu wenig.

Salchen.

Wenn sie doch nicht einig würden.

Marthe.

Der Mann weiß gar nicht, was er redet. So ein Glück! Die Hütte ist Ihre, lieber Herr. Es ist schon Alles in der Ordnung.

Rappelkopf.

So ist Alles mein, wie's da liegt und steht?

Marthe.

O, draußen ist auch eine Küche, und eine Menge Geschirr.

Andres.

Und Mäuse gibt's, die sind gar nicht zu bezahlen.

Rappelkopf.

Also da ist's Geld. (Wirft ihnen Geld hin.) Und jetzt augenblicklich heraus, Alle mit einander, in zwei Minuten will ich Niemand hier mehr sehen.

Salchen.

Ach, wär' doch nur der Franzel da!

Zwanzigste Scene.

Vorige. Franzel (tritt ein).

Franzel.

Da ist er.

Rappelkopf.

Da kommt noch so ein Halbmensch.

Salchen.

O, lieber Franzel, schau' nur den Fremden, dem hat die Mutter die Hütte verkauft; nun jagt er uns hinaus. Er hat schon bezahlt.

Franzel.

Ei, Mutter, was fällt Euch denn ein. Gebt ihm doch das Geld zurück, dem wunderlichen Menschen.

Marthe.

Das thu' ich nicht. Einen solchen Narren finden wir nicht wieder. Seid still, von dem Gelde könnt Ihr nun heirathen.

Salchen.

Aber, wo bleiben wir denn, es ist ja bald Nacht.

Marthe.

Für Geld finden wir überall Obdach. He, Kinder, Vater, Mutter, auf, auf, wir müssen Alle fort!

Andres.

Das wird ein Auszug werden! Juchhe!

(Während den vorhergegangenen Reden haben die Kinder Alles nach und nach zurückgeräumt, so daß die Bühne im Vordergrunde frei von Mobeln ist, bis auf einen Stuhl, auf dem Rappelkopf sitzt.)

Marthe.

Steh' auf, Mann! (Sie zieht ihn auf und führt ihn vor.)

Rappelkopf.

Ist er krank?

Marthe.

Nu, ich glaub's, das ist gar ein altes Uebel, das ist noch vom vorigen Jahre.

Rappelkopf.

Das ist nicht wahr, es ist vom Heurigen *). Hinaus mit ihm!

Christian.

Ich geh' nicht fort, bis ich das Geld hab'.

Marthe.

Ich hab's schon. (Hat ihm unterdessen den Rock angezogen und den Hut aufgesetzt.) So geh' doch nur. Jetzt, Kinder, packt zusammen. Der Christoph führt die Großmutter, (zu Andres). Du trägst

*) Jungen Wein.

Digitized by Google

das Kind, (zu Hänschen). Du führst den Hund und ich meinen Mann. (Christian, Marthe, Andres ab.)

(Sie haben der Großmutter aufgeholfen, geben ihr die Krücke in die Hand und führen sie vor. Hänschen nimmt den Hund an einem Seriek.)

Salchen.

So müssen wir denn wirklich fort aus unserer lieben Hütte? Wir waren oft recht glücklich und zufrieden hier, und nur der Andres ist ein böser Bub', der die Ander'n aufhetzt und verführt.

Franzel.

Das kann ich der Mutter nicht verzeihen.

Salchen.

Die Mutter war verblendet von dem Geld; der böse Mann dort ist an Allem schuld.

Großmutter.

Bin schon so alt und sie stoßen mich hinaus.

Franzel.

Nun, tröstet Euch, wir werden Euch schon pflegen.

Salchen.

Meiner Seel', der Herr kanns nicht verantworten, was er mit seinem Gelde für Unheil anstiftete.

Sextett.

Salchen.

So leb' denn wohl, du stilles Haus,
Wir zieh'n betrübt aus dir hinaus.

Alle (bis auf Rappelkopf).

So leb' denn wohl, du stilles Haus,
Wir zieh'n betrübt aus dir hinaus.

Salchen.

Und fänden wir das höchste Glück,
Wir dächten doch an dich zurück.

Alle (wie oben).

Und fänden wir das höchste Glück,
Wir dächten doch an dich zurück.

(Alle Paar und Paar ab, sie sehen sich betrübt um, der Hund knurrt gegen Rappelkopf im Abgehen).

Einundzwanzigste Scene.

Rappelkopf
(springt vom Sessel auf).

Lied mit Chor.

Jetzt bin ich allein und will es auch bleiben,
Will mich mit der Einsamkeit zärtlich beweiden,
Will gar keine Freunde als Berge und Felsen,
Verjag' das Schmarotzergesind' wie die Gölsen *).
Will nie dem Geschwätze der Weiber mehr lauschen,
Da hör' ich viel lieber des Wasserfall's Rauschen.

Zu Pagen erwähl' ich die vier Elemente,
Die regen geschäftig die riesigen Hände.
Den Westwind ernenn' ich zu meinem Friseur,
Der kräuselt die Locken und wetzt um mich her;
Und schüttelt der Winter den eisigen Arm,
Erschlag' ich die Wölfe und kleide mich warm.
So leb' ich zufrieden im finsteren Haus,
Und lache die Thorheit der Menschen hier aus.

(Tritt in die Mitte des Theaters und startet vor sich hin.)

(Nahe an der Hütte ertönt sanft der Chor nach der vorigen Melodie.)

So leb' denn wohl, du stilles Haus,
Wir zieh'n betrübt aus dir hinaus.
(Der Hund bellt in der Ferne.)

Rappelkopf (tritt vor).

Ich will nichts mehr hör'n von den boshaften Leuten,
Verachte die Dummen und fliehe die Gescheiten,
Und ob sie sich raufen und ob sie sich schlagen,
Und ob sie Prozesse führ'n und sich verklagen,
Und ob sie sich schmeicheln und ob sie sich küssen,
Und ob sie der Schnupfen plagt, wie oft sie niesen,
Und ob sie gut schlafen und was sie gegessen,
Und ob sie vernünftig sind oder besessen,
Und ob wohl in Indien der Hafer ist theuer,
Ob's in Pest regnet und in Ofen ist Feuer,
Und ob eine Hochzeit wird oder 'ne Leich',
Ja das ist mir einerlei, das ist mir gleich.
Ich lebe zufrieden im finsteren Haus,
Und lache die Thorheit der Menschen hier aus.

Chor
(noch weiter entfernt von der Hütte).

So leb' denn wohl, du stilles Haus,
Wir zieh'n betrübt aus dir hinaus.
(Der Hund bellt schwächer.)
(Es wird finster.)

Rappelkopf
(springt auf und schleudert den Stuhl zurück).

Und wollte die Welt sich auch gänzlich verkehren,
Und brächte der Galgen die Leute zu Ehren,
Und würde die Tugend verpesten den Boden,
Und tanzten nur Langaus die Kranken und Todten,
Und brauchten die uralten Weiber noch Ammen,
Und stände der Nordpol in glühenden Flammen,
Und schenkte der Wucher der Welt Millionen,
Und würden so wohlfeil wie Erbsen die Kronen,
Und fächt' man mit Degen, die ganz ohne Klingen,
Und flögen die Adler und fehlten die Schwingen,
Und gäbs eine Liebe, gereinigt von Qualen,
Und schien eine Sonne, beraubt ihrer Strahlen;
Ich bleibe doch lieber im finsteren Haus,
Und lache die Thorheit der Menschen hier aus.

(Eilt zurück, öffnet einen Laden am Fenster in der Mitte. Der Wald erglüht im Abendroth. Er blickt hinaus, läßt dann sein Haupt zurücksinken, und wird in dieser Stellung vom Abendroth bestrahlt.)

Chor
(entfernter als vorher).

So leb' denn wohl, du stilles Haus,
Wir zieh'n betrübt aus dir hinaus.
(Der Hund bellt kaum hörbar.)

(Die Courtine fällt.)

*) Mücken.

Heinrich Gottlieb Reichard

ward am 11. Januar 1789 zu Lobenstein im Reußischen geboren, besuchte von 1802—1808 die Schule Pforta und studirte dann während der Jahre 1808—1811 die Rechtswissenschaft in Leipzig. Nach vollendeter akademischer Bildung ward er 1812 Untergerichts- 1815 aber Regierungs- und Consistorialadvocat, zu Gera. Die Justizfacultät in Jena ertheilte ihm 1817 die Würde eines Doktors beider Rechte. Im nächsten Jahre folgte er einem

Digitized by Google

Rufe als Hofrath und Steuerdirector an den fürstlichen Hof zu Lobenstein, kam 1824, nach dem Aussterben des dortigen Specialhauses als Hofrath in Fürstlich Lobenstein-Ebersdorf'schen Dienst, ging 1827 als Regierungs- und Consistorialrath nach Gera und erhielt 1841 das Prädicat eines geheimen Regierungsrathes.

Von ihm erschien:

Erinnerungen, Ueberblicke und Maximen aus der Staatskunst des Alterthums. Leipzig 1829.

Historisch-politische Ansichten u. Untersuchungen betreffend die Frage von der practischen Ausbildung der städtischen Verfassungen in Deutschland. Leipz. 1830.

Monarchie, Landstände und Bundesverfassung in Deutschland, nach der historischen Entwickelung und nach dem gegenwärtigen Standpunkte beleuchtet. Leipz. 1836.

Statistik und Vergleichung der jetzt geltenden städtischen Verfassungen in den monarchischen Staaten Deutschlands. Altenburg 1844.

Ein eben so gründlicher Theoretiker wie gewiegter Practiker hat R. in klarer, lichtvoller Darstellung sich mit den wichtigsten publicistischen Fragen der Gegenwart besonders beschäftigt und Viel zu einer wichtigeren Ansicht über dieselben beigetragen. Wir bedauern, daß Schriften dieser Art nicht die Mittheilung von Bruchstücken vertragen, um so mehr, als wir den trefflichen Leistungen dieses verdienten Mannes weite Verbreitung in unserem Vaterlande wünschen müssen.

Robert Reinick.

Maler und Dichter, ward 1810 zu Danzig geboren, bildete sich in Berlin unter Begas Leitung aus, lebte dann zu Düsseldorf und ging darauf nach Rom.

Er gab heraus:

Lieder und Bilder 1. Bd. — Lieder eines Malers mit Randzeichnungen seiner Freunde (enth. 81 Gedichte mit 31 Radirungen von R. Reinick, A. Schrödter, E. Bendemann, E. Dahl, J. W. Sonderland, Jak. Becker, E. Sohn und And.) Düsseldorf 1837.

— Dess. 2. Bd. — Deutsche Dichtungen mit Randzeichnungen deutscher Künstler. 1. Bd. (enth. 30 Gedichte und 30 Radirungen von A. Schrödter, H. Ritter, W. Camphausen, H. Plüddemann, E. W. Pose, E. Ebers, W. Volkhart, J. Fay, A. Rethel, C. Steinbrück, A. Müller, C. Clasen, J. W. Schirmer und And.) Ebend. 1843.

— Dess. 3. Bd. 1. Hälfte. — A. u. d. T.: Deutsche Dichtungen mit Randzeichnungen deutscher Künstler. 2. Bd. 1. Hälfte (enth. 15 Gedichte mit Radirungen.) Ebend. 1844.

Lieder. Berlin 1844.

R. zeichnet sich als lyrischer Dichter durch Innigkeit, Naivität, Frische, Lebendigkeit, reiche Phantasie und höchst anmuthige Behandlung der Form, sehr vortheilhaft aus. — Seine Lieder haben sich daher rasch großer Verbreitung und Anerkennung erfreut, und viele derselben sind bereits in das Volk gedrungen.

Die Großmutter.

Kind.

Großmutter, bin ich heut artig gewesen?

Großmutter.

Ja wohl mein Kind,
Nun magst Du auch spielen gehn
Dort in der Laube am Nußbaum. —
Glückselige Jugendzeit!
Als ich selbst noch ein Kind war
Wie meine Enkelin dort,
Und der Lehrer uns Kindern
So viel erzählte
Von den sündlichen Menschen,
Und wie es so schwer sei,
Das Böse zu meiden,
Da dacht' ich oft:
Was die Leute doch wollen!
Immer gut zu sein
Und nur zu thun,
Was die Mutter verlangt,
Was ist's denn so Großes? —
Doch als ich älter worden
Und trat in die Welt hinaus,
Ach, wie so schwer ward's,
Ach, wie so schwer ward's!

Kind.

Großmutter! hörst Du den schönen Vogel singen?

Großmutter.

Und als ich Jungfrau worden
Und meiner jungen Seele
Des Lebens Fülle sich aufthat,
Und ich hörte die Eltern
Von Sorgen sprechen
Und daß die Welt nur
Voll Trübsal sei,
Da sprach ich zu mir:
Was die Menschen doch wollen!
Dein fröhlich Gemüth
Vor Unmuth zu wahren
Und nur dem Schönen und der Freude,
Deren die Welt so voll,
Dein Herz zu öffnen,
Was ist's denn so Großes?
Doch ich ward älter
Und es kamen die Sorgen.
Ach, wie so schwer ward's,
Ach, wie so schwer ward's! —

Kind.

Großmutter! der schöne Vogel ist weggeflogen.

Großmutter.

Jetzt ist weiß mein Haar,
Ich bin eine Greisin;
Nur kurze Frist, und der Tod naht.
Doch wenn ich die Menschen
Zittern sehe
Vor seinem Kusse
Und bange sich sträuben,
Da mein' ich oft:
Zu scheiden von hier,
Was ist's denn so Großes! — —
Und doch! und doch!
Wann die Stunde wird schlagen

Digitized by Google

Und ich werfe den letzten Blick
Auf diese lichte Welt,
Auf alle meine Lieben
Und auf das süße Kind dort:
Ach wie so schwer,
Ach, wie so schwer wird mir's werden! —

Kind.

Großmutter! der Mond geht auf! o sieh, wie schön!

Liebesgarten.

Die Liebe ist ein Rosenstrauch.
Wo blüht er?
Ei nun, in unserm Garten,
Darin wir zwei, mein Lieb' und ich
Getreulich seiner warten;
Dafür er uns aus Dankbarkeit
Alltäglich neue Rosen beut,
Und wenn im Himmel Rosen blüh'n,
Sie können kaum noch schöner glüh'n.

Die Liebe ist ein klarer Bach.
Wo zieht er?
Ei nun, in unserm Garten.
So viele Wellen, so viel Lust,
Und Freuden aller Arten;
Auch spiegelt er die Welt umher,
Als ob sie noch viel schöner wär';
Drauf fahren wir so lustig hin,
Wie Vögel durch den Himmel zieh'n.

Die Liebe ist ein heller Stern. —
Wo glüht er?
Ei nun, in unserm Garten.
Ach Liebchen, sprich, was läßt Du mich
Doch heut' so lange warten?
Denn seh' ich Dich nicht alle Stund',
Des Sternes Gluth mein Herz verwund't;
Doch kommst Du, steigt er mild herauf,
Als geht im Mai die Sonne auf.

Zwiegesang.

Im Fliederbusch ein Vöglein saß
In der stillen schönen Maiennacht,
Darunter ein Mägdlein im hohen Gras,
In der stillen schönen Maiennacht.
Sang Mägdlein, hielt das Vöglein Ruh,
Sang Vöglein, hört das Mägdlein zu.
Und weiterhin klang
Der Zwiegesang
Das mondbeglänzte Thal entlang.

Was sang das Vöglein im Gezweig
Durch die stille schöne Maiennacht?
Was sang doch wohl das Mägdlein gleich
Durch die stille schöne Maiennacht?
Von Frühlingssonne das Vögelein
Von Liebeswonne das Mägdelein.
Wie der Gesang
Zum Herzen klang,
Vergeß' ich nimmer mein Lebelang!

Die Apfelblüthe.

Prächtig sah ich einst geschmücket
Einen blühenden Apfelbaum,
Hab' die schönste Blüt' gepflücket,
Rosenfarbig mit weißem Saum.

Hab mein innerstes Gemüthe
An der duftigen Pracht erquickt,
Und mich mit der schönen Blüthe
Wie ein Bräutigam ausgeschmückt.

Und so sprang ich zu der Studen:
„Seht wie schön mich der Lenz bedacht!"
Ach was wird mir armen Buben
Für ein grimmig Gesicht gemacht!

„Sündlich sei's, die Blüthe pflücken,
Eh' zur Frucht sie gereifet ward,
Die im Herbst mich sollt' erquicken
Als ein Apfel von sell'ner Art."

O Ihr weisen Adamskinder,
Die der Äpfel nur selig macht,
Denkt doch was den ersten Sünder,
Vater Adam, zu Fall gebracht.

Als im Paradiesesraume
Sich noch freute das Elternpaar
Ob der Blüth' am Apfelbaume,
Rein und selig ihr Leben war.

Doch gleich wurden sie berücket,
Als der Äpfel sich reif erwies;
Hätten sie die Blüth' gepflücket,
Säßen wir noch im Paradies.

Des Mädchens Geständniß.

„Der Abend war so wunderschön,
Da gingen beide wir durchs Feld;
Die Sonne wollte untergehn
Und schien noch freundlich in die Welt;
Die Vögel sangen im Gesträuch,
Im Korn und in der blauen Luft;
Die Blumen blühten voll und reich,
Und um uns her war lauter Duft.

Mir war gar feierlich zu Muth'
Und doch dabei ohnmaßen froh;
Ich war der ganzen Welt so gut,
Gott weiß, wir war noch niemals so.
Da sprachen wir denn allerlei,
Wovon, das weiß ich selbst nicht mehr,
Und er auch war so gut dabei
Und ging so stille nebenher.

Doch als ich einmal mich gewandt,
Ich weiß nicht mehr aus welchem Grund,
Da drückt' er zärtlich meine Hand
Und küßt' mich leise auf den Mund;
Und ich, ich konnt' nicht widerstehn,
Ich habe wieder ihn geküßt,
Und kann noch immer nicht verstehn,
Wie's mir nur eingefallen ist.

Doch bin ich wirklich mir bewußt,
Daß dieser Kuß nichts Böses war;
Wars doch nachher in meiner Brust
So rein, wie es gewesen war.
Ich hätts auch Jedem gern gethan,
Der irgend mir begegnet wär.
Und doch — wär' es ein andrer Mann —
Je nun — das fragt sich doch noch sehr."

Curiose Geschichte.

Ich bin einmal etwas hinausspaziert,
Da ist mir ein närrisches Ding passiert:
Ich sah einen Jäger am Waldeshang,
Ritt auf und nieder den See entlang;
Viel Hirsche sprangen am Wege dicht;
Was that der Jäger? — Er schoß sie nicht,
Er blies ein Lied in den Wald hinein —
Nun sagt mir, Ihr Leut', was soll das sein?

Und als ich weiter bin fortspaziert,
Ist wieder ein närrisch Ding mir passiert:
Im kleinen Kahn eine Fischerin
Fuhr stets am Waldeshange dahin;

Digitized by Google

Rings sprangen die Fischlein im Abendlicht;
Was that das Mädchen? — Sie fieng sie nicht,
Sie sang ein Lied in den Wald hinein —
Nun sagt mir, Ihr Leut', was soll das sein?

Und als ich wieder zurückspaziert,
Da ist mir das närrischste Ding passiert:
Ein leeres Pferd mir entgegenkam,
Im See ein leerer Nachen schwamm;
Und als ich gieng an den Erlen vorbei,
Was hört' ich drinnen? Da flüsterten zwei,
Und 's war schon spät und Mondenschein —
Nun sagt mir, Ihr Leut', was soll das sein?

Käferlied.

Es waren einmal drei Käferknaben,
Die thäten mit Gebrumm brumm brumm
In Thau ihr Schnäblein tunken,
Und wurden so betrunken,
Als wär's ein Faß mit Rum.

Da haben sie getroffen an
Eine wunderschöne Blum Blum Blum,
Da wurden die jungen Käfer
Alle drei verliebte Schäfer
Und flogen um sie herum.

Die Blume, die sie kommen sah,
War g'rade auch nicht dumm dumm dumm.
Sie war von schlauem Sinne
Und rief die Base Spinne:
„Spinn mir ein Netzlein um!"

Die Base Spinne kroch heran
Und machte die Beine krumm krumm krumm,
Sie spann ein Netz so feine
Und setzte sich darein,
Und saß da mäuschenstumm.

Und als die Käfer kommen an
Mit zärtlichem Gesumm summ summ,
Sind sie hineingeflogen,
Und wurden ausgesogen,
Half ihnen kein Gebrumm.

Das Blümlein aber lachend sprach
Und kümmert' sich nicht drum drum drum:
„So geht's, Ihr lieben Käfer,
So geht's, Ihr lieben Schäfer,
Trotz allem Summ und Brumm!"

Sonntags am Rhein.

Des Sonntags in der Morgenstund'
Wie wandert's sich so schön
Am Rhein, wenn rings in weiter Rund'
Die Morgenglocken gehn.

Ein Schifflein zieht auf blauer Fluth,
Da singt's und jubelt's drein;
Du Schifflein, gelt, das fährt sich gut
In all' die Lust hinein?

Vom Dorfe hallet Orgelton,
Es tönt ein frommes Lied,
Andächtig dort die Prozession
Aus der Kapelle zieht.

Und ernst in all' die Herrlichkeit
Die Burg herniederschaut,
Und spricht von alter guter Zeit,
Die auf den Fels gebaut.

Das alles beut der prächt'ge Rhein
An seinem Rebenstrand,
Und spiegelt recht im hellsten Schein
Das ganze Vaterland.

Das fromme treue Vaterland
In seiner vollen Pracht,
Mit Lust und Liedern allerhand
Vom lieben Gott bedacht.

König Erich.

Herr Erich, der junge Königssohn,
Klein Anna lieb gewann,
Klein Anna mit dem goldnen Haar;
Die schönste Fischermaid es war,
Die je man finden kann.

Für sie früh Morgens in dem Wald
Er jagte Hirsch und Bär;
Des Abends, wann die Sonne sank,
Er fuhr mit ihr den See entlang,
Zog ein die Netze schwer.

„Leb' wohl, mein Lieb', es rufet mich
Des Vaters streng' Gebot;
Doch bleib' ich treu Dir immerdar!" —
Er kehrte zurück das andre Jahr,
Schön Anna die war todt. — —

Der alte König sank ins Grab,
Herr Erich empfieng die Kron'. —
Herr Erich, es ist die höchste Zeit,
Laß ab von Liebesgram und Leid,
Jetzt gilt es Volk und Thron!

Herr Erich ließ vom Liebesgram,
Sein Reich er treu bewacht':
Im Frieden hielt er weisen Rath,
Zu Land und Meer gekämpfet hat
Der Held manch' heiße Schlacht.

Und als er hoch zu Jahren kam,
Und wohlbestellt sein Haus,
Da segnet' er sein glücklich Land,
Nahm wieder Sperr und Netz zur Hand
Und fuhr zum See hinaus.

Von keinem Menschen mehr gesehn,
Dort weilt er ganz allein
In seiner Liebsten ödem Haus;
Die Stürme wehten ein und aus,
Ihn dünkt's wie einst zu fein.

Früh Morgens zog er in den Wald,
Zu jagen Hirsch und Bär;
Des Abends, wann die Sonne sank,
Er Netze warf den See entlang,
Als ob's für Anna wär'.

So harrt der greise König dort —
Sein Herz der Liebe voll,
Sein Haupt vom Silberhaar umwallt, —
Des Tages, der ihn nun so bald
Mit ihr vereinen soll.

Und wie er einst im Schlummer ruht,
Ein Traum ihn selig macht:
Schön Anna, in der Engel Chor,
Sie öffnet ihm des Himmels Thor,
Dort ist er aufgewacht.

Sommernacht.

Der laute Tag ist fortgezogen,
Es kommt die stille Nacht herauf,
Und an dem weiten Himmelsbogen,
Da gehen tausend Sterne auf,
Und wo sich Erd und Himmel einen
In einem lichten Nebelband,
Beginnt der helle Mond zu scheinen
Mit mildem Glanz ins dunkle Land.

Digitized by Google

Da geht durch alle Welt ein Grüßen
Und schwebet hin von Land zu Land;
Das iſt ein leiſes Liebesküſſen,
Das Herz dem Herzen zugeſandt,
Das im Gebete aufwärts ſteiget,
Wie gute Engel, leicht beſchwingt,
Das ſich zum fernen Liebſten neiget
Und ſüße Schlummerlieder ſingt.

Und wie es durch die Lande dringet,
Da möchte alles Bote ſein;
Ein Vogel es dem andern ſinget,
Und alle Bäume rauſchen d'rein;
Und durch den Himmel geht ein Winken
Und auf der Erde nah und fern,
Die Ströme heben an zu blinken,
Und Stern verkündet es dem Stern.

O Nacht, wo ſolche Geiſter wallen
Im Mondenſchein auf lauer Luft!
O Nacht, wo ſolche Stimmen ſchallen
Durch lauter reinen Blüthenduft!
O Sommernacht, ſo reich an Frieden,
So reich an ſtiller Himmelsruh:
Wie weit zwei Herzen auch geſchieden,
Du führeſt ſie einander zu!

Weihnachtsfeſt.

Der Winter iſt gekommen
Und hat hinweggenommen
Der Erde grünes Kleid;
Schnee liegt auf Blüthenkeimen,
Kein Blatt iſt an den Bäumen,
Erſtarrt die Flüſſe weit und breit.

Da ſchallen plötzlich Klänge
Und frohe Feſtgeſänge
Hell durch die Winternacht.
In Hütten und Palaſten
Iſt rings in grünem Aeſten
Ein bunter Frühling aufgewacht.

Wie gern doch ſeh ich glänzen
Mit all den reichen Kränzen
Den grünen Weihnachtsbaum,
Dazu der Kindlein Mienen,
Von Licht und Luſt beſchienen!
Wohl ſchön're Freude giebt es kaum!

Da denk' ich jener Stunde,
Als in des Feldes Runde
Die Hirten ſind erwacht,
Geweckt vom Glanzgefunkel,
Das durch der Bäume Dunkel
Ein Engel mit herabgebracht.

Und wie ſie da nach oben
Den Blick erſchrocken hoben
Und ſah'n den Engel ſtehn,
Da ſtaunten ſie wohl Alle,
Wie wenn zum erſten Male
Die Kindlein einen Chriſtbaum ſehn.

Doch was iſt all' Entzücken
Der Kindlein, die erblicken,
Was ihnen ward beſchert,
Gedenk' ich, wie die Kunde
Des Heils von Engelsmunde
Die frommen Hirten angehört.

Und rings ob allen Bäumen
Sang' in den Himmelsräumen
Der frohen Engel Schaar:
„Gott in der Höh' ſoll werden
Der Ruhm, und Frieb' auf Erden
Und Wohlgefallen immerdar!"

D'rum pflanzet grüne Aeſte
Und ſchmücket ſie aufs Beſte
Mit frommer Liebe Hand,
Daß ſie ein Abbild werden
Der Liebe, die zur Erden
Solch' großes Heil uns hat geſandt.

Ja, laßt die Glocken klingen,
Daß, wie der Englein Singen,
Sie rufen laut und klar:
„Gott in der Höh' ſoll werden
Der Ruhm, und Frieb' auf Erden
Und Wohlgefallen immerdar!

Rechtfertigung.

1834.

„Wie? Du weileſt hier im Thale, ruheſt wie in kind'ſchem Traum,
Spiel'ſt mit Blumen, ſpiel'ſt mit Wellen, ſchwingeſt Dich von Baum zu Baum,
Während draußen, faſt entkräftet, eine Zeit im Kampfe ringt,
Und ein grollend dumpfes Gähren dieſe öde Welt durchdringt?"

Eben weil ſo wirr die Zeit iſt, ſtieg ich in dies Thal hinab;
Eben weil dort alles ſchwanket, ſuch' ich hier mir einen Stab;
Dieſer Sproß hier wird als Eiche trotzen nach der Stürme Drang,
Wann die Stützen, die der Welt ihr unterleget, morſch und krank.

Eben weil ſo manche Oede in die ſchöne Welt gebracht,
Such' ich einen ſtillen Garten, mich zu freu'n der alten Pracht.
Und indeß Ihr nur Vernichtung brütet in erſtorbner Bruſt,
Bau' ich meine Blüthenlauben, jauchze d'rin zu Lieb' und Luſt.

„Wie, Du jubelſt und Du jauchzeſt? wahrlich, ein verklung'ner Ton!
Singen ſelber doch die Knaben oft mit herbem Spotte ſchon.
Deiner Zeit Erbärmlichkeiten flicht in Deine Lieder ein,
Denn ein Spiegel ihrer Zeiten ſollen Dichters Worte ſein."

Frevle nicht! Von niederm Spotte weiß fürwahr kein Dichter-herz;
Zürnen nur und klagen kann es, und vergehn in ſeinem Schmerz,
Ob dem Leid, was dieſe Erde alt und ewig neu umſtrickt,
D'raus die Freude nur zuweilen wie ein Strahl von oben blickt.

Doch wem dieſer Strahl ſich zeiget, öffne ganz ihm Herz und Sinn,
Liegt doch Ahnung künft'ger Wonnen in dem reinen Lichte drin!
Jauchze, wem die Sonne ſcheinet! glaubt, die Freude machet rein,
Und wer reinen Herzens jubelt, kann ja hier ſchon ſelig ſein!

„Wie, Du glaub'ſt an Himmelswonnen, glaubeſt an Verheißung gar? —
Wahrlich, kindiſch iſt Dein Glauben, wie Dein ganzes Treiben war.
Bleibe nur wie Du geweſen, denn noch biſt Du nicht erhellt,
Mit uns Männern zu berathen, ob dem Wohl und Weh der Welt!"

Ja ich glaube an Verheißung, glaub' an jenes heil'ge Wort,
Das von Lilien auf dem Felde ſpricht und von dem Spetling dort.
Welches lehrt: Seid wie die Kinder, daß Ihr erbt das Himmelsreich.
Käm' ich nur zu allen Zeiten einem ſolchen Kinde gleich!

Und dem Wohl und Weh der Erde nicht verſchließ ich meine Bruſt,
Doch am theuren Vaterlande hang' ich recht mit ganzer Luſt.
Wenn auch liebend der Gedanke um das All die Flügel ſchlägt,
Doch das Herz bedarf der Schranke, die die heil'ge Flamme hegt!

Digitized by Google

Alfred Reumont

ward 1808 zu Aachen geboren, studirte in Bonn und Heidelberg und ging dann als Secretair des preußischen Gesandten, Freiherrn von Martens nach Florenz, wo er von 1829 bis 1832 verweilte und denselben dann auf Reisen nach Constantinopel, Griechenland und den ionischen Inseln begleitete. Im Herbst 1833 kehrte er nach Florenz zurück, 1835 aber nach Deutschland. Er nahm nun seinen Aufenthalt für längere Zeit in Berlin, da er hier als Secretair im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten verwendet wurde. Nachdem er später noch Frankreich und Belgien bereist, führte ihn sein Beruf als Attaché der preußischen Gesandschaft zu Florenz wieder nach Italien und er lebte seitdem abwechselnd in Florenz und Rom, mitunter wieder Deutschland besuchend.

Er veröffentlichte:

Aachens Liederkranz und Sagenwelt. Aachen 1829.
F. Salfi's Versuch über das italienische Lustspiel. Aachen 1830. (Uebersetzung.)
Gräberg, das Kaiserthum Marokko. Stuttgart 1833. (Uebersetzung.)
Beitrag zum Leben Buonaroti's. Stuttgart 1834.
Reiseschilderungen und Umrisse aus südlichen Gegenden. Stuttgart 1835.
Biographie des Andrea del Sarto. Leipzig 1835.
Rosini, Luisa Strozzi; (Uebersetzung) 2. Bde. Leipzig 1835.
Gräberg, Theorie der Statistik. (Uebersetzung) Aachen 1835.
Geographisch-statistische Nachrichten von den russischen Häfen am schwarzen Meere. Stuttgart 1836.
Die toskanische Insel Pianosa und deren Colonisirung nach A. G. Zuccagni-Orlandini. Leipzig 1836.
Rheinland's Sagen, Geschichten und Legenden. Aachen 1837. 2. Aufl. 1844.
Italia. Taschenbuch. Berlin 1838—40. — Zwei Jahrgänge. Römische Briefe von einem Florentiner. 2 Bde. Leipzig 1840.
Tavole cronologiche e sincrone della storia fiorentina. Florenz 1840
Die poetische Literatur der Italiener im 19. Jahrhundert. Berlin 1844.
Thorwaldsen. Eine Gedächtnißrede. Berlin 1844.
Dichtergräber. Ravenna, Arqua, Certaldo. Berlin 1846.
Gedichte, Aufsätze Abhandlungen u. s. w. in Zeitschriften.

Feiner Geschmack, reiches vielseitiges Wissen und vortreffliche Diction zeichnen R. prosaische, Phantasie, Wohllaut und Gedankenfülle dessen poetische Leistungen aus: ganz besondere Verdienste hat er sich um die nähere Kenntniß der italienischen Literatur der Gegenwart in Deutschland erworben, sowie er ebenfalls unter den italienischen Gelehrten sich hoher Anerkennung erfreut, um so mehr, als er ihre Sprache mit seltener Meisterschaft beherrscht.

Drei Rheinlandssagen.

Der Kampf mit dem Löwen.

Die reiche und mächtige Stadt Köln hatte fast immerfort heftige Fehden mit ihren Erzbischöfen zu bestehen. Kunstfleiß, Gewerbe und Handel hatten sie auf eine der ersten Stufen unter den Städten Deutschlands emporgehoben; neben dem eigentlichen Bürgerstande lebte innerhalb ihrer ausgedehnten Mauern ein zahlreicher Adel, oft uneinig unter sich selbst, bald Partei machend mit dem Volke, bald gegen dasselbe. Mit den geistlichen Herrschern fehlte es manchen harten Strauß ab, um der Freiheiten und Privilegien willen, welche die Unabhängigkeit liebende Stadt mit großer Beharrlichkeit gegen deren Einfluß und Uebermacht zu behaupten verstand.

Fast zu keiner Zeit indeß ging es toller und wilder zu im Erzstift, als unter Engelbrecht von Falkenburg, welcher im Jahre 1261 dem Gründer des Doms, Konrad von Hochstetten, folgte. Anfangs trat der neue Herr mit großer Kraft auf, und suchte die widerspenstigen Bürger durch Gewaltthätigkeit zu schrecken: noch erinnert an den Beginn seiner Regierung der Bayenthurm, mit seinem starken Mauerwerk, seinen Gitterfenstern, seinen Wappen und Zinnen, als ein weither schon erblicktes Wahrzeichen der alterthümlichen Stadt am Ufer der Stromes. Aber im zweiten Jahre bereits brach der Sturm gegen die ungewohnte Zwangsherrschaft los; die Thürme wurden von den muthigen Bürgern erstürmt und die kölnische Fahne auf ihnen aufgepflanzt, die Söldner des Erzbischofs von den Thoren verjagt. Der entbrannte Engelbrecht belagerte die ungefügsame Stadt, mußte sich aber endlich nothgedrungen zu einem Vergleiche verstehen.

Neben Mathias Overstolz, dem durch seine thätige Theilnahme am Kampfe gegen den Erzbischof berühmten Boigte, dem Sprößling einer Familie, deren Ursprung in die Römerzeit zurückgeführt, und deren Namen hundertmal in der Geschichte der bürgerlichen Unruhen jener aufstrebenden, bewegten Zeit genannt wird, hatte sich der Bürgermeister Hermann Gryn, einem der ältesten und ehrlichsten Häuser Köln's angehörend, vor allen in der mannhaften Verfechtung der Interessen und Gerechtsame des Volkes hervorgethan. Ward er deßhalb von diesem geehrt und geliebt, so hatte ihm dagegen die erzbischöfliche Partei unversöhnlichen Haß und Rache geschworen. Wenn nun nach eingegangenem Vergleich und wenigstens für den Augenblick wiederhergestellter Ruhe, keine Gelegenheit vorhanden war, ihm öffentlich etwas anzuhaben, so sannen seine Feinde um so eifriger darauf, ihn durch heimliche Ränke zu verderben. Um zu ihrem Zwecke zu gelangen und den Argwohn einzuschläfern, stellen sie sich freundlich und versöhnt: aber Honig hatten sie auf den Lippen, Galle im Herzen. Endlich war ihr Plan reif: sie glaubten eine sichere Falle gestellt zu haben, den Gryn zu fangen und zu verderben.

Unter den Domherren des Erzstifts gab es zweie, die, durch böse Einflüsterungen des den Klerikern vorzüglich feindlich gesinnten Raths des Erzbischofs, des Herrmann von Wittingshof, so wie durch eigenen Groll angetrieben, ja, wie es heißt, vom Falkenburger selbst zu böser That ermuntert, längst schon gesucht hatten, sich mit dem Bürgermeister in ein genaueres Verhältniß zu setzen, und welche scheinbaren Antheil an den Interessen der Stadt geschickt als Vorwand zu gebrauchen wußten. Es gelang ihnen, wie sie wünschten. Der Ritter Hermann, offen, ehrlich und arglos, hielt ihr Entgegenkommen für aufrichtig, und sah es als Gewinn an, auch die geistlichen Herren zum Theil auf des Volkes Seite herüberziehen zu können. So geschah es denn, daß die Beiden ihn eines Tages um seine Gegenwart bei einem Mahle baten, sich in geselligem Gespräche mit ihnen zu vergnügen, er bereitwillig der Einladung folgte. Zur bestimmten Stunde verfügte er sich nach dem Domkreise, welches in diesen Zeiten der Zerwürfniß nur Wenige zu betreten pflegten, und nahm kein Arg, als sie sich erboten, ihm vorerst die verschiedenen Gemächer der schönen Wohnung zu zeigen, um so mehr, da die übrigen Gäste, welche man zu erwarten vorgab, noch nicht eingetroffen waren.

So ging denn Gryn, die wohnliche Einrichtung des stattlichen Stiftsgebäudes bewundernd, mit seinen Führern von einem Zimmer zum andern, bis sie, am Ende eines langen Ganges im Erdgeschosse, an eine Thüre gelangten. Der eine der Domherren schloß auf, der Ritter trat in eine große halbdunkle, gewölbte Halle — im Augenblick aber, wo er den Fuß hineinsetzte, schlug krachend das schwere Eichenthor hinter ihm zu, während aus einem Winkel ein grausenerregender Ton erscholl. Kaum hatte Gryn Zeit sich zu besinnen, so sah er vor sich in geringer Entfernung die drohenden Augen eines Löwen leuchten, den man hier eingeschlossen hielt, und dessen Wuth tagelanges Hungern noch vermehrt hatte. Der Moment der drohenden Gefahr raubte dem Ritter die Entschlossenheit nicht: einen Schritt zurücktretend, umwickelte er den einen Arm mit dem langen Tuchmantel, welchen er trug, riß sein Schwert heraus, flieg gegen die schwende Wand sich drückend, die Linke in den weitgeöffneten Rachen des im Nu mit einem entsetzlichen Sprunge auf ihn einstürzenden Thieres, während sein Stahl ihm die Brust durchbohrte. Der Kampf war bald entschieden: erstickt und im Blute schwimmend lag der Löwe am Boden.

Alles dies war das Werk weniger Augenblicke. Bevor noch der auf so wunderbare Weise Gerettete Zeit hatte, sich von dem Drange der ihn bestürmenden Empfindungen zu erholen, schlugen vervielfachte Töne von außen der an sein Ohr. Ein wilder Tumult erhob sich auf der Straße. Die beiden Verräther, denen der

Digitized by Google

nicht in den Sinn gekommen war, an dem Gelingen ihres meuchelmörderischen Planes zu zweifeln, waren sogleich auf die Gasse geraunt, wo sie laut um Hülfe schrieen: der Bürgermeister sei von dem Löwen des Erzbischofs angefallen worden. Das Volk strömte herbei — eine ungeheure Menge hatte sich bald zusammengefunden als man plötzlich wider das letzte Fenster des Gebäudes wiederholt anklopfen hörte. Die Domherrn wurden todtenbleich; ein dichter Haufen stürzte hinein — die Thüren wurden erbrochen, und im Jubel wurde der, von Blut bespritzte, aber nur leicht verletzte Held auf den Armen der Seinigen herausgetragen. Keiner traute seinen Augen, als er den Löwen todt hingestreckt, den Bürgermeister, den schon verloren geglaubten, lebend erblickte.

Die feigen Missethäter hatten sich durch die Flucht zu retten gesucht. Bald aber wurden sie von der tobenden Menge ergriffen, und nach kurzem Prozeß, ohne Rücksicht auf die Priesterwürde, die sie geschändet, unter dem, nahe am Domkloster gelegenen Thore aufgeknüpft. Dieses soll von dieser Zeit an das Pfaffenthor genannt worden sein: höher hinaufgehende Alterthumsforscher wollen indeß diese Benennung aus den Römerzeiten herleiten, indem sie eine Porta Paphia daraus machen. Im Portal des alten Rathhauses, einem der merkwürdigsten und am meisten in die Augen fallenden Bauwerke, welche uns an die Erinnerungen und Denkmalen aus den hier so rührigen Zeiten des Mittelalters reiche Köln zieren, sieht man die That des Bürgermeisters Hermann Gryn auf einem Steine in halb erhobener Arbeit dargestellt.

Der Ring der Fastrada.

Das anmuthige Thal, in welchem das betriebsame Aachen mit seinem Rohm älter Zeit und dem Wohlstande und der Blüthe jüngerer Tage sich zwischen sanft aufsteigenden Höhen birgt, hat manches stille freundliche Plätzchen, welches so recht dazu geschaffen scheint, der Poesie vergangener Jahrhunderte, der mittelalterlichen Sage, einen willkommenen Zufluchtsort zu bieten, nachdem es ihr zu laut geworden ist und unheimlich in dem Getriebe einer Stadt, in welcher das Moderne allmählig den Sieg davon getragen hat über das Alterthümliche des vormaligen Sitzes des heiligen römischen Reiches. Da heften sich denn liebe Erinnerungen an graue bemooste Steine, mit demselben Epheu rankt sich der Gedanke an Thurm und Mauer hinauf, jugendliche Tage scheinen dem Grade zu entfliegen und ungestört darf die Brust sich ihrer Sehnsucht nach Unerreichbarem, ihrer Trauer um Unerreichtes, das die Vergangenheit und in ihr die Zukunft im Traume verschönte, überlassen.

Wer, der die Poesie der Jugend durchlebt hat und geschweigt hat vor alten Bildern und in alten Erinnerungen, hat nicht in wehmüthiger Betrachtung vor Frankenbergs Trümmern gestanden? Noch steht, ziemlich erhalten, der innere, bewohnte Theil dieser Friedensburg, deren Thürme bald im Gestürz liegen, mit ihrem Gerölle den Abhang des mit Gesträuchen und Bäumen bewachsenen Hügels beckend, um welchen sich der schilfbedeckte Teich, von dem Bogen einer hohen Brücke überbaut, dahinzieht, umgeben von den üppigen, smaragdnen Wiesen, deren Grenze an mehrern Orten die kühle Waldung bildet. An einem schönen Frühlingsmorgen muß man diese Gegend sehen, um ihren Reichthum und ihre Anmuth ganz zu begreifen; wenn der Thau in Perlen glänzt, wenn die Lerche steigt, wenn das frische Grün der Bäume die alten Thürme der nahen Stadt nur halb durchblicken läßt in der duftigen Morgenluft. Dann begreift man, wie er, der gewaltige, ruhmgekrönte Kaiser, dem die ganze Welt offen stand mit ihren Lockedegen und ihrer Majestät und Schönheit, sich dieses Thal auserkor, das ihm lieb war vor Allem, und das er all' seinen Pfalzen und Pallästen vorzog in seinem unermeßlichen Reiche.

Unter den vielen, in alten Chroniken und Gesängen, und im Munde des Volkes aufbewahrten Geschichten von dem größten Kaiser der Deutschen, sind wenige bekannter und rührender, als jene von der Liebe, welche ihn an seine schöne Gemahlin Fastrada fesselte, hatte sie auch, ihrer Gewalt über Karl sich bisweilen zu eigenen Zwecken sich bedienend, manche Unruhe im Reiche veranlaßt und manchen Unzufriedenen, Feinde sogar gemacht: er hing ihr stets mit derselben Zuneigung an. Da erkrankte sie schwer, während sie mit dem Hofe zu Frankfurt, am Ufer des ruhig durch die schöne Ebene fließenden Mains, verweilte. Des Kaisers Betrübniß kannte keine Grenzen: sie steigerte sich zur Verzweiflung, als die geliebte Gattin verschied. Aus dem Gemache, wo sie gestorben war, wich er nicht: ein unerklärlicher Zauber schien sich seiner bemächtigt zu haben. Als die Leiche vor ihm lag, da schien es ihm, sie schlafe nur: der Augenblick, wo er an ihren Tod geglaubt, sei ein böser Traum gewesen. Neben ihrem Lager kniete er, bestrebte sich sie zu wecken, rief sie mit den süßesten Namen.

Des Kaisers Räthe und Höflinge wußten nicht, was zu beginnen: er wollte nicht davon hören, daß Fastradas sterbliche Reste zur Erde bestattet werden sollten; gebietrisch wies er die von sich, welche davon redeten, und antwortete, sie werde bald wieder erwachen aus ihrem Schlummer. Alle fürchteten für die Vernunft, und sogar für das Leben des Herrschers, wenn dieser Zustand noch länger währte. Während sie nun in der quälendsten Ungewißheit schwebten, hatte der fromme Erzbischof Turpinus von Rheims, der erste in des Kaisers Rath, ein Traumgesicht, das ihm das Räthsel erklärte. Er sah nähmlich einen Ring, welcher in das Haar der Kaiserin geflochten war. — Dieser war es, welcher Karl auch jetzt noch an die Abgeschiedene fesselte. Sein Entschluß war bald gefaßt; am folgenden Morgen trat er in das Gemach, und ohne daß der Kaiser es bemerkte, nahm er heimlich den Ring zu sich.

Kaum hatte er dies gethan, so stand Karl auf und warf sich weinend in seine Arme. Es war, als gingen ihm jetzt die Augen auf, als bemerke er nun erst den Zustand, in welchem der Körper sich befand; er schauderte und wußte nicht, wie ihm geschehen war. Willig ließ er sich von dem Erzbischofe aus dem Gemach führen, setzte sich zu Pferde und ritt, von den besorgten Bewohnern der Stadt bei seinem Wiedererscheinen hoch begrüßt, nach dem Rheine hin, worauf er bald in seinem geliebten Ingelheim ankam, und mit erneuetem Eifer sich den Geschäften des Reiches hingab. Wie ein Traum war ihm Alles, was seit Fastradas Tode sich ereignet hatte. Ihre sterblichen Reste aber, in Purpur und Gold gehüllt, wurden im feierlichen Trauerzuge von Frankfurt nach Mainz geführt, und dort in der Abtei von St. Alban zur Erde bestattet, wo Karl ihr ein prachtvolles Grabmal, als Erinnerung an ihre Würde und seine Liebe, zu errichten befahl.

Der Kaiser wollte von nun an immer den frommen Prälaten um sich haben: nichts that er ohne seinen Rath, ohne ihn konnte er nicht leben. Der Erzbischof benutzte zwar diese Zuneigung zum Besten des Reichs und der Kirche, denn er war ein wohlmeinender und weiser Mann, aber sein frommer Sinn nahm doch Anstoß an dem, was ihm ein gottloser Zauber dünkte, weßhalb er sich dessen zu entledigen beschloß. Mit diesen Gedanken ging er nun, als er den Kaiser auf einer Reise nach Aachen begleitete, wo dieser bisweilen seinen Aufenthalt zu nehmen pflegte. In dem Thale umherwandernd, wo die wohlthätigen heißen Quellen entspringen, welche Karl bewogen hatten, sich hier eine Pfalz zu erbauen, Turpinus an einem kleinen stillen See, der rings von Waldung und Wiesenteppich eingeschlossen war, in diesen warf er das verhängnißvolle Kleinod.

Von dieser Zeit an glaubte der Kaiser, dem seine Oberrheinischen Pfalzen nur trübe Erinnerungen an sein verlorenes Glück erweckten, das grüne Thal nicht mehr verlassen zu können. Nur dann, wenn die Reichsangelegenheiten, welche damals den Herrschern nicht gestatteten, an einem bestimmten Ort ruhig zu verweilen, sondern sie bald hie, bald dorthin riefen, es nöthig machten, konnte er sich von seinem Lieblingsort trennen, zu dem er zurückkehrte, sobald er frei war. Nicht blos die Stadt selbst schmückte er mit Pallast und Kirche; auch bei dem nahegelegenen See ließ er eine stattliche Burg erbauen, nachdem er einen Theil der Waldung gelichtet. Hier, in der durch nichts gestörten Einsamkeit, saß er oft stundenlang, und blickte auf den Wasserspiegel zu seinen Füßen und dachte alternd noch vergangener, glücklicher Zeiten.

Die buclichen Musikanten.

Am Tage St. Mathäi, im Jahre nach des Welterlösers Geburt 1349, kam ein armer bucklicher Spielmann spät in der Nacht nach Aachen von einem Dorfe zurück, woselbst er bei einer Hochzeit aufgespielt hatte. Halb im Taumel, bekümmerte ihn weder Zeit noch Ort, und so ging er denn wohlgemuthet am Münster vorbei, als eben die Thurmglocke Mitternacht brummte. Da aber erschrak er auch um so mehr, als er nun hörte, wie spät es in der Nacht sei, und dazu sich in der Luft ein seltsames Geschwirre, wie von Eulen und Fledermausflügeln vernehmen ließ. Schnellen Schrittes eilte er, dem Grausen der Geisterstunde und ihrem Spucke zu entfliehen, und beugte schüchtern in die Schmiedsstraße ein, um durch sie zu seiner Wohnung zu gelangen, welche in der Jakobsstraße gelegen. Was begegnete ihm aber, als er das Pernisch (den Fischmarkt) betrat! Alle Fischbänke schimmerten von unzähligen Lichtern, welche weithin die Nacht erhellten; köstliche Speisen waren in goldenen und silbernen Schüsseln aufgetragen, und perlender Wein blinkte in großen Krystallkrügen. Um Alles herum aber saß eine Menge der reichgekleidetsten Damen und ließen es sich trefflich schmecken. Erschrocken hockte sich der Spielmann in eine Ecke, denn nun erinnerte

er sich entsetzt der Quatembernacht und ihres Herrenspuckes. Doch es war zu spät: eine der zunächst sitzenden Damen hatte ihn bereits bemerkt, und führte ihn zu Tische. Dann aber sprach sie zu dem Spielmann, der mit vor Angst klappernden Zähnen und schlotternden Knieen dastand: „Fürchte dich nicht, und spiele uns eine lustige Weise auf; wir werden Dir dessen Dank wissen.“ und indem sie so sprach, neigte sie dem Zagenden einen Pokal mit würzigem Wein gefüllt. Dieser ermuthigte wundersam den Spielmann dergestalt, daß, sobald er den Becher bis auf die Nagelprobe geleert hatte, er seine Geige zur Hand nahm, und lustig zu fiedeln begann.

Da wurden eilig die Bänke mit Allem, was darauf stand, bei Seite geschafft, und die Damen, unter denen er manche vornehme Frau auf der Stadt zu erkennen glaubte, erhoben sich allgemal bei dem Tone seiner Geige, und bald wirbelten die Haare durch einander. Nun aber ging es immer schneller und schneller, und der Spielmann geigte, wie von unsichtbarer Hand getrieben, immer toller darauf los, so daß er mehrmals vermeinte, die Saiten müßten in tausend Stücke zerspringen und ihm Hören und Sehen vergehen. Indessen sausten die Haare noch immer durcheinander, während sein Arm kräftig den Bogen führte, und sein Spiel von selbst aus einer Weise in die andere überging, und so stark wurde, daß es ihn bedünkte, als sei ein ganzes Concert von Geigen und gellenden Flöten hinter ihm aufgestellt, welche alle in seine Töne einstimmten, und ihm das Ganze wie ein wirrer Traum vorkam. Da summte endlich die Thurmglocke drei viertel auf Eins, und plötzlich hielten die Paare in sichtbarer Erschöpfung inne, Alles wurde wieder mit einem Male ruhig und in seine vorige Ordnung gerückt. Unentschlossen stand aber der Spielmann da, nicht wissend, ob er bleiben müsse, oder scheiden dürfe. Da trat die frühere Dame wieder zu ihm heran, und sprach: „Bruder Spielmann, Du hast uns wacker vergnügt, darum soll Dir auch nun des Lohnes werden! Und damit hatte sie ihm bereits sein Wammś ausgezogen, und ehe er noch recht zur Besinnung kommen konnte, war sie schon hinter ihm getreten, und hatte ihm mit einem Griffe seinen Höcker abgenommen. Wer war froher als unser erleichterter Spielmann! Durchdrungen wollte er niederfallen vor seiner Wohlthäterin. Da aber schlug es Eins, und Damen, Lichter und Schüsseln waren verschwunden, und nur der Spielmann stand noch allein in der dunkeln Nacht. Da aber fühlte er abermals nach seinem Rücken; denn ihm war es noch immer zu Muthe, als sei sein ganzes Abentheuer nur ein wirrer Traum gewesen. Doch nein, es war Wirklichkeit, er war gerade und schlank, und sein Höcker verschwunden. Wer vermöchte wohl die Freude seines Herzens zu beschreiben, in welchem er nun nach seinem Wams greift, das vor ihm auf der Erde liegen geblieben! Doch noch eine zweite sollte ihm beschieden sein, denn, als er dasselbe aufnahm, kam es ihm ungewöhnlich schwer vor, und als er nach der Ursache dieser außergewöhnlichen Gewichtigkeit forschte, fand er dessen beide Taschen mit Gold gefüllt und eilte als ein zweifach glücklicher Mann nach seiner Wohnung.

Dort aber erkannte die harrende Frau ihren verwandelten Mann fast nicht mehr wieder, bis ihr seine Erzählung von dem Begegnisse der Nacht den Hergang erklärte. Da staunte die fromme Frau sehr, und pries den Himmel, der Alles noch so glücklich gefügt. Am andern Morgen aber wurde die Geige, die all das Glück ins Haus gebracht, unter das Bild des Schutzpatrons aufgehängt, und fortan zum ewigen Gedächtnißfür Kinder und Kindes-Kinder als ein Heiligthum bewahrt.

Des armen Spielmanns Glück wurde nicht alsbald in der Nachbarschaft bekannt, als es auch viele Neider erregte, unter denen sich vorzüglich ein anderer, ebenfalls buckliger Musikant, durch seinen giftigen Groll auszeichnete. Seines vormaligen Gesellen nunmehriger Vorzug quälte ihn Tag und Nacht, und richtete sein ganzes Sinnen und Trachten nur nach der Möglichkeit, es jenem gleich, oder noch zuvor thuen zu können. Deswegen übte er sich den ganzen Tag die schönsten Weisen ein, und begab sich nun auf St. Mathäi Nacht um die zwölfte Stunde nach dem Pervisch. Dort fand er auch richtig daselbe Gelage, und ward darauf zum Spielen aufgefordert. Aber welch ein Unterschied! Kaum hatte er in stolzem Selbstvertrauen seine lustigen künstlichen Melodien angehoben, und die Damen sich zum Tanze erhoben, als er auf einmal aus der Tanzweise in ein Sterbelied fiel, und eine so traurige und herzbrechende Weise aufhielte, daß höllisches Gepfeife und Gezische sich um ihn herum erhob, und die Paare sich trübselig darunter her bewegten. Der Spielmann aber, noch immer vermeinend, seine besten Melodien vorzutragen, mußte eirte stracks darauf los, und erwartete nun, da der Tanz geendet war nichts weniger als einen noch reicheren Lohn, denn sein Vorgänger, und trat daher, Reck und Weste auszichend, keck zum Tische. „Ei, ei! beste Frau!“ rief er spöttisch, da er in der oben an dem Ehrenplatze der Tafel sitzenden Dame die gestrenge Frau Bürgermeisterin zu erkennen glaubte, die hier in aller Pracht und Herrlichkeit dem fenderdaren Mahle präsidirte. „Was würde wohl der Herr Gemahl sagen, wenn er sie hier auf der Weiberspielgesellschaft anträfe? aber lassen Euer Gnaden mich nicht allzulange hier ohne Lohn stehen, denn die Nacht ist kalt und es schlottern mir alle Knochen in der Herdstluft. Ich denke, mein Spiel ist doch wohl noch eines bessern Preises werth, als das des Stümpers, der Euch beim letzen Feste die Ohren gellen machte?“ Doch wie sollte er sich täuschen! Die Dame nahm im Nu den Deckel von einer silbernen Schüssel, und ehe er sich's versah, klebte der darin aufbewahrte Höcker seines Gesellen vor seiner Brust. So stand denn der Neidhart mit doppeltem Bollwerke ausgerüstet, und traute seinen Augen nicht, bis im selben Momente beim ersten Schlage der Morgenstunde der Spuck verschwand, und er sich unter zweifacher Last nach Hause trollen konnte.

Noch lange Jahre hindurch mußte er das Warnungszeichen seiner Mißgunst herumschleppen, und die Eltern pflegten ihren Kindern bei seinem Anblicke die Geschichte zu erzählen.

Friedrich Wilhelm Rogge

ward am 11. November 1809 zu Lüneburg geboren, erhielt seine Vorbildung auf dem dortigen Johanneum und studirte darauf von 1829—33 in Göttingen, zuerst Theologie, dann Geschichte und Philologie, indem er zugleich bemüht war im Verein mit gleichgesinnten Freunden eine ähnliche Gesellschaft, wie es der frühere Göttinger Dichterbund (Hainbund) gewesen, zu gestalten. — Von 1834—1836 lebte R. als Privatgelehrter in Schwerin, machte dann eine größere Reise nach Frankreich und England und kehrte darauf nach Schwerin zurück, wo er eine Anstellung bei der Regierungsbibliothek fand.

Er gab heraus:

Gedichte. Göttingen 1830—31. 3. Aufl. Leipzig 1839.
Kaiser Friedrich Barbarossa. Tragödie. Lüneburg 1833.
Kaiser Heinrich IV. Tragödie. Leipzig 1839.
Krone und Liebe. König Manfred, Bianca Vanezzi; zwei Tragödien. Leipzig 1839.
Buch der deutschen Lyrik. Rostock 1845.
Blüthe der deutschen Lyrik. Rostock 1846.

Sehr treffend urtheilt Gödeke in seinem Sammelwerke, Deutschland's Dichter von 1813—43. S. 306. über Rogge. — Seine mit großer Sorgfalt ausgearbeiteten, wohllautenden Gedichte lassen den Schüler Uhlands, Platens und der Alten nicht verkennen; seine Balladen und Romanzen sind vorzugsweise glücklich behandelt, wenn gleich sein Bestreben, den Geist der alten Sagen mit neuer Kraft zu stärken, nicht selten nur darauf hinauskommt, daß die Sage des Alterthums den Tendenzen der Gegenwart dienstbar gemacht wird. Seine dramatischen Arbeiten sind durch manche grillenhafte Züge unaufführbar gemacht.

Digitized by Google

Der Greis.

Schattig und kühl umlaubt
Reiget zu Ruh' das Haupt
Müde der Greis;
Und schwellend und bang
Ergießt sich Gesang
Um den Schlummernden leis.

Ward ihm der Frühling alt,
Oder das Herz so kalt,
Scheint er so müd' und matt,
Scheint er so wachenssatt,
Daß ihm das Augenlied
Leise der Schlaf bricht,
Während rings um ihn her
Alles ein Freudenmeer,
Ach und im leichten Schwung
Tanzet das Reh im Sprung
Froh und jung
An ihm daher!

Koset und säuselt, ihr Winde,
Linde,
In den grauenden Locken ihm wühlend
Kühlend!
Denn wenn er erwacht',
Er spräche zu mir:
Ich hab' es gemacht
Dereinst gleich dir,
Du machst es wie ich,
Wenn du einholst mich.

O Jolaos, mich schreckt dein Gebet,
Das die Jugend nur eines Tag's dir erfleht!

Es entschwebt, wie der Lenz dem Gefild',
Die Quelle der Liebe,
Der seligsten Triebe,
Der That und Kraft,
Wie heldenhaft —
O Jugend, dein Bild!
Vergebens fragt
Und will Beweis,
Wo's wieder tagt
Einst, Mann und Greis.
Mögen die Sterne blüh'n,
Sonnen an Sonnen glüh'n —
Bringt es Gewinn?
Welle nach Welle kommt,
Aber kein Fragen frommt
Nach dem: wohin!

Lenz-Melodie.

In des Sees säuselndem Ried
Rastet die Möve vom Flug,
Daß sie lausche dem Wellenlied.
Und der Sehnsucht Zug
Laßt die Wellen
Zu des Ufers Rand
Rauschen und schwellen
Und in silbernen Flocken
Die kosefallenen Locken
Ueber Blumen am Strand
Zerschellen.

Hoch preis' ich den Lenz!
Was kein Künstler vollbracht,
Hat er spielend entfacht,
O wie himmlisch schön!
Dies Duften und Blüh'n
Und der Blätter Grün
Und der Wipfel Säuseln
Und der Wogen Kräuseln,
O wie himmlisch schön!
Unter süßem Getön
Stellt der Lenz zur Schau
See, Wald und Au:
Hoch preis' ich den Lenz!
Aus der Ferne nach
Hält das Echo wach
Kukuksruf.
Und aus den dunkelnden Hallen
Erschallen
Melodischen Hall —
Läßt die Nachtigall!
Wie sie dämpft und bekämpft,
Als spränge die Brust,
Bald Weh, bald Lust!
Und beklommen
Kommen
Mit schmetterndem Laut
Heißt sie minniglich,
Innniglich
Zu sich, zu sich die Braut!

Das Idol.

Ich seh' dich wohl, du rosiglichtes Bild,
Durch meines öden Schlummers Träume wallen,
Der Geist hält Wach', und Sehnsucht, ungestillt,
Geht nächtlich um in meines Herzens Hallen.

O, schau' mich nicht so seelenschmelzend an,
Es wird ja, wie es ist, doch bleiben müssen;
Ob mir dein Blick den Himmel aufgethan,
Mich fröstelt's an in deines Mundes Küssen!

Hinweg, Idol! du bist nicht, was du scheinst,
Und wie du gehst verklärt durch meinen Schlummer;
Vergäß' ich gern auch, wie du's mit mir meinst,
Wie deines Aug's Entzücken war mein Kummer:

Und sprach' ich auch: „Es schlafe, was geschehn!
In's Antlitz bannt's du mir des Grams Gebilde,
Mach, wie die Todten blutig auferstehn
Läßt die Erinnerung auf dem Schlachtgefilde!

Ich warf um dich der Dichtkunst Mantel her
Und ließ im Reich der Phantasie dich blühen,
Und jung und wogend von dem Strahlenmeer
Der ersten Liebe flammend dich umglühen.

Und kam dafür — um meines Herzens Ruh —
Zurückkehrt das Bewußtsein, wahnverspätet,
Und tausend Stimmen rufen laut mir zu,
Daß falsche Götter fromm ich angebetet!

O, geh! ja! . . . . geh! du kannst nicht lieben; nein;
Doch nimm von mir des alten Zaubers Bande
Und laß mich wieder, wie ich war, allein —
Und stumm vergehn am eignen Seelenbrande!

Liebesmahnen.

(Im Regent's park zu London.)

Gruß dir, o Nacht, auf schwarzem Viergespann!
Laß deiner Rosse Schweiß die Auen feuchten,
Und dir voran auf deiner ew'gen Bahn
Die Sterne, die Gedanken Gottes, leuchten!

Weg, Weltgewühl dort an der Themse Strand,
Wie lieb' ich's, hier mit mir allein zu weilen,
Und in mein eichengrünes Heimatland
Laß ich des Herzens frische Grüß' enteilen. —

Horch, wie dort langgedehnt der Löwe brüllt!
Der denkt wohl an Arabiens Gazellen
Und an die blonde Braut, die nachtverhüllt
Ihn sucht und ruft, daß Wald und Felsen gellen!

Und wieder — horch, wie im Gebüsche dort,
Nun schmelzend, nun in wirbelnd lauten Schlägen
Der Lenz sich lauschend läßt der Liebe Wort
Und aus ihr weltenalt Geheimniß legen! —

Ob jetzt auch wohl, du holdes Augenlicht
Jenseit des Meers, aus wimperschatt'ger Zelle

Digitized by Google

Ein Strahl von dir die Bahn zu mir sich bricht,
Als Bote mich begrüßend leuchtendhelle?

Ich aber, dein gedenkend immerdar,
Ich sende, wenn die Sterne dort entlohten,
Dir meiner Dichtkunst zukunftkolzen Aar,
Als meiner Liebe liederfrohen Boten.

Laßt ihn an deinem Aug' sich trinken satt,
Drückt' ihn an's Herz und laß ihn selig kosen
Dort an der wollenweichen Lagerstatt,
Um die mit Lilien werden möchten Rosen!

Und hast du ihm genug von dir erzählt,
So send' ihn wieder heimwärts durch die Räume,
Und was er etwa neidisch mir verhehlt,
Das flicht mereüber selbst in meine Träume!

Der Löwe zu Luzern.

Sinnend weilt, wer pilgernd das Vaterland Tell's
Frohgemuth, freiathmend durchstreift, und grüßt hier
In der quellumsprudelten Felsenkluft dich,
Sterbender Bergleu!

Hingestreckt, todtmüde, noch dergend in der
Blutgefärbt reichmähnigen Brust den Speerschaft,
Rufst du wach glorwürdiger Heldenthaten
Bild und Gedächtniß!

Jenes Tags, als todend im Freiheitswahnsinn,
Doggengleich anstürmten die Horden Frankreich's;
In des Zukrufre Glockengeläut' erscholl die
Hymne Massilia's!

Tag des Weh's, nachschleppend der schlimm'ren Viele,
Als des Volks schuselig Gelüst den Goldreif
Riß von Ludwig's Haupt, von den Schultern ihm den
Heiligen Purpur!

Ach, umsonst einhauchte die Tochter Oestreich's
Dem Gemahl schlachtfreudigen Sinn, umsonst tönt
In des Schlosstraums Götterbezirk der Ruf: Hoch
Lebe der König!

Nicht besteigt sein Roß er zum Kampf, er wehrt fromm,
Aber zag', unkönigisch stets dem Blitz, der
Seines Winks nur harrt, um zu wecken, rasch Bahn
Fegend, den Donner!

Selig, wann fortlebt in dem Enkel seiner
Väter Glanz und jegliche Tugend frisch und
Ungeschmächt; nicht preiß' ich den Mann, der vorzieht
Dulden der Thatkraft!

Nun geschah's, schmachvoller Moment! daß ihres
Zaubers baar, schusssuchend, die Majestät wich;
Aber furchtlos ging den Tod Helvetien's
Starker Gebirgssohn!

Stolze Schaar, stumm räumend des Bourbonid'schen
Herrscherstamms thurmprangende Burg, ob zahllos
Du bekämpft und kämpfend erliegst, du stirbst zwar,
Aber du siehst nicht!

Schöner nicht, heroischer focht und sank nicht
Lacedämon's Fürst in des Oeta Felsschlucht,
Noch Athen's einst säulengepriesne Schaar auf
Marathon's Blachfeld!

Sohn der Freiheit, Hüter der Kön'ge dann, ja!
Wach von dir bleib' ewig das Alpenecho!
Und zum Halt stets zwing' uns, gedenkend dein, hier
Sterbend der Bergleu!

Eingedenk stets bleibe die Muse dein, und
Deines Ruhms Seebarke, sie segle, klangreich,
Auf des Lieds schönwogender Fluth hinab zum
Meere der Nachwelt!

Am Sarkophag Alexanders des Großen.

Kunsthallen Londons, ihr, die mit Recht genannt
Ihr seid der Stolz Britannien's, wie Vieles ihr
Auch immer einschließt, hier mit Neugier,
Dort mit Bewunderung das Auge fesselnd;

Ob nun Betrachtung bald bei dem Nothbedarf
Weilt stumpfer Polanwohner, dem Jagdgeräth,
Schneeschlitten, und was beut ihr blitzschnell
Eilender, einziger Hort, das Rennthier:

Ob neu belebt Traumbilder der Kindesbrust
Korallenschmuck, buntfarbiger Putz und die
Kriegswehr des feur'gen Sohns der Südsee,
Speere, vergiftete Pfeil' und Streitart:

Ob, ach! Begeist'rung schwärmt für die Räthselwelt
Aegypten's sammt Kunstwundern des Alterthums:
Italien's Urn' und Griechenland's in
Marmorruinen gebannte Schönheit!

Denn hier vereint hat Jedes von jedem Volk
Kunstsinn, des Wissens Drang und das Recht der Macht,
Raublust, so weit die Wogen siegreich
Trugen die Flotten des stolzen England's.

Dennoch vordei eile mein Fuß, und stets
Zuvor gegrüßt mir attischem Feierklang
Sei du mir, Sarkophag des großen
Musenermüdenden Alexandros!

Zwar jenes Kleinod nicht, dem, juwelenreich,
Der Sonnengott blitzähnliche Gluth entlockt,
D'rin ihren König eingeurnt einst
Sah'n Macedonien's Veteranen;

Denn seines Feldherrn üppig Geschlecht, sie, die
Von seines Siegsmahls Resten sich nährten drei
Jahrhundert lang, verprasst den Goldsarg
Hatten sie bald und vertauscht um Marmor.

Nichts frommt's, des Erdballs Herrscher gewesen sein,
Gleich wehrlos macht Jedweden der Tod; umsonst
Hält Wacht des Ruhms allmächt'ger Cherub,
Wenn sich von Adel entblößt die Macht naht.

Doch folgt der Ehrfurcht Zoll der Entweihung oft;
Rom's zweiter Cäsar rächte so sich als ihn,
Und in des Königs blonde Locken
Flechtet er wieder den gold'nen Siegskranz.

An diesen Stein einst stand er gelehnt und ließ
Empor des Weihrauchs Wolken ihm wirbeln! Dann,
Mit eigener Hand ihm blumen strenend,
Schwelgt' er sich satt in des Helden Nachruhm.

Es rollt manch' Jahrthundert seitdem dahin,
Und aus dem Sarg wegfegten sie Staub und Zier;
Doch frisch und rosig blüht, in Lied und
Mährchen verwebt, der gewalt'ge Namen!

Und selbst dem Marmor hier, der den Heldenleib
Einst barg, es wohnt ihm ewig ein Zauber bei,
Der Wüstensohn, der Moslem schwärmt' an
Ihm, der romantische Saladin noch!

Bis jüngst die Pyramiden erscheinen sahn,
Traumgleich, und hehr im Donnergewölke stehn
Den Mann der zweiundsechzig Schlachten,
Erde zu werden des Alexandros!

Der hub den Marmorschrag aus dem Tempel keck! —
Sich selbst vielleicht zum Bette bereinst? — Umsonst!
Des Meeres Hütte wacht, dem Adler
Raubte die Beute der Leu von England.

Der Friedhof.

Da bin ich wieder, wie von ungefähr;
Die grünen Hügel schwellen von dem Hauche
Der Weste, und die Blumen steigen wieder

Digitized by Google

Aus ihren Betten, lebenglühend, auf
Und bringen an das Licht die frommen Grüße,
Die ihnen d'runten wurden anvertraut. —
Es ist ein heimlich seltsames Gefühl,
Das eines Friedhofs Hügel rege macht!
Da liegen sie, mit ihrem Hoffen, Sehnen,
Mit allen ihren Wünschen, ihren Träumen
Geheimnißvoll in ihren kleinen Zellen
Und lassen nichts, gar nichts von sich vernehmen!
Und droben lacht die Sonne, ruft die Lerche,
Die Bäche murmeln und die Bienen summen
Und wecken Alles, Alles auf zum Leben! —
Das muß ein Schlaf, ein fester, tiefer sein,
Der nicht bei solchem Freuderuf zerfließt!
Und wer d'rin ruhig zu beharr'n vermag —
Der muß unendlich hoch steh'n, oder niedrig! —
Und wenn sie wachten, nur zu schlafen schienen —
Was dächten sie, wenn über ihren Häuptern
Die Hügel keklich stampft des Knaben Fuß? —
Ich glaub' es wohl, es möchten Manche gern —
Gern einen Blick hineinthun in die Sonne,
Und And're möchten's nicht; denn ihrer Wen'ge sind's,
Die nicht an ihren Wunden d'runten heilen!
O, wer es fühlte, wer es ganz begriffe,
Dem würd' es heiß auf seine Seele fallen,
Wenn er nur eine, eine einz'ge Thräne
Gewaltsam einem Auge hat erpreßt!
Hart klagt die That ihn an und lastet schwer,
Von tausend Freudethränen ungesühnt! —
Das ist es, was uns schmerzlich stets ergreift,
Wenn wir an Gräbern einsam uns verweilen;
Ein heil'ger Tempel ist des Friedhofs Raum,
Und jedes Grab ist ein geweihter Priester!

Der Kaiser bei Banzen.

„Das Feld ist mein und mir gehört der Sieg!
Was will denn noch mit ihrem tollen Pfeifen
Die Kugel dort! Verirrter Raubwolf, lieg,
Genug für heute hat gewürgt der Krieg!"
Der Kaiser rief es, wie sie fiel und stieg;
Sie aber, drohend, wie Kometen schweifen,
Begann auf's neu auf Beut' umherzustreifen —
Bis sie in Duroc's Leid sich barg und schwieg.

Und sieh, schon stürzt daher ein Adjutant,
Des Herzogs Fall dem Kaiser anzusagen.
Und er, das Fernrohr wägend in der Hand,
Er hört's und schweigt, das Roß seitwein gewandt;
Sein Antlitz deutete, was er empfand;
Und wie er stumm den Schmerz sucht zu vertragen,
Sehn seine Blicke ringsum züngelnd schlagen
Von Dorf und Weiler himmelan den Brand!

Und weitgedehnt, von Staubgewölk' umwallt,
Scyth' und Baschkir und all des Nords Barbaren
Gehetzt, wie von der Meut' ein Wolf im Wald?
Hoch auf der Anhöh' macht der Kaiser Halt.
Und horch! das Vive l'Empereur! wie's rollt und hallt
Aus voller Kehle seiner Gardescharen,
Die dort im Viereck Kolz gelagert warten,
Vom Pulverdampfe schwarz Wehr und Gestalt!

Und auf den Feldstuhl wirft er sich; es stehn
Voll Ehrfurcht fern Marschäll' und Generäle,
Wie sie den Kaiser also sitzen sehn.
Und nun Geklirr, Gelärm und Bannerwehn,
Der Wachtfeu'r Lodern und der Trommeln Gehn;
Und wie zum Tod betrübt des Kaisers Seele
Des Sieglings denkt, wie er sich sterbend quäle —
Versinkt die Sonne, wie wenn nichts geschehn!

Doch weg den Gram! Und Spiel und Hörnerklang
Erhebt sich an des Vierecks beiden Enden!
Und voll und weich und schmelzend, klagenbang,
Ertönt's, wie ein elegischer Gesang!
Und wieder dann, anschwellend tief und lang,
Rauscht es daher, als gält' es zu verschwenden,
Was die Musik an Tönen hat zu spenden,
Wälzt sich daher zur Schlacht der Heere Drang! —

Doch all umsonst! Kein Lächeln zwingt's ihm ab;
Stumm saß er da in seinen Heldenzieren,
Das Haupt gesunken auf die Brust herab,
Als ob gebrochen seinem Glück der Stab;
Indeß ein Gott ihm in die Seele gab —
Wie bald dahinrafft aus des Lichts Revieren
Die Garden sammt den stolzen Kürassieren
Und Glanz und Reich ein allverschlingend Grab!

Kaiser Karl.

Im fernen Ungarlande
Mit seiner Heeresmacht
Brach Kaiser Karl die Bande
Der alten Heidennacht;
Er rief das Volk zur Taufe
Und zu dem ew'gen Reich,
Es ward der rohe Haufe
Von seiner Predigt weich.

Auch galt's kein langes Wählen,
Wo Kaiser Karl erschien,
Man weiß noch zu erzählen
Manch' Mährlein über ihn:
Er trug in allen Tagen
Ein schartenloses Schwert,
Um weidlich d'rein zu schlagen,
Sobald man sein begehrt'!

Nun war zu jenen Zeiten
Sein eigen Reich in Noth,
Es kam zu seinen Leuten
Die Kunde, Karl sei todt:
Zehn Jahre slob'n vorüber,
Frau Hildegard ward bang,
Ihr Blick ward täglich trüber,
Die Zeit schien ihr zu lang.

Das war ein Rauben, Morden,
Ein furchtbar Regiment!
Es zogen wilde Horden
Straflos durch das Geländ;
Da ging der Rath in Eile
Zur Kaiserburg hinan:
„Frau Kais'rin, ohne Weile
Wählt einen andern Mann!"

Das sah auf seinem Throne
Der liebe Herr Gott an,
Daß seines Dieners Krone
Ein And'rer sollte han,
Er hielt den Karl gar werthe,
Weil er ihm dient' treu,
Die Heiden fromm bekehrte,
Voll steter heil'ger Scheu.

D'rum wählt' er aus den Schaaren
Der Engel einen aus,
Der mußte eiligst fahren
Zu Kaiser Karl hinaus:
„Mach dich, du Held! von hinnen,
Es schleicht daheim Verrath,
Drei Tage noch — gewinnen
Mußt du bis da die Stadt!"

Da stand ein Mann im Heere
Das stärkste Roß ihm ab,
Das trug ihn sammt der Wehre
Wohl in die Stadt zu Raab;
Es that am andern Morgen
Zum zweiten Mal den Lauf,
Und brachte' ihn wohlgeborgen
Gen Passau nun hinauf.

Hier tauscht's der Held am Abend
Für ein schön' Füllen aus,
Das trug ihn, lustig trabend,
Den dritten Tag nach Haus!
Fürwahr! das war ein Jagen!
Bei hundert funfzehn Rast,
Die ritt in dreien Tagen
Der gottgesandte Gast! —

Digitized by Google

Zu Aachen ging's gar heiter,
Da ging's gar lustig her,
Es dachte Keiner weiter
Des alten Kaisers mehr!
Der zog indeß zur Stunde
Bei einem Wirthe ein,
Nahm sich von Allem Kunde,
Ging dann in's Kämmerlein;

Ließ einen Wächter kommen,
Den hat er in's Gebing
Auf diese Nacht genommen
Für seinen goldnen Ring;
Des Lohnes der sich freute —
Indeß der Kaiser schlief —
Und als bei'm Frühgeläute
Er ihn vom Schlummer rief:

Da sprang er auf behende,
That an ein reich Gewand
Und band das Schwert zur Lende
Und gab dem Wirth die Hand;
Es machte, wär's gewesen
Bei Tag, wohl Mancher Halt,
So stattlich war sein Wesen,
So herrlich die Gestalt!

Am Burgthor eingetroffen,
Fand er es wohl verwahrt:
„Nur d'runter durchgeschlossen,
Hier ist's die beste Art!"
Doch, Herr, Ihr wollt mich necken,
Kein zweites ist zur Hand,
Ihr würdet arg beflecken
Eu'r köstliches Gewand.

„Ha!" sprach der Held mit Lachen,
„Was mach' ich mir daraus?
Ich habe solcher Sachen
Die Fülle noch zu Haus."
Er ging zum Dome leise
Und saß in aller Früh'
Im Stuhl nach alter Weise
Das Schwert baar über's Knie!

Wie so der Meßner schaute
Den allgewalt'gen Mann,
Entfloh er und vertraute
Dem Bischof's eilig an;
Der hieß zwo Kerzen bringen,
Trat vor mit dem Geleit —
Da gab's ein Knieumschlingen,
Ein Jubeln allerweit.

Er wird vom Volk getragen
Zur Kaiserin in's Schloß,
Die fühlt ein Bangen, Zagen,
Und ihre Furcht ist groß!
„Dein Bräutigam ist kommen!"
Karl freudig zu ihr spricht,
„D'rum sei der Furcht benommen,
Gott läßt die Seinen nicht!

Der König von Rom.

Der Morgen kam, und mit ihm in die Hallen
Der Kaiserburg trat festes Schritts der Tod;
Von allen Häuptern, die ihm hier verfallen,
Keins einen schmerzlich trübern Anblick bot,
Als das, zu dem er sich betrachtend wandte:
Seht da, so sprach er, welch' ein Antlitz dies!
Hab' manches angeschaut, ich, der Gesandte
Des finstern Verhängnisses, ich ließ
Gar manches Herz in vollem Schlage stocken;
Doch freudig wär' ich dem Gebot entflohn,

Die Hand zu legen auf die braunen Locken
Dir, jetzer Sprößling des Napoleon!
Wie Blumen ohne Duft und ohne Farbe
Faß' ich die Menge mit der Faust von Erz!
Doch wer sich band des Ruhmes manche Garbe,
Dem leg' ich ruhig stolz die Hand auf's Herz.
An Roß und Lilie haft' ich mit den Blicken
Und weide mich an ihrer Duftgestalt,
Ey' ich die Hand ausstrecke, sie zu knicken,
Als Werkzeug der zerstörenden Gewalt.
Und fällt' ich je der Rosen Gedern eine,
An ihrem Stamme segt' ich mich zuvor,
Wo in der Dämm'rung ahnungsreichem Scheine
Ich sinnend in Betrachtung mich verlor.
Nun sprach' ich wohl, im Auge Thränenblinken,
Wie einst Rom's Scipio bei Carthago's Flamme:
Es kommt der Tag, da Priam's Burg wird sinken,
Sammt Priamos und Priam's Heldenstamme! —
Wie heut' bei Dir, Du schöner, bleicher Knabe,
So saß ich einst zu Deines Vaters Haupt,
Schon auf der letzten Stufe zu dem Grabe
Ward er noch einmal mit dem Sieg umlaubt.
Inmitten des Gewühls, im Schlachtendrange,
Im Schooß der alten Garde, fern und nah
Vom Vive l'Empereur mit tausendfachem Klange
Stand er begrüßt im letzten Siege da!
Da trat ich nah' und in die ehrnen Arme
Schloß ich den ehrnen Mann mit festem Sinn!
Erwacht ja wär' er nur zu neuem Harme,
D'rum trug ich rasch zu seinen Garden ihn.
Du sahst sie oft, als, noch den Sieg im Schilde,
Der Kaiser Dich auf seinen Armen trug,
Die Schaar, die einstens schwur bei Deinem Bilde
Und Rußland dann auf Rußlands Feldern schlug!
Die alte Schaar, die mir vertraulich nickte,
Als altem Freund, ging ich an ihr entlang,
Die unverwandtes Blicks die Hand mir drückte,
Mit Vive l'Empereur mir in die Arme sank!
Nach ihnen, Sohn des Schicksals, stand Dein Sehnen,
Wenn Dich der Traum verschollner Tag' umfing,
Da fühlest Du die Brust sich schmerzlich dehnen,
Weil ja Dein Stern mit ihrem unterging!
Und Deine Hand nun nimmer darf erfassen
Von Mont St. Jean des Racheschwertes Griff,
Das wohl Europa's Kön'ge macht' erblassen,
Wenn's Deine Vorzeit aus dem Grabe rief!
Wenn Du den Adler weckt'st in jenem Horste,
Wo er verzaubert Deines Rufes harrt,
Auf's neu' ihm übergäb'st die alten Forste,
Als Hüter ihn stell'st auf die Alpenwart!
Doch dem Verhängniß, das sein harrt hienieden,
Ist Keiner noch der Sterblichen entflohn,
Es bricht herein, unabwendbar beschieden,
Sprach einstens Pergam's unglückstrauter Sohn.
Wo Schmerz Dich foltert, und grimmt der Kummer,
Dein Vater — hier im selbigen Gemach —
Nach dreißig Siegen lag er hier im Schlummer,
Der Aar von Wagram saß am Bette wach!
Und Du? und Du? — O Sproß des Ruhms, es haben
Entzückt im Arm Dich Kön'ge oft gewiegt,
Doch als sie Deines Vaters Schwert vergraben,
War ihrer Liebe dürft'ger Quell versiegt!
Doch daß sie Dir kein frostig Mitleid spenden,
Ward ich zu dieser Stunde hergesandt,
Auf ewig wahr' ich Dich vor ihren Händen
Und trag' hinweg Dich sanft aus diesem Land.
Den Adler Deiner Hoffnungen, ihn machte
Der Blitz für immer jüngstens schwingenlahm,
Und wie ich Deine Züge nun betrachte,
Seh' ich mit Lust, daß ich willkommen kam. —
Ha! ich versteh' Euch, — sieh den Vater winken,
Von seinen Garden, wie vordem, umschaart,
In seinen Händen Kron' und Scepter blinken,
Die er auf ewig nun Die treu bewahrt!
Horch! wie es rauscht, die alten Schwerter klirren,
Die Banner Deines Hauses mahnend wehn —
Wohlan, ich will Dein Schicksal Dir entwirren,
Und Du, o Sohn, sollst zu dem Vater gehn!

Digitized by Google

Hermann Rollett

ward geboren am 20. August 1819 in Baden bei Wien. Die schöne Natur des Geburtsortes weckte früh in ihm die Keime seines poetischen Talentes, so wie auch das frühe Bekanntwerden mit den wissenschaftlichen Sammlungen und den vielen berühmten Freunden seines, 1842 in Baden als ausgezeichneter Arzt verstorbenen Vaters, in ihm den Sinn für Wissenschaft und höheres Leben mächtig erregte. Nach vollendeter Gymnasialbildung machte er zu Wien philosophische Studien, widmete sich aber bei der Vorliebe seines Vaters für den praktischen Beruf und bei seinem eigenen Interesse für Naturwissenschaft, seit 1838 der Chemie und Pharmacie, ohne jedoch aufzuhören, die Ausbildung seiner poetischen Anlagen und die Läuterung seines regen Sinnes für allen geistigen Fortschritt, als die Hauptaufgabe seines Lebens zu betrachten. 1841 weilte er einige Zeit in Schwaben bei Justinus Kerner, dem er seine erste Liedersammlung gewidmet hatte, seit dem Herbst 1845 lebte er in Jena und ging dann wieder nach Süd-Deutschland.

Von ihm erschien:

Liederkränze. Wien bei Gerold 1842.
Frühlingsboten aus Oesterreich. Jena bei Luden 1845.
Deutschkatholisches Reformationslied. Weimar bei Hoffmann 1845.

Ein anmuthiges phantasiereiches Talent, voll Eifer für Wahrheit und Recht, das aber zu früh hervorgetreten ist und noch der Erfahrung und der Korrectheit bedarf, um mehr, als vorübergehende Geltung zu erlangen.

Aus den „Frühlingsboten."

Frühlingsgesang.

Das Leben ist erstanden mit Glanz und Frühlingspracht —
Das hat aus starren Banden die Liebe frei gemacht.
Die Blüthenkeime treiben zum Himmel unbewußt —
Wer mag zu Hause bleiben, wenn draußen solche Lust!

Lebt wohl, ihr welken Blätter, ihr Worte kalt und grau —
Lebendiges Geschmetter lockt nun in grüne Au.
Leb' wohl, du todte Feder mit deinem schwarzen Gift —
Geweihtere hat jeder Jaunkönig auf der Trift.

Viel größ're Weisheit flüstert wohl jedes Blatt am Baum
Als mir entgegen duftet aus engem Bücherraum,
Leb' wohl, leb' wohl Gesänge, vom Gänsekiel geweiht,
Leb' wohl, du todte Schwinge, Du Bücherseligkeit! —

Doch kehr' ich einmal wieder, wenn Strauch und Baum entlaubt,
Dann seh ich traurig nieder mit tiefgesenktem Haupt.
Dann will ich wieder blättern in sehnsuchtsvoller Qual,
Ob noch nicht aus den Wettern befreit der Sonnenstrahl;

Ob noch nicht aufgeschossen des Geistes grüne Saat,
Ob noch nicht, glanzumflossen, der Völkerfrühling naht.
Dann will ich wieder singen der Sehnsucht vollen Drang —
Mit todten Federschwingen lebendigen Gesang.

Sonett.

(Aus einem größern Cyclus.)

Beginnt zu schlagen, Freiheitsnachtigallen!
Die Nacht ist günstig eurem lauten Sange,
Laß uns dein Silberglöcklein leitend schallen
Du Waldkirchlein, auf dem Befreiungsgange.

Und du, o Frühling, laß uns Rosen sollen
Auf unsre, längst im Schmerz erbleichte Wange,
Laß endlich uns auf grüner Erde wallen —
Die Nacht ist kalt, der Winter ist so lange!
Doch schwand des Kerkers rabenschwarz Gefieder,
Und starb die Nacht, die grämliche Alraune,
Dann schweigt ihr trüben Nachtigallenlieder!
Dann heben wir das trunk'ne Auge wieder,
Daß es der Lerche lauten Flug bestaune
Des freien Tages schallender Posaune.

Zeitgedichte.

Hochgeschwungen! Hochgeschwungen!
Unsrer Lieder blankes Schwert,
Daß der Kampf der Dämmerungen
Sich in hellen Sieg verkehrt.

Jeder, dem es mag gelingen
Sei zu lautem Sang bereit,
Das wir sie uns bald erringen
Unsrer Freiheit goldne Zeit.

Aber in der Rüstung Golde
Denkt auch mild im ernsten Streit,
Und vergeßt mir nicht die Holde,
Ewigschöne Frühlingszeit.

Und vergeßt mir nicht den Glauben
An der Wälder grüne Pracht,
An das Glück in kühlen Lauben
Und in süßer Sternennacht.

Und ein Lied aus grünen Bäumen,
Das im Lenz von Jubel spricht,
Und im Herbst von Frühlingsträumen —
Ist ja auch ein Zeitgedicht.

Waldeszauber.

Und schreit' ich in den Wald hinaus,
Da grüßen mich die Bäume.
Du liebes, freies Gotteshaus
Du schließest mich mit Sturmgebraus
In deine kühlen Räume.

Da sink' ich an das laute Herz
Der Einsamkeit des Waldes —
Das größte Leid wird süßer Schmerz,
Auf Liederschwingen himmelwärts
Verklingt es und verhallt es.

Geheimes Flüstern hier und dort,
Verborg'nes Quellenrauschen —
O Wald, o Wald, geweihter Ort,
Laß mich der Liebe reinstes Wort
An deiner Brust belauschen!

Was leise mich umschwebt, umklingt, —
Ich will es treu bewahren,
Und was in Klarheit mich durchdringt,
Will ich vom Geist der Lieb beschwingt,
In Liedern offenbaren!

Ein Baum.

Im grünen Walde steht ein alter Baum
So wie versenkt in schmerzlichen Gedanken;
Sein Frühling schwand, — nur wie ein Jugendtraum
Umarmen seinen Stamm noch grüne Ranken.

Ihn rühren nicht mit ihrem hellsten Sang
Der Frühlingssänger jubelvolle Lieder,
Und auf des Baches frohen Wellendrang
Sieht ungerührt der alte Träumer nieder.

Digitized by Google

Er mag nicht blühen mehr — kaum daß er grünt.
Die Zeit hat ihm das Mark schon ausgezogen,
Sein Geist, der oft des Winters Schuld gesühnt,
Ist längst als Duft in's All dahingeflogen.

Du alter Baum! was blickst du so voll Gram
Auf all die Rosen rings im grünen Thale,
Warum willst Du nur, wenn der Frühling kam,
Dich nicht vermählen mit dem Sonnenstrahle!

Verjünge dich im kühlen Morgenthau,
Erstarke in des Waldbachs klaren Wellen,
Und blick' hinauf in's milde Himmelsblau,
Und lasse dich von Stürmen nicht zerschellen!

Da rauscht es durch die Zweige wunderbar
Mit geisterstillem, märchenhaftem Klingen,
Und aus dem Baume hörte ich es klar
Mit leisen Tönen mir entgegen singen:

Ich bin ein Zeuge der Vergangenheit!
Derselbe Sturm, der in verklungnen Tagen
Die Asche deiner Väter hat zerstreut,
Hat meinen Keim an diesen Ort getragen.

Mit grüner Lust trieb ich zum Himmelsraum,
Umkost von Lüftchen und von Nachtigallen,
Auch ich verträumte meinen Frühlingstraum
In schattenkühlen, grünen Blätterhallen.

In meines Dunkels stiller Einsamkeit
Hat manches Vöglein sich ein Lied ersonnen,
Und manches Herz hab ich zur Lieb' geweiht,
Wenn ich es still mit meinem Grün umspannen.

Ich wuchs heran, ich wurde groß und stark,
Da fühlt' ich's heiß durch meine Adern dringen,
Ich jauchzte schon, daß meiner Aeste Mark
Ein kühner Arm als Lanze würde schwingen.

Ich sah entzückt schon meiner Zweige Grün
Als Siegesschmuck in kampfgeweihten Händen,
Und meiner Krone traumerfülltes Blühn
Dem schönsten Kranze Duft und Blüthe spenden.

Ich armer Baum! Ich träumte mir ein Glück,
Das Tausenden im Walde zugefallen, —
Nur mich allein ließ man im Schmerz zurück,
Als Sarg nicht einmal durfte ich zerfallen.

Und nicht einmal in Stücke klein zersägt,
Durft ich ein Kämmerlein mit Glut erwärmen,
Zu dem ein müdes Haupt sich träumend legt,
Um auszuruhen von des Tages Lärmen.

Und ich erhebe, tief in Schmerz getaucht,
Zum Himmel meiner Zweige dürre Arme,
Daß sich ein Blitz, in dem mein Geist verraucht,
Des morschen Baums im grünen Wald erbarme!

Stille Freude.

Was weinst du, Blümlein, im Morgenschein?
Das Blümlein lachte: was fällt Dir ein!
Ich bin ja fröhlich, ich weine nicht —
Die Freudenthräne durch's Aug' mir bricht!

Ich frug das Bächlein: Was rinnst du dahin
Wie ein Thränenstrom durchs Wiesengrün!
Da klang es heraus aus der Wellenbrust:
Mein Strömen ist Freude, ist Brausen der Lust!

Du Morgenhimmel bist blutig roth,
Als lag deine Sonne im Meere tod!
Da lacht der Himmel und ruft mich an:
Ich streue ja Rosen auf ihre Bahn!

Und flammend zog die Sonne hervor,
Die Blumen blühten jubelnd empor,
Des Baches Wellen jauchzten auf,
Und die Sonne lachte freudig d'rauf.

Schwanengesang.

Die Rose Deiner Liebe ist verblüht,
Doch hat mein Sang sie klagend überdauert,
Und Eins erhebt im Schmerze mein Gemüth,
Daß Dir mein Lied die Seele tief durchschauert.

Ich nahm Dich in mein ganzes Wesen auf,
Und nimmer werd ich Deiner mich entringen,
Vielleicht, daß ich in trüber Stunden Lauf
Dich liebevoll in Liedern kann besingen.

Es war ein kurzes, allzukurzes Glück,
Daß ich Dein Herz in Liebe ganz besessen, —
Da mahnte Dich die Pflicht — ich gab's zurück,
Doch ford're nicht ich solle Dich vergessen.

Was ich vermag, ich will es freudig thun.
Ich will mein lautes Herz zur Stille zwingen,
Gebieten seinen Stürmen, daß sie ruhn,
Und seinen Liedern, daß sie nimmer klingen.

Dafür will ich, von Deiner Lieb' geweiht,
Mit meinen Träumen liebend Dich umschweben,
Und, aus den Tiefen meiner Einsamkeit
Dich über mich gedankenvoll erheben.

Ich will dafür in schmerzlicher Geduld
Das Angedenken Deiner Liebe tragen,
Und, ob so groß denn meines Herzens Schuld,
Ein stillbewahrtes, trocknes Röslein fragen.

Und, wenn die Träume an ein fremdes Glück
Zu Liedern werden ohne mein Verschulden,
So denke an mein erstes Lied zurück,
Und liebevoll wirst Du mein letztes dulden!

Todesmorgen.

Wenn einst der Morgen, lichtumweht
Auf meinem Grabe auferstehet.
Dann möcht' ich wohl die Blumen sehn,
Wie sie dem Glanz entgegenwehn.

Dann möcht' ich sehn die Rosengluth,
In deren Schutz der Sänger ruht,
In deren Duft das Sängerherz
Noch freudig woget himmelwärts.

Denn all die reiche Liederschaar,
Die noch in meinem Herzen war
An Sonnenpracht, an Morgenluft,
Verhaucht das Grab als Rosenduft.

Ein Sonntag.

Das Leben will sich neu gestalten —
Ein unaufhaltbar freier Drang,
Zerreißt als Blitz die Nacht der alten,
Versunknen Zeit mit lautem Klang.

Ein Sonntag wars. In stiller Feier
Zog durch das Dorf des Friedens Ruh,
Und alle Herzen schlugen freier
Dem milden Geist der Stille zu.
Die arbeitmüden Hände ruhten,
Und nur das Herz sprach doppelt laut
In des Gebetes heil'gen Gluthen,
Das gläubig auf den Himmel baut.

In einer Stube, karg erleuchtet
Vom Sonnenstrahl, der kaum sich drängt
Durch das Gezweig, das, thaubefeuchtet,
Die alte Hütte grün umhängt,
Da sitzt ein Greis mit weißem Haare,
Der Würde und des Ernstes Bild,
Sein Aug' das einst so helle, klare,
Ist wohl getrübt schon, doch noch mild.
Er sitzt mit tief gesenktem Haupte
Den müden Geist in sich gekehrt,

Digitized by Google

Und wenn die Zeit die Kraft ihm raubte,
Das Alter hat ihn dort verklärt.

Und bald erhebt er sich zum Gange
Ins Kirchlein, mit gebeugtem Leib,
Die Glocke ruft mit hellem Klange
Ihn fort von dem geliebten Weib.
Die bleibt daheim — kann nimmer heben
Das müde Bein zu frommem Gang,
Des Mundes welke Lippen beben,
Der einst wohl helle Lieder sang.
Und ihre Augen werden nasser,
Sie küßt den Mann mit frommem Spruch,
Besprengt sich mit geweihtem Wasser
Und blättert still im Bibelbuch. —
Doch kaum hat sie das Buch genommen,
Ruft laut sie ihren Sohn herein,
Der liebevoll mit heimgekommen
Zum Vater alt, zum Mütterlein,
Und nun im Schatten lag versunken
Des Laubgewindes, das so kühl
Umwehte seines Herzens Funken
Und seiner Sehnsucht Glutgefühl. —

Und wie er kommt hereingetreten,
Umarmt sie ihn mit Thränen lind:
Nicht einmal Sonntags willst Du beten? —
O mein verlassnes, armes Kind!
Vor Weinen kann sie nicht mehr sprechen.
Hält zitternd nur den lieben Sohn,
Der ihr das Herz nicht wollte brechen
Und liebend sprach: Ich geh ja schon!

Und schweigend, sinnend ging er wieder
In's kühle Laubgewind hinaus, —
Es stieg sein Geist zum Herzen nieder,
Und heiß klang dieß Gebet heraus:

Du dunkle Nacht, du nie enthülte.
Die lebendringend Raum und Zeit
Mit wundervoller Kraft erfüllte
Aus dunklem Schooß der Ewigkeit.
O richte auf die schwachen Seelen,
Dring in der Völker tiefstes Mark
Daß für die Nacht das Licht sie wählen
Und mache sie gesund und stark!
Gib ihnen jenen Ernst des Lebens,
Der sie es bald erkennen läßt,
Daß des Gebetes Schrei vergebens,
Das ihnen nur die Furcht erbeßt.

Und laß die Menschheit heiß entbrennen
In der Erkenntniß Lebensstrahl,
Daß sie erschüttert mög erkennen,
Was sie beglücken mag zumal!
Dann wird, statt todtenblassen Lehren
Erdichteter Vergangenheit
Der neue Geist dem Volk erklären
Die neue Lehre neuer Zeit.
Dann wird der Keim der Menschenrechte
In Kinderherzen schon gelegt
Und mit dem wachsenden Geschlechte
Zur schönsten Blüthe großgepflegt.
Und statt des Bischlein's, von Geschichten
Des Pfaffenwitzes voll und schlecht,
Wird dann der Geist ein neues Dichten,
Das wird sich nennen: Thue Recht!
Und in den Räumen hoher Dome
Verstummt das heulende Geschrei,
Der alten Nacht verjagter Gnome
Flieht aus der Welt und — sie wird frei.
Und von der Kanzel wird erschallen
Kein Höllenschreck, kein Feuertod,
Das Wort der Liebe nur wird wallen
Wie Sonnenschein aus Morgenroth!

So rief er laut und in dem Reigen
Der Flamme, die ihn hell umwand,
Sah er es nicht, daß nah mit Schweigen
Der greise Vater horchend stand. —
Stumm ging der Alte in die Stube,
Da klagt sein Weib gleich thränenschwer:
Dein Sohn bringt uns noch in die Grube —
Nicht einmal beten will er mehr!

Der Alte drauf mit ernster Miene:
Sei ruhig Weib und gib Dich drein,
Bedenk,' ob er dies Wort verdiene, —
Sei gut, mein altes Mütterlein!
Wir halten nicht den Drang der Zeiten.
Wir ahnen kaum der Zeit Gewalt,
Daß gläubig uns zur Grube schreiten,
Wir sind schon schwach, wir sind schon alt.
Wir können nicht die Macht verwehren,
Die greifend neue Bahnen weist —
Die Erde wird noch viel gebären,
Und viel bestigen wird der Geist..

Das Leben wird sich neu gestalten —
Ein unaufhaltbar freier Drang
Zerreißt als Blitz die Nacht der alten,
Versunknen Zeit mit lauten Klang.

Friedrich von Sallet

ward am 20. April 1812 zu Neiße in Schlesien geboren, erhielt eine treffliche wissenschaftliche Bildung, trat später in preußische Dienste als Offizier, nahm aber nach einigen Jahren seinen Abschied, und privatisirte. Er starb am 21. Februar 1843 zu Reichau.

Seine Schriften sind:

Die wahnsinnige Flasche. Heroisches Epos in zwei Sitzungen. Trier 1838.

Funken. (Größtentheils Satyrisches.) Von einem in der belletristischen Literatur schon ziemlich bekannten Dichter. Trier 1838.

Schön Irla. Ein Mährchen. Trier 1838.

Laien-Evangelium. Breslau 1842. N. A. 1844.

Gesammelte Gedichte. Breslau. 1843.

Leben und Wirken, nebst Mittheilungen aus dem lyrischen Nachlasse desselben. Mit F. v. S. Bildniß. Breslau 1844.

Die Atheisten und Gottlosen unserer Zeit. Leipzig 1844.

Zur Erläuterung des zweiten Theils von Göthe's Faust. Für Frauen geschrieben.

Sämmtliche Schriften. Breslau 1845 fgde. 3 Bände. Einzelne Aufsätze, Gedichte u. s. w. in Zeitschriften.

F. von Sallet, lebhaft von den Ideen der Gegenwart ergriffen, aber weder gründlich genug durchgebildet, noch in seinem Inneren klar genug um dieselben sich und Anderen zur deutlichen Anschauung zu bringen und sie in richtiger Auffassung poetisch zu gestalten, gefiel sich in Paradoxen und Extremen und sprang, ohne zur wahren Ruhe, welche die künstlerische Production durchaus erfordert, gelangen zu können, von einem Gegensatze zum andern. Während er sich in seinen ersten Leistungen in einem oft sehr gezwungenen Humor gefiel und an Uebertreibungen seine Freude hatte, wandte er sich in den späteren vorzugsweise einer durch äußeren Schmuck glänzenden didactischen Richtung zu, durch welche er sich bemühte, seinen Theil zur Lösung der großen Lebensfragen, die unsere Zeit bewegen, beizutragen, bedachte aber nicht, daß Solches weder die Aufgabe der Poesie ist noch diese hier zu genügen vermag. Mit reicher Phantasie und guten Anlagen ausgerüstet würde er vielleicht später Bedeutendes erreicht haben, wenn dem talentvollen und mit Ernst strebenden Jünglinge das Geschick ein längeres Leben vergönnt hätte.

Digitized by Google

Die Weisen aus dem Morgenlande.

O Morgenland! wie ein Erinnern schallend,
Wie Heimweh zieht's nach deinen Märchenfernen.
Hier lag die Menschheit in der Wiege lallend,
Und langte spielend nach den Himmels Sternen. —

In Taumel rasend und in Stumpfsinn brütend,
Wich dein Geschlecht aus schöner Menschheit Gleise;
Doch sann der Kindheit Tiefsinn still behütend,
Im Schatten deines Hain's manch fromme Weise.

Was vor uns steht im Täglich der Erkenntniß,
Fühltest du leis durch deine Träume wallen;
Was unser Geist erkämpfte dem Verständniß,
Ist dir als Spielzeug in den Schooß gefallen.

In dir auch wachte mächtig auf ein Ahnen
Vom Gott, der in der Brust des Menschen wohne,
Und deine Weisen folgten froh den Bahnen
Des Sterns zum neugebornen Menschensohne.

Sie boten fromm ihm Weihrauch, Gold und Myrrhen.
Und beugten ihre Knie dem Lichtgedanken,
Bis sie heimkehrend, auf des Weges Irren,
Vergessend in ihr altes Träumen sanken. —

Doch was dich einst durchzuckt mit Blitzesschnelle,
Das wird auf's Neue deine Völker wecken,
Und Gottbewußtsein, heiter, frei und helle,
Durchwandelt siegend deine Länderstrecken.

Dann werden deine goldnen Traumesschätze
Des Westens Geiste dargebracht als Gabe,
Daß Manneszeist an Blüthenhauch sich letze,
Und Kindessinn an reifer Frucht sich labe.

Jesus in Aegypten.

Aegypten! Land der heil'gen Ahnungsnacht.
Wo Helena geträumt in Dämmerungen,
Aus deiner Steinerstarrung herber Pracht,
Hat heit're Schönheit einst sich freigerungen,

Erfrischend, doch erfüllend nicht den Geist,
Der stets nach seinen eig'nen Tiefen fortstrebt;
Bis Gott aus dir, wie der Prophet verheißt,
Zurückrief seinen Sohn, in dem sein Wort lebt,

Die Mutter, flüchtend, trug das heil'ge Kind
Durch deine stummen, quellendurst'gen Oeden.
Du Maienblüthe, lächelnd hell und lind,
Im Wald von Steingebilden, finstren spröden!

Dort lagerst lastend riesger Sphinxe Schaar
In unabsehbar'n Reih'n zum Tod erstarrt;
Ein Räthsel jede, das sich selbst nicht klar,
Schwer bangend auf das Wort der Lösung harrt.

Thurmhoch ragt der Memnonen Haupt in's Blaue,
Als wollten sie den Himmel ernst befragen;
Leis tönt es, taugt das Licht ans Morgengrau,
In ihrer Brust, als wollt's auch drinnen tagen.

Rings zwischen Göttermißgestalten prangt
Ein seltsam Schriftgewirr von Säul' und Wänden;
Dem Forscher, der nach Aufschluß heiß verlangt,
Kann selbst die Schrift kein lebend Wort mehr spenden.

So rang der Geist nach des Bewußtseins Wort,
Und thürmte, wilden Drang's, nur dumpfe Massen,
Doch jetzt! — springt ihr nicht auf, ihr Sphinxe dort?
Hier ist das Wort, das lehrt, sich selbst erfassen.

Memnonen, die der Stummheit Nacht bedeckt,
Jauchzt ihr nicht auf in hellen Siegsgetösen?
Hier ist das Licht, das alle Geister weckt,
Das euch und alles Todte wird erlösen.

Ihr Pyramiden berstet bis zum Grund,
Bis jeder finstre Grabesgang sich lichtet!
Thut jenes Kindes Lächeln euch nicht kund,
Wie ganz vergebens ihr empor euch schichtet?

Ein schließt ihr Leichen, grausig anzuschn
Auf daß sie manch' Jahrtausend überdauern;
Da tönt das Wort: Die Todten auferstehn:
Und freien Geistern weichen eure Mauern. —

Fort Jesuskind aus stummer Wüste fort!
Du fahst den Geist erstarrt in Kerkerhallen:
Von freien Bergen spricht das freie Wort,
Von dem auf ewig seine Ketten fallen!

Die Wiedergeburt.

Wahrlich, wer nicht von Neuem wird geboren,
Kann das Reich Gottes nimmermehr erschauen.
Wie Du da bist mit Händen, Augen, Ohren,
Hüllt Todesschweigen Dich und Dämmergrauen.

Ob Du auch schonend pflegst die Blüth' am Zweige,
Erkennend, daß die Frucht Dich laben werde;
Ob, sorgsam, Du nun Korn und Wein und Feige
Mit saurer Arbeit gräbst und düngst die Erde:

Ob Du auch in den drängenden Gestalten
Der Welt erschaust verständige Bezirkung,
Dir unvergänglich, regelrechtes Walten
Im Wechselspiel von Ursach und von Wirkung.

Ja, magst Du aus des Urwerks Gange schließen
Auf eines einsichtsvollen Meisters Hände,
Dich vor dem Gütigen in Dank ergießen,
Der Dich versorgt mit jeder Lebensspende:

Doch wirst Du Fleisch, vom Fleisch geboren, bleiben,
Und fleischlich ist Dein Denken und Begehren.
Für Dich zur Holzung stehst Du Wälder treiben,
Für Dich zum Schmause reifen Obst und Aehren.

Du selbst bist eine Denk- und Chymaschiene,
Gemacht, die Welt beständig zu genießen,
Und hinter ihr steckt mit bewurgerter Miene
Ein Greis, und hilft Dir Deine Flur begießen. —

So bist Du wahrlich nicht in Gottes Reiche!
Du klebest selber Stoff am Stoff, dem schweren.
Auf denn! daß die Verdunklung entweiche,
Mußt Du Dich, aus dem Geiste neu gebären.

Wie einst die Sündfluth, wühlend wild und wilder,
Hinweggeschwemmt die Welt, die arg verderbte:
So werd aus Dir der Wust der Schattenbilder
Gefegt der vom Fleisch Dir angerbte.

Die Tiefe deckt ein fluthendes Vergessen,
Des Nichts Abgrund muß in Dir, dreuend klaffen,
Daß sich, vereinsamt, mag Dein Geist vermessen,
Sich Welt und Gott neu aus sich selbst zu schaffen

Da weht ein muthig frisches Schöpfungswehen!
Du stehst, verklärt zu lebenden Gedanken,
Die Weltenbilder alle neu erstehen,
Die erst als Leichen in den Abgrund sanken.

Ein Baum schießt auf, daran schwankt der Sterne Reigen,
Als gold'ne Früchte, helle Blüthenkerzen,
Von Worten Gottes rauscht es in den Zweigen,
Und Wurzel schlägt der Baum in Deinem Herzen.

Die Welt ist nicht ein Garten, Dir zur Nahrung
(So hörst Du droben gold'ne Vögel schmettern);
Sie ist des Geistes ew'ge Offenbarung,
Daß Gott sich kund' im Säuseln und in Wettern.

Schau Gottes Reich in geistigen Gestalten
Zeugt es sich ewig fort, so stark wie milde.
Du auch, im Geiste sollst Dich fortentfalten
Und offenbaren, rein, nach Gottes Bilde. —

Die Raupe, die das nächste Blatt nur schaute,
Und lebte dumpf, in gierigem Vergehren,
Umspann sich bis sie Todesnacht umgraute.
Um sich zum Schmetterlinge zu verklären.

Digitized by Google

Der fliegt, gedrängt von goldnen Himmelslüften,
Von Reich zu Reich, wo tausend Blüthen brunken.
So fliege Du, geboren neu aus Grüften,
Von Welt zu Welt, vom Lichte Gottes trunken.

Selig sind die Sanftmüthigen.

Nicht auf der Welt sind wir, die Denkenden,
Daß wir verwirrt uns durch einander treiben,
Nicht daß die Völker und die Lenkenden
Sich, ohne Ziel, befriegen und zerreiben.

Zerspaltet in den Streit der Meinungen
Hat sich die ewige, reine Wahrheit,
Zu der Geschichte Glanzerscheinungen
Des reinen Menschenlebens stille Klarheit.

Und was sich nimmermehr geschieden hat,
So lang es still im Geiste Gottes ruhte,
Tauchet nun, bis sich's erfüllt hinieden hat,
Nach Raum und Zeit auf aus vergossnem Blute.

Es ist kein thierisches Begehren nur,
Das uns ansporrt zu flatem Tilgungskriege,
Es ist des Mostes ringend Gähren nur,
Bis daß des Weines milde Lichtkraft siege.

Die klaglich nur um Ruhe Flehenden.
Sie haben nicht erkannt den Kern des Lebens.
Die muthig in den Reihen Stehenden,
Ob sie auch fallen, kämpften nicht vergebens.

Durch Jammern wird der Kampf nicht abgekürzt.
Ein Gottgedank' ist jedem Volk beschieden;
Den führt es aus, und wird's hinabgestürzt:
Hat's näher doch gebracht der Wahrheit Frieden.

Also muß Zeit auf Zeit erfüllen sich,
Durch Menschen-Kraft und That mit Wort und Stahle;
Abstreifen müssen alle Hüllen sich,
Bis daß der Kern der reinen Menschheit strahle.

Selig, wer in des Kampf's Nothwendigkeit
Erschauen kann des Geist's Entfaltungsfreiheit,
Im Wechsel hohen Ziel's Beständigkeit,
Nicht wilden Würfelspieles Einerleiheit.

Er schaut herab auf die Erbitterung
Des Kampf's im Thal von seiner heitren Alme,
Sieht aus des Schlachtgefild's Verwitterung
Sprießen der Wahrheit und des Friedens Palme.

Hin stirbt das Feldgeschrei der Wüthigen,
Die Menschheit sammelt sich um stille Heerde.
Selig vor allen die Sanftmüthigen!
Besitzen werden sie das Reich der Erde.

Das Reich Gottes ist inwendig in Euch.

Die Pharisäer fragten, Thoren gleich,
Den Herrn, wann das Reich Gottes kommen werde.
Er sprach, was denkt Ihr doch von Gottes Reich?
Nicht kommen wirds mit äußerer Geberde.“

„Man wird nicht sagen: hier ist's, oder dort,
Noch auch: jetzt oder dann wirds es beginnen.
Es ist und war, doch nicht in Zeit und Ort,
Es ist in Euch allein, im Geist tiefinnen.“ —

So sprach der Herr. Ich aber hör' Euch noch
Tiefseufzend faseln von 'nem Jammerthale,
Nach Freiheit schmachtend aus des Lebens Joch,
Aus Erdendunkeln nach des Himmels Strahle.

Thoren! Mit solchem Muth, so träg und klein,
Fühlt Ihr Euch nirgendwo in Gottes Reiche.
Die Nacht, die Knechtschaft ist in Euch allein,
Bis sie, durch Euch, dem Licht, der Freiheit weiche.

Seid Ihr doch, wie ein Kind, unwissend, wild,
Frohlockend ob des Zauberspiegels Welten,
Bis es, im Wahn, dahinter sei das Bild,
Hineinschlug toll, daß Glas und Bild zerschellten. —

Kleinmüthig seufzt Ihr: Besser wird es dort!
Den Blick bethränt, zum blauen Nichts erhoben.
Die Erde aber dreht sich fort und fort,
Im Weltall giebt's kein Unten oder Oben.

Die Sterne, die des Nachts hernieder sah'n,
Rollen am Tag tief unter Euren Füßen.
Versuch's! durchschifft des Raumes Ozean,
Wo Welten sich, vorüberfegelnd, grüßen,

Ihr schweift und schwankt, umspähend weit und breit,
Kein Festland rings, kein Port dem Kahn, dem matten.
Rings in der Wüste der Unendlichkeit
Keiner Oase Quell und Palmenschatten.

Kein Paradiesesland voll Musik,
Wo Gott der Herr ist Wirth und Festbereiter,
Preisgebend Euerm neugierstoßen Blick
Ein Menschenangesicht, ehrwürdig heiter.

Und zögt Ihr suchend auch von Stern zu Stern,
Nur wunderlich und fremd wird's Euch gemahnen;
Gott und sein Reich, sie sind Euch ewig fern,
Wo Ihr sie mitbringt nicht auf Euren Bahnen. —

Wagt's und seid innerlich von Gott erhellt! —
Aufjauchzt's wie Lerchen bei des Morgens Hauchen.
Da muß sich rings die nachtumgraute Welt
In des Gedankens Rosenschimmer tauchen.

Was Ihr so fern gesucht, es ist so nah.
Jahrtausende, und Meilenmillionen
Schwinden in nichts dahin, denn Gott ist da;
Er herrscht im Geist auf unsichtbaren Thronen.

Gott war Dir fern: Du sahst im Weltenall
Nur todten Stoff's maschinenhafte Regung.
Gott lebt in Dir: in Schwung und Glanz und Schall
Fühlst Du des Geistes ew'ge Fortbewegung.

Und lägst Du tief in dumpfster Kerkernacht:
Im Kerker kannst Du Gottes Reich erbauen.
Ruf ihn! er fährt in Deines Herzens Schacht,
Vergöttlichend Dein Wollen, Sinnen, Schauen.

Was zeigst Du trüb' jenseits des Grabes hin?
Nicht Klage, rüstig Wirken sei Dein Hoffen.
Du bist in Gott, Du warst's von Anbeginn,
Und, hier wie dort, steht Dir der Himmel offen.

Die Reinigung des Tempels.

Er ging, auf heitrer Stirn der Menschheit Siegel,
Und in der Brust der Gottheit ganze Fülle,
Zum Tempel. Wie des Liebehimmels Spiegel,
Zwei Bronnen gleich, die Augen hell und stille.

Um seinen Mund spielt Heldenkraft der Worte,
Von Lieblichkeit und Wohllaut leis gezügelt.
Schon drängt der Rede Strom sich nach der Pforte,
Hervorzutönen, Welt' um Welt sich festigelt.

Wie wird ein jedes Herz, das er durchgleitet,
Erfrischt, lebendig aufjubilirn beginnen! —
Doch, wie der Meister durch die Halle schreitet,
Was schreckt mit eins ihn auf aus leisen Sinnen?

Schau über seiner Stirne Himmelsklarheit
Jagd hin, verfinsternd, plötzlich Wolk' auf Wolke. —
Hier, wo das Wort des Geistes und der Wahrheit
Den todten Sinn soll wecken allem Volke:

Hier darf, thierisch dazwischendröhnend, kränken
Gebrüll, Geblöck von Ochsen und von Schaafen?
Aufschrecken soll, wer sich in Gott will senken,
Weil Zahl und Geldgeklirr das Ohr ihm trafen?

Digitized by Google

Wo Alles, ja Dich selbst, Du hin sollst geben:
Da wird gezankt, gemäkelt um den Groschen? —
Schau Jornesblitz im Aug' ihm zuckend schweben,
Der längst im Meer der Milde schien erloschen.

Die Hand, die sonst nur segnet, spendet, heilet,
Flicht kräftig eine Geißel jetzt aus Stricken:
Den Mund, der nichts als Friedensgruß ertheilet,
Hört ihn des Grimmes Donner jetzt entschicken!

Wie jach durchfährt das Krämerpack sein Grollen!
Tisch, Kasten, Teller stürzen polternd, klirrend.
Sieh' dort und dort ein blitzend Goldstück rollen,
Des Wechslers gierig folgend Aug' verwirrend.

Dumpf brüllend drängt das Vieh sich nach der Pforte,
Dazwischen, gleich verblüfft, die Herrn zu sehen.
Sie finden weder Gegenwehr noch Worte,
Begreifen kaum, wie ihnen ist geschehen.

„Was hat der Rabbi, und warum nur that er's?"
Denkt, voller Angst entspringend, mancher Bube.
„Ein Bethaus soll das Haus sein meines Vaters;
Ihr machts zum Kaufhaus und zur Mördergrube." —

Und, gaffend rings, läßt ihn das Volk gewähren
Und, dumm erstaunt, die Unterlippen hängen.
Kaum Einer weiß sein Thun sich zu erklären,
Nur mancher freut sich roh am Lärm und Drängen. —

Ich fasse Deinen Grimm. Denn ohne Zagen
Drang wieder ein dies leidige Gelichter,
Armsel'gen Schachers Brandmal seh' ich tragen
In Straß' und Saal das dritte der Gesichter.

Zahl ist ihr Denken, ihr Gefühl Prozente,
Der Liebe Bund zum Kram herabgesunken,
Des Mannes Werth wägt man nach seiner Rente,
Und unter'm Wust starb jeder Himmelsfunken.

Sagt, was uns solch' Gezücht im Tempel tauge?
Denn Gottes weite Welt ist Gottes Tempel,
So weit zu seinen Sternen schaut ein Auge,
So weit ein Geist trägt seines Geistes Stempel.

Könnt' ich sie peitschen mit gedrehten Seilen,
An's End der Welt hin ihre Tische stürzend! —
So schling' ich nur zur Geißel Liebeszeilen,
Sie mit des Reimes festen Knoten schürzend.

Sie aber spüren nichts von meinen Streichen;
Sie lächeln, achselzuckend, ob dem Dichter,
Der jagt nach Schatten in des Traumes Reichen,
Und doch will sein der Wirklichkeit ein Richter.

„Laßt ihm sein Luftgebild! — Das Wahre, Aechte
Wägen wir lächelnd ja in vollen Händen." —
Ich aber sag' Euch: Eins nur ist das Rechte:
Es ist der Geist, und was der Geist will spenden.

Nichts sonst ist wirklich. Seinem Fürderschreiten
Dient unbewußt, ihm selbst mit Eurem Plunder.
Vor ihm zerstieben Eure Wirklichkeiten;
Papier und Gold sind Spinngeweb' und Zunder.

Er wird die Krämer aus dem Tempel treiben
Und (Spottet immer meiner harten Worte!)
Nur solche Träumer werden drinnen bleiben,
Die das erstrebten, was an keinem Orte,

In keiner Zeit, für keinen Sinn vorhanden,
Was sich nicht tasten, wägen läßt, noch zählen,
Die das errungen, was Ihr nie verstanden,
Die nur des Geistes Theil sich mochten wählen.

Dann ist des Vaters Haus ein Bethaus wieder. —
Ihr Räudigen! verstieß Euch doch die Heerde!
Doch Ach! Auf Kriecher schaut Ihr huldvoll nieder,
Besternt, geadelt, schier die Herrn der Erde.

O wär't ihr angespie'n, verschmäht, verachtet,
Daß Eurer Armuth Ihr recht würdet innen,
Daß ihr, in Eurer Wüste ganz verschmachtet,
Möchtet um Lebensdrang zu flehn beginnen!

Dann ginge durch Oasengrün die Quelle,
Und Gottes Odem durch der Palmen Kronen;
Mit Friedensfang dürft' ich Euch grüßen helle —
Doch, wie Ihr jetzt seid, darf ich Euch nicht schonen.

Lied des Verfolgten.

Und wollen sie mein Aug' auch blenden,
Verfinstert drum die Sonne sich?
Und wenn sie mich zum Kerker senden —
Die Freiheit siegt auch ohne mich.

Und wenn sie mir die Hand auch binden,
Weil sie die Feder schwingt als Schwerdt —
Es wird sich Hand und Feder finden,
So lang' ein Herz nach Gott begehrt.

Und ob sich auch in Finsternissen
Mein Wort, der Gotteshauch, verlor —
Den Einen Ton wird man nicht missen
Im tausendstimmigen Donnerchor.

Nicht wird sofort der Frühling enden
Mit Saft und Kraft, mit Licht und Schall,
Weil Ihr mit tölpelhaften Händen
Erschlugt eine Nachtigall.

Wanderlied.

Ich sag's: so traurig ist kein Nest,
Wo man eine Woch' verweilet,
Daß es einem nicht das Herze preßt,
Wenn man von dannen eilet.

Da bleib' ich stehn im Sonnenstrahl
Und schau' zurück mit Trauern
Hinab in's enge dunkle Thal,
Auf schwarze Thürm' und Mauern.

Und keine Musik ist so schlecht,
Auch nicht der Leierkasten,
Daß, hört man nur die Töne recht,
Sie nicht zum Tanze passten.

Kein Liedel ist so lahm und dumm
Es läßt sich fröhlich pfeifen,
Und kein Gesell so zahm und stumm,
Es läßt sich mit ihm streifen.

Kein Weg so krumm und voll Gestein,
Der nicht zur Schenke lenke,
Und geht man lustig nur hinein,
Ist's lustig in jeder Schenke.

Und bin ich ein armer Teufel auch,
Will mich nicht schämen und grämen,
Um's Haupt den frischen Morgenhauch,
Den wird mir Niemand nehmen.

Vom Mädel der gestohlne Kuß,
Der Trunk für meinen Dreier
Sind Ding', die man mir lassen muß —
Das and're hol' der Geier!

Man achtet mich daheim nicht sehr.
D'rum lieb' ich das Marschieren,
Die Wipfel grüßen rings umher,
Die Vögel musiciren.

Nero.

Schwarzgrau im blauen Sternenhimmel ragen
Die Riesenbauten auf der alten Rom;
Auf leisen Wellen gleitend hingetragen
Zieht eine Gondel auf dem Tiberstrom.

Digitized by Google

D'rin lehnet, weich geschmiegt auf reiche Kissen,
Ein schöner Jüngling, zart und blondgelockt,
In bangender Erwartung hingerissen.
Horch! wie sein Odem wechselnd stürmt und stockt.

S'ist Nero. Statt der zackigen Weltenkrone,
Die gar zu hart des Weichlings Stirne drückt,
Hält eines Rosenkranzes Purpurzone
Mit weicher Gluth die Schläfen ihm umschmückt.

Was sucht sein Aug' so scharf auf Roma's Zinnen?
Er kann's erwarten kaum, wovor ihm graut,
Er bebt, seufzt auch: Will es noch nicht beginnen?"
Sein Herz voll banger Lust pocht wild und laut.

Jetzt — durch des Himmels Dunkelblau ein Streifen —
Schau hin, ein Flämmchen leckt sich hell empor —
Und dort, und dort, ha wie sie schlängelnd schweifen!
Jetzt bricht's aus tausend Dächern loh hervor.

Rings ist der Himmel brandroth überhauchet,
Und Flamm' und Dünste spiegeln sich im Fluß;
Empor, hinab Gluthdoppelwölbung tauchet,
Furchtbarer Schöne, wie aus einem Guß.

Und in der Gluthenrundung Mittelpunkte
Rudert der Kahn in Schaukeltakten leis,
Drin, lichtheil, Amphora und Becher prunkte,
Und auf dem Weine schwamm ein Rosenreis.

Und Nero — so ist einem Gott zu Muthe,
Der wild zerstörend, thront ob seiner Welt;
Graunvolle Lust spielt wild mit seinem Blute,
Die bald es peitscht, bald eisig zügelnd hält.

Von Bestien, nach malerischem Kampfe,
Schönhingestreckte Sklaven sterben sehn —
Das ward alltäglich; kaum mit leisem Krampfe
Durchfröstelts abgeschwächte Nerv' und Sehn'.

Ein kühneres Schauspiel hat der Herr der Erde
Zu fieberischer Lust sich heut bestellt,
Auf das die matte Brust durchschüttelt werde,
Wenn seiner Weltstatt Pracht vor ihm zerfällt.

Schau! wie die Lohe seine Stirn umfächelt;
Ein Gluthenreif spielt um den Rosenkranz;
Wie, wildbegeistert, schön das Auge lächelt;
Schau seiner zarten Finger leisen Tanz!

Sie gleiten zitternd auf der Laute Saiten,
Bis er zum Kraftaccord sie zuckend straft,
Homeros Trauerhymne zu begleiten,
Wie Ilion ward flammenweggerafft.

Oft sang, mit tieferschütterten Gefühle,
Der Kaiser jenes Weltenschicksalslied,
Wie heut erst! da vom flammenden Gewühle
Er seine Roma hell umschlungen sieht.

Wie schwellen bräunend griechisch weiche Töne,
Und wachsen, mit der Gluth dort, furchbar an!
Wie fühlt er heut des Liedes Riesenschöne,
Da ferner Angstschrei gellt zum Ohr hinan!

Es spiegelt sich die Gluth in wilder Thräne,
Fast hemmt das Weinen seines Sangs Erguß,
Und süß ermattend sinkt er an die Lehne —
Hier eint sich, traun! Natur- und Kunstgenuß. —

Jetzt ist die Hälfte Roms in Schutt gesunken,
Die letzte Gluth stirbt hin, der letzte Schrei,
Hin stirbt das Lied, leidbrechend, wollustrunken,
Und manch ein Leben ist mit ihm vorbei. —

Weltreich! so weit ist es mit Dir gekommen?
Der Römerkaiser muß Rom brennen sehn,
Daß ihm der Hochgenuß nicht sei benommen,
Ein ehrlichsich Dichterwerk recht zu verstehen.

Seht! wie des Heldenvolkes Imperator,
Weiblich geschmückt bei Sang und Lautenschall,
Luftspringer bald, bald Gaukler, Deklamator,
In Herrscherhänden trägt den Erdenball,

Und fällt's ihm ein, wirft er zu tausend Splittern,
Ein eigenkindig Kind, ihn auf den Grund,
Nur daß ein neues, nie gesputtes Zittern
Den weicherschlafften Gliedern werde kund. —

Den andern Morgen ruft er, wie entrüstet:
„Die Nazarener waren's sicher sie!"
Weil ihn nach neuen Trauerspielen lüstet,
Nach neu ergreifender Schmerzmelodie.

Für dies Mal trafft Du's besser, grauser Lüstling!
Wie Du im dumpfen Sinne selber meinst:
Dem Römerthum, dem todesschönen Wüstling,
Wer gibt den letzten Gnadenstoß ihm einst?

Ahnst Du's? es steht Dein Thron auf morschen Füßen;
Die Nazarener tragen jetzt das Kreuz —
Einst wird vom Kapitole niedergrüßen,
Ein weltbeherrschendes Sympol — das Kreuz.

Gotthold Salomon.

Doctor der Philosophie und jüdischer Prediger zu Hamburg, ist am 1. Nov. 1784 zu Sandersleben in Anhalt-Dessau geboren. Seinen ersten Unterricht erhielt er in einer öffentlichen christlichen Schule. Von dem Rabbiner Meister wurde er schon früh in das Studium des Talmud eingeführt, und im Jahr 1798 wurde S. auf das Gymnasium für Theologie studirende Israeliten nach Dessau geschickt, hier erhielt er auch Unterricht in der classischen Literatur und im Französischen. Im Jahr 1802 ward ihm eine Anstellung als Lehrer an der Haupt- und Freischule zu Dessau. Fünfzehn Jahre wirkte er hier segensreich. Im Jahr 1819 ging er als Prediger am israelitischen Tempel nach Hamburg.

Er schrieb:

Die Propheten Haggai und Sacharja, übersetzt nebst Commentar. Dessau 1805.
Die acht Abschnitte des Maimonides, eine psychologische Abhandlung aus dem Rabbinischen ins Deutsche übersetzt mit Anmerkungen. Dessau 1819.
Selima's Stunden der Weihe, eine moralisch-religiöse Schrift für die Gebildeten unter dem weiblichen Geschlechte. Leipzig 1816.
Der Charakter des Judenthums nebst Beleuchtung der unlängst gegen die Juden von Rühs und Fries erschienenen Schriften. 2. Aufl., Dessau 1817.
Predigten am neuen israelitischen Tempel zu Hamburg gehalten. 3 Sammlungen. Hamb. 1820—23.
Sammlung der neuesten Predigten im neuen Tempel zu Hamburg. 3 Hefte, Hamb. 1826—27.
Festpredigten. Hamb. 1829.
Denkmal der Erinnerung an Moses Mendelsohn. Hamb. 1829.
Briefe aus Helgoland. Hamb. 1835.
Deutsche Volks- und Schuldibel, neu aus dem masoretischen Texte übersetzt. Altona 1837.
Biblische Lebensgemälde in Predigten. 3 Abtheil. Hamb. 1833—40.

Digitized by Google

Scharfsinnig, gedankenreich, mit gründlichem Wissen, kühnem Schwung der Rede und fruchtbarer Phantasie ausgestattet, hat S. als Kanzelredner namentlich Treffliches geleistet, außerordentlich günstig nicht bloß auf seine, meist aus Gebildeten bestehende Gemeine, sondern überhaupt auf seine Glaubensgenossen in deutschen Landen gewirkt und nicht wenig zur Ausrottung veralteter Vorurtheile und zur wahren Aufklärung unter ihnen beigetragen.

August Schnezler

ward am 4. August 1809 zu Freiburg im Breisgau geboren, wo sein Vater Stadtdirector war. Er erhielt eine treffliche Erziehung im elterlichen Hause, studirte dann in Heidelberg und München Philologie und Philosophie und beschäftigte sich darauf nach vollendeten akademischen Studien mit der Redaction der Zeitschrift Gutenberg von 1842—44 in Darmstadt. Später wandte er sich nach Karlsruhe, wo er gegenwärtig noch als Privatgelehrter lebt.

Er gab heraus:

Gedichte. München 1832. — Zweite vielfach vermehrte Ausgabe. Karlsruhe 1846.
Gutenberg. Hessischer Volksfreund. Eine Zeitschrift. Darmstadt 1842—44.
Badisches Sagenbuch. 2 Bde. Karlsruhe 1846.
Aurelia's Zauberkreis. Die schönsten Sagen und Geschichten der Stadt Baden und ihrer Umgegend. Karlsruhe 1846.
Die Badische Kammer. Eine Auswahl der gediegensten Reden und Kernstellen aus den Verhandlungen der badischen Ständeversammlung von 1819—46. Nebst geschichtlicher Einleitung und den Biographien der ausgezeichnetsten Redner. Karlsruhe 1846.
Des Lebens Dämonen. Novellenkranz. Karlsruhe 1846.
Einzelne Beiträge, Novellen, Gedichte, kleine Dramen u. s. w. in Journalen und Almanachen.

Schnezler ist namentlich als lyrischer Dichter bei Weitem nicht so bekannt, wie seine trefflichen Leistungen es verdienen. Mit der glücklichsten Herrschaft über Sprache und Form, verbindet er seltenen Wohllaut, Reichthum an schönen und treffenden Bildern, Fülle der Gedanken, tiefes und warmes Gefühl, die heiterste Laune und schlagenden Witz. Mögen die hier mitgetheilten Poesien des reichbegabten Mannes das Ihrige dazu beitragen, die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken und die Kenntniß seiner eigenthümlichen Gedichte in unserem Vaterlande zu verbreiten.

Feldberger-Rosen.

1.

In Oberried, im Jägerhaus,
Da guckt ein holdes Kind heraus,
Wer kann vorüberreiten?
Wie rein gescheuert Tisch und Bank
Und das Geräfel spiegelblank,
Es ist so gut hier weilen!

Wohl kehrt man gerne bei Dir ein,
Du schlankes Jägertöchterlein!
Und schwer ist von Dir scheiden;
Uns folgt noch lang Dein sanftes Bild,
Rauscht auch der Bach so dumpf und wild,
Durch Berg und Wald und Heiden.

Wohl trinkt man gern von Deinem Wein,
Doch tiefer noch in sich hinein
Die Strahlen Deiner Blicke;
O Wandrer, flieh die Jägerin,
Daß nicht Dein Herz im Netze drin
Sich allzutief verstricke!

Und als ich aus dem Hause schied,
Gab mir die Maid von Oberried
Noch einen frischen Maien;
Glückauf, o Wanderer, glückauf!
Und wo Du steckst den Maien auf,
Da wird es nimmer schneien.

2.

Die Berge schlummern rings im Kreise,
Die lieben Sterne sind erwacht,
Da schwimmen süße Stimmen leise
Von Todtnau's Gegend durch die Nacht.

Es sind die Geister aus den Tiefen,
Entschlüpft aus Fluthen und Gestein,
Worinnen sie am Tage schliefen,
Um munter in der Nacht zu sein.

Sie segnen ja mit holden Klängen
In dem krist'allnen Kämmerlein,
Mit Würzeduft und Zauberfängen,
Die Wiese, Feldbergs Tochter, ein.

Denn sie bereitet sich zur Reise
Zu dem ersehnten Bräutigam,
Und aus der Schwesterquellen Kreise
Schlüpft sie davon voll holder Scham.

3.

Von ferne tönt ein Hallen
Wie heller Becherklang,
Was mag so lieblich schallen
Die stille Nacht entlang?

Halt! eine Sense blitzen
Seh' ich im Mondenschein,
Dabei ein Männlein sitzen
Im Grase ganz allein.

4.

Ein drollig Männlein
Vor mir stund,
Es führt ein Kännlein
An den Mund.

Es thät mir winken
Gar gescheid:
„Wollt Ihr nicht trinken
Mir Bescheid?"

„Vivat der Meister
Ewig lang,
Der unsre Geister,
Und mich besang!

„Wenn ich thu dengeln
Denk' ich sein,
Unter den Engeln
Denkt er mein.

Digitized by Google

„Vivat Herr Hebel,
Und wer Euch preiſet!“
Da ſchwand im Nebel
Der Dengelgeiſt.

5.

Was tönt für eine Weiſe
Von dem Gebirge her?
Die Wieſe murmelt leiſe:
„Mein Sänger iſt nicht mehr,

Der mir halb ernſt, halb loſe,
Das Wiegenliedchen ſang,
Als aus des Feldbergs Schooſe
Ich in ein Eden ſprang!“

So ſeufzet jede Welle,
Wenn ſie vorübertauſcht
Und grüßet jede Stelle
Wo er ſie einſt belauſcht.

Die Blumen neigen düſter
Das Haupt und welken ab,
Verſteht Du ihr Geflüſter?
„Den Sänger deckt das Grab!

„Er höret nicht mehr dengeln,
Die Fluren ſtehn verwaiſt;
Ein Engel zu den Engeln
Schwang ſich der reine Geiſt!“

6.

Vorübergleiten
Die ſchönſten Sterne,
Die Arme breiten
Sich nach der Ferne,

Sie zögen gerne
Den Himmel nieder —
Mein Herz, verlerne
Die alten Lieder!

Die Wegweiſerin.

Schwarzwäldermädchen mit dem gelben Strohhut,
Du allerſchönſte Sennerin vom Thal!
Wie blühſt Du roſig und wie lächelt Frohmuth
Aus Deiner großen blauen Augen Strahl!
Wie neiden Dich um dieſe friſchen Wangen
Die Damen, welche in den Städten prangen,
Um dieſe feine, ſanftgeſchwellte Rundheit,
Um dieſen göttergleichen Gliederbau,
Um dieſe überquellende Geſundheit,
Genähret von Wieſenduft und Morgenthau!

Schwarzwäldermädchen! auf des Berges Gipfel
Haſt mir Verirrten Du den Weg gewieſen!
Tief unten tauſchten träumeriſch die Wipfel
Der alten, dunkelgrünen Tannenrieſen,
Von Abendwinden eingewiegt zur Ruh,
Da rief'ſt Du noch ein „B'hüt' Dich Gott“ mir zu.

Als ich mich wandte, ſchlang der letzte Glanz
Der Sonne Dir noch einen Lockenkranz,
Hoch auf dem Berg, der Waldes Königin,
Die Glöcklein Deiner Heerde klangen helle;
Von ferne murmelte des Baches Welle,
Und tiefer ſchritt ich in den Wald hinein,
Um wieder einſam in der Welt zu ſein.
Behüt' Dich Gott! Du ſchönſte Alpenroſe!
Wegweiſerin, die mir, als ich verirrt,
Das Herz tief in dem Innerſten verwirrt;
Beglückt, wer hier in dieſes Thales Schooße
Verknüpfen darf ſein Loos mit Deinem Looſe! —

Still iſt die Nacht; da ich mich niederlege,
Schwebt neu vor mir das Bild der Führerin,
Vor mir erblick' ich weiterwerrte Wege,
Ihr Händchen aber weiſt nach einem hin:

„Dorthin, o Wanderer, lenke Deinen Gang,
Am Waſſerſturz vorbei den Felſenhang,
Es ſchwankt der Steg, dem Furchtſamen nur ſchwindlich
Dem Muthigen iſt Alles überwindlich!

Die Quellen.

Es ſpringen Millionen Quellen
Aus allen Brüſten der Natur;
Doch alle drängen ſich und ſchwellen
In dunkeln oder klaren Wellen
Aus einem ein'gen Urquell nur.

Nicht von den Quellen will ich ſingen,
Die bald als Waſſer, bald als Wein,
Aus Felſen oder Reben ſpringen;
Nicht von den Adern, die ſich ſchlingen
Als Gold und Silber durch's Geſtein;

Nein, nur von Quellen aus dem Grunde
Der labyrinthiſchen Menſchenbruſt,
In finſtrer oder heitrer Stunde,
Bald aus geheimer Herzenswunde,
Bald aus dem Roſenkelch der Luſt.

Tief aus dem innerſten Getriebe
Der Bruſt entſpringt der erſte Quell:
Es iſt die heiße Quell der Liebe;
O daß er ungehemmt verbliebe
Und immer unvermiſcht und hell!

Viel' mühen ſich, ihn zu verſtopfen,
In vielen Herzen feiert er ein;
Und würde dran ein Moſes klopfen,
Kaum brächen ein paar trübe Tropfen
Aus dem granitenen Geſtein.

Oft wird von finſteren Gewalten
Die Quelle tückiſch eingezwängt,
Bis ſie, zu lang zurückgehalten,
Mit überirdiſchen Gewalten
Sich zu der Schweſterquelle drängt.

O Quell der Liebe! Rinne heiter
Und ungefeſſelt deine Bahn,
Von Herz zu Herzen immer weiter
Und nimm als ſicherſte Begleiter
Den Glauben und die Hoffnung an! —

Willkommen, heilger Quell der Dichtung!
Begeiſternd ſtrömſt du deine Fluth,
Nimmſt tauſendbarmig deine Richtung,
Zum Segen bald, bald zur Vernichtung,
Bald demanthell, bald roth von Blut.

Nur ſelten gleitet zwiſchen Roſen
Im ſanften Bett dein klarer Lauf;
Bald wandelt ſich des Lenzes Koſen
In grauenvoller Stürme Toſen
Und wühlt im tiefſten Grund dich auf.

Oft mußt du dich durch Klippen winden,
Durch Sommerbrand und Winterland,
Du kannſt die Ruhe nimmer finden,
Und mit des Sängers Athem ſchwinden
Die Wellen die im Wüſtenſand. —

Und in die Augen aus dem Herzen
Bricht oft hervor ein Quellenpaar,
Bald trüb' und herb: der Quell der Schmerzen;
Bald, leuchtend von des Himmels Kerzen:
Der Quell der Freude, ſüß und klar.

Sie ſind die treuſten Abgeſandten
Des Reichs in jeder Menſchenbruſt,
Doch köſtlicher als Diamanten,
Wenn ſich ein Herz an dem verwandten
Ausweinen kann in Schmerz und Luſt.

Digitized by Google

Doch alle die verschiednen Quellen,
Vereinigt in der Andacht Strom:
Der Liebe und der Dichtung Wellen,
Und Schmerz und Lust — voll Sehnsucht schwellen
Sie all' empor zum Himmelsdom.

Heimweh.

Nach bekannter Melodie.

Wenn der Schnee vom Gebirge niederthaut,
Aus dem See blau der Himmel wieder schaut,
Wenn die Glöcklein läuten von den Almen her —
Schau' ich denn die Heimath nimmermehr?

Wenn das Alphorn von Firn' zu Firne klingt,
Und der Gemsbock von Klipp' zu Klippe springt,
Wo der Adler kreiset überm Wolkenmeer —
Schau' ich denn die Heimath nimmermehr?

Wenn das Thal blüht im frischen Wiesenglanz,
Aus der Dorfschenk' erschallt Musik und Tanz,
Wenn der Hirte jodelt um die Sennrin her —
Schau' ich denn die Heimath nimmermehr?

Wo der Staubbach sich stürzet in die Kluft,
Donners Zornhall von Fels zu Felsen ruft,
Fern erkost der Schlaglavinen wildes Heer —
Schau' ich denn die Heimath nimmermehr?

Wenn die Nacht sinkt und rings die Alpen glühn,
Wenn der Tag winkt und Morgenrosen blühn,
O mein Herz, was pochst du noch so schwer —
Schau' ich denn die Heimath nimmermehr?

Gottes Athem.

Wo Du hörst ein Lüftchen säuseln
In dem Walde, noch so lind,
Wo Du fiehst ein Wellchen kräuseln
Sich im sanften Abendwind;

Was sich regt im Quell und Baume,
Ist ja nur derselbe Geist,
Der im ganzen Weltenraume
Als der Gottheit Seele kreist.

Ueberall, von allen Wegen,
Rauscht ja Gottes Flügelschwung;
Hältst ihm fromm Dein Herz entgegen,
Füllt er's mit Begeisterung.

Ob er kosend sich verkünde
Auf dem blüh'nden Wiesenplan,
Oder tosend durch die Schlünde
Wilder Alpen als Orkan;

Ob er süßer Liebe Sänge
Weh' von ferne Dir in's Ohr,
Jener Kirche Glockenklänge,
Die sich von der Welt verlor;

Oder mit des Donners Halle
Schmettre durch die Wolkennacht,
Mit des Niagara Schwalle
Schäumend in der Klippen Schacht —

Wenn Du liebend lernst zu lauschen
Jener Riesenharfe Schall,
Die der höchste Meister rauschen
Läßt durch seiner Schöpfung All;

Die zu Millionen Weisen
Er durch seiner Geister Hand
Bald in lauten, bald in leisen
Klängen weckt aus Meer und Land —

Dann wird, was von Dissonanzen
Je verstimmt Dein inneres Ohr,
Auf sich lösen in dem ganzen
Weltenharmonien-Chor.

Hafen und Klippe.

O Frauenherz, du Rettungshafen
Für so manch irren Seglers Schiff,
Das rauh des Lebens Stürme trafen,
Und schleuderten von Riff zu Riff;
Heil Jedem, welcher festen Anker
In deinem Frieden werfen kann!
In dir allein genest ein kranker
Siren'betrogner Pilgersmann.

Ihm weht aus deinen stillen Räumen
Erneuter Hoffnung Morgenluft;
Von zauberischer Insel Bäumen
Haucht ihm entgegen Lenzesduft;
In deinen sanften Pflicht gebettet
Vergißt er seiner Sorgen Wucht,
Sein besseres Gefühl gerettet
Hat er zu höhrer Triebe Frucht.

O Frauenherz! Von dir umfangen,
Wer einmal fest und sicher ruht,
Nie treibt ein eitles Verlangen
Ihn wieder auf die hohe Fluth!
In liebentfremdeten Bezirken
Kann er sich keiner Thaten freu'n;
Von dir aus kann er Schönres wirken
Und wärmern Dankes Saaten streu'n.

Doch ohne strenge Prüfung wage
Dich nicht in jeden schönen Port,
Der dich durch reizgeschmückte Lage
Verlockt zu trügerischem Hort.
Ein Frau'nherz kann auch eine Klippe
Und eine schlimme Sandbank sein,
Von spiegelblauer Wellen Schippe
Glatt überzogen nur zum Schein.

O Frauenherz! Du falsche Klippe!
Auf der so manchen Schiffers Boot,
Verführt von der Sirene Lippe,
Geschritert ist zu Drang und Noth.
Was ihm erschien als goldne Küste,
War nur ein Trug der Fantasie,
Fata Morgana blos der Wüste,
Und ach! die Ruhe blüht ihm nie!

Die Wogen, die so ruhig schliefen,
Umtönt von süßer Stimmen Chor,
Allmählig wälzen aus den Tiefen
Sie wildes Ungethüm hervor;
Ehrerschlust, Treulosigkeit, Verschwendung,
Haß, Tücke, stürmen auf dich an,
Zu spät bereust du die Verblendung,
Sinkst du zu Trümmern im Orkan.

Drum suche dir den sichern Hafen,
Als dessen Pharus, hell und klar,
Daß keine Stürme darin schlafen,
Dir winkt ein treues Augenpaar:
Voll Zucht und inniger Gefühle,
Des Himmels Spiegel, gottverklärt, —
Heil Jedem, dem nach Sturmgewühle
Ein solcher Port Asyl gewährt!

Schlanke Marie.

Daß die Welt gar traurig bliebe ohne Liebe, das ist wahr,
Doch man wär' auch dann geborgen vor viel Sorgen, das ist klar

Schlanke Marie, Schlange Marie, kaum daß ich Dich nur erblickt,
Hast Du bös'lich, unaufhörlich mir das arme Herz umstrickt.

Aeuglein hast Du schon von ferne wie zwei Sterne wunderbar,
Doch ihr Scheinen bringt die Meinen in die schrecklichste Gefahr.

Locken hast Du wie von Sonnengold gesponnen offenbar,
Nach so goldnem Vließe führe gern die Argonautenschaar.

Doch, wer glaubt es? Unter diesem goldnen Sternenbaldachin
Tanzen Launen und Capricen unermüdlich her und hin.

Digitized by Google

Zünglein hast Du einem Pfeile gleich an Eile, das ist wahr,
Doch es sticht, und daß die Wunde nimmer heile, droht Gefahr;

Brüstlein gleich den Pfirschblüthen von dem feinsten Roth und Weiß,
Doch wer's kann, der mag sich hüten, denn das Herzchen ist von Eis.

Schlanke Marie, Schlange Marie, die mein Herz nicht läßt mehr los —
Ach, daß Noa solche Boa einst in seinen Kasten schloß!

Halsgerichtsordnung.

Alles muß nun heutzutage
Schicken sich in jede Lage!
Widrigenfalls
Kostt's den Hals!
Ihro Kaiserliche Hoheit
Haffen nichts so sehr als Rohheit.

Jedermann muß kriechen lernen,
Wer's nicht kann, soll sich entfernen;
Widrigenfalls
Kostt's den Hals!
Jedermann soll Speichel lecken,
Aber nie die Zähne blecken.

Niemand soll das Reich gefähren
Und es suchen aufzuklären;
Widrigenfalls
Kostt's den Hals!
Alle Bücher sind verboten
Von Lebendigen und Todten!

Unser Volk sei nur ein Rudel
Treuer, wohldressirter Pudel!
Widrigenfalls
Kostt's den Hals!
Sieben müssen ohne Gnade
Widerbeller auf dem Rade!

Jeder lerne drum kuschiren,
Apportiren, rapportiren!
Widrigenfalls
Kostt's den Hals!
Spioniren und Verhaften,
Das sind schöne Wissenschaften!

Wage Niemand das Verbrechen,
Frei zu denken, frei zu sprechen!
Widrigenfalls
Kostt's den Hals!
Fürsten sind der Erde Götter,
Und verdammt sein alle Spötter!

Wage Niemand sich in's Denken
Oder Grübeln zu versenken!
Widrigenfalls
Kostt's den Hals!
Köpfe, die zu Vieles fassen,
Werden wir vernageln lassen.

Alles muß nach Uns sich drehen,
Wie der Hofwind pflegt zu wehen!
Widrigenfalls
Kostt's den Hals!
Alle unsre Unterthanen
Sind nur unsre Wetterfahnen.

Uns gehört die erste Brautnacht,
Wo nur eine schöne Haut lacht.
Widrigenfalls
Kostt's den Hals!
Nach Regierungssorgen müssen
Wir die Nächte Uns versüßen.

Bei dem Anlaß jedes Festes
Bringe Jeder uns sein Bestes!
Widrigenfalls
Kostt's den Hals!
Niemand braucht was aufzuspeichern,
Wir nur dürfen Uns bereichern.

Selbst der Lahme, Gliedersteife,
Tanze stets nach Unsrer Pfeife!
Widrigenfalls
Kostt's den Hals!
Eingebläut wird mit der Knute
Die Begeistrung für das Gute!

Merkt Euch also die Ukasen,
Die wir eben hier verlasen!
Widrigenfalls
Kostt's den Hals!
Und wir werden immer wachen,
Glücklich unser Volk zu machen!

Schlaraffenlieder.

(Mainz 1840.)

1.

Ach, mit Brust- und Lederbeulen
War ich lange schon geplaget,
Doch darüber nachzugrübeln,
Hat der Arzte mir untersaget.

Und er hat mir angerathen,
Ins Schlaraffenland zu reisen,
Und mich dort, statt aller Thaten,
Des far niente zu befleißen;

Statt mir graues Haar zu machen,
Zu verjüngen mich zu trachten,
Meine Erben auszulachen,
Die schon jetzt so gerne lachten.

2.

Was gehn mich die Gevatter an,
Die hinterm Ofen saßen,
Was geht mich das Gevatter an
Von allen den Frau Basen?
Wenn ich ein Bischen nur geschwärmt,
So haben sie sogleich gelärmt
Ganz über alle Maßen.

Beinah' vor Zorn erstickten sie,
Wenn ich nur etwas frei sprach,
Nicht fehlte viel, so schickten sie
Mir gleich die Polizei nach;
Trank ich nur ein Paar Gläschen Wein,
Küßt' ich ein hübsches Mägdelein,
Wie schimpften sie der Reih' nach!

Was soll ich im Philisterland
Mich länger müde trotten?
Drum fort in das Schlaraffenland,
Fort von den Hottentotten!
Fort in das Reich des wahren Lichts,
Denn die Philister taugen nichts,
Gebraten oder gesotten!

3.

In dem Lande der Schlaraffen
Waltet stets der tiefste Frieden,
Und so will ich, anstatt Waffen,
Allerliebste Verse schmieden.

Funken sprüh'n aus meiner Esse,
Auf dem Ambos dröhnt der Hammer,
Und zu Liedern auf die Presse
Schmied' ich allen meinen Jammer.

Ha! wie zischen mir entgegen
Meine glühenden Gefühle,
Wenn ich unter Feuerregen
In dem Wasserbad sie kühle.

Meine weichliche Empfindung
Muß auf diese Art gestählt sein
Und in kräftiger Verbindung
Mit des Liedes Form vermählt sein.

Digitized by Google

Kommt, Ihr wackern Reimeschmieder!
Folgt in's Land mir der Schlaraffen,
Und wir wollen nichts als Lieder,
Neue schöne Lieder schaffen.

4.

Schade, daß nicht regelmäßig
Schiffe nach Schlaraffia gehen,
Daß der Wind nicht segelbläsig
Pflegt nach jenem Strich zu wehen!

Ei, was gäb's für ein Gewimmel
Von Europa-müden Schaaren,
Die nach diesem Erdenhimmel
Sich dann ließen überfahren!

Alle unsre armen lyrischen
Dichter flöhen ohn' Verweilen
Vor den rücksichtslos satyrischen
Gift'gen Recensentenpfeilen,

Um in Zuckerkandelgrotten
Und an Wein-, Milch-, Honig-Flüssen
Aller Sorgen hier zu spotten
Und ihr Leben zu versüßen;

Um sich hier mit holden Mädchen,
Ungenirten Schäferinnen,
Für die Härte zu entschäd'gen
Spröder Europäerinnen;

Um sich hier von den Beschwerden
Der Obscurität zu heilen
Und dem Uebertaufenwerden
Von den Gläub'gern zu enteilen.

5.

Denn in diesem Wunderlande
Gibt es keine Recensenten,
Schnattern hört man keine Bande,
Als nur Gänse oder Enten.

Hier in diesem Wundergarten
Sprüht Champagner in Caskaden,
Lockend zum Genusse laden
Leckereien aller Arten.

Hier in dieser Wunderinsel
Sind die Schönen gar nicht spröde,
Da verliert sogar ein Pinsel
Seine angeborne Blöde.

Hier in diesen Wunderräumen
Ist man sicher vor Verkanntsein,
Und durch reimevolles Träumen
Kann man bald mit Ruhm genannt sein.

Ferner gibt's hier nirgends Juden,
Schulden kann man gar nicht machen;
Man erhält in allen Buden
Unentgeldlich alle Sachen.

6.

Kommt, Ihr alle Ueberdrüssigen
Eures abgelebten Welttheils,
In das Land des Ueberflüssigen,
In das Reich des wahren Welttheils.

Und dieweil noch keine Schiffe
In das Eldorado steuern,
Setzt Euch auf die Hypogryphe,
Ritterlich zu abenteuern.

Wer nicht reiten kann, der lasse
Binden sich auf seinen Schimmel,
Und so fahr' die ganze Masse
Stott zum Teufel, in den Himmel!

7.

Die Hauptstadt vom Schlaraffenland
Thut alle Pracht vereinen:
Sie ist gebaut aus Zuckerkand
Und lauter Edelsteinen;
Sie hat vor jeder andern Stadt
Den allerschönsten Prater;
Allein das Schönste, was sie hat,
Das ist doch ihr Theater.

Wohl gibt es keine Bühne mehr
So trefflich als wie diese;
Da bleibt es keinen Abend leer;
Selbst auf dem Paradiese
Sitzt ein geschmackvoll Publikum,
Das, stets voll Tact und Feinheit,
Streng aus der Musen Heiligthum
Verbannet die Gemeinheit.

Und das Theaterpersonal,
Es kennt kein höhres Streben
Als sich zum höchsten Ideal
Der Kunst emporzuheben.
Der Brodneid ist ganz unbekannt
Bei allen Bühnengliedern,
Und Keiner sucht, von Haß entbrannt,
Den Andern zu erniedern.

Selbst die Statisten sind allhier
Talentvoll durch die Reihe,
Ein Jeder ist voll Ruhmbegier
Und echter Künstlerweihe.
So gut, wie hier die Göre, gehn
Wohl keine mehr hienieden,
Und im Ballete sind zu sehn
Nur Elfen und Sylfiden.

Man gibt hier nie ein altes Stück.
Selbst Schiller oder Göthe
Legt man als Rokoko zurück;
Da wird nicht Zauberflöte,
Nicht Don Juan gegeben mehr:.
Ein volles Haus zu machen,
Sorgt das Schlaraffen Dichterheer
Für immer neue Sachen.

8.

In dem Lande der Schlaraffen
Wollen wir uns All' verbünden,
Um mit Papagei'n und Affen
Eine Republik zu gründen.

In dem Lande der Schlaraffen
Wollen wir in Wonne schwimmen
Und zu neuem Sang die schlaffen,
Trocknen Kehlen wieder stimmen;

Aber uns dabei wohl hüten,
Politik hinein zu mischen,
Wahren uns vor allen Blüthen,
Unter welchen Schlangen zischen.

In dem Lande der Schlaraffen
Wollen wir aus dem Vergänglichen
Uns zum Flug zusammenraffen
Nach dem Ewigüberschwänglichen.

In dem Lande der Schlaraffen
An dem Milch- und Honigbache,
Wollen wir zusammenschaffen
Lauter Musenalmanache!

9.

Heil dem Manne, der erfunden
Hat den Trank Grampampuli,
Und so genial verbunden
Feuergeist mit Kraftgenie!

Als wir noch die Alten lasen,
Hockend im Gymnasium,
Flogen wir auf Greifenblasen
Aufwärts in's Elysium.

Digitized by Google

Aber ach! dahingefahren
Ist die Jugendpoesie,
Und so glücklich, wie wir waren
Macht uns nur Grampampuli!

Nur aus dieses Kraters Tiefe
Winkt noch das versunkne Glück —
Liebe Brüder, o wer riefe
Jene Zeit nicht gern zurück?

Tief im blauen Flammenschoose
Blüht uns das Schlaraffenland,
Und des Lebens kalte Prose
Flieht vor diesem Zauberstrand.

Darum auf, Ihr wackern Zecher!
Stürzt Euch in die Feuersee,
Und begrabt mit mir im Becher
Unser langes altes Weh!

10.

Manche Leute werden fragen,
Was Schlaraffenlieder sind?
Nun, so will ich's ihnen sagen:
Es ist nur poet'scher Wind;

Es ist lauter leichte Waare,
Wie zuweilen Blatt für Blatt
Mir der Laune wandelbare
Stimmung zugeflüstert hat.

Es sind bunte Seifenblasen,
Luftballönchen, leicht wie Flaum,
Angefüllet mit den Gasen
Aus des Weines Perlenschaum.

Es sind capriciöse Geister
Aus des Dichters Fantasie,
Sie entschlüpften ihrem Meister
Nach und nach, er weiß nicht wie.

Sucht Ihr aber eine Deutung
Oder einen tiefen Sinn,
Besser ist's, Ihr greift zur Zeitung
Und vertiefet Euch darin.

11.

Das Schlaraffenland sind jener
Seligen Atlantis Räume,
Die nur der Poet zu finden
Weiß im stillen Meer der Träume.

Aus des Alltaglebens Dünen
Fährt er aus im Wolkennachen,
Um, entschlummert für die Erde,
Dort im Himmel zu erwachen.

Freilich, Ihr seid überaus klug,
Und Ihr werdet nie begreifen
Den Genuß, auf solchem Ausflug
Jenseits dieser Welt zu schweifen.

Denn, die Wonnen zu verstehen,
Die der kühne Segler kostet,
Seid von Kopf bis zu den Zehen
Ihr zu plump und eingerostet.

Höchstens mit des Dampfes Hilfe
Könnt' Ihr Eurem Nest entfliegen,
Aber nie, gleich einem Stiefe,
Euch in schönre Welten wiegen.

Und doch neidet Ihr zu Zeiten
Um die Inseln uns, die sel'gen,
Wenn wir in den Herrlichkeiten
Ihres ew'gen Lenzes schweigen.

Gott sei Dank, daß einen grobern
Körperstoff er Euch verlieh!
Denn so könnt Ihr nie erobern
Die Schlaraffen-Colonie.

Perückenstaub und Frühlingsblüthe.

Der Herr Professor,
Geheime Hofrath
Und auch Prorector
Magnificus;
Der Hochgelahrte,
Der Hochberühmte,
Der Hochstrikte, —
Beschlossen hat er's
Und auch vollzogen,
Zu gehn spazieren
Am warmen Maitag
Hinaus vor's Stadtthor;
Im schönen Parke
Sich zu erholen
Vom vielen Sitzen
Im Studendunste,
Vom vielen Brüten
Ob den Pandekten;
Die blöden Augen
Frisch zu erlaben
Am jungen Laubgrün,
Und seine Lungen
Sich auszulüften
Vom Bücherstaub.

Beschlossen hat er's
Und auch vollzogen.
Er schreitet stattlich
Im Tressenrocke,
In goldgestickter
Brokatner Weste,
In seidnen Strümpfen
Und Schnallenschuhen,
Durch die Alleen
Und Laubengänge,
Und nickt in Gnaden
Nach rechts und links hin,
Wo tief die Leute
Vor ihm herunter
Auf dem Spaziergang
Die Hüte ziehn.

So kommt allmählig,
Wie, weiß er selbst nicht,
Er immer tiefer
In die Gewinde
Des weiten Parkes,
Wo sich höchstens
Ein blasser Dichter,
Ein Liebespärchen,
Pflegt zu verlieren. —
Hier ist's so einsam,
So friedlich stille!
Da zieht bedachtsam
Der Herr Professor
Hervor die Brille,
Wischt sie fein helle
Und setzt sie auf.

Dann zieht er wieder
Aus seiner Tasche
Ein niedlich Büchlein
Von kaum fünfhundert
Seiten in Quarto,
Gebunden zierlich
In Schweinsleder,
Mit Messingklappen,
Und läßt sich nieder
Auf eine Flechtbank,
Drob eine Linde
Voll Blüthenfülle
Wölbt ihre Zweige;
Und öffnet sachte
Das zarte Büchlein
Von kaum fünfhundert
Seiten in Quarto:
Die Taschenausgab'
Justinians.

Digitized by Google

Und nun versenkt er
Mit allen Sinnen
Sich in die Tiefen
Des throngewigten
Juristengeistes,
Und liest zum tausend-
Und eins ten Male
Die grundgelehrten
Noten und Glossen
Und Varianten,
Die er dem Texte
Selbst beigefügt hat;
Denn diese seine
Taschenausgabe,
Sein Werk ist sie!

Da ruft's vom Wipfel
Der grünen Linde
Mit süßem Stimmchen
Auf einmal nieder:
„Ei Herr Professor!
Wer wird jetzt lesen,
Wer jetzt studieren,
In diesem Garten
Voll Maienwonne,
Voll grüner Büsche
Und junger Blumen,
Voll Nachtigallen
Und Schmetterlinge;
Ist das erlaubt!“

Da schaut betroffen
Der Herr Professor
Hinauf zur Linde,
Und sieht im Wipfel
Ein allerliebstes
Blondchen sitzen,
Sich auf den Zweigen
Anmuthig wiegend.
Ach, ein Figürchen,
So zart und niedlich,
So fein und zierlich,
Als wär's geworden
Aus Abendwölkchen
Und Lilienstaubchen!
Sie trägt ein Kleidchen
Von Silberatlas
Mit blauem Gürtel,
Und weiße Höschen
Und grüne Schühlein;
Und ihre Locken,
Die üppig wallen
Um's blendend blanke
Graziöse Hälschen,
Durchschlingt ein hübscher
Maiblumenkranz.

Der Herr Professor
Steht wie versteinert
Mit offnem Munde;
Mit starren Augen
Blickt er zum Wipfel,
Der leise, leise
Hinauf, herniedet
Wogt mit der Kleinen
Im Abendgold.

Solch einen Casum
Fand er noch niemals,
Der Herr Professor,
Auf seiner ganzen
Juristen-Laufbahn!
Doch endlich faßt er, —
Nachdem er vorher
Sich umgesehen,
Ob Niemand lausche,
Der ihn da könnte
Compromittiren
In seiner Würde —
Ein Herz und ruft
Hinauf zum Wipfel,
Gedämpften Lauts:

„Ei, liebe Kleine,
Du Baum-Elfchen!
Willst Du nicht gnädig
Nur auf ein Weilchen
Herab Dich lassen
Von Deinem Throne
An meine Seite,
Und mir erzählen,
Woher Du stammest,
Und was Dein Leben
Und Treiben ist?“

„„Nein, Herr Professor! —
So ruft sie schelmisch —
„„Das laff' ich bleiben!
Ich fürchte gar sehr
Mich vor Perrücken
Und Puderstaube,
Und vor so dicken
Gelehrten Büchern!
Ihr wärt im Stande
Und fasstet plötzlich
Mich bei dem Leibchen,
Und sperrtet eilig
Mich in die Klappen
Des großen Buches
Als ein Curiosum,
Wie seltne Pflänzchen,
Und ließt für Geld mich
Zu Haus dann laufen
Vor den Studenten,
Ha, ha, ha, ha!
Nein, das Prinzeßchen
Von Lindenblüthe
Ist nicht so dumm!““

Der Herr Professor
Läßt sich nicht irren;
Ein Späßchen möcht' er
Gar gern sich machen;
„Willst Du nicht kommen,
So komm ich selber,
Wart' nur, Du Schelmchen!“
Und auf die Flechtbank
Steigt er mit Mühe
Und fängt die Linde
Nach Leibeskräften
Zu schütteln an.
Doch wehe, wehe!
Auf einmal packen
Ihn in den Waden
So starke Krämpfe,
Daß er schnellmöglichst
Sich wieder setzen
Muß auf die Bank.

Doch das Prinzeßchen
Lacht ausgelassen:
„„Ei Herr Professor,
Wer wird so hoch sich
Versteigen wollen,
Um noch mit Püppchen
Gleich mir zu spielen,
In Ihren alten
Gesetzten Tagen!
Wenn dies erführe
Die Frau Gemahlin,
Sie würde glauben,
Der Herr Professor
Sei überschnappt!“

Kaum hat die Kleine
Dies Wort gesprochen,
So langt sie kichernd
Mit einem Zweige,
Woran ein Häkchen
Wie an der Angel,
Herab nach seiner
Perrücke Locken,
Und zieht sie blitzschnell
Zu ihrem Sitze,
Daß rings der Puder

Digitized by Google

Herniederstäubet,
Und hängt sie droben
Am höchsten Wipfel
Der Linde auf.

Da will entrüstet
Der Herr Professor
Von Neuem wieder
Den Baum erklimmen;
Doch wie genagelt
Bleibt auf der Bank er —
Die Wadenkrämpfe
Sind wieder da.

Und das Prinzeßchen
Lacht ausgelassen,
Und schüttelt selbst nun
Die Lindenkrone,
Daß Blüth' auf Blüthen
In vollen Güssen
Herniederflocken
Auf den Professor;
Und immer ärger
Schüttelt die Kleine,
Und immer dichter
Flocken die Blüthen,
Bis ganz begraben
Der gute Mann saß
Ueber die Ohren
Im Lindenschnee.

So fanden Morgens
Ihn die Studenten
Gleich einer Leiche,
Im Lindenstamme
Noch angelehnt;
Aus seinem Schneebett
Ragt nur der kahle
Gelehrte Schädel! —
Auch der Pedell kam
Mit seinem Pudel,
Der scharrte eifrigst
Den alten Herrn
Aus seinem Pfühle;
Dann trugen sorgsam
Ihn die Studenten,
Gefolgt von einem
Endlosen Zuge
Von Straßenjungen
In seine Wohnung
Zur Stadt zurücke.
Welch ein Entsetzen
Für die gebeime
Frau Hofrath war's!

Als auf er wachte
Aus seinem Scheintod,
Frug er vor Allem
Nach seinem theuern
Justinianus,
Und da gerettet
Auch ihn er wahrnahm,
Vergaß er allen
Bestandnen Unfall.
Doch nimmer wagt er
Sich in den Park mehr,
Der ihm bereitet
So viel Verdruß,
Ihm, dem Professor,
Geheimen Hofrath
Und auch Protector
Magnificus!

Die Schwestern.

Ich ging im Walde ganz für mich allein
Geflüchtet war ich vor dem Sommerstaube.
Heiß brannte draus die Sonne, doch ihr Schein
Verkühlte sich im dichten Buchenlaube;
Und tiefer drang ich in den Forst hinein,
Bis ich auf einen Wiesenraum gelangte,
Der rings von schönen bunten Bäumen prangte.

Ein hoher Wald das Plätzchen kühl umschloß,
Dazwischen wand sich murmelnd eine Quelle,
Mich lud der Schatten und das sammtne Moos,
Zu ruhn an dieser weltverschwiegnen Stelle;
Der Schlummer, dem ich bald sank in den Schoos,
Umwob mich mit den wonnevollsten Träumen —
Da plötzlich rauscht es laut aus Busch und Bäumen.

Ich hörte deutlich Saitenklänge bringen
Von ferne durch die Waldeseinsamkeit,
Die Vögel hielten inn' mit ihrem Singen,
Und näher kam das wunderbare Klingen,
Vernehmlicher das Rauschen in den Zweigen;
Die Bäume schienen selbst, im Kreise weit,
Neugierig nach dem Klange sich zu neigen.

Auf einmal tritt in grüner Jägertracht
Ein schlankes Mädchen aus der Waldesnacht,
Die Cither umgehängt, das blonde Haar
Gefesselt nur von wilder Rosen Kranze,
Sie naht sich mir im frischen Jugendglanze:
„Kennst Du mich nicht? Ich bin ja die Romanze!"

Ihr blaues Auge ruhte lang auf mir,
In seinem Strahl begann ich neu zu leben
Und sprach: „Ein armer Dichter steht vor Dir,
Und wagt den Blick zu Dir emporzuheben. —
So ist doch nun mein schönster Wunsch erfüllt,
So bin ich endlich einmal Dir begegnet;
Der Wald hat sein Geheimstes mir enthüllt,
Der Gott der Lieder meinen Drang gesegnet!
O laß mich oft Dein holdes Antlitz sehn,
In Deinem Zauberkreise mich ergehn!
Erscheine mir, wenn draußen in der Welt
Kein Strahl der Freude meine Brust erhellt;
Wenn dort die Stimmen wüthender Parteien
In rauhen Klängen durcheinander schreien,
Wenn Politik von jeder Lippe klingt
Und alles Schöne, Liebliche verschlingt:
Dann laß mich oft in Dein Gebiet entfliehn,
Golbgrün vom Reg des Waldes mich umziehn;
Dann zaubre mir mit Deinem Saitenspiel
Die schöne Welt zurück, die längst zerfiel,
Und zeige mir im höhern Wunderglanze
Die Erde wieder, freundliche Romanze!"

In ihrem Auge las ich die Gewährung.
Das Abendroth glitt durch die Bäume hin,
Sie stand vor mir in himmlischer Verklärung
Des stillen Waldes blühende Königin;
Ein lauer Hauch kam aus den Büschen her,
Es wogte sanft das grüne Blättermeer,
Es klang die Cither mit dem blauen Band
Gerühret von der Jungfrau zarter Hand;
Sie sang dazu die Wunder alter Zeit,
Der Liebe Schmerz und Wonneseligkeit,
Und Abenteuer, heiter bald und schaurig,
Und Märchen zogen, drollig bald und traurig,
Mit munterer bald mit düstrer Melodei
In bunten Liedern meinem Geist vorbei.

Da hörten plötzlich wir ein fernes Rufen,
Von Weitem klang der Schlag von Pferdehufen,
Und wo der Wald zumeist verwachsen war,
Da sprengt hervor, auf schwarzem Rosse wild,
Ein hohes ritterliches Frauenbild.
Im Winde fliegt ihr dunkler Lockenschwall
Und ihre Stimme tönt mit lautem Schall:
„Komm Schwester, komm zum Elfentanz,
Schon blüht der Wald im Mondenglanz!

Da winkte mir noch einmal die Romanze
Und reichte mir zum Lebewohl die Hand;
„Nimm" — sprach sie — „hier in diesem Blumenkranze
Des nahen Wiedersehens Unterpfand!
Dort harrt schon meine Schwester, die Ballade!
Sie läßt mir heute wieder keine Ruh;
Jetzt muß ich mit auf ihre wilden Pfade,
Den wunderlichsten Abenteuern zu.
Heut ist sie wieder seltsam angetregt,
Zu grandiosen Reisen aufgelegt:
Bald gehts durch Halden, bald bergauf, bergab,
Durch Schlösser bald, die längst in Schutt zerfallen;
Zuweilen ruft sie Geister aus dem Grab

Digitized by Google

Und läßt sie hinter sich im Zuge wallen;
Bald wandelt sie durch dumpfe Klosterhallen,
Bald tanzt sie singend durch den Sturm der See,
Bald taucht sie wieder auf als Wasserfee,
Bald schlägt sie sich dort oben in den Bergen
Mit Spukgestalten, Hexen, Riesen, Zwergen;
Doch nun Ade! Fort zu dem wilden Ritt!
Das nächstemal, Poet, da mußt Du mit!"

Und zu der Schwester schwang sie sich hinauf,
Die Arme fest um ihren Leib geschlungen,
Und Weide sprengten in verwegnem Lauf
Tief wieder in des Waldes Dämmerungen.

Bruder Nikolaus.

1.

Es wandelt aus der dunkeln Zelle
Der alte Bruder Nikolaus,
Und ruht im Wald, an kühler Quelle,
Vom schwülen Sommermittag aus.

Und rings in feierlichem Schweigen
Bereitet sich die Welt zur Rub,
Die Vögel decken in den Zweigen
Die Köpfchen mit den Flügeln zu.

„Schon wieder sank ein Tag zu Grabe,
So wird auch bald mein Abend fliehn;
Wie gern möcht' ich als kecker Knabe
Noch einmal durch das Leben ziehn!"

„O Herr! nur einen Tropfen schenke
Mir aus dem Meer der Ewigkeit!
Daß ich verjüngt mich neu versenke
In Deiner Schöpfung Herrlichkeit.

„Noch hundert Jahre möcht' ich leben! —
Nie würde mich der Wunsch gereu'n;
Um in gediegenerem Streben
Mich der Natur und Kunst zu freu'n."

So flehte Klaus, als von der Ferne
Die Vesperglocke mahnend drang;
Gehorsam folgt der Bruder gerne
Dem alten, wohlbekannten Klang.

2.

Doch hat er kaum des Forstes dunkle Massen
Still vor sich betend und erquickt verlassen,
Da wird ihm fremd die Gegend rings umher,
Das Kloster selbst erkennt er fast nicht mehr.
Dort unten, wo sonst nur ein Dorf gelegen,
Wo er schon oft, von Alt und Jung geehrt,
Am Sonntag eifrig Gottes Wort gelehrt,
Da lächelt jetzt ein Städtchen ihm entgegen.

Des Klosters Thurm, zur Hälfte schon zerfallen,
Umrankt mit Epheu seine Bogenhallen;
Die junge Linde vor dem Kirchenthor
Streckt nun bemoofte Riesenarme vor.
Voll Staunen pochet Niklas an der Pforte,
Da öffnet ihm ein unbekannt Gesicht,
Das ist der alte Bruder Pförtner nicht!
Er höret fremde Stimmen, fremde Worte.

Fremd sind die Mönche, die um ihn sich reihen,
Sie möchten ihn sogar der Lüge zeihen,
Da er sich Bruder dieses Hauses nennt
Und ihn doch Keiner unter Allen kennt;
Und als er sagt, es sei noch keine Stunde,
Daß er zu Wald aus seiner Zelle ging,
Daß ihn des Klosters Mauer noch umfing,
Da hängen Alle starr an seinem Munde.

Und in der Vorzeit staubumflorten Tagen,
In alter Chronika wird nachgeschlagen,
Da hieß es: „Unser Bruder Nikolaus
Ging an dem Tag der sieben Schläfer aus;
Vielleicht daß Mörder ihm das Leben nahmen,
Vielleicht hat ihn ein wildes Thier verzehrt,
Denn er ist nimmermehr zurückgekehrt;
Gott gnade seiner armen Seele, Amen!"

Und an die Herzen schlagen sich die Brüder,
Und fallen schreiend auf ihr Antlitz nieder:
„Einhundert ganze Jahre sind nun schon
Seit jenem wunderbaren Tag entflohn!
Wie Mancher ward seitdem von uns begraben,
Als lauter Fremde stehen wir vor Die!
Es waltet ein geheimer Zauber hier,
So lange mußt Du wohl geschlummert haben!"

Erschüttert hebt, mit schmerzlichem Gesichte,
Der Greis den Blick nun zu dem Himmelslichte
Und ruft: „Das Ziel, nach welchem ich gestrebt,
Es ist erreicht, ich habe lang gelebt!
Gott wahre Jeden vor so langem Leben,
Vor einem solchen langen Augenblick!
Verbirgt hab' ich das strafende Geschick:
Ich wünschte mehr, als mir der Herr gegeben!"

Und in der neuerwohnen Brüder Mitte
Genoß er nun, auf seine heiße Bitte,
Das langentbehrte heil'ge Abendmahl,
Umflossen von der Sonne Scheidestrahl;
Dann schlossen sich die müden Augenlieder
Und sanft geküßt vom letzten Himmelsroth,
Sank er mit heitrem Lächeln stille, todt,
An des Altares Stufen langsam nieder.

Drei Sagen von Albertus Magnus.

1.

Die Freundesprobe.

„Wie, großer Meister! kann ich Euch beweisen,
Daß ich bin würdig Euer Freund zu heißen?
Wie dank' ich Euch, was Ihr für mich gethan?"
Albertus Magnus lächelte: „„Geduldig!
Ich weiß, mein Freund, Du bleibst mir nie was schuldig;
Vielleicht kommt noch die Zeit heran!""

„„Bald wirst Du reich und mächtig sein auf Erden,
Ich aber kann ja leicht zum Bettler werden,
Dann erst verlang' ich Dank und Lohn von Dir;
Ich bin gewiß, Du stoßest dann im Glücke
Den armen Freund nicht stolz von Dir zurücke;
Ich glaube fest, dann hilfst Du mir!""

Nun sinnt Albertus, wie er den Gesellen
Auf eine feine Probe könne stellen,
Ob seine Freundschaft sei kein leerer Wahn;
Und schnell entschlossen ruft er seine Geister,
Und einem jeden aus der Menge weist er
Beim Zauberspiel die Rolle an.

„Verwandelt Euch in Ritter und Vasallen!
Führt meinen Freund in reichgeschmückte Hallen
Von einem wunderherrlichen Palast;
Bekleidet ihn mit königlicher Hülle,
Gebt Golds und aller Güter ihm die Fülle,
Was er nur wünscht, bringt ihm mit Hast!"

Gesagt, gethan. Bald sitzt er auf dem Throne,
Vom Haupt des neuen Königs blitzt die Krone,
Mit Jubel grüßet ihn des Volkes Schaar;
Er schweigt in aller Wonnen Ueberfluße,
In aller Fürstenherrlichkeit Genuße
In tiefem Frieden so drei Jahr.

Allein es wächst sein Geiz mit jedem Tage,
Und einstmals tritt beim festlichen Gelage
Im Lumpenkleid ein Bettler vor ihn hin:
„Heil Dir o Fürst! in Deines Glückes Schimmer,
Gedenkst Du Deines Freunds Albertus nimmer?
Willst Du der Noth ihn jetzt entziehn?"

Digitized by Google

Allein der König ruft ergrimmt: „„Man führe
Schnell diesen frechen Bettler vor die Thüre!
Wer war so keck und ließ ihn zu mir ein?
Wenn ich mich jedes Lumps erinnern sollte,
Der mich gekannt will haben, ei! da wollte
Ich lieber nimmer König sein!““

Da ruft der Bettler: „Sorge nicht Geselle!
Verschwinde Spuk! — Und an derselben Stelle
Steht wieder unser Freund, wo er einst sprach:
„Wie, großer Meister! kann ich Euch beweisen,
„Daß ich bin würdig, Euer Freund zu heißen?“
Und sinnt bestürzt der Wandlung nach.

Verschwunden sind die zauberischen Hallen,
Verschwunden alle Ritter und Vasallen,
Und jede Spur von Königsherrlichkeit;
Albertus steht vor ihm und ruft mit Hohne:
Ein Traum war all Dein Glanz und Deine Krone,
Ein Nu blos die drei Jahre Zeit.“

„Herr Erfürst! schämet Euch, und sucht gelassen
Euch wieder in der Armuth Stand zu fassen;
Mög' diese Prüfung Euch zur Lehre sein:
Nie wird die wahre Freundschaft übermüthig!
Nun aber packt Euch fort und seid so gütig,
Und sprecht ja nimmer bei mir ein!“

II.

Das Festmahl im Klostergarten.

Als im Winter einst nach Speyer
König Wilhelm war geritten,
Ließ zu einer seltnen Feier
Ihn Albertus Magnus bitten:
„Herr! in unserm Klostergarten
Soll ein Festmahl vor sich gehen;
Dürfen wir vielleicht erwarten,
Es durch Euch geschmückt zu sehen?“

Und der König sprach: „„Ihr sollet
Keinen Spaß durch mich verlieren!
Mitten in dem Winter wollet
Ihr im Freien bankiren?
Wohl! ich komme! doch getrost ich:
Wenn es mich dabei wird frieren,
Sollt Ihr's bitter fühlen, ob ich
Mich von Mönchen laß vexiren!““

Und durch Sturm und Schneeesflocken
Reiten zu dem Kloster Alle,
Da begrüßen rings die Glocken
Sie mit feierlichem Schalle,
Doch Albertus, ohne Stocken
Oeffnet nun des Gartens Thore,
Und sie schauen, mit Frohlocken,
Alles drin im schönsten Flore.

Würzevolle Düfte dringen
Durch die grünen Schattengänge,
Unter Blüthenzweigen klingen
Nachtigallen-Liebesgänge;
Bunte Vögel in den Kronen,
Schimmern fremden Welten Bäume,
Früchte und Blumen ferner Zonen
Funkeln durch die weiten Räume.

Von dem reinsten blauen Himmel
Strahlet warm die Sonne wieder,
Und im fröhlichen Gewimmel
Springen Dirnen auf und nieder;
Von den allerschönsten Trauben
In Guirlanden überhangen,
Sieht man in den Rebenlauben
Reichbesetzte Tafeln prangen.

Purpurübergogne Bänke
Laden nun zum Mahl zu sitzen,
Wo die edelsten Getränke
Aus kristallnen Flaschen blitzen;
Wo die seltensten der Speisen,
Zwischen Laub und Blumenkränzen,
Aus entlegnen Himmelskreisen
In den goldnen Schüsseln glänzen.

In dem wunderbaren Garten
Schien kein Winter je zu walten;
Unter Freuden aller Arten
Wird das Jubelmahl gehalten;
Zu Trommet- und Saitenschallen
Klingen Lieder hundertönig,
Und mit innigstem Gefallen
Zu Albertus spricht der König:

„Dieser schönste Tag in Speyer
Bleibt mir ewig unvergeßlich!
Nie genoß ich solcher Feier,
Eure Kunst ist unermeßlich!
Doch mit keiner meiner Gnaden
Kann ich lohnen einem Meister,
Der, bedarf er was, zu laden
Ja nur braucht die Schaar der Geister.“

Bei dem Ruf der Abendglocken
Bricht der Hof nun auf vom Schmausen,
Plötzlich wirbeln dichte Flocken
Und ein Sturm beginnt zu brausen;
Als der Zug kaum vor dem Thore,
War es um den Lenz geschehen,
Und von allem Gartenflore
Nichts als Eis und Schnee zu sehen.

III.

Der Lilienstengel.

In dem alten braunen Tische
Einst Albertus Magnus saß,
Langte sich aus dunkler Nische
Manches Buch und schrieb und las;
Dachte hin und dachte her
Ueber Gottheit, Welt und Leben,
Doch der Kopf ward ihm nur mehr
Voll gelehrter Spinnweben.

Eifrig thät er sich befleißen
Der geheimen Wissenschaft,
Spähte nach dem Stein der Weisen
Und nach der Gestirne Kraft;
Dachte hin und dachte her
Ueber Menschen, Thiere, Pflanzen,
Doch der Kopf ward ihm nur schwer,
Und er kam zu keinem Ganzen.

Wie nun in die Folianten
Er so tief versunken saß,
Forschend nach dem Unbekannten,
Das Bekannte schier vergaß:
Oeffnet stille sich die Thür,
Und ein Mädchen wie ein Engel
Tritt an seinen Tisch herfür,
Haltend einen Lilienstengel.

Glanz umstrahlet ihre Locken
Wie aus himmlischem Gefild,
Und Albertus sieht erschrocken
Plötzlich dieses Wunderbild:
Doch die Jungfrau spricht ihn an,
Lächelnd mild ihr Antlitz blicket:
„Sag' Albertus! welch ein Wahn
Hielt so lange Dich umstricket?“

„In der Wesen Quell zu dringen,
Müßt Du Dich vergeblich ab;
Kann der schwache Mensch erzwingen,
Was ihm die Natur nicht gab?
Willst Du denn im Bücherstaub
Suchen Deine ganze Nahrung?
Geh! des Waldes Frühlingslaub
Gibt Die beste Offenbarung!

Digitized by Google

„Auf! beginn' ein neues Leben!
Noch fünf Jahre sind jetzt Dein;
Wer die Schleier nicht kann heben,
Lern' im Glauben selig sein!
Drum von heut an sollst Du nie
Ueber Gott und Welt mehr grübeln,
Solcherlei Philosophie
Ist das schlimmste von den Uebeln."

Mit dem Lilienstengel leise
Rührt das Mädchen Alberts Stirn —
Hell auf wundersame Weise
Fühlt der Greis nun sein Gehirn,
All' seine Philosophie
Dein vergessen und verschwunden,
Doch dafür hat er noch nie
Sich so leicht und wohl empfunden.

Und die Jungfrau war geschieden
Hin, woher sie kam, zurück;
Und der Greis fand endlich Frieden,
Endlich das ersehnte Glück;
Alle Bücher schlug er zu,
Draußen auf den grünen Triften
Las er Glauben, Weisheit, Ruh,
In den Stern- und Blumenschriften.

Einstmal einen Lilienstengel
Hielt er sinnend in der Hand,
Wohl gedenkend an den Engel
Der einst mahnend vor ihm stand —
Denn fünf Jahre waren um.
Sanfter Schlaf umfing den Greisen;
Im verhüllten Heiligthum
Fand er wohl den Stein der Weisen.

Hans Sachs.

„Glaub ich fröhher je hab' gedicht't,
Ist all mein Herz darauf gericht't."
H. Sachs.

Der Meister sitzt in seiner Werkstatt mit
Dem halbgesohlten Stiefel in der Hand;
Wohl blickt er emsig auf die Arbeit hin,
Macht hoch zuweilen einen falschen Stich,
Bis er gedankenvoll die Ahle ruhn,
Den Stiefel auf den Boden gleiten läßt, —
Und die Gesellen sehn sich lächelnd an,
Sie wissen wohl, was dies bedeuten soll.

Der Meister sinnt und blickt dem Stiefel nach,
Doch denkt er nicht ihn wieder aufzunehmen;
Er hört das Stöhnen des gewichsten Fadens,
Das Schlägeln von der Hand des Lehrlings nicht;
Allmählig wird die schmale Stube weiter,
Der blaue Himmel, der durchs Fenster schaut,
Vermählt sich mit der Decke braunen Balken,
Der graue Boden schwillt zum grünen Rasen,
Sein Dreifuß wird zum moosumhüllten Sitze,
Und schöne Bilder aus der Fabelwelt,
Auf rosenrothen Wolken niederschwebend,
Gestalten sich vor seinen trunknen Augen. —
Da schreit sein Kindlein in der Nebenkammer,
Und plötzlich fährt er auf aus seinen Träumen;
Sein jüngstes Töchterlein hüpft ihm entgegen,
Die Mutter folgt, den Säugling auf dem Arm;
Frisch wie die kaum erschlossne Rosenknospe,
Im schönsten Schmucke frommer Häuslichkeit,
Nickt ihm das holde Weibchen freundlich zu
Und legt den Kleinen ihm an seine Brust,
Der bald das süße „Vater" lallen kann.
Jetzt ist Hans Sachs der alte Schuster wieder,
Faßt auf der Erde wieder festen Fuß;
Er weiß, daß er mit Himmelsbrod allein
Die Seinigen zu nicht ernähren kann.
Er drückt das Ebenbild des theuern Weibes
Und dann die Mutter selbst an's volle Herz,
Und hat er sich gestärkt an ihren Küssen,
So greift er frisch die Arbeit wieder an,
Und Alles geht ihm flink und leicht von Statten.

Doch wenn die Feierabendglocke tönt,
Die andern Meister zu dem Bierkrug eilen,
Dann wandelt Sachs, von allen Sorgen frei,
Durch Wald und Fluren über Berg und Thal.
Dann sucht er sich ein stilles Plätzchen aus,
Im grünen Forst, auf buntgeblümtem Anger,
Im Schatten eines Baums, an einer Quelle,
Und ruht von seinem Werktagleben aus.
Er ist nicht einsam, denn mit tausend Zungen
Spricht die Natur mit ihm und er versteht sie;
Er ist nicht einsam, aus den grünen Gängen
Kommt lächelnd ja die Fabel auf ihn zu;
Das Märchen gaukelt blühend ihm entgegen,
In Pilgertracht erscheint ihm die Legende,
Und ernsten Angesichts Historia.
In reizender Verkörperung umschweben
Ihn auch die Elemente der Natur;
Mit wunderlichen Sprüngen und Grimassen
Umtanzet ihn ein buntgekleidet Chor,
Die Beut von einem ganzen Narrennest;
Die Peitsche klappt, die Schellenkappe klingelt,
Und in das gellende Gelächter mischt
Sich das Geschrei der aufgescheuchten Vögel.

Und was Hans Sachs in alten Büchern las,
Was er im Leben selber oft erlauschte:
Der Menschen ruhlos Treiben, ihre Thorheit,
Die Jagd nach Ruhm und Gold, der Liebe Wahn, —
Das zieht nun schaarenweis an ihm vorüber
In seines innern Auges Zauberspiegel.
Die alten Heiden steigen vor ihm auf,
Die alten Götter dämmern ihm empor,
Sich freuend seines unschuldvollen Lächelns.
Dann ist ihm nah die holdeste der Musen,
An ihrer Brust trinkt er Begeisterung;
Da schürft er jenen süßen Nektar ein,
Den ihm die Kunst in reiner Schale beut,
Der, nur dem ihr Geweihten dargereicht,
Unsterblichkeit in Menschenadern flößt;
Dann malet Sachs mit kindlich frommer Hand,
Mit jener Hand, so Tags die Ahle führte,
Was er auf seinem stillen Wege fand,
Was ihn erhob, belebete, freute, rührte.

Meinem Freunde Joseph Bader,

dem Geschichtschreiber Badens.

(1837.)

Lieder, gleich wie Blüthenflocken, sollen bald Dich überschütten,
Wieder sollen sie Dich locken nach der Liebe Lauberhütten!
Weggeschmolzen ist die Rinde, so den Aar hielt umschlossen,
In des Südens lauem Winde treiben Sprossen über Sprossen;
Seidst mein Herz, das schon so lange wie durch Winterschlaf verstummt war,
Hat die Hülle, gleich der Schlange, abgestreift, drin es vermummt war,
Und erhebt sich, von den neuen Liederquellen neu berauschet,
Glücklich, wenn Dein Ohr dem treuen Freunde wieder gerne lauschet.

Hand in Hand mit Dir gegangen bin ich durch der Vorzeit Hallen;
Blanke Heldenwaffen klangen, die Trommeten hört' ich schallen,
Und von Deinem Ruf beschworen ritten herrliche Geschlechter
Aus des Löwenschlosses Thoren, Badens muthergluhte Fechter;
Greise Mönchsgestalten kamen aus den dunklen Klosterhallen,
Und Du wußtest Aller Namen, Aller Thaten zu erzählen;
Gotteshäuser sahn wir dauen in des Thales Tannengrunde,
Stolze Burgen niederschauen von den Bergen in die Runde.
Oftmals stiegen wir gemeinsam hoch nach des Gebirges Kamme,
Wo des Spechtes Picken einsam klang vom harz'gen Föhrenstamme,
Drunten in dem Tobel rauschten leis die Wasser feiherneder,
Während wir begeistert tauschten unsre Sagen, unser Lieder.
Endlich traten wir nun oben auf dem Gipfel aus dem Walde
Und St. Peters *) Thürme hoben sich ob sonndeglänzter Halde;

*) Kloster auf dem Schwarzwalde, bei Freiburg.

Digitized by Google

Doch die Gänge und die Zellen stunden öd' im weiten Kloster,
Nur ein Bettler an den Schwellen betete sein Paternoster. —
Solche Bilder in dem Schimmer blühender Erinnerung,
Sie umschweben mich noch immer aus des Dormals Dämmerung!

Machtlos vor den Frühlingsstürmen, stürzen jetzt die Alpenriesen,
Die mit eiskristallnen Thürmen uns den Süden wollten schließen,
Und wie Blumen sich entfalten lauer Lüfte Liebeskosen,
Drängen schmeichelnde Gewalten auch aus meinem Herzen Rosen.
All' meine Gefühle treiben knospenvoll zur Tageshelle,
Wollen nimmer länger bleiben in des Herzens enger Zelle;
Aber in mir fremdem Kreise ist dies Herz ein Zaubersiegel,
Gleich als hätte drauf der weise Salomo gedrückt sein Siegel.
Ruhig, fremd und kalt nur will ich scheinen unter den Profanen
Und des Innern Gluthen still' ich, wenn die Wenigsten es ahnen;
Doch die Wunderkraft des Bannes heben und die Siegel lösen,
Nur die wahre Liebe kann es, aber keine Macht des Bösen.
Funken, wie Dir aus dem Haupte und aus dem Gemüthe springen,
Können meine kaum belaubte Kunst allein zur Blüthe bringen!
O auf einer öden Stätte fühlt' ich mich in meinem Stande,
Wenn die Muse mich nicht hätte eingeführt in ihre Lande,
Wenn sie nicht verehrte Todte wieder neu vor mir belebte,
Wenn sie nicht im Morgenrothe mich mit Himmelsduft umwehte,
Aus dem Staube mit mir stiege zu den klarsten Alpenfirnen,
Oder zu der Künste Wiege unter glücklichern Gestirnen;
Wenn sie nicht mit Blüthenzweigen meine heiße Stirne fächelte,
Aus der schönsten Mädchen Reigen selig mir entgegen lächelte. —
Zwerglein seh ich in dem Thale, Riesen in Gebirgesklüften,
Elfen in dem Mondenstrahle tanzen in Waldnebelblüften,
Plaudern darf ich mit den Quellen, Rosen, Nachtigallen, Bäumen,
In der Fee'n smaragdenhellen Bergkristallpalästen träumen,
Gnomen aus dem Schachte holen Gold mir und Demantenkränze,
Und Seelilien verkohlen schlingen mir am Ufer Tänze;
Alpenrosensträußchen bind' ich auf den würzigen Schweizermatten,
Und um braune Mädchen wind' ich meinen Arm im Palmenschatten;
Unter Scandinaviens Flocken, in Neapels Duftarome,
Auf dem höchsten Felsenbrocken, an des Ganges heilgem Strome —
Ueberall bin ich zu Hause, ein Romadenlieben führend,
Bald mit lautem Sturmgebrause, schmeichelnd bald die Saiten rührend. —

Freund, der Du mir ohne Wanken, unverändert treu geblieben,
Meine schüchternen Gedanken oft zum Flug hast angetrieben,
Kraft gegeben zum Gedichte, wenn die müden Schwingen sanken,
Wenn ich unterm Bleigewichte manchen Tags begann zu schwanken:
Nur dem Wahren und dem Schönen laß' uns dienen immerzu:
Ich mit meinen Saitentönen und mit Clios Griffel Du!
Was zerstörend und verhöhnend durch die Harmonien gellt,
Sei verlikt! — Versöhnt, versöhnend geh' der Dichter durch die Welt!

Zur Erntezeit des Wuchers.

(Sommer 1843.)

Ha! wie frohlockte der Verfucher,
Von seiner Hölle Chor umtanzt,
Als er zum Erstenmal den Wucher
Ins schwache Menschenherz gepflanzt!
„Triumph! Triumph! Mir ist gelungen,
Dem Himmel trotz, die schönste That,
Die eines Teufels Haupt entsprungen:
Das erste Menschenherz umschlungen
Hab' ich nun mit des Wuchers Saat.

„Nun ist sie nimmer auszurotten,
Und ihre giftestschwangre Frucht
Darf keck einst jedes Engels spotten,
Der noch zu tilgen sie versucht;
Ob gleichwohl ihre Körner sanken
In einen gottgeweihten Ort,
Pflanzt doch in vielen tausend Ranken
Sie von Gedanken zu Gedanken
Sich nun durch alle Zeiten fort." —

Ja, sie schoß üppig auf! Den Armen
Erwuchs der schwerste Fluch in ihr;
Ohnmächtig kämpfet das Erbarmen
Entgegen ihrer wilden Gier.
Stets Opfer noch! Wohin wir blicken
Sehn wir die Triebe jener Saat
Noch immer Herz auf Herz umstricken,
Das menschliche Gefühl ersticken,
Zum Hohne selbst dem Musterstaat!

O Wucher! Lerna's Ungeheuer,
Das sich mit hundert Köpfen bläht!
Ist kein Gesetz, das wie ein neuer
Herakles all' sie niedermäht?
Darfst länger ungestraft zu brüten
Stets von Geschlechte zu Geschlecht?
Noch länger knicken so viel Blüthen?
Soll noch, in der Verzweiflung Wüthen,
Das Volk sich selber schaffen Recht? —

O seht! wie glänzen die Gefilde,
Ein prachtvoll Aehrenstrahlen-Meer!
Doch Schauer faßt uns bei dem Bilde
Von so viel Elend weit umher!
Ach! in die sonnengoldnen Wogen
Starrt manches Auge, naß und hohl! —
Der Hoffnung Engel ist entflogen,
Die Schaar der Wucherer kommt gezogen —
Du goldner Segen, lebe wohl!

Doch weinend macht sich jetzt der Engel,
Nach Hülfe spähend, auf die Bahn,
Und klopft mit seinem Lilienstengel
An edle Menschenherzen an:
„Ihr, denen Eurer Brüder Jammern
Zu stillen ist ein Hochgenuß,
Thut auf nun Eure Vorrathskammern,
Trotz alles Wuchers Eisenklammern,
Und theilet Euren Ueberfluß!"

Und sieh! Es öffnen sich die Speicher;
Schnell wird der Noth ein Ziel gesetzt.
Ihr Guten, fühlt Ihr Euch nicht reicher
Durch Geben, statt Empfangen, jetzt?
So angelegt das Gold der Aehren,
Trägt's einst den schönsten Zins Euch ein:
So vieler Armen Freudenzähren,
Sie werden höher Euch verklären
Als Perlenschmuck und Edelstein!

Einst flicht um Euer Sterbekissen
Zum Himmelskranze sich ihr Strahl,
Indeß der Wucherer, angstzerrissen,
Schon ringt mit aller Höllenqual;
Ihm schnürt die Kehle der Verfucher
Und donnert ihm die Worte zu:
„Komm mit, zum Lohn für treuen Wucher,
Und werde nun, gleich mir, Verfucher
Der eingebüßten Himmelsruh!

Variationen nach unschuldigen Volksweisen.

1.

„Blühe, liebes Veilchen, ꝛc."

Blühe liebes Bäumchen,
Deutsche Freiheit, blüh'!
Schütte' ab dein Träumchen,
's lohnt sich wohl der Müh'.

Du bist zu bescheiden,
Wagst dich kaum empor,
Fürchtst, dich möchte neiden
Andrer Bäume Flor.

Sei deshalben ohne
Sorgen, liebes Kind!
Wankt nicht jede Krone
In der Zeiten Wind?

Dränge nur zum Lichte
Herzhaft dich herauf,
Eh' die Weltgeschichte
Anhebt raschern Lauf.

Digitized by Google

Wirft sonst umgeschmissen
Ohne Kraft und Halt,
Und mit fortgerissen
Von des Strom's Gewalt.

Albions Volk zum Spotte,
Schwimmt im Ocean
Von der deutschen Flotte
Kaum ein morscher Kahn.

2.

„Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben."

Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Sänger;
Heil, Niklas Becker, Heil!
Der Du zurückgescheucht die wälschen Dränger
Durch Deines Liedes Pfeil!

Was brauchen wir noch länger steh'nde Heere?
Kerndeutscher Reime Klang
Macht mehr als unsre blitzenden Gewehre
Den „gier'gen Raben" bang.

Drum, deutsche Fürsten! schafft nur die Soldaten
In Euren Staaten ab,
Und die polit'schen Dichter, wohlberathen,
Stellt an als Heeresstab!

Die brauchen ihre Federn nur zu laden
Mit deutscher Reime Blei,
Geharnischter Sonette Palisaden
Zu pflanzen in die Reih.

Rauscht einmal rings im Land in vollem Glanze
Ein solcher Dichterwald:
O glaubt gewiß, zu dieser Schreckensschanze
Wagt sich kein Feind so bald!

3.

Unsre Flotte.

Das Schiff streicht durch die Wellen,
Fidolin!
Die deutschen Segel schwellen,
Ach, wohin?
Wir wissens nicht genau;
Unsre Flotte
Sticht mit Gotte
In das weite Meeresblau.

Sind wir nur einmal draußen,
Fidolin!
So mag der Sturm erbrausen,
Immerhin!
Wir zittern ihm doch nicht;
Unsre Flotte
Ihm zum Spotte
Ist aufs Trefflichste verpicht.

Gibts doch bei uns zu Land da
Pech genug!
Das dient zu allerhand ja
Ueberzug.
Im Bundesstaatenschiff
Dients zur Decke
Jedem Lecke
Durch ein Demagogen-Riff.

Wir lachen der Beschwerden
Auf der See;
Mags auch dabei uns werden
Wind und weh!
So katzenjämmerlich
Wie zu Hause,
Fühlt im Brause
Grüner Fluth doch Keiner sich.

Leb' wohl, Jungfer Europia!
Kurz und gut:
Wir steuern nach Utopia
Wohlgemuth.
Dein Sommer ist verglüht,
Drum nach andern
Küsten wandern
Wir, wo unser Waizen blüht. —

Doch still mit unserm Spotte!
Stille nur!
Sonst kommt die Scherenflotte
Der Censur,
Und streichet ohne Gnad'
Nach der Regel
Unsre Segel,
Und das wär' doch jammerschad!

Wohlauf drum, Ihr Gesellen!
Geld geschwind!
Die deutschen Segel schwellen
Frisch im Wind!
Frisch im Wind vom Zollverband
Fahr' mit Gotte
Unsre Flotte
Meinethalb ins — Pfefferland!

4.

„Es kann ja nicht immer so bleiben!"

Es kann ja nicht immer so bleiben
In unserm buntscheckigen Land!
Fest muß ineinander verkleiben
Der Bund sich zum Einigen Band.

Der Zoll hat schon viele der Wunder
Geschaffen durch seinen Verein,
Doch schließt er noch gar zu viel Plunder
In seine Gemarkungen ein.

Beflügeln auch eiserne Netze
Den Menschen- und Waarenverkehr;
Geläuterter, gleicher Gesetze
Bedürften wir sicher noch mehr.

Zwar sind wir von mancherlei Lasten
Verjährter Gespenster befreit,
Doch wehren noch gar zu viel Kasten
Dem Geiste der Brüderlichkeit.

Noch taumeln gar finstere Köpfe
In Mützen des Schlafes umher,
Noch baumeln philistrische Zöpfe
Hartnäckig am Nachen uns schwer.

So lang die erleuchtende Presse
Die Scheere die Putzers noch spürt;
So lang nicht Gericht und Prozesse
Bei offenen Thüren man führt;

So lange nicht frei die Gewissen
Im Reiche der Religion;
So lang wir nicht ganz uns gerissen
Vom siebengehügelten Thron;

So lange nicht Kirche und Staat sind
Ein innig verschmolzener Bund:
So streu'n wir die köstlichste Saat blind
In einen unsicheren Grund.

So lange nicht freier Verfassung
Ein Band wie das andre sich freut,
Daß nimmer die feste Verfassung
Aufs fürstliche Wort uns gereut;

So lang nicht Germania's Sterne
Zur Einigen Krone gereiht:
So lang sind wir freilich noch ferne
Von unserer goldenen Zeit!

5.

„O Freiheit, süßer Klang!"

O Freiheit! süßer Klang
Vor allen andern Tönen!
Wie Viele können lang
Sich nicht an dich gewöhnen!

Digitized by Google

Wie mancher Fürst erbleicht,
Wenn er dich hört erschallen.
Und wähnt sich schon vielleicht
Dem Untergang verfallen!

Und fester schließt er dann
In banger Ahnung Schauer
Den stolzen Heeresbann
Um sich als ehrne Mauer.

Mit Wall und Gräben trotzt
Er dir als Ungeheuer,
Da werden aufgeprotzt
Die Schlangen, speiend Feuer;

Zu tiefen Kerkers Qual
Wird Jeder rasch verdammet,
Deß Lippe nur einmal
Von deinem Lob geflammet. —

O Freiheit, süßer Klang!
Wer kann dich so mißdeuten,
Als ob zum Untergang
Der Throne du wollst läuten?

Nur feiger Diener Mund,
Die selbst nach Herrschaft dürsten,
Lichtscheuer Seelen Bund,
Verleumdet dich beim Fürsten.

Nur das Gewissen kann
Dein Ruf mit Schrecken füllen,
Das Truggewebe spann,
Die Wahrheit zu verhüllen,

Daß nie der Fürst ihr Licht
Erdicke durch die Wolke,
Die zwischen sein Gesicht
Es wob und seinem Volke. —

O Freiheit, Cherubim!
Durchbricht des Thrones Schanze
Und zeige dich vor ihm
Im vollsten Himmelsglanze!

Dem Fürsten rufe zu:
„O lerne mir vertrauen!
Durch mich allein kannst Du
Dein Reich in Blüthe schauen.

„O laß mich Deinen Thron
Als Genius umschwingen,
Dann wird nur Segenslohn
Das treue Volk Dir bringen!

„Dann bist Du erst durchlaucht
Fern allem eiteln Prahlen,
Von meinem Kuß umhaucht,
Verklärt von meinen Strahlen!

„Nach allen Pfaden hell,
Laß ungehemmt sie kreisen,
Dann erst als Gnadenquell
Wird rings das Land Dich preisen.

„Zum schönsten Siegesliede
Hebt dann sich mein Gesang,
Und Friede! nur und Friede!
Tönt es im Wechselklang.“

Der Dichter und seine Zeit.

Der Lieder schönstes möcht' ich dir,
O meine Muttersprache! singen;
Im vollsten Glanze deiner Zier
Der Hymnen süßeste dir bringen,
Gelänge es ab zu streifen mir
Das letzte Hemmniß meiner Schwingen,
So mancher Sorgen schwere Wucht,
Die, wenn ich kühnern Schwung versucht
Auf der Begeistrung Flügelspferde,
Oft wieder drückten mich zur Erde.

Bald möcht' ich kosend mit dir spielen,
Wie mit der Mutter spielt das Kind,
Bald zu des Ruhmes edlen Zielen,
Die nur dem Sänger nahbar sind,
Erheben mich mit dir geschwind.
Wie deinen Zauber ich empfunden
In stillen, wonnevollen Stunden,
Wenn ich, gewiegt im weichen Pfühl
Von deiner Melodien Wogen,
Dem ruhlos brausenden Gewühl
Des Lebensmarktes mich entzogen, —
O solch ein göttliches Gefühl
Kann jene Herzen nur durchdringen,
Die auch mit Schmerzen gerne ringen,
Um einst, umrauscht von Lorbeerwipfeln,
Umlauscht von der Geweihten Kreis,
Zu pflücken auf den hehren Gipfeln
Der Poesie den Siegerpreis.

Doch sank mein Herz, das so nach oben,
Ein schwellend Luftschiff, sich erhoben,
Oft plötzlich wieder auf das Land,
Als öffnete zu raschem Falle
Die Gasesklappe sich am Balle
Durch eine unsichtbare Hand.

Dann wars, als ob mir aus der Tiefe
Hohnlächelnd eine Stimme rief:
„So lernst Du nie, Dich Deiner Zeit,
Verblendeter Poet, zu fügen!
So träumst Du noch voll Eitelkeit
Von dichterischen Siegesflügen
Hoch über der Parteien Streit
Und dem Gewirr der Tageslügen,
Zu deren Spiel sich mit Vergnügen
Der Flatterssinn der Menge leiht?
Zu schmeicheln suchst Du Dich vergebens
In Deines Volks betäubtes Ohr;
Die Blüthen Deines Jugendlebens,
Gedichten zu dem reichsten Flor
Des idealen Künstlerstrebens,
Ihm legst Du sie vergeblich vor
In formgediegner Sprache Zauber,
Stets wird dafür die Menge taub,
Wenn Du verschmähst vor sie zu treten,
Statt mit der Lyra weichem Ton,
Mit Kriegsgeschrei und Sturmtrompeten;
Hineinzuschmettern Deinen Hohn
In Politik und Religion,
Wie manche unsrer Zeitpoeten
Zu klimmen auf des Wahnes Thron
Und ihre Götzen anzubeten.“

Da warf ich forschend meinen Blick
Aufs dunkle Meer der Politik,
Ob nicht vielleicht noch Hoffnung bliebe,
Hinunter tauchend mit Geschick
Ins ruhlos brandende Getriebe,
Darin zu fischen einen Strauß
Von Perlen echter Poesie.
Doch Millionen schöpften draus
Mit einem Danaidensiebe;
Welch Summen, Zischen und Gebraus!
Fremd allem Sinn für Harmonie
Die Menge durcheinander schrie,
Wenn da und dort ein Abenteurer
Das Schiff des Staats als kühner Steurer
Versprach zu heben aus dem Sand
Und in den Hafen es zu führen
Zu dem gelobten Wunderland,
Wo Alles gleich ist, Glück und Stand,
Kein Unterschiedchen mehr zu spüren
Ist zwischen Hohen und Geringen,
Und Jedermann vor allen Dingen
Mit unbegrenzter Freiheit rühren
Darf seiner Wünsche kühnste Schwingen.

Da wandt' ich zagend mich davon
Von diesen stürmischen Gestaden,
Im heiligen Strom der Religion
Sehnt' ich die heiße Brust zu baden.
Ach, aber jene Liebesquelle,
Die er in seinem Urborne war,
So spiegel- und krystallenhelle,

Digitized by Google

Von der befruchtet, jede Stelle,
Der Sand der Wüstenei sogar,
Der Blumen köstlichste gebar —
Statt nur in Ein Bett sich zu schließen,
Drein alle Herzen sich ergießen
Voll brüderlicher Nächstenliebe,
Wie sie dem Gottessohn entquoll:
Sah ich in tausend trübe Arme
Getheilt von bunter Sekten Schwarme,
Sich bald mit schäumendem Geroll
Bahn brechend durch ein Felsgeschiebe,
Bald langsam, still, doch tückevoll
Sich wälzen über blüh'nde Fluren,
Vertilgend alle Segensspuren,
Sie tief in Sand und Schlamm begrabend,
Anstatt mit Himmelsthau sie labend.

„Poet, so bricht mit Deiner Zeit!"
Rief mir nun jene Stimme zu;
„Statt ihr zu dienen, flüchte Du
Vom menschlichem Verkehr Dich weit,
Fern allem Hassen, allem Streit,
In stille Waldeseinsamkeit!
Belausch' Dryaden und Najaden;
Die Nixen auf des See's Gestaden,
Wenn mondlich sie den Reigen tanzen,
Verweb' in Märchen und Romanzen;
Besing' in schaurigen Balladen
Den tollen Spuk der Geisterwelt;
Gelagert unter grünem Zelt,
Wenn draußen glüht des Sommers Schwüle,
Laß wiegen Dich in Schlummer ein
Vom fernen Klang der Sägemühle
Und vom Gesumm der Käferlein;
Dann faß' die Bilder Deiner Träume,
Durchtanzt von goldner lichter Schein,
In Versesrahmen glatt und fein —
Wie werden alle Waldesräume,
Sogar die ernsten Tannenbäume,
Entzückt von ihrem Dichter sein!"

Wer bist Du denn, die Du mit Hohn
Benetzt mein dichterisches Streben,
Geheimnißvolle Stimme Du?
Hast Du nicht einen Liebeston,
Mir die verlorne Herzensruh,
Erneutes Selbstgefühl zu geben,
Mit frischem Muthe zu beleben
Mich durch die Hoffnung, daß die Zeit
Auch mir einst Anerkennung weiht
Und nicht mit tilgendem Gefieder
Dahinbraußt über meine Lieder?

„Ich" — rief die Stimme mir entgegen —
„Bin Deiner Sprache Genius!
Nein, glaube nicht, daß zu erregen
Ich suche Deinen Ueberdruß,
Wenn ich gleich selbst an Glück und Segen
Für jene Dichter zweifeln muß,
Die mich am allertreusten pflegen
Mit reinem, kunstdurchglühten Sinn.
Denn weil sie mich zu heilig halten,
Mit mir zu walten und zu schalten,
Wie mit der Menge Dienerin;
Weil sie um eiteln Ruhms Gewinn
Mich nicht zu hohlen Freiheitsliedern
Und Pöbelschmeichelei'n erniedern,
So singen tauben Ohren sie,
Und finden keine Sympathie
Bei dem charakterlosen Volke,
Das lieber lauscht der Hagelwolke
Von schlechtgereimter Poesie,
Als einem Strom von Harmonie!

„Doch sei getrost und neide nicht
Die Kränze, so die Jetztwelt flicht
So manchem ihrer Hierophanten,
Die weder mich noch sich verstehn;
Sie werden mit der Zeit verwehn!
Indeß vor echte Diamanten
In meines Schachtes Gängen bricht
Und in begeistertem Gedicht
Sie glühen läßt im reinsten Licht,
Um zu zerstreuen alle Schatten,
Die um der Wahrheit Angesicht
Feindselig sich gelagert hatten;
Wer einen solchen Liederkranz
Sich windet, um in seinem Glanz
Sanft zu verschmelzen und zu gatten
So manche starren Elemente,
In die sich die Gesellschaft trennte;
Wer zum Vermitteln und Versöhnen,
Nicht zur Entflammung, der Partei'n
Als Sänger schreitet durch die Reih'n,
Und nur dem Edlen und dem Schönen
Der Leier Saiten läßt ertönen,
Doch nie der Menge Schmeichelei'n:
Der wird auch mehr und mehr gewöhnen
Das Volk an reine Harmonie,
Wie mir ein Platen sie verlieh,
Nicht Trugpropheten mehr zu fröhnen,
Und die Poeten nur zu krönen,
Die mich als höchstes Heiligthum
Verherrlichen zu Deutschlands Ruhm!"

O Muttersprache! Königin
Auf felsenfest uraltem Throne!
Dein Lob erschalle fernehin!
Wie strahlt um deine Stirn die Krone
Vor allen andern Schwestern reich!
O Jungfrau, Mutter und Matrone!
So ernst als mild, so stark als weich:
Wo kommt dir eine andre gleich?
Begeistert preis' ich das Geschick,
Das mich geweiht zu deinem Sohne —
Und nach verwandter Herzen Lohne
Lenk' ich noch hoffend meinen Blick!

Friedrich Wilhelm Schubert.

ordentlicher Professor der Geschichte, Geographie und Staatskunde zu Königsberg, geboren daselbst am 20. Mai 1799. Zu Ostern 1815 bezog er die Universität seiner Vaterstadt; schloß sich aber noch vor dem Anfange seines akademischen Cursus den freiwilligen Jägern an, die bei der Wiedererneuerung des Kampfes in das Feld gerufen wurden. Nach Königsberg zurückgekehrt setzte er 1816 als Mitglied des philologischen Seminars seine Studien fort. Im Juni 1820 habilitirte er sich als Privatdocent bei der Universität. Bereits 1822 ward ihm eine außerordentliche Professur zu Bonn bestimmt, doch blieb er in gleicher Eigenschaft zu Königsberg. Ostern 1824 wurde er an die Universität zu Berlin berufen; kehrte aber bald wieder nach Königsberg zurück. Im J. 1826 erhielt er die ordentliche Professur, die er noch jetzt bekleidet.

Er schrieb:

Jahrbücher oder Chronik Johannis von der Pusilie. Königsberg 1823. Mit Prof. Bogt.
Preußens erstes politisches Auftreten unter dem großen Kurfürsten. Königsberg 1823.

Digitized by Google

Beiträge zur Geschichte des deutschen Ordens. Heft 1. Königsberg 1831.

Das Krönungsfest der preußischen Monarchie. Königsberg 1832.

Historisch-statistisches Gemälde v. Ost- und Westpreußen. In drei Abtheilungen, in dem berliner „Historisch-genealogischen Kalender" 1834—36.

Handbuch der allgemeinen Staatskunde von Europa. Königsberg 1835—1846. 1—II, 2.

Mit dem Professor Rosenkranz besorgte S. die erste vollständige Ausgabe der „Sämmtlichen Werke Kant's" 12. Bde. Leipzig 1838—40. Außerdem schrieb S. viele Abhandlungen für Zeitschriften akademische Gelegenheitsschriften, Abhandlungen u. s. w.

Gründliche und tiefe Gelehrsamkeit, reiche Lebenserfahrung, scharfsinnige Kritik und eine einfache, aber eben dadurch um desto trefflichern Darstellungsweise haben Schubert einen sehr geachteten Namen als Geschichtsforscher und Statistiker erworben.

Das Lehnsherzogthum Preußen unter den Kurfürsten und Herzogen Georg Wilhelm und Friedrich Wilhelm dem Großen bis zur Erwerbung der Souverainität.

Aus F. W. Schubert's historisch-statistischem Gemälde von Ost- und Westpreußen.

Georg Wilhelm erscheint als ein Fürst von sehr liebenswürdigem Charakter, redlicher Gesinnung, treu seinen übernommenen Verpflichtungen, wie er denn dies zu seinem eigenen Nachtheile in seinen Verhältnissen gegen Kaiser und Reich, und nicht minder gegen die Krone Polen bewährte. Ein solcher Fürst war ganz dazu gemacht, einen Staat von so beschränktem Umfange, wie damals noch immer Preußen nach seiner Vereinigung mit Brandenburg war, in Zeiten eines innern und äußeren Friedens seiner Lande zum wahren Glücke seiner Unterthanen zu verwalten und einen geachteten Namen als Beförderer ihrer Wohlfahrt in der Geschichte sich zu erwerben. Aber in so stürmisch bewegter Zeit für seine drei von einander getrennte Ländermassen in drei langwierige und überaus blutige Kriege verwickelt, den Spanisch-Holländischen für Cleve, den dreißigjährigen für Brandenburg und den Schwedisch-Polnischen zwischen Gustav Adolf und Siegismund III. für Preußen, als Reichsfürst und Polnischer Kronlehnsträger oft wider seine Neigung und den Vortheil seiner Staaten zu auferzwungenen Theilnahme an diesen Kriegsunternehmungen in seiner Lehnspflicht herangezogen, mußte allein sein Mangel an Festigkeit und rascher Entschlossenheit im Handeln eine reiche Quelle unsäglichen Unglücks für seine Länder werden, und denselben, überall in der Mitte des Kriegsschauplatzes gelegen, mehr als irgend wo andere für Freund und Feind jeder Art von Verheerung und Zerrüttung preisgegeben, einen Zustand völliger Erschöpfung und Ohnmacht bereiten. Doch lassen wir die unglücklichen deutschen Händel hier ganz aus den Augen und wenden uns nur zu den Angelegenheiten des Herzogthums Preußen, indem wir uns begnügen, allein auf den traurigen gegenseitigen Einfluß beider auf einander hinzuweisen zu haben, um jedes unbillige Vorurtheil in der Auffassung dieser Zeit und der Regierung dieses unglücklichen Fürsten möglichst zu begränzen.

Gleich auf dem ersten preußischen Landtage unter dieser Regierung, im Jahre 1620, nahmen die querulirenden Stände den Namen der klagenden Landräthe an, und lehnten sich in ihren Beschwerden in sehr starker Sprache gegen die Regimentsräthe auf. Sie verlangten geradezu, daß aus ihrer Mitte, also den persönlichen Gegnern des Kurfürsten, vorzugsweise die höheren Landesstellen besetzt und fortan nicht mehr alle acht Tage, wie Johann Siegismund gefordert hatte, ein Verwaltungsbericht über Preußen, und eben so wenig die über wichtige Landesangelegenheiten geführten Protocolle nach Berlin gesandt werden sollten. Sie setzten dann ihre Anmaßung im Fordern fort, daß der Kurfürst als Herr eines evangelisch-lutherischen Landes den Predigern erlauben sollte, von der Kanzel herab vor Besuchung des reformirten Gottesdienstes, dem der Landesherr selbst doch zugethan war, eifrigst zu warnen; sie stellten sich endlich unter den Schutz des Königs von Polen, indem sie dem Churfürsten selbst nur insoweit die Ausübung des Privatgottesdienstes der reformirten Kirche in Preußen vergönnen wollten, als dies von polnischer Seite zugestanden werden würde. Auf Bewilligung dieser Forderungen aber bestanden sie einstimmig und nahmen keinen Anstand, dem Landesherren die Huldigung sogar zu verweigern, bevor allen diesen Beschwerden Abhülfe geschehen und den neuen Forderungen Bewilligung zugesagt wäre. Die polnischen Commissarien, die zu diesem Landtage wieder nach Königsberg gekommen und in gleicher Weise, als der Landtag, wegen einer verheerenden Pest, die Königsberg allein 15000 Menschen kostete, nach Preuß. Eylau, Bartenstein und darauf sogar nach Angerburg verlegt wurde, diesem auch dorthin überall gefolgt waren, hatten sich so an die unaufhörlichen Beschwerden der Stände gegen den Herzog gewöhnt, daß zwei preußische Landräthe sich des Verdachts bei den Polen schuldig machten, als hätten sie das Ansehen der Polnischen Majestät herabwürdigen wollen, weil sie gar keine Beschwerden gegen den Landesherren vorgebracht hätten. Die Parteisucht der Querulirenden mehrte sich aber jetzt viel stärker, so daß sie bald die Gesammtzahl der adelichen Stände außer den Anhängern der reformirten Kirche in sich einschloß, indem bei dem Regierungswechsel mehrere Mitglieder, die sich gegen Johann Siegismund verpflichtet glaubten, diese Gelegenheit jetzt benutzten, auf die Seite der Gegner des Fürsten zu treten: eine nicht seltene Erscheinung bei politischen Oppositionen, die eigennützige Interessen verfolgen, wie dies auch in anderen Ländern nur zu oft bemerkt worden ist. Diesen neu entstandenen Zwiest zwischen den Ständen und dem Kurfürsten wollten indeß die polnischen Commissarien auch wiederum nicht ohne Vortheil für ihren Staat vorübergehen lassen. Sie forderten daher auf dem Landtage 1621, daß den polnischen Commissarien, die zur Beaufsichtigung der Verwaltung nach Preußen in bestimmten Zeiträumen abgesendet würden, für immer das Recht verbliebe, alle Oberräthe des Landes im Namen des Königs von Polen selbst zu ernennen und in ihre Würden einzuführen. Ein solch ausschweifendes Verlangen erregte allerdings selbst bei einem großen Theile der Stände, da es geradezu allen Landesprivilegien entgegengesetzt war, starke Mißbilligung: aber leider fanden sich doch auch Männer aus den ersten Familien des Landes bereitwillig genug, solche hohe Aemter gegen den Willen des Kurfürsten selbst mit kostbarem Aufwande großer Geldgeschenke aus den Händen der polnischen Commissarien anzunehmen, und es gelang Einigen sogar, sich in denselben zu behaupten, da sie, in voller Dreistigkeit beharrend, mit einem Proceß am polnischen Hofe gegen den Landesherren drohten, wenn sie in ihrem widerrechtlich erlangten Besitz angefochten werden sollten. Dies so arger Mißbrauch und gewaltthätiger Eingriff in die Rechte dieses Fürsten aber rief Georg Wilhelm zum lautesten Widerspruch bei König Siegismund III. von Polen; aber bei der Stellung dieses Fürsten gegen seine Magnaten, die wegen des Krieges mit den Türken und des drohenden Einfalls von Gustav Adolf in die polnischen Ostseeländer geschont werden mußten, und da zugleich die Commissarien die Einkünfte seiner Chatoulle aus Preußen vermehrt hatten, — eine wesentliche Verführung des Fürsten bei der im Ganzen so geringen Staatsreinnahme eines Königs von Polen genehmigt endlich Siegismund alle ausschweifende Gesuche seiner Abgeordneten. Dadurch wurde indeß der Uebermuth derselben nur zu noch größeren Anmaßungen gereizt, und sogar das ganze Herzogthum für ein erledigtes Lehn erklärt, wenn sich der Kurfürst nicht den aufgestellten Forderungen fügen wollte. Und leider ersheischten die politischen Verhältnisse Georg Wilhelms es als nothwendiges Rettungsmittel, daß er, da er schon in allen seinen übrigen Besitzungen den Zummelplatz äußerer und innerer Feinde aufgeschlagen sah, und das Vertrauen auf seine eigene Kraft ihm gänzlich abging, den Polen nachgab und unter ihrer herrschsüchtigen Leitung mit den Landständen Preußens nach ihrem Willen sich einigte. Beträchtliche Geldsummen mußten zuerst zur Bestechung der polnischen Abgeordneten verwandt werden welche doch zuletzt nur dem Lande zur Last fielen, aber es folgte noch eine zweite Selbstbestrafung, die die eitle Selbstverblendung der Stände, durch den Ausländer sich Recht und Unrecht ohne Rücksicht auf die Wohlfahrt des Vaterlandes verschaffen zu wollen, sich selbst aufbürdete, nämlich die Summe von 60000 Gulden Poln. so oft als Landessteuer des Herzogthums Preußen aufzubringen und an die Krone Polen zu entrichten, als in diesem Reiche eine allgemeine Landesabgabe eingefordert wurde. Die traurigen Folgen der herrschsüchtigen Pläne einer Adelsaristocratie, die die Flamme der bürgerlichen Zwietracht, statt der Treue, des Gehorsams und des vertrauensvollen Zusammenhaltens für die Selbstständigkeit und die Wohlfahrt des Landes nährte, waren nicht ausgeblieben. Sie hielten die Zerrüttung des verarmten Landes auf viele Jahrzehnte gefesselt und drängten überall den Einfluß und die Entscheidung der polnischen Machthaber auf, wo diese fälschlich sogenannten von den sich selbstständig scheinenden Ständen nicht herbeigewünscht wurden, bis endlich die Stunde der Erretung durch den großen Kurfürsten schlug und der übermüthigen ausländischen Macht nicht weniger als der innern Zwietracht einen kräftig schützenden Damm entgegen stellte.

Die ersten vorbereitenden Versuche zur Abhülfe der allgemeinen Landesnoth geschahen jetzt dadurch, daß die polnischen

Digitized by Google

Commissarien selbst einmal über die ihnen angewiesenen Gränzen auf die Einladung und Anweisung der Stände geschritten, nun gar kein Maaß und Ziel mehr für ihre Forderungen kennen wollten, sogar die einzelnen Sitzungen der Landstände in völliger Willkühr zu verbieten wagten, und deshalb zu Gunsten der von ihnen beschützten Eingebornen, namentlich der katholischen Edelleute, bald selbst mit dem egoistischen Treiben der meisten Stände feindlich zusammen gerathen mußten. Deshalb wurden die Letzteren, durch eigene Noth getrieben, zum engeren Anschließen an den Landesfürsten genöthigt. Doch dauerte diese Einigkeit stets nur so lange, als die Gefahr vor größerer Einbuße drohete: denn jede nothwendige Geldforderung zur Bestreitung der mit den Verwickelungen der politischen Lage zugleich sich mehrenden Verwaltungskosten, oder des Aufwandes für die Landesvertheidigung in dem nun ausgebrochenen Kriege zwischen Schweden und Polen, dessen Schauplatz sich dem Herzogthum genähert hatte, erregte leidenschaftliches Widerstreben der Landstande und ihre Klagen am polnischen Hofe gegen den Kurfürsten, als wenn dieser alles Unglück des Landes verbüßen sollte, dessen Schwere ihn schon durch ihre eigene Last genugsam niederdrückte. Es darf hier aber auch nicht unbemerkt bleiben, daß eine zweite wesentliche Hülfe für die Annäherung der Landstande an den Fürsten, die in sich eine bleibendere Dauer trug und unbemerkt dem Kurfürsten eine gesetzlich begründete größere Ausdehnung der fürstlichen Gewalt verlieh, in dem neu eingeführten L a n d r e c h t e lag. Schon unter Kurfürst Johann Sigismund waren die bereits von seinem Vater Joachim Friedrich durch Professor Buchius begonnenen Arbeiten für ein allgemeines Gesetzbuch lebhaft fortgesetzt, und auf den Wunsch der Landstände fünf Männer beauftragt, ein neues deutsches Landrecht zu bearbeiten, das für das Herzogthum Preußen in allen Rechtsfällen allein gültige Kraft erlangen und alle früher angewandte Hülfsrechte ersetzen sollte. Es waren dazu die beiden Königsbergischen Bürgermeister Wilhelmi und Behm, der Hofgerichtsrath Friese, der Hofgerichtsrath und Professor Dr. Buchius und der Subinspektor des Albertinums Huberin gewählt worden. Die beiden letzten als Universitätslehrer damals vorzugsweise mit dem römischen Rechte vertraut und die entschiedensten Anhänger desselben, hatten auf die drei übrigen Mitarbeiter, die ebenfalls den Bestimmungen des römischen Rechts nicht abgeneigt waren, und Friese, außerdem persönlich dem Kurfürsten verpflichtet, so günstig eingewirkt, daß sehr viele bis dahin in Preußen nicht angewandte Rechtssätze aus dem römischen Rechte in den neuen Entwurf verpflanzt wurden, und nicht wenig für die Erhöhung der fürstlichen Gewalt und die Feststellung der Unterthanen-Verhältnisse nach ihrem umfassenden Begriffe und ihrer ursprünglichen Herleitung beitrugen. Die Arbeiten waren schon 1613 größtentheils fertig gewesen, wo Buchius, der das Meiste bearbeitet hatte, starb: aber die vielfachen Streitigkeiten der Stände über Religions- und politische Angelegenheiten, hatten die Durchsicht eines so weitläufigen Werkes gehindert und die Berathungen darüber vertagt. Dieses Landrecht wurde daher erst 1620, nachdem die Landstände es genehmigt und wenig abgeändert hatten, bekannt gemacht, und erhielt von dem nächsten Jahre rechtsgültige Kraft.

Unterdessen hatte Georg Wilhelm seine unmittelbaren Verhandlungen mit dem polnischen Hofe über die Belehnung beendigt und sich außer der Uebernahme aller Verpflichtungen seines Vaters vom Jahre 1611 zur einmaligen Zahlung einer Summe von 200,000 Gulden Polnisch verstehen müssen, die in zwei Terminen 1621 und 1622 geleistet und durch eine Grundsteuer und eine Vermögenssteuer von zwei und ein halb Procent von dem abgeschätzten Vermögen aufgebracht werden sollte. Die förmliche Belehnung hatte er wie sein Vater, persönlich in Warschau am 23. September 1621 aus den Händen des Königs Siegismund III. empfangen. Vor seiner Rückkehr nach Berlin erlangte er noch von den Ständen die durch die lange Dauer ihrer Landtage und den geringen Erfolg derselben ermüdet, überdem durch die Kosten derselben — die Querulirenden und Protestirenden hatten zusammen für den letzten über 60,000 Gulden als Erstattung ihrer Auslagen gefordert — sich hart gedrückt fühlten, daß künftig hin die Landtage nur eine Dauer von drei Wochen haben sollten, wodurch allein schon einigermaßen für eine größere Friedfertigkeit auf denselben als vorher gesorgt wurde.

Die darauf folgenden vier Jahre verflossen für Preußen in erträglicher Ruhe, so daß das Herzogthum sich ein wenig erholt befand, als der Schwedisch-Polnische Krieg seinen Schauplatz 1626 daselbst aufschlug. Der Krieg in Liefland war nach entschiedenen Siegen des Königs Gustav Adolf durch einen zweijährigen Waffenstillstand 1622 beseitigt worden, der nach seinem vollständigen Ablaufe noch einmal auf ein Jahr Verlängerung zugestanden erhielt. Unterdessen hatten die norddeutschen Fürsten, welche den Krieg gegen den Kaiser führten, zugleich mit Frankreich an Gustav Adolf sich gewandt, um Diesen zur Theilnahme am dreißigjährigen Kriege zu bewegen, und die darüber bereits angeknüpften Unterhandlungen waren nur an des Schwedenkönigs zu hohen Forderungen gescheitert. Kaiser Ferdinand II. hegte aber immer große Besorgniß vor Gustav Adolf seit seinen Siegen in Liefland; er versprach daher seinem Schwager, dem Könige von Polen Beistand, um durch diesen Gustav Adolph zu beschäftigen und von seiner Herüberkunft nach Deutschland so lange als möglich abzuhalten. Siegismund erneuerte daher 1625 den Krieg gegen Schweden, so ungern die polnischen Reichsstände diesen schon jetzt in seinen nachtheiligen Folgen für die Krone Polen erkannten Kampf fortsetzten, der sich auch gleich in seinem ersten Feldzuge in Liefland und Samogitien entschieden unglücklich für Polen zeigte. Der Kaiser wünschte aber deshalb die angelegentliche Unterstützung Polens durch den Kurfürsten Georg Wilhelm, oder mindestens sein Zurückstehen von der Schweden Seite, weshalb er den deutschen Orten wieder zur Erneuerung seiner Ansprüche auf Preußen anregte, um Brandenburgs Macht mehr in seinrn Händen zu haben. Der Hochmeister Johann Eustach von Westernach erhielt am 12. Mai 1625 vom Kaiser die urkundliche Zusage bei seiner Bestätigung im Amte, daß ihm Preußen wieder eingeräumt werden sollte. Aber Kurfürst Georg Wilhelm war an sich nicht geneigt, dem Kaiser entgegen zu handeln, weil er jedes feindliche Auftreten gegen Ferdinand II. als eine Verletzung seines Reichseides scheute, und noch weniger fühlte er sich geneigt, den König von Schweden zu unterstützen, mit dem er schon bei seinem Regierungsantritte zerfallen war. Denn während seiner ersten Anwesenheit in Königsberg als Kurfürst war seine Schwester Marie Eleonore durch seine streng lutherische Mutter, die Kurfürstin Anna, mit dem Schwedenkönige Gustav Adolf, der selbst nach Berlin gekommen war, wider seinen Willen verlobt worden, da er selbst die Bewerbungen seines wahrscheinlichen künftigen Lehnsherrn, des polnischen Prinzen Wladislaw, des ältesten Sohns von Siegismund III. begünstigt hatte, der aber der Kurfürstin Mutter als katholisch verhaßt war. Trotz des Kurfürsten starker Erklärung darüber an seine Mutter und König Gustav Adolf selbst, vom vierten September 1620, war die Abholung der Prinzessin von Berlin vermittelst einer großen schwedischen Gesandschaft im October beschleunigt und die Vermählung am 25. November 1620 vollzogen worden.

Gustav Adolf hatte für den Feldzug des Jahres 1626 die polnische Macht in ihrem Herzen anzugreifen beschlossen, und längst der Weichsel hinauf den Kampf rasch in das Innere von Polen zu tragen. Dazu erschien die Landung im Hafen Pillau am angemessensten, weil hier die bequemste und gefahrloseste Einfahrt war und der geringste Widerstand beim weiteren Vordringen erwartet werden durfte, Zwar hatten dies die Polen schon lange befürchtet und bereits 1620 die Deckung des Hafens mit Kriegsschiffen und die Besetzung des Platzes vom Kurfürsten, auf des Herzogthums Kosten zu erhalten, gefordert. Doch hatten die Stände mit Einstimmung des Fürsten nur den Beschluß gefaßt, einige Domainen zu diesem Behufe zu verpfänden, wofür noch die Erlaubniß des Königs von Polen nachgesucht werden sollte. Dies völlig unzulängliche Mittel verfehlte ganz seinen Zweck und weitere Vertheidigungsanstalten waren während des Waffenstillstands nicht getroffen worden. Im Jahre 1626 hatten die Landstände zwar auf dem Landtage zu Marienwerder im Februar außerordentliche Geldbewilligungen zur Abwehr zugestanden, von der Hufe acht Mark, in den Städten eine Vermögenssteuer von acht Procent des Ertrags und außerdem noch eine Tranksteuer, gegen welche aber die Abgeordneten des Bürgerstandes Einspruch thaten. Ueberdies gingen die Gelder nur zum geringsten Theile ein, die Rüstungen konnten nicht vor dem Sommer angefangen werden. Die Regimentsräthe hatten nur vier Schiffe von den Danzigern erkauft, und diese unter den Befehl des Obristlieutenants von Hohendorff zur Sperrung des Hafens Pillau gesetzt. Eine Schanze war noch nicht ganz vollendet, die 104 Mann Besatzung hielt, und ein Vertheidigungsschiff war bereits auf den Strand gerathen, als Gustav Adolf unerwartet mit achtzig Schiffen am 5. Juli 1626 vor Pillau erschien, auf denen er 11000 Mann herübersetzte. An Vertheidigung war nicht zu denken; Pillau ward in wenigen Stunden besetzt, der König verlangte nur strenge Neutralität und die Ueberlassung Pillaus als sicheren Rückzugsort, versprach dagegen sogleich nach Ermland überzugehen, das Herzogthum auf das Aeußerste zu schonen und Pillau nach wiederhergestelltem Frieden mit wichtigeren Festungswerken, die inzwischen auf Schwedens Kosten rasch angelegt werden sollten, unentgeltlich zurückzuliefern Die Oberräthe welche den König nur hinzuhalten suchten, in ihren Gesinnungen aber entschieden die Krone Polens begünstigten und auch Polens Rache für ihre wehrlos liegenden Güter zu befürchten hatten, verlangten von den Schweden, wider allen Kriegsgebrauch, Zurückgabe des eroberten Pillaus, Aufschub für ihre eigene Erklärung bis zur Ankunft einer Entscheidung des

Digitized by Google

Kurfürsten aus Berlin, die indeß zu drei auf einander folgenden Malen von dem Woiwoden von Pomerellen aufgefangen wurde und später durch den eigenen Gesandten Lewin von Knesebeck abgegeben, in unbestimmten Ausdrücken sich zu verstecken beabsichtigte. Die Stände wollten ihrerseits nicht die geringste Sicherstellung für ihre künftigen Absichten geben, oder sich verpflichten, in der Zwischenzeit keine weiteren Rüstungen zu treffen. Gustav Adolf setzte mit rücksichtsloser Offenheit den preußischen Räthen auseinander, daß er ihre Stellung gegen Polen, aber auch ihre Absichten gegen ihn selbst gar wohl erkenne, daß es viel besser wäre, in diesem Falle durch die Umstände gezwungen, einen Schritt ohne den Kurfürsten zu thun, als Diesen, dem es dereinst das ganze Lehn kosten könnte, mit in die Verwickelung zu ziehen. Sie selbst könnten aber, da sie Pillau so vertheidigungslos gelassen und doch die Absicht gehabt hätten, es gegen ihn zu vertheidigen, nun auch nicht von ihm fordern, seinen Sicherheitshafen ihnen wieder herauszuliefern, um in seinem Rücken den Platz in wehrhafteren Stand zu versetzen und späterhin feindlich gegen ihn zu benutzen, wenn darüber irgend ein ihnen zusagender Befehl vom Oberlehnsherrn erlassen wurde. Den Adel, welchen er über tausend Köpfe anschlug, forderte er auf, sich mit ihm, als einem evangelischen Fürsten zu verbünden, und unter seiner Führung für ihren Landesherrn die Selbstständigkeit zu erwerben. Doch gestand er nach mehrtägigen Unterhandlungen, die als urkundliche Denkmale auf dem geheimen Archive zu Königsberg die höchst ehrenwerthe Gesinnung des Schwedenkönigs auf dem Felde der kriegerischen Diplomatie bewähren und die kleinlichen Kunstgriffe der Zweideutigkeit seiner Gegner in ihrer ganzen Blöße darstellen, der preußischen Regierung zu, die vertragsmäßige Lehnshülfe von 100 Mann dem Könige von Polen zu senden. Denn diese geringe Mannschaft schlug er nicht so hoch an, um für die Versagung derselben alle daraus folgenden Nachtheile auf die Lande seines Schwagers zu ziehen. Außerdem aber empfahl er den Oberräthen, sich völlig ruhig zu verhalten, ohne durch einen scheiftlichen Vertrag die Neutralität zur Befestigung seines sichern Aufenthaltes in Feindes Land für sich zu erzwingen. Dabei aber hatte Gustav Adolf seinen Feldzug gegen die Polen durchaus nicht aufgehalten und war den zweiten Tag nach der Einnahme von Pillau über das frische Haff in das Bisthum Ermland eingefallen, das nach Rudnicki's Tod 1624 von Siegismund III. für seinen dritten Sohn Johann Albert *) in Verwaltung genommen worden, obgleich Dieser erst das zwölfte Jahr erreicht hatte. Braunsberg wurde rasch erobert, mußte aber für den Versuch des Widerstands funfzigtausend Thaler schwedisch Kriegssteuer zahlen und die ansehnliche Bibiliothek des Jesuiten-Collegiums ausliefern, welche der König seiner Universität Upsala als erste Frucht dieser Art von literarischen Eeoberungen schenkte, die aber im dreißigjährigen Kriege vorher und nachher von allen kriegführenden Völkern nicht selten versucht wurden. Darauf rückte Gustav Adolf gegen Frauenburg, welches am 12. Juli durch die Schuld der Einwohner bis auf den Dom und die Pfarrkirche abgebrannt wurde, und sodann über Tolkemit in das eigentliche Königlich-Polnische Preußen nach Elding. Diese bedeutendere Stadt hatte am 15. Juli ohne Wideestand die Thore geöffnet und wurde darauf von Gustav Adolf zu seinem Haupt-Sicherheitsplatze auserwählt und zu bedeutend erweiterter Befestigung bestimmt. Marienburg, Stadt und Schloß gingen in 24. Stunden am 18. Juli über, die kleineren Städte in der Nachbarschaft unterwarfen sich gleichfalls augenblicklich den Schweden, so daß von diesem Theile Westpreußens nur Danzig übrig blieb. Um die Belagerung dieser wichtigsten Handelsstadt Preußens, die damals noch mit ihren Vorstädten größer als das vereinigte Königsberg war, mit nachdrücklichem Erfolge zu beginnen, sammelte Gustav Adolf alle seine Kräfte in seinem Lager zu Dirschau und drang darauf bis zum Kloster Oliva vor, welches bei dieser Gelegenheit völlig ausgeplündert wurde.

Während Danzig auf gleiche Weise, wie die preußischen Stände, durch zweideutiges Zögern den König von Schweden in seinen weiteren Fortschritten aufzuhalten suchte, aber dafür nur das ernste Erwidern mit einer förmlichen Kriegserklärung zurückempfing, war ein polnisches Heer unter der persönlichen Anführung des Königs Siegismund und des Prinzen Wladislaw am 18. August in Thorn angekommen und über die Weichsel in die Woiwodschaft Culm aufgebrochen. Es hatte in kurzer Zeit den größten Theil der Weichselgegenden wieder besetzt und dabei die benachbarten Aemter des Herzogthums Preußen auf eine furchtbare Art verheert. Die Belagerung der Stadt Mewe durch die Polen seit dem 17. September beendigte den ersten Feldzug; zwei blutige Gefechte am 21. September und 1. October blieben unentschieden, nach dem Verluste an Mannschaft aber weit günstiger für die Schweden. Eben so erfolglos waren die Friedensvorschläge, da Siegismund hartnäckig bei dem Rechte seiner Nachkommen auf die Krone Schweden beharrte und der katholische Zweig des Hauses Wasa doch durch den Beschluß des Reichstags für immer von Schweden ausgeschlossen war. Nun verlangte Gustav Adolf eine bestimmtere Erklärung von den preußischen Ständen, ob er sich ihrer ferner als Freund oder Feind zu versehen habe, ließ sich jedoch endlich wiederum dadurch zufrieden stellen, daß die Stadt Königsberg die Neutralität unbedingt, das übrige Land aber unter der Bedingung annehmen sollte, daß die Einwilligung des Kurfürsten dazu erfolge, dessen Ankunft in Preußen mit jedem Monate erwartet wuede. Nur versagte er den ferneren Eingang von Waffen über Pillau, welche der Kurfürst zur Ausrüstung des Volks aus den Rheingegenden seewärts zugesandt hatte.

Unterdessen waren von den preußischen Ständen 300 Reiter und 700 Mann Fußvolk angeworben, deren Besoldung monatlich 17,700 Gulden poln. erforderten, und eine Summe von 150,000 Gulden hatte man überdies zur Aufstellung einer Landmiliz, die Wibranzen gemeinhin genannt, und zur Befestigung von Königsberg bewilligt. Aber beides kam aus Mangel an eingegangenen Geldern nicht hinlänglich zu Stande, so daß diese Vertheidigungsanstalten zwar auf der einen Seite den Schein der Neutralität retten, auf der anderen aber auch zugleich den guten Willen kund geben mochten, sich nicht von allen Verpflichtungen gegen Polen zurückziehen zu wollen, in der That aber jedoch die leidigste Ohnmacht und Selbstverblendung sowohl über die Ausführbarkeit der Befehle der preußischen Regierung, als auch über die Geringfügigkeit ihrer Hülfsmittel bewährten. Denn die Verordnung der Landräthe aus dieser Zeit befiehlt: „man solle das Landvolk bewaffnen, und wenn die 1605 ausgetheilten langen Spieße und Musketen nicht mehr vorhanden wären, so sollte man neue Musketen austheilen, und daneben das Volk anhalten, daß sie mit ihren Hauswehren, Feuerröhren, Hellebarden, Knebelspießen, Sensen auf gute starke Stöcke gebunden, auch mit Seitengewehren sich gefaßt und in Bereitschaft hielten.“ Doch scheuten die Oberräthe selbst eine allgemeine Musterung dieser Vertheidiger des Landes, und verboten sie sogar unter dem allerdings gültigen Vorwande: „daß dadurch Preußens Kräfte leichtlich verkundschaftet würden, und welchergestalt sie armirt wären, welches dann nicht überall zum Besten beschaffen sein dürfte.“ Endlich wurde das Landvolk aufgefordert, im Gebete seine beste Hülfe zu suchen, aber zugleich auch die den damaligen Zustand des Landes hinlänglich charakterisirende Ermahnung hinzufügt, sich gegen einzelne Räuber, unter denen man aber die Söldner von Freund und Feind meinte, welche bei ausbleibendem Solde für ihre Selbsterhaltung leider auf Plünderung ausgehen mußten, nach bester Kraft zu vertheidigen.

Je trauriger die Lage des Herzogthums Preußen unter solchen Umständen sich darstellte, und um so anziehender sie zur leichten Eroberung des Landes verlocken konnte, um so größer erscheint die planmäßige Schonung des Landes von Seiten Gustav Adolfs, so lange Preußen nicht geradezu in die Reihen seiner Feinde überging, und selbst dann begnügte er sich mehr, diese Angriffe gegen sich selbst unschädlich zu machen, als durch sie gereizt gewöhnliche Kriegsrache auszuüben, wiewohl er diese den Regimentsräthen für offenbare Unterstützung der Polen bereits angedroht hatte. Während des Winters von 1626 war Gustav Adolf seit dem 8. November mit einem kleinen Gefolge nach Schweden zurückgegangen, und hatte seinen Kanzler Axel Oxenstirn als Statthalter von Preußen zurückgelassen, indem die Schweden in dem eroberten Ermlande und nördlichen Westpreußen bis auf Danzig's nächste Umgebungen ihre Winterquartiere hielten. Die Polen verstärkten unterdessen ihre Truppenmassen, besetzten wiederum den größten Theil von Ermland und behielten dadurch auch zur Verbindung ihrer eigenen Heeresabtheilungen das herzogliche Oberland für sich. Der Kurfürst Georg Wilhelm kam im Januar 1627 selbst nach Preußen und führte mit sich 4000 Mann Fußvolk und 600 Reiter, die er größtentheils nach Königsberg und Ermland verlegte, ohne geradezu gegen die Neutralität sich zu erklären, oder offenbare Schritte für Unterstützung der Polen zu wagen. Doch hielt er Gustav Adolf für einen gefährlicheren Gegner als Siegismund III., und durch seinen Premierminister, den Grafen v. Schwarzenberg geleitet, der nicht minder in der Eintracht mit dem Kaiser als mit der Krone Polen allein die Wohlfahrt der preußisch-brandenburgischen Staaten vereinigt zu sehen glaubte, hielt er es für ehrenvoller mit Polen unterzugehen, als mit Schweden gemeinschaftlich zu siegen. In dieser Absicht hatte er Lochstädt mehr befestigt, die Besatzungen von Fischhausen und Lochstädt verstärkt, und der benachbarte Strand an der Ostsee war durch brandenburgische Truppen bereits besetzt worden, als der König von Schweden mit einer Flotte und einer

*) Dieser Prinz erhielt nachmals in seinem zwanzigsten Jahre das Bisthum Krakau und die Cardinalswürde und starb 1634 zwei und zwanzig Jahre alt.

Digitized by Google

ansehnlichen Verstärkung seines Heeres am 17. Mai 1627 in Pillau wieder landete. Es wurden neue Verhandlungen zwischen den Abgesandten des Kurfürsten und Gustav Adolf über die von Schweden geforderte Neutralität des Herzogthums Preußen angeknüpft, die nach mehrtägiger Dauer am 26. Mai zu einem Waffenstillstand auf vier Monate bis Michaelis dieses Jahres führten, in welchem weder Schanzen in der Umgegend von Pillau weiter angelegt, noch die Befestigungswerke von Lochstädt vergrößert, noch andere Feindseligkeiten in dieser Gegend vom Kurfürsten verübt werden sollten. Kaum war aber der Schwedenkönig längs der frischen Nehrung zu einem Ueberfalle auf die Danziger Befestigungswerke, und als dieser mißglückte, wieder in sein vorjähriges Lager nach Dirschau abgegangen, als die dringenden Forderungen der Polen, die immer stärkere Fortschritte in Ermland machten und das benachbarte Preußen dabei gräßlich verwüsteten, von dem Kurfürsten eine thätige Theilnahme an dem Kriege gegen Schweden erheischten. Doch erst auf das Anrathen der Mehrzahl der preußischen Oberräthe entschloß sich der Kurfürst im Juli 1627 zu einer Unterstützung der Polen durch 1000 Mann Fußvolk, 200 Reiter und 3 Kanonen, denen er zur Begleitung noch 600 Wibranzen nachsandte. Doch diese gelangten nur bis Preußisch Mark, wo sie auf das schwedische Heer stießen, das eben im Begriff war, seine früheren Stellungen in Ermland zurück zu erobern. Die preußischen Truppen, hier von allen Seiten mit überlegner Macht angegriffen, wurden sämmtlich entwaffnet und größtentheils sogleich in schwedische Dienste aufgenommen; die Wibranzen wurden dagegen nach ihren Dörfern zurückgeschickt. Jetzt nahm Gustav Adolf das herzogliche Oberland in Besitz, verlegte sein Hauptquartier nach Preußisch-Holland, und nöthigte nun den Kurfürsten und die Landstände im August zu der förmlichen Zusage einer strengen Neutralität.

König Siegismund hatte unterdessen von Kaiser Ferdinand II. und Philipp II. von Spanien das Versprechen einer bedeutenden Unterstützung an Geld und Menschen erhalten, wenn er mit erneuerter Anstrengung den Kampf gegen Gustav Adolf in Preußen fortsetzte. Um nun diese Verstärkung seiner Heeresmacht vor einer entscheidenden Hauptschlacht abzuwarten, hatte er bei seinem Abgange vom Heere dem Kronfeldherrn Koniecpolski, der einen großen und bewährten Ruf in den Kriegen gegen die Türken und Tataren sich erworben hatte, zur Pflicht gemacht, große Feldschlachten möglichst zu vermeiden. Koniecpolski, ein Meister im kleinen Kriege, führte den ihm anvertrauten Auftrag glänzend aus. Mit seinen leichten Heerschaaren immer plötzlich da hervorbrechend, wo ihn und seine Truppen Niemand erwartete, fiel er den Schweden höchst beschwerlich, ermüdete sie durch unaufhörliche Gefechte und rieb ihnen mehr Leute auf, als große Feldschlachten gekostet haben würden. Der Kampfschauplatz war inzwischen wieder nach dem Ermland verlegt; ein Ueberfall auf Braunsberg mißglückte den Polen, zog aber fast die gänzliche Einäscherung der Stadt herbei; ein gleiches Schicksal hatte Mehlsack, und der Kampf ging nun wieder vereinzelt in die südlicheren Striche Ermlands über. Hier gebrauchte Gustav Adolf zum Schutze seines Fußvolks gegen die Angriffe der leichten polnischen Reiterei die ledernen Kanonen, welche sein Obrister Melchior von Wurmbrand, früher in kaiserlichen Diensten, erfunden hatte, und die wegen ihrer größeren Leichtigkeit *) schneller fortgeschafft werden konnten, wozu hier eben das schwierige und in regnigter Jahreszeit fast ganz unwegsame Terrain dringend aufforderte. Sechs derselben wurden zum ersten Male bei der Erstürmung der Stadt Wormditt, am 19. October 1627, angewandt.

Beim Ausgange des zweiten Feldzugs, wo Gustav Adolf die Winterquartiere zum Theil im herzoglichen Preußen aufschlagen ließ, und dann wiederum am 26. Octbr. von Pillau für seine Person nach Schweden zurückkehrte, um neue Verstärkungen mit Anbruch der besseren Jahreszeit seiner Heeresmacht zuzuführen, war inzwischen die Landesnoth schon auf den höchsten Grad gestiegen. Denn die Landschaften zwischen der Passarge, Alle und der Weichsel hatten nicht allein den Unterhalt für die polnischen und schwedischen Krieger hergegeben, sondern auch noch das Meiste der übrigen Hülfsmittel herbeischaffen müssen und waren dabei täglichen Plünderungen ausgesetzt. Das unnütze kleine Hülfsheer, welches der Kurfürst für den König von Polen aufgestellt hatte, war außerdem Veranlassung zu fast unerschwinglichen Auflagen gewesen, zu einer doppelten Tranksteuer, einer ebenfalls auf das doppelte des vorjährigen Satzes erhöheten Vermögenssteuer, einer starken Besteuerung aller zum Verkauf gestellten Lebensmittel, zu einem Kopfgelde von $1^1/_3$ bis 9 Gulden Höhe für die Person, und endlich zu einer Grundsteuer von 3 Procent des Schatzungwerthes für die Hufe. Die Last drückte um so härter, als aus einigen Kreisen bei dem völlig erschöpften Zustande derselben gar nichts einkam, das jetzt zuerst versuchte Mittel der Militairexecution nichts fruchtete, und das Geld doch von Denen aufgebracht werden mußte, die noch in der Möglichkeit zu zahlen sich befanden. Der Handel lag ganz darnieder, bei Danzig hatte König Gustav Adolf zuerst einen hohen Seezoll, nachdem er am 21. Mai 1627 die Sperre des Hafens aufgehoben hatte, angelegt, um der Bürgerschaft dieser Stadt zu schaden. Dann forderte er denselben in gleicher Höhe in Pillau sowohl für die Elbinger und Braunsberger, als auch für die königsberger Schiffe ein, und bestritt aus diesen Seezöllen einen ansehnlichen Theil seiner Kriegskosten. Doch dies wurde ganz richtig von dem polnischen Hofe als eine Vermehrung der Hülfsmittel seines Gegners angesehen, und deshalb verbot Siegismund III. auf dem Reichstage zu Warschau 1627 allen Handel aus Polen und Litthauen über Preußen, wovon nach vielen Bemühungen der Danziger und Thorner Abgeordneten nur diese beiden Städte ausgenommen wurden.

Durch holländische Vermittelung sollte der Frieden zwischen Polen und Schweden wiederhergestellt werden; Gustav Adolf war auch bereitwillig dazu und bot mindestens einen dreißigjährigen Waffenstillstand unter Bedingungen an, die nach dem Erfolge der vorausgegangenen Kriegsbegebenheiten als sehr annehmbar gelten durften. Aber die Fortschritte der kaiserlichen Heere in Norddeutschland, der damals gerade auf die höchste Stufe gestiegene Ruhm des kaiserlichen Generalissimus Wallenstein, sein Heranrücken an die Ostsee, verhießen für den nächsten Feldzug der polnischen Heeresmacht die lange erwartete kräftige Unterstützung von Seiten des Kaisers, der im vorigen Jahre nur 4000 Mann fast am Ausgang des Sommers gesandt hatte. Dadurch wurden die Forderungen der Polen gespannter, und statt Ersatz zu gewähren, verlangten sie vom Sieger selbst, entehrende Bedingungen einzugehen, und wollten ihm auch jetzt nicht einmal den Titel eines Königs von Schweden zugestehen, den sie für ihren Herrscher allein, als den älteren Zweig des Hauses Wasa, in Anspruch nahmen. Der Kampf wurde fortgesetzt, aber der Feldzug des Jahres 1628, der mit der Ankunft des Königs von Schweden und frischer Kriegsmannschaft am 23. Mai sich eröffnete, war thatenloser als die früheren, und beschränkte sich auf einzelne Gefechte in den Weichselgegenden. Doch aber, weil hier im Sommer und Herbst beide Heere dicht gedrängt einander gegenüber gestanden hatten, mußten die Winterquartiere entfernter und in größerer Ausdehnung verlegt werden, wodurch auch die bis dahin noch verschont gebliebenen Kreise, an der Alle bis zum Pregel hinab in den allgemeinen Strudel der Verheerung hineingerissen wurden. Die Schweden nahmen Marienwerder ein, darauf im September Liebemühl, Osterode, Saalfeld und dann den Strich bis Wartenstein und preuß. Eylau; selbst für das Freibleiben von Samland und den jenseitigen Landschaften mußte eine monatlich zu zahlende Geldsumme gezahlt werden. Aber auch die Polen besetzten nach dem Abgang Gustav Adolfs nach Schweden am 8. November das herzogliche Preußen von Gilgenburg, Schönberg und Soldau bis nach Rastenburg hin. Ein großer Theil der Unterhaltungsgelder mußte den beiderseitigen Truppen aus den von ihnen besetzten Kreisen geliefert werden, und dies steigerte dann die schon übermäßige Grundsteuer des vorigen Jahres um das Vierfache, und zwar nur um das Bedürfniß für einen Winter zu bestreiten. Da kam noch zu dem vernichtenden Kriegsunglücke entsetzliches Drangsal an Mißwachs, Hungersnoth, Viehsterben und ansteckenden Krankheiten unter den Menschen, so daß das Land und die feindlichen Heere unter der Last erschöpfender Leiden erlagen. Die Schweden allein sollen an 20,000 Mann in ihren Quartieren verloren haben.

Kurfürst Georg Wilhelm hatte unterdessen von Neuem bei dem Könige von Schweden und Polen um endliche Beilegung der Feindseligkeiten angelegentlichst sich bemüht, aber auch gerade jetzt eine Standhaftigkeit bewiesen, die man, bei seiner persönlichen Hinneigung für die Interessen der kaiserlichen Politik, damals in der Mark Brandenburg rings umgarnt von kaiserlichen Kriegsvölkern, ohne allen Rückhalt auf einen mächtigen Schutz, demselben kaum zugetraut hätte. Kaiser Ferdinand II. verlangte von ihm den Umtausch des ganz ausgesogenen und von seinen übrigen Landen entfernt liegenden Herzogthums Preußen gegen die beiden Herzogthümer Mecklenburg, deren beide Fürsten in die Reichsacht verfallen, ihre Länder auf immer verlieren sollten. Diese Länder lagen lockend genug für den Besitzer der Mark Brandenburg, der außerdem als der rechtsgültige Erbe des Herzogs von Pommern dastand, indem das kinderlose Absterben des Bogislav XIV. schon damals nahe erwartet wurde. Sie waren bei dem damaligen beschränkten Umfange des herzoglichen Preußens und seiner schwachen Bevölkerung nicht so sehr an Größe und Volkszahl verschieden. Sie würden überdies ein zusammenhängendes Ganze mit den übrigen Staaten des Kurfürsten gebildet haben, das ohne Widerspruch den ansehnlichsten Staat im deutschen

*) Sie wogen mit Einschluß der Laffeten ungefähr 90 Pfund und konnten daher im Nothfalle von 2 Mann fortgebracht werden. Aber sie erhitzten sich zu leicht, mußten nach 10 bis 12 Schüssen stets abgekühlt werden, und fanden daher nach Beendigung des polnischen Krieges keine Anwendung mehr im Großen.

Digitized by Google

Reiche nach Oestreich ausgemacht hätte. — Damals noch ein glänzendes Ziel für die Politik des Hauses Hohenzollern! Aber der Kurfürst schwankte nicht einen Augenblick, er verweigerte standhafte seine Einwilligung in diesen Vorschlag, dessen Widerrechtlichkeit ihm auch durch die Würde des Kaisers nicht verschleiert werden konnte. Freilich wäre es für die Zukunft eine sehr bedeutsame Beeinträchtigung des Staatsinteresses für unser Fürstenhaus geworden; dieses hätte zwar als Besitzer eines sehr mächtigen deutschen Staats einen bestimmten Einfluß auf die deutschen Angelegenheiten sicher errungen, aber zu einem mächtigen europäischen Staate vom ersten Range wäre es schwerlich emporgestiegen und die gesammte Entwickelung der politischen und Cultur-Verhältnisse Deutschlands und eines großen Theils von Europa würde eine andere Richtung genommen und höchst wahrscheinlich eine sehr entgegengesetzte Gestaltung gewonnen haben. So viel hängt von der Erlangung der Souveränität in Preußen ab, wenn sie durch ein deutsches Fürstenhaus, und gerade in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, bei den in der politischen Macht noch schwankenden Verhältnissen der wichtigsten Staaten Europa's gewonnen wird!

Doch hatten diese Verhandlungen mit dem Kaiser den Kurfürsten wieder in seiner Neutralität gegen Schweden erschüttert; der kaiserliche Hof wünschte den Sieg der Polen über Schweden, wünschte eine erfolgreiche Fortsetzung des Kampfes und die davon abhängende Demüthigung der schwedischen Macht. Ein bedeutenderes kaiserliches Hülfsheer unter Arnheim sollte nächstens mit den Polen sich vereinigen, es schien also der Wiederanfang der Feindseligkeiten von preußischer Seite, neben der verstärkteren Erfüllung der Lehnspflicht, zugleich eine Verbindlichkeit gegen den Kaiser zu sein, und gewährte endlich noch die Aussicht auf Befreiung des Landes von den ungebetenen kostbaren Gästen. Daher schickte der Kurfürst 1000 Mann aus Brandenburg nach Preußen, um diese bereits ausgedienten Truppen die übrigen aus Preußen auszuhebenden Mannschaften anwerben. Doch die Stände fühlten sich für jede neue Unternehmung zu erschöpft, sie sandten diesen Truppen Abgeordnete aus ihrer Mitte entgegen, um mit denselben auf eine wohlfeilere Besoldung zu unterhandeln. Als jedoch auch dieses erlangt war, blieben die meisten Kreise in ihren Beiträgen rückständig, und eben so weigerten sich die Städte Königsberg ihren Antheil zu zahlen, unter dem Vorwande, eigne Truppen zu halten, was ihnen indeß weder vom Kurfürsten noch vom Landtage zugestanden wurde.

Das Kriegsunglück hatte inzwischen auch auf die Polen seine Wirkung nicht versehlt. Auf dem Reichstage zu Warschau war große Lauheit für die weiteren Bewilligungen zum Kriege; die litthauischen Stände nöthigten den König Siegismund III. im Januar 1629 wegen ihres eigenen Vortheils die Aufhebung der Zwangsgesetze gegen Preußen und völlige Freigebung des Handels nach diesem Lande ihnen einzuräumen, aber die Forderung der Krone wegen der Besoldung der kaiserlichen Hülfsvölker wurde gar nicht gehört und als unnöthig zurückgewiesen. Da brach mitten im Winter am 9. Februar 1629 der schwedische Feldmarschall Herrmann von Wrangel aus seinen Quartieren auf, überfiel die Polen zwischen Gurzno und Strasburg, brachte ihnen am 12. Februar eine gänzliche Niederlage mit einem Verluste von nahe an 4000 Mann bei, und rückte rasch auf Thorn los, um durch Ueberrumpelung diesen wichtigen Platz zu gewinnen. Dieser Versuch mißlang zwar an der entschlossenen Vertheidigung des polnischen Befehlshabers der Besatzung Gerhard von Dönhof, aber er wirkte doch entschieden auf den ganzen Gang der Kriegsbegebenheiten ein. Der Reichstag, erschreckt durch die überraschenden Fortschritte der Schweden hatte sich im ersten Augenblicke selbst in Warschau für nicht mehr sicher gehalten, und sofort die bereits abgelehnte Annahme der kaiserlichen Hülfsvölker bewilligt, wurde aber durch das dazu erforderliche Geld noch mehr in seinen Wünschen für den Frieden bestärkt. Diese Gelegenheit wurde höchst behachtsam vom Kurfürsten benutzt, der sich wiederum als Vermittler anbot, und dessen Gesandten es auch in wenigen Tagen gelang, einen Waffenstillstand mit dem schwedischen Reichskanzler und Statthalter von Preußen Oxenstirn vom 18. März bis zum 10. Juni abzuschließen. Während derselben kehrte Gustav Adolf mit dreizehn Schiffen am 31. Mai nach Pillau zurück, und Arnheim langte in derselben Zeit mit 10,000 Mann kaiserlicher Hülfsvölker an der westpreußischen Gränze an. Der Schwedenkönig erneuerte die Feindseligkeiten, nachdem er sich mit Wrangel zu Marienwerder vereinigt hatte. Die Polen drangen von Thorn und Schwetz vor, und vor ihrer Uebermacht mußte er anfänglich in der Richtung auf Marienburg sich zurückziehen, wo er bei Stuhm am 26. Juni überfallen, in die höchste Lebensgefahr gerieth und beinahe gefangen wurde. Aber bei Marienburg bezogen die Schweden ihr altes befestigtes Lager, gegen 9000 Mann stark und hatten außerdem noch über 8000 Mann als Besatzungen in den preußischen Städten und Schlössern. Die Polen wünschten nun einen allgemeinen Angriff auf das Lager der Schweden, bevor diese neue Verstärkungen an sich gezogen hätten. Doch dies verweigerten die Kaiserlichen, deren Absicht nur darauf gerichtet zu sein schien, den Krieg in die Länge zu ziehen und den Abgang des Königs von Schweden aus Preußen und Polen so lange als möglich zurückzuhalten, weil damit sein unbehagliches Auftreten in Deutschland verknüpft zu sein schien. Dies veranlaßte harten Wortwechsel mit Arnheim und bald darauf von polnischer Seite Verweigerung aller fernieren Kriegsgelder, indem zugleich eine dringende Forderung an Wallenstein erlassen wurde, den Feldherrn Arnheim durch einen andern zu ersetzen. Darüber zogen sich die Hülfsvölker planlos nach Thorn zurück und waren zum Theil schon zerstreut, als der neue Befehlshaber Herzog Heinrich Julius von Sachsen-Lauenburg, ihre Leitung übernahm. Indessen waren im Juli die schwierigen Verhandlungen unter dem Feldmarschall Jacob de la Gardie aus Livland im Lager zu Marienburg angelangt, und bei dem polnischen Heere war König Siegismund mit seinen beiden ältesten Söhnen angekommen. Mit gespannter Erwartung standen beide Mächte in den Weichsel- und Nogat-Niederungen mit ihren Heeren kaum einige Stunden von einander entfernt, doch waren nur ganz unbedeutende Gefechte, Hin- und Herrücken einzelner Truppentheile, ihre alleinigen Unternehmungen.

Unterdessen war der König Christian IV. von Dänemark durch einen Frieden zu Lübeck am 12. Mai 1629 aus der Reihe der Gegner des Kaisers Ferdinand II. ausgeschieden und hatte die obere Leitung der politischen Angelegenheiten der vereinigten evangelischen deutschen Fürsten und Städte niedergelegt. Frankreich fühlte es als eine dringende Nothwendigkeit, der Uebermacht des Hauses Oestreich in Deutschland selbst ein neues Gegengewicht hervorzurufen, und dazu schien bei den persönlichen Charakteren, den Religionsverhältnissen, der schon sicher erlangten politischen Bedeutsamkeit der evangelischen Fürsten keiner mehr der geeignete Mann zu sein, als Gustav Adolf von Schweden. Carl I. von England handelte diesmal ganz im Interesse der französischen Politik, indem er zugleich die Sache seines unglücklichen Schwagers, des aus der Pfalz und Böhmen vertriebenen Kurfürsten Friedrich V. führte. Deshalb traten diese beiden Mächte als Friedensvermittler zwischen Schweden und Polen auf. Der französische Gesandte Baron von Charnace langte bereits im Juli 1629 in Pillau an, ihm folgte im August der englische Gesandte Thomas Roe; es schloß sich ihnen von Seiten des Kurfürsten Georg Wilhelm der Landdrostmeister von Preußen, Andreas von Krockow an, der bei den Friedensverhandlungen sich durch seine Thätigkeit besonders auszeichnete und dadurch wesentlich beitrug, die früheren vielfachen Versuche seines Fürsten für diesen Zweck endlich zu einem erwünschteren Ziele zu führen. Von polnischer Seite unterhandelten fünf Abgeordnete, unter der Leitung des Bischofs von Culm Jacob Zadzick, der damals Kron-Großkanzler in Polen war; für Schweden der Reichskanzler Oxenstirn, der Feldmarschall von Arnheim und Johann Banner, damals erst Kriegsobrist im Heere. Vortheilhafte Bedingungen für die Schweden und die überaus großen Schwierigkeiten in einem ausgesogenen kleinen Lande den Kampf mit Erfolg weiter zu führen ohne die Mittel zu besitzen, das Wagstück einer zu weiten Entfernung von dem Ostseufer selbst in Folge großer Siege, auf sich nehmen zu können, beschleunigten eben so sehr, als die Ermüdung und offenbare Unlust der Polen an diesem Kriege, die Bemühungen der Friedensunterhändler: daher war man in wenigen Tagen über die Bedingungen einig. Auf dem Felde zu Altmark, einem Dorfe zwischen Christburg und Stuhm, in der Nähe beider Lager wurde am 26. September 1629 ein sechsjähriger Waffenstillstand bis zum 11. Juli 1635 zwischen den kriegführenden Mächten abgeschlossen. In Folge desselben behielten die Schweden für diese Zeit Liefland jenseits der Düna und im polnischen Preußen die Städte Braunsberg, Tolkemit und Elbing, den Fischauischen Werder, die Ufer des frischen Haffes bis an die Weichsel, einen Theil der Nehrung und im Herzogthum den Hafen Pillau besetzt. Der Kurfürst Georg Wilhelm nahm für dieselbe Zeit Marienburg, Stuhm, den großen Werder und das von den Schweden befestigte Weichselhaupt unter der Bedingung in Besitz, sämmtliche Ortschaften einen Monat vor Ablauf des Waffenstillstandes an die Schweden zurück zu geben und diesen dafür auf so lange Lochstädt, Fischhausen und Memel sammt ihren Gebieten, die Curische Nehrung und einen Theil des Schaackener Kreises zu überlassen. Gänzliche Amnestie war den gegenseitigen Unterthanen für alle während des Krieges vorgefallene Begünstigungen der Feinde zugesichert, in allen übrigen Dingen der Zustand vor dem Jahre 1626 wiederhergestellt und für etwanige Streitigkeiten ein schiedsrichterliches Urtheil von beiderseitigen Commissarien zwischen Marienburg und Elbing festgesetzt. Alle Streitkräfte mußten bis auf die bestimmten Besatzungen sofort aus Preußen abgeführt werden, und König Gustav Adolf war von der Ohnmacht der Polen trotz ihrer laut geäußerten Unzufriedenheit über

Digitized by Google

die erlangten Bedingungen so überzeugt, daß er noch vor Unterzeichnung des Waffenstillstandes am 13. September mit einem großen Theile seines Heeres von Marienburg aufbrach und über Pillau, nachdem er noch zuvor mit dem Kurfürsten eine Unterredung in Fischhausen in Bezug auf die preußischen und allgemeinen deutschen Angelegenheiten gehabt hatte, am 24. Sept. 1629 nach Schweden zurückkehrte.

Aber durch das Aufhören des Krieges erlangte das Land keineswegs sogleich die so sehnsüchtig gehoffte Erleichterung. Der Geldmangel hatte die äußersten Gränzen erreicht, die Pest wüthete noch im Lande und die öffentlichen Kassen waren unerschwinglich, so daß in einigen dem Kriegsschauplatz besonders ausgesetzt gewesenen Kreisen ganze Dörfer verlassen wurden und die einst urbaren Felder durch lange Verödung in Wald und Unland übergingen. Auf dem Landtage des Jahres 1632 überzeugte man sich in einer Gesammtübersicht von dem ungeheueren und über die damaligen Kräfte des Landes weit hinausgehenden Betrage der Gelder, die seit dem Anfange des schwedisch-polnischen Krieges in Preußen aufgebracht waren. Jede Hufe hatte in diesen Jahren zusammen 28½ Procent des Schatzungswerthes entrichten sollen, woraus mit Einschluß der Vermögenssteuer, des Kopfgeldes und der Transsteuer eine Summe von 4,494,500 Gulden polnisch hätte hervorgehen sollen. Statt dessen waren aber nur 2,683,200 Gulden wirklich eingegangen, obgleich die reicheren Aemter des Oberlandes und Balga 170,000 Gulden über die Veranschlagung geliefert hatten. Für den Unterhalt der polnischen Truppen waren 713,383 Gulden, für die schwedischen 690,260 Gulden und für die kurfürstlichen Truppen 342,180 Gulden geliefert. Das Oberland und Nathangen allein hatten außerdem an Schadenersatz 3,140,283 Gulden Vergütung zu fordern, von denen erst 10,000 Gulden entrichtet waren. Endlich hatte noch der Kurfürst für gelieferte Vorschüsse eine Schuldforderung an das Land von 1,698,645 Gulden, die mit 6 Procent verzinset werden sollte. Nach solchen vorangegangenen Erfahrungen*), denen noch so bedeutende folgen mußten, ehe das Land wieder in den gewöhnliche Geleise einfahren konnte, stand nicht zu verwundern, daß es dem Kurfürsten Georg Wilhelm nicht mehr vorbehalten war, den Anfang eines besseren Gedeihens im Herzogthume Preußen herbeigeführt zu sehen. Er selbst konnte nicht das Geringste thun, um die Kräfte eines Theils seiner Staaten zur Belebung eines anderen zu benutzen: denn alle drei waren in dieser Zeit auf gleiche Weise ein Opfer vielfacher Erpressungen, alle drei versanken zugleich in den verzweiflungsvollen Zustand hülfloser Verarmung!

Der Tod des Königs Siegismund III. von Polen am 30. April 1632 und die in Polen während jedes Zwischenreichs gewöhnlich herrschenden Unruhen erregten für Preußen die Besorgniß, daß der Waffenstillstand auf einzelnen Punkten verletzt und daß namentlich die südlichen Theile des Herzogthums durch vielfache Plünderungen heimgesucht werden könnten. Die Oberräthe wollten daher, da man nach Abgang des Königs Gustav Adolf für Rechnung Preußens gar keine stehenden Truppen weiter gehalten und zu den Besatzungen in West-Preußen kurfürstliche Kriegsvölker gewählt hatte, jetzt zwölf Compagnien Dragoner werden und besoldet beibehalten, um durch diese den Schutz des Gränzen zu bewirken. Aber selbst der Kurfürst fand diese Fast unter den vorwaltenden Umständen zu bedeutend für das Land, und brachte bei seiner Reise nach Preußen 1632 zwei Compagnien Fußvolk mit sich in's Land. Doch selbst zur Besoldung dieser wenigen Hunderte reichten die Einkünfte des Landes nicht aus und so veranlaßte diese scheinbar unbedeutende Angelegenheit einen Landtag nur noch um so früher zusammen zu berufen. Auf diesem war zwar der Adel gleich für die Bewilligung der Besoldung gestimmt, aber die Abgeordneten der Städte erwiderten fest: Der Landesherr sei verpflichtet die Unterthanen zu schützen, und wenn er die Einkünfte zur Friedenszeit genießen wollte, so müsse er auch dafür sorgen, daß er die höheren Ausgaben bei etwa ausbrechenden Kriegszeiten tragen könnte. Wie aber dazu weder die Einkünfte der Domänen und Regalien, noch der Zölle ausreichen konnten, welche Einnahmen allein im Herzogthum für immer verbleibend festgestellt waren, wurde nicht erwogen. Doch die Gesahr für Preußen ging diesmal schneller vorüber, als es sonst herkömmlich zu sein pflegte, durch die Wahl des polnischen Prinzen Wladislaw am 8. November 1632 zum König von Polen. Die feierliche Krönung erfolgte zu Krakau am 6. Febr. 1633, zu welcher der Kurfürst seinen ersten Minister, den Grafen Adam von Schwarzenberg, als Botschafter sandte und diesen auch zugleich beauftragte, die bei jedem Thronwechsel nöthige neue Belehnung mit Preußen zu empfangen. Wladislaw*), dem Kurfürsten persönlich gewogen, zeichnete seinen Gesandten ganz besonders bei feierlichen Gelegenheiten aus und ertheilte demselben am 21. März nach abgehaltenem Reichstage, ohne weitere Schwierigkeiten über die persönliche Gestellung zu erheben, die Belehnung, indem er zugleich als einen vollgültigen Beweis seiner Zuneigung alle seit den Zeiten Johann Siegismunds durch polnische Commissarien in Preußen eingeführte Neuerungen aufhob. Die Lehnsfahne wurde durch den Grafen von Schwarzenberg in Person nach Königsberg gebracht und daselbst am 19. April von den Regimentsräthen und vielen Abgeordneten der Landstände feierlich eingeholt.

Das Entgegenkommen des neuen Königs von Polen erhielt noch eine größere Bedeutsamkeit, da nach dem Tode Gustav Adolfs in der Schlacht bei Lützen am 6. November 1632 die schwedischen Angelegenheiten, so geschickt sie auch durch den kraftvollen Geist des Reichskanzlers Oxenstirn und des Kriegstalent der meisten schwedischen Feldherren geleitet wurden, doch nicht gar lange Zeit mehr im Vorstehenden des alles vor sich her niederschmetternden Waffenglücks ihres überall siegreichen Königs sich bewegten, und Polen durch den Abschluß des Friedens von Wiasma mit Rußland am 15. Juni 1634 völlig freie Hand gegen seinen Feind in Preußen gewann. Wladislaw, vorzugsweise in dem Anfange seiner Regierung den auswärtigen Verhältnissen hingegeben, um in diesen Ruhm und Ehre zu suchen, schien nur auf den Ablauf des sechsjährigen Waffenstillstandes zu warten, um Schweden sofort aus den in Besitz genommenen Landschaften seines Reichs zu vertreiben: er durfte sich einen günstigeren Erfolg als sein Vater versprechen, da Schwedens Hauptkraft in Deutschland beschäftigt blieb und jetzt eben in der Schlacht bei Nördlingen am 7. September 1634 einen empfindlichen Stoß erlitten hatte. Aber der Friede zu Prag zwischen Sachsen und dem Kaiser vom 30. Mai 1635 löste überhaupt das Band zwischen den mächtigen deutschen Fürsten und Schweden. Der Kurfürst Georg Wilhelm folgte dem Beispiel Sachsens und trat von Schweden wiederum zum Kaiser über. Er mußte also die ganze Rache der schwedischen Truppen für das Herzogthum Preußen befürchten, wenn hier der Krieg mit Polen wieder ausbrach. Er bemühte sich also von Neuem angelegentlichst, um die Verlängerung des Waffenstillstands auf einen möglichst großen Zeitraum zu bewerkstelligen, da die Hoffnung auf einen förmlichen Frieden jetzt bei den ungemessenen Forderungen beider Parteien versagt blieb und auch zu sehr von den endlichen Ausgange des dreißigjährigen Krieges abhängig war. Aber auch die früher vermittelnden Mächte Frankreich und England hatten denselben Zweck; denn von dem Wiederausbruch des Krieges an der Weichsel war die Schwächung der schwedischen Macht in Deutschland und dadurch die Präponderanz des Kaiserhauses zu befürchten: den Gesanden dieser Mächte gelulte sich aber noch in gleicher Absicht ein Abgeordneter der Republik Holland bei. Schon waren die schwedischen Verstärkungen unter Feldmarschall Graf Jacob de la Gardie im Juli in Preußen angelangt, schon waren von den Schweden die in Besitz genommenen Städte und Landstriche des Herzogthums Preußen mit Ausnahme von Pillau zurückgeliefert und dafür die von den Preußen vertragsmäßig besetzten Ortschaften in Empfang genommen, als es den vereinigten Bemühungen der Vermittler dennoch gelang, den Waffenstillstand abermals, erst auf einige Wochen und dann auf 26 Jahre bis zum 11. Juli 1661 zu verlängern. Der Abschluß dieser Verhandlungen geschah zu Stuhmsdorf, das nicht bei der Stadt Stuhm liegt. Lieftand blieb in den Händen der Schweden, soweit die Gränze der Ems es bestimmte, jedoch Preußen wurde den Polen wieder eingeräumt, und Pillau gleichfalls an den Kurfürsten ausgeliefert. Indeß geschah dies erst im folgenden Jahre 1636, nachdem Georg Wilhelm eine Summe von 10,000 Thaler für die von den Schweden gemachten Befestigungen gezahlt hatte, so daß es recht sichtbar wurde, wie die Politik hier nicht mehr mit der großmüthigen Freigiebigkeit des Königs Gustav Adolf, sondern mit der berechnenden Klugheit des Reichskanzlers Oxenstirn zu verhandeln habe.

Der Kurfürst hatte unterdessen drei Regimenter zur Vertheidigung des Landes bei den Kriegsdrohungen ausgerüstet, deren Abdankung und Auslohnung neue Verlegenheiten für die Landsände herbeiführten. Diese mehrten sich durch die Geschenke von 30,000 Gulden an den König von Polen und an die Friedensvermittler; die gewöhnlichen Einnahmen reichten lange nicht zur Bestreitung der laufenden Ausgaben, und so erschien dem Kur-

*) Es lich werden sie noch in überaschender Stärke von Danzig allein übertroffen, das seinen Aufwand und Hantelsverlust in diesem Kriege allein auf 10,000,000 Gulden polu. berechnet: Nachrichten zugleich auch ein sicheres Document für seinen Reichthum in dieser Zeit.

*) Beide standen in ganz gleichem Alter und hatten sich in ihrer Jugend zu wiederholten Malen gesehen, wobei auch jener edem bereits Antrag auf Vermählung des polnischen Fürsten mit der Kurfürsten Schwester entstanden war.

Digitized by Google

fürsten als die einzige und am wenigsten drückende Hülfe, weil sie auch zugleich vom Auslande mit getragen werden mußte, die Belastung des Handels mit den Seezöllen. Die von den Schweden in Pillau eingeführten wurden deshalb in derselben Größe beibehalten, und bald noch durch eine neue Abgabe auf den Tonnel, Schiffs- und Festungsgelder genannt, verstärkt. Aber die Elbinger und Braunsberger merkten bald die nachtheiligen Wirkungen davon auf ihren Handel und veranlaßten darüber heftige Klagen auf dem polnischen Reichstage: doch das ansehnliche Geschenk von 300,000 Gulden an den König von Polen ließ diese Beschwerden ungehört allmählich verstummen. Die Verhandlungen über den Pillauer Seezoll hatten aber in Wladislaw selbst die Begierde erregt, eine so bedeutende Einnahme selbst der Krone Polen anzuziehen und er unterstützte daher die Anlegung gleicher Seezölle in Danzig und Elbing. Jener wichtige Handelsort kaufte sich von dieser Gefahr für seinen Verkehr durch eine Summe von 800,000 Gulden los, aber zwischen dem Kurfürsten und dem König von Polen wurde, ungeachtet des ernsten Bestrebens von Dänemark 1637 mit Polen begonnenen Streites, ein Vergleich über die gemeinschaftliche Vertheilung der in den preußischen Häfen eingenommenen Zollgelder im November 1638 geschlossen. Vergeblich waren dagegen alle dringenden Anmahnungen der Kurfürstin Elisabeth Charlotte an ihren Gemahl, vergeblich waren bei dem polnischen Hofe die angelegentlichsten Verwendungen der drei auswärtigen Mächte, welche den Stuhmsdorfer Waffenstillstandsvertrag garantirt hatten, und eine Anlegung von neuen Zöllen gegen denselben gerichtet fanden: freilich hatte auch Graf Schwarzenberg, welcher diese Einnahme entschieden begünstigte, dieselbe unter dem vortheilhaftesten Gesichtspunkte dem Kurfürsten empfohlen. Die Bedingungen dieses Vertrags waren mehr nach dem Anscheine als in der That vortheilhaft, der Kurfürst willigte in die Anlegung der Seezölle zu Pillau und Memel ein, wenn sie zu gleichem Belange in Danzig und Elbing eingeführt sind. Die Zollbeamten sollten vom Kurfürsten angesetzt werden, der Zoll vier Prorent von dem Werthe der eingegangenen Waaren betragen und die Hälfte der Einnahme an den König von Polen, die andere Hälfte an den Kurfürsten fallen. Nach Verlauf von zwei Jahren sollten der Kurfürst und der König von Polen auf's Neue sich einigen, ob dieselbe Vertheilung und Erhebungsart zu belassen oder umzuändern wäre. Die polnisch-preußischen Städte aber beharrten bei dem entschiedensten Widerspruche sowohl gegen diese Einrichtung, als die voraus angezeigte weitere Ausdehnung derselben auf ihre eigenen Häfen. Die Landstände im Herzogthum stellten demselben bei und konnten nicht einmal durch den Erlaß aller an den Kurfürsten schuldigen Geldsummen für diese ihnen gehässige Maaßregel gewonnen werden. Unterdessen war Georg Wilhelm mit dem Kurprinzen zu Anfang des Jahres 1639 nach Preußen gekommen und hatte bald darauf eine Zusammenkunft mit dem Könige von Polen zu Grodno veranstaltet, wo dieser ihn zu der Einwilligung zu bestimmen wußte, daß die vorgeschlagenen Seezölle zuerst in den beiden offenpreußischen Häfen erhoben werden dürften. Der offene Rachtheil, der dadurch sogleich sich für den Seehandel beider Plätze äußerst empfindlich zeigte, war zu wichtig für die Wohlfahrt des gesammten Landes und den lebhaften Verkehr mit den benachbarten Landschaften, als daß nicht die nachdrücklichste Widersetzlichkeit von den Landständen gegen diese Einrichtung erhoben wäre, die geradezu als ein gewaltthätiger Eingriff in die Landesprivilegien angesehen wurde. Dieser Zwist regte zugleich andere fast beseitigte Streitigkeiten auf, die Religionshändel gegen die Reformirten, die zwar während der ganzen Regierung des Kurfürsten fortgedauert hatten, aber durch die wichtigeren Angelegenheiten der Tage in den Hintergrund gedrängt waren, machten sich von Neuem gegen die Person des Kurfürsten selbst und die mit seinem Vertrauen beehrten Räthe geltend, namentlich gegen die Burggrafen von Dohna. Die widrigsten Verhandlungen erhoben sich aber zwischen den Ständen und dem Kurfürsten über jede Geldverwilligung, so sehr dieselbe auch durch den Zweck ihrer Verwendung, oder durch ihre früher herkömmliche Erhebung gerechtfertigt sein mochte. Aber der Kurfürst konnte diese Zwistigkeiten jetzt mit größerer Zuversicht, als seine Vorgänger, bestehen, da er den König von Polen auf seiner Seite hatte, der schon im März 1637 den Ungehorsam der Städte Königsberg gegen den Kurfürsten mit dem Entziehen des ihnen früher von Polen verliehenen Rechts bestrafte, Steuern zur Unterhaltung ihrer Befestigungswerke und ihrer eigenen Söldner zu erheben, und ihnen auf das strengste verbot, die Rechte des Kurfürsten zu verletzen. Im Vertrauen auf diese Hülfe löste der Kurfürst im Juni 1640 den Landtag auf, als die Mehrzahl der Stände und namentlich auch die Abgeordneten der Stände sich weigerten, vor Abstellung aller ihrer Beschwerden über die Forderungen des Kurfürsten wegen geleisteter Vorschüsse und Besoldung stehender Truppen, die nothwendig in Preußen fortan gehalten werden mußten, irgendwie Verhandlungen anzufangen. Statt daß sonst die Stände über den Landesherrn am polnischen Hofe Klage zu führen gewohnt waren, geschah jetzt das Gegentheil von dem Kurfürsten mit so nachwirkendem Erfolge, daß der im October 1640 neu zusammenberufene Landtag nicht mehr daran dachte, durch fernere Widersetzlichkeit eine noch innigere Verbindung zwischen der Krone Polen und dem Kurfürsten hervorzurufen, auf der nur neue Verluste früher erworbener Rechte gegen den Landesherren leicht folgen konnten.

Aber auch gegen die eigenen Reichsstände und die auswärtigen Mächte vertrat König Wladislaw IV. den Kurfürsten mit nachdrücklicher Sprache, wiewohl sich nicht verkennen läßt, daß er dabei zugleich sein eigenes Interesse versocht. Christian IV. von Dänemark erhob als Zwangsmaaßregel wegen des preußischen Seezolls von allen Schiffen, die nach dem herzoglichen Preußen handelten, einen doppelten eigenen Zoll und verbot zuletzt den dänischen Schiffen allen Handel nach Kurfürstlichen. Auf polnische Vermittelung wurden diese Schritte der dänischen Krone theils ermäßigt, theils zurückgenommen. Auf dem polnischen Reichstage hatte der Kurfürst den Vorschlag machen lassen, gegen die Anerkennung der Zölle durch die Reichsstände alle Schuldverschreibungen an die polnische Krone, die er noch von Markgraf Georg Friedrichs Zeiten besaße, aufzugeben: aber dies wurde so wenig beachtet, dagegen die Bedrückung, die namentlich ganz Litthauen durch die preußischen Seezölle erlitt, so lebhaft empfunden, daß in Erwiderung darüber so viel ging, die Belastung des Kurfürsten als eines schuldigen Reichsvasallen vor den polnischen Reichstag zu fordern, und ihm die Verantwortung darüber aufzulegen. Aber Georg Wilhelm war durch Wladislaw geschützt, und dieser zeigte sich als ein so entschiedener Freund für die Beibehaltung der Zölle, daß er sogar, um seine Einnahme in Pillau und Memel, die unmittelbar in des Königs Chatoulle floß, nicht verringert zu erhalten, allen Handel bei der heiligen Axt verbot und die Samogitier oder Szamayten nöthigte, ihre daselbst errichteten Borratshäuser zu zerstören. Dies war Veranlassung, daß dieser eigentlich so vortheilhaft gelegene Hafen, da für dessen Reinigung und Verbesserung nichts geschah, in der Folge völlig versandete und Polen dadurch zu seinem größten Nachtheile eine Verbindung mit der Ostsee verlor, deren Handelsverkehr hauptsächlich auf Memel überging.

Der Aufenthalt des Kurfürsten in Preußen wurde theils durch diese Verhandlungen verlängert, theils durch die ganz unglückliche Lage der Mark Brandenburg in diesen Jahren des dreißigjährigen Krieges, wo sie als Tummelplatz unterschiedener von allen Kriegsvölkern durchzogen und in grausenhafter Verwüstung ausgeöoen wurde, bis an seinen Tod ausgedehnt. Noch in den letzten Monaten seiner Regierung erschien, als ein ehrenwerthes Denkmal für die Fortschritte in der gesteigerten Entwickelung des bürgerlichen Lebens, die Landordnung für das Herzogthum Preußen vom 12. April 1640, wie dies ihre Vergleichung mit den früheren des sechzehnten Jahrhunderts klar genug darlegen kann. Indem wir aber von Georg Wilhelm scheiden, können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß, wenn auch das Leben dieses Fürsten für ihn und sein Volk durch die Zeitumstände nur düster war und oft zur Verzweiflung fortriß, keinesweges er die Schuld davon trug: denn nur wenigen Heroen ist es vergönnt, solcher Zeit selbst zu gebieten.

Sein persönlicher Charakter erhielt sich aber stets rein von den ihm angeschuldigten Fehlern rücksichtsloser Willkühr, so wie er im fürstlichen Privatleben nie seine Würde vergaß. Nicht leichtsinnige Freude war es, die ihn, wie man erzählt, bei dem Becher seiner fürstlichen Tafel lange verweilen ließ. Er huldigte der Sitte seiner Zeit und seines Volks, die ihn aber dadurch nicht zum tadelnswerthen Uebermaaße verführte. Soviel zur Erklärung, daß er auf seinem Lieblingssitze in Preußen, Neuhausen bei Königsberg, das während seines Aufenthaltes im Herzogthum zum Jagdschlosse des Fürsten bestimmt war, Trinkgeschirre in Gestalt einer Muskete und einer Pulverhorns zu halten pflegte, die jeder auf das Wohl des fürstlichen Hauses in einem Zuge leeren mußte, wenn er gastlich auf dem Schlosse aufgenommen sein wollte. Diese Sitte erhielt sich bis in die Zeiten König Friedrich Wilhelms I. auf dem Schlosse zu Neuhausen, und die Trinkgeschirre selbst werden erst seit 1800 auf der königlichen Kunstkammer auf dem Schlosse zu Berlin aufbewahrt. Kurfürst Georg Wilhelm verstarb auf dem Schlosse zu Königsberg am 1. December 1640, der nach dem damals noch in der Mark Brandenburg üblichen alten Style auf den 21. November fällt: sein Körper liegt in der Fürstengruft der Domkirche daselbst bestattet.

Wie im allgemeinen leben oft der wohlbekannte Spruch sich bewährt: wo die Noth am größten, da ist die Hülfe am nächsten: so giebt auch das politische Leben und die Geschichte aller Zeiten und Völker davon genügende Beweise. Ein höchst bedeutsames Beispiel bietet dafür dieser Zeitpunkt aus der Geschichte des Vaterlandes dar. Brandenburg und Preußen, durch verheerende Kriege und Mangel an Eintracht zwischen Fürst und Ständen

Digitized by Google

am Rande des Verderbens, noch in geringer Achtung bei Freund und Feind, wurden damals oft arg gemißbraucht und nutzlos für fremde Staats-Interessen entkräftet. Solche unzusammenhängende geschröpfte Ländermassen zu einem in sich kräftig vereinigten Staate zu bilden, diesem ehrenvolle politische Selbstständigkeit zu erwerben in seinem Inneren aber alle Zwietracht und ständischen Zwist für immer zu zerstören, eine geordnete zweckmäßige innere Verwaltung in ihm zu gestalten und dann für denselben als schönstes Hauptziel eifrige Fürsorge für allgemeine bürgerliche Wohlfahrt, für regeren Gewerbfleiß, für freiere religiöse und geistige Bildung, für umfassende Ausführung eines gedeihlichen Volksunterrichts und demnach endlich für allseitige Entwickelung der der fürstlichen Herrschaft anvertrauten Völker aufzustellen: das ist die Gesammtaufgabe eines unsichtbaren Geistes, wie es kaum einen für jedes Jahrhundert giebt. Preußens Glück hat den seinigen schon im siebzehnten Jahrhunderte gefunden, und welche Großthaten er auch in einer segensreichen achtundvierzigjährigen Regierung rastlos ausgeführt hat, er versprach sie schon in eher Zuversicht als zwanzigjähriger Jüngling bei dem Antritte seiner Verwaltung. Ein solcher war Friedrich Wilhelm, von dem dankbaren eigenen Volke und der gesammten Mitwelt in voller Anerkennung des gebührenden Rechtes der große Kurfürst genannt.

In der Schule des Unglücks erzogen, mit den ausgezeichnetsten geistigen Talenten begabt, frühzeitig durch gediegene wissenschaftliche Bildung zur Auffassung alles Edlen und Guten empfänglich gemacht, hatte er mit ungestrengtem Eifer den allgemeinen Studien auf der Universität zu Leyden sich hingegeben, und darauf im Feldlager der Oranier, unter den Augen großer Meister in der Kriegskunst und im vertrauten Umgange mit den ersten Staatsmännern seiner Zeit in Holland die Schule für den Feldherrn und den besonnenen, des eigenen Urtheils fähigen Vorstand einer gesammten Staatsverwaltung würdig durchgemacht. Doch wir wollen den jugendlichen Meister auf dem Felde der Staatskunst hier nicht weiter verfolgen, auf wie ehrenvolle und dabei behutsame Weise er der schwedischen Macht auch für seine deutschen Lande die Neutralität abgerungen und diese Stellung kräftigst zwischen Kaiser und Schweden behauptet hat, mit welcher Energie er bei den dreißährigen westphälischen Friedensverhandlungen aufgetreten ist, und endlich den Erwerb von Hinterpommern, dem Herzogthume Magdeburg und den Fürstenthümern Halberstadt und Minden davon trug. Eben so wenig ist hier der Ort, von seinen Thaten Bericht zu erstatten, die er dann erst ausgeführt, als er seinen Staaten die Souverainität erworben und diese selbst sämmtlich vereinigt zu einer europäischen Macht des zweiten Ranges erhoben hat. Wir sehen ihn auf diesen Blättern nur in den Angelegenheiten des Herzogthums Preußen beschäftigt, die das er hasstedte der polnischen und schwedischen Abhängigkeit entrissen hat.

Der erschöpfte Zustand des Landes machte sich dem jungen Kurfürsten gleich in den ersten Tagen seiner Regierung am fühlbarsten durch einen gänzlichen Geldmangel, so daß in den leeren Cassen nicht soviel aufgebracht werden konnte, um das Leichenbegängniß des verstorbenen Kurfürsten ehrenvoll zu bestreiten, zu welchem Behufe eine besondere Steuer von den Ständen bewilligt werden mußte. Darauf folgten die gewöhnlichen Verhandlungen mit Polen über die Belehnungsfeierlichkeit, die indeß als eine bedeutungsvolle Handlung für das Schicksal des ganzen Landes Preußen sehr ernst von der Politik Friedrich Wilhelms aufgefaßt wurde. Schon sein Vater hatte noch bei seinem Leben für Friedrich Wilhelm die Belehnung nachgesucht, aber der ihm sonst so sehr geneigte König Wladislaw hatte ihm dabei nicht willfahren. Der junge Kurfürst wollte nun durchaus nicht in alle beschränkende Bedingungen eingehen, welche seinen Vorfahren sowohl in Bezug auf die Krone Polen, als auf die eigenen Stände des Landes vorgeschrieben waren. Vermehrlich aber widersetzte er sich der ferneren Entrichtung der ganzen Hälfte des Ertrags aus den preußischen Zollen in Pillau und Memel. Doch mußte er bei der Unsicherheit in seinen brandenburgischen Erblanden und ohne alle Hülfe einer auch noch so kleinen ausgebildeten Kriegsmacht, vorzüglich darauf bedacht sein, in dem von dem großen Kampfschauplatze des dreißigjährigen Krieges entfernteren Lande seiner Staaten einen festen Stützpunkt für sich zu begründen. Daher entschloß er sich nach langen ihm widerstehenden Unterhandlungen, in welchen jedoch auch König Wladislaw seine Nachgiebigkeit und freundliche Gesinnung gegen den Kurfürsten bekundete, auf folgende Punkte für die Belehnung einzugehen. Die katholische Kirche in Königsberg sollte auf Staatskosten ausgebessert, und in derselben der Gottesdienst niemals gehört werden: außerdem wurde jedem Bewohner Preußens völlig freie Ausübung des römisch-katholischen Glaubens in eigenen Capellen zugestanden. Das augsburgische Glaubensbekenntniß wurde noch für das allein herrschende im Lande erklärt, und der politischen Rechte oder Bedrückungen der Reformirten geschah gar keine Erwähnung. Die beiden Hafenplätze Pillau und Memel sollten stets in defensivem Zustande verbleiben, und zu Befehlshabern der Besatzungen, die theilweise aus Polen bestehen sollten, nur Einheimische vom Adel ernannt werden, die jedoch eben so dem Könige von Polen, wie dem Kurfürsten durch einen Dienstid zu verpflichten wären. Der Kurfürst dürfte als Herzog von Preußen nicht ohne Bewilligung des Königs von Polen parteilos gegen die Feinde desselben sein. Das Appellations- und Indigenatsrecht behielt indeß noch namentlich für den preußischen Adel den früheren ausschweifenden Vorzug: eben so verblieb das Lehnsgeld auf die früher festgesetzte jährlich zu zahlende Summe von 30,000 Gulden festgestellt und aus den Siegellen wurde dem Könige von Polen ein jährliches Pauschquantum von 100,000 Gulden von dem Kurfürsten bewilligt. Der Kurfürst war in den letzten Tagen des Septembers 1641 nach Warschau abgegangen, und hier erhielt er, als der letzte Fürst seines erlauchten Hauses in dieser persönlichen Erniedrigung vor einem fremden Herrscher, am 7. October die Lehnsfahne aus den Händen des Königs von Polen, mit welcher er selbst nach Königsberg noch einmal zurückkehrte. Dann erst nach länger als dreißigjährigem Aufenthalte des kurfürstlichen Hofes in Preußen ging er im Februar 1642 nach der Mark ab, wo er am 4. März seinen feierlichen Einzug in Berlin unter großem Jubel des Volkes hielt.

Die nächsten darauf folgenden Jahre war Kurfürst Friedrich Wilhelm völlig durch die deutschen Angelegenheiten beschäftigt, und erst der Versuch einer allgemeinen Religionsvereinigung im Lande Preußen rief seine Thätigkeit wieder entscheidener auf diesen Schauplatz hin. Wie König Wladislaw von Polen im Anfange seiner Regierung äußerst thätig in den allgemeinen nordischen Staatshändeln sich zeigte, so sehen wir ihn nach dem Stuhmsdorfer Vertage vorzugsweise auf die inneren Angelegenheiten hingewandt, und gegen das Ende seines Lebens, obgleich der fünfzigjährige Fürst keineswegs an körperlicher Schwäche litt, fast ausschließlich mit Religionsangelegenheiten beschäftigt, die ihn beinahe zur Schwärmerei hinrissen. So wurde er namentlich, gleich dem deutschen Kaiser Siegismund aus dem Hause Luxemburg von dem Gedanken lebhaft ergriffen, als der Wiederherstteller einer einigen und allgemeinen christlichen Kirche in besonderem Berufe dazu erwählt, aufzutreten und dies durch die Vereinigung der Katholiken mit den Evangelisch-Lutherischen und Reformirten zu bewerkstelligen. Er bemühte sich den großen Kurfürsten für diesen Gegenstand zu gewinnen, der auch darauf einging und deshalb im Juli 1643 die nöthigen Befehle nach Königsberg erließ, um dem Könige entgegen zu kommen. Es sollte zu Thorn 1645 im Auguste ein allgemeines Religionsgespräch für die verschiedenen Lehrer der christlichen Kirche eröffnet und dadurch auf dem Wege der Ueberzeugung die Vereinigung hervorgebracht werden. Auf Einladung des Königs von Polen waren das Erzbischof von Gnesen gingen sowohl lutherische als reformirte Theologen von Königsberg nach Thorn ab. Doch war der Erfolg dieses gut gemeinten Wunsches, wie gemeinhin der Erfolg aller grossen Verhandlungen verschiedener Kirchenparteien in Versammlungen über Religionsangelegenheiten zu sein pflegt: Keiner gab nach, die gegenseitige Erbitterung mehrte sich mit jeder Sitzung, und nachdem 36 Zusammenkünfte gehalten worden, hatte man sich noch nicht einmal darüber geeinigt auf welche Art und Weise die Verhandlungen geschehen sollten. Die Abeologen trennten sich mit größerer Heftigkeit am 21. November 1645, als sie zu einander gekommen waren, und als die traurigste Folge dieses verunglückten Versuchs ergab sich für unser Vaterland der verderbliche vielzährige sonceretistische Streit. Dieser brach zwar erst sechszehn Jahre später 1661 aus, aber seinen Urtheber hatte er in dem ersten Professor der Theologie Dr. Christian Dreyer, der schon zu Thorn als Eiferer auftrat, wohin er statt des anfänglich vom Kurfürsten gewählten stets streitfertigen theologischen Kämpfers Mislenta gesandt war, welcher 1633 eine mehr als dreißig Jahre dem Wortstreit unermüdlich gewidmete Lebenslaufbahn verließ. Nächst Dreyer hatten die jüngeren theologischen Professoren Böhm und Pouchenius die königsberger Universität zu Thorn vertreten, waren aber dort zu spät angekommen und hatten fast gar keine Gelegenheit gefunden, auf die Verhandlungen einzuwirken: aber zur stärkeren Steigerung dieses Streites trugen sie durch ihre beharrliche Hartnäckigkeit bei.

Wladislaw's Tod am 10. Mai 1648 gab dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm, dessen liebenswürdige Persönlichkeit ihm einen starken Anhang unter den polnischen Großen erworben hatte, selbst die Aussicht den polnischen Thron zu besteigen und sein eigener Oberlehnsherr zu werden. Aber da mit der polnischen Krone unvereinlich die Annahme des römisch-katholischen Glaubens verknüpft war, so verpflichtete den Kurfürsten schon seine ernste Anhänglichkeit für den Lehrbegriff der Reformirten das Königreich Polen auszuschlagen, abgesehen davon, daß ihm die Vereinigung Polens mit seinen Erbstaaten höchst gefährlich für die letzteren erschien. Wahrscheinlich schon deshalb war es so

Digitized by Google

entschieden in seinem ablehnenden Entschlusse und beharrte bei demselben eben sa fest, wie sechs Jahre vorher in Bezug auf die Krane Schweden, wo das Anerbieten dieses wichtigen Königreiches mit der Hand der Königin Christina ihm unbedeutender erschien, als die Verzichtung auf ein erworbenes Erbland, auf Pammern, das aber in dem Falle des Absterdens von Friedrich Wilhelm ahne Descendenten bei Schweden verbleiben sollte. Der Kurfürst gebrauchte inzwischen bei dieser neuen polnischen Königswahl seinen in diesem Reiche erlangten Einfluß, um dem älteren Bruder des verstorbenen Königs, dem Cardinal Johann Casimir, das Uebergewicht über dessen jüngeren Bruder Carl Ferdinand zu verschaffen, wodurch auch derselbe am 17. November 1648 zum König von Polen erwählt wurde. Dieser sehr schwache, aber gutmüthige Fürst, durch Herrschbegierde gereizt nach allen Vergrößerungsplänen zu greifen, durch Natur und Charakter aber durchaus nicht geeignet, das ihm im Besitz zu Theil gewordene Eigenthum würdig zu vertheidigen, hatte schon vor der Wahl in einem Vertrage gegen den Kurfürsten sich verpflichtet, daß fernerhin weder von ihm selbst jemals mehr, noch von irgend einem seiner Nachfolger in Person der Krone Palen die Lehnshuldigung geleistet werden dürfte, daß die polnischen Mannschaften bei den Besatzungen in Pillau und Memel vermindert werden, und alle Anhänger des evangelischen Glaubens im königlichen Preußen den Schutz der Krone genießen sollten. Zur Krönung des Königs Johann Casimir am 17. Januar 1649 erschienen nur preußische Gesandte untergeordneteren Ranges, deren Haupt der Landrath von Schacken Wolf von Kreytzen war. Diese hatten auch den Auftrag, die Belehnung für den Kurfürsten anzunehmen. Demnach erfolgte die letzte feierliche Lehnshandlung für Preußen — da für die wenigen Monate der Lehnsverbindlichkeit gegen Schweden im Jahr 1656 eine solche nicht statt fand — am 15. Februar 1649. Ihr verbindliches Zeichen, die Lehnsfahne, welche Kreytzen mit den verschlungenen Anfangsbuchstaben beider Fürsten J. C. F. aus den Händen des polnischen Königs als das letzte Denkmal politischer Abhängigkeit empfing, ist auch zugleich das einzige, das sich noch bis auf unsere Zeiten erhalten hat und auf dem geheimen Archive zu Königsberg aufbewahrt ist. Die Belehnungskosten, welche die Gesandten berechneten, betrugen gegen 200,000 Gulden poln., von denen allein dem Känige ein Geschenk von 90,000 Gulden gemacht worden war. Schon diese außerordentlichen Ausgaben, die für das kleine geldarme Herzogthum sa oft erneuert werden mußten, reizten als ein schmerzhafter Stachel, die Unabhängigkeit von dem geldsüchtigen und dabei in seinen inneren Verhältnissen jetzt schon in ewige Anarchie zerfallenen Gegner endlich zu erringen, da seine Habsucht und Herrschgier zunahm, während seine Macht in sich versank.

Dach die Zeit war bereits gekommen, in welcher von Preußen aus abermals ein kräftiger deutscher Staat, wie im Mittelalter der deutsche Ordensstaat, als ein mächtiges Beispiel durch geistige und palitische Entfesselung seines Volkes für die Nachbarstaaten von unnennbarer Einwirkung austreten sollte. Alles war varbereitet, der Kurfürst seit dem westphälischen Frieden in hoher Achtung, die erste Bildung des preußischen Heeres, des mächtigsten Hebels für die Größe dieses Staates, war vollendet, die früher so zerrütteten Finanzen einigermaßen in Ordnung gebracht und mit weiser Sparsamkeit verwaltet, ohne dabei jedoch jemals die höheren Zwecke des menschlichen Lebens außer Acht zu lassen, die sehr häufig mit wahrhaft fürstlicher Freigiedigkeit von Feiedrich Wilhelm dem Großen unterstützt wurden. Es fehlte nur die Veranlassung zur Abschüttelung des Lehnzwangs, und diese gab die eitle Herrschsucht des Königs Johann Casimir.

Als Fürst des Hauses Wasa, als Sohn eines Königs von Schweden, da Siegismund III. anfänglich die Kronen von Schweden und Polen noch zusammen auf seinem Haupte getragen hatte, konnte er es nicht erdulden, daß jetzt ein Weib, der letzte Sproß der jüngeren Linie Wasa, die Königin Christina, statt Seiner auf dem schwedischen Throne sitzen sollte. Daher befürchtete man schon 1650 den Wiederausbruch eines Krieges zwischen Polen und Schweden, weshald der Kurfürst Pillau und Memel verstärkte. Johann Casimir hatte deshalb auch allen in den Jahren 1651—53 von den Schweden häufig wiederholten Anträgen, den Stuhmsdorfer Waffenstillstand in einen förmlichen Frieden zu verwandeln, auf das Nachdeücklichste sich entgegengestellt, und eben so das Anerbieten einer Geldentschädigung für seine Ansprüche auf Schweden ausgeschlagen. Bald darauf legte die Königin Christina am 16. Juni 1654 die Regierung von Schweden zu Gunsten ihres Vetters, des Pfalzgrafen Carl Gustav von Zweidrücken, nieder, der als Carl X. diesen Thron bestieg. Dies reizte die Ohnmacht des Königs von Polen von Neuem auf, der zwar gegen Rußland und gegen abtrünnige Kosacken das varmalige gebietende Ansehen seines Reiches nicht mehr zu erhalten verstand, aber doch den ehrgeizigen Trieb nicht ersticken konnte, durch Versagung der königlichen Ehren, durch einen feierlichen Protest in einer eigenen Gesandtschaft und durch abermalige Erneuerung seiner eigenen Ansprüche auf den schwedischen Thran zum verderblichen Kampf anzureizen. Carl X., der alle Verlegenheiten und Schwächen seines Gegners kannte, der sich daran erinnerte, daß eine sehr graße Partei der polnischen Großen stark der Anerkennung Johann Casimirs als König widerstrebt hatte und daß diese jetzt noch viel ungünstiger bei der geoffenbarten Regierungsunfähigkeit des Königs für denselben gestimmt war, verschob durchaus nicht einen Augenblick seinen Entschluß, den nunmehr zwanzig Jahre lang zwischen Schweden und Polen bestehenden Stuhmsdorfer Waffenstillstand zu brechen, da derselbe erst in einem Zeitraume van sechs Jahren adlief. Daß dieser Kampf einem durch muthige Thatkraft angespornten Fürsten, der schon als Krieger durch seine glücklichen Unternehmungen in Deutschland einen ausgezeichneten Ruf genoß, ein ruhmvalles Feld für graße Thaten und höchst wahrscheinlich auch eine bedeutsame Vergrößerung des Staates eröffnen mußte, schien ein unvermeidliches Ergebniß zu sein. Er bemühte sich aber in dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm einen achtbaren Bundesgenossen zu erwerben, der als helfender Freund viel glänzendere Resultate hervarrufen mußte, in zweideutiger Neutralität aber, ader gar in feindlichem Entgegenstehen die ganze Unternehmung in ihrem Erfolg ungewiß machen könnte. Er verlangte von demselben, gleichwie Gustav Adolf diese Forderung an das Herzogthum Preußen gestellt hatte, die Uebergabe des Forts und der Hafenplätze Memel und Pillau, um hier gelandet sogleich auf den Kern der polnischen Macht, gegen Warschau und Krakau vorzudringen. Ein gefährlicher Augenblick für Preußen: Verbindung mit Schweden machte allerdings den Sieg über Polen fast zweifellas, aber sie zeigte zugleich die eigene größere Gefahr, zum Tausch des von den Schweden längst gewünschten Hinterpommerns, vielleicht sogar des Herzogthums Preußen gegen ein Stück von Polen gezwungen zu werden, damit die schöne Aussicht für Carl X. in Erfüllung ginge, alle Ostseeländer von Mecklenburg bis Ingermannland, Finnland und Schweden, im Umkreise in ein Reich zu vereinigen, und dadurch diesen Staat unbedingt zur ersten Macht des Nordens für immer aufzustellen. Eine Verbindung mit Polen gab dagegen Preußen zum Kriegsschauplatz hin, entfernte nicht die Gefahr den Schweden zu erliegen, und zeigte als ein nicht unwahrscheinliches Schlußergebniß, daß Polen seine Niederlage auf Kosten seines Lehnsträgers büßen würde. Unter so bringenden Umständen nahm Kurfürst Friedrich Wilhelm für sich die Rechte eines europäischen Staates in Anspruch, und suchte Sicherheit und Gewährleistung seiner Staaten in Bündnissen mit den mächtigsten Staaten Europa's zu erlangen. Mit den Niederlanden, mit dem Protector Olivier Cramwell van England, mit Kaiser Ferdinand III. und mit Frankreich schloß er 1655 Verträge, deren ehrenvolle Bedingungen bewähren, in welchem Ansehen schon damals die Persönlichkeit des graßen Kurfürsten stand, und welche Erwartungen man von seinem Mitwirken als Bundesgenassen sich versprach.

Polen selbst wurde von dem Kurfürsten var dem nahen Wiederausbruche des Kriegs mit Schweden gewarnt, faßte jetzt aber zu spät den Entschluß, unter Vermittelung fremder Gesandten darauf einzugehen, was gleich bewilligt den Waffenstillstand unfehlbar erhalten haben würde. In Preußen traf Friedrich Wilhelm nach den damaligen Kräften des Landes seine Vertheidigungsanstalten. Seinem ersten Geheimenrath, dem Generallieutenant Graf Georg Friedrich von Waldeck, trug er als Statthalter die Beschirmung des ganzen Herzogthums auf. Die Landmiliz der Wybranzen wurde sofort aufgeboten und sollte in dem ersten Monate mit allen nöthigen Bedürfnissen von den Ihrigen, sodann auf allemeine Kosten des Landes verpflegt werden. Diese Wybranzen wurden in besonderen Abtheilungen einzelnen Kriegsobersten untergeardnet, die sie in dem Waffendienst üben mußten. Um die nöthigen Mannschaften herbeizuschaffen, sallte auf dem platten Lande von 20 Hufen ein Mann, und in den Städten von 10 ganzen Häusern, oder 20 halben Häusern (von geringerer Tiefe), oder endlich von 40 Viertelhäusern ader Buden gleichfalls ein Mann gestellt werden. Unterdessen kam der Kurfürst selbst mit 8000 Mann brandenburgischer und Pammerscher Kriegsvälker nach Preußen, fand aber hier nicht einmal sa viel Vorrath an Lebensmitteln und Geld in den herrschaftlichen Cassen, um sein kleines Heer einen einzigen Monat lang unterhalten zu können: er mußte sich daher aus dieser Verlegenheit durch eine Zwangsanleihe van 100,000 Thalern bei der Stadt Königsberg befreien. In den auswärtigen und inneren Verhältnissen nach den damaligen Umständen möglichst kräftig geschützt, konnte Friedrich Wilhelm in seinem edlen Sinne, in seiner Selbstvertrauen einflößenden Zuversicht, auch zum ersten Male als Landesfürst hier in Preußen, auf die eigene Vertheidigung des Landes durch seine Bewohner mitrechnen. Und er hat sich nicht getäuscht! Der vaterländische Sinn des gesammten Volks wurde damals zueest geweckt, und wenn derselbe auch noch nicht gleich bis zur alles vergessenden heiligen Kraft der Selbstaufopferung sich erhob,

Digitized by Google

und die Stände sogar wegen Bewahrung ihrer Rechte die Masse des Volkes zurückhielten, so hat er mindestens durch eine aufsichtige Unterstützung eine wesentliche Hülfe dem Kurfürsten dargereicht. —

Inzwischen war Carl X. in Polen im Sommer 1655 eingebrochen, und hatte fast ohne Schwertstreich sich die Wojewodschaften Posen und Kalisch unterworfen, darauf Warschau erobert und ein polnisches Heer am 6. September bei Ojarnowa am Flusse Doniez geschlagen. Gleichzeitig war ein zweites schwedisches Heer unter dem Feldherrn Wittenberg ohne Anfrage bei dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Pommern aus durch die Neumark in Polen eingerückt, und hatte hier ebenfalls so glänzende Fortschritte, als die Schweden unter der persönlichen Anführung des Königs Carl X. gemacht, so daß es bereits im November in der Nähe von Krakau stand. Preußen war noch von den Schweden im königlichen und kurfürstlichen Antheile unberührt geblieben. Da ging Friedrich Wilhelm selbst nach dem polnischen Preußen und schloß hier mit den Landständen durch den Grafen Fabian von Dohna und den Geheimenrath Friedrich von Jena am 12. November 1655, ohne die Krone von Polen, ein gemeinschaftliches Vertheidigungsbündniß, nach welchem der Kurfürst eine Unterstützung von 4000 Mann versprach, und zur Abwehr jedes Angriffs die Städte Braunsberg, Marienburg, Dirschau, Schlochau, Strasburg, Neuburg und Graudenz besetzte, und dafür den Ersatz der Unterhaltungskosten für die hierauf verwandten Truppen zugesichert erhielt. Doch die größeren westpreußischen Städte Danzig, Elbing und Thorn verweigerten, ungeachtet der dringenden Ermahnung ihres eigenen Königs Johann Casimir, dem der Kurfürst jetzt als der einzige Retter in der Noth erschien, ihre thätige Theilnahme an diesem Bündnisse. Johann Casimir, so verzagt in der Schwäche, wie übermüthig in den Tagen des von ihm selbst nicht einmal errungenen Sieges, versprach schon in dieser Zeit dem Kurfürsten, Preußen als ein souveraines Herzogthum zu überlassen, demselben seine Ansprüche auf die Krone Schweden abzutreten, die freilich werthlos genug geworden, und ihm sogar das damals von den Schweden schon gänzlich eroberte Livland als Lehn der Krone Polen zu geben, wenn Friedrich Wilhelm ihn kräftigst unterstützen würde. Freilich hatte er selbst in seinem Reiche keinen einzigen festen Platz mehr zu behaupten vermocht, Krakau war gänzlich übergegangen, Johann Casimir nach Oppeln in Schlesien geflüchtet, und in drei Monaten fast in ganz Polen die schwedische Hoheit anerkannt. Friedrich Wilhelm blieb jetzt auf sich allein beschränkt; der König von Schweden dagegen, durch des Kurfürsten Bündniß mit den westpreußischen Ständen verletzt, gedachte nun mit der Eroberung Preußens seinen Sieg über Polen zu vollenden. Während er selbst ohne großen Widerstand Thorn, Strasburg, Graudenz und Elbing einnahm, Danzig zur See durch seine Flotte sperrte, war ein drittes schwedisches Heer unter dem General Graf Wagnus de la Gardie aus Livthauen in das Herzogthum Preußen eingerückt. Zwischen zwei Heeren eingerengt, gegen die vereinte schwedische Macht allein gestellt, sah sich Kurfürst Friedrich Wilhelm, als die Schweden nicht mehr fern von Königsberg standen, am 17. Januar 1656 zum Abschluß des Vertrages zu Königsberg genöthigt. Doch auch dieser erzwungene Vertrag zeigt durch seine vortheilhaften Bedingungen, welchen Werth Carl X. auf ein günstiges Vernehmen mit dem Kurfürsten setzte. Das Herzogthum Preußen wurde schwedisches Lehn, aber durch das gesammte Bisthum Ermland verstärkt, das jedoch nur auf die männlichen Nachkommen des Kurfürsten vererben und dann an Schweden zurückfallen sollte. Die Neutralität wurde dem Kurfürsten für die Dauer dieses Krieges zugestanden, aber bald, da Friedrich Wilhelm bei so großen Unternehmungen in der engsten Nähe seiner Staaten nicht lange thatenloser Zuschauer bleiben konnte, durch den Vertrag zu Marienburg am 13. Juni 1656, in lebhafte Theilnahme an den Kriegsunternehmungen verwandelt. Dieser Vergleich ist als der erste Entwurf eines Theilungsvertrages über das Königreich Polen zu betrachten. Nach demselben sollte der Kurfürst mit 6000 Mann den König von Schweden in allen Theilen des polnischen Reichs unterstützen, nur nicht in Littthauen gegen Rußland, und eben so wenig gegen den Herzog von Kurland, welcher der Schwager des Kurfürsten war, und dafür dereinst nach erfolgtem Frieden die Woiwodschaften Kalisch, Posen, Lencie, Sieradz und den Bezirk Bielun erhalten, und mit seinen übrigen Staaten vereinigen, also beinahe denselben Antheil von Polen erwerben, den heute das Großherzogthum Posen bildet, nur noch in einem größeren Umfange nach Osten zu.

Dieser Vertrag reizte inzwischen auf gleich empfindliche Weise sowohl den König Johann Casimir, der, in seinem Reiche selbst machtlos, doch den für Treubruch gescholtenen Abfall des Kurfürsten auf das Aeußerste zu rächen drohte, als auch die Stände des Herzogthums Preußen, welche jede Aussicht auf Erweiterung der Macht ihres Landesherrn mit nicht zurückhaltenem Groll ansahen, da ihr eigenes erkanntes Interesse die Abhängigkeit des Fürsten von einer andern höher gestellten Macht willkommen hieß. Außerdem waren sie durch den Vertrag, der als ein Offensiv- und Defensiv-Bündniß zwischen Schweden und dem Kurfürsten gelten sollte, in einen langwierigen Krieg hineingezogen, die Kriegsmacht mußte in Preußen vermehrt werden, dabei war eine Erhöhung der bestehenden Abgaben unvermeidlich: sie fühlten sich also in der eigenthümlichen Verlegenheit, mittelbar durch größere Erweiterung der Macht und der Rechte des Kurfürsten zu ihrer eigenen Beschränkung beizutragen. Daher verweigerten die Landstände auf dem gerade versammelten Landtage in stark überwiegender Mehrzahl jede neue Vermehrung der Accise und Hufensteuer, und wurden hiezu im Namen des Königs Johann Casimir von dem polnischen Obristen Maydel sogar aufgefordert. Doch Friedrich Wilhelm ließ sich durch solche Drohungen von dem Durchführen seiner Pläne nicht zurückschrecken, wenn er diese einmal für angemessen zur Festhaltung seines politischen Standpunktes, und zur Ausführung seiner Zwecke in der Verwaltung seines Staates erachtete: er wies daher die Stände in dem Landtagsabschiede vom 4. Juli 1656 mit unumwundener Offenheit darauf hin, daß sie, da er einmal mit ihrer Zustimmung und sogar auf ihr dringendes Anrathen sein Frieden mit Schweden geschlossen habe, nun auch die Folgen davon tragen müßten. Jedoch gab er denselben die ernste Versicherung, daß die Lage des Landes während des Krieges, und die Steigerung ihrer Beitseuern in demselben durchaus keinen Eintrag auf ihre Rechte für die Zukunft haben sollten. In frommer Gesinnung fügte er am Schlusse des Abschiedes hinzu, daß durch monatliche Bußübungen und Fasttage Gottes Allmacht der gemeinsamen Sache des Vaterlandes zugewandt werden solle, und gebot sogar, die Uebertreter derselben zu bestrafen.

Gleich nach dem Marienburger Vertrage hatte sich das preußisch-brandenburgische Heer mit dem schwedischen vereinigt, da schon im Winter der König Johann Casimir aus Schlesien nach Polen zurückgekehrt war, bald einige Truppen gesammelt und die mit den Schweden schon längst wieder zerfallenen polnischen Großen für sich gewonnen hatte, um durch diese die Wojewodschaften und das Kronheer zum allgemeinen Zustande gegen Carl X. auf einmal zu erheben. Dies gelang völlig, der König von Schweden mußte rasch im Februar 1656 nach Polen abgehen, und wurde auch durch seine persönliche Anwesenheit im Allgemeinen das Waffenglück für Schweden aufrecht erhalten, so wurde doch der Kampf mit sehr abwechselnden Erfolge geführt, und die Stimmung des gesammten polnischen Volkes war für Carl X. entschieden verderben gesinnt. Warschau war wieder in die Hände der Polen gefallen; in der Nähe dieser Stadt sollte die Vereinigung des Königs von Schweden mit dem Kurfürsten vor sich gehen, um dann gemeinschaftlich die Kriegsunternehmungen weiter fortzusetzen. Der polnische Kron-Unterfeldherr Johann Gonsiewsky bemühte sich die Vereinigung beider Heere zu verhindern, aber sie kam dennoch, nach raschem Zurückdrängen Gonsiewsky's durch Carl X., am 15. Juli zu Stande, worauf beide Heere vereinigt bei Warschau zusammen 16,000 Mann zählten, während ihnen 40,000 Polen und Tataren gegenüber standen. Der französische Gesandte bot seine Vermittelung an für einen Frieden und Waffenstillstand vor der Schlacht, wurde aber schnöde von Johann Casimir zurück gewiesen, der in dem stolzesten Vertrauen auf seine Uebermacht die Schweden den Tataren zum Frühstück vorwerfen wollte, dem großen Kurfürsten aber einen Ort anzuweisen sich vermaß, wo ihn weder Sonne noch Mond bescheinen sollten. Aber im Rathe des Schicksals war ein anderes Loos bestimmt. Nach einem dreitägigen Kampfe (18—20. Juli 1656) auf denselben Feldern bei Warschau, die auch in dem letzten Kriege zwischen Polen und Rußland wieder eine weltshistorische Wichtigkeit erlangt haben, gewann das kräftig unterstützte Talent einen glänzenden Sieg über die schlecht geleitete Uebermacht, wenn gleich von beiden Seiten mit außerordentlicher Tapferkeit, und zuletzt sogar mit äußerster Erbitterung gefochten wurde. Die Fürsten fuhren persönlich den Oberbefehl, dem Könige von Polen standen die Krongroßfeldherren von Polen und Litthauen zur Seite, die überlegene Zahl und der günstige Boden stritten zu Gunsten der Polen, gut bedientes Geschütz, höhere Kriegskunst und die strengste Mannszucht unter den Truppen gaben den Verbündeten das Uebergewicht. Diese konnten allerdings auch nur in einem Siege ihre Rettung hoffen, da nach dem Verluste einer Schlacht die Uebriggebliebenen bei ihrer geringen Zahl unfehlbar die Beute der erbitterten Landvolks auf dem langen Rückzuge geworden wären. Am dritten Tage wurde endlich der Sieg durch einen Angriff der preußischen Reiterei, unter persönlicher Leitung des Kurfürsten und des Generals Otto Christoph von Sparre entschieden, dem das Jahr darauf die Ehre des ersten preußischen Feldmarschallstabs aus den Händen seines souveränen Fürsten zu Theil wurde. Den brandenburgisch-preußischen Truppen wurde selbst vom Schwedenkönige die Ehre des Tages zuerkannt, sie ward unter dem Losungsworte er-

Digitized by Google

rungen, das fortan bei den Preußen in allen Tagen der Gefahr des Volkes Treue mit dem edlen Willen seines Fürsten innigst verknüpfen sollte: Gott mit uns! riefen die ihres Führers schon gewohnten Brandenburger, Gott mit uns war das Feldgeschrei der im Lande Preußen neu geworbenen Schaaren, die in Ermangelung gleichförmig bestimmter Kleidungsstücke nur durch ein Bündel Stroh auf ihrem Hute als Truppen des Kurfürsten sich geltend machten, während die regelmäßigen des sicheren Führers lang gewohnten Krieger ihr einfaches Feldzeichen zum ersten Male mit einem welthistorischen Siege schmückten, durch den Preußens selbstständige Macht im raschen Fluge entwickelt werden sollte.

Trat Friedrich Wilhelm der Große durch diesen ehrenvollen Tag in die Reihe der ausgezeichneten europäischen Feldherren, so war derselbe nicht minder einflußreich für die ganze spätere Entwickelung des preußischen Staates. Die Polen hatten den größten Theil ihres Geschützes verloren, und waren haltungslos in der Richtung auf Lublin entflohen: so schwach die Sieger waren, so konnte doch eine eilige Verfolgung wieder ganz Polen in ihre Hände geben, Carl X. zum alleinigen Entscheider in den Angelegenheiten des Nordens machen, und dabei doch das Herzogthum Preußen den größten Gefahren von Seiten Litthauens aussetzen. Der Kurfürst wollte aber weder durch zu thätige Unterstützung Schwedens von diesem allein sich abhängig machen, noch das eigene Land zu Gunsten eines übermächtigen Nebenbuhlers verderblichen Gefahren aussetzen. Er trennte sich daher von dem schwedischen Heere und näherte sich der preußischen Gränze. Und in der That war auch bereits ein hartes Verderben über Preußen gekommen. Der litthauische Unterfeldherr Gonsiewsky, ein Mann von vielfacher Kriegserfahrung, hatte ein Heer von 20,000 Mann, zum größten Theile Tataren gesammelt, mit welchem er so rasch an die preußische Gränze rückte, daß die schwedischen Generale Steinbock und Graf de la Gardie weder Zeit gehabt hatten, ihn von Preußen zurückzuschlagen, noch mit den an der Südostgränze Preußens aufgestellten preußischen Truppen sich zu vereinigen. Diese standen, etwa 10,000 Mann stark, zum großen Theil wenig in Waffen geübtes Landvolk, verbunden mit einer Schaar Schweden unter dem General Riedershielm, unter den Generalen Graf von Waldeck und Fürst von Radziwil *) bei dem Dorfe Prostken am Flusse Lyck im Hauptamte Lyck, unfern der polnischen Gränze, hatten aber fast gar kein Geschütz bei sich. Sie wurden am 8. October 1656 von Gonsiewsky überfallen und erlitten eine völlige Niederlage, so daß kaum 2000 Mann durch die Flucht entkamen, die übrigen niedergemacht oder gefangen wurden, und das gesammte südliche Herzogthum Preußen wehrlos den Polen und Tataren für einige Tage preisgegeben war, bis das siegreiche Gefecht des Generals Steinbock bei Philippowo an der polnischen Gränze über die geordneten Schaaren des Gonsiewsky am 12. October, auch die einzelnen, weit umherstreifenden Tatarenhaufen zum schleunigen Rückzuge zwang. In wie kurzer Zeit aber auch die schreckliche Verheerung dieses Tatareneinfalls ausgeübt wurde, so gräßlich erscheint ihr Schlußergebniß. Dreizehn Städte, 249 Flecken, Dörfer und einzeln stehende Höfe nebst 37 Kirchen wurden niedergebrannt, das meiste Rindvieh, Pferde, Schweine und Schafe wurden mitgenommen oder vernichtet, 23,000 Menschen wurden erschlagen, und 34,000 Menschen jedes Standes, Alters und Geschlechts in die Sclaverei fortgeschleppt. Mit Fesseln, Stricken und Pferdezäumen zusammengekoppelt und an den Pferden angebunden, Tag und Nacht hindurch wurden diese unglücklichen Opfer ohne gehörige Nahrung, Bekleidung und Erholung fortgetrieben. Den ermüdeten Müttern wurden ihre Säuglinge entrissen und vor ihren Augen zerschmettert, Greise und erschöpfte Kinder wurden niedergestoßen, um nicht an dem schnellen Fortzuge gehindert zu werden. Viele ertranken beim Uebersetzen der Flüsse, und noch mehrere erlagen dem Hunger, der Kälte und dem Mangel an allen gewohnten Bequemlichkeiten des Lebens: der Rest wurde in Caffa und andern Handelsplätzen der Halbinsel Krimm auf offenem Markte verkauft. Nach dieser fürchterlichen Verwüstung, in der zugleich so viele Massen von Lebensmitteln nutzlos zerstört waren, brachte die darauf folgende allgemeine Hungersnoth im Lande wieder ihre gewöhnlichen Uebel mit sich, ansteckende Krankheiten unter Vieh und Menschen, so daß in den nächsten Monaten gegen 80,000 Menschen in Preußen als Opfer der Pest gezählt wurden, und die Pferde in manchen Aemtern, wie z. B. in Johannisburg ganz ausgestorben sein sollen. Aecker konnten nicht bestellt, Dörfer nicht wieder auferbaut werden. Da war es denn kein Wunder, daß ganze Dörfer abermals für immer aus der Reihe bewohnbarer Ortschaften verschwanden, und auf ihren einst urbaren Feldern wildes Gesträuch allmählig zu einem Walde emporwuchs.

Inzwischen konnte Friedrich Wilhelm, nach so großem Verluste in seiner Parteinahme zwischen Johann Casimir und Carl X. schwankend werden und den neuen Einflüsterungen polnischer Unterhändler Gehör geben. Um nun einen so geachteten Fürsten bei dem großen Bunde, der sich gegen Carl X. unter den nordischen und westeuropäischen Staaten aufthürmte, nicht auch in die Zahl seiner Gegner übertreten zu sehen, sondern ihn vielmehr durch ein noch innigeres und vortheilhafteres Band an das Interesse Schwedens zu knüpfen, schloß Carl X. mit Friedrich Wilhelm am 30. October (10. November) 1656 einen neuen Vertrag zu Labiau, nach welchem unser Landesherr für Preußen die Souverainität erlangte, und mit demselben Rechte auch das Bisthum Ermland gewann. Erst nach dem Aussterben der männlichen Linie der souverainen Herzoge sollte Preußen an Schweden zurückfallen, doch den übrigen Markgrafen von Brandenburg in Franken das Recht vorbehalten sein, welches sie früher bei der polnischen Belehnung gehabt hatten. Die weiblichen Nachkommen dagegen sollten in diesem Falle durch die Summe von 300,000 Rthlrn. entschädigt werden. In geheimen Artikeln wurde ausgemacht, daß an Schweden im dereinstigen Friedensschlusse mit Polen Westpreußen, Pomerellen, Szamayten, Semgallen, Curland und Liefland fallen sollten; doch von Curland nur der polnische Antheil, ohne Beeinträchtigung des Herzogs von Curland, wie der Kurfürst es ausdrücklich für seinen Schwager ausmachte. Dagegen verpflichtete sich Schweden dafür zu sorgen, daß der Kurfürst den im Marienburger Vertrage ihm bestimmten Antheil von Polen erhalten sollte, doch müßte er auch nachgeben, wenn Polen diese Länder gar nicht, oder nur zum Theile abtreten wollte. Die gegenseitige Hülfe wurde auf 2500 Mann Fußvolk und 1500 Reiter bestimmt, doch war Brandenburg-Preußen dieselbe zu stellen nur dann verpflichtet, wenn Schweden in Westpreußen, Pomerellen oder Szamayten angegriffen würde. In Bezug auf die Seezölle in Preußen war der souveraine Herzog unbeschränkt, doch mußte er ein für allemal die Summe von 120,000 Thaler an Schweden zahlen und versprechen, den Zoll für die nach Elbing gehenden Güter und Schiffe in Pillau niemals zu erhöhen.

Preußens Souverainität war aber dann erst außer allen Zweifel gestellt, wenn derjenige Staat, zu welchem das Herzogthum früher als Lehn gehört hatte, die Anerkennung dieses selbstständigen politischen Zustandes öffentlich ausgesprochen, und die Mehrzahl der wichtigeren europäischen Staaten durch Beitritt zu derselben das souveraine Preußen in ihre Mitte aufgenommen hatten. Indessen hatte das zu stark drohende Uebergewicht der Schweden an der Ostsee bereits die beiden vorzüglich auf derselben betheiligten Handelsstaaten Holland und Dänemark bestimmt, sich gegen Carl X. zu erklären, während der Kaiser Ferdinand III. die Russen nicht nur zu einem Waffenstillstande mit Polen, sondern auch zum unmittelbaren Angriff der Schweden in Liefland, Ingermannland und Karelen bewogen hatte. Dadurch war Johann Casimir von neuem ermuthigt, mit einem beträchtlichen Heere selbst nach Westpreußen aufgebrochen, hatte Conitz eingenommen und ein Lager vor Danzig bezogen. Hier wurde zwar Johann Casimir von den Schweden geschlagen, doch verwehrte er denselben alle ferneren Unternehmungen gegen die mächtige Stadt, und der Schwedenkönig mußte sich begnügen, mittelbar vermöge einer Durchstechung der Weichseldämme und Ueberschwemmung des Werders, seine Rache an dieser Stadt auszuüben. Doch mitten unter diesen Unternehmungen 1657 wurde Carl X. durch den Angriff der Dänen auf das schwedische Fürstenthum Bremen nach Deutschland hingezogen, während eine holländische Flotte unter dem berühmten Admiral Tromp vor dem Hafen von Danzig sich zeigte, um diesen für die Polen sicher zu stellen und allen nur möglichen Abbruch den schwedischen Schiffen auf der Ostsee zu thun. Da fühlte der große Kurfürst, daß es an der Zeit wäre, von dem Bündnisse mit dem in zu tollkühne Unternehmungen sich stürzenden Könige Carl X. sich loszusagen, und Polens Anerkennung seiner Souverainität auf anderem Wege zu erwerben. Aber eine Annäherung zwischen Polen und Preußen wurde dadurch gehindert, daß weder der König noch die Reichsstände von Polen ihre alten Rechte auf das Herzogthum Preußen aufgeben wollten, und dafür dem Kurfürsten ihre Beihülfe zur Eroberung von Schwedisch-Pommern als Ersatz für die Entsagung auf die Souverainität Preußens anboten. Friedrich Wilhelm beharrte aber jetzt fest dabei, daß er ohne die einmal

*) Boguslaw Fürst von Radziwil, der nachmalige Statthalter des Landes Preußen, hat sich um dieses Land, sowohl durch seine zwölfjährige Verwaltung, (1657–1669), als durch seine Stiftungen für Universität und Schulen, ein bleibendes Andenken erworben. Er gehört dem reformirten Zweige dieser Familie an, welchen Fürst Christoph von Radziwil stiftete, der 1604 zu Wilna verstarb. Dieser hatte zwei Söhne, Janisch und Christoph, von denen der letztere zu Heidelberg studierte. Sie beide waren reformirter Confession und unterstützten die Protestanten in Polen und Litthauen reichlich. Fürst Janisch erwarb durch seine Gemahlin Sophia, die Erbtochter der Herrschaft Sluczk, die aber 1611 verstarb, sehr große Reichthümer. In zweiter Ehe vermählte er sich 1613 mit Sophie Elisabeth, Markgräfin von Brandenburg, Tochter des Kurfürsten Johann Georg, aus welcher Ehe Fürst Boguslaw entsproß (1. Mai 1620).

Digitized by Google

erlangte Souverainität in Preußen nicht bestehen könnte. Um ihn raschest zum Ziele zu führen, traf es sich, daß das Interesse des Kaisers von Oestreich, welches in Polen und namentlich bei dem Könige Johann Casimir viel galt, indem beide Mächte nach dem gleichen politischen Zielpunkte, nach der Erniedrigung der schwedischen Macht strebten, jetzt, nach dem westphälischen Frieden geradezu verlangte, daß eine deutsche Mittelmacht von einiger Bedeutung die Schweden an der Ostsee, und namentlich zwischen der Weichsel und der Weser, beschränkte und dadurch ihrer weiteren Ausbreitung in Deutschland sich entgegenstellte. Daher brachte der kaiserliche Gesandte am polnischen Hofe, als Vermittler zwischen dem Kurfürsten und Polen, nach nicht sehr anstrengenden Verhandlungen es dahin, daß der schwankende König Johann Casimir in dem Vertrage zu Wehlau, am 19. September 1657 Preußens Souverainität zugestand, indem er das Bisthum Ermland von dem Kurfürsten zurück erhielt und wenige Monate darauf in der Uebereinkunft zu Bromberg oder Bydgost, am 6. November 1657, den Kurfürsten sogar zur thätigeren Hülfe sich verpflichtete, indem er die Herrschaften Lauenburg und Bütow ihm als polnisches Lehn, jedoch ohne Adleistung des Lehnseides, überließ, und außerdem Elbing und die Starostei Draheim für Geld zur Truppenwerbung ihm verpfändete. Als nothwendige Folgen dieser Verhandlungen gingen nun die Bündnisse des Kurfürsten mit allen übrigen Feinden Carl X. hervor, sowohl mit Dänemark, am 30. October 1657, das den Schutz der preußischen Küste durch eine Flotte übernahm, als auch mit Kaiser Leopold I., am 30. Januar 1658, der 10,000 Mann zur Eroberung von Schwedisch-Pommern verhieß. Die weiteren Kriegsunternehmungen des großen Kurfürsten gegen Carl X. gehören, weil sie außerhalb der Gränzen Preußens vor sich gingen, nicht für den Raum dieser Blätter; doch dürfen wir als einen ehrenwerthen Schluß dieses Abschnittes den am 3. Mai 1660 geschlossenen Frieden im Kloster Oliva hervorheben, der weniger durch die Erschöpfung der meisten kriegführenden Mächte, als durch den unerwartet schnellen Tod des schwedischen Königs herbeigeführt wurde. Dieser Frieden gab bis auf die Zeiten des großen nordischen Krieges die Grundlage für alle auswärtigen Staatsverhältnisse und Verhandlungen unter sämmtlichen Mächten von Nordeuropa. Preußen empfing durch diesen Frieden die Bestätigung und Garantirung der Verträge zu Wehlau und Bromberg von allen an den Verhandlungen theilnehmenden Staaten und erhob sich durch die persönliche Größe seines damaligen edlen Regenten, im Verein mit dessen deutschen Erblanden, rasch zu einer europäischen Macht des zweiten Ranges, der einzigen unten den Staaten Europa's, die nicht Königreiche waren. Es erlangte im Norden jetzt gleiches Ansehen mit Dänemark, es trat in Deutschland entschieden über Sachsen, das so lange mit Brandenburg rivalisirt hatte und wohl häufig im Vorrange gewesen war; es ward im deutschen Reiche ohne allen Widerspruch der erste Staat nach dem Kaiser. Auf solche Weise wurde Preußen-Brandenburg die Mittelmacht zwischen dem Kaiser und den übrigen deutschen Fürsten, blieb aber dem kaiserlichen Interesse, oftmals mit der größten eigenen Aufopferung getreu, bis es unter Friedrich Wilhelm's großem Urenkel in den Stand entschiedner Opposition gegen Oestreich und sofort in den gleichen Rang mit diesem Staate überging. Doch erreichte es diesen hohen Standpunkt nicht durch den Umfang des Besitzthums, nicht durch die Größe der Bevölkerung, nicht durch Erwerb von Natur reich begabter Länder, sondern allein durch die geistige Größe von Friedrich Wilhelm, der Feldherr, Staatsmann und Landesregent großartig in sich vereinigend, den meisten seiner Zeitgenossen vorauging, mit Einsicht die Zeitumstände benutzte, unverwandt einen einzigen Weg verfolgte, endlich mehr als Alles, seinem Volke Vertrauen gab und innige begeisterte Liebe zurück empfing.

Levin Schücking

ward 1810 in Münster geboren, erhielt eine wissenschaftliche Bildung und lebte dann theils als Erzieher, theils als Privatgelehrter an verschiedenen Orten, bis er vor einigen Jahren, nachdem er sich mit dem, auch als Schriftstellerin ausgezeichneten Fräulein von Gall, vermählt, nach Augsburg und von da nach Cöln zog, wo er bei der Redaction der Cölnischen Zeitung beschäftigt ist.

Er gab heraus:

Das malerische und romantische Westphalen. (Gemeinschaftlich mit F. Freiligrath.) Leipzig 1839.
Der Dom zu Cöln und seine Vollendung. Cöln 1842.
Ein Schloß am Meer. Roman. 2 Thle. Leipzig 1843.
Gedichte. Stuttgart 1846.
Zeiten und Sitten. I—III. Die Ritterbürtigen. Roman. 3 Bde. Leipzig 1846. IV. Eine dunkle That. Roman. Ebendas. 1846.
Novellen. 2 Bde. Pesth und Leipzig 1846.
Einzelne Aufsätze, Novellen, Gedichte u. s. w. in Zeitschriften.

Ein feiner und geistreicher Beobachter, mehr Denker als Dichter, ist S. namentlich ausgezeichnet durch seine Schilderungen der Sitten früherer Tage und seine meisterhaften Zeichnungen des menschlichen Herzens. Seine Gedichte, Erzeugnisse eines reichen und tiefen Gemüthes, athmen Innigkeit und warme Empfindung und sind musterhaft hinsichtlich der äußeren Form und des Wohllautes.

Jugend-Erinnerungen.

Umrausche mich noch einmal, alter Wald,
Tragt mich noch einmal, Trümmer von Basalt,
Du, altes Schloß, das ich so oft erkletert:
Ein kecker Bursche war ich hier zu schaun,
Mit Stolz gebietend über Land und Gaun,
Ein Herr der Trümmer, die der Sturm zerwettert.

Mir folgten Tausende bewährten Arms,
Mein Wappen wehte, das Panier des Schwarms,
In meiner Faust als Speer die junge Tanne;
So saß ich träumend hoch auf meinem Roß,
Dem alten Leun, der grimmig vor dem Schloß
Den moosgen Schild hielt, an des Thores Banne.

Doch wenn der Tag des Herrn, der sonnge Tag,
Nun wieder da mit seiner Serchen Schlag,
Die jubelnd schwirrten aus den Aehrenfeldern,
Wenn selbst die lindenduftende Allee
Wie festlich wies, daß sie den Tag begeh',
Die Sonne lichter lag auf allen Wäldern:

Dann rief die graue Waldkapelle mich,
Dann durch die Wipfel tönten feierlich
Vom Klosterthurm die freundlichhellen Glocken:
In blauer Schärpe stand ich dienend da
Vor dem Altar und sprach die Symbola,
Des Priesters Hand lag segnend auf den Locken.

Wo ich gebient, laßt mich noch einmal knie'n,
Noch einmal mich die Weihrauch-Wolken zieh'n,
Die ew'ge Lampe schüren, die ermattet:
Daß, wie des Kindes gläubiges Gebet
Ihr Flackern licht ob meinem Haupte steht,
Daß mich der alte Frieden überschattet! —

Er naht sich nicht! — Mit innerlichem Grau'n
Muß ich der Bögen düstre Wölbung schau'n,
Die hohl, gespenstisch nachhallt meinen Schritten.
Das sind die Stufen, wo ich einst gekniet,
Die Stelle ist es, doch der Frieden zieht
Nicht durch die Brust, wie einst, wenn sie gelitten.

Verlassen Alles! Epheu wuchert dicht
Um den Altar und strebt hinaus nach Licht
Und rankt durchs Fenster mit befreitem Laube;
Als ob, um fesselloß ihm nachzuziehn,
Sie neuverjüngte Schwingen sich gelehn,
Flog vom Gewölb des heil'gen Geistes Taube.

Digitized by Google

Hinaus, hinaus, auf meinen Leun empor,
Den Wappenhalter auf dem alten Thor,
Noch weiß't er grimm die trotz'gen, festen Krallen!
Und weiß't die drauend jetzt, das kluge Thier,
Er ließ hinab längst Schild ja und Zimier *),
Die ganze Herrlichkeit in Trümmer fallen!

Du trägst mich gut, du alter Paladin,
In freier Luft, in heller Sonne Glühn;
Von dir gewiegt laß ich mein Banner wehen!
Die um mein Wappen einst um mich geschaart,
Jetzt, Ritter, her zur letzten Siegesfahrt,
Her, stolze freiheitfreischende Ideen!

Wie Weihrauch ob uns zieht der Linde Duft,
Den Frieden Gottes athmet rings die Luft,
Die Eiche winkt mit dem verheißnen Laube!
Es nahr der Frieden uns nach treuem Streit,
Und in den Tempeln, die er sich erneut,
Schwebt über uns des heil'gen Geistes Taube! —

Der letzte Troubadour.

Erstorben sind die Fluren, durch der Düraner Au'n
Zieht Sturm und Schneegestöber und winternächtlich Grau'n.

Verblichen sind die Rosen des heit'ren Arelat,
Durch dürr entlaubte Haine deckt Schnee des Sängers Pfad.

Ihm glänzt nicht Mondesleuchten, ihm sendet seinen Strahl
Kein Stern vom Wolkenhimmel durch's öde düst're Thal.

Er wandert zagend weiter, und schwankt der müde Fuß,
Dann sendet ihm sein Geleiter, die Harfe, leisen Gruß.

Zeigt sich kein Lichtesschimmer, kein gastlich winkend Dach?
Wird nirgend fernab heulend der Rüden Stimme wach?

Ha! dort durch dürre Aeste — ist's nicht wie Lampenschein
Aus alterndem Gemäuer? dort wird ein Obdach sein!

Er eilt und pocht bald leise, die Hand von Frost erstarrt,
An's niedre Thor des Baues; dann steht er lang und harrt:

Und pocht zum zweiten Male; doch keines Schrittes Nahn
Verkündet aus dem Innren, es werde aufgethan.

Da schlägt er ungeduldig zum dritten Mal daver,
Und ruft: „Bei Christi Mutter, Maria, auf das Thor!

Und horch, die Riegel klirren, das Thor erschließt sich schnell,
Und um ihn glänzt und strahlt es, wie Tageslicht so hell:

Gewölbt, doch klein die Halle; in ihrer Mitte steht
Die hehrste Frau vor allen, die je sein Blick erspäht.

Von oben hängt die Ampel von Silber, perlumkränzt,
Doch ist's, als ob die Helle aus ihrem Antlitz glänzt:

Als ob nur Lichteswogen, nur warmer Himmelsschein,
Von Balsamduft durchzogen, ihr Aether könne sein.

Es beugt sich tief der Sänger, küßt ihre Lilienhand,
Und hält sein Aug' erröthend an ihren Blick gebannt:

„O minnigliche Dame, erbarmt Euch meiner Noth,
Habt Mitleid mit dem Armen, dem Niemand Obdach bot.

Wohl rauschet der Strom der Lieder, quillt süßer Weisen Ton
Aus meines Busens Tiefe, um Ruhm und Minnelohn,

Und zu des Heilands Ehre und zu der Jungfrau Preis;
Doch wer ist noch auf Erden, der's Dank dem Sänger weiß?

Nicht ladet der Edlen Halle, sonst gastlich, mehr ihn ein;
Geschmäht wird seine Stimme, wer mag das Ohr ihr leihn?

Ich sang den Reiz der Dame, die ich zur Herrin kor,
Auf meiner Lieder Schwingen hob sich ihr Ruhm empor:

Mir ist kein Lohn geworden; der süßen Augen Blick
Strahlt eines Andern Züge in Liebesgluth zurück.

Drum zieh ich irrend weiter; der heil'gen Jungfrau weihn
Will ich nun meine Lieder, der süßen Frau allein:

Bis sie mein Flehn erhöret, bis sie zu mir sich neigt,
Bis mir der Kuß der Holden die glühende Wange bleicht!"

Da grüßt ihn milde lächelnd die hehre Frau und geht
Zu ihrem Thron zurücke, der altargleich erhöht.

Auf seiner letzten Stufe, von weichem Teppich zart,
Winkt sie ihm auszuruhen von langer schwerer Fahrt.

Es schwindet rings die Helle; und als er still nun ruht,
Kühlt's ihm wie Schwanenflügel der Wange Fieberglut.

Ihm ist's, als wenn ein Odem, wie Balsam süß und rein,
Die heiße Stirne küsse; dann schläft er selig ein.

* * *

Er ist nicht mehr erstanden; der heil'gen Jungfrau Gast
Fand dort ein frommer Waller vor ihrem Bild erblaßt.

Ein Geusenabenteuer.

I.

Die Schlacht bei Jemmingen war geschlagen, die Truppen der edlen, nassauischen Fürstenbrüder hatten sich zerstreut, und gegen Alba und seine Spanier gab es in allen Niederlanden keinen Damm, keine Schutzwehr mehr. Der Zorn des schwarzen Herzogs stand wie ein dunkles Ungewitter über dem bebenden Lande. Er selbst war auf dem Heimzuge aus Friesland nach Brüssel begriffen, rechts und links eine breite, blutbenetzte und flammenlodernde Bahn über die gesegnetsten Gegenden ziehend, durch welche sich der Strom seiner entmenschten Spanier fortwälzte. Mehre Stunden oberhalb Gorkum war er über die Waal gegangen und hatte sich von da nach Breda gewendet, während ein detachierter Heerhaufe Schloß Loevestein, das später durch Hugo Grotius' Gefangenschaft und Flucht so berühmt gewordene Fort am Zusammenflusse von Maas und Waal, umlagert hielt und unablässig bestürmte.

Rechtsab von dem Wege, den Alba eingeschlagen hatte, und eine Strecke vor seiner Vorhut her zog ein starker Trupp der „Busch- oder wilden Geusen" in der Richtung auf Gertruidenberg zu, um von da aus die großen Scheldeinseln Tholen und Duiveland zu erreichen. Es war ein warmer, stiller Nachmittag im August des Jahres 1568. Der kriegerischen Wanderer mochten etwa vierzig sein, theils zu Fuß, theils reitend auf schweren flandrischen und friesischen Gäulen. Es waren wettergebräunte, verwegene Gesellen, in Koller oder Harnisch, in Helm oder Federhut, Alle mit Waffen der verschiedensten Art beladen und Wenige ohne Narben in den bärtigen Gesichtern. Zwei entschlossene Anführer standen an ihrer Spitze, Jacob Duele und Jan Michael, und obgleich sie sowol, als die ganze Sache der Freiheit in einer hoffnungslosen Lage waren, so stand doch weder in ihren Zügen noch in ihrem Wesen etwas geschrieben, das auf Entmuthigung oder Verzagen gedeutet hätte. Ihr Weg führte sie durch eine Gegend, in der junger Erlen- und Birkenaufschlag über sumpfigem und binsenreichem Grunde mit höher gelegenen Strichen abwechselte, wo Eichen und Buchen genug trockenen Bodens gefunden hatten, um einen stattlichen Hochwald zu bilden. Die Sonne blitzte hier mit schrägen Strahlen durch die Laubkronen und legte große, heißschimmernde Flecke auf den gelben Moosboden des Weges, den die Truppe zog. Aber in Harnisch und blanken Waffen blitzte sie nicht, denn das Rüstzeug der Männer war dunkel und rostgefärbt, die Koller waren geflickt, die Krägen und weiten Faltenhosen vom Regen verwaschen, und die ehemalige Pracht des feurigen Roths oder hellglänzenden Gelbs an Wamms und Jacke war überall dahin geschwunden in dunkle und verblaßte Farben.

„He, Kobus Hucle!" rief Jan Michael, der an der Spitze ritt, aus und warf seine lange Gestalt im Sattel zurück, um die Faust im Stulphandschuh auf die kolossale Kruppe seiner Stute zu fügen.

„Was giebt's, Jan?" antwortete aus dem nächsten Trupp hinter ihm der kleine Kobus, der seine Beine mit außerordentlicher Sorgfostigkeit an den Weichen eines sehr mageren Gaules hin- und herschlenkerte, „was giebt's, langes Menschenkind?"

*) Zimier, cimier: Helmzierde.

Digitized by Google

„Wo ist Rolfus? Rolfus van den Ende? Die Buschgreifen reiten in den Wald ein. Was grüßen sie ihn nicht! Rolfus soll Eins anstimmen!“

„Rolfus, Rolfus!“ rief es aus mehren tiefen Baßkehlen im Chore. „Meister Kobus ruft Euch.“

„Laßt Eure helle Stimme klingen und hangt nicht auf dem Sattel, als machtet Ihr Rechen-Exempel, Rolfus!“

Der Angerufene tritt unter den Letzten des Schwarms, und obwol auch er eine verwilderte, dürftige Figur war, die trotz Jedem in der Truppe ihre tiefe Schmarre über der Lange trug, so zeichnete er sich vor den Andern doch vortheilhaft aus. Sein grauer Hut mit breitem Rande und der Gryfenfeder hatte einen stattlichen, rothen Federbusch, das Wehrgehenk war reich mit Gold ausgestickt, und die Reitelschnüre seines gefleckten, gelben Wammses endeten in schwere, silberne Spitzen. Er hob den Kopf, strich eine Fülle langen, hellblonden Haares aus der Stirn und intonirte dann, ohne sich weiter bitten zu lassen, mit einer ganz bewundernswürdig schönen Tenorstimme den ersten Vers eines Volksgesanges, in den alsbald Chor machend seine sämmtlichen Gesährten einfielen:

Helpt nu u selfs, soo helpt u God
Uit der tyrannen handt en slot,
Benaude Nederlanders;
Ghy draegt den hast al om u strot,
Hept fluex u vroome handen.

Während so der laute Gesang der Männerschaar die schweigenden Echo's der Waldung weckte, sank Rolfus nach und nach wieder in sein früheres Brüten zurück. Seine Stimme summte bald nur noch leise die Strophen des Liedes mit, sein Pferd machte immer langsamere Schritte, und nach und nach hatte sich eine ganze Anzahl moosiger Stämme zwischen ihn und den letzten seiner racheren Gefährten geschoben. Rolfus schien dies beabsichtigt zu haben; denn sobald er sich außer Beobachtung sah, ritt er plötzlich rasch links ab vom Wege der Andern und auf den Stamm einer uralten Buche zu, die den Eichen rings umher nichts an Höhe nachgab und alle durch die Ausdehnung ihrer prachtvollen Wipfelkrone übertraf. Rolfus sprang zur Erde, als er bei ihr angekommen; mit spähendem Auge wandelte er rings um den Stamm — er suchte etwas an dem Baumstaume, schien es — in Mannshöhe — ja, und da stand es auch, was er suchte, nichts Anderes, als ein großes K, das sehr kunstlos frisch in die Rinde geschnitten war.

Mit dem Ausdruck großer Freude sprang der Geuse wieder in den Sattel, verfolgte in raschem Trabe einen Fußpfad, der von dem Baume weiter in das Waldsdickicht lief, und hatte nach weniger als einer Viertelstunde Weges den Ausgang des Gehölzes erreicht. Sein Ziel lag vor ihm inmitten einer ausgedehnten Wiesenfläche — es war eine alte und feste Wasserburg, von vier Thürmen flankirt, mit zackigen Giebeln sich emporthebend aus breiten und dunkeln Wassergräben, über die eine leichte, hölzerne Zugbrücke ins Innere führte. Rolfus dann sein Pferd an einen Ast im Gebüsche; dann schritt er zu Fuß auf die Burg zu, die einsam und verlassen da lag im stillen Abendsonnengolde. Ueber die unter seinen Tritten ächzende Zugbrücke kam er in einen halbenden, gewölbten Thorweg. Hier trat ihm ein bewaffneter Knecht mit einem großen, silbernen Wappenschilde auf dem linken Wammsärmel entgegen.

„Was, seid Ihr es, Junkherr van den Ende?“

„Ja, ich bin es, Claz; ich will die Tochter Eures Herrn sprechen und ich hoffe, Ihr führt mich zu ihr, ohne erst viel Aufhebens davon in der Burg zu machen.“

„Von Herzen gern, Junkherr,“ sagte der Knecht leiser; „aber ich rathe Euch, in Raffingdhem keinen Augenblick länger Euren rothen Federbusch spazieren zu tragen, als Eure Geschäfte es nöthig machen.“

„Und weßhalb nicht?“

„Weil wir die Spanjarden auf eine Stunde Weges von hier haben, in Hill, wo unser Herr sie begrüßt. Gott stehe uns bei, daß sich kein Streifkorps bis hieher verirret!“

Der Knecht hatte den jungen Geusen eine Wendeltreppe hinaufgeführt, und nachdem Beide oben eine mit Fließen bedeckte Halle und dann ein dunkles Vorgemach durchschritten, schlug der Diener einen farbigen Teppich zurück, der den Eingang zu ein großes und üppig eingerichtetes Gemach verhüllte. Der schwere Reiterstiefel des Geusen trat auf kunstreiche Gewirke Arras'scher Weberstühle; vergoldete Vogelkäfige mit indianischen Reisigvögeln hingen an seidenen Schnüren von der getafelten Decke nieder, und die goldgepreßten Ledertapeten waren bedeckt mit schönen Schildereien niederländischer Meister. Von den chinesischen Vasen auf dem Kaminsime und der Künstlerarbeit an dem geschnitzten Holzwerk bis zu der Reihe forgfältig gepflegter Blumen und Gewächse, die über die Scheiben des einzigen, unermeßlich hohen Fensters ihre Ranken wehen — Alles deutete auf den Reichthum der noch unerschöpften Niederlande und den Lebensgenuß, der sich da zu einer Art geschmackvoller und heiterer Philosophie auszubilden pflegt, wo der Ueberfluß den Druck der Sorge fern hält.

Der junge Geuse achtete wenig auf den phantasiereichen Luxus, der in diesem Gemache herrschte. Sein Herz pochte voll Beklommenheit. Ihm gegenüber auf dem Polsterstuhl in der Fensternische saß eine junge Dame, den linken Arm auf die Brüstung stützend und mit den schmalen, runden Fingern die Blätter eines Geraniums zerreibend, während die schräg hereinfallenden Sonnenstrahlen einen goldenen Schimmer auf ihr hellblondes, gelocktes Haar legten. Sie umgeschnitten zugleich scharf ihr feines und regelmäßiges Profil. „Anna!“ sagte der junge Mann leise — „bleibe eine Weile so — Ihr seid so schön — und wenn es zum letzten Male ist, daß ich Euch sehe, so laßt mich Euer Bild, wie es jetzt mir erscheint, tief in meine Augen und meine Seele saugen.“

„Arnolf, seid Ihr da?!“ rief das Mädchen aus und fuhr überrascht empor, daß die schwarze Seide ihres Kleides laut in allen Falten aufrauschte.

„Wie Du siehst, Anna! ich habe Dein Zeichen im Walde gefunden, wie wir es verabredeten, als wir im Hause Barlaimont's zu Brüssel zusammen den Reihen tanzten.“

„Ja, Junkherr van den Ende,“ versetzte sie erröthend, „es war damals, als wir wie leichtsinnige Kinder über einem Abgrunde tanzten, über einem Abgrunde voll Blut und Gräuel!“

„Und jetzt — reut es Dich, Anna?“

In der Stimme des Geusen lag eine tiefe Innigkeit, die mit seinem wettergebräunten Gesichte und seinen verwilderten Aeußeren in auffallendem Contraste stand.

Auch vermochte Anna nicht, das Ja, welches auf ihrer Lippe schwebte, auszusprechen und der Empfindung des jungen Mannes die Kränkung zuzufügen, die sie für ihn in Bereitschaft hatte. Sie schwieg verlegen.

„Ich weiß wol, Anna,“ fuhr van den Ende fort, „daß es thörichte Hoffnungen waren, mit denen ich zu Dir eilte. Jetzt, wo ich vor Dir stehe, fühle ich es. Ich bin ein Sohn des Waldes geworden, meine Züge rauh, wie mein Handwerk; der Kampf auf Leben und Tod, dem ich verfallen bin, hat seine wilde Hieroglyphe mir in's Gesicht geschnitten; auf meinen Lippen ruht nicht mehr die Schmeichelrede, wie ehemals in der Umschlingung des Tanzes, sondern es strömen vermessene Ausrufe der Verzweiflung darüber, die mich mein Schicksal lehrte; Du liebst mich nicht mehr, Du kannst es nicht — ich will Dir keinen Vorwurf machen; gieb mir nur einmal noch die Hand — zum letzten Male, und dann — leb wohl!“

Anna's ganze Gestalt wurde aufs Heftigste erschüttert — sie wollte ihm die Rechte reichen, aber sie zog sie zurück, und beide Hände faltend, sagte sie mit der Stimme des innigsten Flehens:

„Arnolf, Arnolf — bei Gott, das ist es nicht — aber ich schaudere vor Dir zurück — o wende Dich ab von dem Bunde, den Du eingegangen bist, von dem Bunde mit Mördern!“

„Meine Hände sind rein von Blut, wenn es nicht in der Schlacht vergossen wurde!“

„Noch sind sie es — aber wie lange werden sie es bleiben? Wohin Du mit wilden Geusen kommen, da ist der Mord in ihrem Gefolge; Ihr tödtet die Diener Gottes und der Kirche, Ihr erschlagt die Priester am Altare, Ihr mordet wehrlose Männer mit dämonischer Grausamkeit, unter herzzerreißenden Qualen! O Arnolf, kehre zurück von Deinem gottlosen Entschluß!“

„Wir schlagen uns für die Freiheit, Anna, und sparen unser eigenes Blut nicht, viel weniger das unserer Feinde. Grausamkeiten hat man in meiner Gegenwart nicht begangen; man streut Lügen über uns aus!“

„Nein, nein — Arnolf, Du mußt, Du sollst Deinen Bund mit ihnen lösen!“

„Ich kann es nicht: die Spanier haben meinen Vater in's Gefängniß geworfen, daß er aus Kummer gestorben ist; ohne auch nur einen Vorwand des Verdachtes gegen Jacob van den Ende, den großen Advocaten von Holland, finden zu können, haben sie seine Güter geraubt und mich hinausgetrieben aus meines Vaters Hause, von meines Vaters Herde. Wohin soll ich zurückkehren? habe ich eine Stelle, wohin ich mein Haupt legen kann?“

„Mein Vater will bei Alba auswirken, daß Du sicher wohnen darfst, wo Du willst.“

Der Junker schüttelte den Kopf.

„Wer einmal auf der Liste des Blutrathes steht, für den ist keine Sicherheit mehr. Euer Vater mag sich selber vor Alba hüten. Er hat ihn in Verdacht, weil er ein Vetter des Hauses van der Noot ist — er weiß es, daß die van der Noot ihn ermorden wollten auf seiner Wallfahrt nach Groenendal im Sonjerwalde — seine Gedanken schleichen wie giftige Schlangen in lautlosen Windungen um diese dunklen Plane, die er nicht ganz entwirrt hat und doch wol ahnt. Laßt mich gehen, Anna — meinem Ge-

Digitized by Google

schicke nach — ich kann nicht anders — aber laßt Eure letzten Worte für mich nicht solche sein, die Ihr bereuen müßtet, wenn Ihr über kurz oder lang hört, daß ich gefallen bin für die Freiheit der Niederlande.“

„O fort mit Eurer Freiheit, nach der Ihr mit Freveln und blutigen Schandthaten ringt — o Arnolf, Arnolf!“ rief Anna aus und warf sich im heftigsten Affect vor dem Greisen auf die Knie — „sieht nicht weiter mit den Mordgesellen! laßt mir den einzigen Seelentrost in dieser bittern Zeit, daß ich Euch nicht aus meinem Herzen zu reißen brauche!“

„Anna, Anna! stehe auf, um Gottes willen auf!“

Sie sprang auf, sie umschlang ihn mit einer Heftigkeit der Leidenschaft, welche nur in einem sonst so stillen und verschlossenen Gemüthe, wie das ihre war, auflodern konnte, und griff dann plötzlich nach dem Federhute, den der junge Krieger in seiner Hand hielt.

„Fort mit dem garstigen Federzeichen, mit dem Du dem Bösen verschrieben bist!“ rief sie aus, riß das breite, gestickte Band ab, das den Hut umschlang, und schleuderte es weit von sich auf den Boden.

„Anna, was thust Du — laß mich — horch, Roßhufe auf der Schloßbrücke — ich muß fort, fort!“

„Arnolf — o, bleib, bleib — das ist mein Vater, der heimkehrt — wenn ich es nicht vermag, soll er Dir's sagen, daß Du an Deinem Gott, Deinem Glauben und Deiner Seele freveltst, wilder Greis!“

Sie hielt ihn fortwährend umschlungen, und wie willenlos blieb er auf die Stelle gebannt, sein blaues, schwärmerisches Auge tief in das leidenschaftlich glühende ihrige gesenkt. Die Minuten schwanden Beiden unvermerkt; da rasselten Waffen auf dem Corridor — der Vorhang wurde hastig zurückgeschlagen, und: „Valga me dios!“ sagte eine fremde, unangenehm heisere Stimme, daß Beide auseinander flogen, wie von der Zunge einer Viper gestochen. Auf der Schwelle des Gemachs, halb von den Falten des Teppichs überhangen, stand ein Mann in schwarzer, spanischer Tracht, Niemand anders als der gefürchtete Blutherzog Alvarez de Toledo.

II.

Anna's Vater, der Sire van Rassinghem, ein Edelmann von jager und unentschlossener Gemüthsart, hatte bis jetzt sich weder den Unterzeichnern des berühmten Compromisses angeschlossen, noch durch irgend eine Theilnahme an den politischen Vorgängen jener Tage seine Sicherheit gefährdet. Er wünschte als Philipp's des Zweiten loyaler Unterthan zu gelten, so lange es die Umstände irgend erlaubten. Darum war er dem Herzoge von Alba entgegengereitet, um ihm seine Huldigungen darzubringen, als der spanische Heerführer auf seinem Zuge die Gränzen seiner Herrschaft berührte. Aber Alba war nicht ohne Mißtrauen gegen den Sire van Rassinghem; der vorsichtige Edelmann hatte mißliebige Familienbeziehungen, und — er war reich — die schlimmste, die gefährlichste aller Eigenschaften, welche man unter den Augen der spanischen Unterdrücker haben konnte.

„Sire van Rassinghem,“ hatte der Herzog gesagt, als der niederländische Edelmann bemüthig neben seinen Steigbügel trat und sein graues Haupt nicht aufzurichten wagte vor dem fremden Soldatenführer — „Sire van Rassinghem, es freut mich, Euch zu sehen; ich bin Euch gewogen, und da es in meinem Plane lag, bei Euch das Nachtquartier zu nehmen, so ist es desto besser, daß Ihr da seid, mich und mein Gefolge zu führen.“

Der Edelmann dankte unterwürfig für die unerwartete und zweifelhafte Ehre und ritt dann als Führer der Truppe Spanier voraus, welche den Herzog begleiteten, während Heerschaaren desselben in ihrer früheren Richtung weiter zogen.

Als der Sire van Rassinghem seinen Gast in das Wohngemach seines Hauses treten ließ und über die Schulter desselben hinweg die Gruppe der beiden jungen Leute sah, entfuhr ihm ein leiser Schreckensruf. Ein Greis unter seinem Dache — das war genug, um seinen Kopf fallen zu machen!

Der Herzog trat mit langsamen, festen Schritten in's Gemach und verbeugte sich mit großer Lässigkeit und ohne eine Spur freundlichen Lächelns vor der Dame.

„Verzeiht, daß ich störe, Senhora. Wer ist dieser Gegenstand Eurer Huld?“

„Ein Vetter unseres Hauses, erlauchter Herr!“ stammelte Anna todtenbleich.

Alba's Auge blitzte rasch über die Gestalt des jungen Greisen weg, und dann sich in den nächsten Armsessel werfend, sagte er: „Sire van Rassinghem, Euch hat der Ritt angegriffen — Ihr seid sehr blaß.“

„Die große Hitze, gnädiger Herr, am heutigen Tage.“ —

„Ja, der Tag war heiß, und nun wird Euch der Abend noch schwüler.“

Der Junkherr van den Ende hatte sich unterdeß gegen Anna und ihren Vater verbeugt und ging mit ruhigen Schritten der Thür zu.

„Heißt den Menschen bleiben,“ sagte der Herzog.

„Rolfus — hört Ihr nicht — Ihr sollt bleiben, Rolfus!“

Der Junkherr antwortete mit einem stolzen Blicke auf den Befehl des Spaniers und verließ das Gemach.

„Euer Vetter ist schlecht erzogen, Senhora. Habt die Huld und zeigt mir das gestickte Band dort, welches hinter Euch am Boden liegt.“

Anna schwindelte es, sie hielt sich an der Lehne eines Stuhles aufrecht, und die Antwort, die sie stammelte, erreichte kaum das Ohr des Herzogs.

„Ich verstehe Euch nicht — sagtet Ihr, es sei unziemlich, einer Dame Befehle zu geben, statt ihr zu dienen? Ja, ja, Ihr habt Recht; ich bole es selbst.“

Er stand auf; Anna kam ihm zuvor und bückte sich, um es aufzunehmen, und während sie dann wankenden Schrittes sich dem Herzog näherte, um es ihm zu überreichen, ruhte sein schmalgeschlitztes, funkelndes Auge mit einem Ausdruck unaussprechlichen Hohnes auf ihr.

„Ich danke Euch, Senhora. Es ist schön — habt Ihr es selbst gestickt? So sein und zierlich! Wie der goldene Greifen-Wahlspruch sich stattlich auf dem grünen Sammt ausnimmt: „Lieber turr dan rauch!“ Ein gottesfürchtiger Spruch! Was meint Ihr, Rassinghem, wenn ich mich daran hielte und Euch so ein Stückchen echtes Türkenthum zu schmecken gäbe? Sie haben prompte Justiz, die Türken — ertappt und dann gehangen!“

Anna warf sich mit einem Wehruf in die Arme ihres Vaters, und indem sie ihn umklammerte, rief sie: „Vater, Vater, was habe ich gethan!“

„Herr, geht nicht mit uns in's Gericht, flehte zitternd van Rassinghem; bei dem Allmächtigen, wir sind König Philipp's treue Unterthanen!“

„So sprechen sie Alle,“ sagte Alba, ruhig das Greifenband durch seine Finger flechtend und in den Stuhl zurückgelehnt.

„Thut meinem Vater nichts, laßt meinen Vater ungehärmt!“ rief Anna leidenschaftlich aus; „ich war es, die dem Greisen erlaubte, diese Schwelle zu übertreten, und dann riß ich selbst den frevelhaften Spruch von seinem Hute.“

„Seid ruhig, ruhig, Senhora; es ist ja nur ein Scherz. Ihr habt es nicht mit einem Türken, sondern mit einem guten Christen zu thun, der Euch Eurem Rechte nicht entziehen wird. Der Consejo de los alteraciones soll sich gewissenhaft der Prüfung Eurer Gesinnungen unterziehen. Es wird mich freuen, Eure Gesellschaft auf dem Wege nach Brüssel genießen zu können.“

Der Herzog erhob sich, grüßte mit kalter Miene und ging, um durch sein Gefolge seinen Wirth und dessen Tochter verhaften zu lassen. Er hatte gefunden, was er zu suchen gekommen war — eine Schuld! Der Consejo, vor den die Unglücklichen geschleppt werden sollten, war das gefürchtete Gericht, das man in den Niederlanden den Blutrath nannte.

Unterdessen war der Junker van den Ende dem Anscheine nach ruhig, wenn auch stürmisch klopfenden Herzens die Stiegen niedergeschritten und hatte mitten zwischen den Haufen der Spanier durch, die sich in die untern Räume einquartierten oder mit dem Entsatteln ihrer Pferde beschäftigt waren, seinen Weg aus dem Hause gefunden. Die Kaltblütigkeit seiner Haltung rettete ihn; man dachte nicht daran, daß es eine Ursache geben könne, ihn aufzuhalten, das Greisenzeichen war ja nicht mehr an seinem Hute — und als der junge Mann einmal die Zugbrücke hinter sich hatte, war er hurtig genug im nahen Walde und auf dem Rücken seines Pferdes, um sich aus dem Bereich der Verfolgung bringen zu können.

Der Greisenstrupp, dem er angehörte, wollte in einem Dorfe, das Poperinghe hieß, übernachten. Unser Junker kannte die Gegend, in der er sich befand, von früheren Besuchen auf Rassinghem her, und nach einer Stunde scharfen Rittes war er in dem bezeichneten Dorfe. Die Schenke mit großem Schild und dem unvermeidlichen: „Hie verkoopt men Drank,“ lag am Anfange des Ortes. Ein alter Greise, der, ehemals Knecht seines Vaters, jetzt für bes Junkerß Pferd zu sorgen pflegte und halb den Diener, halb den Vertrauten machte, stand wartend an der Thür.

„Gut, daß Ihr wieder kommt, Herr Rolfus! Sie haben anfangs wacker gefluckt, als sie Euch vermißten. Doch hättet Ihr jetzt immerhin etwas länger bleiben können.“

„Was giebt's denn?“ fragte van den Ende, vom Pferde springend.

„Geht jetzt nicht hinein. Ihr habt ein mitleidiges Gemüth. Da ist's nichts für Euch! Es ist zum Erbarmen! es ist grauenhaft!“

Digitized by Google

Der alte Geuse fuhr mit dem Rücken seiner Hand über die Augen.

„Ich glaube gar, Du weinst, alter Trops!“

Van den Ende trat in die Schenke. Es war in der That ein schauderhaftes Bild, welches sein Auge überblickte. Draußen war die Dämmerung eingebrochen, von einem heranziehenden Gewitter verstärkt. So blieb die weite, niedere Küche nur noch von dem Lichte eines Torffeuers im Hintergrunde erleuchtet, das grelle, gelbe Scheine auf die wilden Gesichter der Geusen warf, die in heftiger Bewegung Flüche und Drohungen ausstießen und mit blutbenetzten Händen um sich fochten. Aus ihren entstellten Zügen, ihren brennenden Augen sprachen Wuth und mörderische Leidenschaften. Sie waren wie eine Schaar Wahnsinniger, die mit den unheilvollen Geistern kämpfen, von denen sie aus der Finsterniß hervor sich bedrängt glauben. Denn rings umher füllte tiefes Dunkel den Umkreis der Küche, und gespenstig drohende Schatten taumelten daraus auf und ab, wie die wilden, zorn- und weinberauschten Gestalten sich heftig hin und her bewegten. Wehe dem Opfer, daß in diesem Augenblicke in ihre Hände gefallen — ja, wehe ihm — da lag es ja, das arme Opfer ihrer frevelhaften Wuth, bleich, kalt, regungslos! Zu Arnolf's Füßen, als er die Schwelle überschritt, lag eine Leiche, die Leiche eines Priesters. Sie war verstümmelt. — Der Anblick war so gräßlich, daß der Eintretende das Auge schließen mußte und sich abwandte. Er sah nur noch den langen Jan Michael einen zinnernen Becher schwenken und laut die Schlußworte des Urtheilsspruches lesen, den die wilde Horde gefällt hatte und kraft dessen die Mordthat war vollzogen worden.

„Verwyssen wy u tee dood!“ brüllte es im trunkenen Chorus nach.

Arnolf van den Ende stürzte hinaus — er riß seinem Knechte die Zügel des Pferdes aus der Hand, daß dieser zur Stallung zu führen im Begriff stand, und wieder im Sattel, floh er mit Windeseile davon, nicht eher anhaltend, als bis der Wald ihn in seine tiefen und schweigenden Schatten aufgenommen hatte.

Hier trieb er sich plan- und willenlos umher, die bittersten Gefühle, die äußerste Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung im Herzen. Die Nacht wurde dunkler und dunkler. Eine ungeheure, schwarzgraue Wolkenmasse hüllte immer weiter den Himmel ein und lag wie ein drückendes Gewicht über der schwülen Atmosphäre. Gen Westen flammten über einander gereiht breite, rothe Streifen, gespenstige Färbungen, wie von der Hand eines bösen Genius mit Blut über die Thore des Himmels geworfen, die sich geschlossen aus Abscheu vor der mordbefleckten, verlorenen Welt. Oder hatte der Engel des Zornes diese düster lodernden Zeichen geschrieben, Vernichtung drohend, wie in jener Nacht, als ein grauenvolles Verhängniß über Migraim ausbrach und Israel seine Thüren mit Blut zeichnete? Sollte das Gericht kommen über die Erde und der Bote der Vertilgung die flammenden Hieroglyphen als Gränzzeichen finden, die wohin sein Arm sich erstrecken dürfe? Ueber den lautlosen Schattenregionen der Waldung zog ein schwüles Wehen fort, ein beklommener Seufzer, ein säuselnder Hauch, der ohnmächtig abglitt an den Falten des dunkeln Schleiers, welcher über der Erde und über dem Geschick der kommenden Stunde lag. In der Ferne rollten leise Donner; die Wipfelkronen der Eichen rauschten auf, und ein Rabe hob sich erschrocken mit heiserem Schrei aus ihren Aesten empor. Die Wolkenmassen begannen sich zu regen; in den oberen Luftregionen schien es, hatte der Sturm begonnen; graue Schichten lösten sich von Schichten ab, dehnten sich, zerflatterten oder zogen in phantastischen Gestaltungen über die Laubgewölbe des Waldes dahin. Riesenungethüme jagten auf gespenstischen Rossen vorüber — dunkle Segel wehten — das Todtenschiff der Sage hob seinen schwarzen Bau in mächtigen Umrissen aus dem Wolkenchaos und zog langsam von Norden her den westlichen Flammenregionen zu.

Wilde Phantasien, vermessene Anschläge tauchten auf und unter in der Seele Arnolf's. Er wünschte den Tod zu finden in dieser grauenhaften Nacht, hier in der schreckenbrütenden Oede ringsum. Die dumpfe Stille, die heiße Luft unter dem dichten Laubdach hatten ihn footgetrieben, und den Angstschweiß auf der Stirn, gelangte er an den Saum des Waldes, wo sich eine unermeßliche Ebene nach Norden hin vor ihm ausbreitete. Ohne Hügel, ohne Unterbrechung, schwarz und düster lag sie vor ihm; nur am Horizont standen kalte, grüne Luftschichten darüber, die sich in den schlammigen Mooreteichen spiegelten, welche über die Haide zerstreut waren. Wie ein großes Todtenfeld alles Lebens und alles Lichtes lag diese düstere Ebene da, wie der Zummelplatz einer bösen und verderbenbrütenden Macht. Da — ein heller Schein blitzte an dem grünen Horizonte auf; ein grelles Flammenroth, blutige Strahlen sprühten auf — ein dumpfer, aber heftiger Knall schlug an das Ohr des Geusen. Die ganze Himmelsgegend war überflammt; es mußte ein Ort, eine Feste sein, die man in die Lüfte sprengte! Der Mensch, schien es, kam den nahenden Schrecknissen der Natur zuvor. Es war in der That so. Schloß Loevestein ging in Flammen auf, von seinem tapfern Vertheidiger in die Luft gesprengt, um es nicht in die Hände des spanischen Feindes zu geben. Die sprühenden Flammen standen am Nachthimmel wie eine wildelohende Apotheose der Vernichtung.

III.

Das Gewitter war ausgebrochen, mit Fluthen von Blitzen und strömenden Gussen. Es war eine schreckliche Nacht, aber für Arnolf war sie vielleicht eine Rettung. Er hatte Alles verloren, was ihm das Leben werth machte, seinen Vater, seine Liebe und seine Bundesbrüder — ja, mehr als sie, den belebenden Gedanken seiner Seele, den Zweck seines Daseins — die Hoffnung der Freiheit. Er hatte gesehen, wie ihre wilden Söhne sie mit Mörderhänden im Blute unschuldig Erschlagener erstickten. Die Zuversicht und das Vertrauen waren aus seiner Seele gestohen, und da, wo die glühende Begeisterung für das Vaterland in seiner Brust gewohnt, da lebte nichts mehr als ein stechender Schmerz. Er rief mit stürmischer Heftigkeit den Tod herbei. Das Haupt entblößt, bot er die Scheitel mit den flatternden Locken den Blitzen dar, die nach ihm zu zungeln schienen. Aber sie trafen ihn nicht, und das entsetzende Schauspiel des Kampfes der Elemente, die eins um ihn tobten, weckte endlich die einschlummernden Kräfte seiner Energie wieder. Seine Brust bob sich, und Verzagen und Verzweiflung von sich schüttelnd, gelobte er sich mit einem heiligen Schwure, fortzuleben und fortzukämpfen.

Er suchte Schutz mit seinem Pferde unter den dichtverschlungenen Aesten einer alten Linde. Als der Sturm sich gelegt hatte, kurz nach Mitternacht, machte er sich auf, nach Süden zu. Er wollte an Rassinghem vorüber, um ihm die letzten Scheidegrüße zuzuwinken, und dann nach Deutschland oder nach Frankreich ziehen, je nachdem hier oder dort ein kampfgestählter Arm der Sache der Freiheit hülfreich werden könne.

Noch war es tiefe Nacht, als der Junker van den Ende sich im Angesichte des alten Schlosses befand, aber Alles darin schien wach und in Bewegung zu sein. Lichter bewegten sich an den Fenstern vorüber, und auf der Brücke, aus dem geöffneten Thore schollen ungebuldige Hufschläge. Beobachtend hielt Arnolf an, und nach einer Weile Harrens kam ein Reitertrupp daraus hervorgeritten, in dessen Mitte der Geuse eine weibliche Gestalt wahrzunehmen glaubte. Sein Herz schlug höher. Unwillkürlich nachgezogen, wollte er folgen, als ein zweiter Trupp, dann ein dritter über die Zugbrücke des Schlosses kam und dem ersten nachzog. Es mußte Alba mit seinen Spaniern sein, dessen Rastlosigkeit ihn nicht länger ruhen ließ. Fürchten sie den Schloßherrn und seine Tochter als Gefangene mit sich? Arnolf glaubte den Grafen Anna's deutlich erkannt zu haben. In vorsichtiger Entfernung folgte er den Reitern. Sie zogen nach Südwesten, und nach einer halben Stunde scharfen Trabes erreichten sie den großen Heerweg, der nach der Hauptstadt, nach Brüssel führte.

Hier aber zeigte sich bald ein Hemmniß, das nicht leicht zu überwinden war. Die Reitertrupps hielten, als sie bei einem Gehöfte angekommen, in dem Arnolf die Fährmannswohnung von Welenbleke erkannte, das unmittelbar an der sogenannten alten Maas lag. Dies Gewäffer, das sich bei Gertruidenberg in die feuerige Wassermassen um Bieshosch stürzt und noch weit in's Land hinein eine bedeutende Breite hat, war durch den eben erst beendigten Sturm heftig aufgeregt, die Regengüsse hatten es geschwellt und dergegneten gerade jetzt der vom Meere auf sich heranwälzenden Fluth, so daß die Ueberfahrt in den Fahrkähnen nicht ohne augenscheinliche Gefahr bewerkstelligt werden konnte.

Gegen Alba's Befehl aber mochte Niemand Widerspruch gewagt haben; wenigstens sah Arnolf, wie die aus dem Schlafe geschreckten Fährleute emsig auf dem vor ihm liegenden Gehöfte hin und her rannten, um die nöthigen Ruder und Geräthe zusammen zu holen und in die Kähne am Strande zu schleppen.

Des Junkers Entschluß war rasch gefaßt: er wollte um jeden Preis mit hinüber, er wollte über Anna's Geschick im Klaren sein und sie keinen Augenblick aus dem Gesichte verlieren. Er ließ sein Pferd hinter einer der Scheunen zurück, die den Hof der Fährmannswohnung umstanden; dann schlich er im Schatten der Gebäude auf den Hof selbst.

Durch eine offene Thür sah er im Hintergrunde einer Tenne eine Laterne glimmen und einen Fährknecht banchen, der unter aufgehäuften Schiffsgeräth etwas zu suchen schien.

„De, Mann,“ sagte van den Ende, seine Hand auf die gebückte Schulter des Suchenden legend — „da ist ein Goldstück — gebt mir Euren Kittel dafür — wollt Ihr den Handel?“

Der Fremde sah erstaunt zu dem Fremden empor, dann in des Junkers ausgestreckte Hand.

„Ist's Ernst?!“

„Ja oder nein?“

„Ja, Herr!“

Digitized by Google

Der Schiffer zog behende seinen leinwandkittel über den Kopf und reichte ihn dem Junker. Dieser warf ihn über, riß seine Sporen von den Stiefeln und nahm eins der Ruder vom Boden auf. „Meinen Hut habt Ihr in den Kauf," flüsterte er, warf ihn dem Fergen zu und eilte davon.

Als er am Ufer ankam, trat er keck in den Haufen der Spanier, die hier neben ihren Rossen standen und warteten, bis ihre vorderen Genossen eingeschifft wären. Ein großer Nachen, der zum Uebersetzen von Fuhrwerken diente, schwankte bereits, schwer beladen mit Mann und Roß, auf den Wellen; eine zweite Fähre stieß eben vom Ufer ab, nachdem sie die Pferde des Herzogs und seiner nächsten Umgebung aufgenommen hatte. Die Gefangenen mußten sich auf der ersten befinden, denn unter denen, welche in dem folgenden Fahrzeuge waren, fand Arnolf's spähendes Auge sie eben so wenig, als unter den noch am Ufer Harrenden. Das für hatte sein Auge auf der Stelle den Feldherrn aus der Gruppe heraus gefunden. Er saß auf einem am Ufer liegenden Stück Zimmerholz, in einen Mantel gehüllt, die Figur trotz der sechzig, zum großen Theile in Feld und Lager zugebrachten Jahre, die auf ihr lasteten, kraft und aufrecht; seine Züge ließ die Dunkelheit nicht deutlich unterscheiden, aber am eben ergrauenden Morgenhimmel zeichneten sich das scharfe Profil des Gesichts, die kräftige Stirn, die gebogene Spaniernase, das vorspringende, spitze Kinn deutlich ab.

Wenige Schritte von dem Herzog lag der dritte Kahn, der letzte und kleinste, welcher vorhanden war. Er diente allein zum Uebersetzen von Personen, und der Herzog hatte ihn für sich ausgewählt, weil er vermied, mit seinen Gefangenen zusammen zu kommen, die im ersten Nachen eingeschifft waren, und weil der zweite sich alt und morsch zeigte.

Nachdem ein paar Reiter des Gefolges zusammen mit einem der Fährleute aus dem Boote das Regenwasser geschöpft hatten, sprang Alba mit elastischer Beweglichkeit hinein. Es fehlte nur noch der zweite Ruderer, der in diesem Augenblicke mit einer Planke zum Steg herbeigelaufen kam.

„Verrathet mich nicht!" raunte Arnolf diesem zu — es war der, welcher ihm vorhin seinen Kittel verkauft hatte; — dann sprang der Junker dem Herzog nach in den Kahn. Mehre Spanier folgten, und schwerbeladet schwankte das kleine Fahrzeug; erschrocken darüber, sprangen die Matrosen wieder an's Land, wie äußerst besorgt für die Sicherheit ihres Führers — vielleicht auch eben so für die eigene!

Alba stieß einen ungeduldigen Ruf aus; die Ruderer schoben den Kahn in die Fluth, und Arnolf setzte wacker das Ruder ein. Das Boot schoß Anfangs sicher über die stürmischen Wogen. Bald aber, von der heftigen Brandung der steigenden Fluth und der sewärts niederströmenden, mit jedem Augenblicke steigenden Gewalt ergriffen, kam es in ein heftiges Schwanken und versagte immer hartnäckiger dem Steuerer den Gehorsam.

„Dies ist eine schlimme Fahrt, Dirk!" hörte van den Ende den Fährmann am Steuer halblaut zu dem andern Fergen sagen.

„Es sind ihrer zu viel wieder hinausgesprungen; die Fracht ist zu leicht; wir haben keinen Ballast."

„Laßt uns umkehren und mehr einnehmen, Dirk!"

Dirk schüttelte den Kopf. „Wüßt Du dem da, der rasch hinüber will, in die Quere kommen?" raunte er, auf Alba deutend.

Der Andere schwieg und legte sich mit dem vollen Gewicht seines Körpers auf das Steuer.

Die Spanier um Alba flüsterten einige Worte der Besorgniß.

„No es nada!" antwortete der stolze Herzog und hüllte sich enger in die Falten seines Mantels, denn ein kühler Wind zog über das Gewässer, gleichzeitig mit dem Aufdämmern des Morgens.

Arnolf ruderte aus Leibeskräften; er hatte alle Ursache, sich an's andere Ufer zu sehnen, bevor es hell würde. Tief vorüber gebeugt, sah er die mächtige Woge nicht, die plötzlich das Boot aus dem mühsam eingehaltenen Curs völlig herauswarf, und deren Schaumkamm weit über die Köpfe der Männer wegspritzte. Alle waren durchnäßt, und der Gischt hatte die Augen der Rudernden geblendet — eine zweite, höhere Woge wälzte sich heran — die Geblendeten sahen sie nicht — nur der Steuermann rief einen gellen Angstschrei aus: „Halt zurück, zurück, Dirk!" aber es war zu spät, die Woge hatte den von ihrer Vorgängerin herumgeworfenen Nachen von der Seite fassen können, und wie eine leichte Nußschale schlug das Fahrzeug um.

Es war das Werk eines Augenblicks; einige halberstickte Hülferufe, das Plätschern der Schwimmenden, krampfhaft heftiges Umsichschlagen derer, die sanken — und dann über Alles fort das Brausen der stürmischen Wassermassen.

Arnolf blieb unverzagt. Er war ein guter Schwimmer, und die Hälfte der Ueberfahrt war beinahe zurückgelegt; er durfte getrost hoffen, das andere Ufer zu erreichen.

Aber ein Ruck zerrte ihn — ein Gewicht hing sich an ihn, gewaltsam einen Zipfel seines Kittels an sich reißend. Er streckte den Arm aus, um den Versinkenden, der ihn ergriffen, zu heben und sich nachzuziehen. Seine Rechte erfaßte die Kehle eines Mannes.

„Rettet mich!" stöhnte es neben ihm, als er den Hülfesuchenden mit starker Hand emporgezogen an die Oberfläche des Wassers — „Alba! rettet!"

Ein furchtbarer Gedanke durchzuckte den Geusen — ein Dämon jauchzte in seiner Brust. Seine nervige Faust hielt die Kehle Alba's umspannt — nur ein Anziehen der straffen Sehnen, und — sein eigenes Schicksal, nein, mehr, Niederlands Schmach war gerächt!

Er konnte ja nur seine Hand zurückziehen — und es war genug! Er that es — Alba sank, krampfhaft um sich schlagend, einen letzten Schrei ausstoßend — da riß ihn von den Ende bei den langen Haarflechten am Hinterhaupt, die er nach spanischer Sitte trug, gewaltsam in die Höhe, hoch mit Riesenkraft das verzerrte Antlitz des Feldherrn über den Wasserspiegel empor und rief: „Alba, Du bist in der Hand eines Geusen!"

Diese Rache war die, welche er sich nicht versagen konnte. Zum Morde fühlte er nicht die Kraft. Was fühlte er hier, im tobenden Wirbel der Elemente, von seinem Schicksal und von der Freiheit des Vaterlandes? Es galt, einen Menschen zu retten!

IV.

Am anderen Ufer des Stromes drängte sich ein aufgeregter, erschrockener Haufe zusammen. Sie standen um Alba, der geschlossenen Auges auf dem Mantel lag, den einer der Spanier über den Ufersteg gebreitet hatte, während sein Kopf im Schooße eines Officiers ruhte. Vor dem Ohnmächtigen stand der treisende Geuse.

Der Herzog schlug nach einer Weile das Auge auf, und nachdem er einen verwunderten Blick um sich geworfen, erhob er sich, unterstützt von dem Officier, und wandte sich zu dem Junker.

„Seid Ihr der Geuse!"

„Arnolf van den Ende."

„Ich kenne Euch. Was begehrt Ihr?"

„Ich Kühne nicht hier, um diese Frage abzuwarten," versetzte van den Ende finster, „wenn ich nicht etwas Anderes zu begehren hätte als einen Lohn. Gebt den Sire von Rassinghem und seine Tochter frei."

Alba zögerte schwankend mit der Antwort.

„Wenn er das Land räumen will" — sagte er dann.

„Das müßt Ihr ihn selbst fragen. Die Bitte, die ich in diesem Augenblick an Euch richte, werdet Ihr nicht verweigern!"

Und doch hätte der eiserne Spanier vielleicht die Bitte abgeschlagen, wenn sie wie eine Bitte vor ihm ausgesprochen worden wäre. Aber der Junker van den Ende sprach sein Verlangen an ihn mit einem solchen Tone der Zuversicht aus, so sehr wie ein Recht, das ein Mann vom anderen zu fordern habe, daß der spanische Edelmann in dem Herzoge sich regte und der Stolz der Großmuth den Sieg davon trug über seine Härte und Verfolgungslust.

Alba gab seinem Adjutanten einen Befehl, und dieser eilte davon.

„Beurlaubt mich," sagte Arnolf und wollte dem Officier folgen.

„Euch? Ihr seid ein Geuse!"

„Ja, aber Ihr werdet Euch nicht als meinen Richter fühlen in diesem Augenblick!"

Arnolf van den Ende entfernte sich ruhigen Schrittes durch die Haufen der verwundert zurückweichenden Spanier. Der Herzog sah ihm schweigend nach.

In der Ferne erblickte Arnolf den Herrn van Rassinghem und seine Tochter auf ihren Pferden haltend, von ihrer Wache umringt. Als er sie erreichte, hatte der abgesandte Officier ihnen bereits ihre Freiheit angekündigt. Anna reichte mit Freudenthränen Arnolf die Hand. Er war ja auch ihres Vaters, ihr Retter. Der alte Edelmann unterzog sich gern der Weisung, das Land zu verlassen, und er legte noch lieber Anna's Rechte in die des Geusen, froh der Stütze auf der Reise in die Verbannung. Sie begaben sich zusammen nach Deutschland, wo sie Schutz fanden und jegliche Unterstützung am hilfbereiten Hofe Nassau's. Ihre Güter und Habe hatte Alba nämlich nicht zurück gegeben, sondern für seinen König eingezogen.

Herzog Alba lag am Abende dieses Tages in seiner Kammer vor dem Gekreuzigten auf den Knien; er sandte ein heißes Dankgebet für seine Rettung zum Himmel auf und schloß sein Flehen mit den Worten:

„Herr! gehe nicht mit mir in's Gericht, daß mein erster Dank für Deine rettende Huld eine Sünde war. Ich habe einen Ketzer, einen Feind Deines Namens der Strafe entzogen, statt ihn zu tödten als wohlgefälliges Opfer Deinem Zorne! Er war mein Retter und ich — ein schwacher Sünder!"

Digitized by Google

Franz Schuselka

ward 1811 zu Budweis in Böhmen geboren, erhielt eine wissenschaftliche Erziehung in Wien, absolvirte daselbst 1834 die juristischen Studien und trat bei dem Criminalsenat in öffentlichen Staatsdienst, verließ denselben aber bald und lebte hierauf als Lehrer und Erzieher in den gräflichen und fürstlichen Häusern Deyno, Huniadi, Windischgrätz, Schwarzenberg und Lobkowitz. Seit 1840 widmete er sich ausschließlich der Literatur, verließ in Folge dessen 1842 Oesterreich und lebte ein Jahr in Weimar und Jena. Von da nach Klosterneuburg bei Wien zurückgekehrt, wurde eine Untersuchung wegen seiner politischen Brochuren über ihn verhängt, welche nach Jahresfrist mit einem Verweise endigte. Er verließ nun sein Vaterland abermals, verweilte von Neuem eine Zeit lang in Jena und wandte sich dann nach Hamburg, wo er gegenwärtig noch lebt.

Seine Schriften sind:

Weltgedanken. Wien 1840.
Karl Gutherz. Volksroman. Wien 1841. 2 A. 1844.
Lustiges und Lehrreiches für Kinder. Wien 1842.
Erstes Lesebüchlein für Kinder. Wien 1842.
Ist Oesterreich deutsch? Leipzig 1843.
Oesterreich und Ungarn. Leipzig 1843.
Kritik des preußischen Strafgesetzbuches. Jena 1843.
Deutsche Worte eines Oesterreichers. Hamburg 1843.
Die orientalische und die russische Frage. Hamburg 1843.

Erzählungen und ein gemischter Anhang. Wien 1844.
Der Jesuitenkrieg gegen Oesterreich und Deutschland. Leipzig 1845.
Die preußische Verfassungsfrage und das nordische Prinzip. Jena 1845.
Die neue Kirche und die alte Politik. Leipzig 1845.
Briefe Kaiser Joseph's II. in ihrer Beziehung zur Gegenwart eingeleitet. Leipzig 1846.
Deutsche Volkspolitik. In zwanglosen Heften. I. 2. A. Hamburg 1847.
Oesterreichische Vor- und Rückschritte. Hamb. 1847.
Schleswig-Holsteinisches Lesebuch. Hamb. 1847.
Verschiedene Aufsätze belletristischen, juristischen und politischen Inhaltes in Zeitschriften.

Als Erzähler und Jugendschriftsteller zeichnet sich S. durch Innigkeit, Gemüthlichkeit, Begeisterung für Wahrheit und Recht und lebendige, farbensatte Darstellung sehr vortheilhaft aus. — Was er als Publicist geleistet, zu beurtheilen, liegt außerhalb der Grenzen dieses Werkes; es sei uns daher nur gestattet, zu bemerken, daß auch hier jene an ihm gerühmten edeln Eigenschaften auf das Hellste hervortreten.

Leben und Thaten eines Taglöhners *).

Wenn jemand sich wohl im Kleinen däucht,
So denke, der hat ein Großes erreicht.
Göthe.

Auf einer Fußreise in den Alpen zwischen Steiermark und Oesterreich verirrte ich mich, die Richtung zwischen Mariazell suchend, in ein weit ableitendes Seitenthal. Der anfangs breite Fahrweg verengte sich allmählich in einen schmalen, wenig abgetretenen, steil aufsteigenden Fußpfad und schlängelte sich einem dichten Walde zu. Die Sonne war bereits hinter den Bergen, weit und breit keine Spur von menschlichen Wohnungen. Ich war, wie man es in wachsender Besorgniß der Verirrung gewöhnlich thut, eine lange Zeit hastig bergan gestiegen, immer hoffend, endlich einen erwünschten Ueberblick der Gegend zu gewinnen; jetzt, als ich den Wald vor mir sah, mußte ich stehen bleiben und nach irgend einer Auskunft forschen. Nirgends zeigte sich ein menschliches Wesen, und mich deßhalb einige Verlegenheit. Doch bald bezwang ich sie und beschloß abenteuerlustig lieber aufs gerade wohl in den Wald einzudringen, als den kläglichen stundenlangen Rückweg anzutreten. Muthig schwang ich meinen Reisestock, pfiff eine kriegerische Melodie und schritt mit einer Erregtheit auf den geheimnißvollen Wald los, als ob er von thierischen, menschlichen und gespenstigen Unholden wimmelte. Hart am Eingang trat mir aus dem dunkeln Dickicht plötzlich ein alter Bauer entgegen, und ungeachtet aller Heldenmüthigkeit wäre ich über diese unverhoffte Erscheinung beinahe erschrocken.

Der Alte theilte meine Ueberraschung und starrte mich mit offenem Munde an. Ich grüßte freundlich und frug:

„Wohin führt denn der Weg da?“

Er betrachtete mich eine Weile und mit fast spöttischem Ausdrucke und sprach:

„Grad in Wald hinein, wie der Herr mit vier Augen eh sehen muß! — Aber wo soll denn der Marsch eigentlich hingehen, wenn ich fragen darf?“ setzte er, seinen unhöflichen Witz verbessernd, theilnehmend hinzu.

„Ich will den Weg erreichen, der in die Terz *) und Mariazell führt.“

„Und da knapeln Sie da herauf? — Ro, da haben Sie sich nicht wenig vergalopirt! — Wenn Sie ein paar hundert Schritt in den Wald hineingegangen wären, hättens, so wahr ich Thadädl heiß, nimmer herausgefunden.“

„Geht denn kein Weg durch?“

„Freilich geht einer durch, aber es hängen halt keine Latern' dran. Ja, und wo führet er hin? Grad am Göller **) hinauf. Da hättens heut ein verteufelt hart's Nachtlager gehabt!“

„Was ist aber nun zu thun? Zurück gehen will ich auf keinen Fall.“

„Ist auch nicht von nöthen. Gleich einem Büchsenschuß im Wald drin, geht rechts ein Gangsteig über die Felsen hinunter. In einer kleinen Stund — wenns hübsch steigen mögen — kommens auf ein sauberes Waldstraßerl, steigen meinetwegen noch eine halbe Stund bergauf und kommen zum Böhmaken, wo's über Nacht bleiben.“

„Zum Böhmaken? wer ist das?“

„Ein Wirth auf der Einschicht. Er ist aus Böhmen herkommen, drum nennen wir halt sein Haus zum Böhmaken. Ist aber ein gar rarer Mann, können sich drauf verlassen, werden recht gut aufgehoben sein, und morgen geht der Wenzel — wie ich ihn kenn' — gewiß mit Ihnen über den Sattel bis auf den Terzerweg.“

„Wolltet Ihr mich nicht begleiten, bis ich nicht mehr irren kann?“

„Ro, warum denn nicht!“ sprach der Alte, versteckte sein Reißigbündel und ging vor mir in den Wald zurück.

„Raucht Ihr Cigarren?“ frug ich, da ich bemerkte, daß er einen sehr geringen Tabakvorrath herauszog.

„Ja, halt ja thät ich fe gern rauchen! Das ist ja gar ein delikater Geschmack! Ein einzigsmal in meinem Leben hab' ich ein Stummerl gekrit, was ein Wiener Herr in Sankt Egydi weggeworfen hatte.“

„Nun, da nehmt Euch — nur mehr — alle guten Dinge sind drei!“

Der Alte nahm mit vielen Krahfüßen, zündete an, und wir schritten behaglich schmauchend waldeinwärts.

„Das ist aber schon eine halbe Gottheit!“ rief er nach einer Weile und betrachtete die Cigarre mit komischer Ehrfurcht. — Das sind auf d'regt gar Ausländer! Da muß ich eine meinem Vater heimbringen!“

„Euerm Vater?“ frug ich staunend. „Wie alt muß denn der schon sein?“

„Ich kunnt Ihnens just nicht recht sagen; mein Vater weiß es selber nicht, es geht mir mit meinem eigenen Alter auch nicht besser, unsereiner lebt halt so in den Tag hinein. Mein Vater hat aber just noch einen einzigen Zahn, und dis sihm der ausfallen wird, sagt er, wird er grad hundert Jahr alt sein. Dann will er nur noch so lang leben, bis der Heurige noch einmal zu uns hereinkommt, und dann will er sein eigens Haus beziehen am Freythof zu St. Egydi.“ —

*) Aus: Erzählungen und ein gemischter Anhang von Franz Schuselka. 2 Bdchen. Wien 1844.

*) Die österreichische und steierische Terz heißen zwei Wirthshäuser, die an den beiderseitigen Grenzen stehen.

**) Ein 5,371 Fuß hoher Berg.

Digitized by Google

Ich erfuhr noch dies und jenes von der Lebensweise der schlichten Leute, doch der steile Felsenpfad machte unserm Gespräche bald ein Ende, und nachdem ich mich überzeugt hatte, daß der Weg nun nicht mehr zu verfehlen sei, entließ ich den originellen Alten und schickte seinem Vater eine kleine Krankheure, einige Cigarren und den Wunsch, daß ihm sein letzter Zahn noch recht lange nicht ausfallen möchte.

Glücklich kletterte ich über die Felsen hinab und erreichte eine kleine Bergkraße, die sich in weiten Windungen bergan hob. Ich schritt rüstig aufwärts und noch eh es dunkelte, lag das Wirthshaus des Böhmaken vor mir.

Ich betrachtete mir die einsame Behausung aus der Ferne. Es schien ein recht ansehnliches Bauerngut mit stattlichen Wirthschaftsgebäuden, einem niedlichen Garten und ausgedehnten Grundstücken. Vor dem Hause bildeten Weinranken, die wohl niemals reife Früchte trugen, eine Laube. Lautes Gelächter scholl mir aus derselben entgegen. Ich horchte und vernahm, daß der Wirth eben seine Kinder im Böhmischen unterrichtete. Gerade war das berüchtigte Abi a rüdeet (kreuzdeutsch) an der Tagesordnung und die Kinder wollten sich die Zunge zerquetschen und die Zähne herausstoßen, und drachten das fatale Wort doch nicht zu Stande. Auch die Mutter nahm an der Lektion Theil und machte die Sachen zur großen Belustigung der Kleinen noch viel schlechter, als diese.

Meine Erscheinung unterbrach natürlich die Sprachstudien und machte in der Familie ein gewaltiges Aufsehen. Städtische Gäste mochten in diesem Alpenwinkel eine große Seltenheit sein, und in so später Abendstunde mochte ich noch mehr wie ein aus den Wolken Gefallener erscheinen. Die Kinder besonders bestaunten mich von allen Seiten und flüsterten sich über dies und jenes an mir ihre ehrfürchtigen oder scheimlichen Bemerkungen zu.

Der Wirth stand im rüstigsten Mannesalter, und als ich sein blühendes Weib und die kerngesunden drei Buben und das kugelrunde Dirnlein in der Wiege betrachtete, hätte ich den Mann beinahe um sein idyllisches Lebensglück beneidet.

Ich wurde köstlich bewirthet und erfuhr, daß der Böhmak Wenzel Wesseły heiße und aus Prudzig stamme. Da mir dieses melancholische Dörfchen aus einer interessanten Lebensepisode gar wol bekannt ist, so war für mich sowie für Wesseły die Zusammenkunft um so interessanter.

„Ihr müßt mir erzählen, wie Ihr dahergekommen seid!“ sprach ich nach mannigfachem Gepplauder, und während die Wirthin ihr schreiendes Dirndl einschläferte, setzten wir uns in die Laube hinaus und Wesseły erzählte mir seine Geschicke. —

Biographien großer Männer verdienen es freilich vor allen, geschrieben und gelesen zu werden; aber mich dünkt, daß auch aus dem Leben gemeiner, im Gewühle gewöhnlicher Verhältnisse, im Drucke der Dürftigkeit ringender Menschen sich viel Anregendes, Tröstendes und Belehrendes schöpfen ließe. Dem Nachstreben großer Geister schadet sehr viel das bemüthige Bewußtsein des ungeheuern Abstandes zwischen ihren und unsern Kräften; wenn aber jemand, der ebenfalls nur gewöhnliches Vermögen besitzt, sein Leben thatkräftig glücklich gestaltet, so wird unsere Theilnahme mächtiger und nachhaltiger gefesselt. — Dies möge es rechtfertigen, daß ich den geehrten Lesern Leben und Thaten eines Taglöhners beschreibe.

Wesseły's Vater besaß in Prudzig ein Häuschen mit kleinem Gartengrunde. Er hatte nur das einzige Kind und ein sehr arbeitsames Weib, hätte daher recht gut forkommen können, wäre er nicht durch den Fluch der Dorfsiedens, durch die Branntweinschenke des Juden, an Körper, Geist und Vermögen zu Grund gerichtet worden.

Er mußte sein Besitzthum verkaufen, vertrank noch den kleinen Gelösüberrest und beschloß mit Weib und Kind nach Oesterreich in Arbeit zu wandern.

Im ersten österreichischen Dorfe krank er sich an dem wohlfeilen heurigen Weine einen jähen Tod. Die Wittwe, mit dem damals vierzehnjährigen Wenzel erhielt beim Baue eines Maierhofs für sich und den Sohn eine nicht unvortheilhafte Arbeit; aber schon nach wenigen Wochen erlag ihre durch Kummer und Kränkung gebrochene Lebenskraft einer langwierigen Krankheit.

Wenzel arbeitete rastlos fort und sparte sich den Bissen vom Munde ab, um seine Mutter mit dem Nöthigsten versorgen zu können. In den Feierstunden half er den Bauern bei verschiedenen Arbeiten und bis spät in die Nacht hinein flocht er Körbe, worin er es schon in der Heimath zu bedeutender Fertigkeit gebracht hatte. Allein sein kindlicher Edelmuth hatte keinen glücklichern Erfolg, als daß er die letzten Tage der Mutter versüßte. Sie starb, und Wenzel stand nun allein in der fremden Welt.

Sein wackeres Benehmen hatte ihm jedoch so viele Freunde gewonnen, daß ihm von allen Seiten Dienstanträge gemacht wurden. Selbst der gestrenge Herr Verwalter wandte sein gnädiges Augenmerk auf ihn, und Wenzel trat als Knecht des Schafmeisters in herrschaftliche Dienste.

Seine Lage war nun verhältnißmäßig glänzend und die herrlichste Laufbahn lag eröffnet vor ihm, deren holdes Ziel nichts geringeres, als die Schafmeisterstelle selbst war. Der rührige strebsame Wenzel würde sie auch gewiß erreicht haben, hätte ihn nicht ein höchst trauriger Vorfall leider nur zu bald aus dem behaglichen Glückshafen in den Lebenssturm hinausgestoßen.

Die kinderlose Frau Verwalterin nämlich hatte einen höchst talentvollen, liebenswürdigen Hund an Kindesstatt angenommen, den sie mit innigster Affenliebe hätschelte, dessen Launen und Begierlichkeiten ihr viel näher ans Herz gingen, als Wohl und Weh ihrer Mitmenschen.

Das vierfüßige Herzensblümchen hieß Fiduzi und war verständig wie ein Mensch, darin wenigstens, daß es den mächtigen Schutz seiner gnädigen Herrin zu den unverschämtesten übermüthigsten Streichen mißbrauchte. Er zwickte die armen Dorfkinder in die nackten Waden, biß den Bauern Hühner und Enten todt, legte sich mitten auf die Straße und wich einem herankommenden Wagen nicht früher aus, bis der Bauer diese Gnade mit den demüthigsten Schmeicheleien erbettelte.

Jedermann haßte und verwünschte das bosthafte Thier, aber wehe dem, der sich durch diesen Haß zu einem Schlage oder Fußtritte oder nur zu einem Schimpfworte auf den vierfüßigen Dorftyrannen hinreißen ließ! Eine Kränkung ihres lieben guten geschellten Fiduzi verzieh die gestrenge Verwalterin niemals und rächte sie durch tausendfältige Plackereien.

Und mit diesem vielvermögenden Mitgliede seiner Herrenfamilie kam der arme Wesseły in eine höchst feindliche, unausgleichbare Collision. Das Unglück ergab sich folgendergestalt.

Wenn Wenzel in der Nähe des Schlosses die Schafe weidete, machte sich der holde Fiduzi sehr gern das Vergnügen, klaffend unter die Heerde zu springen und die scheuen Thiere in alle Himmelsgegenden zu zersprengen. Die Frau Verwalterin war oft Augenzeugin dieser Heldenthat und sie wollte sich dabei über den Witz des schalkhaften Fiduzerls krank lachen. Als aber einmal ein gränsstiger Schaf in einen Graben fiel und ein Bein brach, wurde keineswegs Fiduzi, sondern Wesseły tüchtig abgeprügelt. Da schwur der kühne Prudiger Rache, und bald ergab sich die Gelegenheit.

Eines Nachmittags weideten die Schafe ruhig und wohlgemuth, da kam der humoristische Fiduzi allein aus dem Schlosse gesprungen, wälzte sich eine Weile wohlig im Grase und galoppirte dann mit grimmigem Gebell auf die frommen Schafslein los. Wenzel bebte vor Zorn, ergriff einen schweren Stein, warf, traf, Fiduzi purzelte, zappelte und hauchte sein schönes Leben aus. Dem kühnen Schützen ging sein Gedächten ebenfalls der Athem aus. Im ersten Augenblicke wollte er alles im Stiche lassen und davon laufen; da er aber ringsum keinen Zeugen seiner blutigen That bemerkte, ergriff er den verblichenen Fiduzi, warf ihn in ein Loch und bedeckte ihn sorgfältig mit Erde und Rasen.

Als er die Heerde heimtrieb, ging das Ungewitter bereits los. Die Verwalterin jammerte, schimpfte, drohte und flehte. Sämmtliche Dienstboten und das Kanzleipersonale in corpore liefen herum und suchten den süßen Liebling der Gebieterin. Wenzel wagte nicht aufzuschauen, tummelte sich in den Stall hinein und tauchte von Zeit zu Zeit an der Thür, wie sich die Sache entwickeln würde.

Es wurde Nacht, und Schmerz und Wuth der Verwalterin grenzten an Wahnsinn. Sie schmähte und verwünschte alles und gestand in gottloser Frevelhaftigkeit, daß sie lieber das ganze Dorf zu Grunde gegangen, als ihren lieben Fiduzi verloren wissen wollte.

Am heftigsten entlud sich ihr Grimm gegen die alte Köchin, welche wegen langer, treuer Dienste sonst ihr Liebling und beshalb mit der Verpflegung des Schooshundes betraut war. Jetzt warf ihr die tyrannische Frau den Lohn vor die Füße und befahl ihr, augenblicklich das Haus zu verlassen und sich ja nie mehr sehen zu lassen, es sei denn, sie käme mit Fiduzi wieder.

Die alte Köchin war im ganzen Dorfe als hülfreiche wohlthätige Person geachtet und geliebt; sie hatte auch Wenzel's Mutter in ihrer Krankheit mit manchem guten Bissen erquickt.

Wenzel stand zwischen der Stalllüür und lauschte dem Tumulte mit laut pochendem Herzen. Längst bereute er seine übereilte That; als er aber jetzt die Wohlthäterin seiner Mutter weinend aus dem Schlosse kommen sah und ihr Unglück verkünden hörte, da war sein Entschluß schnell gefaßt und ausgeführt. Er lief eilig ins Schloß und bat, die Frau Verwalterin sprechen zu dürfen, indem er allein Auskunft über Fiduzi's Schicksal geben könnte.

Er wurde sogleich vorgelassen, und die Verwalterin stürzte ihm mit dem Ausruf entgegen:

Digitized by Google

„Was weißt Du? was sahst Du? Bringst Du mir meinen Fidugi wieder, so sollst Du zeitlebens glücklich sein!“

Wenzel küßte ihr zitternd die Hand und stammelte in unsäglicher Seelenangst:

„Ach gestrenge Frau Verwalterin, verzeihen Sie mir um Gottes willen!“

„Verzeihen?! Was hast Du gethan, Unglücklicher?“

„Ach gnädige Frau Verwalterin, weiß Gott, ich hab's nicht so schlimm gemeint! — Sie wissen ja, gnädige Frau Verwalterin, daß der gute Fidugi die üble Gewohnheit gehabt hat, mir meine Schafe zu versprengen. Sie wissen ja, gnädige Frau Verwalterin, daß sich einmal eins einen Fuß gebrochen hat, und daß ich deßwegen bah' Schlag' und Abzug von meinem Lohn leiden mußten.“

„Und das hast Du vielleicht gar dem unschuldigen Fidugi entgelten lassen, Nichtswürdiger?“

„O mein Gott, ich hab' ihm's ja nur ein Bissel abschrecken wollen! — O Gott — ich bitt' um Alles in der Welt —“ stotterte der arme Wenzel und brachte das furchtbare Geständniß nicht über die Lippen.

„Was hast Du gethan? — Heraus damit, oder —“ schrie die gefolterte Verwalterin und drohte mit geballten Fäusten.

„Ich bitt' um eine barmherzige Straf' — und die Köchin ist ganz unschuldig — aber ich hab' — aber gewiß nicht mit Fleiß — aber ich hab' den Fidugi erschlagen!“

„Erschlagen?! Ich!“ kreischte die bedauernswürdige Kindsmörderin und sank ohnmächtig auf's Sopha.

Wenzel war bei den letzten Worten seines Bekenntnisses auf die Knie gefallen. In dieser Stellung blieb er und flehte mit aufgehobenen Händen um Gnade. Da sich aber die Verwalterin gar nicht bewegte, wurde ihm noch unheimlicher, und er glaubte am besten zu thun, wenn er sich leise davon machte.

Dies brachte die Verwalterin plötzlich zur Besinnung. Sie stürzte auf ihn hin, hielt ihn bei den Haaren fest und schrie gellend nach ihren Leuten.

„Steht Euch vor, dieser miserable, hergelaufene Wetterbub, den wir aus Barmherzigkeit angenommen haben, der hat meinen Fidugi erschlagen! — Haut ihn, haut ihn, was nur in ihn hineingeht!“

Und die gesammte Haus- und Amtsdienerschaft fiel über den unglücklichen Todtschläger her und erfüllte mit edlem Wetteifer das Gebot der zartfühlenden Gebieterin.

Wenzel blieb auf den Knien liegen, schloß die Augen, verhüllte sein Haupt und ertrug sein Geschick mit philosophischer Seelenstärke.

Die unvergleichliche Verwalterin schrie fortwährend: „Nur stärker, stärker, damit der Niederträchtige zeitlebens daran denkt!“

Endlich ermüdeten die dienstbeflissenen Prügelknechte; die Verwalterin gebot Stillstand.

„Wo ist der Leichnam?“ schnaubte sie den mißhandelten Jungen an.

„Ich hab' ihn draußen auf dem Felde begraben,“ ächzte der arme Wesseln.

„Marsch fort, zeig' uns den Platz!“ kommandirte die Verwalterin, und Wenzel mußte eine Laterne nehmen, die Verwalterin und ihre Knechtsknaben Geister folgten ihm, unten schloß sich das Mäuerchenversonal und Leute und Kinder aus dem Dorfe an, und der lange Zug bewegte sich feierlich hinaus zur Ruhestätte des viel zu früh verblichenen Fidugichens.

Wenzel mußte den Grabeshügel abräumen, und als nun der mausetodte Fidugi sichtbar wurde, da erreichte der Wahnsinn der Verwalterin ein neues wüthenderes Stadium. Erst küßte sie mit vielen Thränen die theuren Ueberreste ihres unvergeßlichen Herzbinkerls, dann fiel sie wie eine Furie über den zitternden Wenzel her und schlug ihn eigenhändig so unbarmherzig, daß ihm Blut aus Mund und Nase quoll. Nur das laute Murren der Bauern verhinderte noch unmenschlicheren Mißhandlungen. Nun trug die Verwalterin ihren Fidugi ins Schloß und schickte schnell zu dem Chirurgen, um noch alle möglichen Lebensversuche anstellen zu lassen. Wenzel hinkte, von den mitleidigen Bauern unterstützt, ins Dorf. Am Schloßthore wurden ihm seine Sachen und der strenge Befehl gegeben, sich ja nie mehr blicken zu lassen; was freilich nur der Ausdruck seines feinsten Vorsatzes war.

Die guten Bauern wetteiferten, ihn zu trösten und zu pflegen. Sie betrachteten ihn als einen Märtyrer, der für das Wohl der ganzen Gemeinde gelitten. Alle warnen von Herzen froh, daß der boshafte Hund weggetraunt war, und die Kinder jubelten: „Wenzel hat den Fidugi erschlagen! das ist gescheut, juchhe!“

Wenzel mußte einige Tage das Bett hüten. Indessen wurde Fidugi im Parke begraben. Der Amtsschreiber dichtete eine Grabschrift; der Schulmeister componirte einen Trauermarsch; der Bauingenieur errichtete ein Mausoleum; der Gärtner pflanzte eine Thränenweide; der Tischler machte ein kohlschwarz angestrichenes Bänkchen darunter; die gefühlvolle Verwalterin setzte sich oft in stiller Mondnacht darauf und weihte dem entschlafenen Liebling reichliche empfindsamste Zähren.

Nachdem sich Wenzel erholt hatte, fuhr er mit dem Müller nach Krems. Alle Bauern hatten zu seinem Reisegelde beigesteuert; ja selbst der Verwalter schickte ihm ein sehr gutes Zeugniß und bedeutendes Schmerzengeld mit der Versicherung, daß die Sache gewiß nicht so schlimm ausgefallen sein würde, wenn er damals zu Hause gewesen wäre; — worüber aber allgemein ungläubig gelächelt wurde, weil man wußte, daß der gestrenge Herr Verwalter seiner Frau Gemahlin gegenüber auf das Prädikat „gestrenger Herr“ längst in aller Demuth völlig verzichtet habe.

In Krems bestieg Wessely ein Schiff und schwamm mit unaussprechlicher Neugierde, großer Hoffnung und nicht geringerer Bangigkeit nach Wien.

Er kam glücklich an, lief drei Tage in der ganzen Stadt herum, und trat, nachdem er seine ländliche Schaulust mit einer gehörigen Anzahl von Rippenstößen und Schimpfnamen gebüßt hatte, bei einem Baue für einen Gulden Taglohn als Handlanger in Arbeit.

Diese Einnahme erschien dem guten Jungen so außerordentlich groß, daß er ganz ernsthaft mit dem Gedanken umging, in Wien ein reicher Mann zu werden. Und er wäre es höchst wahrscheinlich auch geworden, wenn ihn nicht eine sehr schmerzliche Erfahrung alsbald wieder aus Wien vertrieben hätte.

Auf dem Bauplatze fand Wessely einen seinen Mitarbeitern einen Laubsmann aus dem Nachbardorfe Mitterwitz. Er schloß sich sogleich mit herzlicher Zuneigung an ihn, und sein Leben wäre dadurch ungemein erheitert worden, wenn nicht der traurige körperliche Zustand des Freundes das schmerzlichste Mitgefühl erregt hätte.

Der Mitterwitzer war nämlich bei schwacher Leibesbeschaffenheit der strengen Arbeit auf den kalkstaubigen Bauplätzen erlegen und mußte wenige Wochen nach Wenzel's Ankunft ins Spital. Wenzel that Alles, um die Lage des unglücklichen Landsmannes zu erleichtern. Täglich lief er in der Raststunde zu ihm, theilte seinen Lohn mit ihm, tröstete ihn endlich mit frommem Zuspruche in seiner Todesstunde, und sah mit Schaudern, wie der arme Freund mit vielen andern Todten auf einen Wagen geladen und ohne Sarg in ein großes gemeinschaftliches Grab geworfen wurde.

Von diesem Augenblicke an war ihm der Aufenthalt in Wien verhaßt. Seine frische Lebenslust zitterte bei dem Gedanken an ein ähnliches frühes Ende. Er beschloß soll furchtsamer Ungeduld, Wien sobald als möglich zu verlassen. —

„Wenn ich auf dem Land auch viel weniger Lohn bekomme,“ sprach er zu sich selbst, „so athme ich doch frische gesunde Luft, und wenn ich einst sterbe, so bekomme ich doch mein eigenes Grab.“

Er arbeitete und sparte noch einige Wochen und ritte an einem schönen Sommermorgen durch die Margarethner Linie in freudiger Hast den herrlichen Gebirgen zu. —

Gegen Abend holte Wenzel auf einsamer Straße hinter Heiligenkreuz einen Wagen ein, worauf mehrere Dorfkinder saßen, welche aus Wien von der Firmung nach Hause fuhren. Die Kinder schakerten mit fröhlicher Sorglosigkeit; der Bauer, der einzige Erwachsene, schien eingeschlummert zu sein; die Pferde gingen in eigenwilliger Laune hart am Straßengraben. Eben wollte Wenzel den Bauer zur Vorsicht auffrufen, da stürzte der Wagen unter lautem Jammergeschrei der Kinder um.

Wenzel sprang schnell zu Hülfe, hielt die Pferde und bob das leichte Wägelchen auf. Der Bauer war gleich wieder auf den Beinen, nur hatte er sich beide Hände blutig geschunden. Auch die Kinder arbeiteten sich unbeschädigt in die Höhe; nur ein einziges Mädchen blieb wehklagend liegen. Es war des Bauers einziges, dreizehnjähriges Töchterchen Lori, von lieblichstem Aeußern. Der Vater eilte voll traurigster Besorgniß zu ihr hin. Sie klagte über große Schmerzen im rechten Fuße; es regab sich aber, daß sie glücklicherweise nur von einer gefahrlosen Verstauchung betroffen.

Wenzel hob das arme Mädchen auf seine Arme und trug es zum Wagen. Es geschah ihm wunderbar wohl dabei; ein unbekanntes ahnungsüßes Gefühl bewegte sein Herz. Er drückte das weinende Mädchen zärtlich trostend an sich und hätte gewünscht, daß der Wagen viel weiter entfernt gewesen wäre.

Er konnte nicht umhin, es mit stiller Freude zu bemerken, daß der Bauer mit seinen verwundeten Fingern das Leitseil nicht handhaben konnte; er trug sich mit freudiger Bereitwilligkeit als Kutscher an. Der Bauer nahm es dankbar an, Wenzel setzte sich neben ihn auf den Vordersitz und zwischen ihnen beiden saß die liebe Lori.

Wenzel fuhr recht langsam, damit nicht durch zu heftige Bewegungen der Schmerz des Kindes gesteigert werden möchte. Lori schluchzte leise fort, erklärte aber nach einer Weile, daß der

Digitized by Google

Schmerz bedeutend nachlaſſe. Da ſchnalzte Wenzel luſtig mit der Peitſche und ließ die flinken Roßlein ſpringen.

Es wurde dunkel, Lorchen ſchlummerte ein und lehnte ſich zutraulich an den Nachbar. Wenzel wagte kaum zu athmen, um das liebe Mädchen ja nicht im ſüßen Schlummer zu ſtören.

Man kam zu Hauſe an und Lori hinkte am Arme Wenzels in die Stube und erzählte der erſchrockenen Mutter, was geſchehen und was der liebe Fremde gethan. Die gute Bäuerin dankte ihm aus der Fülle ihres mütterlichen Herzens und verhieß ihm allen Segen des Himmels für dieſe gute That.

Schon unterwegs hatte Wenzel dem Bauer den Zweck ſeiner Wanderſchaft mitgetheilt; nach dem Abendeſſen nahm dieſer ſeine Alte bei Seite, ſie wiſperten ein Weilchen mit einander, traten dann zu Wenzel und machten ihm den Antrag, in ihrem Hauſe zu bleiben, er ſollte nicht wie ein Dienſtbote, ſondern wie ein eigenes Kind behandelt werden.

Wenzel meinte vor Ueberraſchung und fand nicht Worte, ſeinen Dank auszudrücken. Er wußte ſich's nicht zu erklären, warum er ſich über dieſe Verſorgung gar ſo unausſprechlich freute. — Lori vergaß allen Schmerz und hüpfte im Zimmer herum, als ſie hörte, daß der freundliche Wenzel im Hauſe bleiben werde.

Drei frohe Jahre vergingen. Wenzel wurde zum kraftvoll ſtämmigen Burſchen, Lori erblühte zur ſchönſten Dirne der ganzen Gegend. Wenzel kannte nun die wonnevolle Ahnung, die ihn durchzitterte, als er Lori auf ſeinen Armen trug, und Lori theilte das ſüße Geheimniß ſeines Herzens. Die Eltern ſahen in die fromme Liebe der Kinder mit Wohlgefallen zu bemerken, und Wenzel träumte die freudenvollſte Zukunft. Aber ein unglückſeliges Ereigniß verdannte ihn abermals aus ſeinem Freudenhimmel.

Eines Abends — es war kurz vor Lori's Namenstage — vermißte der Bauer ſeinen Geldbeutel. Er machte einen gewaltigen Lärm, weil eben eine bedeutende Summe darin geweſen. Man ſuchte und forſchte überall vergebens. Der Bauer war nicht aus dem Hauſe geweſen; es mußte daher der Verdacht der Entwendung entſtehen und auf einen Hausgenoſſen fallen, weil durchaus kein Fremder ins Haus gekommen und auch keine Spur eines Einbruchs zu entdecken war. Da trat Michel, der Knecht, der ſchon vor Wenzel's Ankunft im Hauſe gedient, mit dem Vorſchlag auf, daß Jedermann ſeine Sachen unterſuchen laſſen ſollte. Dabei blickte er mit feſtſam lauernden Ausdruck auf Wenzel, der ſich ſichtlich verfärbte und verlegen ward.

Der Bauer nahm den Vorſchlag an und man viſitirte alle Truhen der Knechte und Mägde, ohne etwas zu entdecken. Schon wollte der Bauer die Sache aufgeben, doch Michel beſtand darauf, daß auch Wenzels Truhe unterſucht werden müſſe.

„Nun ja, damit Dein böſer Argwohn zu Schanden wird, Michel!“ ſprach der Bauer unwillig und trat in Wenzel's Kammer; aber wie ſtaunte er, als ſeiner den Schlüſſel ſeiner Truhe verweigerte und voll Verwirrung ſprach:

„Vater, Ihr werdet mich doch gewiß für keinen Dieb halten! Zum Ueberfluſſe aber geb' ich Euch mein Ehrenwort und ſchwöre Euch, daß ich von Eurem Gelde nichts geſehen habe, nur öffnet meine Truhe nicht, ich bitte Euch, Ihr verderbt mir ſonſt eine große Freude!“

Der Bauer gönnte unſchlüſſig, als er aber die argwöhniſchen Blicke des Geſindes bemerkte, ſprach er:

„Wenzel, um Deiner Ehre willen muß die Truhe geöffnet werden, drum gieb den Schlüſſel her, ich will und befehle es!“

Da gehorchte Wenzel mit auffallender Verzagtheit, ſeine Truhe wurde geöffnet und alle ſtreckten neugierig die Köpfe hinein.

Obenauf lag eine ſchwere ſilberne Haarnadel, welche ein Krämer unlängſt zum Verkaufe ausgeboten, und die Lori gar ſo gern gehabt hätte, wenn ſie nicht zu theuer geweſen wäre.

„Nun da habt Ihr's, ich hab' es Euch ja geſagt!“ lamentirte Wenzel, „nun iſt die ganze Ueberraſchung verdorben!“

Lori belohnte ihn mit liebevollem Blicke; der Vater aber tadelte dieſe Verſchwendung und wollte die Truhe ſchließen — da bob Michel einige Wäſche in die Höhe und zog den vermißten Geldbeutel heraus.

Allen entfuhr ein Schrei des Entſetzens. Lori ſtürzte laut jammernd aus der Stube. Wenzel ſtand ſprachlos, wurde bleich wie der Tod, ſeine Augen rollten, ſeine Lippen bebten, ſeine Fäuſte ballten ſich krampfhaft.

Der Vater betrachtete ihn lange mit wehmüthig forſchendem Blicke, zählte dann aufmerkſam den Inhalt des Beutels, und es fehlte gerade die Summe, welche der Krämer für die Haarnadel verlangt hatte.

„Wenzel, Wenzel!“ rief jetzt der Bauer mit hoch aufgehobenen zitternden Händen, „das war ein unglückſeliger Gedanke, den Dir Dein böſer Feind eingegeben hat! Doch ich will Dein Unglück nicht. Niemand von meinen Leuten ſoll ein Wort von der Sache verlauten laſſen, das beſetzte ich, darum bitte ich Euch Alle. Aber mach, daß Du aus meinen Augen kommſt, Wenzel, zwiſchen uns kann fürder keine Gemeinſchaft mehr ſein!“ Jetzt ſtürzte Wenzel vor ihm nieder, umklammerte ſeine Knie und ſchrie außer ſich:

„Um Gottes Chriſti willen, Vater, verdammt mich nicht vorerſtin! Hört mich, glaubt mir! Ich ſchwöre Euch bei meinem ewigen Seelenheil, ich weiß nicht, wie Euer Geld in meine Truhe kam; ich weiß es nicht, und wenn Gott auf der Stelle mit mir ins Gericht ginge!“

„Wenzel, frevle nicht, ſündige nicht vermeſſen auf Gottes barmherzige Langmuth!“ ſprach der Bauer, und Thränen des tiefſten Herzleides rollten über ſeine Wangen. „Weiß Gott! ich gäbe viel darum, wenn ich Dir glauben könnte; aber ich kann es nicht; was Du gethan haſt, iſt zu offenbar! Mög' es Dir Gott verzeihen! ich verzeih' es, weil thörichte Liebe zu meinem Kinde Dich verblendet hat. Aber geh, geh ſo ſchnell als möglich, ich will Dich nie, nie mehr ſehen!“

Hier entfernte ſich der Bauer und Alle gingen mit ihm; der arme Wenzel blieb allein. Lange lag er auf den Knien, ſchlug ſich mit der Fauſt vor die Stirn und jammerte laut. Dann faßte er ſich auf und wollte in die Stube des Herrn; aber die Thür war verriegelt, und als Wenzel pochte und flehte, rief der Bauer ergrimmt: er möge ſich zur Ruhe begeben und mit dem Früheſten Haus und Hof verlaſſen, wofern er nicht öffentliche Schande und Gefängniß gewärtigen wollte.

Da fürzte Wenzel in rathloſer Verzagtheit aus dem Dorfe, rannte über Stock und Stein waldeinwärts, warf ſich im tiefſten Dickicht zur Erde nieder, und der Tod wäre ihm ein Labſal geweſen.

Mitternacht mochte nicht mehr fern ſein, da wechte ihn ein heller Lichtſchein aus ſeiner Betäubung. Er ſprang auf, eilte an den Saum des Waldes und erblickte Lori's Vaterhaus in hellen Flammen.

Athemlos lief er hinab, um den Bedrängten beizuſtehen, aber kaum erblickte man ihn, ſo riefen viele Stimmen, unter denen die Michels deutlich zu erkennen war:

„Seht den Dieb und Brandſtifter, er will ſich den Geldbeutel wieder holen!“

Und man fiel über ihn her und band ihn mit Stricken an einen Baum. Dort mußte er kniefchend ſtehen, bis das Feuer gelöſcht war. Er ſah ſeine Lori — ſie hatte aber keinen Blick für ihn.

Hierauf ſchleppte man ihn unter Spott und Mißhandlung ins Amtsdorf, wo er ins Gefängniß geworfen wurde.

Tags darauf ergab es ſich zwar, daß das Feuer durch unvorſichtiges Schmaulgiſchen ausgekommen war, aber Wenzel verlangte nun mit dringenden Bitten eine ſtrenge Unterſuchung des ihm zugemutheten Diebſtahls.

Alles wurde genau erforſcht, alle Hausgenoſſen, namentlich Michel, ſcharf ins Verhör genommen, bei Niemand ergab ſich irgend eine Schuld. Michel geſtand mit ruhigſter Unbefangenheit, Wenzel ſei ihm verdächtig worden, weil er ihn die Haarnadel kaufen ſehen und ſich gleich gewundert habe, wie er für ſolchen Tand ſo viel Geld ausgeben könnte. Auch der Krämer wurde vernommen und erklärte, Wenzel habe ihm, ohne zu handeln, die verlangte Summe in blanken Zwanzigern ausgezahlt. In dem Geldbeutel befanden ſich eben keine andern Münzen als Zwanziger.

Dagegen aber betheuerte Wenzel ſeine völlige Unſchuld mit unwiderſtehlich überzeugender Ehrlichkeit, widerſprach ſich in keinem Punkte und wußte es aufs Genaueſte vorzurechnen, daß er die Haarnadel von ſeinem erſt vor kurzem empfangenen Vierteljahrslohn gekauft habe. Da man überdies ſeinen bisher muſterhaften Lebenswandel und den Umſtand erwog, daß er ſelbſt auf die Unterſuchung gedrungen, ſo ließ das Gericht die Sache fallen, ſetzte Wenzel in Freiheit, gab ihm aber die Weiſung, die Gegend binnen vierundzwanzig Stunden zu verlaſſen.

Wenzel ertrug nun ſein Geſchick mit männlicher Faſſung. Er hatte zur Rettung ſeiner Ehre Alles gethan, was er nur thun konnte; ein Mehreres mußte er Gott überlaſſen. Er glaubte wol denjenigen zu kennen, der ihm aus Neid und Eiferſucht dieſen Sturz bereitet, aber er ſchwieg.

Nur war es ihm unmöglich, die Gegend zu verlaſſen, ohne noch einmal mit Lorchen geſprochen zu haben. Nachts ſchlich er an ihr Fenſterchen und flehte traurig:

„Lori, Lori, kannſt denn auch Du an meiner Ehrlichkeit verzweifeln und mich für einen Dieb halten?“

Lori öffnete das Fenſter und flüſterte weinend: „Wenzel, ich muß an Deine Unſchuld glauben, ich kann nicht anders, aber ſo lang Du Dich nicht von allem Verdachte gereiniget haſt, muß

Digitized by Google

ich jede Gemeinschaft mit Dir vermeiden, das hat der Vater befohlen und ich hab' ihm Gehorsam versprochen. So geh in Gottes Namen, Wenzel, und vertrau auf seine Gerechtigkeit. Ich werde täglich beten, daß er Deine Unschuld ans Tageslicht bringen möge."

Sie reichte ihm die Hand hinaus, er küßte sie viele Male und konnte sich nicht trennen.

„Geh, lieber Wenzel, geh, damit wir den Vater nicht ärgern!" schluchzte Lori.

„Ich danke Dir für deinen Trost, engelgute Lori," sprach Wenzel und faßte sich und ging. —

Die ganze Nacht schritt er rastlos vorwärts, immer tiefer ins Gebirg hinein. Als der Morgen anbrach, war er weit von dem Orte seines schönsten Lebensglückes. Tausend Vögleln jubelten ihren Morgengruß, er aber weinte bitterlich.

Anfangs war Wenzel entschlossen gewesen, fort zu wandern, so weit ihn seine Augen führen, seine Füße tragen würden; nach und nach aber sänftigte sich der Sturm seines Herzens zu stiller Wehmuth und ruhiger Ergebung. So kam er in die Gegend, wo eben die Straße gebaut wurde, an der jetzt seine Wirthschaft steht. Man traug ihm Arbeit an und er nahm sie. —

Zwei Sommer verschwanden, da erhielt Wenzel zufällig Nachricht aus jener unvergeßlichen Gegend. Lori's Mutter war gestorben, der Vater härmte sich und kränkelte; Lori war Braut des reichen Bächters Vogelhuber.

„Sie hat dich halb vergessen!" seufzte Wenzel. „Aber gut für sie, daß sie es konnte, denn noch immer befleckt mich ja der schimpfliche Verdacht und wird mich wahrscheinlich zeitlebens beflecken!"

Es war ein Glück für Wenzel, daß er sich, als ihn diese Schmerzensnachricht traf, eben mit einem wichtigen kühnen Plane trug. Der Umstand nämlich, daß die Arbeiter, als der Straßenbau weit ins unwirthliche Gebirge vorgeschritten war, ringsum nirgends eine Labung fanden, erweckte in dem unternehmenden Böhmen den Gedanken einer Spekulation. Verschiedene kaufte er von seinem Ersparnisse ein kleines Fäßchen Branntwein und einen großen Laib Brot, und bot es in den Rasttunden feil. Der Erfolg war so günstig, daß sich Wenzel sogleich zur größeren Ausdehnung des Handels entschloß. Es kostete ihm freilich unsägliche Mühe und Aufopferung. Nach der schweren Arbeit des ganzen Tages ging er weit ins nächste Dorf hinab, schleppte dann neue Vorräthe ins Gebirg zurück und verbrachte den Rest der Nacht auf hartem Strohlager in einem Bretterverschlage, wo er seine Vorräthe verwahrte. Aber der herrlichste Erfolg belohnte alle Mühe reichlich und steigerte die Unternehmungslust des Prudigers endlich dis zu dem Gedanken, an der einsamen Straße ein Wirthshaus zu errichten.

Nachdem er die Sache viele Tage lang von allen Seiten überlegt und berechnet hatte, trug er dem Amte seine Bitte vor. Diesem war es bisher entweder unbekannt, in der menschenleeren Gegend eine Zufluchtsstätte entstehen zu sehen, es gab daher nicht nur sogleich die Bewilligung, sondern schenkte dem Unternehmer ein Stück Grund und das nöthige Baumaterial und lieh ihm eine hinreichende Summe Geldes. Wenzel schritt mit freudigster Rastlosigkeit an die Ausführung; er selbst legte überall Hand an, bald stand ein niedliches bölzernes Häuschen fertig und die Eröffnung desselben war für die ganze Gegend ein Freudenfest. Hierauf erfüllte der brave Wenzel ein frommes Gelübde und pilgerte nach Mariazell.

Lange kniete er vor dem wunderthätigen Gnadenbilde in heißer Andacht, und in sein kindliches Dankgebet mischte sich die demüthige Bitte um die eine höchste Gnade, um Reinigung von dem schweren Verdachte. Wunder gestärkt und getröstet verließ er die Kirche und auf den Stufen des Eingangs trat ihm Lori entgegen.

Beide erglühten in wonnevoller Ueberraschung, betrachteten sich mit leuchtenden Blicken und standen lange in sprachloser Wallung. Endlich flüsterte Lori wie im Traum:

„Seid Ihr nicht der Wenzel Wessely?"

„Ja bin es, Frau Vogelhuberin," antwortete Wenzel traurig.

„Nennt mich nicht so!" rief Lori mit fast ängstlicher Ereiferung. Es kommt viel zu früh! „Ach der unverhoffte Tod des Vaters —"

„Um Gottes willen!" unterbrach sie Wenzel — „auch der Vater ist todt, und ich din nicht gerechtfertigt!"

„Du bist es, Wenzel, Du bist von allem Verdachte frei!" tröstete Lori mit herzlichster Freude. „Der Vater hat oft um Dich gejammert und Dich in seinem letzten Augenblick gesegnet."

„So hat Dich ein Wunder Gottes in diesem Augenblick zu meinem Troste geschickt!" jubelte Wenzel und küßte dem lieben Mädchen dankbar die Hände. „Aber nun erzähle! Wie war es? — war es nicht Michel?"

„Er war es, der Unglückselige! Er hat Dir diesen bösen Streich gespielt, weil er glaubte, daß es, wenn Du fort wärest, wol ihm gelingen würde, mich und mein Vermögen zu bekommen. Als er aber sah, daß ich den Vogelhuber heirathen sollte, fing er an, seine fruchtlose Schandthat zu bereuen, und als er bald darauf schwer krank wurde und in der nämlichen Kammer, wo Du geschlafen hast, mit allem versehen wurde, ging er in sich und gestand dem Vater, daß er den Geldbeutel mit Hülfe eines falschen Schlüssels aus dem Schranke genommen, die Summe, die er Dich für die Haarnadel geben sehen, herausgenommen und ihn dann in Deine Truhe gesteckt habe. Bald darauf starb er. Mein Vater war untröstlich über Dein unverdientes Schicksal. Er gab sich alle Mühe, etwas von Dir zu erfahren, aber schon nach wenigen Monaten starb er eines jähen Todes. Dadurch wurde meine Verheirathung hinausgeschoben und ich wanderte nach Mariazell, weil sich der Vater der verlobt hat."

„Und wenn Du jetzt nach Haus kommst, Lori, wirst Du den Vogelhuber heirathen?" frug Wenzel bang, faßte die Hand des Mädchens und blickte ihr tief in das thränenfeuchte Auge.

„Soll ich es thun, Wenzel?" lispelte Lori und senkte den Blick.

„Wenn Du mich zeitlebens unglücklich machen willst, Lori, so thu' es!"

„Da thu' ich es lieber nicht!" lächelte Lori, und sie hüpften mit einander die Stufen hinab und wandelten weit auf die Straße hinaus in vertraulichem Geplauder.

Hierauf miethete Wenzel einen Wagen und Lori mußte ihm, gern oder ungern, den Gefallen thun, sein funkelnagelneues Wirthshaus zu besehen.

Die Gegend gefiel ihr außerordentlich, und in der Junggesellenwirthschaft fand sie eine solche Confustan, daß sich die gute wirthliche Seele schon entschließen mußte, dem Wenzel der alten Bekanntschaft wegen sein Geschäft ein bischen in Ordnung zu bringen.

Lori hatte ohnehin einen sehr wichtigen Grund, ihre Heimath zu verlassen; denn da sie entschlossen war, dem Vogelhuber einen Korb zu geben, so würden daraus zweifelsohne gar mancherlei Unannehmlichkeiten für sie entstanden sein, wenn sie eine Nachbarin des verabschiedeten Bräutigams geblieben wäre.

Sie reiste daher in Wenzel's Gesellschaft in die Heimath zurück, heirathete zur Freude und zum Aerger verschiedener Leute den Böhmaken, verkaufte ihre Wirthschaft und zog auf das hölzerne Wirthshaus, welches aber mit Hülfe ihres Geldes alsbald in ein stattliches Steinernes, von reichen Gründen umgebenes, verwandelt wurde.

Dies alles erzählte mir der wackere Wessely. Gegen das Ende seiner Erzählung war auch Lori zu uns herausgekommen, und die lieben Leutchen bewirteten mir zum Schlusse ihr Glück mit so zärtlichem Gefolge, daß mir armen Junggesellen dabei ordentlich bang ums Herz wurde. Hierauf führten sie mich in meine Schlafkammer und wünschten mir eine recht gute Nacht. Aber ich hatte eine recht schlechte Nacht. In einem fort schwebte mir ein wunderschönes Lorchen vor; ich kämpfte und rang nach einem Küßchen von ihr; aber wenn ich es eben zu erhaschen und den süßen Duft ihrer Rosenlippen zu trinken wähnte, so biß mich richtig immer ein ungeheuer häßlicher Fidguz in die Waden, und das boshafte Lorchen verwandelte sich in eine hoffärthige giftund gallesprühende Unholdin.

Tags darauf begleitete mich Wessely bis zum Wege in die Terz.

Als wir auf einem Bergsattel, wo man die Gegend weit umher überblickt, Abschied nahmen, sprach Wessely:

„Nicht wahr, Sie kennen die einförmige Prudiger Gegend mit den magern Kiefernwäldchen und dem morastigen Teiche! Mit diesem Lande da läßt sie sich gewiß gar nicht vergleichen — aber ich kann sie halt doch nicht vergessen! Es ist halt mein Vaterland, und das vergißt man nie und nirgends, wenn man ein gesundes Herz im Leib hat!"

Die Neujahrsnacht eines Glücklichen *).

In den Nachmittagsstunden des Silvestertages 184— war die Kanzlei des Advokaten *** ganz leer; nur der Kopist Friedrich saß an seinem Tische und mundirte eine Klagschrift. Friedrich war ein sehr gewandter Schreiber, er hatte noch nie

*) Aus: Erzählungen und ein gemischter Anhang von F. Schuselka. Wien 1844.

Digitized by Google

mals einen Stempel verdorben; heut aber war dies seht zu besorgen, denn er radirte in einer Viertelstunde mehr als sonst in einem Jahre.

Der junge Mann befand sich in einer sonderbaren Aufregung. Die Buchstaben verschwammen vor seinen flimmernden Blicken und seine Hand zitterte wie die eines Greises. Unzählige Mal sah er auf die Uhr, rückte in ängstlicher Ungeduld auf dem Sessel hin und her, lehnte sich seufzend zurück und blickte verzweifelnd zur Decke hinauf. Von Zeit zu Zeit horchte er in athemloser Spannung zur Thür hin und schüttelte, über die jedesmalige Täuschung unwillig und verzagt, den Kopf. — Endlich, als es bereits zu dunkeln begann, hörte er draußen die Stimme des Principals. Wie ein Electrisirter fuhr er zusammen, all sein Blut wich zum Herzen zurück, das mit hörbarem Pochen an die beklommene Brust schlug. — „Gott sei Dank!" flüsterte er und rieb sich die Hände, „er kommt, wenn er mich sieht, wird er sich doch erinnern!"

„Was Teufel, meine Kanzlei ist noch offen?" rief der Advocat im Eintreten, während seine Begleiter unter der Thür stehen blieben.

Friedrich sprang auf, verbeugte sich tiefer als sonst, und sprach so laut es seine Beklemmung gestättete: „Guten Abend, Herr Doctor!"

„Ah, Sie sind der Fleißige!" rief der Doctor lachend. „Ist was Neues vorgekommen?"

„Nichts, Herr Doctor," antwortete Friedrich, und die ungeduldigste Erwartung drängte ihn zwei Schritte zu dem Principal hin.

„Nun so lassen Sie's für heuer auch schon genug sein!" sprach der Advocat mit gnädigem Lächeln und folgte den vorauseilenden Freunden.

Friedrich blieb stehen, bleich bis über die Lippen, zitternd bis ins Herz hinein. Es drängte ihn, dem Herrn nachzulaufen, aber an seinen Gliedern hing das Blei der Verzagtheit. Plötzlich rief der Advocat von der Treppe herauf: „He, Friedrich, Friedrich!" — und von neuer Hoffnung belebt, stürzte der Kopist hinaus und wollte die Stiege hinab.

„Bleiben Sie nur oben" — rief ihm der Principal entgegen, „und wenn Sie Zeit und Lust haben, so kommen Sie um zehn Uhr zu einem Silvesterschmaus." — Hiermit verschwand er.

Friedrich wankte zurück; alles drehte sich vor seinen schwindelnden umflorten Blicken. Lange stand er in gedankenloser Bestürzung, endlich schlug er mit beiden Fäusten in die Luft, warf seine Schreibrerei zusammen und eilte fort. —

Alle Leser, besonders diejenigen, welche selbst in ähnlichen Lagen gewesen, haben gewiß schon errathen, was den armen Kopisten quälte. Er hatte seinen Monatgehalt noch nicht erhalten. Immer pflegte der Advocat pünktlich am Letzten zu zahlen, und heute vergaß er, eben heute, wo Friedrich keinen Pfennig Vorrath mehr besaß. Er konnte freilich noch auf die Zusammenkunft beim Abendschmause hoffen, aber da kam das Geld für seinen nächsten und sehnlichsten Wunsch schon zu spät. Friedrich hätte nämlich so gern ein kleines Neujahrsgeschenk für sein Weibchen gekauft.

Viele Leser werden es mit mißhilligendem Staunen vernehmen, daß der arme Tagschreiber verheirathet ist. Alle Klugen hatten auch diese Heirath einen vorreiligen tollen Streich genannt; wie man denn überhaupt nicht selten die Meinung äußern hört, armen Leuten sollte das Heirathen geradezu verboten werden. Aber das wäre ein hartes unmenschliches Verbot. Gerade für die Armen ist die Ehe Bedürfniß und Wohlthat, während sie für die Reichen nur zu oft nichts anderes ist, als eben ein Genuß mehr. Gerade bei den Armen äußert sich der Segen der Ehe am kräftigsten und gottgefälligsten, denn die Armen heirathen nicht, um ein Haus zu machen, ein altes Geschlecht fortzupflanzen, Theilnehmer und Erben des Wohlerbens zu haben; die Armen heirathen, um sich durch liebevollen Mitgenuß die karge Freude zu erhöhen, in oder Aufopferung die Last des Leidens tragen zu helfen, der Gesellschaft arbeitsame Diener und sich selbst für das kraftlose Alter dankbare Unterstützer zu erziehen. Selig preise ich daher den Schreiber Friedrich, daß er nach seinem mühevollen Tagwerk nicht in ein ödes einsames Kämmerchen treten, daß er nicht allein sein mußte und ohne Liebe in einer Welt, deren heiligstes Bedürfniß, deren höchste Seligkeit eben nur die Liebe ist. — Ach, wie viele Menschen sind an der unglücklichen liebeleeren Einsamkeit an Leib und Seele zu Grund gegangen!

Friedrich hatte ein liebes gutes Weibchen heimgeführt, sich eine häusliche Freudenstätte gegründet und seinem Streben eine edlere getheiligte Richtung gegeben. Auch seine bürgerliche Stellung war hoffnungstreich. Er hatte zwar nicht studirt, d. h. er konnte nicht durch papierne Zeugnisse beweisen, so und so viele Prüfungen gemacht zu haben, aber er hatte sich bei glücklicher Anlage durch rastlosen Fleiß so tüchtige Geschäftskenntnisse erworben, daß die jungen Herren Doctoren der Kanzlei sich sehr häufig zu der Herablassung veranlaßt fanden, von dem Schreiber Auskunft und Belehrung anzunehmen. Der Advocat schätzte und belohnte Friedrich's Brauchbarkeit und stellte ihm die einträgliche Sollicitatorstelle in sichere Aussicht. Ueberdies war Friedrich's Frauchen eine so geschickte und fleißige Nähterin, daß sie monatlich ein recht artiges Sümmchen zum Hauswesen beisteuerte. In jüngster Zeit konnte Friedrich freilich auf diese Unterstützung nur wenig Rechnung machen, denn seit vier ihm aber sein liebes Weibchen vor drei Monaten einen lebendigen Schatz gebracht, einen so feischen und starken Buben, wie kaum ein kränkelnder athmende Väter nur selten aufzuweisen haben. — O wie freudig ging der glückliche Vater morgens an die Arbeit, wenn er die liebe Mutter geküßt und das schlummernde Söhnchen gesegnet hatte, welche Labung war es für ihn, in den Mußestunden mit dem zappelnden Buben herumzutanzen oder ihm das spaßigste Zeug zu erzählen, bis das winzige Männlein, das mit großmächtigen Augen und sehr klugen Mienen horchte, herzlich zu lachen anfing. Dieser kleine Erdwicht war nun freilich auch Ursache, daß sein Vater um allen Gehörerath gekommen, und nun durch das Versäumniß des Advocaten an der Erfüllung seines zarten Wunsches gehindert war. —

Friedrich entschloß sich zu dem schweren Schritte, einiges Geld zu erborgen, aber das Schicksal ersparte ihm diese Demüthigung; er traf keinen seiner Bekannten zu Hause und versank in solchen Trübsinn, daß er sich nicht entschließen konnte, in dieser Stimmung nach Haus zu gehen. Erwünscht war es ihm daher, einer Nachbarin zu begegnen, die eben auf dem Heimweg begriffen war. Durch sie bat er seiner Lori die Nachricht, daß er geladen sei und erst nach Mitternacht nach Haus kommen werde, sie möchte daher ja nicht auf ihn warten, sondern sich ruhig schlafen legen. —

In der Stadt, wo alle Gewölber mit Herrlichkeiten prangten, die der gute Friedrich gern sammt und sonders für seine Lieben gekauft hätte, litt es ihn nicht, er eilte ins Freie und lief, mit dem Schicksal hadernd, so lang herum, bis es Zeit war, der Einladung des Principals Folge zu leisten.

Anfangs zwang sich der arme Friedrich aus pflichtschuldiger Demuth, die lustige Gesellschaft durch kein trauriges Gesicht zu stören; bald aber äußerte der goldige Sorgenbrecher auch auf ihn seine Zauberwirkung, und er sing an, die Sache vernünftiger, d. i. leichtsinniger zu betrachten. Er philosophirte also: „Ob ich das Geschenk um einen Tag früher oder später gebe, das ist eins. Für die morgigen Auslagen werden wol die Liebfrauenzwanziger, die meine Lori in ihrem Sparbuche leihen hat, ausreichen. Uebermorgen wechsle ich ihr halt wieder andere und meinetwegen gar funkelneue ein und leg' ihr drei als Interessen dazu."

Diese Gründe waren an sich allerdings sehr triftig und noch jedem Glas Wein erschienen sie dem wackeren Kopisten noch viel triftiger, so daß es ihm alsbald nicht mehr den geringsten Seelenkampf kostete, mit den Lustigen lustig zu sein. Wäre nur noch seine Lori neben ihm gesessen! Bei jedem guten Bissen dachte er: „Ach, wenn nur mein Weibchen auch etwas davon haben könnte!" Da dies aber nun einmal durchaus nicht sein konnte, und da Friedrich als frommer Ehemann fest überzeugt war, Mann und Weib sei ein Leib, so ergab er sich mit rührendem Pflichteifer den Freuden der Tafel. Nur als das Zuckerwerk kam, wurde er jenem ehrerbietigen Grundsatz insofern untreu, daß er mittelst verstellten Schnäuzens mehrere schöne Stückchen in die Tasche zu practiciren suchte, was ihm auch zu seiner großen Zufriedenheit und zu noch größerer Belustigung der unbemerkt zusehenden Hausfrau vortrefflich gelang.

Nachdem Alles geschehen war, was in der Silvesternacht aller Orten zu geschehen pflegt, brach man auf, um den neuen Lebensabschnitt auf ähnliche Weise, wie der Mensch das Leben überhaupt, zu beginnen, nämlich zuerst mit einigem Geschrei und dann mit einem tüchtigen Schlafe.

Als Friedrich der Hausfrau die Hand küßte, lispelte ihm die Gute zu: „Ich habe Ihnen etwas für Ihre Frau und für Ihren Kleinen in den Mantel gesteckt, geben Sie hübsch Acht darauf!"

Friedrich küßte noch einmal die gütige Hand und empfand einen leisen Gewissensbiß. In seiner Mantelitasche fand er ein großes Papier voll Süßigkeiten, und eilte, von heiterster Erregung beflügelt, seiner fernen Wohnung zu.

Als er am Hausthore läutete, beschloß ihn wieder einiger Unmuth, weil er nicht einmal so viel Geld hatte, um den Sperrgroschen zu zahlen. — „Ich fange das neue Jahr mit Schulden machen an, morgen bekommen Sie Ihr Geld, Herr Martin!" rief er dem Hausmeister zu und eilte die Stiege hinan. Leise schlich er hinauf und zog gleich in der Küche die Stiefeln aus, um seine Lieben nicht zu wecken. Dann tappte er nach dem Küchenfeuerszeug, machte Licht und nahm einen Teller herab, um das Zuckergebäck darauf zu schichten. Die gute Frau Doctorin hatte eine Auswahl der köstlichsten Stücke gespendet, und Friedrich segnete sie dafür in freudigstem Dankgefühle.

Digitized by Google

Als das Papier geleert war, beutelte Friedrich den abgefallenen Zucker über den Teller, da fiel noch ein Papierchen heraus und so schwer, daß es eine obenauf liegende Apollo-Leier zertrümmerte. Verwundert wickelte Friedrich es auf — und es funkelten ihm drei blanke Dukaten entgegen.

O Gott, was war dies für ein freudenvoller Augenblick und wie süß muß die edle Geberin eingeschlummert sein mit dem Gedanken an die Freude, die sie den guten Leuten gemacht.

Man ist gewohnt, das Geld als den bösen Dämon der Welt zu schmähen, aber es wäre nur das Werkzeug unendlichen Segens, wenn es immer und überall edelmüthig verwendet würde. Aber wie oft vergeuden wir eine Summe für Genüsse, über die wir Thränen der Reue weinen müssen, und wir hätten mit dieser Summe mehreren Armen Thränen der Freude entlocken können! O möchten die Reichen und Wohlhabenden sich zwar von der lästigen Ceremonie des Glückwünschens entheben lassen, nicht aber von der Pflicht, Glück zu verbreiten! Arme Verwandte, Diener und Arbeiter freuen sich so lange auf den Neujahrstag und berechnen schon, was sie alles mit den Geschenken ausrichten werden; wie bitter muß das Gefühl sein, diese Hoffnungen getäuscht zu sehen, wie süß dagegen das Bewußtsein edler Wohlthäter, nach Kräften beigetragen zu haben, daß der Neujahrstag ein möglichst allgemeiner Freudentag sei!

Friedrich war ganz aufgelöst in Freude, Dankbarkeit und Andacht, und die Freudenthränen, die er weinte, wurden von dem Engel der Vergeltung gesammelt und werden einst glänzen als Perlen in der Verklärungskrone der edlen Wohlthäterin.

Friedrich breitete das feine Papierchen, worein die Dukaten gewickelt waren, über das oberste Zuckerwerk und legte die Goldstücke neben einander darauf, damit Lori's erster Blick auf sie fallen müsse. Nun horchte er durchs Schlüsselloch, und da sich nichts regte, schlich er sachte ins Zimmer. Lori lag halb entkleidet auf dem Bette; der Säugling schmiegte sich in süßem Schlummer an ihre Brust. Friedrich neigte sich über die Geliebten und küßte ihren Athem und segnete sie. Dann stellte er den Teller auf Lori's Tischchen und schlich in seine Kammer. Da fand er auf seinem Schreibtische ein niedlich gestricktes Hauskappchen und ein Blatt mit folgenden, in lächerlich großen und krummen Zügen geschriebenen Worten:

„Lieber Vater! Die Mutter und der kleine Hans wünschen Dir ein recht glückseliges neues Jahr und geben Dir dies Käppchen, damit Du es aufsetzest, wenn Du morgens in der kalten Küche für den ganzen Tag das Holz klein schneidest. Das Käppchen hat die Mutter gestickt, aber der kleine Hans hat ihr geholfen, denn er hat sie in der Nacht immer aufgeweckt und wach erhalten, daß sie flicken konnte, ohne etwas zu verlaufen. Den Brief aber hat der kleine Hans, obwol er noch ein so klein winziges Buberl ist, ganz allein geschrieben; die Mutter hat ihm blos die Hand geführt."

Friedrich preßte diese lieben Zeilen an das Herz, an die Lippen und wollte hinauseilen, um sein gutes Lorchen wach zu küssen. Aber an der Thür lächelte ihm schon ihr lauschendes selig glühendes Köpfchen entgegen. Sie hatte nicht geschlafen; es hatte ihr große Mühe gekostet, sich zu verstellen, die freudige Wallung zu verbergen.

„Lori, meine Lori!" rief der glückliche Friedrich, und sie sanken sich in die Arme, umschlangen sich fest und innig und ihre Küsse verschmolzen, ihre Freudenthränen mengten sich, und sie begannen das neue Jahr mit einer Seligkeit, wie keine größere auf Erden mehr möglich ist.

Johann Karl Eduard Schwarz.

ordentlicher Professor der Theologie, geheimer Kirchenrath und Superintendent zu Jena, wurde zu Halle am 20. Juni 1802 geboren. S. besuchte zuerst die Realschule seiner Vaterstadt, hierauf die lateinische Hauptschule des Waisenhauses. Michaelis 1820 begann er seine theologischen und philologischen Studien auf der Universität, und schon 1825, nach bestandenem Candidatenexamen, und nachdem er durch Disputation Doctor der Philosophie geworden, erhielt er eine Lehrerstelle am Pädagogium des Klosters Unserer Lieben Frauen zu Magdeburg und 1826 die reich dotirte Pfarre zu Altenweddingen. Im Jahr 1829 wurde er als Superintendent und Stadtprediger nach Jena berufen, auch zugleich für die praktisch-theologischen Collegien und zur Unterstützung Schotts in der Leitung des homiletischen Seminars zum Professor und zum Doctor der Theologie ernannt.

Er gab heraus:

Einzelne Predigten. Jena 1831—47.
Predigten und kleinere geistliche Amtsreden. 6 Hefte. Jena 1837—1839.

S. zeichnet sich als Kanzelredner durch blühende, schöne Diktion, tiefes Gefühl, Wärme der Empfindung Klarheit und Freiheit im Denken, und lebendigen Eifer für Licht, Wahrheit und Recht, auf das Vortheilhafteste aus.

Die Stimme des Geistes an Martin Luther's Grabe.

Predigt am Sonntage Estomihi.

Gnade und Friede von Gott unserm himmlischen Vater und unserm Herrn und Heiland Jesus Christus. In ihm war das Leben und das Leben ist erschienen. Wer an ihn glaubet, der wird leben, ob er gleich stürbe. Amen.

Früher als gewöhnlich und auch in ungewöhnlicher Anzahl seid Ihr herbeigekommen, a. B.; in eigenthümlich seltner Art ist unser Chor, der schönste und erhebendste Theil unsres Gotteshauses, ausgeschmückt. Es ist aber auch ein seltnes Fest, welches wir feiern. Wir haben es nie erlebt noch werden wir es wieder erleben.

In der Nacht auf den achtzehnten dieses Monats waren es dreihundert Jahre, seit sich die Augen des Mannes schlossen, dem unsre evangelische Kirche vor Andern ihr Dasein verdankt. Schon haben wir seinen Todestag in einer freieren, der Stimmung und dem Bedürfniß unmittelbar entsprungenen und entsprechenden Weise begangen. Jetzt hat uns der Sonntag zu einer umfassenderen, mehr geordneten kirchlichen Feier zusammengeführt. Sollte und konnte jener Tag unter uns durch sie nicht geweiht werden wie in so vielen andern evangelischen Gemeinden des großen deutschen Vaterlandes, so war ihre Verlegung auf heute gewiß das Beste. Sie kann selbst überhaupt als das Angemessenere erscheinen, zumal da uns verstattet blieb, dort unserer christlichen Freiheit uns zu gebrauchen und so auch dem Tage sein Recht angedeihen zu lassen. Denn zu geschweigen, daß es durch Luther's Sinn und ganze Art kaum unbedingt gefordert wird, die Zahl der eigentlichen Fest- und Feiertage unter uns um seinetwillen auch nur mit einem einzigen zu vermehren, so ist ja heute der zweiundzwanzigste Februar und das war sein Begräbnißtag. Der Todte, so lange er noch über der Erde steht und den Zurückgebliebenen seine irdische Hülle zeigt, gehört nach allgemein menschlichem Gefühl gleichsam noch immer dem Leben hienieden. Erst wenn über ihm die Gruft sich geschlossen und ihn in ihre Behausung aufgenommen hat, scheint er ihm völlig entzogen. So wird es auch wol damals den Tausenden gewesen sein, welche die leidschen Ueberreste des unsterblichen Reformators zu ihrer Ruhestätte geleiteten. In ihrer Mitte, inmitten der trauernden evangelischen Schlosskirchen-Gemeinde Wittenbergs finden wir uns heute als Nachkommen und Erben des protestantischen Geistes, dessen Erstlinge sie waren.

Bedarf es dazu einer äußeren, augenfälligen Berechtigung und Aufforderung — wir haben sie vor andern Gemeinden in der protestantischen Welt. Ihr Alle kennet das treffliche Lutherbild, welches sonst zur Seite unsres Altars fest in der Mauer eingefügt ist und die übrigen ihn umringenden Gestalten verdienter evangelischer Lehrer verbunkelt. Manche von uns haben, vielleicht in sehr bedeutenden Stunden ihres Lebens, ihre Blicke wol schon sinnend auf ihm ruhen lassen. Schwerlich aber kennet Ihr Alle seine Geschichte.

Digitized by Google

Noch bevor der Leichnam des Reformatore in die Stadt geführt ward, wo er nach dem Willen seines Fürsten im Tode ruhen sollte, weil er dort so lange im Leben gewirkt hatte zum Segen der Welt, verordnete dieser *), „damit sein Begräbniß ehrlich bestattet werde," ein Denkmal aus Erz mit entsprechender Umschrift. Sein Wille konnte nur zur Hälfte vollzogen und dasselbe am Ort seiner Bestimmung wegen der Ungunst der Zeit nicht aufgestellt, ja wahrscheinlich nur mit Mühe und Gefahr gerettet werden aus den Drangsalen des bald hereinbrechenden verhängnißvollen Krieges. Allein es ward gerettet. Von dem Sohne des hochherzigen Fürsten, dieses Märtyrers für evangelischen Glauben, wurde es später hierher gewidmet, wo er für das verlorene Wittenberg sich seine Hochschule gegründet hatte — hieher in dies Gotteshaus, welches für sie an die Stelle jener Schloßkirche trat. So besitzen wir denn in Luther's eigentlichem Grabmal ein kostbares Kleinod, unserer Stadt lange und vielfach beneidet, und sehen uns durch seine Umschrift ausdrücklich an die Gruft gewiesen, über welche es ursprünglich bestimmt war.

Auch haben viele achtbare Glieder unserer Gemeinde die Bedeutung desselben für den heutigen Tag gar wol erkannt. Den selbst kamen sie auf den beinahe kühnen Gedanken, die eherne Statue ihrer gewöhnlichen Umgebung zu entheben und ihr eine andere, wo möglich noch günstigere Stelle anzuweisen. Mit großer aufopfernder Anstrengung ist daran gearbeitet worden noch bis in die verwichene Nacht. Und siehe da! blank und hell strahlt und der Glaubensheld vom hohen Sockel mit seiner Bibel in der Rechten entgegen und schreitet gleichsam festen Fußes hervor aus der Grotte von zartem Grün und der Fülle duftender Gewächse, womit eine kunstfertige Hand ihn mitten im Winter umgab. Dank Allen, die sich durch Rath und That um solches Werk, damit um unsre Feier überhaupt verdient gemacht! Dank ihnen — denn ich bin gewiß, ich spreche so nur Eurer gemeinsamen Gefühle aus — zugleich in Eurem Namen! Sie haben in dem eben so sinnigen als reichem Schmucke nicht bloß sich, sondern uns Alle geehrt.

Wenden wir jedoch unsre Augen für's Erste von dem Bilde und seiner Ausschmückung hinweg und fragen nach einem Worte der Schrift, um welches unsre Empfindungen und Gedanken in dieser Stunde sich sammeln, von dem sie eine bestimmtere Richtung empfangen können, so ist uns ein solches in den für die Feier verordneten Texten dargeboten. Wir wählen aus ihnen die Stelle:

Offenbarung Johannis XIV, 13.

Und ich hörete eine Stimme vom Himmel zu mir sagen: Schreibe: selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben von nun an. Ja, der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit; denn ihre Werke folgen ihnen nach.

Worte des Seherz, bei'm prophetischen Hinblick auf die Zukunft der Kirche, auf ihre Kämpfe und Siege vom Geiste Gottes ihm zugeraten, um ihres reichen und tiefen Inhaltes willen von der Christenheit aller Jahrhunderte besonders hoch und werth geachtet und auch uns sammt und sonders wol bekannt, schon deshalb, weil wir sie fast immer, wenn Einer aus unsrer Mitte von diesem Leben abgefordert ist, hören, entweder nach der Verkündigung seines Todes vor versammelter Gemeinde oder draußen, wo wir ihm an seiner Gruft den letzten Dienst erweisen.

Jetzt stehen wir an einer Gruft — die stehen wir nicht mit den Zügen des Leides, wir sehen sie, jener äußeren Zeichen ungeachtet, nur im Geist, darum aber, will's Gott, für unsern innwendigen Menschen nicht minder klar, für seine ganze Stimmung und Verfassung selbst erweclicher als manches Grab, an welchem wir bis hieher standen. Lasset nun denn so auch jene Stimme in ihr

die Stimme des Geistes an Martin Luther's Grabe

vernehmen. Sie spricht: Er ist gestorben in dem Herrn. Darum preisen wir ihn selig. — Er ruhet von seiner Arbeit; allein sein Gedächtniß soll für immer im Segen bleiben. — Seine Werke folgen ihm nach. Wir gehören zu ihnen. So wollen wir ihm denn recht nachfolgen und das Gelübde dazu heute einmüthig erneuern. — Der Gott aller Gnade aber gebe zum Wollen das Vollbringen nach seinem Wohlgefallen!

I.

Lange bevor es mit dem theuren Manne Gottes zu Ende ging, ja als er kaum sein ihm wohlgefälliges Werk begonnen hatte, schreibt er **), es komme bei der christlichen Bereitung zum Sterben vor Allem darauf an, daß man erst mit der Welt und den Menschen den rechten Abschied mache. Sei dann so Jedermann Urlaub auf Erden gegeben, so solle man sich allein zu Gott richten, da der Weg drs Sterbens sich auch hinterhe und uns führe. „Hier," fährt er fort, „hebet sich an die enge Pforte, der schmale Steg zum Leben. Deß muß sich ein Jeglicher fröhlich erwägen, denn er ist wol sehr enge, aber er ist nicht lang." — Und wie an ihm in seiner letzten Stunde dies Wort zur vollen That und Wahrheit wurde, zeigt jeder Blick in die darüber aufbehaltenen reichen und köstlichen Berichte *). Daß wir ausführlicher bei ihnen verweilen könnten hier an heiliger Stätte! Da das nicht möglich ist, so leset sie oder lasset sie Euch lesen, wenn Ihr es noch nicht gethan! Benutzet dazu heute eine stille Nachmittags- oder Abendstunde! Sehet, wie unter Luther, noch ehe er auf sein letztes Krankenlager geworfen wird, seine Seele zu Gott richtet im heißen Gebet. Höret ihn, wie er, als er, von der Ahnung des nahenden Todes ergriffen, sich zur Ruhe begiebt, noch auf der Schwelle seiner Kammer sein „Valet's Gott!" spricht und hinzufügt: „In Deine Hände befehle ich meinen Geist; Du hast mich erlöst, Du treuer Gott!" — Höret, wie er dann, als der Tod ihm an's Herz dringt, diese Worte aber und abermals wiederholt; wie er betet: „Himmlischer Vater, da ich schon diese Welt verlassen und aus diesem Leben hinweggerissen werden muß, so weiß ich doch gewiß, daß ich bei Dir ewig bleibe und aus Deinen Händen mich Niemand reißen kann." Darauf fährt er fort: „Also hat Gott die Welt geliebt" und „wir haben einen Gott des Heils, einen Herrn Herrn, der vom Tode errettet." Der letzte Hauch aber von seinen sterbenden Lippen ist ein lautes, Allen vernehmbares „Ja" auf die Frage der in Trauer versunkenen Freunde, ob er auf Christum und die Lehre, wie er sie gepredigt, beständig sterben wolle? Höret und vergegenwärtiget Euch dies und Alles, was unmittelbar seinem Ende vorausging, gleich den leuchtenden Streifen des Abendrothes an unseren Bergen vor der rein wie Gold herabsinkenden Sonne; suchet dann den Eindruck davon zusammenzufassen in einen bestimmten Gedanken, in ein klares, rundes Wort! Was wird es sein? Kein anderes, als: „Er ist gestorben in dem Herrn." Denn er starb in dem festen, lebendigen Glauben an ihn und in dem freudigen, zuversichtlichen Bekenntniß zu ihm — zu ihm, dessen er sich getröstete auch in dem Augenblicke des Scheidens. Wenn das, worin da seine ganze Seele sich sammelte und aufging mit ihrem tiefsten Wesen, nicht ein solches Sterben begründet und bekundet, was in aller Welt vermöchte es sonst? In der ganzen Offenbarung der heiligen Schrift können wir keine weitere Auskunft darüber finden.

So sterben konnte er jedoch immer nur, weil er in dem Herrn gelebt, weil Christus in ihm bereits Gestalt gewonnen und er sich schon lange ihm, durch ihn seinem Gott übergeben hatte ganz und gar. Wie groß auch bei ihm die Kraft des Geistes, die Stärke des Willens, die Höhe des Muthes und die Entschiedenheit war, womit er, was er ein Mal wollte, ersaßte und unverrückt festhielt: mit der glaubensvollen Todesfreudigkeit, wie wir sie an ihm in seinen letzten Augenblicken bewundern, konnte er seinen Erlöser und den Gott des Heiles nimmer umfassen, noch wäre er so leicht durch die enge Pforte des ewigen Lebens hindurchgedrungen, hätte er nicht die andere **) hinter sich gehabt, die uns schon hier zum wahren Leben führen muß. Denn ohne den entscheidenden Schritt durch sie kömmt der ewige Gott bei'm letzten Schritt auf unserer irdischen Wallfahrt nicht so schnell mit seiner Kraft und Tröstung herbei. Wenn er überhaupt kömmt, daß wir ihm unsere Seele befehlen, so gilt es erst längeres Rufen und langes Suchen. Ohne den früheren Kampf, darin der alte Mensch erstirbt, wird uns kaum der schwere Todeskampf in der Todesnoth erlassen, wenn ihn auch ein fremdes Auge nicht allezeit wahrnimmt. Ohne die Wiedergeburt aus dem Geiste im Diesseits wird die Geburt zum höheren Dasein im Jenseits nicht so schmerzlos und sicher vollendet. Ist es zu ihr bei Einem gekommen unter Allen, die sich je zu Christus bekannten, so geschah es bei Luther. Konnte Einer die freudige Zuversicht haben, daß sein Name im Buche des Lebens stehe durch die Gnade dessen, der durch seine Kraft mächtig sein will in dem Schwachen, so hat er es gehofft. Er durfte es um so mehr, seinen je härteren Streit zwischen Geist und Fleisch es ihm gekostet, einen je deutlicheren Wendepunkt derselbe in seinem Dasein bildet, einen je festeren Halt er durch den Sieg in ihm zugleich für das Werk seines Lebens gewann. Er durfte es, da, wie er selbst es fordert ***), sein Glaube sich bewährt hatte als „ein lebendig, geschäftig, thätig, mächtig Ding, bei dem es unmöglich war, daß er nicht sollte Gutes wirken. Denn er fragte bei ihm nicht erst, ob gute Werke zu thun seien, sondern ehe er fragete, hatte er sie schon gethan und war immer im Thun." — „Summa," zeugte daher

*) S. d. Beil. 1.
**) Sermon von Bereitung zum Sterben, 1519. Walch'sche Ausg. X, 2292.

*) Walch'sche Ausg. XXI, Anhang, 274 f.
**) Matth. 7, 14.
***) Vorr. zum Br. a. d. Römer.

Digitized by Google

vor dreihundert Jahren Melanchthon an seinem Sarge *), „es war in ihm das Herz treu und ohne Falsch, der Mund freundlich und holdselig und Alles, was wahrhaftig, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich ist und wohllautet" — also des Glaubens Früchte. Und die Frucht wieder von dem Allem, die reife Frucht zugleich von dem tiefen heiligen Ernst, mit welchem er sich noch besonders zu seinem Ende rüstete, so daß er sprechen konnte: „Ich und die Welt sind leicht zu scheiden, wie ein Gast, der die Herberge quittiret" — das war dieser uns Allen so ernsbauliche und erwecklichste Tod. — Er starb in dem Herrn, weil er in ihm gelebt. —

Darum preisen wir ihn selig! — Selig, Geliebte, nicht heilig in dem Sinne der römischen Kirche, welche Heilige kennt als Vorbilder einer unbedingten und unbefleckten sittlichen Vollkommenheit, bei ihnen sogar von überschüssigen guten Werken spricht, darauf den Glauben baut an ihr Verdienst und an die Kraft ihrer Fürbitte vor Gott, in Gebet und Verehrung sich zu ihnen wendet und selbst den Eid bei ihnen fordert oder doch zuläßt. Dies und Alles, was daran nur streift, betrachtete Luther mit Recht als unchristliche Abgötterei, wodurch Gott und Christo die ihnen gebührende Ehre entgogen und der Segen der Erlösung verkümmert, ja vernichtet werde. Deshalb lesen wir auch über jenem Bilde, „des Andenkens, nicht der Anbetung wegen" sei es unter uns aufgestellt, vollkommen in seinem Sinn, der, obwol er so hoch und höher als viele jener sogenannten Heiligen steht, doch auch der menschlichen Natur seine Schuld bezahlt und seines Strebens nach Vollkommenheit, seines Wachsthums in der Heiligung ungeachtet manchen Fehl begangen, manche Schwäche mit in die Gruft genommen hat. Aber was ihn auch darin so groß macht und hinstellt als leuchtendes Muster, das ist die aufrichtige Demuth, die Beugung, womit er dies auf's Tiefste erkannte und mit aller ihm eigenthümlichen Offenheit bekannte, die willigste Vergichtleistung auf jedes eigne Verdienst, mit welcher er sich in dem Bewußtsein, daß wir „allzumal Sünder sind und des Ruhmes ermangeln, den wir an Gott haben sollen," lediglich seiner Gnade empfahl. Stärker als der Tod kann sie wie hier, so dort „nicht vergeblich" an ihm gewesen sein. Sie hat ihn in ihre Hände gezeichnet und ihm zugerufen: „Ei Du frommer und getreuer Knecht — gehe ein zu Deines Herrn Freude!" „Also ist er," um nochmals in den Worten seines Melanchthon **) zu reden, „aus seinem sterblichen Leibe als aus einem Kerker ledig worden und in eine andere, gar viel höhere, herrlichere und göttliche Schule gekommen. Da schauet er nun vor Augen und erkennet das hohe unergründliche ewige Wesen göttlicher Majestät und den ganzen hohen, wunderbaren, göttlichen Rath, dadurch Gott seine Kirche im menschlichen Geschlecht erschaffen und erlöset. Und weil er diese über alle Maaßen hohe unbegreifliche Sachen, allhie durch Glauben im Wort und kurze Sprüche der göttlichen Schrift vorgelegt und eingekühlt, betrachtet, hat er jetzt unaussprechliche Freude, daß er Solches offenbar vor Augen siehet und von ganzem Herzen ohn' Unterlaß Gott danket für diese allergrößte Wohlthat." — Darum also preisen wir ihn selig und dürfen es wol zuversichtlich heute nach dem Verlauf von so langer Zeit. Denn nur „vor Gott sind tausend Jahre wie ein Tag;" nur in ihm, dem „allein Gewaltigen, dem König aller Könige, dem Herrn aller Herren," wohnet der Seligkeit höchste unendliche Fülle. Aus ihrem unergründlichen Born schöpfen ja auch die seligen Geister in immer tieferen Zügen und sollen, obwol aufgenommen in das Reich des ewigen Lichtes, in ihm doch auch noch „verklärer werden von einer Klarheit zur andern."

II.

Wir preisen ihn selig, auch „weil er erduldet hat" und trübet von seiner Arbeit. — Welch' eine Arbeit aber ist es gewesen! Eine wahre Riesenarbeit, vor der, was wir in alten Sagen finden von Arbeiten und Kraftanstrengungen im Kampfe mit Ungeheuern und mit den ungebändigten Gewalten der Natur, als Spielwerk erscheint und verschwindet. Da galt es, den Schutt und Unrath zugleich mit manchem scheinbar glänzenden und hochstrebenden Baue hinwegzuräumen, welcher in mehr denn einem vollen Jahrtausend über dem echten Grunde des Evangeliums sich aufgethürmt hatte und ihn vor den Augen der Christenheit verdeckte. Es galt, mit sicherem glaubensmuthigem Schritt zurückzugehen zu dem dort entspringenden Quell des Heils, mit fester Hand ihn von den hemmenden Eindämmungen zu befreien, die wilden Wasser, welche zur Linken und Rechten herabströmten, zurückzudrängen, seinen klaren, tiefen, befruchtenden Strom herabzuleiten in die Gegenwart, ihn nicht blos ihr, nein auch den kommenden Geschlechtern zugänglich zu machen und die dürren, versbarteten Steppen in dem weiten Gebiete der Kirche in grünende Auen zu verwandeln. Es galt, die Art einem Baume an die Wurzel zu legen, der, wenn er auch eine Zeit gehabt hatte, wo er seine Zweige schützend über die Völker breitete, doch nimmermehr allein aus dem Senkkorne wuchs, von dem Erlöser in den Boden der Menschheit geworfen, einem Baume, welcher jetzt von Fäulniß ergriffen war bis in sein innerstes Mark, aber seine weit verschlungenen Wurzeln noch tief in das Leben der Völker trieb, aus ihm noch viele Nahrung sog und überdies geschützt und gestützt ward von der Macht des weltlichen Armes. Es galt, ein Joch zu zerbrechen, welches von den edelsten Geistern lange so drückend gefühlt, eine Fessel zu sprengen, die mit Unmuth getragen, aber doch eben getragen ward, sei's, weil sie sich dazu die Kraft nicht zutrauten, sei's, weil die Flammen der Scheiterhaufen und viele fehlgeschlagene Versuche schreckten, sei's, weil sie das Bessere an der Stelle des Aufzugebenden nicht zu finden wußten. Und allerdings war dies — die neue Ordnung des religiösen Lebens — es war die Anlage und Pflege der aus dem gesunden Saamen des göttlichen Wortes zu ziehenden Pflanzungen und das Weiterbauen, das Zusammenfügen des neuen Gebäudes bei der Arbeit nicht der geringere, vielmehr der schwierigere Theil. Im Vergleich mit ihm war damals wie heute das Niederwerfen, Aufräumen und Hinwegschaffen bei Weitem eher zu vollbringen.

Luther nun — hat er deshalb die Arbeit gescheut oder sich nur mit dem Letztern begnügt, das Erste Andern überlassend? — Ist er zurückgetreten, weil er sie nicht gleich von vorn herein neben sich sah, um im Bunde mit ihm sein Werk anzugreifen? Hat er sich im kecken Leichtsinn, in thörichter Ueberschätzung der eignen Kraft über die Schwierigkeit seiner Aufgabe getäuscht und sich dann blind und willenlos von den Umständen fortreißen lassen? Wol ward er weiter geführt, als er anfangs ahnte und wollte. Was er aber schon damals wollte — das stand — und mehr ist von keinem Sterblichen zu verlangen — in lichter Klarheit vor seiner in dem Läuterungsfeuer gewissenhafter Selbstprüfung von allen zweideutigen Beweggründen gereinigten Seele. Das Weiterführen war Gottes Sache, indem er theils die Gegner mit sonst unbegreiflicher Blindheit schlug, theils seinem auserkohrenen Werkzeug immer völliger die Augen öffnete, theils in den Fürsten und Völkern wie in den Freunden und näheren Gehülfen ihm treue Genossen erweckte. Aber wie war er, auch als er nicht mehr allein stand, so viel an ihm lag, unermüdet voran, stets der Erste in den Reihen, hoch und weit „das Schwert des Geistes" schwingend und mit „dem Schild des Glaubens," mit „dem Helm des Heils" bewehrt, „die Spitze in der Ordnung, ein rechter Wagen und Führer Israels" nach der Seinen eignem bereitwilligen Bekenntniß! Wie wurmt es ihn, wenn er dann und wann ein Mal zurückbleiben muß, in gezwungener Unthätigkeit gefesselt? Wie kauft er auch dann die Zeit aus für die Sache des Herrn und glüht von rastlosem Eifer für seine Ehre! Wie feuert er durch sein sieghaftes Gottvertrauen und seinen unverwüstlichen Muth die Uebrigen an, wenn sie bisweilen die Hände sinken lassen wollen! Wie kommt er, wenn ihn sein Gott „gar hart in Zucht und Staupe nahm," immer wieder empor und „fährt auf mit Flügeln wie ein Adler," also das Wort bewährend, von welchem sein Wappen dort ein so schönes, bedeutungsvolles Sinnbild ist: „Des Christen Herz auf Rosen geht, selbst wenn es unter'm Kreuze steht!" Wie hat er endlich, gleich den Kindern Israels nach der Befreiung aus der babylonischen Gefangenschaft bei ihrem Tempel *), mit der einen Hand an seiner Kirche gebaut, während er mit der andern die Waffen führte, und hat das Unkraut auszuraufen gestrebt, welches, vom Feind zwischen den Waizen gesäet, üppig aufsprossen wollte auf seinem Acker, und die bösen Wächte niederhalten, als sie hervorbrachen, ihn zu verwüsten, „ohne was sich bei ihm sonst zutrug, nämlich, daß er," ein zweiter Paulus **), „täglich angelaufen ward und Sorge trug für die Gemeinden" in der Nähe und Ferne. Gleich ihm konnte er daher ohne eitle Selbstüberhebung sagen ***): „Ich habe mehr gearbeitet denn Alle." Kein Wunder, daß er, ungeachtet der als köstliche Mitgift ihm angeborenen Heiterkeit des Gemüthes, dann und wann, zumal im höheren Alter und bei gebrochener Körperkraft „wie ein Knecht sich sehnte nach dem Schatten und wie ein Taglöhner, daß seine Arbeit aus sei †)."

Er ruhet lange von ihr. — Sanft und schnell, wie er sich es oft erbeten hatte von seinem Gott, rief er ihn heim. Drei Jahrhunderte mit ihren welterschütternden Stürmen sind über seine Gruft dahingezogen; mancher Name, von den Zeitgenossen hoch gerühmt und gepriesen, ist in ihnen verklungen. Nicht also —

*) Walch XXI, Anh. 353.
**) a. a. O. 3 d.

*) Neh. 4. 17.
**) 2. Cor. 11, 28.
***) V. 23.
†) Hiob 7, 2. Vgl. Briefe de Wette V, 703, b.

Digitized by Google

dafür ist gesorgt — der seine. Die Gedächtnißfeiern heute und in der verwichenen Woche zeugen dafür. Er darf und wird aber auch nie verklingen; für alle Zeiten wird sein Gedächtniß in Segen bleiben. Mochte es seit Luther's Auftreten bis hieher leider auch unter Deutschlands Söhnen nie an Solchen fehlen, die, dem Interesse des römischen Stuhles verkauft oder mit ihm in schwankender Gesinnungslosigkeit buhlend, Luther's Namen besudelten und ihn in seinem wohlverdienten Ruhm unserem Volke nicht gönnten; wird es an ihnen wol auch auf Veranlassung der gegenwärtigen Feier kaum fehlen und haben wir davon bei Gelegenheit der Erinnerung an jene Kirchenversammlung vielleicht nur ein Vorspiel gehabt, deren Lug und Trug Luther mit gewohntem Scharfblick noch in seinen letzten Tagen durchschaute: — der Schwan, auf welchen Huß noch vom Holzstoße herab geweissagt haben soll, wird vor der unparteiischen Geschichte aus der Fluth, der über ihn ausgegossenen Verunglimpfungen auch künftig nur in einer desto glänzenderen Reinheit hervortauchen. Mag es in der Gegenwart hier und da den Anschein gewinnen, als werde selbst von manchen Genossen unsrer Kirche, in allzu hingenommener Bewunderung für die Urheber einer zweiten Reformation, der Urheber und Träger der ersten, wir sagen nicht vergessen, aber in den Schatten gestellt: wenn wir an dem gesunden Sinne des evangelischen Volkes nicht verzweifeln wollen, so müssen wir darauf vertrauen, daß dies eben mehr die Folge sei von mangelnder Erkenntniß und einem flüchtigen Rausche des Augenblicks. Bei unbefangener Prüfung, bei nüchterner, auf Thatsachen ruhender Vergleichung kann ein Luther wahrlich auch hier nur gewinnen, niemals verlieren. Glücklicher Weise scheinen dies auch die Männer selbst zu empfinden, die sich berufen halten, in seine Arbeit gekommen zu sein und von dem zu schneiden, was er gesäet hat. Daß aber wir jenen gesunden Sinn uns bewahren, dafür bürge uns wiederum jenes Bild, indem es, von seinem dunklen Hintergrunde nur heller hervorgehoben, mit erneutem Glanze in die versammelte Gemeinde hereinstrahlt. Erst dann hat es höhere Bedeutung, wenn es das Bild des ersten Reformators in unsern Herzen widerspiegelt und eine Mahnung wird, sein Gedächtniß in freier, ungetheilter Anerkennung dankend zu segnen und es so mit fortzupflanzen von Geschlecht zu Geschlecht.

III.

Folgen doch überdies seine Werke ihm nach, so daß, wer Augen hat zu sehen, sich dadurch erweckt fühlen muß, „den Vater im Himmel dafür zu preisen.“ Zunächst zwar meint unser Text die Nachfolge in so fern, als die Werke dem, der in dem Herrn stirbt, theils ein Zeugniß von dem lebendigen Glauben an ihn ablegen, theils den Gnadenlohn im Jenseits davon tragen sollen. In beiderlei Hinsicht haben wir uns schon überzeugt, wie wahr dies bei Luther ist. Deshalb muß es verstattet sein, die Stimme des Geistes an seinem Grabe zugleich von den Werken zu verstehen, welche uns als gesegnete Frucht seiner Arbeit blieben, von den Erfolgen, die sie uns gelassen. Und da, wenn wir auch nur bei dem ganz nahe Liegenden verweilen — wer möchte sie verkennen? — Schon daß Ihr, lieben Kinder, gleich uns von Jugend auf die heilige Schrift wisset, „die Euch unterweisen kann zur Seligkeit durch den Glauben an Jesum Christum“ — es ist sein Werk. Daß Ihr jenen Auszug aus ihr in den Händen, aber auch, gebe es Gott, zum großen Theil schon in Kopf und Herzen habt, darin der Kern aller Lehre begriffen ist, den Katechismus, von welchem der so hochbegabte Mann Gottes freilich selbst gestand, er erwäge ihn alle Tage und bleibe doch immer sein Schüler, und der schon so vielen Millionen ein Leitfaden und Führer wurde in die Wahrheiten des Heils — es ist sein Werk. Sein Werk sind die tief empfundenen, aus dem Geiste Gottes geborenen Gesänge, daran wir uns so gern wie fast an keinen andern aus dem reichen Liederschatze unserer Kirche erbauen. An seinem Todestage unter Gottes freiem Himmel, heute hier in seinem Hause haben wir es wieder erfahren. Manches Auge ist dabei feucht, manches Herz weit geworden in Andacht, besonders als dort nach Sturm und Unwetter am Schluß die Sonne wieder leuchtend aus dunklem Gewölk hervorbrach. Sein Werk vor Allem ist die freie Predigt des göttlichen Wortes in vaterländischer Zunge, gebaut auf das Buch der Bücher, welches er in ihr auf eine Weise wiedergab, daß, hätte er gar Nichts weiter gethan, er uns ein Vermächtniß gelassen, sich ein Denkmal gestiftet haben würde, dauernder als Erz und Marmor; auf dies Buch, dessen Sprache noch heute wie ein lebendiger Odem die ganze Sprache unsres Volkes durchweht, in dessen Ausdruck unsre reinsten und höchsten Anschauungen von den göttlichen Dingen sich kleiden. Sein Werk hauptsächlich ist diese einfache und doch so erhebende Gestalt unsres gemeinsamen Gottesdienstes, dies Recht auf die volle, unverstümmelte Feier des heiligen Mahles, wofür noch ein Jahrhundert vor ihm vergeblich Ströme von Blut geflossen waren, dies herzandringende, kräftige Wort, unter welchem wir uns zu seinem Genusse bereiten, womit wir unsre Neugebornen bei ihrem Eintritt in das Leben weihen und unsre Ehen segnen. Kurz: Allem, was wir hier thun in dem Namen des Herrn, ist mehr oder weniger der Stempel auch seines Geistes aufgeprägt. Wir müssen weit gehen, ehe die Spuren desselben sich völlig verlieren.

Dennoch, wie einseitig, wollten wir darin allein die Frucht seiner Arbeit und die ihm nachfolgenden Werke erblicken! Wie beschränkt, das Wesen der Reformation und ihrer Wirkungen überhaupt in einzelnen Lehren und Sätzen, in Formeln und Formen zu suchen! So bedeutend sie sein mögen — sie berühren es erst, aber sind es noch nicht. Das Wesen ist und bleibt: im Gegensatz zu der im Lauf der Jahrhunderte entstandenen, Himmel und Erde umspannenden, für unfehlbar ausgegebenen Geistlichkeitskirche und Priesterherrschaft, Zurückweisung und Verwerfung derselben und die Macht der Ueberzeugung, daß sie so, nach ihrer vorgeblich göttlichen Berechtigung, auf Irrthum und Wahn beruht, von ihm bei ihren hierarchischen Ansprüchen geleitet wird und der weltbeseligenden Absicht dessen widerstreitet, „deß Reich nicht sein sollte von dieser Welt.“ Daher das glaubensmuthige Zurückgreifen auf sein Evangelium; daher die Forderung, daß jeder Christenmensch auf Grund der Schrift wissen müsse, wie er zu ihm stehe, dem einigen Haupt seiner Gemeinde, durch ihn zu Gott, der „die Welt in ihm mit sich selber versöhnte;“ zugleich aber die Gewißheit, daß Jeder, wer die Forderung erfüllt und sich mit dem Vater im Sohne durch den Geist der Gnade vereinigt, sein Kind und Erbe sei, mithin frei werde von der Knechtschaft der Sünde wie der Menschensatzung und in solcher Freiheit „Leben finde und volle Genüge.“ Diese Ueberzeugung, aufgenommen in den Sinn und Geist der Menschen und mit ihrem gemeinsamen Glaubensbewußtsein verwachsen, wurde, ähnlich wie bei der Einführung des Christenthums in die Welt überhaupt, der Hebel, um die Welt des sechzehnten Jahrhunderts aus ihren früheren Fugen zu heben und theilweis auf eine andere Stelle zu rücken. Der die wahre Unterlage für ihn suchte und fand, der den Hebel so zu sagen hineinstieß in den rechten Punkt, mitten hinein in das Herz unsres Volkes, der, nachdem er denselben getroffen, sein Lebelang daran gehoben hat mit gewaltiger Wucht und ihn doch vor dem Bruche bewahrte — der arme Bergmannssohn ist es gewesen. Vor ihm ist eine Umwandelung in den Einzelnen und der Gesammtheit, in dem kirchlichen, häuslichen, bürgerlichen, geselligen und wissenschaftlichen, mit einem Wort, in dem ganzen geistigen Leben ausgegangen, welche durchaus unübersehbar ist. Unter ihrem Einflusse stehen wir im Grunde jeden Augenblick; sie hat auch über die Grenzen der protestantischen Welt hinaus und in die Tiefen der gesammten Menschheit eingegriffen. Rief sie schon bisher aus ihnen Erscheinungen hervor, welche kein Sterblicher zu ahnen vermochte, so wird sie in dem Strom der Geschichte ihre Wellen treiben eine um die andere bis an das Ende der Tage. Seit Christi und der Apostel Zeit ist Keiner, dem größere, umfangreichere, segensvollere Werke gefolgt wären, als unserm Luther.

Ich sage *unser* Luther! — Er ist es und soll es bleiben. Wir, wir selbst gehören mit zu den Werken, welche ihm gefolgt sind; ohne ihn wäre geradezu Keiner von uns das, was er geworden ist als evangelischer Christ. Wohlan, so lasset uns auch Alle dahin sehen, daß wir es recht sind und ganz! Lasset ihm uns frei folgen mit aller Klarheit des Geistes, mit aller Kraft der Seele, mit aller Freudigkeit des Herzens, im Glauben an die Wahrheit, welche von Gott ist und im Trachten nach ihrer vollen Verwirklichung. Nicht als ob wir auf seine Worte schwören sollten wie auf ein zweites Evangelium. Das würde am meisten seinem Sinn widerstreben. Aber Geist und Kraft des Evangeliums, welche aus seinen Worten und Werken athmen und vermöge deren wir auch an ihnen das Bleibende von dem Vergänglichen, den ewigen Gehalt von der zeitlichen Gestalt, die Schaale von dem unzerstörbaren Kerne scheiden — sie sollen wir nach seinen Grundsätzen uns aneignen und in Saft und Blut verwandeln. Nichts Anderes hat er gewollt. Es ist genug: werth, ein Leben, wie das seine und mehr daran zu setzen. Auch nicht, als ob wir durch ihn uns Christum verdunkeln lassen dürften, der uns allein das höchste Vorbild ließ, „damit wir nachwandeln möchten seinen Fußtapfen.“ Bei der leisesten Zumuthung der Art würde Luther's Schatten zürnend unter uns treten und uns zurufen: „Ich kenne Euch nicht!“ — Und damit heute auch jede Andeutung darauf vermieden würde, sollte jenes Denkmal weder vor noch auf unserm Altare stehen, wie günstig sonst immerhin solche Stelle gewesen sein möchte. Es sollte das viel einfachere und unscheinbare, aber unendlich bedeutsamere Zeichen des gekreuzigten Weltheilandes auf ihm weder verdecken noch überschatten. Dagegen soll es gerade in seiner gegenwärtigen Stellung uns aufrufen, daß wir — gleich Luther — Christum

Digitized by Google

durch den Glauben in uns „Gestalt gewinnen, wohnen und von ihm uns erfüllen lassen mit allerlei Gottesfülle, durch die Liebe aber eingewurzelt und gegründet werden *),“ ein Jeder nach der Gabe, die ihm gegeben, nach dem Maaße, das ihm verliehen, nach der Stelle, welche ihm im Leben angewiesen ist. Nur dann sind wir ebenbürtige Kinder der Reformation, geistig „gezeuget in Christo durch das Evangelium **),“ welches von ihrem ersten Vorkämpfer wieder hervorgezogen und auf den Leuchter gehoben ward, „damit es leuchte Allen, die im Hause sind.“ Nur dann lebt er selbst ein unsterbliches Leben in uns fort. Wie vor drei-hundert Jahren an seinem Todestage seinen Geburtstag für eine höhere Welt, so feiert er dann den letztern nach dreihundert Jahren in und durch uns und ist bei uns geblieben in echter geistiger Gemeinschaft.

Fürwahr! — wenn dafür Alle mit uns sorgten, die in diesen Tagen sein Gedächtniß erneuern; wenn die laute, eindringliche Hinweisung auf ihn in unserer Kirche über seinem Grabe dazu alle Gemüther befeuerte, alle Herzen erweckte, alle Bestrebungen vereinigte — o! weit höher und herrlicher noch würde sie dann als sein Werk dastehen in dieser für sie nach so manchen Seiten hin trüben und kampferfüllten Zeit! Wie viel unnöthig, sogar wol unter Berufung auf Luther's Namen Zerrissenes würde alsdann geheilt, wie viel Schwaches befestigt und gestärkt, wie viel Nebenwerk als solches erkannt und gewürdigt, wie mancher Flecken getilgt und wie mancher unglückseligе Zwiespalt für immer geschlichtet werden! Wie fest würde sie dagegen das „Eine, was Noth thut,“ halten und „ihre Krone sich nicht nehmen lassen!“ Wie sicher sich weiter bauen auf dem Grunde, „außer dem kein anderer gelegt werden kann!“ „Auch der Hölle Pforten mögen ihn nicht überwältigen!“ Ja, wie voll freudiger Hoffnung könnten wir dann zugleich sein, daß, ob auch Keiner von uns eine Todtenfeier zu erwarten hat, nur entfernt der heutigen vergleichbar, doch, wenn der Gott des Heiles uns ruft, es sei bald oder spät, wir auch da noch unserem Luther nachfolgen werden in „die Gemeinde der vollendeten Gerechten, in die Stadt des lebendigen Gottes, in das Jerusalem, das droben ist *),“ während die Stimme des Geistes an unser Gruft erschallet als ein Zeugniß des Geistes der Wahrheit: „Selig die Todten, die in dem Herrn sterben. Sie ruhen von ihrer Arbeit; denn ihre Werke folgen ihnen nach!“ — Amen!

*) Gal. 4, 19. Eph. 3, 17. 19.
**) 1. Cor. 4, 15.

*) Ebr. 12, 22.

Karl Joseph Simrock

wurde am 28. Aug. 1802 in Bonn geboren. Seine Schulbildung erhielt er auf dem Lycée, einer sehr mangelhaften Anstalt, welche in Frankreich, zu dem damals seine Vaterstadt gehörte, die Gymnasien ersetzt. Im Jahr 1818 studirte S. auf der damals zu Bonn gestifteten Universität die Rechte und setzte dieses Studium 1822 in Berlin unter Savigny's Leitung fort. Im Jahr 1823 trat er daselbst in den preußischen Staatsdienst als Auscultator und ward 1826 Referendar zu Berlin, 1830 wurde er plötzlich aus dem preußischen Staatsdienst entlassen, weil er ein Gedicht auf die dreifarbige Fahne veröffentlicht hatte. S. lebt seitdem in Bonn als Privatgelehrter.

Seine Schriften sind:

Das Nibelungenlied. Berlin 1827. Bonn 1839.
Der arme Heinrich von Hartmann von Aue, nebst der Sage von Amicus und Amelius und verwandten Gedichten des Mittelalters. Berlin 1830.
Bibliothek der Novellen, Mährchen und Sagen. Mit Echtermeyer und v. Henschel. Berlin 1831—32. IV.; enth.: Quellen des Shakespeare, und Novellen der Italiener.
Gedichte Walthers von der Vogelweide. Mit W. Wackernagel. II. Berlin 1833.
Wieland der Schmied, deutsche Heldensage, nebst Romanzen und Balladen. Bonn 1835.
Rheinsagen. Sammlung poetisch behandelter Rheinsagen von verschiedenen rheinischen und andern Dichtern, vom Süderiee stromaufwärts. Bonn 1836. 1837. 1841.
Salomon und Morolf, Gregorius auf dem Stein u. s. w. Berlin 1839.
Zwanzig Lieder von den Nibelungen, nach Lachmanns Andeutungen. Bonn 1840.
Rheinisches Jahrbuch. Mit Freiligrath und Mahlerath. Köln 1840—41.
Wolfram von Eschenbach, Parcival und Titurel, übersetzt und erläutert. II. Stuttg. und Tüb. 1842.
Shakespeare als Vermittler zweier Nationen, Hendebrand, Macbeth. Stuttg. und Tüb. 1842.
Gedichte. Leipz. 1844.
Das kleine Heldenbuch. Walther und Hildegunde. Alphart. Der hörnerne Siegfried. Der Rosengarten. Das Hildebrandslied. Ortnit. (Des Heldenbuchs dritter Band.) Stuttg. 1844. — Das Heldenbuch 4. Band. — Das Amelungenlied. 1. Thl. Stuttg. 1845.
Die Legende von den heiligen drei Königen. Volksbuch. Neu herausgegeben von u. s. w. Frankf. a. M. 1845.
Dr. Johannes Faust. Puppenspiel. Frankf. a. M. 1846.
Das Heldenbuch. 5. Bd. — Das Amelungenlied. 2. Thl. Stuttg. 1846.
Der gute Gerhard von Köln. Erzählung (in Versen). Frankfurt a. M. 1847.
Viele einzelne Gedichte u. s. w. in Zeitschriften u. s. w.

Einfachheit, Innigkeit, lebendige abgerundete Darstellung und große Gewandtheit in Behandlung der Sprache und Form sind diesem höchst talentvollen Dichter eigen, der sich vorzüglich an den Meistern deutscher Poesie des Mittelalters heraufgebildet und durch die treffliche, eben so glückliche als zeitgemäße Bearbeitung vieler Werke derselben mit Recht allgemeine Anerkennung gefunden hat. Am Eigenthümlichsten und nicht minder glücklich zeigt er sich in seinen, rheinische Sagenstoffe behandelnden, Romanzen und Balladen.

Stavoren.

Im Südersee Stavoren, wer hat die Stadt geschaut?
Mit Thürmen und mit Thoren gar stolz ist sie gebaut,
Palläste stehst Du ragen noch heut so hoch als ch,
Doch Alles hat beschlagen die unermeßliche See.

Wenn alle Winde schweigen, der Kahn Dich ruhig wiegt,
Der Schiffer wird Dir zeigen, wo sie begraben liegt.
Du blickst auf Markt und Straßen, doch öde, menschenleer,
Und wenn die Glocken tönen, so frisch ein Hecht zwischenher.

Vor Zeiten zu Stavoren war Pracht und Ueberfluß,
Da schwelgte man in Freuden und sann nur auf Genuß,
Da mußten Gallionen durch alle Meere gehn,
Mit den Schätzen fremder Zonen Stavorens Kinder zu versehn.

Verwöhnte Kinder freilich, das Glück war allzuheld,
Den Hausflur und die Thüren beschlugen sie mit Gold,
Gepflastert mit Dukaten war Hof und Speisesaal,
Mit blanken Lauthphalern die Weg und Stege zumal.

Wie sich die Schätze häuften, so wuchs der Uebermuth,
Als wär der Himmel kauflich für eitel Geld und Gut,
Und als das Maaß erfüllt war, da gingen sie zu Grund,
Die erst das Meer bereichert, die schlang das Meer in den Schlund.

Digitized by Google

Vor allen in Staworen war eine Jungfrau reich,
Ihr Name ging verloren, kein König kam ihr gleich;
Doch herrisch und vermessen war ihr bethörter Sinn,
Sie hatte Gott vergessen und dachte nichts als Gewinn.

Zu ihrem Schiffmeister sprach einst die stolze Maid:
„Auf, lichte Du die Anker, zwölf Monden hast Du Zeit;
Doch setzest Du nach Staworen, so sei Dein Schiff beschwert
Mit dem Ebelsten und Besten, das rings der Erddoll gewährt.

Da sprach der alte Meister, er war ein weiser Mann:
„Ich bringe, was Du heischest, nur zeig es näher an;
Des Edeln und des Guten ist auf der Welt so viel,
Was Dich das Beste dünket, das Edelste, schafft Dir mein Kiel,

„Wofern Dein Mund es ausspricht. Ist's Korn oder Wein?
Ist's Bernstein oder Seide, Gold oder Spezerein?
Sind's Perlen, sind's Smaragden? Es kostet Dich ein Wort,
Das Schiff mit zu befrachten mit der Erde köstlichstem Hort.“

Sie sprach: „Du mußt es rathen, Du giltst doch sonst für klug,
Wer meinen Dienst erwählte, dem sei ein Wink genug.
Nun laß das läst'ge Fragen: bei meinem Zorn, in's Meer!
Das Edelste, das Beste gebracht, ich sage nicht mehr.“

Da mußt' er wol gehorchen; unschlüssig fuhr er ab,
Der Frau Geheiß erwägend, das viel zu denken gab.
Er kannte wol der Herrin hochmüthig strengen Sinn:
Wie er ihr nun genüge, darüber sann er her und hin.

Am Ende dacht' er also: Ich kauf' ihr Weizen ein:
Was möcht' auf Erden edler, was möchte besser sein?
Man hält in hohen Ehren das herrliche Korn,
Niemand kann es entbehren: so meid' ich wol ihren Zorn.

Da steuert er gen Danzig und lud zu gutem Kauf
Polnischen Getreides zehntausend Lasten auf;
Es war der beste Weizen, den je die Erde trug:
Wer des genossen hätte, dem gab er Kräfte genug.

Da ließ er seine Segel die Winde blähn und war
Im Hafen von Staworen noch vor dem halben Jahr.
So schritt er vor die Herrin, die noch bei Tafel saß,
Mit Blicken der Verwundung von Haupt zu Füßen ihn maß.

„Wie,“ rief die Uebermüthige, „Schiffmeister, schon zurück?
Und wär' Dein Schiff ein Vogel, den Vogel hieß' ich Glück:
Dich wähnt ich an Guineas goldreichem Strand;
Was hast Du nun geladen? sag an, ich bin doch gespannt.“

Da sprach der Seemannn zögernd, er hörte wol, der Wind
Sei seiner Fahrt zuwider, doch fass' er sich geschwind:
„Den besten Weizen führ' ich, Gebieterin, dir her,
Kein besserer ist zu finden so weit die Länder küßt das Meer.“

Sie sprach: „Was muß ich hören? das hätt' ich nicht gedacht!
Elenden Weizen, woraus man Semmel macht?
Den wagst Du mir zu bringen? Es wird Dein Ernst nicht sein;
Das Edelste, das Beste, gebot ich, handle mir ein.“

Da sprach der Greis: „So elend ist doch was Brot giebt, nicht,
Da man zu Gott alltäglich um Brot die Bitte spricht.“
„Wie ich's verachte,“ rief sie, „beweis' ich Dir sofort:
Von welcher Seite nahmst Du die schnöden Körner an Bord?“ —

„Das Schiff ist von der rechten geladen,“ sprach er. — „Gut,
So wirf mir von der linken den Weizen in die Flut.
Die ganze Ladung, hörst Du? das muß sogleich geschehn:
Ich werde selber kommen, ob Du gehorchtest, zu sehn.“

Der Schiffmann ging, doch that er nicht wie die Frau ihn hieß,
Weil ihr Gebot so gräulich wider Gott verstieß.
Er rief die Armen alle, die Hungernden, herbei,
Ob nicht durch solchen Anblick das harte Herz zu rühren sei?

Sie kam und fragte: „Hast Du gethan, wie ich befahl?“ —
Da fallen ihr zu Füßen die Armen allzumal:
„Laß und den Weizen,“ flehn sie, „eh ihn das Meer verschlingt,
Daß wir den Hunger stillen!“ Sie aber weigert's unbedingt,

Und winkt ihren Knechten und läßt erbarmungslos
Die Gottesgabe senken in tiefer Fluten Schoß;
Die Menge mußt es schauen, die stumm die Hände rang.
Da rief der alte Schiffer, der sich nicht länger bezwang,

Laut rief er's vor dem Volke der Frau in's Angesicht:
„Mein, wahrlich, ungeahndet bleibt diese Bosheit nicht.
Wenn noch das Gute lohnet, das Böse straft ein Gott,
So wird einst schwer gerochen an Euch der frevelnde Spott.

„So wird ein Tag erscheinen, wo Ihr die Körner gern,
Die edeln, von den Straßen aufsäßet, Kern um Kern,
Den Hunger nur zu stillen; doch Niemand gönnt Euch sie.“
Sie sprach mit Hohngelächter: „Mein Freund, der Tag erscheinet nie.

„Staworens reichster Erbin gebrächs an Brote je?
Sieh diesen Ring, den goldnen, ich werf ihn in die See:
Wenn ich den wiederschaue, so mag auch das geschehn.“
Sie sollt am selben Abend den Ring erschrocken wiedersehn:

Der Koch hatt' ihn gefunden in eines Fisches Bauch.
Eh sie sich niederlegte, kam ihr die Botschaft auch
Die Flotte sei gestrandet, die sie nach Morgenland —
Und so erging's der andern, die sie jen Abend gesandt.

Die Türken und die Mohren auch schaderten ihr viel,
Wie wider sie verschworen; ein reiches Kaufhaus fiel,
Das zog sie mit hinunter; und so kam Post auf Post —
Kein Jahr verging, so litt sie schon Noth durch Hunger und Frost.

Sie ging von Thür zu Thüren und heischt' ein Stückchen Brod;
So schrecklich ward erfüllet, was ihr der Greis gedroht.
Von Niemand betrauert, von Vielen arg verhöhnt,
Auf Stroh hat sie endlich das arme Leben verstöhnt.

Fort schwelgte noch Staworen in sündlich eitler Pracht,
Denn Reichthum ward auf Schiffen noch täglich eingebracht;
Das Beispiel warnte Niemand: da wuchs der Buße Saat
Der ganzen Stadt erschrecklich auf jener Jungfrau Frevelthat.

Wo sie den edeln Weizen in's Meer versenken ließ,
Da hob sich eine Sandbank, die Frauensand man hieß.
Darauf entwächst den Wellen ein Kraut, das kennt man nicht,
Es gleicht dem Weizen völlig, nur daß der Aehre Korn gebricht.

Noch stieg die Sandbank höher und höher aus dem Meer:
Gesperrt war der Hafen, kein Schiff befuhr ihn mehr.
Da war des Reichthums Quelle der Schwelgerstadt versiegt;
Sie schwelgten fort, von Leichtsinn in süßen Schlummer gewiegt.

Da zog man eines Tages Hering und Butt hervor
Aus dem Schöpfbrunnen und in der Nacht erkor
Der See sich andre Bahnen, ein wilder Wasserschwall
Verschlang, die Deiche brechend, Staworens Markt und Straßen all.

Im Süderser Staworen, wer hat die Stadt geschaut?
Mit Thürmen und mit Thoren gar stolz ist sie erbaut.
Palläste steht Du ragen noch heut so hoch als eh,
Doch Alles hat beschlagen die unermeßliche See.

Der Schwanenritter.

Die junge Gräfin weinte vom Klevorlande,
Der sie beschützen sollte warf sie in Bande,
Der Dienstmann will der Herrin Verlobte sein,
Und kommt ihr nicht ein Kämpfer, sie muß den Falschen frein.

Kein Kämpfer wollt ihr kommen mit dem Verwegnen,
Sie scheuen sich gewaffnet ihm zu begegnen,
Er schnellt das Schwert so kräftig und schießt den Schaft,
Ohnmächtig zuckt die Achseln des Landes Ritterschaft.

Zum Himmel ruft die Gräfin und flieht sich heiser:
„Laß Dich die Noth erbarmen, o Himmelskaiser,
Du bist nicht unerbittlich, wie Menschen sind,
Dich rühret ein Herz voll Jammer, ein hartbedrängtes Kind.“

An ihrem Rosenkranze hing eine Schelle,
Und schlug sie sich die Brüste, so klang sie helle,
Und raufte sie im Leide das schöne Haar,
So klang das kleine Glöcklein und tönte wunderbar.

Digitized by Google

Und klang es in der Nähe nur leise, leise,
Durch alle Fernen brach es in Donnersweise,
Wol über tausend Meilen vernahm den Schall
Wo er dem Grale diente, der König Parcival.

Da mußten die Templeisen in Sorgen leben,
Die Erde schien im Grunde dem Ton zu beben,
Der schlanke Thurm erzittert, die Mauer kracht,
Und Thor und Thüren rasseln von des Geläutes Macht.

„Und wieder stürmt die Glocke, die Haare sträuben,
Es will uns gar die Ohren der Klang betäuben:
Wohin ist unser Frieden, der Nächte Schlaf?
Was haben wir begangen, daß Gottes Zorn uns traf?

„Was er gebiete, laßt uns den Gral befragen,
Das wird an seinem Rande die Inschrift sagen."
Da war es klar zu lesen an Kelchesrand:
„Der Jungfrau sei vom Grale der Kämpfer ausgesandt.

„Das Abenteuer ziemet dem Königssohne,
Ihm ist die Magd beschieden und ihre Krone;
Doch berg er sein Geheimniß in tiefer Brust,
So soll auch sie nicht fragen, die Neugier straft Verlust."

Der Jüngling hört es freudig und will's vollbringen,
Schon denkt er in den Stegreif den Fuß zu schwingen:
Da kommt herbeigeschwommen ein Silberschwan,
Und zieht an goldner Kette ein kleines Schiff heran.

„Bringt mir zurück, ihr Knappen, das Roß zur Krippe!
Mich führt wol dieser Vogel vorbei der Klippe,
Vorbei dem Wellenstrudel an's schöne Ziel."
So trat er in die Barke, dem Blick entschwand der Kiel.

Nun war indeß zu Kleve der Tag erschienen,
Vom Söller sah die Gräfin mit Trauermienen.
Der falsche Dienstmann spottet: „Du lockst ihn nicht
Mit Seufzen und mit Weinen herbei, der für Dich ficht.

„Die Seufzer, die Du schickteſt, entführten Winde,
Die Thränen trug die Welle dahin geschwinde;
So werden Deine Boten in aller Welt,
Die Menge gafft und staunet, und nicht erscheint der Held."

Da hörte man ein Singen wie Flötenstimmen,
Und auf dem Wasser schien es einher zu schwimmen,
Das Ohr berauschen Wonnen, das Aug' erschrickt
Ungläubig vor dem Wunder, das es doch klar erblickt.

Vom Singeschwan gezogen die kleine Barke,
Da schläft auf seinem Schilde der Jugendstarke,
Schon naht sie dem Gestade, sie hält und gleich
An schöner Augen Schimmer erwacht er freudenreich:

„Du bist's, Du allen Wünschen zum Ziel geschaffen,
Dich soll ich mir gewinnen im Schmuck der Waffen,
Für Dich das Kampfspiel wagen ist Heldenlust,
Den Feind für Dich zu schlagen, wie schwillt mir hoch die Brust!

„Schön sah ich Dich im Traume, doch gleicher fließen
Die Locken, vollre Strahlen die Augen schießen,
Ein sel'ger Lächeln spielet um Wang und Mund,
Beredter lädt die Lippe zu Kuß und Minnebund."

So neigt' er sich der Schönen und gab dem Schwane
Das Zeichen heimzuschwimmen mit seinem Kahne:
Der trieb schon lange wieder den Rhein hinab,
Sein engelweiß Gefieder noch fernen Schimmer gab.

„Wol auf, wer mir die Jungfrau will abgewinnen!
Der muß bewerter fechten und heißer minnen."
Da kam der falsche Dienstmann, im Streit bewährt,
Sein Wuchs hat Riesenlänge und schrecklich tönt sein Schwert.

Und wie der Kampf entbrannte, die Funken stoben,
Des zarten Jünglings Kühnheit muß Jeder loben;
Zwar scheint er jetzt erlegen, doch wieder klingt
Sein Stahl und trifft den Gegner, daß rothes Blut entspringt.

So schwanken hin und wieder des Kampfs Geschicke,
Doch immer kühner strahlen des Fürsten Blicke.
Verwegen zuckt er jetzo das Schwert und taucht
In des Feindes Brust die Spitze, der keinen Beicht'ger braucht.

Frohlockend schaut die Menge den Sieg gelungen,
Den Heldenmüth'gen preisen viel tausend Zungen,
Der Gräfin liegt zu Füßen der Königssohn:
Die zieht ihn an die Lippen und beut ihm süßern Lohn.

„Hier gönne mir zu knieen, mir soll's genügen,
Und laß mich Deinem Fuße den Goldschuh fügen:
Hier stehen Deine Mannen, es braucht ein Wort,
So sind wir Braut und Bräutigam verbunden hier und dort."

Das Wort ist gern gegeben so liebem Freier,
Beginne denn, beginne die Hochzeitfeier!
Girrt zärtlicher ihr Flöten, Drometen rauscht
Und überschallt die Küsse, die dort ein Märchen tauscht.

„Um Eins muß ich Dich bitten, Du meine Minne,
Damit uns stets so selig das Leben rinne:
Uns webt ein zarter Faden den Liebesbund,
Ein wunderbar Geheimniß versiegelt mir den Mund.

„Du sollst der Stunden Süße genießend schlürfen,
Woher der Schwan mich brachte nicht forschen dürfen.
Ich kann Dir nichts verweigern; doch heisch es nie,
Denn ach, wir sind geschieden, die Frage, thust Du sie." —

„Woher Du kamst, was kümmert es mich zu wissen?
Wirst dieser Arme Schranken Du nicht entrissen,
Darf ich dem Morgen fröhlich entgegenschaun,
Wie früh ich wol nach Gestern? Da kennst Du nicht die Fraun."

Er kannte nicht die Frauen, daß er vertraute,
Auf losen Sand der Dünen sein Haus erbaute,
Es däucht ihn ungerstörlich, er wohnte drin,
Daß es zusammenbräche, es kam ihm nicht in Sinn.

Bald wuchsen in dem Hause drei Heldensöhne,
Wie weidete sein Auge der Knaben Schöne!
Sein Schwert gab er dem einen, den Edelstein
Dem andern, gab dem dritten sein Horn von Elfenbein.

„Du hast sie ausgestattet mit reichen Gaben,
An dieſe Schätze knüpft sich das Glück der Knaben,
Es kann ihm nie gebrechen, der sie bewahrt,
Dem Eigner ist die Fülle des Reichthums aufgespart.

„Doch Eins gebricht, das haben des Dienstmanns Kinder,
Und die von Bauern stammen segar nicht minder;
Des Vaters Namen erbt sein jung Geschlecht,
Der Sohn des Vaters Ehre, sonst gilt er nicht für echt."

„Laß ab, Du willst die Zarten zu früh verwaisen,
Zu früh aus Deinen Armen mich hinnen weisen.
Wohin Du zielst, empfind' ich nur allzugut,
O ende nicht, mir schaudern im Tiefſten Herz und Muth." —

„So soll des Vaters Herkunft der Sohn nicht kennen!
Das Volk wird ihn verwerfen und Bastard nennen:
Den Kleinen thu's zu Liebe und sprich einmal;
Vergieb, vergieb der Mutter, ihr bleibt nicht andre Wahl."

„Es ist geschehen! Eilet herbei, Ihr Mannen!
O wär das Wort vermieden! Ich muß von dannen.
Nun sollt Ihr Alles hören: mich, Lohengrin
Hat her der Gral gesendet, zum Glücke, wie es schien.

„Das Glück ist zerbrochen, mich ruft der Vater,
Parcival der König, des Grals Berather:
Einst hätten unsre Söhne sein Reich geerbt,
Die Frage, die uns scheidet, die hat auch sie verderbt.

„Euch muß ich sie befehlen, die holden Kleinen,
Und laßt nicht ungetröstet die Mutter weinen;
Drei Kleinode bleiben den drei'n zurück,
Drei Kleinode bleiben den drei'n zurück,
So lang' sie die bewahren, bewahren sie das Glück."

Da kam der Schwan geschwommen auf blauer Welle,
Noch einmal klang das Glöcklein wie Silber helle;
Der Gräfin riefs den Gatten nicht wieder her:
Er ist hinweg gefahren, sie sah ihn nimmer mehr.

Digitized by Google

Siegfried und Brunhilde.

Aus Wittich Wielands Sohn.

Sie ritten eine Strecke, dann hielt der Meister gut,
Nicht länger mocht' er bergen den Groll in seinem Muth:
Er wandte sich zu Heimen und sprach: „Womit erweist
Dein Mund nun, daß Du älter als ich und Herdegen seist?

„Es geht Dir an die Ehre, wenn Du es nicht bewährst."
„Die Sorg' ist überflüssig, wie Du sogleich erfährst,"
Sprach Heime der junge, „doch reit Dein Roß nur zu,
Wir traben sachte weiter, so meld' ich Alles in Ruh.

„Du warst noch ungeboren, als ich das Weltlicht sah;
Nach meines Vaters Stuten Stutbas hieß ich da.
Nichts liebers wußt auf Erden mein Vater Adelger,
Von den Fohlen, die sie warfen, kam all der Reichthum ihm her. —

Viel ist in deutschen Zungen von Brunhild der Maid
Gesagt und gesungen, wie kühn sie war im Streit.
Sie ging von Haupt zu Füßen gehüllt in blanken Stahl:
Da kührte sie Odin in seiner Schildmädchen Zahl.

Walkyrien reiten bewehrt durch Luft und Meer,
Auf kühnen Wolkenrossen stürmen sie einher,
Licht strahlt von ihren Spießen und Funken sprühn aus Nacht,
Wenn sie die Helden kiesen, die blut'gen Opfer der Schlacht.

Von den Mähnen ihrer Rosse befruchtend träufelt Thau,
Doch oft zerschmettern Schlossen die Hoffnung der Au:
So weben sie Geschicke und ihre Spule tauscht
Verborgen jedem Blicke, von keinem Ohr noch belauscht.

Wer aber Odins Mädchen im Grimm der Schlacht gefällt,
Dem küßt sie die Wangen und schön erliegt der Held.
Sie führt ihn gen Wallhalla zu hoher Väter Schaar,
Sie reicht mit holdem Gruße den Met ihm im Becher dar.

Als Odin Brunhilden zur Kriegsnorne kor,
Da that sie es an Kühnheit den Schwestern all zuvor.
Sie fuhr unerschrocken von Krieg daher zu Krieg
Und Königriche zitterten, wenn sie das Schlachtroß bestieg.

Ihr stand am Friesenmeere die Burg, die Segard hieß,
Wo sie auf fetten Marschen ihre Stuten weiden ließ,
Die wie die Vögel flogen, vater- und mutterhalb
Aus edelm Stamm gezogen, weiß, grau, braun oder falb,

Doch stets von einer Farbe. Da sah man auch die Zucht
Der muntern Fohlen grasen, berühmter Rosse Frucht,
Dazwischen muth'ge Hengste, beides schön und groß,
Zu Allem abgerichtet, schnell wie der Habicht im Stoß.

Brunhildens Stuten pflegte mein Vater Adelger,
Mit Rossen umzugehen verstand kein Mann wie er. —
Nie einen Hengst beschreiten wollte die stolze Maid,
Es sie für König Gunther der kühne Siegfried gefreit.

Das schuf meinem Vater herrlichen Gewinn;
Er hatte so gedungen mit der Königinn:
Was männlichen Geschlechtes von ihren Stuten fiel,
Das sollt' ihm angehören. Brunhilden däucht es nicht viel;

Doch konnt' es ihm genügen, er ward ein reicher Mann.
Hei! was er Tonnen Goldes für manchen Hengst gewann!
Ein ganzer Hort alleine kam in der Friesen Land
Durch Brunhilds Lieblingsstute, die Disa wurde genannt.

Der erste von den Hengsten, der ihr von Odins Roß,
Dem achtzahnfüßen Sleipner auf Segard entsproß,
Denn oft besuchte Hnikar, die schlachtenfrohe Magd,
War Grani der wilde: der wurde Mimen zugesagt

Für Fafner, seinen Bruder. Ihr hörtet von dem Schmied,
Der Siegfried den schnellen in den Wald beschied,
Wo brütend über Schätzen der gift'ge Drache lag:
Da gewann der Held den Grani und den Hort mit einem Schlag. —

— — — — — — — — — — — —

In meinen ersten Tagen hört ich von Rossen nur,
Von Stuten und von Fohlen, das war mir Muttermilch;
Noch lief umher der Knabe im groben Röckchen von Zwilch,

Da war mein erstes Lallen: Gebt mir ein Pferd, ein Pferd!
Doch erst nach manchen Jahren ward mir der Wunsch gewährt.
Ein Hupferd unterdessen zum Spotte gab man mir,
Wie sie im Grase hüpfen; doch an dem winzigen Thier

Hatt' ich meine Freude: es sprang, ich sprang ihm nach
In Sätzen, glücklich war es, daß mir kein Bein zerbrach.
Und zu Brunhildens Küche hüpfte mein grünes Roß;
Ich eilt ihm nachzuhüpfen durch all den dienenden Troß.

Da war es unter'm Herde verschwunden auf ein Mal;
Doch hört ich es noch zirpen. Nun blieb mir keine Wahl:
Ich nahm ein langes Eisen, das auf dem Boden lag,
Mit dem der Küchenjunge das Feuer zu schüren pflag,

Und scharrte meine Grille damit aus dem Versteck.
Doch wie ich wieder auffand, da stieß ich, welch ein Schreck!
Zwei Töpfe um, die Brühe floß weithin durch das Haus.
Da begann der Koch zu zürnen, zum Schlage holt' er schon aus.

Als plötzlich durch ein Wunder seine Rache sich verschob:
Es konnte mich nicht treffen die Hand, die sich erhob.
Dies Wunder hatte Odin gewirkt, der starke Gott,
Brunhilden zu bestrafen für ihren frevelnden Spott.

Helmgünther hieß ein König, dem Odin Sieg beschied,
Und Agnar ein Andrer, den lang das Kriegsglück mied.
Doch jetzo half ihm Brunhild wider Odins Macht,
Helmgünther fiel bezwungen und Agnar siegt' in der Schlacht.

Das ließ nicht ungerochen Odin an seiner Magd,
Dem er Sieg verheißen, daß sie dem Sieg versagt.
Da sollte sie nicht länger Walkyrie sein:
Das Loos ward ihr beschieden, das allen Frauen gemein,

Eines Mannes Bett zu theilen und sein Gehеiß zu thun.
Sie sprach: „Du magst gebieten; doch hier gelob ich nun,
Mich Keinem zu vermählen, der Furcht empfinden kann,
Ja lieber wollt' ich sterben, als daß er würde mein Mann."

Da stieß ihr Allvater den Schlafdorn in's Haupt.
In voller Waffenrüstung sank sie machtberaubt
Dahin zu tiefem Schlafe. Und Alles schlief mit ihr,
Es schlief was Odem holte auf Segard, Mensch oder Thier.

Die Küh' im Stalle bogen die Knie und nickten ein,
Die Jagdhunde streckten sich auf ihre Nagdein,
Die Tauben auf den Zinnen, die Fliegen an der Wand,
Die hatten alle Sinne zu süßem Schlummer gewandt.

Da ward es in der Küchen auch still um mich her,
Das Feuer auf dem Herde flackerte nicht mehr,
Der Bratenwender feierte, der Braten hört' am Spieß
Zu brutzeln auf, die Rechte der Koch ermüdet sinken ließ,

Die mich zerbläuen sollte; ich selber lag und schlief:
Der uns befallen hatte, der Schlaf war fest und tief.
Die Zeit stand still auf Segard, der Tag war wie die Nacht.
Der Morgen wie der Abend, sie wurden schlafend verbracht.

Doch draußen gingen Wochen dahin und Monde gar,
Aus Monden wurden Jahre, wir schliefen immerdar.
Und Niemand konnt' uns wecken: dazu gehörte Muth,
Denn um das Schloß geschlagen war eine wehende Gluth.

Die auf und nieder wallte und Niemand ließ heran.
Doch Allvater hatte den Ausspruch gethan:
Wer durch das Feuer reite zu Brunhildens Saal
Und ihr den Harnisch löse, der sei ihr Herr und Gemahl.

Viel Königssöhne kamen dahin von Zeit zu Zeit,
Die alle freien wollten die königliche Maid;
Doch als sie Segards sahen von Wabergluth umloht,
Da scheuten ihre Pferde und Mancher fiel in den Tod.

Odins Zauberfeuer befing die Veste dicht,
Doch um die Marställe draußen brannt es nicht,
Noch wo mein Vater wohnte; auch fiel er nicht in Schlaf.
Wol war es ihm empfindlich als mein Verlust ihn betraf.

Da ward aus seinem Stalle Grani, Sleipners Sproß,
Verkauft an Fafners Bruder, das windschnelle Roß;
Von dem empfing es Siegfried, als er den Schmied erschlug:
Davon ist viel gesungen, ich übergeh es mit Fug.

Digitized by Google

Noch zornig aus der Schmiede ritt der Degen gut,
Er verhing dem Rosse Zügel und Zaum im wilden Muth,
Es durfte mit ihm rennen, wohin es ihm gefiel:
Da war die liebe Heimath seines Laufes erstes Ziel.

Es trug den Unverzagten Brunhildens Burg so nah,
Daß er das Sauberfeuer um Segard weben sah
Und auf dem Thurm bewegungslos das Königsbanner stehn.
Der Drachentödter konnte der Vögel Stimmen verstehn.

Da klang es in den Lüften wie Nachtigallenschlag:
„Nun lodert fünfzig Jahre die Gluth und einen Tag,
Der sie löscht ist nahe. Wer zu Brunhildens Saal
Durch Wabelohe reitet, der wird ihr Herr und Gemahl.“

Der theure Degen hörte, was ihm der Vogel sang;
Doch wie er durch die Flammen den wilden Grani zwang,
Da war es eine Schildburg, beglänzt von Sonnenschein:
Die Schilde schoben willig sich auf und ließen ihn ein.

Da fand er in der Veste die allertiefste Ruh,
Die Sonne schien vom Himmel, doch Alles schlief noch zu.
Die braunen Jagdhunde schnüffelten im Traum,
Die Schlagtauben hatten das Köpfchen unter den Flaum

Des Flügels verborgen, und als er kam ins Haus,
Da streckte noch die Rechte der Koch nach mir aus,
Noch saß die Magd, als rupfe sie an dem schwarzen Huhn,
Noch schien der Küchenjunge die schwere Arbeit zu thun.

Und in den Kammern neigten die Häupter schlummerschwer
Der Truchseß und die Schenken und der Diener zahllos Heer.
Die Fliegen an den Wänden schliefen süßen Schlaf,
Und wie er weiter eilte schlief Alles fest, was er traf.

Und rings blieb es stille, kein Lüftchen regte sich,
Er hörte seinen Athem: das däucht' ihn wunderlich.
Nun kam er zu dem Saale: da schlief im Waffenkleid
Ein Mann so voll gerüstet als käm er eben vom Streit.

Dem band er von dem Haupte den Helm: da ward ein Weib:
Wie angewachsen fugte der Stahl dem schönen Leib.
Ihn aufzuschlitzen dacht' er mit klugem Schwertesschwang:
Vom Haupt bis ganz hernieder und an den Arm entlang

Zerschnitt der Held die Rüstung und ritzte nicht die Haut;
Dann schält' er aus dem Eisen die wonnigliche Braut.
Sie war so schön geschaffen, o Wunder, Glied für Glied:
Da mußte sie erwecken mit einem Kusse Siegfried.

Der Kuß war ergangen, sie schlug die Augen auf,
Mit Staunen lehnte Siegfried auf seines Schwertes Knauf.
Er sah die blauen Augen und senkte Blick in Blick.
Sie frug: „Das Odin fügte, hat sich erfüllt das Geschick?

„Kam hieher der kühne Siegfried, Siegmunds Sohn?
Fiel in der Grüne der Wurm der Haide schon?
Durch Wabegluth zu reiten, wer hatte sonst die Macht?“
Er sprach: „Der ist ein Wolsung, der dieses Werk hat vollbracht.“

Da erhob sich von dem Pfühle die schöne Königin
Und schritt an Siegfrieds Seite durch die Gemächer hin.
Der Truchseß und die Schenken, der Diener zahllos Heer
Erstanden aus dem Schlafe und Leben ward um sie her.

Da regten wiederkäuend die Kühe sich im Stall,
Die Jagdhunde sprangen empor mit lautem Schall,
Die Fliegen von den Wänden summten durch den Raum,
Die Taube zog das Köpfchen hervor aus warmendem Flaum.

Die Magd rupfte weiter an ihrem schwarzen Huhn,
Der Küchenjunge eilte die Arbeit zu thun,
Das Feuer flammte wieder, so ward an seinem Ort
Der Bratenwender munter, der Braten bruzelte fort.

Doch auch der Küchenmeister, der vor dem Herde lag,
Erstand in seinem Zorne und gab mir einen Schlag.
Da hub ich an zu weinen und lief aus dem Haus;
Doch vergaß ich nicht des Heupferds, das nahm ich mit mir hinaus.

Schluchzend und heulend kam ich vor das Thor
Zu meines Vaters Wohnung. Der sprang erstaunt hervor:
War ich es, der Knabe, der ihm entlaufen ist?
Nun hat er fünfzig Winter den kleinen Studas vermißt.

Die Mutter sagt', ich wär' es, kaum mochte Zweifel sein:
„Und bist Du's, so bewähr' es: wo warst Du, sag' uns fein.“ —
„Ich war in Brunhilds Küche, da schlug mich der Koch,
Weil ich mein Heimchen holte; ich aber holt' es mir doch.“ —

„Hat Dich der Koch geschlagen? das räch' ich, wart', er soll“ —
Da liefen aus dem Schlosse die Leute freudenvoll.
Er frug: „Was ist geschehen, daß Ihr so lärmt und tobt?“
Da hieß es: „Brunhild wurde dem kühnen Siegfried verlobt.“

Kaum wollten ihn erkennen die Leute, die er frug,
Denn er war alt geworden, doch glich er Zug um Zug
„Dem Schaffner Brunhildens, der bei den Ställen wohnt.“
Sie waren jung geblieben, von all den Furchen verschont,

Die das Alter gerne in Stirn' und Wange gräbt.
Er sprach: „Erst wird mir deutlich, welch' Wunder wir erlebt:
Die in der Veste schliefen, ich hielt Euch all' für todt,
Und freute mich der Fügung, daß ich nicht theilte die Noth.

„Hätt' ich nun mitgeschlafen! so wär' ich jung wie Ihr.
Doch tröstet mich der Knabe, der mit dem Heimchen hier:
Zu Brunhilds Küche hüpft' er ihm nach vor manchem Jahr;
Er soll mir Heimchen heißen, der Springinsfeld, immerdar.“

Nicht länger hieß ich Studas; mir war es anfangs leid;
Doch aus dem Heimchen wurde ein Heime mit der Zeit:
Da ließ ich mir's gefallen, der Name sagt' mir zu.
Hab' ich Dir nun bewiesen, daß ich älter bin als Du?“ —

Siegfried und Genovefa.

1.

Hohenstimmern hieß die Veste,
Wo der Pfalzgraf Siegfried saß,
Der im Schwarm erlauchter Gäste,
Genovefens nicht vergaß.
Uebt er jetzt des Wirthes Pflichten,
Dünkt das volle Haus ihn leer:
Wol, er konnte Sie vernichten,
Sie entbehren, das ist schwer.

Doch erträglich sind die Tage,
Wären nur die Nächte nicht,
Denn ihm naht zu arger Plage
Immer Nachts ein Traumgesicht.
Heute von der Flügelschlange
Ward sein liebstes Lieb bedroht,
Hilfe, Hilfe! rief sie bange —
Niemand half ihr in der Noth.

Diesen schweren Traum am Morgen
Sagt' er Golon, seinem Rath:
„Glaube mir, ich bin in Sorgen
Um die übereilte That.
Selber schein' ich mir der Drache,
Der das schöne Weib verdorb;
Nie verhört' ich ihre Sache;
Wehe, wenn sie schuldlos starb!“

Golo sprach mit falschem Munde:
„Deuten kann ich diesen Traum,
Aus dem Worte fließt die Kunde
Und dem Zweifel bleibt nicht Raum;
Drago hieß der Sie verführte,
Drago der verruchte Koch
Er empfing, was ihm gebührte,
Pfalzgraf, und Ihr zweifelt noch?“

Tages läßt er sich bethören,
Aber wahrhaft ist die Nacht,
Wieder muß ein Traum ihn stören,
Der ihm angst und bange macht;
Hunde hetzt das Jagdgesinde
Und das krumme Hifthorn schallt,
Einer fleckenlosen Hinde
Folgt der Graf durch Busch und Wald.

Digitized by Google

„Weiß ist dieses Wild gewesen,
Weiß wie stets die Unschuld ist,
Doch ich hatt' es mir erlesen,
Ließ zur Flucht ihm keine Frist.
Als mein Pfeil es wund geschlagen,
Daß der rothe Schweiß entrann,
Gleich als wollt' es mich verklagen,
Blickt' es klug und fromm mich an."

Golo sprach, der Hochverräther:
„Möglich, daß der Traum nicht äfft,
Wenn Ihr früher oder später
Eine weiße Hinde trefft.
Nicht so selten sind die weißen,
Fleckenlose giebt's genug;
Doch was will ihr Blicken heißen?
Alle blicken fromm und klug."

2.

„Auf, die Bracken macht genossen,
Ueberkehrt die Falken nicht,
Weckt die fürstlichen Genossen,
Heut erfüllt sich mein Gesicht.
Seht, der Erde braune Rinde
Fußhoch hat der Schnee bedeckt:
Nicht entgeht mir jetzt die Hinde,
Die so schnell die Läufe streckt."

„Heute könnt Ihr sie nicht schauen,
Die dem Schnee an Weiße gleicht:
Wollt Ihr meinem Rathe trauen,
Harrt Ihr lieber, bis er weicht."
Aber schon auf wildem Hengste
Stürmt der Pfalzgraf über Feld;
Den Verräther fassen Aengste
Als es rings von Hörnern gellt.

Mancher Falke stieg und schweimte,
Müde lief sich manches Roß,
Golo selbst, der Abgeseimte,
Viel des edeln Wildes schoß.

Hunde hetzt das Jagdgesinde,
Weil das krumme Hifthorn schallt,
Einer fleckenlosen Hinde
Folgt der Graf durch Busch und Wald.

Flüchtig ist sie, mit den langen
Läufen wirft sie Schnee empor,
Roß und Reiter sie zu fangen
Setzen über Stein und Moor;
Doch sie läßt sich nicht erreichen:
Endlich schießt sein Pfeil sie wund,
Aber noch mit blut'gen Weichen
Birgt sie sich im Waldesgrund.

Siegfried folgt, die Lust zu büßen,
Sieh, da liegt das zahme Wild
Einer schönen Frau zu Füßen,
Die der Wunde Fluß ihm stillt.
Und die Frau umspielt ein Knabe,
Wie die Mutter schön und bleich:
Lang entbehrten jeder Labe
Genovefa, Schmerzenreich.

Bloß sind diese edeln Glieder,
Wallen auch von Haupt zu Fuß
Goldne Locken reichlich nieder,
Schreckt sie doch des Fremden Gruß:
„Muß nir erst den Mantel reichen,
Wenn ich mit Dir reden soll."
Lange weilt' er bei der Bleichen,
Und ward aller Freuden voll.

Frau und Knabe sind die Seinen,
Die der Hinde Milch ernährt:
Simmern wird vor Freude weinen,
Wenn er mit den Lieben kehrt.
Jauchzend hörten alle Gäste
Welch' ein Wunder Gott erlaubt,
Und vom hohen Thor der Veste
Blickte Golos blut'ges Haupt.

Johann Gottfried Sommer

ward 1782 in dem Dorfe Leuben bei Dresden geboren, wo seine Aeltern als unbemittelte Landleute lebten. Bis zu seinem 14. Jahre besuchte er die Dorfschule, erhielt Unterricht in der Musik und bei dem Pfarrer im Lateinischen und Französischen. Nach beendigter Schulzeit wurde er Lehrer eines benachbarten kleinen Dorfes und benutzte die Freistunden, unterstützt durch die Bibliotheken einiger Geistlichen, zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung. Um jedoch weitere Beförderung im Schulfache erlangen zu können, begab er sich nach Dresden, genoß hier mehrere Jahre Dinter's Unterricht, studirte für sich selbst Mathematik, Geographie, Geschichte und neuere Sprachen und erhielt darauf eine kleine Lehrerstelle in Dresden. Nach mehreren fehlgeschlagenen Versuchen, eine bessere Anstellung zu erhalten, gab er 1806 seine Stelle auf und wendete sich nach den östreichischen Staaten. In Prag angekommen, ertheilte er Privatunterricht und wurde Hauslehrer in mehreren Familien; später wendete er sich nach Horpatz, ging jedoch bald nach Prag zurück, wo er 1818 als Professor der wissenschaftlichen Lehrgegenstände am Conservatorium der Musik angestellt wurde. Als jedoch 1831 der Verwaltungsausschuß des böhmischen Museums ihm den Antrag stellte, die Bearbeitung einer ausführlichen Topographie Böhmens zu übernehmen, legte er seine Lehrerstelle am Conservatorium nieder, um diesem Auftrag entsprechen zu können.

Er verfaßte:

Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse. 18. Jahrg., Prag 1823 fgde. 25 Jahrgänge.

Gemälde der physischen Welt. Bd. 1. u. 2., 3. Aufl., Prag 1834—40. u. B. 3—6., 2. Aufl., 1829—31.

Für Schüz's „Allgemeine Erdkunde" liefert er das „Neueste Gemälde von Asien." (4 Bde., Wien 1829—30) und das „Neueste Gemälde von Amerika." 4 Bde., Wien 1831—33.)

Das Königreich Böhmen, statistisch und geographisch dargestellt. (Bd. 1—7., Prag 1833 fgde., unter Mitwirkung des Geognosten Zippe. 14 Bde.

Verdeutschungs-Wörterbuch. 5. Aufl., Prag 1839.

Lehrbuch der Erd- und Staatenkunde. Abtheil. 1—3., Prag 1833 fgde.

Teplitz und seine Umgebungen. Darmstadt und Wiesbaden 1842.

S. hat durch seine eben so umsichtig als gediegen gehaltenen geographischen Arbeiten sehr viel dazu beigetragen, ein lebhafteres Interesse für diese Wissenschaft anzuregen und derselben eine geistvollere Behandlung zu Theil werden zu lassen.

Digitized by Google

Karl Johann Philipp Spitta

ward am 1. August 1801 in Hannover geboren, erhielt eine wissenschaftliche Bildung, studirte dann in Göttingen von 1821—1824 Theologie, wurde darauf Hauslehrer, bekleidete später mehrere Pfarrvicariate und seit 1837 das Pfarramt zu Wechold bei Hoya.

Von ihm erschien:

Psalter und Harfe. Leipzig 1833. 11. stereotypirte Aufl. Leipzig 1842.
Psalter und Harfe. Zweite Sammlung. Leipzig 1843.

Unter den religiösen, protestantischen Lyrikern der Gegenwart nimmt Spitta eine hochgeachtete Stellung ein; Klarheit, Innigkeit und seltener Wohlklang sind seinen Liedern eigen.

Gedult.

Es zieht ein stiller Engel
Durch dieses Erdenland,
Zum Trost für Erdenmängel
Hat ihn der Herr gesandt.
In seinem Blick ist Frieden
Und milde, sanfte Huld,
O folg' ihm stets hienieden,
Dem Engel der Geduld!

Er führt Dich immer treulich
Durch alles Erdenleid,
Und redet so erfreulich
Von einer schönern Zeit.

Denn willst Du ganz verzagen,
Hat er doch guten Muth;
Er hilft das Kreuz Dir tragen,
Und macht noch Alles gut.

Er macht zu linder Wehmuth
Den herbsten Seelenschmerz,
Und taucht in stille Demuth
Das ungestüme Herz.
Er macht die finstre Stunde
Allmählich wieder hell,
Er heilet jede Wunde
Gewiß, wenn auch nicht schnell.

Er zürnt nicht Deinen Thränen,
Wenn er Dich trösten will;
Er tadelt nicht Dein Sehnen,
Nur macht er's fromm und still.
Und wenn im Sturmestoben
Du murrend fragst: warum?
So deutet er nach oben,
Mild lächelnd, aber stumm.

Er hat für jede Frage
Nicht Antwort gleich bereit,
Sein Wahlspruch heißt: ertrage,
Die Ruhstatt ist nicht weit!
So geht er Dir zur Seite,
Und redet gar nicht viel,
Und denkt nur in die Weite,
An's schöne, große Ziel.

Adolph Wilhelm Theodor Stahr

ward am 22. Oct. 1805 zu Prenzlow in der Uckermark geboren. Seine erste Bildung leitete sein Vater, der Prediger war, später besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt und 1825 bezog er die Universität zu Halle, wo er sich den philologischen Wissenschaften widmete. Gegen Ende des Jahres 1826 wurde er als Hülfslehrer am königlichen Pädagogium angestellt. Durch die Beantwortung der von der philosophischen Facultät gestellten Preisaufgabe „De Aristotelis tragoediae definitione" gewann er den ersten Preis, erwarb sich im Herbst 1828 den philosophischen Doctorgrad und ward als ordentlicher Lehrer am Pädagogium zu Halle angestellt. Im Jahr 1836 folgte S. dem Rufe als Conrector an das Gymnasium zu Oldenburg; mußte aber später seiner geschwächten Gesundheit wegen diese Stellung aufgeben und bereiste Italien, von wo er vor Kurzem wieder heimgekehrt ist.

Er schrieb:

Aristotelia. 2 Bde., Halle 1830—32.
Aristoteles bei den Römern. Leipzig 1834.
Aristotelische „Politik." Bis jetzt 3 Lieferungen, Leipzig 1835—38.
Bericht über den am 28. Oct. 1839 gegründeten literarisch-geselligen Verein zu Oldenburg. Oldenburg 1840.
Erster Jahresbericht des literarisch-geselligen Vereins zu Oldenburg. Ebend. 1840. Fernere Berichte. 1841 fgde.
Goethe's Iphigenia auf Tauris in ihrer ersten Gestalt. Mit einer einleitenden Abhandlung. Oldenburg 1840.
Merck, Joh. Heinr., ausgewählte Schriften. Ein Denkmal von A. Stahr. Oldenburg 1840.
Theodor von Kobbe. Ein Denkstein. Oldenburg 1845.
Ueber Goethe's Faust. (Gemeinschaftlich mit J. Mosen.) Oldenburg 1845.
Oldenburgische Theaterschau. Oldenb. 1845. 2 Bde.
Kleinere Abhandlungen, Aufsätze in Zeitschriften u. s. w.

Ein eben so gründlicher wie geistreicher und scharfsinniger Kritiker, voll Begeisterung für Wahrheit und Schönheit, der sich binnen wenigen Jahren allgemeine Anerkennung und einen sehr geachteten Namen in der literarischen Welt erworben hat.

Digitized by Google

Gustav Adolph Harald Stenzel.

preußischer geheimer Archivrath, ordentlicher Professor der Geschichte an der Universität und Archivar des schlesischen Provinzialgerichtes zu Breslau. Er ward am 21. März 1792 zu Zerbst geboren, erhielt seine erste wissenschaftliche Ausbildung auf dem dortigen Gymnasium, wo sein Vater Conrector war, und ging 1810 nach Leipzig, wo er sich der Philologie und Geschichte widmete. Nachdem er im März 1813 seine später von der Jablonowki'schen Gesellschaft gekrönte Preisschrift „Ueber den Einfluß der Deutschen auf die Cultur Polens von Einführung des Christenthums bis auf König Wladislawa Jagello" vollendet hatte, verließ er Leipzig, um als Freiwilliger den Feldzug gegen Frankreich mitzumachen. Er war als Jäger im Bataillon Anhalt im Mai bei Hamburg und wohnte dann mehreren Gefechten bei, bis er im Dec. an der Spitze des von ihm zum Sturm auf das Dorf Sehestedt bei Kiel geführten Bataillons durch eine Flintenkugel in den Unterleib schwer verwundet wurde, was ihn hinderte am Feldzuge 1815 Theil zu nehmen. Nachdem er seinen Abschied als Offizier erhalten, ging er nach Leipzig zurück, wo er 1815 die philosophische Doctorwürde erwarb und sich im Februar 1816 habilitirte. Im Jahr 1817 begab er sich nach Berlin, 1820 erhielt er eine außerordentliche Professur zu Breslau, ward im folgenden Jahre Archivar des schlesischen Provinzialarchivs, 1827 ordentlicher Professor und geheimer Archivrath.

Er gab heraus:

Geschichte der deutschen Kriegsverfassung. Berlin 1819.
Handbuch der Anhaltischen Geschichte. Dessau 1820.
Anhang zum Handbuche der Anhaltischen Geschichte. Leipzig 1824.
Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern. 2 Bde. Leipz. 1827—28.
Geschichte Preußens. Hamburg 1830—43. 3 Bde.
Urkundensammlung zur Geschichte des Ursprungs der Städte und der Einführung und Verbreitung deutscher Colonisten und Rechte in Schlesien und der Oberlausitz. Hamb. 1832. 4. Mit dem jetzigen geheimen Oberregierungsrath von Tzschoppe herausgegeben.
Grundriß und Literatur zu Vorlesungen über deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. Breslau 1832.
Urkunden zur Geschichte des Bisthums Breslau im Mittelalter. Breslau 1845. 1 Bd. in 4.

Ein gründlicher, scharfsinniger Historiker von eben so gediegenem als freisinnigem Urtheil, verbindet St. mit geistreicher Auffassung eine eben so treffliche Darstellungsweise.

August Stöber

ward geboren am 9. Juli 1808 zu Straßburg und lebt als Professor am Collegium zu Mühlhausen im Elsaß. Außer den mit seinem Bruder Adolph herausgegebenen Alsabildern veröffentlichte er:

Gedichte. Straßburg und Heidelberg 1842.
Elsässisches Volksbüchlein. Kinder- und Volksliedchen, Spielreime, Sprüche und Märchen. Straßb. 1842.
Oberrheinisches Sagenbuch. Straßb. u. Heidelb. 1842.
Der Dichter Lenz u. s. w. Basel 1842.
Geschichte der schönen Literatur der Deutschen. Straßb. und Heidelb. 1843.
Elsässische Neujahrsblätter für 1843. Mit Otte herausg. Das. 1843.

Einer der verdienstvollen Männer, welche deutsche Sprache und Literatur im Elsaß mit großer Liebe pflegen, hat sich Stöber als Dichter durch Wärme, Phantasie, Correctheit und Gewandtheit in Behandlung der Form, reiche Anerkennung erworben.

Aus:

August Stöber's Gedichten.

Das Münster in der Sternennacht.

1837.

Am Tage strahlst du still und wie verdrossen,
Die junge Welt dir um die Füße schwärmt;
Nur wann vom Sternenlicht du ganz umflossen,
Verkündst du was Jahrhunderte dich härmt.

Dann ist dein Scheitel wundersam umschimmert,
Dann strahlt du, wie ein Seher, eingetaucht
In alter Zeiten Pracht, und so umflimmert,
Hast du dein Klaglied in die Luft gehaucht.

Dann wird's auch hell dort über deinem Rheine:
Im fernen Süden ist der Nacht entglüht
Das Freiburgmünster, das im Silberscheine
Dem einz'gen Freunde, dir entgegenglüht.

Ihr haltet Zwiesprach dann, ihr tauscht die Klagen
Des Heimweh's um die längst vergang'ne Welt,
Propheten seid ihr, seht die Wunden schlagen,
Und wisset was das Heil gebunden hält.

Seliger Tod.

Es steht ein Haus am Rheine,
Ein kleines Fischerhaus.
„Du allerliebste Meine,
Du Meine,
Schau nur einmal heraus!"

Heraus will ich wol schauen,
Auch treten vor die Thür,
Vor'm Sturm kann mir nicht grauen,
Nicht grauen,
Bin ich, mein Lieb, bei Dir!

„Und mag Dir nimmer grauen,
So ist's die beste Zeit!
Und willst Du ganz mir trauen,
Ja trauen,
Mein Schifflein steht bereit!"

Digitized by Google

Sie springen in den Nachen,
Den Nachen treibt der Wind,
Ob alle Donner krachen,
Ja krachen,
Sie küssen sich so lind.

Ein Blitzstrahl kommt gefahren,
Der trifft die Zwei zugleich.
Leb' wohl, leb' wohl zum klaren,
Zum klaren,
Zum klaren Himmelreich!

Der Sturm der hat getrieben
Das Schiff hinab den Rhein,
Wol mit den todten Lieben,
Den Lieben,
In's weite Meer hinein.

Die Sonne schaut mit hellen
Und goldnen Blicken drein,
Wie auf den grünen Wellen,
Ja Wellen,
Treibet der Todtenschrein.

Ludwig Adolph Stöber

ward 1810 zu Straßburg geboren, ist des Vorigen Bruder und Sohn des trefflichen Ehrenfried Stöber, dessen Gedächtniß den elsässischen Patrioten theuer und unvergeßlich ist.

Er schrieb:

Zerstreute Gedichte.
Mit seinem Bruder: Alsa-Bilder; vaterländische Sagen und Geschichten. Straßburg 1836.

Sich gleiches Verdienst wie sein Bruder erwerbend, zeichnet sich Adolph Stöber als Dichter noch besonders durch Ernst, Würde, männliche Kraft, reiche Phantasie und meisterhafte Behandlung der Sprache und Form aus.

Aus:

L. A. Stöber's Gedichten.

Gustav Adolf, der Schlangentödter.

Wer hüpft dort auf dem Wiesenplan
Und klettert keck den Berg hinan
Und springt von Fels zu Felsen?

Es ist ein Knäblein zart und jung,
Heißt Gustav, ist im wilden Sprung
Der Königsburg entlaufen.

Es klimmt hinauf, da steht es bald
Vor einem dichten finstern Wald
Und hört die Bäume rauschen.

Die Amme sieht's vor Schrecken bleich,
Sie rennt durch Wiesen und Gesträuch
Und winkt dem losen Knaben.

„Halt an! halt an, Du kleiner Schelm!
Hast ja kein Schwert und keinen Helm,
Zu kämpfen mit dem Drachen.

Geh ja nicht in den Wald hinein,
Da lauern Schlangen im Gestein,
Die beißen Dich zu Tode."

„So gieb mir eine Ruthe schnell,
Ich will erschlagen auf der Stell'
Die bösen, bösen Schlangen."

Das wilde Knäblein alsobald
Hüpft munter in den finstern Wald
Mit einem langen Stecken.

Er sucht und raschelt hin und her,
Hat keine Schlange funden mehr,
Sind alle fortgeschlichen.

Das Vöglein im Gezweige lauscht,
Der Wind nur in den Aesten rauscht,
Darüber weint der Knabe.

Und wo man sprach von Drachenbrut,
Da schwang es zornig seine Ruth'!
„Will euch zu Tode schlagen!"

Es ward ein frommer Königssohn,
Schon ruhte Schwedens alte Kron'
Auf seinen goldnen Locken.

Und als er einst im hohen Saal
Den Becher schwang am Festesmahl,
Da kam viel schlimme Kunde.

Wohlauf! wohlauf, Du junger Held,
Im Felsgeklüft, in Wald und Feld
Die Natter zischt und rasselt.

Wohlauf mit Deinem guten Schwert,
Entfleug, entfleug auf raschem Pferd
In's deutsche Land hinüber!

Der König hüllte sich in Stahl
Und ritt wol über Berg und Thal
Mit seinen treuen Mannen.

Er flog die Felder aus und ein,
Und brach hervor wie Nordlichtschein
In allen deutschen Landen.

Und ob der falschen Schlangenbrut
Hat er oft frisch die Eisenruth
Zu Gottes Ehr' geschwungen,

Bis ein' ihn in die Ferse stach,
Da sank er von dem Rosse jach,
Der kühne Schlangentödter.

Das Grab im neuen Münster zu Würzburg.

Im Lorenzgarten liegt ein Stein
An einer kühlen Stelle,
Da schwirren die Vöglein aus und ein,
Und pfeifen und singen helle.

Es ist ein alter Leichenstein,
Von Trauerweiden beschattet,
Darunter liegt im engen Schrein
Ein Sängerherz bestattet.

Die Vöglein waren seine Lust,
Es hörte gern ihr Singen,
Und hüpfte selber in der Brust,
Wie muntre Vöglein springen.

Der Sänger lauschte mit Acht und Muth,
Der Lerche Ton zu lernen;
Auch schallt' sein Lied wie Morgengruß
Aus himmelblauen Fernen.

Digitized by Google

Er lernte von der Nachtigall
Das inniglichе Kosen,
Drum singt er oft mit süßem Schall
Von Minnelust und Rosen.

Auch liebt' er wie die Vöglein
Ein Wanderleben zu führen,
Und Gärten und Felder aus und ein
Die Flügel frisch zu rühren.

So streift' er über den Wiesengrund
Und über den Bergesgipfel,
Bis er ein warmes Nestchen fund
Auf einem stolzen Wipfel.

An Vögel mahnt des Sängers Nam',
Ein Vöglein saß im Schilde,
Und als er nun zu streben kam,
Bedacht' er sie gar milde.

„Vier Löcher höhlt in meinen Stein
Und senkt darein vier Trögelein
Und schüttet Wasser und Körner ein
Für meine lieben Vöglein!"

Und was er bat im letzten Drang,
Willfahrt ward ihm eilig;
Die Klosterbrüder hielten lang
Des Sängers Willen heilig.

Herr Walther von der Vogelweid'
Ist unser Meister geheißen:
Noch fliegen Vögel aus Wald und Haid'
Und singen ihm frische Weisen.

Victor Strauss

ward am 18. September 1809 zu Bückeburg geboren, erhielt eine wissenschaftliche Bildung, trat dann 1832 in Staatsdienste und lebt als Archivrath in seiner Vaterstadt.

Er gab heraus:

Katharina, Trauerspiel. Halle 1828.
Theobald, Roman. III. Bielefeld 1839.
Richard, zwölf Gesänge. (Epos in Hexametern.) Daf. 1841.
Gedichte. Daf. 1841.
Antigone von Sophokles. (Uebersetzung im Versmaß des Originals.) Daf. 1842.
Lieder für die Kirche. 1843.
Leben des Paulus Gerhardt. (1 Bd. 2. Heft der Sonntags-Bibliothek. Bielefeld 1844.
Schrift oder Geist? Bielefeld 1845.
Das Kirchenjahr im Hause. Heidelberg 1845.
Lebensfragen in 7 Erzählungen. Heidelberg 1846. 3 Bde.
Ueber die Gesangbuchssache in preußischen Landen. Bielefeld 1846.

Der in den Leistungen dieses ausgezeichneten Dichters durchklingende Grundton ist tiefe, ernste Frömmigkeit, die ihn aber keineswegs abhält, das Leben in allen seinen Erscheinungen mit gesundem und scharfem Blicke aufzufassen, ihm wie die ernste, so die heitere Seite abzugewinnen und es mit Kraft und Liebe darzustellen. Reiche Phantasie, Gedankenfülle und seltene Herrschaft über Sprache und Form sind ihm eigen und verleihen seinen Leistungen bleibenden Werth.

Aus:

V. Strauß's Gedichten.

Zusammentreffen.

Kühl und stille war's in mir
Wie am Quell im Thale,
Eh ich Stuhl an Stuhl bei ihr
Saß zum ersten Male.

Aber als ich mit ihr sprach,
Glitt ihr Tüchlein nieder,
Bückt' ich selbst mich schnell darnach,
Bückt' sie sich hinwieder.

Plötzlich streifte Stirn an Stirn,
Streifte Wang' an Wange.
Taumelnd ward mir's im Gehirn
Und die Brust schlug bange.

Lachend fuhr sie rasch zurück,
Und ich mußte gehen;
Doch seit jenem Augenblick
Ist's um mich geschehen.

Immer taumelt mir's im Hirn,
Schlägt's im Busen bange,
Immer fühl' ich Stirn an Stirn,
Fühl' ich Wang' an Wange;

Und die Glut im Herzensgrund
Wird mich noch ersticken,
Darf ich nicht bald Mund an Mund,
Herz an Herz sie drücken.

Selbstgefühl.

„Ich stehe auf meinem Acker,
Den hab' ich mir selber gepflügt.
Wie treiben die Halme so wacker!
Sie tragen, was mir genügt.

Zum Hause, dem sicheren, geh' ich,
Das hab' ich mir selber gebaut,
Und Mauern und Thüren besch' ich:
Die breche mir, wer sich's getraut!

Die Rinder brüllen im Stalle,
Froh wiehern die Pferde heraus,
Von der Früchte reichlichem Schwalle
Gefüllt sind Scheunen und Haus.

Hervor aus dem Garten am Stübchen —
Wie blüht und trägt er so gut! —
Begrüßen mich Mädchen und Bübchen,
Mein eigenes Fleisch und Blut.

Rothwangig mit fliegender Locke
Springt's liebe Gesindel heraus
Und zerret den Vater am Rocke
Zur Mutter hinein in das Haus.

Die winket vom Herd mir entgegen,
Den Säugling an quellender Brust;
Wie labt sich der Klein' an dem Segen,
Wie kost ihm die Mutter mit Lust!

Und Knecht' und Mägde, sie zeigen
Sich thätig und emsiglich;
Und Alles, es ist mein eigen,
Und Alles wär' nicht ohne mich.

Digitized by Google

Und wird mir's von Gott nicht entrissen,
Vor Menschen mir nimmer graust.
Ich werd' es zu schützen wissen
Mit Gott und der eigenen Faust."

Beruhigung.

O mein Herz, gieb dich zufrieden!
O verzage nicht so bald!
Was dein Gott dir hat beschieden
Nimmt dir keiner Welt Gewalt.
Keiner hindert was Er will.
Harre nur! vertraue still!
Geh des Wegs, den Er dich sendet!
Er begann und Er vollendet.

Hüllt er dich in Dunkelheiten,
So lobsing' Ihm aus der Nacht;
Sieh, Er wird dir Licht bereiten,
Wo du's nimmermehr gedacht.
Häuft sich Noth und Sorg' umher,
Wird die Last dir allzuschwer,
Faßt er plötzlich deine Hände
Und führt selber dich an's Ende.

Wär' auch alle Welt dir feindlich,
Rottete sich wider dich, —
Dank Ihm; o der Herr ist freundlich,
Seine Huld währt ewiglich.
Sind auch Trauer, Angst und Leid
Seines Segens dunkles Kleid, —
Dank Ihm; Er schickt seinen Segen
Auf geheimnißvollen Wegen.

Endlich wird dein Morgen grauen;
Kannst du nicht sein Morgenroth?
Darfst du zagend rückwärts schauen,
Wenn dich Glut und Sturm bedroht?
Denn auch Feuerflamm' und Wind
Boten seines Willens sind;
Und kann's nur ein Wunder wenden,
Auch ein Wunder kann er senden.

O so laß denn alles Bangen!
Wirke frisch! halt' muthig aus!
Was mit Ihm du angefangen,
Führet er mit dir hinaus.
Und ob Alles widerstehe,
In Vertraun und in Gebet
Bleib' am Werke deiner Hände,
So führt Er's zum schönsten Ende.

Peter Feddersen Stuhr

ward am 29. Mai 1787 zu Flensburg geboren, erhielt im Hause seines **Vaters, eines Kaufmanns**, sowie auf der lateinischen Schule zu Flensburg seine erste Bildung, bezog im 18. Jahre die Universität zu Kiel, um die Rechte zu studiren, verließ 1806 seine Heimath und wandte sich nach Heidelberg, wo er besonders durch die Schelling'sche Philosophie angezogen wurde. Von Heidelberg ging er zur Fortsetzung seiner akademischen Studien nach Göttingen und, nachdem er noch einmal Kiel besucht hatte, im Herbst 1808 nach Halle, er erwarb hier die philosophische Doctorwürde, ging darauf nach Berlin, wo er sich bis 1810 aufhielt, besuchte im Sommer dieses Jahres Dresden und München, durchreiste hierauf einen Theil des südlichen Deutschland, blieb den Winter über in Heidelberg, begab sich im Frühling 1811 wieder nach Berlin und verlebte in seiner Vaterstadt den Winter. Unter den Uhlanen der hanseatischen Legion machte er den Feldzug mit, nahm nach dem ersten Pariser Frieden als Stabsrittmeister seinen Abschied und brachte alsdann den Winter von 1814—15 in Kopenhagen zu. Nach der Rückkehr Napoleons von Elba verließ er im Drange seiner Ueberzeugung die Richtung, in welcher sein Vaterland beharrte, und wurde seitdem Preuße, ging nach Lüttich und trat als Premierlieutenant in die preußische Landwehr, bald darauf jedoch in das sechste Uhlanenregiment ein. Nach Beendigung des Feldzugs von Paris nach Berlin zurückgekehrt, wurde er Secretair der Militairstudiencommission, trat jedoch alsbald auch wieder aus diesem Verhältniß und privatisirte nun mehrere Jahre in Berlin. Im Jahr 1821 habilitirte er sich in Berlin, machte aber erst drei Jahre darnach Gebrauch vom Rechte eines Privatdocenten, worauf er 1826 Professor wurde.

Seine Werke sind:

Die Staaten des Alterthums und der christlichen Zeit, in ihrem Gegensatze dargestellt. Heidelberg 1811.

Ueber den Untergang der Naturstaaten. Berl. 1812.

Abhandlungen über nordische Alterthümer. Berl. 1817.

Brandenburgisch-preußische Kriegsverfassung zur Zeit Friedrich Wilhelm's des Großen, Kurfürsten von Brandenburg. Berl. 1819.

Deutschland und der Götterfriede. Berl. 1820.

Sendschreiben an G. A. Stenzel. Berl. 1820.

Untersuchungen über die Ursprünglichkeit und Alterthümlichkeit der Sternkunde unter den Chinesen und Indiern und über den Einfluß der Griechen auf den Gang ihrer Ausbildung. Berl. 1831.

Die chinesische Reichsreligion und die Systeme der indischen Philosophie in ihrem Verhältniß zu Offenbarungslehren. Berl. 1833.

Die Religionssysteme der heidnischen Völker des Orients. 2 Bde. Berl. 1836—38.

Die drei letzten Feldzüge gegen Napoleon, kritisch-historisch dargestellt. Lemgo 1832.

Der siebenjährige Krieg in seinem geschichtlichen, politischen und allgemeinern militairischen Beziehungen. Lemgo 1834.

Die Geschichte der See- und Colonialmacht des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Berl. 1839.

Schelling's religionsgeschichtliche Ansicht u. s. w. mit einer vergleichenden Zugabe: Ueber Urgeschichte und Mythologie u. s. w. Berl. 1841.

Das Verhältniß der christl. Theologie zur Philosophie und Mythologie u. s. w. Berl. 1842.

Die Preußische Verfassungsfrage vom weltgeschichtlichen Standpunkte aus betrachtet. Berl. 1847.

Ein eben so gründlicher als scharfsinniger Denker und Forscher, hat sich Stuhr namentlich durch seine Leistungen auf dem Gebiete der Mythologie allgemeine Anerkennung und bedeutendes Verdienst erworben. — Von nicht geringerer Wichtigkeit sind seine staatswissenschaftlichen historischen Arbeiten.

Digitized by Google

Karl Adolph Suckow.

Prediger an der Hofkirche und Professor der Theologie zu Breslau, als Novellendichter unter dem Namen Poëgarn bekannt, wurde am 27. Mai 1802 zu Münsterberg geboren, wo sein Vater Rector an der Bürgerschule war. Nachdem er das Gymnasium zu Schweidnitz und die Elisabethschule zu Breslau besucht hatte, bezog er 1820, drei Jahre lang der Philosophie und Theologie sich widmend, die Universität zu Breslau, worauf er an verschiedenen Orten unter den glücklichsten Verhältnissen sechs Jahre hindurch als Hauslehrer wirkte. Während dieser Zeit bestand er die beiden theologischen Prüfungen, widmete sich jedoch dem akademischen Lehrfache, wurde 1829 Licentiat an der Universität zu Breslau und habilitirte sich 1830 daselbst als Privatdocent in der evangelisch-theologischen Facultät. Von einer Reise durch das nördliche Deutschland zurückgekehrt, wählte ihn gegen das Ende des Jahres 1831 das Presbyterium der Hofkirche in Breslau zum dritten Prediger. Hierauf wurde er außerordentlicher Professor der Theologie und 1834 Director des homiletischen Seminars, wie auch durch den Privatverein für den Taubstummenunterricht Director der dasigen Anstalt. Er starb daselbst 1845. Als theologischer und wissenschaftlicher Schriftsteller hat sich S. wenig bekannt gemacht; neben einigen einzeln herausgegebenen Predigten besitzen wir von ihm:

Drei Zeitalter der christlichen Kirche, dargestellt in einem dreifachen Jahrgange kirchlicher Perikopen. Breslau 1830.

Gedenktage des christlichen Kirchenjahres in einer Reihe Predigten. Breslau 1838.

Einzelne kleine theologische Abhandlungen, Streitschriften u. s. w.

Als belletristischer Schriftsteller gab er heraus:

Die Liebesgeschichten. Breslau 1829.

Germanos. Novelle, Breslau 1830.

Novellen. 3 Bdchen., Breslau 1833, 2. Aufl.

Idus. Novelle in der „Urania" Leipz. 1833.

Byron's Manfred; Einleitung, Uebersetzung und Anmerkungen; ein Beitrag zur Kritik der gegenwärtigen deutschen dramatischen Kunst und Poesie. Breslau 1839.

S.'s Novelle, die Liebesgeschichten, machte bei ihrem Erscheinen großes Aufsehn, weil Einige darin einen eben so entschiedenen als geistreichen Angriff auf die von ihnen, Goethe und seiner Schule vorgeworfene, mit graziöser Feinheit übertünchte Gemeinheit, Andere eine überaus gewandte Nachahmung der Weise Tieck's darin sehen wollten. Die dadurch erweckte Theilnahme für den Verfasser erlosch aber bald nach Erscheinen seiner späteren Novellen. — Reiche Phantasie, Feinheit der Charakterzeichnung und sehr anmuthige Darstellung sind ihm übrigens eigen und zeichnen ihn vor vielen Erzählern unserer Tage, lobenswerth aus.

Karl Rudolph Tanner

ward am 24. Juni 1794 zu Aarau geboren, studirte zu Heidelberg und Göttingen 1814—1817 die Rechte, wirkte dann als Advocat in seiner Vaterstadt und wurde 1831 Mitglied, 1833 Präsident des Obergerichts zu Aarau.

Er schrieb:

Heimathliche Bilder und Lieder. Aarau 1826, 1829, 1836, 1842, mit einem autobiographischen Vorwort.

Tanner schließt sich in seinen Gedichten den Sängern der schwäbischen Schule an, welche das Stillleben der Natur und des Gemüthes in kleinen Bildern darzustellen lieben und zeichnet sich wie sie durch Zartheit, Anmuth, Innigkeit und Wohlklang aus.

Aus:

Tanner's heimathlichen Bildern und Liedern.

Blick ins Wasser.

In des Wassers Glanz und Schein,
Fühlst Du Pein, schau hinein,
Bald wirst Du genesen sein.
Ufer, Grund und Himmel zittern
In dem Spiegel klar und reich.
Sind die Bilder, die zersplitterten,
Und sich sammeln und entwollen,
Nicht den Herzgefühlen gleich?
Ist ein Dunkel eingefallen
Naht der Strahl. Der wird Dein!
Hast Du Pein, schau hinein
In der Wasser Glanz und Schein.

Lobegott Friedrich Constantin Tischendorf

ward am 18. Januar 1815 zu Lengenfeld im sächsischen Voigtlande geboren, studirte von 1834—1838 Theologie und Philologie in Leipzig, habilitirte sich daselbst, ward 1840 Licentiat der Theologie und machte dann bis 1845 große wissenschaftliche Reisen nach Frankreich, Holland, England, der Schweiz, Italien, Aegypten, Palästina, Kleinasien, der Türkei und Griechenland. Während dieser Zeit ernannte ihn die theologische Facultät zu Breslau 1843 Ehren halber zum Doctor der Theologie und die Könige von Schweden, Griechenland und Frankreich ertheilten ihm, seiner wissenschaftlichen Verdienste wegen, Orden ihrer Länder. Im Jahre 1845 wurde er außerordentlicher Professor der Theologie an der Universität zu Leipzig.

Digitized by Google

Außer bedeutenden gelehrten Arbeiten, deren Aufzählung hier nicht am Orte wäre, und unter denen sich zwei gekrönte Preisschriften befinden, schrieb er:

Maiknospen. (Gedichte.) Leipzig 1838.
(Dr. Fritz) der junge Mystiker. Ein Roman. Leipzig 1839.
L. Schneegang. Die Geißler. Frei n. d. Franz. Leipzig 1840.
Reise in den Orient. 2 Bde. Leipzig 1843 fgde.

Lebendige Phantasie, tiefe, ernste Frömmigkeit, hohe Begeisterung für Wahrheit und Recht und große Gewandtheit in Behandlung der Sprache und Form, sind diesem auf dem Gebiete strenger Wissenschaft schon so rühmlich ausgezeichneten Gelehrten, eigen.

Der Pfingstmorgen auf dem Sinai.

Am sechsundzwanzigsten Mai war der Sonntag der Pfingsten. Wohl nie in meinem Leben mag ich so glücklich erwacht sein zum Pfingstfeste. Nur einmal weiß ich daß mein Herz gar innig ihm entgegenschlug; da fiel der Geburtstag einer seligen Frau, die ich unaussprechlich geliebt, zusammen mit dem Pfingstsonntage. Ich dachte, als ich diesen Morgen erwachte, mit ganzer Seele an die Verklärte. Von welcher Freude würde ihr mütterliches Auge glänzen, wüßte sie mich heute an diesem heiligen Orte. Es war mir im Augenblick als wüßt' ich sie noch getreulich walten zu Hause am väterlichen Herde. Ich dachte mir unser Wiedersehn. Da rollte mir ein heißer Strom über die Wangen. Gott kann einen Sterblichen nicht so glücklich machen, sagt' ich mir. Der Moment hätte meines Lebens letzter werden müssen.

Das Klosterglöcklein war's, das mich geweckt hatte mit seinem feierlichen Klange. Sonst hört' ich keinen Laut in dieser Sabbathstruhe. So mag es im Herzen eines selig verklärten Menschen sein, um den eingeschlummert schwigt der geräuschvolle Werkeltag des Lebens. Wie uns, wenn wir Augenblicke aus der Hand der Gnade nehmen, wo's auch so ist in unserem Herzen.

Den Gipfel des Sinai wollt' ich heute besteigen; wie freut' ich mich darauf. So lange war's mir wie ein himmelhohes Ziel erschienen, zu dem hinauf meine Hand nicht reichen könne. Jetzt sah ich's vor mir glänzen, wohl schön wie der Himmel, aber so freundlich nahe wie die Kirche meinem Vaterhause.

Mein All stand sehr früh zum Aufbruche bereit; er hatte sein Scharlachkoller, gestickt mit Gold und Silber, angelegt; die Sonne des Festes leuchtete ihm aus den freundlichen Zügen. Signor Pietro gesiel sich sehr wol in unseren Waffen. Mohammed trug die Provision. In dieser Begleitung wanderte ich durch den Garten hinaus an den Fuß des Horeb.

Als ich vor Jahren auf dem Rigi stand, da lagerte sich eine unvergeßliche Scene um Aug' und Seele. Im Norden ruhte das tiefe weite Thal mit all' seinen Seen, worüber der Morgen seinen duftigen Schleier geworfen. Im Süden standen die Schweizer Gebirge, ihre Gipfel bedeckt mit dem ewigen Schnee. Der Tag wachte auf; hinter lichtblauen Wölkchen blitzte sein erster Strahl hervor. Wunderbare, rosigschimmernde Streifen durchzogen den blendenden Schnee; es war mir als säh' ich Gedanken der Engel, die an die jungfräuliche Erde streiften. Ein Mägdlein brachte Alpenrosen; ein Hirtenknabe streifte auf der Schalmei. Du glücklicher Schweizer; Deine Sehnsucht versteh' ich; Deine Thräne hat ein heiliges Recht. Mein eigenes Auge weinte sich entzückt hinein ins Auge der Schweiz.

Ein paar Jahre später erstieg ich den Vesuv. Die Dämmerung herrschte noch um uns als wir am Krater saßen. Aus dreifachem Munde strömte der Feuerregen aus; fürchterliches Krachen umtobte ihn; der ganze Berg tauchte. Die Stunde des Aufgangs war da, aber das Auge des Tages verbarg sich hinter Gewitterwolken. Die nachbarliche Gebirgsgruppe hüllte sich in ein seltsames Blau, als dampfte ein Brand aus ihren Eingeweiden. Unheimlichen Schauers, wie vor einer unglückschwangeren Zukunft, war ich voll.

Jetzt stand ich auf dem Sinai. Der Sturmwind brauste mit Macht. Graue, wildgezackte Granitmassen umragten mich; weiße Wolken lagerten zwischen den schroffen Spitzen; drauf glänzte die Sonne des Pfingstmorgens. Nahe unter dem öden Felsengipfel erhob sich von der Oase des Horeb die prächtige Cypresse mit ihrem dunklen Grün. Hier hatt' ich nicht das Entzücken vom Rigi, nicht die unheimlichen Schauer des Vesuvs: beten, voll Andrunst beten mußt' ich hier. Es war mir als wäre Gott hier näher als an irgend einem Orte der Welt. Seine Hoheit, seine ehrfurchtgebietende Majestät, und seine Liebe, seine Milde, gefaßt in ein einziges herrliches Bild: so war mir der Sinai. Wie ein Königsstuhl den Gott sich auf Erden gebaut, umwandelbar seit dem Tage der Schöpfung, den derselbe Finger gebaut, der das geistdurchdrohte Meer geschaffen, der den unendlichen Himmel gewölbt: so ist der Sinai. Wie eine heilige Veste ist er, entrückt aus den Märkten der Welt, fern von den Wohnungen der Menschen, zwischen Wüste und Meer einsam bis zu den Wolken gethürmt.

Nach dem Rigi weint zurück das Auge des Schweizers, wie von seinem Münster am Rheine sehnsüchtig der Elsasser träumt: zum Sinai streben die Herzen der Völker der Erde zusammen. Zu ihm flüchten wie zu einer ewigen Stiftshütte die Söhne Israels; zu ihm drängt es den Christen vom eisigen Norden Europens, aus Afrika's sengenden Gluthen; zu ihm wallfahrten getreu die Verehrer des Propheten. Auf seinem Gipfel denkt sicht unwillkürlich an jenen großen schönen Tag, wo geschlichtet ruhen wird der Völker unerstättliche Fehde, wo sich alle Kinder der Erde brüderlich zusammenfinden werden zu dem einzigen Fels des Heils, wo aus Tempel und Moschee, aus Synagoge und Kirche ein einiges ewiges Hallelujah schallen wird.

Hätt' ich einst als Kind geträumt von einer Stunde der Zukunft, heilig über alle anderen Stunden und wie emporgehoben aus den Werkeltagen in die Region der Verklärung: von dieser Stunde des Pfingstfestes auf der Höhe des Sinai, müßte ich träumen. Und dürft' ich einen Wunsch ins Wort fassen für alle die meine Wanderungen mit Liebe begleitet, der Wunsch wäre es: Möchtet Ihr alle selber eine Stunde des Pfingstmorgens auf dem Gipfel des Sinai verleben.

Abschied von Jerusalem.

Als wir das Damaskusthor im Rücken hatten, ritten wir dicht bei dem merkwürdigen Felsengrabe vorüber, das den Namen der Jeremiasgrotte trägt. Bald darauf lagen die Königsgräber neben uns; ich sah zu ihrem offenen Portale hinunter. Gräber waren meine erste Begegnung gewesen, als ich vom Ramleh her ankam; Gräber waren jetzt meine letzte. Aus den Gräbern spricht die Trauer, spricht die Hoffnung. Und was anderes hätte der Pilger zum Gruße wie zum Abschied für die heilige Stadt als Trauer und Hoffnung? Jerusalem seufzt fort und fort unter dem türkischen Joche. Die Begeisterung der Kreuzzüge war eine Schwärmerei, die unser Jahrhundert mitleidig belächelt. In den Kabinetten Europa's spricht man so oft von den Rechten der Staaten, die theuer und heilig sind. Die Flotten Englands und Frankreichs zögern nicht, gilt's irgendwo in der weitesten Ferne jene Rechte zu wahren. Hat Jerusalem keine Rechte, keine Ansprüche an die christlichen Großmächte? Oder sind sie vielleicht verjährt, weil sie so lange gemißachtet worden sind? Es mag das christliche Gefühl in den Herzen der Menschen ein sehr verschiedenes sein: das meinige sagt mir, daß der positive Glaube, den doch zum Glücke am wenigsten die Fürsten und die Regierungen verschmähen, eine ganz andere als die bisherige Theilnahme für Jerusalem fordert, so lange das materielle Interesse noch nicht allen Patriotismus begraben hat. Denn keine andere als eine Sache des christlichen Patriotismus ist's, die Stadt, wo der christliche Glaube geboren wurde, aus den Händen derer zu reißen, die diesen Glauben seit einem Jahrtausend und jeden Tag noch empörend mit Füßen treten.

Was geschieht aber zu einer Zeit, wo der alte Feind des Christenthums so tief gebeugt ist, daß er selber kömmt um den Schutz der christlichen Mächte anzuflehen? Das gelobte Land wird aus Ibrahim Pascha's Händen mit übermächtiger Gewalt in die Hände des Sultans zurückgegeben. Und schon hat unter dem Scepter des letztern die Barbarei einen solchen Aufschwung gewonnen, daß Syrien sich seufzend unter die eiserne Hand Ibrahim Pascha's zurücksehnt. Daß ein Spröslling aus dem apostolischen Kaiserhause zu diesem traurigen Tausche der beiden barbarischen Herrscher über das gelobte Land mit seinen Kanonen geholfen: dafür trägt er den glänzenden Rischar auf der Brust. Würde Gottfried von Bouillon seinen Augen trauen? Werden sich die kommenden Geschlechter nicht fragen, ob's Wahrheit oder Dichtung!

Bei alle dem bleibt's außer Zweifel, daß es heute kaum so vieler Federn bedarf als es ehedem Schwerter bedurft hat, um zu erreichen was die Kreuzfahrer gewollt. Aber, so lautet die bedenkliche Frage, wem soll Jerusalem zufallen? Nun vielleicht ist's in der Schmach das Aergste, daß persönliche Eifersucht über die heilige Sache der Gesammtheit triumphirt. Das Eine ist klar: Jerusalem muß christlich sein. Um aber alle Familienzwiste um dieses gemeinsame Erbtheil zu vermeiden, so läßt sich Jerusalem zur christlichen Bundesstadt oder zur freien Stadt unter dem

Digitized by Google

Schutze der christlichen Mächte erklären. Das wäre eine schöne That des Jahrhunderts; das wäre eine Bundesthat, die jenes so oft gewechselte Wort vom großen herzlichen Einverständnisse zur Wahrheit machte. Welche Zukunft könnte daraus für die gesammte Kirche erwachsen. Die traurige Beschränktheit der christlichen Confessionen, wie sie jetzt im Oriente waltet, würde zurücksliehen vor den Strahlen des neuen christlichen Lebens, das die begeisterten Schaaren der europäischen Pilgrime ausbreiten müßten. In Jerusalem gälte es eine neue Einheit des Christenthums; wie zerstreute Heerden fänden sich dort die Völker zusammen; dort erklänge das Evangelium eines großen Kirchenfriedens. Und welche Folgen müßten sich daraus für die muhamedanische Verblerung des Orients ergeben. Die große christliche Stadt, wenn auch vielfarbig in ihren Gebräuchen aber einig in ihrem Geiste, mit einer ernsten Pearis des Christenthums vor den Augen der Fremdlinge: das wäre die rechte Missionspredigt.

Nazareth. Der Thabor. Der See Genezareth.

Es war schwer die schönste Ansicht von Nazareth aufzufinden; es machte auf allen Standpunkten einen malerisch schönen Effekt. Einen angenehmen Haltpunkt fand der Blick immer am weißen Thurme der Moschee mit den hohen, dunklen Cypressen zur Seite. Aber am liebsten verweilt' ich da, wo ich mit der Stadt zugleich den Brunnen am Bergrande im Norden vor mir sah. Und so ließ ich das Auge und mit dem Auge die Seele lange ruhen auf Nazareth, seinen Hügeln und Thälern. Zwei Jahrtausende mögen wohl Manches geändert haben; aber so vieles was ich heute sah, das mußte auch dem Sohne Josefs's von Nazareth vor dem göttlichen Auge liegen. Wie oft mag da, wo ich wandelte, auch er gewandelt sein, das heilige Herz seiner großen Zukunft voll, voll des Gedankens seiner Predigt, die heraus aus den engen Bergen der kleinen Heimath alle Berge und Meere, alle Länder und Herzen der Erde erfüllen sollte.

Mir gegenüber im Westen lag die Krone der Höhen um Nazareth; vom türkischen Grabmale, das sie trägt, wird sie nach dem Propheten Ismail benannt. Ich wußte voraus, welche Herrlichkeit dort meiner wartete, zumal da der Himmel heute fast wolkenlos und die Luft von einer völligen Klarheit war.

Vor wenig Monden erst war ich auf der höchsten Pyramide gestanden, die Wüste, den Nil und Kahira zu meinen Füßen; ich war auf dem Sinai, der majestätischen Gottesburg, gestanden und hatte in den Himmel hinein gebetet wie in das Herz eines nachbarlichen Freundes; vom Minaret des Oelberggipfels hatt' ich die heilige Stadt mit Bethlehems Höhen und den Bergen Samaria's, mit dem wunderbaren Meere von Sodom und dem Gebirge Moab zugleich ins Auge gefaßt: dennoch war ich heute wie ein Kind, das nur die kleine Scene seiner Heimath und noch nicht die Welt gesehen. So überwältigte mich die Aussicht von Nebi Ismail, das die Höhen von Nazareth krönt. Zum Thabor sah ich zuerst nach Osten; auch der kleine Hermon und Gilboa ragten aus seiner Nähe; sie geleiteten mich nach Süden auf die Berge von Samaria. Von da sah ich nach Westen zu den Vorbergen des Carmel und zum dunklen Blau des Carmel selber. Zwischen allen diesen Bergeshöhen ruhte vor mir, wie von ewigen Mauern umgürtet, die weite Ebene von Esdrelon. Aber hinter dem Carmel, zu seiner Linken und zu seiner Rechten, lag wie ein Festtag in glänzender Schönheit der Spiegel des Mittelmeers. Im Norden breitete sich eine zweite große Ebene aus, mit Kana, dem Hochzeitsstädtchen, und „den Hörnern von Hattin," wo das Schlachtherr Saladins alle Siege der Kreuzfahrer zu Boden trat. Im Nordosten endlich leuchtete wie ein heiliges Auge hinter wüsten Berggruppen herab der Gipfel des großen Hermon, gehüllt in seinen ewigen Schnee. Und von dem Allen hinweg sah ich nieder auf Nazareth, das sich wie ein liebes Kind anschmiegte an den Hügel, über dem ich stand.

Was im Momente dieses Schauspiels die Seele fühlt? Die Bewunderung, die Anbetung findet kein Wort; aber ein Psalm der begeisterten Davidsharfe will sich auf die Lippe drängen, der hinunterklänge, zu den Tiefen des unergründlichen Meeres, der hinaufstiege zum Schneegipfel des Hermon. Was mochte dem Heiland diese Warte sein! Ein Symbol von seinem Reiche auf Erden, vom Evangelium der Erlösung, wie es Himmel, Erd' und Meer umschlang mit den Armen der Mutterliebe; wie es das Diesseits und Jenseits der Zeit zusammendrängte in die einzige große Stunde auf Golgatha. Der Schnee des Hermon steht wie das greise Haupt der Zeit, wie die Vorzeit; das geheimnißschwangere Meer wie die Zukunft. Zwischen beiden ruht die Gegenwart, dieser Thautropfen mit den unendlich reichen Bildern aus dem Strahle der Morgensonne.

Hier dachte der Erlöser, wann er die Fluthen hinüber zum Abendlande sah, gewiß oft auch Deiner, Du geliebtes Deutschland. Und er dachte, weil es's wußte, daß Du berufen warst, einst wie ein heiliger Rächer der Wahrheit gegen die Lüge zu kämpfen und zu bluten; daß Dir dem Glauben des Römerreichs im deutschen Herzen ein Bollwerk gründen würdest, wenn er geschwunden aus den Palästen der Siebenhügelstadt. Ständest Du selber hier und hörtest mit mir, daß Dir das Wort entgegenklingt: Halte was Du hast, daß Niemand Deine Krone raube.

Da hatten wir plötzlich den Anblick des herrlichen See's von Genezareth. Dieser See hat ein ganz anderes Gepräge als der Zürcher oder der Luzerner oder auch der Albaner See; aber seine eigenthümliche Schönheit ist groß. Das östliche Ufer ist ohne Grün; es besteht aus einem hochröthlichen, nackten Gebirgsabhange, dessen malerisch düsterer Ausdruck die Pracht der blauen Spiegelfläche noch hebt. Im Norden und Süden, wo der Jordan einfließt und ausfließt, sind die schmalen Ufer tief und freundlich grün. Den Westen des See's bildet eine niedere Bergkette, die mehrmals von Schluchten unterbrochen wird und bald mehr bald weniger zurücktritt. Die Stadt Tiberias liegt dicht am westlichen Ufer, ein wenig südlich von der Mitte des See's.

Was aber dem See Genezareth, abgesehen von seiner natürlichen Schönheit, den höchsten Reiz verleiht, das darf ich nicht erst sagen. Die Thätigkeit des Herrn, die uns die Evangelien, besonders die drei ersten, schildern, bewegt sich zum größten Theile an seinen Ufern. Hier hatte der Heiland seinen Lieblingsaufenthalt; bald wandelte er an den Ufern des See's, bald fuhr er auf seinen Wassern; hier hat er aus der Zahl der Fischer seine vertrautesten Jünger gewählt; hier hat er so oft sein heiliges Wort aus Volk gerichtet, bald herab vom Berge, bald aus dem Schiffe; hier hat er durch zahlreiche Wunder den der ihn gesandt verherrlicht. Diesen Jugendblick war der See vollkommen ruhig; kein Segel, kein Fahrzeug kräuselte seine Wellen; Ruhe und Schweigen herrschte im ganzen Bilde vor mir; ich sah wohl die grauen Mauern und Festungsthürme von Tiberias, aber keinen einzigen Menschen sah ich, so weit ich auch sah. Nur ein Laut schwebte über dem Schweigen dieser Landschaft, es war ein heiliger Laut: Der Stern der Scene hat hier geglänzt, und er ist verblichen; der Meister aller Meister hat hier gelehrt, und er hat seine Lippen geschlossen; der Christ Gottes hat hier gewandelt, und er ist geschieden. Als wäre gestern Pfingsten oder Ostern gewesen, so war mir als ich das Land Genezareth ansah; als müßten wir uns zusammen erzählen von viel Herrlichem, das wir erlebt; als verkünden wir uns ohne Worte, wie zwei Freunde, die nach einer Trennung, die alle lieben Erinnerungen nur tiefer in die Seele grub, sich stumm ins Auge sehen.

Der Straßburger Münster.

Dort wälzt die Silberwogen in's Frankenland der Rhein,
Ein Riese steht daneben und schauet trüb hinein;
Sein Haupt ist schneeweiß, doch starret ihm um's Haupt
Ein Kranz von deutscher Eiche, der noch kein Sturm entlaubt.
Er träumet heiß'ge Lieder von einem goldnen Tag,
Die stillen Nächte träumt er dem fernen Glücke nach;
Ernst schaut er um und düster, wann ihn der Morgen weckt
Und mit den Trauerbildern der Gegenwart erschreckt.
Ihn haben viel Geschlechter begrüßt und gekannt,
Und jedes hat und keines sein eigen ihn genannt!
Kennst Du die Zeit, wo freudig und mit des Glaubens Muth
Der Mensch dem Kreuz zum Opfer darbrachte Gut und Blut?
Den Himmel wollt' umarmen mit tiefer Reu' und Schmerz
Und kindlich treu sich stürzen an's ew'ge Vaterherz?
Die nennt er seine Mutter, die nennt ihn ihren Sohn.
Vom Sohne schied die Mutter seit grauen Jahren schon,
Und jede grüne Stunde sah er voll Sehnsucht nahen:
Das Mutterauge fand er nur in der Sterne Plan.
Wohl warf er in die Herzen wie Blig manch zürnend Wort:
Wie süße Mädchen klang es leicht durch die Lüfte fort.
Zum Fremdling war er worden; s' blieb Mancher sinnend stehn,
Und sah' ihn an und staunte, und konnt' ihn nicht verstehn.
Da schwollen Frankreichs Adern von wilder Fieberglut,
Der Wahrheit Säulen bebten vor seines Wahnes Muth:
Ein Blutstraht färbt die Locke der Vorwelt heil'gem Sohn;
Ein Schwert in's Herz, das theuer: das ist der Nachwelt Lohn.
Wohl grüßten weinend Viele, als das Jahrhundert schied,
Und sangen zum Gedächtniß dem Greis ein Klagelied.
Siehst Du die schöne Rührung? Hörst Du den weichen Klang?
Die gelten einem Todten, die Thrän' und der Gesang.
Des Grabes Feier beut ihm die Welt lebendig todt:
Ihn weckt die Zeit nicht wieder, ihm kehrt kein Morgenroth.

Digitized by Google

So träume sel'ge Lieder von Deinem goldnen Tag,
Du heil'ger Greis, Du träumest das ferne Glück nicht nach;
Verloren und gestorben ist Deiner Kinder Schaar,
Zum Eichkranz flicht der Franke die Dornen Dir in's Haar.

Mein Talisman.

Seit ich aus der freiheit Träumen
In den Kampf des Lebens ging,
Scheidend mit der Liebe Säumen
An dem liebsten Herzen hing,

Giebt ein Freund mir seine Geleite:
's ist vom blanken Stahl ein Schwert;
Freudig blinkt's an meiner Seite,
Kämpf' ich für der Väter Herd.

's ist mir, kämpf' ich dunkle Stunden,
Mauerbrecher, Schwert und Schild;
Hats' den Schlachtlärm überwunden,
Lockt's den Frieden, süß und mild.

's baut mir einer Festung Mauern,
Die des Feindes Arm nicht bricht:
Mag des Sturmes Brandung dauern:
Ihre Säulen zittern nicht.

Kennst Du Schwert und Schild und Festung,
Siegreich gegen Trotz und Trug?
Meine Perl' ist's und mein Kleinod:
Meiner Mutter Bibelbuch.

Der Schiffer.

Die Wogen rauschen, die Wolken ziehn,
Mit Wogen und Wolken die Stunden fliehn;
Da steuert er kühn durch der Fluthen Lauf,
Und hält den schwankenden Kahn nicht auf,
Und eilt zum fernen Gestade.

Was eilst Du vorüber das freundliche Land,
Mit der Sonnenau', mit dem Blüthengewand?
Verschmähst Du der Stunde winkendes Glück?
Nie kehrt Dir der Flüchtling, der theure, zurück;
Und kennst Du die dunkele Ferne?

„Ich sah die verborgene Ferne noch nicht,
Es treibt mich das Herz, es treibt mich die Pflicht!
Und dürft' ich auch schwelgen in Lenzesluft,
Im lachenden Thal, in der Kränze Duft:
Dort wird mir nicht traut und nicht heimisch."

Und er steuert dahin durch Sturm und Nacht,
Auf die gleitende Welle hat er nicht Acht.
Wohl leuchtet, wohl stammt ihm ein heiliges Licht,
Drum scheut er das schreckende Dunkel nicht,
Und er steuert hinüber, hinüber.

Das Jubiläum.

Am Elbstrom steht geharnischt die Stadt, von Jahren grau,
Die einst den Blitz geschleudert auf Roma's stolzen Bau;
Sie wahrt' in Tempelhallen ein heil'ges Heldenhaupt,
Das dort die Siegespalme, der Lorbeer hier umlaubt.
Da nannte Festgeläute jüngst einen großen Tag,
Wo durch viel dunkle Nächte des Himmels Lichtstrahl brach.
Des Marktes Lärm verstummte und des Jahrhunderts Herz
Trug auf der Freude Schwingen sein Danklied himmelwärts.
Zum Schauplatz flohen jubelnd der jungen Krieger viel,
Und weckten durch die Lüfte der Waffen frohes Spiel:
Das Gotteshaus erbebte in seinem Marmorschooß,
Es riß aus seinen Mauern des Festspiels Echo los.
Da träumt' in tiefer Klause der Held gar düstern Traum,
Hört wie der Sturm, die Glocke heult durch der Kirche Raum;
Die Säulen wecken schaurig des Schlachtlärms Widerhall,
Als pochte Feindesstücke wild an der Festung Wall;
Als poch's ans eigne Herz ihm, so wogt sein heißes Blut:
„Muß Deinen Lenzel retten! Muß dämpfen Sturmes Wuth!"
Und wie ein Jüngling flammend, so stürzt der Greis hervor,
Er sprengt mit starkem Arme der Gräber hartes Thor;
Sein Schwert ist blank und freudig, dran hat kein Rost genagt,
Und der es führt, ist nimmer gewichen noch verzagt.
Doch eh' noch sein Schritt erreicht die Jubelschaar,
Da ward' er krankhaft zucken an seiner Brust gewahr,
Und tiefer wühlt und tiefer darin geheime Qual,
Und durch den Harnisch drängt sich des Blutes Purpurstrahl.
O weh, so traf inmitten der Freunde ihn der Feind,
Still haben ihn verrathen, die laut' um ihn geweint!
Im weichen Arm der Menge ruht bald des Helden Haupt:
Ans treue Herz der Jünger hat er umsonst gelaubt.
Da wirft er Fluch und Schmerzen in der Verräther Blick,
Beschwört die dunklen Ränke in ew'ge Nacht zurück.
„Wach auf, getäuschter Feigling, aus Deinem Friedenstraum,
Jahrhundert, Feinde hausen in Deiner Heimath Raum!"
Und reißt sich aus den Armen; in seines Domes Ruh'
Schließt er das Flammenauge zu kurzem Schlummer zu;
Dort heilt ihm seine Wunden der Gott, der ihm getreu,
Der, wenn im Schooß der Zeiten geruht das Kriegsgeschrei,
Den Feldherr wird erwecken sammt seinen Heldengeist,
Der über blinden Wirrwarr hoch wie der Adler kreist.

Johann Nepomuk Vogl.

Dr. der Philosophie, Beamter bei den K. K. Oesterreichischen Ständen, sowie Redacteur des östreichischen Morgenblattes, ward 1807 in Wien geboren, erhielt eine wissenschaftliche Bildung und lebt in seiner Vaterstadt.

Er gab heraus:

Fruchtkörner. Wien 1830.
Balladen und Romanzen. Wien 1837—1841. 3 Thle. 3. Aufl. Wien 1846. 1 Bd. in 8.
Volksmärchen. Wien 1837.
Novellen. Wien 1838.
Der fahrende Jäger. Wien 1839.
Klänge u. Bilder aus Ungarn. Wien 1839. 2 A. 1844.
Erzählungen eines Großmütterchen. Leipz. 1840.
Die ältesten Volksmärchen der Russen. Wien 1841.
Neuer Liederfrühling. Wien 1841.
Neue Erzählungen und Novellen. Wien 1841.
Neueste Dichtungen. Pesth 1843.
Blätter und Trauben. Wien 1844.
Lyrische Gedichte. 2 A. Wien 1844.
Schatten. (Novellen u. s. w.) Wien 1844.
Deutsche Lieder. Jena 1845.
Dom-Sagen. Wien 1845.

Der fruchtbarste östreichische Lyriker, verbindet Vogl mit reicher und glühender Phantasie, tiefe Empfindung, ein lebhaftes Talent der Darstellung, Fülle der Bilder und große Gewandtheit in Behandlung der Form und des Ausdrucks. Viele Lieder und Balladen dieses genialen Dichters sind namentlich in seinem Vaterlande volksthümlich geworden.

Digitized by Google

Aus:

J. N. Vogl's Gedichten.

Magyarentod.

Wer sprengt dort feldein auf dem windschnellen Roß
Verfolgt von dem jauchzenden Türkentroß?
Dobozi ist es, der Ungarheld,
Zur Seite das Weib, das sein Herz erwählt.

Eng' hält es geklammert um ihn den Arm,
Hinflatternden Haares, das Antlitz voll Harm,
Den Sarras aber schwingt seine Hand,
Und hoch über sie wirft das Roß den Sand.

„Nur jetzt noch halt' aus, du mein treues Pferd,
Und rette mir, die über Alles mir werth,
Nur jetzt noch halt' aus in der höchsten Noth,
Sonst ist sie verfallen dem grausen Tod!"

Hui! geht es dahin im gestreckten Lauf,
Die Eb'ne hinunter, die Hügel hinauf,
Als hab' er verstanden des Reiters Wort,
So jagt mit den Beiden der Rappe fort.

Wie weit doch dahinten schon blieb der Troß,
Da strauchelt mit einmal, da stürzt das Roß;
Helf' Gott nun, du mosk'res Magyarenpaar,
Nun bist du verfallen der wüth'gen Schaar!

Umsonst ringt Dobozi sich rasch hervor,
Umsonst reißt das Roß er am Zügel empor,
Die Gattin nicht rettet dir mehr sein Huf,
Schon nahen die Würger mit Jubelruf.

Dobizi starrt ihnen entgegen voll Muth,
Das Auge durchzuckt der Verzweiflung Gluth,
Allein voll Ergebung in ihr Geschick
Liegt dort die Gefährtin mit nassem Blick,

Seine Kniee umklammernd gar hastig und wild,
Fleht nun zu dem Helden das bleiche Bild:
„Dobozi, jetzt rasch Deinen Säbel durch's Herz,
Von Liebesband sterben hat wenig Schmerz!

„Nicht laß mich zum Opfer den Rohen sein,
Daß sie mich nicht höhnen in langer Pein,
Dobozi, wir sind aus magyarischem Blut,
Zeig', was für die Ehre der Ungar thut!"

Und rasch hat zertheilt sie den Busenflor,
D'raus quellen zwei Lilienhügel hervor,
Dobozi — starrt auf sein Weib, auf den Feind,
Er starret — als hätt' ihn der Schmerz versteint.

Und die Rotte schon sprengt heran an die Haid' —
„Dobozi! Dobozi! jetzt ist es Zeit!" —
Da blitzet sein Säbel — da springt ein Quell
Aus den Lilienhügeln rubinenhell.

Die Blutige küßt er noch einmal hierauf,
Dann stürmt er hinein in der Feinde Hauf',
Jetzt thut's um das Retten nicht weiter Noth,
Jetzt gilt's nur zu folgen der Ehre Gebot.

Wie ein Todesengel der Ungar mäht,
Daß ein Blutbach über die Haide geht,
Zehn Leben schon haben das Blut bezahlt,
Das den schönsten Busen mit Purpur bemalt.

Verwundet noch kämpft er auf seinen Knie'n,
Und sieht noch manch' Leben von hinnen flieh'n,
Da sinkt er — und ruft'et im Blute roth:
„Es war doch ein edler Magyarentod!"

Das Mädchen von Aquileja.

Aquileja! — Aquileja!
Ach, verfallen — unterthänig
Bist auch du jetzt ihm, der Gottes
Geißel heißt, dem Hunnenkönig.

Weh!! er durft mit seinen Schaaren
Niederschmettern deine Mauern,
Durfte würgen, durfte brennen,
Bis die Sonne sank mit Trauern.

Und nun spricht der Hunnenkönig
Zu den Schlächtern, zu den blut'gen:
„Mögt Euch jetzt für neue Kämpfe
Auch in neuer Lust ermuth'gen.
Kosten mögt Ihr fremde Reben,
Und um fremde Reize minnen,
's ist der Wein hier glühend, blühend
Sind die Aquilejerinnen!"

Und zum wild'sten Bacchanale
Ist der blut'ge Kampf geworden,
Und nach schöner Beute ringen,
Die zu sätt'gen nicht im Morden.
Fruchtlos sind der Schwachen Zähren,
Fruchtlos ist ihr Fleh'n, ihr Streiten,
Mancher Beutekranz liegt zerpflücket,
Der gewunden spät'ren Zeiten.

Attila nur schreitet einsam
Durch's Gewühl der wüsten Menge,
Als ein Weib, von Schönheit strahlend
Ihm begegnet im Gedränge.
Wie ein Basiliск am Spiegel,
Ist er da, von Gluth entzunden,
An die flücht'ge Schöne plötzlich
Und wie zaubrisch gebunden.

Niemals seine Augen solcher
Schönheit Fülle noch gewahrten,
Noch kein Antlitz sah er, wo sich
Rosen so mit Lil'jen paarten.
Ha! wie seine Brust die Funken
Ihres Feuerblicks durchdringen,
Wie sich ihre nächt'gen Locken
Ihm zu Liebesbanden schlingen.

Und die trunk'nen Blicke kann er
Nimmer von der Jungfrau wenden,
„Ja, Dich konnte mir nur Odin
Oder Freia selber senden.
Würdig bist nur Du vor allen
Frau'n und Mädchen dieser Tage,
Daß das Herz des Hunnenkönigs
Lodernd an dem Deinen schlage!"

Ach, wie schnell sind da die Rosen
Weggeweht von ihren Wangen,
Denn mit Grauen sieht die Reine
Sich von ew'ger Schmach befangen.
Ach — und nimmer kann sie ringen
Frei sich aus so argen Ketten,
Nur allein der Himmel kann sie,
Aber nichts auf Erden retten.

Doch — da daucht's in ihrem Innern
Plötzlich auf, wie Morgenhelle,
Und sie spricht zu ihrem Dränger:
„Kommt, ich weis' Euch traut're Stelle:
Nicht erlaubt's die Scham der Jungfrau,
Daß auf solch ein Wort sie höre,
Wo so viel der Späher lauschen,
Und gefährdet ihre Ehre."

Und mit flücht'gen Schritten eilet
Sie dahin durch all' die Gassen,
Hinter ihr der Hunne, glühend,
Sie in seinen Arm zu fassen.
So zu nächtig öden Hallen
Folgt er ihr, die, rasch entweichend,
Vor ihm wandelt, ihm den Faden
Durch die Labyrinthe reichend.

Sieh' — schon steigen jetzt die Beiden
Aufwärts über breite Stufen,
Nach dem Ort, den Liebesgötter
Sich zu ihrem Tempel schufen.
Und vor ihm stets wallt die Schöne,
Schnell, doch jüngfräulich beklommen —
Doch wie Treppe folgt auf Treppe,
Nimmer will die Stelle kommen.

Digitized by Google

Ungeduldig läßt der Hunne
Da ſie an mit rauher Stimme:
„Hör' — ſo wir nicht bald zur Stelle,
Magſt Du zittern meinem Grimme!“
Spricht darauf das Mädchen flehend:
„Zürnt nicht, Herr, Ihr werdet's loben,
Traulich, wie ſonſt nirgends, iſt es
Nur auf luft'ger Zinne oben.“

Und auf's Neu' hinan die Stufen
Steigt ſie nun, mit raſcher'n Schritten,
Er — ſein Schwert klirrt an den Steinen —
Folgt in Eile ihren Tritten.
Da erſchließt ſich eine Pforte,
Meereslüfte wehen milde,
Und von breiter Zinne ſchauen
Beide auf die Nachtgefilde.

Von der Stadt her ſchallt ein Wogen,
Wie das Rauſchen ferner Bäche,
Aber lautlos unter ihnen
Breitet ſich des Meeres Fläche:
Doch ein Sieg, umhaucht von Blüthen,
Labet ſie zur Raſt, zur ſüßen,
Und mit heißen Armen will jetzt
Attila die Braut umſchließen.

Aber raſch ſich ihm entringend
Flieht ſie zu des Daches Rande:
„Haſt du Fitt'ge nicht, ſo rettet
Digna noch ein Sprung vor Schande!“
Und hinab zu nächt'gen Wogen
Schwingt ſie ſich mit muth'gem Sinne.
Voll Entſetzen ſtarrt der König
Lang' ihr nach — von öder Zinne.“ —

Aquileja! — Aquileja!
Rief er oft mit bleichem Munde,
Wenn ein Traum, ein blutigfinſt'rer,
Auf ihm riß die alte Wunde;
Stieß in's Schlachthorn dann, — wie wüthig
Fortgepeitſcht zu Kampf und Gluthen,
Bis er — ſühnend — unter'm Dolche
Eines Weibes mußt' verbluten.

Deutſches Morgenlied *).

Ein gold'ner Morgen bricht herein
Mit freudig hellem Sonnenſchein,
O öffnet raſch ihm Herz und Thor
Und jauchzt in freudig lautem Chor:
Gegrüßt du ſchöner Morgen!

O ſchöne Zeit, o gold'ne Zeit
Mit ſiegesheller Herrlichkeit,
O ſchling' nur um das ganze Land
Dein herzentflammend Feuerband,
Du feu'rig ſchöner Morgen!

O ſcheuche das Gezücht der Nacht
Von uns mit deiner hellen Pracht,
Die Eule, die im Finſtern baut,
Die Natter, der vor'm Lichte graut,
Verſcheuche ſie, o Morgen!

Heil Jedem, der die Zeit erlebt,
Die raſch den finſtern Vorhang hebt,
Daß Licht entſtröme allerwärts,
Und freudig jauchze jedes Herz:
Gegrüßt du ſchöner Morgen!

Deutſch und frei.

Zwei Worte nenn' ich inhaltsvoll,
Sie heißen: Deutſch und frei,
Noch nichts auf dieſer Erde ſcholl
So mächtig wie die zwei.

Wie Donnerrollen fliegt ihr Klang
Durch alles deutſche Land,
Und macht erglühen jede Wang',
Und zucken jede Hand.

Wie Wetterleuchten fährt er hin
Durch Anger, Wald und Haid',
Zu ſtählen allen deutſchen Sinn
Für Noth und künft'ges Leid.

Vom Schnee der Alpen bis zum Meer
Erſchallt dies Wörterpaar,
Und zeigt ſich uns ſo ſtolz und hehr,
Ein deutſcher Doppelaar.

Mit Flammenlettern ſchreibet d'rum
Die Worte Euch in's Herz,
Auf daß ſie Euch zu Deutſchlands Ruhm
Treueigen allerwärts.

Ein reicher Segen wird Euch blüh'n,
Wie Roſen blüh'n im Mai,
Wenn wahrhaft Euch im Herzen glüh'n
Die Worte: Deutſch und frei.

Deutſche Frauen.

Ein deutſches Weib
Mit keuſchem Leib,
Und Lieb' und Treu' im Herzen,
O ſüßes Gut
In Geiſt und Blut
In Freuden und in Schmerzen!

Ihr Auge glüht
Nicht wie im Süd,
Doch ſtrahlt's wie Morgenſonne;
Umſchlingt ihr Arm
Dich liebswarm
Durchſtrömt Dich Himmelswonne.

Ei, wie ſo ſchlank
Und ſchön und blank,
Von Außen und von Innen,
Wie rein und klar,
Wie fromm und wahr
In allem Thun und Sinnen.

Des Mannes Glück,
Sein froher Blick
Iſt ihre beſte Habe,
Sein warmer Gruß,
Sein treuer Kuß
Ihr Labſal bis zum Grabe.

Sie pflegt die Frucht
In Ehr' und Zucht,
Die ihr der Herr gegeben;
Nach deutſcher Weiſ',
Im engen Kreis
Verfließt ihr harmlos Leben.

So iſt und war
Wol immerdar
Das deutſche Weib, das echte;
So ſtolz und mild,
Ein leuchtend Bild
Dem kommenden Geſchlechte.

O bleibet nur
Getreu der Spur,
Die eu're Mütter gingen,
Die nicht am Glanz
Und Firlefanz,
Wie jetzt die Weiber, hingen.

So Wort als Schritt,
So Kleid als Schnitt
Zeig', daß ihr deutſch geblieben,
Und allerwärts
Wird jedes Herz
Euch achten und Euch lieben.

*) Aus J. N. Vogl's deutſchen Liedern. Jena 1845.

Digitized by Google

Der beste Klang.

Wann hat, Ihr Deutschen, Euer Sang
Den kräftigsten, den besten Klang?
Hat er ihn wol, wenn lustbeschwingt
Von Liebe er und Schönheit singt,
Von Frauenhuld und Sehnsuchtsdrang,
Sagt, ist das wol sein bester Klang?
Ach nein, ach nein,
Sein bester Klang muß besser sein!

Wann hat, Ihr Deutschen, Euer Sang
Den kräftigsten, den besten Klang?
Wenn er ertönt bei Becher Lust,
Vom Frohsinn in der Zecherbrust,
Der Sorgen bannt und Kummer zwang,
Sagt, ist das wol sein bester Klang?
Ach nein, ach nein,
Sein bester Klang muß besser sein!

Wann hat, Ihr Deutschen, Euer Sang
Den kräftigsten, den bestrn Klang?
Wenn er vom gold'nen Morgenlicht,
Von Blumen und vom Bächlein spricht,
Vom Wonnetraum am Bergeshang,
Sagt, ist das wol sein bester Klang?
Ach nein, ach nein,
Sein bester Klang muß besser sein!

Wann hat, Ihr Deutschen, Euer Sang
Den kräftigsten, den besten Klang?
Wenn er der Menschen Kraft und Geist,
Ihr Schaffen und ihr Wirken preist,
Dem, was da Großes ist, gelang,
Sagt, ist das wol sein bester Klang?
Ach nein, ach nein,
Sein bester Klang muß besser sein!

Wann hat, Ihr Deutschen, Euer Sang
Den kräftigsten, den besten Klang?
Wenn er vergang'ner Tage Bild
Zurück Euch ruft mit Schwert und Schild,
Wie freudig kühn der Held sie schwang,
Sagt, ist das wol sein bester Klang?
Ach nein, ach nein,
Sein bester Klang muß besser sein!

Wann hat, Ihr Deutschen, Euer Sang
Den kräftigsten, den besten Klang?
Wenn er von deutscher Eintracht singt,
Wenn er von deutscher Freiheit klingt,
Von Deutscher Feinde Untergang,
Das ist sein stärkster, bester Klang,
Nur der allein,
Kein and'rer kann's auf Erden sein!

An die Gleichmüthigen.

Was hält für Gleichmuth Euch befangen
Für alles Schöne in der Kunst,
Seht Ihr es nicht in Farben prangen,
So gilt Euch Alles bloßer Dunst.

Wie seid Ihr doch so kalt geworden,
So unempfänglich an Gemüth,
Fast glaubt man sich im eis'gen Norden,
Wo karg der Dichtung Blume blüht.

Und wißt Ihr Sänger doch zu nennen,
Die inn'rn Werthes sich bewußt,
Wollt Ihr allein denn nicht erkennen,
Was jedes Landes Stolz und Lust?

Ein jedes freut sich seiner Lieder,
In Euch nur wird kein Echo wach,
O rafft Euch aus dem Gleichmuth wieder,
Denn solch' ein Gleichmuth wird zur Schmach.

Verschließet Euer Herz nicht länger
Der Dichtung ewig heil'rem Reich,
Denn ehrt Ihr Eu'res Landes Sänger,
So ehrt Ihr Euch nur selbst zugleich.

Der Lorbeerbaum.

Nicht mag bei deutschen Eichen
Der Lorbeerbaum gedeih'n,
Dem Süden nur, dem reichen,
Will Blatt und Duft er weih'n.

Wozu auch, daß er wüchse
Bei uns, vom Nord durchstreift,
Wo nur mit seiner Büchse
Ein deutscher Nimrod schweift.

Mag er bei Palmenkronen
Ergrünen, wie's sein Hang,
Wo froh're Menschen wohnen
Mit heller Stimme Klang.

Von duftenden Gewinden
Sei rings er dort umhaucht,
Es weiß ihn schon zu finden
Der Deutsche, der ihn braucht.

Verkappte Bilde.

Manche glauben alles Ernstes
Dichter seien überflüssig,
Gingen immerdar nur müssig,
Müh' und Arbeit sei ihr Fernstes.

Weil profan nur ihr Verkehren,
Können sie vom Werkelleben
Nimmer sich mit uns erheben
Zu dem luft'gen Reich der Sphären.

Nimmer können sie's begreifen,
Wie ein Mensch nur möge dichten,
Da doch gar nichts auszurichten
Mit dem: In den Wolken schweifen.

Daß ein Ding, das so entbehrlich
Wie ein Lied, auch könn' begeistern,
Scheint jedoch den kleinen Meister
Vollends aber unerklärlich.

Was da werkelt oder hämmert,
Ist für sie bloß respektabel,
Und d'rum Lüge oder Fabel
Was nicht ihr Gehirn durchdämmert.

Doch du edle Dichtergilde
Kannst gekränkt nicht sein durch solche,
Halten wir doch auch, wie Strolche,
Sie nur für verkappte Wilde.

Die kleine Marketenderin.

Ein Liedercyclus.

1.

Mit den Soldaten
Fort durch die Welt,
Das ist ein Leben,
Wie's mir gefällt.

Wandern und Weilen
Wie es sich schickt,
Aber von Sorgen
Niemals gedrückt.

Blinkende Waffen
Immer bereit,
Wirbelnde Trommeln
Sind das Geleit!

Froh mit der Lerche
Ziehen wir aus,
Trinken und singen
Wo wir zu Haus.

Digitized by Google

Heute bei'm Becher
Fröhlich gelacht,
Morgen mit Freuden
Geht's in die Schlacht.

Bomben und Kugeln
Kommt nur heran,
Schön auf dem Felde
Stirbt nur der Mann.

2.

Die kleine Marketenderin
So schilt mich, wer mich kennt,
Die kleine Marketenderin
Das ganze Regiment.

Die kleine Marketenderin
Hat immer frohen Muth,
Der kleinen Marketenderin
Ist d'rum ein Jeder gut.

Du kleine Marketenderin!
Ruft's immer hier und dort,
Die kleine Marketenderin,
Ist stets das letzte Wort.

Die kleine Marketenderin
Weiß nichts von Zier und Prunk,
Die kleine Marketenderin
Ist flink bei Kuß und Trunk.

Die kleine Marketenderin
Wird nie ihr Treiben satt,
Die kleine Marketenderin
Ist brav wie ein Soldat.

3.

Blickt der Mond in's Lager nieder,
Schweigt Geklirr und Sang und Scherz,
Kommt's oft wie ein altes Märchen,
Dringt's wie Wehmuth mir durch's Herz.

Meiner Mutter holde Züge,
Die ich niemals doch gekannt,
Ferne, ferne theu're Fluren,
Die kein Mund mir noch genannt.

Eines Dörfchens stillen Frieden,
Abendwolken goldbesäumt,
Düft're Stube, alt Geräthe,
Wie ich öfters sie geträumt.

Fromme Leute, weiß von Locken,
Abendsegen, Cotherklang,
Und ein stilles Thränchen rollet
Mir herab die braune Wang'.

Horch, da schallt's: „Wer da!" — und wieder
Rauhen Ton's: „Patrouill' vorbei!"
Und der Traum zerfließt in Nebel
Und ich fühl' mich wieder frei.

4.

Mag auch spöttisch meiner lächeln,
Die mich und mein Fäßchen sieht,
Nicht das kleinste Thränchen wahrlich,
Lockt es mir in's Augenlied,
Jeder geht die Wege eben,
Die er weiß und die er kennt,
Und mein Weg ist nun derselbe,
Den marschirt mein Regiment.

Jeder meiner Kameraden
Reicht mir gern zum Gruß die Hand,
Und wenn mich mein Stand nicht ehret,
Ehre ich doch meinen Stand,
Bringe Jedem gern den Becher
Dem der Durst im Halse brennt,
Bin der flinkste aller Schenken
Für das ganze Regiment.

Lieb's zu singen, lieb's zu trinken,
Wie die Kameraden thu'n,
Will mit ihnen d'rum marschiren,
Und mit ihnen will ich ruh'n,
Ja ich glaub', ich müßte sterben,
Würd' von ihnen ich getrennt,
D'rum auch treu wie jeder Brave,
Bleib' ich meinem Regiment.

5.

Die kleine Marketenderin
Ist flink stets bei der Hand,
Sie ist nicht keck, sie ist nicht scheu,
Sie ist nicht treulos und nicht treu,
Und trägt ein kurz Gewand.

Ihr Fuß ist nett, die Schürze rein,
Doch reiner noch ihr Herz.
Sie geht nicht weiter als sie soll,
Ist sie auch gleich des Frohsinns voll,
Und liebt Gesang und Scherz.

Sie macht vor jedem Offizier
Respectvoll ihren Knix,
Doch fragt sie nichts nach Wo und Wie,
Und kümmert sie nicht sehr, daß sie
Ein Spielball des Geschicks.

Sie scheuert, schenkt und bringt und holt,
Und hält ein gutes Maß,
Nicht schmäht sie über Lärm und Rauch,
Und zürnet nicht, wenn Einer auch
Zu tief geschaut in's Glas.

So schafft sie rührig Tag und Nacht,
Und hat nicht Ruh noch Rast,
Sie denkt nicht lange was sie spricht,
Und lächelt freundlich in's Gesicht
Jedwedem wackern Gast.

6.

Schießen und Hauen
Muß der Soldat,
Darf da nicht weichen,
Kann da nicht sagen:
Kämpfen und Schlagen
Hab' ich jetzt satt.

Kugeln und Bomben
Kommen im Schwall,
Heut' trifft's den Peter,
Morgen den Steffen,
Aber sie treffen,
Treffen nicht all'.

Schießen und Schlagen
Möcht' ich fortan,
Mit den Soldaten
Lorbeern mir schaffen,
Könnt' ich die Waffen
Führen als Mann.

Aber die Schwäche
Zügelt den Trieb,
Becher und Lieder
Sind was ich habe,
D'rum mit der Gabe
Nehmet vorlieb.

7.

Was nur immer kann ertragen,
Trotziger Soldatensinn,
Das erträgt auch ohne Klagen
Traun die Marketenderin.

Achtet's wenig, wenn der Regen
Gleich am Leib ihr wäscht das Hemd,
Geht dem rauh'sten Sturm entgegen,
und der Frost ist ihr nicht fremd.

Digitized by Google

Dulden Hunger und Strapatzen
Wie ein alter Grenadier,
Und nicht Kissen und Matratzen
Braucht des Nachts sie im Quartier.

Sorgt dabei, in Hitz' und Kälte,
Noch für Alle insgesammt,
Und auf Haiden wie im Zelte
Liebt sie nach wie vor ihr Amt.

Singt aus immerfroher Kehle,
Ob es hagelt oder brennt,
Denn sie ist mit Leib und Seele
Ja ein Glied vom Regiment.

8.

Hurrahoch, hurrahoch, der Kriegerstand,
Der erste Stand der Welt,
Der nur die Ehre kennt und liebt
Und gern für sie sein Leben giebt,
Hurrahoch, hurrahoch, der Kriegerstand,
Der Kriegerstand im Feld!

Hurrahoch, hurrahoch, das Kriegerherz,
Das deutscher Muth beseelt,
Das freudig wie an Liebchens Brust,
Im Kampfgebraus, des Tod's bewußt,
Hurrahoch, hurrahoch, das Kriegerherz,
Das Kriegerherz im Feld!

Hurrahoch, hurrahoch, Soldatentod,
Den Alle wie erwählt,
Der, wenn das Aug' im Sterben bricht,
Noch Vorbeern um die Schläfe flicht,
Hurrahoch, hurrahoch, Soldatentod,
Soldatentod im Feld!

Hurrahoch, hurrahoch, du braunes Kind,
In Deinem luft'gen Zelt,
Das immer rege spät und früh,
Um kargen Lohn nur Sorg' und Müh',
Hurrahoch, hurrahoch, Du braunes Kind,
Du braunes Kind im Feld.

9.

Frei von Kummer und von Sorgen
Lebt allein nur der Soldat,
Hofft nicht lange erst auf morgen,
Wenn er heut' vollauf nur hat.

Ist mit Wen'gem bald zufrieden,
Doch mit Mehrer'm ist er's auch,
Und was immer ihm beschieden,
Nimmt er, wie's Soldatenbrauch.

Fürchtet weder Tod noch Teufel,
Stets zu Schutz und Trutz bewehrt,
Und ist gänzlich außer Zweifel,
Daß er einst in Himmel fährt.

10.

Soldatenmuth, Soldatenmuth,
Du freudigkühnes Lebensgut,
Du Männerstolz, du Männerzier,
Wir alle sind deselt von dir.

Du bist mit uns im Graus der Schlacht
Auf einsam stiller Lagerwacht,
Du ziehst mit uns auf jedem Pfad
In's Feld und auf die Wachtparad.

Soldatenmuth, Soldatenmuth,
Wie strömst du warm durch unser Blut,
Wie leuchtest du aus jedem Blick,
Verachtend jeglich Mißgeschick.

Du würzest uns so Wein als Sang,
Du klingst im hellen Gläserklang,
Durchglühest unser Herz geschwind,
So bald uns nah ein hübsches Kind.

Soldatenmuth, Soldatenmuth,
Du stolzes Schiff auf wilder Fluth,
Wir sind mit dir, in Fluß und Noth,
Sei du mit uns auch bis zum Tod!

11.

Lustig ist Soldatenleben,
Und der Freuden hat's genug,
Aber seine Früchte muß sich
Brechen der Soldat im Flug.

Mag der Bauer, heut' wie morgen,
Schreiten hinter seinem Pflug,
Wie der Sturm an ihm vorüber
Brauset der Soldat im Flug.

Marketenderin, du kleine,
Die mein Herz in Fesseln schlug,
Einen raschen Kuß, nur einen,
Und dann geht's davon im Flug.

Fülle schnell nur, munt're Kleine,
Nochmals uns mit Wein den Krug,
Morgen heißt's an Waldesquelle
Stillen sich den Durst im Flug.

Scherzend heut' mit dir und lachend,
Weil so herzig du und klug,
Morgen nimmt mich eine Kugel
In das Jenseits mit im Flug.

Was Soldaten je hantiren,
Leidet nun und nie Verzug,
Alles was wir thu'n und treiben.
Thu'n und treiben wir im Flug.

12.

Feldnachtigall, du kleine,
Nun sing' uns noch ein Lied,
Schnell flieht die Zeit der Lieder,
Wer weiß ob je uns wieder
So wohl wie heut' geschieht.

Feldnachtigall, du kleine,
Nun leer' mit uns das Glas,
Ein Glas geht leicht in Scherben,
Und wack're Streiter sterben
Gar schnell mit Blut das Gras.

Feldnachtigall, du kleine,
Nun spitz' den Mund zum Kuß,
Ein Kuß dem Kameraden
Kann dir und ihm nicht schaden,
Und ist noch lang' kein Schuß.

Feldnachtigall, du kleine,
Bald heißt's: In Reih' und Glied!
D'rum laß' der Zeit uns freuen,
Und fallen wir, die Treuen,
So sing' uns noch ein Lied.

13.

Meine Flasche, meine Lieder,
Sind mein ganzes Eigenthum,
Und mit diesen zieh' ich fröhlich
In der weiten Welt herum.

Wollt ihr Wein? Hier ist die Flasche!
Wollt ihr Lieder? Horcht mir zu!
Ach der Gläser, ach der Herzen,
Wie so viel in einem Nu.

Aber Herzen so wie Gläser
Sind für mich ganz einerlei,
Schenke Wein und singe Lieder,
Und mein Herz bleibt immer frei.

Dachte Einer auch zu fangen
Mich mit schlauverdecktem Sinn,
Kam ihm just so schlau entgegen
Auch die Marketenderin.

Digitized by Google

Sprach mit tiefem Knix: „Zu Diensten,
Wie Ihr wünscht, steh' ich im Nu,
Wollt Ihr Wein? Hier ist die Flasche!
Wollt Ihr Lieder? Horcht mir zu!"

Und so schenke ich und singe
Heut' wie sonst, so gut's gelingt,
Unbekümmert, was der Morgen
Mir auch nimmt und was er beingt.

Mag nicht fesseln mich, noch binden,
Weiß ich's selbst gleich nicht warum,
Meine Flasche, meine Lieder,
Sind mein ganzes Eigenthum.

14.

Viel der treuen Kameraden, weiß ich zwar im Regiment,
Einer aber ist der Treuste, wenn's auch Niemand gleich erkennt,
Dieser Treu'ste aller Treuen, ist mein Mantel grau und alt,
Der mich schützt vor Sturm und Regen, der mich wärmt, wenn's rauh und kalt.

Als ein Marsch- und Schlafgenosse, hüllt er eines Mädchens Herz,
Weiß um alle seine Freuden, weiß allein um seinen Schmerz;
Könnte wol so manches plaudern, was man nicht zu wissen braucht,
Aber nichts, was mir die Röthe heißer Scham in's Antlitz haucht.

Als ich noch ein kleines Mädchen, deckte mich der Mantel schon,
Und um vieles größer worden, bin seitdem ich von Person,
Und doch blieb er stets derselbe, weich und schmiegsam, lind und warm,
Schützt mich noch vor Wind und Wetter, deckt mich noch in Lust und Harm.

Habe Dank, du alter Mantel, wenn auch fahl und abgenützt,
Der mir oft gedient als Kissen, mich als Hülle oft geschützt,
Habe Dank, du alter Mantel, der an Treue Keinem weicht,
Speich, ob ich nach die wol einen Freund noch finde, der dir gleicht?

15.

Draußen sind jetzt die Soldaten,
Ich nur blieb im Zelt allein,
Wie so traurig und verdrossen
Schaut doch jetzt der Tag herein.

Hier das Fäßchen, dort die Gläser
Und kein Mensch, der lacht und trinkt,
Keiner, der am Kinn mich nähme,
Oder mir verstohlen winkt.

Ohne Gäste, ohne Lieder,
Wie nur wird mein Herz so schwer,
Ich das Unglück, wenn auf einmal
Kein Soldat auf Erden mehr!

16.

Dem Commandowort gehorchen
Muß, wer da die Waffen führt,
Muß sich schwenken, muß sich halten
Pünktlich so, wie sich's gebührt.

D'rum gewöhnt auch ist zu folgen
Jeder wackere Soldat,
Geht's jetzt in den Kugelregen
Oder geht's zur Wachtparad.

Mit Soldaten aufgewachsen
Bin ich, ein Soldatenkind,
Weiß um all ihr Thu'n und Treiben,
Kenn' genau es, wie sie sind.

Bin wie sie in allen Regeln
Eingeübt und exercirt,
Weiß, wie man im Tact marschirt
Und campirt und tirailliirt,

Defilirt und patrouilliret,
Kurz, der Ordre stets parirt,
D'rum auch möcht' ich wol jetzt selber
Einen, der mich commandirt.

17.

Manche Schanze
Rahmt Ihr ein
Bracht so manches
Bueggestrin.

Thor und Mauer
Fiel im Sturm,
Warst in Trümmer
Manchen Thurm.

Nur ein Schlößlein
Trotzt noch jetzt,
Ward ihm heiß auch
Zugesetzt.

Ist zu nehmen
Nicht durch Macht,
Zu ersteigen
Nicht bei Nacht.

Zu bezwingen
Nicht durch Noth,
Wird durch Feuer
Nicht bedroht.

Doch ergiebt sich's
Ohne Schmerz,
Kommt an's Thor ein
Treues Herz.

18.

Ein Soldat muß es sein,
Ein Soldat nur allein,
Dem mein Herz sich ergiebt,
Bis zum Sterben verliebt.

Ein Soldat ist der Mann,
Wie ich beauchen ihn kann,
Der nicht tändelt und flieht,
Der zu handeln versteht.

Der Soldat ist ein Held,
Wo's auch sei, in der Welt,
Ist in Allem stets flink
Und gehorcht auf den Wink.

Ein Soldat nur allein,
Ein Soldat muß es sein,
Aber hübsch vom Gesicht,
Denn sonst nehm' ich ihn nicht.

19.

Tritt' ein Bursch' voll Kraft und Feuer
In das Zelt zu mir herein,
Denk' ich oft, das könnt' ein Freier
Für ein muth'ges Mädchen sein.

Aber stürzt das Glas er über,
Oder schlägt bei'm Spiel er d'rein,
Läuft's mir über'm Leib wie Fieber,
Denk' ich dann: Ich wäre sein.

So verachtend stets das Schlechte,
Zweifelnd, ob mein Harren frommt,
Glaub' ich dennoch, daß der Rechte,
Einmal auch für mich noch kommt.

20.

Luft'ge Gäst' in meinem Zelte
Hab' ich morgen so wie heut',
Musketieer und Husaren,
Füselier und Jägersleut'.

Aber keine sind mir lieber,
Wie man sie auch immer nennt,
Als die braven Kameraden,
Die in meinem Regiment.

Digitized by Google

Von dem Besten reiche immer
Ihnen ich das Beste dar,
Theilten ja so Freud' als Leiden
Und was sonst zu theilen war.

Geht es wieder dann in's Kreßen,
Wie es kommt, so schlägt es ein,
Auf der Wahlstatt bleibt der Eine
Und der And're lacht drin Wein.

Doch wie auch das Schicksal walte,
Ob es bindet oder trennt,
Jeder Brave findet wieder
Drüben einst sein Regiment.

21.

Die Trommel ruft, nun heißt's marschiren,
Nach Nord', nach Süd', wer sagt wohin!
Doch freudig wandert mit den Ihren
Die kleine Marketenderin.

Nichts nehm' ich mit als meine Lieder,
Mein Fläschchen und den heitern Sinn,
Komm' ich zurück, bringt alles wieder
Die kleine Marketenderin.

Bald sind wir fern von diesen Fluren,
Und Klang und Sang mit uns dahin,
Und wie verweht sind dann die Spuren
Der kleinen Marketenderin.

So lebt nun Alle wohl indessen,
An euch gedenk' ich, wo ich bin,
D'rum mögt auch ihr nicht ganz vergessen
Die kleine Marketenderin.

Friedrich Voigts

ward am 31. October 1792 zu Hannover geboren, erhielt eine wissenschaftliche Vorbildung auf dem dortigen Lyceum, konnte aber nicht, durch die Verhältnisse gehindert, seinen Wunsch zu studiren erfüllt sehn und mußte daher nach schweren Kämpfen und Entsagungen eine andere Laufbahn einschlagen. — Es gelang ihm eine Anstellung bei dem Steuercollegium zu erhalten und sich durch gewissenhaften Fleiß und Pflichteifer bis zum Amte eines Obersteuerrevisors, das er in seiner Vaterstadt bekleidete, empor zu arbeiten.

Er gab heraus:

Glossen der Deutschen. Leipzig 1821.
Höltz, ein Roman. Hannover 1844.
Gedichte. Novellen. Aufsätze vermischten Inhalts u. s. w. in Zeitschriften.

Ein sinniger Geist, der unter glücklicheren Verhältnissen sich gewiß sehr bedeutend entwickelt haben würde, dem aber die Störungen des Lebens eine humoristische Richtung gaben, welche sich nicht selten in Bitterkeit umwandelt. Reiche Empfindung, Feinheit der Behandlung und Gedankenfülle sind ihm eigen und verleihen seinen Leistungen tieferen Werth: namentlich findet sich in seinem Roman „Höltz", in welchem seine Dichterseele Freuden und Kämpfe einer früheren Zeit, gleichsam wieder nachlebte, viel Treffliches, das eine weit größere Anerkennung verdiente, als es bei der Menge gefunden hat.

Wahl.

Und es ist nicht genug mir,
Daß ich ein Mensch nur bin,
So wähl' ich sonder Trug mir
Des Schreiberohrs Gewinn.

Auf meinem Rohr da blas' ich
Mir Lieder durch den Wald,
Und sind sie gut, da schreib' ich
Sie nieder alsobald.

Und will nicht rein sich reimen
Mit dem Gemüth das Rohr,
Wohl unter den grünen Bäumen
Ein Brunnen rauscht hervor.

Dran steht der heilige Lucas
Auf moosigem Postament,
Der schreibt das Evangelium
Schön auf ein Pergament.

Da kommen denn die Thiere,
Hirsch, Vöglein, alle herbei
Tief aus dem Waldreviere
Mit freudigem Geschrei.

Sie trinken aus der Quelle
Gleich mit dem Sonnenschein,
Das Glöcklein der Kapelle
Klingt Besperlied darein.

Da lausch' ich denn mit Schweigen
Versteckt zum Wasser hin:
Der Reigen in den Zweigen
Tönt Lieder durch den Sinn.

Und was zum Sinn der Hain schallt
Mit freudig frischem Leben,
Das schreib' ich hin voll Einfalt,
Wie's eben sich begeben.

Und solche Lieder trag' ich
Hin, wo's mir just gefällt,
Allda mit Singen schlag' ich
Mir auf mein Lustgezelt.

Da kommen schöne Frauen
Und sagen mir ins Rohr
Mit schüchternem Vertrauen
Ein Liebesbriefstein vor.

Das schreib' ich zierlich nieder,
Mit Reimen fein geschmückt:
Für Andre sind die Lieder,
Mich hat ein Kuß beglückt.

Doch zahlten sie Ducaten
Für jeden Federzug,
Den Krämern und Advokaten
Blieb' ich wohl weit genug.

Eile.

Es flog ein Zeisig durch den Wald,
Gar munter sein Gesang erschallt:
Juchhe!
Wie springt im Sonnenschein so hell
Durch Blumen hin der Felsenquell,
Juchhe!
Nun sind die Bäume wieder grün,
Nun muß die Liebe wieder blühn,
Juchhe!

Digitized by Google

O Liebchen, warum bist du weit?
Ich hab' ein heimlich Nest bereit,
Juchhe!
Komm schnell zu mir! ich warte hier —
Sonst eine Andre wählt' ich mir,
Juchhe!
Der Lenz entflieht, die Liebe weicht;
O glücklich, wer sie noch erreicht,
Juchhe!

Der neue Aktäon.

Im Walde ging ein kluger Mann,
Der sah sich so die Bäume an.
Die knorrigen, die schlanken,
Er schätzt sie in Gedanken:
„Wie bald vergeht die Sommergluth,
Da thut ein warmer Ofen gut!"
Kuckuck!

Da rauschet, wie er geht und sinnt,
Rings durch das Grün der Waldeswind;
Die Zweige schwanken nieder,
Erheben rasch sich wieder;
Die Tannen rascheln ernst und schwer,
Gebüsche zischeln hin und her.
Kuckuck!

Es lacht der goldne Sonnenschein
Tief ins lebend'ge Grün hinein;
Hervor in Silberringen
Des Baches Wellen klingen,
Und Blumenglanz so mannichfalt
Durchäugelt ringe den weiten Wald
Kuckuck!

„Was ist das für ein dumm Geschrei?
Mein Aug' ist scharf wie ihrer drei,
Doch kann ich nicht ergucken,
Nicht voran, nicht im Rucken,
Auch nicht nach beiden Seiten hin,
Ein rechtlich Holz nach meinem Sinn."
Kuckuck!

— Ei schaut mir da den klugen Wicht!
Er sieht den Wald vor Bäumen nicht!
So schreie es von den Aesten,
Aus Zweigen und in Nesten.
Und aus den Büschen, kraus und wild,
Kommt schlau hervor ein Frauenbild.
Kuckuck!

Sie blickt dem Wellenspiel im Bach,
Gesenkt auf ihren Bogen, nach:
Erhebt sich nun in Eile,
Wirft Bogen hin und Pfeile,
Und streift mit keuscher Lilienhand
Von Hüft und Schulter das Gewand.
Kuckuck!

Da geht ein Leuchten alsobald
Wie Morgenschimmer durch den Wald.
Sie taucht die Marmorglieder
Scheu in die Wellen nieder —
Kein Blättchen bebt, — nur fernher ruft
Es leiser, wie aus tiefer Kluft:
Kuckuck!

„In Henkers Namen — Was ist das?
Im Wasser da hantiert so was —
Ei, soll mich Gott bewahren!
Ein Weib mit braunen Haaren,
Nackt wie sie kam ans Weltenlicht,
Im Wasser sitzt und schämt sich nicht!"
Kuckuck!

„Zum Kuckuck! Leider seh ich klar
Das nackte Weib nun in Gefahr
Für meine Ruh' und Ehre —
Daß sie beim Kuckuck wäre!
Ich fasse mich, ich bin ein Mann,
Ich zeige das dem Förster an!"
Kuckuck!

Und „Kuckuck!" dort, und „Kuckuck" hier
Mit Lachen schallt im Waldrevier
Aus Bäumen, Busch und Hecken.
Mit zürnendem Erschrecken
Taucht scheu das schöne Weib hervor —
Woher der gellend laute Chor
Kuckuck!

Wie sie den klugen Mann ersehn,
Muß sie errötbend, lächelnd stehn:
Sie scheint sich zu besinnen,
Was mit dem Tropf beginnen?
Und aus dem Bache zieht sie kraus
Und weich ein seltsam Ding' heraus.
Kuckuck!

Sie eilt damit dem Manne zu,
Und eine Schlafmütz' hat im Nu
Er über beiden Ohren.
Er schreit: „Ich bin verloren!"
Doch gleich behaglich fühlt er sich,
Singt durch den Wald sich schlummerlich:
„Kuckuck!"

Und sieh — da steht ein trockner Baum,
Wie selbst der kühnste Oestraum
Niemals gezeigt dem Sänger.
„Was such' ich denn noch länger?"
Ruft er entzückt und springt beiseit:
„Der heißt mir eine Ewigkeit!
Kuckuck!"

Karl Werder

ward am 13. December 1806 in Berlin geboren, besuchte eine hohe Schule und die Universität seiner Vaterstadt und habilitirte sich daselbst 1834 als Privatdocent. Er lebt gegenwärtig noch dort als außerordentlicher Professor der Philosophie, ein sehr geachteter und beliebter akademischer Lehrer.

Von ihm erschien im Druck:

Logik. Als Commentar und Ergänzung zu Hegels Wissenschaft der Logik. I. Berlin 1841.

Aufgeführt wurde auf dem Königl. Theater:

Columbus. Ein Trauerspiel.

Eine Sammlung lyrischer Gedichte wird von ihm für die Herausgabe vorbereitet.

Unter den Schülern Hegel's zeichnet sich W. dadurch vortheilhaft aus, daß er mit eben solcher Gründlichkeit wie geistiger Freiheit das System so wie die Ideen seines großen Meisters in selbstständigem Fortschritt auf das wirkliche Leben und dessen höhere Erscheinungen anzuwenden versteht. Davon zeugte auch sein Columbus und noch mehr werden es seine lyrischen Gedichte bestätigen, sobald diese, die der Verfasser nur zu lange im Pult zurückhält, dem Druck übergeben sein werden. — Der Her-

Digitized by Google

ausgeber, dem viele davon im Manuscript mitgetheilt wurden und dem der Dichter freundlich gestattete, die hier angefügte meisterhafte Poesie diesen Blättern einverleiben zu dürfen, kann nicht lebhaft genug aussprechen, wie sehr er sich erfreut und angeregt fühlte, durch die großartige Auffassung der Natur, die edle Lebensanschauung, die Fülle erhabener Gedanken und Bilder und die treffliche Behandlung der Form und Sprache, welche darin vorwalteten. Ein schlagenderes Zeugniß dafür als alle seine Worte legt folgende Ode ab.

Das Meer.

Eine Ode.

O komm an's Meer! komm an den öden Strand,
Und schau und horch hinaus — Du bist gebannt!
Hier wand'le, flehe, liege Tag für Tag,
Die Weit' im Aug', im Ohr der Welle Schlag,
Den Einen Blick, den immer gleichen Klang,
Den rastlos steten Hin- und Widergang —
Du kannst nicht fort, Du wirst's nicht satt das Meer
Das wüste unfruchtbare — nimmermehr!

Sieh, wie es ewig kommt, die starke Hand
Wie ein Erob'rer ausgestreckt auf's Land
Als rief es: du bist mein! im dast'gen Lauf
Weg' über Wogen; eine jagt hinauf
Der and'ren Rücken, und siegjauchzend oben
Entstürzt ihr Silber ihr weitein zerstoben,
Und immer and're wieder schwell'n hervor,
Alüberall die nächste Kimmt empor —
Die gränzenhassende, wie hat sie jetzt
Den überraschten Fuß auch Dir benetzt —
Sie lockt, sie droht — so oft sie auch sich thürmt,
Herrollend, wo's zurückeilt, überstürmt,
Der fliehenden sich erst entgegen bäumt,
Und dann hinwegsetzt über sie und schäumt
Und brauset, brandet, donnert und zerspritzt,
Du siehst und hörst und siehst — und wirst's nicht müd!
Hier spricht mit ihres Orgeltons Gebraus
Natur ein göttliches Geheimniß aus,
Dem Ohr, das ihrem Psalter zugestimmt
In Andacht rein ihr Hohes-Lied vernimmt —
Dem Auge, das von ihrem Strahl durchzückt
In ihrer Wogen Tempeltiefe blickt —
Vor Dir in erster Schöpfung keuscher Hut
Liegt der verschwieg'ne Reiz der lauten Fluth.

Hier ist kein Wurzeln, Wachsen und Gedeih'n;
Hier ist der Gott mit seinem Spiel allein.
Ihm, seiner Lust, dem Wandel stehst Du zu,
Das macht Dich stumm, das giebt Dir seine Ruh.

Hier, wo nichts bauert und wo Alles ist,
Hier willst Du nicht mehr haben, denn Du bist;
Dein ältest' Recht, Dir wird's in dieser Rast,
Das Recht, das Du an Deine Wiege hast;
Sie schaukelt Dich hinüber in den Traum,
Er deckt Dich zu mit seines Fittichs Flaum,
Er wäscht Dich mit der sühne Balsam rein,
In's Unerschaff'ne bettet er Dich ein,
Ach hier vergissest Du! — Zu höherem Lauf
Schlägst Du die sonnetrunk'nen Augen auf
Ein Neugeborner! In der Freiheit Mehr
Aus Deiner eignen Tiefe kommst Du her,
Und in Dir wogt und wallt der Stille Kraft,
Des Werdens ursprunglose Leidenschaft.
D'rum wankt der Boden hier der Tyrannei;
Das Meer, das freiheitgebende, ist frei!
Trägt keines Königs Joch! Dem Schöpfer rauscht's,
Nur Ihm, in seiner Furcht erschauderndb, lauscht's;
Und wenn vom Chaos her sein Grimm erwacht,
Das Herrscherschiff in seinem Arm zerkracht,
Aus wildempörter Tiefe hört es Ihn!
Dem Götterfreunde schickt es den Delphin,
Den schaumgebornen, der vom Blei bewogt
An weich Gestad er will, ihn freundlich trägt;
Den Genius, der die neue Welt besigt,
Aus dessen Unschuld Gottes Zukunft blizt,
Den über'n Sünderzweifel in die That
Schwingt es dahin auf Flügeln des Passat,
Und führt ihn sich mit Naturverstand,
Und bleibt ihm dienstbar, bis er's hat, sein Land!

Des Herr'n Heerstraße ist's! die allgemein
Soll, wie das Licht, und niemand eigen sein,
Hier an sein schranken-undurchschnitt'nes Reich
Ist seiner Menschheit Kindesanspruch gleich;
Hier strömt er ihr die breiten Pfade hin
Zum Schauen, zum Genusse, zum Gewinn;
Hier soll sie, wandelnd auf dem off'nen Grab,
Die Schätze suchen geh'n, die er ihr gab,
Zu feiern in heimdringender Vernunft
All' seiner Wunder sel'ge Wiederkunft!

Noch, wie im Anfang, über'm Wasser schwebt
Der Geist! Ich bin es, ich nur, der da lebt —
So ruft er Dir aus spiegelener Ruh,
So von dem Gipfel des Orkanes zu.
Das ist die Aetherfrische in der Luft,
Die markerzeugende; der Perlenduft,
Der aus dem unverblüh'nden Kelche taucht,
Der Allmacht-Odem, den es um sich haucht.
D'rum spiegelt sich im ersten Element,
Im Mutterzug', verklärt das Firmament;
D'rum badet nächtlich ohne Unterlaß
Die Saat der Sterne in dem heil'gen Naß,
Und Sonn' und Mond sich grüßend hier und dort
Geh'n auf und unter in ihm fort und fort.

Carl August Wildenhahn

ward am 16. Februar 1805 in Zwickau geboren, der Sohn eines Schuhmachers. Er bereitete sich auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt zum Studium der Theologie vor, bezog dann 1824 die Universität zu Leipzig und wirkte von 1827—1837, nach vollendeten Studien als Privatlehrer theils in dem Schönburgischen Städtchen Lichtenstein, theils in Dresden. Darauf ward er Pfarrer der Parochie Schönfeld bei Leipzig und von hier Ostern 1841 als Pastor secundarius zu St. Petri nach Bautzen in der Oberlausitz berufen.

Seine Schriften sind:

a) Religiöse Erzählungen und Romane.

Leben und Sterben. Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Geistlichen. Leipz. 1839—43. 2 Bdchen.

Boltbrechts Wallfahrt. Eine Geschichte unserer Tage. Leipz. 1840.

Philipp Jacob Spenner. — 2 Thle. Leipz. 1842.

Paul Gerhardt. Kirchengeschichtliches Lebensbild. Leipzig 1843. 2 Bde.

Der Friedensbote. Zeitschrift für Belebung und Förderung des christl. Lebens. Jahrg. 1843 fgde.

Nicodemus. Auszug aus den Amts- und Tischreden des Pfarrers Johannes Werner zu Friedenau. Bd 1. und 3. Erzählungen unter der Linde. Bd. 2.

Sächsische Wanderlust. Zwickau; Eigenthum des Vereins für Volksschriften 1844 fgde.

b) Ascetische Schriften.

Der Himmelweg. Gebenkbuch für junge Christen u. s. w. Annaberg 1841.

Wort aus der Schrift. Predigten. Bautzen 1842 fgde. 2 Bdchen.

Digitized by Google

Ernste männliche Begeisterung für die heilige Sache des Glaubens, Wärme, Klarheit und eine treffliche, dem Gegenstande wie dem Publicum, für das sie bestimmt sind, gleich angemessene Darstellung haben den volksthümlichen wie den ascetischen Schriften dieses echten Seelsorgers einen großen Kreis von Freunden und Verehrern im ganzen Vaterlande mit Recht erworben.

Der Traum.

Haus und Guter erben die Eltern; aber ein vernünftiges Weib kommt vom Herrn. Sprüchw. Sal. 19, 14.

14. Mai 18..

Ich freue mich jedesmal aus Grund der Seele, wenn ich finde, daß die heilige Schrift in einer Stelle offenbar Unrecht hat, nämlich in dem, was Moses sagt: Unser Leben währet siebzig Jahr, und wenns hoch kommt, so sind's achtzig Jahr, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen. Ich freue mich nämlich deshalb, daß noch Menschen von achtzig und mehr Jahren gefunden werden, welche die Stelle also umwandeln: „Und wenn mein Leben auch nicht immer köstlich gewesen ist, so ists doch immer gesegnet gewesen vor dem Herrn.“ —

Dies sage ich in Bezug auf die alte Frau Winter, welche gestern bei der Taufe ihrer Urenkelin zugegen war. Diese Matrone hat vor einem Monat ihr zwei und neunzigstes Lebensjahr angetreten, und ist dabei noch so rüstig und völlig ungebeugten Körpers, daß sie den Weg aus der Stadt hieher zum großen Theil zu Fuße gemacht hat. Eine ungebeugte Frömmigkeit ist der Grundton ihrer Seele, aber durchzogen von einer fast jugendlichen Lebendigkeit, einer herzinnigen Fröhlichkeit, die, weil sie so natürlich ist, mich wahrhaft rührt. Wem die Gnade des Herrn ein solches Alter bescheert, dem wird dasselbe allerdings nur durch Frömmigkeit zu einer Quelle göttlicher Freude und Friedens. Seit fünfzehn Jahren ist sie Wittwe, nachdem sie gerade fünfzig Jahr mit ihrem Manne im Ehestande gelebt hat. Sie konnte des Lobes über diesen treuen, fünfzigjährigen Gefährten ihres Lebens kein Ende finden, und als ich sie darum anging, uns zu erzählen, wie sie mit ihrem seligen Manne bekannt geworden, lächelte sie, seliger Erinnerung voll, und erzählte also:

„Mein guter, lieber Mann, Gott habe ihn selig! war mir sichtbar vom lieben Gott geschickt. Ich habe nun fünf und sechzig Jahre lang daheer nachgedacht, und, wie ich mirs auch auslegen will, ich muß immer wieder bekennen: „Unsere Ehe war im Himmel geschlossen.“ Dies gilt mir wiederum als sicherer Hoffnungsgrund, daß wir uns auch im Himmel wiederfinden werden. Was ich nun erzählen will, darüber werden vielleicht Einige den Kopf schütteln: denn es kommt Etwas von weissagenden Träumen und Ahnungen darinnen vor, und so viel ich gemerkt habe, giebt die jetzige Zeit nicht viel darauf. Sie nennen es Aberglaube? ich weiß nicht, warum: denn wenn das Alles, was man sich nicht deutlich erklären kann, Aberglaube ist, so ist am Ende der Glaube an den lieben Gott auch Aberglaube. Habe ich nicht recht, Herr Pfarrer?“

„Gewiß, liebe Mutter,“ entgegnete ich ihr. „Niemand hat Gott je gesehen, und kann sich somit auch keine deutliche Vorstellung von ihm machen; und obgleich wir durch Christum einen Zugang zum Vater haben, und von ihm wissen, was der liebe Gott für uns thut, und warum er es thut, so wissen wir doch nicht, wie er Alles thut, und überhaupt, wer er eigentlich ist. Und wenn es euch, liebe Mutter, erwünscht ist, voraus zu wissen, daß ichs durchaus nicht unbedingt für abergläubisch halte, auf Träume und Ahnungen zu achten, so kann ich euch versichern, daß mich in meinem Leben ein Traum oft hat Gottes Wege schneller erkennen lassen, als das Wachen. Gedanken mit wachenden oder geschlossenen Augen kommen ja beide aus dem Geiste, aus der Seelenthätigkeit. Doch vielleicht reden wir später noch darüber; für jetzt sind wir auf ihre Geschichte mehr gespannt.“ —

„Mein seliger Mann, fuhr nun die Matrone fort, arbeitete damals, vor — ja wie lange ist das nun her, — wir sind siebzig Jahren in der Stadt Breslau, und dachte natürlicher Weise nicht an mich, und ich nicht an ihn; denn von hier bis Breslau ist's ein weiter Weg. Dazu kam, daß mein Mann aus Franken gebürtig war, nämlich aus Neustadt, das bei Nürnberg liegen soll, und sichs eigentlich vorgenommen hatte, in seiner Heimath Meister zu werden und ein Mädchen aus seiner Vaterstadt zu heirathen. Aber der Mensch denkt, und Gott lenkt. — In einer Nacht träumt ihm, er wandert so ganz allein eine fremde Straße und wird gar sehr müde und sehnt sich nach einer Herberge. Da wird die Straße nach und nach belebter, wie es so in der Nähe großer Städte ist. Endlich sieht er über die Bäume die Spitze eines Thurmes und fühlt nun neue Kraft; denn die Stadt lag gerade vor ihm. Er fragt bald Diesen bald Jenen, der ihm begegnet, wie die Stadt heiße. Aber der Eine sieht ihn an und schuttelt den Kopf, als ob er seine Sprache nicht verstände; der Andere spricht, daß er's selber nicht wisse; und ein Dritter antwortet ihm, daß er seine Zeit dazu habe; und ein Vierter sagt, das wäre sonderbar, daß er das nicht wisse, was jedem Kinde auf der Straße bekannt sei, und er sei doch so ein großer Mann. Kurz er kann es nicht erfahren, wie die Stadt heißt, und geht etwas ärgerlich fort, bis plötzlich der Thurm ganz nahe vor ihm steht. Aber das war ein Thurm, wie er ihn in seinem Leben noch nicht gesehen hatte, nicht eckig und nicht rund, unten schmal und oben breit, und allerhand Zierrathen daran, und die Glocke darauf schlug eben drei Mal in einem tiefen, finstern Tone, als ob sie etwas recht Aergerliches zu sagen hätte. Mein guter Georg — denn also hieß mein seliger Mann — läßt sich aber nicht abschrecken, und geht stracks auf den Thurm zu; denn er hatte unten einen breiten Durchgang, durch welchen er zur Stadt hineingehen wollte. Aber das ging nicht so schnell. Der Thurm fängt plötzlich an, vor ihm sich zu beugen; aber nicht so, wie einst vor Joseph die Garben auf dem Felde, sondern in drohender Stellung, als wolle er auf ihn niederfallen und ihn erschlagen, wenn er es wagen sollte, unter ihm durchzugehen. Georg geht einige Schritte zurück; da richtet sich der Thurm wieder gerade; aber so wie er wieder vorwärts geht, bückt sich der alberne Thurm wieder nach ihm. „Du lieber Gott,“ spricht mein Mann und stößt einen tiefen Seufzer aus, „was soll das werden!“ „Ich muß doch hinein in die Stadt.“ — Und da faßt er sich ein Herz, setzt zu einem schnellen Lauf an und rennt nach dem Eingange zu. Der Thurm aber, schneller als er, bückt sich nieder und streckt plötzlich gewaltige steinerne Arme nach ihm aus, das mein Mann einen lauten Schrei ausstößt und darüber erwacht. „Dummes Zeug,“ spricht mein Mann, indem er sich die Augen reibt, dann seinen Morgensegen betet und dann flugs und fröhlich an seine Arbeit geht. Aber den Traum konnte er doch nicht vergessen, und sobald er die Augen zumachte, stand der alberne Thurm vor ihm und winkte ihm so recht höhnisch zu. Indeß nach einigen Wochen vergaß er's doch, und blieb noch ein volles Jahr in seiner Werkstatt zu Breslau.

Da war er mahr daran, für immer dort zu bleiben. Denn seines Meisters Tochter hatte es ihm angethan, und da der Meister selbst ihm eines Tages gesagt hatte: „Neustädter, ich sehe, ihr geht immer zur Kirche, wenn meine Magdalene singet; nun, ihr seid ein fleißiger und braver Gesell, ich hätte nichts dagegen, wenn ihr einmal zusammen zur Kirche ginget, um euch vor dem Altare die Hände zu reichen. Sehet zu, wie weit ihr's treibt.“ — Weil ihm dies der Meister selbst gesagt hatte, gedachte er wol und hoffte sehr, er werde solchen Kirchgang halten können. Aber es sollte nicht also sein. Magdalene war eine gar stolze Jungfer, und obgleich ihr eigener Vater ein Handwerksmann war, wollte sie doch höher hinaus, und als sie merkte, daß mein Mann ein besonders Anliegen an sie hatte, sagte sie ihm eines Tages ganz unverhohlen: „Neustädter, wenn ihr denken solltet, ich hätte euch lieb, so will ich euch nur gleich aus diesem Irrthume reißen; ihr könnt in Gottes Namen euer Kränzel schnüren, ich halte euch nicht auf.“ — Das sagte sie aber nur, weil es also im Rathe Gottes beschlossen war, und ich bin ihr um dieser Worte willen niemals böse gewesen, obgleich mein guter Georg ein Ehrenmann war und solche Schmach nicht verdient hatte, weshalb er sich auch sehr darum grämte. Noch am selbigen Tage schnürte er wirklich sein Ränzel, und Magdalene hielt ihn nicht auf, sondern sie schlug sich in ihrem Kämmerlein ein, und nahm nicht einmal Abschied von ihm. Mein Mann aber dachte endlich: „Was nicht sein soll, schickt sich nicht,“ und ging zum Thore hinaus. — Und das ist auch immer mein eigner Grundsatz gewesen. Habe ich recht, Herr Pfarrer?“

Ich entgegnete: „Dies Sprüchwort ist, wie fast alle Sprüchwörter, wahr und salsch, kann zum Guten, wie zum Bösen dienen, und ist nur einem wahrhaft christlichen Gemüthe völlig gefahrlos. Die Trägheit, die Bequemlichkeit, der Leichtsinn, denen es Allen kein rechter Ernst ist um das Himmelreich, — diese trösten sich gern damit, und entschuldigen ihren Unverstand, ihre selbe Gottesfurcht und ihre Schwäche mit dem Rathschlusse Gottes, dem sich nicht widersprechen ließe. Hier liegt das Falsche, das Betrügliche, das Gefährliche des Sprüchworts. Wer aber das Seine redlich thut, und hat sein Vorhaben mit gottesfürchtigem Herzen überlegt, und hat gefunden, daß er vor Gott und Menschen damit bestehen könne, und hat sich nicht sogleich von dem ersten Hindernisse zurückschrecken lassen, und hat sich endlich nach langen und schweren Kämpfen überzeugt, daß mit Menschenkraft und Weisheit sich sein Werk nicht aufführen lasse, ohne eine Sünde zu begehen, und demüthigt sich dann vor dem Herrn und spricht: „Was nicht sein soll, schickt sich

Digitized by Google

nicht;" der kann und darf christlichen Trost in diesem Worte finden. Denn dies Sprüchwort heißt dann in die Sprache der Bibel übersetzt nur soviel: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege, spricht der Herr." — Oder: mit den Worten des Erlösers: „Vater nicht wie ich will, sondern wie Du willst!"

„Nun, so hat es sicher mein seliger Mann gemeint," sagte die fromme Matrone; „denn er ist Zeit seines Lebens so gewesen, und er hat oft, wenn irgend ein Vorhaben auch gar nicht vorwärts gehen wollte, zu mir gesagt: „Mutter, wir können nichts wider den Herrn thun! Es soll nicht sein" — und das hat uns Beide jedesmal getröstet. Was aber meinen seligen Mann betrifft, so hat sich's weiter also mit ihm zugetragen: Er ging, sagte ich, zum Thore hinaus, wußte aber nicht recht, wohin. So wanderte er viele Tage lang, der Kreuz und Quere, bald bald bald dorthin. Wo es ihm gerade gefiel, fand er keine Arbeit, und wo er Arbeit fand, wollte es ihm gar nicht behagen. Da kommt er denn endlich auch in unsere Gegend, und sieht eines Tages hinter den Bäumen einen Thurm vorragen, und sogleich denkt er, was er wohl seit mehr denn einem Jahre nicht gethan, an seinen Traum und spricht: Das sieht ja Alles bald so aus, wie ich's im Schlafe gesehen habe; — die Straße, die sich dahinzieht, die Bäume — der Thurm — und je weiter er geht, desto deutlicher wird es ihm, daß er dies Alles schon einmal gesehen habe. Freilich mit dem Namen der Stadt traf es nicht ein; denn er wußte recht wohl, wie die Stadt hieß, die vor ihm lag, und hatte deshalb auch nicht nöthig, zu fragen. Jetzt kommt er, um eine Ecke herum, dem Thurm so nahe, daß er ganz frei und deutlich vor ihm steht, nicht eckig und nicht rund, sondern Beides zusammen, unten schmal und oben breit, und allerhand altertümliches Zierwerk daran, und oben in der Durchsicht eine große Schlaggloche, vor Allem aber unten der große und breite Durchgang. Wie mein seliger Mann das Alles so sieht, fährt es ihm durchs Herz, und in demselben Augenblick war es ihm auch, als ob der Thurm sich gegen ihn neige; aber es kam nur daher, daß er eine Thräne in seinem Auge verdrückte, und weil sein Herz sich neigte in Andetung vor dem wunderbaren Gott, glaubten seine Augen, der Thurm hätte sich gerührt. Denn als er durchhin ging, sprechen keine steinerne Arme noch ihm herunter, obgleich er etwas ängstlich und eilend durchschritt.

Auf der Herberge fand er sogleich Arbeit, als wenn man nur auf ihn gewartet hätte. Er nahm sie an, weil er fest in seinem Sinne war, daß es Alles so mit ihm kommen müssen. Mochte es aber nun sein, daß es sich zu viel Glück und Freude, des erfüllten Traumes wegen, in seiner neuen Werkstatt versproren hatte, oder ging ihm, was er sonst noch hoffen mochte, allzulangsam in Erfüllung, genug, die Herrlichkeit dauerte nicht lang. Er verlor Lust und Liebe zur Arbeit; wo er auch in den Straßen umherging, wollte es ihm durchaus nicht gefallen, und als nach acht Tagen sich eben nichts Außerordentliches mit ihm ereignete, schalt er auf den albernen Traum, wie er sich ausdrückte, und kündigte trotzig seinem Meister die Arbeit auf. Das lassen sich nun die Meister eben nicht gern gefallen, wenn die Gesellen in ihrer Hoffarth nichts gut genug finden und dem Meister den Stuhl vor die Thüre setzen; aber es sollte einmal sich Alles anders schicken, als sonst gewöhnlich.

Nehmts nicht übel, Gnädigste," fiel hier eine junge Frau ein, die mit Pathenstelle vertreten hatte, „hattet ihr denn damals den Großvater schon gesehen! Oder hatte er euch nicht irgendwo getroffen?"

„Nichts von Alsen, liebes Kind," war die Antwort. „Damals wußte noch Keines von dem Andern, daß wir in der Welt waren. Und obgleich ich schon damals in einem Alter war, wo man sich eben nicht gar zu lange mehr besinnt, wenn es ein Ehrenmann wagen will, mit unser Einer durchs Leben zu gehen, so machte mir doch dies keine schlaflosen Nächte, und ich kam selten oder nie dahin, wo die jungen Leute zusammen kommen. Ich dachte immer: Will es der liebe Gott, daß Du mir einem braven Manne Freud und Leid tragen sollst, so wird er's auch wol so einrichten, daß Du ihn im Hause Deiner Eltern oder sonst in einer stillen Familie kennen lernst. Und also ist's auch bei mir eingetroffen. Es sollte so sein, daß mein seliger Mann bis zu seinem Tode in der Stadt bleiben sollte, dessen Thurm ihm schon im Traume den Willkommengruß zugenickt hatte.

Der Meister hatte gerade so viele und pressante Arbeit, daß er's ohne die Gesellen nicht zwingen konnte, und weil mein lieber Georg noch dazu ein sehr tüchtiger Geselle war, auf dessen Arbeit auch der tüchtigste Meister stolz sein konnte, so war sein Meister sehr betrübt, daß er ihn verlassen wolle, und fragte ihn: „Neue Städter, warum wollt ihr denn eigentlich fort! Es hat euch ja Niemand was zu leide gethan." — Darauf hat er geantwortet: „Das ist wahr, Meister; aber es will mir in euer Stadt auch gar nicht gefallen. Wenn ich so durch die Straßen gehe, ist mirs immer zu enge, und ich möchte dann hinaus, bergauf, bergab — und besonders wenn ich den Armenthurm ansehe, werde ich verdrießlich. Und dieweil mir das nicht länger gefällt, will ich von dannen ziehen."

Darauf hat der Meister geantwortet: „Wer weiß, warum es euch eng im Herzen wird, wenn ihr durch unsere gute Stadt geht! Vielleicht nur in einer gewissen Straße. Und der Armenthurm hat noch Niemandem etwas zu Leide gethan. Bleibt also bei mir, und versucht es nur erst mit acht Tagen noch, ob ihr euch hier eingewöhnen könnt. Denkt ihr dann noch immer so, wie heute, nun so mögt ihr thun, was ihr nicht lassen könnt."

Darauf ist denn mein seliger Mann geblieben. Das sollte aber Alles so zusammentreffen, weil es einmal bei Gott beschlossen war, daß wir einander gehören sollten. Am Sonntage darauf fällt mir's des Nachmittags ein, eine alte Muhme zu besuchen, deren Tochter just in meinem Alter war. Wie wir so zusammen reden, geht die Thüre auf, und Heinrich — das war nämlich der Sohn meiner Muhme — tritt mit einem jungen Burschen herein, der sehr schüchtern that und an der Thüre stehen blieb. Ich sah ihn an, und er sah mich an, und da war mir's, als hätten wir uns schon einmal gesehen, und als wären wir alte Bekannte. Aber das war mir nicht so; denn wir haben späterhin oft darüber zusammen geredet. Dieser junge Bursche war nämlich mein seliger Mann, und mein Vetter Heinrich hatte ihn früh in der Kirche kennen gelernt, wo sie zufällig neben einander gesessen hatten, und hatten es dann gleich mit einander verabredet, daß sie des Nachmittags zusammen sein wollten. Die beiden Gesellen gingen bald darauf wieder fort, ohne daß ich mit dem fremden Burschen auch nur ein Wort gesprochen hatte. Aber seit der Zeit war mit mir eine Veränderung vorgegangen; es gefiel mir nicht recht mehr in meiner Eltern Hause, und wenn ich so am Fenster saß, und es gingen junge Bursche unten vorbei, dachte ich immer, es müsse der Kamerad meines Vetters Heinrich dabei sein, und es ließ mir keine Ruhe, bis ich durch Elisabeth — das war nämlich Heinrichs Schwester — erfahren hatte, daß der fremde Bursche aus Neustadt hinter Nürnberg gebürtig sei. Als nun die acht Tage um waren, fragt der Meister meinen seligen Mann: „Nun, Neustädter, wie steht's, will's euch noch nicht in unserer Stadt gefallen? Wollt ihr vielleicht neue acht Tage zugeben?" „Ja Meister," hat er geantwortet, „es wird mir zwar jetzt noch viel enger ums Herz, wenn ich durch die Stadt gehe, besonders in einer gewissen Straße; auch wenn ich den Armenthurm ansehe, fährt mir ein unerklärlicher Aerger durch die Seele. Mir ists immer, als nicke er mit seiner vergoldeten Fahne gar spöttisch zu mir herunter. Aber ich will doch bleiben, wenn ihr mich behalten wollt."

Darüber war der Meister sehr froh; denn, wie schon gesagt, mein seliger Mann war ein gar tüchtiger Arbeiter, und durfte sich bei dem Meister ihrer Arbeit schämen. Als nun der Sonntag wieder kam, läßt mir's des Nachmittags keine Ruhe; ich muß meine Muhme Elisabeth besuchen. Und richtig, kaum bin ich eine halbe Stunde da, so geht die Thüre auf, und Heinrich tritt mit seinem Kameraden wieder ein. Mein seliger Mann hat mir's bann hundertmal erzählt, daß es ihm an diesem Sonntage nicht besser ergangen sei, daß er meinen Vetter Heinrich aufgesucht und das Gespräch mit ihm so lange gedreht und gewendet habe, bis er von ihm aufgefordert worden, mit zu seiner Mutter zu gehen. Nun weiß ich noch, wie heute, ob gleich nahe an 60 Jahre her sind, — ich saß mit meiner Muhme Elisabeth am Fenster, und die beiden Gesellen setzten sich auf Kanapee, und da gar kein rechtes Gespräch zusammenkommen wollte, faßte ich mir ein Herz und fragte: „Nun, Neustädter, wie gefällt es euch denn in unserer Stadt?" Da erschrackt er und ward feuerroth und antwortete: „Ei, Jungfer, woher weiß sie denn, daß ich ein Neustädter bin?"

„Nun," sagte ich und hielt den kleinen Finger in die Höhe, „das hat mir mein kleiner Finger gesagt." Da ward er wieder feuerroth und antwortete: „Die Jungfer ist sehr spaßhaft." Und nun gab ein Wort das andere, und wir saßen wohl drei Stunden zusammen, und da hatte er denn erfahren, daß ich Friederike hieß und wo ich wohne; und als wieder acht Tage um waren, sagte Georg zu seinem Meister: „Lieber Meister, mir gefällt's jetzt recht wol in eurer Stadt, und wenn euch meine Arbeit recht ist, so mögt ihr mich noch länger in eurer Werkstatt behalten." Das war dem Meister eben recht, denn er wußte, daß er sobald keinen solchen tüchtigen und braven Gesellen wieder bekommen würde, wie mein seliger Mann.

Sonntags darauf, als ich mit meiner Muhme Elisabeth aus der Kirche trete, steht mein Neustädter vor der Kirchthüre, kommt auf uns zu und trägt mich: „Heute hat der Herr Pastor eine gar schöne Predigt gehalten; die ist mir durch Leib und Seben gegangen. Besonders hat mir ein Spruch so sehr gefallen, den er so wahr ausgeleat hat, daß ich in meinem Herzen gedachte, der Herr Pastor müsse wissen, wie es mir selber ergangen ist. Wisset ihr vielleicht, Jungfer Friederike, welchen Spruch ich

meine?" — „Nun," antwortete ich, „vielleicht den: „Des Herrn Rath ist wunderbar, aber er führet es Alles herrlich hinaus." Wenigstens ist mir dieser Spruch und Alles, was der Herr Pastor darüber gesagt hat, wie aus der Seele gesagt gewesen." — „Richtig," sagte mein seliger Mann, „diesen Spruch meine ich." „Ach," setzte er dann hinzu, „wenn ihr wüßtet, wie wunderbar es mir bisher ergangen ist, da würdet ihr sagen, daß des Herrn Rath alle unsere Wege lenkt." — „Und könnt ihr nicht auch hinzusetzen," fiel ich ihm schnell ins Wort, „daß der Herr es Alles herrlich hinaus geführt hat?" — „Noch weiß ichs nicht," antwortete er, „aber ich hoffe es, und ich würde ein gar unglücklicher Mensch sein, wenn es nicht in Erfüllung ginge." — Ich wußte nun gleich, was er damit meinte, und setzte getrosten Muthes hinzu: „Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut."

Und am selben Nachmittage hatten wir zusammen, nämlich Georg, mein Vetter Heinrich, Elisabeth und noch eine gute Freundin und ich einen Spaziergang verabredet, auf welchem mein seliger Mann uns seinen wunderbaren Traum erzählte, und Alles, wie es seither ergangen war. Da wurde mir's zum ersten Male deutlich, daß uns der liebe Gott für einander bestimmt hatte, und da dauerte es denn auch nicht lange mehr, so hatten wir es uns, Eins dem Andern, gesagt." —

„Seit ihr schon fertig, Großmutter?" fragte die junge Frau mit sehr kläglicher Stimme, als sie merkte, daß die Großmutter hier schließen wollte. — „Was soll ich denn euch noch erzählen?" antwortete sie. „Reicht das nicht hin? Zudem müßt ihr mir wohl ein wenig Ruhe gönnen; denn obgleich dies Alles zwei Menschenalter hinter mir liegt, und mein Blut in dieser langen Zeit abgekühlt ist, klopft mir doch alle Male das Herz, so oft ich davon erzähle. Unterdeß könntet ihr uns sagen, lieber Herr Pfarrer, was eure Meinung von den Träumen ist."

„Wollte ich mich darüber ausführlich erklären," entgegnete ich, „so würde ich heute schwerlich fertig werden. Nur so viel habe ich als Wahrheit darüber erkannt, daß es wol Träume geben kann, welche als göttliche Offenbarungen anzusehen sind, und entweder als Engel des Trostes für erlittenes Ungemach, oder auch als Warnungsstimmen vor Ausführung ungerechter Entwürfe genommen werden müssen. Auch giebt es sicher weissagende Träume, die freilich nicht immer recht beherzigt oder gedeutet werden. Wer Gottes Wege von Herzen erkennen will, dem dient der Traum wie das Leben, und so lange die Menschen noch nicht leugnen können, daß auch das Leben im Traume eine Arbeit des göttlichen Geistes in uns ist, so lange ist es Verblendung, Irrthum, ja wol Sünde zu nennen, über alle und jede Träume vornehm zu lächeln. Der Apostel Petrus erhielt im Traume die göttliche Offenbarung, daß auch die Heiden zum Christenthum berufen wären, und der Apostel Paulus wurde im Traume bedeutet, daß ihn der Herr berufen habe, auch außerhalb Asien, in Europa, das Evangelium zu predigen. Wer auf Träume achtet, thut nur dann Unrecht, wenn er darauf seine irdische Lust bauen will; Träume, die aus Gott kommen, sind nur dazu den Menschen gegegeben, das Himmelreich auf Erden zu fördern."

„Wie ists da mit dem Traume des Großvaters?" fragte die junge Frau. „War das auch ein solcher Traum, der das Himmelreich auf Erden fördern sollte?" — Ganz gewiß," entgegnete ich, „und nicht allein deshalb, weil, wie das Sprüchwort sagt, eine glückliche Ehe das Himmelreich auf Erden ist, sondern noch mehr deshalb, weil Eheleute, die in der Furcht des Herrn ihren Bund schließen, von dem Herrn berufen sind, Eins das Andere zum Himmel zu erziehen. Ohne Freund und Führer geht Niemand zum Himmel ein; nun haben wir zwar Christum, der bei uns ist bis an der Welt Ende, und der, wo zwei oder drei in seinem Namen versammelt sind, mitten unter ihnen ist. Aber Christus wird nur dann zum Wege, der zum Leben führt, wenn unser Herz zum wahren Christusträger geworden ist. Wo nun Zwei zusammen Ihn im Herzen tragen, wird der Eine des Andern Stütze, und sowie gute Eheleute einander helfen und fördern in allen Leibesnöthen, so helfen und fördern sich fromme Eheleute in allen Seelennöthen. — Doch ich sehe, liebe Mutter, daß sich wieder Aller Augen auf euch wenden; ihr habt uns auf jeden Fall noch etwas zu erzählen."

„Wenn es denn sein muß," antwortete sie, aber eben nicht unfreundlich über meine Aufforderung, „so muß ichs wol zu Ende erzählen. Wir hatten also gegenseitig unser Herz ausgeschüttet und waren fest darin, daß uns Gott für einander erschaffen habe. Wir hatten aber freilich noch nicht den Muth, dies auch andern Leuten, namentlich meinen Eltern, zu sagen. Denn es fehlte uns Besten, wie man spricht, am Besten; wir waren Beide arm. Mein seliger Mann hatte im Grunde nicht viel mehr, als sein Reiseränzel; und wenn er auch hier und da Etwas erspart hatte, war's doch bald für Kleider oder gar zur Zeit der Krankheit wieder drauf gegangen. Von seinen Eltern konnte er nichts erwarten; denn sein Vater war längst todt, und seine Mutter eine arme Wittwe mit vier kleinern Kindern denen mein guter Georg gar oft kleine Unterstützungen nach Hause schickte. Und ich, Du lieber Gott! ich hatte wohl an Leinen und Betten und sonstigem Hausgeräthe einen kleinen Reichthum; aber zum baaren Gelde hat es in meiner Eltern Haus nicht recht kommen wollen. Mein seliger Mann mußte nun erst Meister werden, und vorher noch Bürger; das kostete Alles viel Geld; denn da ich nicht eine Meisterstochter seines Handwerkes, und mein Mann aus einem fremden Lande gebürtig war, so mußte er Alles aufs Theuerste bezahlen. Es blieb uns nichts Anderes übrig, als fleißig zu arbeiten und zu sparen, und wir hatten uns eine blecherne Büchse angeschafft mit einem großen, mächtigen Schlosse, die ich in meinem Kämmerlein tief ins Bettstroh versteckte; denn meine Eltern sollten nichts davon erfahren. Alle Sonnabende, wenn Georg sein Wochenlohn erhielt, wurde nun der größte Theil davon in die Büchse gelegt, und wir hatten einen Eid darauf gethan, nur im Falle der äußersten Noth das Ersparte anzugreifen. Ich selbst spann und strickte so fleißige wie noch nie; und wenn ich so einige Groschen in die Büchse thun konnte, nahm ich allemal einen kleinen Spiegel mit, um darinnen das Angesicht eines glücklichen Mädchens zu sehen. Ach diese Zeit werde ich nie vergessen; es giebt doch kein größeres Glück, als wenn ein Paar Leute sich herzlich lieb haben und wetteifern mit einander, wer dem andern mehr Liebe thun kann. Oft wenn ich früh um 4 Uhr schon an meinem Spinnrade saß, und mein altes Lieblingslied dazu sang: „Wach auf, mein Herz, und singe dem Schöpfer aller Dinge" — wurde mir's so fröhlich um's Herz, daß mir das Wasser in die Augen trat, und ich nicht fortsingen konnte.

Die Woche über sahen wir uns selten, eben weil Jedes von uns bis spät in die Nacht hinein arbeitete; aber der Sonntag war unser Himmelreich. Zuerst sahen wir uns in der Kirche, und Georg hatte seinen Sitz ein Mal für alle Mal so genommen, daß wir uns mit den Augen finden konnten. Wenn nun der Pfarrer irgend Etwas predigte, was uns so recht zu Herzen ging, z. B. wie glücklich Menschen sind, die sich einander herzlich lieben, die zu jedem Opfer willig und bereit sind, und Solche, die ihr Lebensglück auf den Herrn bauen, und sich vor der Zukunft nicht fürchten, so lange sie sich an Gott halten, und Solche die im Glauben und in der Liebe zu Christo, unserm Erlöser, sich vorgenommen haben, recht gute, fromme und gottwolgefällige Menschen zu werden, — da sahen wir uns alle Mal einander an, und ich wüßte keine solche Stelle, wo Einer auf des Andern Blick umsonst gewartet hätte. Und wenn dann die Kirche aus war, so ging ich zu dem Thore, Georg aber zu jenem Thore hinaus, daß die Leute denken mußten wir gingen uns einander gar nichts an; freilich, wenn sie es nur gewußt hätten, daß unsere beiden Wege doch am Ende zusammenkamen! Ach, wie oft haben wir da überrechnet, wie viel wir nun in der Sparbüchse hätten, und wie lange wir noch warten müßten, ehe die erforderliche Summe zusammengebracht wäre. Wenn da mein seliger Mann sich oft verrechnete, und mehrere Thaler zu wenig zählte, da wollte mir's manchmal das Herz abdrücken; denn er wußte ja nicht, daß ich auch meine paar Groschen dazu that, und ich hatte mir's fest vorgenommen, das niemals zu verrathen.

So war ein Jahr vergangen, und genau am selben Tage, an dem wir Jahrs zuvor uns zum ersten Male gesehen, öffneten wir in Gegenwart meiner Muhme Elisabeth unser Schatzkästlein, und als mein seliger Mann so ein Mandel Thaler mehr fand, als er berechnet hatte, konnte er vor Erstaunen kaum zu sich kommen; ich aber sagte: „Du blinder Mann, kannst Du Dir's denn nicht denken, daß die Hand, die Dich durchs Erdenleben begleiten soll, den Zugang zu diesem Deinen Schatzkästlein auch hat finden können?" Da traten ihm vor Freuden die Thränen in die Augen, und wenn Muhme Elisabeth nicht dagewesen wäre, hätte ich ihm gern diese Thränen von den Augen geküßt. Aber ich schämte mich vor der Muhme; dafür aber traten wir bald darauf vor unsere guten Eltern, denen wir allerdings eben nichts Neues entdeckten; denn sie hatten wohl gemerkt, warum ich immer so spät aus der Kirche zurückgekommen, und was ich so ängstlich und heimlich im Bettstroh versteckt hatte. Aber da sie Kundschaft eingezogen hatten über meinen Herzensfreund, und erfahren hatten, daß es ein braver und frommer Geselle sei, ließen sie uns im Stillen gewähren und ertheilten uns ihren besten Segen.

Des andern Tages eilte Georg aufs Rathhaus und zu dem Obermeister, um den Bürger- und Meisterbrief zu besorgen. Wir Armen dachten in unserer Herzensfreude, das könne nun Alles so in einigen Wochen abgemacht werden. Du lieber Gott! — Die schwerste Prüfung war noch zu überstehen. Ich weiß noch nicht wie heute, ich saß am Fenster und sah alle Minuten hinunter auf die Straße, um zu sehen, wenn Georg mit der frohen Botschaft käme. Nach einigen Stunden kam er; aber gar traurig und niedergeschlagen.

Digitized by Google

„Was ist Dir begegnet?“ fragte ich voll Angst. — „Ach,“ entgegnete er, „ein großes Unglück. Der Obermeister hat mir gesagt, daß er meine Meldung zum Meisterrechte annehmen wolle, daß ich aber, als ein Fremder, von heute an noch drei volle Jahre warten müsse, wenn ichs nicht mit schwerem Gelde erkaufen wolle.“ — „Noch drei Jahre?“ rief ich aus, und hätte im selben Augenblick den Obermeister bis aufs Blut peinigen können. — „Mein Traum soll ganz in Erfüllung gehen,“ fuhr nun Georg schwermüthig fort. „Das sind die drei Schläge auf dem Armenthurme. Nunmehr begreife ich erst, warum mir dieser Thurm immer so ärgerlich gewesen ist.“

So sehr mein Blut auch in Wallung war, und sich mein ganzes Herz in mir umgewendet hatte, so war ich doch zu sehr von Jugend auf gewöhnt, mich still in das zu fügen, was unvermeidlich war, besonders, wenn ich es als eine Schickung Gottes betrachten mußte. Und das mußte ich hier; denn an uns lag es nicht. wir hatten Alles gethan, wir hatten fast über unsere Kräfte gearbeitet, es uns am Munde abgespart; aber es sollte noch nicht sein.

„Lieber Georg.“ sagte ich, „Armuth thut freilich weh, und es mag viele reiche Leute geben, die das, was wir in einem Jahre saure verdient haben, in einem Tage durchbringen, ohne daß sie arm werden; und es würde für Manche wol eben kein großes Opfer sein, wenn sie uns die funfzig Thaler, aber was es sonst noch kosten mag, verehrten. Aber wir wollen nicht darüber murren. Wir sind Beide noch nicht so alt, daß wir mit drei Jahren alte Leute würden, und sowie ein Jahr uns so glücklich vergangen ist, warum können dies mit Gottes Hilfe nicht auch drei Jahre?“ „Judem,“ setzte ich hinzu, „geschieht uns eben recht. Dein Bürger- und Meisterwerden hätte jetzt unsern kleinen Reichthum mit einem Male aufgezehrt, und wenn nun gleich in der ersten Zeit irgend eine Noth, eine Krankheit oder sonst ein Uebel über uns gekommen wäre, wie hätten wir da bestehen wollen, wenn uns nicht ein Nothpfennig zu Gebote gestanden hätte. Gewiß, lieber Georg, der liebe Gott macht Alles wohl; er will uns damit nur sagen, daß wir nicht allzusehr nur an Heute, sondern auch etwas an Morgen denken sollen. Wenn Du mir treu bleibst, wie ich Dir, so sollen uns diese drei Jahre auch nicht eine traurige Stunde machen. Laß uns unser Schatzkästlein von Neuem verschließen, und die Hände fleißig rühren: aber nicht mehr so wie bisher, über alles Maaß und Ziel, daß wir uns nicht durch gar zu große Gewinnsucht an dem Herrn versündigen. Will uns Gott unserer Hände Arbeit reichlicher segnen, als wir selber hoffen, oder will er uns auf diese oder jene Weise zu Hilfe kommen, nun so ist's immer noch Zeit, die drei Jahre abzukürzen. Denke doch, Jacob mußte um seine Rahel vierzehn Jahre freien; und es däuchte ihm, als wären es einzelne Tage, so lieb hatte er sie. Weil ich nun weit geringer bin, als Rahel, so hat Dir der liebe Gott nur drei Jahre dazu gesetzt. Sollten sie Dir nicht auch vergehen, wie einzelne Tage?“ — „Ja,“ sprach mein guter, seliger Mann, „Du hast recht; denn ich habe Dich eben so lieb. Wir wollen uns darein ergeben.“

„Und nun,“ sagte hier die fromme Matrone, „neigt sich meine Geschichte schnell zu Ende. Wir hielten die drei Jahre richtig und glücklich aus, blieben uns treu in mancher Anfechtung, und legten in solcher Zeit einen gar ansehnlichen Sparpfennig zurück, der uns auch gesegnet blieb funfzig Jahre lang. Wenn ich dort meinen Herzensfreund wiederfinde, wird uns auch alles Andere klar werden, was uns sonst in dieser langen Zeit viel Trauriges begegnet ist. Gott gebe, daß bis dahin Alle geschieht!“ —

Als die fromme Frau hier schloß, herrschte eine tiefe Stille in der kleinen Versammlung, die ich mit den Worten der Schrift unterbrach: „Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet Denn nachdem er bewährt ist, wird er die Krone des Lebens empfangen, welche Gott verheißen hat denen, die ihn lieben.“

Ludwig Wihl

ward im Jahre 1807 zu Wevelinghoven bei Aachen geboren, erhielt eine wissenschaftliche Erziehung in Cöln, studirte dann in München Philologie, lebte darauf als Hauslehrer zu Frankfurt a. M. später als Privatgelehrter in Hamburg, wo er sich Gutzkow anschloß und gründete dann 1840 eine Erziehungsanstalt zu Aachen, der er gegenwärtig noch vorsteht.

Er gab heraus:

Gedichte. Mainz 1836.
Englischer Novellenkranz. Hamb. 1839.
Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Altona 1840.
Jahrbuch für Literatur und Kunst. Hamb. 1842.
Aufsätze, Gedichte u. s. w. in Zeitschriften.

Gewandtheit, Anmuth und Kraft in der Behandlung, gesunde Auffassung des Lebens, Witz und Phantasie, reihen W. mit Recht unseren besseren jüngeren Lyrikern als einen reichbegabten talentvollen Dichter an.

Der König und die Schäferin.

Ein König stand an Schiffesrand
Und sah zum Ufer hin;
Sein Auge fiel im grünen Land
Auf eine Schäferin.

Die Diener waren all' entzückt
Ob ihrer Schönheit Schein,
Die, von dem Könige abgeschickt,
Die Schäferin luden ein.

Sie sprach: „Ich will zum König gehn,
Wenn er mir treu verspricht,
Daß er in Züchten mich will sehn,
Doch anders komm' ich nicht.

Der König gab sein Wort ihr hin,
Da kam sie auf ihn zu.
„So wahr ich Regner Lodbrog bin,
Die schönste Maid bist Du!

O daß es auch Dein Herzwunsch wär',
O gieb mir Deine Hand,
Dir dienet dann mein ganzes Heer,
Mein Hof und all mein Land.“

Die Schäferin hielt's für eitel Spott
Und sprach mit kühnem Sinn:
„Du hast geschworen, o König, bei Gott,
Laß ziehen die Schäferin!

Ich bin als Königin Dir zu gering,
Und mir zu gut als Magd;
Als ich von meinen Lämmern ging,
War ich schon herzverzagt.“

„O nimm das reiche Seidengewand,
Ein Zeichen, daß ich Dir hold —
Es ist gestickt von lieber Hand
Mit Blumen aus Silber und Gold.“

„Ich geh' im schwarzen, groben Kleid
Wie es der Schäferin ziemt;
Die Königin geht in Sammt und Seid
Mit Silber und Gold verblümt.“

Dem König half kein Flehn,
Sie nahm den Schmuck nicht an;
Sie wollte früher sehn,
Ob sie seine Liebe gewann.

Sie wollte, wenn er den Heerzug
Vollbracht, und noch immer sie minnt,
Mit ihm beginnen den Meerzug,
Er wär' ihr dann treu gesinnt.

Digitized by Google

„Wohlan, ſo ſieg' ich zweimal,“
Sprach laut des Königs Muth.
Komettengleich ſchwang er den Stahl,
Getaucht in feindliches Blut.

Und zog ein Sieger aus der Schlacht
Zu ſiegen an den Strand
Und führte ein Sieger in Glanz und in Pracht
Die Schäferin ſtolz in ſein Land.

Da kam zu ihm in hohen Sprüngen
Lautmeckernd eine Ziege hin
Und rieb ſich an den knorr'gen Ringen
Des Eichenſtamms ihr bärt'ges Kinn.

Schon hatte ſie ein Reis im Munde,
Da warf der Berggeiſt ſie hinab;
Der Schäfer ſchlug nach ſeinem Hunde
Im Zorne mit dem Hirtenſtab.

Ironieen der Weltgeſchichte.

Der Berggeiſt, dem ein ſtill Verlangen
Nach einem Baum in ſeinem Kreis,
Den ſchwarzen Bart, den ellenlangen,
Schneeweiß gefärbt gleich einem Greis,

Sah ſtets mit hellen Freudenthränen
Die jungentſproß'ne Eiche an,
Dem Vater gleichend, deſſen Sehnen,
Ein ſpäter Kind noch wiegen kann.

Die Zukunft war ihm jetzt willkommen,
Er fühlte ſüß die Schatten wehn
Des Baumes, der ihn aufgenommen;
Er ſah ſchon reichbelaubt ihn ſtehn.

Das Fräulein an der Himmelsthür.

Ein Fräulein ſtand an der Himmelsthür':
„Sankt Peter, Sankt Peter, öffne mir!“
Sankt Peter d'rauf: „Und das thu' ich nicht! —
Wodurch verdien' ich ſolch Gericht?
Weil Du ſo dumm geweſen biſt,
Dein Lebtag keinen Mann geküßt!“

Da ſprang ſie nach Sankt Peter hin
Und faßt den Alten flugs bei'm Kinn
Und gab ihm ſolch ein ſüßen Kuß,
Daß er ihr endlich öffnen muß.
Drob lachen alle Heil'gen ſehr,
Der heil'ge Petrus doch noch mehr.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Digitized by Google